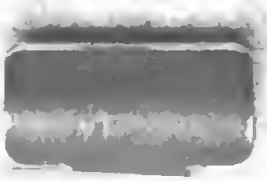
THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
A LZB
1897
2



Digitized by Google

Beilage

4384
8

zur

Allgemeinen Zeitung.

April, Mai, Juni 1897.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 1. April. Nummer 73.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XXII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXII.

„Der Zustand des Christenthums in Amerika ist eine große, ernste Warnungstafel und wird es künftig noch mehr sein."

Döllinger, Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat, S. 316.

New-York, 10. März. Wir sahen, daß die Verfassungsurkunde der Vereinigten Staaten von vornherein die Existenz des Christenthums ignorirt: vollen Ernst mit der daraus sich ergebenden Trennung von Staat und Kirche hat freilich erst Jefferson gemacht. Diese Trennung bezieht sich seither auf alle Aeußerungen des gesellschaftlichen Lebens und alle Functionen und Functionäre des staatlichen Wesens: eine Einmischung der letzteren in die Angelegenheiten der religiösen Genossenschaften ist durchaus, weder zum Guten noch zum Bösen statthaft. Es war demnach ganz correct, wenn vor etlichen Jahren der Präsident der Union erklärte, er könne Hrn. Satolli, nicht aber den Delegaten des Apostolischen Stuhles empfangen, da ihm dieser gesetzlich unbekannt sei.

Auf kein Gebiet mußten diese Einrichtungen nachhaltiger und empfindlicher einwirken, als auf das der Schule. Die amerikanische Staatsschule schließt selbstverständlich den Religionsunterricht systematisch aus. Die Lehrer dürfen die Bibel nur als Lesebuch benutzen, aber sie dürfen an das Gelesene weder eine Erklärung anknüpfen, noch ein Gebet sprechen. Schon vor vierzig Jahren fand dies Volksschulsystem selbst bei Amerikanern die allerabfälligste Beurtheilung. Döllinger führt in „Kirche und Kirchen" S. 317 schon die Auslassung der Mercersburg Review an, welche es ein helpless, wretched and ruinous Common School System nennt, und eine andere Colwells vom Jahre 1854, welcher die Ausschließung des Christenthums von der öffentlichen Erziehung eine selbstmörderische Einrichtung heißt und meint, der schlimmste Feind der Menschheit hätte nichts ersinnen können, was für die republicanischen Institutionen des Landes verderblicher wäre. Döllinger selbst sprach sich mit einer Schärfe über diese Einrichtungen aus, welche nichts zu wünschen läßt. „Wenn," sagt er, „das Sectenwesen keinen andern Fluch über Amerika gebracht hätte, als ein solches Schulsystem, welches die Jugend des Landes gewöhnt, Wissen und Leben einerseits und Religion andrerseits als zwei völlig geschiedene und von einander unabhängige Gebiete anzusehen, so müßte dies schon genügen, in ihm eine der größten Calamitäten der neuen Welt zu erkennen. Man macht gegenwärtig in Amerika die bittere Erfahrung, daß eine von christlichem Geist entblößte Erziehung nicht bloß mangelhaft, sondern positiv verderblich ist, daß sie Kräfte mit der Gewißheit ihres Mißbrauches verleiht und die Menschen zu kalt berechnenden Schurken macht. Die Sonntagsschulen, die man dort eingeführt hat, sind kein Ersatz für den Ausfall der christlichen Pfarrschule."

Die Beobachtungen, welche in diesen Worten niedergelegt sind, halten sich den nordamerikanischen Katholiken natürlich frühzeitig aufgedrängt, und diese waren längst dazu übergegangen, den religionslosen Staatsschulen „Pfarrschulen" entgegenzusetzen, in welchen die christliche Erziehung die Grundlage bildete und deren Leitung völlig in der Hand der Bischöfe und des Pfarrklerus lag. Die unbeschränkte Unterrichts- und Lehrfreiheit, welche die Verfassung gewährte, machte die Errichtung dieser Pfarrschulen allenthalben möglich, wo sich die Mittel dafür beibringen ließen. Wir haben in unserm vorigen Brief an Zahlen aufgewiesen, in welch bedeutendem Umfang diese kirchlichen Privatschulen entstanden. Die seit dem letzten halben Jahrhundert so besonders starke deutsche Einwanderung erblickte in diesem System eine willkommene Einrichtung, welche die Erhaltung deutscher Sprache und deutscher Sitte ermöglichte; die katholischen Deutschen wurden auf diese Weise die begeistertsten Verfechter und die eigentlichen Träger dieses Pfarrschulsystems. Es war den deutschen Institutionen nachgebildet, aber keineswegs mit denselben identisch. Während in Deutschland, speciell in Preußen die ganze Schule doch auf dem Princip der Staatshoheit ruht und die Kirchen eingeladen, bezw. berechtigt sind, immerhin unter der staatlichen Oberhoheit und Controle an dem Werke der Erziehung und des Unterrichts einen wesentlichen Antheil zu nehmen, sind die Pfarrschulen der Union jeglicher staatlichen Oberhoheit und Ueberwachung entzogen und ganz dem Einfluß der Kirche unterstellt. Neben den Vortheilen, welche sich hieraus für die ungehinderte Entfaltung sowohl des kirchlichen als des deutschen Princips ergeben, ließen sich aber auch bald die Nachtheile dieser Institution erkennen.[2] Es mußte zunächst trotz aller Opferwilligkeit der Katholiken für diese Pfarrschulen sehr schwer sein, die Quantität ihres Lehrerpersonals und damit ihres Unterrichts überall auf derselben Höhe zu halten, wie sie die Staatsschulen einnehmen. Von amerikanischer Seite wurde bald bemerkt, daß die ausschließlich deutsche Erziehung in so vielen dieser Schulen eine Bevölkerung heranziehe, welche dem Geiste des neuen Vater-

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 48 vom 1. März d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

[2] Zu dem nun Folgenden vgl. die sehr interessante und gut geschriebene, wenn auch von Einseitigkeit nicht ganz freizusprechende Schrift des Rev. Father *George Zurcher*, Pastor of St. Josephs Church, Buffalo, N. Y.: „Foreign Ideas in the Catholic Church in America" (erschien zuerst in The Roycroft Quarterly, Nov. 1896, Nr. 8), welcher wir manche Daten entnehmen konnten.

255509

landes und seinen Institutionen gegenüber fremd dastehe und sich nicht mit ihm zu amalgamiren wisse. Die Reibungen fanden ihren ersten bedenklichen Ausdruck in dem Beschluß des Erzbischofs von St. Louis vom Jahre 1844, wonach nur die englisch sprechenden und unterrichtenden Kirchen künftighin Parochialrechte haben und die foreigners als Succursalen ihnen unterstellt sein sollten. Damit waren die deutschen Katholiken sofort in eine secundäre und abhängige Stellung versetzt. Der Streit nahm bald größere Dimensionen an. Die deutschen Katholiken forderten schon auf dem Concil von Baltimore Gleichstellung mit den englisch Redenden, denen sie, da dies zum großen Theil Iren waren, thatsächlich im Durchschnitt nach allen Seiten überlegen waren. Andrerseits überreichten schon 1889 die Bischöfe Gilmour von Cleveland und Moore von St. Augustin dem Cardinal Simeoni ein „Memoriale sulla Questione dei Tedeschi", in welchem das numerische Uebergewicht der Deutschen in vielen Diöcesen beklagt wurde. Es wurden Uebelstände angeführt, welche sich daraus ergeben hätten. Die Deutschen hätten z. B. die irischen Studenten aus dem Diöcesanseminar zu Cleveland einfach herausgeworfen; worauf denn allerdings die Iren mit Bildung eines Vereins antworteten, dessen Thätigkeit mit der Verjagung des Bischofs selbst endete. . . . „The less," schließt die Denkschrift, „the spirit of foreignism is among Catholics in America, the better it will be for the Church." Die Deutschen ihrerseits verlangten die völlige Unabhängigkeit von den irischen Pfarreien, ja die von Father Abbelen in Milwaukee 1886 der Propaganda übersandte und von dem Erzbischof Heiß gutgeheißene Eingabe forderte, es solle den irischen Priestern jede Ausübung von Parochialrechten über Angehörige deutscher Pfarreien verboten werden. Die Iren beklagten sich bald über die geistige Ueberlegenheit der Deutschen; sie warfen ihnen vor, die einzigen Besitzer einflußreicher Zeitungen und Normalschulen zu sein, ihren Gottesdienst mit Orgeln, Gesang, Glocken und in jeder Weise mit einem Pomp auszustatten, dessen sie, die Iren, nicht fähig waren, u. s. s. Die Deutschen ihrerseits waren auch nicht lässig. Ihr römisch-katholischer Centralverein, welcher Ende September 1886 in Albany am Hudson seine vierzigste Generalversammlung gehalten hatte, regte sich kräftig, und sie sandten 1886 einen Beauftragten nach Rom, um ihre Sache zu vertheidigen. Um dieselbe Zeit langten die Bischöfe Ireland und Keane dort an, um wegen der katholischen Universität zu verhandeln. Sie nahmen sofort in einer Denkschrift vom 6. December Stellung gegen die Forderungen der Deutschen, erklärten sich gegen das establishment of a permanent Germany in America. Diese Herren finden es nicht statthaft, daß die deutschen Priester und Nonnen sich ausschließlich der deutschen Sprache bedienen und auch die irischen Kinder in ihren Schulen zwingen, deutsch zu beten, selbst wo sie nur englisch sprechen. Sie fordern den allmählichen Uebergang der eingewanderten Deutschen zum Englischen. Die Sache des Glaubens selbst verliere bei dem engherzigen Bestreben der Deutschen, an ihrer Sprache zu halten. Keine Stadt in Nordamerika sei so vorwaltend deutsch wie Milwaukee, und in keiner sei der Unglaube so verbreitet wie hier, weil die Ertheilung des Unterrichts in der englischen Sprache gänzlich vernachlässigt werde. Der Bischof Heiß habe die deutsche Kirche zu seiner Kathedrale gemacht und damit sei das seltsame Phänomen gegeben, daß deutsch die officielle Sprache eines nordamerikanischen Bischofs sei. Das deutsche Element habe seine guten Seiten, es habe auch seine bedenklichen. Die anarchistische Bewegung in den Vereinigten Staaten sei wesentlich durch die Deutschen getragen. Diesen wird dann namentlich ihre Gleichgültigkeit gegen die Sonntagsfeier vorgeworfen und beklagt, daß sich ein Freiheitsbund gebildet habe, welcher jedem Versuch, die Sonntagsfeier zu verschärfen und den Verkauf der geistigen Getränke einzuschränken, entgegentrete. Auch Erzbischof Corrigan von New-York trat dieser Auffassung bei und betonte in einem Schreiben an den Cardinal Simeoni vom 17. Dec. 1886 die Unmöglichkeit, den Foreigners allweg gerecht zu werden. Wolle man den deutschen Katholiken ihr eigenes Kirchensystem zugestehen, so sei kein Grund, es den anderen Nationalitäten abzuschlagen. In New-York habe man 60,000 Deutsche, 60,000 Böhmen, 50,000 Italiener, 20,000 Polen, 25,000 Franzosen, zahlreiche Spanier, Araber, Griechen und Orientalen. Sollten alle diese einen eigenen Generalvicar und eigene Pfarreien erhalten? Noch schärfer sprach sich der Bischof Maes von Covington um dieselbe Zeit aus, indem er die Petition der deutschen Prälaten als einen Insult für die Hierarchie der Vereinigten Staaten erklärte, und ähnliche Auslassungen kennt man von Bischof Kain von Wheeling, Bischof Ryan von Buffalo und mehreren anderen. Am 8. Juni 1887 gab Rom die Entscheidung: 1) es könnten Pfarreien ganz unabhängig von einander in demselben Territorium für Angehörige verschiedener Sprachen gegründet werden; 2) der Bischof könne den Kindern befehlen, so lange sie unter väterlicher Autorität stehen, in die Schule ihrer Eltern zu gehen; 3) es könnten auch Pfarreien anderer als englischer Sprache als irrevocabel (d. h. also im kanonischen Sinn als wirkliche Pfarreien) erklärt werden.

Diese „irrevocablen" Pfarreien, deren z. B. die Diöcese Buffalo nur zehn hat, und deren Inhaber nur nach einem kanonischen Proceß absetzbar sind, machen bei Erledigung der Bischofsstühle die Ternavorschläge. Infolge dieser von dem dritten Concil zu Baltimore getroffenen Bestimmung haben diese Pfarrer also einen namhaften Einfluß auf die Besetzung der Bisthümer, und man begreift, daß der Kampf der beiden Parteien sich darum auf diesem Punkt sehr heiß entzündete.

Es traten andere Streitpunkte hinzu. Einer der wichtigsten war die Frage der Sonntagsfeier. Die von dem Erzbischof von St. Paul auf dem dritten Concil zu Baltimore (1884) betriebene Verschärfung derselben ward von der von deutschen Jesuiten herausgegebenen „Christlichen Woche" von Buffalo als eine Ausgeburt puritanischer Gesinnung erklärt (1890). Das Blatt sagt rundweg: wir unterwerfen uns der kirchlichen Autorität, niemals aber einer Partei. Namentlich weigerten sich die deutschen Katholiken, unter Zustimmung des Erzbischofs Heiß, am Sonntag ihre Salons zu schließen und auf den Genuß von Wein und Bier zu verzichten. Brachte die Catholic Total Abstinence Union zugunsten der katholischen Universität 25,000 Dollars zusammen, so erklärten die deutschen Zeitungen dies für Unsinn und als Zeichen einer krankhaften Bewegung. Schlossen englisch-irische Bischöfe jetzt die saloonkeepers von den katholischen Vereinen aus, so nannten die Deutschen das eine Brutalität und klagten die Temperänzler einer Art von Häresie an. Im Jahre 1887 erlangte Erzbischof Ireland für die Temperanz eine fast unbedingte Gutheißung von Leo XIII., in diesem Punkt wie in anderen durch den Cardinal Manning lebhaft unterstützt. Jetzt ergriff die Controverse auch die geistlichen Orden. Einige derselben, wie die Pautisten, Lazaristen, Dominicaner, Augustiner und Passionisten „amerikanisirten sich" und nahmen die Temperanz an; die meist aus Deutschen zusammengesetzten Benedictiner weigerten sich dessen, und M. Griffin verstieg sich dazu, ihre Hauptabtei, St. Vincent in Beatty, welche sich selbst ihr Bier braut, als order of sacred Brewers zu denunciren. Die Temperänzler affichirten das äußerste Entsetzen über die „biertrinkenden Mönche", denen gegenüber sich auch die Autorität des apostolischen

Delegaten vollkommen machtlos erwies. Die Patres tranken ihr Bier ruhig weiter, und auch die deutschen Jesuiten zeigten sich entschieden taub gegen die Vorstellung, daß ihre beiden größten Ordensheiligen, S. Franz Xavier und S. Franz Regis, durch und durch „abstainers“ waren. Auf der Versammlung der Catholic Total Abstinence Union von New-York, August 1895, wo über 1200 Delegaten anwesend waren, zeigten die Totalisten ihre Stärke, und hier bereiteten sie auch dem Bischof Keane als Vorkämpfer des „American Sunday“ einen begeisterten Empfang. Die Tendenz ging jetzt dahin, statt des Fastens, welches den stark arbeitenden Amerikanern unmöglich sei, die gänzliche Enthaltung von geistigen Getränken aufzuerlegen, und man sah dies zur Praxis bereits in einem Circular des Bischofs Ryan vom 12. März 1896 anempfohlen. Das allgemeine Kirchengesetz hat bekanntlich stets den Grundsatz festgehalten: liquidum non frangit jejunium. Was die amerikanische Partei hier wollte und, wie es scheint, ziemlich allgemein durchsetzte, ist ein Zurückgreifen auf den Rigorismus der Jansenisten, welche ebenfalls den Wein in der Fastenzeit verboten. Die Amerikaner behaupten aber, der totalen Abstinenz von geistigen Getränken zu bedürfen, weil sie anders der Neigung zur Trunksucht bei den Ihrigen und insbesondere bei den Iren nicht Meister würden. Die Deutschen behaupten, daß sie keine Säufer seien wie die Iren und dieses Receptes nicht bedürften; daß im Gegentheil durch Anwendung desselben sicher tausende von Deutschen aus der Kirche herausgetrieben würden und lieber auf die Predigt als auf ihr Glas Bier verzichteten. Was auch uns sehr wahrscheinlich dünkt.

Seit 1891 verwickelten sich die Dinge weiter durch den sogenannten Cahenslyism. Herr Cahensly ist bekanntlich Generalsecretär des St. Raphaelsverein, welcher sich die religiösen Interessen und den Schutz der nach Amerika auswandernden Deutschen angelegen sein läßt: ein braver und edler Mann, der aber Katholicismus und Ultramontanismus für ganz identisch hält und seine gute Sache verdarb, indem er seinen Waggon unmittelbar hinter die Locomotive der Jesuiten hing. Im Jahre 1891 trat er in Rom auf und suchte mit Unterstützung des preußischen Gesandten und des österreichischen Botschafters beim hl. Stuhl den Papst für die Ernennung deutscher Bischöfe in Amerika zu gewinnen. Die Sache machte Aufsehen genug, um den Senator Davis bei der Berathung der Anti-Chinese Bill im Senat der Vereinigten Staaten zu dem sonderbaren Ausruf zu veranlassen: „The attempt of Herr Cahensly to denationalize American Institutions, and plant in our midst as many nations as there are foreign tongues, is more matter far profound concern than the Chinese question. . . . Confucius rises infinitely above Cahensly.“ (H. R. 6185.) Wie weit die „Fremden“ in der That gingen, zeigt u. a. die unvorsichtige Aeußerung des Jesuiten Zimmermann, welcher in den „Laacher Stimmen“ (in dem Artikel „Streiflichter auf die Racen- und Nationalitätenfrage in Nordamerika“) die Frage aufwirft, „ob nicht mit der Zeit die Deutschen, Italiener und Slaven in Nordamerika eigene, von denen der Angloamerikaner getrennte Staaten bilden werden“; und es stimmt ganz dazu, wenn der Buffalo-Volksfreund vom 17. Febr. 1890 sagte: „der Hauptirrthum des Erzbischofs Ireland liegt in seinen Ansichten über Amerika, Amerikaner und amerikanische Kirche. Amerika ist keine Nation, keine Race, kein Volk wie Frankreich, Italien oder Deutschland. Der Gründer der Republik schuf einen Staatenbund, der durch eine gemeinsame Constitution zu einer Einheit zusammenwuchs; aber er begründete keine Nation. Es gibt hier Bürger einer Republik, aber keine Nation und es gibt daher auch keine andere nationale Sprache als diejenige, welche die eingewanderten Racen zu Hause sprechen.“ Daß die Deutschen nicht die einzigen sind, welche so denken und empfinden, geht aus der Aeußerung des Premierministers von Canada hervor, welcher gelegentlich des in Baltimore gefeierten Centenariums der amerikanischen Hierarchie (1889) es beklagte, in den Reihen der letzteren keinen einzigen canadischen Bischof zu finden (Irish World 1891, June 9); und es erhellt das noch deutlicher aus dem bittern Ton, welchen eine kürzlich erst ausgegebene Flugschrift im Interesse der canadisch-französischen Bevölkerung anschlägt.[1]) Dieselbe will, wie es S. 90 heißt: „mantrer à toutes les âmes haunêtes que nous gémissons sous le jong d'un astracisme qne naus n'avans pas mérité de porter. Depuis trop longtemps, à certains endraits, an naus traite en parias de la famille catholique; comme si naus n'avions pas en ce pays et ailleurs porté le poids du jaur et de la chaleur; comme si une fonle des (!) établissements religieux n'étaient pas en bonne partie le fruit de nos travaux et de nas sueurs; comme si naus avians, plus que d'autres, contristé par natre condnite le caeur de natre mère l'Église. Non; naus vonlans le proclamer bien haut, et la prouver à la face dn monde civilisé, les Canadiens ne sant pas d'une race abâtardie; lenrs prêtres ne sant pas des mercenaires qui n'ont drait qu'à la plus maigre pitance et au mépris des autres nations.“ Es wird dann S. 95 speciell gefordert: „c'est le droit des Canadiens émigrés (der in die Vereinigten Staaten eingewanderten Canadier) aux États Unis de demander des prêtres de leur nationalité des lors qu'ils sont prêts à payer les frais de leur entretien comme ceux du culte.“ Es hat sich zu dem Zweck ein Verein gebildet, welcher sich vorsetzt: „de mettre au grand jaur les injustices qne le haut clergé américain a commises contre les contumes, les usages et les lais de l'Église, contre les chrétiens qui ne venlent point renancer à lenr langue“ (p. 95). Die Vertreter dieser Association weisen darauf hin, daß der Papst selbst für die italienischen Auswanderer in den Vereinigten Staaten Priester entsendet, und fragen: „wenn dies möglich und statthaft ist, weßhalb sollen denn die religiösen und nationalen Interessen der französisch-canadischen Elemente den assimilirenden Tendenzen des irisch-amerikanischen Episkopats geopfert werden?“ Ebenso scharf klagen die Deutschen. Als der Cardinal Gibbons in Milwaukee seine große Rede über die Nothwendigkeit der Einheit in der amerikanischen Kirche hielt, meinte ein Deutscher: „diese großen Herren wollen uns mit ihrem Americanismus zu Tode quälen“, und der Buffaloer Volksfreund erklärte: „die Kirche amerikanisiren, heißt einfach sie umbringen.“ Diese Stimmung ward durch die Parteinahme der deutschen Katholikenversammlungen, wie durch das Telegramm des Katholikentages zu Bochum an denjenigen von Cleveland lebhaft unterstützt. Hr. Lieber erschien 1890 selbst in Nordamerika, verweilte drei Tage in Buffalo bei den Jesuiten und reiste in Gesellschaft einiger derselben nach St. Louis. Der hl. Vater hatte unterdessen die Cahensly'sche Petition abgelehnt; um ihn günstiger zu stimmen, ward den deutschen Katholiken jetzt auf dem Buffaloer Katholikentag von 1891 die Parole gegeben, die Wiederherstellung der weltlichen Souveränetät des Papstes mit großem Lärm zu befürworten und zu fordern; da dieses Thema sich innerhalb der specifischen amerikanischen Welt, auch des Episkopats, keiner besonderen Popularität erfreut, dachte man sich, durch ausgesprochene Parteinahme für das Temporale in Rom Oberwasser zu gewinnen (vgl. Cathalic Union and Times 1891, Oct. 1).

1) *Charles F. St. Laurent*, Language and nationality in the light of Revelation and History. Montreal 1896.

Wie heftig die Geister auf einander platzten, zeigt der Katholikentag in Newark 1892, wo in ganz besonderer Schärfe die Restauration des Temporale gefordert wurde und ein Father Meißner erklärte, der „Americanismus" sei auf eine Stufe zu stellen mit dem Gallicanismus in Frankreich, dem Anglicanismus in England und Josephinismus in Oesterreich, was alles Auswüchse eines fanatischen Nationalismus seien. Der unter Bismarck gemachte Versuch eine Nationalkirche zu gründen, sei fehlgeschlagen, und so werde auch der Versuch fehlschlagen, eine amerikanische Nationalkirche aufzurichten. „Wir brauchen keine amerikanische Kirche. Wir brauchen einen unabhängigen Papst und freien Zutritt zu ihm. Wenn der Cahenslyism in nichts anderem besteht, als in der Anwendung des Rechts, sich stets an den Papst wenden zu dürfen, so soll die ganze Welt wissen, daß der Cahenslyismus zu derselben Familie gehört, wie der Jesuitismus, Papismus, Romanismus und Ultramontanismus." Zugleich wurde entschieden gegen die Behauptung, die Erörterung der römischen Frage sei hierzulande inopportun, und ebenso gegen jede Verschärfung der Sonntagsfeier Protest eingelegt. An diesen Beschlüssen betheiligte sich außer dem später zu erwähnenden Msgr. Schröder ganz besonders der Erzbischof Corrigan von New-York, der Hauptgegner Msgr. Irelands.

Damit war man glücklich auf dem Punkte angelangt, wo das beliebte System der Verketzerung die Stelle von Argumenten einnimmt, welche ausgehen oder nicht mehr verfangen. Man wird bemerken, daß in diesem Stadium der Controverse dem ursprünglichen Streitpunkt ein ganz anderer substituirt wurde: ursprünglich handelte es sich um die Sprachenfrage, die zunächst gar nichts mit theologischen und kirchenpolitischen Prinzipien zu thun hat; jetzt wird sie verquickt durch das Aufwerfen der Frage, ob Ultramontanismus, ob Amerikanismus. Vollends brennend wird sie durch den Schulstreit, der sich seit sechs Jahren mächtiger als je erhob und der noch weit davon entfernt ist, ausgetragen zu sein.

Das System der kirchlichen Parochialschulen hatte, wie wir sahen, vor allem den Vortheil, daß die Kinder hier eine ganz im Geiste der Kirche gehaltene Erziehung und den Unterricht in der deutschen Muttersprache erhielten. Aber es bot auch seine Bedenken. Um die Concurrenz mit den Staatsschulen auszuhalten und die Mittel zur Erhaltung dieses ungeheuren Apparats sich zu sichern, hatten die Bischöfe den katholischen Eltern die Beisteuer zu den Kosten der Pfarrschule und die Beschickung derselben durch ihre Kinder nicht bloß im allgemeinen als eine Pflicht eingeschärft, sondern sie machten von der Erfüllung dieser Bedingungen selbst die Zusammengehörigkeit mit der Kirche abhängig und es bildete sich bald das Prinzip heraus, renitenten Eltern die Sacramente zu verweigern. Manche Eltern waren aber materiell nicht in der Lage, ihre Kinder in diese Privatschulen zu senden und an den näher gelegenen, zuweilen wohl auch besser gehaltenen Staatsschulen vorbeizugehen. Viele hatten offenbar auch an einem ganz im jesuitischen Geist gehaltenen Unterrichtssystem kein absonderliches Gefallen. Man kann streng genommen von einem christlichen Vater nur verlangen, daß er seine Kinder christlich erzieht; ob er sich dazu des Pfarrers M. oder der Schule in N. oder eines andern Mittels bedient, ist schließlich seine Gewissensangelegenheit. Der Zwang, welchen man hinsichtlich der Pfarrschule trieb, mußte Tausende gerade von der Kirche entfernen. Vor allem aber mußte die Wahrnehmung sich geltend machen, daß in diesen vom Staat förmlich absehenden, ja denselben wie ein Teufelswerk meidenden Schulen eine Jugend herangezogen werde, welcher jedes patriotische Empfinden fehlte und welche ihr ganzes Leben hindurch den Abgang einer jeden Vorstellung von den Rechten des Staates und den Pflichten des Unterthanen verrathen werde. Es läßt sich begreifen, daß weder die amerikanischen Staatsmänner noch die anglo-amerikanischen Bischöfe von dieser Beobachtung sehr entzückt waren. Unter ihnen wird wohl mehr als einer gewesen sein, welcher angesichts der Entwicklung, wie sie vorlag, sich fragen, was denn eigentlich unter uns noch von dem date Caesari quae Caesaris sunt übrig geblieben sei. Dem entsprechend gelangte die amerikanische Partei in der nordamerikanischen Kirche zu der Ueberzeugung, es lohne sich wohl der Mühe, den Versuch zu machen, unter den geeigneten Bürgschaften für den religiösen Unterricht die Pfarrschulen unter staatliche Controle zu stellen und ihnen damit die Rechte und Vortheile der Staatsschulen zuzuwenden. „Die Deutschen in Amerika, die Jesuiten in der ganzen Welt, die meisten religiösen Genossenschaften, Erzbischof Corrigan, Bischof McQuaid und andere widersetzten sich sofort einer derartigen Lösung." Msgr. Ireland unternahm gleichwohl den Versuch, und zwar an den beiden Schulen zu Faribault und zu Stillwater, Minn. Während er selbst seine Sache und Person in Rom vertheidigte, schrieb der Cardinal Gibbons darüber einen Brief an den damaligen Rector des amerikanischen Collegs in Rom, Msgr. O'Connell, welchen wir u. a. auch in der „Civ. catt.", 1892, 15. März, abgedruckt finden. „Auf einer Versammlung sämmtlicher Erzbischöfe der 14 Provinzen", erzählt da der Cardinal, „welche zu St. Louis abgehalten wurde, interpellirte ich selbst den Erzbischof von St. Paul betreffs dieser mit der Regierung abgeschlossenen Verträge. Er gab folgende Aufschlüsse: die Schulen sollten — probeweise — auf ein Jahr den staatlichen Behörden übergeben werden, welche Uebereinkunft von beiden Seiten nachher wieder aufgehoben werden könne. Die Lehrer (Religiosen des Dominicanerordens) sollten beibehalten werden. Die Kinder, ehe sie sich zur Schule begeben, hören die hl. Messe in der Pfarrkirche. Nachmittags 3 Uhr 20 Min. wird der Unterricht geschlossen und die Kinder erhalten dann eine Stunde Religionsunterricht, worauf sie entlassen werden. Kein Schulbuch darf eingeführt werden, gegen welches der Erzbischof Einwendungen zu erheben hat. Statt des früheren von den Eltern gezahlten sehr kleinen Honorars erhalten die Lehrer jetzt vom Staat eine geregelte Besoldung von 50 Dollars den Monat. Lehrer wie Schüler sind einer staatlichen Prüfung unterworfen. Die Schulen sind jetzt besuchter als je zuvor. Der Erzbischof ist bereit, dies System aufzugeben, falls seine Collegen es wünschen. Doch sprachen diese einen solchen Wunsch keineswegs aus, und nachdem sie über dies und jenes Aufklärung erbeten hatten, hatte die Verhandlung einen Ausgang, der für Msgr. Ireland einen Triumph darstellte."

Nicht so urtheilte der deutsche Katholikentag zu Buffalo 1891, welcher folgenden, für die Erzbischöfe gewiß äußerst verbindlichen Beschluß faßte: „Unsre Kinder verlangen nach Brod, und herzlose, von falscher Sparsamkeit mißleitete Väter geben ihnen statt dessen Steine. Das Brod, welches wir meinen, ist die christliche Jugenderziehung, und diese ist unmöglich ohne christliche Schulen. Falsche Propheten nahen sich und umschmeicheln uns wie die Samariter die Kinder Israels: laßt uns mit euch bauen und unsre Kinder mit den eurigen in dem von uns allen befolgten christlichen Bekenntniß erziehen. Aber wir, gleich den Kindern Israels, wollen den Tempel Gottes allein bauen und mit den Feinden Sions keinen Vertrag schließen. Wir beharren fest auf der ausschließlich christlichen Erziehung unsrer Kinder in christlichen Schulen, und wir verwerfen jeden Compromiß, der unsern Schulen ihren christlichen Charakter benehmen würde." Noch deutlicher wurde die „Christliche Woche" von Buffalo 1891, 9. Oct.: „wenn

Digitized by Google

der Teufel und seine Großmutter sich überhaupt über etwas freuen können, so mußten sie einen hellen irischen Freudentanz verüben, als die Pfarrschule zu Faribault dem Staate übergeben wurde."

Jetzt wurde die Angelegenheit auf die Bahn theoretischer Verhandlung gebracht. Ein als theologischer Schriftsteller angesehener Lehrer der katholischen Universität in Washington unterzog die Frage, wem das Werk der Erziehung und des Unterrichts zustehe, einer Untersuchung, welche die Rechte der Familie, des Staates, der Kirche in ruhiger und objectiver Weise erwog und zu dem Ergebniß gelangte, das Recht, zu unterrichten stehe zunächst jeder Privatperson und jeder legitimen Association zu, ferner der Familie, auch dem Staat, d. h. der gesellschaftlichen Autorität: als Gesetzgeber und als Richter habe der Staat oder der ihn vertretende Souverän das Recht, zu unterrichten, und der Mißbrauch, den er von diesem Rechte machen konnte, ist nicht im stande, ihn desselben verlustig gehen zu lassen. Auch die Kirche habe ein Recht, zu lehren, dem Auftrag des Herrn gemäß: docete omnes gentes. Aber dieser Auftrag beziehe sich auf die Offenbarungslehre, nicht die rein natürlichen oder menschlichen Kenntnisse, und aus dem Worte des Erlösers könne unmöglich ein ganz allgemeiner Lehrauftrag abgeleitet werden. Andrerseits habe der Staat gar keine Competenz, Religionsunterricht zu ertheilen oder die theologischen Studien zu leiten. Er sei aber berechtigt, darüber zu wachen, daß die Eltern den Kindern wenigstens ein Minimum von Unterricht angedeihen lassen, was freilich von der Civiltà cattolica geleugnet, was aber doch selbst von Thomas von Aquin zugegeben werde (Summa theol. 1, 2, 9. 96, a 3, wo gesagt ist, der Gesetzgeber dürfe Maßregeln ergreifen, betreffend bonam disciplinam per quam cives informantur, ut commune bonum justitiae et pacis conservent) und was auch einer seiner bekanntesten Commentatoren, Girolamo de' Medici im 16. Jahrhundert ihm zuerkennt (sicut si princeps condat legem, ut adolescentes debeant litteris studere, ut hoc studio cives informentur, ut commune bonum justitiae et pacis conservent). Es stehe daher dem Staat unzweifelhaft die Befugniß zu, Eltern, welche hier ihre Pflicht versäumen, zu strafen und darauf zu bestehen, daß die der Mehrheit der Bürger erforderlichen Kenntnisse von den Kindern rechtzeitig erworben würden. Der Kirche vindicirt Hr. Bouquillon außer dem Rechte, den religiösen Unterricht zu geben, zu leiten und zu überwachen, auch immerhin noch ein indirectes Recht hinsichtlich des profanen Unterrichts, von dem sie feststellen dürfe, ob er in keiner Weise dem Glauben, den guten Sitten und dem Seelenheil der Gläubigen widerspreche. Schlechtes zu lehren, sei niemand gestattet, indessen sei die menschliche Autorität nicht in der Lage, in dieser Welt alles Ueble zu verhindern, und so könne sie nicht hindern, daß jemand zum Schaden der Seele von der allen zustehenden Lehr- und Lernfreiheit Gebrauch mache. Was man fordern könne, sei Lehrfreiheit in dem Sinne, daß der Mittheilung und Verkündigung des Guten kein Hinderniß in den Weg gelegt werde, — und diese Freiheit bestehe thatsächlich in den Vereinigten Staaten. Damit könne man zufrieden sein und die Lösung des Problems liege darin, daß die verschiedenen, zum Unterricht und der Erziehung berechtigten und verpflichteten Factoren — Individuen, Vereine, Familie, Staat und Kirche — über den ihnen zufallenden Antheil sich verständigten und die Möglichkeit eines harmonischen Zusammenwirkens aufsuchten.[1])

In Deutschland würde man diese Ausführungen als sehr gemäßigt erachtet, aber immerhin kaum zugegeben haben, daß sie der staatlichen Hoheit ihr volles Recht geben und irgend welche Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung unsres höheren und niederen Unterrichtswesens nehmen. Man trifft bei uns zahlreiche Katholiken von Bildung und milder Gesinnung, welche ähnlich denken: wenn sie dem Staate nicht alles zugestehen, was thatsächlich alle unsre Schulverwaltungen ausüben, so nehmen sie doch prinzipiell keinen dem Staat und der Staatsidee feindlichen Standpunkt ein. Hier in Nordamerika aber erregte Dr. Bouquillons Broschüre einen ungeheuren Sturm: auf der ganzen jesuitischen Linie ward jetzt gegen ihn zum Gefecht geblasen. Der Jesuit P. Holaind klagte Hrn. Bouquillon der „Statolatrie" an (ein recht netter neuer Terminus, den wir unsrer Centrumspresse bestens empfehlen) und bestritt dem Staat jedes Recht, zu lehren oder die Eltern in dem Erziehungsgeschäft zu überwachen, während er der Kirche ein directes Recht, auch die profanen Wissenschaften zu lehren, gewahrt wissen möchte.[2]) Ein anderer Jesuit, der P. Higgins, behauptete, kein katholischer Schriftsteller habe je dem Staate ein Recht auf den Unterricht zugestanden und die von Bouquillon angeführten Beweise dafür seien alle gefälscht. (Catholic News.) In der Civiltà cattolica (Januar 2, 1892) ergriff der unsern Lesern als energischer Hüter der Orthodoxie in allen kirchenpolitischen Fragen wohl bekannte P. S. Brandi das Wort, um sein Erstaunen darüber auszudrücken, daß Hr. Bouquillon, dessen „Theologia moralis fundamentalis" die Civiltà eben erst im August höchlich gepriesen, solche Dinge habe schreiben können — quantum mutatus ab illo![2]) Es war für Dr. Bouquillon nicht sehr schwer, sich dieses etwas antediluvianischen Geschützes zu erwehren: konnte er sich doch u. a. selbst auf das vaticanische Schema (. . . non negatur oidem potestati laicae jus ad directionem scholarum, quantum legitimus ille finis postulat) und auf die unter den Augen Leo's XIII. in Rom selbst vorgetragen Lehren berufen (vgl. Cavagnis III 115 f: „cum autem schola pro laicis per se dirigatur ad bonum praesens, hinc attenta natura et fine, respicit materiem quae est competentiae civilis, quoad vigilantiam, ideoque ejus correctioni vel praevontioni locus est, prout necesse fuerit). Das hat freilich nicht gehindert, daß die Jesuiten ihren Krieg fortsetzten, wie die dickleibige und überaus impertinente Broschüre des P. Conway bewies,[3]) und wie die gefälschte Depesche des New-York Catholic Herald vom 14. Mai 1892 zeigte: „Archbishop Corrigan received May 6th. a cable dispatch from Rome, saying: Faribault system condemned, special case reserved." In Wirklichkeit hatten Papst und Propaganda am 21. April 1892 dahin entschieden, daß das von Msgr. Ireland in Faribault und Stillwater getroffene Uebereinkommen, unter Aufrechterhaltung der von der Baltimorer Synode gefaßten Beschlüsse hinsichtlich der Pfarrschulen, zu toleriren sei. In der That mußte jedem Einsichtigen in die Augen springen, daß das Vorgehen des Erzbischofs von St. Paul durch den 4. Paragraphen des genannten Concilsbeschlusses vollkommen gedeckt war.[4])

---

[1]) *Bouquillon, Thomas*, Education: to whom does it belong? 2d Ed., with a rejoinder to Critics. Baltimore, John Murphy a. Co. 1892. Ein zweites und drittes Heft enthält, unter derselben Ueberschrift, die Replik an B.'s Kritiker und insbesondere an die Civiltà cattolica. Alle drei Hefte sind u. d. T. L'Éducation; droits, devoirs, autorité, liberté, auch in französischer Uebersetzung, ebenda, ausgegeben worden.

[2]) *R. J. Holaind.* S. J., The parent first: an answer to Dr. Bouquillon's Query etc. 2d. Ed. New-York etc. Benziger Brothers.

[2]) *S. Brandi*, S. J., Education: to whom does it belong? a Review (The Civ. catt. Jan. 2, 1892). Ebend. 1892.

[3]) *James Conway*, S. J., The state last; a study of Dr. Bouquillon's Pamphlet etc. New-York, Pustet 1892.

[4]) Zur Bequemlichkeit unsrer Leser drucken wir hier die vier Punkte des 199. Decrets des dritten Baltimorer Plenarconcils ab:

a) Neben jeder Kirche soll binnen zwei Jahren eine Pfarrschule, wenn sie noch nicht besteht, errichtet und beständig aufrecht erhalten

So standen die Dinge in Nordamerika, als Leo XIII. zur Ordnung der Lage seinen Delegaten, den jetzigen Cardinal Sattoli nach den Vereinigten Staaten entsandte. Dieser Persönlichkeit ging der Ruf eines äußerst Intransigenten, aufs engste mit der jesuitischen Partei verwachsenen Theologen voraus. Um so auffallender war, daß er sich von Anfang an ostensibel an die von den Erzbischöfen Gibbons und Ireland vertretene Richtung anschloß. In der zu New-York am 12. November 1892 abgehaltenen Versammlung der Erzbischöfe legte Msgr. Sattoli seine berühmten 14 Sätze über die Schulfrage vor, unter denen für unsern Gegenstand hauptsächlich folgende in Betracht kommen:[1])

Prop. V: wir verbieten Bischöfen und Priestern im Auftrag des Papstes und der hl. Congregation auf das allerstrengste, Eltern, welche ihre Kinder in öffentliche (Staats-) Schulen senden, als unwürdig von den Sacramenten auszuschließen; das gilt noch um so mehr von den Kindern selbst. — Prop. VI: es liegt kein Grund vor, die Kinder daran zu hindern, daß sie die ersten Elemente des Wissens sowohl als die höheren Wissenschaften in den vom Staat controlirten Schulen sich aneignen, indem es dem Staat zusteht, durch gesetzliche Regelung des Unterrichts für das künftige Glück seiner Unterthanen zu sorgen. — Prop. VIII: seit langer Zeit hat der hl. Stuhl in Uebereinstimmung mit den Bischöfen der Vereinigten Staaten die Pfarrschulen und ähnliche unter der Aufsicht der Bischöfe stehenden Anstalten als für die katholische Jugend geeignet und nothwendig erklärt, indem die öffentlichen Schulen aus mancherlei Gründen für den Glauben und die guten Sitten Gefahren in sich tragen (Conc. Pl. Baltim. III, nº. 194 f. App. p. 279). Dahin zählen der Umstand, daß die öffentlichen Schulen eine ausschließlich weltliche Erziehung gewähren — daß jeder Religionsunterricht von ihnen ausgeschlossen bleibt — daß die Lehrer unterschiedlos jeder Secte entnommen und durch kein Gesetz gehindert sind, an dem Ruine der Jugend zu arbeiten — daß Kinder verschiedenen Geschlechts im selben Raum zu demselben Unterricht vereinigt sind (sic!). Wo aber unter bestimmten Verhältnissen, infolge weiterer Bestimmungen der Behörden oder besserer Aufsicht seitens der Schulverwaltung, diese Uebelstände oder Gefahren verschwinden, dürfen katholische Eltern ihre Kinder auch in solche Schulen schicken, um die Anfangsgründe von Kunst und Wissenschaft zu erlernen, vorausgesetzt, daß die Eltern ihre eigene Pflicht erfüllen und die Seelenhirten die Unterweisung der Kinder im Glauben und in der Sitte nicht vernachlässigen. Prop. IX überläßt den Bischöfen die Entscheidung, ob nach Maßgabe der örtlichen Verhältnisse katholische Pfarrschulen zu gründen oder mit Rücksicht auf dringendere Aufgaben darauf zu verzichten und der Religionsunterricht in eigenen Stunden (offenbar neben dem Staatsunterricht) zu ertheilen sei, welchen Satz die Erzbischöfe dahin amendirten: „therefore it will be well to organize catechism classes." — Prop. X: weder öffentlich noch privatim sollen katholische Eltern beunruhigt werden, welche ihre Kinder Privat- oder höheren Töchterschulen anvertrauen, in welchen eine bessere Erziehung unter Leitung von geistlichen Genossenschaften oder katholischen Lehrern gewährt wird. Vorausgesetzt, daß für den entsprechenden Religionsunterricht hinreichend gesorgt ist, sollen die Eltern frei sein, in einer der Lage ihrer Familie angemessenen Weise für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen. Die Erzbischöfe änderten diesen Satz in den sachlich identischen um: „if they sufficiently provide for religious education, it must be lest with them to procure elsowhere that culture befits their families." — Prop. XI: die Leitung der Schüler mit Berücksichtigung der gegenseitigen Rechte und unter Mitwirkung der geistlichen wie der weltlichen Autoritäten ist eine sehr wünschenswerthe und glückliche Einrichtung. . . Der hl. Stuhl hat die darauf bezüglichen Vereinbarungen feierlich sanctionirt. Nichts soll unversucht bleiben, um hinsichtlich eines so wichtigen Gegenstandes wie die Schulen die bürgerlichen und religiösen Interessen in Einklang zu bringen, und man soll auf beiden Seiten zum Besten der Religion und des Landes mit Klugheit und Liebe vorgehen. Die Versammlung ersetzte diesen letzteren Passus betreffend die Zustimmung des hl. Stuhls durch einen Auszug aus dem Schreiben Leo's XIII. an den Erzbischof von New-York und dessen Suffraganbischöfe, in welchem es heißt: wir wünschen aufs ernstlichste, daß die localen Autoritäten sich von der Nothwendigkeit überzeugen, daß die öffentlichen Schulen die Gewissensfreiheit und die religiösen Ueberzeugungen der Katholiken, welche zu denselben beitragen, achten. Wir hegen das Vertrauen, daß auch ihre im Glauben von uns abweichenden Mitbürger in der ihnen eigenen Einsicht und Weisheit die Gerechtigkeit dieser Forderung anerkennen. — Prop. XII erkennt an, daß Hunderttausende (im ursprünglichen Entwurf: wohl eine halbe Million) katholischer Kinder in den Vereinigten Staaten die öffentlichen Schulen besuchen, wo sie gar keinen Religionsunterricht genießen. Diesem Uebelstande sei entweder durch Vereinbarungen zwischen dem Bischof und der Schulverwaltung, welche den Kindern Zeit und Gelegenheit zum Empfang des Religionsunterrichts gewähren, oder durch Einrichtung katechetischen Unterrichts außerhalb der genannten öffentlichen Schulen in den Kirchen oder in eigenen Localitäten zu begegnen. Die Seelsorger sollten sich hinsichtlich der die öffentlichen Schulen besuchenden Kinder keiner geringeren Sorgsamkeit und keines geringeren Eifers befleißigen als hinsichtlich derer, welche in katholischen Pfarrschulen unterrichtet werden. — Prop. XIII: die an den katholischen Pfarrschulen anzustellenden Lehrer sollen gehalten sein, ihre Examina nicht bloß vor der Diöcesanbehörde, sondern auch vor der staatlichen Schulcommission zu bestehen, um von beiden ihr Diplom zu erlangen. Dies ist nothwendig, um den Unterricht auf die Höhe des staatlichen zu heben und den guten Ruf der katholischen Schulen zu erhalten. Auch soll diese Verfügung dem Staate beweisen, daß seine Gesetze und Anordnungen von uns allen hinsichtlich des Lehrplans und des ganzen Unterrichtswesens beobachtet werden. — Prop. XIV: die Normalschulen (Lehrerseminarien) sollen so gut eingerichtet und geführt werden, daß ihre Zöglinge mit Sicherheit die Staatsprüfungen für das Lehrfach bestehen können. Das gleiche gilt betreffs der Vorbereitung für den Unterricht in Gymnasien, Lyceen u. s. f. „Die

---

werden, es sei denn, daß der Bischof mit Rücksicht auf vorhandene ernste Schwierigkeiten einen Aufschub bewilligt.

b) Ein Priester, der durch schwere Nachlässigkeit die Errichtung und Aufrechterhaltung der Pfarrschule unterläßt oder wiederholte Mahnungen des Bischofs nicht beachtet, verdient, von dem Rectorat der betr. Kirche entfernt zu werden.

c) Eine Mission oder Gemeinde, welche in der Errichtung oder Aufrechterhaltung der Pfarrschule säumig ist, so daß durch ihr Verschulden die Schule nicht existiren kann, soll vom Bischof getadelt und in kluger und wirksamer Weise zur Bewilligung der nothwendigen Mittel bewogen werden.

d) Alle katholischen Eltern sind verpflichtet, ihre Kinder in die Pfarrschule zu senden, es sei denn, daß sie in zufriedenstellender Weise anderweitig für die katholische Erziehung ihrer Kinder sorgen, daheim oder in andern katholischen Anstalten. Ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu senden, ist ihnen nur erlaubt, wenn genügende Gründe dazu vorliegen, die der Bischof gebilligt hat; und auch dann sollen angemessene Vorsichtsmaßregeln und Heilmittel nicht außer Acht gelassen werden."

[1]) Ad scholasticam Quaestionem dirimendam. — Englisch: For the Settling of the School Question and giving of Religious Education. The most Rev. Francis Sattoli, Archbishop of Lepanto, Delegate of the Apostolic See to the United States of America, to the Archbishops assembled in New-York (15 S. 8o).

Digitized by Google

Erkenntniß jeglicher Wahrheit, strenger Rechtssinn, geeint mit Liebe, die Aneignung und Beherrschung der freien Künste und Wissenschaften — das sind die Bollwerke der Kirche."

Indem der päpstliche Delegat diese Propositionen den Erzbischöfen vorlegte, gab er die Erklärung ab, daß dieselben bis ins kleinste den Anordnungen und Wünschen Leo's XIII. entsprächen. Wer immer die heutige Curie kennt, würde auch ohne diese Erklärung gewußt haben, wo die Urheberschaft der vierzehn Sätze zu suchen sei. Diese vierzehn Sätze liegen so weit ab von den Geboten der kirchlichen Heißsporne und des zelotischen Pharisäismus, daß nur Leo XIII. selbst den Muth haben konnte, sie niederzuschreiben. Sie sind die letzte große That jenes freien, über die Niederungen des Parteiwesens rücksichtslos hinausgehenden conciliatorischen Geistes, der die ersten Regierungsjahre dieses Papstes charakterisirt und ihm die begeisterte Unterstützung aller derjenigen Elemente zugewandt hatte, welche das Heil der Christenheit und des Vaterlandes in der Ueberbrückung der Religion und Wissenschaft, Kirche und Gesellschaft, Papstthum und Kaiserthum trennenden Kluft erkannt hatten. So wenig wie diese hohe und eminente Friedenspolitik seitens der deutschen Ultramontanen gewürdigt wurde, so wenig fanden Leo's XIII. Bemühungen und Absichten bei der jesuitisch-ultramontanen Partei in Amerika Beifall. Die „Christliche Woche" vom 16. December 1892 wagte ihren Lesern die dicke Lüge vorzusetzen, die vierzehn Propositionen seien von den Erzbischöfen abgelehnt und Msgr. Irelands fixe Idee des Cokettirens mit dem Staat zuschanden gemacht worden. Satolli's Begleiter sei nach Rom zurückgekehrt, um die schwerste Niederlage zu melden, welche ein päpstlicher Legat in unsrer Zeit erlebt habe. Der Legat werde ihm selbst bald nachfolgen und bezeugen, daß tolle Projecte und Luftgebilde kein Gegenstand für die Diplomatie sind. Die „Catholic Union and Times" vom 5. Oct. 1893 fuhr fort zu verlangen, daß trotz der Propositionen des apostolischen Delegaten und des Schreibens des Papstes die Sacramente den Eltern verweigert würden, welche ihre Kinder in öffentliche Schulen schicken, und das „Katholische Sonntagsblatt" vom 3. Dec. 1893 schrieb: „man ist versucht, zu glauben, daß das Ende der Welt nahe ist. Der Antichrist von Norden (d. i. Msgr. Ireland) arbeitet mit Erfolg an dem Ruin der Kirche. Die Pfarrschulen müssen ihre Thüren schließen, während die geheimen Gesellschaften die ihrigen öffnen." Man sieht, daß die ultramontane Presse Nordamerika's es unsrer deutsch-ultramontanen an Pöbelhaftigkeit der Gesinnung und der Sprache gleich thut. Die Leser unsrer kirchenpolitischen Briefe wissen, daß der „Spectator" kein Bewunderer der politischen Theorien Msgr. Irelands ist, und daß er es ihm nicht verzeiht, wie er sich zum Sturz der monarchischen Partei in Frankreich hat gebrauchen lassen. Aber die Gerechtigkeit nöthigt ihn doch, anzuerkennen, daß der Erzbischof von St. Paul als Bürger der Vereinigten Staaten berechtigt ist, vollauf Republicaner zu sein und politische Ansichten zu hegen, welche denen eines altmodisch-europäischen Royalisten, wie der Spectator einer ist, schnurstracks entgegen sind. Eines schickt sich nicht für alle, und der atlantische Ocean ist halt doch ein breiter Bach: es wäre lächerlich, zu verlangen, daß die politischen und constitutionellen Probleme in Chicago oder St. Paul aus dem nämlichen Gesichtswinkel heraus beurtheilt werden müssen wie in Berlin oder Breslau. Was aber Msgr. Irelands Ansichten über die Schulen anlangt, so bekennt der Spectator seine vollkommene Unfähigkeit, in ihnen eine dicke Ketzerei oder gar das Gepräge des Antichrists zu erkennen. Mögen unsre freundlichen Leser selbst darüber urtheilen. Auf der goldenen Jubelfeier der Universität Notre-Dame (Juni 1893) hat der Erzbischof Ireland nachfolgende Rede gehalten, welche selbst die ihm äußerst feindliche „America", das größte Organ der deutschen Katholiken (St. Louis, Nr. 36 der Wochenausgabe) zum Abdruck brachte:

„Man hat die Frage gestellt, warum die Kirche die Erziehungsarbeit nicht dem Staate überlasse, der mehr Reichthum und Macht besitze. Aber die Schulen und Collegien des Staates schließen die Religion von ihrem Programm aus. Meine ideale Schule ist, wie ich gegenwärtig erklären will, die christliche Schule, in welcher weltliche Unterweisung und religiöser Unterricht zu untrennbarer Einheit verbunden sind. Doch will ich den Staat nicht tadeln. Denn was kann der Staat angesichts der Sachlage in diesem Lande anders thun, als die Religion aus dem Spiel lassen und seine Schulanstalten so neutral als möglich machen? Der Staat thut das beste, was er kann; laßt uns also gerecht sein gegen ihn; laßt uns ihm für das Gute Credit geben, was er thut, und hinsichtlich der Mängel desselben die Gründe solcher Schattenseiten nicht übersehen! Den Staat zu verfluchen, ist verkehrt und unsinnig. Wünscht man denn, daß der Staat seine Schulen und Gymnasien schließe? Es können doch auf keinem andern Wege die Massen in Amerika eine Erziehung erhalten! Und der Staat denkt auch gar nicht daran, seine Schulen und Colleges zu schließen, und die Millionen werden fortfahren, sie zu besuchen!" Der Erzbischof führte dann aus, daß thatsächlich nur ein Drittel aller katholischen Kinder Amerika's die katholischen Pfarrschulen besuchen und er es doch für seine Pflicht halte, für den Religionsunterricht der übrigen zwei Drittel zu sorgen, worauf er mit der Erklärung schloß: „dreimal selig die Kinder, deren tägliche geistige Nahrung in eng verbundener religiöser und weltlicher Unterweisung besteht! Die katholische Schule und das katholische College haben ihre Mission unter den Katholiken Amerika's. Sie sind die idealen Schulen und an ihnen reifen ideale Früchte."

Ob der Antichrist die Kunst der Verstellung so weit treiben wird, um in diesem Stile zu reden, möchten wir doch bezweifeln, und es ist uns mehr als unwahrscheinlich, daß er, wie das „Katholische Sonntagsblatt" annimmt, die Züge des Erzbischofs von St. Paul tragen wird. Viel glaubhafter dürfte die Annahme anderer frommer Gemüther sein, daß er als Mitglied der nationalliberalen Fraction im Deutschen Reichstag, oder als deutscher Universitätsprofessor, vielleicht auch als monarchistischer „Refractaire" in Paris auftreten und die Christenheit beirren werde. Darüber können wir indeß ruhig schlafen, denn das alles wird sich ja nach den Offenbarungen von Miß Diana Vaughan, an die noch immer mehr Leute, als man ahnt, zu glauben scheinen, bald herausstellen. Für Msgr. Ireland ist das jedenfalls beruhigend. Sehen wir unterdessen in unserm nächsten Briefe, wie sich in den Vereinigten Staaten die kirchlichen Angelegenheiten weiter entwickelt haben, seit zu den vorhandenen Zankäpfeln nun auch die Affaire der katholischen Universität in Washington und des Msgr. Keane hinzugetreten ist.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Schon seit Jahren hatte Hofrath Kofler, Mitglied der Reichs-Limescommission, die Existenz eines größeren Römercastells bei Echzell in Oberhessen vermuthet; durch verschiedene Funde, die beim Bau der Nebenbahn Bepenheim-Echzell gemacht worden, war die Vermuthung, wie das Märzheft des Limesblattes ausführte, zur Wahrscheinlichkeit geworden, die denn in diesen Tagen durch neue Forschungen des genannten Herrn zur Gewißheit erhoben ist. Obschon die Rückseite des Castells, die sich unter Häusern und unter der Landstraße birgt, noch nicht festgelegt ist,

kann man doch schon jetzt annehmen, daß es fast alle am Limes gelegenen Castelle an Größe übertreffen wird. Das Verhältniß zur Saalburg z. B. ist nahezu 2 : 1. Da es sich bis in den Ort Echzell und die Hausgärten erstreckt, so wird sich von seinem Inneren nur sehr wenig freilegen lassen. — Von reichhaltigen neuen römischen Funden in und bei Mainz berichtet das jüngste Correspondenzblatt der „Westd. Ztsche." Auf einer Grabinschrift, die bei der Kasteler Canalisation zutage kam, wird u. a. ein Soldat der 22. Legion und Beneficiarius (Bureaubeamter) eines Tribunen genannt. Ein Altarbruchstück, das bei dem Neubau eines Hauses gefunden wurde, enthält die Weihinschrift eines Aelius Luciacus an die Dea Fortuna. Legionsstempel kamen an verschiedenen Stellen der Stadt zum Vorschein; sie führen (auf Backsteinen und Ziegeln) die Ziffern der 4., 8., 14. und 22. Legion, von denen die 14. während des ersten christlichen Jahrhunderts zweimal Jahrzehnte lang in Mainz gestanden hat, während die 8. seit 70 n. Chr. vielmehr in Straßburg lag. Dazu kammen zahlreiche Funde von Töpferstempeln auf Sigillatascherben, die in das Mainzer Museum verbracht worden sind.

* Adriana Garbini, der sich mit physikalischen Untersuchungen über den Gardasee beschäftigt, hat, wie wir dem von R. Andree herausgegebenen „Globus" entnehmen, gefunden, daß die Forel'sche Farbenskala für den Gardasee nicht ausreicht, weil seine intensiven blauen Färbung selbst Nr. 1 nicht gerecht wird. Er hat daher drei neue blaue Farbennuancen hergestellt, die er Nr. 02, Nr. 01, Nr. 0 nennt und welche folgendermaßen zusammengesetzt sind. Nr. 02 enthält auf 1 Theil schwefelsaures Kupfer 5 Theile Ammoniak, 125 Theile Aq. dest., Nr. 01 auf dasselbe Quantum 150 Theile Aq. dest., Nr. 0 175 Theile. Die Farbe des Gardasees entspricht Nr. 0, die des Genfersees dagegen Nr. 4. Garbini schreibt das intensivere Blau des Gardasees dem Ueberwiegen von freiem Kohlensäureanhydrid gegenüber dem kohlensauren Calcium zu; denn der Gardasee besitzt in einem Liter 36,5 mg CO_2, 59,8 mg Ca Co_3, der Genfersee dagegen je 38,1 mg resp. 78,9 mg.

* Infolge der von den Professoren Runge und Paschen ausgesprochenen Vermuthung, daß drei in dem Spectrum der Sonne beobachtete Linien auf das Vorhandensein von Sauerstoff in der Sonne hindeuteten, hat der amerikanische Astronom Jewell eine Untersuchung angestellt, die ihn zu der Ueberzeugung brachte, daß die betreffenden Linien von dem Sauerstoff der Atmosphäre herrühren. Die Existenz von Sauerstoff auf der Sonne ist also bisher nicht bewiesen.

* **Aachen.** Zum Professor der Mathematik am Polytechnikum wurde Dr. Ernst Kötter, bisher Privatdocent an der Berliner Universität, ernannt.

* **Münster.** Das durch den Uebergang Prof. v. Below's nach Marburg erledigte Ordinariat der neueren Geschichte an der hiesigen Akademie ist durch den bisherigen außerordentlichen Professor Dr. H. Finke besetzt worden, der sich durch originale Forschungen über die Geschichte des 15. Jahrhunderts bekannt gemacht hat und zugleich die historischen Interessen der Provinz Westfalen mit erfolgreichem Eifer wahrnimmt.

* **Weimar.** Die jährlich im April abgehaltene Versammlung der Shakespeare-Gesellschaft fällt heuer aus wegen des Todes der Frau Großherzogin, die das Protectorat der Gesellschaft führte.

* **Berlin.** Zur Revision der unter dem 2. Juni 1883 ergangenen Bestimmungen über die ärztlichen Prüfungen sind Verhandlungen im Gange, um einerseits den gesteigerten Ansprüchen Rechnung zu tragen, welche die heutige medicinische Wissenschaft an die Ausbildung der praktischen Aerzte stellt, und andrerseits einige Mängel zu beseitigen, welche bei der praktischen Handhabung der gegenwärtig geltenden Bestimmungen sich fühlbar gemacht haben. Dabei hat bereits eine Ergänzungsvorschrift Aufnahme gefunden, die vielfach laut gewordenen Wünschen gemäß der Ohrenheilkunde unter den Lehrfächern für die Studirenden der Medicin, sowie bei der ärztlichen Prüfung eine größere Bedeutung einräumt. Eine endgültige Beschlußfassung über die ganze Frage, die gemäß § 29 der Reichsgewerbeordnung dem Bundesrathe zusteht, ist noch nicht erfolgt, vielmehr ist zunächst eine Aeußerung von Sachverständigen und von Vertretungen des Aerztestandes über die Abänderungsvorschläge durch die Bundesregierungen herbeigeführt worden.

* **Berlin.** Dr. Franz Winter, Privatdocent der Archäologie und Directorialassistent am kgl. Museum, ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Lemberg.** Zu Ordinarien an der hiesigen Universität wurden ernannt die Krakauer Professoren Dr. L. Rydygier für Chirurgie, Dr. Wl. A. Gluzinski für innere Medicin.

* **Zürich.** Dr. Gustav Heinrich Schmidt, Docent der Nationalökonomie und Statistik, der während eines zweijährigen Urlaubs das statistische Amt der Stadt Mannheim geleitet, kehrt zu Ostern zu seiner Lehrthätigkeit an der Universität und dem Polytechnikum zurück.

* **Brüssel.** Dr. Piot, Generalarchivar des belgischen Staates, hat wegen seines hohen Alters — er steht im 85. Lebensjahr — seine Stelle niedergelegt. Die historischen Studien sind seiner einsichtigen Verwaltung zu hohem Danke verpflichtet, um so mehr, als die Brüsseler Archive für die Zeiten der großen Politik der spanischen Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert eine wahrhaft europäische Bedeutung besitzen. — Vom Congo traf die Trauerkunde ein, daß der junge Naturforscher Dr. Alfred Dewèore, der seit dem Sommer 1895 mit der Erforschung der dortigen Flora betraut war, am 27. Februar auf der Station Lnebo am Kassai der Ruhr erlegen ist. Ebenso fiel leider der seit mehreren Jahren am französischen Congo wissenschaftlich mit Erfolg thätige Geolog Thollon dem Klima zum Opfer.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Welche Folgerungen ergeben sich aus dem oceanischen Wassergürtel der Erde u. s. w. Nach Neptun. Schweinfurt, Fr. J. Reichardt 1897. — Guido Lamprecht: Wetterperioden. Gymnasialprogramm. Bautzen, E. M. Moese 1897. — Monographien aus der Geschichte der Chemie, hggb. von Dr. Georg W. A. Kahlbaum. 1. Heft. Leipzig, Joh. Ambr. Barth 1897. — Dr. Alexander Steinhoff: Die natürliche Behandlung und Heilung der Tuberculose (Lungenschwindsucht). 2. Aufl. Berlin, Hugo Schildberger 1897. — Dr. Carl Reiß: Die Naturheilmethode bei Nerven- und Rückenmarkskrankheiten. 2. Aufl. Berlin, Hugo Steinitz 1897. — Dr. Gregorovius: Homöopathie, thierischer Magnetismus, Naturheilverfahren — was haben wir davon zu halten? Dresden, C. D. Lehmann 1897. — A. Spraager: Ozon-Therapie. Wissenschaftl. Studie über Ozon, ozonisirte Luft und Ozon-Präparate. 2. Aufl. Berlin, Wilhelm u. Brasch 1897. — Dr. Hilty: Ueber Neurasthenie. Bern, K. J. Wyß 1897. — Dr. Franz v. Krones: Verfassung und Verwaltung der Mark und des Herzogthums Steier von ihren Anfängen bis zur Herrschaft der Habsburger. Graz, „Styria" 1897. — Dr. K. Schumann und Dr. C. Gilg: Das Pflanzenreich. Handbuch für den Selbstunterricht und Nachschlagebuch für Gärtner, Land- und Forstwirthe ꝛc. Neudamm, J. Neumann 1897. — Karl Weinhold: Die deutschen Frauen im Mittelalter. 3. Aufl. 2 Bde. Wien, Karl Gerold's Sohn 1897. — Richard M. Meyer: Deutsche Charaktere. Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Im Verlage von **Imberg & Lessen** in Berlin, Alte Jacobstr. 64a, ist erschienen:

Dramatische Humoresken. Von Karl Bitz. Preis brosch. 3 Mark.

Inhalt: Prolog. Warum die Deutschen keine Komödie haben. — Mein Mann schreibt Tragödien. Schwank in zwei Acten. — Wer ist der Verräther? Schwank in zwei Acten, nach der gleichnamigen Goethe'schen Novelle. — Publikus und seine Verwandten. Historico-Komödie in vier Acten. **(Die Bismarck'sche Aera im Lichte des Humors.)** Die Bitz'schen Humoresken — unter den obigen besonders die dritte — leiten in glücklicher Weise bei uns die Periode der höheren humoristischen Komödie ein, der wir entgegengehen, nachdem die naturalistische Richtung unserer Litteratur, mit ihrer Nachahmung der Geschmacklosigkeiten eines Ibsen, Tolstoi und anderer Ausländer, ebenso wie die „Märchendramen" mit ihrem Gemisch von Düsternheit und Mystik gründlich abgewirthschaftet haben. (4807)

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 119. Band. Siebentes Heft.

Inhalt: Zum fünfzehnten Centenarium des hl. Ambrosius. — Die Thätigkeit des seligen Petrus Canisius auf dem Gebiet des Unterrichtswesens. — Der Gemäldefund von Burglelden in Württemberg. — Zur Philosophie der Geschichte. — Zeitläufe. Die sechs Mächte als Schutzengel Kreta's. — Wirthschaftliche Theorie und Praxis. — Aeltere religiöse Literatur. (5062)

Hierzu ein Prospekt betr. **Robolsky, Dr. H., „Der Deutsche Reichstag".** (5095)

Jahrgang 1897. München, Freitag, 2. April. Nummer 74.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Uebersicht.

Die Rechtspflege in den deutschen Schutzgebieten. I. Von Karl Frhrn. v. Stengel. — White über den Streit der Wissenschaft mit der Theologie. Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Rechtspflege in den deutschen Schutzgebieten.

Von Karl Frhrn. v. Stengel.

I.

Unter Colonien (Schutzgebieten) im Sinne des Staats- und Völkerrechts versteht man überseeische Provinzen oder Nebenländer europäischer Staaten. Sie zerfallen in zwei Gruppen: 1) die eigentlichen Colonien; es sind dies überseeische Gebiete, welche der Souveränetät eines europäischen Staats ebenso unterstehen, wie jede andere Provinz desselben, wenn sie auch mit Rücksicht auf ihre Lage und eigenthümlichen ethnographischen, politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse in der Regel eine von den europäischen Provinzen des Mutterlandes abweichende rechtliche Stellung und Verfassung besitzen; 2. die Protectoratsländer, d. h. in überseeischen Gebieten befindliche Staatswesen der eingeborenen Bevölkerung, welche unter der Schutzherrlichkeit, dem Protectorat eines europäischen Staates stehen und infolge dessen namentlich in Bezug auf ihre auswärtigen Verhältnisse von dem schutzherrlichen Staate abhängig sind, während sie in Hinsicht auf die innere Verwaltung eine wenigstens theilweise Selbständigkeit besitzen.

Neben den eigentlichen Colonien und den Protectoratsländern sind die sogenannten Interessensphären zu erwähnen, d. h. Gebiete, innerhalb deren auf Grund von Vereinbarungen unter den betheiligten Colonialmächten ein Staat ausschließlich berechtigt ist, seine coloniale Herrschaft durch Besitzergreifung oder Abschluß von Protectoratsverträgen zu begründen.

Die deutschen Schutzgebiete sind zum großen Theil erst Interessensphären, die durch eine Reihe von Verträgen mit England, Frankreich und Portugal dem Deutschen Reiche zur colonialen Erwerbung überlassen sind. Insoweit das Deutsche Reich innerhalb dieser Interessensphären seine Herrschaft durch Schaffung staatlicher Einrichtungen bereits begründet hat, gehören die deutschen Schutzgebiete zu den eigentlichen Colonien, sind also der Souveränetät des Reiches unterworfen, und zwar deßhalb, weil mit einer sofort zu erwähnenden Ausnahme sämmtliche Gebiete, welche gegenwärtig deutsche Schutzgebiete sind, vor der Erwerbung durch das Reich völkerrechtlich herrenlos waren.

Völkerrechtlich herrenlos sind diejenigen Gebiete, welche keiner staatlichen Herrschaft unterworfen sind, wenn sie auch von uncivilisirten und wilden Völkerschaften bewohnt sind. Derartige Gebiete können lediglich durch Occupation von einem europäischen Staat erworben werden, der durch die Besitzergreifung die Souveränetät über dieselben erlangt. Ein Protectoratsverhältniß in Bezug auf solche Gebiete ist nicht möglich, weil die dieselben bewohnenden Völkerschaften, wenn sie auch Anfänge einer politischen Organisation zeigen, keine staatlichen Gemeinwesen darstellen, mit denen Protectoratsverträge abgeschlossen werden könnten.

Nur ein Theil des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiets, nämlich ein zehn Seemeilen breiter Küstenstreifen sammt einigen dazu gehörigen Inseln und der Insel Mafia war nicht völkerrechtlich herrenlos, sondern stand unter der Souveränetät des Sultans von Sansibar, der diese Gebiete Ende des Jahres 1890 an das Deutsche Reich abgetreten hat. Alle sonstigen Landstrecken und Inseln, welche jetzt Bestandtheile der deutschen Schutzgebiete in Afrika und in der Südsee bilden, hat das Reich als völkerrechtlich herrenlose durch Occupation erworben.

Dabei hat das Reich mit den Häuptlingen verschiedener in den betreffenden Gebieten befindlicher Völkerschaften Verträge abgeschlossen, in welchen sich dieselben der deutschen Herrschaft unterwarfen; diese Verträge haben jedoch nicht den Charakter von Protectoratsverträgen, weil diese Völkerschaften keine staatlich organisirten Gemeinwesen sind, sie bilden daher nicht den Rechtstitel für die dem Reich über die Schutzgebiete zustehende Herrschaft, sondern sie kommen nur neben der Besitzergreifung in Betracht, indem sie dieselbe vorbereiteten und unterstützten.

Da dem Reich über die Schutzgebiete die Souveränetät zusteht, hat dasselbe selbstverständlich das Recht, alle Verhältnisse der Schutzgebiete und namentlich auch die Rechtspflege in denselben nach seinem Ermessen zu regeln.

Es liegt in der Natur der Sache, daß es eine der ersten Aufgaben der Colonialverwaltung war, in den bisher herrenlosen Gebieten, die das Reich als Schutzgebiete erworben hatte, eine ordentliche Civil- und Strafrechtspflege einzurichten. Zu diesem Zwecke wurde am 12. Jan. 1886 dem Reichstage der Entwurf eines Gesetzes betreffend die Rechtspflege in den Schutzgebieten vorgelegt. Nach diesem Entwurfe sollte die Gerichtsbarkeit durch kaiserliche Verordnung in möglichstem Anschluß an das Gesetz vom 10. Juli 1879 über die Consulargerichtsbarkeit geregelt werden. Aus diesem Entwurfe, der im Reichstag sehr wesentlich umgestaltet wurde, ist das Gesetz vom 17. April 1886 betreffend die Rechtsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten entstanden; zu demselben ist am 15. März 1888 eine ziemlich umfangreiche Novelle ergangen. In der Fassung, welche das Schutzgebietsgesetz durch die Novelle vom 15. März 1888 erhalten hat, gilt es gegenwärtig noch. Das Gesetz vom 17. April 1886 unterscheidet sich nämlich von dem Regierungsentwurfe zunächst dadurch, daß der Entwurf lediglich bezweckte, den Kaiser zur Regelung der Gerichtsbarkeit in den Schutzgebieten zu ermächtigen; das Gesetz dagegen bezieht sich nicht bloß auf die Gerichtsbarkeit, sondern ordnet die Verfassung der Schutzgebiete überhaupt, und zwar dahin, daß dem Kaiser die Ausübung der Schutzgewalt in den Schutzgebieten im Namen des Reichs, und zwar grundsätzlich ohne Mitwirkung des Bundesraths und Reichstags, übertragen ist. Infolge dessen kann daher der Kaiser, abgesehen von bestimmten

Ausnahmen, alle Verhältnisse der Schutzgebiete lediglich im Verordnungswege regeln. Gerade in Bezug auf die Rechtspflege enthält nun das Gesetz vom 17. April 1886 in § 2 eine solche sehr bedeutsame Ausnahme, und hierin liegt die zweite Abweichung des Gesetzes vom Entwurf.

In § 2 des Gesetzes ist nämlich bestimmt, daß sich das bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren einschließlich der Gerichtsverfassung nach den Vorschriften des Gesetzes vom 10. Juli 1879 über die Consulargerichtsbarkeit bezw. der durch dasselbe in den deutschen Consulargerichtsbezirken für anwendbar erklärten Reichsgesetze und preußischen Gesetze bemessen, und nur der Zeitpunkt des Inkrafttretens des Consulargerichtsbarkeitsgesetzes in den einzelnen Schutzgebieten durch kaiserliche Verordnung festzusetzen ist.

Diese Festsetzung ist für alle Schutzgebiete erfolgt, so daß das Consulargerichtsbarkeitsgesetz und die von ihm in Bezug genommenen Reichsgesetze und preußischen Gesetze jetzt gleichmäßig in allen Schutzgebieten gelten. Es ist dabei zu bemerken, daß das Consulargerichtsbarkeitsgesetz mit seinen Nebengesetzen keine uneingeschränkte Anwendung in den Schutzgebieten finden konnte, und daß daher das Schutzgebietsgesetz für zulässig erklärte, daß durch kaiserliche Verordnung die erwähnten Gesetze in einer Anzahl von Punkten abgeändert werden können. Demgemäß gestaltet sich die Einrichtung der Rechtspflege in den Schutzgebieten in folgender Weise: Was zunächst die Gerichtsverfassung anlangt, so kommen die einschlägigen Vorschriften des Consulargerichtsbarkeitsgesetzes mit der in § 2 des Schutzgebietsgesetzes enthaltenen Abänderung zur Anwendung, daß in den Schutzgebieten an die Stelle des Consuls der vom Reichskanzler zur Ausübung der Gerichtsbarkeit ermächtigte Beamte, und an die Stelle des Consulargerichts das nach Maßgabe der Bestimmungen des Gesetzes über die Consulargerichtsbarkeit zusammengesetzte Gericht des Schutzgebietes tritt. Nach den erwähnten Bestimmungen wird nämlich die Consulargerichtsbarkeit durch den Consul und das Consulargericht ausgeübt, das aus dem Consul und zwei, bezw. in gewissen gesetzlich vorgeschriebenen Fällen vier Beisitzern mit vollem Stimmrecht besteht, die ebenso wie deren Stellvertreter vom Consul aus den Gerichtseingesessenen je auf die Dauer eines Jahres ernannt werden. Insoweit das Consulargerichtsbarkeitsgesetz nicht selbst abweichende Vorschriften enthält, ist für die durch das Gerichtsverfassungsgesetz und die Concursordnung den Amtsgerichten zugewiesenen Sachen der Consul, für die den Schöffengerichten, sowie für die den Landgerichten erster Instanz zugewiesenen Sachen das Consulargericht zuständig. In den zur streitigen Gerichtsbarkeit nicht gehörigen Angelegenheiten, die in denjenigen preußischen Landestheilen, in denen das preußische Landrecht in Kraft ist, zur Zuständigkeit der Amtsgerichte oder Landgerichte gehören, ist der Consul zuständig.

Die Vorschriften der Titel 13—16 des Gerichtsverfassungsgesetzes über Rechtshülfe und Sitzungspolizei, Gerichtssprache, Berathung und Abstimmung finden auch auf die Ausübung der Gerichtsbarkeit in den Schutzgebieten entsprechende Anwendung, dagegen ist der Titel 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes in den Consulargerichtsbezirken und also auch in den Schutzgebieten nicht anwendbar. Infolge dessen wird von den Richtern in den Schutzgebieten juristische Vorbildung nach Maßgabe der Vorschriften des Gerichtsverfassungsgesetzes nicht verlangt, und ebensowenig genießen dieselben das Vorrecht der richterlichen Unabsetzbarkeit; auf die als Richter in den Schutzgebieten fungirenden Beamten kommen vielmehr lediglich die allgemeinen für die kaiserlichen Beamten in den Schutzgebieten geltenden gesetzlichen Vorschriften zur Anwendung.

Dagegen wird es als selbstverständlich zu betrachten sein, daß auch die Richter in den Schutzgebieten die in § 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes ausgesprochene Unabhängigkeit in Bezug auf ihre rechtsprechende Thätigkeit besitzen; ebenso gelten die Vorschriften der Proceßgesetze (§§ 41 ff C.-P.-O., § 22 ff St.-P.-O.) über Ausschließung des Richters von der Ausübung des Richteramts und Verhinderung an dieser Ausübung auch für die Richter in den Schutzgebieten. Als Berufungs- und Beschwerdegericht in Civil- und Strafsachen ist durch das Consulargerichtsbarkeitsgesetz das Reichsgericht bestellt, soweit nach diesem Gesetz Rechtsmittel überhaupt zugelassen sind. Nach § 3 Z. 9 des Schutzgebietsgesetzes kann jedoch durch kaiserliche Verordnung an Stelle des Reichsgerichts als Berufungs- und Beschwerdegericht ein Consulargericht oder ein Gerichtshof im Schutzgebiete bestimmt und über die Zusammensetzung des letzteren Gerichtshofs, sowie über das Verfahren in von diesem Gerichtshof zu verhandelnden Berufungs- und Beschwerdesachen mit der Maßgabe Anordnung getroffen werden, daß das Gericht mindestens aus einem Vorsitzenden und vier Beisitzern besteht.

Auf Grund dieser Ermächtigung sind in allen Schutzgebieten Gerichte zweiter Instanz errichtet worden.

Eine besondere Erwähnung verlangt die Ausübung der Gerichtsbarkeit im Schutzgebiete der Neu-Guinea-Compagnie. Dieser Colonialgesellschaft wurde nämlich durch kaiserlichen Schutzbrief vom 17. Mai 1885 die Ausübung der Landeshoheit in ihrem Gebiet unter Oberaufsicht der kaiserlichen Regierung übertragen.

Zu den der Neu-Guinea-Compagnie zur Ausübung übertragenen Hoheitsrechten gehört jedoch nicht die Gerichtsbarkeit. Ganz abgesehen davon nämlich, daß in dem Schutzbrief die Ordnung der Rechtspflege ausdrücklich der Reichsregierung vorbehalten war, ist jetzt die Gerichtsbarkeit in den Schutzgebieten durch § 2 des Schutzgebietsgesetzes reichsgesetzlich geregelt und findet daher das Consulargerichtsbarkeitsgesetz mit seinen Nebengesetzen auf das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Compagnie ebenso Anwendung, wie auf die übrigen Schutzgebiete. Infolge dessen können insbesondere die Beamten der Neu-Guinea-Compagnie nur auf Grund einer ausdrücklichen Ermächtigung des Reichskanzlers die Gerichtsbarkeit ausüben, und zwar üben sie dieselbe wie die Richter in den anderen Schutzgebieten namens des Reichs aus.

Auf das Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und Concurssachen findet gemäß § 14 des Consulargerichtsbarkeitsgesetzes die Civilproceßordnung und die Concursordnung nebst ihren Einführungsgesetzen und den landesgesetzlichen Vorschriften Anwendung, welche für die preußischen Landestheile, in denen das allgemeine Landrecht in Geltung ist, zur Ausführung jener Reichsgesetze erlassen, oder neben denselben in Geltung sind, vorbehaltlich jedoch verschiedener in den §§ 15—20 des Consulargerichtsbarkeitsgesetzes aufgeführten Abänderungen. Hervorzuheben ist dabei, daß sich das Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten vor dem Richter wie vor dem Gerichte in den Schutzgebieten grundsätzlich nach den Vorschriften über das Verfahren vor den Amtsgerichten bemißt. Infolge dessen findet Anwaltszwang nicht statt; auch für die durch kaiserliche Verordnung in den einzelnen Schutzgebieten bestellten Gerichte zweiter Instanz ist der Anwaltszwang nicht vorgeschrieben.

Das Verfahren in Angelegenheiten der nicht streitigen Gerichtsbarkeit bestimmt sich nach den für die preußischen Landestheile, in welchen das allgemeine Landrecht in Geltung ist, gegebenen gesetzlichen Vorschriften.

Anlangend das Strafverfahren, so ist zunächst hervorzuheben, daß der Aburtheilung der Consulargerichte nur

Digitized by Google

solche Strafsachen unterliegen, welche im Inlande entweder vor die Schöffengerichte oder vor die Strafkammern der Landgerichte gehören, während die Schwurgerichtssachen und die zur Zuständigkeit des Reichsgerichts gehörigen Sachen den inländischen Schwurgerichten, bezw. dem Reichsgericht vorbehalten sind. Bei der Zuständigkeit des Reichsgerichts ist es selbstverständlicherweise auch für die Schutzgebiete geblieben, dagegen erschien es bedenklich, die Aburtheilung der schwereren Verbrechen an die inländischen Schwurgerichte zu verweisen, namentlich weil die Beschaffung des Beweismaterials, die Vernehmung der Zeugen u. s. w. vor den inländischen Schwurgerichten zu großen Unzuträglichkeiten geführt haben würde. Deßhalb wurde in § 3 Ziff. 9 des Schutzgebietsgesetzes der Kaiser ermächtigt, die Gerichtsbarkeit in den zur Zuständigkeit der Schwurgerichte gehörenden Sachen den Schutzgebietsgerichten zu übertragen, mit der Maßgabe jedoch, daß in solchen Sachen in der Hauptverhandlung in allen Fällen vier Beisitzer zuzuziehen sind. Diese Uebertragung ist denn auch in allen Schutzgebieten erfolgt.

Auf das Strafverfahren selbst finden im übrigen die Strafproceßordnung und das Einführungsgesetz zu derselben Anwendung, soweit nicht in den §§ 21—42 des Consulargerichtsbarkeitsgesetzes eine Anzahl von Abweichungen vorgeschrieben sind. Hervorzuheben sind von diesen Abweichungen, daß in den von den Consulargerichten abzuurtheilenden Strafsachen weder eine Voruntersuchung, noch eine Mitwirkung der Staatsanwaltschaft stattfindet. Nach § 3 Ziff. 4 des Schutzgebietsgesetzes kann jedoch durch kaiserliche Verordnung vorgeschrieben werden, daß die Mitwirkung einer Staatsanwaltschaft eintritt und eine Voruntersuchung stattfindet. Bisher ist eine derartige Vorschrift nicht ergangen.

Nach § 1 Abs. 2 des Gesetzes vom 10. Juli 1879 sind der Consulargerichtsbarkeit die in den Consulargerichtsbezirken wohnenden oder sich aufhaltenden Reichsangehörigen und deutschen Schutzgenossen unterworfen. Vor den Consulargerichten haben daher einen Gerichtsstand nur solche Personen, bei denen zwei Voraussetzungen zutreffen a) Reichsangehörigkeit oder Schutzgenossenschaft, b) Wohnsitz oder Aufenthalt im Consulargerichtsbezirke zur Zeit der Klagestellung, bezw. Erhebung der öffentlichen Klage. Andere Personen sind der Consulargerichtsbarkeit nicht unterstellt und sind auch alle anderen in den Proceßordnungen vorgesehenen Gerichtsstände der Niederlassung, des Vermögensbesitzes, der Erbschaft u. s. w. vor den Consulargerichten nicht gegeben.

Diese Beschränkung der Zuständigkeit der Consulargerichte ist einmal dadurch veranlaßt, daß man die Consulargerichtsbarkeit nicht über das unbedingt Nothwendige hinaus ausdehnen wollte. Vor allem aber liegt der Grund darin, daß sich die Consulargerichtsbarkeit als Ausübung deutscher Gerichtsbarkeit in fremdem Staatsgebiete darstellt und daher der Natur der Sache nach auf die in einem Unterthanen- oder Schutzverhältniß zum Reiche stehenden Personen beschränkt sein muß. Dagegen trägt die Gerichtsbarkeit in den Schutzgebieten ebenso territorialen Charakter an sich, wie die Schutzgewalt, die ja nichts weiter ist, als die Souveränetät des Reiches über die Schutzgebiete; es müssen daher derselben grundsätzlich alle in den Schutzgebieten befindlichen Personen und Sachen unterliegen. Dieses Verhältniß ist durch die Bestimmung des § 3, Ziff. 1 des Schutzgebietsgesetzes in der Weise berücksichtigt, daß der Kaiser bestimmen kann, daß in den Schutzgebieten auch andere Personen als die in § 1, Abs. 2 des Consulargerichtsbarkeitsgesetzes aufgeführten der deutschen Gerichtsbarkeit unterliegen. Diese Ermächtigung hat eine doppelte Bedeutung; der Kaiser kann nämlich auf Grund derselben bestimmen, a) daß auch Personen, welche nicht Reichsangehörige oder Schutzgenossen sind, der Gerichtsbarkeit in den Schutzgebieten unterstehen, b) daß nicht bloß Personen, welche in den Schutzgebieten wohnen oder sich aufhalten, vor den Gerichten der Schutzgebiete Recht zu nehmen haben, sondern auch solche, hinsichtlich welcher abgesehen von Wohnsitz und Aufenthalt ein Gerichtsstand innerhalb der Schutzgebiete nach den zur Geltung kommenden Proceßgesetzen begründet ist.

Die Personen, auf welche hienach die Gerichtsbarkeit ausgedehnt werden kann, sind: 1) die Eingeborenen; 2) die Angehörigen anderer civilisirter Staaten, welche nicht deutsche Schutzgenossen sind. Die Ausdehnung der deutschen Gerichtsbarkeit auf diese zweite Gruppe von Personen war von Anfang an mit Rücksicht auf den territorialen Charakter der Schutzgewalt selbstverständlich und es wäre das einfachste gewesen, wenn im Schutzgebietsgesetze selbst sofort die Ausdehnung der deutschen Gerichtsbarkeit auf diese Personen ausgesprochen worden wäre. Wäre die Ausdehnung nicht erfolgt, so läge geradezu eine im Widerspruch mit dem Territorialprinzip stehende Ausnahme vor, welche ihre großen Bedenken hätte, weil dann fremden Staaten die Ausübung einer Consulargerichtsbarkeit über ihre in den deutschen Schutzgebieten wohnenden oder sich aufhaltenden Staatsangehörigen gestattet werden müßte.

Anders lagen dagegen die Verhältnisse, insoweit die Ausdehnung der deutschen Gerichtsbarkeit auf die Eingeborenen in Frage stand. Wenn dieselben auch an und für sich der deutschen Staatsgewalt unterstehen, so mußte doch eine unveränderte Anwendung der deutschen Gesetze auf die Eingeborenen mit Rücksicht auf deren Culturzustand unthunlich erscheinen. Dazu kommt noch, daß die Häuptlinge einzelner eingeborener Völkerschaften insbesondere in Südwestafrika, wie noch zu erwähnen sein wird, sich die Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen in verschiedenen mit dem Reiche abgeschlossenen Abmachungen vorbehalten haben.

Unter diesen Umständen ist in sämmtlichen kaiserlichen Verordnungen, durch welche das Consulargerichtsgesetz in den einzelnen Schutzgebieten eingeführt wurde, bestimmt worden, daß der deutschen Gerichtsbarkeit alle Personen unterliegen, die in den Schutzgebieten wohnen oder sich aufhalten, oder bezüglich deren abgesehen hievon ein Gerichtsstand innerhalb der Schutzgebiete nach den zur Anwendung kommenden Gesetzen begründet ist, die Eingeborenen jedoch nur, soweit sie dieser Gerichtsbarkeit besonders unterstellt werden. Wer als Eingeborener zu betrachten ist, hat entweder der Reichskanzler oder der an der Spitze des betreffenden Schutzgebietes stehende Beamte mit Genehmigung des Reichskanzlers zu bestimmen.

Was das in den Schutzgebieten zur Anwendung zu bringende Strafrecht anlangt, so kommt hier § 4 des Gesetzes vom 10. Juli 1879 in Betracht, welcher bestimmt: „In Betreff des Strafrechts ist anzunehmen, daß in den Consulargerichtsbezirken das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich und die sonstigen Strafbestimmungen der Reichsgesetze gelten. Der Consul ist befugt, für seinen Gerichtsbezirk oder einen Theil desselben polizeiliche Vorschriften mit verbindlicher Kraft für die seiner Gerichtsbarkeit unterworfenen Personen zu erlassen und die Nichtbefolgung derselben mit Geldstrafe bis zum Betrage von 150 M. zu bedrohen."

Infolge dessen gelten in den Schutzgebieten 1) das Reichsstrafgesetzbuch mit der Maßgabe, daß nach § 3 Ziff. 8 des Schutzgebietsgesetzes der Kaiser befugt ist, durch Verordnung eine andere, eine Schärfung nicht enthaltene Vollstreckung der Todesstrafe, also z. B. durch Erschießen anzuordnen; 2) die sonstigen Specialstrafgesetze des Reichs, wie z. B. das Gesetz vom 28. Juli 1895, betreffend die Bestrafung des Sklavenraubs und des Sklavenhandels;

3) die von den zur Ausübung der Gerichtsbarkeit ermächtigten Beamten nach § 4 des Gesetzes vom 18. Juli 1879 erlassenen Polizeistrafverordnungen.

Dazu kommen die Strafverordnungen, welche der Kaiser auf Grund des § 3 Ziff. 3 des Schutzgebietsgesetzes erlassen kann. Hier ist nämlich der Kaiser ermächtigt worden, in Materien, die nicht Gegenstand des Reichsstrafgesetzbuchs sind, Strafverordnungen zu erlassen und Gefängniß bis zu einem Jahre, Haft, Geldstrafe und Einziehung einzelner Gegenstände anzudrohen. Ebenso kann der Reichskanzler selbst oder durch von ihm zu delegirende Beamte in den Schutzgebieten auf Grund des § 11 des Schutzgebietsgesetzes polizeiliche oder sonstige die Verwaltung betreffende Vorschriften erlassen und gegen die Nichtbefolgung derselben Gefängniß bis zu drei Monaten, Haft, Geldstrafe und Einziehung einzelner Gegenstände androhen. Bezüglich des Civilrechts heißt es in § 3 des Gesetzes vom 10. Juli 1879: „In Betreff des bürgerlichen Rechts ist anzunehmen, daß in den Consulargerichtsbezirken die Reichsgesetze, das preußische allgemeine Landrecht und die das bürgerliche Recht betreffenden allgemeinen Gesetze derjenigen preußischen Landestheile, in welchen des allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat, gelten. In Handelssachen kommt zunächst das im Consulargerichtsbezirk geltende Handelsgewohnheitsrecht zur Anwendung."

Indem diese Bestimmung durch § 2 des Gesetzes vom 17. April 1886 in den Schutzgebieten für anwendbar erklärt wurde, wurde mit einem Schlag eine ganze Anzahl großer und umfangreicher Gesetze, wie das preußische Landrecht, soweit dasselbe civilrechtliche Vorschriften enthält, mit allen seinen Nebengesetzen, das Handelsgesetzbuch, die Wechselordnung u. s. w. zur Einführung gebracht.

Dieses Verfahren war zwar sehr einfach; dagegen konnte man wohl zweifeln, ob es praktisch war, tausende von Paragraphen deutscher und preußischer Gesetze ohne weiteres auf die Schutzgebiete mit ihren ganz anderen wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen für anwendbar zu erklären. Es zeigte sich denn auch sofort, daß es unmöglich war, die Vorschriften des preußischen Rechts in Bezug auf die Regelung der Rechtsverhältnisse des Grundbesitzes unverändert zur Anwendung zu bringen. Infolge dessen hat die Novelle vom 15. März 1888 dem Kaiser die Ermächtigung gegeben, durch Verordnung eine von dem preußisch-deutschen Recht abweichende Regelung der Rechtsverhältnisse an unbeweglichen Sachen einschließlich des Bergwerkseigenthums zu treffen. Auf Grund dieser Ermächtigung sind denn auch für alle Schutzgebiete Verordnungen ergangen, durch welche der Eigenthumserwerb und die dingliche Belastung von Grundstücken in einer den besonderen Verhältnissen der Schutzgebiete entsprechenden Weise geregelt wurden.

Zu den wichtigsten Reichsgesetzen auf dem Gebiete des Privatrechts gehört das Gesetz vom 8. Februar 1875 über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung, welches insbesondere die obligatorische Civilehe im Deutschen Reiche eingeführt hat. Dieses Gesetz ist jedoch in den Schutzgebieten nicht zur Einführung gelangt, vielmehr hat § 4 des Schutzgebietsgesetzes das Gesetz betreffend die Eheschließung und die Beurkundung des Personenstandes von Reichsangehörigen im Auslande vom 4. Mai 1870 für die Schutzgebiete mit der Maßgabe für anwendbar erklärt, daß dasselbe durch kaiserliche Verordnung auch auf andere Personen als Reichsangehörige ausgedehnt werden kann und an Stelle des Bundesconsuls der zur Eheschließung und zur Beurkundung des Personenstandes vom Reichskanzler ermächtigte Beamte tritt. Die Festsetzung des Zeitpunktes des Inkrafttretens wurde ebenfalls kaiserlicher Verordnung überlassen.

Das Gesetz vom 4. Mai 1870 ist auch in allen Schutzgebieten in Kraft getreten, und zwar bezüglich aller Personen, welche nicht Eingeborene sind.

Das Reichsgesetz vom 4. Mai 1870 bestimmt nun in § 1: „Der Bundeskanzler kann einem diplomatischen Vertreter ... und einem Bundesconsul für dessen Amtsbezirk die allgemeine Ermächtigung ertheilen, bürgerlich gültige Eheschließungen von Reichsangehörigen zu beurkunden." Die übrigen Paragraphen des Gesetzes enthalten Vorschriften über die zu führenden Civilstandsregister und die beim Eheabschluß zu beobachtenden Förmlichkeiten.

Durch die Vorschriften des Gesetzes vom 4. Mai 1870 sollte den im Auslande sich aufhaltenden Reichsangehörigen lediglich die Möglichkeit gegeben werden, vor einem Reichsbeamten eine im Reichsinlande gültige Ehe abzuschließen und Civilstandsurkunden aufnehmen zu lassen. Eine Verpflichtung, dies zu thun, sprach dagegen das Gesetz vom 4. Mai 1870 nicht aus; die Reichsangehörigen können vielmehr ihre Ehen ebenso wirksam in der nach dem ausländischen Rechte vorgeschriebenen oder zulässigen Form abschließen. Da jedoch in den Schutzgebieten kein ausländisches Recht gilt, das hier zur Anwendung kommen könnte, so konnte die Einführung des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1870 in den Schutzgebieten keine andere Bedeutung haben, als daß daselbst der im Personenstandsgesetze vom 6. Februar 1875 zum Ausdruck gekommene Grundsatz der obligatorischen Civilehe in der durch staatlich aufgestellte Standesbeamte zu erfolgenden Beurkundung des Personenstandes auch in den Schutzgebieten zur Anwendung kommen soll, daß aber in Bezug auf die bei der Eheschließung, sowie bei der Beurkundung des Personenstandes einzuhaltenden Förmlichkeiten nicht die Vorschriften des Gesetzes vom 6. Februar 1875, sondern das Gesetz vom 4. Mai 1870 zu beobachten sind. In diesem Sinne ist denn auch das Gesetz vom 4. Mai 1870 in den Schutzgebieten zur Anwendung gebracht worden.

Die Anwendung des preußischen Landrechts in den Consulargerichtsbezirken und in den Schutzgebieten ist lediglich dadurch veranlaßt, daß bisher ein bürgerliches Gesetzbuch für das Reich noch nicht in Geltung ist. Es ist selbstverständlich, daß das allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch vom 18. August 1896 auch in den Consulargerichtsbezirken und in den Schutzgebieten in Kraft treten wird.

Wehe über den Streit der Wissenschaft mit der Theologie.

Schon vor vielen Jahren wurden in diesen Spalten (Beil. 28. Juli 1885) die Verdienste des Ersten Präsidenten der am 27. April 1865 gestifteten Cornelluniversität, Hrn. Dr. Andrew D. White, um die Entwicklung dieser Hochschule während der Entstehungs- und Ausgestaltungsperiode derselben hervorgehoben. Aus dem heftigen Kampfe, den er damals zur Einführung und Erhaltung der wissenschaftlichen Lehrfreiheit gegen die Eingriffe der zahlreichen und überaus eifrigen religiösen Secten zu bestehen hatte, ist das vorliegende zweibändige Werk „The Warfare of Science with Theology in Christendom" (New-York, D. Appleton & Comp. 1896) hervorgegangen. Der Verfasser schildert in ausführlicher und anschaulicher Weise den hartnäckigen und oft gehässigen Widerstand, dem die Wissenschaft auf allen Forschungsgebieten von seiten alt hergebrachter und zum Theil rein mythischer Weltanschauungen von jeher begegnet ist. Jeder Versuch, die positiven Kenntnisse der Menschen nach irgend einer Richtung zu erweitern, ist mit theologischen Lehrmeinungen und kirchlichen Glaubenssätzen in Conflict gerathen, und erst nach langjährigem Streit mit diesen dogmatischen Systemen und

heiligen Ueberlieferungen ist es den Vertretern der Erfahrungswissenschaften gelungen, die Ergebnisse ihrer sorgfältigen, nur zur Förderung der Wahrheit und zu Nutz und Frommen der Menschheit angestellten Untersuchungen zur Geltung zu bringen. Ohne die Wiederholung dieses unerfreulichen Vorgangs ist keine Errungenschaft der gelehrten Forschung und der geistigen Cultur der Welt zutheil geworden.

Der Verfasser fängt im ersten Capitel mit der Schöpfungsgeschichte an, indem ee auf assyrisch-babylonische keilschriftliche Urkunden als die Quellen der jüdisch-christlichen Kosmogonie zurückgeht. In den chaldäischen Inschriften wird auch die Idee der allmählichen Entwicklung des Weltalls aus einer „grundlosen Tiefe" und der Thiere aus dem Erdboden und dem Meer angedeutet. Diese Lehre wurde von den ältesten griechischen Philosophen dee Jonischen Schule, namentlich von Anaximander und Anaximenes, aufgenommen und weiter ausgebildet und bei den Römern vornehmlich von Lucrez mit großem Eifer und voller Ueberzeugungskraft verfochten und mit vorzüglicher Kunst in seinem bekannten Lehrgedicht „De rerum natura" dargelegt. Diese Theorie haben fast sämmtliche Kirchenväter und die hervorragendsten Vertretee des Urchristenthums bekämpft; nur Nemesius, der gelehrte und scharfsichtige Bischof von Emesa in Syrien, hat dieselbe aufrecht erhalten und zu begründen gesucht, wie er auch den durch Zusammenziehen des Herzens und der Schlagadern bewerkstelligten Kreislauf des Blutes vermuthete und die wahren Ursachen des Wahnsinns erkannte, den Ansichten seiner Zeit- und Glaubensgenossen gegenüber, die jede Geisteskrankheit der dämonischen Besessenheit zuschrieben. Auch im Mittelalter haben einige Denker die Behauptung aufgestellt, die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen sei nicht als die fertige Handarbeit eines anthropomorphischen Schöpfers zu erklären, sondern habe sich aus einem alles wirkenden Urprinzip oder einer immer schaffenden Weltseele allmählich und naturgemäßig entfaltet; aber in der Regel hat man diese Vorleuchter der Wissenschaft vor das Ketzergericht gefordert und den Flammen des Scheiterhaufens übergeben, wie es noch mit Giordano Bruno auf dem Campo dei Fiori geschah.

Sehr interessant ist Hrn. White's Darstellung des heftigen und zuweiten etwas böswilligen Kampfes, den Darwins 1859 herausgegebene „Origin of Species" hervorrief und in dem die beiden entgegengesetzten Weltanschauungen noch immer liegen. Kaum war dieses epochemachende Werk erschienen, als die Vertreter der alt hergebrachten mythischen Welterschaffungslehre, Geistliche und Laien, über dasselbe mit unglaublicher Dreistigkeit und grimmiger Wuth herfielen. Ein glaubenseifriger französischer Arzt, Dr. Constantin James machte sich über „das Märchen" lustig und kam zu dem Schluß, daß ein „so fanatisches und drolliges Buch" nur eine Spottschrift sein könne, wie das „Encomium moriae" von Erasmus oder Montesquieu's „Lettres persanes", mit dem Unterschied, daß der Verfasser der „Entstehung der Arten" seinen satirischen Zweck verfehlt habe. Der Erzbischof von Paris begtückwünschte Hrn. James zu dieser Vertheidigung der Rechtgläubigkeit, und Pius IX. sprach in einem Brief seinen herzlichen Dank für eine „so vollständige Niederwerfung des Darwinismus" aus. Der Cardinal Manning, dessen wahres Wesen als das eines hinterlistigen und verschmitzten Ränkeschmieds in der Purcell'schen Biographie mit vorheriger Genehmigung seiner Eminenz an den Pranger gestellt wird, gerieth in Zorn wegen dieser brutalen Philosophie, „welche Gott abschafft und Adam aus seiner Stelle als Stammvater des Menschengeschlechts durch einen Affen verdrängen läßt." Noch rasender darüber wurde Monseigneur Ségur, der die Entwicklungslehre als „die abscheuliche Ausgeburt der niedrigsten Leidenschaften" bezeichnete, welche „aus der Hölle stammt und dorthin zurückkehren wird, die schändlichen Geschöpfe, die sich nicht entblöden, sie anzunehmen und zu verkünden, sammt und sonders mit sich schleppend". Der hochwürdige und hochkirchliche Bischof von Oxford, Samuel Wilberforce überschüttete „diese entehrende Naturanschauung" mit einer Fluth von Schimpfreden, und Hr. Gladstone beschuldigte in einem zu Liverpool gehaltenen Vortrag die Evolutionstheorie der Bestrebung, Gott als Weltregierer zu beseitigen und durch die Allmacht ewiger und unveränderlicher Gesetze zu ersetzen. Als Herbert Spencer ihn in einem öffentlichen Schreiben fragte, ob das von Newton entdeckte Gesetz der Gravitation nicht dieselbe einschränkende und abschaffende Wirkung auf die göttliche Verwaltung des Weltalls habe, zog er sich hinter eine Haufenwolke von hochtrabenden, aber nichtssagenden Worten in den Spalten der „Fortnightly Review" zurück. In Deutschland wurde der Streit ebenso hitzig und hartnäckig, wenn auch mit etwas weniger Geschrei und Geschimpfe geführt. Professor Friedrich Michelis machte entschieden Front gegen dieses „Zerrbild der Schöpfung", welches nach den Ansichten des Hrn. Dr. Hagermann „den Schöpfer zur Thür hinauswirft", während der Leipziger Theolog Luthardt der Naturforschung jede Zuständigkeit in dieser Sache absprach, indem er behauptete, die Entstehungsweise der Welt sei eine ausschließlich in den Bereich der Religion gehörende Frage, worübee die Naturwissenschaft kein Recht habe, zu urtheilen, und nicht das geringste zu deren Lösung beizutragen vermöge. Noch drastischere Beispiele der Unwissenheit und Anmaßung haben die amerikanischen Zionswächter gegeben, als sie die Frommen zum Kampfe „auf des Herrn Seite gegen die Schaaren des Teufels und der Affen" aufforderten. Die Verwalter der unter kirchlicher Aufsicht stehenden Colleges trugen kein Bedenken, jeden des Darwinismus verdächtigen Lehrer unverzüglich zu entlassen, aber glücklicherweise erhielten die Verfolgten in den meisten Fällen noch bessere Anstellungen in den Staatsuniversitäten und anderen von klerikalen Einflüssen freien Hochschulen. Dabei kamen die Widersacher einander manchmal aufs ungelegenste und ergötzlichste in die Quere, wie z. B. im Yale College, wo der Vorsteher dee Lehranstalt, Dr. Noah Porter, die Studenten vor der Entwicklungslehre eindringlich und unerläßlich warnte, während Professor Marsh diese Theorie annahm und vertheidigte und eine paläontologische Sammlung anlegte, welche füe die Abstammung des Pferdes von einem kleinen, fünfzehigen, tapirartigen Säugethier, dem Eohippus, und für die Richtigkeit der Darwin'schen Doctrin von der Entstehung der Arten im allgemeinen unwiderlegliche Beweise liefert.

Auf diese ausführliche und lebendige Darstellung des auf dem kosmogonischen Gebiet so lange und leidenschaftlich geführten und jetzt kaum beendeten Kampfes zwischen theologischen und naturwissenschaftlichen Weltanschauungen folgt eine Geschichte der Streitigkeiten über die Gestalt der Erde, ihre Größe und Stellung im Mittelpunkt des Weltalls und die damit zusammenhängende und für ketzerisch gehaltene Doctrin der Antipoden, über Copernicus und seine Verdienste um die Begründung der modernen Astronomie, über Kometen, Meteore, Sonnen- und Mondfinsternisse nnd ihre Bedeutung als Werke des Teufels oder als Zeichen des göttlichen Zorns, über die vergeblichen Versuche, die Legenden der Genesis mit den Ergebnissen der Geologie zu versöhnen, über die Sage des Sündenfalls im Lichte der Völker- und Alterthumskunde, über die biblische Chronologie und das durch anthropologische und ethnologische Forschungen bestimmte Alter des Menschengeschlechts, über den Glauben an Dämonen, die in der Luft und Finsterniß

Digitized by Google

herrschen und Gewitterstürme erzeugen, dem Fortschritt der Wetterkunde gegenüber, welche die endgültige Verdrängung der Teufelsbanner durch den Blitzableiter bewerkstelligte. Der erste Band schließt mit einem interessanten Capitel, das den Titel „Von der Magie bis zur Chemie und Physik“ führt und die allmähliche Aufklärung der Menschen über die geheimnißvollen Naturkräfte, deren Wirkung für Zauberwerk gehalten wurde, klar und übersichtlich schildert.

Im zweiten Bande werden die verschiedenen Formen des Hexenwahns und die daraus hervorgehenden unglaublichen Greuel der Hexenverfolgungen eingehend und belehrend behandelt. Der Verfasser führt eine Reihe von Stellen aus den Schriften der namhaftesten Kirchenväter und mittelalterlichen Theologen an, welche Seuchen und andere Krankheiten dämonischen Einflüssen zuschreiben und die Fürsprache der Heiligen und die Reliquienverehrung als die einzigen untrüglichen Gegenmittel dringend empfehlen.

Im 12. Jahrhundert warnte Bernhard von Clairvaux die Mönche vor der Anwendung irgend einer Arznei für ihre körperlichen Leiden, da ein solches Verfahren weder mit den Lehren der Religion, noch mit ihren Ordensregeln übereinstimme. Diese Ermahnung setzte voraus, daß alle Krankheiten einen übernatürlichen Ursprung haben und folglich nur durch übernatürliche Mittel geheilt werden können. Es hing mit dieser Anschauung zusammen, daß auch anatomische Studien, namentlich an menschlichen Leichnamen, als überflüssig und sündhaft jahrhundertelang verboten wurden, und die Einführung der Schutzblatternimpfung und die Anwendung von Aether und anderen Narkotika gegen Schmerzen den bittersten und beharrlichsten Widerstand hervorriefen. Als ein tüchtiger Arzt, Dr. Boyleton, um das Jahr 1721 seinen eigenen Sohn und andere Leute in der amerikanischen Stadt Boston impfte, wurde er von den dortigen Geistlichen als ein „Giftmischer“ und „Mörder“ verschrieen und in der klerikalen Presse und von der Kanzel herab so heftig angegriffen, daß das gestiftentlich wider ihn aufgehetzte Volk nach seinem Leben trachtete, und er es kaum wagte, Abends aus dem Hause zu gehen. 1551 wurde eine Edeldame, Eufame Macalpane, in Edinburgh lebendig verbrannt, weil sie des gottlosen Verbrechens überführt wurde, ein schmerzstillendes Mittel bei der Geburt ihrer Kinder gebraucht zu haben; und sogar vor fünfzig Jahren, als Dr. Simpson, ein schottischer Arzt, zuerst das Chloroform bei geburtshülflichen Operationen empfahl, wurde er beschuldigt, die von Gott über das Weib verhängte Strafe, sie solle mit Schmerzen Kinder gebären, aufheben zu wollen. Zur Vertheidigung seines Verfahrens veröffentlichte er mehrere Broschüren, aber alles vergebens, bis es ihm einfiel, seine hinter der Heiligen Schrift verschanzten Feinde mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. „Meine Gegner vergessen“, sagte er, „daß bei der ersten chirurgischen Operation, die je vorgenommen wurde, Gott einen tiefen Schlaf auf Adam fallen ließ, ehe er eine seiner Rippen nahm und das Weib daraus bildete“. Dieser Hieb traf, und obwohl einige der erbittertsten Glaubenseiferer ihn abzuwenden suchten, indem sie behaupteten, der tiefe Schlaf sei auf Adam gefallen, während er noch in kindlicher Unschuld lebte und den Schmerz überhaupt nicht kannte, hatten im allgemeinen die schottischen Seelenhirten und ihre frommen Schaaren Bedenken, sich gegen einen so alten und gewichtigen Präcedenzfall aufzulehnen, und die Wissenschaft in ihrem Bestreben, die menschlichen Leiden zu lindern, trug den Sieg davon. Auch auf die öffentliche Gesundheitspflege, die Entwicklung des Sanitätswesens und die Anwendung wissenschaftlicher Kenntnisse von der Entstehung und Verbreitung epidemischer und endemischer Krankheiten haben theologische Dogmen und fromme Vorurtheile äußerst schädlich eingewirkt. In Schottland z. B. hat die eiserne Folgerichtigkeit der calvinistischen Lehrsätze bis tief in das 19. Jahrhundert hinein alle Städte zu einem gräßlichen Zustand von pestilenzialischer Schmutzigkeit verdammt. Eben so schlimm war die hartnäckige Aufrechthaltung der Besessenheitstheorie, welche die genaue Erforschung und Erkenntniß der wahren Ursachen des Wahnsinns verhinderte. Als charakteristische Beispiele von der Entstehung und Fortpflanzung heiliger Legenden werden die dem Apostel der Inder, Franciscus Xaver, nachgerühmten, aber seinen Zeitgenossen und Lebensgefährten gänzlich unbekannten Wunderwerke, sowie die während zweier Jahrtausende immer weiter erzählte Sage von dem zu einer Salzsäule gewordenen Weibe Lots angeführt und mit großem Scharfsinn erklärt.

In den letzten Abschnitten seines Werkes beschäftigt sich Hr. White mit den neuesten Forschungen auf den Gebieten der vergleichenden Sprachwissenschaft und Sagenkunde, der Volks- und Staatswirthschaft und der grammatisch-historischen Bibelexegese und zeigt, wie sie im Laufe der Zeit die altgläubigen Vorstellungen vollständig beseitigt haben. Höchst wichtig in dieser Beziehung sind die überraschenden Ergebnisse der assyriologischen und ägyptologischen Untersuchungen, welche zur Entdeckung der Urquellen vieler biblischer Geschichten geführt und kostbares Material zur Erklärung unsrer heiligen Schriften geliefert haben. Auf des gelehrten Verfassers gründliche Erörterung dieser Gegenstände können wir in diesen Spalten nicht näher eingehen und müssen uns damit begnügen, unsre Leser auf das Werk selbst zu verweisen, welches sich durch große Reichhaltigkeit und ungemein klare Anordnung und frische Darstellung des Stoffes auszeichnet. Wir machen ferner auf den Vorzug aufmerksam, daß die Angaben überall durch Belege begründet werden, und die in den Randbemerkungen angeführten bibliographischen Quellen nicht nur zur Bestätigung der daraus geschöpften und im Text enthaltenen Mittheilungen, sondern auch zu weiteren Studien in förderlicher Weise dienen. Das gehaltvolle und sehr unterhaltende Werk ist nicht ausschließlich für Fachmänner verfaßt, sondern wendet sich an alle gebildeten Kreise und wird gewiß jeden denkenden Kopf lebhaft interessiren. Es ist übrigens typographisch schön ausgestattet und mit einem guten Register versehen, und wäre es wohl werth, ins Deutsche übersetzt zu werden.

E. P. Evans.

Mittheilungen und Nachrichten.

Das Staatsrecht des Deutschen Reichs von Dr. Philipp Zoen, ord. Professor der Rechte zu Königsberg, Geh. Justizrath. Zweiter Band: Das Verwaltungsrecht einschließlich des äußeren Staats-, des Militär- und Seerechts. 2. Aufl., Berlin 1897. Guttentag'sche Sammlung der Lehrbücher des deutschen Reichsrechts. VI. Preis geb. 11 M. — Dem zu Anfang des Jahres 1895 in zweiter Auflage erschienenen ersten Band des Zorn'schen Staatsrechts, welcher das Verfassungsrecht im engeren Sinne enthält, ist nunmehr auch der speciell dem Verwaltungsrecht gewidmete zweite Band in neuer Auflage gefolgt. Schon der äußere Umfang des Werks ist ein anderer geworden; von 677 ist er auf 993 Seiten gestiegen, eine Vermehrung, die weniger auf die vom Verfasser vorgenommene anderweite Vertheilung des Stoffs auf den ersten und zweiten Band, als vielmehr auf die sorgfältige Berücksichtigung der neuen Gesetzgebung und die eingehendere Behandlung einzelner Disciplinen zurückzuführen ist.

Was den Inhalt des Werkes anlangt, so hat Verfasser das frühere zehnte Buch, „Die deutsche Gerichtsverfassung“, überhaupt gestrichen, und dieses mit Recht; denn gehört das Gerichtswesen, die Theilung der Justizgewalt zwischen Reich und Einzelstaaten, die Organisation der Gerichte u. a. m., seiner rechtlichen Natur nach auch in das Reichsstaatsrecht, so kann von einer Darstellung dieser Rechtssätze in einem Lehrbuch des Staatsrechts doch abgesehen werden, weil sie im engsten Zusammenhang mit dem Processrecht stehen und daher in allen Lehrbüchern des Civil- und Strafprocesses

eingehend erörtert werden. Weggefallen sind weiter die früheren §§ 33 „Budget und Decharge“ und 37 „Die Staatsverträge“, indem diese Materien jetzt — was in dirter Beziehung zweckmäßiger erscheint — im ersten Band bei der Rechtsbildung des Reichs erörtert sind. Erweitert ist dagegen der im vorliegenden zweiten Band behandelte Stoff dadurch, daß das in der ersten Auflage einen Theil des ersten Bandes bildende Militärrecht hieher übernommen ist. Auch diese Umgestaltung ist vom systematischen Gesichtspunkte aus als eine entschiedene Verbesserung zu bezeichnen; nur darüber ließe sich streiten, ob es, was Verfasser gethan, zweckmäßig ist, die den kaiserlichen Oberbefehl betreffenden Rechtssätze nicht, wie üblich, im Militärrecht, sondern im Capitel von dem Kaiserthum zur Darstellung zu bringen.

Das Werk zerfällt in die sechs Abschnitte: das Gewerbewesen, das Verkehrswesen, die auswärtige Verwaltung, das Reichsmilitärrecht, das Reichsfinanzrecht und das Seerecht in Friedenszeiten. Durch weitere Zerlegung dieser Abschnitte in kleinere Paragraphen hat es sehr an Uebersichtlichkeit gewonnen. Das Gewerberecht, welches im letzten Jahrzehnt immer wieder und wieder erneuert worden ist und sicherlich zu den für die systematische Darstellung schwierigsten Materien gehört, hat Verfasser vollständig umgearbeitet. Alle zur Gewerbeordnung ergangenen Novellen und Ergänzungsgesetze bis auf das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb vom 27. Mai und das sogenannte Depotgesetz vom 5. Juli 1896 sind berücksichtigt, mit besonderer Sorgfalt ist die Rechtsprechung des preußischen Oberverwaltungsgerichts, welche für die Erkenntniß des Gewerberechts bereits eine hohe Bedeutung erlangt hat, verwerthet und endlich ist noch dem in vielen Beziehungen über den Rahmen des Gewerberechts hinausreichenden Arbeiterversicherungswesen ein neuer Paragraph gewidmet. In höchst interessanter Weise wird uns der juristische Gehalt dieser modernen gewerbepolizeilichen und socialpolitischen Gesetzgebung vorgeführt und dadurch dieser erste Abschnitt zu einem der anregendsten des ganzen Werks gemacht. Das Verkehrswesen hat dem Verfasser zu seiner gründlichen Umarbeitung Anlaß gegeben, es war nur durch eine Darstellung des neuen Reichsbörsengesetzes vom 22. Juni 1896 zu ergänzen. Dasselbe gilt auch dem Militärrecht, dem Consulats- und Gesandtschaftsrecht, während das Reichsfinanzrecht in den Abschnitten über die Brennstoff-, die Rübenzucker- und die Biersteuer auf Grund der neuen Gesetzgebung des Reichs eine umfängliche Neugestaltung erfahren hat. — Mit besonderer Liebe hat Verfasser sich endlich dem Seerecht zugewendet. Zorn ist der erste gewesen, der diese Materie (in der ersten Auflage seines Staatsrechts, mit der allerdings ziemlich gleichzeitig vor eine tiefere Bearbeitung dieses Stoffs enthaltende erste Band des Georg Meyer'schen Verwaltungsrechts in erster Auflage erschien) staatsrechtlich bearbeitet hat, und die vorliegende erweiterte und vertiefte Umarbeitung seiner früheren Darstellung ist wieder das beste und ausführlichste, was wir auf diesem Gebiete haben. Besonders hervorgehoben seien die prinzipiellen Erörterungen über die Freiheit des Meeres, die Küstengewässer, das Recht der Seeschiffe (S. 822 ff.) und die Ausführungen über die Schiffsgewalt, in welchen auch Unsicht des Referenten überzeugend nachgewiesen wird, daß die Schiffsgewalt des Schiffsführers als Staatsgewalt construirt werden muß, wenn man die zahlreichen dem Schiffsführer auf offener See zustehenden Herrschaftsbefugnisse juristisch genügend erklären will.

In prinzipiellen Fragen ist der Verfasser seinen früheren Anschauungen durchweg treu geblieben. So dem Abschnitt über das Post- und Telegraphenwesen betont er mit Recht den öffentlichrechtlichen Charakter dieser Institute und verwirft jede privatrechtliche Auffassung, welche in der Post- und Telegraphenverwaltung nichts mehr als einen Gewerbebetrieb und in dem sie führenden Staate nichts mehr als einen Kaufmann sieht. Auch für Eisenbahnen fordert er prinzipiell den Charakter von Staatsverkehrsanstalten, erkennt jedoch mit Rücksicht auf die fehlende Monopolisirung ihres Betriebes an, daß sie sich gegenwärtig noch nicht zu solchen entwickelt haben. In directen Gegensatz zu diesen und anderen Verwaltungszweigen setzt er dann das Bankwesen, welches durchaus von dem unser ganzes Gewerberecht beherrschenden Prinzip der Gewerbefreiheit beherrscht wird, und bezeichnet im Hinblick hierauf ebenfalls mit Recht das Bankgeschäft als ein Gewerbe und den Staat, soweit er sich am Bankgeschäfte betheiligt, als einfachen Bankier. Das Consular- und Gesandtschaftsrecht, welches in den meisten Staatsrechtslehrbüchern nicht umfassend dargestellt, sondern zum größten Theil ins Völkerrecht verwiesen wird, hat Verfasser, der bekanntlich das Völkerrecht als ein über den Staaten stehendes Recht nicht anerkennt, vom Standpunkte des deutschen Staatsrechtes aus sehr eingehend behandelt. Im Militärrechte endlich geht er nun dem Grundsatze aus, daß das deutsche Heer eine Einheit, ein Reichsheer, ist und nicht eine Anzahl von Landescontingenten.

Von Anfang bis zu Ende zeichnet die neue Auflage des Zorn'schen Staatsrechts sich wieder aus durch eine übersichtliche Anordnung des vielfach unübersichtlichen Stoffes, durch einfache Klarheit und Güte des Ausdrucks in den prinzipiellen Erörterungen und durch scharfe Formulirung der Begriffe — Vorzüge, welche dem Buche als Lehrbuch eine dauernde selbständige Bedeutung neben den gleichartigen und umfassenden systematischen Bearbeitungen des deutschen Reichsstaatsrechts von Laband und Haenel sichern. Kein Werk ist so wie das Zorn'sche geeignet, den Studirenden zu staatsrechtlichen Studien anzuregen und in diese einzuführen, den Anfänger specifisch öffentlich-rechtlich denken zu lehren und darauf hinzuweisen, daß die Institute unsres öffentlichen Rechtes nicht vom privatrechtlichen Standpunkte aus erfaßt und erklärt werden können — ein Fehler, der dem bei der vorzugsweise civilistischen Ausbildung, die unsre jungen Juristen erhalten, nicht zeitig und nicht energisch genug gewarnt werden kann.

Jena. Schnee.

Ein ethnographisches Räthsel. Dr. Mostowitsch macht in einer der letzten Nummern der Zeitung „Kawkas“ folgende interessante Mittheilung, die in ethnographischer Beziehung von Bedeutung zu sein scheint und wieder einmal zeigt, auf welch große Entfernungen oftmals Schwärme von Völkern von ihren ursprünglichen Wohnsitzen verschlagen worden sind: „In dem vor kurzem erschienenen dritten Band der Reisen des verstorbenen Dr. A. W. Eliseef,“ sagt Mostowitsch, „finde ich eine Stelle über den Besuch des letzten französischen Postens an der Grenze der Sahara — der Stadt Wargla, welche im grauen Alterthum als heilige Stadt galt. Eliseef traf dort einige Stämme, die ethnographisch gänzlich von einander verschieden sind, darunter auch ‚Gruſiner, deren Herkommen völlig im Dunkel liegt‘. Die Bewohner von Wargla haben verschiedene Hautfarbe, vom dunkelsten Schwarz bis zum zarten Weiß des Europäers; neben wirklichen europäischen Schönheiten wohnen die häßlichen Negerweiber des Sudan. Ein ganz eigenthümliches Element bilden dort die sogenannten Mzabiten, welche ihre Abkunft aus Syrien herleiten. In ihren Händen befindet sich der ganze Handel, ihr Typus ist dem semitischen sehr ähnlich. Nach Eliseefs Aussage hat noch kein Anthropolog diesen eigenthümlichen Volksstamm erforscht. Ihre Religion ist in hohem Grade geheimnißvoll. Der Name des Stamms scheint auch grusinischen Ursprungs zu sein und bedeutet „Sonnenanbeter“ oder „Feueranbeter“, von dem grusinischen Wort meo = Sonne. Der Sonnen- oder Licht-, resp. Feuercultus war im Kaukasus einst allgemein verbreitet, worauf viele Gebräuche im Daghestan und in Ossetien, auch viele geweihte Stätten hinweisen, die nach der Ueberlieferung der Einheimischen einst dem Cult des Oemuz dienten. Wie der Name der Mzabiten auf grusinischen Ursprung hinweist, so tragen auch einige Ortschaften in der Nähe von Wargla echt grusinische Benennungen, wie z. B. Nechl, Sacheli, Gervschi u. a. Wenn nun das Vorhandensein jenes semitischen Stammes in Wargla von hohem Interesse ist, so ist die Anwesenheit von Grusiern daselbst geradezu räthselhaft. Unwillkürlich fragen wir uns: woher, auf welche Weise und zu welcher Zeit sind sie in diese Oase gekommen, welche mehr und mehr vom Wüstensand zugeschüttet wird? Leider gibt uns Dr. Eliseef darüber keinerlei Auskunft und ebenso wenig darüber, ob diese Grusiner ihre Sprache erhalten haben. Die Lage dieser alten Colonie ist an und für sich schon höchst interessant, denn Wargla spielte in der alten Welt durch seinen Reichthum und seinen mit dem phönizischen concurrirenden Handel eine große Rolle. Die Stadt lag an dem einst wasserreichen, jetzt ausgetrockneten Igharghar-Flusse, der einst die Rolle des zweiten afrikanischen Nils spielte. Er mündete in das innerafrikanische, sogenannte Tritonmeer, welches mit dem Mittelländischen in Verbindung stand. Bei Herodot (5. Jahrhundert a. Chr.) und Skylax (2. Jahrh. a. Chr.) wird die Stadt Wargla genannt. Die alten Schriftsteller erzählen nicht selten von den Siegen der Pharaonen über asiatische Völker und von der Menge der Gefangenen, welche sie mit sich nach Aegypten gebracht haben. Lassen wir die legendarischen Berichte, welche ja die Aegypter selbst aus Asien kommen lassen, beiseite, so wissen wir, dank den Inschriften von Abu Simbel, daß Ramses ein ganzes Volk Namu aus Asien mit sich gebracht und unter den Nubiern angesiedelt hat. Sollten das nicht am Ende die Grusiner

gewesen sein? Es ist bekannt, daß der große Pharao bis zu den kaukasischen Bergen andrang und einer seiner Großen, Maran, soll die Bewohner des Kaukasus die Bereitung des Weines gelehrt haben. Bis auf den heutigen Tag heißen die grusinischen Weinpressen „Morani". Es läßt sich aber auch eine andere Vermuthung aufwerfen. Die Grusiner können mit den damals stark bevölkerten Gebieten der afrikanischen Nordküste Handel getrieben haben. Denn die Römer bauten nach dem Fall von Karthago in jenen kornreichen Gegenden ein ausgedehntes Netz von Straßen, auf welchen ein lebhafter Verkehr stattfand."

So weit der Bericht des Dr. Mostowitsch, der vielleicht zu weiteren Forschungen anregen wird. Ich erlaube mir, hinzuzufügen: Wenn sich Dr. Eliseef nicht getäuscht und sich der grusinische Typus und die grusinische Sprache (?) bei jenem versprengten Volksstamm erhalten haben, so wird der Schluß nicht ganz falsch sein, daß diese Grusiner nicht in jenen uralten Zeiten, von welchen der Berichterstatter spricht, nach Wargla gekommen sind, sondern in verhältnißmäßig viel jüngerer Zeit. Natürlich ist das alles auch nur Vermuthung, für welche ich aus Strittee, Memoriae Populorum, zwei Stellen anführen kann, nämlich die §§ 77 und 78 in dem Abschnitt über die Iberer. Unter Kaiser Emanuel I. Komnenus im Jahre 1155 n. Chr. werden Iberer genannt, welche damals bei Brundisium unter byzantinischem Oberbefehl gegen den König von Sicilien, Wilhelm, gekämpft und die Sicilier besiegt haben. Und in § 78 wird erzählt, wie unter dem Kaiser Andronikus Palaeologus 1306 n. Chr. der Tartaren-Chan Kazan mit seiner aus Grusinern bestehenden Leibwache und einem iberischen Regiment bis nach Jerusalem vorgedrungen sei.... Konnten die Grusiner nicht vielleicht damals von Sicilien oder Palästina aus nach Wargla gekommen sein?? Es wäre wünschenswerth, daß französische Gelehrte, die sozusagen die nächsten bei der Sache sind, die Forschungen Eliseefs controlirten oder weiterführten. Ist auch jenen Grusinern vielleicht die Muttersprache verloren gegangen (Eliseef spricht nichts darüber), so leben wahrscheinlich über ihre Herkunft alte Ueberlieferungen im Volksmunde fort, die irgend welchen bestimmten Anhalt geben könnten. C. Hahn (Tiflis).

* **Preußischer Archivdienst.** Der Staatsarchivar, Archivrath Dr. Paul Wagner in Aurich ist in gleicher Eigenschaft nach Wiesbaden, der Archivar, Archivrath Dr. Arnold Hagemann in Wiesbaden als „Staatsarchivar" nach Aurich, und der Archivar Dr. Eduard Ausfeld in Koblenz an das Staatsarchiv in Magdeburg versetzt worden.

* **Weimar.** Wie die Shakespeare-, wird auch die Goethegesellschaft wegen des Todes der Großherzogin diesmal auf eine noch nicht endgültig bestimmte Zeit verschoben werden; indessen wird die Ausgabe des Goethejahrbuches dadurch kaum verzögert werden. An den Vorstand der Gesellschaft hat Kaiser Wilhelm II. persönlich nachstehendes Beileidsschreiben gerichtet:

„In Meinem Schmerze über den Heimgang Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen gedenke Ich auch des schweren Verlustes, welcher die Goethegesellschaft durch das Hinscheiden ihrer Erlauchten Gönnerin betroffen hat. War es der Verewigten, der Begründerin des Goethe- und Schillerarchivs, doch innige Herzenssache, das Andenken der beiden Geisteshelden an der Stätte ihres Wirkens durch Sammlung und Pflege ihrer handschriftlichen Denkmäler zu ehren und allen Deutschen ein tieferes Eindringen in den Geist ihrer Werke zu ermöglichen. Noch im ernsten Jahre war es der Entschlafenen vergönnt, ihre unermüdliche und kein Opfer scheuende Fürsorge auf diesem Gebiet durch die Vollendung des von ihr in hochherziger Weise geschaffenen neuen Heims für das Goethe- und Schillerarchiv gekrönt zu sehen und die Einweihung desselben im Verein mit der Goethegesellschaft festlich zu begehen. Mir selbst ist leider nun die Freude versagt, die neuen Archivräume und ihre jedem Deutschen theuren Schätze unter Führung der Hohen Frau in Augenschein zu nehmen, wie es für dieses Jahr von der Heimgegangenen Mir in Aussicht gestellt war. Ich ersuche den Vorstand, den Ausdruck Meiner herzlichen Theilnahme der Goethegesellschaft zu übermitteln.

Berlin im Schloß, den 26. März 1897.

(gez.) Wilhelm I. R."

* **Leipzig.** Der Privatdocent und Assistant am physiologischen Institut unserer Universität Dr. Max Siegfried ist zum außerordentlichen Professor der medicinischen Facultät ernannt worden. — Der Privatdocent der Mathematik Dr. Georg Scheffers hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an die technische Hochschule in Darmstadt angenommen.

* **Groningen.** Dr. T. J. de Boer wurde zum Bibliothekar an der Universitätsbibliothek ernannt.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Bekanntmachung.

Joseph Joachim-Stiftung.

Anläßlich des 50jährigen Künstler-Jubiläums des Professors **Dr. Joseph Joachim**, Capellmeisters der Königlichen Akademie der Künste und Mitgliedes des Directoriums der Königlichen akademischen Hochschule für Musik, ist eine Stiftung errichtet worden, deren Zweck ist: unbemittelten Schülern der in Deutschland vom Staate oder von Stadtgemeinden errichteten oder unterstützten musikalischen Bildungsanstalten ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, der Religion und der Staatsangehörigkeit Prämien in Gestalt von Streich-Instrumenten (Geigen und Celli) oder in Geld zu gewähren.

Bewerbungsfähig ist nur derjenige, welcher mindestens ein halbes Jahr einer der genannten Anstalten angehört hat, und, da es sich in diesem Jahre um Verleihung von Instrumenten handelt, seine Ausbildung als Geiger beziehungsweise Cellist erfahren hat.

Bei der Bewerbung sind folgende Schriftstücke einzureichen:

1. ein vom Bewerber verfaßter kurzer Lebenslauf,
2. eine schriftliche Auskunft des Vorstandes der vom Bewerber besuchten Anstalt über Würdigkeit und Bedürftigkeit des Bewerbers, sowie die Genehmigung derselben zur Theilnahme an der Bewerbung auf Grund der zu begegnenden Thatsache, daß der Bewerber mindestens ein halbes Jahr der Anstalt angehört hat.

Die Zuerkennung, beziehungsweise Auszahlung, der zuerkannten Prämien erfolgt am 1. October cr. Eine Benachrichtigung der nicht berücksichtigten Bewerber, sowie eine Rücksendung der eingereichten Schriftstücke findet nicht statt.

Geeignete Bewerber haben ihre Gesuche mit den in Vorstehendem geforderten Schriftstücken bis zum **1. Juni cr.** an das unterzeichnete **Curatorium, Berlin W.**, Potsdamerstraße 120, einzureichen.

Berlin, den 20. März 1897. (4669)

Der Vorsitzende des Curatoriums.
Joseph Joachim.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Instinkt und Intelligenz im Thierreich.

Ein kritischer Beitrag zur modernen Thierpsychologie.
Von **E. Wasmann** S. J. gr. 8°. (VIII u. 94 S.) M. 1.30.

Vervielfältigung (17119)

von Schriftstücken jeder Art (sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an **A. Semle** in **Neuburg a. D.**

Tauchnitz Edition.
March 31, 1897.
Sentimental Tommy.
The Story of his Boyhood.
By (6816)
J. M. Barrie.
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Antiquar-Katalog Nr. 90:
THEATER. Bücher, Portraits, Autographen
I. Taussig, Prag 150-I.

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.
Singer und Seifriz:
Grosse theoretisch-praktische
Violinschule.
Erster Band 14 Mk. Zweiter Band 16 Mk.
Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 3. April. Nummer 75.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die verheirathete Frau im Roman. I. Von Dr. Rudolf Fürst. — Die Rechtspflege in den deutschen Schutzgebieten. II. Von Karl Frhrn. v. Stengel. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die verheirathete Frau im Roman.

Von Dr. Rudolf Fürst.

I.

Als der Franzose Furetière, einer der Theilnehmer an der berühmten Tischgesellschaft des Mouton blanc, in seinem Roman bourgeois sein Liebespaar Bedont und Lucrèce glücklich zum Traualtar gebracht hatte, da schloß er ihren Lebenslauf mit folgenden ironischen Worten: Ich will meine Helden in ihrer Ehe vorführen, wenn einmal die Mode kommt, das Schicksal verheiratheter Frauen zu behandeln (si la mode vient, d'écrire la vie des femmes mariées). Daß es aber einmal so weit kommen könnte, das schien dem guten Manne zunächst noch ganz absurd: denn der Roman seiner und der vergangenen Zeit beschäftigte sich, nach Art unsrer braven Familienblätter, lediglich mit der großen Frage: Kriegen sie sich oder nicht? und er verliert, ganz wie die Gartenlaube, das Interesse an seinen Helden, sobald er sie wohlbehalten dem Standesbeamten abgeliefert hat. Die beiden Ehestandscandidaten, um die sich die Wirrniß des damaligen Romans dreht, haben sich, nicht nur in Frankreich, genau nach dem im Hotel Rambouillet vorgeschriebenen Gesetzbuch zu benehmen: denken wir nur an den noch heute bemitleideten Celadon, den sein geistiger Vater Honoré d'Urfé zweimal ins Wasser springen und endlose Gefahren, Verkleidungen, Verwundungen durchmachen, sogar der schönen Asträa einen Tempel errichten läßt, bevor diese grausame, aber dabei doch liebende junge Dame ihn endlich in ihrer Nähe duldet. Damit soll aber keineswegs behauptet werden, es sei die gesammte Literatur vor dem 17. Jahrhundert im Zeichen des Cölibats gestanden. Die Ehe mit ihren Conflicten wurde sogar mit besonderer Vorliebe auf der Bühne und in Schwänken vorgeführt. Freilich, mögen wir nun an Molière, Boccaz, Hans Sachs oder Rosenbluet denken, ja mögen wir bis zu dem unternehmenden Ritter Tristan zurückgreifen, das Schema bleibt stets dasselbe und die Tendenz auch. Es findet sich jemand, nicht selten ein geistlicher Herr, der an der jungen Frau Gefallen findet, und nach ihrem Temperament wird nun einer von beiden die komische Figur, der ungebetene Freund oder der unbequeme Gatte — einer muß unter allen Umständen ausgelacht werden.

Da geschah es aber, daß zwölf Jahre nach jenem resignirten Programm des Furetière sich eine Stimme erhob, die das Seelenleben der verheiratheten Frau etwas ernster und tiefer aufgefaßt wissen wollte. Noch stand das naive Wort von Madame la Dauphine in allgemeiner Erinnerung, die nach der Aufführung des Polyeucte verwundert ausgerufen hatte: „Voilà pourtant une très-honnête femme, qui n'aime pas son mari!“ Wie recht und billig, war es eine weibliche Stimme, die zu dieser Reform in Literatur und Gesellschaft aufrief, und als das geeignetste Instrument ergab sich ihr der Roman, der, nachdem er sich von dem geschmacklosen und allgemach mißliebig gewordenen Schäfer- und Rittereostüm befreit hatte, wie Antäus durch die Berührung mit der heimischen Mutter Erde, zu neuen Kräften gekommen war. Marie Madeleine Gräfin de La Fayette, geb. de la Vergne, war die erste, die es wagte, statt der früheren phantastischen und exotischen Verwechslungen, der Hof- und Staatsactionen, des antiken und mythologischen Costüms, und statt der neuerdings aufgekommenen bewegten Schilderungen aus der Komödianten- und Verbrecherwelt, ein einfaches Stück ihres Lebens vorzulegen. Mitglied der höchsten Hofgesellschaft, zum Kreise des Hotel Rambouillet gehörig, stand sie mit La Rochefoucauld, dem berühmten Verfasser der Maximes durch fünfzehn Jahre in einem Verhältniß, das ganz den Gewohnheiten des Hotels entsprach, woselbst die weibliche Oberherrschaft ein für allemal proclamirt war, und von denen uns Molière in seinen „précieuses ridicules“ eine so köstliche Carricatur entworfen hat. Während theoretische und politische Discussionen den Salon beherrschen, ist es, nach dem Dictum der Madame de Sablé, den Männern gestattet, ihr Herz ganz nach Gefallen zu verschenken, à condition de se contenter d'un culte respecteuse. Aus diesem Milieu heraus nun gestaltete Mdme. de La Fayette den ersten Roman von der verheiratheten Frau, die den Mann ihres Herzens erst kennen lernt, als sie schon an einen andern gefesselt ist. Dieser Roman führt den Titel „La Princesse de Cléves“ und ist im Jahre 1678 erschienen. Auf breitem, mitunter nur allzu breitem historischen Hintergrund wird das Bild der Hofgesellschaft unter Heinrich II. gezeichnet, aus dem sich in plastischen und doch feinen und zarten Zügen das Schicksal des schönen und tugendhaften Fräuleins v. Chartres heraushebt. Von einer vortrefflichen Mutter erzogen kommt das Fräulein an den Hof, erregt durch ihre Schönheit überall Entzücken und wird ohne Liebe die Gattin des ehrenhaften und hochsinnigen Due de Cléves. An ihrem Hochzeitstag kehrt aber der verführerische Due de Nemours heim, und bei der ersten Begegnung schenkt ihm die nunmehrige Prinzessin von Cléves ihr Herz. So wenig sie sich dies eingestehen will, so wird bald am Hofe über die Neigung der beiden geklatscht, und in einer sehr warm und schön geführten Scene wird die Prinzessin von ihrer sterbenden Mutter gemahnt, stets eingedenk zu bleiben, was sie ihrem Gatten und sich selbst schulde. Nach dem Tode der wackeren Mdme. de Chartres wirkt nun ein Umstand neben dem anderen, um die Prinzessin auf eine harte Probe zu stellen. Ihr Mann wird argwöhnisch, da sie sich fern von dem verführerischen Treiben des Hofes auf ihrem Landsitz vergräbt; Eifersucht auf den viel umschwärmten Freund stellt sich gleichfalls ein und eine weit verzweigte Intrigue am Hofe, mit den königlichen Damen an der Spitze, soll sie

Digitized by Google

milder gegen ihren Verehrer stimmen. Sie bleibt aber standhaft und bekennt endlich in einem Zwiegespräch, das Herr v. Nemours belauscht, ihrem Gatten, daß sie es für ihre Pflicht halte, vom Hofe fern zu bleiben — eine kühn gedachte Scene, die für die Entwicklung glücklicherweise nicht wesentlich genug ist, um den Eindruck eines Nothbehelfs zu machen. Der empfindsame Prinz von Clèves erkrankt vor Kummer und wird nunmehr gegen Herrn von Nemours argwöhnisch. Er läßt ihn beobachten, und da seine Späher ihn im Park der Prinzessin antreffen, wird die Krankheit des Prinzen tödtlich. Zu spät von der Unschuld seiner Gattin überzeugt, stirbt er. Die Prinzessin aber, in ihrem wahrhaften Pflichtgefühl, lehnt, hundert Jahre vor dem kategorischen Imperativ, die Hand des geliebten Mannes ab und verbringt den Rest ihres kurzen Lebens im Kloster. Hier haben wir also zum erstenmal die Seelenkämpfe der verheiratheten Frau tiefer, innerlicher gefaßt, wir finden alles vermieden, was der Lüsternheit schmeicheln, was einen komischen oder frivolen Eindruck hinterlassen könnte. Unser Roman hat aber seine ganz specifische Färbung: die Hofgesellschaft mit ihren scharf beobachteten Ränken und den durchaus weiblichen Standpunkt im Urtheil. Wie in den kaum überwundenen Schäferromanen, thront die Frau als angebetete und unerreichbare Gottheit über den Wünschen und Bestrebungen der Männer. Nach ihrer eigenen Ueberzeugung handelt sie und ist sich des rechten Weges wohl bewußt; dem Verehrer ist nicht Raum und Gelegenheit zur Enthüllung seiner Gefühle gegeben, er dringt nicht vor bis in die geweihte Nähe der Geliebten. Der Ehemann ist zum stillen Dulden verurtheilt; er schweigt und stirbt.

Aber nur spärlich ist die Nachfolge in diesem Frauenroman par excellence, und gegen den Thron der Frau, den die La Fayette von ihren phantasievollen Vorgängern herübergerettet hatte, wurden gefährliche Anschläge gerichtet.

Ueber den Canal herüber aus dem nebligen England kam mit unerhörtem Erfolg eine neue Strömung, die an Stelle der mitunter wirren, mitunter derben, immer aber farbigen Phantastik, einen neuen Götzen für Kunst und Literatur ausrief: die dürre, graue Moral. Der alternde Buchhändlergehülfe Samuel Richardson benutzte die Abneigung des Publicums gegen die Bühne, die seit einiger Zeit den Moralpredigern als Kanzel gedient hatte, um, durch einen äußeren Umstand angeregt, nunmehr im Roman für die Tugend einzutreten und vor dem Laster zu warnen. Damit nun die nöthige Rührung nicht ausbleibe, mußten die Helden, die entweder ganz himmlisch gut, oder ganz höllisch schlecht sind, alle möglichen Gefahren, Qualen und Anfechtungen durchmachen, und so bildete sich im Gegensatz zur heiteren Romantik früherer Tage gar schnell eine Poesie der Mühseligen und Beladenen heraus, die man in Gottes Namen eine realistische nennen mag. Am schwersten wurde von dieser neuen Richtung die Frau betroffen, die nunmehr für lange von ihrem Piedestal herabstieg. Mit der Ehe hat es hier seine eigene Bewandtniß: Clarissa, das unglückliche Opfer des verbrecherischen Lovelace, muß sich mit einer Scheintrauung begnügen und stirbt, bevor sie in die Reihen der ehrbaren Frauen eingetreten ist. Grandison, der Stammvater aller Helden Spielhagens, der erste Typus des angebeteten Mannes, heirathet aus Zartsinn gar nicht, um nicht allzu viele Herzen zu brechen; die arme Pamela, dieses edle verfolgte Dienstmädchen, das mit ihrer gleichmäßigen, etwas langweiligen Tugend alle Anfechtungen siegreich aus dem Felde schlägt, läßt sich endlich von ihrem gewissenlosen Bedränger heirathen, weil sie in der Verbindung mit dem reichen Lord eine gute Versorgung sieht. Nach alter Weise bricht dann, nachdem sich die beiden schönen Seelen gefunden haben, der Roman ab. Richardson hat also statt der angebeteten die geknechtete, gedemüthigte Frau und statt des schmachtenden Liebhabers den grausamen Tyrannen und rücksichtslosen Verführer geschaffen. Ungeheuer und für uns schwer begreiflich war der Einfluß dieses Mannes, den Diderot mit Moses, Homer und Euripides zusammengestellt und den Gellert in komischer Klimax unsterblicher als unsterblich genannt hat. (Unsterblich ist Homer, unsterblicher bei Christen der Brite Richardson.) So mußte es kommen, daß die neu geschaffenen Typen in verschiedener Gestalt und Intensität immer wieder ohne Maß und Ziel auftauchen. Einer der ersten Jünger ist eben Gellert mit seiner unglücklichen „schwedischen Gräfin". Er hat über Richardsons Romanen einige der merkwürdigsten Stunden für sein Herz verweint, er wünscht wie Richardson dem Mittelstand die christliche Moral in gefälliger Form zu predigen. Dasselbe Ziel verfolgt er mit denselben Mitteln, aber nicht mit demselben Geschick. Ein Menschenschicksal aus sich heraus zu gestalten, ist ihm versagt. Wie die alten Romanschreiber, sucht er das Interesse durch Abenteuer und Verwicklungen aller Art zu fesseln. Ebenso fehlt ihm eine wirkliche sittliche Ueberzeugung, das Abstoßendste dient ihm zu einem angeblich moralischen Zweck. Die Gräfin v. G., die siegreich den Anträgen eines Verführers à la Lovelace widerstand, trägt sich vier Jahre nach dem angeblichen Tod ihres Mannes einem andern zur Ehe an. Mit der Nachsicht einer Gräfin von Gleichen nimmt sie die Geliebte ihres ersten Gatten und deren Kinder in den Kreis ihrer Familie auf, der nun der Schauplatz sehr bedenklicher, aber mit einer gewissen Gemüthlichkeit erledigter Ereignisse wird. Der todt geglaubte Graf taucht wieder auf und revanchirt sich für die Nachsicht seiner Gemahlin dadurch, daß er deren zweiten Gatten noch in den Familienkreis einbezieht. Nachdem er seine Reiseabenteuer erzählt, viele interessante Bekanntschaften vermittelt, auch den bösen Verführer beschämt hat, stirbt der Graf und läßt das nun wieder vereinfachte Ehepaar in dem erfreulichen Status quo ante zurück. Man sieht, die Frau wird da zum willenlosen Gute, das nach Bedarf seinen Herrn wechselt. Sie wirklich leiden zu lassen, das lag nicht in Gellerts sächsisch thränenseligem Temperament. Da verstand es Sophie La Roche in ihrer „Geschichte des Fräulein v. Sternheim" weit besser, auf die Nerven zu wirken. Wie die edle Sophie die Beute des gewissenlosen Lord Derby wird, der sich nur zum Schein mit ihr trauen läßt, wie sie, von ihm verstoßen, das stille Glück des Landlebens genießt, dann aber, als ihr liebenswürdiger Gatte eine neue Ehe eingehen will, in die etwas unklaren schottischen Bleigebirge geschleppt wird; wie sie einem qualvollen Tode nahe ist, schließlich aber doch die Gattin des edlen Lord Seymour wird — das ist alles kräftig und lebendig genug vorgetragen. Ging es nun auch nicht überall so schlimm zu, so erlitt die Frau durch die Richardsonleute doch eine tiefe und dauernde Einbuße ihrer Stellung. Das Interesse blieb auf die mehr activen Seelenvorgänge des Mannes gerichtet, die Frau gerieth in die leidende Form; so in der entsetzlich verbreiteten Familie der flachen moralischen Erzählungen, aber nicht minder in bedeutsamen Dichtungen, in denen wir den Herzschlag des Verfassers fühlen. Als Rousseau seine Nouvelle Héloise dichtete, da stand er zum guten Theil selbst im Banne der Liebe zu einer verheiratheten Frau, Mdme. d'Houdetot, und was er da gefühlt und gelitten, das spiegelt sich lebendig in seinem St. Preux wieder. Julie erscheint nach ihrer Vermählung mit Wolmar ein wenig hölzern. Gezwungen und ohne Liebe hat sie ihrem Gatten die Hand gereicht, und als dieser nun die gefährliche Probe macht, den immer noch geliebten St. Preux nach seiner Rückkehr in die Heimath ins Haus zu nehmen, ist sie plötzlich völlig verwandelt.

Während er nun unter diesem Zustand leidet und ihn zu beenden versucht, ist Julie nur noch die Frau ihres Gatten, brüstet sich mit ihrer Tugend, verspottet den St. Preux, predigt ihm Moral und will den einst Geliebten verheirathen. So zieht sich denn auch St. Preux Neigung ohne innere Lösung hin. Man muß gestehen, daß eine späte, nicht sehr bedeutende weibliche Nachfolgerin Rousseau's, Mdme. de Cottin, einen ähnlichen Fall mit liebevollerem Eingehen in das Seelenleben der Frau, wenn auch rührseliger, dargestellt hat. Ganz besonders stark tritt das Gefühlsleben der Frau in einer von Rousseau inspirirten Dichtung, in Goethe's Werther, zurück. Nach ihrer Verheirathung zeigt Lotte eine gewisse unselbständige Zagheit im Verkehr mit dem armen Werther, dessen Leiden und heldenmüthige Entsagung ihr kein Geheimniß sind. Die gefährliche Coketterie mit dem Kanarienvogel wird auf Werthers Gemüthsstimmung nicht allzu günstig eingewirkt haben. Klagt er doch selbst: „Sie sieht nicht, sie fühlt nicht, daß sie ein Gift bereitet, das mich und sie zu Grunde richten wird.“ Wenn sie kurz vor der Katastrophe an Werther bemerkt, daß ihm seine Lieblingsgerichte widerstünden, so verräth dieser echt hausfrauliche Zug immerhin eine gewisse Aeußerlichkeit in der Betrachtung des Verhältnisses. Nachdem Werther seine Leidenschaft bekannt hat, fürchtet sie vor allem Alberts Urtheil über das Geschehene; daß sie Werthern auch für den schlimmsten Fall sich selbst überlassen muß, ist ihr sofort klar. „Die glückliche Vertraulichkeit, die unsern Freund noch hätte retten können, fehlte eben,“ wie der Dichter selbst sagt. Ja, Lotte übergibt auf einen fragenden Blick Alberts dem Boten die Pistolen, obwohl ihr Herz ihr „alle Schrecknisse weissagt“. So erscheint die ein wenig schwerfällige, ein wenig unselbständige, ein wenig hausbackene und befangene Lotte direct als eine Contrastfigur zu dem beweglichen, überschwänglichen, hochsinnigen, von allem losgelösten Werther. Niemand aber hat die Frau so tief gestellt, als einer, den die Frauen so sehr vergöttert hatten, daß er am Ende statt seiner eigenen Locken Haare seines Pudels an sie verschenken mußte: der viel erhobene und heute wenig gelesene Jean Paul. Es mag seine zahllosen Verehrerinnen doch eigenthumlich berührt haben, auf wie einfache Weise der rechtskundige Siebenkäs die Verpflichtungen gegen seine wackere, aber zänkische Lenette löst: er spielt den Scheintodten, läßt sich auch zum Schein begraben, wird aber rasch wieder lebendig, um die verführerische Natalie zu freien und in fremden Landen heiter und vergnügt weiter zu leben. Jean Paul scheint sich das Gemüthsleben einer Wittwe etwa nach Art des alten boshaften Schwankes von der Matrone von Ephesus vorgestellt zu haben. Goethe aber, der dem Zug der Zeit entsprechend seiner Lotte eine Nebenrolle zugewiesen hatte, ist auch einer der ersten, der die Schuld an einer gestörten Ehe offen dem Manne zuweist, der die Frau aus der unwürdigen Stellung eines halb willenlosen Reizmittels befreit. Man hat es glücklich zuwege gebracht, den „Wahlverwandtschaften“ den Vorwurf der Unsittlichkeit zu machen. Ich habe einmal von Treitschke das Wort Spinoza's gehört: Geschichte darf man weder beweinen, noch belachen — Geschichte muß man verstehen. Und eben dasselbe, meine ich, gilt von einem Menschenschicksal, das in die Hand des Künstlers kommt. Es gibt keinen unsittlichen künstlerischen Vorwurf. Unsittlich wird der Vorwurf erst durch die Behandlung, die, wie Goethe an anderer Stelle sagt, etwas, was der Rede und Aufmerksamkeit nicht werth ist, als etwas besonderes hinstellt. Was finden wir aber hier? Die Ehe bildet das Problem des Romans. Mann und Weib stehen sich unter durchaus gleichen Bedingungen gegenüber. Eduard und Charlotte haben sich lange geliebt und erst geheirathet, nachdem sie beide die Fesseln einer anderen Ehe getragen. Beiden naht die Versuchung in Gestalt einer neuen Neigung; der Mann, unfähig, sich etwas zu versagen, nur das berücksichtigend, was ihm schmeichelt, voll jähen Eifers, aber ohne Ausdauer, fällt der Neigung zum Opfer und bringt Unheil über das ahnungslose, hingebende Geschöpf, dem seine Neigung gilt. Die Frau, nicht minder heftig von der Liebe zum Hauptmann, einer der ihren verwandten Natur, ergriffen, hat Stärke und Selbstbeherrschung genug, ihrer Pflicht eingedenk zu bleiben. Leichten Herzens leitet Eduard die Scheidung ein, auf sein Kind gern Verzicht leistend. Erst der Tod dieses Kindes, „das blinde Walten eines hartnäckigen Schicksals, dem sich Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige vergebens in den Weg stellen“, bestimmt die Frau ihrerseits, der Scheidung zuzustimmen. Sie ist es auch, die in milder, versöhnender Weise für die vereinte Bestattung Eduards und seiner unglücklichen Ottilie Sorge trägt. Die Schwachen sind gefallen, die Starke ist geblieben. Ich meine, Goethe ist in den Wahlverwandtschaften ein wahrer Befreier der Frau geworden, ein größerer vielleicht, als jene, die die Frage der Frauenemancipation in jenen Tagen literarisch in Fluß gebracht hatten.

Die französische Revolution hatte 20 Jahre vor den „Wahlverwandtschaften“ die Emancipation des Individuums, die Befreiung des Gedankens auf ihre Fahne geschrieben. Jahrhunderte alte Verbote verlieren ihre Gültigkeit, alles erscheint möglich und damit auch erlaubt. Georg Brandes hat sehr fein ausgeführt, wie das Individuum sich gleichsam auf sich selbst besinnt, wie es alte Bande zerreißt, und neue Begriffe von Glück und Unglück, Gut und Schlecht faßt, wie es bestrebt ist, der eigene Schmied seines Glückes zu sein. Nun wird auch zuerst offen die Meinung ausgesprochen, daß die ehelichen Bande nicht unzerreißbar seien, daß sie das Glück zweier Individuen nicht für immer stören dürfen. Die sogenannte Emigrantenliteratur ist es, aus der uns die neue Lehre zunächst entgegentönt: erst etwas schüchtern und naiv, wie bei dem liebenswürdigen Charles Nodier, in dessen Roman „Le peintre de Saltzbourg“, der Ehemann — ein sich beständig wiederholender Typus — gefällig Gift nimmt, um das illegitime Glück der beiden Liebenden nicht länger zu stören. Vor einer wirklichen Verletzung der Ehe schrickt Nodier, weit mehr graziöser Dichter, als energischer Reformator, noch scheu zurück. Erst Benjamin Constant, der radicale Politiker und religiöse Skeptiker war berufen, in dieser Frage Bahn zu brechen. Constant erhebt in seinem Jugendroman „Adolphe“ den Kampf gegen die Gesellschaft, die er in schroffen Gegensatz zum Individuum stellt. Adolphe ist also wie Werther ein revolutionärer Roman; allein er proclamirt gleichzeitig jene Poesie der Enttäuschung, wie sie im Anfang unsres Jahrhunderts besonders durch Chateaubriand aufgekommen war, und er gibt uns den Entwicklungsgang der Liebe, wie sie entsteht und langsam dahinwellt. In interessantem Gegensatz zu Werther ist hier die Frau liebend, verzweifelnd, activ, der Mann verhältnißmäßig ruhig, unangefochten, passiv. So wollte es die neue Zeit. Aber nicht nur die Liebenden, die Liebe selbst ist eine andere geworden; wir sehen nicht mehr die unwiderstehliche, quellende Naturkraft, sondern es wird uns eine psychologische Analyse dieses Gefühls geboten. Auch die Tendenz ist geändert: die Gesellschaft wird nicht mehr darum angeklagt, weil sie durch ihre Gesetze den Neigungen eines Paares hinderlich ist, sondern deßhalb, weil sie mit raffinirten Mitteln daran arbeitet, um ihrer Erhaltung willen jeder anderen als der legitimen Verbindung den Boden zu entziehen. Spielte der Werther unter drei Personen (wenn man von dem Adressaten und einzelnen Episoden absehen will), so treten hier

Digitized by Google

nur noch zwei auf — der Ehemann konnte, als unwesentlich, fortbleiben. Eleonore, die Heldin des Romans, ist ein gereiftes Weib, das um ihres jungen, schwankenden Liebhabers willen ihre Heimath verlassen, das ihm die schwersten Opfer gebracht und die Treue einer Gattin gewahrt hatte. Diesen Typus der älteren begehrenden Frau hat eine spätere Reformströmung wieder aufgenommen und mit großer Meisterschaft entwickelt. Hier wurde rücksichtslos mit den Mädchengestalten der früheren Dichtung aufgeräumt, die ganz in einem Mann aufgehen, für den sie nichts als eine Episode sind; nicht minder mit dem schwachen geplagten Weib, das dem Herrn der Schöpfung auf Gnade und Ungnade übergeben ist. „Als Geist, als Wille, als Leidenschaft" tritt die Frau nun in der Literatur auf. Aber auch mit dem Liebhaber ist eine starke Veränderung vorgegangen: er ist nicht mehr der opferfreudige Celadon, aber auch nicht der Planet Werther, der um die Sonne Lotte kreist. So schwer sich Adolphe seine Eleonore erobert hat, so bald wird ihm die Ausschließlichkeit, mit der sie über ihn und seine Zeit verfügt, lästig. Er hat noch andere Interessen, als seine Liebe; ihre Ansprüche und seine Wünsche gerathen in Collision. Schon sieht er ohne Schmerz dem Ende entgegen, da stürzt sich die Gesellschaft auf Eleonorens Ruf, und Adolphe kehrt aus Ritterlichkeit, nicht mehr aus Herzensbedürfniß, zu ihr zurück. Langsam zerrinnt seine Liebe, während die ihre wächst; wieder mischt sich die Gesellschaft ein, Eleonore erliegt ihren Intriguen und stirbt. Das Weib ist also noch nicht völlig Siegerin. Aber ihr Triumph ist nahe, sobald jene Frau, die der Eleonore als Modell gedient, die begabteste Frau des damaligen Frankreich, neben Constant als Fechterin in der Arena erscheint: nämlich Frau v. Staël. Wieder trat eine Frau muthig und erfolgreich für ihr Geschlecht in die Bresche. Wenn ein Weib berufen war, auf politischem Gebiete seine Stimme zu erheben, so war es die Tochter Neckers. Von Kindheit an mit leitenden Männern in Fühlung, als halbes Kind literarisch thätig, nimmt sie als Schriftstellerin und als Frau an der Revolution im Sinne der Mäßigung und Menschlichkeit theil, steht unter dem Directorium an der Spitze des einflußreichsten politischen Salons und ist an der Ernennung von Ministern hervorragend betheiligt. Sie schwärmt anfangs für Napoleon, wird ihm aber, als sie sich in ihren Freiheitshoffnungen getäuscht sieht, eine so gefährliche Feindin, daß sie in die Verbannung geschickt wird. So innig hing das äußere Leben der Staël mit den großen Ereignissen der Zeit zusammen; noch ernster war sie innerlich an dem Kampf gegen die Gesellschaft betheiligt; denn als sie ihre Ehe mit dem Baron de Staël schied und sich öffentlich zu Constant bekannte, da hatte sie viel unter der Entrüstung der Gesellschaft zu leiden. Aus solcher Stimmung heraus entstand die „Delphine", die sich, in Opposition zu Napoleon, vor allem für die Ehescheidung einsetzte. Natürlich mußte hier die Ehe ganz schlecht wegkommen und, dem Geiste der Resignationspoesie entsprechend, mußte im Kampf des Individuums mit der Gesellschaft das Individuum Sieger bleiben. Dem Werther gegenüber haben wir dasselbe Bild, wie im Adolphe, durch die weibliche Feder noch verschärft: die herrliche active Delphine steht im Mittelpunkt; sie ist von ihrem Geliebten Leonce getrennt, den allerhand Ränke in ein verhaßtes Ehejoch gezwungen haben. Delphine will das Glück von Leoncens Gattin auch nicht durch einen Hauch getrübt sehen, und sie beschwichtigt ihn mit dem Hinweis auf Moral und Religion. „Ein Weib muß verstehen, sich der öffentlichen Meinung unterzuordnen", hatte schon das Motto des Romanes verkündigt. Delphine ordnet sich unter und nimmt den Schleier. So kämpft die Staël in echt weiblicher Art, nicht durch feurige Aufforderung zur Nachahmung, sondern durch Enthüllung der Schattenseite unsrer Gesellschaftsordnung, um so zum Nachdenken und zum Mitleid aufzufordern. Ihr eigenes Schicksal hat sie in der „Corinna" gezeichnet: das des großen, genial weit blickenden Weibes, das von dem engherzigen, furchtsamen, kleinlichen Manne verschmäht wird. Hier hat also das Weib in der Literatur seinen Höhepunkt erreicht.

In Deutschland machten sich erst zehn Jahre später die ersten revolutionären Nachwirkungen in der Frauenfrage bemerkbar. Friedrich Schlegel publicirte jenen unglücklichen Roman „Lucinde", der es sich zur Aufgabe zu setzen schien, allem den Krieg zu erklären, was in Kunst und Leben der Ordnung und Sittlichkeit gedient hatte. Was Schlegel in zahlreichen Aufsätzen in mitunter fast wörtlicher Anlehnung an die Franzosen gefordert hatte, die sittliche und geistige Emancipation des weiblichen Geschlechts, sollte nunmehr, nach dem Muster des Wilhelm Meister, in die Romanform gegossen werden. Den Kernpunkt dieses wunderlich verbauten und verbrämten Romans bilden Confessionen aus einer Gewissensehe, in deren Trägern man unschwer Friedrich Schlegel und Dorothea Veit erkennt. Hier wird die Knechtschaft des Weibes und die „übertriebene Ehe" zum Schlagwort geprägt, und der Staat wird des Mißbrauches seiner Autorität angeklagt. Als echter Polemiker läßt Schlegel die Opposition sogar als Selbstzweck und sittliche Forderung gelten. Zum erstenmal wird in Deutschland die große Frage der vollen sittlichen Pflichterfüllung in der Ehe als nicht lösenswerth bezeichnet. Das Aufsehen, das dieses Buch und diese Auffassung gemacht, war durch kurze Zeit ganz außerordentlich, zumal der leichtfertigen Lucinde in dem Prediger Schleiermacher ein überraschender Vertheidiger erwuchs. So werden die von keinem Vorurtheil und keinem sittlichen Bewußtsein gehemmten Frauen von Geist im Kreise der Romantiker und des jungen Deutschlands beliebte Romanheldinnen. Bei den Romantikern, wie in Brentano's Godwin, läßt sich ein eigenthümlicher Zwiespalt beobachten. Unmittelbar nach der Lucinde entstanden, schließt er sich ihr theoretisch völlig an. Um so schlechter fahren aber die Vertreterinnen dieser Theorien: sofern sie nicht auf den Weg der Tugend zurückgeleitet werden, gehen sie elend zu Grunde. Brentano's Genosse im Dichten und Leben, Achim v. Arnim, hat einen für die Literatur verhängnißvollen Schritt unternommen. Eine Ehefrau, die ihre Pflicht verletzt hat, erhält nicht nur die Verzeihung des Gatten, sondern durch aufrichtige Reue schwingt sie sich zum Muster einer Gattin und Mutter empor, wie sie das deutsche Volk in seiner Erniedrigung nöthig hat. Auch hier wäre nichts unrichtiger als die Meinung, die „Gräfin Dolores" hätte zunächst eine irgendwie frivole Tendenz. Arnim ist ein durchaus keuscher Dichter und will die Macht der Buße darstellen, die ein ursprünglich leichtsinnig veranlagtes Geschöpf adeln und erheben kann. Stark im Zuge seiner Zeit stehend, bediente er sich hiezu der durch die Lucinde und wohl auch schon durch die Wahlverwandtschaften aufgeworfene Frage von der Heiligkeit der Ehe und verwendet die immer noch dankbare, von Richardson geschaffene Gestalt einer Frau, die durch die abscheulichen Umtriebe eines gewissenlosen Verführers unglücklich wird. Zu ihrer Entschuldigung dient die mystisch übernatürliche Art des Mannes, der den Frieden ihrer Ehe stört und der förmlich hypnotisch suggestiv ihren Willen unterjocht. Auch kommt ihrer völligen Rettung der unnatürlich opfervolle Gatte zugute, der den Tod von der Hand der schuldigen Gattin sucht und ihr dann seine völlige Verzeihung schenkt. Der Typus einer Frau, die nach Verletzung ihrer ehelichen Pflicht ungestört weiter lebt, bekommt dann eine ausgedehnte Verbreitung in der französischen Romantik.

Digitized by Google

Die Rechtspflege in den deutschen Schutzgebieten.

Von Karl Frhrn. v. Stengel.

II.

Dadurch, daß das Reich die Souveränetät über die Schutzgebiete erworben hat, sind auch die daselbst wohnenden Eingeborenen der deutschen Staatsgewalt unterworfen worden, wenn sie auch nicht als Reichsangehörige betrachtet werden können, sofern sie nicht nach Maßgabe des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 über Erwerb und Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit naturalisirt worden sind. Bei der Besitzergreifung hat jedoch die Reichsregierung mit den Häuptlingen einzelner eingeborener Völkerschaften Verträge abgeschlossen, durch welche denselben gewisse Hoheitsrechte, insbesondere die Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen vorbehalten wurden. Namentlich ist dies in Südwestafrika geschehen. Insoweit derartige Verträge bestehen, ist das Reich in der Geltendmachung seiner Souveränetät in Bezug auf die betreffenden Völkerschaften beschränkt; im übrigen dagegen kann es die Regelung der Gerichtsbarkeit auch über die Eingeborenen nach seinem Ermessen vornehmen. Es ist dabei zu betonen, daß die Vorschrift des § 2 des Schutzgebietsgesetzes, wonach in den Schutzgebieten das Consulargerichtsbarkeitsgesetz mit seinen Nebengesetzen zur Anwendung zu kommen hat, sich lediglich auf die Reichsangehörigen und Schutzgenossen bezieht, während die Reichsregierung in Bezug auf die Regelung der Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen durch keinerlei gesetzliche Vorschriften beschränkt ist.

Infolge dessen haben zunächst die kaiserlichen Verordnungen, durch welche das Consulargerichtsbarkeitsgesetz mit seinen Nebengesetzen, sowie das Reichsgesetz vom 4. Mai 1870 in den einzelnen Schutzgebieten eingeführt wurde, bestimmt, daß die Eingeborenen diesen Gesetzen nicht unterliegen. Dagegen ist eine anderweite eingehende Regelung der Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen noch keineswegs erfolgt und konnte schon aus dem Grunde auch noch gar nicht erfolgen, weil die verschiedenen eingeborenen Stämme in den einzelnen Schutzgebieten erst theilweise der deutschen Herrschaft unterworfen sind.

Immerhin sind wenigstens einige Einrichtungen getroffen worden; so ergingen drei Verordnungen vom 16. Mai 1892, 9. December 1893 und 26. September 1894, durch welche für mehrere Völkerschaften des Kamerungebiets Eingeborenenschiedsgerichte eingeführt wurden in der Weise, daß Streitigkeiten zwischen Eingeborenen durch den Häuptling des Beklagten zu erledigen sind, wenn in bürgerlichen Streitsachen der Werth des Streitgegenstandes 100 M. nicht übersteigt und in Strafsachen den Gegenstand der Urtheilsfindung eine That bildet, deren Ahndung keine höhere Strafe als 300 M. oder 6 Monat Gefängniß erfordert. Gegen die Entscheidung der Häuptlinge ist Berufung an ein Eingeborenenschiedsgericht zulässig, dessen Mitglieder in jederzeit widerruflicher Weise vom Gouverneur ernannt werden. Dasselbe ist zugleich als erstinstanzielles Gericht zuständig für diejenigen Civil- und Strafprocesse, welche nicht zur Zuständigkeit der Häuptlinge gehören; das Verbrechen des Mordes und Todtschlags bleibt jedoch der Jurisdiction des Schiedsgerichts entzogen, das überhaupt nicht befugt ist, auf Todesstrafe, sowie auf eine Freiheitsstrafe von mehr als zwei Jahren zu erkennen. Für die Rechtsprechung des Schiedsgerichts sind die an Ort und Stelle in Uebung stehenden Gebräuche und Gewohnheiten maßgebend. Gegen die Entscheidung des Schiedsgerichts kann Berufung an den Gouverneur eingelegt werden. Die der Competenz des Schiedsgerichts nicht unterworfenen Strafsachen sind der Jurisdiction des Gouverneurs vorbehalten.

Ferner sind in den Schutzgebieten der Neu-Guinea-Compagnie und der Marschallinseln am 21. October 1888, beziehungsweise 10. März 1890 Strafverordnungen für die Eingeborenen ergangen, welche das auf die Eingeborenen anzuwendende Strafrecht regeln und gleichzeitig Vorschriften über das gegen die Eingeborenen zu beobachtende Verfahren enthalten.

Viel wichtiger als diese nur für einzelne Schutzgebiete, beziehungsweise einzelne Völkerstämme erlassenen Bestimmungen ist die kaiserliche Verordnung vom 25. Februar 1896, welche den Reichskanzler ermächtigt, bis auf weiteres die erforderlichen Anordnungen für die Regelung der Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen der afrikanischen Schutzgebiete zu treffen. Auf Grund dieser Ermächtigung hat zunächst der Reichskanzler in einer Verfügung vom 27. Februar 1896 bestimmt, daß in dem Gerichtsverfahren über Eingeborene zur Herbeiführung von Geständnissen und Aussagen andere als die in den deutschen Proceßordnungen zugelassenen Maßnahmen untersagt und die Verhängung von außerordentlichen Strafen, insbesondere von Verdachtsstrafen, verboten ist. Eine genauere Regelung der Ausübung der Strafgerichtsbarkeit und der Disciplinargewalt gegenüber den Eingeborenen in den Schutzgebieten von Ostafrika, Kamerun und Togo erfolgte sodann durch die Verfügung des Reichskanzlers vom 22. April 1896. Der wesentliche Inhalt dieser Verfügung ist folgender: 1. In den Küstenbezirken wird die Strafgerichtsbarkeit und das Strafverfahren über die farbige Bevölkerung vom Gouverneur (Landeshauptmann) ausgeübt, an dessen Stelle in den Bezirksämtern der Bezirksamtmann (Amtsvorsteher), beziehungsweise für die Stationen und amtlichen Expeditionen im Innern der Stationsvorsteher und Expeditionsführer tritt. 2. Die zulässigen Strafen sind: körperliche Züchtigung (Prügelstrafe, Ruthenstrafe), Geldstrafe, Gefängniß mit Zwangsarbeit, Kettenhaft, Todesstrafe. Gegen Araber und Inder ist die Anwendung körperlicher Züchtigung als Strafmittel ausgeschlossen. Gegen Frauenspersonen darf auf Prügel- oder Ruthenstrafe nicht erkannt werden. Gegen männliche Personen unter 16 Jahren ist nur Ruthenstrafe zulässig. Die endgültige Verhängung der Todesstrafe steht allein dem Gouverneur (Landeshauptmann) zu. 3. Zu den Strafverhandlungen soll der Wali (Jumbe, Dorfälteste) zugezogen werden. Bei schwereren Verbrechen hat der Bezirksamtmann (Amtsvorsteher, Stationsvorsteher, Expeditionsführer) mehrere angesehene Eingeborene beizuziehen. Ueber die Verhandlung ist ein Protokoll aufzunehmen, das Urtheil ist schriftlich abzufassen. 4. Kann in den im Innern belegenen Stationen oder bei den dort befindlichen Expeditionen im Falle eines Aufruhrs, eines Ueberfalls oder in einem sonstigen Nothstande aus zwingenden Gründen über eine ausgesprochene Todesstrafe dem Gouverneur nicht Bericht erstattet werden, erscheint vielmehr eine sofortige Vollstreckung dieser Strafe an einem Eingeborenen erforderlich, so ist von dem Stationsvorsteher (Expeditionsführer) gegen den Angeschuldigten thunlichst unter Hinzuziehung von mindestens zwei Beisitzern ein summarisches Verfahren einzuleiten und das über die stattgefundenen Verhandlungen aufzunehmende Protokoll, sowie das gefällte Urtheil nebst Gründen nachträglich dem Gouverneur (Landeshauptmann) mit Bericht einzureichen. 5. Wenn in einem Theile oder an einem Orte des Schutzgebiets durch den Gouverneur oder seine Stellvertreter, oder in Fällen dringender Gefahr durch einen selbständigen Gouvernementsbeamten oder einen selbständigen Militärbefehlshaber der Kriegszustand erklärt ist, so tritt gegenüber allen Eingeborenen, welche sich strafbar machen, das erwähnte summarische Verfahren in Kraft. 6. Eingeborene, welche in einem Dienstverhältniß oder Arbeitsvertragsverhältniß stehen, können auf Antrag der Dienst- oder Arbeitgeber wegen fortgesetzter Pflichtverletzung und Trägheit, wegen Widersetzlichkeit oder unbegründeten Ver-

Digitized by Google

lassens ihrer Dienst- oder Arbeitsstellen, sowie wegen sonstiger erheblicher Verletzungen des Arbeits- oder Dienstverhältnisses disciplinarisch von dem mit Ausübung der Strafgerichtsbarkeit betrauten Beamten mit körperlicher Züchtigung und in Verbindung mit dieser Strafe oder allein mit Kettenhaft nicht über 14 Tage bestraft werden.

Der Erlaß der kaiserlichen Verordnung vom 25. Febr. 1896 und die Verfügungen des Reichskanzlers vom 27. Febr. und 22. April 1896 sind dadurch veranlaßt worden, daß sich begründete Zweifel ergaben, ob die Ausschreitungen, welche sich Kanzler Leist und Assessor Wehlan in Kamerun in Ausübung ihrer Amtsgewalt hatten zuschulden kommen lassen, strafrechtlich verfolgt werden könnten. Die Colonialabtheilung des Auswärtigen Amts vertrat die Ansicht, daß die Eingeborenen in den Schutzgebieten durch die einschlägigen Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuchs gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt seitens der kaiserlichen Beamten geschützt seien, und stellte daher an das preußische Justizministerium den Antrag, gegen Wehlan auf Grund des § 343 der Civilstrafproceßordnung das strafgerichtliche Verfahren einleiten zu lassen. Das Justizministerium lehnte jedoch, gestützt auf das Gutachten der Oberstaatsanwaltschaft am Kammergericht und in Uebereinstimmung mit einem von Professor v. Bar in der „Nation" veröffentlichten Aufsatz über die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Beamten bei Mißhandlungen von Eingeborenen, diesen Antrag ab mit der Begründung, daß der § 343 der Strafproceßordnung nur dann Anwendung finden könne, wenn das Verfahren gegen die Eingeborenen ein gesetzlich geregeltes wäre und die Amtsgewalt der Beamten der Schutzgebiete sich in fest geregelten Grenzen bewegen würde. Dies sei aber nicht der Fall, da die bezüglichen Vorschriften des Gesetzes über die Consulargerichtsbarkeit und seiner Nebengesetze auf die Eingeborenen keine Anwendung fänden. Infolge dessen seien dem arbiträren Ermessen der Beamten bei Behandlung der Eingeborenen keinerlei bestimmte Grenzen durch irgend eine gesetzliche Vorschrift gezogen. (Vgl. Verhandlungen des Reichstags, IX. Legislaturperiode, IV. Session 1895/97, Bd. II, S. 1421 ff., 1457 ff.)

Unter diesen Umständen war nur disciplinäre Verfolgung der betreffenden Beamten möglich, da eine Disciplinarstrafe gegen einen Beamten schon dann zulässig ist, wenn er sich durch sein Verhalten in und außer dem Amt der Achtung, die sein Beruf erfordert, unwürdig zeigt, ein derartiges Verhalten aber begreiflicherweise in dem Vorgehen der beiden Beamten erblickt werden mußte. Gleichzeitig wurde aber die bestehende Lücke in der Gesetzgebung durch die Verordnung vom 25. Febr. 1896 und die Verfügungen vom 27. Febr. und 22. April 1896 ausgefüllt. Daß sich die Verfügung vom 22. April 1896 auf das ostafrikanische Schutzgebiet, Kamerun und Togo beschränkt, hat seinen Grund darin, daß in Südwestafrika sich die Häuptlinge der eingeborenen Völkerstämme durchweg die Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen vorbehalten haben, und daß in den beiden Strafverordnungen vom 21. Oct. 1888 und 10. März 1890 für das Gebiet der Neu-Guinea-Compagnie und das Schutzgebiet der Marschallinseln das Strafverfahren gegen die Eingeborenen in diesen Schutzgebieten bereits geregelt ist.

Ebenso ist für das Gebiet der Neu-Guinea-Compagnie am 22. Oct. 1888 eine Verordnung ergangen, betreffend die Erhaltung der Disciplin unter den farbigen Arbeitern. Nach dieser Verordnung können zur Erhaltung der Ordnung und des Gehorsams unter den farbigen Arbeitern, welche in einem festen Arbeitsverhältniß stehen, durch die Stationsvorsteher gegen diese Arbeiter gewisse Disciplinarstrafen — Beschränkung der Nahrung und Entziehung von Genußmitteln, Arbeit über die gewöhnliche Arbeitszeit hinaus, Einsperrung mit oder ohne Anschließung in abgesonderten Räumen, körperliche Züchtigung — verhängt werden.

Die vorstehenden Ausführungen haben ergeben, daß die Rechtspflege in den Schutzgebieten, soweit die daselbst sich aufhaltenden Reichsangehörigen und die sonstige weiße Bevölkerung dieser Gebiete in Betracht kommt, in der Hauptsache bereits eingehend geregelt ist; bei den bisherigen Maßnahmen zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Eingeborenen dagegen handelt es sich selbstverständlich erst um Anfänge und Versuche. Abgesehen davon nämlich, daß sich, wie bereits erwähnt, die Häuptlinge verschiedener eingeborener Völkerschaften in den mit dem Reiche abgeschlossenen Vereinbarungen die Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen vorbehalten haben, und auch keineswegs alle eingeborenen Völkerstämme in den verschiedenen Schutzgebieten der deutschen Herrschaft unterworfen sind, kommt noch in Betracht, daß auch, soweit die eingeborenen Stämme bereits der deutschen Herrschaft unterstehen, die Sitten, Gebräuche und Rechtsanschauungen derselben noch keineswegs so genau bekannt sind, um ohne die Gefahr bedenklicher Mißgriffe in ihre Lebensverhältnisse regelnd eingreifen zu können. Im Laufe der Zeit wird das allerdings geschehen müssen; dabei wird von dem Grundsatze auszugehen sein, daß die Einrichtungen, Gebräuche und Gewohnheiten der Eingeborenen insoweit aufrecht zu erhalten sind, als dies mit der civilisatorischen Aufgabe, welche das Reich in seinen Colonien zu erfüllen hat, und der Sicherheit und Wohlfahrt der Schutzgebiete verträglich erscheint. Deßhalb wird von einem Eingreifen in die dem bürgerlichen Recht, namentlich dem Familienrecht angehörigen Verhältnisse möglichst abzusehen sein. Es wird genügen, daß Bestimmungen getroffen werden, welche die Verkehrsbeziehungen der Eingeborenen mit den Europäern und die Entscheidung der sich aus diesen Beziehungen ergebenden Streitigkeiten regeln. Derartige Streitigkeiten sind vor ein deutsches Gericht, dem eingeborene Beisitzer beigegeben werden mögen, zu verweisen. Streitigkeiten der Eingeborenen unter sich werden zunächst am besten ihren eigenen Obrigkeiten überlassen, wie dies in Kamerun und auch in Togo geschehen ist; erst allmählich wird die deutsche Gerichtsbarkeit auch auf diese Streitigkeiten ausgedehnt werden können.

In weit höherem Maße als auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts ist das Eingreifen auf dem Gebiete der Strafrechtspflege geboten. Nicht bloß die strafbaren Handlungen der Eingeborenen gegen Weiße sind nach deutschem Recht von deutschen Gerichten abzuurtheilen, sondern es müssen wenigstens die schwereren Strafthaten der Eingeborenen überhaupt der deutschen Gerichtsbarkeit unterworfen werden, und zwar deßhalb, weil es sich bei allen in einem Schutzgebiete vorfallenden strafbaren Handlungen schließlich nicht bloß um die Interessen der durch dieselben Verletzten, sondern vor allem um die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung handelt. Von diesem Gesichtspunkt aus sind auch die für die Eingeborenen des Neu-Guineagebiets und des Schutzgebiets der Marschallinseln erlassenen Strafverordnungen durchaus gerechtfertigt.

Andrerseits haben die bezüglich der Ausübung der Strafgerichtsbarkeit über die Eingeborenen erlassenen Vorschriften auch noch die Bedeutung, daß die Eingeborenen gegen willkürliches Vorgehen seitens der in den Schutzgebieten thätigen Beamten geschützt sind. In gleicher Weise ist der Zweck der Bestimmungen über die Handhabung der Disciplinargewalt gegenüber den in festen Dienst- und Arbeitsverhältnissen stehenden Eingeborenen, zu verhüten, daß dieselben nicht in willkürlicher, unsern humanen Anschauungen widersprechender Weise behandelt und gezüchtigt werden. — Schließlich muß noch auf einen Punkt auf-

Digitized by Google

merksam gemacht werden: die Schutzgebiete sind der Souveränetät des Reiches unterworfen, sie sind daher nicht blos vom Standpunkte des Völkerrechts Bestandtheile des Reiches, so daß kein fremder Staat in Bezug auf dieselben irgend eine öffentliche Gewalt ausüben kann, sondern sie nehmen auch staatsrechtlich die Stellung von Provinzen des Reiches ein, ähnlich wie dies beim Reichslande Elsaß-Lothringen zutrifft. Andrerseits sind sie jedoch nicht Bestandtheile des Reichsgebiets im Sinne des Art. 1 der Reichsverfassung, die nicht in den Schutzgebieten gilt und auch aus nahe liegenden Gründen daselbst nicht eingeführt werden wird. Daraus darf jedoch nicht geschlossen werden, daß die Schutzgebiete einfach als Ausland zu betrachten sind. Ausland ist nur dasjenige Gebiet, welches entweder der Gewalt eines anderen Staates oder, als völkerrechtlich herrenlos, gar keiner Staatsgewalt unterworfen ist. Dagegen kann niemals ein Gebiet, welches unter der Souveränetät des Reiches steht, als wirkliches Ausland bezeichnet werden. Wenn die Schutzgebiete dem Reichsinland entgegengesetzt werden, so kann das in dem Sinne gelten, in dem auch innerhalb des Reichsgebiets mit Rücksicht auf den beschränkten Geltungsbereich einzelner Reichsgesetze von Ausland und Inland gesprochen wird. So sind zum Beispiel vom Standpunkt des Reichsgesetzes vom 6. Juni 1870 über den Unterstützungswohnsitz Bayern und Elsaß-Lothringen, in welchen Gebieten dieses Gesetz nicht gilt, Ausland gegenüber dem übrigen Reichsgebiete. Ebenso erscheinen die Schutzgebiete nur, weil und insoweit daselbst die Reichsgesetze nicht in Kraft sind, als Ausland. Insoweit dagegen Reichsgesetze in den Schutzgebieten gelten, müssen die Schutzgebiete als Inland betrachtet werden. Insbesondere stehen mit Rücksicht auf die Thatsache der Einführung des Consulargerichtsbarkeitsgesetzes und der Reichsjustizgesetze die Schutzgebiete im Sinne der Gesetze über die Gerichtsverfassung und das gerichtliche Verfahren dem Reichsinlande gleich. Auf die Folgerungen, welche sich daraus ergeben, kann hier im einzelnen nicht eingegangen werden; nur das ist hervorzuheben, daß die Urtheile der Richter und Gerichte in den Schutzgebieten ebenso als Urtheile deutscher Gerichte zu gelten haben, wie die in einem Consulargerichtsbezirke vom Consul oder Consulargerichte erlassenen Urtheile. Infolge dessen müssen die in den Schutzgebieten ergangenen Civil- und Strafurtheile im Reichsinlande ebenso vollstreckt werden wie die Urtheile sonstiger deutscher Gerichte.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 18. März. Philosophisch-historische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Kahlen. Hr. Harnack legte Mittheilungen „zur ältesten Geschichte der k. preußischen Akademie der Wissenschaften" vor. Er sprach über die Quellen der ältesten Geschichte der Akademie und schilderte einige Abschnitte derselben. — Physikalisch-mathematische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Waldeyer. 1. Virchow las „über die Bevölkerung der Philippinen". Dieselbe theilt sich naturgemäß in eine schwarze (Negritos) und eine hellfarbige (Indias der älteren Schriftstelle) Abtheilung. Die Negritos müssen als eine wirkliche Urbevölkerung betrachtet werden, verwandt den Andamanesen und Sakais. Die Indios, die neuerlich als Malayen aufgefaßt werden, dürften in mehrere ethnische Gruppen eingeordnet werden müssen. Wie alt sie sind, ist nicht zu erkennen. Die ältesten prähistorischen Höhlenschädel bieten andere Charaktere, als die heutigen Gräberschädel; sie haben am meisten Aehnlichkeit mit den Kanaken-Schädeln von Hawaii. 2. Hr. Klein überreichte das Manuscript seiner in der Sitzung vom 22. October 1896 gelesenen Mittheilung: „Ueber Leucit und Analcim und ihre gegenseitigen Beziehungen". Die Arbeit wird eröffnet durch eine kritische Zusammenstellung der vorhandenen Literatur, dann folgt die Betrachtung neuer Methoden, geeignet, mit ihrer Hülfe entscheidende Untersuchungen anzustellen. Dieselben lehren die Systeme kennen, in denen sich Leucit und Analcim zur Zeit befinden, und bringen Daten über den Uebergang dieser Mineralien in das reguläre System. Den Schluß bildet eine Uebersicht über die Resultate und daran angereihte Schlußfolgerungen. 3. Hr. Schulze legte eine Mittheilung des Dr. Beanes, Privatdocenten für Zoologie an der Universität Halle, vor: „Ueber die Spermatozoen der Decapoden". Im Gegensatze zu den meisten Angaben der bisherigen Forscher, welche den Bau der Decapoden-Spermatozoen studirt haben, wird nicht der sogenannte Mittelzapfen der Decapoden-Spermatozoen, sondern der stärker lichtbrechende, zum Eindringen in das Ei geeigneter erscheinende stiletähnliche Theil als Homologon des Kopfes der Spermatozoen der übrigen Thiergruppen angesprochen. 4. Derselbe legte ferner eine Mittheilung des Dr. Heymons, Assistenten am Zoologischen Institut in Berlin, vor: „Ueber die Organisation und Entwicklung von Bacillus rossii Fabr.". Es werden die Ergebnisse neuer, selbständiger Untersuchungen über die ersten Entwicklungsstadien von Bacillus rossii Fabr., sowie über die Anatomie des ausgebildeten Thieres mitgetheilt. Die schlauchförmigen Drüsen, welche oberhalb der Malpighi'schen Gefäße am Mitteldarm sitzen, werden ebenso wie die Malpighi'schen Gefäße selbst als Bildungen des Proctodaeums, also des Ektoderms, aufgefaßt. 5. Der Vorsitzende legte eine Mittheilung des Dr. Edw. Flatau in Berlin vor: „Das Gesetz der excentrischen Lagerung der langen Bahnen im Rückenmark". Es wird der Nachweis geführt, daß die excentrische Lagerung der langen Nervenbahnen im Rückenmarke als eine allgemein gültige Regel anzusehen ist.

* Die Administration des Dr. Joh. Fr. Böhmer'schen Nachlasses in Frankfurt a. M., die durch Unterstützung geschichtswissenschaftlicher Unternehmungen schon wiederholt sich Verdienste erworben hat, steht im Begriff, einem neuen Werke zur allgemeinen deutschen Geschichte im Mittelalter das Leben zu geben. Auf Antrag des Universitätsprofessors Dr. Hashbaum in Gießen, dem auch die Leitung des Unternehmens anvertraut ist, hat sie die Sammlung, Bearbeitung und Herausgabe von „Regesten der Erzbischöfe von Mainz" beschlossen. Das Werk soll dort einsetzen, wo das ältere von Corn. Will seinen Abschluß gefunden hat, beim Jahre 1288, und der Geschichte der Mainzer Erzbischöfe im weitesten Sinne, bis zum Tode Bertholds von Henneberg am Beginn des 16. Jahrhunderts, nachgehen. Im Gegensatz zum älteren wird es seinen Stoff an erster Stelle nicht in der gedruckten Literatur, sondern in den Archiven und Bibliotheken suchen. Daneben will es, soweit möglich, für das ältere Werk aus den Archiven Nachträge zutage fördern. Die Ausführung der Arbeit ist Dr. J. R. Dieterich, Privatdocenten der Geschichte in Gießen, früher Mitarbeiter an den Monum. Germ. hist. in Berlin, übertragen. Das Unternehmen verdient, wie sich aus dem Gegenstande selbst ergibt, allseitige Förderung. Die großen Archive im Norden und Süden haben sich ihm schon zur Verfügung gestellt. Willkommen würde es sein, wenn die Besitzer von Urkunden und Schriftstücken der Mainzer Erzbischöfe aus dem bezeichneten Zeitraum diese ihm ebenfalls zugänglich machen und eine Mittheilung hierüber an den Leiter des Werks, Prof. Höhlbaum in Gießen, gelangen lassen wollten.

* Rheinische Aerzte haben den Gedanken angeregt, ihrem großen Landsmanne, dem am 14. Juli 1801 in Coblenz geborenen Physiologen Johannes Müller, ein Denkmal zu setzen; ein aus namhaften Medicinern in ganz Deutschland gebildeter Centralausschuß versendet zu diesem Zweck einen Aufruf, der mit der Aufforderung schließt, Geldbeiträge an das Bankhaus Leopold Stiegmann in Coblenz einzuschicken. „Von der Genialität, dem Scharfsinn und der Vielseitigkeit dieses seltenen Mannes", heißt es darin über Johannes Müller, „geben seine vom Geiste streng wissenschaftlicher Forschung durchdrungenen, vielfach bahnbrechenden Arbeiten, namentlich das monumentale Werk „Handbuch der Physiologie des Menschen" beredtes Zeugniß. Sie erklären aber auch den mächtigen Einfluß des gewaltigen Denkers und Lehrers auf seine Mitarbeiter und Schüler, die er für die exacte Naturforschung zu begeistern und zur Nacheiferung zu entflammen wußte. Mit der von ihm begründeten physikalisch-chemischen Schule physiologischer Forschung beginnt eine glänzende Epoche in der Geschichte der Naturwissenschaft. Wenn in unserm Zeitalter die Kenntniß der Lebensvorgänge im thierischen Organismus eine bedeutende Erweiterung erfahren und infolge dessen die Heilkunde unter Verwerthung der physiologischen Errungenschaften einen großartigen Aufschwung genommen hat, wird man rückhaltlos anerkennen müssen, daß Johannes Müller durch sein Schaffen wesentlich dazu

Digitized by Google

beigetragen hat. Dafür ist die Nachwelt ihm zu ewigem Dank verpflichtet. Als geeigneter Ort zur Aufstellung des Denkmals ist die Geburtsstadt Müllers, Coblenz, als Standort der Jesuitenplatz daselbst gewählt. Nur wenige Schritte von ihm entfernt, befindet sich das bescheidene, aber wohl erhaltene Haus, in dem Johannes Müller geboren. Der Platz ist begrenzt nach einer Seite von dem Rathhaus, dem früheren Gymnasialgebäude, woselbst Müller zum Universitätsstudium vorgebildet wurde. An weihevoller Stätte errichtet, wird das Denkmal, das die äußere Erscheinung des geistvollen Forschers lebendig zur Darstellung bringen soll, ohne Zweifel einen mächtigen Eindruck auf den Beschauer machen. Es wird beabsichtigt, die Fertigstellung des Denkmals derart zu beschleunigen, daß seine Enthüllung spätestens zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Müllers stattfinden kann."

* Von den 212 Professoren und Privatdocenten, die an den **rechtswissenschaftlichen Facultäten** im Deutschen Reiche lehren, sind dem akademischen Taschenbuch für Juristen zufolge 628 Vorlesungen für das bevorstehende Sommersemester angekündigt. Davon betreffen oder berücksichtigen 97 das **Bürgerliche Gesetzbuch**. Die Wirkung des Bürgerlichen Gesetzbuchs auf die Vorlesungen in den einzelnen Facultäten ist sehr verschieden. Am stärksten äußert sie sich in Bonn, am schwächsten in Marburg.

* **Tübingen.** Der bisherige Privatdocent der Mineralogie Dr. **Wülfing** ist zum außerordentlichen Professor befördert worden.

* **Berlin.** Bei der **Technischen Hochschule** zu Charlottenburg ist Dr. Hermann **Hecht** in der Abtheilung für Chemie und Hüttenkunde als Privatdocent für Keramik zugelassen worden.

* **Paris**, 1. April. Die **französische Akademie** hatte heute den Nachfolger von Jules Simon und Challemel-Lacour zu wählen. Von den 38 Mitgliedern der gelehrten Versammlung waren zwei, Brunetière und Bourget, abwesend, beide auf Reisen, zwei andere, Theuriet und Bandal, betheiligten sich nicht an der Abstimmung, weil sie zwar erkoren, aber noch nicht feierlich aufgenommen worden sind. Um den Sitz von Jules Simon bewarben sich der ständige Candidat Emile Zola, der Romanschriftsteller Ferdinand Fabre und der Führer der katholischen Partei in der Kammer, Graf de **Mun**. Dieser hatte selbstverständlich die „Partei der Herzoge" für sich und wurde mit 18 Stimmen schon im ersten Wahlgange gewählt. Der Verfasser des „Abbé Tigrane" erhielt 12, Zola 2 Stimmen. Die Wahl des ultramontanen Grafen de Mun gegen Ferdinand Fabre, der in seinen Schriften die Rechte des gallicanischen Klerus verficht, ist als Symptom bedeutsam genug. Nach dieser ersten politischen Wahl schritt die Akademie zu einer zweiten, indem sie den Minister des Aeußern, **Hanotaux**, zum Nachfolger von Challemel-Lacour ernannte. Sein Mitbewerber war Zola, der es nicht über 2 Stimmen brachte. Die Partei der Herzoge scheint diesmal geschmollt zu haben, denn im ersten Wahlgange, wo Hanotaux nur 15 Stimmen erhielt, wurden nicht weniger als 17 unbeschriebene Zettel abgegeben, im zweiten und dritten Wahlgang noch je 14, im vierten 13. Vom ersten bis zum vierten Wahlgang gewann der Minister des Aeußern 3 Stimmen. Er hat schon vor Jahren eine Studie über die verschwundenen Städte Theben, Ninive, Babylon, Troja, Karthago, Herculanum und Pompeji, 1885 eine Biographie Henri Martins und endlich die von der Akademie gekrönte „Geschichte des Cardinals Richelieu" veröffentlicht. Auch diese hätte ihm wahrscheinlich noch nicht Zutritt bei den Unsterblichen verschafft, wenn er nicht das Portefeuille des Aeußern inne hätte.

Neue Kataloge. Antiquarische: Theodor Ackermann, München. Nr. 434. Adel Deutschlands und Oesterreichs in Portraits. Nr. 435. Kirchengeschichte. — Karl W. Hiersemann, Leipzig. Nr. 172. Deutsche Geschichte. Nr. 184. Kunstgeschichte, Architektur, Kunstgewerbe. — Oskar Gerschel, Stuttgart. Nr. 58. Geographie und Geschichte. Nr. 159. Allgemeine Literatur.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Rückerts Werke (8319)

in neuer, billiger Ausgabe, 3 eleg. Leinw.-Prachtbde., guter Druck, gutes Papier, mit biograph. Einl. v. Dr. R. Böhme, verkaufe ich für nur 4,80 Mk.; in 2 eleg. Leinw.-Prachtbde. für nur 4,20 Mk. (Bisheriger Preis der Werke von R. 12 und 15 Mk.) — Eine litterarisch hochwerthvolle Schöpfung wird mit dieser Ausgabe geboten, die bei dem sehr billigen Preise berufen ist, die köstlichen Früchte Rückert'scher Muse in die weitesten Kreise zu tragen.

F. Hachfeld, Buchhandlung, **Berlin N. 24**, Elsasser Strasse 43.

Bekanntmachung.

Felix Mendelssohn-Bartholdy-Staats-Stipendien für Musiker.

Am 1. Oktober cr. kommen zwei Stipendien der Felix Mendelssohn-Bartholdy'schen Stiftung für befähigte und strebsame Musiker zur Verleihung. Jedes derselben beträgt **1500 Mark.** Das eine ist für Komponisten, das andere für ausübende Tonkünstler bestimmt. Die Verleihung erfolgt an Schüler der in Deutschland **vom Staate subventionierten musikalischen Ausbildungsinstitute,** ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, der Religion und der Nationalität.

Bewerbungsfähig ist nur derjenige, welcher mindestens ein halbes Jahr Studien an einem der genannten Institute gemacht hat. Ausnahmsweise können preussische Staatsangehörige, ohne dass sie diese Bedingungen erfüllen, ein Stipendium empfangen, wenn das Kuratorium für die Verwaltung der Stipendien auf Grund eigener Prüfung ihrer Befähigung sie dazu für qualifiziert erachtet.

Die Stipendien werden zur Fortbildung auf einem der betreffenden, vom Staate subventionierten Institute erteilt, das Kuratorium ist aber berechtigt, hervorragend begabten Bewerbern nach Vollendung ihrer Studien auf dem Institute ein Stipendium für Jahresfrist zu weiterer Ausbildung (auf Reisen, durch Besuch auswärtiger Institute etc.) zu verleihen.

Sämtliche Bewerbungen nebst den Nachweisen über die Erfüllung der oben gedachten Bedingungen und einem kurzen, selbstgeschriebenen Lebenslauf, in welchem besonders der Studiengang hervorgehoben wird, sind nebst einer Bescheinigung der Reife zur Konkurrenz durch den bisherigen Lehrer oder dem Abgangszeugnis von der zuletzt besuchten Anstalt bis zum 1. Juli cr. an das unterzeichnete Kuratorium — Berlin W., Potsdamer-Strasse 120 — einzureichen.

Den Bewerbungen um das Stipendium für Komponisten sind eigene Kompositionen nach freier Wahl, unter eidesstattlicher Versicherung, dass die Arbeit ohne fremde Beihilfe ausgeführt worden ist, beizufügen.

Die Verleihung des Stipendiums für ausübende Tonkünstler erfolgt auf Grund einer am 30. September cr. in Berlin durch das Kuratorium abzuhaltenden Prüfung. (4668)

Berlin, den 1. April 1897.

Der Vorsitzende des Curatoriums: Joachim.

Jahrgang 1897. München, Montag, 5. April. Nummer 76.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der „Völkergedanke“. Von Max Buchner. — Die verheirathete Frau im Roman. II. Von Dr. Rudolf Fürst. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der „Völkergedanke“.

Von Max Buchner.

Auf dem neuen Gebiet der unheimlich schwellenden Literatur über Völkerkunde macht sich häufig ein Wort bemerkbar, das in der Dunkelheit seines Klanges ein hohes Geheimniß zu hüten scheint und eine wichtige Offenbarung verspricht, womit es schon manchem imponirt hat. Das ist der „Völkergedanke“. Der schöne Ausdruck däucht eine unentbehrliche Zukunftsleuchte. Aber mit ihm zu leuchten, ist schwierig. In ihm steckt ein schnödes Columbusei, eine neckisch-tückische Frage der Sphinx, deren Räthsel und Sinn man längst schon durchschaut haben sollte, aber ach! nicht durchschauen kann.

Der Erfinder des Völkergedankens ist kein geringerer als Adolf Bastian, der gefeierte Schöpfer des Berliner Völkerkundemuseums, welches, der Masse nach wenigstens, alle übrigen Schauwerke gleicher Art überflügelt hat. Adolf Bastian ist zugleich der bedeutendste wissenschaftliche Reisende unsrer Gegenwart, besonders soweit die Rastlosigkeit und die räumliche Ausdehnung des Hin- und Herwanderns in Betracht kommt. Es gibt kein größeres Land auf der Erde, in dem er nicht schon gearbeitet hätte.

Nimmt man die Bücher des berühmten Mannes zur Hand, um sich zu unterrichten, was er zu sagen hat, so wird der erste Erfolg ein gewaltiges Staunen sein. Was vermöchte die ehrliche Wißbegier eines Strebenden stärker zu reizen, als etwa ein Titel wie dieser: „Die Welt in ihren Spiegelungen unter dem Wandel des Völkergedankens. Pralegomena zu einer Gedankenstatistik von Adolf Bastian. Berlin 1887“?

Der Text beginnt mit einer Empfehlung der komparativen Methode und der Induktion zum Pflücken vom Lebensbaum des psychologischen Wissens und verwandelt sich dann sogleich in eine lange Reihe von Citaten, die durch Anführungszeichen markirt sind, worauf Seite 3 der folgende inhaltschwere Satz kommt:

„Im Umschwung der Kalpen, längs der Folgereihe mexicanischer Tonatiuh, entsteht aus dem Früheren ein Späteres, beim Emporblühen des Lotus, mit embryonalen Keimen (eines Paraklet) für den Phaya Alaun (unter den Wanderungen des Tathagata), bei Anbruch gegenwärtiger Periode der Weltengestattungen, als Keau (der Kanala) in dortiger ‚mundi conceptia tota‘ (s. Vitruo).“

Etwas weniger tiefsinnig geht es dann in der gleichen Tonart weiter. Aus dem hastigen Gallimathias klingen einige Stellen vor, die eine minniglich-mystische Stimmung in Brahmanenweisheit verrathen. So Seite 4 „eine Braut, die nach dem Wohlgeruch ihres Sehnens liebkost werden soll“, dann Seite 5 „ein goldstrahlendes Weltenei, aus Urlicht und Urfeuchte emporgewölbt“, in welchem der Weltenvater meditirend ruht und „in Eiform geballt, das Chaos“, welches dem Urdunst entströmt. Und so steht auf jedem Blatt etwas Interessantes. Seite 23 tief unten aber erhebt sich der Stil zu einer ganz ungewöhnlichen Urkraft.

„Aus dem „Tahu vabohu“ des Fluthgebraus, mit dem Kraken (He pou hee i ka wawa) inmitten des Getümmels, als vorzeitliche Bildung (s. Oioen), schon beim Einsetzen erster Schöpfungsperiode (Kumulipós), entwickelt sich die Welt aus der „Rudis indigestaque moles Gunnungagap“ (im Bythos), als noch alles dunkel (während Kreisens der Po), in manchen jener Kosmographien, die, als τῶν πάντων κατασκευή, verdienten καταρυθμίσθαι ἐν τοῖς ἑπτὰ θεάμασι (obwohl ärmlichen Naturstämmen angehörig). Nur in der Hütte des Kraken (Telhoap) brannte das von Quawtiah den Geschöpfen vorenthaltene Feuer, bis durch das Reh gestahlen (bei den Aht), wie durch Maui von der Urahnin Mahanika in der Unterwelt des Horizontes (Taepaepa), oder durch Promelheus vom Sonnenwagen (wenn nicht aus Vulcans Esse). Jörmungandr, die erdumschlingende Mitgardschlange, reicht, in der Schwester Hel unergründlichem Abgrund wurzelnd, aus Loki's Kindschaft auf varweltlichen Lagi („die Naturkraft des Feuers“) zurück, gleich dem Bruder Fenrir oder (bei Tlinkithen) Kanukh (der sich Yezl als der ältere bekundet). Echvab (neben Bacab und Izcuna) era el Gran-Espiritu, que habia hartada la tierra, según decian las Mayas, de tada lo que ha menester (s. Anrona). Mit seinen Brüdern beratheud, streute Owayneo auf die aus dem Wasser erhobene Erde, fliegenden Samen (auf die Felder Onondaga's). Little worms came aut af the seeds and penetrated the earth, when the spirits wha had never yet seen the light, entered into and united with them.“ Und so geht es fort, beinahe 500 Seilen lang, ohne Uebersicht, ohne Capitel und ahne Zusammenhang.

Und der berühmte Mann, der so schreiben kann, hat nicht weniger als sechzig Bände und Bändchen geschrieben, die, horizontal auf einander gelegt, einen Stoß van nicht ganz zwei Meter Höhe ergeben, ein wahres Literaturflötz! Und charakteristisch für dieses Literaturflötz, erst spät und spärlich in den unteren Schichten erscheinend, nach oben zu stark sich vermehrend, ist das Räthselwart „Völkergedanke“ als schwer zu bestimmendes Leitfossil.

Es wäre nun freilich unrecht, wollte man meinen, daß sämmtliche sechzig Elaborate so schwer verständlich sind, wie die gegebenen Proben. Es kommen auch lichtere Stellen vor. Ja sagar ernsthaft Erfreuliches findet sich in der Verschlungenheit, und manch köstliche Blume schmückt das wirre Gestrüpp. Souveräner Humor und souveräner Sarkasmus, Witzworte van schier unübertrefflicher Schlagkraft, scharf gezeichnete Bilder, wahre Perlen van Ausdrucksgewalt, geben oft Zeugniß eines seltenen Reichthums an überlegenem Geist. Man möchte kaum glauben, daß so viel ungleiche Art aus einer einzigen Feder hervorgehen

konnte. Sogar in den schrecklichsten Sätzen stecken oft herrliche Wahrheiten, überraschend kühn dargestellt, und neben schrecklichen gibt es auch liebliche Sätze, ja ganze Reihen von solchen. Wo Selbsterlebtes erzählt wird, ist die Diction meist untadelhaft. Niemals wurde das Heuchlerthum der buddhistischen Priester mit mehr genialem Behagen gegeißelt, als in der Schilderung Bastians von seinem Leben am Hofe des schändlichen Muckerkönigthums Birma (1862), das jetzt glücklich englisch geworden ist (1886), und überhaupt ist der ganze Band über Birma reich durchsetzt von glanzvollen Mustern einer Reisebeschreibung. Bastians Meerfahrt auf einem Segelschiff über den Ocean in dem Buch „Ethnographische und geographische Bilder" ist ein herrliches Beispiel wahrer Naturbeobachtung und Naturempfindung, und in Bastians erstem Buch, in dem über San Salvador, steht Seite 47 ein kurzes Wortbild für die bizarre Gestalt eines Baobabbaumes, glänzend durch treffende Sicherheit. Und so könnten noch hundert ähnliche Lobeserhebungen angefügt werden. Man kann nicht umhin, den, der solches bietet, manchesmal dankbar lieb zu gewinnen.

Aber die Freude dauert nie lange. Denn die edle Beschränkung und Selbstzucht des wahren Künstlers läßt sich leider vermissen. Die besten Ansätze gehen gleich wieder verloren und die Hauptart ist doch Gallimathias, hastig und sprudelnd hervorgewälzt, und die Wendungen brechen so plötzlich herein und die Contraste jagen so wirr durch einander, daß eine bleibende Stimmung, ein ruhiges Urtheil, nicht aufkommen kann. Das einzig Beständige in diesem Stil ist die Zusammenhangslosigkeit unter ewigen Abschweifungen und Wiederholungen und Citatüberschwemmungen. Ja die Freiheit dieser Art Muse geht ungezügelt so weit, daß selten dem Titel der Bücher ihr wirklicher Inhalt entspricht.

Adolf Bastian ist ein Romantiker. Das mit eigenen Augen nüchtern zu sehende schätzt er gering, er, der am meisten gesehen hat. Sein Element ist das Fabuliren in Theogonien und Kosmogonien, das Ahnungsvolle und wunderbar Orakelhafte, das übernatürlich Phantastische, schauerlich Grausige. Und da dergleichen dem Reisenden doch in der Regel versagt bleibt, so schafft er sich seine Welt in einem Meer von Excerpten, das ihn schließlich verschlingt. Excerpte sind ihm der wahre Stoff, das Reisen ist bloß der Rahmen dazu. An bombastischem Pleonasmus, an schwierigen Wortgebilden exotischen Ursprungs berauscht er sich bis zur Verzückung. Die Arbeit seines Gehirns vollzieht sich als wirbelndes Kreisen „qualmender Mutterlauge" oder als grimmiges Kämpfen „in labyrinthisch verschlungenen Räthselketten" (Bastians Ausdrücke).

Daher auch der Ueberschwall all seiner Bücher, wimmelnd und zappelnd von Ungethümen aus jeglichem Kreis der Gedanken. Nichts wird unterdrückt. Wo nur ein kleines Zipfelchen Wissenschaft vorguckt, gleich wird es erfaßt und in den Text mit hineingestopft. Auf den kleinsten Anlaß stürzen Vergleiche herbei und verfolgen sich athemlos durch alle Zonen der Welt und der Weltgeschichte. Höllenfahrten und Torturen Verdammter, Zahlensymbolik, päpstliche Bullen, Götternamen zahllos und endlos in allen möglichen und noch einigen ganz unmöglichen Sprachen, tausend Analogien der Märchen aller Nationen, Hexengeschichten, heiße Ströme von Menschenblut, Väter, die ihre Söhne kreuzigen, Börsenwitze und elegische Verse, das Wollregime des Hrn. Jäger, Colonisles und Astronomie, die höchste Ekstase und der banalste Canzleistil, vom Erhabensten zum Trivialsten, nichts fehlt in dem „grauslichen Graus". Der Pleonasmus thut sich niemals genug. Schäumende Prunkworte schlagen sich und überbieten sich, aber doch ohne Befriedigung, weil sie noch immer viel crasser sein möchten. Es tobt ein furchtbarer Ernst.

Da auf einmal wird das Toben matter. Schwächer und schwächer werden die Explosionen und langsam klingen sie aus in sehnsüchteleivolle Rührung. Ein Abraham a Santa Clara, der auf einmal weltschmerzlich sentimental wird, um girre Mandolinenklänge anzuschlagen und das „wounevolle Weh der Wehmuth" zu besingen, könnte nicht gegensätzlicher sein. Oder der schäumende Paroxysmus bricht plötzlich ab in dem prosaischen Schrei „Materialbeschaffung", womit die Mahnung zu schleunigem Forschen und zum Bereichern des Berliner Museums gemeint ist. Oder das Stilmaß wird auf einmal glatt. Das sind dann Citate aus anderen, jedoch als solche sonst nicht leicht erkennbar gegeben. Denn nur, wo der rastlose Mahner sich selber citirt, citirt er gewissenhaft.

Ideengedränge, Ideenflucht und Ideenpanik in polyglottem Gemengsel auf allen Seiten, eine solche Lectüre ist furchtbar. Man fühlt das Rauschen und Stampfen einer mächtigen Geisteskraft. Aber das Räderwerk ist voller Sprünge und Splitter. Derjenige Theil, der am meisten gelitten zu haben scheint, ist die Logik, das Hauptrad. Dort, wo das Komische anfängt und die Selbstkritik hemmend eingreifen sollte, scheint die Maschine gänzlich in Trümmern zu sein. So wird man beständig aus einer Empfindung in die andere gebracht, bald heiß und bald kalt übergossen. Man kann ohne Schwindelgefühl nicht mehr weiter. Man weiß nicht, möchte man weinen oder doch lieber lachen?

Der bescheidene Autor dieses schwachen Versuchs zieht in der Regel das letztere vor und muß überhaupt ganz unumwunden bekennen, daß ihm die Muse des Gallimathias auch in ihren Extravaganzen manch fröhliche Stunde bereitet hat. Für ihn besitzt sie nicht selten die elementare Potenz der Erheiterung. Liegt das an einer besonderen, an sich verwerflichen Seelenbeschaffenheit? Oder ist das der Wiederzauber tropischen Urwaldgestrüpps, der hier so bequem zu genießen ist, rein allegorisch geboten, durchgeistigt vom Wehen der Wissenschaft, und zugleich rosig durchtönt von der süßen Musik der Erinnerung?

Was nun aber ist der Völkergedanke? Das ist noch immer nicht leicht zu gestehen. Das seltsame Wort ist auf einmal da, kehrt wieder und wieder und geberdet sich als etwas ganz Legitimes, ohne je vorher erklärt zu sein. Und kaum ist der Ausdruck ins Dasein gelangt, so wird er nur hie und da flüchtig gezeigt und gebraucht und herumgepeitscht und kommt niemals zur Ruhe einer Erläuterung. Und auch das Herumfragen bei den anderen, die mit ihm eine gewisse Vertrautheit bekunden, führt zu keinem Ziel, weil diese ihre Errungenschaft auch nicht verrathen. Noch niemand hat jemals sich offen mit solcher Enthüllung befaßt. Viele schon sprachen über den „Völkergedanken", aber was damit gemeint sei, das sagt keiner.

Da hilft weiter nichts, als sich selber in den brausenden Reigen der sechzig Bände und Bändchen zu stürzen, um vielleicht doch noch einige Entschleierungen abzulauern und abzutrotzen. Das ist ein hartes Geschäft. Wichtige Geheimnisse aus einem Fiebernden zu erfragen, ist an sich schwierig genug. Aber der Fiebernde hat vielleicht gar kein mühewerthes Geheimniß, und das zu erfahren, ist noch viel schwieriger. Aber nur Muth und unverzagt vorwärts! Räthselgespenst, demaskire dich! Per aspera ad astra ... Astra?

Als Ort und Datum für die Geburt des Völkergedankens dürfte die Vorrede zu den Reisen in Siam 1863 und die Jahrzahl des betreffenden Bandes 1867 zu nehmen sein. In der nämlichen Vorrede, welche auffällig klar ist, finden sich auch schon die meisten Ingredienzien und

Digitized by Google

Explosivstoffe für die stilistischen Ungewitter zusammen, die in der Folge so oft detoniren sollen, und zwar noch so lesbar geformt, daß man am besten sie dort schon mustert, ehe sie losbrechen werden. Das kurze Ergebniß der langen Mühe aus allen sechzig Bänden und Bändchen ist aber folgendes.

Der Völkergedanke ist zunächst bloß ein Wort, und zwar ein nicht glücklich gewähltes, ein unklarer Ausdruck für alle möglichen klaren und unklaren Vorstellungen, welche die Menschheit als ein Ganzes betreffen. Er möchte viel mehr sagen, als ein einziger Ausdruck vermag, einen Schlachtruf geben für eine Weltanschauung. Und was er eigentlich will, bleibt doch immer dunkel. Die wechselnde Vieldeutigkeit seiner Anwendungen läßt sich aber vielleicht, mit einiger Selbstverleugnung zu Rettungsversuchen, doch noch unter drei Gesichtspunkte bringen.

1. Der Völkergedanke möchte vor allem das sein, was man ein wenig minder unklar als „Gesellschaftsgedanke" bezeichnen könnte, die communistisch-socialistische Collectivarbeit im Denken. Der Mensch ist an sich nichts, ein bloßes Abstractum. Erst in der Gesellschaft findet er seine Erfüllung. Was wäre das Denken ohne die Sprache und was die Sprache ohne Gesellschaft? Der Mensch ist also zuerst in seiner Stammesgemeinschaft zu studiren, nicht als zufällig gefundenes Einzelwesen. Das wahre Individuum ist die Gemeinde, die Heerde, oder das arithmetische Mittel derselben. Daher auch der Ruf nach einer Gedankenstatistik und nach dem schließlichen arithmetischen Mittel aller Gedanken, dem „Völkergedanken" als Krönung, weil dieser das eigentlich erstleste Erste darstellt.

2. Der Völkergedanke möchte die überall herrschende Gleichheit des Denkens der Menschen, die Eine Beseelung der ganzen in Völker zertheilten Menschheit betonen. Das Suchen nach scharfen Trennungen, unter sehnsüchtigem Ausblick nach dem Uebergangsthier, hatte keinen Erfolg. Trotz mancher Unterschiede in kleinen sind doch die Menschen in ihren größeren Zügen überall so sehr dieselben, daß man überall wieder die gleiche Art von Gedanken trifft, nicht bloß für die niedrigen Zwecke des täglichen Lebens in Geräthen und Sitten, sondern auch für das höchste aller Bedürfnisse, das der Causalität. Das zielt zugleich mit dem ersten Gesichtspunkt nach einem Pantheismus oder Kosmotheismus.

3. Der Völkergedanke möchte zugleich auch seiner ganzen Constitution nach etwas Mystisches sein. Die Annahme, daß „wir denken", ist falsch. Das Denken ist ein passiver Vorgang. Die Gedanken kommen und gehen, ohne daß wir sie rufen und bannen können. Man sollte sagen: „es denkt in uns", ungefähr so wie „es blitzt". Dieser Satz, der tiefsinnig in die dunkle Werkstatt des Unbewußten hineinblickt, stammt von Lichtenberg[1]). Er deutet gleichfalls auf einen gleichartig überall wirkenden Weltgeist, als dessen Emanation die überall so erstaunlich gleiche Menschheit entstanden ist. Der alte Satz wird in ein neues Gewand gesteckt, und jenes „Es" heißt jetzt „Völkergedanke".

Das schwierige Ungethüm setzt sich somit aus drei verschiedenen Quellen zusammen, die jede für sich verhältnißmäßig noch ziemlich lauter und durchsichtig sind, aber in ihrer Vermengung, gewaltsam durch einander gestrudelt von dem Dämon des Gallimathias, das Bild eines häßlichen Schlammvulcanes bereiten, und zugleich paßt der Ausdruck für keine einzige der drei Quellen. Weder das collective socialistische Denken, noch das allgemein Menschliche in nationaler Vertheilung, noch auch die Passivität unter höherer Inspiration sind „Völkergedanke". Schon der Wohlklang „Gedanke" an sich führt leicht auf verschiedene falsche Wege. Es gibt kaum ein irdisches Schlagwort, das mit ihm nicht schon copulirt worden wäre, namentlich in dem harten Beruf der Zeitungsbegeisterung. Da gab es bereits einen „Schützengedanken", einen „Sängergedanken", einen „Staatsgedanken". (Besonders schön ist der österreichisch-ungarische „Staatsgedanke".) An den ersteren beiden edlen Gedanken hängt ein Genitiv des Subjects, an dem letzteren ein Genitio des Objects. Der „Völkergedanke" dürfte den ersteren anzureihen sein, ebenso schwach in der Klarheit wie sie selber, mit einem Vorstellungswerth, der gering oder zweifelhaft, und einem Gefühlswerth, der nur in so fern zu schätzen ist, als er in seiner Verschwommenheit so vieles ahnen läßt. Wesentlich deutlicher wäre der „Völkergeist" als ein Bruder von „Zeitgeist". Denn es handelt sich um etwas Wirkendes, nicht um etwas Gewirktes, es handelt sich um eine Ursache, um ein Prinzip, nicht um ein Erzeugniß. Ein Gedanke ist etwas Concretes, und der „Völkergedanke" beansprucht, etwas Abstractes zu sein. Die schlimmste Versündigung gegen die Logik der Sprache ist deßhalb der pathetische Singular, der das unreife Wort aufdringlich herausputzen möchte. Mit gesuchter Pose wird „Gedanke" gesetzt statt „Gedankenarbeit", „Arbeit vieler Gedanken". In der wirren Stilistik des Gallimathias wechseln denn auch gar häufig Plural und Singular ab. „Der Völkergedanke" verwandelt sich dann ohne weiteres in „die Völkergedanken", oder ganz plötzlich kommen als Untergattungen „Einzelgedanken" zum Vorschein oder auch „Elementargedanken".

In richtiges und etwas weniger rasches Deutsch übersetzt, würde der „Völkergedanke" das Gedankenleben der Völker zu nennen sein, und da das Gedankenleben der Völker so merkwürdig gleichartig ist, so würde man noch besser sagen das Gedankenleben der Menschheit, wie es sämmtliche Völker umfaßt. Die unentbehrliche Zukunftsleuchte erweist sich somit als etwas alt Bekanntes, unkenntlich gemacht durch einen verstümmelten Namen, durch eine unrichtige Kürzung, die fehlerhafte Vereinigung zweier Begriffe, die zu ihrer Bindung noch eines dritten bedürfen. Der unklare Ausdruck gibt sich als etwas schlagend Concises, und darin liegt eine Affectirtheit. Er gibt sich als etwas wichtiges Neues, und darin liegt eine Unwahrheit. Das hoch interessante Räthsel stimmt nicht. Hülle und Inhalt sind nicht congruent. Die Offenbarung verlohnt sich nicht.

Ganz klar über den „Völkergedanken" ist sich wohl niemand geworden, auch der Erfinder selbst nicht, da er so deutlich verschmäht, in gesitteter Sprache zu überzeugen, daß er es sei. Trotzdem oder vielleicht auch gerade deßhalb rechnet mit dem gefälligen Wort die professionelle Gedankenverdünnung einiger Bücherbesprecher wie mit einer ganz unzweifelhaften Münze. Keiner von ihnen mag untersuchen, ob die Münze auch echt sei. Denn sie ist doch so herrlich geeignet, einen Besitz vorzutäuschen. Und nach erwiesener Falschheit könnte sie nicht mehr cursiren! Und außerdem ist ja die Anerkennung so ungemein viel bequemer. Wer tadeln will, muß den Schriftsteller lesen. Und Bastian lesen? Unmöglich. Man verehrt ihn viel sicherer gänzlich unaufgeschnitten. Man glaubt ihm und lobt ihn und ist gerettet. Man ahnt durchschauert etwas Gewaltiges, Großes und begnügt sich damit.

Aber es scheint auch schon wirkliche, bis zur Begeisterung überzeugte Adepten zu geben, die von dem „Völkergedanken" so kräftig durchdrungen sind, daß sie ohne ihn gar nicht mehr leben möchten. Es fehlt nur noch die Behauptung, daß auch der Stil des Gallimathias die einzig wahre und richtige Zukunftsmusik sei. Die fromme Gläubigkeit scheint demnach auch auf dem Boden der Wissenschaft ihre Wunder zu thun. Wie ist das nur

[1]) G. Chr. Lichtenbergs Verm. Schriften Orig.-Ausg. Göttingen 1853. B. 1. S. 99.

zu verstehen? Man möchte zunächst an die Meinung der Pessimisten denken, die uns versichern, daß in dem ewigen Kreislauf der Dinge die Menschheit eben an einer Epoche verminderter Intelligenz angekommen sei. Oder sollten wir selber irren? Sollte das Unrecht bei uns sein? Alles fließt. Selbst die Verstandesart kann sich ändern und eine Majoritätsfrage werden. Wenn einmal die Majorität der Gelehrten aus den Adepten besteht, dann sind diese regierungsfähig. Sollte die Majorität zu erwarten sein?

Außer der Lobesbequemlichkeit und dem Adeptenthum muß es aber noch andere Ursachen geben für die Verbreitung, welche der Völkergedanke gefunden hat. Selbst bei solchen Männern, denen man Scharfsinn und Freisinn und guten und kräftigen Willen zu eigenem Urtheil in genügendem Maße zutrauen sollte, erfreut sich der Völkergedanke einiger Anerkennung, und bestünde diese auch nur darin, daß der dunkle Ausdruck im Texte gelehrtester Abhandlungen hie und da angebracht wird, wo das geschehen mag, ohne auf dessen Sinn näher einzugehen, nur ganz beiläufig, wie die Einflechtung eines lieblichen Kosewörtchens. Das können doch nur kleine Opferchen des Intellectes aus reiner Schmeichelsucht sein. Oder sollten auch diese Herren von der Vermuthung geplagt sein, daß hinter der Völkergedankenmystik ein hohes Geheimniß verborgen sei, obwohl sie dasselbe freilich niemals erfahren konnten, was sie jedoch nicht bekennen mögen vor den anderen Collegen, die an demselben schambaren Zwiespalt leiden und es auch nicht sagen?

Abseits vom Tummelplatz milder Collegen, frommer Adepten und nachsichtiger Freunde, in ernsthaften Literaturberichten ist dem Vater des Völkergedankens schon mancher tadelnde Vorhalt wegen der Unordnung seiner Gedankenvölker geworden, und häufig erfolgte darauf eine Antwort in einem der nächsten Bücher des Unermüdlichen, deren Reihe nie aufhört. Solche Entgegnungen geben oft rührende Einblicke in die holde Naivetät eines Himmelsstürmers. Neben Vorsätzen zur Besserung jammert dann stets die Entschuldigung, daß jetzt „keine Zeit zum Poliren und Putzen" sei, daß es jetzt gelte, Material zu beschaffen um jeden Preis, da die letzte Stunde geschlagen hat. Daß die vermeintliche „Materialbeschaffung" mehr wie eine Materialverwirrung aussieht, scheint nicht empfunden zu werden, und das Versprechen der Besserung ist bald wieder vergessen. Einmal jedoch wurde offen erklärt, daß bei dem beständigen „Aufbrodeln neuer Entdeckungen" ein „geschmeidiger" Stil nicht wohl zu verlangen sei, und daß bei so vielen Unklarheiten „eine gewisse Umwölkung sich auch in der Darstellung zu reflectiren habe."[1]) Soll das etwa heißen, daß die Stilart des Völkergedankens etwas Nöthiges sei, ein Träger wichtiger Wahrheit, ein mit Ueberlegung ausgewähltes Symbol, die Schwierigkeit seines Verständnisses markig zu illustriren? Dann läge sogar ein hoch künstlerisches Motiv vor. Dem nämlichen Zweck würde gleichwohl eine freie Aneinanderreihung einfachster Naturlaute noch viel besser genügen. Ob aber eine solche Lectüre auch Leser fände? Warum nicht? Gibt es etwas, das nicht einigen dennoch gefällt?

Mancher edle und starke Mann könnte bewunderungswürdiger dastehen ohne die Schaar der Bewunderer. Das gilt auch hier. Adolf Bastian hat seine großen Verdienste, wenn auch nicht stets auf dem Felde der Literatur. Aus ihm redet die Sprache eines von großen und guten Ideen fanatisch durchdrungenen Predigers. Seines Mangels an Lehrtalent ist er sich unbewußt. Bei ihm verzehrte sich eine hohe Begabung in einer krankhaften Rastlosigkeit. Sein grimmiger Enthusiasmus für ein noch unklares maßloses Ziel war aber erfolgreich. Er hat für einige klare, bescheidene Ziele die Wege geöffnet. Völlig ungeeignet zur Schulenbildung, verdient der einsame Mann als eine Erscheinung für sich betrachtet zu werden, als ein nie fertiger, immer noch gährender Genius mit einem eigenen Mißverhältniß zwischen Willen und Ausdruck, als eine jener schwer zu begreifenden Wandelgestalten in der Geschichte der Wissenschaft, die ja zugleich die Geschichte so vieler Verirrungen ist.

Das ganze Literaturflötz der Bastianischen Muse, es möge bleiben, so wie es ist, verschlossen in den verschwiegensten Räumen der Bibliotheken, ein Denkmal des schillernden Menschenthums. Nur was an ihm wirklich genießbar, ja sogar köstlich und herrlich ist, sollte zum Nutzen normaler und einfach vernünftiger Menschen gerettet werden. Das würde einer Verdichtung der sechzig Bände und Bändchen auf sechs Bände entsprechen. Nicht mitzurechnen wäre dabei der Tiefklang „Völkergedanke". Ein Wort, das man erst auf dem Wege der Psychopathologie begreifen lernt, hat bloß historischen Werth und ist nicht zu brauchen für den weiteren Verkehr. Die gläubig gehorsame Nachbetung solcher Verworrenheit dürfte dann endlich verstummen, und zwar je eher, je besser. Denn es gibt noch einen vierten Stand, der auch einigen Anspruch erhebt und auch einige Rücksicht verdient. Das ist die ehrlich strebende Jugend, die noch geschont werden will, die noch von dem gänzlich verfehlten Respect vor Gedrucktem geführt und von den Torturen des Nichtverstehens entweder nutzlos gepeinigt und abgeschreckt oder zur Lüge verdorben wird.

Im Namen der Jungen, denen die Zukunft gehört, lasse man also den Götzendienst vor dem „Völkergedanken" und lasse ihn selber verschwinden vom Tageslicht, sanft und lautlos ihn hinübergeleitend in die Gefilde der Nichtexistenz. Dort sind schon verschiedene andere Gespenster, die vierte der Dimensionen, das Od, das Phlogiston, der Astralleib. In solche Gesellschaft gehört auch der „Völkergedanke". Dort möge auch er seinen Wahnfried haben, im „wonnevollen Weh der Wehmuth" bebend zu erlöschen, sammt all seinen brünstigen Bombastereien, „labyrinthisch verschlungenen Räthselketten" und „quirlend qualmenden Mutterlaugen".

[1]) Vorgedruckte Berichtigungen zu: Der Fetisch an der Küste Guinea's. Von A. B. Berlin, Weidmann 1884. Nebenbei gesagt, eines der schlimmsten Sammelsurien von unbrauchbaren Citaten aus sich selber und anderen.

Die verheirathete Frau im Roman.

Von Dr. Rudolf Fürst.

II.

Wieder, wie vor vierzig Jahren, bedurfte es einer politischen Revolution, bedurfte es bedeutender socialer Umstimmungen und endlich einer genialen Frau, um die Loslösung des Weibes von allen Fesseln der Convention um ein Stück zu fördern. Hatte die Revolution von 1789 sich mit der Befreiung des Mannes begnügt, so daß selbst eine Staël an der wahren Emancipation des Weibes hatte verzweifeln müssen, so trat nun die geniale George Sand auf, die den von der Staël so glänzend vertheidigten Posten mit klingendem Spiel eroberte. Gewisse geistige Strömungen kamen ihr neben den politischen ganz besonders zustatten. Saint Simon und noch mehr sein Schüler Enfantin predigten in ihrem socialen Programm die Reform der Ehe, das Recht der Natur im Gegensatz zur Philistermoral. Hatte die La Fayette die Pflicht gegen den Gatten als Norm betrachtet, die unter allen Umständen gewahrt werden mußte, so erhob die Sand die freie Neigung, die das eheliche Band zu zerreißen hat, zum Prinzip. Die Frau tritt in diesen Tendenzschriften einigermaßen zurück: der Kampf zwischen dem Gatten und

Digitized by Google

dem Amoroso wird zur Hauptsache. Wir sehen in „Indiana“ den Durchschnittsehemann, wie ihn die Sand in ihrem Gatten, Herrn Dudevant, zu ihrem Unheil kennen gelernt hatte, und den Durchschnittsgalan, den seichten, herzlosen Streber, dem die Liebe eben Mittel zum Zweck ist. Es kommen bei dieser weiblichen Vorkämpferin die Männer überhaupt schlecht genug weg, wenngleich sie auch nicht müde wird, immer wieder ihr Mannesideal zu zeichnen, das dann jedesmal unter einer rauhen Schale einen goldenen Kern von Selbstaufopferung, Treue und Edelmuth birgt. Wir lernen aber auch (im Roman „Jacques“) den Mustergatten kennen, der ganz wie der gefällige Ehemann Nodiers sich den Tod gibt, um dem ferneren Glück seiner Frau nicht im Wege zu stehen. Dies ist durchaus consequent vom Standpunkt der Sand: sie ist einzig und allein die Dichterin der Liebe und der Wahrheit, die die einzigen Sonnenstrahlen in ihre pessimistische Weltanschauung werfen. An Stelle der Normalmenschen, die an die Ehe gebunden sind, setzt Sand als echte Romantikerin ein höheres Geschlecht mit einer höheren Verbindung: sehr schön schildert sie, mit deutlichen Anspielungen auf ihr Zusammenleben mit Alfred de Musset, ein altes Paar, das sich vor vierzig Jahren gegen die Regeln der Gesellschaft gefunden und diese lange Zeit in stiller Zurückgezogenheit und gemeinsamer Arbeit verlebt hat, einer dem andern gleich berechtigt, einer des andern Meister und Gehülfe. Dies ist für die Sand das ideale Verhältniß zwischen Mann und Weib, hierin schon ein echtes Ideal, als sie es für ihre Person niemals erreicht hat; den negativen, zerstörenden Theil ihres Programms hat sie ja an sich selbst bis zum Ueberdruß erprobt. Ganz ohne eigentlich idealen oder didaktischen Zweck, in voller Freude an dem Gesehenen, Gelebten, hat der Landsmann und ungefähre Zeitgenosse der Sand, Honoré de Balzac, die Frau der bestehenden Gesellschaft dargestellt. Während die Sand der Gesellschaft gegenübersteht wie der Anatom dem Cadaver, an dem er den Sitz einer verderblichen Krankheit nachgewiesen hat, ist sie für Balzac der Marmorblock, aus dem er mit kräftigem Schlage sein Kunstwerk formt. Schon sein erstes halb wissenschaftliches Werk beschäftigt sich mit der Ehe. Er behandelt sie wie ein nothwendiges Uebel, das zwar nicht ernstlich vertheidigt, aber seiner Nothwendigkeit wegen eben doch mit allerlei guten Rathschlägen gefördert werden muß. Die Frau ist für ihn der Stoff, dem er immer neue Form zu geben weiß. Er zeichnet die Frau in einer Meistererzählung („le Requisitionnaire“), wie sie als Mutter der Rettung ihres Sohnes entgegenbangt, den das Gericht des Staates zum Tode verdammt; er zeichnet sie als kaltherzige Tochter, die in gedankenloser Einspinnung in das Treiben der Gesellschaft keine Zeit zur Pflege des Vaters erübrigt, und er schildert, von Constants Eleonore beeinflußt, den Lebenslauf eines jungen Weibes der aristokratischen Gesellschaft, dessen Fehltritt in glänzender innerer Motivirung das Leben ihres Kindes und ihr eigenes vergiftet. Die Marquise d'Aiglemont bringt ihre Jugendjahre in der Trauer um einen Geliebten, der ihrem Ruf sein Leben geopfert, im Opiumschlaf zu. Sie haßt ihr Kind, das für sie kein Vorwurf, aber eine Erinnerung an einen ungeliebten Gatten ist. Als „femme de trente ans“, dies der Titel von Balzacs Roman, blasirt, leidend, Weltdame, begeht sie ihren ersten Fehltritt. Bald wird ihr das geliebte Kind entrissen, und nun hetzt sie die herangewachsene verhaßte Tochter in die räthselhafte Flucht mit dem unbekannten Mörder; sie fälscht, als sie nach Jahren mit der sterbenden Tochter zusammentrifft, deren letzte anklagende Worte. Dafür wartet auch ihrer die Vergeltung: alternd, von den Launen einer andern, undankbaren Tochter gequält, von allen Schrecken der Vergangenheit geängstigt, stirbt sie mit den Worten: Erschrick nicht, meine Tochter!

Hier haben wir die Frau und nur die Frau gezeichnet. Gatte und Freund treten vollständig zurück, ja sie sind nicht einmal recht consequent durchgeführt. Auch die Beziehung auf die Gesellschaft bleibt unerörtert, denn niemand kennt das Geheimniß dieser merkwürdigen Frau. Mit der unerbittlichen Consequenz des eigenen Herzens, nicht durch einen rächenden deus ex machina wird sie dort bestraft, wo sie am meisten gesündigt hat. Kein neues Evangelium ist hier mit der Gestalt der pflichtvergessenen Frau verknüpft: eine sociale Erscheinung wird künstlerisch entwickelt, ohne Rücksicht auf schlecht und gut, und mit keiner andern Moral als der, die in ihr selbst liegt. An diese Darstellungsart, die mit einem viel mißbrauchten Modewort die realistische genannt wird, schließt sich Balzacs bedeutendster Schüler, Gustave Flaubert, an. Seine „Madame Bovary“ bringt die streng objective Schilderung einer Frau aus den kleinbürgerlichen Kreisen, die infolge ihrer dumpfen Phantasie und eines instinctiven Wunsches nach Wohlleben und Zerstreuung tiefer und tiefer sinkt. Sie hat eine halb gebildete Erziehung genossen, neigt stark zu romantischen und mystischen Anwandlungen und findet in der Oede des Kleinstadtlebens keine Befriedigung. Ihr Mann ist ein ausgemachter Tölpel, ihr Kind liebt sie nicht. So geräth sie denn in die Arme eines Dandys aus der Kleinstadt und, als dieser sie rüde verläßt, hintergeht sie ihren ahnungslosen Gatten jahrelang in perfidester Weise. Vollständige Zerrüttung ihrer Gesundheit und der finanzielle Ruin ihres Mannes gehen mit dieser sittlichen Decadenz Hand in Hand. Als alles unter ihr zusammenbricht, nimmt sie Gift, ihr trostloser Mann überlebt sie nicht lange, ihr Kind wird in eine Fabrik gethan.

Das Hauptverdienst dieses Romans liegt in der merkwürdigen Beobachtungsgabe und Detailmalerei des Verfassers; er wirkt vornehmlich durch die hellen Lichter, die er auf breite sociale Schichten wirft. Erkenntniß ist schließlich die Vorbedingung aller Besserung, und Gustave Flaubert ist einer der ersten, der auf jenes Elend hingewiesen hat, das weder in Hermelin, noch in Lumpen einhergeht, das weder vom Kothurn herab moralisirt, noch aus der Gosse an unsre Mildthätigkeit appellirt, sondern das im schlichten, reinlichen Bürgerrock unter uns herumschleicht. Ganz ausgezeichnet weiß er auch sein Milieu zu wählen, jenen Boden für seine Gestalten, den kein Dichter zu entbehren vermag, auf den man aber heute so besonders großes Gewicht zu legen geneigt ist. Die Oede der Kleinstadt, das gespreizte landwirthschaftliche Fest, das Treiben in der Dorfapotheke, das ist alles eben so bewunderungswerth festgehalten, wie das scheinbar glückliche, in Wahrheit aber bis in den Kern verfaulte Leben im Hause des armen Bovary und die Krankheits- und Sterbescenen. Wenn sich die sogenannten Realisten darauf berufen, sie hätten die Verworfenheit, zum Unterschied von anderen Richtungen, niemals in verlockenden Farben geschildert, so kann in erster Reihe Flaubert dieses Lob für sich in Anspruch nehmen. Der Einfluß der Bovary auf die Literatur der Folgezeit ist ungemein groß, und nicht allein im Roman deutlich erkennbar: in den Boulevardstücken der siebziger Jahre bis zu den bürgerlichen italienischen Dramen, die in den letzten Jahren so betriebsam für unsre Bühne acquirirt wurden, haben wir unzähligemal die Frau gesehen, die unter der Maske der ehrbaren Gattin und Mutter und — wie neuestens beliebt wird — bei mancherlei guten Eigenschaften in schnöder Weise alle Begriffe von Pflicht und Ehre verletzt. Den französischen Roman beherrscht während der ganzen Regierungszeit Napoleons III. die Bovarygestalt fast ausschließlich und ohne besondere sittliche Entrüstung zu erregen: da erschien endlich der Autor, der, wie Adolf Stern bemerkt, durch seine ganz eigenartige Beobachtungs-

Digitized by Google

und Erzählungsgabe dieser Richtung für den Augenblick wieder eine überragende Bedeutung gab, um sie dann aber durch seine schonungslose Darstellung zu vernichten. Alphonse Daudet entrollte in seinem „Fromont jeune et Risler aîné“ das Bild einer vergifteten Gesellschaftssphäre, die nur auf den Genuß gestimmt ist und von einem gewissenlosen und falschen Weibe geleitet wird. Er ist nicht mehr wie Flaubert der objective Berichterstatter, er ist der subjective Dichter, der zornig und mitleidig in seiner Erzählung steht. Hier finden wir auch endlich wieder einen Ehemann, den wir achten dürfen, ja den der Dichter mit besonderer Vorliebe behandelt und dessen tragisches Ende der Schändlichkeit der Sidonie gleichsam noch die Krone aufsetzt. Aber trotz dieses grellen Sittengemäldes blieb die ehebrecherische Frau im französischen Roman nicht lange verehmt; ich kann hier auf den Gegenwartroman nicht eingehen, muß auch die Wirkungen Zola's und seiner Schule unerörtert lassen. Nur auf den verführerischen Guy de Maupassant sei mit einem Wort verwiesen, der den Ehebruch nicht etwa wie Daudet und viele seiner französischen und deutschen Nachahmer in eine verrottete Gesellschaftssphäre verlegt oder durch besondere Umstände zu beschönigen versucht, sondern der in dem wundervollen Roman „Fort comme la mort“ das sündige Paar in den hellsten und liebenswürdigsten Farben zu malen weiß. Wer könnte dem melancholischen alten Maler, der herzensfeinen Gräfin ernstlich böse sein? Und mit mehr Nachdruck als die Sand oder eine andere Kämpferin aus der weiblichen avant-garde sanctionirt Maupassant die Ehebrecherin: „Wer frei ist von Schuld, der hebe den ersten Stein.“

Nicht so widerspruchslos wie in der romanischen Literatur (die modernen Italiener, wie d'Annunzio, stehen hinter den Franzosen in keiner Weise zurück) dominirt die „neue Frau“ bei den Germanen. So viel sich auch das junge Deutschland mit St. Simonistischen Ideen zu schaffen machte, so haben wir doch eigentlich nur eine Erinnerung an die großen socialen Umwälzungen der Julirevolution; Karl Gutzkows „Wally die Zweiflerin“, jenes viel verlästerte und im guten wie im schlimmen Sinne stark überschätzte Buch. In der Vorrede zu Schleiermachers Lucindebriefen hatte Gutzkow Gelegenheit, sich über die Frauenfrage zu äußern. Er erwartet ein breites, positives, genußspendendes Leben, das unsres Geistes würdig ist. Er klagt, daß man die Frauen von allen öffentlichen Dingen fern halte, so daß sie erschrecken und verwirrt werden, wenn sie am Gedankenkreis des Mannes theilnehmen sollen. Erfahrungen, die er in seinem weit verzweigten Frankfurter Salonleben gemacht, bedeutende Frauengestalten, wie die Rahel, Bettina, wie Henriette Herz, wie die unglückliche Charlotte Stieglitz, vor allem natürlich der französische Einfluß, legten ihm die Beschäftigung mit der Frau nahe. Hiezu eine theologische Controverse, die sich um Strauß' Leben Jesu entspann, endlich die wenig geschmackvolle Verwendung eines mittelhochdeutschen Motivs — so entstand ein Buch, das von gewisser Seite für das Brevier des leibhaftigen Gottseibeiuns angesehen wurde. Um diesen dreht es sich aber vorläufig noch nicht, sondern um das Verhältniß Cäsars, des bekannten blasirten Jünglings à la Chateaubriand, Constant und Pückler-Muskau, und Wally's, der mystisch-pantheistisch veranlagten Gattin des abscheulichen sardinischen Gesandten. Dazu eine kleine Entführung, sehr viel Religionsphilosophie und die Gelegenheit für den Verfasser, alles vom Herzen zu schreiben, was er gegen die alte Ordnung zu sagen hat. Deismus, Skepsis, alter und neuer Glaube, simultanes Glockengeläut, Emancipation des Fleisches, Selbstmord — dies alles wird von dem Verhältniß Wally's und Cäsars getragen. Die „neue Frau“ spukt noch hin und wieder in einzelnen Werken des jungen Deutschland und selbst bei der Gräfin Hahn-Hahn, die in ihrer profanen Zeit, in der „Gräfin Faustine“, den Typus eines weiblichen Don Juan in Pückler-Muskauischer Weise zu schildern unternahm. Aber, wie vorhin erwähnt, die germanische Literatur behielt ein weit größeres Interesse für die brave, pflichttreue Frau als die romanische. In England zumal verlangt man von der Romanheldin ein für allemal Sittlichkeit. Schon Oliver Goldsmith zeichnet mit Behagen die wackere, aufopferungsvolle, wenn auch etwas eitle Ehehälfte. Dickens ist der Lobsänger des wahren Weibes, der edlen Familienmutter und ist schon auf Frauen, wie Mrs. Jellyby, die über ihre Negerbekehrung Gatten und Kinder vergißt, sehr schlecht zu sprechen. Bulwer mußte es mit einem vielstimmigen Shocking büßen, als es sein Falkland wagte, sich in eine wirklich und wahrhaftig verheirathete Frau zu verlieben. Daß sie sich diese Liebe erst im Augenblick der Todesgefahr gestehen, daß die geplante Entführung noch glücklich vereitelt wird, und die schuldige Frau augenblicks einem Blutsturz erliegt, vermochte das strenge Publicum jenseit des Canals nicht milder zu stimmen. Auch der Revolutionär und Radicale William Godwin wagt es nur ganz kurz, die Aufhebung der Ehe zu fordern, und begnügt sich, ähnlich wie Thackeray, mit der Schilderung eines recht boshaften Eheweibes. Dafür ist die aufopfernde Gattin, die sich zu Tode arbeitet, um den durch den Leichtsinn ihres Mannes bedingten Mehraufwand des Hausstandes zu decken, von der Eliot eingeführt worden. Ein enger Moralbegriff einerseits, eine große Vorliebe für erregende äußere Handlung, wie Seeabenteuer, Verbrecherwesen, Politik, grelle Familienbilder, mag die Ursache sein, daß England, das geistige Geburtsland Othello's, in seinem Roman sich nur wenig mit dem delicaten Verhältniß von Mann und Weib beschäftigt.

Es ist von mehr als zufälliger Bedeutung, daß fast gleichzeitig mit der haltlosen Bovary Otto Ludwigs Meisterroman „Zwischen Himmel und Erde“ erschien, den man das hohe Lied der anständigen Frau nennen könnte, und der das Leben einer Frau in kleinstädtischer Enge, unter der Bedrückung eines nichtswürdigen Gatten und von einer nur halb eingestandenen Liebe geängstigt, von so ganz anderer Seite darzustellen weiß. Mit vielleicht etwas beschränkter, jedenfalls aber unendlich rührender Pflichttreue richten sich die Liebenden genau nach ihrem Sittencodex, ja sie halten sich selbst nach dem Tode des abscheulichen Ehemannes für ewig getrennt. Sehr im Gegensatz zur französischen Romantik tobt der Kampf hauptsächlich zwischen den Männern, die Frau bleibt als Preis außerhalb, resignirt ergibt sie sich in den Entschluß des Geliebten. Schon früher hatte Berthold Auerbach die Geschichte des resignirten Lorle erzählt, das sich als „Frau Professorin“ in den neuen Pflichtenkreis nicht finden kann und, von keinem Hauch der Hofluft berührt, in ihr stilles Dörfchen flieht. Die pflichttreue Frau begegnet uns immer wieder im Roman der halb vergangenen Zeit: Paul Heyse, der Bewunderer von Ludwigs Roman, zeichnet in den „Kindern der Welt“ die edle Frau, die den flatterhaften Gatten durch Edelmuth und Aufopferung in ihre Arme zurückführt, Gustav Freytag warnt in der „Verlorenen Handschrift“ in ernst-behaglicher Weise die Herren Ehemänner, über ihren Berufspflichten ihre Frauen zu vernachlässigen, und Gottfried Keller hinterläßt uns in seiner Marie Salander ein ungeschminktes Bild der kleinbürgerlichen Hausfrau und treuen Gehülfin, das jede pikante Beimengung stolz verschmäht. Man sieht, daß trotz toleranter Anwandlungen der Spielhagen, Lindau und Genossen bei uns Deutschen die Neigung zum Frauenlob vorherrschte und für Emancipationstendenzen nur wenig Stimmung vorhanden war. Die Strömungen, die in den letzten Jahrzehnten aus dem Ausland herüberkamen, mußten nothwendig eine weitere Reaction zur Folge haben:

Digitized by Google

Maupassants geniale Frivolität, der grausame Pessimismus eines Tolstoj, die abstoßende Perversität des Strindberg hatte in Deutschland manche Nachahmung und vielfachen Widerhall zur Folge, der Bedenken erregen mußte. So kam es, daß ein Dichter, wie Theodor Fontane, den man als das Haupt der Veristenschule ausgerufen hatte, seiner „Adultera" die „Effi Briest" folgen ließ, die schonungslos verdammt ihr junges Leben verseufzt, weil sie halb unbewußt eine Schuld auf sich geladen; daß Adolf Wilbrandts „Ifinger" auch nicht einen Augenblick zögert, die Frau zu verstoßen, die mit einer Schuld in die Ehe geht, und daß Marie v. Ebner, die man den größten Dichter unter ihren Geschlechtsgenossinnen genannt hat, den Fehltritt einer Frau schlechthin als „unsühnbar" erklärt.

Das Weib bildet also durch mehr als zweihundert Jahre den fruchtbarsten Vorwurf der epischen Prosa. Ihre Stellung in der Gesellschaft spiegelt sich mit Treue in der zeitgenössischen Dichtung ab. Revolutionäre Strömungen bemächtigen sich mit Vorliebe des Verhältnisses zwischen Mann und Weib und graben ihre Spuren in die Literatur ein; die Stellung des Weibes in der Literatur gehört zu den wichtigsten Culturmessern.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Emanuel Geibel über Shakespeare, Schiller und Goethe. Charakteristische Urtheile Geibels über die bedeutendsten Autoren bei den Griechen, Römern, Engländern und Deutschen veröffentlicht Karl Theodor Gaedertz in seinem dieser Tage erscheinenden Werke: „Emanuel Geibel. Sänger der Liebe, Herold des Reiches" (Verlag von Georg Wigand, Leipzig). Von besonderem Interesse sind die Aussprüche über Shakespeare, Schiller und Goethe. Als Student in Bonn, so berichtet Gaedertz, schrieb Geibel im Mai 1835: „Goethe's Schriften sind wie reichhaltige Metallgruben, immer neue Goldadern glänzen im Schacht empor, immer merkwürdigere Schätze leuchten dem forschenden Auge entgegen. Was mir gestern noch als ein minder gewichtiges Wort erschien, davon erkenne ich, vielleicht durch irgend einen Zufall geleitet, heute die tiefere Bedeutung. Und das alles ist so klar, so in sich abgeschlossen, so voll edler Ruhe und besonnener Mäßigung. Ebenso geht es mir mit Shakespeare und Schiller, die mir von Tag zu Tag fester ans Herz wachsen, und ich kann wohl sagen, daß diese drei Heroen mir wie freundliche Gesellschafter zur Seite stehen." In einem Distichon singt Geibel nachmals: „Der gewaltige Shakespeare ist der germanischen Welt eigen, soweit sie sich dehnt." Doch mußte er sich in eine ganz einseitige Hochschätzung Shakespeare's, namentlich, wenn sie, wie bei Otto Ludwig, auf Kosten unserer großen Meister vorgetragen wurde, nicht hineinzufinden. „Auch ich halte", erklärte Geibel 1874, „Shakespeare der ursprünglichen Potenz nach für den gewaltigsten Dichter der ganzen Neuzeit. Aber darum braucht doch noch nicht alles, was er für seine Zeit schuf, für uns maßgebend zu sein, darum doch besonders seine Compositionsweise, die ich übrigens bewundere, nicht als die einzig und ausschließlich richtige hingestellt zu werden. Meiner Ansicht nach kann der strengere und mehr concentrirte Aufbau der Schiller'schen Dramen neben dem breiteren und reicher gegliederten der Shakespeare'schen Stücke vollkommen ebenbürtig bestehen. Und was den dichterischen Gehalt betrifft, steht da nicht Goethe's Faust ebenso hoch über dem Hamlet, wie die Gesammtbildung des achtzehnten Jahrhunderts über der des sechzehnten?"

Die Goetheliteratur verfolgte Geibel aufmerksam. So sagten ihm die von Keil herausgegebenen Briefe der „Frau Rath" durch ihre köstliche Lebensfrische und den gesunden Humor sehr zu; aus diesen ursprünglichen Blättern müsse man Goethe's Mutter kennen und lieben lernen, nicht aus Bettina's vielfach mit willkürlicher Zuthat versetzten Berichten. Als Herman Grimms Buch über Goethe ihm 1876 von dem Verleger zuging, dankte er letzterem: „Ich verspreche mir viel Genuß. An geistvollen Aus- und Umblicken, an überraschenden Beleuchtungen und feinen Bemerkungen ist kaum ein anderes Schriftstellen so reich; und seine bis ins Einzelne gehende, aus schriftlichen und mündlichen Quellen geschöpfte Kenntniß der Goethe'schen Verhältnisse setzt ihn in den Stand, oft auch da noch etwas Neues zu bieten, wo der Gegenstand bereits durch andere erledigt schien." Nach geschehener Lectüre äußerte Geibel: „Wie viele überraschende Ausblicke von den alt vertrauten Pfaden eröffnet es nach allen Seiten, wie neu erscheint so vieles Bekannte durch diese Zusammenstellung und Beleuchtung! Lavaters besiegender Einfluß und die Beziehungen zu Lotte Kestner, Maximiliane Brentano, Lilli und Charlotte Vulpius sind mir nie so lebendig entgegengetreten. Am dankbarsten aber bin ich für die Darstellung des Verhältnisses zwischen Goethe und Schiller; mir däucht, die grundverschiedenen und eben darum sich ergänzenden Naturen unserer beiden großen Dichter sind noch niemals in ihrer tiefsten Eigenthümlichkeit so klar erfaßt und geschildert worden: hier Schiller, der rastlos strebende, nie sich genugthuende Geist, der, stets das Publicum im Auge haltend, mit dem Bedürfniß raschen Erfolgs seine Stoffe draußen sucht, sie mit vulcanischem Feuer seiner Begeisterung bewältigt und, wo ihm augenblicklich einmal die poetische Fülle ausgeht, diese, ohne sich dadurch aufhalten zu lassen, durch energische Gedankenarbeit zu ersetzen sucht; dort Goethe, der, unbekümmert um das Urtheil der Welt, was in sich wachsen läßt, was seiner Natur gemäß ist, und mit der Ruhe des Genius geduldig wartet, bis sich ein Stück seines inneren Lebens, zur Dichtung geworden, leise von ihm ablöst; hier der unermüdlich nach dem höchsten Preise ringende Dramatiker, dort der ganze Lyriker, der auch dann Lyriker bleibt, d. h. das eigene Subject künstlerisch darstellt, wenn er einmal die dramatische Form wählt. Denn Faust und Mephisto, Tasso und Antonio, Clavigo und Carlos, so Egmont und Alba sprechen nur die verschiedenen Seiten seines Wesens in gesonderten Gestalten aus." Die Publication über Marianne von Willemer feierte ihn ungemein: „Um ihr Verhältniß zu Goethe schwebt ein wundervoller Duft; wir sehen hier die innigste Herzensneigung, der gewiß ursprünglich ein leidenschaftlicher Beisatz nicht fehlte, schließlich im zartesten Feuer der dichterischen Phantasie zu reinster Idealität verklärt. Die Briefe sind fast so ergreifend wie die Suleikalieder."

Außerordentliche Theilnahme bekundete Geibel für Lilli's Bild, das wesentlich auf sein Betreiben Graf Eckbrecht Dürckheim, dessen Gemahlin eine Enkelin von Goethe's Braut Lilli Schönemann war, entwarf. „Von diesem reinen und würdigen Bilde muß alles voreingenommene Gerede verstummen. Wer in seiner Entwicklung eine so ungewöhnlicher Charakterstärke und bei solcher weiblichen Anmuth und Liebenswürdigkeit ein solches Maß von Opfermuth und Pflichttreue zu entfalten vermochte, wie es Lilli gethan hat, in dem kann auch von Anfang her keine Ader von leichtfertig spielender Coketterie gewesen sein."

Ebenfalls nahm Wilhelm Scherers geistvolle Ergänzung des Goethe'schen Fragments sein Interesse gefangen. In allen Hauptpunkten schien Geibel das Richtige getroffen zu sein und so der annähernde Genuß eines Werkes ermöglicht, von dem wir nicht genug beklagen können, daß es nicht vollendet ward. Denn der Stoff entsprach, wie kaum ein anderer, Goethe's innerster Natur, und Geibel gesteht, daß er es nicht begreifen würde, wie Goethe ihn später fallen lassen konnte, wenn ihm nicht mit seinen Albigensern ganz ähnliches geschehen wäre. Auch hier lag eine Aufgabe vor, an der er alle seine besten Kräfte hätte entfalten können. Aber er wurde durch seine Berufung nach München in der Arbeit unterbrochen, und als er sie nach Jahren wieder aufzunehmen versuchte, war es zu spät; der Guß war kalt geworden, und er fand den Ton für das so glücklich begonnene Stück nicht wieder.

So viel aus den Aushängebogen des Gaedertz'schen Geibel-Buches. Dasselbe enthält auch mannichfache Beziehungen zu Persönlichkeiten aus dem classischen Kreise Weimars und Jena's, besonders eingehend über Bettina. Das Werk ist mit Abbildungen und Facsimiles geschmückt, darunter Autographe von König Wilhelm, dem Kronprinzen ꝛc., und dem Andenken Kaiser Wilhelms I. gewidmet, der wiederholt großmüthig und segensreich in das Leben Emanuel Geibels eingegriffen hat.

* Zu der Notiz über die Wirkung des Bürgerlichen Gesetzbuches auf die Vorlesungen in den juristischen Facultäten der Universitäten in Nr. 75, die dem „Akademischen Taschenbuch für Juristen" entnommen war, schreibt man der „Post" aus Marburg, daß die auf letztere Universität bezügliche Bemerkung unrichtig sei. Die Wirkung ist in Marburg im Gegentheil erheblich stärker als in zahlreichen anderen Universitäten, weil in Marburg der preußische Vorlesungsplan für den Sommer 1897 bereits voll durchgeführt ist und demnach die Vorlesungen über das deutsche bürgerliche Recht, dessen sämmtliche Theile von zusammen vier

Lehrern in 20 Stunden wöchentlich gelesen werden, ganz an Stelle der Pandekten getreten sind.

* **Karlsruhe**, 3. April. Die Badische Historische Commission bereitet die Herausgabe der Correspondenz des Fürstabtes Martin Gerbert von St. Blasien vor. Die Grundlage dieser Veröffentlichung bilden die gesammelten Correspondenzen Martin Gerberts im Archiv des Benedictinerstiftes St. Paul im Lavantthal, welche dem Herausgeber mit größter Liberalität zur Verfügung gestellt wurden. In den Bänden, in welchen diese Correspondenzen aufbewahrt sind, besteht aber die größte Zahl der Briefe aus solchen an den Fürstabt Martin Gerbert, während die in Concepten oder Abschriften vorliegende Zahl der von Gerbert verfaßten Briefe sehr viele Lücken aufweist. Aus einer erheblichen Reihe von Archiven und Bibliotheken Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Frankreichs und Italiens sind seit Beginn der Arbeiten für diese Publication Briefe Gerberts beigebracht worden. Es fehlen aber immer noch viele, von denen die Gegenbriefe beweisen, daß sie seinerzeit geschrieben wurden. Die Bedeutung, welche dieser in Vorbereitung befindlichen Veröffentlichung für die politische, kirchliche und literarische Geschichte der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts zugeschrieben werden darf, rechtfertigt die Bitte, Mittheilungen über etwa bekannt gewordene Briefe Gerberts an den Herausgeber dieser Correspondenzen, Geheimrath Dr. v. Weech, Director des General-Landes-Archivs in Karlsruhe, gelangen zu lassen.

* **Wien.** Am 2. April ist an der hiesigen Universität Gabriele Freiin Possanner v. Ehrenthal als die erste Frau, welche in Oesterreich den akademischen Doctorgrad erlangt hat, neben 32 männlichen Candidaten feierlich zum Doctor der Medicin promovirt worden. Der Dame selbst war die Sache nicht neu, da sie bereits vor einigen Jahren an der Züricher Universität nach Zurücklegung der medicinischen Studien zum Doctor promovirt worden ist. Um so größeren Aufwand an Gemüthsbewegung machten dagegen die akademischen Behörden und das liebe Publikum beiderlei Geschlechts. Der Rector, Prof. Dr. Reinisch, eröffnete die Feier mit folgender Ansprache: „Die heutige Promotionsfeier gewinnt für unsre Hochschule eine ganz besondere Bedeutung. Seit dem Bestehen unsrer altehrwürdigen Alma mater wird heute zum erstenmal einer Dame das Doctorat verliehen. Ich beglückwünsche Sie, meine hochverehrte Candidatin, deßhalb auf das herzlichste und zolle Ihnen meine achtungsvolle Anerkennung um so bereitwilliger, als ja weit und breit bekannt geworden ist, wie Sie durch große Energie und Intelligenz die Hindernisse, die sich Ihrem hohen Ziel entgegenstellten, siegreich zu überwinden verstanden haben. Ich beglückwünsche Sie ferner als muthige, siegreiche Vorkämpferin um die Erweiterung der Frauenrechte. Möge man über diese Frage denken, wie man will, so viel wird jeder frei Urtheilende und frei Denkende zugestehen müssen, daß durch die Erweiterung des geistigen Gesichtskreises der Frauen auch das gesammte Volk auf ein höheres intellectuelles und moralisches Niveau emporgehoben werden wird. Da Frauen an Intelligenz und Willenskraft den Männern nicht nachstehen, ist nicht einzusehen, weßhalb den Frauen höhere Intelligenzkreise verschlossen bleiben sollen. Wenn Kaiserinnen und Königinnen durch thatkräftige und weise Regierung sich unsterblichen Ruhm in der Geschichte erwarben haben, warum sollten dann Frauen für unfähig erachtet werden, in höheren Intelligenzkreisen siegreich wirken zu können? ‚Wir gehen einer großen, aber schweren Zeit entgegen und man würde sich gegen den Fortschritt schwer versündigen, wenn die Frau, welche sich durch Intelligenz, Willensstärke und moralischen Halt besonders auszeichnet, nur in der Küche und der Kinderstube verbleiben sollte. Es ist aber zu hoffen, daß schon die nächste Zukunft den Frauen nicht blaß, wie jetzt, huldigen, sondern ihnen endlich auch gerecht werden wird.“ Nachdem der Rector unter lebhaften Prositrufen geschlossen, nahm der Promotor, Prof. Dr. Sigmund Exner die „sponsio“ vor. Als er unter den Candidaten auch Gabriele Freiin Possanner v. Ehrenthal nannte, brach die ganze Studentenschaft in minutenlange Prositrufe aus. Nun berührte die Baronin das ihr vom Oberpedell dargereichte Universitätsscepter und gelobte mit einem lauten sponden, sich den akademischen Gesetzen fügen zu wollen. In einigen unzweifelhaft lateinischen Worten dankte sie dem Rector und dem medicinischen Professorencollegium, worauf die denkwürdige Promotion mit der Ausfolgung der Doctordiplome ihr Ende erreichte. Alles drängte sich nun um Baronin Possanner und jeder war bemüht, ihr zu gratuliren. Baronin Possanner ist nach dem Urtheil der „N. Fr. Pr.“ eine sehr sympathische Erscheinung von mittlerer Größe. Sie hatte zur Promotion schwarze Toilette gewählt; in der Hand trug sie einen Rosenstrauß. Die Damen ließen es sich nicht nehmen, unter Thränen den weiblichen Doctor zu küssen, und eine ihrer Freundinnen sagte: „Du hast heute eine Schlacht gewonnen und dir den Lorbeer verdient.“ Das Publicum verließ nur langsam den Saal und machte auf der Stiege und in der Vorhalle Spalier. Als Baronin Possanner als eine der letzten den Saal verließ und durch das Spalier in Begleitung ihrer Anverwandten zu ihrem Wagen schritt, wurde sie mit brausenden Prosirufen acclamirt — die gelehrte Theatervorstellung war zu Ende.

* **Prag.** Der Religionslehrer an der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag, Dr. Joseph Rieder, wurde zum außerordentlichen Professor des Kirchenrechtes und der orientalischen Sprachen an der deutschen Universität in Prag ernannt.

* **Innsbruck.** Bei der philosophischen Facultät der Universität wurde Dr. Michael Radalowitsch als Privatdocent für theoretische Physik zugelassen.

* **Kairo.** Am 1. ds. Mts. vollzog der Chedive in Gegenwart der Minister und der Vertreter der fremden Staaten die feierliche Grundsteinlegung zu dem neuen ägyptischen Alterthums-Museum.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

John Theodore *Merz:* A history of european thought in the nineteenth century. Vol. I. Edinburgh und London. Will. Blackwood und sons 1896. — *Louis-Lacombe:* Philosophie et musique. Oeuvre posthume. Paris, Fischbacher 1896. — *Rachilde:* Les hors nature. Moeurs contemporaines. 2. éd. Paris, Mercure de France 1897. — Dario Pelpers: Das protestantische Bekenntniß. Beitrag zur Lösung der Bekenntnißfrage in der evangelisch-protestantischen Kirche, insbesondere der hannover'schen Landeskirche (nebst Aktenstücken). Göttingen, Dieterich 1897. — Gustav Frenssen: Die Sandgräfin. Roman. Berlin, Bong u. Comp. — Hanna Brandenfels: Ein Mirtar. Roman. Raman. Ebd. — Alfred Graf zur Lippe: Innenleben. Novellen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden 1897. — Adolf Voegtlin: Das neue Gewissen. Erzählung. Leipzig, H. Haessel 1897. — Stanislaw Pezybyszewski: Satans Kinder. Roman. München ꝛc., Albert Langen 1897. — Richard Wendelner: Föhn. Breslau ꝛc., L. Frankenstein 1897. — Tagebuch der Maria Baschkirtseff. Aus dem Französischen übers. von Lothar Schmidt. 2 Theile. Ebd. — Paul Baneger: Der ehemalige Hexe; Memoiren eines Cowboy. Ferdinand Vandérem: Das Billard; Sammy; Er; Der Pensionär. (Meisterwerke zeitgenössischer Novellistik, hggb. von Lothar Schmidt, 1. Jahrg. 2. Bd.) Ebd. — Otto Weddigen: Epische Dichtungen. (Gesammtausg.) 2. Aufl. Leipzig, Rud. Friese. — Derselbe: Gedichte. (Gesammtausg.) 2. Aufl. Mit Bildniß. Ebd. — Ernest Daudet: Die Italienerin. Roman. Autoris. Uebersetzung von Ludwig Wechslee. (Sammlung moderner Belletristik ausländischer Autoren. Bd. 8/10.) Ebd. 1896.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag von Georg Reimer in Berlin.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung: (5421)
Klimatische
Sommerkurorte.
Leitfaden für Aerzte u. Laien von Dr. med. Herm. Reimer.
Dritte Auflage.
Preis gebunden 5 Mark.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.
Der deutsche Satzbau.
Dargestellt von
Hermann Wunderlich.
Preis geheftet 4 Mark.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandl.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin.
Soeben erschien:
Essays
von [5325]
Otto Gildemeister.
Zweiter Band.
Geheftet 6 M. — Gebunden 7 M.

Antiquar-Katalog Nr. 90:
THEATER- Bücher. Portraits. Autographa
I. Taussig, Prag 150-I.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 6. April. Nummer 77.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kunststudien in Tirol. I. Von G. Hager. — Kaiser Pauls I. Ende. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kunststudien in Tirol.

Von G. Hager.

I.

Als ich zu Ostern vergangenen Jahres auf einige Tage nach Tirol fuhr, geschah es in der Absicht, die Thätigkeit bayerischer Künstler zur Zeit der Renaissance, des Barock und Rococo zu studiren. An das Mittelalter dachte ich zunächst nicht. Um so größer war die Freude, daß ich an dem Orte, der mich in erster Linie anzog, neben den Werken der neueren Zeit auch interessante Ausbeute für die Geschichte der romanischen Bauperiode fand.

Kloster Stams im Oberinnthal ist vielen Touristen ob seines trefflichen Wirthshauses in guter Erinnerung. Das Dorf verdient aber nicht bloß wegen der ausgezeichneten Küche der freundlichen Wirthin einen Besuch, sondern auch wegen der stattlichen Klosterkirche, die, obwohl auf den ersten Blick wenig bedeutend, dem Kunstforscher viel des Merkwürdigen bietet. Atz theilt in seiner Kunstgeschichte von Tirol mit, daß der Hochaltar in Stams von dem Bildhauer Bartholomäus Steinle in Weilheim herrühre. Weilheim, an der Bahnlinie München-Partenkirchen gelegen, genoß in früheren Jahrhunderten durch zahlreiche Künstler einen hervorragenden Ruf. Hans Krumpper, der schier sagenhaft gewordene Bildhauer, Baumeister und Maler, dem man bis vor kurzem so ziemlich alle Erzgußwerke aus der Zeit des Kurfürsten Maximilians I. zuschrieb, Christoph Angermayr, der treffliche Elfenbeinschnitzer und Altarbauer, Hans Degler, der Meister der bekannten Altäre von St. Ulrich in Augsburg, hatten ihre Wiege in dem Städtchen am Fuße des Hohenpeißenbergs. Ein Zeitgenosse dieser Künstler war Bartholomäus Steinle, der von 1612—1626 für das Kloster Wessobrunn arbeitete. In welchem Ansehen er stand, geht daraus hervor, daß er im Jahre 1624 als Mitglied des inneren Raths erwähnt wird. Sein Tod fällt zwischen die Jahre 1626 und 1630. In Bayern ist bis jetzt eine erhaltene Arbeit des Meisters nicht nachgewiesen. Der Altar in Stams hat daher für die bayerische Kunstgeschichte des 17. Jahrhunderts besonderen Werth. Die Zeichnung bei Atz und noch mehr die Photogravüre in dem Werke von Otto Schmidt und Albert Ilg, Interieurs von Kirchen in Oesterreich, lassen erkennen, daß das Werk nicht nur eigenthümlich aufgebaut, sondern auch künstlerisch durchgeführt ist. Und das Studium des Originals bestätigte dies vollkommen.

Es war ein herrlicher Ostertag, als ich in Stams ankam. Wohl wehte kalte Luft, aber die Sonne spendete belebende Wärme. Die Wiesen, durch welche der Weg zum Kloster führt, hatten noch die fahle Winterfarbe, nur verstohlen lugte da und dort frisches Grün hervor. Ueber der Landschaft lag feierliche Ruhe. Und still und friedlich war's auch im Ort, wellentrückt und abgeschieden vom menschlichen Treiben. So mag's im Mittelalter bei den meisten Klöstern gewesen sein, ehe sich größere Ansiedlungen neben ihnen bildeten. Stams zählt noch heute nur ganz wenige Häuser und diese gehören mit Ausnahme von dreien dem Kloster: es zeigt den ausgeprägten Charakter eines Klosterdorfes. Ich wandelte ungestört den menschenleeren Pfad zur Kirche, des Geschlechts der Hohenstaufen gedenkend, mit dessen unglücklichem Ende die Geschichte von Stams so innig verknüpft ist. Nach dem Tode des letzten der Hohenstaufen, des jungen Konradin, stiftete die trauernde Mutter Elisabeth im Verein mit ihrem Gatten Meinhard, Grafen von Tirol, mit welchem sie sich in zweiter Ehe verbunden hatte, das Kloster Stams und besetzte es 1272 mit Cisterciensern aus Kaisheim in Schwaben. Nach mittelalterlichem Mönchsbrauch wurden die Gebäude anfänglich aus Holz errichtet; erst 1284 siedelten die Brüder aus dem hölzernen Kloster, das übrigens merkwürdigerweise bis 1593 stehen blieb, in den steinernen Neubau über. Zur Hebung des Ansehens des Klosters trug wesentlich bei, daß hier die Gruft für die Tiroler Landesfürsten angelegt wurde; gleich bei der Einweihung der Kirche übertrug man zwölf Leichen aus dem Schlosse Tirol.

Vieles geschah im Laufe der Jahrhunderte für die Ausstattung des Gotteshauses. Im Jahre 1376 wurde ein gothischer Hochaltar errichtet, welcher im Anfang des 17. Jahrhunderts durch einen neuen, eben das Werk Bartholomäus Steinle's ersetzt wurde. Tritt man in die Kirche, so lenkt der bis an die Decke emporreichende Altar sofort die Aufmerksamkeit auf sich, freilich nicht, ohne daß Zweifel in dem Beschauer aufsteigen, ob das Werk denn auch den Meister lobe. Aber was störend wirkt, nämlich der grellblaue Baldachin, der den Hintergrund des Altares bildet, und die gänzliche Vergoldung sämmtlicher Figuren vom Kopf bis zu den Füßen, ergibt sich bei näherem Betrachten als Zuthat des 18., bezw. des 19. Jahrhunderts. Abgesehen von diesen Mißtönen erscheint der Aufbau des Altares ebenso eigenartig als kühn. Er besteht aus einem hölzernen Gerüst mit zwei vortretenden Säulen; an diesem steigen zwei zu beiden Seiten des Tisches aus dem Boden wachsende Bäume auf, die sich beim Tabernakel kreuzen und dann weit ausbiegen, um in vielfachen Verschlingungen bis zur Decke emporzustreben, wo sie in zwei mit einander verschlungenen, umgeschlagenen Spitzen enden. In den spitz ovalen Oeffnungen, welche durch die Verschlingung der Ranken gebildet werden, stehen zahlreiche Holzfiguren. Das Ganze erinnert an die reichen Bekrönungen spätgothischer Flügelaltäre: das verschlungene Astwerk, das dort über dem Schrein sich erhebt, hat hier vom gesammten Altar Besitz ergriffen. Aber nicht rein ornamental wie am mittelalterlichen Altar ist das Rankenwerk verwendet. Es versinnbildet vielmehr den Baum des ewigen Lebens, der eine so große Rolle in der Kunst des Mittelalters spielt. Darauf deuten die Figuren des Adam und der Eva, welche

am Fuße der beiden Stämme lehnen, ersterer auf die Hacke gestützt, letztere einen Apfel und einen Todtenkopf haltend. Ueber dem ersten Menschenpaare knieen seitlich von dem (nicht mehr in ursprünglicher Form erhaltenen) Tabernakel die beiden Stifter des Klosters. Oberhalb des Tabernakels entfaltet sich in mehr als achtzig Figuren die Heiligenwelt der katholischen Kirche, vertreten vor allem durch Maria, die erste Patronin der Cistercienser, welche (wie auf dem älteren Hochaltar von 1376) zwischen den beiden Johannes, den besonderen Titelheiligen des Klosters, steht, ferner durch die Heiligen, welche im Cistercienserorden vorzüglich verehrt werden oder in der Stamser Kirche bis dahin Altäre hatten, wie Petrus und Paulus, Benedict und Bernhard, Katharina, Laurentius, Stephanus, Augustinus, Christophorus u. s. w. Ueber der lebensgroßen Standfigur der hl. Jungfrau ist Mariä Himmelfahrt im Beisein der Apostel dargestellt. Zu oberst an der Spitze des Baumes hängt Christus am Kreuz. Der Sinn, welcher der Composition zu Grunde liegt, ist klar: durch Adam und Eva ist die Sünde und der Tod in die Welt gekommen; Christus hat die Erlösung gebracht, deren Früchte durch die Fürbitte der Mutter Gottes und der übrigen Heiligen dem Einzelnen vermittelt werden. Erinnert schon das Rankenwerk an die Spätgothik, so gemahnt auch die ausschließliche Verwendung von Holzfiguren an das Mittelalter; mittelalterlich ist ferner der Gedankenreichthum im Aufbau des Altars. In den Einzelheiten der Ausführung aber steht der Meister ganz auf dem Boden der neuen Zeit, der Renaissance, die in Bayern so eifrige Pflege gefunden hat. Die Figuren sind im Stilcharakter jener Periode sehr gut geschnitzt, frei von unangenehmer Manier; sie haben Aehnlichkeit mit den Arbeiten Hans Krumppers. Steinle stellt sich mit diesem großen Werk den ersten bayerischen Meistern der Regierungszeit des Kurfürsten Maximilians I. achtunggebietend zur Seite.

Der Altar gewinnt für die Kunstgeschichte noch dadurch an Interesse, daß im Klosterarchiv der Originalvertrag mit dem Bildhauer vorhanden ist. Dank ganz besonderer Liebenswürdigkeit des Herrn Abtes und des Herrn Pater Priors wurde es mir gestattet, von diesen und anderen Urkunden Einsicht zu nehmen. Der Vertrag ist vom 18. November 1609 datirt. Laut demselben verpflichtet sich Steinle, den großen Choraltar, „darein außer anderer Arbeit in achtzig geschnitzleter groß und kleinere allerlei Bilder kommen sollen", nebst zwei Nebenaltären um 700 Gulden herzustellen. Die Tischlerarbeit war hierin nicht einbegriffen. Diese sollte laut Vertrag vom 22. Mai 1610 Wolfgang Kürchmayr, Bürger und Meister des Tischlerhandwerks zu Weilheim, für 125 Gulden liefern. Material, Speise, Trank und Liegerstatt wurde beiden Meistern vom Kloster zur Verfügung gestellt.

Ich hatte Stams aufgesucht, um das Altarwerk Steinle's zu studiren. Allein ich fand noch andere Objecte, die meine Aufmerksamkeit fast in höherem Grade fesselten. Zunächst waren es die Stuccaturen der Klosterkirche, die mich beschäftigten. Die Kirche besitzt eine unverhältnißmäßige Länge, welche selbst für einen Cistercienserbau auffallend ist und das Innere ungünstig beeinflußt. Der einschiffige, an den Langseiten in großen Abständen mit je drei rechtwinklig ausspringenden Capellen versehene Raum mißt bei nur 11 Meter lichter Weite (die Capellen nicht mitgerechnet) 83 Meter lichter Länge einschließlich der Vorhalle. Die Längenentwicklung macht sich namentlich auch am Gewölbe geltend, da dieses nicht wie anderwärts in der Barockzeit in entsprechenden Abständen durch Quergurte getheilt ist, sondern ununterbrochen und für das Auge ermüdend von vorne bis hinten läuft, ohne Gliederung, welche bestimmte Abschnitte schaffen würde. Das Unruhige des Eindrucks wird noch durch eine größere Anzahl von sehr bunten und kühlen Deckengemälden gesteigert. Günstig wirkt dagegen der nach Cistercienserart weit in das Schiff vorgeschobene Chorabschluß mit seinem reichen Gitter, weil er in die übermäßige Längenentwicklung wenigstens im unteren Theil einen Ruhepunkt bringt. Das Innere ist vorherrschend weiß, nur der Grund der Stuccaturen ist blaß rosafarbig, die Felder zeigen zum Theil grüne Füllung. Von dem weißen Grundton heben sich trefflich die Altäre, das Chorgitter und die Kanzel ab, alles vollständig vergoldet. Von feinster Wirkung jedoch ist die Vorhalle, welche bei reichlichem Licht in blendender Helle strahlt und allenthalben durch zierliche Rococogitter Durchblicke in die Seitenräume und in das Langhaus eröffnet. Die Stuccaturen zeigen den frühen Rococostil und bestehen vorwiegend aus Bandwerk, von welchem Blätter abzweigen. Diese Stuckarbeiten und noch mehr jene im Treppenhaus des Gast- und Prälaturbaues (aus der Zeit um 1727) erinnerten mich an die Arbeiten der Wessobrunner Stuccatoren. Ich erkundigte mich daher bei dem Prior und Archivar, ob Aufzeichnungen über die Meister der Decorationen vorhanden seien. Als ich zur Antwort erhielt, man erzähle sich, daß Laienbrüder des Klosters diese Ausstattung verfertigten, bat ich um die Erlaubniß, einstweilen bei meiner Annahme bayerischer Künstler bleiben zu dürfen, bis ich durch Urkunden vom Gegentheil überzeugt würde. Und siehe da, nach einigem Suchen brachte der freundliche Mönch einen Vertrag vom 1. März 1731, nach welchem Franz Xaver Feichtmayr von Augsburg (geboren in Wessobrunn) sich verpflichtet, neben dem Stuccator Joseph Bischer von Füßen nicht allein alle weiße Quadratur-, sondern auch die krause Stuccoturarbeit in der ganzen Kirche nach dem ihm bereits behändigten und beiderseits beliebten Riß zu des Abtes und Conventes bestem Vergnügen herzustellen. Aus dem beiliegenden Conto geht hervor, daß Feichtmayr außer der Verpflegung und den Arbeitsmaterialien 2275 Gulden erhielt. Der Baldachin hinter dem Hochaltar, den ich oben erwähnte, wurde eigens mit 75 Gulden honorirt. Groß war meine Freude, als ich hiemit wiederum ein ausgedehntes Werk eines Meisters der weithin thätigen Wessobrunner Schule archivalisch nachgewiesen fand. Bei der Erforschung des Barock und Rococo in Tirol wird man nicht nur mit italienischen und einheimischen Stuccatoren, sondern entschieden auch mit der bayerischen Schule zu rechnen haben.

Als der greise Archivar bemerkte, welch großes Interesse ich dem Bau der Kirche widmete, legte er mir eine handschriftliche Chronik des Klosters vor, welche von Wolfgang Leber verfaßt ist, der von 1591 bis 1646 in Stams Mönch war. Was der Chronik besonderen Werth verleiht, sind zahlreiche Zeichnungen der mittelalterlichen, damals noch bestehenden Gebäude. Mit großer Liebe hat Leber einen Grundriß und Ansichten der ganzen Klosteranlage gezeichnet, zwei Innenansichten der Klosterkirche und verschiedene Details. Die Bilder bieten im Vereine mit den beigesetzten Erläuterungen willkommene Beiträge zur Geschichte der Cistercienser Baukunst. Vor allem gewinnen wir für die Kirche, welche in den Jahren 1272 bis 1284 erbaut worden ist, wichtige Aufschlüsse. Sie war eine dreischiffige Pfeilerbasilika ohne Querhaus. Der Mangel des letzteren hat nichts auffallendes, denn es ist bekannt, daß die Cistercienser, während sie sonst ihren Kirchen Kreuzesform zu geben pflegen, in Deutsch-Oesterreich und Bayern zuweilen auf die Einfügung eines Querschiffes verzichten. Höchst merkwürdig ist aber, daß die Stamser Kirche, trotzdem ein Querhaus fehlte, doch eine fünftheilige Choranlage hatte, d. h. einen auf beiden Seiten von zwei kurzen Nebencapellen begleiteten Chor. Sämmtliche fünf Chorcapellen (drei vom Mittelschiff und zwei von den Seitenschiffen)

Digitized by Google

schlossen halbrund und zwar waren die Nebencapellen nicht gleich lang, sondern die beiden äußeren standen an Länge gegenüber den inneren zurück, so daß sich ein Chor wie an der Cluniacenserkirche in Peterlingen in der Schweiz oder an der Cluniacenserkirche von La Charité sur Loire (nach der Reconstruction von G. v. Bezold und G. Dehio) ergibt. Von diesem Plane haben sich im jetzigen Baue nur die drei mittleren Capellen erhalten. Die übrige Kirche stammt aus dem 17. und besonders aus dem 18. Jahrhundert, in welchem Abt Augustin II. (1714—1738) die sechs Capellen an den Langseiten anbaute und das Ganze decorativ umgestaltete, wahrscheinlich unter Leitung des Innsbrucker Baumeisters Gumpp, welcher in einem den Hofsaal im Neuen Bau betreffenden Vertrag mit dem Maler Franz Michael Huber vom 7. Mai 1721 als Architekt genannt wird. Die drei Chorcapellen steigen ungewöhnlich schlank und hoch auf, sind mit Tonnen und Halbkuppeln überwölbt und besitzen je ein hohes und schlankes romanisches Rundbogenfenster. Während früher jede der Apsiden ein eigenes Dach hatte, wurden später die drei mittleren unter einen gemeinsamen Dachstuhl gebracht, zu welchem Zwecke die Seitenapsiden erhöht wurden. Die Spuren der geschilderten Veränderung sieht man noch deutlich auf dem Dachboden, wo auch das aus Bruchsteinen und großen Geschieben bestehende alte Mauerwerk, sowie das gekuppelte Rundbogenfenster im Chorgiebel mit der Ecknollenbasis und dem polygonen Capitäl am Theilungssäulchen (abgebildet bei Atz, Kunstgeschichte Tirols) studirt werden kann.

Durch seinen eigenartigen Chor steht Stams unter den deutschen Cistercienserkirchen einzig da. (In Zinna, dessen Münster ebenfalls fünf Apsiden hat, schließen die vier Seitencapellen abweichend von Stams in einer Flucht ab.) G. Dehio und G. v. Bezold nehmen wohl mit Recht an, daß das beschriebene Chorschema auf den ersten Bau von Citeaux zurückgeht, dessen Form aus der ältesten aller erhaltenen Cistercienserkirchen Vaux-de-Cernay (von 1128) vermuthet werden darf. Es war einer der wichtigsten Fortschritte in der Kenntniß der Geschichte des romanischen Baustils, daß dieselben beiden Forscher die Choranlage mit Nebencapellen als Baugewohnheit der Cluniacenser nachwiesen, deren Ausgangspunkt wahrscheinlich die Kirche des Majolus in Cluny bildete. Als die Cluniacenser bei dem großen Neubau ihrer Mutterkirche 1089 dieses Schema aufgaben, griffen die Cistercienser, welche ja den alten Geist Cluny's wieder beleben wollten, auf dasselbe zurück und variirten es im Laufe der Jahre mannichfach. So eng ist die Verwandtschaft des Chorgrundrisses mancher Bauten der beiden Orden, daß dadurch in der baugeschichtlichen Forschung Unklarheit entstehen konnte. So hat man kürzlich an der Benedictinerklosterkirche Thalbürgel bei Jena, deren Chor (1133—1143 erbaut) jenem von Peterlingen und von Stams gleicht, Einfluß der Cistercienserbaukunst angenommen. Nach meiner Meinung mit Unrecht. Die Stifterfamilie von Thalbürgel, die Herren v. Groitzsch, stand seit der Gründung des Klosters Pegau im Jahre 1096 mit den deutschen Cluniacensern der Hirsauer Reform in Verbindung, und diese hatten wiederum Beziehungen zur französischen Congregation. Wie die Kirche des Hirsauer Klosters Kastel in der Oberpfalz, welche Berthold Riehl zum erstenmal in ihrer großen kunstgeschichtlichen Bedeutung gewürdigt hat, im 12. Jahrhundert nach burgundischem Vorbild erbaut wurde, so kann auch, durch die Stifterfamilie vermittelt, das Münster von Thalbürgel direct an burgundische Bauweise anknüpfen, und zwar wahrscheinlich an die von Majolus erbaute Petersbasilika in Cluny, welche nicht, wie bisher geglaubt wurde, Ende des 11. Jahrhunderts abgebrochen worden war, sondern noch zur Zeit des Petrus Venerabilis und wohl auch darüber hinaus unter dem Namen „alte Peterskirche" neben der „neuen" oder „größeren" Peterskirche fortbestand. Wir sehen, der Stamser Bau regt zu weitem Ausblick in die Geschichte des romanischen Baustils an. In Anbetracht der späten Entstehungszeit der Kirche ist die Wiederaufnahme des ältesten Cistercienserschemas besonders auffallend und bemerkenswerth. Ueberhaupt scheint die ganze Kirche von Stams alterthümlich, streng und einfach in den Formen gewesen zu sein, ähnlich wie dies von dem Cisterciensergotteshaus Wettingen in der Schweiz, das gleichfalls aus dem 13. Jahrhundert stammt, hervorgehoben wird. Die beiden Innenansichten in der Chronik lassen erkennen, daß der Chor, der so ziemlich die östliche Hälfte des Baues einnahm und in einem alle drei Schiffe durchziehenden Lettner seinen Abschluß fand, gewölbt war, während das Mittelschiff des Langhauses eine flache Decke hatte. Der Chronist ging in seiner Sorgfalt so weit, daß er sogar ein Stück dieser flachen Decke in größerem Maßstabe abbildete. Das Muster war aus an einander gereihten Achtecken gebildet, welche Quadrate und in diesen wieder sternförmige Rosetten als Füllung hatten, ein ob seiner großen Seltenheit sehr zu beachtendes Beispiel romanischer Deckenvertäfelung. Die Seitenschiffe des Langhauses hatten nur offenen Dachstuhl, ebenso der Kreuzgang. Unverkennbar macht sich hierin der Einfluß des nahen Italiens geltend.

Heute noch tritt in Stams die Nähe Italiens dem Besucher in einem anderen Punkte deutlich vor Augen, ich meine in der Fürstengruft im Mittelschiffe, welche 1681 nach Art der Confessio in der Peterskirche in Rom angelegt und ausgestattet wurde. Vermuthlich fiel der Anlage dieser Gruft das alte „Fürstenbegräbniß" zum Opfer, welches noch auf einer der beiden Zeichnungen des Innern der Kirche in Form eines mittelalterlichen Hochgrabes im Langhause vor dem Lettner zu sehen ist. Da der Stamser Gruft großes Interesse für die Geschichte des österreichischen Herrscherhauses zukommt — ist doch hier u. a. Maria Blanca, die zweite Gemahlin des Kaisers Maximilians I. bestattet —, so wäre es sehr zu begrüßen, wenn die Innenansicht der Kirche, welche bis jetzt nicht verwerthet zu sein scheint, getreu veröffentlicht würde. Auf der dreiseitigen Deckplatte des Hochgrabes zeigen sich in der Chronik drei Fürstenfiguren gemalt, die mittlere, auf der horizontalen Fläche dargestellte Figur hält ein Banner. Die Seitenwand des Kopfendes schmückt ein Engel, der mit der Alba bekleidet ist und die Arme ausbreitet. Nach mittelalterlicher Sitte umgab das Monument ein (hölzernes) Gitter. Außer dem Hochgrabe erinnerten an die Fürstengrabstätte die zahlreichen Wappen und Fahnen der österreichischen Länder, welche über den Chorstühlen der Laienbrüder, wahrscheinlich seit dem Leichenbegängniß des Erzherzogs Sigmund, hingen. Eben dieser Erzherzog, welcher, wie der verdienstvolle D. Schönherr nachgewiesen, so viel für die Kunst gethan hat, ließ das Grabmonument durch den Gipsgießer Hans Ratolt von Augsburg laut Vertrag vom Jahre 1475 verfertigen; noch 1482 arbeitete Ratolt an dem umfangreichen Werke, dessen Form in dem auf uns gekommenen, im ersten Bande des Archivs für Geschichts- und Alterthumskunde Tirols veröffentlichten Contracte genau beschrieben ist.

Kaiser Pauls I. Ende.

W. H. Einzeldarstellungen aus der Geschichte Rußlands in der zweiten Hälfte des 18. und im 19. Jahrhundert gibt es in großer Anzahl, aber ein zuverlässiges, auf gewissenhafte Forschungen gegründetes, objectives Gesammtbild dieses anderthalbhundertjährigen Zeitraums der russischen Geschichte besitzen wir noch nicht und können es auch so bald

noch nicht erwarten. Ernste und glaubwürdige russische Historiker dürfen an die Veröffentlichung einer solchen Arbeit vorläufig gar nicht denken, und unter den nicht russischen Geschichtsforschern der Gegenwart wüßten wir keinen zu nennen, der, die russische Sprache gründlich beherrschend, ein solches Geschichtswerk aus den vorhandenen russischen Quellen zu schaffen im stande wäre. Auch deßhalb ist eine rückhaltlose, authentische russische Geschichte der Neuzeit, seit der Thronbesteigung Kaiser Peters III., noch nicht bald zu erwarten, weil die russischen Geheimacten, wenn sie überhaupt jemals ans Tageslicht kommen, den Geschichtsforschern weder jetzt, noch in nächster Zukunft zugänglich sein werden. Der wichtigste und für die Geschichte Rußlands unentbehrlichste Theil der Documente und Urkunden, aus denen der Historiker zu schöpfen hat, betrifft die Herrschee und ihre Familien, das ist in einem autokratisch regierten Staate ganz natürlich. Die Familiengeschichte der russischen Selbstherrscher enthält aber so viele difficile Einzelheiten, die man nicht zu veröffentlichen wagt, daß schon aus diesem Grunde auf eine einigermaßen authentische Darstellung der Begebenheiten, die sich während der letztverflossenen anderthalbhundert Jahre in Rußland zutrugen, in nächstee Zeit verzichtet werden muß. Nur die bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts reichende russische Geschichtschreibung kann einigermaßen auf Zuverlässigkeit Anspruch machen; was später in Rußland geschah, ist nur bruchstückweise und daher lückenhaft bekannt geworden. Man kann allerdings nicht leugneu, daß seit einigen Jahrzehnten höchst werthvolle Materialien, Memoiren, Briefe, Tagebücher und andere Aufzeichnungen in russischen Zeitschriften erschienen, und ebensoweuig kann man es bestreiten, daß diese Documente für die Geschichtsforschung von größter Wichtigkeit siud; aber solange die Geheimacten der russischen Archive den Forschern verschlossen bleiben, kann von einer einigermaßen authentischen Schilderung der neueren Geschichte Rußlands keine Rede sein.

Zu den tragischen Episoden, an denen die Geschichte des russischen Kaiserhauses leidee sehr reich ist, gehört auch der Thronwechsel in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801. Kaiser Paul I. wurde von Mörderhänden erwürgt, und sein Sohn Alexander, ein 23jähriger Jüngling, bestieg den Thron, dessen Glanz unter der Regierung seiner Großmutter weithin gestrahlt hatte. Der gewaltsame Tod eines Kaisers aller Reussen ist in der Geschichte kein Novum; 39 Jahre früher hatte der Gemahl der großen Katharina, Kaiser Peter III., sein Leben auf ähnlicke Weise verloren. Beide Ereignisse waren einandee so ähnlich, daß sie unwillkürlich zu einem Vergleich herausfordern. Achtzig Jahre nach Pauls gewaltsamem Tode fiel auch sein Enkel, der Befreier der Leibeigenen, Kaiser Alexander II., durch Mörderhände; aber weder die Ursachen, noch die Wirkungen dieses schrecklichen Ereignisses lassen sich mit den Katastrophen vergleichen, deren Opfer die Kaiser Peter III. und Paul I. waren. Anfang unsres Jahrhunderts, geschweige denn gar in dee Mitte des 18., kannte man den Nihilismus nicht, dessen Mordwerkzeug den Wohlthäter von vielen Millionen in Stücke zerriß. Nach dem Tode Pauls begegnete man überall in Petersburg und im ganzen russischen Reiche dem Ausdruck der unverhohlenen Freude, man umarmte und beglückwünschte einandee; es war als sei jeder Einzelne aus persönlicher Gefahr, von einem Alp erlöst. Die vollzogene Thatsache wurde wie eine Wohlthat empfunden, welche dem ganzen Reiche zugute kam. Als dagegen Alexanders II. Tod bekannt wurde, trauerte um ihn nicht nur sein eigenes Volk, sondern die ganze civilisirte Menschheit.

Ein kürzlich erschienenes Buch[1]) veranlaßt uns, dem Leser dieser Blätter die That des 23./24. März 1801 in kurzen Zügen ins Gedächtniß zurückzurufen. Wer sich über dies Ereigniß ausführlicher informiren will, der mag das citirte Buch zur Hand nehmen; es enthält wohl geordnet und kritisch gesichtet alles Wesentliche, was darüber veröffentlicht wurde. Viel neues für den, der die betreffende Literatur kennt, findet sich nicht darin, das war von dem Buche auch nicht zu erwarten, aber es wird jeden befriedigen, der über die Vorgeschichte dieser Begebenheit und über diese selbst einen zuverlässigen Bericht zu haben wünscht. Der gewaltsame Tod Kaiser Pauls ist durch Mittheilungen von betheiligter Seite, durch Augenzeugen und glaubwürdige Zeitgenossen so genau geschildeet, daß wohl kaum noch weitere Enthüllungen zu erwarten sind.

Nach dem Ableben seiner Mutter bestieg, am 18. Nov. 1796, Paul, der damals 42jährige einzige Sohn aus ihrer Ehe mit Kaiser Peter III. (ursprünglich Karl Peter Ulrich, Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorp, ein Sohn von Peters des Großen Tochtee, Anna Petrowna) den russischeu Kaiserthron. Eine der ersten seiner Regierungshandlungen war die Exhumirung der Leiche seines Vaters, die 34 Jahre im Alexander-Newskij-Klostee geruht hatte. Sie wurde nun, gleichzeitig mit der sterblichen Hülle seiner Mutter, in der Todtengruft dee Peter-Pauls-Kathedrale, wo seit Peter dem Großen alle Glieder des Hauses Romanow ruhen, feierlich beigesetzt. Das war die erste von den vielen Demonstrationen, durch die Kaiser Paul gegen alles, was seine Mutter gethan, protestiren wollte. Während seiner ganzen Regierungszeit, die vier Jahre und vier Monate währte, schuf er nichts wesentliches; seine Hauptthätigkeit bestand in der Vernichtung oder Verunstaltung alles dessen, was seine Mutter geschaffen hatte. Pauls Regierungszeit zeichnete sich unter anderem auch dadnrch aus, daß er nicht nur alle Günstlinge seiner Mutter, sondern auch alle verdienstvollen Mitarbeiter an den Reformen und Großthaten der nordischen Semiramis mit seinem unverhüllten Hoß beehrte und sie seine Animosität rückholtlos fühlen ließ. Ein Schilderee dieser schrecklichen paulinischen Regierungszeit sagt: „Mit Entsetzen sah die russische Aristokratie, daß dee Kaiser seinen Ausspruch: „On n'est grand seigneur en Russie, que quand on me parle et pendant qu'on me parle", buchstäblich in Ausführung beachte, daß er unterschiedslos alles niedertrat, was ihm in den Weg kam, und alle bisherigen Gewohnheiten so vollständig auf den Kopf stellte, daß schließlich nur noch diejenigen sich einer gewissen Sicherheit an Freiheit und Leben erfreuten, die ihre Tage außerhalb des Glanzes der Hofsonne verbrachten und zu unbedeutend waren, um bemerkt zu werden. Wer gestern die Spitze der Leiter erklommen hotte, wurde heute in ein bodenloses Nichts zurückgeschleudert und war froh, wenn er einen anderen Weg als denjenigen in die bekannte große Landschaft jenseit des Ural antreten durfte. Schweigend packten die großen Herren ihre Koffer, in aller Stille ließen sie vor ihre Karossen Bauernpferde spannen, um so unbemerkt als möglich in die Einsamkeit ihrer Landgütee zu verschwinden und ihre Tage in Müßiggong zu verbringen."

Man behauptete, und es ist auch wahrscheinlich, daß Katharina ihrem Sohne das Recht auf die Krone entziehen und es ihrem Enkel Alexander hinterlassen wollte. Ihre Absicht wurde vereitelt, und Paul bestieg den Thron, vielleicht infolge der Unterschlagung der Verfügung seiner Mutter. Hatte diese ihren Sohn für regierungsunfähig gehalten, so gab die unheilvolle Herrschaft dieses Despoten der genialen Kaiserin Recht. Ihr Wille wurde mit der Beseitigung Pauls durchgesetzt — leider erst nach einem Aufschub von vier Jahren und in anderer Weise, als sie es geplant hatte. Wäre ihre Absicht sofort nach ihrem Tode zur Ausführung gelangt, so würde eine der gewaltsamsten Unthaten, die die Geschichte kennt, nicht stattgefunden haben.

[1]) Kaiser Pauls I. Ende. 1801. Von R. R. Stuttgart 1897. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Es kann nicht unsre Aufgabe sein, allen Ursachen nachzugehen, die zu der Katastrophe des 23./24. März 1801 führten. Daß der Kaiserin Katharina durch die Art und Weise, wie sie ihren Sohn erziehen und von ihren Günstlingen mißhandeln ließ, an den Charaktereigenschaften desselben, die sich später auf eine so unheilvolle Art entwickelten, eine gewisse Schuld beigemessen werden muß, ist unbestreitbar. Ebensowenig kann man auch Peter den Großen von der Schuld, seinen Sohn Alexej schlecht erzogen zu haben, freisprechen. Aber es darf auch nicht unbeachtet gelassen werden, daß gewisse Naturanlagen, geistige und moralische Defekte, vorhanden gewesen sein müssen, die den despotischen, rachsüchtigen und störrischen Charakter Pauls wenn auch nicht entschuldigen, so doch einigermaßen begreiflich machen. „Die despotischen Allüren Pauls trugen schon in der ersten Zeit seiner Regierung den Stempel des Cäsarenwahnsinns, der sich alsbald maßlos steigern sollte," sagt Turgenjew in seinen Aufzeichnungen, die in einer russischen Zeitschrift veröffentlicht wurden. Wir entnehmen diesen Memoiren noch folgende charakteristische und für den Eindruck, den der Regierungsantritt Pauls im Publicum hervorbrachte, bezeichnende Stelle: „Schon während der letzten Stunden, als Katharina mit dem Tode rang, hegten alle die Besorgniß, daß man einer Zeit entgegengehe, da niemand werde frei athmen können. Die erste Heldenthat der neuen Regierung war ein erbitterter, schonungsloser Kampf gegen die schlimmsten Feinde des russischen Staats: die runden Hüte, die Fräcke und die Gilets. Zweihundert Polizeisoldaten und Dragoner rannten in den Straßen umher und rissen allen Vorübergehenden die runden Hüte ab, den Fräcken wurden die Krägen abgeschnitten, die Gilets in Stücke zerrissen. Wer sich wehrte, wurde mit Faust- und Stockschlägen mißhandelt. Den Schergen war ausdrücklich eingeschärft worden, rücksichtslos vorzugehen. Am ersten Tage seiner Regierung ritt Paul an einem hölzernen Theater vorüber, das Katharina hatte erbauen lassen. Er befahl, es niederzureißen, und wenige Stunden später war von dem großen Gebäude keine Spur mehr zu erblicken." Dieser Vorgang, bemerkt Turgenjew, gab mir Gelegenheit zu erkennen, wie weit sich die Macht der russischen Regierung erstrecke. Die Fälle von Verbannung vom Hofe, aus der Hauptstadt, über die Grenze und nach Sibirien wurden so häufig, daß man schließlich kaum noch darauf achtete. Dem russischen Gesandten in London wurde der Befehl ertheilt, keinem nach Rußland reisenden Ausländer einen Paß zu verabfolgen. Buturlin berichtet, starr vor Entsetzen, es sei alle Einfuhr ausländischer Bücher verboten worden. Bekannt ist, daß Kotzebue, in der Absicht, Verwandte in Estland zu besuchen, unterwegs in brutaler Weise aufgegriffen und nach Sibirien geschleppt wurde. Nach seiner Begnadigung erfuhr er, es sei deßhalb geschehen, weil er ein Schriftsteller sei.

Diese und unzählige andere Narrheiten und Brutalitäten, vor denen selbst die nächsten Familienglieder, Pauls Gemahlin und Kinder, nicht sicher waren, reiften schließlich den Gedanken, daß diesem unheilvollen Treiben ein Ende gemacht werden müsse. Schon Ende 1797 hatte sich das Gerücht von einer gegen den Kaiser angezettelten Verschwörung verbreitet. In der Geschichte der Beseitigung Pauls sind zwei Phasen zu unterscheiden. Zunächst handelte es sich um die durch die Geisteskrankheit des Kaisers motivirte Einsetzung einer Regentschaft, wobei Großfürst Alexander für die Rolle eines Regenten bestimmt war. In dieser Phase spielte Graf Panin die Hauptrolle. Als er aus der Hauptstadt verbannt wurde, nahm die Sache eine andere Wendung. Dem Großfürsten Alexander gegenüber wurde zwar an dem Regentschaftsplan festgehalten, aber es trat nun die Nothwendigkeit einer völligen und gewaltsamen Beseitigung des Kaisers mehr und mehr hervor. In dieser Phase spielte Graf Pahlen die Hauptrolle. Auf ihm lastete die schwerste Verantwortlichkeit für das Geschehene. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich aus seiner Kindheit, in Petersburg von einem livländischen Edelmann, Hrn. d. Moller, der während der Regierung Pauls Page am kaiserlichen Hofe war, gehört zu haben, Graf Pahlen sei die Seele der Verschwörung gewesen. Der sächsische Resident Rosenzweig, dessen im Dresdener Archiv befindliches Manuscript im Jahre 1882 veröffentlicht wurde, schreibt: „Man kann mit größter Bestimmtheit sagen, daß Pahlen, Admiral Ribas, Graf Panin und Generallieutenant Talysin schon im Herbst 1800 den Plan gefaßt halten, den Kaiser abzusetzen und Alexander auf den Thron zu heben. Man dachte damals noch nicht daran, dem Kaiser das Leben zu nehmen. Daß Pahlen die Initiative des ganzen Unternehmens für sich beanspruchte, erhellt auch aus der Erzählung, die er 1804 in Mitau dem Grafen Langeron zum besten gab. Pahlen war von Paul in den Grafenstand erhoben und reich mit Glücksgütern ausgestattet, er stand zur Zeit mit am höchsten in der Gunst und im Vertrauen des Kaisers. Aber eben deßhalb fühlte er sich unsicher, am unmittelbarsten den unberechenbaren kaiserlichen Launen ausgesetzt, in einer täglich gefährdeten Stellung. Urheber des Anschlags gegen Paul ist er nicht gewesen, aber Panin hatte sich nicht in ihm getäuscht, er war sofort damit einverstanden, und da er die übrigen Verschwörer an Energie und Verstand überragte, da er vermöge seiner amtlichen Stellung die Ausführung möglich machen oder auch die Verschwörung verrathen konnte, so gelang es ihm, sich der Leitung des Ganzen zu bemächtigen und Panin in den Hintergrund zu drängen." Graf Kotschubej schrieb an Woronzow: „Es war Panin, welcher zuerst dem Großfürsten Alexander von einer zu errichtenden Regentschaft sprach." Und auch Czartorisij sagt: „Die Grafen Panin und Pahlen, die Urheber der Verschwörung, waren zu jener Zeit die stärksten Köpfe des Reichs, der Regierung und bei Hofe. Sie verabredeten sich und unternahmen es, den Großfürsten Alexander für ihr Vorhaben zu gewinnen."

Außer Pahlen gehörten zu den Häuptern der Verschwörung die Brüder Subow und General Bennigsen, die durch Pahlens Fürsprache von Kaiser Paul aus der Verbannung zurückgerufen wurden. Daß Pahlen entschlossen war, im Nothfall das äußerste zu wagen, erhellt aus seinem Gespräch mit Langeron, aus dem Folgendes mitgetheilt wird: „Ich bin es der Wahrheit schuldig, zu erklären, daß der Großfürst Alexander sich auf gar nichts einlassen wollte, ehe ich ihm mein heiligstes Wort verpfändete, daß man das Leben seines Vaters schonen würde. Ich gab das Versprechen, war aber nicht so unsinnig, mich an das gebunden zu halten, was einfach unmöglich war; aber es galt, die Gewissensbedenken meines zukünftigen Herrschers zu besänftigen; ich kam scheinbar seinen Absichten entgegen, obschon ich von ihrer Unausführbarkeit überzeugt war."

Wir nähern uns nun der Katastrophe und berichten nach den im Jahre 1865 in „Frasers Magazine" veröffentlichten Denkwürdigkeiten des Generals Sablukow: „Am Abend des 11./23. März gab es mehrere Versammlungen der Verschworenen, die sich später in einer Hauptversammlung vereinigten. Es wurde viel Wein getrunken. Am Schlusse des Soupers soll Pahlen gesagt haben: Rappelez-vous, messieurs, que pour manger une omelette, il faut commencer par casser les oeufs. Er scheint sich also keiner Täuschung darüber hingegeben zu haben, daß die Krisis nicht ohne Gewaltmaßregel ablaufen werde.

Nach Aufhebung des Zechgelages setzten sich die Verschworenen um Mitternacht in der Richtung nach dem Michaelpalais, wo der Kaiser wohnte, in Bewegung. Es waren

Digitized by Google

über sechzig Offiziere. General Talysin hatte einem Bataillon des Preobraschenskij-Regiments den Befehl ertheilt, unter Waffen zu treten. Im Schlosse waren Truppen vom Sjemjonow'schen Garderegiment aufgestellt. Pahlen hatte Cavallerie beordert, um die Zugänge zum Palais zu besetzen. Als der Bataillonschef der Preobraschenskij-Garden sich dem Schlosse näherte, fragte er seine Leute, ob sie ihn zu einer gefährlichen Expedition begleiten wollten; es gelte, das Reich und das Volk zu retten. Die Soldaten antworteten „Ja". Die zugefrorenen Gräben wurden überschritten und die äußeren Schildwachen entwaffnet. Eine Anzahl der Verschworenen gelangte bis vor die durch zwei Kammerhusaren bewachte Thür von Pauls Schlafgemach. Die Husaren leisteten Widerstand. Einer wurde niedergeschlagen, der andere entfloh."

Für dasjenige, was nun im Schlafzimmer Pauls erfolgte, muß Bennigsens Erzählung als wichtigste Quelle dienen: „Wir waren unser zwölf (Pahlen und die meisten anderen waren einen andern Weg gegangen), darunter Platon und Nikolai Subow. Der Lärm hatte den Kaiser erweckt, er war aus dem Bette gesprungen und hätte sich leicht über eine Treppe in die Gemächer der Fürstin Gagarin retten können. Offenbar aber war er zu erschrocken, um überlegen zu können, und so verbarg er sich hinter einem Schirm. Wir treten ein; Platon Subow läuft zum Bett, findet es leer und ruft: „Il s'est sauvé!" Ich entdeckte den Kaiser, senkte den Degen und sagte in französischer Sprache: „Sire, Sie haben aufgehört zu regieren; Alexander ist Kaiser; auf seinen Befehl verhaften wir Sie; Sie müssen abdanken. Seien Sie unbesorgt, man will Ihnen nicht ans Leben. Ich bin hier, um Sie zu schützen und zu vertheidigen. Fügen Sie sich in Ihr Schicksal; leisten Sie aber den geringsten Widerstand, so stehe ich für nichts."

Der Kaiser rief: „Was habe ich euch gethan?" Ein Gardeoffizier antwortete: „Il y a quatre ans que vous nous martyrisez!" Nun traten noch andere Offiziere ein; es gab ein arges Gedränge, so daß der Schirm auf eine Lampe fiel und diese auslöschte. Ich ging hinaus, um Licht aus der anderen Stube zu holen; in dieser kurzen Zwischenzeit hatte Paul zu leben aufgehört."

Bernhardi fügt diesem kurzen Bericht noch folgende Details hinzu: „Paul suchte sich den Weg zur Flucht zu bahnen und schrie: „Arretirt! was heißt das? arretirt!" Man hielt ihn mit Gewalt zurück, wobei besonders der Fürst Jaschwill und der Major Tatarinow rücksichtslos auf ihn eindrangen. Bennigsen rief dem Kaiser zweimal zu: „Restez tranquille, Sire, il y va da vos jours!" Der Unglückliche suchte sich durchzuringen, es entstand ein Handgemenge, die spanische Wand fiel um.... Auf ein Geräusch im Vorzimmer wandten sich viele der Verschworenen zur Flucht; aber Bennigsen drohte jeden, der zu entfliehen versuchte, niederzustoßen. „Jetzt ist es nicht mehr Zeit, zurückzutreten!" rief er.

Bibikow mit einer Abtheilung des Sjemjonow'schen Regiments war angekommen. Paul rief nach Hülfe. Da befahl Bennigsen dem jungen, berauschten Fürsten Jaschwill, den Kaiser zu bewachen, und eilte selbst hinaus in das Vorzimmer, um — die Aufstellung der Wachen zu besorgen.

Wie die Zeugen der letzten grauenhaften Augenblicke nachher aussagten, suchte sich der Kaiser mit der Anstrengung der Verzweiflung von Jaschwill loszureißen; im Ringen stürzten beide zu Boden; ein Gardeoffizier riß sich die Schärpe ab und wand sie dem Kaiser, den Jaschwill niederhielt, um den Hals; die Entfernteren drängten vorwärts, mehrere wurden auf die Ringenden gestürzt — der Kaiser wurde erdrosselt und erdrückt, ohne daß die entfernter Stehenden wußten, was geschehen war."

In Rosenzweigs Erzählung finden sich noch folgende Details: „Der Kaiser wurde niedergeworfen, und die Verschwörer legten ihre mörderischen Hände an ihren Monarchen. Man versichert, Jaschwill habe den ersten Schlag geführt und den Kaiser nach hartnäckigem Widerstand mit seiner eigenen Schärpe erdrosselt. Der Kampf dauerte etwa zehn Minuten. Die meisten Verschworenen waren betrunken, und es scheint unzweifelhaft, daß Nikolai Subow den Kaiser mit eigenen Händen erwürgte."

Langeron berichtet noch Folgendes: „Die Mörder hatten nichts, um ihn zu erdrosseln; da soll Skarjatin seine Schärpe hergegeben haben. Durch diese starb Paul. Es scheint, daß Fürst Jaschwill und Tatarinow am schwersten belastet sind. Auch scheint es, daß Nikolai Subow, eine Art Fleischer, durch den Wein grausam und kühn gemacht, dem Kaiser einen Faustschlag in das Gesicht versetzt habe, und, da er eine Tabaksdose in der Hand hielt, verletzte eine scharfe Ecke derselben den Kaiser am linken Auge."

Sablukow fügt noch hinzu: „Ich sah den Kaiser auf dem Paradebette. Das Gesicht, obgleich geschickt angemalt, war schwarz und blau; der Hut war so aufgesetzt, daß er so viel wie möglich das linke Auge und die linke Schläfe verdeckte, die man ihm eingeschlagen hatte."

Pahlens Betragen war in dieser Nacht offenbar höchst zweideutig. Er hatte sich während des ganzen Vorgangs fern gehalten. Bernhardi sagt, man sei allgemein überzeugt gewesen, daß Pahlen sich darauf eingerichtet hatte, im Fall der Streich mißlang, den Großfürsten Alexander sammt allen Verschworenen zu verhaften und als Pauls Retter aufzutreten.

Die Folgen dieses Ereignisses können hier nicht erzählt werden, das würde zu viel Raum beanspruchen, und wir verweisen daher auf das citirte Buch. Nur noch einige kurze Bemerkungen. Die verwittwete Kaiserin, der man von einem Schlaganfall berichtete, welcher ihrem Gemahl das Leben geraubt habe, rief sofort aus: er ist ermordet! Anfangs wollte sie ihren Sohn nicht als Kaiser anerkennen, und sie schien sogar die Absicht gehabt zu haben, den Thron für sich zu beanspruchen. Schließlich fügte sie sich jedoch. Alexander und sein Bruder Constantin waren bei der Nachricht von dem Tode ihres Vaters aufs höchste entsetzt, obgleich man auch ihnen gesagt hatte, er sei einem Schlagfluß erlegen. Sablukow erzählte, Constantin habe ihm gesagt: „Mein Freund, nach dem Geschehenen mag mein Bruder, wenn er will, regieren; sollte aber der Thron mir zufallen, so würde ich ihn sicher ablehnen." Da nun Kaiser Alexander I. im Jahre 1825 kinderlos starb und Constantin der nächste Thronerbe war, so hätte er seines Bruders Nachfolger werden müssen, wenn er nicht wiederholt erklärt hätte, zugunsten seines jüngeren Bruders Nikolaus abdiciren zu wollen.

Die Frage, ob Kaiser Alexander für das gräßliche Ende seines Vaters mit verantwortlich zu machen sei, müssen wir entschieden verneinen, obwohl der Verfasser des citirten Buches meint, Alexander sei mit Pahlen, Bennigsen und Platon Subow solidarisch gewesen. Es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß Alexander die Möglichkeit eines gewaltsamen Todes seines Vaters vorausgesehen habe, und wir sind durchaus nicht der Ansicht des anonymen Verfassers, daß Pauls ältester Sohn an der Katastrophe stärker als Panin betheiligt gewesen sei.

Von einer Verfolgung und Bestrafung der Mörder ist nichts bekannt geworden. Bis jetzt wird in Rußland die Fiction aufrecht erhalten, daß Paul eines natürlichen Todes gestorben sei. Pahlen und Platon Subow wurden auf ihre Güter in Kurland verbannt. Bennigsen, der doch weit stärker als jene compromittirt war, blieb merkwürdigerweise nicht nur in seinen bisherigen Aemtern, sondern

Digitized by Google

wurde sogar befördert und begleitete den jungen Kaiser nach Moskau zur Krönung. Die Gardeoffiziere, welche an der Verschwörung theilgenommen hatten, wurden (mit Ausnahme von Valerian und Nikolai Subow) nach und nach aus der Hauptstadt entfernt.

Panin ward schon am Tage nach dem Staatsstreich aus Moskau nach Petersburg berufen und am 21. März zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Der Empfang, den ihm Kaiser Alexander bereitete, war ungewöhnlich herzlich und wohlwollend, er genoß das unbegrenzte Vertrauen des jungen Herrschers. Aber schon im September desselben Jahres verlor er sein Amt. Er reiste mit dreijährigem Urlaub ins Ausland und im August 1804 ließ ihm Alexander melden, daß er den Urlaub nach Belieben ausdehnen könne; der Kaiser behalte sich vor, bei Gelegenheit seine Dienste in Anspruch zu nehmen. Bald darauf theilte man ihm mit, seine Anwesenheit in der Hauptstadt sei dem Kaiser nicht genehm — und damit war seine Verbannung ausgesprochen. In einem Schreiben an Graf Tolstoj aus dem Jahre 1810 klagte Panin, daß er „bürgerlich todt" sei. Seine Verfolgung währte sogar über das Grab Alexanders hinaus, denn auch Kaiser Nikolaus erklärte, er habe es seiner Mutter versprechen müssen, in dieser Angelegenheit alles beim alten zu lassen. Ein tragisches Geschick ließ Panin für die unheilvolle Verkettung von Umständen büßen, die zwar Rußland gerettet, aber zu Pauls Tode geführt hatten. Joseph de Maistre schrieb 1805 an seinen Souverän, den König von Sardinien, über Pauls Ende: „Il fallait que cette mort arrivât, mais malheur à ceux par qui elle est arrivée."

Mittheilungen und Nachrichten.

-z. Im Verlage von W. Kohlhammer, Stuttgart, ist eine neue lyrische Anthologie erschienen, betitelt: „Im Kampf des Lebens". Der Herausgeber, E. Belschner, bezeichnet als das Charakteristische seiner Sammlung ihr Beherrschtsein von ausschließlich sittlichen Gesichtspunkten; damit glaubt er zugleich ihre Berechtigung erwiesen, weil die sonstigen Anthologien, soweit sie nicht an ganz bestimmte, z. B. kirchliche Kreise sich wenden, vorwiegend ästhetischen oder literargeschichtlichen Interessen ihre Entstehung und Anordnung verdankten. Ob das so völlig zutrifft, wissen wir nicht; aber wir können bezeugen, daß die neue Anthologie ihre Daseinsberechtigung aus sich selbst erweist. Im Kampf des Lebens will das Buch ein treuer Begleiter, ein guter Kamerad sein; es will anregen und aufmuntern, beruhigen und trösten, erheben und erbauen, erfreuen und erquicken, indem es dem Kämpfer des Menschenlebens Kern und Wesen, seine Aufgaben und Ziele, seinen Werth und seine Erfolge, aber auch seine Schwächen und Gefahren in dem klaren und reinen Spiegel wahrer Dichtung zeigt. Diese hohen und schönen Aufgaben zu erfüllen, ist die Anthologie von Belschner recht wohl geeignet. Sie ist wahrhaft eine von verständnißvoller und erfahrener Hand vollzogene Blumenlese aus dem reichen Wundergarten der deutschen Lyrik, und wenn auch dann und wann ein Fehlgriff mit untergelaufen sein mag und die Eintheilung der einzelnen Gedichte an die einzelnen Abschnitte zuweilen etwas willkürlich erscheint, so thut das doch dem Werth des ganzen Buches kaum Eintrag. Die Berücksichtigung fast aller bedeutenden deutschen Lyriker seit Goethe, mit Ausnahme der „Jungdeutschen" vereicht der Sammlung auch einen literargeschichtlichen Werth. In seiner schönen Ausstattung — Preis M. 3.50 — erscheint das Buch vor allem als Festgeschenk geeignet für gebildete Männer und Frauen, wie für die heranreifende Jugend.

∞ Blaue Fernen. Neue Reisebilder von Ludwig Heneft. Stuttgart, Bonz, 1897. Heneft hat uns vorm Jahr mit einer Biographie seines Freundes, des Afrikaforschers W. Junker, überrascht, die auch bei steengen Fachgelehrten, u. a. Dr. Günther, uneingeschränkte Anerkennung gefunden hat. Das anmuthige Buch konnte in solch feiner und runder Form nur von einem Manne zustande gebracht werden, der gleicherweise Beschreibungs als Memoirenschreiber und Landschafter, vor allem aber selbst von unstillbarer Wandersehnsucht erfüllt ist. Wohlverstanden nicht als neugieriger Bummler von Bädekers Gnaden, sondern als Künstlernatur, die eigene Wege geht, weil sie eigene Vorwelese zu eigener Wiedergabe sucht. Die früheren Reiseblätter von Heneft („Ein englischer September", „Von Kalau bis Sällingen", „Eigenthümliches Kreuz und Quer", „Almanaccando", „Bilder aus Italien") haben so viel Lob und Antheil in der deutschen Lesewelt errungen, daß seine neuen Bilder, die von Norwegen bis zum Cap Martin, von Ajaccio nach Sylt führen, zum voraus freundlichen Willkomms gewiß sind. Alle guten Gaben des mit eigenen Augen sehenden, gründlich durchgebildeten Kunstbeflissenen, alle guten Geister eines launigen Wiener Feuilletonisten besee Art sind Ludwig Heneft auch bei seinen jüngsten Ausflügen in „blaue Fernen" treu geblieben. Als Quartiermacher und Reisegefährte stellt er seinen Mann, wie außer ihm zur Stunde vielleicht nur noch J. V. Widmann.

* **Nürnberg.** Wie die „Frkf. Ztg." erfährt, ist mit einer dieser Tage dem Germanischen Museum zugegangenen Spende von 500 Mark der letzte Rest der zum Ankauf der berühmten Sn l e w e s t l i s c h e n S a m m l u n g (Ritterrüstungen ꝛc.) bei der Nürnberger Vereinsbank gemachten Anleihe von 200,000 M. gedeckt worden. Die Sammlung hat dem Museum 206,303 M. gekostet, wozu noch 24,900 M. Zinsen für jene Anleihe kommen. Zur Abzahlung derselben waren 12 Jahr in Aussicht genommen, sie hat aber schon jetzt noch 7 Jahren getilgt werden können, dank den Spenden, die aus ganz Deutschland dem Germanischen Museum zu diesem Zweck so reichlich zuflossen.

* **Straßburg.** Der Privatdocent für innere Medicin an hiesiger Universität Dr. E. Leoy ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

γσ. **Berlin,** 4. April. Die „Gesellschaft für Erdkunde" veranstaltete gestern eine Festsitzung zu Ehren von Dr. Fridtjof Nansen. Dr. Nansen berichtete bereits im Jahre 1890 der Gesellschaft von seiner Durchquerung Grönlands und ist also kein Unbekannter in den wissenschaftlichen Kreisen der Reichshauptstadt. Der Forscher ward durch den stellvertretenden Vorsitzenden, Geheimrath Prof. Dr. Ferdinand Frhrn. v. Richthofen, in die äußerst glänzende Versammlung eingeführt, die sich zu seinem Empfange versetzt hatte. Eine ungemein kraftvolle, männlichschöne Erscheinung, fesselt die Persönlichkeit Nansens auf den ersten Blick. Der geschmeidige, schlanke Körper drückt durch jede seiner Bewegungen die Sicherheit eines imponirenden Willens aus, die breite Brust weist auf die muthvolle Bethätigung einer ungeschwächten Kraft hin. Der herrliche Kopf, in dessen Linien sich Intelligenz und stahlharte Ausdauer ausprägen, zeigt unter einer hoch gewölbten, am unteren Rande stark hervortretenden Stirn zwei helle, feste Augen, in denen alle Regungen dieses feurigen Geistes concentrirt erscheinen. In schlichten Worten und in ungezwungener Haltung spricht dieser feische, blonde, moderne Wikinger mit einer klangvollen, etwas tiefen Stimme über die Ergebnisse seiner Polarreise. Nicht selten erhebt sich der Bericht zu poetischem Schwung und schlägt das Gemüth ergreifende Töne an. Bewunderungswürdig ist die Klarheit der Darstellung und nicht wenigee das fast tadellose Deutsch des gebürtigen Norwegers. Das Treibeis, zu führte der Rennee aus, hatte allen nan den verschiedensten Gegenden vordringenden früheren Expeditionen unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. Die norwegische Expedition, die auf die Annahme hin unternommen war, es gebe eine stetige Strömung durch die Polargegenden, ging von den Neu-Sibirischen Inseln aus nordwärts vor und ihr Führer hoffte, indem er sein Schiff, den „Fram", so eingerichtet hatte, daß es den Pressungen des Packeises genügenden Widerstand zu leisten vermochte, über Franz Josephs-Land, Spitzbergen und Grönland hinaus sich vom Eisstrom treiben zu lassen. Nicht der Erreichung des Nordpols galt das Streben, den zu erreichen nach Nansens Ansicht von geringer Bedeutung ist; es sollte vielmehr das große, unbekannte Gebiet der Polargegenden wissenschaftlich erforscht werden. Die Expedition, Ende Juni 1893 von Vardö aus unternommen, ging ostwärts bis zu den Neu-Sibirischen Inseln und hatte an deren Nordwestspitze auf 78° 50′ noch offenes Wasser. Man wollte sich im Eise einfrieren lassen und hoffte dann westwärts getrieben zu werden. Die Schilderung des gesunden, verhältnißmäßig vergnügten Lebens auf dem warmen „Fram", wo gute Nahrung jede Furcht vor Scorbut ausband, wo die Gefährten bei elektrischem Licht sich am Kartenspiel ergötzten und trotzdem auf eine harte Geduldprobe gestellt waren, gab zu vielen humoristischen Ausführungen Anlaß. Der „Fram" hielt jenen Eisdruck aus, an seiner Backbordseite brachen die größten Eisblöcke wie Glas und die „klugen Zwerge", die diese „Nußschale" gebaut, waren

unbekümmert um das Donnern des Eises, das oft ihre Stimmen in der Schiffscabine übertäubte. Täglich stieg Nansen in Begleitung des Lieutenants Johansen bei 40 bis 60 Grad Kälte, gut geschützt durch warme Kleidung, auf das sein Schiff umgebende Eis, um meteorologische und astronomische Beobachtungen auszuführen und Lothungen vorzunehmen. Er fand eine Tiefe des Polarmeeres von über 2000 Faden im Durchschnitt und das Wasser in dieser Tiefe zeigte sich wärmer, als er es vermuthete. Dem weißen, dem Auge keine Ruhe gönnenden Licht des Polartags ist die Polarnacht entgegengesetzt mit ihrem Farbenspiel der Höfe, Ringe, Nebenmonde und der Nordlichter, die den ganzen Himmel in ein Flammenmeer verwandeln. Nansen selbst gestand eine immer wiederkehrende Sehnsuchtsempfindung nach der Ruhe dieser Polarnacht offen ein. Weihnachten 1894 hatte man 83° nördl. Breite erreicht, durch die Eispressungen ward das Vorwärtskommen des Schiffs erschwert, doch thürmten sich die Massen über dasselbe auf und drohten es, wenn auch nicht zu zerdrücken, so doch unter ihrer Wucht zu begraben. Schon war man bereit, den „Fram" zu verlassen, als er auf dem Höhepunkt der Pressung erkrachte, aber dann losbrach, ohne daß ein Splitter sich gelöst hätte. Am 14. März 1895 verließen Nansen und Johansen den „Fram", um auf Schlitten, die durch Hunde gezogen wurden, nordwärts vorzudringen, mit Nahrungsmitteln auf 30 Tage für die Hunde und auf 100 Tage für sich selbst versehen. Fand man den „Fram", dessen weitere Führung dem wackeren Capitain Sverdrup überlassen blieb, nicht wieder, dann hoffte man auf den Schlitten, bezw. auf den zwei mitgenommenen Segeltuchbooten (Kajaks) über Franz Josephsland nach Spitzbergen zurückzugelangen, wo man Robbenjäger antreffen mußte. Es ging langsam vorwärts, am 7. April 1895 ward die größte Polnähe, 86° 14′ nördl. Breite und 95° östl. Länge, erreicht. Es war kein weiterer Weg nach Norden zu auffindbar, die Kälte von 40 Grad Celsius und der wehende Wind hatten die Kleider der Forscher in Eispanzer verwandelt und an den Gelenken schnitt ihnen das Eis Wunden ins Fleisch. Thauten in den Schlafsäcken die Kleider auf, so waren sie am kommenden Morgen wieder zu Eis gefroren. Man wandte sich südwärts und fand, je weiter man südwärts kam, desto mehr Canäle im Eise. Die Hunde mußte man theilweise tödten, da die Lebensmittel ausgingen, ein grausiges Werk! Ende April auf 82° 50′ nördl. Breite traf man noch nicht auf Land; alles war mit Schnee bedeckt und das Eis bot Schwierigkeiten bei der Passage; am 22. Juni schoß man Seehunderobben und Bären. Erst Anfang August war die Kraft des Eises gebrochen, allein die Masse von kleinen Eisstücken, die die Canäle füllten, verboten den Gebrauch der Kajaks und andererseits fürchteten die Reisenden ein Einsinken der Schlitten ins Wasser. Hier erlebten sie das bekannte Abenteuer mit dem Bären, der Johansen angegriffen hatte, von Nansen indessen gestreckt ward. Am 6. August gelangte man in offenes Wasser und erreichte in den Kajaks eine Insel, „Willand" von Nansen benannt, auf 81° 40′ nördl. Breite. Die Noth im Treibeis war zu Ende, doch das Erschießen der zwei letzten Hunde schnitt den Reisenden tief ins Herz. Bald segelnd, bald rudernd ging es auf den Kajaks westwärts. Möven kündeten nahes Land und Ende August ward dies erreicht. Zwei Büchsen und Patronen halfen die Nahrung an Bären und Walrossen schaffen und eine Hütte, aus Steinen und Moos mit einem Schornstein aus Eis errichtet, bildete die Wohnung der Forscher auf Franz Josephsland während des Winters von 1895 auf 1896. Bärenfett und Walroßthran lieferten Licht und Wärme und in der Mitte der kleinen, kaum mannslangen und mannshohen Hütte erreichte die Temperatur doch wenigstens den Gefrierpunkt. Zu thun war hier wenig und zwanzig Stunden vom Tag wurden mit Schlaf hingebracht. Freilich bildeten Steine das Pfühl. Schon bekannt sind Nansens ergreifende Schilderungen des Christ- und des Sylvesterabends in dieser Einöde, wo ein Kalender und eine Logarithmentafel die einzige Abwechslung in der Lectüre boten. Die Reisenden hofften im Frühjahr nach Spitzbergen zu gelangen und brachen am 19. Mai über Franz Josephsland nach Süden zu auf. Sie mußten nun die Schlitten selber ziehen. Am 12. Juni kamen sie zum offenen Wasser, um sich nun westwärts nach Spitzbergen zu wenden, als sich ein Zwischenfall ereignete, der das Leben der Reisenden fast in Frage gestellt hätte. Die Kajaks geriethen in eine Strömung und nur mit der allerhöchsten Anstrengung gelang es dem schon fast erschöpften Nansen, durch Schwimmen in dem eiskalten Wasser die Kajaks zum Ufer zurückzubringen. Fünfzehn Monate nach Verlassen des „Fram" traf Nansen mit Jackson, wie bekannt ist, zusammen, nach sechswöchigem Aufenthalt auf Franz Josephsland gelangte er Ende August nach Vardö und wenige Tage nach ihm traf dort auch der „Fram" ein, dessen Fahrt so, wie Nansen erwartet hatte, verlaufen war. Durch die Nansen'sche Forschungsreise ist die Kenntniß der Polarwelt um ein gutes Stück vorwärts geschritten. Ein Meer von ungeahnter Tiefe ist dort gefunden worden, bedeckt mit Eismassen, die in einer unablässigen starken Bewegung begriffen sind. — Auf die Ueberreichung der „Großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft" namens des Kaisers durch den Cultusminister Dr. Bosse, die sich an den Vortrag schloß, entgegnete Dr. Nansen, er rechne sich diese Ehre besonders hoch an, da die deutsche Wissenschaft die erste Stelle in der Welt einnehme. Geheimrath v. Richthofen, der den kühnen Norweger als den Pfadfinder künftiger Forschungen feierte, der eine Gasse gebrochen habe für die weitere Polarforschung, überreichte Dr. Nansen die goldene Humboldtmedaille im Namen der „Gesellschaft für Erdkunde", zu deren Ehrenmitglied er ernannt wurde. Diese Medaille ist seit ihrer Stiftung bisher dreimal verliehen worden: Peschewalskij erhielt sie 1878, Sir John Murray, der Leiter der „Challenger"-expedition, 1893.

* **Berlin.** Im Lichthofe des kgl. Kunstgewerbemuseums ist eine Ausstellung der Sammlung von Siegelstempeln aus dem Nachlasse des Heraldikers Warnecke eröffnet worden, die dem Germanischen Museum in Nürnberg von der Pflegschaft Berlin geschenkt wurde. Die sehr werthvolle und reichhaltige Sammlung umfaßt an 900 Stück; den Hauptbestand bilden die Siegel von Städten, geistlichen Stiften, Corporationen und Kirchen, hieran schließen sich Personalsiegel aus der Zeit vom 13. bis 15. Jahrhundert; außerdem Siegel von Zünften, Notariatssiegel u. s. w. aus verschiedenen Zeiten.

* **Königsberg.** Ein für die Provinz Preußen und für die Stadt und Universität Königsberg bemerkenswerther Gedenktag steht am 12. April d. J. bevor, an welchem Tage neo hundert Jahren der Geheime Regierungsrath Prof. Dr. August Hagen, ein um die Aesthetik und Kunstwissenschaft hochverdienter Mann und verehrungswürdiger Charakter, in Königsberg geboren wurde. Der Albertus-Universität gehörte er mehr als 50 Jahre an. Leben und Wirken dieses Gelehrten zu schildern, welcher mit unermüdlicher Pflichttreue dahin strebte, Sinn und Verständniß für Kunstschönheit in weiteren Kreisen zu wecken und zu pflegen, eine easlose, verdienstvolle Thätigkeit für Cultur und Geschichte Preußens entfaltete und dessen literarische Arbeiten, vor allem seine „Norika", ihm einen Namen in der Gelehrtenwelt geschaffen haben, wird sich eine noch vor dem 12. April im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erscheinende Gedenkschrift angelegen sein lassen.

* **Wien.** Die la Nr. 72 erwähnte Verfügung, betreffend die Zulassung von Frauen als Hörerinnen an den philosophischen Facultäten der Universitäten, verlangt von den ordentlichen Hörerinnen den Nachweis der österreichischen Staatsbürgerschaft, das zurückgelegte 18. Lebensjahr und die Ablegung der Reifeprüfung an einem inländischen Staatsgymnasium. Als außerordentliche Hörerinnen können an den philosophischen Facultäten Frauen künftighin dann zugelassen werden, wenn sie mindestens die Lehrerinnenbildungsanstalt oder eine von jenen Schulen für Mädchen, welche der Unterrichtsminister als gleichwerthig bezeichnet, mit Erfolg absolvirt haben. Außerordentliche Hörerinnen haben jedoch auf mindestens zehn Vorlesungsstunden per Woche zu inscribiren. Die Erlaubniß zum Besuche einzelner Vorlesungen kann künftighin Frauen nur ausnahmsweise auf Antrag des betreffenden Docenten vom Professorencollegium ertheilt werden.

* **Amsterdam.** In holländischer Sprache erscheinen gegenwärtig 973 Tages- oder Wochenblätter, davon 923 in Holland selbst und 49 im Ausland. In Amsterdam erscheinen 157, im Haag 63, in Rotterdam 50 und in Utrecht 34 Blätter. („Frkf. Ztg.")

* **Krakau.** Der Privatdocent Dr. Georg Graf Mycielski wurde zum außerordentlichen Professor für Kunstgeschichte an der hiesigen Universität ernannt.

* **Odessa.** Hier soll eine neue Sternwarte erbaut werden, die eine Filiale des astronomischen Centralobservatoriums in Pulkowo bilden wird. Der Director des letzteren Instituts, Akademiker O. Backland, war dieser Tage hier anwesend, um die nöthigen Vorbesprechungen über den Bau zu pflegen. Es sollen hier Beobachtungen angestellt werden, die in Pulkowo wegen der hohen geographischen Breite und wegen der Ungunst des Klimas unmöglich sind.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 7. April. Nummer 78.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften in Ungarn. — Kunststudien in Tirol. II. Von G. Hager. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften in Ungarn.

Dr. -r. Das Millenniumsjahr war für Ungarn der Anlaß, auf allen Gebieten der geistigen und materiellen Arbeit prüfende Rück- und Umschau zu halten, um auf diese Weise zur Erkenntniß der Resultate seiner Thätigkeit zu gelangen und die eigene Leistungsfähigkeit zu erkunden. Zu solcher Selbstprüfung ist unstreitig viel Selbstverläugnung und Unparteilichkeit vonnöthen, und es erscheint vergeblich, wenn bei dieser Gelegenheit, namentlich fremden Völkern gegenüber, die Eigenliebe und der Optimismus ihre Einflüsse ausüben. Der unbefangene Leser officieller Berichte und officiöser Darstellungen weiß ohnehin, daß die Anschauungen und Urtheile hier nur unter gewissen Vorbehalten aufzunehmen sind.

In der stattlichen Publication, welche der königlich ungarische Handelsminister über „den tausendjährigen ungarischen Staat und sein Volk"[1]) veröffentlichte, kennzeichnet der Budapester Universitätsprofessor und Akademiker Dr. Zoltán Beöthy den Standpunkt und Zustand der Wissenschaften in Ungarn mit folgenden Worten:

„Die Akademie, die Universitäten, Museen, gelehrten Gesellschaften sind ebenso wie Einzelne mit ihren wissenschaftlichen Arbeiten, Forschungen und Editionen bestrebt, nicht bloß die allgemeine Bildung zu verbreiten, sondern auch alle Zweige unsres wissenschaftlichen Lebens auf ein europäisches Niveau zu heben. Wir fordern unsern Antheil an der Weltarbeit der menschlichen Cultur und wollen diesem Antheil auch gerecht werden. Die Neigung unsrer Gelehrten ist vornehmlich auf die Lösung solcher mit unserm nationalen Leben verbundenen Aufgaben gerichtet, zu welchen wir uns am meisten berufen fühlen und mit welchen wir der universellen Wissenschaft und zugleich unsern nationalen Pflichten zu genügen vermögen. Solche sind die Sammlung, Ausgabe und in einer langen Reihe von werthvollen Monographien geschehende Ausarbeitung jener Denkmale und Quellen unsrer politischen und Culturgeschichte, welche auch unsre Theilhaberschaft an dem öffentlichen Leben Europa's beleuchten und so auch aus diesem Gesichtspunkte lehrreich sind. Unsre Archäologen erforschen und erläutern sehr emsig jene Ueberbleibsel des urzeitlichen Menschenlebens, welche der Schoß dieses Bodens verborgen hält. Unsre Sprachgelehrten haben die erste und mit ihren nunmehr eine ganze Bibliothek bildenden Arbeiten sicherlich auch die bedeutsamste Schule der ungarischen (recte: „ugrischen") vergleichenden Sprachwissenschaft geschaffen; sie sind damit beschäftigt, das große Lexikon der mittelalterlichen ungarischen Latinität anzufertigen und mit der Ausarbeitung der „Corvina" erweisen sie der classischen Sprachwissenschaft einen Dienst. Vor nicht langer Zeit haben sie das große historische Wörterbuch der ungarischen (magyarischen) Sprache beendigt, und in Bälde werden sie auch mit der Sammlung von Provincialismen fertig sein. . . . Und wenn wir nebst all dem jene an Fleiß, Ausdehnung und Ergebnissen immer mehr wachsende Thätigkeit betrachten, welcher wir in den juridischen und politischen, in den mathematischen und Naturwissenschaften begegnen, werden wir sehen, daß der Kreis unsres wissenschaftlichen Lebens und unsrer Bestrebungen weit über die vorgesteckten Signalpfosten hinausgreift."

Diesem allgemeinen Urtheil über die Wissenschaften in Ungarn fügen wir noch einige Aeußerungen der speciellen Zweige der Wissenschaft hinzu. In dem gleichfalls umfangreichen Gelegenheitswerke, welches der königlich ungarische Unterrichtsminister über „das Hochschulwesen in Ungarn"[1]) veröffentlicht hat, sagt der Budapester Universitätsprofessor und Akademiker Dr. Thomas Vécsey (S. 128) unter anderem folgendes: „Unsre juridische Facultät ist das Mutterinstitut und der bewegende Factor des ungarischen wissenschaftlichen Rechtslebens. Ihr verdankt es zum Theil die Nation, daß die namhafte ungarische Rechts- und Staatswissenschaft eine von Jahr zu Jahr zunehmende ungarische rechts- und staatswissenschaftliche Literatur besitzt." „Die juridische Facultät erforscht die Entwicklung unsrer Rechts- und Verfassungsinstitutionen und fügt die Vergangenheit unsres Rechts und unsrer Verfassung in den Rahmen der europäischen Rechts- und Verfassungsentwicklung ein. Man entwickelt die allgemeinen Lehren und Theorien und beschäftigt sich auch mit den Details der wissenschaftlichen Systeme. Außer dem staatlichen Gesichtspunkt in den politischen Wissenschaften kommt neuestens auch der sociale Gesichtspunkt zur Geltung." Mit noch lebhafteren Farben schildert Professor Dr. Moriz Pißtóry (l. c. S. 265—277) die wissenschaftlich literarische Thätigkeit der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät an der jungen Klausenburger Universität; die einfache bibliographische Aufzählung der seit 23 Jahren erschienenen Werke und Abhandlungen der Mitglieder dieser Facultät würde an sich schon einen umfangreichen Bücherkatalog ausmachen.

Mit nicht minderer Befriedigung äußert sich in demselben Werke (S. 186—187) der Universitätsprofessor Dr. Andreas Högyes über den Stand der medicinischen Wissenschaft und über die Theilnahme und die Verdienste der Budapester medicinischen Facultät bei Schaffung eines „selbständigen ungarischen wissenschaftlichen medicinischen Lebens und einer selbständigen medicinischen Literatur". „Wenn wir die wissenschaftlichen Artikel unsrer medicinischen

[1]) Redigirt vom Director des kgl. ungar. statist. Landesbureaus Dr. Joseph v. Jekelfalussy unter Mitwirkung von 25 Gelehrten, Akademikern, Universitäts- u. Akademieprofessoren, Ministerialbeamten u. a. Budapest 1896 gr. 8, VI u. 756 S. Die im Text citirte Stelle findet sich S. 147—148. Das unbeholfene und holprige Deutsch kommt auf Rechnung der Vorlage, welcher wir die citirte Stelle entnehmen.

[1]) Verfaßt von 18 Universitäts-, Rechts-, Akademie- und Lyceal-professoren in ungar. Sprache. Budapest, 1896, gr. 8. VI. u. 894 S.

Blätter überblicken," sagt Professor Dr. Högyes, „wenn wir die jährlich zunehmenden wissenschaftlichen Vorträge an unsrer Akademie, in der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft u. a. anhören: können wir uns davon überzeugen, daß gegenwärtig bei uns eine beachtenswerthe, selbständige, wissenschaftlich-medicinische Forschung existirt, deren Resultate auch die große internationale wissenschaftliche Literatur beachtet und entsprechend würdigt. In medicinischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht sind wir nicht mehr auf die einfache Uebernahme der ausländischen wissenschaftlichen Ideen angewiesen, sondern wir vermögen auch die selbständige Entwicklung dieser Ideen. Ohne Prahlerei können wir heute schon von einer selbständigen ungarischen medicinischen Schule sprechen. In allen Zweigen unsrer Wissenschaft haben wir Specialforscher, die in ihren Arbeiten und in jenen ihrer Schüler eine bestimmte eigene Richtung vertreten. Die inhaltsreicheren Producte unsrer medicinischen Literatur erscheinen auch in der wissenschaftlichen Presse der fremden Culturnationen. Dadurch und durch den zeitweiligen Besuch der ausländischen wissenschaftlichen Institute von seiten unsrer jüngeren Gelehrten stehen wir mit der allgemeinen medicinischen Wissenschaft in Verbindung."

Weniger optimistisch als diese hier angeführten Aeußerungen über die wissenschaftlichen Zustände in Ungarn klingen die Erklärungen des ordentlichen Professors der Ophthalmologie an der Budapester Universität, des Professors Dr. Wilhelm Schulek, der bei Gelegenheit seines 25jährigen Amtsjubiläums am 14. Februar d. J. sich in folgender charakteristischer Weise aussprach: „In sprachlicher Beziehung sind wir völlig abgeschieden, und wenn wir wissenschaftliche Abhandlungen der Welt mittheilen wollen, müssen wir sie als Originalwerke deutsch verfassen; denn ungarische Uebersetzungen sind in Deutschland verpönt. Unser Wirken gereicht somit der deutschen Wissenschaft zum Vortheil. Freilich, in Ungarn wird der Forscher, dessen Werke in deutscher Sprache erscheinen, viel höher geschätzt und wir können es ja eingestehen, viele von uns lesen sie auch lieber als die ungarischen Werke. Wir befinden uns in der Mitte des europäischen Continents, wo nur für Starke Platz ist; denn der Schwache wird nach den Lehren der physikalischen Gesetze erdrückt. Geben wir keinen Anlaß, daß der „Deutsche Schulverein" (!) unsre nur scheinbar „deutsche Wissenschaft" unterstütze, „denn die Folgen wären sehr traurig".

Aus diesen Worten hört man deutlich den nur schlecht verhüllten chauvinistischen Ton heraus, der in wissenschaftlichen Dingen eigentlich ganz und gar unstatthaft ist. Wir wollen uns jedoch hier nicht länger aufhalten, sondern gehen in unsrer Rundschau über die Ansichten in Bezug auf den Zustand der Wissenschaften in Ungarn zu einer andern Gruppe der Beurtheiler über.

Zur selben Zeit, als die ungarische Millenniumsfeier die Gemüther jubelvoll gestimmt und die überquellende Empfindung den nüchtern prüfenden Verstand nicht selten beirrt hat, im Sommer des vorigen Jahres, veröffentlichte der ungarische Gelehrte Adalbert Ambrozovics eine Schrift, in welcher er den Ursachen nachgeht, die einen größeren Aufschwung der Wissenschaften in Ungarn verhindern. Ein anderer Gelehrter, der bekannte Statistiker und Nationalökonom Dr. Béla Földes, Professor an der Budapester Universität, trat den Ansichten seines Freundes in einer öffentlichen Zuschrift vielfach bei, ergänzte und berichtigte in andern Punkten die Behauptungen des Ambrozovics. Diese Ausführungen haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und waren der Gegenstand von Besprechungen in der Tagespresse. Denn es ist ganz treffend, wenn Professor Dr. Földes sagt, daß die angeregte Frage zu den wichtigsten Angelegenheiten Ungarns gehöre, über welche viel Irrthum herrsche, und über deren Ursachen man im Publicum höchstens dunkle Ahnungen oder unklare Vorstellungen besitze.

Die Thatsache, daß die Wissenschaften in Ungarn „eine schwache Position" haben, bestätigt auch Dr. Földes. Die Ursachen hievon findet er in folgenden Umständen:

1. In der Beschränktheit der Nationalkraft, hauptsächlich in der geringen Zahl des magyarischen Volkes. Goethe habe gesagt, es sei nicht der Mühe werth, in einer solchen Sprache zu schreiben, in welcher man nicht auf mindestens eine Million Leser rechnen könne. Deßhalb erscheinen in der Regel große Geisteswerke, und zwar in fortgesetzter Reihe, nur bei großen Nationen. Wohl treten zuweilen auch bei kleineren Völkern meteorartig bedeutende geistige Leistungen auf; aber die große Volkszahl, die zahlreiche Menge der Leser bildete stets eine Vorbedingung zum dauernd blühenden Gedeihen der Wissenschaft. In früherer Zeit wurde dieser umfassendere Leserkreis auf künstliche Weise durch den Gebrauch der lateinischen Sprache geschaffen; seit der Vernachlässigung dieses Gebrauches erhielten jene Nationen den Vorzug, deren Sprache zu internationaler Bedeutung gelangte, wie z. B. die spanische, die italienische, die französische, die englische und in neuerer Zeit die deutsche Sprache. Und das sei auch ganz natürlich; denn große Völker haben eine seit Jahrhunderten geschaffene gemeinsame geistige Grundlage, aus welcher dann von Zeit zu Zeit große Schriftsteller, Dichter und Gelehrte sprießen und im Zusammenhang mit der Nation stehen und diese wiederum geistig befruchten. Bei kleinen Völkern fehlt dieser Zusammenhang. Die einzelnen Schöpfungen sind das Werk des Zufalls, ohne Präcedentien und ohne Consequenzen; sie stehen vereinsamt wie nach dem Dichter die trauernde Tanne des Nordens. Die einzelnen geistigen Gestaltungen haben auch unter einander keine Verbindung, sie sind durch eine große Kluft von einander getrennt; denn die geistige Production ist bei kleinen Nationen nur eine sporadische; jede bedeutendere Leistung gleicht hier einem Haupttreffer in der Lotterie, der unvermuthet erfolgt und in der Regel auch nicht richtig verwerthet wird. Allein die geistige Production der kleinen Nation ist auch deßhalb mangelhaft, weil nur große Völker die Bedeutung großer Probleme empfinden. Erhaben über den Gesichtskreis beschränkter Lebensverhältnisse, nach dem Höchsten strebend, setzen sie sich auch auf wissenschaftlichem Gebiete hohe Ziele, während die kleineren Völkerschaften von dem Feuerwagen des Weltgeistes beiseite geworfen werden. Nur in den Werken solcher großen Nationen findet man die größten Offenbarungen des menschlichen Geistes. Zur Bestimmung des Unterschiedes gibt uns auch die Dichtkunst einen geeigneten Maßstab an die Hand. Während der Italiener in Dante, der Engländer in Shakespeare, der Deutsche in Goethe die unerschöpflichen Quellen menschlicher Weisheit besitzt, bieten die Magyaren Petöfi und Arany trotz ihres ausgezeichneten Dichtertalents doch nur einen bescheidenen Gesichtskreis und nur geringe Spuren weisheitsvoller Gedanken. Das Gefühl kann allerdings auch im kleinsten Menschenherzen überfluthen und darum begegnet man selbst bei kleineren Völkern hervorragenden Gefühlsdichtungen; allein zur Entwicklung des Verstandes, der Intelligenz gehören große Verhältnisse, große Probleme, große Bestrebungen und ein beständiges Fließen des geistigen Fluidums zwischen positiven und negativen Polen.

Daraus folgt noch eines, nämlich die Thatsache, daß bei solchen kleineren Völkern ein ausländisches Product dritten Ranges einen größeren Werth erlangen kann als eine einheimische Leistung ersten Ranges. Da nämlich die geistige Production hier gering ist, so fehlt infolge dessen die kritische Vernunft, welche diese Leistung objectiv zu

Digitized by Google

würdigen verstände, und hieraus entspringt wiederum entweder die Selbsttäuschung oder der Mangel an Selbstvertrauen, beides große Hindernisse der geistigen Thätigkeit. Ferner ergibt sich daraus, daß die inländische Production das Bedürfniß nicht zu befriedigen vermag, daß also das consumirende Publicum auf das Ausland angewiesen ist. Dadurch wird die einheimische Production zum reinen Luxusgegenstand, gerade nur dazu, damit man sagen könne, man besitze auch ein vorzügliches Werk über Meteorologie, Hydrographie oder Anthropologie u. s. w. Weil jedoch auf jedem Gebiet die Zahl der Arbeiter nur eine bescheidene ist, was bei einer numerisch kleinen Nation nicht anders sein kann, so werden auch solche wissenschaftliche Werke nur selten erscheinen und es ist dann natürlich, daß derjenige, der sich über den neuesten Stand der Wissenschaften unterrichten will, nicht nach dem veralteten, von dem wissenschaftlichen Fortschritt überholten einheimischen Producte greifen, sondern sich an die betreffende ausländische Literatur wenden wird. Dieser Umstand wirkt dann wieder lähmend auf die vorhandenen wenigen Kräfte des Inlandes ein, da sie ihre Arbeit als eine nahezu vergebliche betrachten müssen, weil sie mit ihrer Productivität dem Schaffen der großen Nationen gegenüber nicht Schritt halten können.

Wir erinnern daran, daß Professor Wilhelm Schulek in seiner oben citirten Ansprache dieselben Ansichten geäußert hat, allerdings mit weniger Unbefangenheit und Objectivität. Prof. Dr. Földes geht in der Aufdeckung des Uebels noch einen Schritt weiter und macht auch auf einen großen Uebelstand aufmerksam, der freilich für viele ein vortheilhafter Mißbrauch ist. Er meint damit das Plagium an ausländischen wissenschaftlichen Producten unter einheimischer Flagge; der glückliche Capitän eines solchen Schmuggelschiffes landet nicht selten in den günstigsten Häfen der Wissenschaft und gelangt im Staatsleben zu den höchsten Positionen. In der ungarischen Wissenschaft hat dieses Freibeuterthum leider nicht geringes Terrain occupirt.

Auch darf man des Umstandes nicht vergessen, daß in Ungarn die Leser wissenschaftlicher Werke hauptsächlich den Kreisen der höher Gebildeten entstammen, deren Ansprüche deßhalb ungemein hoch sind und die darum verlangen, daß auch das ungarisch geschriebene Buch auf dem Niveau der besten ausländischen Werke stehe. Wird ihm diese Forderung nicht erfüllt, so greift ein solcher Leser viel lieber zur fremden Literatur, da ihm die Sprache derselben ebenfalls geläufig ist. Ferner wird mit Recht gefordert, daß die inländische Literatur und Wissenschaft sich vor allem mit der Behandlung der einheimischen Dinge beschäftigen solle. Daher sehen wir, daß in Ungarn jene Wissenschaften den sichersten Boden besitzen, die sich mit der vaterländischen Geschichte und Sprache befassen, und diese Wissenschaften haben denn auch in Ungarn, namentlich während des letzten halben Jahrhunderts, einen kräftigen Aufschwung genommen. In den Wissenszweigen von allgemeiner Bedeutung, bei denen das vaterländische Moment und Element zurücktritt, vermag in Ungarn die einheimische Wissenschaft mit den wissenschaftlichen Leistungen der Fremde keine erfolgreiche Concurrenz zu bestehen.

2. Die bisher angeführten Ursachen des niedrigen Standes und geringen Fortschritts der Wissenschaften in Ungarn sind mehr äußerlicher Natur; ihre Beseitigung oder auch nur Einschränkung liegt außerhalb der Sphäre der wissenschaftlichen Thätigkeit und ihrer Vertreter. Einen tiefer liegenden Grund für das geringe Aufblühen der ungarischen Wissenschaft erkennt Prof. Dr. Földes in dem Mangel an philosophischem Rückgrat in den wissenschaftlichen Arbeiten der ungarischen Gelehrten. Die nothwendige Folge dieses Umstandes sei, daß diese Werke niemals vollkommen befriedigen, daß sie nicht zu leiten vermögen. Niemand könne es leugnen, daß die Wissenschaft in Ungarn in den letzten Decennien sowohl intensiv als extensiv einen namhaften Fortschritt gethan hat. Es gibt nahezu auf allen Wissensgebieten Werke, welche auf der Höhe der ausländischen Literatur stehen, auch in fremde Sprachen übersetzt worden sind. Ungarn besitzt Gelehrte, die in ihrer Wissenschaft auch im Auslande als Autoritäten citirt werden. In dieser Hinsicht könnte man also zufrieden sein. Allein die wissenschaftliche Arbeit der ungarischen Gelehrten ist fast ausnahmlos — Detailmalerei, es fehlt die philosophische Basis, das Farbenspiel der großen Prinzipien und ihrer Verbindungen. Sie entbehren des tiefen Interesses, der Beziehungen zwischen den sichtbaren und unsichtbaren Kräften. Der Mangel an philosophischer Auffassung macht sich allenthalben fühlbar. Nur wenige ungarische Gelehrte betrachten die Dinge von einem höheren Standpunkte. Nehmen wir z. B. die Geschichte. „Wir haben," sagt Dr. Földes, „ausgezeichnete Geschichtschreiber, gründliche, unermüdliche Forscher, die vortreffliche Werke schreiben, reich an wichtigen und neuen Daten, dem Dunkel der Archive entnommen; aber diese Daten werden nicht auf allgemeine Prinzipien, auf eine einheitliche Weltanschauung zurückgeführt. Wir wissen nicht, weßhalb die Fürsten, die Völker, der Einzelne in ihrer Art gehandelt haben; wir hören Herodot und nicht Thukydides. Auch das Millennium hat uns in dieser Beziehung nicht weiter gebracht, obgleich einzelne Versuche zur Auffindung der Gesetze in der Geschichte und Entwicklung des magyarischen Volkes geschehen sind. Fichte suchte das Lebensprinzip der deutschen Nation, bei uns hat hieran noch niemand gedacht. Dasselbe wiederholt sich in den anderen Wissenschaften, überall fehlt das philosophische Rückgrat. Wir haben hervorragende Männer, auch Künstler, aber keine Meister, keine philosophischen Denker und gestaltenden Geister. Es kann sein, daß die Ursache dessen darin beruht, daß die neuere ungarische Wissenschaft zu einer Zeit geboren wurde, da in der ausländischen Wissenschaft die Philosophie ebenfalls vernachlässigt war, oder auch darin, daß die erste Aufgabe in der Ausfüllung der zahlreichen Lücken bestehen mußte."

3. Im Zusammenhang mit der geringen Zahl der Nation und mit dem bescheidenen Umfange des gebildeten Leserkreises steht die weitere Ursache der Mängel und Gebrechen des wissenschaftlichen Lebens in Ungarn, nämlich der Mangel an einem consumirenden Publicum. Die Consumenten der wissenschaftlichen Literatur sind die Gelehrten, die wissenschaftlichen Institute und das die Wissenschaften unterstützende gebildete Publicum. Zwar in jenen Wissenszweigen, welche auch in den Mittelschulen gelehrt werden, würde das in diesen Unterrichtsanstalten beschäftigte zahlreiche Lehrpersonal dieses Publicum liefern; allein die Kaufkraft desselben ist sehr schwach. Ein Theil der in den Kreis der Universitäten fallenden Wissenschaften sollte seine Freunde und Unterstützer bei den Aerzten, Advocaten, Richtern u. s. w. finden, doch auch diese verwenden nur selten größere Beträge auf Bücherankäufe. Noch geringer ist der bücherkaufende Theil des die Wissenschaft unterstützenden gebildeten Publicums, und auch dieser beschränkt sich nur auf gewisse Fächer, wie Geschichte, Reisebeschreibungen, Aesthetik u. a. Das meiste leisten in dieser Beziehung noch die Anstalten und Vereine, wie die Akademie, der Ingenieur-Verein, die Naturwissenschaftliche Gesellschaft, der St. Stephans-Verein u. a. Nichtsdestoweniger ist in Ungarn der Absatz wissenschaftlicher Werke ein sehr geringer. „Wer würde es glauben", bemerkt Dr. Földes, „daß es bei uns Richter, ja selbst Universitätsprofessoren (!) gibt, die keine Bibliothek haben; daß es Reichstagsabgeordnete und Minister gibt, die sich in derselben Lage befinden und die vor ihren „großen" Reden in der Eile in irgend einer

Bibliothek, oder, was noch besser ist, in einer Buchhandlung den wissenschaftlichen „Aufputz“ ihrer Sprache zusammenstellen?“ Einladungen zu Subscriptionen auf ernste und nützliche Bücher bleiben in der Regel ohne Erfolg.

Prof. Dr. Földes meint, daß man ein consumirendes Publicum für die Wissenschaften und deren Literatur heranbilden müsse, bis dahin möge aber der Staat das Erscheinen vorzüglicher wissenschaftlicher Werke unterstützen. Diese Staatshülfe möchten wir jedoch keineswegs überschätzen. Als Abnehmer geistiger Producte ist der Staat ja auch gegenwärtig schon in hervorragender Weise thätig. Die Anschaffungen für die verschiedenen Bureaus, für die großen Landesbibliotheken und für die Bibliotheken der einzelnen Lehranstalten, sowie einzelne Preisausschreibungen zur Gewinnung mangelnder Lehr- und Handbücher an den höheren Schulen sind bedeutende Hülfen, mit denen der Staat die wissenschaftliche Literatur fördert. Ueber eine gewisse Grenze hinaus müßte indessen die Patronisirung der Wissenschaft durch den Staat dem Fortschritt und dem Aufschwung der Wissenschaft selbst gefährlich werden. Diese bedarf zum fruchtbaren Gedeihen der Freiheit in Forschung und Lehre, unabhängig von den Strömungen und dem Getriebe der Tagespolitik und ihrer Parteien. Ohne das verständige, interessirte und opferbereite Publicum bleibt eine solche nur durch Staatshülfe geschaffene und aufgepäppelte Wissenschaft eine unfruchtbare Treibhauspflanze.

4. Das kräftige, selbständige Leben wird der Wissenschaft in Ungarn allerdings noch wesentlich erschwert durch das Ueberwuchern der Zeitungsliteratur, eine Erscheinung, welcher man freilich auch anderwärts begegnet. Das ungarische Publicum kauft oder (besser gesagt) liest mit Vorliebe Zeitungen, in welcher Hinsicht die Entwicklung einen nahezu amerikanischen Charakter angenommen hat. Auch der Amerikaner besitzt keine ausreichende wissenschaftliche Literatur. Die Zeitung befriedigt alle seine literarischen Bedürfnisse; er findet da Unterhaltung, wissenschaftliche Belehrung, Geschichte, Sprachwissenschaft, Nationalökonomie, Philosophie, Aesthetik u. s. w. Die ungemeine Entwicklung der ungarischen Zeitungsliteratur geschah zum großen Theil auf Kosten der wissenschaftlichen Literatur. Die Zeitungslectüre verdrängt immer mehr das Buchlesen, namentlich das aufmerksame Lesen ernster, wissenschaftlicher Werke. Freilich liegt das auch in den Zeitverhältnissen, in dem Gange des modernen Lebens, dessen Kämpfe und Aufregungen keine Zeit und Gelegenheit zu ruhiger geistiger Sammlung, zum verweilenden Studium gestatten. Die Zeitung entspricht diesen Verhältnissen, sie beansprucht wenig Zeit und Aufmerksamkeit, bietet im Fluge das momentan Interessante, kleidet auch das Schwierige in leicht faßbare, obgleich oft unrichtige und oberflächliche Darstellung und kommt überdies der Sucht nach Sensation, nach Emotionen entgegen, um die aufgeregte Nervosität zu befriedigen. Es dürfte wenige Länder geben, wo die Tagespresse eine so einflußreiche Rolle spielt, wie in Ungarn.

5. Ein wichtiger Grund des unbefriedigenden Zustandes der Wissenschaften in Ungarn liegt in der geringen Achtung vor der Wissenschaft und ihren Pflegern und Verbreitern. Prof. Dr. Földes behauptet, es gebe in Ungarn kaum eine Institution, welche einzig und allein um der Wissenschaft willen vorhanden ist. „Die Akademie (der Wissenschaften) wurde zur Kräftigung des Magyarenthums gegründet und wird auch heute hauptsächlich aus diesem Gesichtspunkte betrachtet; die Universität interessirt die Gesellschaft und den Staat nur als Fachschule. Wie oft tadelt man die „langweiligen“ Publicationen der Akademie, als ob die Akademie zur Unterhaltung der Frauen und Schöngeister bestimmt wäre! Und was von den Instituten gilt, das gilt auch von den Individuen. Der größte Gelehrte wird (hierlands) selten wegen seiner Wissenschaft geschätzt; denn auch bei ihm erhebt man die Frage: was kann aus ihm werden? Wer nicht zum Abgeordneten, zum Obergespan, Staatssecretär oder Minister geeignet ist oder dies nicht werden will, wer keinen hohen Rang, keine gesellschaftliche Stellung, kein Vermögen ꝛc. besitzt, dessen Name nicht fortwährend in den Zeitungen erscheint: der sucht vergebens nach öffentlicher Werthschätzung, und besäße er auch den Geist eines Spinoza.“

„Sagte mir doch einer unsrer hervorragenden Staatsmänner,“ berichtet Dr. Földes, der zudem zu den „Schätzern der Wissenschaft“ gehörte, über einen großen ausländischen Gelehrten: „Was hätte aus ihm werden können!“ Bei uns zählt nur derjenige, der immer etwas werden will; nicht aber jener, der etwas ist. Und doch ist die Auffassung Dr. Ungers viel richtiger, der einmal zu mir sagte: „Der Mensch soll nicht immer streben, etwas zu werden, sondern auch etwas zu sein.“

Prof. Dr. Földes hat mit Recht auf dieses unkrautartig emporgeschossene Streberthum in Ungarn hingewiesen. Dieses Haschen und Jagen nach besseren äußerlichen Positionen, nicht kraft der erworbenen Verdienste und im Interesse gewissenhafter Mehrleistungen zum Wohl der Gesammtheit, sondern im Wege der Protection und zur Erlangung eines bequemeren, sorgenloseren Daseins — diese Stellenjägerei ist ein Krebsschaden der heutigen gebildeten ungarischen Gesellschaft. Hier wird alles Heil nur vom Staate gefordet und erwartet; der Staatsdienst bildet den allgemeinen Zufluchtsort für sonst unhaltbare oder leistungsunfähige Existenzen. Der Staatssocialismus steht hier in üppiger Blüthe. Mit Bezug auf die Geringschätzung aller sonstigen Positionen, vor allem des Gelehrtenberufes, muß jedoch noch auf einen Umstand mit Nachdruck hingewiesen werden. An der geringen Achtung, welche dieser Beruf und dadurch auch die Wissenschaft hierzulande genießt, tragen auch die Männer der Wissenschaft selbst einen großen Theil der Schuld. Wie soll das große Publicum vor der Wissenschaft Respect haben, wenn die Träger und Pfleger der Wissenschaft dieser gegenüber auch nur geringe Achtung bekunden? Oder was bedeutet es anders als Mangel an Achtung vor der Wissenschaft, wenn die Männer der Wissenschaft nicht in der ausschließlichen oder doch vorwiegenden Pflege wissenschaftlicher Thätigkeit ihre Lebensaufgabe suchen, sondern nur zu häufig ganz anderen, materiell lucrativeren Beschäftigungen nachgehen? Unsre Professoren, Gelehrten, Akademiker, Schriftsteller ꝛc. streben mit Eifer nach dem Abgeordnetenmandat, nach Verwaltungsraths- und Directorstellen bei Actiengesellschaften, Banken, Sparcassen, Fabrikunternehmungen u. dgl. Die Wissenschaft ist ihnen leider nicht die „himmlische Göttin,“ sondern sehr oft nur die Nebensache; die lucrative Nebenbeschäftigung dagegen absorbirt des Mannes Zeit und Kraft. Wer sich selbst in seinem Beruf nicht achtet, wie soll er von anderen geachtet werden?

Prof. Dr. Földes bemerkt ganz zutreffend, daß eine Nation, die nur über eine geringe Zahl wissenschaftlicher Posten verfügt, die Cumulirung dieser Stellen nicht gestatten dürfe. In Ungarn ist aber eine solche Vereinigung gäng und gäbe. Zahlreiche „Männer der Wissenschaft“ beziehen unter verschiedenen Titeln die Besoldung für zwei systemirte Staatsdienststellen. Selbstverständlich wird durch eine solche Doppelstellung nicht auch die Kraft und Leistungsfähigkeit des Mannes verdoppelt; sondern jeder Posten erhält besten Falls nur den halben Mann.

Auch darin stimmen wir dem Prof. Dr. Földes bei, daß der Staat von den Männern der Wissenschaft, die in seinen Diensten stehen, eine wissenschaftliche Thätigkeit auf literarischem Gebiete fordern solle, wenngleich wir diese Forderung nicht als eine absolute gelten lassen können.

Digitized by Google

Die wissenschaftliche Arbeit ist auch ohne literarische Production möglich, wird allerdings erst durch diese Production vollständig und für weitere Kreise fruchtbar. Ein Mann der Wissenschaft, der literarisch niemals producirt hat, erweckt mit Recht Zweifel und Bedenken hinsichtlich der Gründlichkeit und Tüchtigkeit seines Wissens. In dieser Beziehung bieten die Hochschulen Ungarns ein wenig erfreuliches Bild. Das ist eine oft beklagte Erscheinung.

Der ehemalige ungarische Unterrichtsminister, August Trefort, hatte schon im Jahr 1875 vom Rector der Budapester Universität einen Bericht über die Wirksamkeit der Professoren in den einzelnen Zweigen der Wissenschaft abverlangt. Der Ausweis sollte sich auf die Zeit von 1867 bis 1875, also auf acht Jahre, erstrecken. Der Bericht offenbarte höchst bedauerliche Zustände, so daß der Minister den gedruckten Bericht gar nicht vertheilen wollte. Die nachgewiesene wissenschaftliche Thätigkeit der Universitätsprofessoren war eine überaus bescheidene. Die Mitglieder der theologischen Facultät hatten während der obigen acht Jahre kein einziges wissenschaftliches Werk zu Tage gefördert; nur Zeitungsartikel und einzelne Aufsätze wurden als Früchte der literarischen Thätigkeit derselben angeführt. Wie bedenklich die theologische Wissenschaft hier aussehen mochte, konnte man auch aus der Anmerkung erkennen, daß die Kirchengeschichte nur „nach handschriftlichen Heften" des betreffenden Professors vorgetragen wurde. Die theologische Wissenschaft hat auch seither in Ungarn nur höchst bescheidene Fortschritte gemacht; das meiste besteht hier aus Uebersetzungen oder Bearbeitungen aus dem Deutschen und Französischen. Eine erfreuliche Erscheinung ist die in neuerer Zeit vom St. Stefansverein gegründete „Katholikus Szemle" (d. i. „Katholische Revue"), eine wissenschaftliche Zweimonatschrift. Die juridische Facultät war denn doch schon ein Stück weiter gekommen; sie konnte im Jahre 1875 constatiren, daß ihre Professoren „vorwiegend mit der Herausgabe von Lehrbüchern" sich befaßt haben, und diese literarische Thätigkeit ist auch bis heute an dieser Focultät die vorherrschende geblieben. Relativ am eifrigsten waren die Mediciner, und die Resultate lehren auch den hier entwickelten Eifer. Man wird nicht übersehen, daß die Mediciner am häufigsten nicht ungarische Universitäten besuchen und dadurch mit dem Fortschritt ihrer Wissenschaft in unmittelbarer Verbindung bleiben. Die philosophische Facultät, dieses Conglomerat der heterogensten Wissenschaften, bot vor zwanzig Jahren wie heute eine Mischung trefflicher, leistungsfähiger Lehrkräfte und hervorragender Männer der Wissenschaft mit solchen Individuen, die dem Berufe eines akademischen Lehrers und Trägers der Wissenschaft nur wenig entsprechen. Darnach war und ist auch die literarische Thätigkeit hier eine höchst ungleiche, werthverschiedene. Doch wollen wir für diesmal auf eine nähere Darstellung nicht eingehen. Nur so viel sei im allgemeinen angedeutet, daß damals wie heute die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen besser bestellt sind; daß hingegen die eigentlichen „philosophischen" Fächer gar manches zu wünschen übrig lassen.

Ueberblickt man den hier nur in flüchtigen Umrissen angedeuteten Zustand der Wissenschaften in Ungarn, so ergibt sich die Ueberzeugung, daß die am Eingang dieses Aufsatzes angeführten optimistischen Auffassungen trotz der unläugbar vorhandenen leistungsfähigen Kräfte und einzelner Achtung gebietender wissenschaftlicher Leistungen nicht gerechtfertigt erscheinen. Die Wissenschaften leiden in Ungarn an zahlreichen Mängeln und Gebrechen, und Dr. Földes hat Recht, wenn er sagt: „Unter den bestehenden Umständen wird man des peinlichen Gefühls sich nicht erwehren können, daß die Ungarn an der wissenschaftlichen Tafel der größeren, moralisch kräftigeren und ideell gehobeneren Nationen noch lange Zeit nur als Gäste erscheinen werden". Wie verderblich für den geistigen Zustand und für den wissenschaftlichen Fortschritt des Landes wäre es erst dann, wenn das oft stürmische Verlangen eines beschränkten, unduldsamen Chauvinismus erfüllt, das Land mit geistigen Zollschranken umgeben und der unmittelbare freie Verkehr mit dem geistigen Leben und Schaffen des Auslandes verwehrt oder auch nur eingeschränkt würde!

Kunststudien in Tirol.

Von G. Hager.

II.

Ich wurde nicht müde, in der Stamser Chronik zu blättern. Selten genug kommt ja der Forscher in die Lage, alte Beschreibungen durch so viele Zeichnungen illustrirt zu sehen. Und hier gesellte sich noch der Reiz dazu, daß ich die Handschrift an Ort und Stelle studiren und mit dem jetzigen Baubestande vergleichen konnte. Ich möchte daher des weiteren kurz andeuten, was der Chronist und Zeichner sonst mittheilt, beschränke mich aber dabei auf solche Punkte, welche für die Geschichte der Klosteranlagen im allgemeinen Interesse haben.

Belangreiche Aufschlüsse erhalten wir über den mittelalterlichen Conventbau des Klosters. Der Kreuzgang liegt an der Nordseite des Münsters. Die Gruppirung der einzelnen Räume an demselben hat viel Aehnlichkeit mit jener des Cistercienserklosters Maulbronn in Württemberg, das durch die ebenso schöne wie treffliche Publication von Eduard Paulus in weiten Kreisen bekannt geworden ist. Am östlichen Kreuzgangtracte sehen wir zunächst der Kirche die Sacristei, darauf folgt der Capitelsaal mit ausgebauter kleiner Capelle für den in diesem Versammlungsorte nie fehlenden Altar. Interessant ist, daß im Capitelsaale, der Grabstätte des größten Theiles der Aebte, ein durch Bildnisse illustrirter Abtskatalog gemalt war. Wir finden die Sitte, Bischofs- und Abtsreihen in Kirchen und Klöstern zu malen, schon häufig im ersten christlichen Jahrtaufend, wie Julius v. Schlosser betont hat, und sie erhielt sich durch das ganze Mittelalter bis in unser Jahrhundert. In Wessobrunn ließ z. B. Abt Paul II. (1460—1486) in der mit dem Capitel verbundenen Mariencapelle die Bildnisse aller seiner Vorgänger malen, und auch Tegernsee besaß in seiner Andreascapelle, die wohl mit dem Capitalsaal vereinigt war, bis zum Jahre 1650 eine gemalte Abtsreihe. Nördlich stieß an den Stamser Capitelsaal die Stiege zum Dorment, d. h. in das obere Stockwerk mit den Zellen der Mönche, und dieser schloß sich nördlich das Parlatorium, der Sprechraum der Brüder, an. Am nördlichen Kreuzgangflügel, also gegenüber der Kirche und von dieser am weitesten entfernt, zog sich wie gewöhnlich das Refectorium hin, das mit einem Glockenthürmchen auf dem Dachfirste versehen war. In der Mitte dieses Kreuzgangtractes stand auch die Brunnencapelle, quadratisch in den Garten hineinragend. In ihr erhob sich ein Röhrbrunnen mit drei Schalen über einander, dessen Zeichnung in der Hauptsache mit dem noch in Maulbronn erhaltenen, aber allerdings restaurirten Brunnen übereinstimmt. Die unterste Schale war von Stein, die beiden oberen waren aus Erz gegossen; die Ausgüsse der mittleren hatten die Form von Löwenköpfen. Den Abschluß gegen oben bildete eine Kugel, deren Oeffnungen das Wasser entströmte, und auf dieser stand ehemals eine Figur. An der mittleren Schale war ein lateinischer Spruch angebracht: Qui super astra micat Deus hunc fontem benedicat. Anno Domini 1288. Mit der Brunneninschrift gewinnen wir ein Datum für die Vollendung des Kreuzganges und hiemit die Gewiß-

Digitized by Google

heit, daß die spätromanischen Bauformen an demselben zwischen den Jahren 1272 und 1288 anzusetzen sind. Säulchen mit Knospencapitälen und mit Blattkelchcapitälen sowie mit attischen Eckknollenbasen, wie sie in den viergetheilten Fenstern des Stamser Kreuzganges sich fanden, treffen wir auch sonst in Tirol noch Ende des 13. Jahrhunderts, so z. B. in der Stiftskirche zu Innichen.

Zu den interessantesten Zeichnungen der Chronik gehört die Innenansicht des Calefactoriums, der Wärmstube. Da im Mittelalter die einzelnen Zellen der Mönche nicht geheizt wurden, so war ein in Verbindung mit dem Dormeut stehender Raum zur Wärmstube bestimmt. Und zwar wurde im 12. und 13. Jahrhundert und wohl noch später das Calefactorium mit unterirdischer Heizanlage gebaut. Der Besucher der ehrwürdigen und stimmungsvollen Hallen des Klosters Maulbronn erinnert sich jedenfalls der dortigen merkwürdigen Wärmstube. In Stams war dieses Gelaß an derselben Stelle wie in Maulbronn angeordnet, nämlich am östlichen Ende des oberen Geschosses des nördlichen Kreuzgangflügels. Während aber in Maulbronn die Wärme von der Feuerstätte durch zwanzig Röhren im Gewölbe in die darüber liegende Stube drang, stand in Stams der obere Raum mit dem unteren durch eine in der Mitte des Bodens angebrachte große rechteckige, mit einem hölzernen Gitter versehene Oeffnung in Verbindung. Die Stube hatte gegen Süden ein, gegen Norden zwei Fenster und war flach gedeckt.

Das Calefactorium ruft uns wie kein anderes Gelaß den großen Unterschied der Wohnlichkeit zwischen einem deutschen Kloster des Mittelalters und des Barock oder Rococo wach. Wer einmal einen solchen Raum betreten hat und demselben z. B. die freundlichen, man möchte fast sagen comfortablen Zellen in Ottobeuern in Schwaben entgegenhält, der begreift, wie frohgemuth die Mönche waren, als ihnen das 17. und 18. Jahrhundert warme und helle Wohnstätten brachte, und er versteht, wenn der Benedictinerpater Michael Braig in seiner Geschichte des Klosters Wiblingen erzählt, daß der Tag des Einzugs in den neuen, 1759 vollendeten Conventbau „für jeden alten Zellenbewohner rührend und angenehm war, wo er gleichsam eine Gruft mit einem schönen, gegen die Morgenseite liegenden Saal verwechselte". Auch in Stams wurde das alte Kloster nach und nach umgebaut. Der weiträumige, lang gedehnte Bau mit seinen beiden Kuppelthürmen und den zahlreichen großen Fenstern macht heute einen ungemein freundlichen und wohnlichen Eindruck, der noch gesteigert wird durch die Lage hart am Fuße der hoch aufragenden Berge.

Von Stams wandte ich mich nach dem Prämonstratenserstift Wilten bei Innsbruck. Die Stiftskirche und die Pfarrkirche bieten hier interessante Beispiele italienischer und deutscher Stuccaturen. Während in ersterer laut einer von dem Archivar mir bereitwilligst vorgelegten Quittung von 1713 Bernardo Posquelle mit drei anderen Italienern um das Jahr 1707 (Datum im Innern) eine völlig weiß gehaltene Stuckdecoration in noch ziemlich schweren Barockformen „zeichnete und ganz verfertigte", wurde die ungewöhnlich geräumige Pfarrkirche um 1754 von Meistern der Wessobrunner und Augsburger Schule in blühendem Rococo ausgestattet. Leider fehlen nach Versicherung des Archivars die Rechnungen über den Bau. Aber die sehr flotten Fresken sind inschriftlich als Werk des Matthäus Günther bezeugt, des bekannten Augsburger Meisters, der aus der Wessobrunner Gegend stammte und oft mit Wessobrunner Stuccatoren gemeinsam an Kirchenausstattungen arbeitete. Soll ich vermuthungsweise den Namen des Stuccators nennen, so dürfte einer der beiden Feichtmayr in Betracht kommen, mit deren Formensprache die Stuccaturen sehr verwandt sind. Hat ja doch auch J. L. Sponsel in seiner vorzüglichen Publication über die Abteikirche zu Amorbach, auf welche ich demnächst eingehender zu sprechen komme, ein Beispiel gemeinsamer Thätigkeit Günthers und Johann Michael Feichtmayrs bekannt gemacht. Leider wird der Genuß der reizvollen, ganz die Frohnatur der bayerischen Meister des Alpenvorlandes zeigenden Innendecoration gegenwärtig sehr verkümmert durch die Glasgemälde, mit welchen die Kirche seit etwa zwanzig Jahren versehen ist. Wie schädlich bunte Glasmalereien in einem Rococobau wirken, kann man kaum irgendwo so gut studiren wie hier. Die leuchtenden Farben der Glasgemälde beeinträchtigen das Colorit der Fresken, das neben ihnen matt und stumpf erscheint. Besonders unheilvoll erweist sich die Wirkung für die Wandgemälde, welche die Flächen zwischen den Fenstern des Langhauses schmücken. Und im Chor, wo auch die Oberlichter verdunkelt sind, kommt das Deckenfresko vollends nicht mehr zur Geltung. Der Farbensinn, welcher in den Rococobauten waltet, ist eben ein gänzlich verschiedener von jenem, der die mittelalterlichen Kirchen mit ihren Glasgemälden beherrscht.

Der Zusammenhang der Wiltener Pfarrkirche mit der südbayerischen Schule wird auch dadurch belegt, daß der prächtige Hochaltar 1755 von Franz Karl Fischer, fürstlich Augsburgischem Bildhauer in Füßen, geliefert wurde. Den Gipsmarmoraltar der früheren Pfarrkirche hatte im Jahre 1728 Anton Gigl verfertigt, ein Meister, der wahrscheinlich aus der Wessobrunner Stuccatorenfamilie dieses Namens stammt. Auch vier Seitenaltäre rührten von ihm her.

Von Wilten ist nur eine Viertelstunde nach Innsbruck. Mein erster Gang galt der Hofkirche, welche durch die kunstvollen Erzfiguren vom Grabdenkmale des Kaisers Max einen wahrhaft monumentalen Eindruck macht und uns so recht zum Bewußtsein bringt, daß wir vor der Schwelle der reichen und großartigen Denkmälerwelt Italiens stehen. Aber nicht von dem Grabmonumente des Kaisers will ich sprechen, sondern von einer baulichen Eigenart der Kirche, einer spätgothischen, dreischiffigen Hallenanlage. Im östlichsten Joch des Langhauses, unmittelbar vor dem Presbyterium, zieht durch alle drei Schiffe eine von Gewölben getragene Empore, auf welcher die Orgel steht. Diese Empore erscheint mir deßwegen so interessant, weil sie eine Vorstellung von dem oberen oder Mönchschor gibt, der nach alten Beschreibungen in der Klosterkirche zu Ebersberg in Oberbayern in den Jahren 1450—1452 erbaut wurde und auf dessen Werth für die Kunstarchäologie ich in meinen Studien aus der Kunstgeschichte des Klosters Ebersberg (Das Bayerland 1895 Nr. 34—38) aufmerksam gemacht habe. Das Innere der Hofkirche zeigt reiche Stuckdecoration aus der Zeit um 1670—1680, ähnlich jener in der Theatinerkirche in München und sicher gleich dieser von Italienern ausgeführt. Italienischen Stuck finden wir auch in der Universitätskirche (1627—1646). Er besteht hier wesentlich, entsprechend der früheren Zeit, aus Rahmenwerk, bei welchem aber Tuchdraperien, Engelsköpfchen, Fruchtschnüre und Fruchtbündel schon eine große Rolle spielen. Am Chorgewölbe fallen vier Engel auf, lange Figuren, welche die Beine und zum Theil auch die Arme frei vorstrecken. Aehnliche Engel kommen auch im Stuck altbayerischer Kirchen um 1660 vor, so in Wiedenzhausen im Bezirksamte Dachau. Im Gegensatze zu diesen italienischen Arbeiten läßt die Ausstattung der hl. Geist- oder Spitalkirche, welche nach C. Gurlitt aus dem Jahre 1705 stammt, auf einen Tiroler Künstler schließen. Der Meister handhabt zwar im wesentlichen die Formenwelt der damaligen Wessobrunner, steht aber in künstlerischer Beziehung weit hinter diesen zurück. Das flache Relief und die krausen Formen machen den Eindruck von Zuckerbäckerarbeit.

Digitized by Google

Weit bedeutender als diese Barockdecorationen Innsbrucker Kirchen ist die Ausstattung der Klosterkirche Neustift bei Brixen. Wie ein Gruß aus dem bayerischen Voralpenlande muthet es uns an, wenn wir den stattlichen Bau betreten. Und in der That dürfen wir Neustift als die südlichst gelegene große Klosterkirche bewundern, welche ihren Schmuck in der Hauptsache durch deutsche Künstler erhalten hat. Schon andere haben hervor, daß hier Matthäus Günther die Gewölbe mit Fresken in glänzender Weiss schmückte. Die reiche Stuckdecoration zeigt den frühen Rococostil und weist durch die häufige Anwendung des verschlungenen Bandwerks und andere Motive auf südbayerische Meister. Leider war auch hier, gleichwie in Wilten, das Forschen nach alten Baurechnungen ergebnißlos. Doch konnte mir der Stiftsarchivar mittheilen, daß laut Eintrag im Taufbuch dem „Herrn" Anton Gigl, Stuccator aus Innsbruck, der bei dem Kirchenbau arbeitete, am 12. März 1739 ein Söhnchen getauft wurde. Wie die Inschrift am spätromanischen Westthurm angibt, wurde die Restauration der Kirche 1739 vollendet. Wenn Gigl auch als Innsbrucker bezeichnet wird, so schließt dies nicht aus, daß er, wie ich schon oben vermuthete, aus Wessobrunn stammte; er kann, bevor er nach Neustift gerufen wurde, längere Zeit in Innsbruck gearbeitet, ja vielleicht dort sich ansässig gemacht haben. Angesichts der Bedeutung, welche der Wessobrunner Schule für die Geschichte des Barock und Rococo zukommt, wäre es sehr zu begrüßen, wenn tirolische Forscher Klarheit über die Herkunft des Stuccators Anton Gigl schaffen würden.

Den Schluß meiner kunsthistorischen Fahrt bildete die Gegend von Meran und das Ziel war der ehemalige Wessobrunner Klosterhof in Gratsch oder, wie die Leute das Anwesen kurz und bündig nennen, Wessobrunn. Der Hof diente den Mönchen des bayerischen Klosters einst zur Bewirthschaftung ihrer dortigen Güter, namentlich der Weinberge; jetzt ist es eine Kaffee- und Weinwirthschaft, welche von den Curgästen Merans viel besucht wird. An die alten Zeiten erinnern außer dem Namen noch einige Wandgemälde, Ueberreste der ehemaligen Hausbemalung. Wir sehen den hl. Abt Waltho, wie er Wasser in Wein verwandelt, gemalt 1719, ferner das Gnadenbild von Heuwinkel bei Iffeldorf, über der Wallfahrtskirche und dem Dorfe schwebend, gemalt 1725, endlich das Gnadenbild von Vilgertshofen bei Landsberg, also Motive aus der Geschichte Wessobrunns. Die Malereien sind flüchtig hingeworfene und anspruchslose Arbeiten, aber sie erwecken doch das Interesse in hohem Grade. Denn sie deuten auf die regen Beziehungen zwischen Bayern und Südtirol, welche in den italienischen Einflüssen der bayerischen Kunst schon von der Zeit der Christianisirung an ihren Ausdruck fanden. Und darin beruht ihr geschichtlicher Werth. Mögen sie noch lange so sorgfältig gehütet werden wie jetzt und auch in Zukunft gar manchen erfreuen, der auf einer Fahrt nach dem Süden die Kenntniß seiner deutschen Heimath zu vertiefen sucht!

Mittheilungen und Nachrichten.

sz. **Lehrsystem des Kirchenrechts und der Kirchenpolitik.** Von Dr. Wilhelm Kahl, Professor der Rechte. Freiburg i. B. und Leipzig. J. C. B. Mohr. 1894. — Das Kirchenrecht als Disciplin der Rechtswissenschaft hat heutzutage einen außerordentlich ungewissen Bestand. Vielfach wird die Ansicht vertreten, nur die staatlichen Vorschriften über kirchenrechtliche Verhältnisse sollten noch in Berücksichtigung gezogen und mit Rücksicht auf ihren geringen Umfang als Theil des Staatsrechts gelehrt werden; alles übrige, was derzeit als Kirchenrecht vorgetragen werde, habe lediglich theologisches, culturhistorisches, allenfalls rechtshistorisches Interesse und könne nur im System der entsprechenden Materien einen Platz beanspruchen. Was gehe es den Juristen an, auf welche Weise der Primat des römischen Bischofs entstand, welche Stellung den Bischöfen des oströmischen, welche denen des fränkischen Reiches zukam? Was kümmere ihn der Streit zwischen Papalsystem und Episkopalsystem, die Unterscheidung zwischen Devolutions- und Revolutionstheorie, die hierarchische Ordnung der einzelnen Religionsgenossenschaften? Wer sich dafür interessire, der möge bei der theologischen Facultät Belehrung suchen; sie in der juristischen Facultät zu bieten, sei kein Anlaß. Wichtigere Lehrgegenstände würden durch die Beibehaltung des Kirchenrechts in der hergebrachten Ausdehnung hintangesetzt; wie solle sich das rechtfertigen? Es liegt etwas Wahres in diesen Anfechtungen. Das Kirchenrecht wird gegenwärtig in einer Ausführlichkeit vorgetragen und — das ist das wichtigere Moment — als Prüfungsgegenstand herangezogen, die mit seiner Wichtigkeit für den weitaus größten Theil der Hörer in keinerlei Verhältniß steht. Unmöglich kann man es als richtig bezeichnen, daß der auf seine Befähigung für die Praxis zu prüfende Candidat Aufschluß über die gregorianischen Decretalensammlungen, die quinque compilationes antiquae, die kanonischen Weihehindernisse, die Congregationen des Cardinals-Collegiums geben soll, während ihm beispielsweise über die Zwangsvollstreckung nur die einfachsten Fragen gestellt werden können, da hievon in der Vorlesung über Civilproceß nur dürftige Umrisse vorgetragen werden und die wichtige und schwere Materie der Zwangsvollstreckung in Immobilien regelmäßig außer Darstellung bleibt. Es ist entschieden an der Zeit, aus der juristischen Vorlesung über Kirchenrecht — die theologische, sowohl bei katholischen wie protestantischen Facultäten, kommt nicht in Betracht — die unnützen Theile auszuscheiden und eine Neugestaltung von größeren Gesichtspunkten aus vorzunehmen. Als Leitfaden hiefür wird zu dienen haben, daß vor allem das Verhältniß zwischen Staat und Kirche zur bestimmten Fassung gelangen muß; das kann nicht ohne Heranziehung geschichtlichen Stoffes geschehen. Die Kirchengeschichte ist vom Kirchenrecht, das in all seinen Erscheinungen mehr als irgend ein anderer Zweig des Rechts das Gepräge des allmählich Gewordenen trägt, nie zu trennen. Aber die Auswahl aus der überreichen Menge des Interessanten hat mit steter Rücksicht auf den Zweck und mit möglichster Einschränkung zu erfolgen, damit nicht eine Summe von Einzelheiten die Uebersicht über das Ganze verwirre. In ganz gleicher Weise ist die innere Organisation der einzelnen Kirchen nur so weit zu schildern, als sie für die Darstellung des Verhältnisses von Staat und Kirche von Bedeutung ist. Diese Sparsamkeit schafft dann Raum für eine Einlassung auf das Gebiet der Kirchenpolitik, der Entwicklung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, wie es sein kann — natürlich nicht, wie es nach Ansicht des jeweiligen Lehrers sein soll. Gerade dieses Gebiet wird in Verkennung seiner Wichtigkeit und fesselnden Kraft vielfach nur nebenhin gestreift. Daran hat sich dann die Vorführung der staatskirchenrechtlichen Vorschriften zu schließen. In dieser Gestalt hat das Kirchenrecht noch immer seinen Platz unter den fachlichen Lehrfächern. Das hier zur Besprechung stehende Werk, von dem leider immer noch nur die erste Hälfte vorliegt, ist in der wünschenswerthen Großzügigkeit angelegt. An eine Begriffsbestimmung von Kirche und Recht, in der besonders Sohms geistvolles Werk über Kirchenrecht zur Würdigung gelangt, schließt sich eine ausführliche, für die Vorlesung natürlich stark zu kürzende Untersuchung über die Quellen des Kirchenrechts, worauf dann der dritte und bedeutendste Abschnitt, Staat und Kirche in ihren wechselseitigen Beziehungen, folgt. Da Sohm noch nicht über den ersten, die geschichtlichen Grundlagen des Kirchenrechts behandelnden Theil seines Werkes hinausgekommen ist, erscheint das vorliegende Buch als die modernste Arbeit auf dem Gebiete des Kirchenrechts.

A. F. Neue **Versuche mit flüssiger Luft.** Seitdem die Berliner Gesellschaft „Urania" eine Linde'sche Maschine zur Verflüssigung der Luft besitzt, bringt sie von Zeit zu Zeit neue Ueberraschungen mit dieser wunderbaren Flüssigkeit, welche anscheinend unaufhörlich gleich kochendem Wasser dampft, in Wahrheit aber bei ihrer Verflüchtigung nur so ungeheure Kälte in die benachbarten Luftschichten trägt, daß deren Wassergehalt sich zu Nebel verdichtet und jene Täuschung hervorruft. Alle diese Versuche werden mit großer Anschaulichkeit vorgeführt. Viel trägt dazu die geschickte Verwendung des Projectionsapparats mit seiner stark vergrößerten, deutlichen Wiedergabe feinster physikalischer und chemischer Vorgänge bei. Es liegt gerade in diesem Einblick in das Spiel der Kräfte ein eigenthümlicher Reiz. Man fühlt sich der Lösung des Welt-

Digitized by Google

räthsels um ein Stück näher und nageweht von der Elemente Liebe und Haß, wenn man beispielsweise sieht, wie in ein cylindrisches Gefäß mit flüssiger Luft, das zwischen die Pole eines Elektromagneten gebracht ist, im Augenblick des Magnetisirens Leben und Bewegung bekommt, wie der vorher ruhige Flüssigkeitsspiegel sich an den Seiten, nach beiden Polen des Magneten hinaufsiedend, erhebt und in der Mitte sich vertieft; aber wenn vorgeführt wird, wie Salzsäure und Aegnatron, deren aerwaadtschaftliche Liebe so groß ist, daß sie sich bei gewöhnlicher Temperatur unter Feuererscheinung verbinden, auf die Temperatur der flüssigen Luft abgekühlt, gleichgültig neben einander verharren, bis unter dem Einfluß der elektrischen Lampe des Projectionsapparats die Temperatur sich auf den Punkt erhöht hat, wo beide Stoffe sich vereinigen können. In diesem Moment hat man den Eindruck des Einanderverschlingens der unwiderstehlich zu einander gehörenden Stoffe. Welch ungeheure Kälte und große Hitze dicht nebeneinander liegen können, zeigt der Versuch, einen mit klarer flüssiger Luft, die vom Kohlensäureschnee durch Filtrieren sorgfältig geschieden ist, gefüllten Glaskolben statt einer Sammellinse für die Licht- und Wärmestrahlen der elektrischen Lampe des Projectionsapparats zu verwenden. Im Brennpnakt dieser beinahe 200 Grad kalten Linse, abgleich er kaum einen Zoll von der Wandung des Kolbens entfernt ist, kann man Papier entzünden und die Cigarre anstecken. Höchst überraschend ist die Einwirkung hoher Kältegrade auf fast alle Stoffe, mit Ausnahme der Metalle, sie im Dunkeln selbstleuchtend zu machen, nachdem sie vorher eine kurze Zeit lang von einer kräftigen Lichtquelle bestrahlt warden sind. Ein zuerst in flüssige Luft eingetauchtes Stück Baumwollenwatte, das alsdann auf kurze Zeit dem Licht einer elektrischen Lampe ausgesetzt wird, leuchtet im Dunkeln mit prächtigem grünen Licht. Blei wird, mit flüssiger Luft abgekühlt, derart hart und entsprechend elastisch, daß es, angeschlogen, einen metallischen Klang gibt, der ihm sonst nicht zu entlocken ist. Umgekehrt verliert ein bei gewöhnlicher Temperatur hochelastischer Gummischlauch durch kurzes Eintauchen in flüssige Luft seine beste Eigenschaft in solchem Grade, daß er wie Glas hart, spröde und zerbrechlich wird. Flüssige Luft enthält wegen der Eigenschaft des Sauerstoffes, schon bei höherer Temperatur flüssig zu werden, als der Stickstoff, beide Stoffe in anderem Verhältniß, als sie in der atmosphärischen Luft vertreten sind, nämlich etwa $^2/_3$ Sauerstoff und $^1/_3$ Stickstoff. Da letzterer aber bei höherer Temperatur fest wird, als ersterer, nämlich bei — 213 Grad, so bietet eine weitere Temperaturerniedrigung der flüssigen Luft bis auf jenen Punkt die Möglichkeit, den Stickstoff abzutrennen. In der Urania wird dies Experiment in anschaulichster Weise vorgeführt. Durch Verbindung des flüssige Luft enthaltenden Gefäßes mit einer Luftpumpe wird die Verdampfung der Flüssigkeit gefördeer und hiedurch mit Leichtigkeit jene Temperaturerniedrigung erreicht, bei der man mittelst des Projectionsapparats den festwerdenden Stickstoff sich deutlich in Flockenform ausscheiden sieht. Ganz geheimnißvoll ist die Einwirkung des hohen, unter Anwendung flüssigee Luft leicht erreichbaren Kältegrades auf den Magnetismus des Eisens. Weiches Eisen verliert an seiner Magnetisirbarkeit die Hälfte, hartes Eisen gewinnt dagegen das fünffache. Die erstere Erscheinung ist mit der bei hohen Kältegraden wachsenden Trägheit der Molecule in Uebereinstimmung, die zweite dagegen völlig räthselhaft. Vielleicht entspringt aus dieser Erkenntniß weitere Einsicht in das Wesen des Magnetismus. Jedenfalls ist diese Thatsache in Verbindung mit der Erscheinung des Selbstleuchtens stark abgetönter Stoffe Beweis dafür, daß die niedrigen Temperaturen nicht ohne weiteres gleichbedeutend sind mit der Starre des Todes, wenn sie diese Wirkung auch in vielen Fällen hervorrufen. Wie im hohen Norden Licht und Farbe selbst in der halbjährigen Nacht nicht fehlen, sondern nur anderen Ursprungs sind, so scheinen auch die niedrigsten Temperaturen in besonderer Art befähigt, Licht und Farbe hervorzuzaubern.

* Mr. Morris K. Jesup, Präsident des amerikanischen Museums für Naturgeschichte, rüstet, wie „Nature" mittheilt, eine anthropologische Expedition aus, die auf einer siebenjährigen Reise (deren Kosten auf mehr als 60,000 Doll. geschätzt werden) sich mit dem Studium des vorgeschichtlichen Menschen in allen Theilen der Welt beschäftigen soll. Die Expedition wird von dem Anthropologen Prof. F. W. Putnam, dem Secretär der „American Association for the Advancement of Science", geführt werden. Ihm zur Seite stehen Dr. Franz Boas, der mehrere Jahre unter den Indianerstämmen des nordwestlichen Amerika zugebracht hat, und ein Stab von Assistenten. Man will sich zuerst nach der Nordwestküste von Nordamerika, nördlich von Britisch-Columbia, begeben und die Küste bis nach Alaska und der Beringstraße hinaufgehen. Darauf wird die Expedition nach Asien hinübersetzen, in Sibirien und China thätig sein und den Indischen Ocean entlang auch Aegypten ziehen.

* **Straßburg.** Der bisherige ordentliche Professor für classische Philologie an der Universität Gießen Dr. Eduard Schwartz ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Kaiser Wilhelms-Universität ernannt worden.

* **Kiel.** Dr. Ludwig Cluiſen, bisher Professor an der Technischen Hochschule zu Aachen, ist zum ordentlichen Professor an der philosophischen Facultät hiesiger Universität und als Nachfolger des nach Bonn berufenen Professors Curtius zum Director des chemischen Laboratoriums ernannt.

* **Wien.** Die Errichtung eines archäologischen Instituts in Wien ist vom Kaiser genehmigt worden. Dieses Institut soll — unter der Voraussetzung der verfassungsmäßigen Genehmigung der erforderlichen Mittel — zu Beginn des Jahres 1898 ins Leben treten. Seine Aufgaben werden bilden: die Leitung und Ueberwachung der vom Staat unternommenen oder geförderten Forschungen und Arbeiten auf dem Gebiete der classischen Archäologie, die Veranstaltung archäologischer Reisen, Expeditionen und Grabungen, die Herausgabe von Publicationen und Werken, die Oberleitung der selbständigen staatlichen Antikensammlungen, die Ueberwachung aller staatlich subventionirten Grabungen und die Stadienleitung der österreichischen Reisestipendiaten im Auslande hinsichtlich ihrer archäologischen Studien. Der statutenmäßige Wirkungskreis der Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale, insbesondere der ersten Section dieser Commission, wird durch die bezeichneten Aufgaben des archäologischen Instituts nicht berührt; das letztere wird überdies in allen inländischen Angelegenheiten im Einvernehmen mit der Centralcommission vorzugehen haben. An die Spitze des Instituts soll ein vom Kaiser ernannter Director berufen werden, welchem das erforderliche Hülfspersonal, darunter vier Secretäre mit Staatsbeamtencharakter, beigegeben würde. Die Secretäre werden nach Bedarf auch im Auslande, und zwar zunächst in Athen und im Orient, verwendet werden. Für die Arbeiten technischer Natur wären die nöthigen Fachkräfte von Fall zu Fall vom Director beizuziehen. Um den Vertretern und Freunden der archäologischen Wissenschaft in allen Theilen Oesterreichs die Möglichkeit thatkräftiger Mitwirkung an den Arbeiten des archäologischen Instituts zu bieten, sollen demselben außer den systemmäßig angestellten wissenschaftlichen Beamten als Mitglieder angehören: die Professoren der archäologischen Wissenschaft an sämmtlichen österreichischen Universitäten, die Vorstände der selbständigen staatlichen Antikensammlungen, schließlich eine Anzahl vom Minister für Cultus und Unterricht eigens hiezu berufener Persönlichkeiten. Die Mitglieder des Instituts sollen in der Regel alljährlich zu gemeinsamen Berathungen unter dem Vorsitz des Ministers für Cultus und Unterricht zusammentreten. Die k. k. Behörden und die vom Staate erhaltenen oder subventionirten wissenschaftlichen Institute und Vereinigungen sollen berufen sein, das archäologische Institut in seiner Wirksamkeit zu unterstützen, wie dasselbe andererseits deren einschlägige Arbeiten thatkräftig zu fördern haben wird.

* **Olmütz.** Der mährische Archäolog Dr. Heinrich Wankel ist am 5. ds. Mts. hier gestorben.

* **Neuenburg** (Schweiz). Hier starb, 33 Jahre alt, Professor Léon du Pasquier, Lehrer der Geologie an hiesiger Akademie und als solcher der Nachfolger August Jaccards. Der Verstorbene war Secretär der internationalen Gletschercommission.

* **Christiania.** Zu einer neuen wissenschaftlichen Expedition in das nördliche Polarmeer im Frühjahr 1898 hat Capitän Sverdrup, wie der „Voss. Ztg." gemeldet wird, bei der norwegischen Regierung die Ueberlassung des „Fram" beantragt. Der „Fram" gehört dem norwegischen Staat und liegt gegenwärtig auf der Kriegswerft in Horten. Kürzlich haben Sverdrup und Colin Archer, der Erbauer des „Fram", das Schiff untersucht, um festzustellen, welche Aenderungen daran vorzunehmen seien, denn die geplante Expedition soll 16 Theilnehmer umfassen. Es müssen daher einige weitere Räume geschaffen werden. Sverdrup und Colin Archer schlagen vor, über dem Hauptdeck ein neues Deck anzulegen, sowie eine ganze Reihe weiterer Aenderungen in der Anordnung der Cajüten vorzunehmen. Archer ist der Ansicht, daß der „Fram" dadurch nur noch an Seetüchtigkeit gewinnen wird. Ferner wird das Schiff mehr Segel erhalten. Die Kosten für die Aenderungen werden auf etwa 20,000 Kr. veranschlagt.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 8. April. Nummer 79.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die moderne Wiener Schule und das Drama. Von Hans Sittenberger. — Beste und billigste Armenpflege. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die moderne Wiener Schule und das Drama.

In den Kinderstuben spielen die Erbpuppen eine gar wichtige Rolle; das weiß jede Mutter. Diese Dinger heißen so, weil sie vom ältesten Kind auf das jüngste erbten. Sie haben aber möglicherweise ein noch weit ehrwürdigeres Alter; vielleicht hat schon Mama als Kind damit gespielt. Natürlich sind sie jetzt abgegriffen und können sich mit dem blanken Spielzeug, das der letzte Weihnachtsabend brachte, nicht im entferntesten vergleichen. Eine Zeit lang mögen sie wohl in einem Winkel liegen bleiben; aber dann holen die Kinder sie immer wieder hervor. Diese Erbpuppen sind ihnen vertrauter als alles andere, sie sind ihre Lieblinge, und die Kleinen hängen daran mit einer Art von Pietät, die sich gar nicht verdrängen läßt.

Genau so geht es mit den dichterischen Stoffen. Auch die Poesie, die so schön mit dem Ernst des Lebens zu spielen weiß, hat ihre Erbpuppen. Einmal in grauer Vorzeit dem Menschen beschert, kommen sie von Geschlecht zu Geschlecht, sie werden nie unmodern und, wie alt sie auch sind, sie altern nicht. Sie locken immer wieder, ein geheimer Reiz lebt in ihnen. Als der Mensch aus seiner Thiernatur sich erhob, da sah er, daß der Winter die Sonne mitnehme, daß aber dann der Lenz komme und das leuchtende Tagesgestirn wieder zurückbringe. Das war eine wichtige Entdeckung. Das menschliche Gehirn hielt sie durch die Kraft der Erinnerung fest, und der Mensch freute sich seines Wissens. Er gab ihm Gestalt. Aus dem Winter ward der Eisriese, aus der Sonne eine holde Jungfrau, aus dem befreienden Lenz ein lichter Gott. Noch war das alles ein Symbol für Erkenntniß der Natur, aber spätere Zeiten sahen darin nur noch das menschlich Erlebte. Sie formten weiter, sie änderten, deuteten, begründeten nach ihrer Art, und immer energischer trat der Mensch hervor. So bildeten sich die großen Sagen, die gewaltigen Epen, so entstand das traute Märchen. Und was so das Volk in Jahrtausenden fortschreitender Cultur geschaffen, das lag nun bereit für das Genie eines Einzelnen. Wenn der Dichter einen solchen Stoff nur anzufassen versteht, dann darf er der tiefsten Wirkung gewiß sein. Die Natur selbst, die heilige Mutter, hat seiner Fabel das Leben geschenkt, und das Heimweh nach der Kindheit des Menschengeschlechtes zittert in ihr. Das ist's, was an einem Märchenspiele so unwiderstehlich reizt, mag das Spiel selbst auch dürftig sein, wie etwa Holger Drachmanns „Es war einmal“.

Natürlich kann der Dichter seinen Stoff auch vom Märchenhaften loslösen, ohne damit den geheimnißvollen Zusammenhang mit der Urzeit menschlichen Wirkens zu zerstören. Das Größte, was Dichtergeist je geschaffen, formte er aus dem Erbgut der Menschheit. Es gehört aber viel Muth und Kraft und außergewöhnliche Erfindungsgabe dazu, die alten, ehrwürdigen Stoffe aufs neue zu beleben. Haben sie ihre classische und für lange Zeit gültige Gestalt einmal erhalten, so wissen die Nachfahren sich nicht damit zu fassen. Es entsteht dann Stoffmangel und damit das Suchen und Drängen nach neuen Stoffen. Man fordert vom Dichter, daß er originell sei, und erblickt diese Originalität in der unerhörten Fabel. Das ist immer ein Zeichen künstlerischer Unfähigkeit, ja Unfruchtbarkeit. Freilich scheint das nicht so; man glaubt im Gegentheil Fund auf Fund zu machen. Man ist ja bestrebt, dem Alten das Neue und diesem das Neueste entgegenzusetzen.

Hatte früher der große, schlichte Stoff, die Einfachheit gewirkt, so will man nun durch besondere, frappante Züge, durch Raffinement den Erfolg erzwingen. Früher galt der große, gewaltige Zug der Begebnisse, nun überwuchert das Detail. An Stelle der ungesuchten Natürlichkeit tritt das aufdringliche Streben nach Naturwahrheit. Einst trat uns aus dem Gang der Ereignisse eine bunt bewegte Seelenwelt gleichsam von selbst entgegen, nun verlieren sich die Dichter in tausenderlei psychologische Tüfteleien, die sie durch einen äußerlich erfundenen Vorgang meist nur sehr nothdürftig unter einen Hut bringen. Wo uns einst das Symbol ergriff mit geheimnißvoller Macht, dort finden wir nun ein unfruchtbares, unverständiges, geschraubtes Symbolisiren.

Das gilt nicht nur für heute. Es war im wesentlichen immer so in Zeiten des Ueberganges. Aber dieses Irren, dieses Abschweifen vom richtigen Wege hat doch auch ein Gutes. Man macht gleichsam Streifzüge in bisher unerschlossene Gegenden. Eine Menge Dinge, von denen wir noch kaum die Namen wußten, werden uns allgemach bekannt. Was uns als etwas Neues zuerst verstörte und verblüffte, wird uns mit der Zeit vertraut, wir erkennen es als natürlich. Dann kommt plötzlich wieder die große Sehnsucht nach dem Alten, Ewigen; aber wir haben mittlerweile hinzugelernt, wir sehen es nun mit ganz anderen Augen an als vordem, es hat gleichsam seine Kreise weiter gezogen. Und das ist dann eine neue Blüthe der Kunst.

Unsere Literatur befindet sich augenblicklich in einer Epoche des Ueberganges. Eine mächtige Gährung hat die gesammte Kunst unserer Zeit, nicht zum mindesten die Dichtkunst, ergriffen. Am Ausgangspunkte stand der Naturalismus. Er leitet ja fast jede literarische Revolution ein. Wenn die alte Kunst zur leeren Form herabsinkt, stellt sich von selbst das Streben nach Wahrheit ein. Im vorigen Jahrhundert war es der Naturalismus des Gefühls, der die neue Kunst einleitete; er schwelgte in Ekstase und krankte an Uebertreibung. Aber die Auswüchse ließen sich leicht beschneiden, das richtige Maß bald finden. Die literarische Revolution der Gegenwart

Digitized by Google

begann mit dem Naturalismus der Thatsachen. Etwas pedantisches haftete ihm von Haus aus an, seine professorenhafte Gründlichkeit verkannte die Möglichkeiten dichterischer Darstellung. Er verschmähte das Charakteristische, weil es ihm nicht naturwahr genug erschien. Damit näherte er sich von selbst dem Idealismus. Der künstlerischen Revolution von heute war gleich zu Beginn ein reactionäres Ferment beigemischt, und es ist durchaus kein Zufall, daß den Naturalismus die Nachahmung längst verschollener Stilarten ablöste. Der Weg zum gesunden Realismus war viel weiter als zum Symbolismus, Mysticismus, Doctrinarismus ꝛc.

Diese literarische Bewegung, die von Frankreich ihren Ausgang nahm und im Norden rasch erfaßt wurde, machte sich verhältnißmäßig spät erst in Oesterreich geltend. Es drangen eigentlich nur die letzten, auslaufenden Wellen hieher, und unter den modernen Dichtern deutscher Zunge sind die Wiener die jüngsten. Vorbildlich wurden für sie der Hauptsache nach die Franzosen, und zwar weniger die Autoren, welche die Revolution ins Leben riefen, als vielmehr jene, welche deren Erbe antraten. Maupassant etwa wies im allgemeinen die Richtung, und Bourget mit seinem psychologischen Spintisiren gab den Einschlag. Dazu gesellte sich der Einfluß des schwachköpfigen Mystikers Maeterlinck und der decadenten Lyrik à la Verlaine. Auch die englischen Praerafaeliten fanden Nachahmung. Ibsen hat mehr formal als inhaltlich auf die Wiener gewirkt. Von ihm lernten sie jenes seltsam flatternde, scheinbar natürliche Gespräch, das Vollpfropfen des Dialoges mit Gedanken und Anspielungen zur Erläuterung der Personen und der Fabel ohne Rücksicht auf die jeweilige Situation. Von ihm lernten sie die aufdringliche, ganz veraltete Selbstcharakteristik der Personen geschickt hinter einem modern schillernden Mäntelchen verbergen. Ihr Dialog gemahnt, wie derjenige ihres Meisters, an die primitiven Narrenspiele vor Hans Sachs, allwo die Personen mit großer Höflichkeit sich selber vorstellen: ich bin der und der, und so und so ist meine Art. Hie und da findet man bei den Wienern auch Anklänge an die blutarme, lächerlich aufgedunsene Wissenschaftlichkeit Strindberg'scher Schöpfungen. Daß Rußland nicht unbeachtet blieb, versteht sich von selbst. Aber die russische Literatur wird der Hauptsache nach doch nur auf dem weiten Umwege der Uebersetzung vermittelt, und der hervorragendste Vertreter der modernen russischen Dichtung, Graf Leo Tolstoj, steht unserer Anschauung doch zu fern, als daß er tiefer einwirken könnte. Verhältnißmäßig gering war der Einfluß Deutschlands. Nietzsche's Ideen allerdings fanden Eingang, und die blendenden Schlagworte, die er ausgegeben, wurden auch von den Wienern begierig aufgegriffen. Aber die deutsch schreibenden Dichter wirkten nicht allzu merklich ein, und das ist erklärlich. Die Berliner und Münchener sind ja selbst nur Schüler, sie sind gleichsam die älteren Kameraden der modernen Wiener Autoren.

So hat Jung-Wien von da und dort, von überall gelernt. Es wäre jedoch ungerecht, seine Poesie für nichts weiter als Nachhall auszugeben. Eine gewisse Eigenart fehlt ihr nicht und kommt schon in dem besonderen Mischungsverhältniß zum Ausdruck. Einheitlichkeit, Klarheit, eine bestimmte Richtung ist freilich nicht zu gewahren. Man sucht, man tastet nach allen Seiten. Consequent bleibt man sich hauptsächlich darin, daß man sich selbst widerspricht. Bei allen Wirrnissen der literarischen Zustände finden sich aber doch gewisse gemeinsame Merkmale, und es geht wohl an, von einer modernen Wiener Schule zu reden.

In der That machen unsere heimischen Autoren Schule, wenigstens unter sich. Und das ist eigentlich sehr merkwürdig. Denn die Herrn geben sich außerordentlich subjectiv. In dem schrankenlosen Ausleben, in der von Scrupeln unbeirrten Ausbildung des Ichs erblicken sie die Aufgabe des Menschen. Man sollte glauben, das würden sie auch für den Dichter gelten lassen. Aber weit gefehlt! Theoretisch mögen sie ja daran festhalten, in der Praxis huldigen sie aber ganz anderen Ansichten. Ein moderner Wiener Dichter sieht dem andern verzweifelt ähnlich. Sie haben dieselben Gedanken, dieselbe Form, just so wie sie dieselben Cravatten tragen und dieselben Stirnlocken. Die blonde Stirnlocke ist kleiner, die schwarze größer, auch besser geölt und gekräuselt, aber das ist der ganze Unterschied. Eine Zeit lang hatten die Herrn auch eine Wappenblume, die Tuberose natürlich. Man denkt fast an den famosen Palmbaum der gottseligen Opitzianer. Es ist, als ob die Herren die Begriffe modisch und modern verwechselten. Jedenfalls ist ihnen das Moderne auch Modesache. Diese Hypersubjectiven empfinden durchaus nicht das Bedürfniß, ihr dichterisches Selbst in Einsamkeit reifen zu lassen, im Gegentheil: sie können gar nicht anders als im Ensemble arbeiten, sie kochen ihre Süpplein einträchtiglich miteinander. Ihre Unselbständigkeit ist rührend. Sie machen's wie die Zimmermaler: sie benützen Patronen; die Figuren bleiben immerzu dieselben, nur die Farbe wechselt. So hat ihre Dichtung etwas von Heerdenpoesie an sich. Ihr Subjectivismus ist gleichsam übergeschnappt, er empfindet sich als Typus. Darum wollen sie auch, so widersinnig das ist, das Subjective typisch fassen. Natürlich nähern sie sich damit dem weitest vorgeschrittenen Idealismus, von dem sie eigentlich nur der Mangel an Logik trennt.

Was sie für Subjectivismus halten, ist im Grunde nichts weiter, als große Impressionibilität. Sie sind immer nur das, was ihre Eindrücke sind, und vermögen diesen kein starkes Ich entgegenzusetzen. Natürlich machen sie aus dem Mangel einen Vorzug und die Schwäche, womit sie sich willenlos jedem Eindruck überlassen, scheint ihnen eine besondere Gabe, die geheimsten Regungen ihres Ichs zu behorchen und ihnen zu folgen. Daher kommt denn auch das haltlose Schwanken zwischen den extremsten Stilen, das so oft auffällt. Sie möchten am liebsten alles vereinigen, weil sie nicht die sichere Kraft der Wahl besitzen. Seltsame Widersprüche finden sich da. Fast immer in ihren Dramen möchten sie das Interesse des Zuschauers auf einen völlig innerlichen Vorgang lenken, aber dabei wollen sie alles ganz und gar äußerlich — durch die Mienen, Geberden des Schauspielers — dargestellt wissen. Kritisches Erwägen müßte sie belehren, daß sie sehr oft Unmögliches verlangen; aber sie haben nur Empfindungen, keine Urtheilskraft.

Hand in Hand mit dem angeblichen Subjectivismus geht eine ungemessene Eitelkeit. Die jungen und jüngsten Wiener Autoren sind sich selbst ungeheuer interessant. Sie glauben es der Menschheit schuldig zu sein, die feinsten Schwingungen ihres Nervensystems peinlich sorgsam zu messen und davon Bericht zu geben. Sie sind unermüdlich darin, immer neue psychische und physische Erregungen zu suchen. Sie schwelgen in diesen Sensationen. Ihre Dichtung ist zum großen Theil Poesie der Nerven oder gibt sich wenigstens dafür aus. Denn selbstverständlich sind die höchst merkwürdigen Entdeckungen, welche die Herren an ihrem lieben Ich machen, durchaus nicht alle ganz ernst zu nehmen. Die Sensitiven sind in Wirklichkeit nicht so furchtbar sensitiv, als sie vielleicht selbst glauben. Aber sie sind Meister in der Pose und haben es darin so weit gebracht, daß sie mit größter Leichtigkeit sich selbst etwas vorposiren. Sie bilden sich Sensationen ein, sie berauschen sich an Illusionen. Erträumtes nehmen sie ohne

Digitized by Google

weiteres für Erlebtes. Sie, die dem Leben bis zu seinen letzten Quellen nachzugehen vermeinen, sind von ihm in Wirklichkeit nur wenig berührt, sie fliehen vor ihm zu ihrem kostbaren Selbst zurück. In dieser Zaghaft und weibischen Scheue erblicken sie das Kennzeichen des aristokratischen Geistes. Was wunder, daß sie sich damit in einen schrecklichen Pessimismus hineinduseln? Das Leben thut ihnen weh, denn es kümmert sich so gar nicht um ihre Wichtigkeit. Darum klagen sie es an als ungerecht, als grausam. Es ist ihnen nicht wohl, wenn ihnen nicht weh ist. Das tiefe Elend, das im Café Griensteidl herrscht, ist wahrhaft erschütternd. Der Pessimismus, dem es entspringt, ist echt, darum aber nicht minder lächerlich. Er wurzelt nicht in einer großen Ueberzeugung, sondern ist nur der Ausdruck des Mißbehagens einer verlebten, ihrer eigenen Untüchtigkeit sich dunkel bewußten Natur. Man könnte ihn etwas unhöflicher einfach Blasirtheit nennen. Und blasirt sind sie in der That, diese Sensitiven; sie coquettiren sogar damit. Ihr Ideal ist der Zustand weichlicher Erschlaffung. Die Schönen in ihren Dichtungen haben alle „müde Züge“ und „verträumte Augen“. Ein Mädchen mit rosigen Wangen, frischem Blick — mein Gott, wie wäre das bäurisch! Es sind seltsame Widersprüche, die da zutage treten: sensitiv und illusionistisch, übererregbar und blasirt. Aber in den müden Seelen der Halbnaturen ziehen sie einander an; sie erzeugen gleichsam eine künstliche Bewegung an Stelle der natürlichen.

Auffallend, aber sehr erklärlich ist die Vorliebe der Wiener Modernen für die Renaissance. Renaissancestoffe und Renaissanceformen werden von ihnen besonders im Drama gern verwendet. Selbst unfertig in ihrem Wollen und Können, mögen sie wohl beflissen zu einer unfertigen, aber bequemen Form greifen. Zweifellos aber reizt sie auch der geistige Inhalt, die eigenthümliche Lebensauffassung jener großen Zeit. Sie wittern bedeutsame Aehnlichkeiten und fühlen sich geschmeichelt durch die Parallele. Trotzdem mischt sich in ihre congenial thuende Bewunderung ein leises Gefühl des Neides, wie das der Schwäche gegenüber titanischer Kraft ganz natürlich ist. Denn was die Modernen von den Renaissancemenschen vor allem unterscheidet, ist, daß ihnen die Kraft, ja die Fähigkeit wahren Lebensgenusses vollständig mangelt. Dort schrankenloses Begehren und Aneignen, hier Stumpfheit der Seele und des Körpers.

Die modernen Wiener bewundern in den Geschöpfen der Renaissance den Uebermenschen, sie möchten es ihm mit allen Mitteln gleich thun. Es fehlt ihnen aber die psychische Energie, sich über das gewöhnliche Niveau zu erheben, und so begnügen sie sich damit, Untermenschen zu sein. Sie gefallen sich darin, ihren oft hoch entwickelten Intellect in den Dienst thierischer Triebe zu stellen. Ihr Geist eignet sich alle die spitzigsten Feinheiten der Cultur an, nur um der Bestie im Menschen das Fell zu streicheln. Mit einer gewissen wollüstigen Begeisterung verkünden sie den Triumph der Immoral. „Ich liebe Schurken, ich kann sie verstehen“, hört man da sagen. Ein anderer erklärt, nur die Sünde „throne in der Seelen Schoß“, und das einzige Glück, das er gelten läßt, ist das „Sündenglück“. Und ein dritter findet die Formel: die halbe Sünde sei verwerflich, der ganzen, vollen aber jubte man zu. Merkwürdig nur, daß sie allesammt den Begriff der Sünde nicht los werden. „Sünde“ oder noch lieber „Laster“ ist jedes dritte Wort, das sie sagen. Darin prägt sich so recht die Schwächlichkeit ihrer Naturen aus. Lebenskünstler wollen sie sein, wie die Renaissancemenschen. Aber sie kommen damit nicht zustande, denn es mangelt ihnen der Schwung der Seele. Alles, was sie erreichen, ist, Genußmenschen zu sein. Sie thun sich was darauf zugute, als Lästerlinge zu gelten, als Künstler auf dem Gebiete sittlicher Verirrungen. In Wirklichkeit mag die Sache nicht gar so arg sein, aber die Herren brüsten sich wenigstens damit. Sie roquettiren manchmal noch sehr stark mit der Dummen-Jungen-Poesie und halten Cochonnerie für eine Heldenthat. Die „Kühnheit“, mit der sie den „wahren“ Menschen enthüllen und den Schleier von ihrem angefaulten Selbst abziehen, entspringt zum großen Theil ihrer Eitelkeit. Es ist so unbeschreiblich nett, ein wenig vermodert zu sein. Man macht großen Eindruck damit bei Cocotten und müßigen Frauenzimmern, bei Pflastertretern und Gehirnschwächlingen. Auch hier ist also neben Echtem viel Pose. Die Herren glauben offenbar, es sei eine höchst interessante Beschäftigung, in den Fäcalien der Renaissance zu stöbern; denn weiter sind sie in jene große Zeit nicht eingedrungen.

Ihnen allen gemein ist die große Schwäche des Willens. Natürlich kommt diese auch in ihren Werken zum Ausdruck. Ihre Personen können sich nie entschließen, sie können höchstens sich selber beschauen, sie commentiren sich gern, und zu „empfinden“, gilt ihnen als die einzige des Menschen würdige Aufgabe. Bezeichnend ist, daß in den Dichtungen der Modernen der Mann neben dem Weibe fast durchweg verblaßt. Die „Helden“ leiden fast alle an gelindem Masochismus. Den Anforderungen der Gesellschaft haben sie nichts entgegenzusetzen als kindisches Klagen oder müdes Witzeln. Und dieses Witzeln vor allem verletzt. Die stürmische Lebenskraft der Renaissance erzeugte einen quellenden, derben Humor, die Lebensschwäche der Modernen kränkelt auch ihn an; was dort witzig war, wird hier cynisch und widerlich.

Der Stoffkreis der jungen Wiener Autoren ist im Grunde ein sehr enger. Das „süße Mädel aus der Vorstadt“ und die „blonde Bestie“ sind die Pole ihrer Dichtung. Dazwischen finden sich noch etliche Gefallene, die nach Läuterung ringen, und Cocotten von ebenso viel Neigung als Beruf. Es steckt übrigens verzweifelt wenig Erfindung in diesen Figuren. Sie sind langsam gewachsen. Ursprünglich wurden sie importirt, dann gingen sie von Hand zu Hand und ließen sich Zusatz um Zusatz gefallen. All diese Gestalten, mit denen sich die Phantasie der modernen Wiener Dichter so gern beschäftigt, sind fertig und verhältnißmäßig einfach zu zeichnen. Besonders das „süße Mädel“; es macht nicht mehr Umstände, seinen Charakter als seinen Körper zu enthüllen. Die Erfindung der Autoren besteht also fast ausschließlich darin, das fertige und einfach übernommene Bild mit etlichen anekdotenhaften Zügen auszustatten, und das ist eine recht mäßige Erfindung.

Merkwürdig ist an den Modernen der Hang zum Doctrinarismus. Den haben sie in der That mit ihrer viel bewunderten Renaissance gemein. Er ist ja natürlich bei jeder neuen Kunst. Man begnügt sich nicht damit, einfach darzustellen und zu bilden, man hat auch etwas zu sagen, man will pro domo kämpfen, man möchte überzeugen. Dieser lehrhafte Ton vertrug sich ganz gut mit dem Renaissancestil, aber die Modernen haben nebenbei auch naturalistische Allüren, und da ergibt sich denn ein Widerspruch, der vielfach störend, manchmal geradezu komisch wirkt. Aber das bringt die Herren durchaus nicht aus der Fassung; ihr Stil sei eben verfeinert und verkünstelt und voll der pikantesten Gegensätze, sagen sie; das eben sei das Schöne daran. Wenn Formenmischung das Zeichen des Verfalles sei, was weiter? Sie bekennen sich ja mit Stolz zu den Decadenten. Es gährt in ihnen das ganze, unbändige Verlangen der Renaissancemenschen, aber sie sind schlaff und verlebt, blutarme Geschöpfe, die es über das bloße Wollen nicht hinausbringen. „Sie möchten gern und können nicht.“ Das ist die Mischung. Daher der kindische Weltschmerz, das eitle Coquettiren mit dem tiefen Weh, der im Bordell geborene Pessimismus, den man mit Parfüm

Digitized by Google

besprengt, mit Champagner und Absynth tractirt, um ihn zu betäuben.

So wird das Liebäugeln der Modernen mit der Renaissance verständlich. Man könnte sagen: die Decadence ist der Renaissancetraum der psychisch und physisch Geknickten.

Das beste, was die modernen Wiener Autoren bisher leisteten, gehört dem Gebiete der Gedanken- und Stimmungslyrik an. Es ist dies natürlich. Im Liede braucht man nur sich selbst zu geben, und nimmer müde Selbstbetrachtung ist ja eine Lieblingsbeschäftigung der Herren. Das Widerspruchsvolle ihrer Gefühle mag reizen, die krankhafte Verwirrung ihres Urtheils sogar beleidigen. Aber das ist doch nebensächlich. Ihre Lieder enthüllen uns manchmal discret, manchmal schamlos eine Persönlichkeit, und jedes Lied, das der Ausdruck einer Persönlichkeit ist, hat Recht.

Nicht so steht es um das Drama. Das Drama kann von einem Selbstbekenntniß ausgehen, aber es darf daran nicht haften bleiben. Der Dramatiker hat sich nicht bloß mit seinen Gefühlen und Reflexionen, sondern auch — und zwar vor allem — mit den realen Erscheinungen des Lebens auseinanderzusetzen. Sie sind es, die ihm den Stoff zu seinen dichterischen Combinationen liefern. Er bedarf also einer lebendigen Erfindungsgabe und eines stets bereiten Urtheils. Zu beidem gehört Kraft. Der Dramatiker muß eine robuste Psyche haben. Daran mangelt es aber den Modernen, und es ist begreiflich, daß unter ihren Händen das Drama verkrüppelt. Sie wollen es gleichsam zurückbilden, auf frühere Entwicklungsstufen zurückleiten. Sie lösen es in eine Reihe von lyrischen Scenen auf, zwischen denen eine spärliche Handlung beiläufig vermittelt, oder es plaudert aus ihren Dramen die Anekdote, kurzbeinig wie die Lüge, und ringt nach einer Pointe.

Diese beiden Richtungen haben auf Wiener Boden in Leo Ebermann und Arthur Schnitzler ihre Hauptvertreter gefunden. Ebermanns Schauspiel „Die Athenerin" ist der jüngste Erfolg des Burgtheaters. Die Kritik nahm das Werk mit ungewöhnlicher Gunst auf; sie rühmte das dramatische Talent des Autors, sie rühmte vor allem die edle Einfachheit in der Führung der Handlung. Das war, wie ich glaube, eine arge Täuschung. Einfachheit ist gewiß der Anerkennung werth, nur darf sie nicht dem Mangel an Gestaltungskraft entspringen. Und das scheint mir hier gar sehr der Fall zu sein. Die Handlung geht sprungweise vor sich, sie kommt immer ganz plötzlich in Bewegung, um dann wieder eine Zeit völlig stille zu stehen. Diese Augenblicke der Erregung leiteten das Urtheil irre; man glaubte, in ihnen staue sich die dramatische Kraft gewaltig an. In Wirklichkeit sind sie nur die polternden Ausbrüche innerlicher Kraftlosigkeit. Alles Aeußerliche ist nur von ungefähr oder wohl gar völlig unzutreffend motivirt. So ergibt sich natürlich eine Reihe grober Unwahrscheinlichkeiten.

Aber noch mehr: die viel gepriesene Einfachheit des Stückes ist gar nicht so einfach, als sie aussieht. Der Dichter führt uns von einem Seelengemälde zum andern. Sie sind kunstreich in den feinsten Einzelheiten gearbeitet. Die zartesten Nuancen wirken da neben schreienden Contrasten. Ebermann liebt gebrochene Töne, Stimmungen des Ueberganges, er will gleichsam die Nebel der Seele zeichnen und in durchschimmernden Umrissen, was sich hinter diesen Nebeln verbirgt. Für die Menschen, die er uns vorführt, bedeutet alles, was sie äußerlich erleben, so viel wie nichts; darin eben sind sie modern, daß sie nur das sind, was sie empfinden. Das Drama ist denn auch gedacht als eine Entwicklungsgeschichte menschlicher Empfindungen, und so betrachtet, ist es durchaus nicht einfach, sondern sehr complicirt. Eine Stimmung drängt die andere, der Zuschauer kann den Weg gar nicht überblicken; das ist nur dem Leser möglich. Und gerade diese Stimmungsbilder, diese feinsinnigen psychologischen Analysen sind das beste an dem Stücke. Jede einzelne ist vortrefflich, für sich allein betrachtet; man müßte sich nur andere dramatische Voraussetzungen dafür erfinden. Sie wirken einzig durch ihren reichen Gehalt an Gedankenlyrik. Das spricht im allgemeinen eindringlich für die Begabung des Dichters, läßt aber sein dramatisches Talent sehr fraglich erscheinen.

Die Sache steht so, daß die Handlung nicht aus gegebenen Verhältnissen und Charakteren schlicht und natürlich herauswächst, sondern daß der Verfasser die Handlung gleichsam auf eigene Faust erfindet und seine Personen einfach darüber philosophiren läßt. Mit einem Worte: Ebermann ist Idealist durch und durch. Er will gar nicht die persönlichen Schicksale bestimmter Menschen darstellen, er will Typen zeichnen. Diese Typen spielt er gegen einander aus. Sie werden an recht sichtbaren Drähten geführt. Wenn sie auf einander losschlagen, hört man das Holz der Marionetten. Aber diese Marionetten können reden. Sie wissen mit großer Kunst Seelengeheimnisse zu deuten. Sie erklären sich, sie legen sich aus, und sentenzenreich reflectiren sie über die Geschehnisse und über ihren eigenen seelischen Zustand. Kleine Kunstwerke der Mechanik, wollen sie täuschen und zugleich gestehen, daß sie nur täuschen; sie wollen ihr Holz nicht für Fleisch und Blut ausgeben, sie wollen nichts anderes sein als Marionetten.

Darum hatte der Dichter ein Recht, mit den historischen Grundlagen seines Stückes äußerst frei zu schalten. Der Hintergrund durfte in der That ganz allgemein gehalten sein. Auch daß die Griechen, die er vorführt, nicht echt sind, daß sie sich ausnehmen wie Pariser im Chiton, verschlägt nichts. Der Typus hat keine Heimath. Es ist eine alte Erfahrung: je idealistischer die Dichtung wird, desto mehr macht sie von den Vortheilen der sogenannten poetischen Entfernung Gebrauch. Es ist unrecht, das dem Dichter zum Vorwurf zu machen; er handelte darin nur nach den Geboten der Nothwendigkeit.

Ebermann ist der Schiller unter den modernen Wienern. Er unterscheidet sich von ihm — abgesehen von dem Abstande in der Begabung — nur durch den Mangel an Pathos. Natürlich, Pathos und Begeisterung verträgt sich nicht mit Decadententhum. Aber in allem übrigen schafft er getreu nach diesem Vorbilde: dieselben Fehler, dieselben Vorzüge. Ich will nicht sagen, daß er nachahmte, es lebt in ihm die dichterische Eigenart Schillers von selbst wieder auf, freilich ins Moderne abgeschattet.

Das verblüffte; die Seltsamkeit ließ aufhorchen, sie machte Stimmung und half dem Werke zum Erfolg. Und es ist doch gar nichts seltsam an dieser Erscheinung. Die rückläufige Bewegung in der Kunst mußte mit Nothwendigkeit kommen: der extreme Naturalismus führte, indem er über den verständigen Realismus hinaus wollte, von selbst zum Idealismus Schillers zurück.

Mit dramatisirten Anekdoten begann Arthur Schnitzler. Die sieben Einacter, die er unter dem Titel „Anatol" zusammenfaßt, klingen, ob nun elegisch oder übermüthig, alle in eine Pointe aus. Matte Hypochondrie und leise Ironie fließen in einander über und erzeugen ein eigenthümliches Stimmungsgemisch. Der Mann tritt uns immer nur als Liebhaber entgegen; es ist das die Liebe einer müden Seele, des künstlichen Reizes bedürftig, eine Liebe, die sich im kleinen Abenteuer erschöpft, im Abschiede schweigt, in Agonien auflebt. Was uns Schnitzler in seinem Buche bietet, sind Variationen über dasselbe Thema, kunstvoll geschrieben, voll der graziösesten Einfälle und zartesten Empfindungen, aber im Grunde doch nichts weiter als bewegte Monotonie.

Digitized by Google

Ein Versuch Schnitzlers, eine größere Form zu bewältigen, mißlang. Sein Schauspiel „Das Märchen“ fiel durch. Der Conflict zwischen Ueberzeugung und Vorurtheil, zu dessen Zeugen uns der Dichter macht, wird ohne jede Energie geführt. Der Schriftsteller Fedor Denner meint mit edler Entrüstung, es sei Zeit, das „Märchen“ von den Gefallenen aus der Welt zu schaffen; da er aber erfährt, daß das Mädchen, dem seine Liebe gilt, selbst zu den Gefallenen zählt, kann er nicht darüber hinwegkommen. Wenn Fanny allein bei ihm ist, glaubt er an die Echtheit ihrer Liebe, an die Unberührtheit ihrer Seele; ist sie aber fern von ihm oder sieht er sie in ihrem Milieu, das mit hundert Kleinigkeiten an die Vergangenheit erinnert, dann kann er die quälendsten Zweifel nicht beschwichtigen. Endlich verläßt er das Mädchen ohne Abschied. Das ist kein Schluß. Das Stück endet nicht einmal mit einem Fragezeichen, das man beliebig deuten kann. Wir sehen nichts als eine Exposition, die jeden Schluß unmöglich macht. Fanny brauchte nur wieder ihren Fedor aufzusuchen, und es ist eins gegen zehn zu wetten, daß er wieder kirre wird, freilich um gleich darauf von neuem zu zweifeln. Wenn dann nicht irgend ein Ereigniß einträte, das der Sache äußerlich ein Ende machte, würde das Schaukelspiel zwischen beiden überhaupt nie aufhören.

Es mangelt Fedor nicht nur an Entschiedenheit, sondern auch an Logik. Er predigt die freie Liebe. Ein Mädchen, das nicht erst auf den Bräutigam gewartet, hat sich nichts vorzuwerfen, meint er. Er spricht aber davon, daß unsre gedankenlose Verachtung diese armen Geschöpfe „noch tiefer hinabstoße“, er denkt daran, Fanny durch eine Heirath zu „läutern“. Daß er die Lächerlichkeit dieses Schrittes fürchtet, macht ja den tragischen Conflict aus. Aber noch mehr! Es ist ihm ein empörender Gedanke, in Fanny's Leben nichts weiter zu bedeuten, als „auch einen“; dazu ist ihm das Mädel zu gut, sagt er. Nach seiner Auffassung würde doch Fanny dadurch weder schlechter noch besser werden. Hatte sie das erstemal nicht Unrecht, so kann auch das zweite- und drittemal nicht als Verbrechen gelten. So widerspricht Fedor nicht nur in der Praxis seiner Theorie, sondern seine Theorie widerspricht sich selbst. Unnatürlich ist er darum nicht: so sind diese Leute wirklich, die heute die Welt umgestalten wollen, so schwach an Willen und Einsicht. Der Dichter hat ihn gut beobachtet, und das verleiht seiner Arbeit Werth. Schrullenhaft in mancher Beziehung, versucht sie doch im großen und ganzen den Rückweg zur einfachen Natürlichkeit des Realismus zu finden. Aber der dramatische Gehalt ist gering; ein Werk der Schwäche, bricht Schnitzlers Drama kläglich ab.

Weit mehr Glück hatte Schnitzler mit seinem Schauspiele „Liebelei“. Ganz deutlich merkt man hier das Streben des Autors, sich von den Fesseln der Schule zu befreien. Wohl zeigt sich manchmal ein schüchterner Versuch, Stimmungsmalerei nach Art der Symbolisten zu betreiben, aber das hält sich durchaus in berechtigten Grenzen. Auch der Dialog ist frisch und lebendig, ohne sich in Nebensachen zu verzetteln. Naturalistische Anwandlungen sind mit Glück vermieden, das Doctrinäre der Ibsenschule ist gänzlich abgestreift, die Charakterisirung der Personen ergibt sich natürlich aus dem Gange der Ereignisse. Das Milieu wird allerdings ausgiebig berücksichtigt, das Detail stark betont, aber es ist immer eine ungesuchte Beziehung zu dem unbedingt nothwendigen Bühnenvorgang da.

Ohne inneren Widerspruch geht es übrigens auch in der „Liebelei“ nicht ab. Der alte Geiger Weiring verkündet wohl den Grundgedanken des Stückes: nimm das Glück, wo du es findest! „Was hat denn so ein armes Mädel“, sagt er, „von ihrer ganzen Bravheit, wenn schon — nach jahrelangem Warten — richtig der Strumpfwirker kommt?“ Ueber seine Schwester hat er so sorgsam gewacht; jede Versuchung hat er von dem elternlosen Mädchen fern gehalten. Als aber das arme Geschöpf alt und grau geworden war, da kam er zu anderen Gedanken; da hätt' er sich am liebsten vor der Schwester auf die Knie hinwerfen und sie um Verzeihung bitten mögen, daß er sie so gut behütet habe vor allen Gefahren — und vor allem Glück.

Seine Tochter Christine sucht nun in der That das Glück im Vorübergehen aufzuhaschen. Aber sie geht daran zu Grunde, sie kann sich durchaus nicht mit der „schönen Erinnerung“ abfinden. Nun wird man sagen: dieser Widerspruch liegt einfach in den Personen, dafür hat der Dichter nicht einzustehen. Aber es scheint doch, als ob auch der Dichter dem Widerspruch erlegen wäre. Die einzige Person des Stückes, deren Schicksal sich innerlich ganz erfüllt, ist Christine, und gerade ihr Loos warnt uns vor dem Haschen nach flüchtigem Glück. Es ist in der That, als ob Schnitzler für das Glück die Garantien verlangte, die ein solider Strumpfwirker bieten kann. Das war doch gewiß nicht im Ernste seine Absicht. Sehr wahrscheinlich dagegen ist es, daß er über die Sache alles mögliche dachte und zum Schluß selbst nicht wußte, was er davon denken sollte. Er kommt immer wieder mit einem „aber“ und vermag sich nicht zu entscheiden.

Der innere Widerspruch hatte im „Märchen“ die Handlung selbst angegriffen, er hatte ihr jede entscheidende Wendung versagt und sie ergebnißlos gemacht. In der „Liebelei“ vermag er an der Handlung nichts zu ändern, darum ist er hier weniger fühlbar; die Ereignisse spielen sich ungehemmt ab, wir lassen es damit genug sein, ohne lange darüber zu grübeln.

Das Schnitzler'sche Liebespaar erinnert von ferne an Ferdinand und Luisen. Auch hat Christine in ihrem Charakter manches mit der Millerin gemeinsam: dieselbe Hingebung, dasselbe völlige Aufgehen in der Liebe. Beide sind schwärmerische, sentimentale Naturen, überschwänglich im Glück, überschwänglich im Unglück. Eine zufällige Aehnlichkeit mag es bedeuten, daß der Vater Christinens Musicus ist, just wie jener Luisens. Freilich, der Wiener Musiker ist weit schwächer, sanfter, gedrückter als der Schwabe Miller. Aber sie beide hadern mit den Dingen der Welt, ein ganz klein bischen revolutionär sind sie beide. Und revolutionär sind auch die beiden Stücke; nur ist das Schiller'sche ungleich stürmischer als das Schnitzler'sche. Dort treibende Energie, hier schenes Abbiegen vom gewohnten Pfade; dort eine große Anlage, titanischer Kampf gegen sociale Vorurtheile und Verbrechen, der Wuthschrei der unterdrückten Menschheit und endlich der Sieg des Gedankens, hier ein enger Rahmen, das rührende Schicksal eines einfachen Mädchens, nur zwischen ihr und dem Geliebten, ja fast nur in ihr selbst sich abspielend, und schließlich ein stilles, wehmüthiges Unterliegen, kein verheißungsvolles Aufleuchten, kein Sieg; dort die bürgerliche Tragödie, hier ein tragisches Genrebild aus dem Volk.

Schnitzlers Arbeit ist erfreulich, sie ist ein Zeichen dafür, daß die Besseren unter den Modernen sich allgemach besinnen. Er sucht sein sachte einzulenken: in dem Inhalt, der von den extremen Forderungen der jungen Weltverbesserer nur noch eine freiere, aber maßvolle Auffassung sittlicher und socialer Verhältnisse beibehält; in der Form, die immer sicherer dem Schein der Natürlichkeit zustrebt und immer mehr der Bühne ihr Recht läßt. Fast scheint es, als wollte Schnitzler an die gute, alte Wiener Uebung wieder anknüpfen. In seiner „Liebelei“ werden manchmal, ganz leise, leise anklingend, Grillparzer'sche Töne lebendig, und häufiger noch erinnern wir uns an Bauernfeld, den Meister des graciösen Prosadialogs.

Digitized by Google

Aber bei alle dem läßt sich nicht vergessen, daß Schnitzler ein Decadent ist. Etwas müdes, schlaffes ist in allen seinen Werken, es ist wohl in ihm selbst. Darum erschöpft er sich immer bald, und größeren Formen scheint er nicht gewachsen. Bis jetzt wenigstens hat er es über die dramatische Skizze, das leicht hingeworfene Genrebild, nicht hinausgebracht. Er ist nicht reich, aber er hat den Vorzug, das wenige, was er besitzt, mit Geschick und Anmuth zu geben.

Wien. Hans Sittenberger.

Beste und billigste Armenpflege.

B-n. Alljährlich wird über große und kleine Städte berichtet, die ebenfalls das zu hohem Ansehen gekommene Elberfelder System der Armenpflege bei sich neu eingeführt haben. Mit diesem System ist bekanntlich eine meist beträchtliche Vermehrung der ehrenamtlichen Pflegeorgane verbunden; ferner pflegt aber auch eine ausgiebigere Hülfe und Unterstützung der wirklich Armen und Bedrängten die Folge zu sein. Die Armenpflege verfolgt außerdem das Ziel, nicht nur da zu helfen, wo die Noth sich offen zeigt, und wo Unterstützung suchende auftreten, sondern auch da, wo Scheu und Scham die Verarmten in Kummer und Elend verborgen hält, — also auch die sogenannten verschämten Armen will die Armenverwaltung aufsuchen und ihnen helfen.

Man könnte geneigt sein, von der Einführung solch vollkommener Armenpflege eine Steigerung des Armenbudgets zu erwarten, und vielfach ist in Städten, die nach obigem Muster ihre Armenverwaltung neu ordnen wollten, von einzelnen Seiten auf diesen Punkt hingewiesen und mit ernsten Bedenken nicht zurückgehalten worden. Indessen nirgend, soweit bekannt, hat sich eine solche Befürchtung bewahrheitet. Zwar haben die neuen Unterstützungsfälle gewöhnlich zunächst zugenommen gegen frühere Jahre, d. h. es sind Arme in Pflege getreten, die muthmaßlich nach der alten Praxis unberücksichtigt geblieben wären; allein in viel stärkerem Grade noch ist es regelmäßig gelungen, Unwürdige und nicht Bedürftige von der bislang empfangenen Unterstützung auszuschließen.

Solche Erfolge sind nur möglich, wenn ein großer Stab ehrenamtlicher Organe in den Dienst der öffentlichen Hülfsthätigkeit tritt, jeder Pfleger also nur einige wenige Arme überwiesen erhält und zwar solche, die seinem Charakter entsprechen. Es wird somit von einer örtlichen Geschlossenheit der einzelnen Armenquartiere Abstand genommen, so daß in einer Gasse, auf einem Hof mehrere Armenpfleger gleichzeitig wirken können.

In vielen Städten haben sich die Folgen und Vortheile der reorganisirten Armenverwaltung ziemlich klar erkennen und bestimmen lassen, in anderen wieder sind jedoch Ereignisse dazwischen getreten, deren Einfluß auf das Armencontingent mehr oder minder erheblich gewesen sein kann. So fiel die Neuordnung der Armenverwaltung in der Stadt Hamburg in das Cholerajahr 1892, bezw. in das folgende Jahr, indem die neue Organisation am 1. April 1893 in Kraft trat. Dieserhalb, wie auch wegen der wesentlichen Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse in den Jahren 1895 und 1896 ist es schwer angängig, aus den Berichten der Armenanstalt die der Neuordnung zu verdankenden Erfolge einigermaßen klarzustellen. Dagegen ist dies bei einer mittleren Stadt (Münster) möglich, die jetzt ihren ersten Bericht für ein volles Rechnungsjahr nach Einführung des Elberfelder Systems herausgegeben hat. Münster gab 1895/96 an Geldunterstützungen 69,462 M. aus gegen 96,615 M. im vorigen Jahre, dem letzten vollen unter der alten Armenverwaltung. Daraus ergibt sich die verhältnißmäßig sehr bedeutende Ersparniß von 27,153 M., die jedoch nicht etwa durch schlechtere Pflege oder Herabsetzung der Unterstützungssätze erreicht wurde; der Durchschnittssatz einer Wochenunterstützung stieg vielmehr von 2 M. 7 Pfg. auf 2 M. 97 Pfg. Die genaue Nachprüfung der persönlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Unterstützungsempfänger hatte viele Fälle zutage gefördert, in denen eine Hülfsbedürftigkeit nicht vorlag, die demgemäß in Wegfall kamen.

Bessere Fürsorge für wirklich Bedürftige und Abweisung Erwerbsfähiger von der öffentlichen Unterstützung auf eigene Arbeit — das sind Erfolge einer guten Armenverwaltung, deren jeder Menschenfreund sich freuen wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

§: Bibliothek der gedruckten weltlichen Vocalmusik Italiens aus den Jahren 1500 bis 1700, enthaltend die Literatur der Frottole, Madrigale, Canzonette, Arien, Opern ꝛc., von Emil Vogel. 2 Bände. Herausgegeben durch die Stiftung von Schnyder v. Wartensee. Berlin, A. Haack. 1892. — Von mehr als einem Gesichtspunkte muß das Buch als werthvoll bezeichnet werden, so werthvoll, daß es in keiner namhaften Priv.-, jedenfalls aber in keiner Staatsbibliothek fehlen sollte. Vor allem öffnet es uns die Augen über den namentlich von Laien vielfach gehegten Irrthum, daß die Präponderanz der Production auf dem Gebiete des italienischen Kunstgesanges auch noch während des 16. und 17. Jahrhunderts der Kirchenmusik zukomme. Es macht uns vielmehr anschaulich, daß dem von der Kirche angehäuften, allerdings kolossalen Tonschatze eine nicht minder erstaunliche Menge weltlicher Vocalwerke italienischer Zunge gegenübersteht, für deren nicht geringeren Erfindungswerth die Namen der Autoren bürgen. Um für die Fruchtbarkeit einzelner Meister auf letzterem Gebiete nur ein Beispiel anzuführen, so sehen wir von Luca Marenzio (geb. bei Brescia um 1550, gest. zu Rom 1599), welchen seine Zeitgenossen wegen der Anmuthlichkeit seiner Melodik „il piu dolce cigno“ (Schwan) nannten, nicht weniger als 107 Stimmenbücher[1]) von Madrigalen, Villonellen, Canzonetten ꝛc. verzeichnet. Und an der Menge der italienischen Gesangscompositionen dieser zwei Jahrhunderte mag es dem Leser einen Begriff geben, daß z. B. unter dem Anfangsbuchstaben F, welcher einen verhältnißmäßig geringen Raum (34 Seiten gegen 73 von B) einnimmt, 75 Meister registrirt sind, von denen Existenz, einige wenige, wie z. B. Giacomo Fecscabalvi, ausgenommen (die aber bisher wieder nicht als weltliche, sondern als strenge Kirchencomponisten bekannt waren), die Musikwelt gewiß allergrößtentheils die erste Kunde erhält. Wer kennt einen Fra. Fabio, Faignient, Favereito, Faya, wer die drei Ferabasco (Domen., Const. und Mattin), wer selbst den mit 23 umfangreichen Büchern verzeichneten Giov. Feeretti? Aber nicht in der Erwähnung all der Namen der Meister und der Zahl und Gattung ihrer Werke allein liegt die Bedeutung des Buches. In dieser Richtung geben auch andere bisher veröffentlichte Aufstellungen der Gesammtliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts, u. a. Beckers „Tonwerke“ (Leipzig 1855) und selbst des alten Fetis' Literaturangaben in seiner „Biographie universelle des Musiciens“ einen, wenn auch nicht so umfassenden und wahrscheinlich erschöpfenden, doch immerhin respectablen Aufschluß. Aber diesen Werken „fehlen“, wie das Vorwort richtig besagt, „die nähern, aus Titeln, Dedicationen und Vorreden zu entnehmenden historisch werthvollen Momente, sowie ferner die Fundortsbezeichnungen. Wohl besitzen wir ungezählte Mengen mehr oder minder wichtiger Verzeichnisse, allein dieselben sind in den meisten Fällen ganz unkontrolirbar und werden leider immer wieder vertrauensvoll nachgezählt.“ Indem der Verfasser diese Mängel zunächst nur an der italienischen Madrigal-Literatur zu ersetzen beabsichtigte, gewann sein Werk gar bald eine mehr und mehr sich steigernde Ausdehnung, bis schließlich die ganze in italienischer Sprache gesungene Literatur, soweit sie in alten Drucken vorliegt oder sich sicher nachweisen läßt, in den Plan mit eingezogen wurde. „Selbstverständlich bilden die hier erörterten Autoren italienischer Nationalität die weitaus

[1]) Partituren wurden damals in der Regel nicht im Druck herausgegeben.

überwiegende Mehrheit, doch sind auch die einschlägigen Werke der Niederländer, der Deutschen, Dänen, Engländer, Franzosen und Spanier berücksichtigt worden." So nimmt u. a., um ein niederländisch-deutsches Beispiel anzuführen, das Verzeichniß der 4-, 5- und 6-stimmigen italienischen Madrigale nasres Orlandus Lassus 14 Seiten ein. „Damit ist denn auch zugleich angedeutet, welch weite Verbreitung das italienische Lied des 16. und 17. Jahrhunderts über das ganze gebildete Europa gefunden hat. Ein ähnliches, culturhistorisch beachtenswerthes Resultat ergeben auch, einige Besitzwechsel abgerechnet, die Fundortsangaben. Das gesammte, aus etwa 4000 Werken bestehende Material ist nämlich aus mehr als 130 Musikbibliotheken geschöpft worden und umfaßt, mit Ausnahme von Rußland, der Balkan- und Pyrenäenhalbinsel, sämmtliche Staaten unsres Erdtheils." Wie vieler Mühe und Umständlichkeit sich der Verfasser unterzogen haben mag, indem er, von Land zu Land in Europa wandernd, die öffentlichen und privaten Bücherschätze, soweit sie ihm zugänglich, erforschte, bis „in achtjähriger Sammelarbeit" die beiden Bände entstanden; wie viel Opfer an Geld und Geduld geleistet werden mußten, ehe der nöthige Ueberblick über den Besitzstand der einzelnen Bibliotheken möglich werden konnte; wie viele Untersuchungen dann auch ein negatives Resultat ergeben haben werden, vermag nur derjenige zu ermessen, welcher sich selbst schon mit dem oft sehr primitiven Zustand officieller Katalogarbeiten, wo sie überhaupt vorhanden waren, vertraut gemacht hat.

Capellmeistern oder Musikdirectoren, welche sich in der „Bibliothek der gedruckten weltl. Vocalmusik Italiens ꝛc." über den musikalischen Gehalt der registrirten Werke, ihren größeren oder geringeren Werth, ihre Ausführbarkeit ꝛc. orientiren möchten, würde freilich eine große Enttäuschung bereitet werden, da das Werk außer den Namen der Meister, der Titel der Compositionen und ihrer Versanfänge, der Verleger und der Orte des Verlags, sowie einiger Vorreden und Dedicationen, wo sie der betreffende Componist für nothwendig fand, nicht ein beschreibendes oder kritisches Wort, nicht eine einzige ästhetische Analyse enthält. Das Werk will „in erster Linie der Musikgeschichte zugute kommen und für diese eine authentische Materialiensammlung werden". Wie es diesen Zweck ohne Zweifel vollkommen erreicht, so ist es auch von einigem Werthe für die Geschichte des Notendrucks. Auch liefern die mitgetheilten Textanfänge einen nicht zu unterschätzenden Beitrag für Untersuchungen zur italienischen Literaturgeschichte. Da endlich die Dedicationen aller Musikwerke oft sehr werthvolle Angaben über die hoch stehenden Personen, welchen letztere gewidmet sind, enthalten, so hat das Buch auch eine nicht geringe Bedeutung für die italienische Specialgeschichte, wie überhaupt der größte Vortheil, den es bringen kann — dies einzige bedauern wir — den Italienern zufällt. Im deutschen Interesse wäre es zu begrüßen gewesen, wenn der Verfasser die nicht unbeträchtlichen Vorreden, Zueignungen ꝛc. in deutscher Uebersetzung gebracht hätte. Denn sicher befaßt sich das musikgelehrte Deutschland ernster und eingehender mit der alten italienischen Musik, als das gegenwärtige Italien, und nicht jedem deutschen Musikbibliothekar oder Vorstand einer Musikbibliothek ist es zuzumuthen, daß er der italienischen Sprache so mächtig sei, wie es der Gegenstand verlangt. Wünschen wir dem Buch einen so starken Absatz in Italien, daß durch eine baldige zweite Auflage dieser Mangel ersetzt werden kann!

* Gesellschaft für rheinische Geschichte. Am 27. v. M. hielt die Gesellschaft für rheinische Geschichte zu Köln ihre 16. Jahresversammlung ab. Der Vorsitzende, Prof. Dr. Hansen, eröffnete, dem Bericht der „K. Z." zufolge, die Versammlung mit einem Hinweis auf die Ziele der Gesellschaft und führte aus, daß das Verständniß dafür in immer weitere Kreise gedrungen sei, dem Unternehmen eine gesicherte materielle Grundlage verschafft und dadurch der Gesellschaft die Lösung ihrer vielseitigen Aufgaben ermöglicht habe. Die Zahl der Patrone der Gesellschaft ist gegen das Vorjahr von 110 auf 116, die der Mitglieder von 155 auf 159 gestiegen. In den Vorstand waren neu gewählt: Prof. Dr. Bezold zu Bonn, Geheimrath Pelzer, Oberbürgermeister a. D. zu Aachen, und der Wirkl. Geheimrath Dr. v. Rottenburg, Curator der Universität zu Bonn. Der Bericht über die wissenschaftlichen Unternehmungen gab ein anschauliches Bild von der regen Thätigkeit der Gesellschaft. Seit der letzten Jahresversammlung sind zur Ausgabe gelangt: „Rheinische Acten zur Geschichte des Jesuitenordens" (1542—1582), bearbeitet von Joseph Hansen (Bonn, Behrendt). „Geschichte der Kölner Malerschule", 100 Lichtdrucktafeln mit erklärendem Text von Ludwig Scheibler und Karl Aldenhoven, dritte Lieferung (Lübeck, Nöhring). Die „Kölner Stadtrechnungen des Mittelalters" mit einer Darstellung der Finanzverwaltung, bearbeitet von Richard Knipping, erster Band (Bonn, Behrendt). Der zweite Band ist bereits unter der Presse. Vom „Geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz" sollen die Uebersichtskarte von 1789, sowie der dazu gehörige Erläuterungsband, dessen Druck bis zum 34. Bogen fortgeschritten ist, innerhalb der nächsten Monate erscheinen. Mit dem Druck des ersten Bandes der „Weisthümer der Rheinprovinz" wird begonnen. Was die Herausgabe der „Rheinischen Urbare" betrifft, so ist das Manuscript für Pantaleon abgeschlossen. Die Ausgabe der Urbare von Severin wird gleichfalls eifrig gefördert, zumal sie im Gegensatze zu Pantaleon die Centralverwaltung zur Anschauung bringen wird. Das zur Bearbeitung vorliegende Material für Werden sodann, dessen Besitzungen weit zerstreut lagen, wird für die Geschichte der Grundherrschaft von hoher Bedeutung sein. Die Vorarbeiten zur Herausgabe der „älteren rheinischen Urkunden" nahen sich ihrem Ende. Von den „erzbischöflich kölnischen Regesten" hat die erste Abtheilung infolge Erkrankung des Bearbeiters nicht druckfertig gemacht werden können; die von Dr. Knipping bearbeitete zweite Abtheilung dagegen ist bis zum Jahre 1205 druckfertig. Von den „Jülich-Bergischen Landtagsacten" sind die von Dr. Kuch bearbeiteten Acten der jülich'schen Landstände, sowie gleichzeitig die landesherrlichen Landtags-Commissionsverhandlungen bis zum Jahre 1625 erledigt. Die Bearbeitungen der „Jülich-Bergischen Politik Kurbrandenburgs" durch Dr. Löwe, des zweiten Bandes der „Aelteren Matrikeln der Universität Köln" durch Dr. Keussen, sowie des „Buchdrucks Kölns im 15. Jahrhundert" durch Dr. C. Enullième schreiten rüstig vorwärts. Die Gesammtzahl der bis jetzt aufgenommenen Kölner Drucke beträgt 1050. Der Schluß des Buches Welasberg, in verkürzter Form von Dr. Lau bearbeitet, ist im Druck begriffen. Zur „Geschichte der Kölner Malerschule" wird eine vierte Lieferung, 35 Tafeln enthaltend, als Nachtrag erscheinen. Der von Geheimrath Lörsch abgestattete Bericht über den Stand der „Denkmälerstatistik der Rheinprovinz" gibt ein sehr erfreuliches Bild der bisher zu verzeichnenden Fortschritte. Mit dem demnächst erscheinenden fünften Hefte des dritten Bandes, den Kreis Grevenbroich umfassend, ist der Regierungsbezirk Düsseldorf in zwölf Heften mit einem Kostenaufwande von 36,000 M. abgeschlossen. Conservator Dr. Clemen hat mit Bearbeitung des Landkreises Köln bereits begonnen. Von den Preisfragen der Mevissen-Stiftung ist der Termin für die über die Typographie Kölns zu Anfang des 16. Jahrhunderts gestellte Preisfrage bis zum 31. Januar 1899 verlängert. Für die Lösung der zweiten Preisfrage „Entwicklung der communalen Verfassung und Verwaltung Kölns von den Anfängen bis zum Jahre 1396" ist Dr. Lau aus Lübeck, zur Zeit in Frankfurt a. M. thätig, der Preis zuerkannt worden.

* Die Zoologische Station zu Neapel feiert am 14. d. M. den Gedenktag der vor 25 Jahren erfolgten Grundsteinlegung. Ueber die Entwicklung und die jetzige Einrichtung des eigenartigen Instituts gibt die „Frkf. Ztg." einen sachmännischen Bericht, dem Folgendes zu entnehmen ist. Als die Darwin'schen Forschungen anfingen, die bis zur Mitte dieses Jahrhunderts und länger gehegten Vorstellungen auf dem Gebiete der Biologie durch einander zu wirbeln, war es der damalige Jenenser Privatdocent Dr. Anton Dohrn, der sich aufs lebhafteste an dem neuen Ideenkampfe betheiligte und der, geleitet von dem Gedanken, daß mit der wachsenden Bedeutung der Untersuchungen an der Thierwelt des Meeres dieser Forschung energischer Vorschub geleistet werden müsse, in Neapel ein großes Seewasseraquarium und ein damit verbundenes Laboratorium errichtete, dessen Betriebskosten aus den Erträgnissen des ersteren gedeckt wurden. So begründete er unter mancherlei Schwierigkeiten die weltberühmte Zoologische Station in Neapel, die er zu einem großartigen internationalen, mit den besten wissenschaftlichen Hülfsmitteln und dem reichsten Forschungsmaterial versehenen Institut erweiterte. Ein zweckmäßiges System von Contracten, die mit vielen Regierungen, Universitäten und gelehrten Gesellschaften abgeschlossen wurden und welche diesen das Recht geben, Forscher in die Station zu schicken, denen ein mit allen erforderlichen technischen Ausrüstungen versehener Arbeitsplatz zur Verfügung gestellt wird, bildet die Basis des ganzen Unternehmens. So haben gegen eine Jahreszahlung von 2000 M. pro Platz belegt das preußische Unterrichtsministerium vier Plätze, Sachsen, Bayern,

Digitized by Google

Württemberg, Baden, Hessen, Hamburg und die Reichslande je einen Platz, das italienische Unterrichtsministerium 5, das Ackerbauministerium 2, das Marineministerium 1 Platz; die Stadt Neapel hat 2, Oesterreich 2, Rußland 2, Holland, Belgien, Ungarn, die Schweiz, Rumänien und Bulgarien je 1 Platz belegt, ebenso die Universitäten Oxford und Cambridge, sowie die British Association, die Smithsonian institution in Washington und die Columbia University in New-York. Die Station verfügt für ihre wissenschaftliche Fischerei über 2 kleine Dampfschiffe und mehrere Ruderboote, auch hat sie allmählich die ganze Fischereibevölkerung Neapels für ihre Zwecke geschult. Dadurch wird ein wichtiges Rohmaterial besorgt, mit dem nicht allein die weitest gehenden Wünsche der anwesenden Forscher, von denen manchmal 40 und mehr zu gleicher Zeit dort sind, sondern man kann beinahe sagen die Bedürfnisse der gelehrten Zoologen in der ganzen Welt gedeckt werden. Denn der Versand des präparirten Materials seitens der Station ist überaus umfangreich. Außerdem ist das großartige, einzig in seiner Art dastehende (öffentliche) Aquarium eines der wichtigsten Hülfsmittel der zoologischen Forschung. Weiterhin liefert die Station jedem Einzelnen einen Vorrath der wichtigsten Chemikalien, und eine vorzüglich eingerichtete Bibliothek unterstützt die wissenschaftliche Arbeit. Auch hat die Station selbständige wissenschaftliche Publicationen von großem Umfang unternommen, so das Werk „Fauna und Flora des Golfs von Neapel", das jetzt bis zum 24. Bande vorgeschritten ist, ferner zwei Zeitschriften: „Mittheilungen aus der zoologischen Station zu Neapel" und „Zoologischer Jahresbericht". Außer der deutschen Sprache sind darin Italienisch, Französisch und Englisch zugelassen. Neben den rein zoologischen Laboratorien sind noch drei Räume für vergleichende Anatomie, Entwicklungsgeschichte, vergleichende Physiologie und marine Botanik eingerichtet. Chef der Station ist Professor Dohrn; Professor Eisig verwaltet die Laboratorien mit Ausnahme des physiologischen, das von Professor Schenkel dirigirt wird. Professor Mayer ist Redacteur der drei großen Publicationen. Wissenschaftlich thätig sind ferner die HH. Dr. Geisbrecht, Dr. Schöbl, Dr. List, Dr. Raffaeli. Hohen Ruf genießt der Conservator Dr. Lo Bianco; ein Secretär; ein Ingenieur und einige dreißig Unterbeamte vervollständigen das Personal des Instituts, dem das Deutsche Reich eine jährliche Beihülfe von 40,000 M. gewährt.

* **Die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft.** Das Gemenge verschiedener Gase, woraus die atmosphärische Hülle des Erdkörpers besteht, sollte nach den älteren Untersuchungen von Dumas und Boussingault 20.8 Raumtheile (23 Gewichtstheile) Sauerstoff und 79.2 Raumtheile (77 Gewichtstheile) Stickstoff enthalten. Diese Angaben sind durch alle späteren Untersuchungen im großen und ganzen bestätigt worden, denn es fanden sich nur Abweichungen, die einige Zehntel Procent nicht übersteigen. Nach Entdeckung des Argons müssen indessen die bisherigen Angaben über die Zusammensetzung der Luft geändert werden. Genauere Untersuchungen von A. Leduc über die Dichten des Sauerstoffs, Stickstoffs und Argons, sowie über die völlig getrocknete, von Kohlensäure freie Luft, haben, wie die „K. Z." mittheilt, folgende Ergebnisse geliefert. Für normalen Luftdruck und die Breite von Paris fand sich das Gewicht von je einem Liter Sauerstoff zu 1.4293 gr, Stickstoff zu 1.2507 gr und Argon zu 1.780 gr. Die von Kohlensäure freie, trockene Luft enthält 0.232 Gewichtstheile Sauerstoff, 0.756 Stickstoff und 0.0119 Argon. Sonach ist die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft folgende: Sauerstoff 20.0 Raumtheile (23.2 Gewichtstheile), Stickstoff 78.06 Raumtheile (75.5 Gewichtstheile), Argon 0.94 Raumtheile (1.3 Gewichtstheile).

* **Bonn.** Am 5. ds. Mts. starb hier, 45 Jahre alt, Professor der Philosophie Dr. Johannes Wulff. Er gehörte seit 1883 der hiesigen Hochschule als Privatdocent an, bekleidete von 1889—1893 eine ordentliche Professur an der katholischen Universität in Freiburg in der Schweiz, kehrte sodann in seine alte Stellung als Privatdocent nach Bonn zurück und erhielt hier 1895 eine außerordentliche Professur. Er las vorzugsweise Metaphysik, Naturphilosophie, Aesthetik und Psychologie und war, so weit es seine seit Jahren angegriffene Gesundheit gestattete, auch schriftstellerisch thätig. Von seinen Schriften verdienen hervorgehoben zu werden: „Das Bewußtsein und sein Object", zweimal erschienen, 1889 in Berlin und später noch einmal in Freiburg (Schweiz), ferner eine werthvolle kritische Abhandlung über Lotze's Metaphysik (in dem auf Anlaß der Görresgesellschaft herausgegebenen Philosophischen Jahrbuch 1891/92). Bei allen seinen Studien und Arbeiten bildete das Lotze'sche System die Grundlage.

* **Braunschweig.** Dem Vernehmen nach hat Professor Paul Pfeifer seine Lehrthätigkeit für Eisenbahnmaschinenbau und Kinematik an der hiesigen Technischen Hochschule eingestellt, um in Berlin seine Dienste einem Privatunternehmen zu widmen.

* **London**, 6. April. Zum Präsidenten der englischen chemischen Gesellschaft ist Professor James Dewar gewählt worden. Ueberflüssigerweise hatte man Professor William Ramsay als Gegencandidaten aufgestellt. Der Ausschuß hatte Dewar vorgeschlagen und dabei hätte es der Tradition gemäß sein Bewenden haben sollen.

* **Valparaiso.** Der Zug der Londoner Geograph. Gesellschaft unter der Leitung Mr. E. A. Fitzgeralds, welcher kürzlich in Chile eintraf, um die Besteigung des Berges Aconcagua zu versuchen, ist nach Los Andes zurückgekehrt, nachdem er einen Theil seiner Mission erfüllt hat. Am 7. December v. J. brach der Zug von Mendoza auf. Außer Fitzgerald bestand er aus dem Geologen Vines, dem Ingenieur Lightbody, dem Naturforscher Philipp Gosse, dem Ingenieur Alban de Traffard, den Schweizer Führern Mathias Zubriggen, Joseph Pollinger, Louis Pollinger und Lochmatter, sowie den Dienern Zante Riccals und Fritz Loribel. Um den Berg zu erklimmen, rückte der Zug zuerst in das Horcones-Thal und schlug hier in einer Höhe von 3800 m ein Lager auf; ein zweites Lager wurde 4250 m über dem Meere errichtet und 5700 m hoch vor dem Berge selbst das dritte und letzte. Am 15. Januar versuchte Fitzgerald selbst, nur von Zubriggen begleitet, den Gipfel des Berges zu erreichen. In einer Höhe von 7000 m aber verließen ihn die Kräfte. Zubriggen klomm allein weiter und es glückte ihm, am Nachmittag des erwähnten Tages seinen Fuß auf die Spitze des Aconcagua zu setzen. Fast einen Monat später erstieg auch der Geolog Vines die Bergspitze nach neunstündigem Klettern. Er brach vom letzten Lager um 8 Uhr Morgens auf und langte um 5 Uhr Nachmittags auf dem höchsten Gipfel des Aconcagua an. Vines erzählt, daß er immer nur 4—5 m weiter zu klettern vermochte, dann mußte er sich jedesmal hinstrecken, um Athem zu holen. Die Spitze bildet eine 60 Quadratmeter messende Fläche. Der Stille Ocean glich, vom Aconcagua aus gesehen, einem spiegelglatten Teich; wenn aber am Nachmittag die Sonne schien, sah er aus wie eine angeheure Feuersbrunst. Die Wolken zertheilten sich indeß nur dann und wann. Nach Vines' Untersuchungen über den geologischen Bau des Berges besteht derselbe aus Porphyr, welcher von einer dicken, für keine Vegetation geeigneten Thonkruste bedeckt ist. Die Südseite des Aconcagua bilden kleine Spitzen. — Fitzgerald will jetzt mit seinem Zuge die Berge Tupungato und Mercedario in der Provinz Coquimbo erforschen, von denen der letztere fast ebenso hoch ist, wie der Aconcagua. Nach Beendigung seiner Expedition wird Fitzgerald nach London zurückkehren und der Geographischen Gesellschaft Bericht erstatten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Jules Claretie: Die Millionäre. Pariser Roman. 2 Theile. Uebers. von Ernst Brausewetter. Leipzig, Rob. Friese. — G. Ebe: Der deutsche Cicerone. Führer durch die Kunstschätze der Länder deutscher Zunge. Architektur. I. Leipzig, Otto Spamer 1897. — Dr. B. Ritter: Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Mädchenschulen. Weimar, Hermann Böhlau's Nachf. 1897. — Ludwig Bamberger: Politische Schriften von 1879 bis 1892. Berlin, Rosenbaum u. Hart 1897. — Dr. Rudolf Leonhard: Ein Ueberblick über das neue Bürgerliche Gesetzbuch. Vortrag. Dresden, v. Zahn u. Jaensch 1897. — Die Vorschriften über die Ausbildung der Juristen in Preußen. Mit Anmerkungen. 2. Aufl. Berlin, Franz Vahlen 1897. — Oskar Wittstock: Grün oder Schwarz? Beleuchtung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse der Siebenbürger Sachsen. Hermannstadt, G. A. Seraphin 1897. — Wilhelm Unverzagt: Die Einigung der Liberalen und die Zukunft des Liberalismus. Berlin, R. Mückisch. — Das Leben. Vierteljahrsschrift für Gesellschaftswissenschaften und sociale Cultur. Hggb. von Dr. F. v. Weichs. 1. Jahrg. 1. Heft. Jan. 1897. Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller. — Dr. Adalbert v. Hanstein: Die sociale Frage in der Poesie. Leipzig, Freund u. Möschke 1897. — Der Fall des Professors v. Kirchenheim in seiner Bedeutung für das badische Beamtenthum und die politischen Parteien Badens. Pforzheim, Ernst Haug. — Der Socialdemokrat August Bebel als Denunciant preußischer Officiere. Von einem Officier. Berlin, R. Felix 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 9. April. Nummer 80.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Lepragefahr. Von Dr. H. Palakowsky. — Graf Gobineau. Von G. Wittmer. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Lepragefahr.

Eine der ältesten und furchtbarsten Krankheiten, die bisher für unheilbar galt, der Aussatz (Lepra), beschäftigt und beunruhigt in stets wachsendem Umfang seit etwa einem Jahr Aerzte und Laien in Deutschland. Die Veranlassung zu dieser Thatsache ist, daß man abermals festgestellt hat — was längst bekannt war — daß im Gebiet von Memel eine Anzahl Lepröser wohnen, und vereinzelte Fälle von Lepra auch an anderen Stellen Deutschlands constatirt wurden, so zuletzt in Frankfurt a. O. Dieser letztere Fall interessirte mich ganz besonders. Handelt es sich doch, falls die Zeitungen richtig melden, um einen aus Südamerika eingeschleppten Fall. Da mir nun seit etwa zwei Jahren bekannt ist, daß die Lepra in einem Theile von Südamerika in neuester Zeit eine furchtbare Ausdehnung gewonnen hat, diese Thatsache aber in Deutschland fast unbekannt geblieben ist, so halte ich es für angezeigt, über diese Angelegenheit, die heute von actuellem Interesse ist, an dieser Stelle zu berichten, obgleich ich — oder soll ich sagen? gerade weil ich — nicht Mediciner bin. Der speciell und rein medicinische Theil des mir vorliegenden Materials gehört in eine medicinische Zeitschrift.

Es ist ein Jammer und ein großer Nachtheil für Deutschland, daß unsre politische Presse so wenig Interesse und also auch Raum für Süd- und Mittelamerika hat. Und doch sind dies die Länder der Zukunft. Hier und zwar hier allein kann der Ueberschuß der europäischen Bevölkerung für alle Theile nutzbringend angesiedelt werden. Unsre politischen Zeitungen (mit wenigen Ausnahmen, z. B. in Köln und den Hafenstädten) melden aber aus dem spanischen Amerika nur: Präsidentenwechsel, Revolutionen, Erdbeben und Finanzoperationen, so daß sich die Leser einbilden müssen, es passire nichts großes und gutes in jenen Ländern, oder ihre Bewohner lebten von den genannten interessanten Ereignissen. Und doch verdienten viele neuere und neueste Begebenheiten eine eingehende kritische Behandlung, so z. B. die Fortschritte Mexico's. Das Land hat die lange Reihe der Bürgerkriege und Revolutionen definitiv abgeschlossen und nimmt jetzt seit zehn Jahren einen so gewaltigen politischen, wirthschaftlichen und finanziellen Aufschwung, wie kein anderer Theil von Amerika. Nach weiteren 10 bis 20 Jahren dieser Entwicklung wird Mexico ein Culturstaat ersten Ranges sein. Andere hoch interessante Themata wären: die Bildung einer neuen Race in Argentinien, entstehend aus der Vermischung der verschiedensten Nationen mit den Argentinern und Italienern, das Verschwinden des „Gaucho“, die friedliche Expropriirung der bisher herrschenden argentinischen Classen. Ich könnte noch eine ganze Reihe solcher Stoffe nennen, kehre aber jetzt zu meinem Thema zurück.

In der „Estrella de Panamá“, einer Zeitung, die ich seit 20 Jahren lese, fiel mir zu Beginn des Jahres 1896 auf, daß genannte Zeitung öfter über die große Zunahme der Lepra, besonders in den Departamentos Antioquia und Santander, klagte. Weitere Nachrichten besagten, daß ein Arzt und Professor in Bogotá, Dr. D. Juan de D. Carrasquilla, ein Heilserum gegen die Lepra bereitet und bisher mit sehr gutem Erfolg angewendet habe. Die ganze Presse des Freistaates Columbia begann sich jetzt mit der Sache zu beschäftigen, die Gouverneure der genannten zwei Departamentos ließen eine Statistik aller Leprösen aufnehmen, und diese ergab 20,000! Die Regierung und die Medicinische Akademie in Bogotá schätzten die Zahl der Leprösen im ganzen Lande auf mindestens 30,000. Um diese erschrecklich hohen Zahlen richtig würdigen zu können, muß man wissen, daß die beiden Departamentos zusammen etwa 1 Million Einwohner haben und das ganze Land etwa 3½ Millionen Bewohner zählt. — Die deutsche Presse, soweit ich sie übersehen kann, nahm von diesen wichtigen Thatsachen keine Notiz. Ich machte im Laufe des Jahres 1896 in der „Köln. Volksztg.“, die stets einiges Interesse für „südamerikanische Angelegenheiten“ bewiesen hat, einige kurze Angaben über diese Ereignisse. Weiter wurde gemeldet, daß die Regierung von Columbia beabsichtige, alle Leprösen nach der großen Insel Coiba in der Nähe des Golfes von Panamá zu bringen, daß diese Idee aber aufgegeben sei und jetzt große Lazarethe in allen Departamentos erbaut werden sollten und zu diesem Zweck Geld im ganzen Lande gesammelt werde. Dank der Mitwirkung der Geistlichkeit und der römischen Curie sind bereits hohe Summen eingegangen.

Zu Beginn des Jahres 1897 sprach ich nun mit einigen mir befreundeten Aerzten, darunter auch Amerikanisten, über den Stand der Lepra in Columbia und über die neue Heilmethode des Dr. Carrasquilla. Zu meinem Erstaunen kannte keiner dieser Herren, auch nicht die ersten Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft, diese Thatsachen. Ich ersah hieraus, wie berechtigt die Klage der „Estrella de Panamá“ war, daß die Entdeckung des Columbiers Carrasquilla von den europäischen Gelehrten nicht beachtet worden sei. Ich beschloß nun, selbst der Sache näher zu treten und forschte nach der „Revista medica de Bogotá“, dem Organ der dortigen Medicinischen Akademie, worin die Resultate der Forschungen und Versuche Carrasquilla's niedergelegt sein sollten. Zum Glück erhält Hr. Geheimrath Virchow diese Zeitschrift, die sehr unregelmäßig erscheint, und überreicht sie der Bibliothek der Medicinischen Gesellschaft in Berlin. Hier fand ich die Jahrgänge 1893—1896 und in ihnen ein reiches Material, welches ich dem Leser im Auszug — soweit es von allgemeinem Interesse ist — vorführen will.

In der Sitzung der „Academia Nacional de Medicina“ in Bogotá trug Dr. Carrasquilla am 30. Aug. 1895 vor, daß es ihm nicht gelungen sei, den Leprabacillus zu züchten, und daß er beschlossen habe, dem Beispiel des

Prof. Ch. Richet bei der Behandlung der Syphilis auch bezüglich der Lepra zu folgen. Er entnahm also einem Leprakranken Blut, spritzte das „Serum“ dieses Blutes kräftigen, jungen Pferden ein, und nach 3—5 Tagen wurde diesen Thieren wieder Blut abgezapft. Das „Serum“ dieser wurde zu der Behandlung der Leprösen verwandt. Alle diese Operationen, Behandlung des Serums ꝛc., beschreibt Dr. Carrasquilla in einem späteren Vortrag sehr genau. Er spritzte zunächst einem an Lepra nerviosa leidenden Patienten ein halbes Kubikcentimeter des Serums ein, steigerte die Dosis von Tag zu Tag, so daß nach einem Monat 20 Kubikcentimeter auf einmal injicirt wurden, in Summa in einem Monat 90—100 Kubikcentimeter. Die Wirkung war auffallend günstig und wird von Carrasquilla näher beschrieben. Er legte diese Resultate vor und befragte die Akademie: ob er auf diesem Wege fortfahren solle, oder nicht. Er bittet um die Mitwirkung der Collegen. Eine Discussion erfolgte nicht, die Akademie verhielt sich vorsichtig abwartend, desgleichen die Regierung.

Am 22. November 1895 berichtet Dr. Carrasquilla weiter. Der großartigste Erfolg wurde an einem an sehr vorgeschrittener Lepra tuberculosa leidenden Mann erzielt. Carrasquilla beschreibt eingehend, welche Zerstörungen die Krankheit bei dem Patienten bereits angerichtet hatte, und welche Wirkungen die subcutanen Einspritzungen hervorriefen. Ich will hieraus einige charakteristische Episoden hervorheben. Am ersten Tage, als Dr. Carrasquilla die Behandlung übernahm, deckte der Kranke selbst unbeholfen und schnell die Verbände ab. Er verlor dabei viel Blut und größere Stücke der Geschwürränder lösten sich mit dem Verbande ab. Als Dr. Carrasquilla ihn voller Entsetzen über diesen Anblick zur Vorsicht mahnte, antwortete der Unglückliche: „Ich fühle nichts, das thut mir nicht weh!“ Dies geschah am 30. September. Am 22. November sagte Dr. Carrasquilla: „Jetzt behandelt er seine Geschwüre in ganz anderer Weise, denn sie schmerzen ihn, und er gebraucht alle Vorsicht, um sich die Schmerzen zu ersparen.“ Der Patient zeigte bald guten Appetit und Schlaf und keine Schmerzen beim Erwachen. Früher, so erzählt der Mann, sei er des Nachts immer in einem Corridor herumgelaufen, bis er durch absolute Ermattung die furchtbaren Schmerzen überwunden habe und zu kurzem Schlaf zusammengebrochen sei. — Auf die weiteren furchtbaren Details der Krankheitsbeschreibung und ihrer überaus glücklichen Bekämpfung durch das neue Heilmittel können wir hier nicht eingehen. Wir wollen nur die Ergebnisse, die Carrasquilla am Schluß seines Vortrags und nach längerer Behandlung von 15 Kranken zusammenfaßt, hier in wortgetreuer (und daher nicht eleganter) Uebersetzung mittheilen. Dr. Carrasquilla sagt:

Die Serotherapie verursacht bei der Behandlung der Lepra folgende Aenderungen des Krankheitszustandes: 1. Sie stellt das Empfindungsvermögen mehr oder weniger schnell her, je nach der Ausdehnung und Größe der Verletzungen des peripherischen Nervensystems. 2. Sie entfärbt die (dunkelrothen) Hautflecken, ohne sie ganz zu entfernen; man bemerkt an ihnen eine starke Abschalung der Haut. 3. Sie läßt die Oedeme (Geschwülste) oft schnell, in anderen Fällen langsam verschwinden; die Haut zieht sich zusammen, faltet sich und kehrt zu ihrem früheren physiologischen Zustand nach dem Verschwinden der Oedeme zurück. 4. Die Tuberkeln (kleine, harte Geschwüre) platten sich ab, erweichen, verschwinden durch Wiederaufsaugung, durch Abschätung oder Eiterung und lassen Zeichen (Narben) zurück. 5. Die Geschwüre, nachdem sie stark geeitert haben, vernarben mit erstaunlicher Schnelligkeit und lassen die Haut gesund zurück. 6. Die Narben alter, früher eiternder Leraflecken werden blaß, sinken mehr und mehr auf das Niveau der sie umgebenden Haut herab. 7. Die Schleimgeschwüre beginnen zu vernarben, sie entfärben sich wie die Haut, erhalten das Gefühl zurück, und die Tuberkeln verschwinden. 8. Das Gesicht wird, nach dem Verschwinden der Oedeme und Tuberkeln und der Entfärbung, wieder trocken, schrumpft zusammen und verliert ganz das löwenartige Aussehen. 9. Der Appetit kehrt zurück, desgleichen der Schlaf; der Geist erheitert sich, die Zufriedenheit tritt an die Stelle der tiefen Niedergeschlagenheit oder geistigen Depression; die geschwundene Hoffnung erwacht wieder. 10. Von der ersten Einspritzung des Serums an, die der Kranke erhält, hört die krankheiterregende Action des Leprabacillus auf, denn nach diesem Tage sieht man keine neuen Kundgebungen der Krankheit erscheinen.

Bei allen 15 Patienten ohne Ausnahme sind diese Beobachtungen gemacht worden. Hr. Carrasquilla erklärt, daß er diese Resultate für fundamental und entscheidend halte, die Lepra also heilbar sei. Die letzten mir vorliegenden Nachrichten des Dr. Carrasquilla datiren vom 24. Juni 1896. Er erklärte, damals schon über 100 Lepröse in Behandlung zu haben. — Mich jeden eigenen Urtheils enthaltend, lenke ich die Aufmerksamkeit der deutschen Aerzte und der Regierung hiermit auf diese Angaben und fahre in der Erzählung der Maßregeln zur Bekämpfung der Lepra in Columbia fort.

Die columbianische Presse feierte den Dr. Carrasquilla, der sich bescheiden zurückhielt, als großen Wohlthäter der Menschheit. Der Minister aber und auch die Akademie bewahrten eine ganz bewunderungswürdige Ruhe und Vorsicht, die wohlthätig gegen den Taumel absticht, der in Deutschland sehr hohe Kreise bei Entdeckung des Tuberlulins ergriff. Zu einem hohen Orden konnte Dr. Carrasquilla nicht vorgeschlagen werden, da es solche Dinge in Columbien nicht mehr gibt. —

Der Minister des Innern, Luis M. Holguin, schrieb unter dem 10. März 1896 an den Präsidenten der Akademie der Medicin und bat um nähere Auskunft über den Erfolg des von Dr. Carrasquilla bereiteten und angewandten Serums gegen die Lepra. Er erklärt, daß die Regierung in einer übeln Lage sei, da sie bei der notorischen gewaltigen Zunahme und Verbreitung der Krankheit getadelt werden würde, wenn sie das Heilmittel nicht empfehle. Andrerseits würde ihr aber der schärfste Tadel des In- und Auslandes sicher sein, wenn sie ein Heilmittel empfehlen und anwenden lassen würde, welches sich nachher als wirkungslos erwiese. Der Minister ersucht um Ernennung einer Commission, welche über die bisherigen Erfolge des neuen Heilmittels referire. Die Regierung wolle dann eventuell das neue Heilmittel in den Leprahospitälern anwenden lassen. Alle Kosten dieser Versuche sei sie bereit zu tragen. — In drei weiteren Noten, vorgelegt in der Sitzung der Akademie vom 23. April 1896, bittet die Regierung um Antwort und um Beschleunigung des Berichts der Commission. Sie selbst entsendet zwei Aerzte zur Mitwirkung an den Arbeiten dieser. Die Regierung drückt in den neuen Noten die (sicher begründete) Befürchtung aus, daß die von den Zeitungen gefeierte, angeblich großartige Entdeckung des Dr. Carrasquilla Tausende von Leprakranken nach Bogotá locken und die Hauptstadt so in ein Leprahospital verwandeln würde, zur großen Gefahr der gesunden Bewohner.

Gleich lobenswerth und vorsichtig erscheint mir das Verhalten der Akademie. Sie ernannte am 18. März 1896 eine Commission von drei Aerzten. In der betreffenden Sitzung wurde von verschiedenen Mitgliedern gewünscht, die Commission solle genauen Einblick in die Bereitung des Serums fordern und der Regierung in erster Linie über die bisherigen Erfolge der serotherapeutischen Behandlung

Digitized by Google

durch Dr. Caerasquilla berichten. — In der Sitzung vom 23. April erklärte Dr. Uribe: die zehnte Schlußfolgerung des Dr. Carrasquilla (s. oben) für gewagt und gefährlich. Sie habe das Publicum zu dem Glauben verführt, daß nach Anwendung des Serums jede Gefahr der Ansteckung aufgehört habe und Gesunde und Lepröse ungestraft in Berührung kommen können. „Die Folge ist, daß die Anzahl der Leprösen in Bogotá durch Zuwanderung und Ansteckung von Woche zu Woche in alarmirender Weise zunimmt." Ein anderer Arzt erinnerte warnend an das Sprichwort: für eine chronische Krankheit bedarf es einer chronischen Behandlung. Die Commission könne ein Urtheil erst abgeben, wenn eine lange Reihe von Behandlungsresultaten durch das neue Serum vorliege. Es erscheine ihm deßhalb nicht opportun, einen bestimmten Zeitpunkt für die Berichterstattung durch die Commission zu fixiren. Die Commission könne zur Zeit nur sagen: die Behandlung nach der Erfindung des Dr. Carrasquilla ändert den Verlauf der Lepra günstig, oder: die Wirkung ist weder günstig noch ungünstig für den Verlauf der Lepra. „Wir alle haben Lepröse nach den verschiedensten Methoden und oft mit scheinbarem Erfolg behandelt, aber nach längerer Zeit, oft erst nach zwei Jahren, trat eine grausame Enttäuschung ein, die Krankheit erschien meist mit größerer Heftigkeit wieder."

Der Vorsitzende der Commission, Dr. Osorio, bittet um genauere Instructionen, um Stellung bestimmter Fragen. Nur dann könne ein bestimmter Termin für ihre Beantwortung festgesetzt werden. Der Präsident der Akademie erklärte: die Commission sei nicht auf Antrag und Wunsch der Akademie, sondern auf Wunsch des Ministers des Innern ernannt, und seine Note schreibe ihre Aufgabe genau vor. Ein anderes Mitglied erklärt: Prof. Carrasquilla wende sein Mittel seit zehn Monaten bei vielen Kranken an, und noch sei ihm kein einziger Fall von vollständiger Heilung bekannt, was bei der Dauer und Zähigkeit der Krankheit nicht überraschen könne. Die scheinbar geheilten Kranken müßten noch durch Jahre beobachtet werden, ehe man ihnen endgültige Zeugnisse über ihre Heilung ausstellen könnte.

Dr. Uribe: Die Regierung wolle nur Bericht über die unmittelbare Wirkung des Serum anti-leprosum, nicht über die späteren Erfolge. Es handelt sich darum, zu wissen, ob die Behauptung Carrasquilla's über die günstige Wirkung der ersten Einspritzungen richtig ist. Durch das Urtheil der Commission wird auch die Frage beantwortet werden, ob das Instituto Carrasquilla (ein besonderes von Carrasquilla geleitetes Krankenhaus), wie es heute organisirt ist, weiter bestehen soll, oder ob sein Personal reducirt werden muß. Das Institut erhält von der Regierung pro Monat 12,000 Pesetas. Es sei vielleicht besser, Regierung und Nation concentrirten ihre Anstrengungen und Mittel auf die Errichtung von großen Nationallazarethen, um das Uebel durch Isolirung der Kranken auszurotten. Auf die weitere, rein medicinische Debatte vom 23. April 1896 können wir hier nicht eingehen. Es sei nur noch bemerkt, daß auf Antrag das ganze Protokoll der Sitzung vom 22. November 1895 verlesen wurde und daraus zu ersehen ist, daß die Akademie dem Prof. Dr. Caerasquilla für seine Mittheilung dankte, constatirte, daß er der erste sei, der die Serotherapie in Columbia gegen die Lepra angewendet habe, und daß die neuen Schlußfolgerungen, resp. Thesen oder Resultate des Dr. Carrasquilla der Académie de Médecine in Paris mitgetheilt werden sollen. In die Streichung der zehnten Schlußfolgerung oder These hatte Dr. Carrasquilla nach einiger Discussion selbst gewilligt.

In der Sitzung der Akademie vom 19. Mai 1896 stellte der Vorsitzende der Commission den Antrag: die Regierung zu ersuchen, ein vollständig isolirtes Hospital, wo zwölf Lepröse behandelt werden könnten, der Commision zur Verfügung zu stellen. Dieser Antrag wird angenommen. In einer Note vom 16. Mai 1896 bittet der Minister des Innern, Man. Casabianca, abermals um den Beistand der Akademie zur Bekämpfung der Lepra tuberculosa, und zwar legt der Minister, um falsche Schritte zu vermeiden, folgende Fragen vor: Ist die Lepra ansteckend? Falls ja: hört die Lepra auf, ansteckend zu sein, wenn die betreffenden Patienten nach der serotherapeutischen Methode behandelt werden? Welches ist das wirksamste Mittel, um das Contagium der Lepra zu vermeiden? Der Minister bittet dringend um recht baldige Beantwortung dieser Fragen.

Hieran schloß sich eine lange Discussion, die nach dem mir vorliegenden Material (bis Heft 210 der genannten „Revista" vom October 1896) bis dato noch nicht ganz publicirt ist. Wie es scheint, ist das Erscheinen der „Revista" wieder auf Monate unterbrochen worden. Aus der lebhaften Debatte können wir nur die zwei wichtigsten Anschauungen, die die meisten Anhänger hatten, kurz hervorheben. Dr. Uribe schlug im Namen von noch fünf anderen Mitgliedern folgende Antwort vor: Erste Frage: Ja, die Lepra ist eine ansteckende Krankheit. So haben wiederholt medicinische Autoritäten und Congresse von Columbia geurtheilt und so urtheilt auch heute die Academia Nacional de Medicina. Zweite Frage: Das hier in den letzten Monaten angewendete serotherapeutisch genannte Verfahren zerstört dieses Contagium nicht. Dritte Frage: Das einzige Mittel, welches die Wissenschaft bis heute kennt, um dieses Contagium zu vermeiden und die Verbreitung der Krankheit durch diese Ursache zu verhindern, zu zerstören, ist die strenge und wirksame Isolirung der Kranken an einem passenden Orte. Diese Maßregeln müsse die Regierung sehr bald ergreifen und zwar in energischer, thatkräftiger Weise, denn schon nach einigen Jahren werde dieses Mittel bei der stets wachsenden Zahl der Kranken unmöglich durchgeführt werden können. In diesen Lazarethen können die serotherapeutischen Experimente und die Culturversuche des Bacillus von Hanssen fortgesetzt werden. Die Wissenschaft, die Klugheit und das sociale Interesse lassen es rathsam erscheinen, die serotherapeutische Behandlung in der Hauptstadt der Republik einzustellen.

Dr. Esgueera (und zwei andere Redner) sprachen sich gegen die Bejahung der ersten Frage aus. Die Uebertragung des Bacillus durch Bluteinimpfung sei nicht gelungen. Das Contagium sei noch nicht bekannt; solche Fragen der Wissenschaft könnten nicht durch Abstimmung entschieden werden. Die Academia de Bogotá, die in der wissenschaftlichen Welt nur wenig bedeute, sei nicht berufen, derartige Fragen zu entscheiden. Er schlägt als Antwort an den Minister vor: Bis heute ist die größte Mehrzahl der wissenschaftlichen Meinungen der Annahme eines Contagiums der Lepra günstig. — Zu dieser, den genannten Arzt und die Akademie der Medicin in Bogotá ehrenden Bescheidenheit erlaube ich mir die Bemerkung, daß das Urtheil dieser Körperschaft doch von eminenter Bedeutung für alle Mediciner, ja für die ganze Welt sein dürfte, da sämmtliche Anwesende seit Jahren Dutzende von Leprösen alle Jahre behandelt, Hunderte gesehen haben. Die Mitglieder dieser medicinischen Corporation verfügen also über eine praktische Erfahrung und über ein stets zur Hand befindliches Material, wie keine andere in Amerika und Europa.

Dr. Manrique führte in längerer Rede aus, daß die erstere Frage nicht kategorisch bejaht werden könne. Die Lepra sei eine Krankheit der Elenden (Lazarusskrankheit), der uncivilisirten Nationen, eine Krankheit, die entsteht und gedeiht im Elende und bei allen Fehlern der Hygiene,

Digitized by Google

die damit verbunden sind. Nur durch die Fortschritte der Civilisation im weitesten Umfang sei die Lepra aus Europa fast ganz verschwunden, grassire nur noch in einigen Gebieten von Schweden-Norwegen und der Balkanhalbinsel. Seit Cypern eine englische Besitzung, sei die Lepra daselbst in schneller Abnahme begriffen. Die Civilisation müsse die Lebensweise und Sitten der Bewohner erst bessern, dann werde die Lepra aus Columbia verschwinden. Die untern Volksclassen müßten sich vollständiger bekleiden, die Wohnungen müßten besser, reinlicher werden, vollständiger gegen die Unbilden der Witterung schützen. Er citirt zum Schluß verschiedene Autoritäten, darunter auch Virchow, die sich nicht zustimmend über die Contagiosität der Lepra ausgesprochen haben.

Nach dieser letzten Ansicht ist die Gefahr einer Ansteckung, d. h. einer Uebertragung der Krankheit von Columbia nach Europa und somit nach Deutschland sehr gering. Nur sehr wenige der 30,000 Leprösen des Landes dürften die Mittel besitzen, eine Reise nach Europa anzutreten. Und von diesen würden voraussichtlich — wie bisher — etwa 90 Procent nur Frankreich und England besuchen. Wie groß die Gefahr der Verschleppung der furchtbaren Krankheit durch Lepröse mit eiternden Geschwüren und Wunden ist, falls diese Kranken in Hotelbetten schlafen, Aborte und Bäder benutzen, welche sonst für relativ Gesunde bestimmt sind, mögen die Aerzte prüfen und dann entscheiden, ob gewisse Vorsichtsmaßregeln gegen Personen geboten sind, die aus Columbien kommen.

Dr. H. Polakowsky.

Graf Gobineau.

Zu den bedeutendsten und eigenartigsten Erscheinungen der neueren französischen Literatur müssen wir die Werke des Grafen Gobineau zählen, die aber mit Rücksicht auf Ziele und Tendenz, wie auf die Universalität des Verfassers, welche sich darin kundgibt, zugleich der allgemeinen Weltliteratur beizuzählen sind. Auch an ihnen sollte sich die alte Erfahrung, daß Bücher ihre Schicksale haben, in auffallender Weise bewahrheiten. Längere Zeit hindurch in Frankreich selbst, dem Vaterland Gobineau's, verkannt und fast vergessen, sind einzelne dieser Werke durch meisterhafte Uebertragungen ins Deutsche erst in neuerer Zeit in weiteren Kreisen bei uns bekannt geworden, wo sie nun mit lichtem Glanz den Aufgang eines Sternes erster Größe zu verkünden scheinen.

Daß aber Gobineau im eigenen Vaterland beinahe der Vergessenheit anheimfallen konnte, lag theils an den politischen Strömungen, die seit dem Sturz des zweiten Kaiserreichs dort herrschten, theils auch daran, daß jener viele Jahre als Gesandter im fernen Ausland lebte und so sammt seinen vielseitigen Studien und Forschungen der näheren Beachtung seiner Landsleute entrückt war. Eine deutsche Ausgabe seiner Werke aber fehlte bisher, weßhalb sie auch bei uns so gut wie unbekannt blieben, ein Umstand, der leider einige, welche besser damit vertraut waren, dazu verleitet hat, von den Ergebnissen der Forschungen Gobineau's auf ethnographischem und culturhistorischem Gebiet einen etwas weit gehenden Gebrauch zu machen.

Um in Kürze die Eigenart Gobineau's näher zu bezeichnen, so verband er mit scharfer Beobachtungsgabe und eminenten gelehrten Kenntnissen zugleich den Blick des Sehers und bedeutende poetische und künstlerische Begabung und Gestaltungskraft, Eigenschaften, die sich im Verein nur höchst selten im einzelnen Individuum finden und die den damit begnadeten weit über das Niveau der durchschnittlichen Bildung erheben. Gobineau ist nicht nach der herkömmlichen Schablone zu behandeln, er läßt sich nicht in ein bestimmtes Gelehrten- oder Künstlerfach einregistriren, welcher Umstand gleichfalls nicht wenig dazu beigetragen hat, daß man ihm von mancher Seite überhaupt nicht näher trat. Ueberdies war er nicht der Mann dazu, sich dem herrschenden Zeitgeschmack anzubequemen, er ging seinen eigenen Weg.

Doch seine Zeit ist nun endlich gekommen, nachdem sich vor wenigen Jahren eine aus Franzosen und Deutschen bestehende Vereinigung gebildet hat zu dem Zweck, den wissenschaftlichen und künstlerischen Werken Gobineau's die denkbar weiteste Verbreitung zu erwirken. In erster Linie sollen ihre Bemühungen dem Hauptwerke seines Lebens, dem großen Werke über die Menschenracen, zugewandt sein; demnächst sollen neue Ausgaben oder Uebersetzungen der übrigen Werke, Publicationen aus dem Nachlaß, Correspondenzen und biographische Arbeiten über Gobineau ins Auge gefaßt werden. Der Charakter der Vereinigung ist übrigens bis auf weiteres durchaus privat. An der Spitze stehen zwei Comités, das eine in Frankreich, das andere in Deutschland, aus je drei Persönlichkeiten sich zusammensetzend, welche Gobineau selbst oder seinen Werken besonders nahe getreten sind.

Das deutsche Comité besteht aus den HH. Philipp Graf zu Eulenburg in Wien, Hans P. Frhr. v. Wolzogen in Bayreuth und Prof. L. Schemann in Vevey. Was zunächst die deutsche Ausgabe von Gobineau's gelehrtem Hauptwerk „Essai sur l'inégalité des races humaines" (Paris 1853—1855. 2. Aufl. 1884) betrifft, so hat sich Prof. Schemann unter mannigfach erschwerenden Umständen mit vollster Hingebung dieser großen Aufgabe unterzogen, sodaß der erste Band voraussichtlich bis zum nächsten Jahr erscheinen wird. Bestimmte Zeitgrenzen sind dafür nicht vorgesehen. „Wenn auch", so heißt es in einer hierauf bezüglichen Erklärung des Uebersetzers, „das deutsche Racenbuch unser erstes und vornehmstes Ziel sein muß, so sind doch in Sachen Gobineau's unbedingt auch noch andere Ziele nebenher fortdauernd im Auge zu behalten und ihnen entsprechend Kräfte zu widmen. Nichts könnte zudem irriger sein, als ein Werk wie das Racenbuch, indem man es in die Tagesfragen hineinzöge, für den einen Tag nöthiger als für den andern zu halten. Ein solches Werk ist überhaupt nicht für den Tag geschrieben, sondern für Reihen von Zeitaltern, mag immerhin deren jedes sich für seine besonderen Bedürfnisse vorwiegend das Seinige daraus entnehmen. Und so muß demgemäß für eine möglichst bleibende Gestaltung auch seiner Bearbeitungen Sorge getragen werden. Alles in allem dürfen wir somit wohl sagen: wenn das deutsche Racenbuch mit dem Ende des 19. Jahrhunderts unter Dach kommt, so dürfte es uns und unsern Kindern für das 20. noch manche werthvolle Waffen in dessen Kämpfen um die idealen Güter liefern!"

Es würde zu weit führen, hier auf den Inhalt des bedeutenden Werkes näher einzugehen; es mögen daher einzelne Andeutungen genügen. Wenn Gobineau bei Betrachtung der Entwicklungsgeschichte der Menschheit vor allem auf die natürlichen Bedingungen und Beziehungen Rücksicht nimmt, so erscheint das heute gegenüber den neueren Forschungen auf anthropologischem Gebiet kaum noch als ein besonderes Verdienst; wenn wir uns aber daran erinnern, daß sein Hauptwerk bereits im Jahre 1853 erschien, also lange vor Darwin, so erscheint die Sache doch in einem etwas anderen Licht.

„Gobineau zuerst hat methodisch gelehrt und bewiesen", so heißt es in dem auf eine deutsche Bearbeitung seines Werkes bezüglichen Memorandum, „daß die Menschheit, daß Völker und Generationen nicht nur als Forschungsobject des Anthropologen und Ethnologen, sondern gerade auch als das des Culturhistorikers und Socialpolitikers vor allem

Digitized by Google

ein leiblicher Organismus sind, und daß alle größten und kleinsten Leistungen des Menschengeistes, alle Vorzüge und Fehler der Nationen, daß jegliche Erhebung und jeglicher Sturz einer Civilisation, kurz daß alles und jedes moralische und geistige Moment in der Weltgeschichte auf jenes Leibliche zurückzuführen und aus ihm zu erklären ist." ꝛc. ꝛc.

Gobineau sah in der Weltgeschichte die Racengeschichte und erkannte in der Mischung der Racen den eigentlichen psychologischen Hauptproceß jener und das ausschlaggebende Moment für den Bestand und das Vergehen der Völker. Dabei konnte er sich aber der Einsicht nicht verschließen, daß die edleren Racen zwar zeitweilig die niederen beherrschen, endlich aber durch die fortgesetzten Mischungen mit diesen ihrer Degeneration entgegengehen.

Wie man sich aber auch zu diesen Fragen stellen mag, so wird man doch Gobineau's Forschungen keinenfalls ignoriren können in einer Zeit, wo die Nationalitäten- und Racenfrage so sehr an Bedeutung gewonnen hat, wie es heute der Fall ist.

Wir dürfen somit das Racenbuch auch als eine zeitgemäße Erscheinung bezeichnen und um so mehr wird sich auch der deutsche Leser davon befriedigt fühlen können, als der Verfasser innerhalb der weißen Race die germanische als die bevorzugte bezeichnet in dem Maße, daß er sie geradezu die weltordnende Race nennt, und daß er die Ansicht vertrat, alle modernen abendländischen Völker hätten in dem Maß ihre eigentliche Bestimmung erfüllt, als das germanische Element bei ihnen zur Herrschaft gelangt sei. Wir dürfen hoffen, daß dies Bekenntniß im Munde eines Franzosen dazu beitragen werde, bei seinen Landsleuten ein näheres Verständniß und eine versöhnlichere Stimmung für Deutschland anzubahnen.

Bevor wir uns zu dem poetischen Meisterwerk Gobineau's „La Renaissance" wenden, mögen hier zunächst einige weitere biographische und bibliographische Notizen folgen.

Joseph Arthur Graf v. Gobineau war am 14. Juli 1816 zu Ville d'Aoray in der Normandie geboren, woselbst sich seine, einem altnormännischen Geschlecht angehörenden Vorfahren im 9. Jahrhundert erobernd niedergelassen hatten. Schon frühzeitig auch mit deutscher Sprache und Bildung vertraut, lebte er bis zum Jahre 1849 in stiller Zurückgezogenheit in Paris mit orientalischen Studien beschäftigt. Die Frucht derselben war das Racenbuch, eine gewiß erstaunliche Leistung, zumal wenn man die Jugend des Verfassers bedenkt. Das Buch erregte damals auch gerechtes Aufsehen. Danach trat Gobineau in die diplomatische Laufbahn ein, die ihn bald nach Asien, der Stätte seiner Lieblingsstudien führte, wo wir ihn bis zum Jahre 1864 als französischen Gesandten in Persien finden, neben seiner amtlichen Thätigkeit mit vielseitigen ethnographischen und culturhistorischen Studien beschäftigt. 1864 wurde er zum Gesandten in Athen, 1868 zum Gesandten in Rio de Janeiro ernannt. In Athen fand sein dichterisches und künstlerisches Talent reiche Nahrung und Anregung. Auch fanden nun die in Persien vorbereiteten wissenschaftlichen Werke ihre Ausarbeitung: „Histoire des Perses", Paris 1869; „Religions et philosophies dans l'Asie centrale", Paris 1865; schon früher erschien: „Traité des écritures cunéiformes", Paris 1864. Daneben entstanden Meisterwerke wie die „Asiatischen Novellen", wahre Perlen echter Erzählungskunst, in denen der Verfasser eine Reihe charakteristischer Typen asiatischen Volksthums gab.[1]) 1870 kehrte Gobineau nach Frankreich zurück. Danach noch einige Zeit Gesandter in Stockholm, woselbst der Roman „Les Pléiades" entstand, nahm er 1877 seinen Abschied und lebte seitdem meist in Rom. Hier war es, wo er die Bekanntschaft Richard Wagners machte, mit welchem er bis zu seinem Ende in inniger Freundschaft verbunden blieb. Im Jahre 1877 erschien: „La Renaissance. Scènes historiques", von welchem bedeutenden Werke gleichfalls Professor Schemann eine meisterhafte Uebersetzung ins Deutsche für den gleichen Verlag geliefert hat. Gobineau starb am 13. Oct. 1882 zu Turin auf der Rückreise von Deutschland nach Rom. Erst nach seinem Tod erschien sein großes, nicht ganz vollendetes Heldengedicht „Amadis", ein Werk, das sich durch Reichthum der Phantasie und durch Mannichfaltigkeit der dichterischen Form auszeichnet, gleichsam den poetischen Abschluß aller seiner Studien bildet und gleich dem zuvor genannten das hervorragende Talent des Verfassers zeigt, vergangene Epochen der Weltgeschichte in charakteristischer Weise wieder zu beleben.

Es ist das Verdienst Richard Wagners, Gobineau als Dichter und Gelehrten in Deutschland eingeführt zu haben, wie das auch weiterhin durch die auf ihn bezüglichen Publicationen der „Bayreuther Blätter" geschah. Auch obige Uebersetzung der „Renaissance", sowie schon früher ein ausführlicher Auszug aus dem Racenbuch[1]) von Hans v. Wolzogen, erschien zunächst in der genannten Zeitschrift.

Die „Renaissance" dürfte wohl am meisten dazu geeignet sein, auch das größere Publicum mit Gobineau bekannt zu machen, um so mehr, als das Buch, wie auch die „Asiatischen Novellen", eben um dieses Zweckes willen zunächst in einer billigen Ausgabe erschienen ist. Es kommt ihm auch eine günstige Zeitströmung entgegen, denn wir leben ja gewissermaßen wieder in der Renaissance, insofern die Kunstformen jener Epoche wieder in Aufnahme gekommen sind und wir ihnen in mehr oder weniger gelungenen Imitationen überall begegnen. Da möchte es nun für viele doch von Interesse sein, jenes Zeitalter und die treibenden Mächte desselben auch einmal gleichsam von innen heraus zu betrachten, und diese Möglichkeit wird uns durch Gobineau's Dichtung geboten. Sie dringt überall in den Kern der Sache und versetzt uns mitten in jene viel bewegte Zeit hinein. Der bunte Wechsel der Ereignisse und der Scenerie, die scharfe Charakteristik und lebensvolle Schilderung der handelnden Personen erinnert fast durchweg an Shakespeare. Mag uns der Dichter in die Paläste der Großen oder unter das niedere Volk führen, immer ist es der den Gegenstand vollkommen beherrschende vornehme und künstlerische Geist, welcher, über den Verhältnissen stehend, uns die Dinge mit überraschender Objectivität und bei allem tragischen Ernst des echten Historikers nicht selten mit geistvollem Humor vor Augen stellt. Das Buch bietet aber kein zusammenhängendes Drama, sondern vielmehr das dramatisirte Zeitalter selbst, ein in den frischen und satten Farben der Maler jener Epoche ausgeführtes Zeitgemälde. Gobineau selbst schreibt darüber unterm 25. April 1873 an den ihm eng befreundeten Professor Osten, dem österreichischen Diplomaten und früheren Bundespräsidialgesandten:

„En somme, je suis absorbé dans le XVIe siècle italien. Je tente une chose nouvelle je crois et c'est d'en faire un livre que je ne peux comparer qu'à une grande fresque murale qui en donnera ou devra du moins en donner le sens dans ce qu'il a, non pas de spécial et en quelque sorte d'archaïque, mais de généralement et constamment humain. Tous les personnages seront naturellement strictement historiques; et l'unité de cette oeuvre d'art qui ne sera pourtant pas de l'histoire, mais comme une moelle de l'histoire et qui commencera vers 1490 pour finir vers 1560, sera établie

[1]) Uebersetzt und mit biographischer Einleitung versehen von L. Schemann. (Leipzig, Verlag von Phil. Reclam.)

[1]) In Buchform erschienen unter dem Titel: Die Religion des Mitleidens und die Ungleichheit der menschlichen Racen. (Leipzig 1883. In Commission bei Theod. Fritsch.)

par le développement des idées d'isonomie italienne, de haine pour les étrangers, d'aspirations artistiques et scientifiques infinies et l'échec et la chute dans le marécage du XVII. siècle."

Das Buch handelt in fünf Abtheilungen von Savonarola, Cesare Borgia, Julius II., Leo X. und Michelangelo. Alle diese Helden der Renaissance werden in großen und charakteristischen Scenen dramatisch eingeführt und es gruppiren sich um diese Höhepunkte der Dichtung zahlreiche andere Scenen, welche in mannichfaltiger Weise das Leben und Treiben der Künstler, Gelehrten und Staatsmänner oder das Volks- und Kriegsleben jener Zeit schildern und hier die bewegenden Zeitgedanken und Ereignisse in vielfachen Reflexen wiederspiegeln. Gobineau zeigt sich in alle dem nicht weniger als Politiker und Philosoph, wie als Dichter und Künstler. Letzterer gibt sich u. a. in den detaillirten scenischen Angaben, die den einzelnen Auftritten vorangestellt sind, zu erkennen. Wie schön und charakteristisch ist da z. B. gleich die erste Scenerie, der Garten des Dominicanerklosters zu Bologna, aus dem wir Savonarola zur Nachtzeit scheiden sehen, mit wenigen Strichen gemalt!

Scheinbar sind alle diese Scenen nur lose und unvermittelt an einander gereiht; wenn wir uns aber daran erinnern, daß wir kein Drama vor uns haben, sondern ein Zeitgemälde, das im ganzen betrachtet sein will, so erscheint alles in anderem Licht und rückt dann harmonisch zusammen, wie wir auch von einem Mosaikbild erst in gehöriger Entfernung den rechten Eindruck empfangen. Das schließt aber nicht aus, daß uns, abgesehen von der Totalwirkung, auch die einzelnen Scenen an sich betrachtet lebhaftes Interesse gewähren. Man mag das Buch aufschlagen, wo man will, immer trifft man auf ein charakteristisches Bild jener denkwürdigen Zeit.

In den letzten Stücken treten die Künstlerscenen immer bedeutsamer hervor, bis endlich Michelangelo, der eigentliche Held des ganzen Werkes, alles andere überwächst. „So bildet," sagt Schemann in seinem Lebensbild Gobineau's, „die ‚Renaissance' in poetischer Form, wie einerseits ein Strafgericht über ein verworfenes Zeitalter, so andrerseits für alle Zeiten einen flammenden Protest gegen jeden luculliſchen Mißbrauch der Kunst, der, zumal im Bilde Michelangelo's, die höchste Würde als ästhetischer, moralischer und religiöser Erzieherin des Einzelnen, wie der Völker vindicirt wird"; Gedanken, welche dann in der gehaltvollen Einleitung des Genannten zu seiner Uebersetzung der „Renaissance" ihre weitere Ausführung finden.

Nach Inhalt und Form eignen sich diese Scenen vortrefflich zu Vorlesungen höheren Stiles. Der Verfasser selbst liebte es, dieselben vielfach gleich im Entstehen in Freundeskreisen vorzulesen, und die Wirkung davon soll oft unbeschreiblich gewesen sein. Eine Anweisung zu Vorträgen dieser Art brachten die „Bayreuther Blätter", 1896, I/III Stück.

Um dieser kurzen und keineswegs erschöpfenden Charakteristik Gobineau's nur noch einen wesentlichen Zug hinzuzufügen, so wäre noch zu sagen, daß derselbe auch als ausübender Künstler in zahlreichen, weit über die Grenzen des Dilettantismus hinausgehenden plastischen Arbeiten Hervorragendes geleistet hat.

Diese Ausführungen mögen genügen, um auf die Bedeutung des großen Franzosen hinzuweisen. Die auf seinen Namen gegründete Vereinigung ist, wie schon bemerkt, ganz privat und arbeitet lediglich mit privaten Mitteln, indem sie sich zugleich, dem vornehmen Charakter Gobineau's entsprechend, von jeder Reclame für ihr Unternehmen fernhält. Sie hat es sogar verschmäht, sich mit Hulfe eines „Protectors" einzuführen. Um so mehr ist es Aufgabe der Presse, ihr in ihrem Vorhaben, einem lange Zeit verkannten Genius endlich zu seinem Recht zu verhelfen, beizustehen und die wissenschaftliche und künstlerische Welt mit ihm bekannt zu machen.

G. Wittmer.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Minderjährige Verbrecher.** Versuch einer strafgerichtlichen Psychologie mit Originalgutachten von Berenini, Bonfa, Colajanni, Negri, Nocdau, Pierantoni, Von Cao. Lino Ferriani, Staatsanwalt in Como. Deutsch von Alfred Ruhemann. Berlin, Siegfried Cronbach, 1896. — Die richtige Handhabung des Strafrechts bleibt immer eine schwere, verantwortungsvolle Aufgabe für die damit betrauten Organe. Nirgendwo sonst tritt die Pflicht, jeden einzelnen Fall auf seine Besonderheiten zu prüfen und jedes schablonenhafte Vorgehen sorglich zu vermeiden, mit gleichem Nachdruck auf. Die Criminalanthropologie und mit ihr verbunden die Criminalpsychologie weisen Tag für Tag eine Reihe von Mißgriffen nach, die eine summarische, mit der Beobachtung der Paragraphen sich begnügende Rechtsprechung — sie verdient diesen Namen oft genug nicht — seit unvordenklicher Zeit gemacht hat und bei gegebener Gelegenheit stets wieder macht. Es gibt Erklärungsgründe hiefür, die den entschuldigen, der den Fehler macht, nicht aber jene, denen es obläge, Vorsorge zu treffen, daß der Fehler nicht gemacht werde. Wie ist unsre Strafgerichtsbarkeit heutzutage beschaffen? Wo die Gerichte mit Juristen besetzt sind, genügt für die Berufung dazu der vorschriftsmäßig gelieferte Nachweis der Rechtskenntniß; bei Berathung der Novelle zur Strafprocessordnung wurde im Reichstag ohne Widerlegung behauptet, daß zur Strafjudicatur nicht selten jene Richter verwiesen worden, die für die civilrechtlichen Streitigkeiten nicht tüchtig genug erschienen. Sofern die Laien zur Theilnahme an der Strafrechtspflege zugelassen sind, begnügt man sich überhaupt mit Anforderungen ganz allgemeiner Natur. Und doch handelt es sich bei den Strafurtheilen um die wichtigsten Güter des Menschen, oft um sein ganzes Lebensschicksal! Mit doppelter Peinlichkeit drängt sich dieser Gedanke auf, wo es sich um erstmalige Bestrafungen, mit dreifacher dann, wo es sich um die Aburtheilung minderjähriger Personen handelt. Gerade bei der letzt genannten Kategorie bedeutet ein unrichtiges Urtheil oft einen weit tragenden Fluch. Nicht umsonst stellt darum unsre Gesetzgebung das Strafverfahren gegen jugendliche Personen unter eigene Cautelen; daß aber diese Cautelen nicht genügen, beweist das soeben wahrende Auftauchen neuer Abhandlungen gerade über dieses Thema. Man mag sich leicht darüber trösten, wenn ein alter Verbrecher mit inhaltreicher Strafliste einer kurzhändigen Abwandlung unterzogen wird; bei einem Verfahren gegen Personen, die kaum dem Kindesalter entwachsen sind, wird dagegen sicherlich jedes der daran Betheiligten ein gewisses Bangen fühlen. Wie oft ist nicht durch die erste Strafe die Entscheidung für die verbrecherische Laufbahn des davon Betroffenen getroffen worden! Diesem Gedanken entspringen alle die Vorschläge, die einem unrichtigen Vorgehen auf diesem Gebiete den Weg versperren wollen und die sich in letzter Zeit besonders zu der Ausgestaltung des Instituts der bedingten Verurtheilung, eines Widersinns, der nur durch die Mängel der regelmäßigen Voraussetzungen gelegentlich und berechtigt wird, zu verdichten pflegen. An die Wurzel des Uebels ist die Hand damit nicht gelegt. Das hier zu besprechende Buch macht sich mit anerkennenswerthem Eifer an dieses schwierige Problem. Es ist in der Art gehalten, die man beinahe als Sondervorzug der italienischen populär-wissenschaftlichen Literatur bezeichnen möchte: reichlich mit fesselnden Einzelheiten ausgestattet und in den verbindenden theoretischen Theilen lebhaft, temperamentvoll, manchmal pathetisch, niemals gelehrt langweilig, liest es sich leicht und erregt doch auch bei dem ernst nachdenkenden Leser nicht in seiner Wirkung. Der Verfasser, der seiner ernsten Auffassung von seinem Berufe schon in früheren Werken Ausdruck gegeben hat — ihre Titel: „Die Kindesmörderin", „Die Liebe vor Gericht", „Entartete Mütter" nehmen sich seltsam unter unsrer nüchternen Strafrechtsliteratur etwas seltsam aus — naturfucht nach einer kurzen Einleitung die Factoren der Verbrechen bei Kindern und Minderjährigen, dann die Hauptarten dieser Verbrechen und leitet dann zu der Frage über, wie diese jugendlichen Verbrecher sowohl im Strafproceß, als im Strafrecht zu behandeln seien. Seine Vorschläge, durch Gutachten der im Titel genannten Autoren unterstützt, sind vielfach zutreffend und auch da, wo man ihnen nicht

bestimmen will, von Interesse. Mir persönlich geht es bei allen derartigen Erörterungen so, daß ich am Schlusse das Empfinden habe, die besten Vorschriften bedeuteten nichts, solange nicht dargelegt ist, daß die richtigen Personen mit ihrer Durchführung betraut werden; während umgekehrt gewissenhafte Richter, gewissenhafte Staatsanwälte, gewissenhafte Anstaltsdirectoren auch bei weniger eingehenden Vorschriften einen angeklagten oder verurtheilten Minderjährigen nicht als Nummer, sondern unter mitfühlender Erwägung seiner Lage behandeln werden. Men, not measures. Der Besserungszweck der Strafe muß bei dieser Erwägung von ausschlaggebendem Einfluß sein; wo von der Strafe keine Besserung zu erwarten ist, soll an ihre Stelle die in unserm Strafgesetzbuch bereits ermöglichte und in unserm Bürgerlichen Gesetzbuch auch als vorbeugende Maßregel in weitem Umfang zugelassene Zwangserziehung treten. Für deren erfolgreiche Durchführung gilt allerdings das Erforderniß, daß die richtigen Kräfte dafür gefunden werden müssen, in ganz besonderem Maße.

„Beethovens *Missa solemnis*." Eine Studie von Wilhelm Weber. Augsburg, J. N. Schlosser 1897. — Ein treffliches Büchlein, eine liebe- und verständnißvolle Arbeit, veranlaßt durch das Bedürfniß, alle Quellen, aus denen Beethovens höchstes Werk entsprang, aufzusuchen und aufzudecken, und dasselbe nicht nur als Kunstwerk, sondern auch als persönlichste Aussprache des Meisters in einer alle Seiten umfassenden Darstellung zu charakterisiren. Der Verfasser hat die Monographie dem Andenken seines hochverehrten Lehrers Immanuel v. Faißt in unauslöschlicher Dankbarkeit gewidmet; das Gefühl der Pietät, welches er hiedurch bekundet, spricht in noch höherem Maße in dem Büchlein selbst aus jedem Worte über unser aller Lehrer und Meister, Beethoven. Es ist der Dank eines Beglückten für die Wohlthat, die ihm ein Höherer erwiesen hat. Seine Absicht ist, auch andere an dem Glücke theilnehmen zu lassen, das ihm aus dem Studium von Beethovens Messe erwachsen ist; deßhalb lädt er alle ein, sich mit ihm darein zu vertiefen. — Der Verfasser berichtet zuerst Biographisches und Charakteristisches über Beethoven und sein Verhältniß zum Erzherzog Rudolf, über die Stimmungen, welche in ihm zur Zeit, als er die große Messe schuf, vorherrschten, über Beethovens Religiosität und sein Verhältniß zur Kirche, speciell zum Messetext. Er bespricht den Text der Messe eingehend; dieser Theil ist für den protestantischen Leser besonders belehrend und wichtig. Dann erläutert er die Bedeutung der Missa solemnis in Beethovens und in der allgemeinen Kunst; er zeigt, wie die Missa und die neunte Symphonie ein hehres Geschwisterpaar bilden, das eine Werk Beethovens Verhältniß zu Gott, das andere sein Verhältniß zur Menschheit und ihe Ringen aussprechend. Dem folgt eine eingehende Analyse des Werkes, welche den großen Vorzug hat, mit Feinfühligkeit auf alle Schönheiten und Eigenheiten des Werkes hinzuweisen, ohne Dinge hineintragen zu wollen, welche nicht darin enthalten sind. Ich empfehle das Büchlein allen denen, welche Beethovens große Messe kennen und lieben; sie werden Freude daran haben. Ich empfehle es noch mehr, denjenigen, welchen dies größte Werk des Meisters noch nicht ganz vertraut ist. Dirigenten, welche dazu berufen sind, dasselbe einzustudiren, werden gut daran thun, die kleine Schrift den Mitgliedern ihres Chors in die Hand zu geben. Sie wird Liebe dafür und Begeisterung erwecken helfen, und nur ein für seine Aufgabe begeisterter Chor überwindet die Schwierigkeiten, welche das Werk in Menge bietet. Ich habe selten eine Schrift über ein musikalisches Werk mit so ungetrübter Freude gelesen, wie diese.

Bernhard Schalk.

* Der Ankündigung Robert Kochs gegenüber, über die kürzlich telegraphisch berichtet ward, daß ihm die Herstellung eines neuen Tuberkulins von besseren Eigenschaften als das frühere gelungen sei, läßt sich Professor Hans Buchner in den „Münchn. N. N." folgendermaßen vernehmen:

„Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Aussichten auf wirkliche Heilerfolge mit dem neuen Tuberkulin wesentlich bessere sind, als sie es mit dem früheren gewesen waren, und zwar aus mehreren Gründen. Einmal ist Koch diesmal offenbar viel vorsichtiger vorgegangen und hat vor dem Bekanntgeben an die Oeffentlichkeit sehr reichere Erfahrungen nicht nur an tuberkulösen Thieren, sondern auch an kranken Menschen gesammelt, als dies bei dem früheren Tuberkulin der Fall war, — wo, wie sich nachträglich herausstellte — die Publication ohne genügende experimentelle Begründung erfolgt war. Von vor größerer Vorsicht zeugt schon die jetzige Ausdrucksweise, indem jetzt nur von zu erzielender „bedeutender Besserung" die Rede ist, während Koch früher sein Tuberkulin als „Heilmittel" bezeichnet hatte. Auch hat er unterdessen erkannt, daß bei fortgeschrittener Lungenschwindsucht die hier vorkommenden, so oft verhängnißvollen fieberhaften Infectionszustände durch Tuberkulin wenigstens nicht unmittelbar beeinflußt werden können. Das Verkennen dieses Zusammenhangs war u. a. eine Hauptursache gewesen, weßhalb die Behandlungsversuche mit dem früheren Tuberkulin scheiterten. Das alles würde indeß keinen genügenden Grund abgeben für optimistischere Auffassung, wären nicht in der Darstellungsweise des neuen Tuberkulins an sich wichtige Argumente hiefür gegeben. Das neue Product ist nämlich nicht nur eine verbesserte Auflage des früheren, sondern es ist im wesentlichen etwas anderes und muß deßhalb auch ganz andere Wirkungen hervorrufen. Das frühere Tuberkulin wurde gewonnen durch Erhitzen von Culturen der Tuberkelbacillen und enthielt demgemäß entzündungs- und fiebererregende Stoffe, aber keine oder fast keine Substanzen, welche Immunität, d. h. Unempfänglichkeit gegen Tuberculose im lebenden Körper hervorrufen. Das hatte Koch allerdings erkannt. Er hielt schon das frühere Tuberkulin für ein immunisirendes Mittel, was aber durch die Untersuchungen verschiedener Forscher schon 1891 sich als Irrthum herausstellte. Um ein besseres Tuberkulin herzustellen, war es — nachdem ich bereits 1890, schon vor Kochs erster Publication, die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf die Inhaltsbestandtheile der Bakterienzellen und deren Wirkungen gelenkt hatte — offenbar nöthig, die Inhaltsbestandtheile des Tuberkelbacillus direct und zwar möglichst unverändert zu gewinnen. Die große Frage war nur, wie das bei so winzigen mikroskopischen Zellen zu machen sei? Koch gibt in seiner jetzigen Mittheilung an, daß er nach vergeblichen Extractionsversuchen mittelst Natronlauge auf die Idee kam, die Tuberkelbacillen selbst mechanisch zu zertrümmern, um auf diese Weise deren unveränderte Inhaltsstoffe direct zugänglich zu machen. Dieser Gedanke bewährte sich. Die getrockneten lebenden Culturen der Tuberkelbacillen wurden zu feinem Staub zerrieben und dann mit Wasser behufs Wiederauflösung der darin befindlichen Stoffe unter gleichzeitigem Centrifugiren behandelt; das neue Tuberkulin wurde auf diese Weise hergestellt. Dasselbe enthält demnach die ziemlich unveränderten Inhaltsbestandtheile des Tuberkelbacillus und wird also aller Voraussicht nach geeignet sein, der Angabe Kochs entsprechend, thatsächlich immunisirend gegen Tuberkulose, dadurch aber heilend zu wirken.

„Hiemit könnte ich schließen, hätte nicht Koch am Schluß seiner Mittheilung geäußert, er „glaube mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß weitere Verbesserungen der Präparate" (d. h. des Tuberkulins) selbst nicht mehr zu erwarten sind." Hiegegen muß ich Verwahrung einlegen, solange nicht eine Methode genügend erprobt ist, welche im Münchener hygienischen Institut ebenfalls zu dem Zweck ausgebildet worden ist, die unveränderten Inhaltsbestandtheile von Zellen der niederen Pilze und auch von Bakterienzellen zu gewinnen. Dieses letztere Problem hatten nämlich schon seit 1891 ich und mein Bruder, Professor Eduard Buchner (Tübingen), von dessen hieher gehöriger Entdeckung der gährungserregenden Zymase als Inhaltsproduct der Hefezellen erst kürzlich die Rede war, unablässig im Auge behalten. Schon 1893 war es uns gelungen, Bakterienzellen durch Zerreiben mechanisch zu zertrümmern, um deren Inhaltsstoffe unverändert zu gewinnen, d. h. wir hatten damals im wesentlichen bereits diejenige Methode in Händen, deren sich Koch jetzt zur Darstellung des neuen Tuberkulins bedient. Jenes Verfahren von 1893 erschien uns indeß noch nicht als das erstrebenswerthe Ideal. Nach weiteren Verbesserungen der Methode suchend, fanden wir diese in der That in der vorsichtigen Zerreibung der mikroskopischen Zellen mit nachfolgender Auspressung derselben bei einem Druck von 400—500 Atmosphären. Dieses neue, bereits im Januar lfs. Js. publicirte Verfahren bewies denn auch seine Ueberlegenheit gegenüber den bisherigen Methoden sofort durch die erwähnte Entdeckung bezüglich der Gährwirkung der Hefe. Gleichzeitig wurde ferner das neue Verfahren im hygienischen Institut zu München auch zur Gewinnung von Zelleiweißkörpern aus Bakterien in Anwendung gebracht, und speciell bei Tuberkelbacillen sind durch die HH. M. Hahn und Bulling (Reichenthal) Versuche über Heilung und Immunisirung bereits im Gange, welche jedoch bei dem langsamen Verlauf der tuberkulösen Infection naturgemäß einer langen Zeitdauer zu ihrer Durchführung bedürfen. Da bei Kochs Verfahren die lebenden Tuberkelbacillen zuerst getrocknet, dann fein zerrieben und hierauf mit Wasser behufs Wiederauflösung der wirksamen Stoffe behandelt werden müssen, so ist sein Verfahren umständlicher, chemisch eingreifender und außerdem

für den Darsteller des Präparats weit gefährlicher als das unsrige, bei dem die lebenden Tuberkelbacillen in feuchtem Zustand mit Kieselguhr und seinem Sand zerrieben und in feuchtem, d. h. nicht stäubendem Zustand direct ausgepreßt werden. Dies sind die Gründe, weshalb ich der Behauptung Kochs am Schlusse seiner jetzigen Mittheilung: „Etwas besseres läßt sich in dieser Art nicht darstellen, und was überhaupt mit Tuberkelbacillen zu erreichen ist, das muß mit diesen Präparaten zu erreichen sein", vorläufig — solange die Wirkung unsrer aus Tuberkelbacillen hergestellten Preßsäfte noch nicht erprobt ist — nicht beizustimmen vermag." —

Zu der Notiz über Prof. H. Buchners neue Entdeckung zur Theorie der Gährung (vgl. Beil. Nr. 67) schreibt andererseits Dr. Gustav Wendt der „Voss. Ztg.": H. Buchners interessante und werthvolle Arbeit enthält durchaus keine neue Theorie, sondern liefert im wesentlichen Belege für die allgemeine Gültigkeit einer theoretisch längst festgelegten Sache. In meiner in Hädels „Jenaischer Zeit. f. Naturw." Bd. XXVIII (1893) erschienenen Arbeit „Ueber den Chemismus im lebenden Protoplasma" heißt es betreffs der Gährung unter anderem: „Es bleibt nur der Schluß übrig, daß die Ausscheidungen der Pilze die Fermente darstellen, die die chemische Spaltung erzeugen. Aber diese Fermente sind anders geartet, als die bisher betrachteten „Enzyme". Sie sind, wie alle derartigen Ausscheidungsproducte, selbst der Umsetzung fähig und gehen bei der Spaltung des vergährbaren Materials selbst alsbald zu Grunde. ..... Es bleibt absolut nichts anderes übrig, als die selbst des Umsatzes fähigen Ausscheidungsproducte der Hefepilze, bezw. über selbst schon gespaltenen Theilproducte, als Fermente anzusprechen". Schwache Ahnungen von einem derartigen Sachverhalt sind, wie bei jeder neuen Theorie, schon vorher vorhanden gewesen, zumal ja auch ganze Bibliotheken über die Theorie der Gährungserscheinungen sich angesammelt haben. Zur Klarheit über dieselbe aber ist vor mir niemand gelangt."

* **Heidelberg.** Unser Physiker, Geh. Rath Prof. Dr. Georg Quincke, hat von der kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie in Halle die goldene Cothenius-Medaille erhalten.

* **Jena.** Dr. Wolfgang Keller in Prag hat einen Ruf an die hiesige Universität für das Lehramt der englischen Philologie angenommen.

* **Budapest.** Der Privatdocent und Adjunct Dr. Alexander Kuhányi erhielt Titel und Charakter eines außerordentlichen Professors.

* **Paris,** 4. April. Der Romanschriftsteller Cherbuliez, der unter dem Namen Valbert in der „Revue des deux Mondes" schon so manche interessante Studie über deutsche Verhältnisse veröffentlicht hat, bespricht in der Nummer vom 1. April an der Hand des Buches von Arthur Kiechhoff über „Die akademische Frau" die Frage des Universitätsstudiums der Frauen. Er findet es sonderbar, daß die deutschen Hochschulen in dieser Beziehung nicht nur hinter Frankreich, sondern auch hinter allen anderen Culturländern, mit Ausnahme Englands und Oesterreichs, zurückgeblieben sind, und daß so viele der von Kiechhoff befragten deutschen Professoren die Ausschließung der Frauen aus ihren Hörsälen aufrecht zu erhalten wünschen. „Ist es nicht gut," fragt der französische Akademiker, „wenn in einer Epoche utilitaristischer und materialistischer Civilisation, wo man alles dem Comfort und Wohlbefinden opfert, wo die Wissenschaft fast nur wegen ihrer industriellen Anwendungen geschätzt wird, wo die demokratischen Ideen sich mit dem Fetischismus der Maschinen und der wachsenden Vergötterung des Geldes vermählen, sich eine Elite von Frauen mit gesundem, offenem und aufgeweckten Geiste bilden wird, welche alle uneigennützige Wißbegier, die Liebe zur Wahrheit in allen ihren Formen, den Cultus des Unnützen, d. h. den Cultus der Künste und der Wissenschaften ohne directe Nutzbarkeit, besitzen werden?" Cherbuliez befürchtet nur, daß die Frauen sich über die Zweckmäßigkeit des Universitätsstudiums Illusionen machen, und möchte sie lieber auf Lectüre und Privatstudium verweisen. Er erwähnt zum Schluß das Beispiel seiner eigenen Mutter, welche fast ohne jede Anleitung, nur durch ihre Liebe zur Sache, zu einer genauen Kenntniß der Botanik gelangt sei. — „Les deux Rives", so heißt der dritte Roman von Fernand Vandérem. Er hält alles, was die bemerkenswerthen Vorgänger „La Cendre" und „Charlie" versprochen haben, und war einer der größten Erfolge der „Revue de Paris", welche ihn vor dem Erscheinen in Buchform ihren Lesern darbot. Es ist ein Pariser Roman der echten Art, wo nicht bloß irgend eine Scandalgeschichte aus der Gesellschaft des vornehmen Müßiggangs erzählt wird, sondern fast alle Schichten der Bevölkerung in charakteristischen Typen vorgeführt werden. Man denkt unwillkürlich an Daudets „Fromont jeune et Risler aîné" zurück, so verschieden auch Handlung und Personen sind. „Die beiden Ufer" Vandérems sind das rechte und linke Seineufer, die er einander entgegenstellt. Das rechte Ufer ist das der großen Welt, der großen Geschäfte, der Börse und der internationalen Einwanderung, das linke Ufer das der Gelehrten, der kleinen Beamten und der speculativen Weltverbesserer. Ein tief gelehrter Aegyptolog ist der Held der Erzählung. Sein Buch über Kleopatra macht ihn auch auf dem rechten Ufer berühmt. Eine hübsche und gefallsüchtige, aber im Grunde recht gutmüthige Dame der Finanzwelt angelt ihn für ihren Salon und behält ihn als Zeitvertreib bei, da sie von ihrem Gemahl und von ihrem Liebhaber, einem jungen Aristokraten, oft vernachlässigt wird. Erst findet der Gelehrte den wissenschaftlichen Eifer der Weltdame sehr lächerlich, aber nach und nach interessirt er sich immer mehr für seine „petite élève" und trennt sich am Schluß nicht ohne Schmerzen von ihr. Es muß so sein, nachdem sein Bruder, ein etwas beschränkter pensionirter Beamter, den er selbst in die rechtsufrige Gesellschaft eingeführt hat, zum Börsenspiel verleitet worden und als ruinirter Mann am Schlagfluß gestorben ist. Auch die Frau und die Tochter des Gelehrten leiden unter seinen weltmännischen Allüren. Die Tochter ist eine Gelehrte und in alle Arbeiten ihres Vaters eingeweiht. Sie ist nicht hübsch, hat aber trotz ihrer Verstandesrichtung eine merkwürdige Passion für schöne Männer, die sie erst nach langem Kampfe zugunsten eines jungen Gelehrten aufgibt, welcher vor allem ihr Wissen und ihren Charakter schätzt. Diese Thérèse Raimond ist einer der eigenartigsten Frauencharaktere des modernen französischen Romans. Als interessante Nebenfigur erscheint der alte jüdische Schwärmer Schleifsmann, der das Judenthum regeneriren will und den Finanzleuten seiner Race Moral predigt, aber damit nur erreicht, daß sie ihm den Broderwerb als Privatlehrer ihrer Kinder entziehen. Er ist der Busenfreund des pensionirten Beamten, der sich als großer Antisemit gebärdet und dann doch trotz aller Warnungen Schleifmanns bei der ersten Gelegenheit zum Speculanten wird. Sein Ruin gibt Schleifmann zu einer donnernden Philippika an den Finanzmann Anlaß, unter dessen Auspicien sein Freund Goldminen getauft hat. Hieraus ersieht man, daß sich Vandérem nicht gescheut hat, die actuellsten und brennendsten Fragen der Zeit in seinen Roman zu verpflanzen. „Les deux Rives" sind weder ein antisemitischer, noch ein philosemitischer Roman, aber sie spiegeln sehr gut die Stimmungen wieder, welche dieses Problem in der heutigen Pariser Gesellschaft wachruft.

* **Dorpat.** An Stelle des bisherigen Vertreters der Professur für Pharmakologie und Geschichte der Medicin an der hiesigen Universität, des Prof. Dr. Rudolf Kobert, der einem Rufe als Director der Beehmerschen Lungenheilanstalt in Görbersdorf Folge geleistet hat, ist der Laborant des Moskauer Universität, Dr. med. Tschirwinski, ernannt. — Der bisherige Privatdocent Mag. Alex. Peidik ist als etatmäßiger Docent für altclassische Philologie angestellt.

* **Kairo.** Prof. Dr. Schweinfurth ist von seinem Aufenthalt in Oberägypten hierher zurückgekehrt.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Cotta'sche
Bibliothek der Weltlitteratur.

Gespräche mit Goethe
in den letzten Jahren seines Lebens.
Von
J. P. Eckermann.
Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Otto Roquette.
Vier Bände.
Preis elegant gebunden 3 Mark.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin SW. 46, Yorckstr. 2.

Soeben erschienen:

Carlyle.
Seine Welt- und Gesellschaftsanschauung.
Von
Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz.
Zweite, vermehrte u. verbesserte Aufl.
(Band 6 der Sammlung „Geisteshelden".)
Geheft. M. 2.40; Leinenbd. M. 3.20; (5663) Halbfzbd. M. 3.80.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 10. April. Nummer 81.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Aus Gottfried Kellers Leben. I. Von Sigmund Schott. — Zur gesetzgeberischen Regelung des dolus eventualis. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus Gottfried Kellers Leben.

Von Sigmund Schott.

I.

Nun ist endlich der dritte Band der Biographie Gottfried Kellers erschienen und mit ihm liegt das schöne, gehaltvolle Werk als ein Ganzes vor uns.[1]) Die Vollendung hat weit mehr Zeit in Anspruch genommen, als man allgemein ursprünglich dachte, denn etwa anderthalb Jahre sind es her, daß der zweite, und mehr als drei Jahre, seit der erste Band herauskam. Mit dieser Verzögerung ist aber nichts versäumt worden, gerade mit den besten Gaben muß man nicht „hereinrennen“. Daß die Bücher Kellers sich noch lange Zeit ihre volle Frische erhalten werden, dafür ist uns nicht bange und wir sind auch überzeugt, daß manche kommende Geschlechter die Briefe dankbar und empfänglich genießen werden, in denen der große Dichter als eine so echte, wahrhafte und kernige Natur, als ein so ganzer Mann und ganzer Mensch hervortritt. Auch wir haben uns darum mit der Besprechung nicht übereilt. „An dem Briefchen laue und nutsche ich noch. Das saftigste Wort ist hier das edelste.“ So dankte Lessing in seinem letzten Brief an Mendelssohn für einen Brief, durch den dieser ihn erfreut hatte. In einer diesen Worten entsprechenden Weise will auch das vorliegende Buch, will das ganze Werk genossen werden.

Im Jahr 1861 ward Keller zum Staatsschreiber des Cantons Zürich erwählt. Dieses Amtes waltete er volle fünfzehn Jahre lang, und daß wir's gleich von vornherein sagen, in mustergultiger Weise. Er war jetzt zweiundvierzig Jahre alt, das Schicksal, harte und bittere Lehr- und Prüfungsjahre hatten ihn zum Manne geschmiedet, und was er auch nunmehr erfaßte, dafür setzte er seine ganze Persönlichkeit ein. Der eidgenössische Kanzler Schieß, ein gestrenger Beamter, pflegte zu sagen: Gottfried Keller sei der beste, zuverlässigste Staatsschreiber der Schweiz gewesen. Das Amt nahm seinen ganzen Mann vom Morgen bis zum Abend in Anspruch. Keller behauptete gleich von Anfang an volle Selbständigkeit. „Fremde Hülfe, selbst in Dingen, die ihm fern lagen, verschmähte er; es kam vor, daß er zum Verständniß eines holländischen Actenstückes ein entsprechendes Wörterbuch kaufte, um ja nicht etwa der Leute Rath angehen zu müssen.“ Die ungemein vielseitige praktische Thätigkeit schärfte seinen Blick und weitete seinen Gesichtskreis; besonders auch sein Urtheil über die öffentlichen Angelegenheiten, über die politischen Fragen hat sich durch seine stete Berührung mit dem öffentlichen Leben vertieft und ausgereift. Die glückliche Mischung von dichterischem Schwung und gesundem Menschenverstand, von überquellender Phantasie und vollem Wirklichkeitssinn war in ihm von allem Anfang an vorhanden, aber die gediegene Tüchtigkeit seines Wesens, seine Weisheit und Menschenkenntniß hat sich in seiner jahrelangen Berufsthätigkeit voll entwickelt. Der „Martin Salander“ und „Das verlorene Lachen“ wären ohne die Staatsschreiberjahre nicht entstanden. Ein ganzes Leben bloßer literarischer Thätigkeit entsprach dem Sinne Kellers durchaus nicht. In einem seiner Briefe an Emil Kuh sagt er einmal, von Gutzkow redend, „wie schrecklich es ist, wenn ein Mensch als unreifer Junge, von der Schule weg, unter die Literaten geht und bis ins Alter hinein ohne Aufhören, ohne Ausruhen, ohne eine Pause und Zeit anderer Beschäftigung fortschriftstellert und fortschustert, immer auf dem Marktplatz stehend oder sitzend, wie eine grau gewordene Höckerin, die ihren vierzig- oder fünfzigjährigen Eckplatz hat, gleich links neben den Fischhändlern.“ — Vielleicht mochte er an seine eigenen Wanderjahre denken, wenn er von Grillparzer sagte, ihm mangle „ein gewisser Leichtsinn, welcher Mangel den Mann von Jugend auf so ängstlich an der heimathlichen Bureaukratencarriere kleben und ihn nie frisch und frei in die Welt hinaussegeln ließ. Hätte er sich der Fremde anvertraut, so hätte sie ihn zu dem Ihrigen gemacht und der Heimath als einen gemachten Mann wiedergegeben. Wer aber unter der Heimathliebe nur die Zuhausehockerei versteht, wird der Heimath nie froh werden, und sie wird ihm leicht nur zu einem Sauerkrautfaß.“ In der Berührung mit der Fremde ist in Keller das mächtige Vaterlandsgefühl, die Liebe zur Heimath erstarkt, und für Keller, den Menschen, wie den Dichter, war die Zeit der Beamtenlaufbahn ersprießlich.

1864 starb die treue, gute Mutter. Sie war 76 Jahre alt geworden und hatte das Glück noch genossen, den Sohn, der ihr in seinen jungen Jahren so viele Sorgen bereitet hatte, in gesicherter, geachteter Lebensstellung zu sehen. Ihr Tod trat plötzlich ein, Keller war gerade abwesend und er hat es nie ganz verwinden können, daß er in ihren letzten Augenblicken nicht bei ihr gewesen. Die harte Buße seines „grünen Heinrich“ war ihm glücklicherweise nicht beschieden worden und er hatte der Mutter einen heiteren Lebensabend bieten können. Zu Hause wurde es nun einsam, denn die wunderliche Schwester Regula, die später Jahre hindurch kränkelte, hatte nicht die Gabe, ihm ein behagliches Heim zu bereiten. Er blieb von damals an oft die Abende im Wirthshaus.

Die sechziger Jahre verliefen in ruhigem, weder von äußeren Ereignissen, noch von literarischer Thätigkeit unterbrochenem Gleichmaß. Auch der sonst so muntere Briefverkehr stockte, das Buch bringt aus dieser Zeit nur ein paar Briefe an den alten Freund Hermann Hettner, an Berthold Auerbach, Ludmilla Assing und Salomon Hegi. Fröhliche Plauderbriefe, wie er in den siebziger und acht-

[1]) Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold. Dritter Band: 1861—1890. Berlin, Wilhelm Hert 1897. (Ueber den ersten Band vergl. Beilage Nr. 301 vom 28. December 1893, über den zweiten Nr. 169 vom 25. Juli 1894.)

Digitized by Google

ziger Jahren so manchen schrieb, sind aus jener Periode gar keine vorhanden. — Wieder war es nun die Vaterstadt, die ihn an seinen Dichterberuf mahnte. Schon zweimal bot sich die Gelegenheit, die Förderung rühmend hervorzuheben, die Zürich seinem Gottfried Keller zu verschiedenen Zeiten angedeihen ließ: das einemal, als die Regierung dem fast Dreißigjährigen ein Reisestipendium zuwies in der ganz bewußten Absicht, dem Schriftsteller in ihm freie Bahn zu machen, das anderemal, als sie dem von den Kundigen schon voll gewürdigten, von der Menge aber noch wenig gekannten Dichter mit dem hervorragenden Amt die Möglichkeit sorglosen Auskommens bot. Bei seinem fünfzigsten Geburtstag war es die studirende Jugend, von der die Anregung zu einer allgemeinen Feier ausging. Die verschiedenen Verbindungen der Universität und des Polytechnikums, sowie die großen Sängergesellschaften hatten freudig ihre Mitwirkung zugesagt. Er selbst erfuhr von der ganzen Veranstaltung erst, als sie nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Zu diesem fünfzigsten Geburtstag ernannte die Züricher Universität ihn zum Ehrendoctor der Philosophie; bei dem Commers sprachen verschiedene Mitglieder der Hochschule, Erziehungsdirector Sieber drückte dem jungen Doctor den Dank der Volksschullehrer und des Erziehungsraths dafür aus, daß Keller in seinen Dichtungen, namentlich der „Frau Regula Amrain" einen so tiefen Blick in die Bedürfnisse der nationalen Erziehung gethan habe. Bei der Jugend und dem Volke war es damals und blieb es auch später das fünfundzwanzig Jahre früher entstandene Lied „O mein Heimathland", dem er seine Popularität und die ihm so reich zutheil gewordene Begeisterung verdankte. — Später, als Keller die Vaterstadt in der Sammlung „Züricher Novellen" verherrlichte, dankte sie ihm dafür, indem sie ihm unter freudiger einhelliger Zustimmung das Bürgerrecht schenkte. Ein gar schönes und erquickendes Verhältniß ist das zwischen der Stadt Zürich und ihrem guten Sohn, und hier ist einmal ein Fall, in dem das alte Wort von dem Propheten, der nichts im Vaterlande gilt, gründlich widerlegt wurde. Für die Züricher wurde Keller mit der Zeit so etwas wie ein Nationalheiliger, aber keiner, zu dem sie in scheuer Verehrung aufblickten, sondern einer, den sie so recht von Herzen lieb hatten. Man muß es mit erlebt haben, wie der kleine Mann mit dem mächtigen von großem Schlapphut bedeckten Kopf auf der Straße und in den Wirthshäusern mit treuherzigem „Guten Abend, Herr Staatsschreiber" begrüßt wurde, wie sie von ihrem „Gottfriedle" sprachen, ganz wie eine Mutter von ihrem Sohne, auf den sie große Stücke hält und der ihr auch in seinen tollen Streichen Vergnügen macht. Ganz Zürich hatte das zufriedene Gefühl, als ob jeder Einzelne Antheil an Gottfried Kellers Werden und Wesen hätte.

Ein bleibendes und glückliches Ergebniß jener Geburtstagsfeier war die Bekanntschaft mit Adolf Exner, der damals 28 Jahre zählte und etwa seit einem Jahre als Lehrer des römischen Rechtes in Zürich wirkte. Mit ihm, der inmitten einer glänzenden Laufbahn allzu früh dahingerafft wurde, und seiner Schwester Marie, die sich einige Jahre nachher mit dem Professor Anton v. Frisch vermählte, wurde Keller rasch warm und innig befreundet und seine Briefe an sie lassen die herzliche Zuneigung erkennen, die er zu ihnen faßte. Reizendere Briefe hat Keller nie geschrieben, als die an Marie Exner, und der ganze Ton der Correspondenz mit dem Geschwisterpaare zeigt, daß es ihm Bedürfniß war, von Zeit zu Zeit ohne jeden äußeren Anlaß mit ihnen zu plaudern. Gerade ihnen gegenüber spricht er sich häufig mit fröhlicher Selbstironie über seine Freude an einem guten Tropfen aus. So, da er der Professorin zu der Geburt des ersten Söhnchens Glück wünscht (1875): „Um aber auf dem Pfade der Tugend eine rechtzeitige Einwirkung zu erzielen und das junge Männlein zu einem männlich tüchtigen Kumpan heranbilden zu helfen, übersende ich Ihnen hiermit ein erstes Trinkgeschirrchen, er wird es freilich noch nicht regieren können. Bis dahin aber müssen wir einen Nothbehelf erfinden. Dazu dienen die Basler Leckerli, welche Sie in altem Rothwein einweichen, in Lutschbeutel (schweizerisch Rüggi) packen und auf diese Weise dem Sprößling ins Mäulchen stecken müssen, damit er sich an den Wein gewöhnt. — — Hrn. Adolphus werde ich bald einmal schreiben; inzwischen danke ich ihm für den Brief aus Gödöllö und namentlich für die Photographie der schönen Dame. Für die wiederholten Geschenke dieser Art (er schickt mir nämlich immer Photographien von Schönheiten, die er kennen und lieben gelernt hat) werde ich ihm die Stöpsel der Champagnerflaschen sammeln und schicken, die ich habe trinken helfen, um nur einigermaßen das Gleichgewicht zu halten. Befolgen sie meinen Rath mit den Lutschbeuteln, damit keine Zeit verloren geht und, bis Sie ein zierliches Matrönlein mit weißen Haaren sind, der Sohn ein tapferer ältlicher Weinzapf mit purpurner Nase geworden sein wird, der sein Mütterchen ehrt und schätzt und immer noch eins trinkt, wenn er sie ansieht." Und am Schluß des Briefes kommt er nochmals auf das Lutschbeutelchen zurück: „Wenn er brav lutscht, so weitet sich auch der Mund besser aus zu einem angenehmen und gustosen Trinkmaul und läuft nichts daneben." Dann machte er sich freilich Gedanken darüber, daß er den so „miserablen Bummelbrief" gerade während einer gefährlichen Krankheit des „herrlichen Hänschens" schrieb.

Die bei der Geburtstagsfeier an ihn ergangene Mahnung, wieder einmal etwas von sich hören zu lassen, hatte inzwischen ihre Wirkung gethan, und als ihre erste Frucht erschienen im Frühjahr 1872 die „Sieben Legenden". Schon 1854 und 1855 entworfen, waren sie ursprünglich für den Galatheecyklus (das spätere „Sinngedicht") bestimmt. Er löste sie jedoch aus diesem Zusammenhang und legte sie, da ihm damals für den Sonderdruck das geforderte Honorar von 50 Thaler per Bogen nicht bewilligt wurde, auf die Seite. Als ihn nun im Sommer 1871 der Inhaber der Goeschen'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart, Ferdinand Weibert, um ein Manuscript anging, nahm er die Legenden wieder vor und arbeitete sie gründlich durch. „Gleich nach ihrem Erscheinen", so sagt Baechtold in knappen, treffenden Worten, „sind diese poesiedurchtränkten Dinger als wahre Wunderwerke namentlich auch in formaler Hinsicht erkannt worden. Gottfried Kellers Muse zeigt sich hier in ihrer höchsten Schönheit. Graziöseres besitzt unsre Literatur jedenfalls nicht. Auf den Leser strömt das Gefühl unmittelbarer Beglückung über". In seiner früher von uns erwähnten Studie, die 1874 in der Beilage zur Allgem. Ztg. veröffentlicht wurde, hat Friedrich Vischer diese wundervollen Poesiegebilde, in denen Kellers Prosa ihre höchsten Triumphe feiert, in vortrefflicher Weise gewürdigt, und wir widerstehen darum der Versuchung, die Kleinodien aus diesem Schatzkästlein einzeln hier aufzuzählen. Wer „die Jungfrau und die Nonne", „das Tanzlegendchen", den „schlimm heiligen Vitalis" einmal gelesen hat, der nimmt sie immer wieder gern zur Hand. Sie haben alle etwas durchwärmendes, diese Legenden, in denen ein kindlich naives Poetengemüth und die Weisheit des reifen Mannes zu uns spricht, in denen das Verständniß für das sehnende Hoffen in der Menschenbrust und fröhliche Erdenlust, Wehmuth und Heiterkeit harmonisch mit einander verwachsen sind und wir überall den Schalk hören, der das Heilige vermenschlicht, der nicht wie ein feierlicher Priester, sondern wie ein guter Kamerad uns das Höchste nahe bringt.

Digitized by Google

Die Anknüpfung an Weibert führte dann auch zu einer neuen Auflage und Erweiterung der „Leute von Seldwyla". „Der Schmied seines Glücks", „Die mißbrauchten Liebesbriefe" waren schon in Berlin ausgeführt worden. Nie hat wohl das windige, lotterige Industrieliteratenthum eine köstlichere Behandlung gefunden, als in dieser Novelle, und manchmal mag sich der Leser erstaunt fragen, woher Keller sie so gut kannte. Diese Guido v. Strahlheim, Oskar Nordstern, Kunibert vom Meere, das sind ja Leute von heute! Die Geschichte „Kleider machen Leute" wurde Anfang der sechziger Jahre geschrieben und knüpft an einen wirklichen Vorfall an. In der Vorrede zu der früher von uns erwähnten englischen Uebersetzung von drei der neuen Seldwyler Geschichten citirt die Uebersetzerin, die Tochter Freiligraths, eine Stelle aus einem Briefe, den ihr Vater ihr nach Erscheinen der neuen Novellen schrieb, die wir aus dem Englischen zurück übersetzen. — — „ganz köstliche Dinge darunter. Mit züchtigem Freimuth streift er die gewagtesten und gefährlichsten Gegenstände und es liegt etwas unwiderstehlich komisches in dieser „feierlichen Frivolität", die alles sagen kann und doch immer moralisch bleibt. — — — Etwas ausgelassener komisches, als wie der biedere John Kabys sich selbst um seine Erbschaft bringt (in dem festen Glauben, seine Zukunft aufs beste zu sichern) läßt sich kaum denken." Und von der Weise, in der der Schneidergraf die polnische Melodie singt, redend, ruft er aus: „Woher in aller Welt kommt Keller zu so schnurrigen Ideen?" — Mit den beiden letzten Seldwyler Geschichten strebte ihr Urheber aus der Sphäre des Lustigen und Schnurrigen herauszukommen. „Dietegen" — nach Baechtold die farbenreichste und gediegenste unter den neuen Novellen — wurde 1873 ausgearbeitet; der Plan dazu war auch schon in der Berliner Zeit entstanden. Die zeitgeschichtliche Novelle „Das verlorene Lachen" wurde 1874 ausgeführt. — Die neuen „Leute von Seldwyla" wurden freudig aufgenommen und bereits 1875 zeigte sich das Bedürfniß zu einer neuen Auflage. Der wachsende Erfolg und die neu erwachte Schaffensfreudigkeit reiften und förderten in Keller den Entschluß, mit dem er sich wohl schon seit der besprochenen Geburtstagsfeier getragen haben mag, dem Amte zu entsagen und ganz der Schriftstellerei zu leben. Im Sommer 1876 konnte dieser Plan ausgeführt werden, aber schon im September 1871 hatte er an Emil Kuh geschrieben: „Ich hoffe auch, mich in nicht zu ferner Zeit von meinem Amte frei machen zu können, um während der mir noch übrig bleibenden besseren Jahre die mir zukommende Arbeit rasch nach einander abzuthun und mich dann bestens zu empfehlen." An den genannten Emil Kuh hat Keller von 1871 bis 1876 achtzehn Briefe geschrieben, die zu den literarisch inhaltreichsten gehören. Kuh wandte sich, als er den „Grünen Heinrich" kennen gelernt hatte und mächtig von ihm berührt worden war, an Keller und sandte ihm einen von ihm über das Buch veröffentlichten Aufsatz. Eine persönliche Begegnung kam, obgleich sie mehrfach geplant war, nicht zustande, aber das Urtheil, das sich Keller von ihm bildete, ist wohl zutreffend: „Er war nicht absolut sicher und objectiv in seinem Wesen, vielmehr oft sehr subjectiven Urtheils, aber immer lebendig, warm und angeregt. . . ." Uns macht er indeß in seiner Schreibart einen etwas gar zu theoretischen, doctrinären Eindruck, es fehlt die Blutwärme, das Persönliche, Menschliche in seinen Briefen und man hat oft den Eindruck, als seien es Stoffe für Collegienhefte, die er sammelt. Jedenfalls hat der gelehrte, kenntnißreiche Mann, der selbständig, wenn auch manchmal absonderlich urtheilte, viel aus Keller herauszuholen verstanden. Es waren glückliche Jahre, die Gottfried Keller nach den Zeiten der schweren Prüfung und mühseligen Arbeit verlebte. Nun hatte er sich die Freiheit und Unabhängigkeit erkämpft und das herrlichste Poetenziel war ihm zutheil geworden, „geliebt zu sein von seinem Volke." Daß die schriftstellerische Thätigkeit auch goldenen Boden bekam, erfüllte ihn zuerst mit Verwunderung, dann aber mit Behagen. „Für die neuen „Seldwyler" bekomme ich 4000 Fränklein, die ich im Geiste schon herumtrage wie der Hund den gestohlenen Knochen. Wahrscheinlich werde ich noch ein Geizhals", schreibt er am 22. Mai 1873 an Adolf Exner. Dem literarischen Industrialismus der „höchsten Fructificirung des geistigen Capitals" blieb er aber immer abhold.

Mit dem Gedanken an eine Umarbeitung des „Grünen Heinrich" beschäftigte er sich von 1871 an, aber es wurde 1880, bis er ihn voll zur That hatte werden lassen. Im April 1871 schrieb er an Emil Kuh: „. . . ob ich das Buch gänzlich aufgeben und vergessen oder durch eine neue Ausgabe gelegentlich zu retten suchen soll, da allerdings — das fühle ich wohl — stofflich und auch auf einigen Seiten vielleicht in der Form etwas darin ist, das man nur einmal hat und geben kann." Wie die erste Entstehung, so kam auch die Umarbeitung des „Pechvogels" erst nach vielen Mühen, Sorgen und Widerwärtigkeiten zustande. Nun aber machte es ihm Sorgen, daß man das Buch vielleicht nach philologischer Manier behandeln könne. Darüber hat er sich wiederholt grimmig geäußert, so in einem Briefe vom 21. November 1880 an Marie v. Frisch: „Es thut mir sänftlich wohl, daß Ihnen „der grüne Heinrich" nicht mißfällt in seiner jetzigen Gestalt, nachdem ich ihn mühsam genug gestriegelt und gewaschen habe. Sonst scheint mir nicht viel Vergnügen daraus zu erwachsen, denn nun kommen die sogenannten Kritiker, und, anstatt das jetzige Buch aus sich heraus zu beurtheilen, vergleichen sie es in philologischer Weise mit dem alten, um ihre Methode zu zeigen, und zerren so das Abgestorbene herum und lassen das Lebendige liegen; denn das verstehen sie ja einmal. Es ist ungefähr die Situation, wie wenn man im Garten einen alten Mops begräbt, und es kommen nächtlicherweile die Nachbarn, graben ihn wieder aus und legen das arme Scheusal einem vor die Hausthür u. s. w."

Auch dem Unterzeichneten widerfuhr eine ganz unerwartete derbe Abschnauzung, da er eines Tages Keller hoch erfreut von der glücklichen Erwerbung der so selten gewordenen ersten Ausgabe des „Grünen Heinrich" erzählte. Es war da ebenfalls etwas von „philologischen Spitzfindigkeiten", was er vor sich hinbrummte, und noch in dem letzten Briefe, den Keller schrieb, macht ihm die philologische Behandlung des „Grünen Heinrich" zu schaffen. Die gleichgültige, oft wegwerfende Art, wie er sich im persönlichen wie im brieflichen Verkehr über dieses Buch und andere seiner Erzeugnisse äußerte — man lese nur, wie er von seinen Gedichten spricht —, war durchaus nicht etwa Mache, noch war sie von der Absicht eingegeben, den Widerspruch herauszufordern. Wie viel er auch der Welt gegeben hat, er selbst war nie ganz zufrieden mit dem, was er geschaffen, es blieb immer hinter dem zurück, was er erstrebte. Ein gewisser Spott über die Philologenmanier liegt wohl auch darin, wenn er über ein Manuscript vom „Schmied seines Glücks" einmal an Adolf Exner schreibt: „Es existiren nun drei Fassungen dieses vortrefflichen Werkes, und wenn Sie oder Vieweg mit Ihrem Codexlein nicht unversehens einmal die Pfeife anzünden, so werden sich die Humanisten des vierten Jahrtausends einst die Köpfe zerbläuen, nicht ahnend, daß ich mein eigener Interpolator war." Der Schreiber dieser Zeilen hat nun den „Grünen Heinrich" durchaus nicht in philologischer Weise gelesen und ist sich auch bewußt, daß er des Meisters Willen ehrt. Dennoch möchte er wenigstens eine charakteristische Veränderung erwähnen dürfen. In der alten Ausgabe (Band II, Seite 176) schließt die schwungvolle Stelle zum Preise Jean Pauls mit den

Digitized by Google

Worten: „Dazumal schloß ich einen neuen Bund mit Gott und seinem Jean Paul, welcher Vaterstelle an mir vertrat, und mag diesen die wandelbare Welt in ihrer Vergänglichkeit zu dem alten Eisen werfen, mag ich selbst dereinst noch meinen und glauben, was es immer sei: ihn werde ich nie verleugnen, so lange mein Herz nicht vertrocknet! Denn dieses ist der Unterschied zwischen ihm und den anderen Helden und Königen des Geistes! Bei diesen ist man vornehm zu Gaste und geht umher im reichen Saale, wohl bewirthet, doch immer als Gast, bei ihm aber liegt man an einem Bruderherzen! Was kümmert uns da der wunderliche Bettlermantel seiner Kunst und Art, der uns beide so närrisch umhüllt? Er theilt ihn mit uns, noch liebevoller als St. Martin, denn er gibt uns nicht ein abgeschnittenes Stück, sondern zieht uns unter dem Ganzen an seine Brust, während jene sich stolz in ihren Purpur hüllen und im innersten Winkel ihres Herzens sprechen: Was willst du von mir?“ Diese ganze Stelle fehlt in der neuen Ausgabe (Goeschen II, 77), aber dort ist gesagt, daß nach solcher Lectüre der „grüne Heinrich“ von „einem Geiste träumerischer Willkür und Schrankenlosigkeit besessen war“. — In Keller war eben der strenge Künstler herangereift, der die Anforderungen der Form ernst nahm und Sünden gegen diese ganz anders beurtheilte als in seinen jungen Jahren. Paul Heyse, dem die frischen Aushängebogen des neuen „Grünen Heinrich“ mitgetheilt wurden, schrieb in ganz begeistertem Tone an den Freund. Es heißt in seinem Briefe: „Immer von neuem hat mich staunen machen, wie zwischen den alten und neuen Partien, die durch Jahrzehnte auseinanderliegen, nicht der leiseste Unterschied an innerer Reife und lauterer Menschlichkeit zu spüren ist, mit anderen Worten, welch ein ganzer Kerl in der unerbittlichsten Bedeutung des Wortes du schon warst, als dir zum ganzen Künstler noch einiges fehlte. Und so sehe ich meinen alten Glauben, daß der Mensch bei aller Kunstübung das A und O sei, triumphirend wieder bestätigt.“ Nach solcher Probe wird gewiß jeder Leser das Bedauern des Herausgebers darüber theilen, daß es ihm nicht gelungen ist, die Ermächtigung zum Abdruck des Briefwechsels zwischen Keller und Heyse zu erhalten. Beide sprachen sich darin über ihre Production einläßlich und kritisch aus. Wie warm Keller Heyse zugethan war, wie viel er auf ihn hielt, dafür bietet das vorliegende Buch mannichfache Belege, Heyse aber hing mit hingebender Verehrung an Keller, und die neidlose Bewunderung, die er für den Dichter, die Herzenswärme, die er für den Menschen empfindet, ist ein schöner Zug in seinem eigenen Wesen. Auch die Briefe Storms fehlen leider. Keller war mit ihm etwa Mitte der siebziger Jahre in Correspondenz gekommen und der Briefwechsel, der bis zum Tode Storms dauerte, ist, nach den vorliegenden Briefen Storms zu urtheilen, überaus interessant und inhaltreich. Wie hoch Keller den seinen norddeutschen Dichter schätzte, dessen weiß sich der Schreiber dieser Skizze aus manchen Aeußerungen zu erinnern.

Julius Rodenberg, mit dem Keller 1854 in Berlin flüchtig persönlich bekannt geworden, trat zwanzig Jahre nachher in nahe Beziehungen zu ihm, die für Kellers literarische Thätigkeit in ihrer letzten Periode von segensreichen Folgen war. „Rodenberg kommt,“ so sagt der Herausgeber, „das große, nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst zu, daß er Kellers Schriftstellerfleiß angestachelt und dessen alte Unlust, etwas fertig niederzuschreiben, auf kluge Weise besiegt hat. — Man darf wohl sagen, daß ohne Rodenbergs diplomatisches Geschick „Das Sinngedicht“, namentlich „Martin Salander“ kaum zustande gekommen wären.“ Das erste, was er erhielt, waren die Züricher Novellen, die von 1876 bis 1877 erschienen. Die Figuren in der losen Umrahmungsgeschichte, Herr Jacques, der von der Originalitätssucht geheilt werden soll, und sein schalkhafter Pathe, der unverkennbar Züge Gottfried Kellers trägt, sind zwar nur flüchtig hingeworfen, aber wir sehen sie lebhaft vor uns. In der Schlußscene unter dem italienischen Künstlervölkchen ist eine jener kleinen Beobachtungen, aus denen wir erkennen, wie innig vertraut Keller mit der Weibesnatur gewesen. Ueber die eigentlichen Geschichten „Hadlaub“, „Der Narr von Manegg“ und „Der Landoogt von Greifensee“ macht der Herausgeber einige ungemein fesselnde Bemerkungen. Die letzgenannte Novelle, ein wahres Cabinetstück von Humor, schließt sich, soweit es sich um den Helden handelt, vielfach an Ueberlieferungen an. Die eingestreuten fünf Herzensgeschichten des alten Junggesellen, der einen Congreß der Schönheiten veranstaltet, die ihm einst einen Korb gegeben, sind „mit großer Zierlichkeit und goldener Laune“ erzählt. Keller hat sich oft im Scherz auf diese anmuthige Erfindung, die ihm allein angehört, etwas zugute gethan. Das sei doch einmal etwas nagelneues. Es ist ungemein fesselnd, die Züge aus Kellers eigenem Naturell in der Figur des Salomon Landolt zu suchen. Auch in die anmuthigen Schönen sind Erinnerungen an die weiblichen Gestalten verwebt, die in seinem eigenen Leben eine Rolle spielten, so die Winterthurerin in der Figura Leu, die schöne Johanna Kapp in Aglaja.

In die Buchausgabe der Zürcher Novellen wurde noch die bereits vor vielen Jahren erschienene sonnige Geschichte „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ aufgenommen, sowie „Urfula“, eine Geschichte aus dem Reformationszeitalter. Keller hat hier gezeigt, daß er auch großen historischen Stoffen gerecht zu werden vermochte, die Erzählung von dem Tode Zwingli's gehört zu dem schönsten, was er überhaupt geschrieben. Die Kritik nahm die Zürcher Novellen mit großer Wärme und Freudigkeit auf, Wilhelm Scherer besprach sie in der Deutschen Rundschau, Professor Lazarus in Berlin schrieb dem Dichter: „Als ein simpler Laie will ich dir wenigstens bei dieser Gelegenheit sagen, daß deine Schöpfungen unter denen der Lebenden (neben Paul Heyse) zumeist mir die Gedanken über Poesie lebendig in die Seele gestellt haben, welche im Leben der Seele und jetzt in der Abhandlung über das Herz vorkommen. Nicht ohne Neid empfinde ich bei der Lectüre deiner Dichtungen, daß diese Schöpfungsweise sich weit über die wissenschaftliche Sucherei erhebt, weil sie die letzten Zwecke des menschlichen Daseins alle, soweit wir sie erkennen, viel energischer und ganz besonders viel unmittelbarer erfüllt. Auf weiten Umwegen erhebt die Forschung vielleicht auch zuweilen das innere Leben des Menschen und bereitet ihm glückliche Stunden, die Dichtung aber gibt sofort das beste, womit wir die Zeit dieses Lebens ausfüllen können: Behagen, Glück, Erhebung und Vertiefung.“

In jener Zeit entstanden auch mannichfache neue Gedichte, darunter das herrliche Abendlied „Augen, meine lieben Fensterlein“, „Tod und Dichter“, „Der Narr des Grafen von Zimmern“, das nach unserm Geschmack zu den schönsten Perlen in dem ganzen Schatze der deutschen Poesie zählt. Seltsam wirkt die Härte, mit der Keller überhaupt von seinen Versen spricht, die Ungeduld, mit der er den Freunden über die neue Ausgabe seiner Gedichte berichtet. Und doch hatte er seine literarische Laufbahn überhaupt mit lyrischen und politischen Gedichten begonnen. In dem uns vorliegenden schlichten Bändchen, betitelt „Deutsches Taschenbuch“ (Zürich und Winterthur), das die Jahreszahl 1845 trägt, sind unter den „Liedern eines Autodidakten“, wie die Aufschrift heißt (im Register steht dabei: von Gottfried Keller von Glattfelden) manche, die der reife und strenge Selbstkritiker fast vierzig Jahre nachher bei der Sichtung zur Aufnahme in die neue Sammlung würdig fand. In

Digitized by Google

ihrer Mehrheit sind die späteren lyrischen Erzeugnisse Kellers nicht entfernt so populär geworden, wie das Vaterlandslied seiner Jugendzeit. Mancher Lyrik kommt es zugute, daß „Gedanken steh'n zu fern", bei den Keller'schen Gedichten ist es gerade der reiche und kühne Gedankeninhalt, der ihre leichte Zugänglichkeit erschwert. Man muß sich erst in sie hineinlesen, aber hat man das einmal zuwege gebracht, dann wird man von diesen Kundgebungen eines freien und großen Geistes dauernd und mächtig berührt werden.

Die beiden letzten Prosadichtungen Kellers haben, wie verschieden sie auch an Inhalt, Ton und Stimmung sein mögen, das eine mit einander gemein, daß sie des Dichters weibliche Ideale in herrlichen Figuren verkörpern. Die liebliche, schalkhafte Lucie vom Sinngedicht ist sicherlich eine der reizendsten Mädchengestalten in der ganzen modernen Literatur. Sie entspricht der Forderung des alten Minnesängers:

„Kennt ihr mit Zucht auch Fröhlichkeit,
So steht der Lilie wohl die Rose bei —
Ihr Mund, der freundlich sprechen kann,
Der macht, daß man ihn küssen muß."

Die Umrahmungsnovelle steht in sachlichem Zusammenhang zu den eingestreuten Geschichten, in denen allen das Eheproblem behandelt wird. „Der Leser hat das Gefühl, daß jede der hier erzählten Novellen, von denen je eine das Echo der anderen bildet, gerade nur in diesen Zusammenhang hineinpaßt. Zusammen machen sie den Eindruck einer wundervollen Mischung von gesunder Lebenswahrheit und kühner Phantasie." Ueber den Schluß der Umrahmungsnovelle schrieb Heyse dem Dichter: „Die Scene vor der Schusterstube, wie da mitten aus dem verrückten Singsang und der ganzen herrlichen Armseligkeit der Situation die lang herangeglommene Verliebtheit plötzlich in einer hellen Flamme aufschlägt und sie, ohne viel Wesens zu machen, sich küssen, das ist so einzig schön, so, wie nur du es machen kannst, daß ich auch jetzt wieder, da ich es zum zweitenmale las, vor lauter Vergnügen die Augen übergehen fühlte."

Die Idee zu dem Martin Salander ist, wie Keller in Gesprächen äußerte, durch die Lectüre der nordischen Dichter zwar nicht direct angeregt, aber jedenfalls stark gefördert worden. Er ist wie der „Grüne Heinrich" ein Bekenntnißbuch, in dem der Verfasser rückhaltlos seinem Volke die Wahrheit über öffentliche Schäden, über Schattenseiten im politischen Leben sagt. In dem ersten Entwurfe heißt es: „Es scheint jetzt eine Zeit zu sein, in der alle Nationen, große und kleine, eine Art Romanbekenntnisse ablegen, in denen sie ihre Schäden vergleichen und beklagen, Ueberhebungen und Verirrungen abbüßen und ihre Besserungsrecepte austauschen. So eintönig der Gesang zu werden beginnt, kann sich doch keiner der auf den Bäumen herumsitzenden Vögel ihm entziehen, zumal die Kunstform eine Freiheit der Bewegung gestattet, die sonst nicht leicht vorhanden ist. Auch vorliegender kleiner Roman stellt sich in diesem Sinne an die Heerstraße und ohne anderen Anspruch, als in das allgemeine ‚es ist bei uns wie überall' als umgekehrtes ‚c'est partout comme chez nous' einzustimmen." Zuerst wurden die Leser vielfach stutzig und wollten eine Abnahme der Gestaltungskraft Kellers wahrnehmen, als aber das Buch als Ganzes vorlag, schlug die Stimmung um und nun erkannte man, daß es nicht nur ein politisches Erbauungsbuch, sondern auch ein Kunstwerk hohen Ranges ist. Die kernhafte, tüchtige Frau und Mutter hat nie eine schönere und wahrere Verherrlichung erfahren als in der Prachtfigur der Marie Salander. Rührenderes, als die wehevollen Erlebnisse des alten Ehepaares Weidelich und das Ende der alten Frau hat Keller nicht geschrieben. Und wie ist die Gestalt des Helden, der bei aller Tüchtigkeit immer ein großes Kind bleibt, dem Leben entnommen, wie prächtig ist die Beichte, die er seiner Frau über das späte Schönheitsideal ablegt, in das er sich noch hineingeredet hat! Keller selbst war mit dem Schluß nicht zufrieden. „Der ‚Martin Salander' ist mir verunglückt; ich habe jetzt noch den größten Theil der Freiexemplare unausgepackt liegen, so sehr ärgerte er mich. Ich mußte ihn nämlich abbrechen, da die Rundschau, wo er erschien, mit dem Octoberheft 1886 einen neuen Jahrgang begann und Fortsetzungen in einem solchen unstatthaft sind. Für die Buchausgabe bestand der Verleger auf dem Weihnachtsmarkt, kurz, ich wurde um die eigentliche pièce de resistance des Romans gebracht und werde, wenn ich mich besserer Gesundheit erfreue, sehr wahrscheinlich einen weiteren Band unter dem Titel ‚Arnold Salander' schreiben, wozu das Material da ist." So schrieb er im Juni 1888 an den Unterzeichneten. — Mit dem „Sinngedichte" ging Keller zum Verlage von Wilhelm Hertz in Berlin über, wo er gut geborgen war.

An äußeren Lebensereignissen ist die im letzten Bande dargestellte Periode ärmer als die früheren, auch ist es ja immer interessanter, die Entwicklung eines Werdenden zu verfolgen, zu beobachten, wie er emporsteigt, als nach dem gleich bleibenden Gipfel zu blicken. Wie frühzeitig das Große und Bedeutende in Keller erkannt und gewürdigt worden, darauf konnten wir schon gelegentlich der Erwähnung seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Hettner und Freiligrath hinweisen. Daß später, als sein Ruhm feststand, die Augen sich allgemeiner ihm zuwandten, hat natürlich nichts überraschendes. So sind denn auch gar viele Träger bekannter und berühmter Namen mit ihm in Berührung gekommen, und bald hatte er sich der ihm lästig werdenden Verherrlichungen zu erwehren. — Mit Vischer war er bis zu dessen Weggang von Zürich (1866) in täglichem Verkehr und ihre Correspondenz dauerte bis an das Lebensende des ausgezeichneten Aesthetikers. Beide verstanden einander gut und hielten viel von einander. Die Beilage zur Allgemeinen Zeitung durfte sich nicht nur der erwähnten Studie Vischers über Keller erfreuen, von der dieser sagte: „Es freut mich sowohl die Kritik als das Lob, beides gleich; auch kann ich sagen, daß ich zum erstenmal das hervorheben und citiren höre, was man in der Stille, wie das so zu geschehen pflegt, hervorgehoben zu sehen wünscht." Auch die warmen Grußworte Gottfried Kellers „Zu Friedrich Theodor Vischers achtzigstem Geburtstag", wohl mit das schwungvollste und formvollendetste, was Keller je geschrieben, sind hier zuerst erschienen. Mit bescheidener Selbstunterordnung sprach Vischer, der doch „auch Einer" war, von Keller, mit der Begeisterung eines strebenden Jüngers feierte der damals 78jährige frische Greis den Freund, dabei allerdings auch seine Schrullen und Sonderbarkeiten nicht unterdrückend. Unter den dichtenden Freunden war es Heyse, der Keller am nächsten stand, während dieser zu dem Landsmann Konrad Ferdinand Meyer in kein rechtes Verhältniß kommen konnte. Er stand ihm respectvoll, aber kühl gegenüber. Eine herzliche Freundschaft entwickelte sich zu dem Regierungsrath Wilhelm Petersen in Schleswig. Diesem gegenüber spricht er sich freundlich und einläßlich über seine Schriften, über Persönliches und anderes aus. An ihn sind auch die fast einzigen Bemerkungen gerichtet, die er über seine zuerst erfaßte und dann verlassene Kunst macht. Aus diesen geht hervor, wie ernst er es mit allem nahm, was ihn beschäftigte, und wie viel er auch von der Malerei verstand. Unter denen, die ihm in seinen letzten Jahren besonders nahe standen, sei noch Joseph Victor Widmann erwähnt, dessen treue Verehrung er mit aufrichtiger Freundschaft erwiderte, und namentlich Arnold

Böcklin, der ihm in den Tagen der Krankheit ein treuer und sorglicher Freund und Helfer war. Der 70. Geburtstag Kellers gestaltete sich zu einer großen nationalen Feier, an der auch Deutschland innigen Antheil nahm. Es ging damals ein mächtiges Rauschen durch alle Blätter, der schweizerische Bundesrath ehrte sich und den Dichter durch ein warmes Glückwunschschreiben, das Widmann verfaßte, Heyse feierte ihn in begeisterten Versen in der Allgemeinen Zeitung, Berliner Verehrer sandten eine Adresse, an deren Spitze Moltke sich unterschrieben hatte, Böcklin entwarf die von Scharff in Wien schön ausgeführte Kellermedaille u. s. w. Aber Keller war ein kranker Mann und wurde auch nicht mehr gesund. Wenige Tage vor dem Abschluß seines 71. Lebensjahres ist er gestorben. Sein letzter Brief, an den Schreiber dieser Zeilen gerichtet, wirkt durch die zitternden Schriftzüge wie den wehmüthig resignirten Ton tief ergreifend. Es war die Antwort auf eine Anfrage, ob eine früher von ihm geschriebene Aeußerung über Emilia Galotti in einem für diese Beilage bestimmten Aufsatz abgedruckt werden dürfe. Darauf schrieb er: „Ihr Brief war mir sehr erfreulich und klingt mich an wie eine Stimme aus dem Grabe aus besseren Zeiten. Ich kann Ihnen sagen, daß er mich aus der Lethargie erweckte, ungeachtet Sie den Grünen Heinrich nur philologisch gelten lassen wollen. Ich bin buchstäblich mit demselben in der Hand vom thatlosen Lager aufgesprungen, was der Arzt vergebens anstrebt. Ich werde nicht mehr lange vermeiden können, von einem bestellten Fuhrwerk Gebrauch zu machen. Sie glauben kaum, welche Freude Ihr Artikel in der A. A. Z. hervorbringen wird.“ Nur in der Stelle vom „Grünen Heinrich“ ist eine wirre Ideenverbindung, alles andere in dem Briefe (der am 4. Februar 1890 geschrieben wurde) ist klar, so trüb es auch klingt.

Zur gesetzgeberischen Regelung des dolus eventualis.

v. W. Zu den Fragen, welche tief in das Rechtsleben einschneiden und über welche sich die Criminalisten bis auf den heutigen Tag nicht einigen konnten, gehört die Lehre vom dolus eventualis (sog. Einwilligung in den Erfolg). Schon seit langem bestehen Zweifel darüber, ob und in wie weit man die Fälle, in denen der Thäter den verbrecherischen Erfolg nicht herbeiführen wollte, ihn aber mit größerer oder geringerer Bestimmtheit vorausgesehen hat, dem Vorsatz oder der Fahrlässigkeit zuzählen soll. In neuester Zeit hat sich der Streit mit besonderer Schärfe zugespitzt, so daß sich sogar die Presse angelegentlich mit der Sache beschäftigte. Es war daher sehr angezeigt, daß die ständige Deputation sie auf die Tagesordnung des nächsten (XXIV.) deutschen Juristentages gesetzt und namhafte Juristen um Gutachten ersucht hat.

Für die vorgedachten Fälle wird nun von Luffler in seinem geistvollen Buche[1]) eine besondere Schuldform in Vorschlag gebracht: die Wissentlichkeit, welche zwischen Absicht und Fahrlässigkeit in der Mitte steht, ohne weder das eine noch das andere zu sein. Die Wissentlichkeit läßt verschiedene Abstufungen von der Gewißheit bis zur höchsten Unwahrscheinlichkeit zu. Danach richtet sich auch ihre Strafbarkeit, sie kann ebenso strafbar, wie die Absicht, und nur in geringem Maße strafbar, wie die Fahrlässigkeit, sein. Sie ist aber begrifflich etwas anderes. Danach gäbe es drei Schuldformen: a. a. O. S. 5: I. Der Erfolg ist gewollt: Absicht. II. Der Erfolg ist vorausgesehen, ohne gewollt zu sein: Wissentlichkeit. III. Der Erfolg ist weder gewollt, noch auch vorausgesehen, hätte aber vorausgesehen werden können und sollen: Fahrlässigkeit.

Diese Eintheilung kann natürlich nur Bedeutung de lege ferenda haben. Unser heutiges Strafrecht kennt nur Vorsatz und Fahrlässigkeit, und Theorie und Praxis mühen sich ab, die verschiedenen Fälle der Wissentlichkeit unter die Rubrik: Vorsatz und Fahrlässigkeit unterzubringen, ohne, wie Luffler aufs evidenteste nachgewiesen hat a. a. O. S. 205 ff. und wie der Blick in die Praxis der Gerichte zeigt, wirklich befriedigende Resultate zu erzielen. Die Theorie Lufflers hat Professor v. Liszt in seinem Gutachten über unsre Frage[1]) als unrichtig abgelehnt. Auf Grund der von ihm vertretenen: „Vorstellungstheorie“, welche zwischen Wollen und Vorstellen nicht unterscheidet und den Vorsatz als Voraussicht des Erfolgs definirt, konnte v. Liszt auch zu keinem anderen Ergebniß gelangen. Es würde zu weit führen, die Vorstellungstheorie an dieser Stelle einer Kritik zu unterziehen. Ebenso wenig kann die Gesetzgebung, die praktischen Zielen zu dienen hat, sich auf psychologische Probleme einlassen, sie kann nur der landläufigen Auffassung Rechnung tragen, die bei der großen Menge des Volkes gang und gäbe ist. Danach sind Wollen und Vorstellen verschiedene Dinge. Unter Wollen versteht man im vulgären Sinne ein Hinstreben nach einem bestimmten Erfolg. Dasselbe wird vom Vorstellen begleitet und beeinflußt. Ein unbewußtes Wollen wird wohl von einigen Gelehrten (Eduard v. Hartmann, Binding u. a.) angenommen, ist aber der großen Masse des Volkes unbekannt und infolge dessen diese philosophische Streitfrage für die Gesetzgebung auch nicht verwerthbar. Das Wollen unterscheidet sich durch seinen activen Charakter vom Vorstellen, wie vom Wünschen. Bei beiden braucht der Betreffende sich nicht in seiner Bequemlichkeit stören zu lassen, sofern er nicht durch die Macht des Willens auf die Vorstellung einwirkt und auf diese Weise geistig producirt. Allein hier ist es nicht die Vorstellung, sondern der Wille, der sich der Vorstellungskraft bedient und das Product erzeugt. Durch das Umsetzen in die That wird der Wunsch zum Willen.[2]) Aus dem Wollen und nicht aus der Vorstellung ist der Vorsatz abzuleiten. Derselbe besteht in dem Herbeiführenwollen eines verbrecherischen Erfolgs. Man unterscheidet in der Theorie gewöhnlich zwischen Vorsatz und Absicht und bezieht ersteren auf die Handlung und letzteren auf den Erfolg. Die Terminologie des deutschen Strafgesetzbuches unterscheidet aber nicht zwischen beiden. Es sollen daher auch hier beide Ausdrücke synonym gebraucht werden.

Nun kann man sehr wohl einen verbrecherischen Erfolg voraussehen, ihn aber trotzdem nicht herbeiführen wollen. Der Luftschiffer, welcher weiß, daß sein Ballon schadhaft ist, und infolge dessen die Möglichkeit eines Absturzes voraussieht, den Aufstieg aber trotzdem unternimmt, will gewiß nicht seinen eigenen Tod, noch den der Mitreisenden herbeiführen, sein Vorsatz geht nicht auf Tödtung der letzteren. Man könnte nur von einem Gefährdungsvorsatz sprechen. Ein solcher ist aber in diesem Falle nicht strafbar. Es liegt aber auch keine Fahrlässigkeit in gewöhnlichem Sinne vor. Dies wäre nur dann der Fall, wenn der Luftschiffer den Ballon nicht auf seine Brauchbarkeit geprüft oder so wenig aëronautische Kenntnisse besitzt, daß er gar nicht beurtheilen kann, ob der in Rede stehende Ballon eine Luftreise aushalten wird.

Wie schon aus dieser Skizze sich ergeben dürfte, handelt es sich um eine praktisch sehr brauchbare Theorie, welche die Schwierigkeiten, die die sogenannte Einwilligung in den

---

[1]) Die Schuldformen des Strafrechts in vergleichend historischer und dogmatischer Darstellung. I. Band. I. Abtheilung. Berlin 1895. S. 5 ff. u. 226.

[1]) Verhandlungen des XXIV. deutschen Juristentages. I. Band (Gutachten). Berlin 1897. S. 107 ff.

[2]) Die hier vertretene Auffassung entspricht im wesentlichen der Lufflers a. a. O. S. 6.

Erfolg der Gesetzesinterpretation bereitet, zu beseitigen im Stande sein wird. Luffler will im noch nicht erschienenen II. Bande seines Werkes, wie er in der Vorrede (a. a. O. S. V) angibt, seine Theorie noch weiter ausbauen und ihren Einfluß auf andere Materien des Strafrechts des näheren auseinandersetzen. Aber schon jetzt sei namentlich mit Rücksicht auf den in diesem Jahre zusammentretenden Juristentag auf den praktischen Werth der Luffler'schen Vorschläge hingewiesen.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ Max Halbe: Frau Meseck. Eine Dorfgeschichte. Berlin, Bondi, 1897. Nirgends triumphirt der Grobianismus in der Literatur ausgiebiger, als in der Bauernmalerei. Halbe's jüngste Geschichte, die Historie einer Fünfundzwanzigjährigen, die zuerst einen Dorfschullehrer, hernach als Siebzigerin einen stummen Dreißiger heirathete, bekräftigt trotz vieler Vorzüge diesen alten Erfahrungssatz. So hart man auch über die früheren Schäfergedichte urtheilen mag, viel mehr poetische Wahrheit steckt schwerlich in diesen einseitig herben, nach Zola's Terre gearbeiteten Grotesken aus Ostpreußen. Daß man treu nach der Natur malen und doch zugleich als homerischer Epiker der Bauernwelt gerecht werden kann, bewährt der (meines Erachtens größte) Kenner deutschen Bauernlebens, Jeremias Gotthelf, dessen Säculartag auf den 4. October dieses Jahres fällt.

ah. Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse während des Monats Februar 1897. Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes sind im Monat Februar cr. von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 22.9, München 19.4, Nürnberg 20.8, Würzburg 23.8, Altona 20.1, Berlin 16.7, Breslau 20.7, Frankfurt a. M. 14.1, Hannover 14.0, Kassel 16.0, Köln 17.8, Königsberg 21.2, Magdeburg 18.3, Stettin 20.0, Wiesbaden 12.8, Dresden 17.3, Leipzig 17.6, Stuttgart 16.1, Karlsruhe 16.9, Braunschweig 17.4, Hamburg 15.5, Straßburg i. E. 19.0, Metz 16.9, Amsterdam 17.3, Brüssel 21.9, Budapest 25.5, Christiania 18.8, Edinburg 23.7, Glasgow 29.6, Kopenhagen 21.1, Krakau 22.0, London 19.0, Lyon ?, Moskau 38.1, Odessa 25.6, Paris 20.2, St. Petersburg 31.4, Prag 26.8, Rom (Januar) 20.6, Stockholm 18.6, Triest 30.5, Turin (Januar) 21.3, Venedig 24.1, Warschau 24.9, Wien 22.6, New-York 20.8. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 31. Januar bis einschl. 27. Februar, zusammengefaßt und den Berechnungen untergelegt worden.)

In der überwiegenden Mehrzahl der deutschen sowohl wie der nicht deutschen Städte war der Gesundheitsstand im Monat Februar günstig und die Sterblichkeit im allgemeinen niedriger als in den beiden vorhergegangenen Monaten. Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille) zeigte eine wesentliche Steigerung auf 38 von 22 des vorigen Monats; so Ansbach, Erlangen, Kaiserslautern, Barmen, die Vororte Berlins Borsigwalde-Rummelsburg, Groß-Lichterfelde, Lichtenberg und Schöneberg, ferner Bielefeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Glogau, Hannover, Kreuznach, Küstrin, Neisse, Paderborn, Potsdam, Solingen, Stargard i. P., Wiesbaden, Bautzen, Zittau, Mannheim, Jena, Weimar, Bremen, Köthen, Gotha und Hagenau. Dagegen sank die Zahl der deutschen Städte mit hoher Sterblichkeit. Eine Sterblichkeit von über 35.0 pro Mille wird aus keiner deutschen Stadt gemeldet; im Januar erreichten 2 Städte eine solche. Das Sterblichkeitsmaximum, das im Januar 38.3 pro Mille betrug, erreichte im Februar Kolberg mit 33.2 pro Mille. — Erheblich größer als im Januar war die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer von 15.0 bis 20.0 pro Mille). Sie betrug 125 (gegen 106 im Januar), so z. B. Aschaffenburg, Hof, Jagstadt, Landshut, Ludwigshafen, München, Neustadt a. d. H., Pirmasens, Speyer, Aachen, Steglitz, Beuthen O.-S., Berlin, Bromberg, Charlottenburg, Dortmund, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Flensburg, M.-Gladbach, Görlitz, Halle, Hamburg, Hildesheim, Kassel, Kiel, Koblenz, Köln, Königshütte, Krefeld, Lüneburg, Magdeburg, Merseburg, Minden, Münster, Nordhausen, Osnabrück, Spandau, Stendal, Thorn, Trier, Weißenfels, Wittenberg, Annaberg, Dresden, Leipzig, Meißen, Pirna, Eßlingen, Ludwigsburg, Stuttgart, Ulm, Freiburg i. B., Karlsruhe, Konstanz, Darmstadt, Mainz, Offenbach, Wismar, Rostock, Bernburg, Braunschweig, Hamburg, Lübeck, Metz, Straßburg i. E. und von nicht deutschen Städten Amsterdam, Antwerpen, Christiania, London, Stockholm. — Dagegen war die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer bis 23.0 pro Mille) etwas kleiner als im letzten Monat, 55 (gegen 60), wir nennen: Amberg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Nürnberg, Passau, Altona, Bochum, Bonn, Brandenburg, Breslau, Duisburg, Gleiwitz, Königsberg, Liegnitz, Oberhausen, Posen, Schweidnitz, Stettin, Plauen, Zwickau, Cannstatt, Gmünd, Heilbronn, Pforzheim, Worms, Eisenach, Schwerin i. M., Altenburg, Dessau, Gera, Oldenburg, Mülhausen i. E. und von nicht deutschen Städten: Brüssel, Kopenhagen, Krakau, Paris, Rom (Januar), Stockholm, Turin (Januar), Wien und New-York.

Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war im allgemeinen gleichfalls nach geringer als im Januar. Von je 10,000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Hamburg 40, in Berlin 45, in Stuttgart 52, in Dresden 55, in München 75 Säuglinge. Diese geringe Sterblichkeit des Säuglingsalters beruhte auch in diesem Monate hauptsächlich auf dem seltenen Vorkommen von acuten Darmkrankheiten, die nur in einer kleinen Zahl von Orten (darunter Nürnberg, Wiesbaden, Altona, Mülheim a. d. R., Dresden, Glauchau, Leipzig, Pforzheim, Gera, Mülhausen i. E., Budapest, Moskau, Paris, Stockholm) etwas mehr Sterbefälle als im Januar hervorriefen. — Dagegen hat die Sterblichkeit in den höheren Altersclassen zugenommen, und zwar rief die naßkalte, häufigen plötzlichen Temperaturwechseln unterworfene Witterung in sehr vielen Orten eine Steigerung von acuten Entzündungen der Athmungsorgane hervor. Die Zahl der durch diese Krankheitsformen bedingten Sterbefälle stieg in Augsburg, Fürth, Berlin, Breslau, Bromberg, Charlottenburg, Danzig, Elberfeld, Gaben, Hannover, Kiel, Königsberg, Landsberg a. W., Magdeburg, Dresden, Leipzig, Darmstadt, Braunschweig, Rostock, Hamburg, Budapest, Edinburg, London, St. Petersburg, Triest, Stockholm, Venedig, Wien, New-York u. a.; dagegen nahm die Zahl der Sterbefälle in München, Würzburg, Aachen, Dortmund, Düsseldorf, Duisburg, Essen, Frankfurt a. M., Köln, Stettin, Stuttgart, Freiburg i. B., Bremen, Mülhausen i. E., Straßburg i. E., Amsterdam, Brüssel, Christiania, Kopenhagen, Krakau, Odessa, Prag, Paris ab, oder blieb, wie in Nürnberg, Altona, Posen, Chemnitz, Lyon, Warschau, gleich groß wie im Januar. — In bedeutend gesteigerter Zahl kamen auch Erkrankungen und Todesfälle an Influenza zur Mittheilung. Mehrfache (je 2) Todesfälle wurden aus Elberfeld, Bromberg, Frankfurt a. M., Kalberg, Potsdam, Stettin, Freiburg i. S. gemeldet, je 3 aus Elbing, Lübeck und Wien, je 4 aus Dessau und Budapest, 5 aus Rom (Januar), je 6 aus Bremen und Gaben, 8 aus Schwerin i. M., je 10 aus Leipzig und Hamburg, je 11 aus Paris und St. Petersburg, 24 aus New-York, 25 aus Kopenhagen, 31 aus Moskau, je 55 aus Berlin und London. Auch Sterbefälle an Lungenschwindsucht wurden etwas häufiger als aus dem Januar mitgetheilt.

Die Cholera hat in der zweiten Hälfte des Januar in Calcutta wieder an Ausdehnung gewonnen. Vom 17. Januar bis 13. Februar erlagen derselben 191 Personen. Auch auf der Insel Boeton (im Gouvernement Celebes, Niederländisch-Indien) und den zugehörigen Gebieten herrschte Cholera im Januar epidemisch. — Das Gelbfieber hat in Rio de Janeiro im Januar nur wenige Opfer gefordert. In der Zeit vom 26. December v. pr. bis 23. Januar cr. wurden von dort 18 Sterbefälle gemeldet. Während des Jahres 1896 sind daselbst bei 3789 Erkrankungen an Gelbfieber 2909 (also 76.8 Proc.) Todesfälle festgestellt worden. Auf Cuba hat die Seuche in Havana im Januar und Februar abgenommen; vom 15. Januar bis 11. Februar wurden 78 Todesfälle bei ca. 205 Erkrankungen (fast ausschließlich unter den spanischen Truppen) gemeldet. Auch in Sagua la Grande, Cardenas, St. Jago, Matanzas hat die Zahl der Todesfälle Anfang Februar abgenommen. Vereinzelte Fälle kamen im Januar in Basse Terre (Guadeloupe) und aus Bahia zur Kenntniß. — Nach Mittheilungen aus Mitte Februar sind Bombay, Karachee, Poona und der Bezirk Thana in der Präsidentschaft Bombay als verseucht von der Pest anzusehen. Die sonst in Indien vorgekommenen Fälle (z. B. im Punjab bis nach Delhi hin) waren bisher vereinzelt geblieben und durch Flüchtlinge aus verseuchten Orten nach dort verschleppt. In Bombay selbst sind vom 6. Januar bis 5. Februar 5449 Erkrankungen (4091 Todesfälle, in Ahmedabad 74 (44), in Poona 166 (109), in Bandra 338 (256), in Matungiri 73 (65), Karachee 1079 (997), in Bhiwindi 114 (84), in Sangol 31 (26), in Kolaba 49 (36)

Digitized by Google

zur amtlichen Kenntniß gelangt. In Nordformosa (Japan) hat die Epidemie im December abgenommen und es kamen seit Januar nur wenige (2) neue Fälle zur Kenntniß. Vom 28. October bis 31. December wurden 132 Fälle, von denen 56.8 Proc. tödtlich verliefen bekannt.

Von den anderen Infectionskrankheiten wurden Sterbefälle an Masern und Keuchhusten zahlreicher, an Scharlach, Diphtherie, Typhus und Pocken seltener als im Januar zur Meldung gebracht. Die schon seit den letzten Monaten des verflossenen Jahres in vielen Städten und Bezirken Deutschlands wie auch des Auslandes zum Theil recht bösartig auftretenden Masern zeigten im Februar nach keinen Nachlaß. In Berlin, Fürth, München, Nürnberg, Budapest, Dublin, Glasgow, Moskau, Paris, St. Petersburg, Wien, New-York, sowie in den Reg.-Bezirken Arnsberg, Aurich, Düsseldorf, Posen, Königsberg, Münster, Stettin kamen Erkrankungen an Masern in großer Zahl zum Vorscheis und es war der Verlauf derselben besonders in Fürth, Nürnberg, Dublin, Glasgow, Paris recht bösartig. In Bamberg, Berlin, Leipzig, Kopenhagen, London, Prag, Triest war die Zahl der Sterbefälle etwas kleiner als im Januar. — Das Scharlachfieber hat vielfach abgenommen, wie in München, Breslau, Leipzig, Edinburg, Kopenhagen, London, Odessa, Paris, Stockholm, Warschau. Gesteigert war die Zahl der Sterbefälle in Charlottenburg und New-York, mit dem vorigen Monat gleich war sie in Berlin, Dresden, Moskau, Prag und St. Petersburg. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war gleichfalls im allgemeinen geringer als im Januar. Kleiner als im Januar war die Zahl der Todesfälle in München, Nürnberg, Breslau, Düsseldorf, Halle, Magdeburg, Leipzig, Bremen, Hamburg, Amsterdam, Kopenhagen, London, Warschau, Wien; größer in Beuthen, Krakau, Moskau, Paris, St. Petersburg, New-York; fast gleich in Berlin, Danzig, Dresden, Köln, Budapest, Edinburg, Odessa, Prag. Aus München, Berlin, Hamburg, London, Paris, St. Petersburg, Wien und aus den Reg.-Bezirken Arnsberg, Düsseldorf und Schleswig worden zahlreiche neue Erkrankungen berichtet. — Die Zahl der Sterbefälle an Unterleibstyphus blieb in den meisten größeren Orten nahezu gleich beschränkt wie im Januar, so in Budapest, London, Moskau, Odessa, Prag, Warschau. In Paris, St. Petersburg, New-York hat die Zahl der Sterbefälle abgenommen. An Flecktyphus kam nur aus St. Petersburg eine größere Zahl (11) von Erkrankungen zur Anzeige. Vereinzelte Todesfälle wurden aus Moskau, St. Petersburg und Warschau mitgetheilt. — Auch Genickstarre hat meist vereinzelte Todesfälle hervorgerufen (in Moskau und St. Petersburg je 1, in Mainz und Wien je 2), nur aus New-York kamen 22 Sterbefälle zur Kenntniß. Vereinzelte Erkrankungen gelangten aus Berlin und Kopenhagen, mehrfache (5) aus dem Reg.-Bezirk Arnsberg zum Bericht. — Dem Keuchhusten erlagen in Berlin, Glasgow, London, Paris mehr Kinder als im Januar. — Sterbefälle an Pocken wurden aus Glasgow und Triest je 1, aus Paris 2, aus London 4, aus Moskau 5, aus St. Petersburg 9, aus Warschau 16, aus Odessa 28 gemeldet. Auf den Canarischen Inseln haben die Pocken um Mitte Februar abgenommen. In Calcutta wurden vom 17. Januar bis 6. Februar 23 Todesfälle an Pocken gezählt. Erkrankungen an Pocken zeigten sich in London, Paris und St. Petersburg häufiger. Es wurden von dort 53, bezw. 44 und 45 Erkrankungen berichtet. — Von seltener vorkommenden Infectionskrankheiten wird aus Grünberg 1 Todesfall an Ruhr, aus Moskau 1 Todesfall an Milzbrand mitgetheilt.

* **Stuttgart.** Hier hält heuer am 7. und 8. Juni der Allgemeine deutsche Sprachverein seine Hauptversammlung ab. Der Verein wird den Festausschuß für das im Jahre 1900 beabsichtigte Nationalfest ersuchen, dafür zu sorgen, daß alle Bekanntmachungen, die sich auf dieses Fest beziehen, in gutem Deutsch erlassen werden. Zur Errichtung des Simrockdenkmals in Bonn wurde ein Beitrag von 200 M. bewilligt, für die Kasseler Grimmgesellschaft ein Zuschuß von 300 M.

H. **Donaueschingen.** Eine römische Ansiedelung wurde bei Mettenbuch in Baden (Kreis Konstanz) aufgedeckt. Die Fürstenbergische Standesherrschaft als Eigenthümerin des zugehörigen Geländes wird weitere Untersuchungen vornehmen lassen. Das Verdienst der ersten Nachforschung gebührt Hrn. Rentmeister Wagner in Heiligenberg.

* **Frankfurt.** Der Sömmeringpreis, bestehend in einer silbernen Denkmünze nebst 500 M., ist von der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft diesmal dem Prof. Gustav Born in Breslau zuerkannt worden, und zwar für seine Arbeiten über künstliche Vereinigung lebender Theilstücke von Amphibienlarven.

* **Weimar.** Shakespearegesellschaft, Goethegesellschaft, Goethe-Schillerarchiv und Schillerstiftung gedenken, statt der einzelnen Jahresversammlungen in diesem Herbst eine gemeinschaftliche Gedenk- und Trauerfeier für die verstorbene Großherzogin zu veranstalten.

* **Berlin.** Ins Reichsgesundheitsamt ist Dr. Karl Jurdyß, Privatdocent der Arzneimittellehre in Straßburg, commissarisch berufen worden. Er soll dort den Regierungsrath Dr. Brandl ersetzen, der als Professor an die thierärztliche Hochschule in München ging. Dr. Jacobj übernimmt die Bearbeitung des Apothekenwesens und die Leitung der experimentell-physiologischen und pharmakologischen Abtheilung.

* **Wien.** Vom Studienjahr 1897/98 angefangen wird an der Orientalischen Akademie auch ein Curs in der chinesischen Sprache eröffnet werden, dessen Lehrziel im wesentlichen darin besteht, den Frequentanten dieses Curses die Bekanntschaft mit der chinesischen Verkehrs- und Schriftsprache in einem Maße zu vermitteln, das ihnen seinerzeit die praktische Aneignung dieser Sprache an Ort und Stelle wesentlich erleichtern soll. Das Ergebniß der dieser Tage an der Akademie abgehaltenen Jahresschlußprüfungen war befriedigend. Von 26 Candidaten bestanden 4 mit Auszeichnung, 16 mit lobenswerthem Erfolg. Die Prüfungen umfassen die an der Anstalt gelehrten Sprachen (dermalen neun), die rechts- und staatswissenschaftlichen Disciplinen unter Berücksichtigung sowohl der österreichischen als auch der ungarischen Gesetzgebung, sowie die diplomatischen und commerciellen Fächer. — Zum außerordentlichen Professor der christlichen Philosophie an der hiesigen Universität ist der Capitularpriester des Benedictinerordensstiftes Kremsmünster und Professor an der theologischen Hauslehranstalt zu St. Florian, P. Virgil Grimmich, ernannt worden.

* **Graz.** Der Weltpriester und Supplent an der theologischen Facultät der Universität, Dr. Anton Michelitsch, wurde zum außerordentlichen Professor der christlichen Philosophie und Fundamentaltheologie ernannt.

* **Delft.** Vom 22. bis 24. d. M. wird hier der VI. Niederländische Naturforscher- und Aerztecongreß abgehalten.

* **London.** Die Royal Society hat in ihrer Jahressitzung zu Mitgliedern erwählt den Physiologen Rudolf Heidenhain und den Botaniker Ferdinand Cohn, beide Professoren in Breslau.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

C. v. d. Decken: Die gebildete Frau und die neue Zeit. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1897. — Simeon-Köln: Ein Wort zur Abwehr und Aufklärung über Spitzelei. Leipzig, Wilh. Friedrich. — Sozialistische Monatshefte: 3. Jahrg. 1. Heft. Jan. 1897. Berlin, Hans Baake. — 69. Jahresbericht der ehelmisch-westfälischen Gefängniß-Gesellschaft über das Vereinsjahr 1895/96, zusammengestellt von Dr. v. Koblinski. Düsseldorf, L. Voß u. Comp. — Dr. Lujo Brentano: Die Stellung der Studenten zu den socialpolitischen Aufgaben der Zeit. Vortrag. München, C. H. Beck 1897. — W. Bode: Die ländlichen Spar- und Darlehenscassen, in gemeinnützlicher Darstellung. Im Auftrag der Anwaltschaft des Allgemeinen Verbandes. (Deutsche landwirthschaftl. Genossenschaftsbibliothek, 4. Bd.) Genossenschaftsverlag, Offenbach a. M. 1897. — Stefan Steinmetz: Die Brodwährung durch die Reform der Brodbereitung. Leipzig, Hermann Beyer 1897. — English Illustration „*The Sixties*“: 1855—70 by Gleeson *White*. Westminster, Archibald Constable and Comp. 1897. — Ferdin. Lotheißen: Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert. 2. Auflage. 2 Bde. Wien, Karl Gerolds Sohn 1897. — Wilhelm Spemann: Das Museum. 11. Jahrg. Lfg. 5. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — Dr. Lujo Brentano: Agrarpolitik. 1. Theil. Theoretische Einleitung in die Agrarpolitik. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Dr. Gg. M. Fiek: Die handelspolitischen und sonstigen völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika. — Fritz Thurneyßen: Das Münchener Schreinergewerbe. (Münchener volkswirthschaftl. Studien, hrsgb. von Lujo Brentano und Walther Lotz. 20. u. 21. Stück.) Ebd. — Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik. Hrsgb. von Dr. Heinrich Braun. 10. Bd. 1. u. 2. Heft. Berlin, Karl Heymans 1897. — Dr. Ferdinand Tönnies: Hafenarbeiter und Seeleute in Hamburg vor dem Streik 1896/97. S.-A. aus vorigem. — A. Hansding: Die Fremdworttrage für Behörden, Fachwissenschaft und Gewerbe nebst einem Verdeutschungswörterbuch. Denkschrift. Ebd. 1897.

Jahrgang 1897. München, Montag, 12. April. Nummer 82.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Wetterprognosen. Von Dr. Bernhard Dessau. — Aus Gottfried Kellers Leben. II. Von Sigmund Schott. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wetterprognosen.

Von Dr. Bernhard Dessau.

Der außergewöhnliche Charakter der Witterung des Jahres 1896 hat unter anderem zur Folge gehabt, daß noch häufiger als sonst Klagen über die angebliche Unzuverlässigkeit der officiellen Wetterprognosen laut wurden. Man braucht sich darüber nicht gerade zu wundern. Nicht allein der Laie, sondern auch der Fachmann ist ja von den Resultaten der Wetterprognose nicht sonderlich befriedigt. Jener, d. h. das große Publicum, erwartet von der meteorologischen Centralstelle eine sichere und möglichst weit reichende Voraussbestimmung der Witterung seines speciellen Wohnorts; jedes Eintreffen der Prognose wird stillschweigend hingenommen, jedes Nichteintreffen dagegen gewissermaßen registrirt und dem System zur Last gelegt. Und auch der Fachmann kann sich nicht verhehlen, daß von den Treffern nach Abzug der Anzahl, die schon nach dem Gesetze des Zufalls nothwendig zu erwarten war, nicht sonderlich viel übrig bleibt und namentlich, daß schon seit Jahren keine entscheidende Zunahme der Treffer mehr zu registriren ist. Die theoretische Meteorologie, die wissenschaftliche Erkenntniß der Gesetze des atmosphärischen Geschehens, ist ja unzweifelhaft in beständigem Fortschritte begriffen, aber auf die Wetterprognose hat dieser Fortschritt kaum einen Einfluß gehabt, weil das Zusammenwirken der das Wetter bestimmenden Factoren in unsern Breiten viel zu complicirt ist, um rationellen Methoden den Zugang zu gestatten. Aus diesem Grunde gibt es sogar gewiegte Fachleute, welche eine vollständige Lösung des Problems der Wettervorhersage für alle Zeiten für unmöglich halten. Und wie dem auch sein möge, so ist das heute übliche Verfahren der Aufstellung von Prognosen jedenfalls nur insofern wissenschaftlich zu nennen, als dabei der ursächliche Zusammenhang gewisser Luftdruckvertheilungen — der Maxima und Minima — mit den sie begleitenden Witterungserscheinungen in Betracht kommt. Von dem Warum und Wie der Maxima und Minima dagegen, von den Ursachen ihres Entstehens, haben wir noch keine exacte Vorstellung; und unsre Kenntniß von den Ortsveränderungen der Minima, von den Straßen, welche sie einzuschlagen pflegen, ist bisher rein empirisch. Gerade hierauf stützen sich aber in erster Linie die officiellen Wetterprognosen, und ihr Nichteintreffen ist sehr häufig dem Umstande zu verdanken, daß ein im Westen signalisirtes Minimum erfahrungsgemäß mehrere Zugstraßen vor sich hat, zwischen welchen wir noch nicht zu entscheiden vermögen, oder daß das Minimum überhaupt sich ausfüllt, das heißt, daß an seine Stelle in unvorhergesehener Weise ein gleichförmiger Luftdruck tritt. Aber auch wenn das Minimum mit constanter Intensität auf dem vorgezeichneten Wege fortschreitet, ist die Prognose für einen von der meteorologischen Centrale entfernten Ort nothwendig immer unsicher, weil locale Factoren, die aus der Ferne nicht zu beurtheilen sind, beträchtliche Abweichungen von der allgemeinen Wetterlage bedingen können.

Zweierlei ist daher nöthig, wenn die Prognosen an Sicherheit gewinnen sollen. Die Voraussbestimmung der allgemeinen Wetterlage bedarf einer noch genaueren Kenntniß der Zugstraßen der Minima und der Einflüsse, von welchen dieselben abhängen; und da diese Einflüsse, soweit Europa in Betracht kommt, sehr häufig im nordatlantischen Ocean zu suchen sind, so muß der Kreis von meteorologischen Stationen, deren Beobachtungen täglich an die europäischen Centralen gelangen, entsprechend erweitert werden. Hierfür käme z. B. Island, welches zwar meteorologische Beobachter, aber keine telegraphische Verbindung mit dem Festlande besitzt, oder der weltverlassene Felsen Rockall in Betracht. Die Legung eines Kabels zwischen Island und Dänemark ist auch wirklich, wenngleich aus anderen Gründen, geplant; und auf Rockall, welches Menschen nicht zum Aufenthalt dienen kann, beabsichtigen die Engländer automatische Registrirapparate aufzustellen, deren Aufzeichnungen dann selbstthätig per Kabel nach England übermittelt werden sollen.

Solcher kostspieliger Einrichtungen bedarf die locale Prognose im allgemeinen nicht; für sie wäre ein größeres Interesse, eine praktische Betheiligung des Publicums das nächste Bedürfniß. Ein richtiges Verständniß der Wetterkarten, welche täglich von der Centrale ausgegeben und von einem großen Theil der Zeitungen veröffentlicht werden, dazu noch die Fähigkeit, mit den einfachsten Instrumenten ein paar Beobachtungen zu machen, setzen denjenigen, der mit den Verhältnissen seiner Umgebung vertraut ist, oft genug in den Stand, selbständig Prognosen aufzustellen oder diejenigen der Centrale für seinen Wohnort zu ergänzen.

Diese wissenschaftliche Betheiligung des Publicums bleibt freilich vorerst noch ein frommer Wunsch. Statt dessen sucht man der localen Prognose andere Hülfsmittel zu verschaffen, sei es durch Prüfung der überlieferten Wetterregeln auf ihre Brauchbarkeit — eine Aufgabe, der sich neuerdings in England namentlich R. Abercromby unterzogen hat —, sei es durch Auffindung anderer, rein auf empirische Erfahrung gegründeter Wahrscheinlichkeiten der Wetterfolge an einem bestimmten Orte. So hat der eine Beobachter eine fünftägige, der andere eine sechstägige, ein dritter eine wöchentliche Periode der Witterung an seinem Wohnorte entdeckt und empfiehlt sie dem Landwirthe zur Richtschnur bei seinen Arbeiten.

Viel aber, das läßt sich denken, ist auch bei diesen Bestrebungen nicht herausgekommen. Da kann es denn nicht überraschen, wenn der auf der Erde so hülflos Verlassene seinen Blick wieder nach dem Himmel richtet und dort die gesetzmäßigen Ursachen zu finden meint, nach denen er hier unten so lange vergeblich gesucht hatte. Mit anderen Worten: es ist der Gedanke eines Einflusses der Gestirne

auf das Wetter, den wir neuerdings auch bei den Fachmeteorologen nicht selten wieder hervortreten sehen. In den Berichten der Pariser Akademie theilt z. B. ein Hr. Brillouin mit, daß er bei jeder intensiveren Witterungsänderung in unsern Breilen einen neuen Sonnenflecken am Ostrande des Tagesgestirns habe hervortreten sehen; leider aber nahm er dies immer erst dann wahr, wenn die bevorstehende Witterungsänderung sich bereits durch andere Indicien, z. B. durch das Erscheinen der charakteristischen Cirruswolken, angekündigt hatte. Daß der Sonnenflecken schon existirt habe, bevor er durch die Rotation der Sonne an deren Ostrande zum Vorschein kam, ist ja wohl anzunehmen; da es aber keine Erscheinung gibt, welche uns das Herannahen des noch unsichtbaren Sonnenfleckens im voraus erkennen ließe, und da auch die meisten Flecken zu wenig beständig sind, als daß man auf ihre Wiederkehr nach einer vollständigen Umdrehung der Sonne, also nach 28 Tagen, mit einiger Sicherheit rechnen könnte, so kann die Wetterprognose aus der geschilderten Beobachtung keinen Nutzen ziehen. Im übrigen wird ein Zusammenhang zwischen den Witterungserscheinungen und den Vorgängen auf der Sonne, welche wir als Flecken wahrnehmen, von vielen Meteorologen angenommen; doch sind dieselben der Ansicht, daß dieser Zusammenhang nicht so sehr in plötzlichen Aenderungen, als vielmehr in der ungefähr elfjährigen Periode der Fleckenhäufigkeit zum Ausdruck komme.

Als wichtigster außerirdischer Witterungsfactor muß indessen auch jetzt noch, alter Tradition gemäß, der Mond herhalten. Nur waren es früher hauptsächlich die Phasen des Mondes und seine wechselnde Entfernung von der Erde, welche für das Wetter verantwortlich sein sollten, während jetzt diese Rolle mehr den maximalen nördlichen und südlichen Abweichungen des Mondes vom Aequator in den Lunistitien zugeschrieben wird. Und da diese Maximalabweichung nicht bei jedem Lunistitium die gleiche ist, sondern innerhalb eines Zeitraumes von 18 Jahren und $7^1/_2$ Monaten periodisch variirt, so folgt hieraus für die Witterungserscheinungen ein achtzehn- bis neunzehnjähriger Cyklus, auf welchen natürlich ebenso wenig wie auf den elfjährigen Cyklus der Sonnenflecken eine Wetterprognose im strengen Sinne, vielmehr nur eine Vorausbestimmung des allgemeinen klimatischen Charakters längerer Zeiträume gegründet werden kann.

Versuche für eine derartige Vorausbestimmung sind in den letzten Jahren wiederholt gemacht worden. Als Ausgangspunkt dienten denselben nicht die gekennzeichneten Cykleu, sondern ein umfangreiches Material exacter Beobachtungen oder doch wenigstens langjähriger allgemeiner Wahrnehmungen; sie behalten daher ihr Interesse ganz unabhängig von den Schlüssen, welche etwa aus ihnen zugunsten des einen oder anderen außerirdischen Cyklus gezogen werden können. In der Regel betreffen solche Versuche tropische oder subtropische Länder, in welchen bekanntlich der ganze Verlauf der Witterungserscheinungen ungleich constanter ist als in den Ländern mittlerer Breiten. In Indien zum Beispiel sind 95 Procent der extremen Tagesschwankungen des Luftdruckes kleiner als die von der normalen stündlichen Oscillation herrührenden; das gleiche gilt von der Temperatur, der Feuchtigkeit u. s. w. Während die Beobachtung und Vorhersage jener aperiodischen und unregelmäßigen Schwankungen den europäischen Beobachter in erster Linie beschäftigen, treten dieselben also in tropischen oder subtropischen Ländern gänzlich zurück hinter den jahreszeitlichen oder noch langsameren periodischen oder continuirlichen Aenderungen der meteorologischen Elemente. Der langperiodische normale Verlauf der letzteren und etwaige Abweichungen von demselben sind deßhalb dort viel leichter zu erkennen als bei uns, und der Versuch einer allgemeinen Wetterprognose für längere Zeitabschnitte erscheint nicht mehr allzu gewagt.

In der That ist in Vorderindien — welches dank den langjährigen Bemühungen Blanfords und seines Nachfolgers Eliot eine meteorologische Organisation besitzt, deren nur wenige Länder sich rühmen können — bereits eine ziemlich sichere Vorausbestimmung des Charakters einer kommenden Jahreszeit möglich geworden. Indien, obschon seiner geographischen Breite nach theilweise zum Gebiete des Nordostpassats gehörig, steht bekanntlich nur einen Theil des Jahres unter dessen Herrschaft. In der mit dem April beginnenden heißen Jahreszeit wird die besonders stark erwärmte continentale Masse Indiens und später auch Innerasiens zu einem Centrum niedrigen Druckes, gegen welches vom Indischen Ocean her ein Südwestwind, der sogenannte Sommer- oder Südwestmonsun, strömt. Derselbe erwacht gewöhnlich in der letzten Maiwoche, zuerst im Süden über Ceylon, und erreicht Bombay in der ersten, Calcutta in der zweiten Juniwoche; sein Erscheinen kündigt sich zuerst durch leichtere Gewitter an, seine Begleiter sind schwere Wolkenmassen, aus welchen sich sintfluthartige Regen entladen. Dies dauert etwa 4—6 Wochen lang; vom October ab beginnt dann die Herrschaft des Passats, hier sehr uneigentlich Nordost- oder Wintermonsun genannt. Auch dieser bringt Niederschläge mit sich, doch sind diese ungleich geringer als diejenigen des Sommermonsuns, deren Intensität und pünktliches Eintreffen für den Bodenertrag von entscheidender Bedeutung ist. Auf beides aber ist keineswegs mit voller Sicherheit zu rechnen; das Datum des Eintreffens kann in extremen Fällen um einen vollen Monat variiren, und die gesammte durchschnittliche Regenhöhe, welche zum Beispiel im Jahre 1868 um 6 Zoll hinter dem Mittelwerthe zurückgeblieben war, überstieg denselben um 9 Zoll im Jahre 1893. Solche Schwankungen wären an sich schon geeignet, den Ertrag eines Jahres in Frage zu stellen; dabei aber gelten diese Zahlen unter der Annahme einer gleichmäßigen Vertheilung des Regens über das ganze Monsungebiet, was der Wirklichkeit natürlich keineswegs entspricht. Die thatsächlichen Schwankungen in einzelnen Regionen können noch viel größer und darum auch von noch verderblicherer Wirkung sein, speriell im Innenlande, wo der Ueberschuß über den normalen Regenfall in manchen Jahren hunderte von Prorenten beträgt und verheerende Ueberschwemmungen verursacht, während ein anderes Jahr — wir nennen nur das verflossene — große Trockenheit, Mißernte und Hungersnoth mit sich bringt.

Die Erfahrungen haben gezeigt, daß diese Schwankungen, sei es in der Gesammtregenmenge der Monsunperiode, sei es in ihrer Vertheilung über die einzelnen Gebiete, durch eine Anzahl Factoren bedingt ist. Ein starker und langeandauernder Schneefall auf den Vorbergen des Himalaya während der vorausgegangenen kalten Jahreszeit pflegt verspätetes Eintreffen und langsameres Vorrücken des Monsuns und damit spärlicheren Regenfall in den den Bergen angrenzenden Provinzen zur Folge zu haben. Einen anderen Factor bilden die localen Anomalien des Wetters im Monsungebiete selbst während der den Monsun einleitenden heißen Jahreszeit. Diese Anomalien, namentlich diejenigen des Luftdruckes, welche auf den synoptischen Wetterkarten zum Ausdruck kommen, liefern ein wichtiges Element zur Vorausbestimmung der Vertheilung des Monsuns über die einzelnen Regionen. Indessen kommen die beiden genannten Factoren doch nur für die localen Verhältnisse in Betracht und besitzen nicht die fundamentale Bedeutung, welche man ihnen früher beigelegt hatte. Es steht jetzt fest, daß das Vorrücken des Monsunstromes zwar auch durch eine Kraft vor demselben, das heißt durch die Luftverdünnung über dem heißen indischen Festlande, mehr aber noch durch einen Druck im Rücken

bedingt ist und mit dem südlich vom Aequator im Indischen Ocean wehenden Südostpassat in Beziehung steht. Ja man kann beinahe sagen, daß der Südwestmonsun eine directe Folge des Südostpassats ist. Ein Theil der Luftmassen nimmt zwar, in der Nähe des Aequators angelangt, die aus der Theorie der Passatwinde bekannte aufsteigende Bewegung an und geht in den Antipassat der höheren Luftschichten über; ein anderer Theil aber setzt seinen Weg an der Erdoberfläche fort, überschreitet den Aequator und tritt, durch die Erdrotation immer weiter gegen Osten abgelenkt, mit dem Monsun in unmittelbare Beziehung. So hängt die Stärke des Monsuns von dieser Vertheilung (deren Ursache übrigens noch keineswegs aufgeklärt ist) ab, und für die Prognose der ersteren ist deßhalb die Kenntniß der Intensität des südlichen Passats in der dem Monsun unmittelbar vorausgehenden Jahreszeit von höchster Bedeutung. Bis jetzt ist diese Kenntniß, so lange die beabsichtigte Legung eines Kabels nach den Seychellen noch nicht ausgeführt ist, direct und durch Schiffsnachrichten von diesen Inseln oder von Mauritius zu erlangen; indirect allerdings stehen für den gleichen Zweck auch andere Mittel zu Gebote. Die Beobachtung hat nämlich gezeigt, daß die Monatsmittel des Luftdruckes über Indien in Perioden von sechs Monaten oder dem Doppelten bis Vierfachen dieses Zeitraumes regelmäßigen Schwankungen unterworfen sind, welche in genau umgekehrter Phase auch in Mauritius auftreten. In den letzten zwanzig Jahren wurden zwölf solcher Wellen constatirt. Mit dem Monsunstrome stehen dieselben in der Weise in Beziehung, daß eine Zunahme des Druckes im April oder Mai einen spärlichen, eine Abnahme desselben einen reichlichen Regenfall ankündigt; Zunahme des Druckes vor dem Wintermonsun im November läßt dagegen einen reichlichen, Abnahme desselben im November einen spärlichen Winterregenfall erwarten.

Auf Grund der geschilderten Daten wird nun alljährlich gegen Mitte Juni von der unter Eliots Leitung stehenden meteorologischen Centrale in Simla die Prognose für den Witterungscharakter des kommenden Halbjahres in den einzelnen Provinzen ausgegeben. Trotzdem das Verfahren, wie man sieht, noch vollkommen empirisch und nicht auf eine wirkliche Kenntniß des ursächlichen Zusammenhanges der einzelnen Factoren gegründet ist, haben die Prognosen bereits einen beträchtlichen Grad von Sicherheit erlangt. Der ungewöhnlich frühe Abschluß der Regenzeit, welcher mittelbar die wichtigste Ursache der gegenwärtig in Indien wüthenden Hungersnoth war, wurde seinerzeit richtig vorausgesehen — leider ohne daß dies die Regierung veranlaßt hätte, rechtzeitig Maßregeln zur Bekämpfung des drohenden Elends zu ergreifen.

Das Vorhandensein einer gewissen Regelmäßigkeit in dem Wechsel guter und schlechter Jahreszeiten kommt diesen Prognosen ebenfalls zu Hülfe. Daß das indische Klima einem periodischen Wechsel unterliege, galt schon seit lange ebenso als ausgemacht, wie daß dieser Wechsel der elfjährigen Periode der Sonnenflecken parallel verlaufe. Vor zehn Jahren wollte ein Engländer, F. Chambers, auf Grund einer bis zum Jahre 1783 zurückreichenden Statistik der indischen Kornpreise geradezu einen Parallelismus dieser letzteren mit der Sonnenfleckenfrequenz nachweisen, aber das Resultat war doch recht unsicher. Aus der meteorologischen Statistik der Jahre 1864 bis 1894 geht indessen ebenfalls hervor, daß während eines Sonnenfleckencyklus die um das Minimum der Sonnenflecken gruppirten fünf Jahre durchschnittlich eine geringere, die um das Maximum gruppirten fünf Jahre durchschnittlich eine größere Regenmenge als das normale Quantum aufweisen; in den Jahren des Maximums der Sonnenflecken scheint auch der Monsun früher einzutreffen und gleichmäßiger zu herrschen als in den Minimumsjahren. Selbst gewiegte Kenner indischer Klimaverhältnisse halten deßhalb einen Einfluß der Sonnenflecken auf den Charakter der dortigen Jahreszeiten für sehr wahrscheinlich.

Dagegen glaubt ein in Australien lebender Meteorolog, H. C. Russell, einen Parallelismus des Charakters der Jahreszeiten mit dem Mondcyklus zu erkennen. Russell befaßt sich zunächst mit Australien und zwar mit den Jahren großer Dürre, welche dort bekanntlich noch ausgeprägter als in Indien auftreten. Als schlechte Jahre im Gegensatz zu den guten, d. h. ausreichend feuchten, classificirt er indessen nicht nur diejenigen Jahre, in welchen überhaupt nur spärlicher Regen gefallen war, sondern auch alle diejenigen, in welchen die Wirkungen eines an sich reichlichen Regenfalls durch trockene Winde oder übermäßige Hitze wieder zerstört wurden. So findet er, vom Jahre 1895 bis 1788, d. i. bis zur Gründung der Colonie Neusüdwales rückwärts schreitend, daß in diesen letzteren Gruppen von 3—7 aufeinanderfolgenden trockenen Jahren sich regelmäßig in Perioden von 19 Jahren wiederholten und daß eine zweite Epoche von kürzer andauernder, aber intensiverer Trockenheit in der gleichen Periode von 19 Jahren ebenfalls regelmäßig wiederkehrte. Neunzehn Jahre, das ist aber, wie wir gesehen haben, die Dauer des Mondcyklus; und zwar sollen Trockenheitsepochen der ersteren Art dann eintreten, wenn Sonnen- und Mondfinsternisse im März und April oder im September und October zusammentreffen, Epochen der zweiten Art dagegen, wenn die genannten astronomischen Ereignisse sich mehr im Februar und März, sowie im August und September concentriren.

Diesen klimatischen Einfluß des Mondcyklus will Hr. Russell nicht allein in Australien, sondern ebenso in Indien, welches anderen Material zugunsten des Sonnenfleckencyklus liefert, erkennen. Er forscht in der Geschichte nach und findet, daß nicht allein ein Jahr außerordentlicher Trockenheit, von welchem die ersten Colonisten bei ihrer Landung in dem heutigen Neusüdwales erfuhren und dessen Folgen ihnen noch ersichtlich waren, sich in den Mondcyklus einreihe, sondern daß dasselbe auch mit einer ganzen Reihe von historisch beglaubigten Trockenheitsepochen oder anderen Ereignissen, welche indirect auf große Dürre in irgend einem ausgedehnten Theil der Erde hinweisen, der Fall sei. Als solche Ereignisse nennt er Hungersnoth und den sogenannten Blutregen, dessen gefärbte Bestandtheile wahrscheinlich nichts als rother Wüstenstaub sind. Unser Autor bekennt, daß er zunächst kein Freund des Mondeinflusses gewesen sei, daß er sich aber der Evidenz der von ihm gesammelten Thatsachen nicht habe verschließen können.

In unsern Breiten sind, wie schon gesagt, längere Witterungsperioden nach Art der gekennzeichneten inmitten der unregelmäßigen Schwankungen des Wetters schwerer zu entdecken; daß aber die Möglichkeit, empirische Anhaltspunkte für Prognosen auf längere Dauer zu gewinnen, auch hier vorhanden ist, mag folgendes Beispiel beweisen. In einer Untersuchung über die Temperatur der Ausläufer des Golfstroms und ihre Beziehung zu den klimatischen Verhältnissen der skandinavischen Halbinsel hat jüngst O. Petterssen in Stockholm gezeigt, daß der warme atlantische Strom in gewissen Jahren hinsichtlich seiner Intensität und Richtung Schwankungen unterliegt, welche analoge Schwankungen in der Lufttemperatur der skandinavischen Länder zur Folge haben. W. Meinardus in Potsdam hat dann nachgewiesen, daß sich diese Schwankungen der Lufttemperatur sogar bis ins Innere Norddeutschlands erstrecken. Der erstgenannte Autor findet andrerseits, indem er den Verlauf der Meerestemperatur an der skandinavischen Küste und der Lufttemperatur im mittleren Schweden durch Curven darstellt, daß diese Curven für den Zeitraum vom December bis April

einerseits und für denjenigen vom Juli bis September andrerseits jedes Jahr so ziemlich dieselbe Gestalt besitzen. Man kann also, wenn die mittlere Temperatur des December in Schweden in einem Jahre höher oder niedriger ist als im vorhergegangenen, mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß das gleiche auch in den nächsten Monaten der Fall sein werde, und hieraus den Temperaturverlauf dieser Monate prognosticiren. Und da nach Meinardus der Golfstrom seinen Einfluß bis nach Norddeutschland erstreckt, so hält der Genannte es für möglich, auf Grund einer rechtzeitigen Kenntniß der mittleren Meeres- oder auch Lufttemperatur der Monate November und December in einer geeigneten skandinavischen Station, z. B. Christiansund, auch für Norddeutschland die Prognose aufzustellen, ob und wie sich der Temperaturverlauf des kommenden Quartals von denjenigen des gleichen Quartals im Jahre vorher unterscheiden werde. Ein Vergleich der Pettersson'schen Zahlen mit der meteorologischen Statistik Norddeutschlands in den letzten Jahrzehnten lehrt in der That, daß eine derartige Prognose namentlich für die Küstengebiete einen hohen Procentsatz von Treffern ergeben würde. Auch phänologische Beobachtungen weisen nach Meinardus auf denselben Zusammenhang hin; die Aufzeichnungen der Forstakademie in Eberswalde ergeben z. B., daß — mit einer einzigen Ausnahme — „das Erscheinen des ersten Blattes an der Rothbuche sich verfrühte oder verspätete, je nachdem im voraufgehenden November und December die Lufttemperatur in Christiansund höher oder niedriger war als im Jahr vorher. Ebenso zeigte sich ein Parallelismus der Periode der phänologischen Erscheinungen mit der Temperatur auch bei anderen Bäumen, so daß auch hier eine Prognosenstellung in Zukunft nicht unmöglich erscheint".

Die analoge Untersuchung für die Sommermonate hat Meinardus noch nicht abgeschlossen, doch erwartet er von derselben kein ganz so günstiges Ergebniß wie für die Wintermonate.

Die geschilderten Thatsachen, auch das stärkere Hervortreten derselben im Winter, können nicht überraschen, da ja der einschneidende Einfluß des Golfstromes, zumal auf das Winterklima der skandinavischen Länder, längst bekannt ist. Woher aber die Schwankungen in Richtung und Intensität des Golfstromes kommen, und welches ihr zeitlicher Verlauf in längeren Zeiträumen ist, bleibt zunächst noch unaufgeklärt. Vielleicht wäre es möglich, auch hier, dem Zuge der Zeit folgend, einen Parallelismus mit himmlischen Erscheinungen, mit dem Mond- oder Sonnencyklus, aufzufinden. Wir haben aber gesehen, daß eine und dieselbe, sehr wahrscheinlich periodische Erscheinung, wie die Wiederkehr trockener Jahre in Indien, von dem einen Autor mit dem Cyklus der Sonnenflecken, von dem anderen Autor mit dem Mondcyklus in Verbindung gebracht wird. Wir brauchen uns darüber auch nicht gerade zu wundern, wenn wir bedenken, daß der Cyklus der Sonnenflecken nicht viel mehr als halb so lang ist wie der Mondcyklus, und daß darum eine keinesfalls mathematisch constante Periode, wie der durch so viele Factoren bedingte Wechsel guter und schlechter Jahre, je nach der Neigung des Autors ebenso gut dem einen wie dem anderen der beiden Cyklen angepaßt werden kann. Nur eine Lehre sollten wir daraus ziehen: daß es nicht rathsam ist, bis in den Himmel bauen zu wollen, so lange unser Gebäude auf der Erde keine genügend breiten und sicheren Grundlagen hat.

Aus Gottfried Kellers Leben.

Von Sigmund Schott.

II.

In der ganzen Anlage des Baechtold'schen Buches ist es begründet, daß der Verfasser Keller vorwiegend selbst reden läßt und mit eigenen Bemerkungen sich auf das knappste beschränkt. Vielleicht hätte indessen doch von dem persönlichen Wesen Kellers, von seiner Erscheinung, von seinen Gewohnheiten mehr gesagt werden sollen. Auch ein Bild vermissen wir in dem dritten Band. Wohl bringt der zweite ein solches aus dem kräftigen Mannesalter des Dichters. Aber so, wie er uns, die wir ihn zu kennen das Glück hatten, aus den letzten Jahren in der Erinnerung ist, sollte er auch im dritten Band verewigt werden, was für spätere Ausgaben des Buches, die ja nicht auf sich warten lassen werden, freundlicher Beachtung empfohlen sei. Der imposante Kopf, der zu dem kleinen Körper in gar keinem Verhältniß stand, das durchfurchte Gesicht, die lieben warmen Augen, die über die Brille weg träumerisch in die Ferne sahen, — man konnte, wenn er nach Tisch in der „Meise" die Cigarre hervorholte, sich an seinem Anblick erfreuen, auch wenn er lange schweigend saß. Beim Sprechen aber, wenn er aus sich herausging, konnte er hinreißend werden, und an die erst hart klingende Stimme gewöhnte man sich rasch. Nie durfte man ihm mit flachen oder plumpen Lobsprüchen kommen, während er auf sachliche Bemerkungen über seine Bücher gern einging und Fragen über vermeinte Unklarheiten willig beantwortete. Daß er auch grob und unnahbar sein konnte, ist bekannt und oft erzählt. Wie der Igel wurde er, wenn er „Nachlaßmarder, Nachlaß-Trüffelhunde und literarische Speculanten" witterte. Ueber verständige und sachliche Beurtheilung seiner Producte konnte er sich kindlich freuen, stark aufgetragenes Lob verursachte ihm aber immer Unbehagen und „das Grübeln über die Mache, dieses aprioristische Speculiren, das beim Drama noch am Platze sein mag, aber nicht bei der Novelle und dergleichen", war ihm gar zuwider. „Das ist bei dieser Schule ein fortwährendes Forschen nach dem Geheimmittel, dem Recept und dem Goldmacherelixir, das doch einfach darin besteht, daß man unbefangen etwas macht, so gut man's gerade kann, und es das nächstemal besser macht, aber beileibe auch nicht besser, als man's kann. Das mag naturburschikos klingen, ist aber doch wahr". Daß Hettner ihm in einem Briefe die von Vischer und Kuh angefochtene Geschichte vom „Verlorenen Lachen" aufrecht hält, erfüllt ihn mit dankbarer Freude.

Ganz und gar nicht können wir Baechtold beipflichten, wenn er in Anlehnung an eine über Grillparzer gethane Aeußerung Kellers sagt, daß ihm das tiefe Wohlwollen fehlte. „Nirgends in seinem Leben eine dauernde Neigung, nirgends eine ganz innige Freundschaft. Dem Menschen fehlt die Milde und Gütigkeit der Seele, die auch etwa das Geringere, das in der Welt vorhanden ist, neben sich duldet." Wir könnten es allenfalls verstehen, daß Baechtold von der Absicht zu weit getrieben wurde, nicht zum einseitigen Panegyriker zu werden; zu einem so harten Urtheil halten wir aber keinerlei Berechtigung vorhanden. Auch wir „stellen gelassen auf die Briefe ab", um uns des Baechtold'schen Ausdrucks zu bedienen, auf die Wärme, mit der Keller an Hettner, Freiligrath, an den Exners hing, die herzliche Gesinnung, die er für Heyse, Storm, Widmann hegte. Man lese die aus einem warmen Herzen stammenden Briefe, die er alljährlich zum gemeinsamen Geburtstage an Marie Melos schrieb, und man wird die Behauptung, daß er keiner ganz innigen Freundschaft fähig war, daß ihm die Milde und Gütigkeit fehlte, als durchaus

Digitized by Google

unbegründet, vielleicht als das Ergebniß irgend einer bösen Stunde bezeichnen müssen. Schreiber dieser Zeilen selbst hat erst nach dem Tode Kellers ganz zufällig von einem Beweise seines Wohlwollens Kenntniß erhalten, den dieser ihm ganz in der Stille erwiesen hatte. Keller sagte damals nichts, aber er handelte.

Ein anderes fehlte ihm, der so viel Verständniß dafür hatte, das Familienglück. 1849 schrieb er an Johanna Kapp: „Es ist schön, wenn sich Jugendfreunde ihr ganzes Leben durch so lang als möglich aufmerksam und treu bleiben; aber der innerste heiße Hunger des Herzens hat davon nichts, bei mir wenigstens nicht"; und 1888 einem jungen Freunde auf die erhaltene Anzeige von der Geburt eines kleinen Weltbürgers: „Noch habe ich für Ihre gute Theilnahme an meinem Verlust, der dies schwarz gerandete Blatt verschuldet, nicht gedankt, und schon ist indessen ein neues Leben bei ihnen eingekehrt. Ich bringe Ihnen und der verehrten Frau Gemahlin die herzlichsten Glückwünsche dar und hoffe, das Kindlein erfreue sich des besten Wohlseins und wachse sammt seinem wohlbestallten Vater- und Mutterhause frohester Zukunft entgegen, soweit es immer die kritische Zeit erlaubt, in der wir leben. Wie es aber auch kommen mag, so werden Ihnen gute Kinder die besten Theilnehmer und Stützen sein. Das fühle ich in meiner stillen Wohnung, wo ich ganz allein mit der Magd hause und mir die arme Schwester, so einsam und still es um sie war, jetzt doch überall fehlt." Keller war eben von der Art seiner wackeren Forstmeisterin im Dietegen; „sie meinte es viel besser und lieblicher mit allen Wesen, als sie in ihrer Stille zu zeigen vermochte".

Schon 1876 fängt Keller an, über den Briefbankerott, den Briefstrike zu klagen, unter dem „die Gerechten mit den Ungerechten leiden müssen", eine Wendung, die später oft wiederkehrt. Und doch hat Baechtold 381 Briefe abgedruckt, wobei noch viele zurückgeblieben sind. Die Auswahl mußte von Rücksichten auf die Lebenden geleitet sein. Später steht vielleicht eine unverkürzte Veröffentlichung in größerer Anzahl in Aussicht. Viele der Briefe sind wahre Kunstwerke, obgleich nichts an ihnen gefeilt ist, ja sie sind oft ganz flüchtig hingeschrieben. Da fehlt ein Buchstabe, dort wird ein „wegen" falsch construirt, dort hastet der Schreiber mit einem „u. s. w." von einem Thema weg. Das sind Kleinigkeiten, aber sie sind charakteristisch für die Entstehungsart der Briefe. Daß Keller die Ausdrucksweise „derselbe" häufig anwandte, mag beiläufig erwähnt werden, in seinem Stil wird es aber nicht als störend empfunden. Treffende Bilder und köstliche Adjectivanwendungen kommen auch in den Briefen oft vor.

Zum Schluß seien noch einige seiner scharfen und selbständigen Urtheile über literarische Erscheinungen erwähnt. Ueber Shakespeare an Emil Kuh am 18. Nov. 1873: „Es gibt ganze Reihen von Phrasenbildungen und Jamben- oder Prosasätzen, welche wie Zellengewebe sich aus diesem Schlegel-Tieck-Shakespeare bei begabten Leuten von selbst einstellen und weiter wuchern, bis man sie abzuschneiden und eigenem Gewächse Platz zu machen lernt." Und am 12. Febr. 1874: „Für Ihr Auftreten gegen den Benedix'schen Unglücksnachlaß bin ich Ihnen sehr dankbar. Ich hatte leider das Buch, weil ich dessen Inhalt nicht gar so craß glaubte, als gleichgültiges Zeug mit der gleichzeitig erhaltenen neuen Auflage des Rümelin'schen Buches ungelesen zurückgeschickt. Seither habe ich den unglaublichen Inhalt (unglaublich, weil von einem gebildeten deutschen Manne herrührend) in den „Zwölf Briefen eines Shakespearomanen" von Noiré zum Theil kennen gelernt und wieder gesehen, daß der Lebenstrieb der Neidhämmel doch die stärkste Kraft ist; denn sie setzt über Jahrhunderte hinweg. Ja, über Jahrtausende. Denn ich habe selber einen mehr als Bruchstück gebliebenen Epiker unsrer Tage, der auf Homer jaloux war, einmal den letzteren ärgerlich „dieser Mann" nennen hören, als ob er jetzt und in der gleichen Straße mit uns lebte." (Was würde Keller wohl zu den Baconphantasien gesagt haben, wenn er darauf zu reden gekommen wäre?) Ueber Grillparzer an Emil Kuh am 29. Dec. 1872: „Es ist doch fast jedes Stück eine Entdeckung von Schönheitsfundgruben; es reicht keiner der letzten vierzig Jahre hinan. Und in den Prosaaufzeichnungen (Biographisches ꝛc.) ist er von classischer Angenehmheit, Redlichkeit und Verständigkeit, der wahre Contrast zu der Süßigkeit und Tiefe der Dichtungen." Aber am 23. Oct. 1873: „Mit dem „Bruderzwist" und der „Jüdin" sind Sie mir noch ein bischen zu glimpflich umgegangen; ich bin über das rein Schematische in der „Jüdin" fast empört; es kommt mir dieses Stück vor, wie jene hundert Erstlingsstücke viel versprechender junger Dichter, denen nie ein zweites gefolgt ist. Ich kann mir diese Macherei nur aus der eigensinnigen Pedanterie erklären, mit welcher er den Lope abbotanisirt hat." Dann im Anschluß hieran über Goethe und Schiller: „Diese hastige Figurenjagd und die ernst breite, tiefe und heiter behagliche literarische Vorbereitung eines Schiller, wenn er an eine Tragödie ging! Oder das künstlerische con amore Goethe's, der seine Sachen zweimal dichtete, wo es ihm recht glücklich ernst war!" Ueber Reuter an Emil Kuh am 28. Juni 1875: „Reuter ist mir sehr werthvoll und lieb; er war eine reiche Individualität und hatte alles aus erster Hand der Natur. Auch das Idiom stört mich an sich nicht; denn durch solche energische Geltendmachung der Dialekte wird das Hochdeutsch vor der zu raschen Verflachung bewahrt. Seine eigene Beschränktheit für den Dialekt kommt bei allen Dialektdichtern vor und ist, glaube ich, nothwendig, weil nur dadurch sie zu Virtuosen werden." — Beim Tode Mörike's an Emil Kuh am 28. Juni 1875: „Es ist gewissermaßen wie beim Abscheiden eines stillen Zauberers im Gebirge, oder beim Verschwinden eines Hausgeistes, das man erst später inne wird." Dieses Bild gefiel Keller so gut, daß er es noch mehrfach gebrauchte. Am 29. Juni 1875 schreibt er an Friedrich Theodor Vischer: „Wie sich ein stiller Berggeist aus einer Gegend verzieht, ohne daß man es weiß. Wenn sein Tod nun seine Werke nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten!" Und am 8. Oct. 1875 an Emil Kuh: „Es ist, wie wenn ein schöner Junitag dahin wäre mit Mörike, und noch nicht sicher, daß das Bewußtsein auch jetzt noch davon allgemein werde; eine entmuthigende Aussicht für alle, die nicht auf der Landstraße im Staub und Dreck forttraben." Ueber Freitigrath an Ferd. Weibert am 25. Dec. 1875: „Es ist einer der wenigen Menschen, die mir trotz des schwachen Verkehrs immer gegenwärtig sind und mir nie andere als angenehme und erfreutiche Empfindungen erwecken." Und welch scharfen Blick bewährt er, indem er am 24. Oct. 1872 an Ludmilla Assing schreibt: „Haben Sie von dem Schriftsteller Paul Lindau in Berlin Notiz genommen, der seit ein paar Jahren ein geistreich kritisches Wesen treibt und eine gesunde Bewegung verursacht hat, aber nicht lange vorzuhalten scheint?" Ueber Nietzsche an Emil Kuh am 18. Nov. 1873: „Nietzsche soll ein junger Professor von kaum sechsundzwanzig Jahren sein, Schüler von Ritschel in Leipzig und Philolog, den aber eine gewisse Großmannssucht treibt, auf anderen Gebieten Aufsehen zu erregen. Sonst nicht unbegabt, sei er durch Wagner-Schopenhauerei verrannt und treibe in Basel mit ein paar Gleichverrannten einen eigenen Cultus. Mit der Straußbroschüre will er ohne Zweifel sich mit einem Coup ins allgemeine Gerede bringen, da ihm der stille Schulmeisterberuf zu langweilig und langsam

Digitized by Google

ist." Diese gelegentlichen literarischen Bemerkungen lassen es tief bedauern, daß Keller seine verschiedenen literarisch-kritischen Pläne, von denen er wiederholt sprach, nicht ausgeführt hat. Was er auch in dieser Richtung zu bieten vermocht hätte, davon gibt die Studie über Vischers kritische Gänge mit ihrem prachtvollen Urtheil über gewisse Derbheiten, „Concetti", im Shakespeare ein Bild. (Zuerst 1861 in der „Beilage", dann auch in den „Nachgelassenen Schriften" gedruckt.)

Zuletzt war es der Prometheus und Epimetheus von Karl Spitteler, der ihn beschäftigte; er wollte darüber einen ausführlichen Artikel für die „Deutsche Rundschau" schreiben, doch kam er nicht zur Ausführung dieses Planes.[1]) Einem glücklichen Zufall verdanken wir die Kenntniß davon, daß Spitteler im Besitze zweier Briefe von Keller ist, von deren Vorhandensein Baechtold offenbar keine Ahnung hatte, da er sich sonst sicherlich diese interessanten Beiträge nicht hätte entgehen lassen. Widmann, der Empfänger des ersten, an den eine Reihe von Briefen abgedruckt sind, hatte wohl bei Uebergabe seines Materials für das Buch vergessen, daß er einen so inhaltvollen Brief an Spitteler gegeben hatte. Wir freuen uns, die Ermächtigung zum Abdruck dieser beiden Briefe erlangt zu haben. Spitteler hat während der fünfzehn Jahre, daß er sie besitzt, niemals Gebrauch davon gemacht, weil er es nicht für vornehm hält, Privatbriefe in einer Weise zu verwenden, bei der man eine Reclameabsicht finden könnte, er hat auch jetzt den Abdruck nur geschehen lassen, weil er von dem Schreiber dieser Zeilen, einem der wenigen Leser, die sein Prometheus gefunden hat, ausdrücklich darum ersucht worden. Wir lassen nun die Briefe folgen.

I. an J. V. Widmann in Bern.

„Mein verehrter Freund! Zürich, 27. I. 81.

Ihr freundlicher Brief nöthigt mich, endlich die „vorhabende" Meinungsäußerung über Prometheus und Epimetheus zu beschleunigen. Vor Allem danke ich Ihnen für den Genuß, den Sie mir verschafft, um den ich sonst wahrscheinlich gekommen wäre.

Das Buch ist von vorne bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten. Schon der wahrhaft epische und ehrwürdige Strom der Sprache in diesen jambischen, jedesmal mit einem Trochäus abschließenden Absätzen umhüllt uns gleich mit eigenthümlicher Stimmung, ehe man das Geheimniß der Form noch wahrgenommen hat. Selbst mit den Wunderlichkeiten des ewigen „Und über dem" und des „plötzlichen Geschehens" ꝛc. versöhnt man sich zuletzt.

Was der Dichter eigentlich will, weiß ich nach zweimaliger Lectüre noch nicht. Ich sehe ungefähr wol, worum es sich handelt in der Allegorie, aber ich weiß nicht, ist es ein Allgemeines, oder kommt es am Ende wie bei Gust. Freitag's[2]) Ahnen darauf hinaus, daß er sich selbst und sein eigenes Leben meint. Trotz aller Dunkelheit und Unsicherheit aber fühle ich Alles mit und empfinde die tiefe Poesie darin. Ich weiß den Teufel, was das Hündlein oder der Löwe u. der Mord ihrer Kinder und diese selbst bedeuten sollen. Aber ich bin gerührt und erstaunt von der selbständigen Kraft und Schönheit der Darstellung der dunklen Gebilde.

Trotz der kosmischen, mythologischen und menschheitlich zuständlichen Zerklossenheit und Unmöglichkeit ist doch alles so glänzend anschaulich, daß man im Augenblick immer voll aufgeht. (Wie grandios stilvoll ist doch der Engel, der extramundan doch auf der breiten Marmorbank sitzt, mit dem Rücken gegen den Tisch gelehnt!)

Ob die Belebtheit der ganzen Natur, wo die Pflanzen und Steine, Bach und Weg reden, nur für Prometheus existiren soll oder für alle andern auch, weiß ich ebenfalls nicht, aber ich empfinde die Schönheit der Ausführung u. s. w.

Nun aber kommt ein schwieriger Punkt. Bekanntlich gibt es im Nervenleben Momente, wo man einen Augenblick lang eine schwankende Empfindung hat, als ob man dieselbe Situation und Umgebung, in der man sich befindet, in unbekannter Vergangenheit schon einmal erlebt habe. Es sind dies wahrscheinlich kleine Unregelmäßigkeiten in den Funktionen der doppelorganischen Gehirneinrichtungen oder so was. Nun habe ich bei der Lectüre unserer Dichtung ein Gefühl, wie wenn ich dieselbe schon aus der altindischen oder chinesischen Litteratur einmal gekannt und wieder vergessen hätte, wie wenn ich mich des Hündleins und des Löwen, des träumenden Bächleins und des schlafenden Brunnens, der etwas hören will, und noch vieler Sachen aus dem Rückert meiner Jugendzeit dunkel erinnerte! Ich weiß, es ist nicht der Fall, und dennoch habe ich das Gefühl. (Ein Zeugniß dieses schon Dagewesenseins ist z. B. Epimetheus, der auf der Leiter steht und thut, als ob er Trauben schneide, während er auf die herannahenden Boten lauert, die ihm die Herrschaft antragen. Er erinnert an Richard III. auf dem Balkon zwischen den zwei Bischöfen. Dennoch möchte ich die köstliche Leiter nicht entbehren![1]) Die Sache kommt mir beinahe vor, wie wenn ein urweltlicher Poet aus der Zeit, wo die Religionen und Göttersagen wuchsen und doch schon Vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht träte und seinen mysteriösen und großartig naiven Gesang anstimmte.

Ist es aber noch eine Zeit für solche sibyllinischen Bücher? Ist es nicht Schade um ein Ingenium dieser Art, wenn es nicht das wirkliche nicht verallegorisirte Leben zu seinem Gegenstande macht? Oder ist die Art seines Talentes so beschaffen, daß er nur in jenen verjährten geheimniß- und salbungsvollen Weisen sich kann vernehmen lassen und man also froh sein muß, wann er dies thut? Werden, wie Sie richtig bemerken, die Leute sich dazu hergeben, Nüsse zu knacken und die Hälfte des zergrübelten Kernes zu verlieren? Alles das vermag ich mir jetzt nicht zu beantworten oder mag es vielmehr nicht versuchen, um dem Verfasser gegenüber auch meinen Eigensinn zu haben. Nur so viel weiß ich, daß ich das Buch (das zudem nicht fertig ist, wenn die Bezeichnung „erster Theil" nicht auch eine Art Mysterium sein soll) aufbewahren und noch manchmal lesen werde.

Sich selbst betreffend, bester Herr und Freund, so scheinen Sie wieder einmal in der Bescheidenheitslaune zu sein, aber diesmal in einer liebenswürdigen, da sie nicht zu untröstlich ist. Am Ende ist es uns aber wohler, wenn wir nicht zu viel von der Welt wollen und das, was sie uns freiwillig gibt, als gelegentlichen Fund betrachten. Ich bin mit den Novellen, deren Sie Erwähnung thun, auch in einer Schwulität. Ich muß den größten Theil noch schreiben, während sie gedruckt werden, obschon sie seit 25 Jahren projectirt sind. Nun weiß ich in der Bedrängniß erst nicht, was daraus wird und ob ich mich nicht dann blamire. Mein Freund Theodor Storm nennt so schon meine übrigen Erfindungen dieses Genres Lalenburger Geschichten. Damit meint er nämlich ziemlich triviale Späße ꝛc.

Seien Sie treulich gegrüßt von Ihrem ergebenen

G. Keller."

[1]) In unsrer Studie über Karl Spitteler, die in der Beilage vom 18. Febr. 1893 Nr. 42 erschien, haben wir erwähnt, daß Keller sich mit der Absicht getragen hatte, über den Prometheus zu schreiben.

[2]) Kellers Orthographie und Interpunction ist in dieser Abschrift streng eingehalten.

[1]) Diese Anklänge sind jedenfalls zufällig, die ganze Dichtung ist selbständig ohne Anlehnung an anderes entstanden.

Der zweite Brief ist an Karl Spitteler selbst gerichtet und lautet:

„Hochgeehrter Herr! Zürich, 8. Oct. 1881.

Nur mit ein paar Worten sage ich Ihnen vorläufig meinen angelegentlichen Dank für die gütige Uebersendung Ihres vollendeten Werkes, dessen Erscheinen ich mir nicht so nahe dachte. Es gilt nun, vorerst das Ganze des unvergleichlichen oder wenigstens schwer zu vergleichenden Gedichts sich zur logischen Uebersicht einzuprägen, um nachher die Heerschaaren von Schönheiten der Ausführung in geordnetem Zuge auf sich einwirken zu lassen. Auf einer Anzahl Seiten, die ich rasch gelesen, rauscht und wimmelt es davon wieder ordentlich und in so geheimnißvoller Weise, daß das Aussprechen jedes, wenn auch noch so unmaßgeblichen Endurtheils vor der Hand Leichtsinn wäre.

Also für diesmal lediglich meinen herzlichen Dank, begleitet von den Wünschen besten Glückes und schönster Sterne, die dem schwer befrachteten Fahrzeuge leuchten mögen. [1])

Ihr dankbarst ergebener
G. Keller."

Gottfried Keller barg unter zuweilen rauher Form ein zartes Gemüth; seinem tiefen innerlichen Empfinden widersprach jede laute Gefühlsäußerung, Phrase und Unwahrheit waren ihm verhaßt. Die Eigenschaft, an die der Held des Sinngedichts bei dem Namen Lessing denkt, war auch im Wesen Gottfried Kellers vorhanden, „der unbedingte gute Wille ohne Falsch und im Feuer vergoldet".

Mittheilungen und Nachrichten.

H. S. Neueste Afrikaliteratur. Graf Karl Kinsky, Vademecum für diplomatische Arbeit auf dem afrikanischen Continent. Wien. Gerald u. Co. 1897. (VI. und 104 S.) Der Titel des Buchs deutet den Kreis an, für den es bestimmt ist. Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei jedoch bemerkt, daß die Arbeit lediglich einen knappen Abriß der politischen Geographie Afrika's darstellt. Der Verfasser hat die Quellen gewissenhaft zu Rathe gezogen und erfreute sich dabei der Unterstützung keines geringeren Kenners der Afrikaliteratur als Philipp Paulitschke's — daher hat das Buch neben dem Vorzug der Klarheit auch den der Zuverlässigkeit. Eine sonderliche Uebereinstimmung mit Wissen muthet Kinsky dem Verwaltungsbeamten in Afrika übrigens nicht zu. Was z. B. über Kamerun mitgetheilt wird, füllt kaum zwei Seiten! Doch wie viele der Herren, die dort hinausgehen, wissen wohl von dem Schutzgebiet so viel, als diese beiden Seiten enthalten?! Vielleicht hätte Verfasser die wichtigsten Quellen, aus denen er schöpfte, zu Nutz und Frommen unserer angehenden „Afrikaner" mittheilen sollen, sonst könnten diese noch mehr, als es ohnehin schon der Fall ist, in der sehr fehlerhaften Ansicht bestärkt werden: sie brauchten nach Afrika keine besonderen Vorkenntnisse, sondern nur „Schneid" mitzubringen. Sehr hübsche und klare Uebersichtskarten in 1 : 23 Mill. (von Wagner u. Debes). Das Buch ist zu empfehlen. — *Edouard Foà*, Du Cap au lac Nyassa. 16 gravures. Paris, Plon. 1897. (VIII und 382 S.) Für weitere Kreise bestimmter, recht interessant geschriebener Bericht über eine Mission, die Foà 1891 bis 1894 im Auftrag eines englisch-französischen Comités vom Capland aus zum Sambesi und Nyassa unternahm. Foà weilt heute noch in jenen Gegenden. Sein Buch ist in Afrika entstanden, daher mancherlei Ungenauigkeiten. Die wissenschaftlichen Ergebnisse, die nicht unbedeutend zu sein scheinen, sollen später veröffentlicht werden. Bemerkenswerth und auch nicht ganz angerechtfertigt ist die hohe Meinung, die Foà von der Forschertätigkeit der Portugiesen des 16. Jahrhunderts, insbesondere der Jesuiten hegt. Trotzdem müssen wir doch das Verdienst, den Nyassa und die Victoriafälle entdeckt zu haben, noch wie vor für Livingstone in Anspruch nehmen. Foà widerspricht sich übrigens auch, wenn er vorher dem großen Schotten den Entdeckerruhm erheblich verkürzen will und dann (S. 235) sagt: „Der wahre Entdecker ist der, der der Welt sichere Kunde bringt, von dem, was er gesehen." Die Portugiesen thaten das leider nicht, vergruben ihre Entdeckungen in den Archiven, und hier gingen sie zum größten Theil verloren. Einzelnes von diesen Schätzen ist freilich doch nach gehoben worden, und Foà spricht ebenfalls sehr oft von interessanten Dingen, die er in den „Archiven" von Sena, Tete ꝛc. gefunden. Hoffentlich hält er damit nicht zurück und schreibt selber die von ihm vermißte Geschichte der alten portugiesischen Forschungen in Südostafrika; Foà scheint jedoch nicht zu wissen, daß bereits vor 50 Jahren der bekannte Geograph Cooley über dieses Thema ein sehr verdienstliches Werk geschrieben hat. Interessant und neu ist Foà's Ansicht über den Ursprung der Ruinen von Simbaoë, die unser Landsmann Mauch vor 26 Jahren wieder entdeckt hat. Foà — der sie zwar nicht selbst besucht — hält sie für Werke der Eingeborenen, der Unterthanen des Königs von Monomotapa, der dabei von den Jesuiten unterwiesen worden sei. Wir bemerken hier, daß man über diese Ruinen sich heute noch ebenso wenig klar ist, wie zu Manchs Zeiten, trotz des englischen Archäologen Bent, der außer in Simbaoë auch in Axum und Südarabien geforscht, etwas positives oder neues aber nirgends gefunden hat. — Von dem Buche F. J. v. Bülows, Drei Jahre im Lande Hendrik Witboi's (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn) ist vor kurzem die 2. Auflage erschienen. Wir haben seinerzeit an dieser Stelle das Werk mit Anerkennung besprochen und beschränken uns heute nur auf die Bemerkung, daß das scharfe, offene Urtheil des Verfassers zur besseren Kenntniß und Bewerthung des südwestafrikanischen Schutzgebietes wesentlich mit beigetragen hat.

Grillparzer und Raimund. Zwei Vorträge von Arturo Farinelli. Mit dem Bildniß der Dichter. Verlag von Georg Heinrich Meyer, Leipzig 1897. — Ein ungewöhnlich gehaltvolles Büchlein, das wärmstens empfohlen werden darf. Dr. Farinelli, Docent an der Innsbrucker Universität, hat schon eine werthvolle Studie über Grillparzer und Lope de Vega veröffentlicht, und er tritt auch im Vortrage über des Dichters Welt- und Lebensanschauung als vergleichender Literarhistoriker von seltener Belesenheit auf. Seine Parallelen zwischen Grillparzer und Kleist, Hölderlin, Calderon, Byron beleuchten die eigenartige Persönlichkeit des österreichischen Tragikers häufig in neuer Weise. So sagt er mit Recht (im Gegensatz zu Robert Zimmermann): „Von Kleist ist er (Gr.) durch eine unermeßliche Kluft geschieden. Unmögliches hat er im Gegensatz zum trotzig eingenden Preußen nie versucht; das Neußerste, das Menschenkräfte leisten, hat er vorsichtig immer gemieden." Ebenso richtig ist die folgende Bemerkung: „Auch Byrons Weltschmerz ist nicht Grillparzers Weltschmerz. Während Byron, wie Leopardi und Foscolo, wie Chateaubriand, Senancourt, Charles Nodier, Alfred de Musset, Alfred de Vigny und wie die Weltschmerzdichter alle heißen, sich in beständigen Klagen und Flüchen gegen das erbärmliche Menschenleben ergießen, die Welt, das Menschendasein ihrer Uebel und Leiden anklagen und Himmel und Erde bekämpfen, hat der tief geplagte Dichter Oesterreichs nicht gegen andere, sondern gegen sich selbst die schärfsten Spitzen gerichtet." Farinelli's ganze Charakteristik Grillparzers ist tief durchdacht, geht bis auf den Grund seiner Persönlichkeit und gehört zum Besten, was wie in der Literatur über den österreichischen Tragiker haben. Ebenso liebevoll ist der zweite, naturgemäß weniger bedeutende Vortrag: „Ferdinand Raimunds Liebes- und Leidensgeschichte", der durch die Publication der Liebesbriefe Raimunds an Toni Wagner angeregt wurde (im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 4. Bd.). Die melancholischen Dichter des Weltschmerzes finden in Farinelli einen warmen, aber doch auch objectiven Anwalt, denn er selbst ist nichts weniger als ein Weltschmerzler.

M. N-r.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 1. April. Physikalisch-mathematische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Auwers las über einen von ihm aufgestellten „Fundamentalkatalog für den südlichen Himmel." Der Katalog ist zunächst aus dem Bedürfniß hervorgegangen, für eine Fortsetzung der Zonen der Astronomischen Gesellschaft über −23° Decl. hinaus Anhaltspunkte zu schaffen. Verf. hat für diesen

[1]) Ein Buch, von dem ein Gottfried Keller in solchem Tone schrieb, hat in den fünfzehn Jahren, die seitdem verflossen sind, in der ganzen deutschen Presse kaum eine Besprechung erfahren, abgesehen von einer kurzen Anzeige in der Revue „Auf der Höh" und unserm citirten Artikel. Das harmonirt schlecht zu den von Keller erwähnten „schönsten Sternen".

Zweck 1887 ein Verzeichniß von 480 Sternen zwischen —20° und —83° ausgegeben, um neue Beobachtung dieser Sterne zu veranlassen, und nunmehr die Oerter und Eigenbewegungen derselben aus sämmtlichen von der Südhalbkugel herrührenden Sternkatalogen, zwei noch nicht veröffentlichten Beobachtungsreihen der Sternwarten am Cap der Guten Hoffnung und in Cordoba und, soweit zweckmäßig, mit Zuziehung der Bestimmungen von nördlichen Sternwarten abgeleitet, nachdem zuvor die Relationen zwischen allen benutzten Quellen untersucht und die Reductionen auf ein vollkommenes Mittelsystem festgestellt worden waren. Um die auf der bezeichneten Himmelsfläche vorkommenden Sterne bis zur Größe 8.5 vollständig einzuschließen, wurden dann (mit Uebergehung von 3 bereits im A. G. K. enthaltenen) noch 19 Sterne und schließlich noch 24 von Dr. Gill ausgewählte und neuerdings am Cap häufig beobachtete Sterne aus der ursprünglich ausgeschlossenen Gegend zunächst am Südpol hinzugefügt, so daß der ganze, demnächst an anderer Stelle zu veröffentlichende Katalog 523 Sterne, zwischen —20° 0′ und — 89° 20′ für Aeq. 1900, enthält. In dieser Zahl sind 30 Sterne aus dem ersten Nachtrag zu dem ursprünglichen Fundamentalkatalog der A. G., und weiter 25 Sterne aus dem für die zweite Abtheilung ihrer Zonen 1889 herausgegebenen Verzeichniß wieder inbegriffen, ihre Oerter und Eigenbewegungen aber unabhängig neu und mit den übrigen gleichmäßig bestimmt. 2. Hr. v. Bezold überreichte das Manuscript seiner in der Sitzung vom 23. Juli 1896 gelesenen Mittheilung: „Zur Theorie des Erdmagnetismus". Der Hauptzweck der Abhandlung ist, die Grundsätze aufzustellen, welche man bei der Sammlung, Verarbeitung und Veröffentlichung des magnetischen Beobachtungsmaterials festzuhalten hat, um dasselbe der theoretischen Verwerthung zugänglich zu machen. Der Verfasser bespricht deßhalb in einem ersten Theile die Methoden, durch welche sich die Grundlagen der Gauß'schen Theorie an der Erfahrung prüfen lassen. Die dort gewonnenen Sätze werden in einem zweiten Theil auf die tägliche Variation des Erdmagnetismus angewandt, deren Theorie unter ganz allgemeinen Gesichtspunkten entwickelt wird. — Philosophisch-historische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Vahlen. Hr. E. Schmidt legte eine Abhandlung vor „über die Quellen der ‚Komischen Einfälle und Züge' Lessings." Er bespricht die „Komischen Züge und Einfälle" aus Lessings Jugend, die treuer oder freier aus dem Théâtre italien Gherardi's und anderen ausländischen Stücken entlehnt sind, und knüpft daran Bemerkungen über die Verwerthung fremder Motive in Lessings Dramen und seine Arbeitsweise.

-y- **Frankfurt a. M.** Internationale Criminalistische Vereinigung; Landesgruppe Deutsches Reich. Am 10. April l. J. hat hier eine Vorstandssitzung der Landesgruppe stattgefunden. Anwesend waren außer dem Vorsitzenden Unterstaatssecretär z. D. Professor v. Mayr und dem Schriftführer Professor Heimberger aus Straßburg die Vorstandsmitglieder Geheimrath Krohne aus Berlin, Geh. Rath Professor Seuffert aus Bonn, Ministerialrath Schlippe aus Darmstadt, Professor Frank aus Gießen, Pastor v. Koblinski aus Düsseldorf; Physikus Dr. Leppmann (Berlin) und Regierungsrath v. Engelberg (Mannheim) waren verhindert zu erscheinen. Es wurde beschlossen, zu Pfingsten (Donnerstag und Freitag nach Pfingsten) eine Versammlung der Landesgruppe nach Heidelberg einzuberufen. Als Verhandlungsgegenstände sind insbesondere in Aussicht genommen: 1. Durchführung grundsätzlicher Reformen auf dem Gebiet des Strafvollzugs im Rahmen der bestehenden Gesetzgebung; 2. Verwerflichkeit der Unschuldstrafen und der Straferhöhungen ohne Rücksicht auf das Verschulden. Die Vertretung der Landesgruppe Deutsches Reich auf der in der Osterwoche in Lissabon stattfindenden allgemeinen Versammlung der Internationalen Criminalistischen Vereinigung wurde dem Geh. Rath Professor v. Liszt (Halle) übertragen.

* **Wiesbaden.** Am 9. April starb hier kurz nach Vollendung seines 95. Lebensjahrs der russische Wirkliche Geheime Staatsrath Dr. Friedrich Georg v. Bunge. Geboren in Kiew, bezog er 1819 als Student die Dorpater Universität, ward dort 1823 Privatdocent, 1831 Professor der Rechtswissenschaft, verwaltete 1842 bis 1856 mit Auszeichnung das Syndikat der Stadt Reval und arbeitete dann in der Kanzlei Kaiser Alexanders II., dessen besondere Hochschätzung ihm zutheil ward, an der bürgerlichen Gesetzgebung für die baltischen Lande. 1865 nahm er seinen Abschied und siedelte nach Gotha, bald darauf nach Wiesbaden über. Schriftstellerisch entfaltete er eine reiche Thätigkeit auf dem Felde der Rechtsgeschichte Livlands, Esthlands und Kurlands. Die Institutionen der Ordenszeit, die Entwicklung der städtischen und landschaftlichen Verfassung, aber auch Momente der politischen und Seiten der Culturgeschichte der baltischen Provinzen hat er durch gediegene Forschung und durch nüchtern klare Darstellung dem deutschen Publicum zur Anschauung gebracht und sich in unserer gelehrten historischen Literatur einen dauernden Namen erworben.

* **Moskau.** Zum bevorstehenden internationalen Aerztecongreß hat sich aus hiesigen Aerzten eine Quartiercommission gebildet, die unter dem Vorsitz des Prof. Scherwinski schon jetzt zu functioniren beginnen soll. Ferner bildete sich eine „Begrüßungscommission" unter Prof. Reissakow und ein „Damencomité", das sich unter Prof. Slitzkowski speciell der Damen der angereisten Gäste anzunehmen hat. Referate haben von ausländischen Capacitäten u. a. bereits Rudolf Virchow, Cesare Lombroso, Roux, Leyden, Krafft-Ebing und Bergmann angemeldet.

* **New-York.** Der Elektriker Tesla kündigte in der hiesigen Akademie der Wissenschaften an, daß er eine neue Quelle von Röntgen-Strahlen entdeckt habe, die unter gewissen Bedingungen noch bessere Ergebnisse zeige. Tesla legte ferner dar, daß die X-Strahlen vom Magnet abgelenkt werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Fridtjof Nansen: In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893—1896. Mit einem Beitrag von Capitän Sverdrup, 207 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten. Autorisirte Ausgabe. 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus 1897. — Die kirchenrechtlichen Entscheidungen des Reichsgerichts und der bayerischen obersten Gerichtshöfe aus dem Gebiete des gemeinen Rechts und des bayerischen Staatskirchenrechts. Herausgegeben von Dr. Georg Schmidt. 4. u. 5. Lfg. München, J. Schweitzer 1897. — Dr. Hermann Staub: Commentar zum Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuch. 5. Aufl. Nebst Anhang. 2. u. 3. Lfg. Berlin, J. J. Heine 1897. — Throl: Das polizeiliche Meldewesen. An der Hand der in Berlin bestehenden Einrichtung nach amtlichen Quellen. Ebd. 1897. — Hippolyte Verly: Le triomphe du socialisme. Journal d'un ouvrier révolutionnaire. 3. éd. Paris, H. le Soudier 1897. — Dr. Friedrich Scholz: Prostitution und Frauenbewegung. Leipzig, Ed. Heinr. Mayer 1897. — Der Fall des Professors v. Kirchenheim in seiner Bedeutung für das badische Beamtenthum und die politischen Parteien Badens. Pforzheim, E. Haug. — Dr. Franz Schierlinger: Die Normen des bayerischen Landrechts, Im Anschluß an die Reichscivilproceßordnung dargestellt. 2. Aufl. (Die Civilproceßordnung für das Deutsche Reich. Erläutert von Dr. L. Gaupp. Anh. I.) Freiburg i. B. u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1897. — Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Gegründet von Bruno Hildebrand. Hgab. von Dr. J. Conrad ꝛc. III. F. 13. Bd. 2. u. 3. Heft. Jena, Gustav Fischer 1897. — Briefe Kaiser Wilhelms des Großen aus den Jahren 1811—1815 an seinen Bruder, den Prinzen Karl von Preußen. In Druck gegeben von Alexander Meyer Cohn. Berlin 1897. — Dr. A. Petermanns Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt, hgab. von Prof. Dr. A. Supan. Bd. 43. Heft 1 bis 3. Gotha, Justus Perthes 1897. — Bresnitz v. Sydacoff: König Karl von Rumänien und die Rumänen. Politisch-feuilletonistische Aufzeichnungen (1848—1896). Berlin u. Leipzig, Fr. Luckhardt 1897. — Max Jaffé: Die nationale Wiedergeburt der Juden. Volkswirthschaftl. Studie. Berlin, Hugo Steinitz 1897. — Franz Giesebrecht: Ein deutscher Colonialheld. Der Fall „Peters" in psychologischer Beleuchtung. Zürich, Cäsar Schmid 1897. — Dr. C. J. Eisbein: Keine Futternoth mehr! Zusammenstellung der bewährtesten Mittel, dem Boden mehr Futter abzugewinnen und dasselbe höher als bisher zu verwerthen. 2. Aufl. Neudamm, J. Neumann 1897.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW.

Soeben erschien in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Laskaris.

Eine Dichtung von Arthur Pfungst.
3. Theil (Schlußband): **Philalethes.**
Preis brosch. M. 2.—, eleg. gb. M. 3.—

Mit diesem dritten Bande schließt Arthur Pfungst seine Laskaris-Dichtung ab, deren Veröffentlichung er im Jahre 1890 begonnen hatte und deren erste Bände: „Laskaris' Jugend" und „Der Alchymist" bereits in zweiter Auflage vorliegen. Die in- und ausländische Presse hat das Werk nahezu einstimmig als eine der hervorragendsten poetischen Erscheinungen unserer Epoche begrüßt und es als eine „Odyssee der Erkenntniß" bezeichnet. **Jetzt, nachdem es vollendet vorliegt, dürfte es von der gebildeten Leserwelt mit großem Interesse aufgenommen werden, welche schon seit Jahren auf seinen Abschluß wartet.**

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 13. April. Nummer 83.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Aussichten der französischen Bevölkerungsbewegung. Von Georg v. Mayr. — Die ältesten Bewohner des Trentino. I. Von Ad. Naue. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Aussichten der französischen Bevölkerungsbewegung.

Von Georg v. Mayr.

In der jüngsten Nummer des „Monde économique“ vom 3. April beleuchtet der französische Statistiker Turquan die vom „Journal officiel“ veröffentlichten Nachweise über die französische Bevölkerungsbewegung pro 1895. Der Abschluß der socialen Buchführung über Eheschließungen, Geburten und Sterbefälle ist für dieses Jahr in Frankreich recht schlecht ausgefallen. Es sind festgestellt 282,918 Eheschließungen gegen 286,662 im Jahre 1894 und 6743 Ehescheidungen gegen 6419 im vorigen Jahr. Die Zahl der Geburten ist gleichzeitig auf 834,173 gegen 855,388 gesunken, die Zahl der Sterbefälle dagegen von 815,620 im Jahr 1894 auf 851,986 gestiegen. Die Abgleichung ergibt hienach einen Ueberschuß der Sterbefälle über die Geburten von 17,813. Daß die natürliche Bevölkerungsbewegung mit einem Ueberschuß der Sterbefälle abschließt, ist in Frankreich nicht neu. Schon die Jahre 1890 bis 1892 hatten einen derartigen Fehlbetrag, darunter das Jahr 1890 einen solchen von 38,446 ergeben. Nachdem aber in den Jahren 1893 und 1894 sich wieder ein, wenn auch geringer, so doch steigender Ueberschuß herausgestellt hatte, mochte man sich mit der Hoffnung getragen haben, es könne dauernd besser werden, eine Hoffnung, auf deren demologische Unhaltbarkeit ich nachher zurückkommen werde.

Es ist begreiflich, daß die Jahresergebnisse von 1895 dem französischen Statistiker „navrants“ erscheinen, zumal im Hinblick auf die Ergebnisse in den „Nachbarländern“, deren zahlenmäßige Anführung übrigens unterlassen wird. Da vor kurzem das Kaiserliche Statistische Amt im ersten Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reichs für 1897 die Ergebnisse der deutschen Bevölkerungsbewegung im Jahre 1895 veröffentlicht hat, seien hier die einschlägigen Zahlen kurz aufgeführt. Im Deutschen Reich sind für 1895 verzeichnet 414,218 Eheschließungen gegen 408,066 im Jahr vorher, 1,877,278 Geburten (und zwar Lebendgebarene, da bei den französischen Zahlen auch nur diese berücksichtigt sind) und 1,151,488 Sterbefälle. Die Abgleichung ergibt im Deutschen Reich für 1895 den außerordentlich hohen Geburtenüberschuß von 725,790, den höchsten, der bisher als Jahresergebniß überhaupt festgestellt ist. In England (Großbritannien und Irland) hat der Geburtenüberschuß in demselben Jahre 419,410 betragen.

Bei der Würdigung der Ursachen des schlechten französischen Abschlusses bleibt Turquan etwas zu sehr am Nebensächlichen hängen. Er sucht sich zunächst über den Rückgang der Heirathszahl dadurch etwas zu trösten, daß er meint, dieser hänge unter anderem mit der Langlebigkeit der Eltern und dem Zusammenhalt der Familien zusammen. In anderen Ländern, namentlich in England und Deutschland, verständen es die Kinder besser, mit geringerer Rücksicht auf die des Unterhalts und der Pflege bedürftigen Eltern ihre Selbständigkeit zu erlangen. Einigen Einfluß mag dies haben, aber jedenfalls nur einen kleinen. Turquan gibt dies indirect selbst zu, indem er hervorhebt, daß Frankreich trotz des Rückgangs der Eheschließungen immerhin eine „nuptialité fort présentable“ von 7.5 Heirathen im Jahr auf 1000 Einwohner habe. Je zahlreicher die Ehescheidungen werden, um so mehr reducirt sich freilich weiter der demologische Werth der Eheschließungen. Aber so interessant die 6743 Ehescheidungen vom moralstatistischen Gesichtspunkt aus sind, sehr schwer fallen gerade sie für die Geburtenverminderung jedenfalls nicht ins Gewicht. Der Fehler ist in Frankreich nicht der, daß etwa nicht geheirathet würde, der Fehler ist in der Hauptsache nur der, daß der Kindernachwuchs bei den Verheiratheten zu schwach ist. Je 1000 verheirathete Frauen im Alter von 15 bis 50 Jahren bringen — nach den Ermittlungen pro 1874/91 — in Frankreich jährlich nur 163 lebende Kinder zur Welt; eine so geringe Productivität der Ehen ist auch nicht annähernd in irgend einem andern Lande beobachtet. Die Schweiz, welche unter den hierauf untersuchten Ländern Frankreich am nächsten steht, ist doch schon mit 236 Kindern jährlich auf 1000 verheirathete Frauen in dem angegebenen Alter vertreten; in Deutschland aber finden wir die Zahl von 270 Kindern.[1])

Der im Laufe des Jahrhunderts allmählich eingetretene außerordentliche Niederstand der ehelichen Fruchtbarkeitsziffer in Frankreich hat in Verbindung mit wirthschaftlichem Wohlbefinden der breiten Massen zu einem eigenartigen Altersaufbau der gesammten lebenden französischen Bevölkerung geführt, aus welchem der Kenner dieses Aufbaus eine unaufhaltsam fortschreitende — wenn auch unter Schwankungen sich vollziehende — Verschlechterung des Abschlusses der Bevölkerungsbewegung in Frankreich für die nächsten Jahrzehnte mit Sicherheit voraussagen kann. Die Verminderung des Nachwuchses hat in Frankreich dazu geführt, daß die Franzosen mittleren und höheren Alters verhältnißmäßig zahlreich sind. Denkt man sich die Bevölkerung so geschichtet, daß unten die Jüngsten und oben die Aeltesten sich befinden, so stellt der Altersaufbau der deutschen Bevölkerung ungefähr das normale Bild einer Pyramide dar; in Frankreich aber finden wir einen glockenförmigen Aufbau der Bevölkerung nach dem Alter. Auf schmaler Kinderbasis erhebt sich ein durch viele Jahresringe hindurch nur mäßig abnehmender und erst zuletzt im höchsten Alter spitz verlaufender Bestand von Leuten im mittleren und höheren Alter. Das unerbittliche Lebens-

[1]) Meine demnächst erscheinende Bevölkerungsstatistik (Statistik und Gesellschaftslehre; Praktische Statistik I. Theil; Freiburg, J. C. B. Mohr) behandelt in eingehender Weise die Frage der allgemeinen und der ehelichen Fruchtbarkeit der Bevölkerung der verschiedenen europäischen Länder.

geschick schiebt nun diese in starken Beträgen vertretenen älteren Personen immer mehr in jene Lebensaltersstufen hinein, in welchen der Tod stärkere Opfer verlangt. So müssen in den nächsten Jahrzehnten die Bestände, welche heute ein wesentliches Stück der französischen Bevölkerung ausmachen, mit einer steigenden Zahl von Sterbefällen — ohne daß die allgemeinen Gesundheitsverhältnisse sich irgendwie zu verschlechtern brauchen — in der Jahresbewegung der Bevölkerung auftreten. Diesem Passivum vermöchte das Activum, welches die schwächeren Bestände der nachrückenden jüngeren Generation an Kindern zu liefern vermögen, selbst dann kaum die Wagschale zu halten, wenn die Fruchtbarkeit der französischen Frauen einigermaßen normal wäre. Da aber letzteres nicht der Fall ist, muß das Deficit der Bevölkerungsbewegung bis auf weiteres ständig zunehmen. Das ist die demologische Gestaltung der Dinge, die ich im Sinn hatte, als ich oben die aussichtslose Hoffnung erwähnte, welche auf das etwas günstigere Ergebniß eines einzelnen Jahres etwa die Meinung der Fortdauer einer solchen Wendung begründen wollte.

Was in einer Reihe von Jahrzehnten völkerpsychologisch gefehlt worden ist, muß zunächst in seinen Wirkungen ertragen werden und kann bestenfalls, soweit es aus der eigenen Kraft der Nation geschehen soll, nur ganz allmählich wieder gut gemacht werden. Am wenigsten ist durch ein Vorgehen, auf welches Turquan besonderen Werth legt, zu erreichen, nämlich durch die Verlängerung des Lebens der vorhandenen Franzosen durch ärztliche Kunst. Hiedurch kann allerdings eine Hinausschiebung der schlechten Bewegungsabschlüsse der Zukunft herbeigeführt werden, in so weit es sich um die älteren Leute handelt; später aber muß dann das Ergebniß um so schlechter ausfallen. Nur die Erhaltung der jungen Leben fällt hier ins Gewicht, und gewiß haben die Franzosen allen Grund, wenn es ihnen wirklich nicht gelingen sollte, die Frauenfruchtbarkeit zu heben, dann wenigstens den Versuch zu machen, möglichst alle Geborenen am Leben zu erhalten. Aber auch hier sind dem besten Willen von der Natur Grenzen gesetzt; es ist nun einmal unser Geschick, daß wir beim Eintritt ins Leben dem Tode noch etwas näher sind als später, wieder, wenn es uns vergönnt ist, ins hohe Greisenalter zu gelangen.

Wie die Frauenfruchtbarkeit zu heben wäre, ist eine heute bekanntlich in Frankreich allgemein und mit patriotischem Sinn theoretisch erörterte, aber praktisch anscheinend gleichwohl nicht in Angriff genommene Frage, über die bereits eine ausgiebige besondere Literatur erschienen ist. Turquan möchte das Ziel dadurch erreicht wissen, daß jeder Militärpflichtige, der verheirathet ist und ein Kind aufzuweisen hat, vom activen Dienst befreit und lediglich der Reserve überwiesen würde. Im Augenblick, meint er, habe Frankreich genug Mann unter den Fahnen, in zwanzig Jahren aber würde das französische Contingent gegenüber den „germanischen Cohorten“ mager sein; durch Dienstbefreiung von 50,000 Bauern oder auch nur der Hälfte bereite man eine künftige Soldatenernte vor. Den statistischen Beweis bleibt Turquan allerdings schuldig, und noch weniger denkt er daran, es glaubhaft zu machen, daß das eine mit Dienstbefreiung seines Vaters beehrte Kind die erforderliche Nachfolge weiterer Geschwister haben werde. Nebenbei sei bemerkt, daß Turquan bei diesem Anlaß jene künftige Menschenernte nicht nur für den Krieg, sondern auch für eine kräftige Auswanderung, deren anregenden Nutzen er richtig erkennt, vorbehalten möchte.

Volle Zustimmung vom demologischen Gesichtspunkt verdient dagegen Turquan, wenn er zum Schluß darauf hinweist, daß Frankreich, wie die Sache nun einmal liege, nichts besseres thun könne, als so viel als möglich Fremde aufzunehmen und zu Franzosen zu machen. Das ist in der That der einzige Weg, auf welchem eine einsichtige Politik die nationalen Fehler gut machen kann. Die Infiltration der Fremden, zunächst aus den Grenzstrichen, vollzieht sich überall da mit einer gewissen Naturnothwendigkeit, wo der innere Nachwuchs ungenügend ist und damit ein durch fremde Bevölkerungselemente auszufüllender leerer Raum entsteht. In Frankreich macht sich dies vor allem mit elementarer Gewalt an der belgischen Grenze, sodann gegenüber Italien, in geringerem Maße vorerst gegenüber Deutschland geltend. Vom Standpunkt des französischen Politikers, wie von demjenigen des Demologen, welcher die Gesetzmäßigkeiten der socialen Vorgänge zu erkennen bestrebt ist, erscheint der Grundgedanke, daß nur die Einwanderung den Verfall des französischen Volkes aufzuhalten vermag, durchaus berechtigt. Je nach der Gestaltung dieser Entwicklung wird auch die oben ausgesprochene Prophezeiung über die künftigen Abschlüsse der Bevölkerungsbewegung eine Einschränkung erfahren müssen; denn diese Prophezeiung bezog sich nur auf die Entwicklung der Dinge, wie sie nach dem heutigen Altersaufbau der französischen Bevölkerung in Aussicht steht. Eine ausgiebige Einwanderung kann hier rasch Wandel schaffen; denn sie vermag allen und namentlich den an Gütern wie an Menschen productiven Altersclassen auf einmal frische Kräfte zuzuführen. Dazu ist freilich nöthig, daß man in weiten Kreisen Frankreichs die Resignation theilt, bei welcher Turquan angekommen ist, wenn er seinen Aufsatz mit folgenden Worten schließt: „Ost, wenn ein altes Paar kein Kind hat, nimmt es eines an; machen wir es ebenso und öffnen wir unsre Grenzen der Einwanderung, indem wir zugleich so viel als möglich auch auswandern: das ist nach unsrer Meinung die Lösung.“

Die ältesten Bewohner des Trentino.[1])

Von Ad. Naue (München).

I.

Viel geschrieben und gestritten wurde über die früheste Bevölkerung Südtirols, so daß im Laufe der Zeit recht verschiedenartige Anschauungen auftauchten und zur Geltung gelangten. In einigen Punkten dieser wichtigen Frage herrscht nicht geringe Unsicherheit; besonders in der Rätersfrage. Vor vielen Jahren trat der Conte Benedetto Giovanelli mit der Behauptung auf, die Rhäter seien als die Gründer von Trient zu betrachten. Dieses Volk sei von Südtirol langsam ins Pothal vorgerückt, hätte die Apenninen überstiegen und sich dann in Etrurien niedergelassen. Aus der Vereinigung der Rhäter mit anderen Stämmen sei das mächtige Etruskervolk entstanden. Im Jahre 1855 nahm Conte Martini Stellung gegen diese Hypothesen, sowie gegen die Ausführungen des Marchese Scipione Maffei, der gleichfalls für rhätischen Ursprung Trients eintrat. Martini behauptete, Trient und die Tridentiner seien nicht rhätischen, sondern gallo-cenomanischen Ursprungs. Diese widersprechenden Anschauungen sind schon vor mehreren Jahrhunderten ueben einer weiteren Hypothese über die Gründung von Trient in der Literatur nachweisbar. Am hitzigsten aber tobt der Kampf, seitdem die Anthropologen, Ethnologen, Linguisten und Prähistoriker daran Theil genommen haben. Neben zahlreichen italienischen Gelehrten wie Orsi, Oberziner, Panizza, Campi, Malfatti u. a. haben sich auch viele deutsche gerade in den letzten Decennien eingehend mit dieser Frage beschäftigt und dieselbe mit den verschiedensten Hülfsmitteln zu lösen gesucht. Von diesen

[1]) *Ercole Untersteiner:* Scritti di storia antica tridentina. Milano, 1896, Ulrico Hoepli. 8°.

seien nur Staub, Stolz, Schneller, Paull, Wieser und der Anthropolog Tappeiner genannt. Auch die französischen Gelehrten Bertrand und Reinach sind nicht zu vergessen. Einen Beitrag zur endgültigen Lösung der mancherlei fraglichen und dunklen Stellen in der Geschichte Südtirols zu liefern, ist die Aufgabe von Untersteiners Werk. Dasselbe hat das große Verdienst, nicht bloß die alten Autoren und die Aufschlüsse der modernen Geschichtswissenschaft zu verwerthen, sondern auch die Forschungen der Paläethnologen und Prähistoriker zu benützen, um die Aussagen der alten Schriftsteller und die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung prüfen und womöglich berichtigen und ergänzen zu können. Ebenso wird die Linguistik zu Hülfe gerufen. Untersteiner zeigt in zeitlicher Reihenfolge die verschiedenen Völker oder Volksstämme, welche das südliche Tirol besiedelten von den Urzeiten an bis herab auf die Epoche der römischen Kaiser. Ein Excurs über die Urheimath der Völker und deren verschiedene Wanderungen führt uns zur ersten Bevölkerung Italiens.

Im zweiten Jahrtausend v. Chr. rückten die Iberer von Asien nach Afrika vor und drangen weiter bis nach Spanien, wo sie sich lange Zeit aufhielten. Sie verbreiteten sich über Gallien und dann über Italien. Ein Iberervolk waren nach zahlreichen alten Zeugnissen die Ligurer. Diese Iberoligurer dehnten sich über die ganze Apenninenhalbinsel bis zur Südspitze aus. Ihre Cultur, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen darf, war bei der Besitznahme dieser neuen Heimath äußerst niedrig. Nicht einmal Pfeile, Lanzen oder Dolche aus Feuerstein hatten sie. Dafür benützten sie wahrscheinlich spitzige Knochen. Die Schmuckweise war roh und bizarr. Als Ohrringe, Halsbänder u. s. w. dienten Muscheln bald einzeln, bald zu Ketten aufgereiht. Die Haut wurde roth gefärbt. Im Laufe der Zeit aber werden sie gesitteter — die jüngere Steinzeit bricht für Italien an. Die Ligurer wohnten theils in natürlichen Höhlen oder künstlichen Grotten, theils in runden primitiven Hütten, welche zu Dörfern vereint in der Nähe eines Wassers lagen. Großes Geschick zeigten diese niedrigen Urstämme in der Keramik, so daß ihre derartigen Leistungen den Erzeugnissen der späteren Bronzezeittöpferei oft nicht nur ebenbürtig sind, sondern dieselben sogar übertreffen.

Daß diese ersten Eindringlinge auch ins tridentinische Gebiet kamen und dort wohnten, das hat die Paläethnologie nachgewiesen. Da noch kein sicherer Rest der älteren Steinzeit bis jetzt aus dem Trentino bekannt ist, muß angenommen werden, daß in jener fernen Epoche dieser Landstrich noch unbewohnt war. Sicher aber ist, daß die Ligurer in dieser Gegend Reste ihrer Anwesenheit während der jüngeren Steinzeit hinterlassen haben. Es sind dies Stationen, die von der älteren Epoche der Neolithik bis zu deren jüngster herabreichen und besonders in der Valle Lagarina vertreten sind. Hier erscheinen die Ligurer als Jäger; Im Laufe der Zeit werden sie auch Hirten und treiben sogar eine primitive Art Ackerbau. Im östlichen Theil Südtirols fehlen bis jetzt Spuren der Ligurer, was vermuthen läßt, daß erst in späterer Zeit sich andere Volksstämme hier niederließen.

Gegenüber der Untersteiner'schen Theorie von der Liguereinwanderung sei auf die von Kiepert vertretene Anschauung hingewiesen, nach welcher die Ligurer „aus einer Vermischung ureinwohnender, nicht arischer Bevölkerung mit der ersten von Osten her einrückenden Wanderung arischer Stämme hervorgegangen" seien. Nach Hörnes[1]) folgt auf den rohen Urbewohner Italiens, der als paläolithischer Höhlenbewohner den Höhlenbären bekämpfte, die gesittetere neolithische Bevölkerung, welche neben Höhlen auch künstliche Grotten und Hütten bewohnte. Die älteren Höhlenfunde werden gewöhnlich der namenlosen Urbevölkerung zugeschrieben, die Funde der jüngeren Steinzeit aber als Reste der Ligurer angesehen. Jedenfalls muß die Liguerforschung noch kräftige Förderung erfahren. Dann erst wird die Frage nach dem etwa eingeschlagenen Weg und nach der Zeit des Vorrückens oder Eindringens spruchreif werden, wobei zu betonen ist, daß an eine genaue, absolute Zeitbestimmung vorerst nicht gedacht werden darf. Eine durch Schlüsse erhaltene relative und nur approximative Zeitfixirung muß genügen.

Neue Völkerstämme wandern in der Mitte des zweiten Jahrtausends vor Chr. aus Asien nach und nach in Europa ein, indem sie durch das Donauthal vorrücken. Mehrere dieser Stämme, die keinen Gesammtnamen hatten, überstiegen die Alpen, nahmen das Pothal ein und dehnten sich weiter auf der Apenninenhalbinsel aus, wodurch die Ligurer nach und nach auf den noch heute nach ihnen benannten Küstenstrich am genuesischen Golf beschränkt wurden. Es sind die Italiker, welche eine Cultur besaßen, die sich von derjenigen der Ligurer wesentlich unterscheidet. Zunächst hatten sie eine eigenartige Weise, ihre Wohnungen anzulegen. Ihre Behausungen lagen in Seen, waren auf Pfahlrosten errichtet und zu Pfahldörfern vereinigt. Diese Wohnweise bezeichnet Untersteiner als Gemeingut der arischen Stämme bei der Auswanderung aus der Urheimath. Daß schon durch das Pfahlbausystem und die damit verbundenen Regulirungen der erste bedeutende Schritt zur culturellen Ausnutzung des Pogebietes gethan wurde, ist bereits von Prof. v. Duhn[1]) erkannt worden und sei als wichtiges Moment hier beigefügt. Die Italiker brachten zahlreiche Herden mit. Ihre Geräthe, Werkzeuge und Waffen fertigten sie noch aus Stein, aus Horn oder Knochen, doch hatten sie schon Waffen und Werkzeuge aus Metall, nämlich aus Bronze. Aus diesem Grunde sagen die Prähistoriker, daß von den Italikern die Cultur der Bronzezeit in Italien eingeleitet wird. Im Laufe der Zeit vervollkommnet sie sich und dehnt sich weiter aus. Die Verwendung des glänzenden Bronzemetalls bezeichnet ganz besonders einen Culturfortschritt gegenüber den Ligurern; aber auch in der socialen Organisation waren die neuen Einwanderer ihren Vorgängern überlegen. Als diese italischen Stämme in späterer Zeit den Po überschritten, entwickelte sich bei denselben die Kunst des Terramarenbaues, die in einer Weiterbildung des Pfahlbaues besteht. Die Pfahldörfer werden statt ins Wasser auf das Land gebaut und zwar so, daß die Plattform des Pfahlbaues ziemlich weit vom Erdboden absteht. Jetzt erst spalten sich die Einzelstämme, wobei sie besondere Namen wählen. Es fragt sich nun, ob Südtirol gleichfalls von dieser neuen Völkerfluth bespült wurde. Daß sich italische Horden beim Alpenübergang dort festsetzten, das beweisen mehrere dort gemachte Funde, welche mit denjenigen der Terramaren übereinstimmen, das beweisen auch einige Spuren von Wohnungen, die in Seen angelegt waren. Dagegen fehlen die für die Italiker so charakteristischen Terramaren im tridentinischen Gebiet, ein Umstand, der sich durch Wiesers Annahme und durch das oben Angeführte leicht erklärt. Nach Wieser war nämlich die Cultur der Italiker bei der Alpendurchquerung noch verhältnißmäßig niedrig, so daß sich dieselbe erst nach langem Aufenthalt im Pothale verfeinerte. Anzufügen ist hier eine Stelle bei Helbig,[2]) welche die Worte Untersteiners bekräftigt. Dieser Gelehrte sagt: „Vielmehr kann der Pfahlbau auf dem Trockenen in

[1]) Die Urgeschichte des Menschen, pag. 272 und 428.

[1]) Vortrag, gehalten auf der Philologenversammlung in Köln, 1895 cf. Neue Heidelberger Jahrbücher.

[2]) Die Italiker in der Poebene, 1879, pag. 58.

keiner anderen Weise erklärt werden, als durch die Annahme eines vorhergehenden Stadiums, während dessen derartige Substructionen im Wasser errichtet wurden." Helbig schließt weiter, „daß sich das Volk, von welchem die Pfahldörfer herrühren, unmittelbar nach seiner Einwanderung zunächst auf Pfahlbauten ansiedelte, die es in den Seen errichtete. Als sich dann jenes Volk weiter nach Süden über die Poebene verbreitete, fehlten Gewässer, welche die bisher übliche Weise der Ansiedlung ermöglichten, und mußten die Niederlassungen auf trockenem Boden angelegt werden."

Ein Stamm dieser Italiker löste sich unter dem Namen Umbrer früher als die anderen vom Ganzen los, nahm einen großen Theil der Ebene des Po ein und dehnte sich bis an dessen Mündungen, an die adriatische Küste aus. Auch ein großer Landstrich zwischen Tiber und Arno wurde von umbrischen Stämmen eingenommen; aber auch bis ins Alpeninnere drangen sie vor. Als mächtig, kriegstüchtig und handelslustig werden sie geschildert. Ihre hohe Cultur wird durch den Verkehr mit pelasgischen Colonisten in Spina erklärt. Daß auch Südtirol eine Zeit lang von Umbrern bewohnt war, sucht Panizza mit Hülfe einer Karte nachzuweisen, in der alle Orte verzeichnet sind, die umbrische Fundstücke lieferten. Besonders wichtig ist hierunter der Friedhof von Mechel (Meclo), der in eingehender Weise von Campi, dem verdienten Durchforscher des Trentino, untersucht und beschrieben wurde. Diese Ausführungen Untersteiners könnten zur Vermuthung führen, die Umbrer im Trentino seien gleich den Italikern noch Bronzezeitleute, in der Cultur aber von denselben verschieden. Nach einer verbreiteten Annahme werden die Italiker in Oberitalien auch Umbrer genannt.[1]) Nach Bertrand-Reinach gehören die Umbroitaliker hauptsächlich der ersten Eisenzeit an. Nach Helbig waren die 300 Städte der Umbrer, welche Plinius erwähnt, wohl Terramaren. Ihre Cultur wäre hiernach vorzüglich eine Bronzecultur.

Die Umbrer im Trentino, von denen Untersteiner spricht, sind keine Bronzezeitleute; denn die wichtigen Funde von Meelo reichen nicht über die Eisenzeit hinaus. Abgesehen davon dürfte es wohl recht schwierig, wenn nicht gar unmöglich sein, von den Bronzezeitresten der Italiker diejenigen der Umbrer scheiden zu wollen, weil beide Völker nach den obigen Bemerkungen in Stamm und Cultur identisch sind. Wie Pigorini nachgewiesen hat, ist auch für die erste Eisenzeit zum Theil noch Italikerbevölkerung anzunehmen. Was nun diese italischen Reste der Eisenzeit betrifft, so scheint aus dem schon angeführten Grunde eine Trennung zwischen umbrisch und italisch unzulässig. Mit Rücksicht darauf nannte Orsi die Cultur des ersten Eisenalters umbroitalisch. Dazu kommt, daß auch die Etrusker noch in der ersten Eisenzeit eine Cultur aufzuweisen haben, welche mit der Eisenzeitcultur der Italiker gleichartig ist. Eine national etruskische Kunst beginnt erst verhältnißmäßig spät.[2]) Nur die venetische Cultur der Eisenzeit hebt sich von der gleichzeitigen italischen und etruskischen eigenartig ab, wenn sie auch bald starken Einfluß auf das übrige Norditalien ausübt. Daraus ergibt sich folgendes. Wenn im Trentino Funde gemacht werden, welche Italikerinventar der ersten Eisenzeit, wie solches z. B. aus Villanova bekannt ist, aufweisen, so berechtigt das lediglich zu dem Schlusse, daß Italiker auch noch in der prima età del ferro im Trentino saßen. Wenn wir dieselben Umbrer nennen, so dürfen wir damit keinen Gegensatz zum Gesammtstamm und zur Cultur der Italiker bezeichnen wollen. Ob bei dieser Frage auch Etrusker in Betracht kommen, müssen gewichtigere Gründe als die wenig charakteristischen Funde der etruskischen Frühzeit darthun. Das Vorkommen von Alterthümern der euganeischen oder wohl besser venetischen Gruppe, welche besonders aus Este bekannt sind, führt desto sicherer auf Beziehungen zu diesem Volke.

Wie die Paläethnologie in Uebereinstimmung mit Herodot zeigt, waren die Urveneter ein Volk illyrischen Stammes, der auf dieselbe arische Gruppe zurückgeht wie die Italiker. Später als diese — gegen Ende des zweiten vorchristlichen Jahrtausends — kamen die Veneter an die adriatischen Küsten und besetzten hauptsächlich das heutige Venetien. Schon bei ihrem Eindringen waren sie im Besitz einer höheren Cultur als die bereits in Oberitalien angesiedelten Völker. Wichtig und eigenartig sind die Spuren, welche sie in ihren Friedhöfen und Gräbern zurückließen (bei den euganeischen Hügeln, bei Este), weil die dort gehobenen Funde einen Charakter zeigen, der sich stark unterscheidet von dem der gleich alten Gräberfunde Italiens. Das von den Venetern eingenommene Land war vordem im Besitze der Euganeer von ibero-ligurischem Stamme. Dies beweisen neben alten Schriftstellen auch einige der estensischen Funde. Die Veneter vertrieben die alte Bevölkerung, die sich nach Osten oder in die Schluchten der Alpen zurückzog. Sie vermischten sich aber bald mit ihr, so daß im Alterthum das Wort Euganeer und das Wort Veneter wechselsweise zur Bezeichnung ein und desselben Volkes benützt wurde, was in späteren Zeiten manchen Irrthum veranlaßt hat, so besonders denjenigen, die venetische Cultur der estensischen Friedhöfe sei als eine euganeische anzusprechen. Dies ist aber unzulässig wegen der Verschiedenheit der beiden Völker in Stamm und Cultur. Auch das Trentino war in seinem östlichen Theil von Venetern bewohnt, die von Osten her über die Berge eingerückt waren. Als Beweis hiefür dienen nach Panizza's Angaben die prähistorischen Funde der Bronzezeit oder einer vielleicht noch späteren Epoche. Wie wir bereits bemerkt, würden die in Südtirol gemachten Funde der Eisenzeit, welche zur venetischen Culturgruppe zu rechnen sind, wohl den besten Beweis dafür liefern. Von den Euganeern kann nach Panizza's Ausführungen hier nicht die Rede sein. Anders steht es mit den alpinen Euganeern. Diese müssen von denjenigen Euganeerstämmen geschieden werden, welche, wie erwähnt, von den Venetern vertrieben wurden. Die alpinen Euganeer hatten die Alpenabhänge der italienischen Seite im Besitz, ihre Hauptstadt war Stonos. Von alten Autoren werden sie als Ligurer bezeichnet. Nach Micali's Forschungen bewohnten sie die Berge oberhalb von Como bis an die Etsch. Daraus ergibt sich, daß auch ein guter Theil des Tridentinischen von ihnen besiedelt war, nämlich die Berge oberhalb von Riva, die Valle di Ledro, Giudicarien, die Anaunia mit der Valle di Sole. Stonos, ihr Hauptort, mag vielleicht nach Giudicarien zu verlegen sein. Nach Cato's und Plinius' Zeugnissen war die euganeische Cultur schon ziemlich entwickelt. Besonders wird hervorgehoben, daß die Euganeer schon seit langer Zeit Dörfer oder Ortschaften bewohnten, daß sie das latinische Recht genossen und das römische Bürgerrecht besaßen. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß eine Cultur der alpinen Euganeer von den Prähistorikern bis jetzt noch nicht festgestellt ist, so daß ein wichtiges Kriterium für die obigen Schlüsse fehlt.

Lange Zeit blieben die Italiker oder Umbrer, wie Helbig sagt, im Besitz der Poebene. Das Eindringen der Etrusker aber bedingte den Niedergang der umbrischen Macht. Die viel umstrittene Frage nach der Herkunft dieses

---

[1]) Dies heben besonders Bertrand-Reinach (Les Celtes, 1894. Cap. II, 3) hervor. Mit der aus ihrer Keltentheorie entsprungenen Behauptung, die Umbrer seien keltischen Stammes, scheinen die beiden Gelehrten doch etwas gar zu weit zu gehen.

[2]) Helbig, Italiker, S. 100. — Wie schwierig es ist, die Funde der ersten Eisenzeit Italiens einem bestimmten Volke zuzusprechen, zeigt Undset, Eisen in Nordeuropa, S. 8 und 9.

Digitized by Google

räthselhaften Volkes wurde durch die Paläethnologie zwar nicht gelöst, aber doch bedeutend gefördert. Nach Pigorini ist es heute handgreiflich, daß die Etrusker nichts anderes als ein Theil des Volkes sind, welches während der Bronzezeit über die Alpen in die Poebene gelangte. Der Stamm hieß ursprünglich wohl Rasener. Bei ihrem Eindringen brachten sie eine Cultur mit, welche derjenigen der italienischen Stämme am Po gleich war. Nur in der Sprache scheint Verschiedenheit geherrscht zu haben. Nachdem der Apennin überstiegen, dehnten sie sich bis ans westliche Meer aus. Dort kamen sie in Berührung mit den berühmten Seefahrern und Piraten des Alterthums, mit den Tyrrhenern, welche als Colonisten der lydischen Stadt Tyrrha am Ende des zweiten Jahrtausends nördlich von der Tibermündung landeten und mit den sabelhaften Pelasgern in Verbindung gesetzt werden. Mit dem allmählichen Vordringen der Tyrrhener beginnt deren Vermischung mit den Rasenern. Es bildet sich aus Turskus, Turscor oder Tuskor das Wort Tuscus und schließlich Etruscus. Immer größer wird das etruskische Gebiet, immer mächtiger der etruskische Name. Es beginnen die Kriege mit den Umbrern, denen ihr Land nebst 300 Städten, wohl Terramaren, genommen wird. Im Laufe der Zeit aber versöhnen sich die beiden Feinde und kämpfen schließlich gemeinsam gegen die Römer. Besonders wichtig ist, daß nach den Forschungen der Paläethnologie die Etrusker nicht alle den Apennin überstiegen und so das bereits eingenommene Land wieder aufgaben. Sie blieben vielmehr zum Theil im Thal des Po. Daraus folgt, daß das sogenannte östliche oder selsineische Etrurien älter ist, als das westliche am tyrrhenischen Meer gelegene. Die bekannte Liviusstelle (V, 33) aber führt zu einer Unrichtigkeit, nämlich zum entgegengesetzten Schluß. Erst von Westetrurien aus erhielt das selsineische Gebiet eine höhere Civilisation, nachdem es lange Zeit — sogar bis ins Eisenalter hinein — eine Cultur besessen hatte, die von derjenigen der gleich alten Völker Oberitaliens gar nicht zu unterscheiden ist. Ferner ist sehr wahrscheinlich, daß unter pelasgischem Einfluß die Cultur des Eisenalters begann, wenn es auch möglich ist, daß der Italikerstamm der Umbrer schon zuvor das Eisen kannte und benützte. Mit dem Zunehmen der Etruskermacht zu Wasser und zu Lande wurde endlich ihre ganze Cultur verfeinert und zum Theil orientalisirt. Verbindungen mit Karthagern und Griechen führten diesen Umschwung herbei. Sehr naheliegend ist nun die Frage, ob die Etrusker auch in das Trentino gelangten. Untersteiner hält es für nicht ausgeschlossen, daß der Gardasee und Theile seiner Ufer in ihrem Besitz waren. Stellen bei Virgilius und Catullus bestätigen dies. Ebenso nehmen Pauli, Deeke, Stolz und Wieser, gestützt auf mehrere etruskische Funde mit etruskischen Inschriften, die Anwesenheit dieses Volkes für Südtirol an. Pauli kommt zum Schluß, daß die Etrusker von Osten aus ins Etschthal zogen und auch bis in die Gegend nördlich von Bozen vordrangen. Von dort aus setzten sie sich in der Naunia fest, während sie sich von Bozen bis Matrei verbreiteten. Auch nach Deeke waren im Etschthal von Trient aus bis zur Valle di Cembra und zum Thal des Noce Sitze der Etrusker. Anderer Ansicht sind die italienischen Forscher, welche die etruskischen Funde nicht als ausschlaggebend für längeren Aufenthalt dieses Volkes im Trentino betrachten. Deßhalb ist nicht mit Sicherheit bestimmbar, ob eine lokale und reguläre Occupation dieses Gebietes durch die Etrusker erfolgte. Möglich aber ist, daß Colonien oder Familiengruppen dieses Stammes sich dort befanden.

Nachdem die Etruskermacht in Italien ihren Höhepunkt erreicht und einige Jahrhunderte ihren Feinden Stand gehalten hatte, wurde durch verschiedene Ereignisse ihr Niedergehen und schließlich ihr völliger Ruin herbeigerufen. Zunächst wurde die etruskisch-karthagische Suprematie zur See gebrochen. In Campanien beginnen sodann die Unfälle der Etrusker gegen die Samniten. Die aufsteigende Römermacht wird immer gefährlicher, dies zeigt die Zerstörung des etruskischen Veji. Zu diesem und anderem Mißgeschick kommt als Hauptmoment der Einbruch der Gallier nach Norditalien, deren erster Anprall die Etrusker traf. Nach dem Vorrücken des Bellovesus, von dem die „einheimische Wandersage" berichtet, erfolgten immer neue Vorstöße von jedesmal neuen Gallierschwärmen, bis die Etrusker, welche sich entgegenstellten, vertrieben sind und bis das ganze linke Poufer gallischer Besitz ist. Bald wird auch der Po überschritten. Von Bojern und Lingonen wird das etruskische Felsina erobert und als Bononia ihr Hauptort. Jetzt wird auch ein großer Theil des rechten Poufers bis an die Apenninen gallisch. Als diese Einfälle erfolgten, war Oberitalien im Besitz einer fortgeschrittenen Cultur; denn die Etrusker hatten nicht nur Städte angelegt und Felder bebaut, sondern auch Häfen geöffnet, zahlreiche Canäle gegraben und den Lauf des Po zum größten Theil regulirt und schiffbar gemacht. All diese Errungenschaften gingen nun verloren. Das Land versank wiederum in die Nacht der Barbarei. Der Handel stockte. Diese Landsknechte des Alterthums, wie sie von Mommsen genannt werden, begnügten sich, unter freiem Himmel und auf dem Erdboden zu schlafen. Sie trieben hauptsächlich das Kriegshandwerk, aber nur wenig Landbau. Ihr Reichthum bestand in Gold und Vieh, nicht aber in liegendem Gut, das sie nur an der Scholle festgehalten hätte. Mit dieser Charakterisirung, die in der Hauptsache das Richtige trifft, steht der Verfasser auf dem Standpunkt der historischen Forschung, welche auf die Ergebnisse der prähistorischen Archäologie leider nur zu oft verzichtet.[1]) Diese rein historische Betrachtung führte einen unsrer bedeutendsten Geschichtschreiber der Gegenwart zu der irrthümlichen Behauptung, nirgends wäre von den Kelten eine eigene Cultur geschaffen worden. Es ist aber ein jetzt allgemein anerkanntes Ergebniß der prähistorischen Forschung, daß „diese damals in Italien eingebrochenen Kelten durchaus nicht das wilde, gänzlich uncivilisirte Volk waren, als welches römische Schriftsteller späterer Zeiten es gern hinstellen; sie brachten mit sich eine eigene, ziemlich hoch entwickelte, in ihren decorativen Elementen vielfach auf den Ausläufern altjonischer Kunst fußende Cultur."[2]) Die weite Verbreitung und die lange Dauer der auf die Kelten zurückgeführten Cultur des zweiten Eisenalters oder der Latèneperiode beweisen, wie gewaltig diese neue Strömung war — eine Strömung, welche manche alte Cultur mit fortriß, gleichzeitig aber viel Neues und Lebenskräftiges mit sich führte. Nach Hörnes[3]) ist es sogar ein ungeheurer Fortschritt, den die Latèneeultur einleitet und bedingt.

Für die Geschichte des Trentino ist unter den zahlreichen Galliereinfällen nur einer, nämlich der der Cenomanen, von Bedeutung. Der aus mehreren Gallierstämmen bestehende Cenomanenzug kam mit Hülfe des Bellovesus nach Italien, wo er sich von der Etsch bis zur Venetergrenze festsetzte und sich von der Ebene allmählich in die Berge ausdehnte. So wurde besonders der westliche Theil des tridentinischen Gebietes cenomanischer Besitz, ohne daß es bei der Armuth der vormaligen Bevölkerung nöthig gewesen wäre, sie mit Waffengewalt zu unterwerfen.

[1]) Wir theilen diesen „Standpunkt der historischen Forschung" vollkommen und sehen in der gesammten sogenannten Prähistorie — die oben behandelten Dinge nicht ausgeschlossen — ein ungefähr ebenso scharfsinniges und ebenso zweckloses Gerede, wie in den theologischen Untersuchungen des 17. Jahrhunderts etwa über die Sprache und die sonstigen Verhältnisse der Engel. D. Herausg.

[2]) Neue Heidelberger Jahrbücher II (1892), pag. 67 (v. Duhn).

[3]) Die Urgesch. d. Menschen, pag. 638.

Wichtig sind die in verschiedenen Theilen Südtirols gemachten Funde gallischer Münzen und anderer Gegenstände gleicher Herkunft. Besonders zahlreiche Reste der Art lieferten die Friedhöfe von Meclo, von Vadena, sowie die Ausgrabungen bei Valemporga. Die bei Vadena gefundenen gallischen Reste sind unsres Wissens nur spärlich, was bei Meclo und Valemporga nicht der Fall ist. Gallische Waffen wurden bei Peso gefunden. Auch östlich von Bozen, bei Col de Flom, traten derartige Gegenstände zu Tage. Neben diesen archäologischen Spuren weisen onomatologische auf die Cenomanen im Trentino hin, welche sich bis in die Valle di Gardena, östlich von Bozen, ausdehnten. Nach Orsi zeigen auch die Valli del Chiese, del Sarca und del Noce eine dichte Gallierbevölkerung, sogar noch nach der römischen Occupation. Als die Cenomanen in diesen Gegenden festen Fuß gefaßt hatten, civilisirten sie sich im Lauf der Zeit. Da sie aber nicht ohne Cultur gekommen waren, wird es wohl richtiger sein, zu sagen, daß sie ihre mitgebrachte Cultur allmählich verfeinerten. Nun gewöhnten sie sich daran, in Hütten oder Holzhäusern zu wohnen. Es beginnt die Gründung von Dörfern, Flecken und schließlich von Städten. Demgegenüber betont Mommsen in seiner römischen Geschichte, daß bei den Kelten Städte und Flecken, wie es scheint, früher als in Italien Ausdehnung und Bedeutung gewannen. Zur Prüfung dieser beiden Ausführungen dürfte es sich empfehlen, auch die Paläethnologie zu befragen. Endlich nehmen die Gallier eine geregelte Staatsverfassung, und zwar eine republicanische, an. Als Gründungen der Cenomanen werden neben Brescia und Verona auch Bergamo, Trient und Vicenza genannt. Schon im Jahre 224 v. Chr. erscheinen Cenomanen und Veneter als Freunde Roms und lösen sich auch späterhin nicht mehr davon los. Die Freundschaft verkehrt sich nach und nach in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Rom. Ums Jahr 186 v. Chr. wurden die Cenomanen dem cisalpinischen Gallien einverleibt unter der Leitung eines Proconsuls. Auf diese Weise wurde das Trentino — als Theil des Cenomanenlandes — dem römischen Reich angefügt. Das cisalpine Land wurde in Municipien getheilt, von welchen diejenigen von Verona, Brescia, Feltre und Trient an einander grenzten. Dabei aber wurde das tridentinische Gebiet im Süden beschränkt, indem der obere Theil des Gardasees, das Ledrothal und Giudicarien zum Gebiet von Brescia kamen und der größere Theil der Valsugana dem Municipium von Feltre zugerechnet wurde. Im Norden dagegen erfuhr das Territorium Trients eine Erweiterung durch die Anfügung der Valle di Non und des Etschthales bis gegen Meran. Die Nordgrenze war wohl am Eisack in der Nähe von Klausen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. **Die deutsche Dichtung der Gegenwart....** Die Alten und die Jungen. Eine literaturgeschichtliche Studie von Adolf Bartels. Leipzig, Eduard Avenarius 1897. — Zwar bietet dieses Büchlein nicht, was der Titel erwarten läßt, ein ausgeführtes Literaturbild, sondern nur lose Umrisse, aber eine interessante und stellenweise recht amüsante Lectüre ist es doch. Der Verfasser tritt für die von ihm ausgesprochenen Ansichten mit großer Entschiedenheit und Unerschrockenheit ein, und solcher Muth der Meinung hat immerhin etwas gewinnendes, mag auch die Meinung selbst noch so anfechtbar sein. Durch die Eintheilung seines Stoffes in bestimmte Perioden gibt er seiner Darstellung etwas gezwungenes, die Individualitäten kommen zu kurz und werden förmlich zerhackt. Mit Ehrfurcht spricht Bartels von den noch in unsre Zeit hineinragenden Größen Goethe und Schiller, mit Wärme und Liebe von Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, in denen er die einzigen Genies der neueren Zeit erblickt und denen er noch große Zukunft prophezeit. Als die „großen Talente" der fünfziger und sechziger Jahre betrachtet er Freytag, Reuter, Raabe; Groth, Storm, Keller, Scheffel. Das Semikolon scheidet die Prosaiker von den Poeten. „Die Prosaiker könnte man auch Humoristen nennen, doch fehlt es auch den Poeten, namentlich Keller und Scheffel, nicht an Humor." (!) Keller ist nach Bartels „ein Talent, das dem Genie in seinen Wirkungen gleichkommt". Die Schrift ist übrigens recht ungleichmäßig gehalten. Neben ganz dilettantischen Aeußerungen stoßen wir zuweilen auf feine und treffende Urtheile, so über die erwähnten Lieblinge des Autors, auch über Wilhelm Raabe, Jeremias Gotthelf, Gerhart Hauptmann und in ablehnendem Sinne über Julius Wolf. Aber meistens gibt er nur Urtheile ohne tiefere Begründung, so bei seinen kraftbürftigen Angriffen auf Heyse, Bodenstedt, Paul Lindau, „dessen literarische Rücksichtslosigkeiten vielleicht das Niederträchtigste seien, was die deutsche Kritik hervorgebracht", und der mit übermäßiger Härte behandelt wird, Spielhagen, Blumenthal, Sudermann, Falda ꝛc. Eine ganze Anzahl von neueren Autoren wird nur mit Namen, ohne jeden Versuch einer kurzen Charakteristik angeführt. Gegenüber der Menge von Nullen, die sich darunter befinden, ist es auffallend, daß Ernst Lendach, Hermine Villinger, Helene Böhlau und von älteren Rudolf Lindau überhaupt nicht genannt sind. Einigermaßen erstaunt hat es uns, in dieser Literaturstudie auch den Namen Richard Wagners zu finden, als derjenigen Erscheinung, „die das gesammte deutsche Culturleben vom Ende der 60er bis zum Anfang der 80er Jahre am mächtigsten beeinflußt hat". Das gilt denn doch nur von der Bedeutung Wagners für die Musik. Von Musik aber versteht Hr. Bartels nicht viel, wie er mehrfach erklärt, und darum hätte er besser ganz davon geschwiegen. Die storie Subjectivität in der Darstellungsweise des Verfassers verleitet ihn oft zu recht Ueberflüssigem. So, wenn er uns erzählt: „Ich entsinne mich, daß ich durch einen Artikel der „Gartenlaube", im Jahrgang 1888 glaube ich, zuerst von der Existenz Zola's unterrichtet wurde." „Ueber Zola's wirkliche Bedeutung und seinen großen Cyklus „Die Rougon Macquart" belehrte mich ein Aufsatz Ludwig Pfau's in der „Deutschen Rundschau". Sehr anfechtbar ist auch der Vorschlag der Anlehnung an Wilhelm Raabe, denn nur seine Form zu adoptiren, ohne sie durch eine so bedeutende Persönlichkeit ausfüllen zu können, würde der Literatur keinen Gewinn bringen. In der That sagt Bartels unmittelbar darauf: „Freilich, Raabe's Stil ist nicht für jedermann brauchbar, wenn man auch von ihm die dem Naturalismus leider vielfach fehlende „Liebe" lernen kann." Das klingt allerdings etwas dunkel! Zum Schluß noch eine ergötzliche Aeußerung aus der Einleitung: „So ist es z. B. wohl kaum ganz zufällig, daß das Jahr 1813 Hebbel, Ludwig und Wagner, das Jahr 1815 Geibel, Kinkel, Schack und Gerok, das Jahr 1819 Keller, Groth, Fontane, Jordan und Bodenstedt, das Jahr 1830 Heyse und Hamerling hervorgebracht." Es eröffnet der Literaturforschung ein weites Feld, wenn man die Dichter nach ihren Geburtsjahren zusammenschweißt. Keller und Bodenstedt, Fontane und Jordan!!

γα. **Berlin,** 11. April. Die gestrige ordentliche Monatssitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" ward durch den zweiten stellvertretenden Vorsitzenden Prof. Dr. Hellmann mit Gedächtnißworten an die zwei jüngst verstorbenen Ehrenmitglieder der Gesellschaft eröffnet, den Mäcen der australischen Forschungsreisen, Sir Thomas Elder, und Antoine d'Abadie, geboren in Dublin 1810, wohin seine Eltern emigrirt waren und bekannt durch seine Expeditionen, 1835 nach Brasilien und die mit seinem Bruder gemeinsam ausgeführte zwölfjährige Forschungsreise nach Hochabessinien, deren astronomische Resultate er neben dem gewaltigen und meteorologischen Material bearbeitet und dazu äthiopische und amharische Texte, die er erworben, erläutert hat. 1882 noch leitete er die französische Venusdurchgangsexpedition nach Port au Prince. Zugleich gedachte der Vorsitzende des verdienten correspondirenden Mitglieds der Gesellschaft, des jüngst verstorbenen französischen Afrikareisenden Victor Largeau, aus der Nachtigal'schen Schule angehört und in den siebziger Jahren eine Reise durch Südalgerien und die Sahara glücklich ausgeführt hat. — Als erster Redner des Abends sprach Dr. Alfred Philippson aus Bonn über die griechischen Inseln des ägäischen Meeres auf Grund eigener Reisen. Die Natur der Grenzen ist bei geographischen Einheiten für die Gebiete von besonderer Wichtigkeit, die an diesen Grenzen liegen. Flachländer trennen oft auf Jahrhunderte und Jahrtausende die Cultur zweier Welttheile, während das Meer verbindend wirkt. Im ägäischen Meer, das diese geschichtlich so hoch bedeutende Vermittlung zwischen der Balkanhalbinsel und Kleinasien darstellt, fällt die Formenfülle auf im Relief

der Länder und des Meeres. Der Archipel ist die Fortsetzung scheinbar des Festlandes, ein durch das Meer zertrümmertes Festland ist in Höhenzüge und Inselketten zerfasert, Golfe und Buchten geben der gesammten Aegäis die reichste Gliederung, und so haben hier seit alten Zeiten auf ihren beiden Seiten stammverwandte Völker ihre Wohnsitze gehabt und ihre Cultur entwickelt. Es erhebt sich die Frage, welchen Baues das Gebirge war, um für die richtige Auffassung der Gebirge Griechenlands und Kleinasiens die Lösung zu finden; eben aus dem Studium der Inseln, als dem Rest dieses Gebirges, gewinnt man den Schlüssel für das Verständniß. Der Vortragende beschäftigt sich seit zehn Jahren mit der geologischen und geographischen Erforschung Griechenlands, als dessen bester Kenner in Deutschland er neben Partsch gelten kann, und hat im Frühjahr und Sommer 1896 (vom 30. April bis zum 15. Juli) mit Ausnahme der südwestlichen Cykladen 21 Inseln der Aegäis besucht. Köstliche Wanderungen gewährt diese Inselwelt. Das glänzende Meer hebt die Silhouette der Inseln um so schärfer nach hervor in ihren stets wechselreichen Formen mit Grotten und Buchten. Alles ist Farbenspiel, Formenfülle, Anmuth, Glanz. Ein harmloses, friedfertiges Völkchen lebt dort in sorgloser Ruhe. In vollkommener Sicherheit reist man zu Fuß oder auf dem Maulthier durch die einzelnen Inseln, deren jede fast einen größeren Ort mit weißen, reinlichen Häusern besitzt, wo der Fremde gastfreie Aufnahme findet. Alle diese Inseln sind durch Telegraph aber durch Telephon mit einander verbunden, regelmäßige Dampfer- und Segellinien vermitteln den Verkehr und man lernt hier das sympathische Wesen der griechischen Seeleute kennen. Im Sommer ist hier neben Regenlosigkeit das Wehen der Meltemia, der Etesien der Alten, charakteristisch. Dieser Wind verursacht bei klarem Himmel starke Brandungen der See; während die Sonne strahlt, erscheint das Meer unter dem aus Süden wehenden Winde schwarz. Die Meltemia sind indessen den Schiffen weniger gefährlich, als die vom Norden kommenden Fallwinde. Doch gewähren die Etesien den Inseln ein kühles, frisches Sommerklima. Die Cykladengruppe, um Attika und Euboea sich anschließend, ist auf einer von nur 500 Meter tiefem Meere bedeckten Basis aufgesetzt, der höchste Gipfel von Paros ragt 770 m über den Meeresspiegel. Das elliptisch geformte Paros steigt als flach geböschter Kegel auf, dagegen weist Naxos, die größte der Cykladen, einen zackigen Gebirgskamm auf. Paros, Naxos und Antiparos, auch zusammen die Paronaxia genannt, stellen im Kern archaische Gneismassive und dazu gehörige Marmore dar, wie den parischen Lichnites, aus dem die Alten ihre herrlichsten Kunstwerke gemeißelt haben; neben Melos und Santorin, die vulkanisch sind, bestehen die sanftigen Inseln der Cykladengruppe aus krystallinischem Gestein und Glimmerschiefer ohne bestimmte Streichrichtung. Diese Inseln sind geologisch mit Attika und Euboea zusammenzustellen, doch müssen sie einst so starke Pressungen erduldet haben, daß ihre Schichten wie zerknittert liegen. Vom Meer aus erscheinen die Profile weniger sanft, denn das Meer hat die Felsen stark zernagt, auf Naxos allein finden wir eine Schwemmlandsebene und dort fließt auch ein größerer Fluß; dagegen entbehrt keine Insel eines Naturhafens, wenngleich in vielen dieser Häfen nur bei gutem Wetter zu ankern gerathen erscheint. Neben sanften Gehängen finden wir auf den Cykladen Schiefer; Marmore ragen in Karsten auf, daneben stehen Gneisgranite ohne Vegetation, an hoch alpine Bilder erinnernd. Naxos ist gut bewässert, die Vegetation steht in den Thälern, die Berge sind frei von Baum und Busch, die Bäume sind arg gelichtet, nur Oleander gedeiht gut. Die Vegetation ist durchweg Culturpflanzung. Jedes Fleckchen ist benützt. Neben Gerste in den Gehängen steht Wein; Oliven, Citronen, Orangen, Granaten, Apricosen, Aepfel, Nüsse, Birnen, neben Melonen, Tomaten, Gurken, Zwiebelfrüchten und Kartoffeln werden hier gezogen. Auf dieser Wirthschaft und dem Export ihrer Producte beruht der Wohlstand der Einwohner. Auch spielt die Kleinviehzucht an Ziegen neben wenigen Rindern und Schweinen eine hervorragende Rolle, ganz im Gegensatz zum griechischen Festlande. Citronen werden in 30 bis 40 Millionen Stück jährlich von Naxos ins Ausland ausgeführt; auch Zinkerze, Schmirgel und Marmor bilden Exportartikel der Cykladen. Wein, dieser als auf dem Festland gedeihend, ist indessen der bedeutendste Ausfuhrartikel des ägäischen Archipels, und Südrußland der bedeutendste Abnehmer dieses Weins. Die Bewohner sind kein seefahrendes Volk, nur an einzelnen Punkten wie in Syra, wo der Handel blüht, hat sich eine Rhederei und eine Schiffahrt entwickelt, aber hier haben Fremde nach dem Befreiungskriege die Hafenstadt begründet. Ist auch der aufstrebende Piräushafen heute eine Concurrenz für Syra, so steht es immer noch mit seinen 30,000 Einwohnern und seinem Wohlstand an der Spitze der griechischen Rhederei. Manche Inseln besitzen indessen kaum ein Schiff. Sind die Griechen des Festlandes mit albanesischem, slavischem und walachischem Blute stark gemischt, so kann man den Einfluß, den die lange venetianische Herrschaft im Archipel hinterlassen hat, heute noch erkennen; leben doch noch 15,000 römische Katholiken auf den Cykladen und erinnern uns noch Namen wie Cantarini und andere an jene Tage, da Venedig hier gebot. Diese heiteren musikalischen Inselgriechen, ganz im Gegensatz zu den wenig künstlerisch begabten, dafür aber zäher und tapferer angelegten Griechen des Festlandes verleugnen ihr italienisches Blut selten. Es herrscht recht im Gegensatze zu Kreta auf den Cykladen die idyllische Ruhe vor. Seit 1879 bis 1889 hat die Bevölkerungszahl der griechischen Inseln, auch hierin im Gegensatz zum Festlande, abgenommen. Dagegen haben Syra, Santorin und Melos seitdem wieder an Bevölkerung zugenommen, so daß eine gleichmäßige Gesammtzahl sich ergibt. Man zählt auf 2700 Quadratkilometer 131,000 Einwohner. Finden wir südlich auf Amorgos und Astypalaea gefaltete Sedimentgebirge aus paläozoischen und mesozoischen Schichten, so durchzieht das mittlere Griechenland krystallinisches Gebirge, während Thessalien und Macedonien schon Kalk- und Kreideformationen aufweisen. Syros, Skopelos und Skiathos, die sogenannten nördlichen „Sporaden", bilden nun die Grenze zwischen dem krystallinischen und dem Kreidegebiet, Kalkstein kommt hier schon zur Oberfläche, daher gedeiht hier nur Viehzucht. Allein die Streichung der Gebirge auf diesen nördlichen Sporaden ist nicht, wie man vermuthen sollte, nach Nordosten gerichtet, sondern der Vortragende fand sie durch seine Untersuchungen als durchweg nach Norden gekehrt. Hier wohnt eine ärmere Bevölkerung. Die Kiefern auf Skopelos und Skiathos werden zum Schiffsbau benutzt. Die Einwohner wandern vielfach aus nach Amerika und Australien, aber sie dienen als Seeleute in den Handelsmarinen aller Völker. Auf der Cremonesie, d. h. der einsamen Insel nordöstlich von Skopelos, leben nur Ziegenhirten und Mönche. Hier hat das Abholzen der Kiefern schon eine Aenderung des Klimas verursacht. Am Ende der Inseln erreicht dann die Jurakalkformation plötzlich ihren Abschluß und über das offene Meer hin blickt das Auge weithin bis zum Kegel des Athos. Die Mannichfaltigkeit, die Bau und Formen dieser Inseln darbieten, und die Beziehungen der Natur zum Menschenleben auf ihnen in Vergangenheit und Gegenwart machen eine Reise durch den griechischen Archipel zum hohen Genuß. — Darauf sprach der frühere Landeshauptmann von Kaiser Wilhelmsland, Corvettenkapitän Hugo Rüdiger, über die hydrographischen und die allgemein geographischen Verhältnisse des Hüongolfes im Südosten von Kaiser Wilhelmsland. Vom Hüongolf aus wird der Zugang stattfinden zu den in kurzer Zeit sicherlich zur Ausbeutung gelangenden Goldriffen, die durch australische prospectors dort gefunden sind und die sich vom englischen Gebiet ins deutsche hinüberziehen, deshalb wird die sichere Feststellung der Grenze gegen das englische Gebiet für die Reichsregierung in kurzem nothwendig werden, und dieser Umstand dürfte denn auch Anlaß geben zur besseren Erkundung des Landes; namentlich ist heute der im Südosten in den Hüongolf mündende Herkulesstrom, der ebenso wie der Markhamstrom, der im nordwestlichen Winkel des Hüongolfes einmündet, ein großes Flach von seiner Mündung aufwärts, noch gänzlich unbekannt. Dr. Finsch und v. Schleinitz haben die ersten Fahrten an den Küsten des Hüongolfes ausgeführt, und der erstere entdeckte den Adolfshafen im Südosten des Golfes. Der Hüongolf, auf 8 Grad südlicher Breite gelegen, zeigt eine reich gegliederte, landschaftlich schöne Küste. In seinem nördlichen Theile hat er Buchten mit vorgelagerten Inseln; diese Inseln sind meist Korallenriffe, doch sind sie von klarem, durchsichtigem Meerwasser bedeckt, so daß man sie vom Top des Mastes zu erkennen und demgemäß das Schiff ohne große Gefahr zu führen vermag. Dagegen hat der Hüongolf wenige Ankerplätze; in den sehr tiefen Einbuchtungen ist das Ankern schwer. Südlich von der Preußenrhede, am Ausfluß des Markhamflusses liegt der Samoahafen, der ein Riff hat, doch sicher ist; geschützt liegt noch die Bayernbucht, doch kann man dort nur schwer ankern. Die den Buchten vorgelagerten Inseln sind meist unbewohnt und die Eingeborenen kommen dorthin nur des Fischfanges wegen. Südlich vom Adolfshafen folgt eine offene Küste, die zum Ankern nicht geeignet ist. Das dem Herculesflusse vorgelagerte Flach macht sich schon auf 30 bis 40 Seemeilen hinaus an der gelben, schmutzigen Farbe bemerkbar, die die Sandbank dem Meerwasser gibt, so daß der Schiffsführer gewarnt wird. Er herrscht April bis November im Hüongolfe der Südostpassat vor, während in den

anderen Monaten der Nordwestmonsun zu wehen pflegt. Das Innere des Gebiets um den Hüongolf ist unbekannt. Die unglückte Expedition von Ehlers hätte Aufschluß darüber zu geben vermocht, doch sie ist an dem Umstande zu Grunde gegangen, daß die von ihr durchzogenen Gebiete unbewohnt waren. Das Hinterland der nördlichen Seite des Hüongolfes ist gebirgig, die Rawlinsonberge steigen bis zu 1200 Fuß an. Sie sind mit Urwald bestanden, und zu den Bergen führt der sehr beschwerliche Weg durch den Urbusch. Auf dem Markhamflusse führt der Zugang ins Innere dieses Theiles von Kaiser Wilhelmsland. Die an seiner Mündung ebenso wie am Ausflusse des weiter südlich in den Hüongolf einströmenden Herculesflusses gelegenen Lagunen sind mit Mangroven bestanden, und die Eingeborenen besuchen diese Gegenden lediglich des Fischfangs wegen, dessen Ergebnisse sie an den weiter im Inlande gelegenen Herzogsee gegen Mais eintauschen. Der Vortragende legte einige Schmucksachen der Eingeborenen von dem etwas südlicher gelegenen Franciscaflusse vor, deren Volkszahl nicht groß ist und deren Aussehen auf die Dürftigkeit schließen läßt, in der sie leben. Die Fauna dieser Gegenden bilden neben Nashornvögeln weiße und schwarze Cacadus nebst Casuaren, die in großen Mengen vorkommen. Der Genuß des Tabaks ist den Eingeborenen dieser Küsten ebenso unbekannt wie jeder Gebrauch von Metall. Die Prospectors nach Gold haben am oberen Mambarefluß, der in die Traitors Bai südlich vom Adolfhafen mündet, ein Goldriff aufgefunden, und die Thatsache, daß der vom Gouverneur von Queensland, Sir William Mac Gregor, in jene Gegenden schon August 1895 gesandte magistrate im März d. J. dort erschlagen wurde, läßt vermuthen, daß nunmehr mit Auffindung von Gold in diesen Gegenden der Friede des Landes aufhören wird und eine Invasion der europäischen Interessen sich hier vorbereitet, die eine baldige Grenzregulirung unsres Gebiets in Neuguinea gegen den englischen Besitz gerathen erscheinen läßt.

* **Berlin.** Wie bereits telegraphisch gemeldet, starb hier an den Folgen der Influenza im 43. Lebensjahr Prof. Dr. Hans Müller, bewährt als ständiger Secretär der Akademie der Künste, zugleich Professor der Geschichte der Musik an der kgl. Hochschule für Musik und Hülfsbibliothekar für die musikalische Abtheilung der kgl. Bibliothek, bekannt und geschätzt in Künstler- und Gelehrtenkreisen. Vielfach literarisch thätig, hat er auch die Allgemeine Zeitung vor Jahren als Berliner Musikreferent bedient, sowie für die Beilage biographische Artikel über Wilhelm a. Kaulbach geliefert, Vorarbeiten zur ausführlichen Lebensbeschreibung des Künstlers, die er in Buchform herausgab. Rühmlich bekannt ist ferner seine Publication sämmtlicher Ahnentafeln des großherzoglich badischen Hauses. Als Sohn Wolfgang Müllers aus Königswinter hat er sich außerdem selbst auch in Gedichten vielfach versucht. — Prof. Karl v. d. Steinen, namhaft durch seine brasilianischen Forschungen, unternimmt im Mai eine längere Reise nach den Marquesasinseln.

* **Kiel.** Mit der Leitung des chemischen Instituts ist für das Sommersemester in Vertretung des außerordentliche Professor Dr. L. Rügheimer betraut worden.

* **Breslau.** Nachdem uns der reichhaltigen Kartensammlung der hiesigen Stadtbibliothek bereits vor einigen Jahren drei bis dahin unbekannte Karten des Geographen Gerhard Mercator zu Tage gefördert worden, hat man daselbst vor kurzem wieder einen Fund von ähnlichem Interesse gemacht: ein bisher nicht bekannter Stich des großen Kölner Stadtplans vom Jahre 1571. Man schreibt dazu der „Schles. Ztg.“: Ueber den ältesten Stadtplänen der ehemischen Handelsmetropole, welche sonst an historischen Denkmälern und Quellen wahrlich nicht arm ist, scheint ein eigener Unstern gewaltet zu haben. Es war bisher bekannt, daß im Jahre 1570 der Kölner Rath durch Arnold Mercator, den Sohn des Geographen, einen Stadtplan ausarbeiten ließ. Es ist auch das in Oelfarben ausgeführte Werk Mercators heute noch im Besitz des Kölner Stadtarchivs, aber in einem so schlechten Zustande, daß nur noch die Straßenzüge und einige hervorragende Gebäude zu erkennen sind. Ein Stich dieses Planes lag vor Auffindung des jetzigen Breslauer Exemplares nicht vor. Auch ein Stich des Kölner Stadtplans, den Cornelius ob Egmont im Jahre 1642 auf Grund der Mercator'schen Arbeit herstellte, hat sich in Köln nicht erhalten. Erst im Jahre 1894 fand sich ein Exemplar desselben im Rathhause zu Hildesheim, von dem obiges Jahr eine photolithographische Nachbildung durch den Kölner Stadtarchivar Dr. Joseph Hansen herausgegeben wurde. Von dem jetzigen Breslauer Funde ist dem Kölner Stadtarchiv sofort Mittheilung gemacht worden. Wahrscheinlich wird man sich jetzt entschließen, auch den Plan von 1571 nach dem Breslauer Stich zu reproduciren. Dieser Stich, der nahezu tadellos erhalten ist, trägt im oberen Rahmen die Aufschrift: „Colonia Agrippina Anno Domini MDLXXI exactissime descripta“, ferner links oben eine Widmung für den damaligen Erzbischof, Salentin von Isenburg, 1567—1577, und rechts unten eine Notiz über ein für den Stich ertheiltes kaiserliches Privileg gegen Nachdruck und den Vermerk: „Absolutum est opus Teutnbargi (Duisburg) 1571 ultimo Augusti per Arnaldum Mercatorem“. Die beiden Seitenrahmen enthalten Abbildungen Kölner Alterthümer, welche auch auf den Plan von 1642 übernommen sind. Der Kölner Plan von 1571 hat für Breslau insofern ein besonderes Interesse, als er aus derselben Zeit stammt, wie der erste große Breslauer Stadtplan von 1562. Die Vergleichung beider Städtebilder zeigt deutlich die charakteristischen Verschiedenheiten in der Anlage der alten Städte des Westens und Südens und der jüngeren Colonistenstädte des Ostens.

* **Paris.** Für den verstorbenen Tisserand wählte die Académie des sciences am 5. April den Astronomen Rudolf Radau, Verfasser vieler werthvoller Abhandlungen zur Mechanik des Himmels, geboren zu Angerburg in Ostpreußen, in Königsberg gebildet, aber seit langem in Paris ansässig.

* **Kopenhagen.** Die kgl. dänische Gesellschaft der Wissenschaften wählte zum Mitglied den Professor der Philologie an der Berliner Universität H. Wilamowitz-Möllendorf.

* **Mexico.** Die hiesige Gesellschaft für Geographie und Statistik ernannte den Berliner Docenten Dr. Karl Dove in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Erkundung Südwestafrika's zum correspondirenden Mitglied.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Karl Künzer: Abdul Hamid II. und die Reformen in der Türkei. Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1897. — Dr. Carl v. Seadmayer: Das Recht der Klerikalen. Replik. Meran, F. W. Ellmenreich 1897. — Parnus: Wohin führt die politische Maßregelung der Socialdemokratie? Kritik der politischen Reaction in Deutschland. Dresden, Herm. Wallfisch 1897. — S. E. Berus: Vergleichende Uebersicht (Vollständige Synopsis) der vier Evangelien in unverkürzter Wortlaut, Luther-Uebersetzung. Neuid. Ausg. Halle 1892. Leipzig, P. aan Dyl 1897. — Adolf Fischer: Bilder aus Japan. Illustrirt von F. Hohenberger und J. Bahr. Berlin, Gg. Bondi 1897. — Max Hulbe: Frau Mesed. Dorfgeschichte. 2. Tsd. Ebd. 1897. — Alexander v. Podbeeg: Weib und Mann. Versuche über Entstehung, Wesen und Werth. Berlin, Karl Duncker 1897. — Wilh. Gentsch: Sicherheits- und Rettungswesen auf See. Mit Anhang: Gesetzliche Bestimmungen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Dr. C. W. Schwars: Neueste Schwarzwaldführer und Neuester Kleiner Schwarzwaldführer. 11., bezw. 8. Aufl., bearb. von Fr. Sachs. Mit Karten und Plänen. Heidelberg, Karl Winter 1897. — Ludwig Heveši: Blaue Fernen. Neue Reisebilder. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1897. — Joseph Kainz: Lord Byrons Sardanapal. Tragödie, frei übertragen und für die Bühne bearbeitet. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1897. — Detlev a. Liliencron: Kompf und Spiele; Kämpfe und Ziele. Gesammelte Gedichte. 1. u. 2. Bd. (Sämmtl. Werke. 7. u. 8. Bd.) Berlin, Schuster u. Löffler 1897. — Wilhelm Schäfer: Die Zehn Gebote. Erzählungen des Kanzelfriedrich. Ebd. — August Hagen. Gedächtnißschrift zu seinem 100. Geburtstage zum 12. April 1897. Mit Bildniß. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Dr. Ernst Seeophim: Geschichte Liv-, Est- und Kurlands von der „Aufsegelung“ des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. Populäre Darstellung. 2. Bde. Mit Bildern, Karten ꝛc. 2. Aufl. Reval, Franz Kluge 1897. — Max Rieck: Deutsche Kasse und deutsches Volksvermögen. 2. Tsd. Leipzig, Gg. Freund 1897. — Dr. Wilhelm Donle: Lehrbuch der Experimentalphysik für Realschulen und Realgymnasien, nach mlaßgeblichen Lehrplänen bearb. Mit 173 Abbildungen und 525 Uebungsaufgaben. München u. Leipzig, Dr. E. Wolff 1897. — H. Schiller: Der Stundenplan. (Sammlung von Abhandlungen aus der pädagogischen Psychologie und Physiologie, hgg. von H. Schiller u. Th. Ziehen. 1. Bd. 1. Heft.) Berlin, Reuther u. Reinhard 1897. — Dr. W. Bornemann: Christenthum und ethische Cultur. Vortrag. Magdeburg, Creuz 1897. — Derselbe: Christliche Vollkommenheit nach katholischer und evangelischer Auffassung. Vortrag. Ebd.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 14. April. Nummer 84.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Individualistische und socialistische Ethik. Von Dr. Otto Stock. — Die ältesten Bewohner des Trentino. II. Von Ad. Naue. — Mittheilungen und Nachrichten.

Individualistische und socialistische Ethik.

Von Dr. Otto Stock.

Das Geistesleben der Menschheit treibt in seiner fortschreitenden Entwicklung unablässig neue Gegensätze hervor und stellt mit der Forderung ihrer Versöhnung jeder Stufe besondere Aufgaben. Es ringt aber auch unaufhörlich mit ursprünglichen Gegensätzen, die, in dem Wesen der Gattung angelegt, immer vorhanden gewesen sind und für jede Zeit neue Gestalt gewinnen. Anscheinend aufgehoben, leben sie bald wieder auf und fordern in neuer Zuspitzung neue Auflösung und Vereinigung. Und doch ist diese ihre Unsterblichkeit nicht Unlösbarkeit überhaupt. Nur muß die Lösung immer von neuem von der Menschheit und vom einzelnen Menschen gewonnen werden. Und je mehr der Ursprung solcher Gegensätze aus dem Wesen der Menschennatur begriffen wird, desto klarer wird damit auch die ebendort zu suchende Einheit erkannt.

Ein Gegensatz der letzteren Art, der unsre Zeit auf fast allen Gebieten des modernen Culturlebens in Anspruch nimmt und, man darf sagen, in Aufregung hält, ist der Gegensatz zwischen dem Einzelnen und der Gesammtheit, des Individualismus und Socialismus. Er bezeichnet den Inhalt der socialen Frage, die unser öffentliches Leben charakterisirt und beherrscht: ein uraltes Problem in neuen Wendungen und Anwendungen. — Die socialen Fragen stehen als wirthschaftliche im Vordergrund der politischen Erwägungen, sociale Aufgaben beschäftigen aber auch die Kirche, und sociale Conflicte bilden den Lieblingsvorwurf moderner Kunst und Dichtung. Es ist kein Wunder, daß ein Gegensatz, der auf allen Gebieten des praktischen Lebens eine solche Rolle spielt, auch in derjenigen Wissenschaft hervortritt, die das praktische Verhalten des Menschen recht eigentlich zu ihrem Gegenstande hat, in der Ethik. Im Gegentheil ist hier gerade die Stelle, wo der von zwei entgegengesetzten Seiten her erhobene Werth- und Rechtsanspruch allein geprüft werden kann — denn alle auf menschliches Wollen bezüglichen Werthaussagen gehören zum Gebiet des Sittlichen —, wo also auch jener Gegensatz seine prinzipielle Auflösung finden muß. Es ist deßhalb für das Verständniß unsrer Zeit und ihrer Probleme durchaus nothwendig, die Ausprägung, die der Gegensatz auf ethischem Gebiet erfahren hat, genau zu prüfen. So allein wird sich das relative Recht entgegenstehender Anschauungen verstehen, zugleich aber auch ihre beiderseitige Unzulänglichkeit unter höherem Gesichtspunkt begreifen lassen. —

Der Standpunkt des Individualismus ist älter als der des Socialismus, aber auch er setzt schon eine ziemliche Höhe der Culturentwicklung, ja auch schon ein gut Stück sittlicher Reflexion voraus. Am Anfang der Menschheitsgeschichte steht keineswegs der Krieg aller gegen alle, wie uns Thomas Hobbes, keineswegs die Herrschaft der Mächtigen, der Herrennaturen über zu Boden getretene Sklaven, wie uns Fr. Nietzsche glauben machen will. Die ursprüngliche Menschheit ist eine aus unterschiedslosen Elementen bestehende Masse. Das Heraustreten der Individualität und entsprechend das Bewußtsein derselben setzt eine fortgeschrittene Entwicklung voraus. Fortschreitende Entwicklung ist aber nicht nur fortschreitende Differenzirung; gerade aus der Differenzirung heraus erwächst auch Zusammengehörigkeit und Verbindung. Unterschiedenheit erst ermöglicht, begründet aber auch fast unmittelbar Identificirung.

Der Individualismus als Betonung der sittlichen Souveränetät des Individuums tritt im Fortgang der sittlichen Entwicklung überall da hervor, wo dem zum Selbstbewußtsein gelangten Ich der Druck der Außenwelt, soweit sie sittlich in Betracht kommt, lästig oder schmerzlich fühlbar wird, wo fremder Anspruch, Sitte und Herkommen, staatliches und religiöses Gebot mit dem eigenen Wollen in Conflict gerathen und nunmehr in aller Schärfe die Frage nach dem Grund der sittlichen Verpflichtung, nach Recht und Berechtigung des Maßstabes der sittlichen Beurtheilung gestellt wird.

Die Frage bedeutet den Anfang der ethischen Reflexion überhaupt. Sie zuerst gestellt zu haben, ist das Verdienst der Sophistik. Protagoras beantwortet sie prinzipiell mit seinem berühmten Satz, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei. Und die jüngere Sophistik, die diesem Satz auch erkenntnißtheoretisch eine rein subjectivistische Deutung gab, verstand das im Subject enthaltene Maß sogleich als absolute Ungebundenheit und Willkür des Individuums. Sie erklärt: jeder will von Natur so viel als möglich genießen. Genießen allein heißt leben, Selbstbeschränkung und Bedürfnißlosigkeit machen uns den Todten ähnlich. Recht und Gesetz sind nur positiv Gegebenes und Gewordenes. Die psychologisch-nominalistische Erklärung dieses Werdens aber führt naturgemäß zur Negation aller objectiven Moral. Gesetze sind nur das Mittel, durch das die Starken herrschen. Sie halten durch dasselbe die Masse im Zaum und sichern so durch Beschränkung der großen Mehrzahl in ihren Genüssen sich den eigenen Genuß. Daneben taucht sogar auch die Nietzsche'sche Ansicht von der Sklavenmoral auf: die Gesetze seien die Fessel, die die Gesammtheit der Schwachen den Stärkeren anzulegen versucht, um im Kampf mit jenen die eigene Lust und den eigenen Nutzen zu schützen, eine Fessel, deren der Starke sich natürlich entledigen darf und muß.

Das Sittliche ist für diesen Standpunkt nichts anderes als die Uebereinstimmung mit dem Gesetz, mit der die Gesetzgeber besonderes Lob gleichsam als Lockmittel der Fügsamkeit und Unterordnung unter ihre Interessen verknüpft haben. Sie bezeichnet das Niveau des Durchschnittsmenschen, der bei Beobachtung der Gesetze, die ihm Lob und Belohnung seitens der Mitbürger einträgt, in der That besser fährt, da ihm doch einmal die Kraft abgeht,

durch sich selbst das Ziel größtmöglicher Lust zu erreichen. Wer die Kraft hierzu in sich fühlt, wird die Gesetze als einen lästigen Zwang empfinden, der ihn in der Befriedigung seiner Bedürfnisse und in dem Streben nach Glück beschränkt, dem er sich darum, so viel als irgend möglich, entziehen und widersetzen wird. Er durchschaut die sittliche Beurtheilung als Trug der Gesetzgeber, er weiß, daß es allgemein verbindliches Sittliches nicht gibt, und sucht durch eigene Kraft seine Lust und sein Glück zu erreichen; das, was ihm angenehm und nützlich ist, das ist das Gute. Er spricht den Gesetzen entweder offen Hohn oder trachtet, sich den Vortheil der Gesetzlichkeit durch bloßen Schein zu sichern.

Es ist das im wesentlichen auch der Standpunkt des modernen ethischen Individualismus. Die charakteristischen Merkmale, Leugnung alles objectiv Sittlichen, nominalistische Erklärung der sittlichen Begriffe mit positivistischer Hülfsconstruction der unentbehrlichen sittlichen Ordnungen als des staatlich Gebotenen, finden sich hier wie dort. Bevor wir uns aber zur Gegenwart wenden, sei noch der berühmten Bienenfabel Mandeville's (1723) gedacht, deren individualistischer Standpunkt von einer andern Seite her dem Verständniß des modernen Individualismus zu dienen vermag. Mandeville kommt von der Betrachtung des wirthschaftlichen Lebens her und wirft die Frage nach dem Werth der Sittlichkeit vom Standpunkt der Gesammtheit und der Menschheitscultur auf. Er beantwortet die Frage dahin, daß das Sittliche unter diesem Gesichtspunkt etwas durchaus schädliches sei. — Das Sittliche ist aber auch nichts als Unnatur. Von Natur ist der Mensch durchaus selbstsüchtig. Will man diese seine Natur unsittlich und lasterhaft nennen, so gereichen jedenfalls Laster und Unsittlichkeit dem Staat und der Gesammtheit zum Nutzen, sie fördern den Culturfortschritt, sofern jedes Bedürfniß die Befriedigung, die Nachfrage das Angebot hervorruft. — Die Thatsache des Sittlichen erklärt Mandeville wie die Sophisten natürlich nominalistisch. Das Sittliche ist ihm nichts als Redensart und Betrug, dessen Geltung durch die positive Gesetzgebung gestützt wird.

Das Neue an dem Standpunkt Mandeville's ist nur seine manchesterliche Begründung. Der Glücksrechnung der socialistischen Ethik, die das möglichst große Glück möglichst vieler als Prinzip des sittlichen Wollens proclamirt, wird hier die Betonung der höchst gesteigerten Wohlfahrt einzelner Individuen gegenüber der entsprechend geringeren vieler oder aller entgegengestellt: jedenfalls ein gewichtiges Argument gegen alle Moralarithmetik und nebenbei offenbar eine auch in unsrer Zeit weit verbreitete Lebensauffassung, die Moral der Gründerzeit, deren zeitweilig weit reichende Geltung den Triumph der Theorie Nietzsche's mit erklärt.

Indem wir uns nunmehr den neuesten Ausprägungen des individualistischen Standpunktes zuwenden — denn die Ethik der französischen Aufklärung kann hier wegen ihrer geringeren prinzipiellen Klarheit übergangen werden —, muß vor allem Kaspar Schmidts gedacht werden, der unter dem Pseudonym „Max Stirner" seine Lehre vom Einzigen und seinem Eigenthum verkündete (1844).

Max Stirner schreibt in einer Zeit, wo der Kampf um die politische Freiheit die Gemüther erfüllt. Er kommt von der Seite des extremen politischen Liberalismus her, und inmitten alles aussichtslosen Ringens um politisches Recht zeigt er dem souveränen Ich gleichsam zum Trost seinen idealen Herrschaftsbezirk. Er umfaßt nach ihm nicht weniger als die Welt.

Das Ich als der geborene Herr muß sich frei machen von aller Sklaverei, vor allem von der schlimmsten, der Ideensklaverei. Religion und Kirche, Recht und Staat, sociale Wohlfahrt und Gesellschaft, Humanität und Menschheitsideal — all das ist für den Einzigen nichts als fixe Idee. Für ihn existirt nur er selbst und sein Eigenthum. Jede andere Person kommt für ihn nur als solches, d. h. als Mittel, in Frage. Mittel und weiter nichts sind ihm Familie, Staat und Gesellschaft. Verbrechen, deren Begriff nur aus fixen Ideen entspringt, gibt es für ihn nicht. Er ist zu allem berechtigt, dessen er mächtig ist. Was mir recht ist, ist Recht. Wer genießt, ist zum Genuß berechtigt. Es gibt keine Pflicht gegen andere, noch überhaupt irgend eine Verpflichtung. Mein Streben richtet sich von selbst auf meine Macht, meinen Nutzen. Meine Macht und meinen Nutzen aber kann ich wohl verscherzen, aber ich kann mich nicht dagegen versündigen. Somit werden Lüge, Meineid, Treubruch, Diebstahl, Mord durch meinen Nutzen legitimirt; das heißt: der Einzige ist schroffer Immoralist. Sein Individualismus ist ein völlig unbeschränkter. Nur an seiner Macht hat sein Recht eine Grenze.

Was Stirners Ausführungen auch heute noch actuelles Interesse verschafft, das sind vor allem seine negativ-kritischen Erörterungen. Die Kritik, die er an der Idee des Staates übt, ist für den modernen Staat immer noch in mehr als einer Beziehung treffend. Daß Staat und Recht, wenn sie nicht auf Sittlichkeit überhaupt gegründet werden, ihrem Wesen nach nichts anderes sind als die sanctionirte Gewalt, das ist eine Anklage, die vom Standpunkt des Rechtsstaates aus nicht zu widerlegen ist. — Wenn Stirner weiter erklärt: „der Staat beruht auf der — Sklaverei der Arbeit; wird die Arbeit frei, so ist der Staat verloren!", so erklärt sich wenigstens lu etwas die Vorliebe der politischen Socialisten für ihn. Und doch ist der Einzige als Individualist selbstverständlich erklärter Antisocialist. Die Gesellschaft ist ihm nichts als Spuk und fixe Idee, die den Menschen in Dienst und Pflicht nimmt und einen eingebildeten Werth an die Stelle des einzigen wirklichen Werthes setzt. Die Gesellschaft ist gar kein Ich, das geben, verleihen oder gewähren könnte; sie ist nichts als ein Instrument oder Mittel, aus dem wir Nutzen ziehen mögen; wir haben keine gesellschaftlichen Pflichten, sondern lediglich Interessen, zu deren Verfolgung uns die Gesellschaft dienen muß. Und dem wirthschaftlichen Socialismus gegenüber erklärt der aristokratische Einzige gerade heraus, daß der Erwerb der äußeren Güter uns noch keineswegs zu Menschen macht; andrerseits aber auch, daß keineswegs allen alles gehört, daß jedem so viel gehört, als er vermag. Von hier aus betrachtet, sind die Huldigungen, die der politische Socialismus Stirner wie Nietzsche erweist, einfach unverständlich.

Was nun Nietzsche anlangt, so enthalten seine Anschauungen Stirner gegenüber eigentlich an keinem Punkte etwas neues. Nur versucht er seine pessimistische Leugnung der Sittlichkeit — er ist Schüler Schopenhauers — wieder durch eine nominalistische Erklärung zu sichern; und er will ferner — denn er ist Anhänger der modernen Entwicklungstheorie — über den Verfall der Sittlichkeit die Menschheit hinaufzüchten zum Standpunkt der Herrennatur, wie sie am Anfang der Culturentwicklung bestand.

Moral als Gegensatz gegen die Instincte, als Humanität und Asketismus ist nach Nietzsche principiell abzulehnen; Moral ist Widernatur. „Eine altruistische Moral, eine Moral, bei der die Selbstsucht verkümmert — bleibt unter allen Umständen ein schlechtes Anzeichen. — Es fehlt am Besten, wenn es an der Selbstsucht zu fehlen beginnt. — Nicht seinen Nutzen suchen — das ist bloß das moralische Feigenblatt für eine ganz andere, nämlich physiologische Thatsächlichkeit: ich weiß meinen Nutzen nicht mehr zu finden — Disgregation der Instincte! — Es ist zu Ende mit ihm, wenn der Mensch altruistisch wird." An die Stelle des Altruismus ist wieder der Egoismus getreten, wie er im Stande der Unschuld herrschte, ein Egoismus, der nichts weiß von Mitleid und Wohlwollen, dem „das

Digitized by Google

Wohlgefühl, seine Macht an einem Machtlosen unbedenklich auslassen zu dürfen," die Wollust der Grausamkeit ein Fest ist, der nichts gelten läßt als den eigenen Willen zur Macht.

So stellt auch Nietzsche den Forderungen der Gesammtheit das Recht des Individuums, dem Demokratismus der socialen Moral einen schroffen Aristokratismus entgegen. Von einem Recht der Masse oder Gesammtheit auf Glück weiß er nichts. Dem Recht der meisten stellt er seine „entzückende Gegenlosung" vom Vorrecht der wenigsten gegenüber. Er ist folglich wie Stirner ein erklärter Gegner des politischen Socialismus. Eine Arbeiterfrage ist für ihn nicht vorhanden. Er schreibt: „Die Dummheit, im Grunde die Instinct-Entartung, welche heute die Ursache aller Dummheit ist, liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage gibt. Ueber gewisse Dinge fragt man nicht. — Will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herren erzieht."

Die Menschheit muß zurück und hinauf zur immoralistischen oder übermoralischen Werthungsweise der Starken und der Sieger, die ihresgleichen als gut, die Schwachen und Unterlegenen als schlecht einschätzt, zu der Werthung der vornehmen Racen, „welche den Begriff „Barbar" auf allen Spuren hinterlassen haben, wo sie gegangen sind," zum Standpunkt der blonden Bestie, wie Nietzsche sich ausdrückt, oder — wie er sich im Verlauf der Culturentwicklung als Degeneration naturnothwendig darstellt, zum Standpunkt des Verbrechers. Der Verbrechertypus ist nichts als der Typus des starken Menschen unter ungünstigen Bedingungen, wie ihn Catilina, Cesare Borgia, Napoleon darstellen. — Unsittlichkeit gibt es überhaupt nicht; es gibt wohl Thorheit, aber keine Sünde. Es gibt keine Pflicht, es gibt keine Wahrheit. Der Grundsatz jenes unbesiegbaren Assassinenordens, auf den die Kreuzfahrer im Morgenlande stießen, besteht zu Recht: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt."

Was unsittlich oder böse genannt wird, ist als solches nur vom Standpunkt der Schwachen und Ohnmächtigen im Gegensatz gegen die aristokratische Werthungsweise, gegen die Herrenmoral charakterisirt. Die zu Boden getretenen, die Sklaven, haben sich nach Nietzsche in der herkömmlichen Moral die Waffe geschaffen, mit der sie den Kampf gegen ihre Herren und Besieger, denen sie Aug' in Auge nicht gewachsen sind, hinterrücks wieder aufnahmen. Hier kommen die Eigenschaften zur Geltung, welche dazu dienen, den Leidenden das Dasein zu erleichtern; hier kommt das Mitleiden, die gefällige, hülfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiß, die Demuth, die Freundlichkeit zu Ehren — denn das sind hier die nützlichen Eigenschaften und beinahe das einzige Mittel, den Druck des Daseins auszuhalten. Die Sklavenmoral ist wesentlich Nützlichkeitsmoral. Hier ist der Herd für die Entstehung jenes berühmten Gegensatzes von „Gut" und „Böse". Die Moral im gewöhnlichen Verstande ist somit das Werk einer inferioren Menschheitsclasse, die sich eben mit diesem Werk heimtückisch an ihren Verfolgern und Unterdrückern gerächt und sie langsam niedergezwungen hat. Die Werthungsweise der Sklavenmoral ist diejenige, die die Menschheitsentwicklung zu ihrem Schaden beherrscht hat; der Mensch ist langsam gezähmt und damit seinem Verfall entgegengeführt; Nietzsche's Losung lautet somit: „rückwärts," denn dieses „rückwärts" heißt ihm zugleich „aufwärts!"

Es ist hier nicht angebracht, Nietzsche's widerspruchsvollen Gedankengängen im einzelnen nachzugehen, wo es uns nur daran liegt, die individualistische Ethik nach ihren Hauptcharakterzügen zu fixiren. An den beigebrachten wesentlichen Gedanken aber wird eine principielle Beurtheilung genug Anhaltspunkte finden. Sie läßt sich in Kürze folgendermaßen zusammenfassen.

Die individualistische Ethik wird als Subjectivismus der Thatsache einer über das Subjective hinausreichenden, den Anspruch der Allgemeingültigkeit erhebenden sittlichen Schätzung nicht gerecht. Sie hebt Sittlichkeit und Ethik als Wissenschaft gleichermaßen auf. Indem sie die thatsächliche sittliche Unterscheidung psychologisch-nominalistisch erklären will, leugnet sie ihre Gültigkeit, ohne doch ihre factische Geltung, wie sie doch müßte, entkräften zu können. Indem sie dabei positivistisch auf die Gesetzgebung als Quelle des Sittlichen verweist, verkennt sie, daß das Rechts- und Staatsleben der sittlichen Beurtheilung als der höheren Instanz unterliegt, nicht umgekehrt. Alle diese Schwächen aber gehen auf den psychologischen Grundirrthum zurück: als ob nämlich die Lust einziger Bestimmungsgrund und Inhalt des Wollens sei. Mit einem Wort: der Grundfehler der individualistischen Ethik ist ihr Eudämonismus, der sogar, so vor allem bei Nietzsche, zum Hedonismus ausartet. Bestimmungsgrund oder Motiv des Wollens ist allerdings die vorgestellte Lust, aber Lust doch nur im Gegensatz zur gegenwärtigen Bewußtseinsbestimmtheit des Individuums, somit durchaus nicht die erste beste Lust, sondern der Lustzuwachs gegenüber der gegebenen und gewordenen Bewußtseinsbestimmtheit, womit jedenfalls dem Standpunkt der Augenblickslust des Hedonismus ein Riegel vorgeschoben ist. Und ferner ist Motiv und Inhalt des Wollens oft keineswegs bloß Lust, sondern das bestimmte Lustbringende. Der Eudämonismus gibt nur ein formales Kennzeichen des Gewollten und freilich auch des sittlich Gewollten an, ohne über den Inhalt das leiseste auszusagen. Was denn das bestimmte Lustbringende sei, das sittliche Werthschätzung hervorrufe, zieht er gar nicht in Frage.

Liegt die Schwäche der individualistischen Ethik als wissenschaftlicher Theorie mithin unverkennbar zu Tage, so hebt sie aber doch zweifellos ein Moment des Sittlichen richtig hervor, dessen außerordentliche Wichtigkeit die Einseitigkeit der Betonung wohl begreiflich macht. Die Wahrheit, die Protagoras ausgesprochen, gilt nun einmal für alle Zeiten, im theoretischen wie praktischen Gebiet. Im Subject muß letzthin der Maßstab des Wahren und Falschen und ebenso der Maßstab des Sittlichen und Unsittlichen enthalten sein. Die Gültigkeit des sittlichen Urtheils setzt schlechterdings seine principielle Anerkennung durch das einzelne Individuum voraus. Der Mensch muß also nach seinem eigenen Maßstab gemessen werden. Sittliche Beurtheilung setzt ohne weiteres die subjective Verpflichtung des Beurtheilten voraus; sie schweigt, wo diese fehlt. Da liegt der Ausgangspunkt aller individualistischen Ethik. In der Forderung, daß der Maßstab der sittlichen Beurtheilung im Bewußtsein des Beurtheilten gegeben sein müsse, liegt ihr Recht. Sie irrt nur darin, daß sie ohne weiteres folgert, dieser Maßstab sei je nach der Individualität verschieden und eine objectiv sittliche Beurtheilung darum unmöglich, daß sie somit die individuelle Willkür an die Stelle des objectiv gültigen sittlichen Wollens setzt. Sie übersieht, daß gar wohl innerhalb jedes individuellen Bewußtseins ein aus dem Gattungscharakter des Bewußtseins fließender Maßstab gesetzt sein könne, der eine objectiv gültige sittliche Unterscheidung und damit ein allgemein gültiges Sittengesetz zu begründen vermag. —

Als Anerkennung der Objectivität der sittlichen Unterscheidung ist nun der individualistischen Ethik die socialistische ohne Zweifel überlegen. Sie hält der individuellen Willkür objective sittliche Forderungen entgegen. Indem wir aber ihren relativen Werth, der hierin liegt, anerkennen, können wir sogleich hinzufügen, daß sie den Irrthum des psychologisch-eudämonistischen Ausgangspunktes mit der individualistischen Ethik theilt.

Es ist keine Frage, daß der Gedanke der sittlichen Gebundenheit des Individuums durch die socialen Beziehungen seine stärksten Anregungen vom Christenthum erfahren hat. Wenn trotzdem die christliche Ethik nicht schlechtweg als sociale oder socialistische abgehandelt werden kann, so liegt das, abgesehen davon, daß sie ja — zunächst wenigstens — nicht als wissenschaftliche Theorie auftritt, daran, daß sie vor dieser eine inhaltliche Begründung der Ethik, wenigstens der Möglichkeit nach, voraus hat.

Die Frage nach dem objectiv sittlichen Wollen ist wissenschaftlich zuerst und vor allem in England, der Heimath des Gesellschafts- und Staatsbewußtseins innerhalb der modernen Culturmenschheit, mit dem Hinweis auf den besonderen Werth des socialen Wollens beantwortet worden. In dieser Richtung bewegen sich die ethischen Theorien Cumberlands, Hutchesons und vor allem Hume's, der seiner Lehre von der Sympathie, vermöge deren wir uns in der sittlichen Beurtheilung einer Handlung mit dem von ihr Betroffenen identificiren, den Maßstab der socialen Nützlichkeit zu Grunde legte. Zur vollkommenen Klarheit ist indessen der Standpunkt der socialen oder, wie wir vielmehr sagen dürfen, socialistischen Ethik erst durch Jeremy Bentham und besonders John Stuart Mill ausgebildet worden, deren Theorien die Grundlage aller neueren socialethischen Aufstellungen bilden.

Nach Bentham strebt jeder Mensch von Natur nach Wohlsein. Dieses Streben in möglichst hohem Maße und in möglichst weitem Umfang zu befriedigen, mit andern Worten die Maximisation der Wohlfahrt muß somit alleiniges Ziel aller socialen Einrichtungen sein. Mit ihr allein haben es somit auch die beiden Wissenschaften vom socialen Leben, Politik und Deontologie oder Moral zu thun; beide sind gleich in ihrem Ausgangspunkt, verschieden nur in ihrem Umfang, insofern die Gesetzgebung viele moralisch nothwendige Handlungen nicht befehlen, viele moralisch verwerfliche nicht verbieten kann. Unter Wohlfahrt ist die dauernde Lust zu verstehen; Lust ist das einzige Gut, Unlust das einzige Uebel. Nach der Fähigkeit eines Dinges, uns Lust zu verschaffen, oder uns vor Unlust zu bewahren, d. h. nach dem Nutzen bemißt sich sein Werth. Nach ihm bemißt sich auch der sittliche Werth von Handlungen und Eigenschaften. Ja, er muß sich hiernach rechnungsmäßig feststellen lassen, die Moral muß Moralarithmetik werden. Bentham versucht für diese Arithmetik bestimmte Maßstäbe aufzustellen. Axiom ist ihm dabei, daß jede sittliche Beurtheilung vom socialen Gesichtspunkt aus erfolgt und somit vor allem die Ausbreitung einer Lust oder Unlust, d. h. die Anzahl der Personen, die von ihr getroffen werden, in Rechnung zu stellen hat.

Wird die sittliche Werthberechnung ganz auf die Lustberechnung zurückgeführt, so ist die unsittliche Handlung nichts anderes als eine falsche Rechnung. Moral und Gesetzgebung haben lediglich die Aufgabe, die Menschen zur richtigen Rechnung anzuleiten. Als einzige Mittel der praktischen Leitung stehen aber die Motive der Lust und Unlust zu Gebote. Sofern sie an eine bestimmte Handlungsweise geknüpft sind, d. h. also die Beobachtung einer praktischen Norm motiviren, nennt sie Bentham die Sanction dieser Norm. Und er unterscheidet eine vierfache Art der Sanction der sittlichen Norm: die physische, die moralische, die politische, die religiöse. Die natürliche Sanction ist in dem natürlichen Verlauf der Dinge, in den unmittelbaren Lust- und Unlustwirkungen der Handlungen gegeben; eine moralische Sanction empfängt die sittliche Norm von der öffentlichen Meinung, eine politische durch die gesetzliche Regelung des Handelns mittelst Lohn und Strafe, und endlich läßt Bentham eine religiöse Sanction, die aus den Drohungen und Verheißungen der Religion fließt, gelten. — Der höchste Grad der Sanction wird durch Uebereinstimmung aller vier Arten der Sanction erreicht. Grundlage aller übrigen aber ist die natürliche, die allein Irrthum ausschließt und an der alle übrigen zu messen sind.

Für seine grundlegende Anschauung von der Bedeutung der Lustausbreitung für sittliche Schätzung, die ihn zur greatest-happiness-Formel führt, bringt Bentham auch nicht den Schatten eines Beweises bei. Sie ist ihm, wie gesagt, Axiom. Sofern er eine Begründung versucht, handelt es sich um eine flache Ableitung aus dem Egoismus. Die eigene Klugheit soll uns lehren, den fremden Nutzen in den eigenen mit einzubeziehen in der richtigen Erkenntniß des unlöslichen Zusammenhanges beider. Bei einer solchen Auffassung geht aber das Verständniß für das Wesen der Moralität im Unterschied von bloßer Legalität verloren. Und überdies fordert die egoistische Ableitung der Moral eine positivistische Ergänzung, da sie für sich offenbar nichts leistet. So wirft denn Bentham Moral und Gesetzgebung ohne weiteres zusammen. Und wo jene als rein egoistische Rechnung nicht ausreicht, da muß die Gesetzgebung aushelfen und die Lösung des Exempels durch die politische, religiöse und moralische Sanction zu beeinflussen suchen im Sinne einer socialen Lösung. Freilich kann auch von hier aus das Wesen der Sittlichkeit nicht verstanden werden; sofern der Positivismus nur mit dem Egoismus rechnet, kennt auch er nur äußerliche Uebereinstimmung mit der sittlichen Forderung, keinen inneren sittlichen Gehorsam.

So stellt Bentham das Moralprinzip der Maximisation der Wohlfahrt dogmatisch hin. Die Frage, warum fremde Lust meine Lust hervorrufen solle, kann er nur positivistisch mit dem Hinweis auf die politische Gesetzgebung beantworten. Und die in jene eingeschlossene Frage, wie denn fremde Lust meine eigene Lust begründen könne, sucht er durch den Hinweis auf den Eigennutzen zu beantworten. Selbst wenn aber die letzte Frage damit beantwortet wäre, was sie zweifellos nicht ist, so ist damit die erste, die das eigentliche Problem der Socialethik bildet, noch gar nicht berührt. Der Vorzug des socialen Wollens bleibt unverständlich.

Auch John Stuart Mill hat diesem Mangel der utilitaristischen Theorie nicht abgeholfen. Er nimmt vielmehr das Prinzip der größtmöglichen Wohlfahrt möglichst vieler als ein für sich evidentes ohne weiteres in Anspruch. Er verzichtet auf eine egoistische Ableitung, sowohl rein subjectiver als auch positivistischer Art, absichtlich. Die Möglichkeit ungerechter Gesetze beweist ihm, daß das Gesetz nicht letztes Kriterium der Sittlichkeit sein kann. Und der Verzicht auf die eigene Glückseligkeit zugunsten fremder oder allgemeinerer Glückseligkeit ist nach ihm nicht nur möglich oder berechtigt, sondern wird sogar von seinem objectiven Moralprinzip gefordert.

Mill gewinnt durch diesen Verzicht das Verständniß für das Wesen der Sittlichkeit als der von der Legalität verschiedenen Moralität. Aber andrerseits reicht die Behauptung der unmittelbaren Gewißheit des Grundsatzes von der Maximisation der Glückseligkeit zur Begründung einer objectiven sittlichen Beurtheilung sowie des Sittengesetzes offenbar nicht aus; beide verlangen Nothwendigkeit. — Auf der Grundlage der eudämonistischen Psychologie, der zufolge die Lust den eigentlichen und einzigen Willensinhalt bildet, hält Mill qualitative Unterscheidung der Lust für möglich, und diese qualitative Schätzung ist ihm ohne weiteres Höherwerthung der socialen Gefühle. Wird aber jene Möglichkeit gar nicht einmal beanstandet und läßt man die socialen Zwecke als qualitativ besondere zu, so hat die utilitaristische Ethik immer erst die Möglichkeit derartiger Zwecke dargethan; ihre Nothwendigkeit zu erweisen, ist sie gänzlich außer Stande.

Digitized by Google

So bedarf denn natürlich das Sittliche, dessen logische Nothwendigkeit nicht gewürdigt ist, auch für Mill der Sanction. Nur fügt Mill den äußeren Sanctionen die innere des Gewissens hinzu. Insofern aber auch dies für ihn keine logische Nothwendigkeit enthält, sondern nur als psychologisches Instrument zur Erreichung der sittlichen Zwecke in Betracht kommt, wird die Socialethik zur Socialpädagogik: das sociale Wollen soll anerzogen, der sociale Instinct angezüchtet werden.

Daß die Sanction, die auf diesem Wege erreicht wird, eine objectiv gültige Begründung des Sittlichen nicht zu ersetzen vermag, sondern vielmehr voraussetzt, liegt auf der Hand. Um Zucht und Erziehung zu regeln, muß ja ein objectives Princip des Sittlichen feststehen. Und ferner fehlt die objective Norm; so hat die psychologische Ableitung des Sittlichen wieder rein nominalistischen Charakter und leistet somit das Gegentheil von dem, was sie leisten soll, sie führt zur Aufhebung des Sittlichen überhaupt. —

Wägen wir Vorzüge und Schwächen des ethischen Individualismus und Socialismus gegen einander ab, so muß diesem, wie schon bemerkt, vor allem zugestanden werden, daß er gegenüber dem subjectivistischen Immoralismus der Thatsächlichkeit der sittlichen Schätzung gerecht zu werden versucht. Freilich bleibt er hier auf halbem Wege stehen, sofern er die sittliche Unterscheidung nicht auf Nothwendigkeit zurückzuführen vermag, vielmehr im Grunde genommen gerade in seiner geläuterten Form einfach in Anspruch nimmt. Indem so das sittliche Gebot nicht aus dem Wesen des Bewußtseins gefunden, sondern dem Subject von außen her, von der Gesammtheit durch Gesetz und Zucht entgegengebracht wird, verfällt es der Heteronomie. Es bleibt dem Subject äußerlich und entbehrt der verpflichtenden Kraft oder Verbindlichkeit. Eben wegen dieses Mangels erscheint die sociale Forderung als Zwang und unberechtigter Eingriff in die Rechte des Individuums, dem ohne weiteres eine Beschränkung seiner Freiheit durch andere nicht zugemuthet und dem ein Zurücktreten eigener Ansprüche vor den addirten Ansprüchen anderer kaum verständlich gemacht werden kann.

So negirt der ethische Socialismus zwar den individualistischen Egoismus, aber er hat ihn doch nicht innerlich überwunden und aufgehoben. Er behauptet höhere Werthe als die individuellen, aber er zeigt sie nicht, denn das Gesammtwohl setzt sich ja aus lauter egoistischen Werthen zusammen, und inwiefern die quantitative Messung die qualitative Schätzung beeinflussen oder gar begründen soll, ist nicht nachgewiesen und kann nicht nachgewiesen werden.

Der Grund, warum die socialistische Ethik hier versagt, ist der Mangel, den sie mit der individualistischen theilt: ihr eudämonistischer Charakter. Sie bleibt wie jene im Formalismus stecken. Worin besteht denn das Wohl des Nächsten oder gar der Gesammtheit? Soll hier nicht wieder der individuellen Besonderheit und individualistischen Willkür Thür und Thor geöffnet sein, so kommt es gerade darauf an, dem Begriff einen objectiven Inhalt zu geben; keineswegs darf er stillschweigend vorausgesetzt werden. Und ist somit nicht mehr von der Lust, sondern vom Lustbringenden die Rede, so handelt es sich, wenn zugleich die Pflicht, das anderen Lustbringende zu wollen, dargethan werden soll, darum, das objectiv Lustbringende oder den nothwendigen Zweck festzustellen.

Nur vom sittlichen Zweck aus, sofern sie auf ihm ruht, versteht sich der Werth der Gemeinschaft. Ohne ihn hat sie nicht den geringsten Anspruch dem Individuum gegenüber. Da dieser Zweck als nothwendiger doch immer nur aus dem Wesen des Bewußtseins heraus erwiesen werden kann, so bleibt das Subject allezeit höchste und letzte Instanz der sittlichen Gesetzgebung. Als Träger des Sittengesetzes, als Mittelpunkt aller Werthbeziehung fühlt es auch seinen unendlichen Werth, dem gegenüber kein höherer in Betracht kommt, es sei denn der sittliche Zweck selbst.

Die socialistische Ethik hat zwar Recht, indem sie den sittlichen Werth oberhalb der rein individuellen Werthe sucht. Dem Vorzug, den sie damit vor der individualistischen Ethik voraus hat, steht aber der Nachtheil gegenüber, daß sie jenen Werth außerhalb des Individuums, das der Individualismus mit Recht zum Maß aller Werthe gemacht hatte, suchte. Individualismus wie Socialismus kommen nicht ans Ziel, weil sie auf dem Boden des eudämonistischen Formalismus keine nothwendige inhaltliche Bestimmung des sittlichen Wollens zu geben vermögen.

Erst von der Natur des sittlichen Zweckes aus als des für alle Individuen nothwendig Lustbringenden versteht sich der Werth der sittlichen Beziehung des Individuums zu anderen Individuen, der sittlichen Gemeinschaft. Wird diese nicht als solche schon vorausgesetzt, so läßt sich auf dem Standpunkt der socialistischen Ethik alles Mögliche als socialer Werth in Anspruch nehmen. Der moderne politische Socialismus mit seiner ausschließlichen Anerkennung materieller Werthe beweist das genugsam. Mag man vom Staat und von der Gesellschaft materielle Fürsorge für die einzelnen Individuen fordern, so läßt sie sich doch nicht ohne weiteres als ihre Aufgabe behaupten; es handelt sich doch eben gerade darum, diese Forderung zu deduciren. Sie läßt sich nun, sobald jene Gemeinschaften als sittliche verstanden werden, vom sittlichen Zweck allerdings herleiten, insofern alle auf dem sittlichen Zweck beruhende Gemeinschaft die Erreichbarkeit desselben für jeden in der Gemeinschaft Stehenden zur Voraussetzung hat, somit an das Vorhandensein der äußeren Bedingungen zum sittlichen Leben gebunden ist. Damit aber sind dem Staat zwar sittliche Aufgaben gestellt — und sie sind gegenwärtig wenigstens im Prinzip anerkannt — aber damit ist kein socialistischer Gleichheitsstaat gefordert. Ein solcher mit seinen eudämonistisch-hedonistischen Voraussetzungen ist durch nichts sittlich zu begründen; er wird im Gegentheil durch die Natur des sittlichen Zweckes, den er ignorirt, und die Verschiedenheit der Bedingungen der individuellen Verwirklichung widerlegt.

Individualismus und Socialismus werden dem Reichthum und der Tiefe des Menschenlebens nicht gerecht; sie vergessen sein Edelstes und Bestes, seinen Zweck, in dem allein sein Werth liegen kann. Wo aber auch immer der sittliche Zweck als solcher in Frage kommt, da sind Individualismus und Socialismus abgethan, jener, weil er die objective Nothwendigkeit des Sittengesetzes, dieser, weil er den Werth des concreten Bewußtseins als seines Trägers verkennt, beide, weil sie als eudämonistische Theorien die Bestimmung des sittlichen Wollens nach seinem Inhalt ausschließen.

Noch ringt unsre Zeit mit den Gegensätzen des Individualismus und Socialismus schwer. Und in der praktischen Geltendmachung stehen sich Egoismus und Materialismus als zwei einander würdige Gegner gegenüber. Aber langsam besinnt sich unser Geschlecht auf Zweck und Sinn des Lebens und sucht sich damit den einzig zuverlässigen Maßstab zur Beurtheilung aller endlichen Werthe, das Verständniß der Gegensätze und Räthsel des Daseins zu verschaffen. In dem Wiedererwachen und Neuerstarken des religiösen Lebens spricht sich die Sehnsucht nach einer Antwort auf jene Frage nach dem Zweck des Lebens unverkennbar aus. Und wenn auch hier gerade neue Gefahr droht, daß nämlich die Antwort der Religion möglicherweise wieder formalistisch-eudämonistisch ausfällt, daß die Kirche vielleicht wie die staatliche Gemeinschaft sich als Selbstzweck an die Stelle des sittlichen Zweckes setzt, auf dem sie wie alle sittliche Gemeinschaft ruht, — so ist doch schon die bloße

Digitized by Google

Frage freudig zu begrüßen. Die aber wird nicht nur halb unbewußt im religiösen Leben der Gegenwart laut; sie wird bewußt ausgesprochen in der wissenschaftlichen Ethik und in der neu sich regenden metaphysischen Speculation. — Die Antwort führt zur Einheit der Gegensätze des Menschendaseins in dem mit dem Bewußtsein überhaupt nothwendig gesetzten sittlichen Zweck (der Erkenntniß und Wahrheit); sie führt zugleich zur Einheit alles Seins im allumfassenden göttlichen Allgemeinbewußtsein.

Die ältesten Bewohner des Trentino.

Von Ad. Naue (München).

II.

Den Rhätern und ihren viel umstrittenen Beziehungen zum Trentino ist das zweite Capitel Untersteiners gewidmet. Nach einer weit verbreiteten Ansicht sollen Stämme dieses Namens die ersten Bewohner Südtirols gewesen sein, welche die Geschichte nennt. Untersteiner aber sucht nachzuweisen, daß diese Meinung unrichtig ist, und daß von Rhätern im Tridentinischen nicht gesprochen werden darf. Auf Grund verschiedener Stellen alter Autoren haben wir die Rhäter als einen Theil der Etrusker (Tusker) zu betrachten, welche sich den anstürmenden Galliern am Ticino entgegenstellen. Geschlagen und aus ihrem Land vertrieben, besetzte ein großer Theil dieser Etrusker die Alpen und legte sich nach seinem Anführer Rhätus den Namen Rhäter bei. Das tridentinische Gebiet aber wurde nicht von ihnen eingenommen. Da die Tusker nach ihrer Niederlage bedacht sein mußten, sich den Galliern durch den Rückzug ins Gebirge so rasch als möglich zu entziehen, wandten sie sich vom Ticino aus viel besser nach Norden und kamen so direct in die Alpen und an den Lago maggiore und Comersee. Das Trentino aber hätten sie nur nach einem viel längeren Marsch erreichen können. Dazu kommt, daß schon bald darauf — subinde sagt Livius — die Gallier sich bis an die Venetergrenze ausdehnten und die Herren des Landes wurden, in dem sich später Brescia und Verona erhoben. Wenn also die flüchtigen Rhäter auch bis in diese Gebiete und sogar bis ins Trentino gelangt wären, so hätten sie das alles jedenfalls nicht lange in ihrer Gewalt behalten, weil sie von den Galliern nur zu bald unterworfen worden wären. Schon Tschudi, Sprecher, Quadrio und Martini sind der Ansicht, daß die Etrusker, welche sich Rhäter nannten, das Thal oberhalb des Comersees und des Lago maggiore als ihre neue Heimath einnahmen. Allmählich besetzten sie auch das Gebiet, welches so ziemlich dem heutigen Graubünden entspricht, wo noch jetzt einige Ortsnamen etruskische Sprachreste aufweisen. Unmöglich aber ist, daß etwa in späterer Zeit noch die Rhäter ihre Herrschaft bis gegen Trient ausdehnten; denn die Gallier waren die Herren jenes Landes. Nach der gallischen Occupation kann von einer rhätischen nicht mehr die Rede sein. Diejenigen, welche für den rhätischen Ursprung der Tridentiner eintreten, stützen sich auf das Zeugniß Strabo's und Plinius' des Aelteren. Strabo hat nach Untersteiner nur sehr wenig Bedeutung für unsre Frage. Der Geograph schreibt zwar, daß die Rhäter sich ausdehnen bis Italien, das über Verona und Como liegt, läßt uns aber in völliger Unklarheit über die wahre Lage der Tridentiner in den Alpen. Anderntheils ist hervorzuheben, daß Strabo nirgends vom rhätischen Ursprung der Tridentiner spricht. Ebenso wenig kann man sich auf die Autorität des Plinius in diesem Punkt verlassen; denn verschiedene Fehler, Ungenauigkeiten und Unklarheiten lassen sich bezüglich dieser Frage und auch sonst in seinen Werken nachweisen. Dazu kommt die Uneinigkeit der Interpreten dieser Stellen, die besonders in der Lesart eines hieher gehörigen Passus der Naturgeschichte zum Ausdruck kommt. Zwischen Strabo's und des älteren Plinius' Bemerkungen sind schließlich nicht wenig Widersprüche vorhanden. Im Gegensatz zu den Zeugnissen dieser beiden stehen dann noch die Bemerkungen mehrerer alter Autoren, die um so wichtiger sind, weil sie mit den Ergebnissen der Paläethnologie, der Toponymie und der Untersuchung der religiösen Culte übereinstimmen. Diese bestätigen, daß das Trentino niemals im Besitz der Rhäter war, noch denselben zur Wohnung diente, sondern in jener Epoche lediglich von Galliern bewohnt wurde. Hieher gehören Stellen bei Livius, Catullus, Trogus Pompejus, Ptolemäus und Dio Cassius, von denen einige sogar die Cenomanen als Gründer Trients nennen.

Zu ganz andern Schlüssen bezüglich der Rhäterfrage kam Oberziner in seinem 1883 erschienenen Werk, in dem zum Theil die Ideen des erwähnten Conte Giovanelli und des Marchese Maffei verwerthet sind. Näher auf dieses Buch einzugehen, scheint hier nicht am Platze. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß Untersteiner mit dem Inhalt dieses Werkes nicht übereinstimmt und mit zahlreichen Gründen darzulegen sucht, daß die Ausdehnung, welche nach Oberziner das alte Rhätien besessen hätte, viel zu hoch bemessen ist, und daß diese Ausdehnung nicht im Einklang steht mit den Ueberlieferungen der Geschichte. Ferner wird die Oberziner'sche Behauptung, die Rhäter hätten als Etruskergruppe schon lange vor dem Gallereinbruch die Gegend zwischen den lepontischen Alpen und dem Bellunesischen bewohnt, als unrichtig abgewiesen. Auch die Schwierigkeit, welche die Linguistik der Untersteiner'schen Hypothese bereitet, ist zu beseitigen. Wir wiederholen den Schluß aus all diesen Ausführungen: das Trentino war nie von Rhätern, wohl aber von Galliern, nämlich Cenomanen bewohnt.

Wie schwierig die definitive Entscheidung in diesem Punkte, das ergibt sich aus der starken Divergenz der Meinungen, von der bereits am Eingang berichtet wurde. Die von Bertrand und Reinach versuchte Lösung der Rhäterfrage,[1]) welche Untersteiner ganz unberücksichtigt läßt, spricht diesem Volke sogar die etruskische Herkunft ab. Wie die Mehrzahl der übrigen Alpenvölker muß auch dieses mit den kellischen Umbrern verbunden werden. Auf die alte ligurische Bevölkerung Italiens folgen die Umbrer, die ersten Arier, welche Norditalien erreichen. Diese werden von den Tyrrhenern (Etruskern) abgelöst. Die Gallier, welche dann vordringen, nehmen den Etruskern das Land ab, und zwar nur dasjenige Land, welches schon vordem ein Volk gleichen Stammes, nämlich die Kelto-Umbrer, im Besitz hatte. Daß diese Behauptung wohl viel zu weit geht, wurde bereits früher hervorgehoben. Nur zur Vervollständigung sei auch sie hier angefügt. Der Linguist Stolz[2]) betrachtet das Wort Rhäter nicht als einen ethnologischen Begriff, sondern nur als Sammelnamen für die in Tirol angesiedelten Etrusker, Kelten und Illyrier. Aehnlicher Ansicht sind auch Orsi und Malfatti. Daß Untersteiner diese Meinung nicht theilt, ist nach unsern Angaben wohl selbstverständlich. Auf Grund kraniologischer Untersuchungen endlich tritt auch Tappeiner[3]) der Theorie des Prof. Stolz entgegen und sieht in den vorrömischen Rhätern einen Volksstamm, der in den europäischen Alpen autochthon ist. Auch hier blieb der Widerspruch nicht aus. Es würde aber zu weit führen, wollten wir den Stand in dieser Frage erschöpfend behandeln. Unbestimmt, wie die

[1]) Les Celtes, 1894, p. 63 ff.
[2]) Die Urbevölkerung Tirols, 1892. Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol, 1894, 39 ff.
[3]) Beiträge zur Antrop., Eth. u. Urgesch. v. T., 1894, 1 ff.

Digitized by Google

Herkunft, ist auch die Cultur der Rhäter. Eines ist die Folge des andern. Solange aber noch keine eigenartig rhätische Cultur nachgewiesen ist [1]) — und das wird schwerlich der Fall sein — so lange dürfte eine sichere Entscheidung der Frage: saßen Rhäter jemals im Trentino? wohl sehr schwierig, wenn nicht etwa gänzlich ausgeschlossen sein; denn das Hauptkriterium für die Richtigkeit der Beantwortung, welches die Funde des betreffenden Culturkreises darbieten würden, fehlt. Dazu kommt, daß auch Linguisten und Kraniologen nicht einig sind.

Erst in verhältnißmäßig später, bereits rein historischer Zeit drohte der italischen Halbinsel ein neuer Ansturm wilder Völker. Dies waren die Kimbern und Teutonen. Der Kimbernkrieg blieb allerdings ohne Einfluß auf die Stellung des tridentinischen Landes. Wichtig aber ist, die Marschroute dieser beiden Völker festzulegen, um entscheiden zu können, ob sie auch nach Südtirol vordrangen. Untersteiner schließt sich der Meinung derjenigen an, welche die Kimbern über den Alpentheil herabsteigen lassen, der das Wallis von der Valle dell' Ossola trennt. Sie benutzten also weder die tridentinischen noch die carnischen Alpen zum Abstieg. Ebenso wenig war es an der Etsch oder am Natiso, sondern am Atiso (jetzt Tosa oder Toccia), wo der Consul Catulus von den Kimbern geschlagen wurde. Diese von Devit aufgestellte Hypothese schließt das Eindringen der Kimbern ins tridentinische Gebiet aus und gibt nur zu, daß sie bis in die Nähe desselben gelangten.

Unter der Regierung des Augustus, der durch die Alpenkriege die Sicherung des Weges nach Gallien und Germanien bezweckte, durchzogen mehrmals römische Heere das Trentino. Nach der Niederwerfung der Salasser, Camunen, Vennonen und Istrier beginnt der Krieg gegen die Rhäter. Drusus rückte mit einem Heere durchs Etschthal vor und schlug nicht weit von Bozen beim Flußübergang in der Nähe vom heutigen Sigmundskron die Rhäter, welche bis zu diesem Punkte den Römern entgegengezogen waren. Kurze Zeit darauf marschirten Drusus und Tiberius zur völligen Unterwerfung Rhätiens und Vindeliciens in die Alpen. Wiederum schlägt Drusus den Weg durchs tridentinische Land ein. Die Schlachten dieses zweiten Zuges fanden besonders in der Brennergegend statt. Bald ist der rhätische Krieg vollendet, wodurch das feindliche Land zur römischen Provinz wird. Es folgen die Besiegungen zahlreicher in den Alpen seßhafter Stämme. Für die tridentinische Geschichte in dieser Zeit ist eine Inschrift von großer Bedeutung, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Trient — in einer Kirche eingemauert — entdeckt wurde und aus dem Jahre 23 v. Chr. stammt. Aus derselben ergibt sich, daß in Trient damals ein Legat stationirt war, der jedenfalls eine Besatzung, oder — nach Mommsen — wohl eine Legion befehligte, welche zum Schutz gegen etwaige Einfälle der Alpenvölker diente. Auch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auf dem Hügel Doß-Trento (Verruca) ein römisches Castell lag, das Augustus hatte aufbauen lassen. Eine weitere Inschrift, die gleichfalls aus Trient stammt, führt zu dieser Vermuthung. Dazu kommt, daß eine Festung in dieser Gegend wohl die beste Operationsbasis gegen den Norden war. Da ferner die St. Apollinariskirche in ihren Mauern zahlreiche antike Steine mit verschiedenen Inschriften aufweist, ist die Annahme wohl gerechtfertigt, daß zum Bau der Kirche die Ruinen des benachbarten Castells das Material lieferten.

[1]) Bertrand-Reinach (l. c. p. 64) machen den Versuch, die „rhätischen" Funde von Badena mit inschriftlichen Alterthümern zu identificiren und daraus weitere Schlüsse zu ziehen. Es scheint aber unzulässig, die Badenafunde von vornherein als rhätisch auszusprechen.

Durch die sogenannte Clesianische Tafel erhalten wir Nachricht von Trient zur Zeit des Kaisers Claudius. Der im Jahre 46 nach Chr. abgefaßte kaiserliche Erlaß handelt hauptsächlich von der rechtlichen Stellung der Anaunen, Tulliasser und Sinduner. Sämmtliche drei Stämme erhielten vom Kaiser das Bürgerrecht. Ein Theil ihres Landes war, wie die Tafel zeigt, schon früher den Tridentinern angewiesen; auch waren diese Alpenvölker mit den Bewohnern des Trentino so eng verbunden, daß Claudius meinte, die drei Stämme „ohne schweres Unrecht gegen dieses glänzende Municipium" (Trient) nicht aus ihrem Lande vertreiben zu können. Das Edict nennt zwei völlig neue Völker und gibt auch dem dritten keine genaue Bestimmung. Die Sitze des letzteren, der Anaunen, werden heute einstimmig in die Valle di Non, die Anaunia der Römer, verlegt. Schwierigkeiten bestehen nur hinsichtlich der Tulliasser und Sinduner. Doch sind mit Hülfe der Toponymie ihre Gebiete annähernd — wenn auch nicht mit Sicherheit — bestimmbar. Der Name des Dorfes Terzolas in der Valle di Sole geht nach Untersteiner wohl auf die alte Bezeichnung: inter Tuliassos (scil. vicus) zurück. Danach wäre die Valle di Sole bis nach Malè als das tuliassische Land zu betrachten. Das Wort Sinduni besteht aus sin (oberhalb) und aus dunum oder dun (Höhe, Berg). Der zweite Bestandtheil dieses Wortes hat sich noch in Don, einem Dorfe der Raunia erhalten, während der erste verloren ging. Deßhalb ist es wahrscheinlich, daß die Sinduner jene Gegend bewohnten.

Wesentlich verändert ist die Lage des südlichsten Tirols zur Zeit des Kaisers Marcus Aurelius. Das Monument des Marianus, eine in Trient entdeckte Inschrift, stellt fest, daß das Trentino, das noch unter Claudius glänzendes Municipium genannt wurde, nun zu einer römischen Colonie geworden war. Diese Veränderung erklärt sich wohl am besten dadurch, daß die Stellung als Colonie vorgezogen wurde, weil sie mehr den Eindruck der Souveränetät erweckte. Der Patron dieser tridentinischen Colonie war zur Zeit der Inschrift C. Valerius Marianus. Bei dieser Umwandlung wurden die Municipalgesetze abgeschafft und durch die römischen ersetzt. Dieser Zeitpunkt bezeichnet die definitive Uebernahme der Regierungsgeschäfte durch die Römer.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zur litnrgischen Literatnr. Unter dem Titel „Libri liturgici, bibliothecae apostolicae Vaticanae manuscripti, digessit et recensuit Hugo Ehrensberger" (XII, 591 S. gr. 8.) ist bei Herder in Freiburg i. B. soeben ein prächtig ausgestattetes Quellenwerk erschienen, welches sich den in der Beilage z. Allg. Ztg. vom 23. Mai 1896 (Nr. 119) besprochenen „Quellen und Forschungen" Ebners, mit denen es sich inhaltlich mehrfach berührt, würdig an die Seite stellt. Ehrensberger, Professor am Gymnasium zu Bruchsal, der den Liturgikern bereits durch seine auf Grund der Karlsruher Handschriften bearbeitete „Bibliotheca liturgica manuscripta" (Karlsruhe 1889) und sein Programm „Psalterium vetus und die Pinkerien des hl. Hieronymus" (Tauberbischofsheim 1887) vortheilhaft bekannt ist, liefert in seinem neuen, die früheren Arbeiten an Umfang und Bedeutung weit überragenden Werke eine genaue Beschreibung der sämmtlichen liturgischen Handschriften der Vaticana. Mit einzelnen Handschriften und Handschriftengattungen haben sich in älterer und neuerer Zeit hervorragende Forscher beschäftigt — es genüge, die Namen Mabillon und Delisle zu nennen —, aber die Bewältigung des ganzen Materials blieb Ehrensberger vorbehalten. Etwa 550 Codices waren zu ordnen, d. h. als Psalterium, Antiphonarium, Diurnale oder Evangeliarium (Ehrensberger benöthigt 33 Rubriken) zu bestimmen und Blatt für Blatt zu prüfen. Von der Mühseligkeit einer derartigen Arbeit braucht man nicht eigens zu reden; um ihre Bedeutung würdigen zu können, muß man wissen, daß nicht nur die speciellen Liturgiker und die mit ihnen eng verbundenen Hymnologen, sondern auch diejenigen,

die sich mit der hagiographischen Literatur (vgl. p. 56 ff. die Beschreibung der „Passionarien"), mit der Ueberlieferungsgeschichte der Homilien eines Gregor oder Beda (vgl. p. 42 ff. „Homiliarien"), mit der Textgeschichte der Benedictinerregel (vgl. p. 162 ff. „Martyrologien") u. s. w. beschäftigen, aus der Inventarisirung liturgischer Sammelhandschriften Gewinn ziehen können. Auf die Beschreibung der einzelnen Handschriften folgt die Angabe der Publicationen, in welchen über die betreffende Handschrift gehandelt oder etwas aus derselben edirt ist (p. 40 wäre neben Drews Ulysse Chevalier, Poésie liturgique du moyen âge, Paris und Lyon 1893, zu nennen gewesen); den Schluß des ganzen Bandes bilden Indices 1. der Provenienzorte der Handschriften, der Autoren und der Persönlichkeiten, welche die Herstellung eines Codex veranlaßt haben, 2. der mit Malereien, Noten oder Neumen und kunstreichem Einbande versehenen Handschriften. Ehrensberger hat sein werthvolles Buch pietätvoll dem Papste gewidmet, aus dessen Bibliothek es erwachsen ist, in der Vorrede aber gibt er seiner Dankbarkeit Ausdruck für die wohlwollende Förderung, die ihm von seiten seines trefflichen Landesherrn und dessen durch Objectivität und wissenschaftliches Verständniß ausgezeichneten Ministers Nokk zutheil geworden ist. W.

* Die staatlichen Schullehrer- und Lehrerinnen-Seminare Preußens waren im Winterhalbjahr 1896/97 von 15,647 Zöglingen, 266 mehr als im letzten Sommerhalbjahr, besucht; evangelisch waren 7964, katholisch 3672, jüdisch 11. Im ersten Jahrgang waren 4426, im zweiten 3696, im dritten 3525. In den staatlichen Präparandenanstalten befanden sich 2422 Zöglinge, davon 1575 evangelische, 846 katholische, 1 jüdischer.

* **München.** Die bereits amtlich gemeldete Verleihung des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst an die Berliner Gelehrten Brunner und Wattenbach, die Meister der deutschen Rechtsgeschichte und der Quellenkunde zur deutschen Geschichte im Mittelalter, entspricht ganz besonders der geistigen Neigung und Richtung König Max' II., der den genannten Orden gestiftet. Beide Gelehrte wirken in der Centraldirection der Monumenta Germaniae zusammen; der jüngere, Brunner, besitzt bereits den preußischen Orden pour le mérite für Wissenschaft und Kunst.

* **Berlin.** Am 12. April starb, erst 42jährig, Dr. Julius Hoffory, außerordentlicher Professor für nordische Philologie an der hiesigen Universität, einem Gemüthsleiden, das seiner wissenschaftlichen Thätigkeit bereits vor 4 Jahren ein Ziel gesetzt. Ungar von Abkunft, geboren zu Aarhus in Jütland, in Kopenhagen vorgebildet, trat er vor etwa 20 Jahren in die hiesige germanistische Schule der Müllenhoff und Scherer ein, ward 1884 als Universitätslehrer angestellt und wirkte als solcher wie als Forscher eifrig für das Studium der alt nordischen, wie der modern skandinavischen Literatur von der Edda über Holberg bis auf Ibsen herab; auch der Lautphysiologie wandte er seine Bemühungen zu.

* **Wien.** Dem unlängst zur Ausgabe gelangten Jahresberichte des k. k. Oesterreichischen Museums war zu entnehmen, daß die eben vor einem Jahre in diesem Museum abgehaltene Wiener Congreß-Ausstellung von 100,000 Personen besucht war, eine in der Geschichte der Specialausstellungen einzig dastehende Erscheinung. Das große Interesse, welches diese Ausstellung in allen Kreisen der Gesellschaft erregt hat, äußerte sich auch in den Ergebnissen der Subscription auf das bei Artaria erscheinende Prachtwerk: „Der Wiener Congreß. Culturgeschichte, die bildenden Künste und das Kunstgewerbe, Musik, Theater, in der Zeit von 1800—1825", dessen Redaction Custos Dr. Leisching übernommen hat. An der Spitze der Subscription steht Se. Majestät der Kaiser, welcher auch die Widmung des Werkes angenommen hat. Weiter haben der Kaiser von Rußland und verschiedene andere europäische Fürsten die Vorzugsausgabe pränumerirt, die bereits vollständig vergriffen ist. Außer einer größeren Subscription seitens des Unterrichtsministeriums sind zahlreiche Aussteller, Mitglieder des hohen Adels, in- und ausländische Bibliotheken und andere in der Liste vertreten, so daß schon jetzt die halbe Auflage vergeben ist. Das Werk erscheint nur in 525 Exemplaren und wird die hervorragendsten Objecte der Ausstellung in 40 Vollbildern in Radirung (hierunter 5 Blätter von der Hand Ungers), Heliogravüre, Lichtdruck und Holzschnitt, theilweise in farbiger Ausführung und in ca. 180 Textillustrationen zur Darstellung bringen. Der Text wurde in Form von Essays nach folgendem Programme abgefaßt. I. Die geistigen Strömungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts (Custos Dr. Leisching); II. a) der Wiener Congreß, die Fürsten und Staatsmänner (Professor Dr. Guglia); b) die Wiener Gesellschaft zur Zeit des Congresses (L. Hevesi); c) Wien, Stadtbild, Festlichkeiten, Volksleben (L. Hevesi); III. die hohe Kunst, Architektur, Malerei, Plastik (Professor Dr. v. Lützow); IV. die Kleinkünste: a) Miniatur (Custos Ritter), b. Goldschmiedekunst und Email (Hofrath Director Bucher); c) Bronzen (Custos Dr. Leisching); d) Keramik (Professor Macht); e) Glas (Custos Folnesics); f) Möbel und Innendecoration (Professor Dr. Riegl); g) Costüme und Uniformen (Custos Dr. Masner); V. a) die Musik (Sectionsrath Baron Weckbecker); b) das Theater (H. Wittmann). Das Werk wird Ende 1897 erscheinen.

* **St. Petersburg.** Den „Nowosti" zufolge wird sich der Akademiker Koeshiasti mit der Expedition der Geographischen Gesellschaft nach Roschan, Schugnan und ins Pamirgebiet begeben, um diese Länder naturwissenschaftlich und ethnographisch zu erforschen. Das Ministerium der Landwirthschaft hat Hrn. Korshinski den Auftrag ertheilt, über die Culturpflanzen dieser Länder Nachrichten zu sammeln und denjenigen wildwachsenden Pflanzen (Schotengewächsen) seine Aufmerksamkeit zu schenken, die als Futterkräuter cultivirt werden könnten. Von diesen letzteren soll Hr. Korshinski Samen mitbringen. — Auch zur Erforschung Kaschgariens in anthropologischer Beziehung wird sich, den „Pet. Wed." zufolge, im Herbst dieses Jahres eine wissenschaftliche Expedition unter Leitung des Mitglieds der Geographischen Gesellschaft Dmitrijew nach Aksyskaja begeben.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Ein in seiner Art einzig dastehendes Geschichtswerk!

Soeben ist erschienen:

Fürst Bismarck und der Bundesrat.

Von

Heinrich von Poschinger.

2. Band: Der Bundesrat des Zollvereins 1868—1870 und des Deutschen Reiches 1871—1873.

Preis geheftet M. 8.—; elegant gebunden M. 10.—

Diesem neuen Bande des hochinteressanten Werkes, das den ersten **Versuch einer Geschichte des Bundesrats** darstellt, dürfte bei der Wichtigkeit und Bedeutung der darin behandelten Materien ein noch weit größerer Erfolg als dem 1. Bande beschieden sein. Der Verfasser erschließt darin wieder reiche biographische Schätze und teilt viele bisher ungedruckte Briefe des Fürsten Bismarck, wie auch sehr bemerkenswerte Aufzeichnungen einzelner Bundesratsmitglieder mit. (5872)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (5896)

Historische und Politische Aufsätze

von

Heinrich von Treitschke.

Vierter Band.

Biographische und historische Abhandlungen,

vornehmlich aus der neueren deutschen Geschichte.

Preis geh. Mk. 8.—; in Halbfranz gebdn. Mk. 10.—

Dieser vierte Band der **historischen und politischen Aufsätze Heinrich von Treitschke's** umfaßt Abhandlungen aus älteren und jüngeren Jahren: neben den frühesten publicistischen Versuchen steht darin das „Gefecht bei Ackernförde", das ein Glanzkapitel in dem nicht mehr vollendeten sechsten Theile der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert geworden wäre.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 15. April. Nummer 85.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Deutsche und englische Arbeiterberufsvereine. Von Hugo Böttger. — Das Pandektencolleg. Von Dr. jur. Lüttgert. — Mittheilungen und Nachrichten.

Deutsche und englische Arbeiterberufsvereine.

Von Hugo Böttger.

Aus dem Gewirr der Streik- und Tagesfragen erhebt besonders eine ihr drohendes Haupt: Welche Richtung wird unsre Arbeiterbewegung einschlagen? Gelehrte, Staatsmänner, Politiker sind darüber grundverschiedener Meinung. Steht der revolutionäre Hannibal bereits ante portas, treibt uns ganz allmählich die „Evolution" in den Zukunftsstaat von August Bebel oder von Eugen Richters Sparagnes hinein, werden wir mit Stöcker oder Naumann den Socialismus überwinden? Wird es gelingen, den „socialen Friedensschluß" zwischen Arbeitern und Unternehmern zu erreichen, dem Arbeitsvertrag eine neue, allen Theilen genehme Form zu geben? Werden sich wirklich die Proletarier aller Länder vereinigen und ein sociales Volapük alle Nationalhymnen überflüssig machen, oder wird sich die Bewegung zu einer gewerkschaftlichen, im vaterländischen Boden wurzelnden vertiefen? Soviel Fragen, soviel Räthsel! Die Behauptung ist ja nicht ungewöhnlich, daß unsre Gewerkschaften, wenn sie einmal den internationalen Marxismus überwunden hätten und von politischen Ueberspanntheiten befreit sein würden, demnächst im Kampf zwischen Capital und Arbeit die achtunggebietende Machtstellung einnehmen würden, welche die öffentliche Meinung Großbritanniens den dortigen Trade-Unions eingeräumt hat, und daß dann auch bei uns ein friedlicher Ausgleich der Interessengegensätze gesichert sein würde. Der Gedanke hat Bestechendes, aber man darf, wenn man auf die englischen Verhältnisse exemplificirt, doch nicht die tief greifenden Unterschiede in der Gefühls- und Gedankenwelt der beiden germanischen Schwesternationen, die Verschiedenheit der wirthschaftlichen und politischen Entwicklung beider Staaten übersehen. Was in Großbritannien der nüchterne praktische Sinn der Arbeiterschaft in jahrhundertelangem Ringen mit sich selbst, mit der Unternehmerschaft und mit den staatlichen Machthabern an Organisationsformen zustande gebracht hat, können unsre Arbeiter nicht in einigen Jahrzehnten aufbauen, würden sie auch aus der Geschichte ihrer englischen Genossen lernen, Mißgriffe zu vermeiden, und hätte ihnen auch der Fortschritt der politischen Ideen inzwischen manche staatliche Hindernisse aus dem Wege geräumt. Bei uns gibt es andere Schwierigkeiten und „Complicationen", es kämpft eben jeder Mensch, jede Nation, jeder große Berufsstand seinen eigenen Kampf. Der mahnende und tadelnde Hinweis auf den Nachbar verfehlt meistens seine Wirkung; immerhin kann es reizvoll sein, die deutsche und die englische Arbeiterbewegung zu vergleichen. Auch einige politische Schlußfolgerungen werden statthaft sein, soweit damit nicht der Zweck verknüpft ist, Prophezeiungen vom Stapel zu lassen und der Geschichte in die Feder zu dictiren.

Wir verstehen unter Gewerkschaft und Trade-Union eine dauernde Verbindung von Lohnarbeitern zum Zwecke der Aufrechterhaltung oder Besserung ihrer Arbeitsbedingungen und Lebenshaltung. Es fragt sich nun, was diese Interessenverbände bei uns mit jenen jenseit der Nordsee in ihrer Geschichte, in ihrer Wirksamkeit und in ihrer Bedeutung für die Sache der Arbeit gemeinsam haben, was sie trennt, was sie erreicht haben, und wie ihre Aussichten sind.[1])

Schon seit dem vorigen Jahrhundert ist in vielen Gewerben Englands der Großbetrieb zur Herrschaft gelangt. Es hatte dann die Masse der Arbeiter aufgehört, unabhängige Producenten zu sein; sie war vielmehr in das Verhältniß von Lohnarbeitern auf Lebenszeit getreten, die endgültige Theilung der Functionen des Capitalisten und Arbeiters war vollzogen, der Interessengegensatz war da und mit ihm das Bedürfniß zu Gewerbevereinigungen, zu Trade-Unions. Im Jahre 1720 beschweren sich denn auch bereits die Schneidermeister beim Parlament, „daß die Schneidergehülfen in und um die beiden Städte London und Westminster in der Zahl von sieben tausend und mehr letzthin eine Verbindung geschlossen haben, um ihre Löhne zu erhöhen und um die Arbeit eine Stunde früher als gewöhnlich zu verlassen, und daß sie, um ihre Bestrebungen besser durchführen zu können, ihre betreffenden Namen in für diesen Zweck angelegte Bücher in den verschiedenen von ihnen besuchten Herbergen und Verkehrshäusern (Bierhäusern) eingetragen haben und verschiedene beträchtliche Summen Geld sammeln, um irgend welche gegen sie gerichtete Verfolgungen zu bekämpfen." Das Parlament entsprach damals wie später noch oft den Wünschen der Meister und verfügte ein Gesetz, das sowohl das Geben und das Nehmen von Löhnen über ein festgesetztes Maximum, sowie alle Coalitionen verbot. Trotzdem konnte 1810 ein Meister vor einem parlamentarischen Comité erklären, die Verbindung der Gesellen habe seit über einem Jahrhundert bestanden. Ein gleich frühzeitiges Beispiel dauernder gewerkschaftlicher Vereinigung liefert die Wollmanufactur des Westens von England. Namentlich ließ die Umwandlung der Tuchweberei und der Baumwollenspinnerei (1780) in Fabrikindustrie den Trade-Unionismus kräftig emporsprießen, da gerade hier die rasch wechselnden Productionsarten und die Ausdehnung der Märkte die bisherigen Gewerbebeschränkungen in Bezug auf die Zahl der Lehrlinge und zur Sicherung eines ausreichenden Lebensunterhaltes der Gehülfen wegfegten, die Ausbildung des

[1]) Genauere Daten findet der Leser noch in der Schrift von Lujo Brentano „Arbeitergilden der Gegenwart", in dessen und Oldenbergs und Biermers Aufsätzen im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", ferner in dem bedeutenden Werke von Sidney und Beatrice Webb „Die Geschichte der britischen Trade-Unions", Stuttgart 1895, schließlich bei Hugo „Die englische Gewerkvereinsbewegung", Stuttgart 1896, und bei Joseph Schmöle „Die socialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland", Jena 1896.

Digitized by Google

„natürlichen Lohns“ nach Angebot und Nachfrage begünstigten und mit alledem den Widerspruch der Arbeiter weckten und organisiren mußten. In der Wissenschaft und in der Gesetzgebung kam freilich die Lehre des laisser faire auf. Im Jahre 1799 erklärte das Gesetz ausdrücklich jede Verbindung für criminell strafbar. Der isolirte Arbeiter war infolge dessen in ständiger Abhängigkeit vom Unternehmer, der unter den „Händen“, die sich ihm darboten, die größte Auswahl hatte, er war es um so mehr, als die „stille, aber beständige“ Verbindung der Unternehmer, auf die Adam Smith hinweist, durch das Gesetz nicht zu treffen war. Ja, das Recht war damals so sehr in der Gewalt der Unternehmer, daß auch ganz offene Coalitionen der Arbeitgeber vom Polizei- und vom ordentlichen Richter unbeanstandet blieben. So erhob niemand Anklage gegen die Messerschmiedemeister, die 1814 die Sheffield Mercantile and Manufacturing Union gegründet und die mit einander abgemacht hatten, daß kein Kaufmann oder Fabrikant bei Strafe von 100 Pfund höhere Löhne zahlen dürfe, als im vorhergegangenen Jahre allgemeiner Satz gewesen war.

Aus dieser Zeit der Nothlage heraus entstand der erste Gewerkschaftsorganisator, der ehemalige Arbeitshosenarbeiter und Schneider Francis Place. Seine Lebensaufgabe wurde es, den Widerruf der Coalitionsgesetze und später die Reformbewegung zu erzwingen. Unermüdlich sammelte und verkündete er alle Fälle thatsächlicher Ungerechtigkeit gegen die Arbeiter, er eröffnete eine umfangreiche Correspondenz mit den Trade-Unions des ganzen Königreichs und fand in dem Nationalökonomen Mc. Culloch und in dem Führer der Radicalen im Hause der Gemeinen, Joseph Hume, kräftige Mitstreiter. Ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß wurde eingesetzt, die Coalitionsfreiheit wieder hergestellt, ja sogar den Arbeitervereinigungen ein Rechtsschutz zugesagt. Nun bildeten sich zahllose neue Trade-Unions, die trotz der Mahnungen von Place und Hume zum Maßhalten den Arbeitgebern ihren ungemein weit gehenden Willen aufzwingen wollten. Die Rückwirkung blieb nicht aus. Die Capitalisten schlossen sich eng zusammen, eine geschäftliche Panik kam hinzu, und der allgemeine Lohnrückgang sprengte viele mit unzureichenden Mitteln und leichtfertig ins Leben gesetzte Arbeitervereinigungen.

Die Arbeiter wandten sich alsbald von der Gewerkschaftsbewegung der radicalen und socialistischen Agitation zu, mit welcher die Arbeiterbewegung von 1829 bis 1848 unentwirrbar verquickt war. Man wollte zunächst Trades-Unions bilden, Vereinigungen der Arbeiter verschiedener Gewerke im Gegensatz zu Trade-Unions, welche in der Regel nur die Arbeiter einer Berufsgruppe oder doch nur der nahe verwandten umfassen; sie sollten die Arbeit von ganz Großbritannien organisiren, ein Gedanke, der für die Fabrikanten und Behörden etwas grauenerregendes hatte. Mit gewaltsamer Unterdrückungspolitik wähnte man den Schrecken vernichten zu können. So wurden sechs Arbeiter aus Dorchester, welche einem neu in die Arbeiter-„Loge“ aufgenommenen einen ebenso schwülstigen wie harmlosen Eid abgenommen hatten, zu sieben Jahren Deportation verurtheilt. Dieser Gewaltstreich setzte die Arbeiterwelt von Großbritannien in fieberhafte Erregung, eine Riesenprocession von 30,000 Personen ging zu Lord Melbourne nach dem Staatsamte des Innern, um eine mit mehr als einer Million Unterschriften bedeckte Petition zu überreichen — die erste der großen Straßenkundgebungen, welche seitdem ein regelmäßiger Bestandtheil im Getriebe des Londoner politischen Lebens geworden sind. Inzwischen wälzte sich die von dem Phantasten Owen beeinflußte Bewegung im trüben Strome der Leidenschaft der socialen Utopie zu. Mit Hülfe der Arbeiterassociationen sollten die Productionsmittel in die Hände der Arbeiter, der „wirklichen Producenten“, gebracht werden. Die Thaten und die Sprache der Chartisten, der für die sechs politischen Punkte der Arbeiter-Charte kämpfenden Gehülfen, wurden immer drohender und gewaltsamer. Glasgow, Dublin, Cork waren der Schauplatz wilder Verschwörungen und Ausschreitungen. Die Gewerkschaften geriethen in vollständigen Verfall; kein Mensch glaubte noch an verfassungsmäßige Reform, die Partei der „physischen Gewalt“ beherrschte die Situation.

Nachdem die großen Erwartungen der Owenisten und Chartisten in nichts zerronnen waren, wandten sich die Arbeiter wieder den Trade-Unions zu, und diese verstanden sich zu einigen Zugeständnissen an die politische Bewegung. Es wurde die „Nationale Association vereinigter Gewerkschaften zum Schutz der Arbeit“ begründet und dem „neuen Geist“ dazu der Eintritt gestattet. Das Programm war ein Gemisch radicaler Gesinnung und vorsichtiger Gewerkschaftstaktik. Man wollte die „Rechte der Arbeit vertheidigen“ und „der Tyrannei jeglicher, auf die zwangsweise Niederhaltung von Gewerkvereinen gerichteten gesetzlichen Verordnungen entgegenwirken.“ Andrerseits war man aber auch „tief durchdrungen von der Wichtigkeit eines guten Einvernehmens zwischen Unternehmern und Angestellten und den wohlthätigen Tendenzen, die ein solches zur Folge haben würde, da man einsehe, daß die Interessen beider gegenseitig sind und daß keiner den andern schädigen könne, ohne daß das begangene Unrecht auf die Partei, die es verübt, zurückfällt.“ Thatsächlich kam eine Annäherung von Unternehmern und Arbeitern zustande, und in der Forderung von „localen Gewerbeämtern“ setzte das System autoritativer gemeinsamer Verhandlungen von Vertretern des Capitals und der Arbeit ein, das nach Webb der ausgeprägte Zug des britischen Trade-Unionismus der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts geworden ist.

Das „neue Muster“ brachte neue Organisationsformen, Newton und Allan riefen die „amalgamirten“ Vereinigungen verwandter Gewerbearten, so der Maschinenbauer, ins Leben. Zugleich hielt ein gewisser Zug der Exclusivität gegen die ungelernten Arbeiter in die Gewerkvereine seinen Einzug, und als mit der Gründung der großen amalgamirten Vereinigungen eine neue Schule von Trade-Union-Beamten geschaffen, ein verwickeltes Finanz- und Verwaltungssystem gebildet worden war, wurde das Hauptquartier dieser Vereine nach London gelegt. Hier traten die besoldeten Beamten in engere Fühlung mit einander und es war nur natürlich, daß sich die Vorherrschaft einer Gruppe der bedeutenderen Führer entwickelte. Es war dies die von Allan, Applegarth, Guile, Coulson und Odger gebildete „Junta“, ihr Einfluß und der ihrer Anhänger war außergewöhnlich; bedeutende Charaktereigenschaften und große Geschäftskenntniß sicherten ihnen die Leitung der Arbeitermassen und gute Lebensformen bestachen die hiefür stets empfänglichen englischen Mittelclassen. Von den Hitzköpfen in der Arbeiterbewegung wurde die Junta freilich der Apathie beschuldigt. Während jene nämlich in Generalstrikes den Gipfelpunkt gewerkschaftlicher Thätigkeit sahen, meinte die Junta, daß die Abschaffung aller politischen Vorrechte und die Freigabe aller gesellschaftlichen und erzieherischen Bildungsmittel an alle Classen des Gemeinwesens auch ein hohes Maß wirthschaftlicher Gleichheit zur Folge haben müßte. Die Trades-Councils, Vertretervereinigungen der sämmtlichen Gewerkschaften eines Ortes, waren ihre taktisch-politischen Organe.

Nebenbei machte sich aber begreiflicherweise an manchen Orten noch immer die schärfere Tonart von Zeit zu Zeit Luft. So war in Sheffield und Manchester in den sechziger Jahren das sogenannte rattening, das „Ratten-Austreiben“ an der Tagesordnung: fügten sich einige Arbeiter nicht dem Machtworte der radicalen Clubs, so wurden ihnen

Digitized by Google

Kadrienen und Werkzeuge fortgenommen und Büchsen mit Schießpulver in die Tröge ihrer Schleifsteine oder durch den Schornstein auf den häuslichen Herd geworfen. Die Gewerkvereine lehnten jede Gemeinschaft mit diesen Banden ab und verlangten die genaueste Untersuchung dieser Gewaltthaten. Immerhin wandte sich von ihnen die Gunst der öffentlichen Meinung ab. Die Trade-Unions mußten sich vor einer königlichen Untersuchungscommission vertheidigen und erreichten, daß die Behörden ein „größeres Verständniß und weiteren Einblick" in das Wesen der Trade-Unions gewannen und daß selbst die „Times" erklären mußten: „Wahre Staatskunst wird versuchen, ihren Einfluß weder zu erhöhen, noch zu verringern, sondern wird ihn (den Trade-Unionismus) als Thatsache anerkennen und ihm freien Raum zur legitimen Entwicklung geben."

Das Reformgesetz von 1867 hatte den städtischen Arbeitern das Wahlrecht verschafft, und diese wurden alsbald in den parlamentarischen Machtkämpfen zwischen Tories und Whigs unter Leitung der Junta das Zünglein an der Wage. Zunächst erreichten sie die volle gesetzliche Anerkennung der Gewerkvereine; freilich war ihnen zugleich auch das Picketausstellen bei Strikes verboten und durch die richterlichen Entscheidungen eine zweckmäßige Vorbereitung zu Arbeitseinstellungen so gut wie unmöglich gemacht. Aber auch diese Beschränkungen der Coalitionsfreiheit wurden beseitigt. Mithin hatte die Junta die Bewegung ein gutes Stück vorwärts gebracht; aber ihre trockene, geschäftsmäßige Behandlung der Dinge verschaffte ihr doch auch manche Gegner und es gelang den separatistischen Strömungen, das Centrum der Bewegung aus London in die Provinz zu verlegen oder vielmehr eine Decentralisation zu bewirken. Die Junta mußte dem „Neuen Unionismus" weichen. Den Uebergang bildete das „Parlamentarische Comité", das von 1875 bis 1885 dreierlei durchzusetzen bestrebt war: Demokratisirung der Wahl-, Verwaltungs- und richterlichen Maschinerie des Staates; wirthschaftliche Festigung der Arbeiter und gesetzliche Regelung der Arbeitsbedingungen in bestimmten Industrien. Alles in allem bürgerlicher Radicalismus, der alsbald von einer volksthümlicheren Strömung weggeschwemmt wurde.

Das in großen Massen in Großbritannien verbreitete Buch von Henry George „Fortschritt und Armuth" hatte mit seiner populären Darstellung der Ergebnisse der Aneignung der ökonomischen Rente durch die Grundbesitzer die Geister der niederen Classen socialistisch revolutionirt und der Werbearbeit der Socialisten Hyndman, John Burns, Tom Mann, des seit dem Hamburger Hafenstrike so vielgenannten, und anderer Schüler von Karl Marx die Wege gebahnt. In dieser Zeit wirthschaftlicher Depression brachen viele Unterstützungscassen zusammen, und so kamen manchem die Socialisten zur rechten Zeit. Trugen doch diese den Arbeitern einen viel umfassenderen Plan socialer Umgestaltung an, der sich vom Achtstundentag bis zur Verstaatlichung der Productionsmittel erstreckte. Namentlich für die große Masse unqualificirter oder nur halb qualificirter Arbeiter, die sich in London und anderen großen Städten concentrirten, war, so schreiben die Webbs, der neue Kreuzzug ein Evangelium der Befreiung. Der ungelernte Arbeiter hatte es satt bekommen, auf den von der Führerschaft der Gewerkvereine allein anerkannten „wissenschaftlichen Trade-Unionismus" als das einzige Mittel der Verbesserung seiner Lage hingewiesen zu werden. Gewerkvereine, die nur Arbeiter mit hohem Normallohn aufnahmen, die einen Wochenbeitrag von 1 Schilling erhoben, und die oftmals alle Arbeiter ausschlossen, welche keine regelrechte Lehrzeit durchgemacht, wurden von den Bauhandlangern, Gasheizern oder den Dockarbeitern als oristokratische Körperschaften betrachtet, mit denen sie so wenig gemeinsam hatten, wie mit dem Haus der Lords. Die Agitation der Socialisten ging nun in der That mit so viel ursprünglicher Kraft vor, daß der „Neue Unionismus" selbst in so aristokratischen Unionen, wie dem Amalgamirten Verein der Maschinenbauer und dem der Londoner Schriftsetzer Boden gewann und das Gewerkschaftsprogramm von New-Castle (1891) eine halb collectivistische Politik empfehlen konnte. Der große Dockerstrik von 1889, der einen beträchtlichen Theil der ungelernten Arbeiter der Organisation zuführte, hatte bereits so stark auf den Gewerkschaftscongreß von Dundee abgefärbt, daß dieser, zwar nach sehr hitziger Debatte, die Resolution zugunsten eines allgemeinen Achtstundentages mit 193 gegen 155 Stimmen annehmen mußte.

War das den alten Unionisten auch durchaus nicht nach der Mütze, so sahen sie doch ein, daß zunächst nur Ausbiegen und ein Compromiß Schlimmeres verhüten konnte. Neuer und alter Unionismus kamen also zur Verständigung zusammen und es gelang wieder, die sociale Strömung aus revolutionären in constitutionelle Canäle zu leiten. Jeder Theil gab etwas nach. Burns, Mann, Tillet und Frau Anni Besant bezeichneten die Theilreformen nicht als schädliche Versuche, „die sociale Umwälzung" zu vereiteln, sondern forderten statt dessen ihre Anhänger auf, eigene Vertreter in die Kirchspiel- und Stadtvertretungen zu entsenden und überall ihren Einfluß als Wähler so zu benutzen, daß dadurch in regelrechter und gesetzlicher Weise die nächsten Bedürfnisse der Arbeiter befriedigt würden. Aehnlich war die Verständigung in der Frage der internationalen Interessengemeinschaft. Während noch das parlamentarische Comité von 1884 erklärt hatte, der englische Gewerkschafter habe dank seiner Ueberlegenheit keinen Nutzen von internationalen Verbindungen zu erwarten, so verschließen sich heute die Trade-Unions nicht dem Gedanken, daß ein gewisses Maß gemeinsamer Interessen die Arbeiter der Hauptindustrieländer vereine. Man hat nun gesagt, die englische Gewerkschaftsbewegung würde bei diesem halben Socialismus nicht stehen bleiben, sondern über kurz oder lang, wenn erst die industrielle Monopolstellung Englands vollends untergraben sein würde und die wirthschaftliche Depression die Lebensbedingungen der englischen Arbeiter denen des Continents gleich gemacht hätte, mit fliegenden Fahnen in das Lager der internationalen Socialdemokratie übergehen. Wir möchten das bezweifeln. Die heute so mächtig dastehenden Trade-Unions müßten bei diesem Tausch, bei diesem völligen Aufgehen in die Marxistische Bewegung, die alle Arbeiter gleich und zwar gleich elend haben will, allzu viel verlieren. Ein offenbar in mancher Hinsicht zur Internationale neigender Schriftsteller, C. Hugo, gibt von dem heutigen Wirkungsbereich der Trade-Unions eine einwandfreie Schilderung: „Ihre (der Gewerkvereine) wahrhaft großen Erfolge liegen nicht so sehr auf dem Gebiete der Gesetzgebung; ihre segensreichste Thätigkeit haben sie auf dem Felde des täglichen Lebens und der täglichen Arbeit des einzelnen Arbeiters entfaltet. Die bessere Lage der Arbeiterclassen ist hauptsächlich ihren Anstrengungen zu verdanken. . . . Die Lage der Arbeiter hat sich in materieller Beziehung gehoben durch höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit, in socialer Richtung durch die Anerkennung ihrer individuellen Rechte, in politischer durch Erreichung des Wohlrechts und Wahl ihrer Vertreter zu den höchsten, durch Volkswahl vergebenen Aemtern, constitutionell und rechtlich durch Aufhebung der sie zu Bürgern zweiter Classe herabsetzenden Ausnahmegesetze, wie durch den Erlaß gerechterer Gesetze. . . . Auch in der gerichtlichen Praxis hat sich die Stellung des Arbeiters in den letzten Jahren außerordentlich verbessert."

Fassen wir also die Geschichte der englischen Trade-Unions zusammen, nehmen wir den an sich nicht zu Ueber-

Digitized by Google

schwänglichkeiten neigenden, nicht selten vom Egoismus beherrschten Charakter des britischen Volkes hinzu, so ist schlechterdings nicht anzunehmen, daß der englische Gewerkschafter in absehbarer Zeit internationalen Bestrebungen seine gegenwärtige Position opfern sollte. Werner Sombart charakterisirt in seiner Schrift „Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert" den englischen Arbeiter als einen maßlos nüchternen Gesellen, dem „immer praktisch" die Losung und die Socialpolitik „business" wie der Garn- und Eisenhandel ist. „Nichts von dem Elan des französischen, von der Grübelei des deutschen Arbeiters." In der That läßt sich dieser Charakterzug durch die ganze englische Trade-Unionbewegung verfolgen, die wohl einmal vorübergehend überschäumt, im allgemeinen aber doch sehr nüchterne Nützlichkeitsideen verfolgt. Sombart meint nun, die nationalen Verschiedenheiten der französischen, englischen und deutschen Arbeiter würden sich mit der Zeit verwischen, und es sei eine Annäherung unsrer Arbeiterbewegung zu den Zielen der englischen Gewerkschaftspolitik bereits zu erkennen. Es ist das aber gerade der springende Punkt des socialen Problems; die Unterschiede in der politischen und wirthschaftlichen Entwicklung beider Länder sind so groß, die geschichtlichen Prämissen liegen so weit auseinander, daß mit einer einfachen Formel auf dem Papier jener Nivellirungsproceß nicht bewirkt und festgelegt werden kann.

Hundert Jahre später als England erleben wir die Entwicklung zum industriellen Großbetrieb, viele Jahrhunderte später ein in Reichsgrenzen fest umschlossenes nationalpolitisches Leben. Eine selbständige moderne Arbeiterbewegung datirt bei uns erst vom Lassalle'schen Antwortschreiben, und doch erhält die deutsche Arbeiterschaft bereits nach wenigen Kampfjahren das allgemeine Wahlrecht als Siegesbeute von den französischen Feldern dargebracht. Diese stoßweise und plötzliche Entwicklung, die die deutschen Arbeiter noch im tiefsten Innern unvorbereitet fand, mußte die Initiative der Arbeiter selbst ersticken und der socialen Theorie, dem akademischen Politisiren, dem Radicalismus und der Internationale die Herrschaft übergeben. Bei uns kam weiter noch die schnelle socialpolitische Reife der regierenden Gewalten hinzu, die Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeiter wurde von Staatswegen geordnet und aus dem Gebiete der Seldsthülfe der arbeitenden Classen entfernt. Mit dem Schutze der nationalen Arbeit verband Bismarcks Politik die staatliche Fürsorge für die wirthschaftlich Schwachen. Damit waren der Arbeiterbewegung viele Kämpfe um die nächst liegenden Bedürfnisse erspart und die Führer zum Theil gezwungen, die Massen auf die allgemeinen Forderungen des Marxistischen Programms einzupeitschen, das Demokratische über das Sociale zu erheben und internationale Verbrüderungsideen zu pflegen, die bei dem unverwüstlichen Schatz von Weltbürgerthum in unserm Volke nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sind.

Schmöle meint nicht mit Unrecht: „Die Ausbreitung der Socialdemokratie stellt die weitaus wichtigste Ursache dar, weßhalb bei uns die gewerkschaftliche Bewegung selbst in der jüngsten Zeit nur geringen Anklang findet, trotzdem in Deutschland heute die nämlichen Verhältnisse obwalten, welche in England zur Ausbildung der Gewerkvereine geführt haben, und trotzdem seit langem schon Taktik und Erfolge der Trade-Unions klar vor aller Augen liegen. Denn als in Deutschland den Arbeitern schließlich das Machtmittel der gewerkschaftlichen Organisation angeboten wurde, besaß fast niemand mehr ernste Neigung, Einsätze an Energie und Opferwilligkeit ähnlich den von den englischen Arbeitern für die Berufsorganisation gemachten zu wagen, nachdem von der Socialdemokratie in solch bestimmter Weise sehr viel weiter gehende und viel leichter erringbare Erfolge, als die Gewerkschaften je zu versprechen im Stande waren, in sichere Aussicht gestellt worden sind. Wer sollte sich aber auch mit mühsamer Erkämpfung kleiner Zugeständnisse der Unternehmer aufhalten, wenn wirklich mit dem von der Socialdemokratie verheißenen baldigen Ende der capitalistischen Productionsweise das Aufhören jeglichen Arbeitsverhältnisses bevorsteht und eine unendlich viel glücklichere Gruppirung der befreiten menschlichen Gesellschaft winkt?"

Unter dem hypnotischen Zwange Marxistischer Vorspiegelungen sind die Gewerkschaften selbst bei uns von vornherein Körperschaften mehr politischer als wirthschaftlicher Natur geworden. Schon ihre Entstehung verdanken sie rein politisch-agitatorischen Erwägungen, sie sind nicht aus den Bedürfnissen der Arbeiter erwachsen, sondern von fremd her hineingetragen. Der fortschrittliche Politiker Dr. Max Hirsch war es, der in England die Trade-Unions studirt und darauf beschlossen hatte, ähnliches auf deutschem Boden ins Leben zu rufen. Der Führer des socialdemokratischen „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins", v. Schweitzer, witterte Gefahr und gründete ebenfalls Gewerkschaften. In den Lohnkämpfen am Ende der sechziger Jahre brachen freilich die ungenügend fundirten Berufsorganisationen zusammen, aber sowohl die Lassalleaner wie die Internationalen ließen den Plan der gewerkschaftlichen Organisirung nicht wieder fallen, weil er der Socialdemokratie aus den von der Politik vorläufig unberührten Gewerken die zögernden und zurückhaltenden Bestandtheile der Arbeiterschaft herausholen konnte. So gab es denn glücklich drei politische Spielarten: Hirsch-Duncker'sche Gewerkvereine, die Lassalleanischen Gewerkschaften und die internationalen Gewerksgenossenschaften. Wir können die erste Gruppe aus den Betrachtungen ausscheiden, weil sie zu keiner Zeit einen irgendwie bestimmenden Einfluß auf die Arbeiterbewegung ausgeübt hat. In den letzten beiden Gruppen herrschte nichts weniger als Klarheit in den Forderungen und Zielen. Auf dem ersten Congreß der socialdemokratischen Arbeiterpartei in Stuttgart (1870) meinte einer der enthusiasmirtesten Gewerkschafter, der Harburger Tischler York, die Gewerksgenossenschaften hätten die Arbeiter für die Productivgenossenschaften zu schulen.

Als nach dem Kriege die socialdemokratischen Organisationen von dem Sturm der Begeisterung zerstört waren, da suchten Liebknecht und Bebel besonders mit der Gewerkschaftsidee die Massen aufs neue zu gewinnen. Die Centralisirungsbestrebungen Yorks aber, der eine reinliche Scheidung zwischen der politischen und der wirthschaftlichen Arbeiterbewegung verlangte, lehnte der Erfurter Gewerkschaftscongreß als Versuche einer „undemokratischen" Dictatur ab. Viel Zank und Streit hinderte die kraftvollere Entwicklung der Gewerkschaften, auch nachdem der Kampf der socialdemokratischen Fractionen unter einander beigelegt worden war.

In den großen Städten versuchte man es sodann mit sogenannten „Fachvereinen", mit rein localen Vereinigungen der Berufsgenossen, in denen sich die besser gestellten Arbeiter gegen den Zuzug der fremden Concurrenten sicherstellten. Von Solidarität der Arbeiterinteressen war hier keine Rede. Im übrigen gab es 1877 an die 30 Gewerkschaftsverbände mit zusammen 49,055 Mitgliedern. Die stärksten und solidesten Organisationen waren die der Buchdrucker, der Tabakarbeiter und der Schiffszimmerer. Es gab 15 Gewerkschaftsblätter, die in 37,000 Exemplaren gelesen wurden. Alles das wurde vom Socialistengesetz weggefegt. Was die Polizei nicht auflöste und aufhob, löste sich in dem allgemeinen Schrecken selbst auf.

Das erste, was sich dann in dieser Drang- und Erziehungsperiode der deutschen Arbeiterbewegung wieder

Digitized by Google

hervorwagte, waren die Fachblätter, mit deren Hülfe allein es möglich war, eine geistige Verbindung von Ort zu Ort, wenn auch mit versteckter Sprache zu pflegen. Dann entstanden auch seit Ausgang 1880 wieder vereinzelte Fachvereine, die aber möglichst wenig in die Oeffentlichkeit traten und es ängstlich vermieden, ihren Hauptzweck zu erkennen zu geben: die unmittelbare Vorbereitung des Kampfes der Arbeiter mit dem Unternehmerthum und die einstweilige Sammlung der socialdemokratischen Truppen. Beachtenswerth war auch, daß die bürgerlichen Kreise den Organisationsversuchen der Arbeiter nicht mehr so allgemein ein schroff ablehnendes Mißtrauen entgegenbrachten, wie noch kurz vorher. Die christlich-sociale Partei von Stöcker und Adolf Wagner forderte sogar obligatorische Fachgenossenschaften der Arbeiter. Es gewann die Befürchtung an Raum, daß eine sociale Reform ihr Ziel verfehlen könnte, welche über die Köpfe der Arbeiterclasse hinweg unternommen würde. Immer lebhafter wurden jetzt die gewerkschaftlichen Gründungen betrieben; bildeten doch die Berufsvereine die geselligen Mittelpunkte, wo die Classengegensätze geschürt, politisches Leben unterhalten und der Muthlosigkeit entgegengewirkt werden konnte. Nebenbei bestanden in vielen Orten Strike-, Lohn-, Agitations-Commissionen und die Einrichtung der Vertrauensmänner als Lebensformen der „losen" Organisation. Alles verfolgte den unzweideutigen Zweck, die socialdemokratische Propaganda zu begünstigen. Hatte doch der Wydener Congreß (1880) die Parteigenossen aufgefordert, zum Zweck wirksamer Vorbereitung der Reichstagswahlen feste Organisirung in jeder geeigneten Form anzustreben. Hält man sich alles dies vor Augen, so erscheinen die zahlreichen Eingriffe der Polizeibehörden, die Urtheile der Richter doch nicht ganz so willkürlich und einseitig, wie sie von radicaler Seite dargestellt zu werden pflegen. Daß bei der Decentralisirung unsrer Polizeiorganisation, bei der Auslegung der im Deutschen Reiche geltenden 26 verschiedenen Vereinsrechte sich manch Unerklärliches und Widerspruchsvolles ereignet und daß schließlich die Socialdemokratie von jenen Eingriffen mehr Nutzen als Schaden gehabt hat, läßt sich allerdings wohl nicht bestreiten.

Auf die Gewerkschaftsbewegung hat die Zeit des Socialistengesetzes jedenfalls nicht günstig eingewirkt. Schmöle constatirt, daß der unausgesetzte, wechselvolle Kampf zwischen den Gewerkschaften und den zur Anwendung immer neuer gesetzlicher Mittel schreitenden Behörden der verschiedenen Bundesstaaten einen großen Theil der Spannkraft der besten und einsichtigsten Gewerkschaftsführer aufgebraucht hat. Durch Verwicklung in endlose Gerichtsverfahren sind gerade solche Persönlichkeiten am ersten überdrüssig gemacht oder eingeschüchtert worden, denen die Verbesserung der materiellen Lage der Berufsgenossen eben mit Hülfe der gewerkschaftlichen Organisation besonders am Herzen lag.

Inzwischen ist nun das Socialistengesetz gefallen und die Bestimmungen der Vereinsgesetze, wonach Vereine, wie die Arbeiterberufsvereine, nicht mit einander in Verbindung treten dürfen, sind auch aus den bürgerlichen Parteien heraus als unzweckmäßig und veraltet bezeichnet worden. Das Bürgerliche Gesetzbuch regelt die civilrechtlichen Verhältnisse der Vereine dahin, daß Vereine, deren Zweck nicht auf einen wirthschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichtet ist, auch ohne behördliche Genehmigung das Recht der Körperschaft, der selbständigen Persönlichkeit und der Vermögensfähigkeit erlangen können. Zwar bleibt bei den politischen, socialpolitischen und religiösen Vereinen das Einspruchsrecht der Verwaltungsbehörden bestehen und es bleibt jetzt noch abzuwarten, wie diese sich zu den Gewerkschaften stellen, und ob andrerseits die Gewerkschaften mit der Zeit den socialdemokratischen Parteicharakter, der es stets verhindern muß, daß man sie allgemein als reine Arbeiterberufsvereine behandelt, abstreifen werden.

Es wogen heute noch in der deutschen Gewerkschaftsbewegung die radicalen und die vermittelnden, die utopischen und die realpolitischen Strömungen hin und her, und es ist schwer zu sagen, ob wir noch die Zeit der Chartistenbewegung, oder die Phase der Junta oder schon die der neuesten Entwicklung der englischen Trade-Unions vor uns haben. Die Anschauungen von Legien, Quarck, Schönlank, Schippel, v. Vollmar weichen doch von denen der „Berliner" Bebel und Liebknecht nicht unerheblich ab. Die Stimmung in weiten Arbeiterkreisen und die Haltung mancher Socialdemokraten in den Einzellandtagen und Gemeindevertretungen lassen erkennen, daß man zum Mitrathen und -thaten immer mehr geneigt ist und daß die großen Aussichten in den Zukunftsstaat mehr und mehr an Anziehungs- und Werbekraft verlieren. Die Berliner Alten kehren natürlich nicht mehr um, sie verfolgen die Wirksamkeit der Hamburger Generalcommission der deutschen Gewerkschaften, die unter dem Drechsler Legien offenbar gern Positives schaffen möchte, mit gespannter Eifersucht; vorläufig haben sie noch das Heft in der Hand, nachdem 1892 der Generalcommission die Verwaltung der Strikegelder abgenommen wurde.

Wie steht es nun heute ziffernmäßig mit der deutschen Gewerkschaftsbewegung? Die letzte officielle Uebersicht im „Vorwärts" über die Zahl und Stärke der deutschen Gewerkschaftsorganisationen umfaßt das Geschäftsjahr 1895. Sie gibt die Zahl der Organisationen auf 53 mit insgesammt 259,175 Mitgliedern an. Hievon verfügten 44 Verbände über einen Cassenbestand von 1,640,437 M. Es wurden von ihnen ausgegeben für Strikes 239,816 M., für Reiseunterstützung 298,612 M., für Arbeitslosenunterstützung 196,076 M. In demselben Jahre zählte der Hirsch-Duncker'sche Verband der Gewerkvereine nach den Aufzeichnungen von Oldenberg 68,717 Mitglieder. In beiden Gruppen stellen die zahlreichsten Organisationen die Metallarbeiter; dann folgen in den socialdemokratischen Gewerkschaften die Holzarbeiter, Buchdrucker und Maurer. Und nun setze man, um rein äußerlich die Macht- und Einflußverschiedenheit zu verdeutlichen, die $1^1/_2$ Millionen englischen, in Trade-Unions organisirten Arbeiter mit einem Cassenbestand von über 30 Millionen M. dagegen. Noch schärfer tritt der Gegensatz hervor, wenn man sich die gesellschaftlichen Formen und die Stellung der Arbeiterberufsvereine in der Oeffentlichkeit diesseit und jenseit der Nordsee ansieht. Tritt in irgend einer englischen Stadt der Gewerkschaftscongreß zusammen, so heißen der Mayor und die Gemeindevertretung des Ortes die Delegirten in öffentlicher Ansprache willkommen und veranstalten gewöhnlich ihnen zu Ehren eine prächtige Empfangsfeier. Die Galerie der Besucher ist voll von interessirten Beobachtern. Sidney und Beatrice Webb schildern das Publicum einer solchen Versammlung folgendermaßen: „Ausländer von hervorragender Stellung, Vertreter von Regierungsabtheilungen, Deputationen vom Verband der Genossenschaften und von anderen einflußreichen Organisationen, wißbegierige Politiker und Minister auf der Jagd nach Popularität wohnen den Sitzungen von Anfang bis zu Ende bei." Und bei uns? Mit Mühe und Noth ist ein Wirth weit vor den Thoren der Stadt bewogen worden, seinen Saal zum Gewerkschaftscongreß zu leihen. Alles, was irgendwie officiellen Charakter hat, hält sich peinlich von der Arbeitertagung fern. Wohl mit infolge hievon liegt die düstere Stimmung des Verschwörerthums über der Versammlung, und statt nüchterner parlamentarischer Verhandlung führen nicht selten Uebertreibung und Leidenschaft das große Wort.

Digitized by Google

Es wird von den Trade-Unions berichtet, daß ihre Berathungen sachlicher und würdiger verlaufen, seitdem die Arbeitszeitverkürzung den Arbeitern gestattet, vor den Abendsitzungen sich gründlich zu waschen und einen guten Rock anzuziehen. Eine Art Feiertagsstimmung, die zum Maßhalten nöthigt, ergreift von dem einfachen Mann aus dem Volke Besitz, wenn er die Werktagskleidung an den Nagel hängt und sein besseres Gewand anlegt. Unsrer Arbeiterbewegung, der politischen und der gewerkschaftlichen, gereicht es nicht zum Vortheil, daß sie geflissentlich den great unwashed darstellt. Die politischen Actionen der Socialdemokratie in der Presse und im Reichstag, die „Enthüllungen", ihre „auswärtige Politik", die Herabsetzung nationaler Tugenden und Helden, die Verunglimpfung unsres Heeres- und Beamtenorganismus, was alles in dieser Schärfe und Rücksichtslosigkeit im englischen Gewerkschaftsleben ein Ding der Unmöglichkeit ist, lassen erkennen, daß unsre Arbeiterbewegung noch in ihren schönsten Flegeljahren steckt. Soviel steht fest, daß damit den wirklichen Arbeiterinteressen nicht gedient wird; aber auch so viel scheint sicher zu sein, daß die politische Vormundschaft der Gewerkschaftsbewegung bei uns nicht von heute auf morgen zu beseitigen ist. Daß sie fallen muß, wenn aus unsern Arbeiterberufsvereinen etwas dauerhaftes und brauchbares werden soll, ist den einsichtigeren Gewerkschaften selbst klar. Gute Rathschläge von wohlwollenden Gönnern haben freilich nur einen beschränkten Werth, Einwirkungen von außen, von den Behörden ꝛc. können möglicherweise nur störend wirken. Haben wir auch mit Recht auf den meisten Gebieten, wo die Arbeit mit dem staatlichen Einflnß in Berührung kommt, den Grundsatz des laisser faire verlassen: hier werden wir ihn am besten nicht aufgeben. Der Entwicklungsproreß will seine Zeit und seine Ruhe haben. In diesem Falle muß sich die deutsche Arbeiterschaft selbst helfen, weil andere ihre Bedürfnisse nicht hinreichend zu erkennen vermögen, und weil sie schließlich, wie jeder Berufsstand, sich selbst der beste Freund ist und bleiben muß.

Das Pandektencolleg.

Ein Nekrolog.

Eine Todesnachricht ging jüngst durchs Land, von leitender Stelle aus mitgetheilt, doch kühl, förmlich, gefühllos war die Anzeige. Sie stand in allen Zeitungen, aber nicht viele haben sie beachtet und niemand hat darum geweint. Sanglos und klanglos stand man am Sarge, „kein Geistlicher hat ihn begleitet". Und doch war es eine alt ehrwürdige Größe im Reich der Geister, wie sie nicht alle Jahrhunderte von hinnen scheidet. Tausende haben sich jahraus, jahrein um sie geschaart, haben begierig ihren Worten gelauscht und sich ihre Lehren zu eigen machen wollen, doch nicht allen gelang es. Und wer, ob er gleich anders sollte, nichtachtend an ihr vorüberging, der hat es gebüßt.

Wer war diese Größe im Reich der Geister? Es war — das Pandektencolleg, welches durch die Verfügung des preußischen Justizministers vom 18. Januar vom Lehrplan der Universitäten verschwunden ist, nachdem es ein Alter von fast 800 Jahren erreicht hatte. Es wurde geboren zu Bologna ums Jahr 1100 nach Christo. Geburtshelfer war Dr. Irnerius, magister artium an der Universität daselbst, der das Corpus juris Justinians der Vergessenheit entriß und es zum Gegenstand der Auslegung machte. So kam das Pandektencolleg zur Welt, und bald drängten sich Kaiser und Päpste zu drs Kindes Gevattern. Und als es wuchs und kräftig ward, da strömte aus allen Reichen der abendländischen Christenheit die cupida legum juventus herbei, um das Wunderkind unter dem Himmel Italiens zu schauen und von ihm zu lerneu. Glossatoren hießen die Männer, die es hegten und heranbildeten, und nach ihnen kamen die Postglossatoren. Als es zum Jüngling herangereift war, nahm es Cujacius an sich und gründete mit ihm die „französische Schule". Dann sehen wir es in Holland unter Hugo Grotius, und schließlich gerieth es in Deutschland den Naturrechtlern in die Hände, deren einer Thomasius in Halle war und unter dem ersten Friedrich Wilhelm von Preußen lebte. Das Pandektencolleg begann von dem Feuer der Jugend zu verlieren und bedenklich zu altern, denn die Naturrechtler stritten ihm alles ab, was nach ihren Begriffen nicht mit Natur und Vernunft übereinstimmte. Aber als nach den Freiheitskriegen neues Leben unter den Geistern Deutschlands erwachte, da blühte auch das Pandektencolleg in neuer Jugend auf. Professor Hugo in Göttingen, der große Savigny und sein größter Schüler, der zu früh verstorbene Puchta, die sich die „historische Schule" nannten, weil sie im Gegensatz zu den Naturrechtlern alles Recht als ein historisch gewordenes Product des Volksgeistes ansahen, sie gingen im Pandektenrolleg und in ihren Schriftwerken auf die alten Rechtsquellen der römischen Kaiserzeit zurück, und der Geist des größten römischen Juristen, des Rechtsmärtyrers Papinian, lebte wieder auf vor den jugendlichen Hörern. Damals waren die Pandekten mächtiger als das vaterländische Verlangen nach einem einheitlichen Recht. Als Thibaut in Heidelberg im Jahre 1814 seine Schrift über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland geschrieben hatte, kämpfte ihn Savigny in seinem „Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" so erfolgreich nieder, daß niemand mehr wagte, ein einheitliches Recht zu verlangen. Später aber wurde Savigny durch die Ironie des Schicksals in unliebsamer Weise an seine Schrift erinnert. Er war preußischer Justizminister für Gesetzgebung geworden, mußte aber beim Beginn der 48er Bewegung weichen und hatte das Unglück, daß ihm die Fortschrittspartei im Parlament zurief, er solle schweigen, er habe glänzend bewiesen, daß er keinen Beruf zur Gesetzgebung habe. Dann kam in unsern Tagen das neue Deutsche Reich, und endlich begann man, sich mit Erfolg an die Schöpfung eines allgemeinen bürgerlichen Rechts zu machen. Gleichzeitig aber stand auf den Universitäten das Pandektenrolleg in einer Blüthe, wie wohl nie zuvor — so nahe vor seinem Untergang. Ihering in Göttingen und Windscheid in Leipzig waren die großen Interpreten des römischen Rechts, und tausende von rechtsbeflissenen Jünglingen schauten im Lauf der Jahre begeistert zu ihnen empor. Windscheid beherrschte zudem die ganze gemeinrechtliche Rechtiprechung, denn sein Pandektenlehrbuch lag auf allen Richtertischen und wurde häufiger aufgeschlagen, als das lateinische Corpus juris. Beide Männer starben vor wenigen Jahren kurz hinter einander. Den großen Juni des Jahres 1896 haben sie nicht mehr erlebt, in dem der Deutsche Reichstag das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich mit Gesetzeskraft vom Jahre 1900 annahm. Damit war dem formellen Fortbestehen des gemeinen Rechts und folglich auch dem Pandektencolleg der Todesstoß gegeben. Einige Monate später ersuchte der Reichstag die Regierung, im juristischen Lehrplan der Universitäten nunmehr den Vorlesungen über das Bürgerliche Gesetzbuch den Hauptplatz einzuräumen, und rascher, als wir erwartet hatten, wurde dem Ersuchen entsprochen. Es erging die oben erwähnte Verfügung des preußischen Justizministers, wonach das römische Recht, verschmolzen mit der römischen Rechtsgeschichte, nur noch als dogmengeschichtliche Vorbereitung für das nunmehrige Hauptcolleg, das Deutsche bürgerliche Recht, zu Beginn

Digitized by Google

des Studiums gehört werden soll. Das Wort „Pandekten", früher das Haupt- und Mittelstück des ganzen Studiums, findet sich nicht im neuen Lehrplan. Zwar wird das Pandektencolleg zugunsten der gegenwärtigen Rechtsstudenten für wenige Semester vielleicht noch ein kümmerliches Dasein fristen, aber für die Zukunft ist es verschwunden, ist todt.

Niemand hat darum geweint, das ist sicher, aber doch glauben wir, daß manch einer vom Katheder und von der sella curulis diese alt ehrwürdige Größe mit einem gewissen Gefühl von Wehmuth scheiden sieht. Welcher Jurist könnte aus seiner Studienzeit vergessen, wieviel ehrliche Mühe und Arbeit das volle Verständniß der Pandekten von ihm erforderte?

„Römisch Recht, gedenk' ich dein, liegt's wie Mühlstein mir im Magen", so etwa läßt Victor v. Scheffel in Erinnerung an Selbsterlebtes den Trompeter von Säckingen sagen, und viele haben es ihm seufzend nachgesprochen. Aber sollte es auch dem jüngeren Geschlecht in der neuen Studienordnung wirklich leichter gemacht sein, so wollen wir es darum nicht beneiden. Bleibt doch das Weltrecht des Corpus juris, welches zu einem großen Theil in das Bürgerliche Gesetzbuch übergegangen ist, auch für die Zukunft der Hauptinhalt des juristischen Studiums, und der Geist Papinians im neuen Gewande wird auch in der Folgezeit die Hörsäle des Privatrechts beherrschen. Das ist das jahrhundertelange Werk des Pandektencollegs; es hat seine Schuldigkeit gethan, es kann gehen.

Coblenz. Dr. jur. Lüttgert.

Mittheilungen und Nachrichten.

z. **München.** Geographische Gesellschaft. In der Sitzung vom 9. April berichtete Dr. Pompeckj, Privatdocent an der Universität und Custos am Paläontologischen Institut, über seine Reisen in den rumänischen Karpathen vom Eisernen Thore durch den District Mehedinzi bis nach Rămnicu-Vălcea am Altfluß und durch die Dobrogea (Dobrudscha), wo er im Auftrag des rumänischen Domänenministeriums im August und September 1896 geologische Studien gemacht hatte. Der Karpathenbogen (die transsylvanischen Alpen) mit der ihn begleitenden breiten Zone von Tertiärhügelland umspannt im Westen und Norden die große fruchtbare walachische Tiefebene, deren Südgrenze die Donau bildet, während gegen Osten das Plateau- und Bergland der Dobrogea ihren Abschluß gibt. Der in der Gegend von Bărcierova ungefähr 95 km breite Wall der Karpathen wird von der Donau — von Bazias im Banat bis Schela Chladovei oberhalb Turnu-Severin — auf einem etwa 130 km langen Wege durchbrochen. Es ist dieser Donaudurchbruch das großartigste Erosionsthal Europa's, zugleich der an imposanten Landschaftsbildern reichste Theil des Donaulaufes: die Partie am (jetzt gesprengten) Riffe Greben, der Kazanpaß mit der Trajansstraße auf dem rechten und der Szechenyistraße auf dem linken Ufer, Orsova, Adakaleh, das Eiserne Thor. Durch enge Felsschluchten, über Riffe und Klippen führt hier die einst gefahrvollste Passage des Donauschiffsverkehrs, jetzt, seit der „Eröffnung des Eisernen Thores" im September vorigen Jahres, nach gewaltigen Spreagarbeiten gefahrlos geworden. Unterhalb Bărcierova ist durch die 1000 m lange Prigradabank, welche das „Eiserne Thor" bildet, ein Schiffahrtscanal am serbischen Ufer geschlossen worden, der den wichtigsten Wasserweg Europa's freigegeben hat.

Bergland von durchschnittlich 600 m Höhe bildet den Bărcierova nächst liegenden Theil der rumänischen Karpathen: wasserreiche Thäler von Schwarzwaldcharakter, mit großen, weitgedehnten Dörfern, die Thalgehänge dicht bewaldet. Auf der Höhe herrscht mehr Plateaucharakter; Weiden, magere Felder, wenig Wald wechseln mit weit zerstreut liegenden ärmlichen Einzelhöfen. Krystalline Schiefer, durchschwärmt von Gängen und Stöcken von Graniten, Syeniten, setzen der Hauptsache nach dieses Gebiet zusammen. Wo zu diesen Gesteinen Kalke kommen, wird das Landschaftsbild bewechselungsreicher. Im Norden des Districts Mehedinzi, das Balta und Goonenzi aufwärts, über Isverna, Bofa de Arama, Closani hinaus, treten zwei solcher Kalkzüge — ausgezeichnet durch Karsterscheinungen, Karren- und Dolinenbildungen — auf, von denen besonders der östliche in den massigen Klippen der 12—15,000 m hohen Berge Hunca Comena, Muntele Sera, Petra Alba, Tiiva, Carnetu de Isverna, Berfu lui Stanu, in dem lang gezogenen Risse der 1427 m hohen Petra Closanilor und den steil aufgerichteten, grauen zackigen Mauern des engen Cernathales Landschaftsbilder stets wechselnder Schönheit, wild großartigen Gebirgscharakters bietet.

Ein System paralleler Mulden und Sättel, von SSW nach NNO abweichend, vergesellschaftet mit großen Längsbrüchen gleicher Richtung, an denen gürtelweise Gebirgsmassen absanken und emporgehoben sind, an denen neben Graniten und Syeniten jüngere Eruptivmassen, dunkelgrüne Serpentine, emporgehoben wurden — das ist der geologische Grundcharakter des Gebirges, an dessen Zusammensetzung neben den krystallinen Schiefern und deren Eruptivmassen und Kalken jurassischen Alters (Tithon) sich jüngere, tertiäre Ablagerungen (Kalke, Thone, Sande) betheiligen, welch letztere, in kleinen Becken bei Bahna und Slovita, bei Balta auftretend, unbauwürdige Braunkohlenflöze führen. Es sind das kleine Reste ehemaliger großer Bedeckungen von Jura — dessen Fortsetzung wir in den nordrumänischen Karpathen, in Siebenbürgen, im Balkan und in der Dobrogea finden — und von Tertiär, welches das hügelige Vorland der Karpathen aufbaut.

Geologisch und landschaftlich ähnliche Verhältnisse wurden weiter nordöstlich im District Gorja gefunden. Quer setzt hier von Cernadia gegen NO bis nahe zum Dorf Malaia im Thal des Lotru ein — die aus üppiger Waldregion ihre kahlen Häupter 1700—2200 m hoch erhebenden Berge Polovragi, Corsoşuloş, Balota begleitender — Kalkzug durch das OW sich erstreckende archäische Gebirgsland. Steile Berge, hoch hinauf mit Buchenwald bedeckt, schließen das enge, wasserreiche Thal des Lotru ein, der unterhalb des Dorfes Brezoin den Altfluß erreicht. Der Alt — weit aus dem NO, aus der siebenbürgischen Cyll, kommend, durchbricht in viel gewundenem Lauf südlich von Hermannstadt am Rothen Thurm-Paß in NS-Richtung die Karpathen, deren Hauptstock er nahe bei Calimanesçi verläßt, um im breiter und breiter werdenden Thal durch tertiäres Hügelland und weiter dann durch die rumänische Tiefebene der Donau zuzueilen, die er nahe bei Nikopoli erreicht. — Bemerkungen über die Bewohner des geschilderten Theils der Karpathen — fast ausschließlich Rumänen —, über deren Trachten, Sitten und Gebräuche, schlossen diesen Theil des Vortrags.

Von Rămnicu-Vălcea am Alt, nahe dem Fuße der Karpathen, führte der Weg den Vortragenden über Bukarest (Bucurescţi) und über die an der Donau liegende aufblühende Hafen- und Handelsstadt Galatz in die Dobrogea. Die Dobrogea, nach der Größe Badens, mit nur ca. 200,000 Einwohnern, ist in geologischer, ethnographischer und nicht zum wenigsten in historischer Beziehung reich an Interessantem — und fast ebenso reich an Räthseln. Im Westen und Norden von der Donau, im Osten vom Schwarzen Meere umgrenzt, geht sie im Süden ohne natürliche Grenze in die bulgarische Dobrogea, in das Vorland des Balkan über. Ohne jedes geologisch vermittelnde Band zu dem aus grauem und gelbem Löß gebildeten astrumänischen Tieflande — von diesem durch das weite, an ausgedehnten Inseln (Balta genannt) reiche Donauthal getrennt —, tritt uns in der südlichen Dobrogea lößbedecktes Tafelland von ausgeprägtem Steppencharakter entgegen, dessen Grund gebildet von flach liegenden jurassischen, cretacischen und tertiären Kalken. In steil abfallenden Felswänden und Kuppen von 40 bis 80 Meter Höhe treten diese Gesteine am Ufer der Donau zutage. Von Rasova im Süden bis über Hârsova hinaus sind an diesen Kuppen und in den zwischen ihnen liegenden lößbedeckten flachen Buchten Städte und Dörfer angesiedelt. Cernavoda mit der 15 Kilometer langen Eisenbahnbrücke über die Donau, Seimeni, Boazgich, Calachiol, Tapalu, Cechirgeon, Hârsova mit den Ruinen genuesischer Befestigungen, das Molkanendorf Baros.

Ein anderes Bild gibt die Dobrogea im centralen und nordwestlichen Theile; Bergland, Bergzüge, die bis zu 600 m Höhe erreichen, ragen aus dichter Decke von Löß hervor; das Gebirge von Macin und Greçi, welches, vom Garbinaberge SO von Galatz südöstlich streichend, in dem 400 m hohen doppelten Kegel des Porphyrberges Pomsit (Consul) ausläuft. Gneiß und krystalline Schiefer, graue und rothe paläozoische Schiefer, Schiefer und Kalke der Trias, Gänge von Graniten und Porphyren, Decken von Melaphyren, gefaltet und aufgerichtet, setzen dieses Gebirge zusammen, das mit seiner parkartigen Waldbedeckung bei Meidanchioi,

Aleuljet, Cocus Bilder von erquickender Anmuth zeigt. Von Peceniaga a. d. Donau bis zum Lagunengebiete im Osten erstreckt sich das breite Waldgebirge von Babadagh (Altvalergebirge), so genannt nach der alten türkischen Stadt Babadagh. Auch liegende Mergel, Kalke der jüngeren Kreide, im SW begleitet von einem breiten Zuge grüner paläozoischer Schiefer, setzen dasselbe zusammen. Einzelne langgestreckte Riffe von tithonischem Jurakalk (bei Enisala mit den Ruinen einer Genuesenburg an der Razimlagune, bei Cäcjelag im W) tauchen hervor. Eichen- und Buchenbusch, mit natürlichen Parks wechselnd, bedecken das Bergland. Im NO fügt sich flacheres Land an, aus dessen dichter Decke von Löß am Donauufer und weiter landeinwärts rundkuppige isolirte Berge (der „Stein" von Tulcea, bei Perlita, Malroçi, Denis-tepe) und kurze Bergzüge (Bes-tepe [-Fünfhügel]) aufsteigen — ein im Hochsommer graues, wasserarmes Land, Steppe mit Maispflanzungen bedeckt, in der die lehmgebauten Hütten der demlichen Dörfer einen tristen Eindruck machen.

In der NW—SO-Streichrichtung der Gebirge der Dobrogea drückt sich vollkommenste Selbständigkeit derselben gegenüber den benachbarten europäischen Gebirgen, den Karpathen und dem Balkan, aus; erst der Kaukasus und das südliche Donetzgebiet zeigen gleiche Streichrichtung, auf welchen Umstand hingewiesen zu haben das Verdienst von E. Sueß ist. Unschwer erkennt man aus dem ganzen geologischen Bau der Dobrogea, aus ihren breiten, jetzt wasserarmen Thälern, die theils der Donau, theils dem Schwarzen Meere zugewendet sind, daß die Dobrogea ein Land hohen Alters, ein Gebiet von fast abgeschlossener Erosionsthätigkeit ist. Besonders belehrend ist in dieser Beziehung das breite Carasuthal, welches nahe von Constanza (Küstendsche, Tomi, dem durch ein Erzbild Ovids geschmückten Verbannungsorte des Dichters der Tristien) über Medjidie nach Cernavoda a. d. Donau sich hinzieht. Dieses Carasuthal, das des Serni und der beiden Peceniaga lassen erkennen, daß einst hier andere Niveauverhältnisse gegenüber dem Donaubecken geherrscht haben müssen als heute, daß an dem Westrande der Dobrogea einst ein großer Binnensee brandete, daß zu gleicher Zeit die Ufer des Schwarzen Meeres wohl noch nicht den Verlauf hatten wie jetzt.

Ein buntes Völkergemisch bewohnt die Dobrogea; nur ein Drittel etwa der Bewohner sind Rumänen, ein weiteres Drittel sind Bulgaren und Russen (Lippowani und Skopci), ein Sechstel Türken und Tataren, welche großentheils in dem südlichen Bezirke Constanza wohnen, während der nördliche District Tulcea neben Rumänen vorzüglich Russen und Bulgaren beherbergt. Neben Griechen, Italienern, Armeniern, Juden interessiren und besonders deutsche Ansiedler, welche in mehreren (9) Dörfern — von Muicoci bei Tulcea im Norden bis Anadolchiöi bei Constanza im Süden — angetroffen werden. In historischer Beziehung erweckt die Dobrogea unser Interesse durch zahlreiche Reste römischer Niederlassungen und Bauten: Teomis, Eulnchioi, die Trajanswälle, das Tropaeum von Adamklissi südöstlich von Rasova, welch letzteres nach Furtwänglee die ältesten Germanendarstellungen aufweisen sollte. Befestigungsreste mittelalterlicher Zeit werden auf die Genuesen zurückgeführt — Hârsova a. d. Donau, Enisala an der Razimlagune. Projectionen von Bildern nach Originalaufnahmen des Vortragenden schlossen den Bericht.

* **Frankfurt a. M.** Zum Director des hiesigen Kunstgewerbemuseums ist Dr. Hermann a. Trenkwald, Leiter des Franz Joseph-Museums in Troppau, berufen worden.

* **Leipzig.** Prof. Dr. G. Buchholz, Extraordinarius für neuere Geschichte, erhielt für das Sommersemester Urlaub zu Studienreisen nach Paris und Petersburg.

* **Berlin.** Von der Centraldirection der Monumenta Germaniae sind bei ihrer diesjährigen, vom 5.—7. April hier abgehaltenen Plenarversammlung zu Mitgliedern neu gewählt worden: Dr. Karl Zeumer, Professor an der hiesigen Universität, der seit Jahren als Hauptmitarbeiter an der rechtsgeschichtlichen Abtheilung des großen Nationalwerks thätig ist, und Dr. Ludwig Traube, Docent an der Münchener Universität, Mitglied der historischen Classe der dortigen Akademie der Wissenschaften, ausgezeichnet als Philolog auch auf mittellateinischem Gebiet, wie er durch die Herausgabe karolingischer Poesie in den Monumenten bewiesen hat.

* **Berlin.** Dr. phil. Johannes Kemke vom der hiesigen kgl. Bibliothek ist zum Archivar der Akademie der Wissenschaften an Stelle des Dr. Langguth bestellt worden. — Bei der technischen Hochschule zu Charlottenburg ist der bisherige Privatdocent Dr. Alfred Gotthold Meyer zum Docenten für Geschichte des Kunstgewerbes ernannt worden.

* **Wien.** Privatdocent Dr. Gustav Jäger, erster Assistent am Institut des Hofraths Prof. Dr. Boltzmann, wurde zum außerordentlichen Professor der theoretischen Physik an der Universität ernannt.

* **Neapel,** 14. April. Zur Feier des 25jährigen Bestehens der hiesigen deutschen zoologischen Station fand heute Nachmittag 2 Uhr im Saale des Instituts eine Festversammlung statt, an welcher Gelehrte, Professoren und Vertreter von Behörden theilnahmen. Unter den Erschienenen bemerkte man den deutschen Botschafter v. Bülow und dessen Amtsvorgänger v. Keudell, sowie den Unterstaatssecretär im Marineministerium Palombo. Von dem Senator Tocaro, den Professoren Waldeyer (Berlin), His (Leipzig), dem Unterrichtsminister Gianturco und dem deutschen Botschafter wurden Ansprachen gehalten. Director Dr. Dohrn dankte für die ihm überreichte, von 1800 Gelehrten aller Nationen unterzeichnete Adresse. Heute Abend findet im Hotel „Westend" eine Festinsel statt. Dr. Dohrn wurde zum Ehrenbürger von Neapel ernannt.

* **Boston.** Die American Academy of arts and sciences ernannte den Physiker Prof. Boltzmann in Wien zum Ehrenmitglied.

* **Philadelphia.** Am 12. April starb im Alter von 57 Jahren der Professor der Zoologie an der Pennsylvania-Universität Dr. Edward D. Cope.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

In Commission der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: [5905]

Unser Lieben Frauen Münster
zu Freiburg im Breisgau.

68 Lichtdrucktafeln nach Aufnahmen von Karl Günther, mit begleitendem Text (18 S.) von Fritz Geiges.
Herausgegeben vom Freiburger Münsterbauverein.
Groß-Folio. Preis in Original-Prachtband M. 80.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW.

Soeben erschien in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Laskaris.

Eine Dichtung von Arthur Pfungst.
3. Theil (Schlußband): Philatethes. Preis broch. M. 2.—, eleg. gb. M. 3.—

Mit diesem dritten Bande schließt Arthur Pfungst seine Laskaris-Dichtung ab, deren Veröffentlichung er im Jahre 1890 begonnen hatte und deren erste Bände: „Laskaris' Jugend" und „Der Alchymist" bereits in zweiter Auflage vorliegen. Die in- und ausländische Presse hat das Werk nahezu einstimmig als eine der hervorragendsten poetischen Erscheinungen unserer Epoche begrüßt und es als eine „Odyssee der Erkenntniß" bezeichnet. Jetzt, nachdem es vollendet vorliegt, dürfte es von der gebildeten Lesewelt mit großem Interesse aufgenommen werden, welche schon seit Jahren auf seinen Abschluß wartet.

Soeben erschienen:

Jesus Christus am Kreuze
in der bildenden Kunst.
von
NICOLAUS MANN.

Mit 10 Abbildungen berühmter Darstellungen von „Christus am Kreuze" alter und neuer Meister.

In vornehmer Ausstattung in 4°. Preis 2 Mark.

„In jeder Familie, wo Sinn für Kunst und Religion zu Hause ist, wird diese originelle Schrift sowohl wegen ihres aufklärenden, als auch einfach erhabenen Inhaltes willkommen sein." (5914)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie durch den Kunstverlag NICOLAUS LEHMANN, Hof-Kunsthandlung, Prag

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Rees in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 17. April. Nummer 86.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Arles und die Alyscamps. — Eine Bibliographie der socialökonomischen Literatur. Von Carl Junker. — Mittheilungen und Nachrichten.

Arles und die Alyscamps.

M. H. Der alte Cato machte einst im römischen Senat den Vorschlag, das Forum mit spitzigen Muscheln pflastern zu lassen, um den Zusammenlauf des Volkes, das leidige Politisiren und Zanken hintanzuhalten. Dieser Antrag, über welchen damals der Senat weise zur Tagesordnung überging, fiel mir im Omnibus des Hôtel du Farum zu Arles wieder ein. Wir schienen thatsächlich auf einem Pflaster nach Cato's Recept hinzurollen, und die viertelstündige Vibrationsmassage unterdrückte erfolgreich jedes Gespräch, politisches wie unpolitisches. Nur eines hatte der alte Römer nicht bedacht: die Liebe war stärker als das Gefühl der Vernichtung von unten her. Mir gegenüber saß nämlich eine bildschöne Arlesierin, hielt den Lockenkopf ihres schlafenden Kindes an die Brust gedrückt und lauschte süß lächelnd dem Liebesgeflüster eines schlanken Offiziers. An so übervollen Herzen werden die Werke des Teufels zuschanden. Da aber ein schleuniges Verlieben im Hotelomnibus selbst in der Stadt berühmter Frauenschönheit seine Schwierigkeiten hat, waren wir herzlich froh, an der Place du Farum zu freier Eigenbewegung begnadigt zu werden.

Wer an solch leuchtendem Frühlingsabend in einer Stadt der Provence anlangt, beglückwünscht sich heimlich zu dem Volksfest, das ihn empfängt. Gesang, Guitarrenaccorde, silbernes, weltfreudiges Lachen allüberall. Zärtliche Pärchen und übermüthige Gruppen, die im Tanzschritt über den Boulevard huschen; das ehrsame Bürgerthum in geräuschvoller Conversation, der man eine gute Marke Sauterne anmerkt, und einige hundert Angehörige der weit verbreiteten Firma Gavache bis zu einem Meter hoch, mit Schwärmern, Lampions und bengalischen Kerzen, unerschöpflich im Ausdenken neuer Belustigungen, die wenig kosten, aber effectvoll sind. Man räth auf einen Wahlsieg, auf den Geburtstag des Präfecten oder den Todestag des Stadtheiligen und wendet sich als Specialforscher an einen sergent de ville. Aber der Mann macht das erstaunteste Gesicht: nichts von alle dem, „c'est la gaieté du pays!" Als ob die Heiterkeit immer einen bestimmten Zweck haben müßte! Ausgelöste Spannkraft ist es, und allabendlich entbindet sich der Ueberschuß des Erträglichen von selber. Die Blumenfülle der Provence duftet lustig drauf los, die alten jaglars sangen ihre chansons, sirventes, tensas und pastarele zu keinem andern Endzweck — „qu'importe le flacon, pourvu qu'on ait l'ivresse?" Man beschließt, seine germanische Natur — nach Bismarcks Recept — zunächst mit einer Flasche Wein auf das fremde Diapason zu stimmen; und die Weine des Landes erleichtern diesen Anpassungstrieb: Macon, Bordeaux, Chablis, Sauterne lautet die Liste. Der Westgothenkönig Eurich, welcher den Römern den letzten Rest der Provence entriß, mag gute Kundschafter gehabt haben. „Mit diesem Trank im Leibe" liest sich allerlei zwischen den Zeilen der Geschichte. Speciell zu Arles im Hôtel du Farum genießt man ihn mit archäologischem Hochgefühl gemischt an der Stätte des altrömischen Marktplatzes. Und die Geister des Weines, die so viel Geschichte gemacht haben, beginnen zu plaudern.

Der mächtige, dem Schiffsverkehr günstige Rhonefluß, Handelsstraßen bis zur Zinninsel Britannien und ein milder Himmel, der heimathliche Sonne und heimathliches Leben gewährte, machten namentlich den südlichen Theil der Provincia — oder seit Cäsars Eintheilung Gallia Narbonensis — für Rom wichtig. Dazu kam die strategische Nothwendigkeit, gegen die kriegerischen Keltenstämme feste Stützpunkte zu besitzen. So entstand eine ganze Reihe militärischer Niederlassungen, die im Frieden durch Anbau von Wein, Oel und Getreide eine Culturmission erfüllten, die Blüthe junger ungebrochener Volkskraft mit römischer Bildung amalgamirten, aber auch römischen Luxus an die Ufer der Rhone und Garonne trugen. Auch Arelate, oder Arelas, was keltisch Sumpfort bedeutet, verdankt seine Entwicklung zunächst Soldaten. Mit dem Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. römischer Besitz, unter Cäsar zur Militärcolonie erhoben, wurde es von Veteranen der 6. Legion erweitert und erhielt den Namen Colania Arelate Sextanorum. Der Vater des Kaisers Tiberius, designirter Leiter der Colonisirungen in Gallien, war in der Stadt thätig. Mit dem Niedergang Massilia's wuchs ihre Bedeutung, Maximian, der Mitregent Diocletians, schlug in ihr seine Residenz auf, und die Prunksucht der beginnenden Verfallszeit schmückte sie mit Theatern, Tempeln, Thermen und Portiken, wie die anderen gallischen Städte auch. Der Verschmelzungsproceß von Römerthum und gallischem Wesen war zu dieser Zeit lange beendet, eine neue „romanische" Nation war entstanden und sie war in gewissem Sinne römischer als Rom selber. Schon zu Hadrians Zeit drohte griechische Bildung, von der Mode begünstigt, die lateinische vollständig zu ersticken; sprach man schon lateinisch, so gehörte es zum guten Ton, die Rede mit griechischen Floskeln zierlich zu durchflechten; man trug sich griechisch; man affectirte griechischen Geist. Damals erwachte in Gallien — neben Spanien und Nordafrika — das lebhafteste Interesse für römische Bildung; selbst Marseille und Lyon, die vordem Sitze griechischer Studien gewesen, pflegten dieselbe aufs eifrigste. Zu Arles befand sich eine hohe Schule römischer Weltweisheit, und der Römer, welcher dieselbe in der ewigen Stadt nicht fand, reiste nach der Provincia, um Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Jurisprudenz und Medicin zu studiren. Den Höhepunkt in der Entwicklung Arelate's bezeichnet die Zeit Constantins des Großen. Der Kaiser dehnte die Colonie auch auf das rechte Rhoneufer aus — Ausonius spricht von der duplex Arelate, dem doppelten Arles — und spannte eine Schiffbrücke über den Fluß. Die erste Zeit der Völkerwanderung berührte die Hauptstadt der Präfectur Gallien zunächst nicht; die Woge germanischer Menschenfluth verlief im Norden und Osten der Provence, den politischen Begriff derselben reducirend. Erst als Residenz des Westgothen Eurich, als Theil des

Ostgothenreichs (508) und als Besitz der Franken unter Theudebert (535) wurde die Stadt in die Nothwendigkeit versetzt, sich mit der brutalen Kraft germanischer Eroberer abzufinden. Daß dabei alles geistige Leben verödete, war unausbleiblich. Aber bald zeigen die Nachrichten aus jener Zeit das wunderliche Bild eroberter Sieger und siegreicher Unterworfener — ganz ähnlich wie in Italien zur Zeit der Ostgothenherrschaft. Die Barbaren begannen sich ihrer dunklen Herkunft zu schämen und putzten sich wenigstens äußerlich mit römischer Bildung und Poesie; die Gallier wußten um den Preis kluger Connivenz ihre municipalen Institutionen zu bewahren. Der Süden mit Arles war darin dem Norden gegenüber weit günstiger gestellt und rettete aus dem Zusammenbruch seiner Cultur jenen Schatz — man möchte sagen latenter Bildung, welcher eine neue Blüthezeit im 12. und 13. Jahrhundert ermöglichte. Dunkle Jahrhunderte bezeichnen den Weg dahin. Einfälle und Plünderungen der Sarazenen, dann das Königreich Arelat mit Arles als Hauptstadt, in welchem sich die Grafen von Arles, auch Grafen der Provence genannt, ziemlicher Selbständigkeit erfreuten; und als die unverwüstbare Volkskraft des Landes einen neuen kräftigen Bürgerstand, eine lebensfähige Wissenschaft und die heitere Blüthe provençalischer Dichtung gezeitigt hatte, da war es die Kirche, die um der religiösen Ueberzeugung zweier Secten willen das gesunde neue Leben zu Boden trat. Von den Brutalitäten der Waldenser Kriege hat sich das Land nie wieder vollständig erholt, die Volkkraft romanischer Cultur an Rhone und Garonne war gebrochen; die provençalische Sprache, eben auf bestem Wege, eine Weltsprache zu werden, sank zur Helotin herab. ¿Dante hatte in ihr gedichtet, Richard Löwenherz und Barbarossa, der Mode ihrer Zeit folgend, Aubaden und Pastorele gereimt, und auf allen Burgen, an allen Höfen des frühen Mittelalters war der Sang wandernder Joglars erklungen. Die Blüthen jener Zeit findet man getrocknet im Staube der Bibliotheken. Und als Arles und die Provence durch wiederholten descendenzlosen Hingang seiner Herrscher an Karl von Anjou, Ludwig von Anjou, Karl IV. und endlich 1481 an Ludwig XI. von Frankreich kam, der sie mit dem mächtigen Westreich vereinigte, zog die langue d'oui als Sprache der Gebildeten siegreich ein. Das Provençalische wurde ein bloßes Patois, von gesunder Fortbildung und Entwicklung ausgeschlossen, die Ruine einer Weltsprache.

Merkwürdig, wie sehr die bedeutendsten historischen Probleme an Interesse verlieren, sobald die Thüre aufgeht und ein schmuckes Mädchen in Landestracht eintritt. Gesunder Selbstkritik fähige Naturen sind geneigt, das erste Entzücken dem trefflichen Haute Sauterne zuzuschreiben; aber schließlich erlebt man auch in Arles Stunden vollkommen nüchterner Urtheilskraft, und dann wird die Bewunderung dieser „Blumen der Provence" um so tiefer und voller. In einem toscanischen Volksliede werden sieben Vollkommenheiten aufgezählt, die ein schönes Weib sein nennen müsse. Die Mädchen von Arles besitzen zum größten Theil alle sieben, viele aber einige Schönheiten darüber. Die schlanken, biegsamen Gestalten, in dunklem Faltenrock und schwarzem Tuchjäckchen mit weißem Busentuch von Mousseline, suchen an holdseligem Reiz ihresgleichen. Das Haar tragen sie anmuthig gegen den Hinterkopf geordnet und schlingen ein breites, schwarzes Band um dasselbe zu einer Art Häubchen, aus dem vorn eine Spitze oder ein schmaler Leinwandstreifen hervorguckt. Die älteren historisch correct und etwas übergroß, die jungen mehr als coquette Reminiscenz. In diesem Rahmen nun die zartesten, blühendsten Gesichter mit dunklen Sammetaugen, die reinsten Ovale — von Rafaels heiliger Cäcilie gestohlen, würde man sagen, wären sie Farbe und Leinwand, statt Fleisch und Blut. Und welches Fleisch und Blut! Ein sanfter Soupentonton im Incarnat, ein Blut, das die feinen, blauen Adern zu beengen scheinen, das sich rosig nach außen drängt.

Wenn etwas mit den Straßen von Alt-Arles versöhnen kann — sie haben eben jenes höllische Pflaster aus spitzen Kieseln der Crauebene — so sind es die entzückenden Mädchen- und Kinderköpfe, die von Fenstern und Balconen neugierig niederblicken. Ein stetes Gezwitscher in weichen, melodischen Lauten; hier der Refrain eines Liedes aus der Höhe niederklingend, von dem Schnurren einer Nähmaschine begleitet, dort eine kleine Explosion weiblicher Entrüstung, eine reimlose neuprovençalische Tenzone, von blühenden, lapidaren Kraftausdrücken strotzend. Im übrigen bietet eine Wanderung mehr culturelles als ästhetisches Interesse. Die Straßen und Gäßchen geben den Labyrinthen anderer südfranzösischer und italienischer Städte an eigensinniger, winkliger Führung und intimen Ueberraschungen nichts nach. Wer Vorliebe für originelle Veduten und ein schlecht functionirendes Geruchsorgan besitzt, wird auch hier manches Sehenswerthe finden. Fragmente von Inschriften römischer Grabmäler, originelle Portale. Thür und Fenster stehen dem goldenen Sonnenlicht offen, denn wohin die Sonne nicht kommt, kommt der Arzt, sagt das Sprichwort. Aber die Architektur von Alt-Arles macht ihr diese segensreiche Thätigkeit nur zu oft unmöglich. Jahrhunderte haben an dem braunen Gemäuer herumgeflickt, die Häuser drängen sich durch und über einander, und Lebensbedingungen, von den heutigen verschieden, lehrten auf Licht und Sonne verzichten. Wohin diese doch zu dringen vermag, da enthüllt sie allerlei dunkle Hintergründe und verborgene Thätigkeiten und demonstrirt mit breiten Streiflichtern die südfranzösische Art, Säuglinge zu betrauen, oder die Bereitung der berühmten Aillolie. Wir hatten die Existenz dieses Nationalgerichts bereits dunkel geahnt. Unter den Geruchsnuancen, die sich wie die Leitmotive einer modernen Oper ablösen und durchschlingen, war eine siegreich hervorgetreten. Aber erst diese organisirte Handhabung des Mörsers, in dem Knoblauch, Kartoffeln, Fische und Crevettes zu einer genießbaren Pomade verarbeitet werden, gab volle Gewißheit. Quarantaine besteht nach solchem Genusse keine. Dieses Potpourri bildet allerdings nur den Leckerbissen der ärmeren Bevölkerung, der Arbeiter in den Maschinen-, Hut- und Seidenfabriken, und das alte Wort vom Herrgott in Frankreich findet — für die Fremden wenigstens — auch in der Provence seine volle Bestätigung; aber es genügen zwei Aillolie-Menus in einer Straße, um dieselbe für sensible Naturen unpassirbar zu machen. Fenster und Balcone bilden den freundlichsten Zug im Bilde der alten Stadt. Die Blumenpracht des Südens kommt mit ihrer ewigen Jugend den alten Mauern zu Hülfe. Kein Fenster, kein Balcon, kein Podest der kleinen Freitreppen ohne gluthrothe Nelken, sattfarbige Rosen und grünes Basilicum. Und wo das Labyrinth endlich aufhört, auf der Place de la République, oder draußen auf den Boulevards, die, schön geführt, die alte Stadt umgeben: Berge von Blumen, lose oder zu Sträußen gebunden, in Töpfen und Kübeln, alle Farben des Regenbogens, und die reichere Formenwelt des milden Himmels. Die graciös trippelnde couturière drückt denn auch das heiße Gesichtchen in einen Riesenstrauß thaufrischer Nelken, und die junge Frau, die im Café ihr Kind säugt, ohne das Gespräch mit den umhersitzenden Männern zu unterbrechen, fächelt sich Luft mit einem Besen dunkelroher Strohblumen — hier statisses genannt. Blumen überall, bis in die Vitrinen der Charcutiers und Oelhändler. — Und daran ändert der Winter wenig oder nichts. Etwas minder satt und golden ist vielleicht das Licht, das die Place de la République über-

fluthet, etwas kälter sind die Schlagschatten an dem herrlichen Portal von St. Trophime. Jetzt ist alles Licht und Sonne. Der antike römische Obelisk in der Mitte des Platzes vor dem hübschen Hôtel de Ville ist ein gesuchter Punkt: in seinem Schatten läßt sich's kühl sitzen und plaudern, wenn man sonst nichts zu thun hat. Auch der Fremde erinnert sich an Heine's Spottwort: „der Katholicismus ist eine gute Sommerreligion", und steigt die Portalstufen von St. Trophime hinan.

Die Kirche, auf den Ruinen des römischen Prätoriums errichtet, wurde bereits im Jahre 626 eingeweiht, der jetzige Bau, ein Juwel romanischer Kunst, stammt aber zum größten Theil aus dem 12. Jahrhundert. Die Hauptmasse der einfachen Façade zeigt noch die Kunstübung des 9. und 10. Jahrhunderts. Kleine Seitenfenster mit voller Wölbung und ein viereckiges Fenster, durch eine Säule getheilt, in der Mitte, als einziger Schmuck. Darüber ein mit Sparrenköpfen verzierter Giebel. Aber die glänzendste Portalanlage, ein Anbau späterer Zeit, wie schon das Material zeigt, empfängt den Glaubens- oder Kunstpilger. Ueber der reichen Säulenstellung, die ein breiter, durchlaufender Fries mit kräftigem Sims belastet, wölbt sich der romanische Rundbogen, nach französischer Weise tief eingeschnitten und von einem geschmackvollen Giebel bekrönt. In diesem architektonischen Gerippe nun drängt sich eine Fülle plastischen Schmuckes von reicher, echt romanisch erregter Phantasie geschaffen. Es ist interessant, zu sehen, wie antike Vorstellungen und Gestalten, die finstersten Jahrhunderte überdauernd, noch in der romanischen Kunst fortlebten. Vieles ist nach spätrömischen Vorbildern studirt. Neben Heiligen, Aposteln, Darstellungen aus der Schrift und legendären Episoden treffen wir geflügelte Thiere, Greife und die Gestalt eines Centauren, auf dem Friese tragen Männer und Frauen noch römische Gewänder, die Tunica mit Toga oder Peplum. — Das Innere der Kirche enttäuscht nach dieser brillanten Einleitung allerdings ein wenig, aber alle Erwartungen werden im Kreuzgang der anstoßenden Abtei erfüllt. Der architektonische Aufbau auch hier von heiterer Klarheit. Rundbogige Arcaden von je drei Säulenpaaren zwischen Pfeilern, Tonnengewölbe, welche der antiken Basilica der Platina im nahen Nimes nachgebildet sein sollen. West- und Südflügel gehören dem gothischen Stil an und sind einfacher gehalten als die romanischen Theile. An diesen ist wieder der Zauber köstlichen plastischen Schmuckes über alle Formglieder ausgegossen. Ein Schatz der reizendsten Ornamentideen, unerschöpfliche Erfindungskraft des Künstlers, der beispielsweise jedes Capitäl mit dem individuellen Gepräge seines Geistes schmückte. Besonders schön ist das Bild zu Mittag; all die steinerne Pracht umfängt wunderbare Stille, Lichtgeister, der zitternden Gluth des Hofes müde, besuchen die marmornen Sagen- und Legendengestalten. Und da kommt es heran, die bekannte Daudet'sche Melodie trippelnder Füßchen. Frauen und Mädchen holen Wasser an dem Lavabo, der an der Mauer sprudelt; sie heben einander die blanken Eimer aufs Haupt und trillern anmuthig durch die hallenden Gänge, und die Sonne schmückt das Bild mit goldenen Lichtern. — Eine Fülle historischer Erinnerungen knüpft sich an die Kathedrale St. Trophime. Als der erste Kreuzzug auf der Kirchenversammlung zu Clermont beschlossen war, zog Papst Urban II. zu Arles ein und feierte hier die kirchlichen Feste. Philipp, der Sohn Kaiser Friedrichs, empfing hier die Krone des Königreichs Arles; unter dem Vorsitz des Legaten Milo versammelte sich hier das Concil, das den Kreuzzug gegen die Albigenser vorbereitete. Die Ehe Ludwigs II. von Neapel mit Jolantha von Arragon wurde hier eingesegnet, und 55 Jahre später vermählte sich in St. Trophime der gute König René, dessen Andenken im Volke so ungebrochen fortbesteht, wie sein Schloß zu Tarascon, mit Johanna von Laval. —

Der Kathedrale gegenüber liegt die ehemalige Kirche Ste. Anne. Man hat in ihr das Musée lapidaire, die städtische Sammlung der Arleser Funde aufgestellt — etwas gedrängt, aber immerhin würdig. Große Kunstwerke aus der Römerzeit waren an der Stätte einer gallischen Colonie von vornherein nicht zu erwarten. Was man auffand, sind Kaiserbüsten 3. oder 4. Ranges, mittelmäßige Reliefs und antiker Kleinkram von den bekannten zierlichen Formen. Weit werthvoller sind die zutage gekommenen Inschriften und frühchristlichen Sarkophage, letztere namentlich in prächtigen Exemplaren vertreten. Man betrachtet sie immer mit einer gewissen Rührung, entziffert ihre schlichten, treuherzigen Inschriften und spürt den Hauch einer fernen begeisterten Zeit mit fremden Idealen.

Es gibt kein besseres Mittel, sich ins volle Bewußtsein der Gegenwart zurückzurufen, als ein Gang um die Abtei von St. Trophime herum zum antiken Theater. Auf diesem Wege nämlich kann man sicher sein, einem halben Dutzend sehr irdisch aussehender Nachfolger der alten Heilsapostel zu begegnen, und solcher Augenschein ernüchtert. —

Arles hat drei große Bauten aus antiker Zeit durch alle Phasen seines Schicksals gerettet: ein Theater, ein Amphitheater und die Tour de la Trouille, den Rest eines Palastes Constantins des Großen. Das Théâtre Romain hatte natürlich die geradezu typischen Schicksale ähnlicher Bauten. Bis zum 15. Jahrhundert ziemlich wohl erhalten, wurde es ein bequemer Steinbruch, dann verbaut und im 17. Jahrhundert Nonnenkloster, und erst der erwachende historische Sinn machte es — seine Ruine wenigstens — der Forschung zugänglich. Zwei große Thore, Gewölbe, ein Theil der Sitzstufen und zwei mächtige korinthische Säulen der scena sind noch erhalten, das übrige mehr oder minder fragmentarisch, für den Kundigen reconstruirbar. Aber auch der Laie wird hier — nöthigenfalls gegen seinen Willen — zu archäologischer Bildung erzogen — dank dem alten Custoden, einem pensionirten Matrosen von Sebastopol. Der Mann hadert mit seinem Schicksal. Aber das lahme Bein ist es nicht, was seine Galle erregt, sondern der löbliche Maire von Arles, der ihn als Wächter anstellt und den Eingang zum Theater trotzdem offen läßt. Jedermann kann, ohne einen Sou zu entrichten, den Platz betrachten, auf dem ein wirklicher römischer Präfect die schwerpfündigen Wortwitze belachte, welche frisch importirt aus Italien kamen. Hinc illae lacrimae. Darum der nicht einzudämmende Strom profunder Gelahrheit, welchen nur klingende Münze auf ein anderes Opfer ableitet. Im Süden grenzt an die Ruine der Jardin de Ville, dessen Eucalyptus- und Platanenkronen das Malerische der Wildniß nur steigern.

Weiter nördlich liegt das mächtige Amphitheater, les Arènes genannt. Ein volles Verständniß dieser römischen Specialität gewährt dasselbe lange nicht in dem Maße, wie z. B. ähnliche Bauten Italiens, aber das edle, mit wachsenden Achsen wiederholte Oval ist immer ein grandioser Anblick. Der Custode, diesmal auch durch eine normirte Eintrittstaxe nicht gezähmt, leiert wieder seine Zahlen und Entdeckungen herunter: 25,000 Zuschauer, 60 Arcaden, 43 Sitzreihen, dort die Thierkäfige, hier die Loge des Kaisers. Das beste ist, man setzt sich auf die obersten Stufen, schält eine Orange und denkt an Goethe's Wort über die römische Architektur — „eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken schafft", oder an den Höllentrichter des großen Florentiners, dessen Urbild solch ein Römerbau gewesen sein mag. Zwei schlanke Thürme erzählen von der Zeit der Gothen und Sarazenen, die das Amphitheater als Festung benützten. Das Mittelalter behielt diese Idee bei

und füllte den Krater mit einer kleinen Stadt spitzgiebliger Häuser, die erst 1825 entfernt wurde. Seitdem ist die grandiose Ruine edleren Zwecken wiedergegeben, man hält nämlich — Stiergefechte in ihr ab. Was das in einer südfranzösischen Landstadt gelegentlich heißen will, hatten wir in Tarascon zu beobachten Gelegenheit. Der Schauplatz wae dort ein ad hoc erbauter Holzcircus; seit frühem Morgen belehrten Trommelwirbel und Fanfaren das Volk über den zu erwartenden Genuß, und lange vor Beginn war die Arena gefüllt. Die einzige Ueberraschung, die uns zutheil wurde, war das gänzliche Fehlen einer Quadrilla. Dem Mob blieb es überlassen, das hervorstürzende Thier zu reizen, mit Kieseln und Koth zu bewerfen und vom sicheren Versteck aus in jeder Weise zu necken. Nach und nach wagten sich einige ruhmbegierige Krämerjünglinge in die schlammige Arena. Einer versuchte sich sogar als Banderillero, natürlich in der plumpsten Form. Aber der Stier hatte das Versteckenspielen satt und begann die ansehnliche Versammlung zu ignoriren. Gebrüll heiliger Entrüstung von ihrer Seite. Der Unternehmer erschien und schlug dem arglosen Thier einen Eisendorn ins Nasenbein, worauf sein Phlegma nachließ und es wiedee einging auf die geschmackvollen Neckereien des Gesindels. Und so fort — ohne Grazie. Eine Bestialität, sorgfältig von jener Bravour und kecken Grazie freigehalten, die bei spanischen Stierkämpfen wenigstens über die Situation hinwegtäuschen. Solche Roheiten mag auch Aules bejubeln, aber der edle Custode unterließ bei seinen Schilderungen antiker Thierkämpfe nie die Bemerkung, das alles habe sich in entlegener vorchristlicher Zeit abgespielt.

Von einem der Thürme genießt man den schönsten Ueberblick über die Stadt, die grünen gartengleichen Rhoneufer und die Ebene bis zu den blauen Höhen von Vaucluse und der Kette der Alpines. Ihnen zu Füßen liegt sonnenglühend die Craueebene, von den Römern Campi lapidei, Steinfeld, später campus Cravensis oder cravus genannt. Ihre nördlichen Theile sind mit mächtigen Geröllmassen bedeckt, und schon der alte Geograph Posidonius hat über die Entstehung dieses Trümmerfeldes nachgedacht. An dem Aeußerlichen der Form festhaltend, meinte er, ein See sei mitten im heftigsten Wellenschlage erstarrt. Heute weiß man, daß es die Wasser der schmelzenden Rhone- und Isèregletscher waren, welche diese cretaceischen Gesteinmassen aus den Westalpen ablagerten. Die ödesten Theile, die zwischen Geröll und Blöcken nur magere Gras- und Lavendelrasen tragen, bilden die Winterweiden zahlreicher Schafheerden, welche mit Anbruch des Sommers von den Schäfern — Bayles genannt — wieder auf die Almen der Dauphiné getrieben werden. Große Landstrecken, namentlich im Westen, wurden durch die Canäle von Craponne und des Alpines bewässert und urbar gemacht und tragen jetzt Maulbeer-, Oliven-, Wein- und Obstpflanzungen. Dort im Süden, östlich von der Crau, das weite baumreiche Wiesenland, auf welches der Spätfrühling bereits goldene Tinten gießt, ist das Rhonedelta, die Insel Camargue, fruchtbares Marschland und ein Obstgarten, wie ihn sonst nur das glückliche Campanien besitzt. Und hier die Stadt selbst, an den mächtigen, still dahin gleitenden Fluß geschmiegt, mit ihren viee angegliederten Faubourgs und der fünften Vorstadt Trinquetaille am rechten Rhoneufer, die eine Kettenbrücke mit dem Quai de la Gare verbindet. Eucalyptus- und Platanenalleen strahlen ins Grüne hinaus, und dort im Osten jenes Wäldchen am Canal de Craponne, aus dem der Giebel einer Kirche hervorlugt, ist die größte Merkwürdigkeit der Stadt — das alte Gräberfeld, die Alyscamps.

Ueber den sonnigen Baulevard des Alyscamps, an malerischen epheu- und rosenumrankten Resten der Stadtmauer und dem Friedhof vorüber ist es ein kleiner Spaziergang zu der frühchristlichen Via Appia. Auf den Wiesen ringsum spielt das Volk Boule, das in allen Mittelmeerländern so beliebte Kugelspiel. Jenseit des Canals von Craponne dann ein lauschiger Hain von Eichen und Ahorn; unter den Bäumen zeigen sich zu beiden Seiten der Straße schmucklose, massige Steinsarkophage, Gras und Unkraut umwuchern dieselben; zwischen Ginster und saphirblauen Disteln hie und da ein roh gemeißeltes Kreuz, ein unkenntlich gewordenes Wappen. Hier ruhen die alten Adelsgeschlechter von Arles, Römer und Christen bis ins Mittelalter hinein. Trümmee einer gothischen Capelle unterbrechen die Gräberstraße, endlich in einem Hain blühender Centifolien die halb ruinenhafte Kirche St. Honorat, vor der noch Fundamente eines antiken Tempels sichtbar sind. — Dichter und Schriftsteller des Mittelalters erwähnen das berühmte Todtenasyl wiederholt, die Sage hat sich mit den Rosen um die halb versunkenen Särge gerankt — übee die eigentliche Bedeutung des Ortes geben beide keinen Aufschluß. Schon Römer wurden in den Elysii campi — Alyscamps oder Aliscans — bestattet; Sarkophage mit den Worten D(iis) M(anibus) als Beginn der Legende beweisen dies. Die christliche Weihe gab dem Friedhof angeblich St. Trophime, der kanonisirte erste Bischof von Arles. Wie es zur klugen Politik der Kirche gehörte, heidnische Feste, Gebräuche und Göttergestalten, die dem Volke ans Herz gewachsen waren, ins Christliche zu transformiren, so mag auch hier die antike Gräberstraße zur christlichen Ruhestätte geworden sein. Die Sage verlegt auf die Elyseischen Felder die Kämpfe Wilhelms von Orange mit den Sarazenen, welche 793 im südlichen Languedoc stattfanden, wie die Chansan Aliscans, eines der bedeutendsten altfranzösischen Volksepen, erzählt. Thatsache ist, daß ein Begräbnißplatz in den Alyscamps frühzeitig zum standesgemäßen Besitz eines Edelmannes gehörte. Vornehme Todte baten oft noch testamentarisch um einen solchen, und nach der Sage genügte es, die Leiche mit Geld versehen der Rhone anzuvertrauen, damit sie unter Schutz und Schirm der Kirche am Gestade von Arles lande und in den Alyscamps beigesetzt werden könne. Die Vorstellung besonderer Weihe und Heilskraft ist unverkennbar, und im 12. Jahrhundert schmückten 19 Capellen und Kirchen, von frommer Verehrung gestiftet, die Elyseischen Felder. Erst als die Gebeine St. Trophime's 1152 in die Kathedrale übertragen wurden, begann der Ruhm der Grabstätte zu verblassen. Schon zu Dante's Zeit war dieselbe kaum mehr als ein historisches Curiosum, seiner ehemaligen Bedeutung entkleidet und der Dichter weiß von dem Orte nur zu sagen, daß er sehr uneben war: „Si come ad Arli ove il Rodano stagna, Fanno i sepolcri tutta il loco vara." Man staunte die Menge der Gräber und Sarkophage an, und Ariost singt: „So ne veda ancor segna in quella terra, Che pressa ad Arli av' il Rhodana stagna. Piena di sepolcri è la campagna." Im 16. Jahrhundert sah die erwachende Kunstbegeisterung in den alten, kunstvoll gearbeiteten Grabmälern nur noch Museumstücke. Die Plünderung begann. Die Arleser selbst machten die schönsten Sarkophage Fürsten und Städten zum Geschenk, und Karl IX. belud mehrere Schiffe damit, die aber im Strom versanken. Die Reste des alten Gräberfeldes wurden beim Bau der Mittelmeerbahn und des Canals von Craponne wieder entdeckt, und seitdem blühen und duften die Rosen um das wundersame Gräberfeld.

Die Kirche St. Honorat aus dem 11. Jahrhundert ist ein bizarres Nebeneinander von Capellen; alle Stile haben ihre Spuren zurückgelassen; Freskenreste verblassen an den feuchten Mauern, offene Sarkophage zeigen modernde Gebein. Eine lateinische Inschrift erzählt die rührende

Digitized by Google

Geschichte eines jungen Mädchens, das als 17jährige glückliche Braut seinen Eltern entrissen wurde. „Mehr ist's als bloßer Schmerz!“ heißt es auf dem Stein. Alltägliches Menschenweh, an dem man sonst achtlos vorüberzugehen sich gewöhnt hat; aber in dieser Gräberstimmung und Katakombenluft wirkt es wie ein frisches Ereigniß, das uns selbst berührt. Man flüchtet gern wieder unter die Rosen. Halb eingestürzte Fensterbogen, geschwärztes Gemäuer und geborstene Pfeiler umschlingen sie versöhnend und gießen ihre Bluthenfülle auf die Wappenschilde versunkener Geschlechter. Das Leben ist hier mächtiger als der Tod; er muß sich den schönsten Schmuck der Lebensfreude gefallen lassen; sein Ernst, seine Symbole muthen an wie ein Märchen, das man sich gern erzählen läßt, aber nicht zu glauben braucht.

Auch die Sonne der Provence geht unter; fahle Lichter gleiten über die Ebene, alles Körperliche liegt schwer und dunkel unter dem mild leuchtenden Himmel, und den endlosen Horizont gegen Süden verschleiert der Abend.

Nach dem Märchen wieder die lärmende Wirklichkeit, die alle Boulevards und Quais mit lauter expansiver Lebenslust füllt.

Madame de Staël machte einmal das echt französische Bekenntniß: „Voyager est, quoi qu'on en puisse dire, un des plus tristes plaisirs de la vie.“

Geschmacksache, Madame.

Eine Bibliographie der socialökonomischen Literatur.

Die Endlichkeit menschlicher Kraft und die Schranken, die unsre Bestrebungen immer finden, äußert sich nirgends deutlicher als beim Sammeln. Die Unvollständigkeit ist der Fluch jeder wissenschaftlichen Sammlung, denn gerade hier liegt in der Vollständigkeit Zweck und Werth. Jahrelang müht sich der Einzelne aus Liebhaberei oder Beruf im Suchen und Zusammentragen, und der Lohn seines Fleißes ist — Stückwerk. Der Gelehrte scheut oft weder Kosten, noch Zeit im Sammeln der Literatur seines speciellen wissenschaftlichen Gebietes: er liebt und schätzt seine Bücherei, ist auch vielleicht stolz darauf, und was hat er im Grunde genommen von ihr? — sie erspart ihm etliche Gänge zur nächsten großen öffentlichen Bibliothek. Freilich, hier und da findet sich in seinem Schranke auch manche Schrift, die er anderswo vergeblich suchen würde, und zu einer Orientirung über irgend eine Frage genügt ihm das, was er daheim besitzt. Ein ähnlicher Werth wie den Privatbibliotheken kommt in der Regel auch den modernen wissenschaftlichen Fachbibliographien zu. Stets unvollständig und lückenhaft, ersetzen sie nie die vielen, an sich vielleicht noch unzulänglicheren bibliographischen Hülfsmittel, die wir schon besitzen und die man für eingehendere Studien immer wieder wird einsehen müssen; aber sie können nichtsdestoweniger sehr nützliche Bücher sein, die in der Handbibliothek und am Schreibtisch verdientermaßen ihren Platz finden, uns rasch über die Literatur einer Frage orientiren, unser Gedächtniß unterstützen und uns in vielen Fällen weiteren Suchens überheben.

Letzteres gilt insbesondere von den fleißigen Arbeiten des Bibliothekars des juridisch politischen Lesevereins in Wien, Hrn. Joseph Stammhammer, von dessen projectirter Bibliographie der socialökonomischen Literatur vor kurzem der zweite Band[1]) erschienen ist. Er ist dem Gebiet der Socialpolitik gewidmet, während der erste[1]) Band jenes des Socialismus und Communismus umfaßte. Die innere Einrichtung beider Bände ist die gleiche. Auf 269, resp. 577 zweispaltigen Seiten finden sich die Titel nicht nur größerer Werke, sondern auch solche von Broschüren, Abhandlungen in Zeitschriften und Flugblättern nach dem Namen der Verfasser, bei anonymen Schriften nach dem Hauptwort des Titels alphabetisch verzeichnet. Bei einigen Zeitschriften wird auch der Inhalt der einzelnen Bände angegeben. Die Zahl dieser Angaben dürfte ungefähr 8000 im ersten, das doppelte aber im zweiten Band betragen. An diesen bibliographischen Theil schließt sich ein Realkatalog an, in welchem die Namen der Verfasser unter bestimmte Schlagworte zusammengestellt erscheinen.

Hr. Stammhammer hat sein Material seit mehr als 15 Jahren mit einem wahren Bienenfleiß zusammengetragen. Die Notizen, über die er heute verfügt, übersteigen weit die Zahl von hunderttausend. Große Unterstützung fand er in jeder Hinsicht an den beiden Professoren der Wiener Universität, den HH. Anton und Karl Menger, deren Privatbibliotheken gerade auf dem Gebiete der socialökonomischen und insbesondere socialistischen Literatur von seltenster Reichhaltigkeit sind. Von seiten des österreichischen Unterrichtsministeriums wurde er in den Stand gesetzt, sich sonstige nothwendige Behelfe für die Publication zu verschaffen. Das, was er bisher veröffentlicht hat, ist von großem Nutzen, aber so sehr wir dies auch dankend anerkennen müssen, können wir nicht umhin, auf einzelne Mängel dieser Arbeit zu verweisen, theils um vielleicht die künftige Vermeidung derselben, theils um eine Reform wissenschaftlicher bibliographischer Publicationen überhaupt anzuregen.

Wie die innere Anlage, so sind auch die Mängel in beiden Bänden ziemlich gleich. Unsre Kritik soll insbesondere in Hinsicht auf die Begrenzung des Gebietes, die Vollständigkeit, die Genauigkeit in bibliographischer Hinsicht, die innere Einrichtung und die äußere Form der Publication geschehen.

Vor allem vermißt man eine Einleitung. Ganz abgesehen davon, daß es sehr nützlich wäre, einen Einblick in die Arbeitsmethode des Herausgebers zu erhalten, fehlt jegliche Angabe darüber, welche Zeitschriften bibliographisch excerpirt wurden und in wie weit dies geschehen ist. Eine Liste der periodischen Literatur vorweg zu stellen und durch ein Zeichen bei jeder Zeitschrift anzugeben, ob und welche Rücksicht im weiteren auf die einzelnen Artikel in derselben genommen wurde, dürfte sich schon deßhalb empfehlen, da wir in Hrn. Stammhammers bibliographischen Angaben nicht ganz klaren Abkürzungen der Titel von Zeitschriften begegnen und häufig einige Artikel aus einer Zeitschrift aufgenommen, andere aber aus uns unbekannten Gründen weggelassen erscheinen. Außerdem fehlt, außer durch die für die einzelnen Bände gewahlten Titel, jegliche Begrenzung des verarbeiteten Stoffes, sowohl in sachlicher als zeitlicher Hinsicht. In letzterer scheint überhaupt keine Grenze gezogen zu sein: wir finden Schriften auch schon aus dem 16. Jahrhundert, aber andrerseits sind die Angaben der älteren Literatur so spärlich, daß man unwillkürlich zur Annahme berechtigt ist, Hr. Stammhammer habe sich lediglich mit der neueren Literatur beschäftigen wollen. Der schier unmöglichen Trennung der Begriffe Socialismus und Communismus ist der Verfasser wohlweislich aus dem Wege gegangen, indem er die Literatur beider Lehren mit Recht in einem Band vereinigte. Aber mag hierdurch der Stoff des ersten Bandes allenfalls bestimmt sein, so sagt uns die

---

[1]) Bibliographie der Socialpolitik, bearbeitet und herausgegeben von Joseph Stammhammer, Bibliothekar des juridisch-politischen Lesevereins in Wien. Jena, Gustav Fischer 1896. Ein Band Lex. 8° (18×27) IV, 648 S. Mit vier auf blauem Papier gedruckten Titelcopien. Preis 18 Mark.

[1]) Bibliographie des Socialismus und Communismus, bearbeitet und herausgegeben von Joseph Stammhammer, Bibliothekar des juridisch-politischen Lesevereins in Wien. Jena, Gustav Fischer 1893. Ein Band Lex. 8° (18×27) IV, 303 S. Preis 10 Mark.

Bezeichnung „Bibliographie der Socialpolitik“ ohne weiteren Commentar sehr wenig. Der Begriff „Socialpolitik“ ist sehr schwankend, und unter diesen Umständen wäre es um so nothwendiger gewesen, das Gebiet der im zweiten Band verzeichneten Literatur in einer Einleitung genauer zu umgrenzen. Wir erfahren jedoch aus der Vorrede nur, „daß er die Literatur der Socialpolitik bis zum Schlusse des Jahres 1895 einschließlich jener des Armenwesens“ umfaßt. „Bloße juristische Commentare zu Gesetzgebungswerken, habe ich dagegen“ — sagt der Verfasser weiter — „ausgeschieden, da diese massenhafte und rasch veraltende Literatur den Umfang des Werkes beträchtlich vergrößert und seine Uebersichtlichkeit vermindert hätte.“ Man mag sich hiemit etwa noch einverstanden erklären, aber warum wurden die Ausgaben der socialpolitischen Gesetze selbst nicht aufgenommen? [1]) Bei diesem Mangel an bestimmten Grenzen ist es schwer darüber zu urtheilen, in wie weit der Verfasser die angestrebte Vollständigkeit erreicht hat. Doch wir wollen bei diesem Punkt nicht lange verweilen. Es hat noch keine Bibliographie gegeben, die vollständig gewesen ist; immerhin erregt es aber Befremden, daß insbesondere im ersten Band eine Reihe sehr bekannter Autoren gänzlich fehlt.

Auch auf die Genauigkeit der Angaben in technisch-bibliographischer Hinsicht soll kein besonderes Gewicht gelegt werden. Streng genommen sollte eine Bibliographie allerdings genaue Titelcopien liefern und dieselben mit einer kurzen Beschreibung des Buches, d. h. mit der Angabe von Format und Seitenzahl versehen. Für eine Orientirung zu wissenschaftlichen, wenn nicht gerade zu literarhistorischen Zwecken genügt aber insbesondere für die neueren Schriften meist eine kurze Angabe des Titels. Nur Unrichtigkeiten sollen strengstens vermieden werden und in dieser Beziehung kann man der vorliegenden Arbeit gerechtes Lob spenden. Man wird selten auf Fehler stoßen, doch ist uns aufgefallen, daß Hr. Stammhammer zuweilen spätere Auflagen als solche verzeichnet, ohne die erste zu erwähnen.

Ein wunder Punkt jeder Bibliographie ist ferner die Anordnung. So lange man sich nicht für eine einheitliche Systematik entschieden haben wird, bleibt der alphabetische Autorenkatalog und das Schlagwortregister immer noch das relativ beste. Hierfür mußte sich auch Hr. Stammhammer entscheiden. Die Mängel seines Reallkatalogs sind nicht seine Schuld, sondern eine Folge des von ihm gewählten Prinzips. Die Wahl dieses ist aber heute noch erklärlich.

Alle besprochenen Mängel, die im Grunde genommen das vorliegende Werk mit jeder bisher erschienenen Bibliographie theilt, sind lediglich eine Folge der heute noch für derartige Arbeiten üblichen Form. Eine Bibliographie in Buchform kann nur dann allen Anforderungen entsprechen, wenn sie eine seit langer Zeit abgeschlossene Literatur umfaßt, und selbst dann wird sie nur ausnahmsweise vollständig sein, und immer wird es noch Leute geben, die mit der Systematik sich nicht werden einverstanden erklären wollen. — Es gibt aber ein Mittel, jede Kritik zum Schweigen zu bringen, wirklichen Fehlern leicht und rasch abzuhelfen, völlig Gutes herzustellen. Das ist die Wahl der Zettelform — wie wir sie für die Bibliothekkataloge bereits besitzen und wie sie neuerdings, dank den Bestrebungen des Institut international de Bibliographie, auch für die Bibliographien eingeführt zu werden beginnt. Die praktischen Amerikaner haben diesen Weg schon längst betreten. Ein Zettelkatalog vereinigt alle denkbaren Vortheile. Ein Veralten ist unmöglich, da neue Zettel stets leicht eingeschoben werden können, und die Vollständigkeit ist nur eine Frage der Zeit. Solche Zettel kann jeder leicht nach seinen besonderen Wünschen und Zwecken ordnen und durch mit Spitzmarken versehene farbige Karten (fiches divisionnaires) in Kästchen zu einem übersichtlichen, willkürlich begrenzten Ganzen vereinigen. Stellt sich ein Zettel als falsch heraus, so ist er leicht durch einen neuen richtigen ersetzt; mit einem Wort, ein solcher bibliographischer Apparat hat ebenso viel Leben und Beweglichkeit als die Literatur selbst, deren bestes Bild er bietet. Fehlern und Lücken kann man bei Bibliographien in Buchform dagegen nur durch Nachträge und Supplementbände begegnen, die das Nachsuchen nothgedrungen erschweren und die Uebersicht stören, oder durch neue Auflagen, die die früheren einfach werthlos machen und die für dieselben verwendeten Kosten als überflüssig und vergeudet erscheinen lassen. Freilich, da wir nun schon beim Geldpunkt angelangt sind, eine Ausgabe auf losen Zetteln stellt sich weit höher als eine solche in Buchform. Die ca. 25,000 Notizen, die Hrn. Stammhammers Bibliographie enthält, auf ebenso viele Zettel gedruckt, würden sich inclusive des dazu gehörigen Aufbewahrungskastens ungefähr auf das Sechsfache des heutigen Ladenpreises der beiden Bände stellen. Aber abgesehen davon, daß eben wirklich Gutes auch theuer ist, würden sich nur wenige die ganze Sammlung anzuschaffen brauchen, die meisten könnten sich auf bestimmte, für sie wichtige Theile beschränken. Wer sich mit der „Frauenfrage“ beschäftigt, wird sich deßhalb wohl kaum für Schriften über „Fabrikmarken“ oder „Flurzwang“ interessiren.

Solange man aber das Bessere nicht hat, muß man sich wenigstens mit dem Guten bescheiden, und darum können wir Hrn. Stammhammers Arbeit nur wärmstens empfehlen. Es ist ein sehr nützliches Buch, ein Werk, das der Socialpolitiker stets zur Hand haben muß und das ihm auch, insbesondere dem Praktiker, in der Regel genügen wird.

Wien. Carl Junker.

[1]) So fehlt z. B. die von Woedtke besorgte, bei Guttentag in Berlin erschienene Ausgabe in Taschenformat des Reichsgesetzes, betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter, vom 15. Juni 1883, während die Großoctavausgabe aufgenommen erscheint. Vom entsprechenden österreichischen Gesetz fehlt jede, selbst die officielle Ausgabe. Auch von Gesetzentwürfen fehlen viele. Ja, das Schlagwort „Gesetz“ oder „Gesetzgebung“ ꝛc. kommt im Realkatalog überhaupt nicht vor.

Mittheilungen und Nachrichten.

E-m. In der Chronik der Allgemeinen Zeitung wurde vor kurzem auf ein Münzwerk hingewiesen, das in seiner Art bis jetzt einzig ist; ich meine das vom Conservatorium des Münchener Münzcabinets herausgegebene Verzeichniß der Medaillen und Münzen des Gesammthauses Wittelsbach. In der That existiren für die übrigen Länder Europa's Werke von diesem Umfang nicht; es sind wohl einzelne Pecuinzen anderer Staaten in gleicher Weise behandelt worden, z. B. für Preußen die Prunin Brandenburg, aber die Staaten als Ganzes haben bis jetzt noch keine genügende numismatische Darstellung gefunden. Wenn man bedenkt, wie complicirt die bayerische Herrschergeschichte durch die vielen Theilungen geworden ist, so findet man, daß die hier vom Münchener Münzcabinet gelöste Aufgabe, trotz des an sich nicht großen Territoriums, das behandelt wurde, sehr groß und schwierig gewesen ist; sie wäre auch wohl kaum jetzt schon gelöst worden, wenn nicht besondere Umstände zu Hülfe gekommen wären. Diese sind außer dem sehr reichhaltigen Bestand des Münzcabinets in den von unermüdlichen Sammlern geleisteten Vorarbeiten zu erblicken. Unter diesen nimmt die erste Stelle ein Verzeichniß der bayerischen Münzen und Medaillen ein, das von dem 1878 verstorbenen Sammler J. P. Beierlein in München angelegt worden ist. Es ging nach dem Tode des Verfassers an das hiesige Münzcabinet über, und man faßte in Anbetracht seines bedeutenden Werthes für die Wissenschaft schon vor fast 20 Jahren den Plan, es in Druck zu geben. Diese Idee konnte freilich nicht sogleich ausgeführt werden; in der Zwischenzeit aber hatten die unzähligen Münzfunde und die sehr ersprießliche Thätigkeit der numismatischen Gesellschaften so viel neues Material gebracht, daß mit der Veröffentlichung zugleich eine Durcharbeitung des werthvollen Manuscripts verbunden werden mußte. So hat es fast 20 Jahre gedauert, bis der 1. Theil des I. Bandes, der die bayerische Linie umfaßt, erscheinen konnte. Trotz

dieſer Durcharbeitung iſt aber der allgemeine Charakter von Beierleins Katalog erhalten geblieben. Die Anlage des Werkes iſt derart, daß die Münzen und Medaillen neben einander beſchrieben werden. Man hat ſich damit auf den — übrigens nicht ſehr ſinnvollen — Standpunkt der Sammler geſtellt, die ja zwiſchen Münzen und den oft künſtleriſch zu werthvollen Medaillen keinen Unterſchied machen, die in der Medaille nur eine Münze zweiter Ordnung erblicken. Heutzutage ſollte man jedoch von der Sammlertradition endlich abweichen und die Medaillen geſondert behandeln und publiciren; denn ſie gehören thatſächlich viel weniger der Numismatik als der Plaſtik an. Noch in anderer Hinſicht trug das in Rede ſtehende Werk den Sammlern Rechnung. Es iſt die genealogiſche Anordnung gewählt worden, was ja unbedingt nöthig iſt. Die Münzen oder ſind nach den einzelnen Sorten geordnet, ſo daß z. B. alle Thaler zuſammengeſtellt ſind, die ein Fürſt prägen ließ; wiſſenſchaftlich wäre jedoch die ſynchroniſtiſche Zuſammenſtellung der Münzen auch der einzelnen Regenten vielleicht empfehlenswerther, denn man bekommt über die in den verſchiedenen Jahren und Epochen entfaltete Thätigkeit der Münzwerkſtätten bei der ſynchroniſtiſchen Anordnung ein viel klareres Bild, und man kann aus ihr ohne weiteres auf die nationalökonomiſchen und überhaupt auf die hiſtoriſchen Verhältniſſe Schlüſſe von höchſter Wichtigkeit und Beweiskraft ziehen. Mit dieſen Bemerkungen ſoll ſelbſtverſtändlich kein Tadel geäußert werden, um ſo weniger, als dieſe Anordnung ja einem ſehr anerkennenswerthen Princip entſprungen iſt. Die Herausgeber des trefflichen Werkes waren ſich bewußt, daß ſie nicht nur für die Wiſſenſchaft arbeiten durften, ſondern auch dem praktiſchen Bedürfniß der Sammler Rechnung tragen mußten. Sie ſchloſſen einen Compromiß, und das mit Recht; denn wenn der Sammler das Verzeichniß leicht benützen kann, dann wird er es auch fleißig benützen und ſeinerſeits wieder durch Mittheilung ſeiner Beobachtungen der Wiſſenſchaft dienen. Man darf ja bei der Beurtheilung dieſes Münzwerks nicht außer Acht laſſen, daß es einſtweilen wohl eine hohe, aber doch nicht abſolute Vollſtändigkeit erreicht hat. Es will darum auf der einen Seite verzeichnen, was der Wiſſenſchaft bis jetzt bekannt iſt, auf der anderen will es die Sammler, in deren Beſitz ſich noch manches unbeſchriebene Stück befindet, anregen, über dieſe Unica in den Fachzeitſchriften zu berichten. Ein großer Vortheil des Werkes liegt in der weiſen Beſchränkung der hiſtoriſchen Erläuterungen, die in der Regel nur da gegeben wurden, wo entweder eine neue Deutung zu geben war, oder wo die Unklarheit der Darſtellung oder die Inſchrift es erforderte. Trotz dieſer Spärlichkeit der Anmerkungen iſt gerade in ihnen ein Haupttheil des Verdienſtes der Publication zu erblicken. Beſcheiden an Umfang und an Ton, enthalten ſie eine Menge wichtigen Materials für den Gelehrten, aber auch des allgemein Intereſſanten ſelbſt für den Nichtnumismatiker. Beſonders viel gelehrtes Material wird der Medaillenforſcher hier finden. Wie wiſſen ja über die bayeriſche Medaillenkunſt, beſonders die des 16. Jahrhunderts, immer noch faſt gar nichts; vor uns liegen die Prachtſtücke einer im edelſten Sinne bürgerlichen und volksthümlichen Kunſt, aber nur ſelten hat ſich der Name des Künſtlers bis auf unſre Zeit gerettet. Genauere Kunde und Studien fehlen uns bis jetzt, und ſelbſt in Fällen, wo es ſich um die Werke von Männern wie Dürer, Jamnitzer, Flötner und der Brüder Vischer handelt, iſt der Streit über die Autorſchaft noch ungeſchlichtet. Hier bietet unſer Münzwerk Gelegenheit zum weiteren Fortarbeiten, indem es über das bereits Bekannte referirt und das Rohmaterial zuſammenſtellt, ſoweit dazu nicht Urkunden und kunſtkritiſche Arbeit nöthig iſt. Dem Werke ſind 5 Tafeln in Kupferdruck beigegeben, auf denen in ſorgfältiger Auswahl eine Reihe der im hieſigen Cabinet befindlichen Medaillen — meiſt zum erſtenmal — publicirt werden; zunächſt eine Tafel mit Darſtellungen der Gnadenpfennige, unter denen der in Gold geprägte von Kurfürſt Maximilian I. und die hervorragend ſchöne Gußmedaille von Ernſt, dem vierten Sohne Albrechts des V., auffällt; daran ſchließen ſich 4 Tafeln der ungefaßten Medaillen von der Zeit der Reformation bis in das Rococo hinein. Die trefflichen Reproductionen ſind in ſeinem Verſtändniß für den hohen künſtleriſchen Werth dieſer Werke der Kleinplaſtik nicht, wie ſonſt üblich, nach Gipsabgüſſen hergeſtellt, ſondern nach den Originalen ſelbſt angefertigt, wodurch dem Photographen große Schwierigkeit, dem Beſchauer aber ein erhöhter Genuß erwuchs. Erſchienen iſt die Publication im Verlag der kgl. bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, mit Unterſtützung von ſeiten des Hofes und der eben genannten Geſellſchaft.

* Ein Gönner der Wiſſenſchaft des Judenthums hat für die beſte Beantwortung der beiden nachſtehenden Preisfragen entſprechende Preiſe beſtimmt und uns mit der Ausſchreibung der Preisfragen und mit der Ernennung der Preisrichter beauftragt:

I. Geſchichte der Juden in Babylonien — mit beſonderer Berückſichtigung der Cultur- und Literaturgeſchichte — bis zum Abſchluß des Talmuds. Von der Preisbewerbung ſind Arbeiten, welche nur einen Abſchnitt des bezeichneten Zeitraums behandeln, nicht ausgeſchloſſen. Neben den Anforderungen ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit wird auch gute Darſtellung gewünſcht. Der Preis beträgt 2500 Mark.

II. Die Lehre des Judenthums von der Verſöhnung und deren Bedingungen ſoll aus der Bibel und aus der talmudiſch-midraſchiſchen Literatur quellenmäßig ermittelt und mit Rückſicht auf das Princip der ſittlichen Selbſtthätigkeit ſyſtematiſch unterſucht werden. Um die Continuität in dieſer Glaubenslehre zu beleuchten, ſollen auch die vorzüglichſten Autoren der jüdiſchen Religionsphiloſophie des Mittelalters herangezogen werden. Die Darſtellung ſoll ſich wiſſenſchaftlicher Popularität befleißigen. Der Preis beträgt 1000 Mark.

Die in deutſcher Sprache abzufaſſenden Preisarbeiten müſſen bis zu dem 1. Juli 1899 bei dem unterzeichneten Curatorium eingereicht ſein. Der Verfaſſer darf ſich in der Urſigilli mit einem Motto zu verſehenden Arbeit nicht nennen, ſondern hat ſeinen Namen in einem verſiegelten Couvert anzugeben, welches jenes Motto als Aufſchrift trägt.

Berlin, 9. März 1897.

Das Curatorium der Zanzſtiftung.

Dr. S. Neumann, Vorſitzender. Dr. Abraham, Schriftführer.

* Archäologiſches aus Rom. In der Abtheilung der Academia del Lincei ſprach Profeſſor Lanciani über ſeine und ſeiner Schüler Unterſuchungen im Gebiete von Tivoli, dem alten Tibur. Unter den Reſten von ſogenannten pelasgiſchen Mauern hat er eine beſondere Gattung von Maueriverk der Urbevölkerung von Tibur zugeſchrieben. Tibur war in älteſter Zeit durch fünf große Straßen mit fünf anderen Orten verbunden und iſt als Vorort dieſer Hexapolis zu betrachten. Die Ueberreſte der alten Bauten ſind ſpäter von den Römern vielfach bei der Errichtung ihrer Villen verwerthet worden. — Profeſſor Barnabei berichtete über die Funde, die im Laufe des Jahres dem Unterrichtsminiſterium zur Kenntniß gekommen ſind. Bemerkenswerth ſind darunter mehrere römiſche Moſaiks, die in Imola in der Provinz Bologna, dem alten Forum Cornelii, aufgedeckt wurden. — Profeſſor Gatti beſprach eine bei S. Pietro in Vincoli (bei den Arbeiten zur Verlängerung der Via del Serpenti) gefundene ſpätrömiſche Inſchrift, von der ein Stück bereits vor 20 Jahren zu Tage gekommen war. Es iſt die Bauinſchrift eines Poeticus, der gegen das Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. bei der Stadtpräfectur, die mit dem Tempel der Tellus verbunden war, errichtet wurde. Der Name des Erbauers, des Präfecten Junius Valerius Bellicius, wird durch die Inſchrift zum erſtenmale bekannt. — Ferner wurden in Rom aufgedeckt ein antikes Pflaſter von großen Marmorplatten bei der Baſilica di San Clemente, eine Ehreninſchrift für Caracalla an der Oſtſeite des Palatin, wo ein neuer Zugang zu den Bädern des Septimius Severus hergeſtellt wird; endlich bei dem erſten Meilenſtein der Via Flaminia ein Cippus mit Inſchrift, die ſich auf eine alte Tiberregulirung bezieht.

* Wie der „Voſſ. Ztg.“ aus Paris telegraphirt wird, theilte Denis Lance der Académie des sciences mit, daß es ihm gelungen ſei, den Stickſtoff der Luft in Ammoniumcyanür überzuführen, das der Bildung höherer Stickſtoffverbindungen zur Grundlage dienen kann. Die unmittelbare Fixirung des Stickſtoffs der Luft in einer Form, die den Pflanzen ſeine Aufnahme ermöglicht, würde jeden Stickſtoffdünger überflüſſig machen und eine Umwälzung im Ackerbau herbeiführen.

* Der Entdecker der Goldlagerſtätten am Oel- und Hohenberge bei Bärdenthal und Engelberg, Joſeph Lawng in Bärdenthal, hat, dem „Oberſchl. Anz.“ zufolge, neuerdings ausgedehnte Goldlagerſtätten im Altvatergebirge aufgefunden. Die vorgenommenen Probewaſchungen der zertrümmerten goldhaltigen Minerallen ließen auf ein ähnlich günſtiges Ergebniß rechnen, wie die Goldlagerſtätten am Oel- und Hohenberge, wo gegenwärtig über 30 Bergleute mit Aufſchlußarbeiten der goldführenden Gänge beſchäftigt ſind.

Digitized by Google

* **Gießen.** Der außerordentliche Professor der Chirurgie, Oberarzt der chirurgischen Klinik, Dr. Peter Poppert, hat einen Ruf als Director des städtischen Krankenhauses in Worms erhalten.

A. **Rostock**, 14. April. Heute Nachmittag starb im 58. Lebensjahre der Vicekanzler der großherzoglichen Landesuniversität, Landgerichtspräsident und Consistorialdirector A. Wendhausen hierselbst. A. Wendhausen wurde hier am 2. December 1839 geboren. Nachdem er die Gymnasien in Rostock und Anklam besucht hatte, studirte er in Jena, Berlin und Rostock die Rechte. 1867 bestand er das mecklenburgische Advocatenexamen. Später absolvirte er das Richter- und Justizrathsexamen. Seine amtliche Laufbahn begann er als Kanzleiauditor bei der hiesigen Justizkanzlei. Am 11. Januar 1873 wurde er zum Justizrath, am 1. October 1879 sodann zum Landgerichtsdirector ernannt. Am 1. Januar 1884 erfolgte seine Ernennung zum Oberlandesgerichtsrath, am 1. Juli 1887 die zum Präsidenten des hiesigen Landgerichts. Am 1. October 1896 wurde ihm auch die Würde eines Vicekanzlers an der hiesigen Universität verliehen. Gleichzeitig ward er zum landesherrlichen Commissarius bei der großherzoglichen Immediatcommission zur Direction der Universitätsverwaltung, des Cassen- und Rechnungswesens bestellt. Seit dem 1. Juli 1887 war er auch Vorsitzender der Prüfungsbehörde für die reste juristische Prüfung.

* **Berlin.** Die Redaction der physiologischen Abtheilung des „Archivs für Anatomie und Physiologie", die Emil du Bois-Reymond seit Johannes Müllers Tod innehatte, ist auf die Berliner physiologische Gesellschaft übergegangen. Die Redactionsgeschäfte führt Prof. Dr. Hans Thierfelder. — Der Directorialassistent am Museum für Völkerkunde, Prof. Wilhelm Grube, hat einen einjährigen Urlaub nachgesucht und begibt sich nach im Laufe dieses Monats auf eine längere Studienreise nach China.

Belgrad. Am 22. Februar d. J. fand die feierliche Jahressitzung der kgl. serbischen Akademie statt. Der Präsident eröffnete sie mit einer kurzen Rede, in der er alle seit dem Bestande der Akademie von ihr in Druck gegebenen Werke aufzählte. Der Secretär verlas den Jahresbericht über die Thätigkeit der einzelnen Classen der Akademie, der serbiographischen und ethnographischen Abtheilung und der Volksbibliothek. Den Bericht über das Museum las Hr. M. Valtrović. Für das folgende Jahr wurden gewählt zu Secretären: der Classe der Naturwissenschaften Prof. S. Lozanić, der philosophischen Prof. P. P. Djerdjević, der socialwissenschaftlichen Prof. S. Baskaalć, der für Kunst Prof. M. Valtrović. Als gewählt wurden ferner proclamirt: zum wirklichen Mitglied Andra Nikolić, Cultusminister; zu correspondirenden Mitgliedern: Dr. Sv. Radovanović, Dr. M. Petrović, Dr. T. Maretić, Dr. M. Reichetar, T. Florinski und J. Sismanov. Die Jahressitzung war spärlich besucht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (vormals Fichte-Ulricische Zeitschrift). Im Verein mit Dr. H. Siebeck und Dr. J. Volkelt hggb. von Dr. Richard Falckenberg. N. F. Bd. 109. 2. Heft. Dec. 1896. Leipzig, C. C. M. Pfeffer. — Robert Heilner: System der Logik im Sinne eines allgemeinen Organon der menschlichen Erkenntniß. Leipzig, Veit u. Comp. 1897. — Karl Martin Kaufmann: Die Jenseitshoffnungen der Griechen und Römer nach den Sepulcralinschriften. Beitrag zur monumentalen Eschatologie. Freiburg i. Br., Herder 1897. — Blätter für Haus- und Kirchenmusik, hggb. von Ernst Rabich. 1. Jahrg. 1897. Nr. 1—3. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne. — Welt-Post. Internationale Zeitschrift für Sammelwesen, Kunst und Kunstgewerbe, hggb. von Sigm. Friedl, redig. von Karl Goldmann. 22. Jahrg. Nr. 1. April 1897. Wien. — Maximilian Ferdinand: Sexual-Moral der Gegenwart. Mit Bildern von Zions. Leipzig, Wilh. Friedrich. — Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, gegründet von Rich. Avenarius, in Verbindung mit Ernst Mach und Alois Riehl hggb. von Fr. Carstanjen und O. Krebs. 21. Jahrg. 1. Heft. Jan. 1897. Leipzig, O. R. Reisland. — Ferd. Tönnies: Der Nietzsche Cultus. Eine Kritik. Ebd. 1897. — F. Staudinger: Kants Tractat: Zum ewigen Frieden. Jubiläums-Epilog. (S.-A. aus: Kantstudien. Philosophische Zeitschrift, hggb. von Dr. Hans Vaihinger.) Hamburg u. Leipzig, Leop. Voß. — Adolf Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Leipzig, Ed. Avenarius 1897. — Kunst v. Bodenhausen: Der erbländische ritterschaftliche Creditverein im Königreich Sachsen. Leipzig, Verl. der Handels-Akademie 1896. — Dr. Georg Wermert: Pro Societate. 2 Abhandlungen: I. Ueber den christlichen Socialismus und seine wirthschaftliche Bedeutung; II. Zur Würdigung des Rodbertus und seines Staatssocialismus. Halle a. S., C. A. Kaemmerer u. Comp. 1897. — Hermann Bahr: Theater. Wiener Roman. Berlin, S. Fischer 1897. — Jules Legras: Henry Heine poète. Paris, Calmann Lévy 1897. — Heinrich v. Poschinger: Fürst Bismarck und der Bundesrath. 2. Bd.: Der Bundesrath des Zollvereins (1868—1870) und der Bundesrath des Deutschen Reiches (1871—1873). Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1897. — Georg Buchner: Lehrbuch der Chemie, mit besonderer Berücksichtigung des für das Leben Wissenswerthen für Gebildete aller Stände. 1. Th.: Chemie der Nichtmetalle (Metalloide) und Metalle (Anorganische Chemie). Mit vielen Abbildungen. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

LIBRI LITURGICI BIBLIOTHECAE APOSTOLICAE VATICANAE

MANUSCRIPTI.

DIGESSIT ET RECENSUIT **HUGO EHRENSBERGER.**

Lex.-8. (XII u. 592 S.) M. 25; geb. in Halbsaffian M. 30.

So bedeutsam auch die Ausbeute aus den liturgischen Manuscripten der Vaticana bisher gewesen ist, so fehlte es doch an einem zusammenfassenden Werke, in welchem die ganze Fülle dieser für die Geschichte der Liturgie und überhaupt für die theologische Wissenschaft so wichtigen Quellen nach Zahl und Werth gewissermassen mit einem Blicke überschaut werden konnte. Diese Aufgabe will das Werk von Ehrensberger lösen. Dasselbe darf auf dem Gebiete der Liturgik seinen Platz unter den hervorragendsten Quellenwerken aller Zeiten beanspruchen. Dem monumentalen Charakter des Inhalts trägt auch die Ausstattung die gebührende Rechnung. (5906)

Vervielfältigung (17116)

von Schriftstücken jeder Art sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Zeitersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an **A. Semle in Neuburg a. D.**

Soeben erschienen:

JESUS CHRISTUS AM KREUZE

IN DER BILDENDEN KUNST.

VON

NICOLAUS MANN.

Mit 10 Abbildungen berühmter Darstellungen von „Christus am Kreuze" alter und neuer Meister.

In vornehmer Ausstattung in 4°. Preis 2 Mark.

„In jeder Familie, wo Sinn für Kunst und Religion zu Hause ist, wird diese originelle Schrift sowohl wegen ihres aufklärenden, als auch einfach erhabenen Inhaltes willkommen sein." (5914)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie durch den Kunstverlag **NICOLAUS LEHMANN**, Hof-Kunsthandlung, Prag.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 119. Band. Achtes Heft.

Inhalt: Lorenz Albrecht. Der Verfasser der ersten deutschen Grammatik. — Der Maler Friedrich Wasmann. Ein deutsches Künstlerleben. — Der größte Bau Deutschlands. — Frankreich im neuen Jahr. — Zeitläufe. Griechenland-Türkei: fragliche Entscheidung. — Zur agrarpolitischen Literatur. (Tille, Riehl, v. Wenckstern.) — Caprivismus—Bismarckianismus. (5937)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Kerl in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 20. April. Nummer 87.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verein der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Technische Neuerungen in der deutschen Kriegsmarine. Von W. Beebrow. — Cyriacus von Ancona in Kreta. Von H. Graeven. — Mittheilungen und Nachrichten.

Technische Neuerungen in der deutschen Kriegsmarine.

Von W. Beebrow.

Wenn auch bei den bescheidenen Verhältnissen der deutschen Seemacht an Experimente im großen Stil, wie sie in der englischen und französischen Flotte zeitweilig vorgenommen werden, in unsern Verwaltungskreisen nicht gedacht werden kann, so sind doch die Constructeure der deutschen Flotte jederzeit bemüht gewesen, die besten Neuerungen auf ihrem Gebiete rasch für unsre Kriegsschiffe zu acceptiren. Das hohe Interesse des Kaisers am Seewesen überhaupt und an der Fortentwicklung unsrer Flotte ist in den letzten Jahren ein besonders starker Antrieb zur Vornahme solcher Neuerungen geworden, deren Zweck es ist, unsre Marine, die an Stärke immer eine untergeordnete Rolle spielen wird, wenigstens an Vollkommenheit den Flotten der ersten Seemächte möglichst ebenbürtig zu machen. Doch wäre es ein Irrthum zu glauben, daß dieses Ziel den Schöpfern der deutschen Flotte und ihrer Vorgängerinnen, der Flotten des Norddeutschen Bundes und des preußischen Staates, nicht stets vorgeschwebt hätte. Einige Daten aus dem Anfange unsrer Flottengeschichte beweisen das Gegentheil. Das erste große Panzerschiff Preußens, „König Wilhelm“, war zur Zeit seiner Entstehung das gewaltigste Schlachtschiff Europa's, seine erst im vorigen Jahre ins Auge gefaßte Ablösung durch den kürzlich vom Reiche bewilligten Panzer „Ersatz König Wilhelm“ beweist, wie vorzüglich das Schiff gebaut war, welches jetzt auf eine 30jährige Lebensdauer zurückblickt. Freilich war „König Wilhelm“ noch nicht deutschen Ursprungs, wie unsre modernen Kriegsschiffe allesammt. Die erste Werft, welche Preußen und dann auch dem Reiche zu Gebote stand, diejenige zu Danzig, war auf den Bau derartiger Kolosse nicht zugeschnitten. Leider wird selbst die Größe unsrer neuesten Panzerschiffe, „Ersatz Preußen“, „Friedrich der Große“ und „König Wilhelm“, wiederum stark durch die unzureichenden Abmessungen unsrer Docks beeinflußt. Daß dagegen die Constructeure der deutschen Marine denjenigen anderer Flotten im Können und Wollen schon frühzeitig ebenbürtig waren, bewies unter anderem das erste in Deutschland gebaute Panzerschiff, die Corvette „Hansa“, die den älteren Panzerkreuzern der Franzosen und Engländern völlig gleichzustellen war und uns während ihrer ganzen Lebensdauer vortreffliche Dienste geleistet hat. Leider blieb sie das einzige Schiff ihrer Gattung: die in der deutschen Flotte stets den Ausschlag gebenden Finanzbedenken drängten zum Bau leichterer, ungeschützter Kreuzer hin, und so hat der Bau von Panzerkreuzern, der in England, Rußland und Frankreich stets und neuerdings in allen Flottenstaaten fast mit Leidenschaft betrieben wurde, bei uns mehr als 20 Jahre hindurch völlig ruhen müssen. Erst im Laufe von 1899 werden wir in dem „Ersatz Leipzig“ wieder ein großes und schönes Schiff dieser Gattung besitzen, der die Ansicht vieler Marineautoritäten einen nahezu entscheidenden Einfluß in der Seeschlacht der Zukunft beimißt. — Unsre Schiffe der Sachsenclasse gehörten zu den ersten Citadellpanzern aller Flotten, und ihre Construction war um so schwieriger, als sie, die hauptsächlich der Küstenvertheidigung dienen sollten, bei schwerster Panzerung und außerordentlich starker Armirung nur 6 m Tiefgang besitzen durften. „Kaiserin Augusta“, unser größter und schnellster Kreuzer, zählt unter die ersten Schiffe aller Flotten, die gleichzeitig mit drei Schrauben das Wasser peitschten, und die rasche Aufnahme, welche das Dreischraubensystem seitdem fast in allen Flotten gefunden hat, beweist, wie richtig und weit blickend die deutschen Ingenieure waren, welche schon vor 1890 zu diesem vornehmsten Mittel, Schnelligkeit und Sicherheit der Maschinenaufstellung zu vereinigen, gegriffen haben. Und ebenso richtig ist ihre Haltung in der Bestückung unsrer Panzerschiffe gewesen, bei denen stets die Aufstellung allzu schwerer Geschütze vermieden worden ist. Die schwersten in unsrer Marine angewandten Kanonen, je ein 30½ cm Geschütz, befinden sich auf den kleinsten unsrer Panzerschiffe, den sogenannten Panzerkanonenbooten von der Wespeclasse, welche, 11 an der Zahl, lediglich zur Küstenvertheidigung und zur Abwehr gebaut worden sind. Unsre erstclassigen Panzer von der Brandenburgclasse gehen im Kaliber ihrer Geschütze nur bis auf 28 cm, die im Bau befindlichen neuen Panzerschiffe erhalten als größte Geschütze solche von 24 cm, allerdings von gleicher Durchschlagskraft. Dagegen ist auf die Ausbildung der Mittelartillerie von 8 bis 15 cm Kaliber mit Schnellfeuerung, von deren verheerenden Wirkungen die Schlacht an der Yalumündung einen schrecklichen Beweis lieferte, bei uns stets ein großer Werth gelegt worden. Die neueste Zeit hat nun gezeigt, wie sehr diejenigen Staaten, deren Bestrebungen auf eine möglichst hohe Steigerung des Kalibers hinausliefen, sich in ihren Erwartungen getäuscht haben. Die Rückwirkungen des Abfeuerns der allzu schweren Kaliber auf den Schiffsbau, das übergroße Gewicht der Geschütze selbst und die Langsamkeit, mit der ihre Ladung vonstatten geht, haben die Constructeure der meisten großen Flotten von den schwersten Formen der Schiffsartillerie zurückgebracht. Neuerdings sollen sich die Nachtheile der übermäßig großen Kaliber ja auch auf den Panzerschiffen der Vereinigten Staaten in erschreckendem Maße gezeigt haben.

Doch nun von den älteren Erfolgen unsrer heimischen Kriegschiffsbaukunst zu ihren neuesten Fortschritten. Das Dreischraubensystem, welches unsern bisher größten Kreuzer, „Kaiserin Augusta“, zu einem der schnellsten Schiffe aller Flotten gemacht hat, ist nunmehr für alle größeren Schiffe unsrer Kriegsflotte, soweit sie in den letzten Jahren auf Stapel gelegt sind, beibehalten. Die drei großen Panzer, von denen der dritte in diesem Jahre bewilligt wurde, und zu deren Ergänzung der vierte jedenfalls für 1898

Digitized by Google

beantragt werden wird, erhalten je drei Schrauben und 13,000 Pferdekräfte, und man kann von ihnen eine ziemlich hohe Geschwindigkeit (mindestens 18 Knoten) erwarten. Ebenso ist das Dreischraubensystem dem Panzerkreuzer „Ersatz Leipzig" und den fünf noch weiter im Bau befindlichen Kreuzern 2. Classe zugrunde gelegt. Nicht allein die Möglichkeit, bei der Dreitheilung kleinere Maschinen anzuwenden, die sich besser als große unter dem Panzerdeck schützen lassen, drängt auf diese Maßregel hin, sie erlaubt auch, den ganzen Bau des Schiffes in schlankere Formen zu bringen und so der Geschwindigkeit weiter entgegenzukommen, die immer mehr zu den Haupterfordernissen der Gefechtstüchtigkeit gerechnet wird.

Eine der Hauptaufgaben, welche die Erbauer moderner Kriegsschiffe jetzt beschäftigen, ist die Verminderung des Schiffsgewichtes. Die immer stärkere Panzerung, die gewaltige Armirung, die geforderte Schnelligkeit, die nur durch ungeheure Maschinen und Kesselbatterien ermöglicht werden kann, die Kohlenmassen, welche wiederum die Vermehrung der Kessel nach sich zieht — das alles hat die Größe der modernen Kriegsschiffe so sehr in die Höhe getrieben, daß eine weitere Gewichtsvermehrung kaum noch zulässig ist, soll nicht der Tiefgang über das Maß des Möglichen wachsen oder die übergroße Länge und Breite die Manövrirfähigkeit erschweren. So denkt man denn auf Erleichterungen in den Einzelheilen, und da die Schiffsmaschinen aus Gründen der Raumvertheilung längst an der äußersten Grenze der Leichtigkeit angelangt sind, so beginnt man mit den Kesseln. Der Wasserrohrkessel, der auf sehr geringem Raume infolge seiner ungewöhnlich großen vom Feuer berührten Flächen sehr viel mehr Dampf zu entwickeln vermag als der gewöhnliche Koffer- oder Locomotivkessel, ist, besonders nach dem System Heine, selbst auf dem Lande in einer zunehmenden Verwendung begriffen; um so mehr gebührt ihm ein Platz auf den Schiffen, deren Raum so beschränkt ist und deren Gewicht mit so ängstlicher Sparsamkeit bemessen wird. Der gewaltige Fortschritt im Bau der Torpedobootsjäger und Hochseetorpedos, in dessen Verfolg besonders die Engländer und Franzosen sich jetzt gegenseitig hetzen, und die erstaunliche Geschwindigkeit von mehr als 30 Knoten, welche die neuesten Schiffe dieser Art erreichen, sind nur durch den Wasserrohrkessel möglich geworden, der eine Gewichtsverminderung, respective eine Kraftvermehrung gestattet, die relativ um so bedeutender ist, je kleiner das Schiff und je weniger es mit Panzerplatten beschwert ist. Aber diesem Vorzug stehen auch Nachtheile entgegen: die Heizung der Wasserrohrkessel fordert mehr Kohlen, ihre Reinigung ist schwieriger, ihre Construction verwickelter, als man sie früher gewohnt war; zudem rivalisiren mindestens 30 Systeme um den Rang des besten Wasserrohrkessels. Trotz dieser Unsicherheit beginnt man jetzt selbst ganz große Schiffe mit Wasserrohrkesseln auszustatten, und zwar geht die deutsche Marine in dieser Hinsicht fast entschiedener vor als irgend eine andere, wenn auch nicht in der Zahl der Schiffe, so doch im Verhältniß zu ihrem ganzen Umfang. Die erreichbaren Vortheile, Leichtigkeit, rasche Dampferzeugung ohne dadurch erhöhte Explosionsgefahr, sind zu groß, als daß man nicht den Versuch machen sollte, ob sie nicht die Nachtheile der Wasserrohrkessel bedeutend überwiegen. Frankreich stattet eine ganze Reihe seiner neueren Schiffe, darunter mehrere der schwersten Schlachtschiffe, ganz oder zum größten Theil mit Wasserrohrkesseln aus, England hat es gewagt, seine beiden mächtigen Kreuzer, die 14,000 Tonnen großen „Powerful" und „Terrible", deren Maschinen die größte, bisher angewandte Stärke besitzen, mit je 48 Wasserrohrkesseln nach dem System Belleville zu versehen, ohne daß die Erfolge bisher veröffentlicht worden wären. In der deutschen Marine werden endlich sämmtliche größere Neubauten mit Wasserrohrkesseln von vier verschiedenen Systemen ausgestattet, theils ganz, theils im Verein mit anderen Kesseln. Auf den neuen Panzern 1. Classe, sowie dem Panzerkreuzer „Ersatz Leipzig" wird die Kesselbatterie zu zwei Dritteln aus erprobten Cylinderkesseln, zum Rest aus Wasserrohrkesseln bestehen. Da diese Schiffe für gewöhnlich den dritten Theil ihrer Maximalkraft oder reichlich die Hälfte ihrer größten Geschwindigkeit nicht übersteigen, so reichen die Cylinderkessel, wenn die Hälfte von ihnen im Betrieb ist, die andere Hälfte als Reserve dient, für gewöhnlich aus; soll aber das Schiff vorübergehend seine höchste Schnelligkeit entwickeln, so bieten dazu die sehr rasch unter Dampf zu bringenden Röhrenkessel das beste Hülfsmittel. Die Panzerschiffe 1. Classe, deren Wasserverdrängung etwa 11,500 Tonnen beträgt, werden durch diese Maßnahmen um 140 Tonnen erleichtert, was den Tiefgang nicht unerheblich beeinflußt. Welcher Art die hier anzuwendenden Wasserrohrkessel übrigens sein sollen, ist noch unentschieden. Die Probefahrten des kürzlich vollendeten Panzerschiffes „Aegir", sowie dreier Kreuzer 2. Classe, welche vier verschiedene Arten von Röhrenkesseln besitzen, sollen darüber Aufschluß geben, welches dieser Systeme bei den geringsten Nachtheilen am meisten leistet. Die Gewichtsverminderung der 5600 Tonnen großen zweitclassigen Kreuzer infolge der Wasserrohrkessel beläuft sich bereits auf 280 Tonnen oder 5 Procent des Gesammtgewichts. Ob wir in diesem entschlossenen Vorgehen auf einer ganz neuen Bahn das Rechte treffen werden, ob wir bereits zu weit gegangen sind, das kann nur die Zukunft und die Erfahrung lehren; aber sicherlich trifft jener Ausspruch eines hervorragenden englischen Ingenieurs den Nagel auf den Kopf: der Sieg der nächsten Seeschlacht wird auf derselben Seite sein, wo die besten Kessel sind. Erweist sich der Vortheil auf seiten der Wasserrohrkessel als bedeutend, so wird uns auch der augenblickliche Umbau der vier zweitclassigen Panzerschiffe aus der Sachsenclasse, die zu Beginn der achtziger Jahre erbaut wurden, gut zustatten kommen, denn neben einem zeitgemäßen Ersatz für ihre völlig veralteten Maschinen erhalten auch diese Schiffe jetzt Röhrenkessel. Bemerkenswerth ist es noch, daß die Dampfspannung, welche schon in den neueren Cylinderkesseln auf 12 Atmosphären gesteigert wird, in den Röhrenkesseln ohne Erhöhung der Gefahr auf 16—17 Atmosphären getrieben werden kann.

Eine weitere Neuerung, welche gleichzeitig dem Zweck der Schiffserleichterung und der erhöhten Sicherheit dient, wird sowohl auf den eben erwähnten, im Umbau begriffenen, als auf allen neuen Schiffen unsrer Marine durchgeführt: die Entfernung des Holzwerkes aus dem Innern. Das Holz hat auf den Kriegsschiffen bis in die neueste Zeit ziemlich ausgedehnte Verwendung gefunden. Die Wände der Schiffskammern, die Deckplanken, die Thüren, Treppen, Leisten, Karten- und Commandohäuschen, die Lagerstätten und viele andere Theile, besonders auch die Ummantelung heißer Gegenstände, sind bisher fast immer aus Holz angefertigt worden, obwohl man die Schwere desselben ebenso lästig empfand, wie man seine Splitterung bei eindringenden feindlichen Geschossen fürchtete. Nunmehr wird das Holz von unsern Kriegsschiffen beinahe ganz verbannt, besonders da die Schlacht am Yalu bewiesen hat, daß ebenso sehr wie seine Splitterung auch die leichte Brennbarkeit der Holztheile Gefahren und Verwirrung hervorrufen kann. Die Deckplanken werden jetzt durch Linoleumbelag auf Stahlplatten, die Holzwände der Offiziercabinen durch Korkauftrag mit Stoffbekleidung ersetzt, die Korkbekleidung findet auch für alle Hitze ausstrahlenden Theile Anwendung, während Treppen, Gelände, leichte Deckbauten und dergleichen nur noch aus Stahl bestehen. In der Möbel-

ausstattung hat man die Eisengeräthe mit Ausnahme der Bettgestelle zu unpraktisch gefunden, aber immerhin haben schon die erwähnten Veränderungen zur Erleichterung der Schiffslast nicht unwesentlich beigetragen. Selbst an der Holzhaut, mit welcher die Kreuzer, die hauptsächlich für den Auslandsdienst bestimmt und deßhalb gekupfert sind, zur Aufnahme der Kupferplatten umhüllt werden, fängt man an zu sparen. Während sonst diese Holzhaut doppelt mit versetzten Fugen gearbeitet wurde, um mit Gewißheit das Eindringen des Seewassers zwischen die Kupfer- und die inneren Stahlplatten und seine verderblichen galvanischen Wirkungen zu verhüten, ist der neu erbaute Kreuzer „Geyer" von einer einfachen Holzhaut mit darunter gelegtem getheerten Filz umgeben.

Auch in der Bepanzerung ist eine wesentliche Erleichterung gelungen, die freilich andere Flotten schon vorweggenommen haben. Unsre bisher größten Panzer, die „Brandenburg" und ihre drei Schwesterschiffe, besitzen, obwohl erst 1893 vollendet, noch den alten Compoundpanzer aus Eisen mit vorgelegten Stahlplatten, dessen Dicke in der Mitte des Schiffsgürtels 40 Centimeter, an den Enden noch 18 Centimeter beträgt. Die Panzerplatten gehören leider zu denjenigen Theilen des Schiffes, deren Bestellung gleich am Anfang der Bauzeit nöthig ist, und 1889 war die seitdem erfolgte rapide Verbesserung der Panzerplatten durch den Nickelstahl und die oberflächliche Härtung noch nicht vorauszusehen. Dagegen erhalten die neuen großen Panzer der deutschen Flotte gehärtete Nickelstahlpanzer, welche trotz ihrer um 10 Centimeter verringerten Stärke mehr Widerstand leisten, als die älteren Compoundpanzer. Solchen Verbesserungen und der höheren Durchschlagskraft der Geschosse, vermöge deren die Armirung bedeutend erleichtert werden konnte, ist es zu verdanken, daß unsre neuen Panzerschiffe trotz ihrer größeren Länge, trotz ihrer besseren Panzerung und Armirung, trotz ihrer um 40 Proc. erhöhten Maschinenkraft nur 1100 Tonnen schwerer werden als diejenigen der Brandenburgclasse.

Eine höchst wichtige Neuerung finden wir bei der weiteren Durchmusterung unsrer jüngsten Schiffstypen auf dem 3500 Tonnen großen Panzerschiff „Aegir". Die verwirrende Menge von Einzeldampfmaschinen, welche sich auf allen Kriegschiffen zur Verrichtung aller der Arbeiten findet, die für Menschenhände zu schwer sind, hat hier zum erstenmal fast ganz dem Elektromotor Platz gemacht. Die Menge von Dampfrohren, welche früher zur Speisung der 30 bis 40 Hülfsmaschinen durch das ganze Schiff gezogen werden mußten, bildeten nicht allein durch ihre Wärmeausstrahlung eine Belästigung in allen Räumen, sondern auch durch ihren hoch gespannten Dampfinhalt von etwa 200 Grad Wärme eine ernste Gefahr, da jede Undichtigkeit hinreichend ist, um in wenigen Secunden größere Räume mit Dampf zu füllen. Der Gefechtswerth der Schiffe wird natürlich durch diese Leitungen, deren Zerstörung durch feindliche Geschosse wichtige Maschinen auf längere Zeit lahmlegen kann, nicht erhöht. Die kleinsten und am weitesten verzweigten Hülfsmaschinen werden deßhalb schon jetzt elektrisch angetrieben, und es ist z. B. die Theilung der Panzerschiffe in viele einzelne, bis zum Panzerdeck hinaufreichende Abtheilungen ohne Querverbindungen überhaupt erst durch die Anwendung elektrischer Ventilatoren ermöglicht worden. Der dünne Draht, der unter diesen Umständen das Dampfrohr ersetzt, ist ungefährlich, in keiner Weise belästigend, und etwaige locale Verletzungen lassen sich fast augenblicklich wieder beseitigen. So haben denn nun alle im Bau befindlichen Schiffe der deutschen Kriegsflotte elektrische Hülfsmaschinen für die Ventilation, für die Kohlen- und Aschzüge, die Bootswinden, die Pumpen, die Drehvorrichtung der leichten Geschützthürme erhalten, nur die schwersten Aufgaben wagte man dem Elektromotor vorläufig noch nicht anzuvertrauen. Dahin gehört vor allem die Bewegung der schweren Geschütze und das Heben der Munition, wozu bis jetzt noch hydraulische Maschinen verwendet werden, dann der Steuermechanismus und die Ankerwinden, für welche man den Dampf einstweilen noch als Betriebskraft beibehalten hat. Der Panzer „Aegir" ist nun das erste Schiff, auf welchem mit dem System der Dampfhülfsmaschinen gänzlich gebrochen ist und zur Ausführung aller mechanischen Arbeiten mit Ausnahme der Propellerschrauben nur noch Elektromotoren verwendet werden. Die mit diesem Schiff gemachten Erfahrungen werden für das weitere Vorgehen in derselben Richtung entscheidend sein. Da die elektrische Beleuchtung an Bord aller unsrer Kriegsschiffe selbstverständlich schon längst besteht, so sind Mechaniker und Maschinisten in der Behandlung der elektrischen Maschinen und Leitungen ja längst geübt.

Der Panzer „Aegir", der in der Ausrüstung mit Röhrenkesseln und in seiner elektrischen Ausstattung den größten zeitweiligen Fortschritt unsrer Marine darstellt, wie er denn auch seiner ganzen Bewaffnung und Panzerung nach den übrigen Schlachtschiffen der Siegfriedclasse, denen er beigezählt wird, unendlich überlegen ist, weist noch eine weitere Neuerung auf. Die Kohleheizung der Dampfkessel ist hier völlig aufgegeben und durch eine solche mit Masut, dem Rückstand der russischen Petroleumraffinerien, ersetzt worden. Das Masut, auf den Locomotiven und Schiffen des russischen Reiches längst ein beliebtes Heizmittel, ist damit auch in unsre Marine eingedrungen, und seine gewaltige Heizkraft, die das mitzuführende Gewicht an Brennmaterial bedeutend zu verringern gestattet, ist neben der Einführung des Röhrenkessels und den übrigen neueren Fortschritten gewiß eines der wichtigsten Mittel geworden, die es möglich machten, auf einem so kleinen Schiffe eine so gewaltige Armirung unterzubringen, wie sie „Aegir" trägt.

Eine eigenthümliche Classe der deutschen Kriegschiffe darf hier nicht ganz übergangen werden, die Avisos, die man mit Recht die Augen unsrer Flotte nennt. Wenn wir gleich den ersten Seemächten eine zahlreiche und kostspielige Kreuzerflotte unterhalten könnten, in der sich Schnelligkeit und Stärke paaren, so bedürften wir der Avisos, bei denen fast der ganze Werth auf die Geschwindigkeit gelegt wird, weniger; so aber, da es uns an Kreuzern von modernem Bau fast ganz mangelt, muß auf die verhältnißmäßig wohlfeile Classe der Avisos um so mehr Sorgfalt verwandt werden. Die äußerste Geschwindigkeit soll diese Schiffe zu Aufklärungsdiensten geeignet machen und sie gleichzeitig befähigen, sich dem Einfluß feindlicher überlegener Schiffe rasch wieder zu entziehen. Neuerdings wird aber wenigstens für den empfindlichsten Theil ihres Mechanismus, für Kessel und Maschinen, ein wirksamer Schutz verlangt, wie ihn bei dem jüngsten Exemplar dieser Gattung, dem Aviso „Hela", ein von Kohlenbunkern überwölbtes Panzerdeck repräsentirt. „Hela", ein Schiff von nur 2000 Tonnen, aber 7000 Pferdekräften Maschinenleistung, ist jetzt das schnellste Schiff der deutschen Flotte, denn es entwickelte bei seinen vorjährigen Probefahrten bis zu 23 Knoten, während selbst der doppelt so große, als Kaiseryacht dienende Aviso „Hohenzollern" und unser prächtiger Kreuzer „Kaiserin Augusta" nur 21 bis höchstens 22 Knoten machen. Dem Aussehen nach gewaltige Schiffe, da sie bei äußerst schmalem Bau an Länge dreifach schwereren Panzern gleichkommen, besitzen die Avisos ihren Werth in Wirklichkeit doch fast ganz in ihrer blitzartigen Schnelligkeit. „Wacht" und „Jagd", „Komet" und „Meteor", die „Hela" nächstverwandten und unmittelbar vorhergegangenen Avisos, haben nicht ganz die Geschwindigkeit ihrer jüngeren und größeren

Schwester, doch laufen sie alle, wenn es sein muß, 20 bis 21 Knoten und gehören damit noch auf Jahre hinaus zu den flinksten Schiffen aller Meere.

Cyriacus von Ancona in Kreta.

Trotz des überaus regen Interesses, welches die Gebildeten des 15. Jahrhunderts für das Alterthum zeigten, steht eine Erscheinung, wie die des Cyriacus, ganz vereinzelt da. Am ehesten läßt sich ihm Poggio vergleichen, der Reisen und Beschwerden nicht scheute, wenn es galt, einen heiß begehrten Codex zu erlangen. Von ihm wissen wir auch, daß er eifrigst die Trümmer Roms durchforschte, die Campagna durchstreifte und überall den monumentalen Resten des Alterthums nachging, aber seine Nachforschungen blieben beschränkt auf den Boden Italiens. Keiner der eigentlichen Renaissancegelehrten hat Griechenland betreten und die übrigen alten Culturländer des Mittelmeerbeckens besucht. Von Cyriacus konnte einer seiner zahlreichen Lobredner ohne viel Uebertreibung sagen, daß er die ganze Welt gesehen, alle Wunderwerke des Alterthums mit eigenen Augen geschaut habe.

Ein unwiderstehlicher Wandertrieb bildete den Grundzug im Wesen des Anconitaners. Die Mutter, welche nach dem frühen Tode des Vaters die Erziehung des Sohnes zu leiten hatte, konnte schon den Neunjährigen nicht davon zurückhalten, seinen Oheim auf einer Reise nach Venedig zu begleiten. In den folgenden Jahren nahm der Großvater den Knaben mit nach Padua und ins Neapolitanische. Darauf fesselte den Wanderlustigen allerdings die lange Lehrzeit in einem Kaufhaus — für 7 Jahre mußte er sich verpflichten — an die Vaterstadt, aber nach deren Ablauf konnte er um so ungehinderter dem eingeborenen Drange nachgehen. Als Unterschreiber auf einem Handelsschiff kam er zunächst nach Alexandrien, und auf der Rückfahrt sah er die Südküste Kleinasiens, sowie einige der Sporaden. Die Folgezeit führte ihn nach Sicilien, nach Dalmatien und nach Konstantinopel.

Auf den letzten Reisen ging ihm der Sinn für die Denkmäler des Alterthums auf, und den folgenden längeren Aufenthalt in Ancona, wohin er 1418 zurückkehrte, benutzte er, um Lateinisch zu lernen. Die dadurch ermöglichte Lectüre der classischen Schriftsteller erhöhte und vermehrte sein Interesse an den monumentalen Zeugen des antiken Lebens. So ausgerüstet kam er 1424 nach Rom und weilte daselbst 40 Tage lang als Gast seines Gönners, des Cardinals Condolmiere, der als Legat in Ancona gewesen war und bei seinen großen Arbeiten zur Reparatur des Hafens an Cyriacus einen zuverlässigen Rechnungsführer gefunden hatte. Nach Herzenslust konnte dieser nun auf dem weißen Zelter des Cardinals die Ruinen der alten Stadt durchstreifen. Da wurden Gebäude gemessen und skizzirt, Sculpturen gezeichnet und Inschriften copirt, denn „sie schienen ihm eine weit bessere und treuere Quelle für die Kunde des Alterthums, als selbst die erhaltenen Autoren".

Als Cyriacus nunmehr wieder neue Handelsfahrten in den Osten unternahm, traten seine antiquarischen Interessen stark in den Vordergrund. In den Klöstern forschte er nach alten Handschriften und suchte ihrer möglichst viele zu erwerben. Ein zu Leukosia auf Cypern aufgefundener Homer ward sein eigentlicher Lehrmeister im Griechischen. Ebenso kaufte er Münzen, Gemmen und andere kleine Kunstwerke, wo er ihrer habhaft werden konnte. So ist vielleicht ein vor wenigen Jahren erworbenes Kleinod des Berliner Museums, ein Bergkrystall mit einem herrlichen Athenakopf, den die Inschrift als Werk des Eutyches aus dem Anfang der Kaiserzeit bezeichnet, durch des Cyriacus Vermittlung nach Italien gelangt, denn ein erhaltener Brief von ihm berichtet, daß er diesen Stein, dessen Darstellung er als ein Portrait Alexanders des Großen deutete, in den Händen eines Capitäns gesehen hat. Von großen Werken der Plastik ließ Cyriacus auch verschiedene nach Ancona schaffen, von anderen fertigte er Beschreibungen und Zeichnungen an. Zahlreiche Ausflüge veranstaltete er, um im Alterthum berühmte Stätten zu besuchen, und überall wurden wie in Rom die Inschriften copirt und die baulichen Reste registrirt. Seine Reisen führten ihn bis nach Damaskus und fast hätte er sich einem Karawanenzug nach Babylon und Persien angeschlossen. Die Küsten Griechenlands und Kleinasiens, die Inseln des Aegäischen Meeres, aber auch Italien hat er nach allen Richtungen hin kennen gelernt. Die letzte Reise in den Orient scheint nicht mehr Handelszwecken gedient zu haben. Der Freigebigkeit seines alten Gönners Condolmiere, der 1431 als Eugen IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, ist es wohl zu danken gewesen, daß diese Reise ganz den Charakter einer wissenschaftlichen Expedition annehmen konnte. Sie füllte die Jahre 1444—1447 aus, mehrere Monate verweilte er auf Kreta.

Leider haben die Commentarien, in denen Cyriacus seine Reisenotizen, seine Briefconcepte und die empfangenen Briefe niedergelegt hatte und die für die heutige Archäologie eine höchst werthvolle Fundgrube bilden würden, die Zeit nicht überdauert. Das vollständige Exemplar lag in Ancona, und verschiedene Gelehrte haben Auszüge daraus gemacht. Solche Fetzen allein sind auf unsre Tage gekommen, und gerade für Kreta sind wir nicht zum besten bestellt. Zwar birgt eine Handschrift der Laurentiana in Florenz eine anonyme Beschreibung der Insel, und der gelehrte Abt Mehus, der in seiner Biographie des Camaldulensers Ambrogio Traversari ein überaus reiches Material für die Geschichte der Gelehrten des 15. Jahrhunderts zusammengetragen hat, vermuthete, daß Cyriacus der Verfasser jener Beschreibung sei, doch sie stammt sicher von einem Florentiner. Als Quellen für den Besuch des Cyriacus auf Kreta können uns nur einige abgerissene Notizen zweier vaticanischer Handschriften dienen, sowie etliche in Kreta geschriebene oder auf den dortigen Aufenthalt bezügliche Briefe, welche Targioni-Tozzetti im vorigen Jahrhundert aus einer ihm gehörigen Handschrift veröffentlicht hat.

Die eine der vaticanischen Handschriften enthält unter anderm ein italienisches Sonett, das Cyriacus zum Ruhme Kreta's verfaßt hat. Er dichtete übrigens nicht nur in seiner Muttersprache, er machte auch lateinische und griechische Verse. Einer seiner Zeitgenossen verstieg sich zu der Schmeichelei, daß Homer und Vergil ihm seine Hexameter dictirt hätten, daß in seinen Distichen der Geist des Kallimachos und Ovid wehe. Das Lobgedicht auf Kreta ist eine der schwächsten poetischen Leistungen des Anconitaners, die Form ist hölzern, der Inhalt nichts als eine Häufung antiquarischer Notizen: „Berühmte Herberg du des großen Heitigen — gemeint ist der Apostel Paulus — o großes Kreta, in des Saturnus goldenem Alter Wiege des großen Zeus, und so bewohnenswerth, daß 100 hehre Städte einstmals dich bekleideten. Du Insel inmitten des Meeres, berühmt als Sitz der Europa, des hochbegabten Künstlers Daedalus, von deinem Adel zeugen Teucer, Minus, Aeacus und Rhadamanthus. Deine Fertigkeit im Gebrauch der Bogen und Pfeile offenbarte deine dictäische Artemis in Cydonia, Cnosus und Gortyn, die Griechen, Hircaner und Parther in Krieg besiegend. Welche königlichen Schätze du bargst, das wies in Rom der Triumph des guten Quintus Metellus."

Digitized by Google

Die übrigen Notizen sind lateinisch abgefaßt, ebenso die Briefe. Deren erste sind datirt aus dem Juli des Jahres 1446 und zwar aus Cydonia, dem heutigen Kanea. Während seines Aufenthalts fand dort eine große Schaustellung statt, bei der junge Männer als Heroen verschiedener Nationen verkleidet auftraten und mit Pfeilen nach einem Ziel schossen. Der alte Ruf von kretischer Bogenkunst, worauf auch das Sonett des Cyriacus anspielt, mag zu der Schöpfung eines solchen Festes in Kanea geführt haben. Wir dürfen es uns bunt und farbenprächtig vorstellen, wie die Pinsel der venezianischen Maler die Feste ihrer Vaterstadt uns vor Augen führen. Cyriacus verherrlichte den Sieger im Bogenschießen, einen gewissen Niccolo Zancarolo, durch Verse, in denen er ihn dem Apollo Argyrotoxus verglich.

Am zweiten Tag vor den Iden des Juli, am 13., fand ein Ausflug in die „Weißen Berge" statt, wo die Reste alter Städte und die hohen Cypressen auf den Gipfeln besichtigt werden sollten. Der damalige Bischof von Cydonia nahm theil an der Partie, und eines seiner Landgüter war das erste Ziel der Gesellschaft. Am folgenden Sonntag brachen sie mit zahlreichen Jägern und Landleuten auf und nach der Besteigung zweier hoher und steiler Hügel finden sie zerstreute Trümmer mächtiger gethürmter Mauern und constatiren, auf dem Platze des uralten Polyrhenia zu stehen. Von diesen Resten schreibt Franz v. Löher, der im Auftrag König Ludwigs Kreta bereiste, in seinen prächtigen Schilderungen der Insel: „die antike Stadtmauer zeigt das wohl bekannte horizontale Gefüge von regelrechten Blöcken, an einigen Stellen ist sie noch zehn bis achtzehn Fuß hoch". Von der Lage der Stadt entwirft derselbe Autor folgendes Bild: „Der Berg von Polyrhenia hat zwei Absätze und war im Alterthum stark befestigt. Durch Reste von mehr als einem Mauerring muß man sich emporarbeiten. Auf dem unteren Absatz war der Felsen vielfach abgeplattet und fanden sich darin Kammern ausgehauen, auch eine tief gehöhlte Cisterne, während Mauerwerk und einige wenige Säulenstücke umherlagen. Mein Gefährte und ich kletterten zu Fuß zum zweiten Aufsatz des Berges und umzingen oben die weit ausgedehnte alte Festungsmauer, bis wir den letzten Gipfel erreichten, wo die Rundsicht überall frei wurde."

Der Begleiter des Cyriacus blieb auf dem unteren Plateau zurück, um dort seine Sonntagsmorgenandacht zu verrichten. Löher erwähnt einer kleinen Capelle, die man in einen Bogen der alten Stadtmauer eingebaut hatte, und die zu seiner Zeit schon wieder verfallen war. In ihr wird der würdige Bischof von Cydonia gebetet haben. Cyriacus bringt währenddeß mit einem Landmann Basilio zu Fuß weiter vor auf steilem Pfade, den Dorngestrüpp besonders unwegsam macht. Gegen dieses schützen sie sich durch Bedeckung mit Ziegenfellen. Das erinnert an die Hirten der römischen Campagna, welche die Macchia durchstreifen müssen; auch sie tragen Beinkleider aus Ziegenfellen, deren behaarte Seite nach außen gekehrt ist.

Glücklich erreicht Cyriacus die Höhe „unter Führung des fußbeschwingten Mercurius". Mit diesem Heidengott trieb der große Wanderer einen abergläubischen Cult, er glaubte im besonderen Schutze des Mercur zu stehen, richtete Gebete an ihn um günstiges Geleit und hielt den Wochentag desselben, den Mittwoch, für besonders glückbringend; seine Zeitgenossen bezeichneten den Cyriacus wohl selbst als den wieder erschienenen Mercurius. Auf dem Gipfel, wo Löher die herrliche Aussicht preist, ohne eines Waldes Erwähnung zu thun, bewundert Cyriacus nur „die zahlreichen hohen Coniferen, die duftenden, himmelanstrebenden, immergrünen Bäume," die ihn zur Besteigung des Berges gereizt hatten.

Am Schluß des Briefes, der diesen Ausflug schildert, wird noch erwähnt, daß an der Südseite desselben steilen Berges Paulus auf seiner Fahrt von Palästina nach Rom gelandet sei. Eine ihm geweihte Kirche befinde sich noch an jenem Ort. Diese Notiz verräth einen auffallenden Mangel an Localkenntniß. Während Polyrhenia die Nordwestecke Kreta's einnimmt, liegen die „Schönen Häfen", wo Paulus nach der Apostelgeschichte die Insel betrat, ungefähr in der Mitte der Südküste. Die Gebirgszüge, die hier an das Ufer herantreten, hängen mit den „Weißen Bergen" nicht zusammen. Wir dürfen daraus schließen, daß Cyriacus die ganze westliche Hälfte der Südküste nicht durch eigene Anschauung kennen gelernt hat.

Am 22. October war er im Osten der Insel und besuchte das Diktegebirge, am Ende desselben Monats treffen wir ihn in Candida, wie er latinisirend für Candia sagt. Dieser Name ward von den Venezianern der arabischen Gründung Chandax beigelegt und von ihnen auch zur Bezeichnung der ganzen Insel verwandt. Die Stadt Candia war einer der wichtigsten Stützpunkte für die venezianische Herrschaft, aus des Cyriacus Papieren wird uns eine Inschrift bekannt, welche eine 1446 ausgeführte Restauration der fünf Jahre zuvor durch Brand beschädigten Schiffswerfte ruhmreich verkündete.

Am 12. Februar 1447 meldet ein Brief, daß Cyriacus tags zuvor aus Kreta nach Chios zurückgekehrt sei, aber wir sind schlecht darüber unterrichtet, was der Reisende während des ungefähr halbjährigen Aufenthalts gesehen hat. Die Excerptoren seiner Notizen haben fast nichts als einige Inschriftencopien ausgezogen mit den betreffenden Fundangaben. In der Nähe der damaligen Villa Pedias entdeckte er die Stätte des alten Lyttus — sie lag am nordwestlichen Abhang des Lasethegebirges, das im Alterthum den Namen Dikte trug —, unfern dem heutigen Rethymo fand er die Reste des alten Lappa. Zwei Basen, deren eine die von den Lyttern errichtete Statue des Kaisers Trajan getragen hatte, deren andere die Ehrung des Marc Aurel von seiten der Lappacer meldete, verriethen unserm Forscher die Namen der untergegangenen Städte. Eine Statue des letzteren Kaisers und ebenso ein Standbild seines Bruders Verus sah Cyriacus noch an ihrem Platze unter den Trümmern Hierapytnas, des heutigen Hierapetra, das im östlichen Theil der Südküste just an der schmalsten Stelle der Insel liegt. Hier constatirte er die Reste zweier Amphitheater und einer Naumachie. Die Annahme zweier Amphitheater beruht auf einem Irrthum. Spätere Reisende sahen außer der Naumachie nur ein Amphitheater, dazu aber zwei Theater, Anlagen von Thermen, Aquaeducte u. s. w., die von der hohen Blüthe der Stadt in römischer Zeit zeugen.

Nur von dem erwähnten Ausflug am 22. October liegt uns des Cyriacus Bericht in der originalen Fassung vor. Derselbe ist stark rhetorisch gefärbt, in einem schwülstigen, unklaren Latein geschrieben. Interessant ist am Schluß eine fabelhafte Erzählung der Kreter, welche der Verehrer des Mercur indeß gläubig aufgenommen zu haben scheint. „Von Aganusia aus," schreibt er, „kamen wir zu dem merkwürdigen Quell der dictaeischen Diana, der, wie wir hörten, am Fuß des Dictegebirgs gen Sonnenuntergang gelegen ist. Unter einem hohen, steilen, abschüssigen Felsen, der vom Scheitel herab geborsten ist und in dessen engen, gewundenen Rissen die auf dem obersten Gipfel entspringende Wassermasse mit Getöse herabstürzt, bildet der Quell einen tiefen See in einer natürlichen gerundeten Urne von dreißig Ellen Durchmesser und fließt daraus reich wogend ab. Was aber das allerschönste und sonderbarste und der Betrachtung am meisten werth ist, solltest du schauen: in dem lebenden, für eiserne Werkzeuge unangreifbaren Gestein hat

die Natur selbst als Werkmeisterin und der Weltschöpfer als Architekt die geglättete Wand der Urne bemalt; halb fußhohe Adern, gleich ungeheuren, von der kunstreichen Hand der Natur gezogenen Streifen laufen ringsum und erglänzen in mannichfachen Farben, purpurn, gelb, blau, grün, sie wetteifern mit dem vielfarbigen, in tausend Tönen schimmernden Bogen der Junonischen Iris. Zu diesem wunderbaren Quell kommt noch in unsern Zeiten die Diana mit ihren glänzenden Nymphen, und nach Ablegung der weißen Gewänder tauchen die nackten Gestalten in den krystallenen Strudel. So versicherten mir manche Bewohner der umliegenden Ortschaften und auch die griechisch-katholischen Geistlichen in Agaunsia, die es mit eigenen Augen gesehen haben." — Die Kreter sind allewell Lügner, sagte schon der weise Sühnpriester Epimenides, und er kannte seine Landsleute.

H. Graeven.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Rechtsberatung für deutsche Ehefrauen.** Von Dr. jur. Emilie Kempin. Berlin, J. J. Heine. — Als das Bürgerliche Gesetzbuch im Reichstag berathen werden sollte, kam unter den Petitionen der verschiedenen Interessenkreise, die durch die Bestimmungen des Entwurfs nicht gebührend berücksichtigt zu sein glaubten, auch eine Petition der deutschen Frauen mit einer Reihe von Anklagen gegen die beabsichtigte Gesetzgebung in Einlauf. Obwohl sie etliche tausend Unterschriften aufwies, fand sie doch keine Beachtung. Ganz mit Recht; wenn man annahm, daß von je hundert der Unterzeichnenden neunundneunzig den Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs auch nicht einmal von außen gesehen hatten, ging man gewiß nicht weit fehl. Das Schlagwort von der „neuerlichen brutalen Vergewaltigung der Frauenrechte" war nun einmal gefallen und wurde gläubig nachgebetet; es wird ja oft so hübsch gefunden, nach außen die Rolle des unterdrückten, des geknechteten Wesens zu spielen. Darum duefte die Gelegenheit zum Protest gegen diese letzte Anmaßung der Männerwelt nicht unbenützt vorübergehen. Bezeichnenderweise war es eine Frau, die diesem Vorgehen mit besonderem Nachdruck entgegentrat, nicht aus Abneigung gegen das Streben der Frauen, ihre Lage zu verbessern, sondern weil sie den viel geschmähten Entwurf studirt und gesunden hatte, daß er den Frauen alle Rechte gewährte, die sie vernünftigerweise verlangen konnten. Einer Frau, die sich den juristischen Doctorgrad erworben hat, kann man wohl für solche Fragen ein besonderes Verständniß zutrauen, wenn nicht der Verdacht einer Voreingenommenheit Platz greift. Bei den Aeußerungen der Frau Dr. Kempin zum Bürgerlichen Gesetzbuch fehlt dieses störende Moment; es wird darin wohl geprüft, ob die Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne in keinem Punkte verletzt sei, aber die Prüfung ist ehrlich und kommt zu dem Ergebniß, daß es nur an den Frauen selbst liege, die Rechte, die ihnen das Gesetz sicherstellt, zu wahren. Hiezu soll ihnen das vorliegende Rechtsbrevier behilflich sein. Es enthält 52 Merksprüche aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch mit Anmerkungen der Herausgeberin; das Register ordnet dieselben in fünf Abtheilungen ein, die der Reihenfolge nach die Ueberschriften „Eheliche Rechte im allgemeinen", „Eheverträge", „Gesetzliches Güterrecht", „Ehescheidung und ihre Wirkungen", „Elterliche Gewalt und Vormundschaft" führen. Es handelt sich nicht um eine umfassende Darstellung, sondern lediglich um eine Hervorhebung der wichtigsten Regeln des Gesetzbuchs. Die Anmerkungen sind ganz sachlich und vermeiden die Kritik. Das kleine Buch ist als Geschenkwerk ausgestaltet, für Hochzeitsgeschenke eignet es sich aber nicht. Es ist, wie auch das Vorwort zugibt, für die Fälle bestimmt, in denen das Verhältniß der Ehegatten den Anforderungen eines Vertrauenszustandes in der Ehe nicht mehr entspricht und die Frau infolge dessen in die Lage versetzt wird, Rechte geltend zu machen. Daraus erklären sich auch einige Einseitigkeiten des Buchs, wie die Mahnung, unter allen Umständen Gütertrennung zu vereinbaren, jedenfalls aber keinen Ehevertrag über allgemeine Gütergemeinschaft abzuschließen. Nicht immer wird ein solcher Rath im Interesse der Frau liegen.

fr. *The new Japanese Civil Code.* A short explanation of its provisions and of those parts of the new Treaties relating to it. By Dr. L. *Lönholm*, professor at law at the Imperial University at Tokyo. Tokyo, 1896. Published by the author. — Mit der noch für das laufende Jahr geplanten Einführung eines bürgerlichen Gesetzbuchs in Japan beginnt für das Inselkaiserreich eine neue Aera; das Inkrafttreten dieses Gesetzbuchs ist zu die Voraussetzung für die Wirksamkeit der mit den europäischen Staaten geschlossenen Verträge, denen zufolge die Exterritorialgerichtsbarkeit in Japan aufhören soll, und damit der erste Schritt zur Gleichstellung Japans mit den „civilisirten Staaten". Das verschafft dem Gesetz das Interesse weiter Kreise. Für uns Deutsche ist das Interesse noch aus einem anderen Gesichtspunkte berechtigt: das japanische Gesetzbuch stützt sich in erster Linie auf das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Ein großer Theil seiner Vorschriften scheint lediglich eine Uebersetzung der entsprechenden Bestimmungen des deutschen Rechts zu sein; jedenfalls liest sich der Auszug, den Dr. Lönholm vorlegt, fortlaufend wie eine gedrängte Darstellung unsres Gesetzes. Insbesondere gilt das vom ersten und dritten Theil, der Einleitung und dem Obligationenrecht; der zweite Theil, das Sachenrecht, enthält naturgemäß mehr Eigenthümlichkeiten. Das Familienrecht und das Erbrecht sind im Gesetzbuch nicht behandelt.

C. Pz. Der **Münchener Volkshochschulverein** hat am 15. April Abends die zehn Reihen von Vorträgen, mit denen er seine Wirksamkeit eröffnete, zum Abschluß gebracht, und es ist nun die Möglichkeit gegeben, auf Grund gesammelter Erfahrungen über die Leistungen der viel berufenen „Volkshochschule" auch hier einen Beitrag zu ihrer Beurtheilung zu liefern.

In akademischen und sonstigen ernsten Kreisen war man gegenüber dem hie und da etwas ruhmredig angekündigten Unternehmen nicht ohne Bedenken gewesen, und die Allgemeine Zeitung hat seinerzeit darauf hingewiesen, daß eine Uebertragung der englischen „Universitäts-Ausdehnung" auf Deutschland bei der Verschiedenartigkeit der beiderseitigen Verhältnisse im Unterbau des Schulwesens ebenso übel angebracht sein würde, wie die Anwendung der akademischen Lehrweise bei nicht entsprechend vorgebildeten Hörern, so daß also von einem wirklichen Unterricht, wie ihn die Hochschule bietet, bei der neuen Einrichtung keine Rede sein könne; es könne sich im wesentlichen nur um populär-wissenschaftliche Vorträge handeln, die nicht an unsre Universitäten, sondern an die vollberechtigten Vereine für Erweiterung und Vertiefung der Volksbildung anzuknüpfen seien.

Diese Auffassung dürfte sich als zutreffend erwiesen haben, und wenn der äußere und innere Erfolg der bisherigen Veranstaltungen des Münchener Vereins überwiegend günstig und anerkennenswerth ist, was wir freudig begrüßen, so darf dies wohl auch der weisen Besonnenheit und Vorsicht zugeschrieben werden, womit die Leiter und Vertreter der Sache bei uns — von dem nun einmal angenommenen Namen „Volkshochschule" abgesehen — die wohl begründeten Bedenken berücksichtigt, die gefährlichen Klippen auf dem neu befahrenen Meere vermieden und ihre gut ausgewählten und ausgerüsteten Schiffe nach den richtigen Häfen gesteuert haben.

In der „Volkshochschule" einer norddeutschen Universitätsstadt ist laut Zeitungsberichten über die Heimath der Paradiesvögel, über den Buddhismus in Ceylon und über die Beziehungen der chinesischen zur ultramontanen Cultur Belehrung ertheilt worden. Die Wahl solcher Unterrichtsgegenstände für eine nicht akademische Hörerschaft aus deutschen Volkskreisen wird man wohl kaum für glücklich halten können. Die in München behandelten Lehrgegenstände waren durchweg einsichtig und populärwissenschaftlich gewählt: Geschichte der volkswirthschaftlichen Ideen, wichtigere Lehren der Hygiene, Geographie von Afrika, Grundzüge der Perspective nebst Anwendungen, Geschichte und Nutzen des Impfwesens, Laienhülfe bei Verletzungen, das Armenwesen, Grundwasser, Quellen und Wasserversorgung, die Ernährung der Kinder, das Eigenthum und seine Entwicklung — lauter Themata von wirklicher Bedeutung für weitere Kreise eines Volkes, in welchem die immerfort sich steigernden Ansprüche des Familien-, Gesellschafts-, Geschäfts- und Staatslebens vermehrte wissenschaftliche, wirthschaftliche und gemeinnützige Kenntnisse erfordern. Daß dabei eine akademische Hochschulbildung sehr wenig, um so mehr aber die praktische Volksbildung in Betracht kommt, braucht kaum noch ausdrücklich betont zu werden.

Mit wohl verdienter Anerkennung muß es willkommen geheißen werden, wenn Universitäts- und sonstige Hochschullehrer ein größeres Publicum an den schwer errungenen Ergebnissen ihrer wissenschaftlichen Forschungen Antheil nehmen lassen, und das Verdienst ist um so höher, je bedeutender die Stellung ist, die ein solcher Docent in der gelehrten Welt einnimmt, die ihm viel weniger mühsame

Digitized by Google

Erfolge auf anderen Wegen eröffnet. Männern wie Brentano, Haushofer, Günther, Buchner kann man nicht genug danken für die Bereitwilligkeit, ihre überall hoch geschätzten Kräfte in den Dienst der Volksbildung zu stellen, und in ebenso würdiger, edelsinniger Weise haben sich ihre jüngeren Collegen Schmitt, Seitz, Döhlemann, Huhn, Schäfer und ein norddeutscher Gast, Dr. Münsterberg, gleich dankenswerthes Verdienst um uns erworben. Aber wir glauben doch auch, ohne einer Mißdeutung zu begegnen, aussprechen zu dürfen, daß die akademische Eigenschaft nicht das unbedingt nothwendige Erfordernis des Vortragenden bei derartigen lehrhaften Mittheilungen an eine lernbegierige Hörerschaft verschiedenen Berufes und Standes ist: der katheder mäßige Vortrag, wie er auf der Hochschule üblich und angemessen ist, muß wesentlich anders gestimmt werden, wenn er vor nicht gleichmäßig vorgebildeten Hörern dem richtigen Verständniß begegnen soll. Selbst die durch Klarheit des Vortrags ausgezeichnetsten der genannten Docenten haben uns nicht gänzlich den Eindruck behoben, daß sie der Gemeinverständlichkeit zuliebe in ihren Begriffserklärungen öfters weit unter das akademische Maß hinabzugreifen für nöthig erachteten, und in ebenso rücksichtsvoller Art kamen einige von ihnen durch wiederholte Rückerinnerungen an bereits frühere Dargelegtes der Fassungs- und Gedächtnißkraft ihrer Hörer und Hörerinnen sehr weit entgegen.

Eine weitere Unterstützung für das Festhalten des Hauptinhalts der Vorträge boten die Docenten in den kurzgefaßten gedruckten „Leitfäden", die zu den einzelnen Cyklen in Heftchen zu erhalten waren. Manche derselben begnügten sich mit formellen Inhaltsangaben in den entsprechenden Haupt- und Schlagwörtern, mit Capitelüberschriften und wichtigeren Namen; andere gaben wirkliche meritorische Darlegungen der wesentlichen vorgetragenen Lehren, die bei einiger Ergänzung aus den Ausführungen des Vortragenden zu kleinen Lehr- und Handbüchlein dienen könnten. Für die Collegienhefte eines Studenten bieten sie freilich keinen Ersatz, und in der „Volkshochschule" wird natürlich überhaupt nicht nachgeschrieben.

Der Besuch der Vorträge war mit geringer Ausnahme sehr zahlreich und bestätigte die günstigen Erwartungen von der geistigen Aufnahmefähigkeit unsrer Mittelclassen, insbesondere der männlichen Jugend. Auf die Frauen mußten namentlich die populär-medicinischen Themata starke Anziehungskraft ausüben, doch waren sie auch in den übrigen Vorträgen gut vertreten. Auffällig war es, daß die Darstellung des für unser sociales und wirthschaftliches Leben so wichtigen Armenwesens kaum siebzig Hörer in den Schrannenpavillon locken konnte. Bemerkenswerth erscheint es, daß bei den nationalökonomischen Vorträgen aus dem Fragekasten mehrfach Anregungen kamen, die davon Zeugniß gaben, daß unter den Hörern auch jene radical-doctrinäre Richtung nicht fehlte, der wir in großen Städten heute überall begegnen. Die Docenten entledigten sich nach der ihnen damit gestellten heiklen Aufgabe mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit.

Dürfen wir aus der für den Einzelnen nicht zu bewältigenden Fülle des Gebotenen ein paar Beispiele herausgreifen, die wir in persönlicher Hörerschaft kennen lernten, so müssen wir außer den medicinischen Vorträgen, die sich ja sehr vielseitigen Beifalls erfreuten, diejenigen der Professoren Haushofer und Günther in Thema und Ausführung als ganz besonders glücklich gewählt und gelungen bezeichnen. Die Geschichte der socialen Theorien von den primitiven Ideen des Orients bis zu den heutigen Idolen der Herren Marx und Engels wurde von Haushofer in gedrängter und doch stets anziehender Darstellung vortrefflich skizzirt, und Günthers Schilderung der physikalischen, ethnographischen und politischen Verhältnisse Afrika's wie die Uebersicht über die Geschichte der allmählichen Erschließung des dunklen Erdtheils entsprach vollständig den hohen Erwartungen, die man von dem hervorragenden Lehrtalent des beredten Geophysikers hegen durfte. Nicht minder gespannt sah man der letzten Vortragsreihe des ersten Vorsitzenden des Volkshochschulvereins, Prof. Dr. Brentano, über „Das Eigenthum und seine Entwicklung" entgegen. Dieselbe bereitete uns eine kleine Enttäuschung, indem der Redner sein Thema enger begrenzte, aber gerade in der Beschränkung zeigte er sich als Meister. Nach der Ankündigung des Progeamms war man auf eine begriffliche und geschichtliche Darstellung des gesammten Eigenthums vorbereitet. Dieses Mißverständniß wurde von dem Vortragenden sofort beseitigt, indem er erklärte, daß er keineswegs darauf ausgehe, die geschichtlichen „Zufälligkeiten" in ihren Einwirkungen auf das Eigenthum zu schildern, er werde sich auf die prinzipielle Entwicklung der Entstehung des Eigenthums beschränken. Diese beschränkte Aufgabe wurde denn auch, nach kürzerer Berücksichtigung der bewegliche Güter, deren individueller Gebrauch allmählich zur dauernden Herrschaft und zum Sondereigenthum führte, in Betreff des ländlichen Grundeigenthums aufs eingehendste, anschaulichste und eindringlichste gelöst, so daß das Prinzip der Eigenthumsentwicklung durch den intensiven Culturfortschritt aufs hellste hervortrat. Die Vorträge über die anfängliche Feldgemeinschaft, die Entstehung des Grundeigenthums bei der dorfweisen Ansiedelung, die Ausbildung des Sondereigenthums durch die Gutsherrschaft und die Vollendung des Sondereigenthums am Boden durch die Bauernbefreiung und die Flurbereinigung waren mustergültige Lehrvorträge für ein der akademischen Vorbildung größtentheils entbehrendes Publicum, und der rauschende Beifall war dadurch nicht weniger verdient als durch die hoch willkommene Ankündigung, daß der gefeierte Redner in einem späteren Winter seine Ausführungen der Betrachtung derjenigen Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft widmen werde, die an dem jetzt so klar dargelegten Grundeigenthum keinen Antheil haben.

*** Gedruckte Katalogzettel.** Wie seinerzeit (vergl. Beil. 1896 Nr. 270) gemeldet wurde, hat das Institut international de Bibliographie, gleichwie an den Börsenverein der deutschen Buchhändler, im Herbst vorigen Jahres auch an den Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler eine Eingabe um Einführung gedruckter Katalogzettel gerichtet. In seiner Sitzung vom 18. April 1897 hat nun der Gesammtausschuß dieses Vereins unter Betonung seiner Sympathie zu dem in Brüssel geplanten bibliographischen Unternehmen beschlossen, obige Eingabe der nächsten — im Juni ds. Js. stattfindenden — Generalversammlung des Vereins zur Entscheidung vorzulegen.

* Auf den antiquarischen Büchermarkt sind, wie die „Magd. Ztg." berichtet, kürzlich über 1000 Bände gelangt, die aus der **Bibliothek** des im 10. Jahrhundert vom Bischof Bruno von Beeden gestifteten **Klosters Oldenstedt** bei Uelzen — früher ein der hl. Maria gewidmetes Jungfrauenkloster, später ein Kloster der Cisterciensermönche, die es bis zur Zeit der Reformation bewohnten —, sowie aus der Ministerialbibliothek zu Uelzen herstammen. Wie aus dem Katalog des Antiquars Wilhelm Scholz in Braunschweig hervorgeht, befinden sich in diesen Bücherschätzen zahlreiche Werke der Dogmatik und Homiletik, darunter mehr denn 150 Incunabeln, zum Theil seltenster Art. Als Druckorte kommen zumeist vor Basel, Köln, Leipzig, Nürnberg, Paris, Straßburg, Venedig und Wittenberg, außerdem aber auch niedersächsische und sächsische Städte, wie Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt, Eisleben, Erfurt, Magdeburg u. s. w. Das kostbarste Stück dürfte ein schönes Exemplar der 1501 von Celtes in Nürnberg herausgegebenen Dichtungen der Roswitha von Gandersheim sein, das mit prachtvollen Holzschnitten, zum Theil muthmaßlich Dürer'schen, geschmückt ist. Dieser mit Schloß versehene alte Holzband ist übrigens bereits um einen hohen Preis in Liebhaberbesitz übergegangen.

* Wie das „Journal Egyptien" meldet, wurde in der Umgebung von **Luxor** eine noch vollständig erhaltene **Sphinxenallee**, die zu einem von Ramses III. erbauten Tempel führte, aus dem Sande ausgegraben. Auch der Tempel wurde schon vom Sande, der ihn bedeckte, befreit.

* **Darmstadt.** Zum außerordentlichen Professor für Zeichnen, Entwerfen und Modelliren von Ornamenten an der hiesigen Technischen Hochschule wurde Augusto **Barnesi**, Bildhauer in Frankfurt a. M., ernannt.

* **Gießen.** Professor **Poppert** hat die erwähnte Berufung zum Director des städtischen Krankenhauses in Worms abgelehnt.

* **Königsberg.** Dr. Hermann **Münster**, Privatdocent für Geburtshülfe, wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Meran.** Auf dem Dachboden des dem Dr. **Haller** gehörigen Hauses wurden Papiere gefunden, die für die Geschichte Tirols von Wichtigkeit sind, darunter Originalschriften Andreas Hofers, Haspingers, Speckbachers und das Original des Aufrufs des Erzherzogs Johann an das Tiroler Volk. Die Funde werden dem Hofmuseum einverleibt werden.

* **Krakau.** Als Privatdocent für pathologische Anatomie ist Dr. Julian **Nowak** zugelassen worden.

eh. **Basel.** Prof. Dr. L. R. **Salis** soll gesonnen sein, den Ruf an das Secretariat für Justizgesetzgebung in Bern (als Nachfolger für Bundesrichter Leo Weber) anzunehmen.

HK. **Orkney.** Das berühmte **nestorianische oder chinesisch-syrische Inschriftendenkmal** aus dem Jahre 781, das zuerst 1625 im District von **Hsi-ngan Fu** des nordwestlichen China's

Digitized by Google

entdeckt, nach mehrfachen Entzifferungen verschiedener Sinologen zuletzt von unserm hoch verdienten Nestor auf seinem Gebiet, Prof. James Legge, im Urtext mit englischer Uebersetzung und Erklärung in kritisch-zuverlässiger Ausgabe veröffentlicht wurde und den Gegenstand dieser Mittheilung bildet, ist heute keine neue Entdeckung mehr. Prof. Legge's genannte Ausgabe nebst einem Vortrag über das Denkmal erschien bereits 1888 unter dem Titel: The Nestorian Monument of Hsi-an Fû in Shen-Hsi, China, relating to the diffusion of Christianity in China in the 7th and 8th centuries (London, Trübner). Da diese indeß nur wenigen Lesern näher bekannt sein dürfte, mag eine nachträgliche Anzeige und Rückschau auf dieses für den christlichen Alterthumsforscher unschätzbare Denkmal auch heute noch willkommen sein. Im genannten Jahre 1625, das zu seiner Entdeckung führte, stießen einige Maurer, als sie den Erdboden in der Umgebung der Stadt Ch'ang-an im Districte von Hsi-an Fû des nordwestlichen China's für eine Grabstätte ausgruben, auf ein großes Steindenkmal mit einer großentheils in chinesischen und außerdem in fremden Schriftzeichen eingegrabenen Inschrift. Der Stein wurde herausgeschafft und von den Behörden in einem benachbarten taoistischen Tempel oder Kloster aufbewahrt. Die einzigen Ausländer in China waren damals römisch-katholische Missionäre. Ein gelehrter Mandarin von Ch'ang-an brachte eine Abschrift zu einem von ihnen, dem Portugiesen Alvarez Semedo, der als Procurator der Provinzen China und Japan der Verfolgung wegen in Verborgenheit lebte. Semedo begab sich, nachdem er die Inschrift, als einen gewichtigen Beweis der frühzeitigen Einführung des Christenthums in China, durch zahlreiche Abdrücke im ganzen Reich verbreitet hatte, 1628 selbst nach Ch'ang-an, um das Denkmal an Ort und Stelle zu prüfen. Die Missionäre übersetzten den chinesischen Text ins Portugiesische und sandten einen Abdruck des ganzen Denkmals heim nach Lissabon. Von dort gelangte der Text in italienischer Uebersetzung 1631 nach Rom, wo er von dem gelehrten Jesuiten Athanasius Kircher zuerst 1636 und später aufs neue in seinem berühmten zu Amsterdam 1678 gedruckten Werke „China Illustrata" nebst einem Transcript des chinesischen heraustam. Zugleich veröffentlichte Kircher auch die syrischen Abschnitte des Denkmals, und damit lag die ganze Inschrift vor den Augen Europa's wie China's und forderte die Kritik heraus. Ihre Aufnahme war verschieden im Morgen- und Abendland. Chinesische Forscher sind, wie Prof. Legge hervorhebt, der Untersuchung von Alterthümern nicht minder eifrig ergeben als ihre Brüder in Europa. So umfaßt z. B. eine 1805 von dem namhaften Archäologen Wang Chang herausgegebene große Sammlung von Inschriften auf Metall und Stein etwa 1000 von 2000 v. Chr. bis 1264 n. Chr. und widmet auch dem nestorianischen Denkmal einen größeren Abschnitt. Der ganze chinesische Text ist darin wiedergegeben und die Meinungen verschiedener früherer Forscher seit seiner Entdeckung sind mitgetheilt, ohne irgend einen Zweifel an seiner Echtheit auszudrücken. Ueberhaupt hat noch kein chinesischer Gelehrter die Inschrift für eine Fälschung erklärt. Anders in Europa. Voltaire, Stanislas Julien und Renan in Frankreich, Bischof Horne in England und Prof. Neumann in München, sowie mehrere andere Gelehrte haben zu verschiedenen Zeiten die Echtheit bezweifelt und in der Inschrift die und da geradezu eine Fälschung der Jesuiten vermuthet. Aber sie fand auch ihre gewissenhaften Vertheidiger, wie z. B. den berühmten Historiker Gibbon, ferner einen der scharfsinnigsten Bearbeiter und Erklärer, Alexander Wylie, der 1854 in Shangai eine Ausgabe besorgte, und den verdienstvollen Herausgeber der berühmten frühesten Reisebeschreibung China's von Marco Polo, G. Pauthier, dessen kritische Ausgabe der Inschrift 1858 erschien. Diesen Vorgängern schließt sich Prof. Legge nach gründlicher Untersuchung und ohne dogmatisches Vorurtheil in seiner jüngsten Bearbeitung und Ausgabe an und bietet damit den Beweis für die Echtheit des Denkmals dar. Auf den eigentlichen Inhalt der umfangreichen Inschrift näher einzugehen, müssen wir uns hier versagen, wir verweisen auf die lichtvolle Darstellung, die Prof. Legge seiner genannten Ausgabe mit Uebersetzung und Erklärung in der Form eines Vortrages beigefügt hat. Der Gegenstand wird darin mit sach- und sachkundiger Meisterschaft in seiner dogmatischen, geschichtlichen und liturgischen Beziehung erörtert. Nur eine Bemerkung, die sich am Schlusse des Vortrages über die wahrscheinliche Ursache des Mißerfolges und völligen Unterganges jener im 7. und 8. Jahrhundert so erfolgreichen Mission der Nestorianer oder syrischen Christen in China findet, heben wir heraus: „Das Verschwinden vom Schauplatz der Wirksamkeit erklärt sich danach aus der Versäumniß der Führer, die unteren Stände des Volkes zu Christengemeinden heranzubilden; sie wandten sich statt dessen vorzugsweise an die Machthaber und setzten zu viel Vertrauen in diese. Ihre Missionsarbeit hatte keine tieferen Wurzeln im chinesischen Volke geschlagen und mußte darum wieder untergehen."

* **Athen.** Als Siebziger starb hier Dr. Andreas Agnostakis, seit 40 Jahren Professor der Augenheilkunde an der hiesigen Universität. Geborener Kreter, für sein Fach in Deutschland und Frankreich ausgebildet, galt er für den besten Praktiker desselben in Griechenland.

et. **Kairo.** Am 1. ds. Mts. ist zu dem neuen ägyptischen Museum bei Kasr-el-Nil feierlich der Grundstein gelegt worden. Der Khedive vollzog den Act in Anwesenheit sämmtlicher Großwürdenträger. Als Grundstein diente eine im Februar 1895 in der Nekropolis von Daschûr ausgegrabene Steinkiste aus der XII. Dynastie. — Wie verlautet, hat Hr. J. de Morgan, directeur général du service des Antiquités de l'Égypte, seine Entlassung eingereicht, um künftig seine Forschungsthätigkeit in Persien fortzusetzen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Mathilde Franck: Recht isch worde! Erzählung in schwäbischer Mundart. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1897. — Cl. Rast (Herbert Fohrbach): Wandernachtigall. Romane. Ebd. 1897. — Général Marquis de *Maleissye:* Mémoires d'un officier aux gardes françaises (1789—1793), publiés par M. G. *Roberti.* Avec portrait. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie., 1897. — Dr. Karl Sapper: Das nördliche Mittel-Amerika nebst einem Ausflug nach dem Hochland von Anahuac. Reisen und Studien aus den Jahren 1888—1895. Mit Bildniß, Karten ꝛc. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn 1897. — Archivrath Prof. Dr. Ed. Heyck: Die Mediceer. (Monographien zur Weltgeschichte, in Verbindung mit anderen hggb. von Ed. Heyck I.) Mit Kunstbeilagen und Abbildungen. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1897. — Dr. Joseph Trutter: Das österreichische Civilprocßrecht in systematischer Darstellung. Theil II. Besonderer Theil. Lfg. 2. Wien, Moriz Perles 1897. — Dr. Robert v. Landmann: Die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich, erläutert und mit den Vollzugsvorschriften hggb. 3. Aufl., u. Mitw. des Verf. bearb. v. Dr. Gustav Rohmer. München, C. H. Beck 1897. — Reichs-Militär-Pensions-Gesetz mit sämmtlichen Abänderungsgesetzen, erläutert von Oscar Hahn. 2. Aufl. Berlin, R. v. Decker 1897. — Archiv für Strafrecht. Begr. von Dr. Goltdammer, fortgef. von Dr. Meves, Dalcke u. Mugdan. 44. Jahrg. 4. Heft. Ebd. 1896. — D. Dr. A. Dorner: Festrede zur 400jährigen Geburtstagsfeier Melanchthons. Königsberg, Hartung. — A. v. Schoenaich: Heiteres und Ernstes von jenseits der Pyrenäen. Berlin, Norddeutsche Verlagsanstalt 1897. — Friedrich Düsel: Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings. (S.-A. aus „Theatergeschichtl. Forschungen". Bd. 14.) Boan, Karl Georgi 1896. — Dr. Wilhelm Bade: Rathschläge an Trinker und ihre Freunde. München, J. F. Lehmann 1897. — Oesterreichisch-Ungarische Revue. Hggb. von A. Meyer-Wyde. 11. Jahr. 1897. 21. Bd. 3. Heft. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller. — Gustav Weinberg: Lieder eines Narren. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring. — Dr. Friedrich Vogt und Dr. Max Koch: Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 1.—5. Hft. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut 1897. — Karl Junker: Das Internationale Institut für Bibliographie in Brüssel. (S.-A. aus „Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel". Nr. 1.) Leipzig, Romm u. Seemann 1897. — Hölderlins gesammelte Dichtungen in 2 Bdn. Mit biographischer Einleitung hggb. von Berthold Litzmann. 2. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Emma, das geheimnißvolle Hausmädchen. Heft 1—3. Hggb. vom Verein für moralisch-sittliche Hebung des Gesindels. — Karl Scheithauer: System der Stenographie. 2. Aufl. Leipzig, Karl Scheithauer. — Josephine Meyer: Die Hausfrauenschule im Anschluß an die höhere Töchterschule. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. — Dr. Berthold Daun: Adam Krafft und die Künstler seiner Zeit. Mit 48 Lichtdruckbildern auf 10 Tafeln. Berlin, Wilhelm Hertz 1897. — Dr. Georg Gerland: Ueber Ziele und Erfolge der Polarforschung. Rede. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 21. April. Nummer 88.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der jetzige Stand der Tuberculosenfrage. Von Dr. Kreusner. — Dresdner Ausstellungsbriefe: I. Gesichtspunkte. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der jetzige Stand der Tuberculosenfrage.

Von Dr. Kreusner.

Zum zweitenmal seit wenigen Jahren bringt von Berlin aus die Nachricht in die Welt, daß es dem Professor Robert Koch, dem Entdecker der Choleraspirillen und des Tuberkelbacillus, gelungen sei, ein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes wirksames Mittel gegen die ärgste Würgerin des Menschengeschlechts, die Tuberculose, zu entdecken. Als Koch damals — im Herbst 1890 — die ersten Mittheilungen über das von ihm erfundene Tuberculin machte, war die Autorität des berühmten Forschers, des Schöpfers der gesammten modernen Bakteriologie, trotz der von ihm selber daran geknüpften Clauseln groß genug, um nicht nur die Aerzte aller Länder, sondern noch viel mehr das zahllose Heer der Lungenleidenden in einen wahrhaften Begeisterungsrausch zu versetzen. Die zur Besonnenheit mahnenden Stimmen, welche darauf aufmerksam machten, daß Koch selber seine Erfindung durchaus noch nicht abgeschlossen habe und die Thierversuche noch fortsetzen zu müssen erklärte, verhallten wirkungslos. Berlin war mit einem Schlage das medicinische Mekka, nach welchem Aerzte und Patienten zu Tausenden wallfahrteten. Langsam kam dann der Rückschlag, der allen im Gedächtniß steht, und der um so gewaltiger war, je überspannteren Hoffnungen man sich vorher hingegeben hatte; indeß die Tuberculosenfrage, die ja ungleich bedeutsamer ist, als die von allen anderen Volksseuchen zusammen der Wissenschaft gestellten Probleme, war damit nicht aus der Welt geschafft. Im großen Publicum ward es still von dem Tuberculin; allein in den Laboratorien erkannte man alsbald, daß man in dem nunmehr so angefeindeten Stoffe ein diagnostisches Hülfsmittel ersten Ranges erhalten hatte, mittelst dessen es möglich war, die gefürchtete Krankheit in Anfangsstadien festzustellen, welche der Percussions- und Auscultationskunst des geübtesten Diagnostikers unerkennbar bleiben mußten. Mit verdoppeltem Eifer widmete man sich ferner der Untersuchung der bakteriellen Stoffwechselproducte und schuf die Grundlagen, auf welchen Behring und Roux ihre heute nicht mehr anfechtbare Blutserumtherapie aufbauten. Bald kam von dort, bald kam von da die Nachricht, daß ein wirksames Heilserum gegen die Lungenschwindsucht erfunden sei, ohne daß man von durchschlagenden Erfolgen hörte; die Frage nach Schaffung von Krankenheilstätten im Gebirge oder an der See trat in den Vordergrund; daneben bemühte sich die weit vorgeschrittene deutsche Chemie mit der Darstellung von Stoffen, welche, ihre antiseptische Wirkung langsam entwickelnd, den pathogenen Bakterien den Boden entziehen sollten, ohne dem erkrankten Organismus zu schaden. Inmitten dieser Bestrebungen fällt nun auf einmal die Nachricht, welche vor wenigen Wochen durch alle Zeitungen gegangen ist, und stellt die Tuberculosenfrage in den Brennpunkt des Tagesinteresses.

Die Tuberculose tödtet vornehmlich Personen arbeitsfähigen Alters. Die Statistik des Deutschen Reiches für 1893 zeigt, daß von 1000 Todesfällen von Kindern bis zum vollendeten ersten Lebensjahr nur 10.8 infolge von Tuberculose eintraten; im Alter von 1—15 Jahren steigt diese Zahl auf 62.2, in den eigentlich erwerbsfähigen Jahren von 16—60 Jahren erreicht sie die kolossale Ziffer von 322.3, um für die Personen von mehr als 60 Jahren wieder auf 60 zu sinken. Das heißt nicht mehr und nicht weniger, als daß von dem eigentlich arbeitsfähigen Theil der Nation jede dritte Person von der Tuberculose hingerafft wird. In Preußen sterben jährlich etwa 90,000 Personen an der Seuche; in einzelnen Orten wüthet sie noch ärger, so z. B. in Stuttgart und Wien, wo jeder vierte bis fünfte Mensch ihr verfällt; in Neapel gar kommen mit Einrechnung von Kindern und Säuglingen mehr als $^2/_3$ auf ihre Rechnung, so zwar, daß von den Erwachsenen mehr als die Hälfte ihr erliegen. Die acuten Infectionskrankheiten, wie Diphtherie, Scharlach, Blattern, Typhus und Cholera sind hauptsächlich deßwegen so gefürchtet, weil sie plötzlich mit elementarer Heftigkeit auftreten und binnen kurzer Zeit am selben Ort eine große Anzahl von Opfern dahinraffen. Thatsächlich ist aber der von ihnen angerichtete Schaden mit demjenigen der Tuberculose nicht zu vergleichen, wie nachstehender Vergleich mit der Cholera zeigt. In Preußen starben an der letzteren nämlich in der Zeit von 1831 bis 1870, 343,952 Menschen, der Tuberculose aber fielen in demselben Zeitraum nicht weniger als $3^1/_2$ Millionen zum Opfer.

Wenn die Frauen eine etwas geringere Tuberculosensterblichkeit aufweisen als die Männer, obwohl sie allein den prädisponirenden Folgen ausgesetzt sind, welche Schwangerschaft und Geburten für schwächliche Individuen mit sich bringen, so lasten doch andrerseits auf den Männern wieder alle jene Gefahren, welche der Gewerbebetrieb mit sich bringt. Das Zusammenarbeiten vieler Menschen in engen, überhitzten Räumen, deren Luft entweder durch den Athmungsproceß selbst, oder durch Staubentwicklung oder giftige Dämpfe verdorben ist, macht manche Gewerbe im höchsten Grad lebensgefährlich. Von 100 Todesfällen unter den Arbeitern der königlichen Porzellanmanufactur in Berlin sind 60 durch die Lungenschwindsucht herbeigeführt; noch gefährlicher ist das Gewerbe der Steinmetzen; von 1000 verstorbenen Steinmetzen erlagen nicht weniger als 893 der Lungentuberculose. Bei den Metallarbeitern entfallen von 1000 Todesfällen 471, bei den Woll- und Baumwollarbeitern 554, bei den Arbeitern in den Papierfabriken 507, bei den Tabakfabrikarbeitern 598 auf Tuberculose.

Die Frage, ein wie hoher Procentsatz der lebenden Menschheit mit Tuberculose behaftet ist, läßt sich nur annähernd beantworten. Die pathologische Anatomie beweist,

daß sich in etwa zwei Dritteln aller zur Section gelangten Leichen tuberculöse Herde vorfinden. Wenn man nun in Betracht zieht, daß die tuberculösen Processe im allgemeinen sehr langsam verlaufen und daß der größte Theil der in früher Kindheit erworbenen Tuberculosen erst zwischen dem 20. und 30. Jahr einen fatalen Verlauf nimmt, daß ein beträchtlicher Theil von derartigen Erkrankungen von selbst zur Ausheilung gelangt, wenn das betreffende Individuum bei sonst noch kräftiger Constitution unter günstige Existenzbedingungen kommt, wird man nicht zu hoch greifen, wenn man mindestens den fünften Theil der jeweilig lebenden Menschheit als tuberculös inficirt annimmt.

Gegenüber der Unsumme des durch diese Krankheit erzeugten psychischen Elends und den ungeheuren, der Volkskraft und dem Nationalwohlstand durch sie geschlagenen Wunden verdient jeder ernsthafte Versuch, der Krankheit prophylaktisch oder curativ zu Leibe zu rücken, die gründlichste Beachtung. In ersterer Beziehung hat die seit 1882 gewonnene und ebenfalls Koch zu verdankende Erkenntniß der bakteriellen Natur der Tuberculose zu einer Reihe höchst werthvoller hygienischer Maßnahmen geführt, welche, wenn sie streng durchführbar wären, eine bedeutende Einschränkung der Seuche herbeiführen würden. Die Unschädlichmachung des tuberculösen Auswurfs, die Desinfection der von den Kranken getragenen Leibwäsche und Bettwäsche, sowie der von ihnen bewohnten Räume, die Reinigung der Zimmer durch feuchtes Auswischen, statt des den Staub erst in die Höhe wirbelnden Abstäubens, die möglichste Separirung der Tuberculösen in eigenen Zimmern, oder womöglich in besonderen Anstalten, die Benutzung eigener, nur für den einzelnen Kranken bestimmter Gebrauchsgegenstände und die genaue Controle des Fleisch- und Milchmarktes bezüglich der von tuberculösen Rindern stammenden Producte sind Maßregeln, welche wohl geeignet sind, die Möglichkeit der Infection einzuschränken. Eine zweite Reihe von Maßnahmen bezweckt, die Disposition zur Erkrankung nach Möglichkeit einzuengen und aufzuheben. Die häufigste Quelle der Disposition, die Abstammung von kranken oder schwächlichen Eltern läßt sich nun freilich nicht verschütten, da man einem gesunden Individuum die Verehelichung mit einer tuberculösen Person des anderen Geschlechts nicht schlechtweg verbieten kann, sondern nur rathend und belehrend auf die nachtheiligen Folgen eines solchen Ehebundes für die Gesundheit der Nachkommenschaft aufmerksam zu machen in der Lage ist. Dagegen sind eine zweckmäßige Erziehung des heranwachsenden Geschlechts in Luft und Licht, die vorsichtige, die Körperconstitution berücksichtigende Auswahl des Lebensberufes, die Reinhaltung der Arbeitsräume und der Wohnungen und die Erneuerung der Luft in denselben wohl erreichbare Ziele.

Der Vorschlag zur Errichtung eines dichten Netzes von Volkssanatorien für Tuberculose ist wohl gut gemeint, indem er gleichzeitig der Verbreitung der Krankheit durch andere Individuen entgegenwirken und den Zustand des Erkrankten selbst günstig beeinflussen würde, stößt aber auf unüberwindliche materielle Schwierigkeiten, denen die Finanzen des reichsten Landes der Erde nicht gewachsen sein würden. Es würde sich da um die Unterbringung von Hunderttausenden und Millionen handeln, und wenn sich auch in den letzten Jahren an vielen Orten Vereine mit derartiger Tendenz bildeten und hier und da Heilstätten entstanden, so ist dies alles doch nach der treffenden Ausdrucksweise des Münchener Klinikers v. Ziemssen nur „ein Tropfen auf einen heißen Stein".

Sämmtliche therapeutische Bestrebungen der letzten Jahre lassen sich in drei scharf begrenzte Abtheilungen bringen, nämlich in die von Koch inaugurirte Tuberculinbehandlung, die Blutserumtherapie mit antitoxisch wirkenden Thiersäften und die Behandlung mit chemischen Arzneistoffen.

Kochs erstes Tuberculin vom Jahre 1890 verdankt seine Entstehung der an sich ganz richtigen Thatsache, daß die Bakterien, wenn ihnen die Ausdehnung auf neues lebendes Körpergewebe versperrt ist, schließlich in den von ihnen selbst producirten giftigen Stoffwechselproducten zu Grunde gehen. Die fernere Thatsache, daß bei der experimentell an Meerschweinchen hervorgerufenen Tuberculose in der Regel ein Zeitraum auftritt, während dessen die anfangs massenhaft vorhandenen Bakterien wieder verschwinden, führte ihn zu der Vermuthung, daß hier eine allerdings nur vorübergehende Selbstimmunisirung des erkrankten Körpers vorliege. Nach vielfachen mißlungenen Versuchen, die Bakterien lebend oder getödtet in größerer Menge im erkrankten Organismus zur Resorption zu bringen, entschloß er sich dazu, die Bakteriencolonien mit Glycerin zu extrahiren und gelangte dabei zur Entdeckung seines älteren Tuberculins. Es gelang ihm zwar in den meisten Fällen, den tuberculösen Proceß durch die Injectionen vorübergehend günstig zu beeinflussen; es zeigte sich aber, als das Mittel allenthalben zur Anwendung gebracht wurde, daß man zur Hervorrufung der typischen Reaction immer steigender Mengen Injectionsflüssigkeit bedurfte, und daß schließlich die Reactionsfähigkeit gänzlich erlosch, ehe die Krankheit zur Heilung gebracht war.

Unbeirrt durch diese ungünstigen Resultate, setzte Koch die Versuche zur Gewinnung einer bakteriell immunisirenden Substanz fort. Ein Bakterienextract mit einem Zehntel Normalnatronlauge ergab die gleichen günstigen Reactionen wie das erste Tuberculin, nur mit entschieden größerer Beständigkeit. Bei dieser Behandlung entstanden mit Regelmäßigkeit Abscesse, welche sich nur durch die Anwesenheit todter Bakterien erklären ließen. Koch stellte nun durch Filtration einen bakterienfreien Extract her, welcher zwar keine Abscesse mehr hervorrief, jedoch auch in seiner Wirksamkeit das Tuberculin nicht mehr übertraf. Er zog daraus den Schluß, daß die Bakterien einen heilend wirkenden Stoff enthalten, der durch gewöhnliche Extraction nicht zu gewinnen ist. Nach seinen Ausführungen scheitert die Extraction dieses Stoffes an dem Vorhandensein zweier ungesättigter Fettsäuren, einer in Alkohol löslichen und durch Natronlauge leicht verseifbaren, und einer zweiten, nur in kochendem absoluten Alkohol oder Aether löslichen, schwer zu verseifenden Fettsäure, welche namentlich in den Randpartien der Bakterien enthalten sind und diese gegen Auslaugung schützen. Um diese Auslaugung nun doch zu bewerkstelligen, unternahm es Koch, die Bakterien mechanisch zu zerreiben. Er benutzte dazu nach vielen vergeblichen Versuchen äußerst giftige, stark getrocknete Culturen, welche in Achatmörsern zertrümmert und in destillirtem Wasser auf das kräftigste centrifugirt wurden. Hierbei trennte sich die Flüssigkeit in eine obere, opalisirende, durchsichtige Schicht und einen undurchsichtigen, dunklen, klebrigen Bodensatz, welchen er wiederum austrocknete und demselben Verfahren unterwarf, bis er auf diesem Wege lauter durchsichtige Lösungen erhielt. Die erste durchsichtige Lösung, welche Koch Tuberculin O (T. O.) nennt, entspricht nach seinen Angaben dem Koch'schen Tuberculin von 1890 und enthält die in Glycerin löslichen Bestandtheile der Bakterien. Die durch erneutes Trocknen, Reiben, Aufschwemmen und Centrifugiren des Restes gewonnenen Lösungen bilden das Tuberculin R (abgekürzt T. R.) und sollen sich durch nichts von einander unterscheiden, als durch die Concentration. Dieses Tuberculin R, welches von der chemischen Fabrik vormals Meister Lucius und Brüning in Höchst am Main dargestellt und in den Handel gebracht wird, ist nun das neue Heilmittel, mit welchem Koch vor die Oeffentlichkeit

tritt; es soll in hohem Grade immunisirend wirken und wird, da es wie das Tuberculin O in großen Dosen Reactionen hervorruft, in langsam steigenden Dosen von kleinsten Mengen, von $^1/_{500}$ Milligr. ansteigend, eingespritzt.

Nach der Theorie der Blutserumbehandlung ist der Verlauf einer infectiösen Krankheit der, daß das Eindringen pathogener Bakterien in den lebenden Körper die schützenden Kräfte entfesselt und in Bewegung setzt, welche der Organismus besitzt, um sich gegen die Bakterien zur Wehr zu setzen; dabei bilden sich immunisirende Schutzstoffe, welche bakterienfeindlich wirken und, falls sie in ausreichender Menge gebildet werden, zur Verdrängung der Bakterien und Heilung führen und die von den Bakterien gebildeten Stoffwechselproducte paralysiren. Zu dieser durch die Resultate der Diphtherie- und Tetanusimpfung wohl begründeten Anschauung tritt Koch mit seiner neuesten Veröffentlichung in Widerspruch; denn bei seinem Medicament sind es ja gerade die Bestandtheile der Bakterien selbst, denen er immunisirende Wirkung zuschreibt. Nun ist es sehr wohl denkbar, daß man mit den giftigen Bakterientoxinen die Schutzwehren des bis dahin noch nicht erkrankten Körpers in Thätigkeit setzen und dadurch eine gesteigerte Immunität hervorrufen kann. Schwerer begreiflich aber ist es, daß ein Körper, in welchem die Bakterien bereits Boden gewonnen haben und sich vermehren, der also unzweifelhaft die Disposition zur Krankheit besitzt, durch Zufuhr des Bakteriengiftes immunisirt werden soll, da ja durch diese ein Theil der im Körper etwa noch vorhandenen Antitoxine gebunden und unwirksam gemacht werden soll. Vorläufig scheinen also die eben genannten beiden Heilbestrebungen in einem unlösbaren Widerspruche zu einander zu stehen. Man wird jedoch bei einem Forscher von der Bedeutung Kochs mit dem Urtheil zurückhalten müssen, bis genügende klinische Erfahrungen darüber vorliegen, zumal es eine vermittelnde Ansicht gibt, deren Wahrheit oder Unwahrheit freilich bisher unbewiesen ist, wonach die im Blutserum immunisirter Organismen enthaltenen Antitoxine überhaupt nichts anderes sind als die in Kochs Tuberculin R enthaltenen Bestandtheile des Bakterienkörpers, welche durch den Zerfall der Bakterien in Freiheit gesetzt wurden. Danach wäre das Tuberculin O das giftige Stoffwechselprodnct der Bakterien, das Tuberculin R aber das Antitoxin.

Im Laufe der letzten Jahre ist die Nachricht von der Herstellung eines Heilserums gegen Tuberculose sehr oft durch die Zeitungen gegangen. Einige derselben werden fabrikmäßig hergestellt und sind im Handel zu haben. Eine vielseitige Anerkennung hat sich jedoch keines bisher zu erringen gewußt. Nach allem, was wir von den Bakterien wissen, erscheint die Gewinnung eines solchen Serums durchaus als im Bereiche der Möglichkeit gelegen. Die praktische Durchführung scheitert aber augenscheinlich an dem chronischen Charakter der Krankheit. Während bei einer acuten Infectionskrankheit stürmische Fiebererscheinungen und andere Symptome frühzeitig auf das Bestehen der Krankheit aufmerksam machen, wird die Tuberculose in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle erst dann beachtet, wenn dieselbe schon lange den Körper durchseucht und die natürlichen Schutzvorrichtungen desselben vernichtet hat. Um das Gleichgewicht wieder herzustellen, wären so ungeheure Quantitäten Antitoxin nothwendig, wie sie bisher in der zur Injection erforderlichen compendiösen Form noch nicht darstellbar waren.

Erfolgreicher war in der Herstellung tuberculosewidriger Mittel die pharmaceutische Chemie. Es existiren seit wenigen Jahren eine Anzahl ausgezeichneter Präparate, welche aus Blut gewonnen werden und die natürliche Eiseneiweißverbindung des Blutes in verdauter Form enthalten. Derartige Stoffe haben den großen Vorzug, daß sie die bei den meisten Tuberculösen darnieder liegende Verdauung und Nahrungsassimilation befördern und die Blutbildung anregen. Während sie also durchaus geeignet sind, die sinkenden Körperkräfte des Kranken zu erhalten, kann man ihnen eine directe Heilwirkung nicht zuschreiben. Wohl aber gilt das letztere von dem Kreosot und seinen Derivaten, welches seit seiner Einführung in die Therapie durch Sommerbrodt erfolgreich seinen Platz behauptet hat. Die Freude an den unzweifelhaften günstigen Erfolgen der innerlichen Darreichung des Kreosots wurde nur einigermaßen beeinträchtigt durch die Wahrnehmung, daß man dauernde Erfolge nur mit Quantitäten von Kreosot erzielen kann, welche wieder andere schwer wiegende Nachtheile im Gefolge haben. Die ätzenden Eigenschaften des Kreosots bewirken bei zahlreichen Personen eine mehr oder minder heftige Magen- und Darmentzündung, welche Unfähigkeit zur Nahrungsaufnahme und vollständigen Kräfteverfall herbeiführen kann. Der wunde Punkt liegt also hier, wie bei allen anderen Versuchen, die Bakterien im lebenden Körper mit antiseptischen Mitteln zu bekämpfen, in dem fatalen Umstande, daß die Antiseptica dem lebenden Körpereiweiß nicht weniger schädlich sind als den Spaltpilzen. Das gilt jedoch nur von starken Concentrationen oder von der Darreichung in bestimmten chemischen Formen. Dahingegen ermuthigte das Beispiel des Quecksilbers, welches trotz seiner intensiven Giftigkeit das wirksamste, ja eigentlich überhaupt einzige Specificum gegen Syphilis ist und bei vorsichtiger Darreichung keinerlei Schaden anrichtet, zu fortgesetzten Versuchen mit Kreosot. Das Kreosot ist ein Gemisch einer großen Anzahl von Verbindungen, welche sich durch fractionirte Destillation von einander trennen lassen, und unter denen das Guajacol die wirksamste ist. Das nunmehr in die Therapie eingeführte Guajacol besitzt jedoch dieselben ätzenden Eigenschaften wie das Kreosot und eignet sich deßhalb in dieser Form nicht zur Medication. Kreosot wie Guajacol gehen jedoch mit Kohlensäure Verbindungen ein, welche von der gefürchteten Aetzwirkung gänzlich frei sind; sie verbinden sich mit derselben zu Kreosotcarbonat und Guajacolcarbonat, welche zur Behandlung der Tuberculose höchst geeignet sind. Ersteres ist eine dicke ölige Flüssigkeit von etwas räucherigem Geschmack; letzteres ein weißes, geschmackloses, krystallinisches Pulver von schwach aromatischem Geruche; ersteres ist ein Gemisch von Carbonaten der verschiedenen Bestandtheile des Kreosots, letzteres der neutrale Kohlensäureäther des Guajacols, also ein chemisch einheitlicher Körper von der Formel $CO(OC_6H_4OCH_3)_2$. Beide Stoffe, welche in der chemischen Fabrik Dr. F. v. Heyden Nachfolger in Radebeul bei Dresden hergestellt werden, kommen zur innerlichen Verabreichung und können selbst auf nüchternen Magen kaffeelöffelweise ohne Unbehagen oder Nachtheil genommen werden. Die am meisten in die Augen fallende Folge ihres Gebrauches ist eine frappante Zunahme des Appetits und des Körpergewichts; es stellt sich bei den Kranken oft ein permanentes Hungergefühl ein und sind Gewichtszunahmen bis zu 23 Pfund innerhalb 4 Wochen beobachtet worden. Nun darf man freilich nicht aus der Zunahme des Körpergewichts unmittelbar den Schluß auf Heilung ableiten wollen; indessen ist die erstere in allen Fällen höchst wünschenswerth für die Erhaltung der Körperkräfte und jedenfalls stets ein günstiges Zeichen. Unter allmählichem Nachlassen des Hustens schwinden langsam Fieber und Nachtschweiße. Der Auswurf wird lockerer und spärlicher und nimmt eine schleimig-eiterige Beschaffenheit an; dabei hellen sich leichtere Dämpfungen auf und sogar größere Cavernen sind oft nach Monaten durch genaueste Untersuchungen nicht mehr nachzuweisen. Tuberkelbacillen sind meistens noch eine längere Zeit im Auswurf nachweisbar, werden jedoch stets seltener und verschwinden schließlich ganz.

Digitized by Google

Am dankbarsten ist diese Behandlung natürlich bei jenen noch nicht gar zu weit vorgeschrittenen Fällen von Tuberculose, bei denen noch große Theile des Lungengewebes intact sind. Solche Fälle insbesondere, in welchen sich die Erkrankung auf chronischen Katarrh mit Infiltration der Lungenspitzen und Dämpfung bei zweifelloser Gegenwart der Bacillen beschränkt, gelangen fast ausnahmlos zur Heilung. Aber auch schwerere Fälle mit größeren Cavernen sind der Heilung zugänglich und zwar nicht nur, wenn dem Kranken der Comfort einer wohlhabenden Lebensführung zur Verfügung steht, sondern auch dort, wo die Wohnungsmisere und das sociale Elend der großstädtischen Fabrikarbeiter im Verein mit mangelhafter Ernährung und schlechter Luft die Behandlung erschweren.

Die auffällige, bisher noch von keinem anderen Medicament übertroffene Wirkung der beschriebenen beiden Carbonate beruht nun nicht etwa auf einer wachsthumhemmenden oder tödtenden Wirkung auf den Bacillus; denn das Blutserum, welches man Kaninchen oder Hunden entnahm, welche große Mengen der Medicamente erhalten hatten, enthält, wie die Versuche mit den verschiedensten Bakteriencolonien ergeben haben, keine entwicklungshemmenden Stoffe in nennenswerthem Maße, so daß man von einer durch dieselben herbeigeführten Antisepsis und Sterilisirung des Blutes eigentlich nicht sprechen kann. Die Wirkungsweise ist vielmehr folgende: unter dem Einflusse der Dünndarmverdauung spalten beide Präparate Kohlensäure und freies Guajacol resp. Kreosot ab. Letztere beseitigen zunächst vermöge ihrer intensiv antiseptischen Wirkung die im Darmcanal des Kranken vor sich gehenden abnormen Gährungen und Zersetzungen und schneiden jede Möglichkeit der weiteren Autointoxitation ab, welche die Hauptursache der Säfteverschlechterung ist; der dann verbleibende Ueberschuß von Guajacol wird im Dünndarm resorbirt und gelangt in den Blutkreislauf, durch welchen er in alle Theile des Körpers, besonders auch in die Lunge vertheilt wird. Hier erhält sich nun das Guajacol nicht in freiem Zustande, sondern geht neue Verbindungen mit den Eiweißkörpern des Blutes ein. Das Blut des Tuberculösen unterscheidet sich aber von jenem eines gesunden Individuums dadurch, daß neben den normalen Eiweißverbindungen noch solche pathologischer Natur existiren, nämlich die durch die Bakterien gebildeten Toxine und Ptomaïne. Diese giftigen Stoffwechselproducte der Bakterien besitzen ein äußerst labiles chemisches Gleichgewicht und gehen mit anderen Körpern viel leichter neue chemische Verbindungen ein, als die normalen Eiweißkörper. Das in die Blutbahn übergetretene freie Guajacol, welches ebenfalls noch chemische Valenzen frei hat, wird daher von jenen begierig zur Bildung neuer stabilerer Verbindungen an sich gerissen. Durch Vermittlung des in ihren Molekülen enthaltenen Schwefelatoms und unter Aufnahme von Sauerstoff zerfallen diese bereits ungiftigen Stoffe weiter, indem sich guajacolschwefelsaures Salz bildet, während der Rest des Toxins dem weiteren Zerfall entgegeneilt. Man ist erst vor wenigen Jahren auf diese durch den Urin ausgeschiedenen Aetherschwefelsäuren aufmerksam geworden; es unterliegt aber keinem Zweifel mehr, daß diese auch im gesunden Organismus in geringen Mengen enthaltenen Verbindungen die continuirliche Befreiung des Körpers von den schädlichsten Stoffwechselproducten bewirken.

Bei genügender Zuführung von Guajacolcarbonat wird also eine dauernde Entgiftung des Blutes und der mit demselben in innigster Beziehung stehenden Lymphe herbeigeführt; mit Entfernung der fieber- und schweißerregenden bakteriellen Toxine lassen Fieber und Nachtschweiß nach, und ebenso heben sie den durch sie beeinträchtigten Appetit, die Verdauung und Assimilationskraft. Der Körper wird von diesen ihn schwer belastenden Giftstoffen frei und kann seine Schutzvorrichtungen und seine erhöhten Kräfte auf die Bekämpfung der eingedrungenen Bakterien concentriren.

I. Nach allen bisherigen Erfahrungen muß man zu dem Schlusse kommen, daß die Herstellung eines gegen Tuberculose immunisirenden Stoffes zwar sehr schwierig, aber immerhin denkbar ist. Ob Kochs neues Tuberculin diese Eigenschaften überhaupt und in genügendem Maße besitzt, ist zweifelhaft und kann nur durch längere klinische Erfahrung festgestellt werden.

II. Die Hoffnung auf Gewinnung von Arzneistoffen, welche unmittelbar nach ihrer Resorption im Körper die Bakterien direct vernichten, wie es Sublimat, Carbolsäure ꝛc. bei genügender Concentration fast augenblicklich im Reagenzglase thun, ist zur Zeit höchst gering.

III. Dagegen vermögen Guajacol- und Kreosotcarbonat in der That die im Körper befindlichen giftigen Stoffwechselproducte der Bakterien in unschädliche Verbindungen überzuführen und zur Ausscheidung zu bringen. Vielleicht lassen sich sogar Verbindungen herstellen, welche diese Bindung und Ausscheidung noch energischer bewirken, als die beiden eben genannten Stoffe, doch sind sie zur Zeit das beste, was in dieser Hinsicht bekannt ist.

IV. Das Princip der Entgiftung ist auf alle chronisch verlaufenden Infectionskrankheiten anwendbar; ob jedoch ein solcher Arzneistoff bei mehreren verschiedenen Krankheiten wirksam ist, oder ob für jede einzelne ein besonderer gesucht werden muß, ist zur Zeit noch unbekannt.

Dresdner Ausstellungsbriefe: I. Gesichtspunkte.

ei. Das Zeitalter der Ausstellungen, d. h. der Verkaufsbazare alten Stils geht wahrlich zu Ende! Voran ging die Münchener Secession mit gewählten Ausstellungen, in denen es dem Besucher — mochten ihm auch die Bilder selbst so wenig wie möglich behagen — wohl wurde; dann kam im vorigen Jahre Venedig an die Reihe; jetzt rüstet sich auch Dresden, das bisher gar nicht mit gezählt hatte, zu einer Eliteausstellung. Freilich heißt es, daß auch Meister Lenbach alle Kraft einzusetzen gedenkt, um in München eine Musterausstellung zustande zu bringen. Doch bleibt noch abzuwarten, was daraus werden wird: nach seiner bekannten Abneigung gegen die Modernen zu schließen, wird es sich dabei — mag auch noch so gutes Material zusammenkommen — nur um eine museumsartige Aufstellung handeln können, also um Pomp und decorative Pracht. Unsere Zeit, d. h. die Jugend, sucht nun aber in ganz anderem ihre Befriedigung: sie will Einfachheit, zarte Töne, Intimität haben; die Kunstwerke sollen an und für sich wirken, nicht als Schmuck eines Ganzen, das man hinnehmen muß, wie es geboten wird.

Die Dresdner Ausstellung stellt sich durchaus auf diesen modernen Standpunkt. Noch sind kaum in ein paar Sälen die Bilder aufgehängt, aber an der Anordnung des Ganzen läßt sich schon erkennen, daß von Tapezierkunststücken gänzlich abgesehen werden wird. Links und rechts von der runden Eintrittshalle dehnen sich die Reihen der mit grobem rothen Leinwandstoff gleichmäßig bespannten Säle aus; die Thüren sind dunkel marmorirt, eingespannte Gaze-Velarien mildern das Licht und verleihen den Räumen einen angenehmen Abschluß, so daß man ganz vergißt, welch hoher unausgenützter Raum sich über ihnen befindet. Geradeaus hat man die riesige Mittelhalle vor sich, die in ihrer ruhigen und würdevollen Decoration, mit ihren Gartenanlagen und Statuen einen Ruhepunkt bilden soll. Zu ihren Seiten ziehen sich niedrige, in Weiß ausgeschlagene

Cabinette hin, die die Paſtelle, die Radirungen und das Kunſtgewerbe aufnehmen ſollen und auf zwei große quadratiſche Gemäldeſäle zuführen. Von dieſen aus geht es dann unmittelbar in die Reſtauration und in den Garten; denn der Möglichkeit, Kunſtgenuß und behagliche Erholung zu verbinden, iſt von vorn herein Rechnung getragen worden.

Da die Mehrzahl der Kunſtwerke direct bei den Künſtlern ausgeſucht worden ſind und der Aufnahmeausſchuß ſehr ſtreng ſeines Amtes gewaltet hat, wird ſich hoffentlich das Ziel erreichen laſſen, die Bilder gut, d. h. nicht zu hoch und nicht zu dicht zu hängen. Dann wird man in der Ausſtellung mit Behagen ſich aufhalten können, denn jeden Augenblick iſt die große Mittelhalle und das Freie zu erreichen. Unter den Bildern wird man wandeln wie in der Sammlung eines fein gebildeten Mannes, der alles gethan hat, um das Beſte bei ſich zu vereinigen, es würdig aufzuſtellen, ſo daß die Werke gut zur Geltung kommen und den Raum ſchmücken; der ſich vor nichts aber mehr fürchtet, als aufdringlich zu erſcheinen, indem er für beſtimmte Werke eine beſondere Bewunderung verlangt. In ſolcher Zurückhaltung, die doch durchaus mit der Hochhaltung eines jeden einzelnen Kunſtwerkes verbunden iſt, liegt das Weſen der Intimität begründet, die jetzt allgemein verlangt wird; weder die Ausſtellungen alter Art, die nach Muſeumsweiſe ihre Wände lieblos mit Bildern pflaſterten, vermochten ſolches zu bieten, noch wird eine abſichtlich künſtleriſche Anordnung ein gleiches Ziel erreichen können. Die ſchöne Zeit iſt hin, da man ſich ſo leicht zur Liebe zwingen ließ; jetzt ſucht man ſich heraus, was einem gefällt, und fragt nicht viel danach, wie andere darüber denken. Mag ein Werk auch noch ſo ſchön nach allen Regeln und nach den berühmteſten Muſtern gemalt ſein, ſo wird es uns doch völlig kalt laſſen, wenn es uns nicht Einblick in eine neue, bisher nur geahnte Zukunft eröffnet; dieſe wird ſich ein jeder anders ausmalen: die Freiheit aber nimmt er für ſich in Anſpruch, dies nach ſeinem Gutdünken zu thun.

Zur Herſtellung einer Ausſtellung in ſolchem modernen Sinn gehört neben einem ſtarken Beſtandtheil an Selbſtverleugnung auch ein ſehr fein, d. h. ſehr perſönlich durchgebildeter Geſchmack. Denn je nach dem Geſichtspunkt, der bei der Auswahl der Bilder geherrſcht hat, wird auch das Ausſehen der Räume verſchieden zu geſtalten ſein, und gerade die erforderte große Einfachheit und Einheitlichkeit verlangt einen ſehr glücklichen und wohl geſchulten Blick, um gleich von vornherein den richtigen Grundton zu treffen. Da kann ſich denn Dresden glücklich preiſen, daß es einen Mann wie Gotthard Kuehl ſein eigen nennt; in ſeinen bewährten Händen iſt die Leitung und der Erfolg der Ausſtellung, wie ſchon jetzt der Augenſchein lehrt, vollkommen geſichert; und Meiſter Wallot, der die Ausſchmückung der Mittelhalle übernommen hat, wird gewiß das ſeinige dazu thun. Es mag einer Geſellſchaft, die bisher mit ſehr beſcheidenen Anſprüchen an eine behagliche Ausſchmückung des Daſeins dahingelebt hat, anfangs etwas eigenthümlich vorkommen, ſich in ſo modern ausgeſtatteten Räumen während eines ganzen Sommers bewegen zu können; aber gewonnen wird ſie ſofort werden, und die erzieheriſche Wirkung auf die Ausbildung des Geſchmacks wird ſich unmittelbar bemerklich machen. Dann wird es bald nicht mehr möglich ſein, in düſteren Räumen, die kaum eine reine Farbe und eine reine Form zeigen, weiter zu wohnen; Luft und Licht wird einziehen und die braunen Oeldruckbilder — wenn ſie auch in Oel gemalt ſind — von den Wänden, und die Thüringer Nippesfiguren von den Conſolen wegfegen. Die Freude an der Verwirklichung eines perſönlichen Geſchmacks wird von ſelbſt erwachen und mit Hülfe der Umwandlung unſrer Umgebung wird auch die neue Kunſt, die ſo lange ſich vorbereitet, ſo lange verſucht, ſo lange auf die Gelegenheit zu nützlicher Bethätigung gewartet hat, ihre Befreiung und ihren Triumph erleben, indem ſie endlich in das Heim der Menſchen einzieht und dadurch jenen feſten Boden gewinnt, auf dem allein ſie gedeihen kann. So wird — das hoffen wir zuverſichtlich — die Geſundung der Kunſt durch einen praktiſchen, rein äußerlichen, aber in der Zeit begründeten Anſtoß herbeigeführt werden; denn die Hoffnung der Idealiſten, daß die Kunſt von ſich heraus, wenn ſie nur ehrlich und unentwegt wolle, Einfluß auf das Leben zu gewinnen vermöge, hat ſich ſeit nunmehr hundertfünfzig Jahren, da die natürlich gewachſene Kunſt zu Grabe ging, als trügeriſch erwieſen.

Damit iſt geſagt, daß die erſte Bedingung für ein Erſtarken der Kunſt darin zu erblicken ſein wird, daß ſie dem Empfinden unſrer Zeit Ausdruck verleihe. Was das ſei, wir wiſſen es nicht — es ſoll ja erſt gefunden werden; aber vorhanden iſt es und drängt nach Geſtaltung. Ein Unglück für die Jungen war es, daß ſie auftamen, da es zwei Aufgaben zu löſen galt: einen neuen Inhalt zu ſchaffen und daneben die Natur in ihr Recht einzuſetzen gegenüber dem künſtlichen Atelierlicht. Das naturaliſtiſche Beſtreben hat nun nach fünfundzwanzigjährigem Kampf in Form des Freilichts geſiegt; das iſt keine Frage mehr, mag auch die Maſſe glauben, daß dieſe Bewegung ſich nach rückwärts ſchrauben laſſen werde. Ihrem Inhalt nach aber haben die Leiſtungen dieſer Richtung, abgeſehen von den Schöpfungen Klingers, Uhde's, Liebermanns, Kühls, Ludwig v. Hofmanns und einiger anderer ſehr wenig befriedigt; denn ſolche Kunſt um der Kunſt willen iſt für die Künſtler wohl ſehr intereſſant, zum Menſchen jedoch ſpricht ſie nicht. Was mit Recht verlangt wird, ſind Bilder, die ſich der Phantaſie einprägen, wie ſie aus der Phantaſie heraus geboren und nicht bloß mit dem Auge erfaßt worden ſind. Der Symbolismus hat dafür keinen Erſatz zu bieten vermocht, da er zumeiſt nur auf Spielerei beruhte.

Da die Kunſt aber neben ihrer idealen Seite noch eine durchaus reale hat, nämlich die handwerklich-techniſche, die allein ſchon durch das geiſt- und liebevolle Erfaſſen der Wirklichkeit Wohlgefallen zu erwecken vermag, ſo ſteht den Künſtlern auch dieſer zweite Weg noch offen, um Eingang ins Publicum zu finden. Freilich würde das auf dem Wege der Uebertreibung, der Effecthaſcherei, wie ſolche zur Zeit der Leſſing, Piloty, Guſſow herrſchten — um aus verſchiedenen Theilen Deutſchlands Vertreter zu nennen — nicht mehr möglich ſein. Die Werke dieſer Richtung aber, die wie einzelne Schöpfungen von Achenbach, Knaus, Defregger u. a. ſtets ihren Werth behauptet haben, verdanken ſolches der Vollendung ihrer Naturbeobachtung und der Einheitlichkeit ihrer Auffaſſung, nicht aber Atelierkünſten. Was gute Malerei ſei, zeigen in unſrer Zeit am deutlichſten die Werke eines Böcklin, Leibl, Thoma (in ſeinen Landſchaften); von den Jüngeren haben nur wenige, wie z. B. Kalckreuth, Bantzer, Stremel ſich die Mühe gegeben, Vollendung dieſer Art anzuſtreben.

Es wird nun darauf ankommen, was auf ſolcher Grundlinie neues geſchaffen werden wird. Auf dem Wege der Studie iſt der Natur kaum noch eine neue Seite abzugewinnen; Acte und Modelle wollen wir überhaupt nicht mehr ſehen, ſondern ſehnen uns nach frei bewegten, von Leben erfüllten Geſtalten, nach feſt gefügten Compoſitionen, nach Farben, die wir als ſolche erfaſſen können, und die ſich nicht in tauſend verſchiedenartige Beſtandtheile auflöſen, kurz nach Künſtlern, die der Kunſt commandiren und uns Gebilde ihrer eigenen Schöpferkraft darbieten. Grundbedingung aber freilich wird ſein, daß ſie uns nicht äußerliche Schemen vorführen, oder uns durch bloße Virtuoſität verblüffen wollen; tief aus der Natur heraus muß herge-

Digitized by Google

holt sein, was sie uns zu zeigen haben, und solches kann nur dann gelingen, wenn sie bildend die Elemente der Natur zu einem Ganzen verbinden. Individualität also ist noch immer das erste, was verlangt werden muß; und schulmäßige Verarbeitung das, was am entschiedensten zu verdammen ist. Ob dabei in Freilicht oder in Dunkel, in Braun oder in Grau gemalt wird, ist ganz einerlei. Sobald man zugibt, daß Naturnachahmung nicht das Ziel der Kunst sei, sondern Schöpfung, einerlei ob in Formen oder Farben, als Vision oder als Wirklichkeitsbild, so hängt es nur von den besonderen Zielen des Künstlers ab, welche Ausdrucksweise er wählt.

Wir wollen nun sehen, was die Ausstellung in solcher Richtung zu bieten haben wird.

Eine Frage bleibt dabei zunächst noch zu erörtern: soll die Kunst national sein, oder ist ihre internationale Gestaltung nicht abzuwenden? Mit Hülfe der internationalen Ausstellungen, namentlich des letzten Jahrzehnts, hat sich ja der Einfluß, den die Völker gegenseitig auf einander ausüben, wesentlich verstärkt: die Malweise der französischen Impressionisten, die Farbenharmonien der Schotten, die mystisch naturalistische Auffassung Uhde's sind allmählich allen Völkern zum Gemeingut geworden. Aber andrerseits darf man sich doch der Einsicht nicht verschließen, daß eine allen Völkern gemeinsame Kunstform eine Unmöglichkeit bleibt, solange dem Ideal einer selbständigen Gestaltung des umgebenden Lebens und der in der Zeit liegenden Ideen nachgegangen wird; denn ein solches Streben hat die Individualität des einzelnen Künstlers, und diese wieder den angeborenen Stammescharakter zur Grundlage und Voraussetzung. Nur Verirrungen, die auf bestimmten vorgefaßten Anschauungen beruhen, wie in letzter Zeit der Symbolismus und früher die Nachahmung der Antike, können zu einer solchen, dem Wesen der Kunst fremden Einförmigkeit führen. Das Erwarten eines gemeinsamen internationalen Stils bleibt also, soweit sich absehen läßt, zum Glück noch für eine lange Zeit vergeblich. Was als ein solcher erscheinen könnte, die von Frankreich aus überallhin verbreitete Freilichtmalerei, bildete noch lange keinen Stil, sondern war nur eine Technik.

Die Forderung einer nationalen Entwicklung der Stilweise, die jetzt von manchen Seiten mit besonderer Betonung aufgestellt wird, ist dagegen durchaus berechtigt, wenn sie nur in der richtigen Einschränkung auf die Localschulen verstanden wird. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Kunst am besten dort gedeiht und sich am gesündesten entwickelt, wo sie sowohl die Gegenstände, die sie darzustellen hat, die Menschen und die Gegend, genau kennt und mit den Bedürfnissen des Publicums — mag das anfangs aus nur ein, zwei oder drei Personen bestehen, die aber Verständniß und warme Theilnahme für die Kunst hegen, — nahe Fühlung hat. Beides kann nur innerhalb eines engen Umkreises der Fall sein. Am günstigsten wird das Verhältniß sich gestalten, wenn dabei eine bedeutende Künstlerpersönlichkeit, die aber nicht darauf ausgeht, Schule zu machen, den Mittelpunkt eines solchen Kreises bildet, wie das mit Marées in Rom, mit Böcklin in München, mit Liebermann in Berlin, mit Klinger in Leipzig der Fall war. In neuerer Zeit bilden die Karlsruher, die Worpsweder, die Hamburger, nun allmählich auch die jungen Dresdner solche Vereinigungen örtlichen Charakters, ohne gerade durch eine übermächtige Persönlichkeit zusammengehalten zu sein. Aus der scharfen und ungezwungenen Herausgestaltung des örtlichen Charakters wächst dann der nationale Charakter von selbst hervor.

Was man aber darüber hinaus unter nationaler Eigenart verstehen mag, die schroffe Ausbildung gewisser Eigenthümlichkeiten, die den andern Nationalitäten unzugänglich sind, wie wir das z. B. am deutlichsten bei Böcklin sehen, dessen Werke man immer noch Scheu trägt den Franzosen vorzuführen, weil sie dort, wie man voraussetzt, gar nicht verstanden werden würden — das ist etwas, was mit bewußter Absicht und unter unmittelbarer Einwirkung nicht hervorgebracht werden kann. Das ist eine freie Gabe des Himmels. Niemand vermöchte auch zu sagen, worin z. B. die Eigenart des deutschen Wesens auf dem Gebiete der Kunst besteht. Man kann wohl aus den Werken einzelner gottbegnadeter, hervorragend nationaler Künstler, wie Dürer, Rethel, Böcklin herleiten, worin ihre persönliche Eigenart besteht; das würde aber, zusammengenommen, noch immer nicht ein genügendes Bild von der deutschen Eigenart als solcher bieten. Die muß weit umfassender und an und für sich unerschöpflich sein. Eine ähnliche Stellung nehmen Velazquez innerhalb der spanischen, Rembrandt innerhalb der holländischen Schule ein. Von den Franzosen wäre nur Degas als derjenige zu nennen, der ohne alle fremden Einflüsse das Wesen seiner Nation zu ungetrübtem Ausdruck gebracht hat; seine Bedeutung wird aber dadurch eingeschränkt, daß er, so befähigt er auch dazu gewesen wäre, infolge der ungünstigen Zeitumstände unveränderlich abgelehnt hat, sich an der Lösung von Aufgaben idealen Inhalts zu betheiligen.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ Heemann Bahr: Theatre. Ein Wiener Roman. Berlin, S. Fischer, 1897. Ein junger, verheiratheter Literat hat einen Zufallserfolg als Dramatiker; eine bis dahin wenig beachtete Schauspielerin setzt sich mit dem neuen Stück zum erstenmal durch. Dichter und Darstellerin werden galant gegen einander, bis ihrer Zärtlichkeit der Mißerfolg des zweiten Stückes unsres Autors ein Ende macht. Zigeunerwelt und Zigeunerwirthschaft steht im Mittelpunkt der Darstellung, die sich mehr an moderne Pariser (zumal den Sarah Bernhardt-Roman La Faustin von Edmond de Goncourt), als an Scarrons Roman comique anlehnt; ganz zu geschweigen der Lehrjahre von Wilhelm Meister oder des Stadttheater-Romans von Heinrich Laube „Louison", oder auch nur der von Goedeke mit Recht als Quellenschriften zur Geschichte der Wiener Volksbühne herangezogenen Localromane von Adolf Bäuerle „Ferdinand Raimund" und „Therese Krones". Was Bahr geben will, Portraits von stadtbekannten Persönlichkeiten, Sensations-Schauspielerinnen und ihrem Troß, Caricaturen namhafter Kritiker, Doppelgänger von allerhand Mäcenen ꝛc., hat nach Form und Inhalt kürzlich Wilbrandt auf die knappste Formel gebracht in den Widmungsversen seiner Erzählung „Vater und Sohn":

„Wirklichkeit, o gib die Richtung,
Bilder gib mir, gib Gestalten.
Doch dann mag die Muse schalten,
Ihren Gaukelschleier entfalten:
Dreißig Wahrheit, Siebzig Dichtung."

Bei aller Liebe für Wilbrandt wird indeß auch bei ihm, selbst in manchen seiner Memoiren-Romane, „Hermann Ifinger", „Adams Söhne", „Schleichendes Gift" ꝛc. nicht immer die Grenze eingehalten, wo der Schlüsselroman in den Steckbriefroman abirrt. Ein gleiches gilt in erhöhtem Grade vom „Theater" Bahrs. Wie in einem Vexierspiel ziehen Masken und Fratzen vorüber, u. a. bei einem Bacchanal im Hause der Tragödin Bastante, das mehr als einmal an die große Orgie in Nana's Haus gemahnt. „Ich weiß nicht," so meint der Erzähler selbst in richtiger Selbsterkenntniß, „ob Sie die Zeichnungen von Balloton kennen. Dieser excentrische Künstler stellt einen Kopf mit ein paar Strichen dar, indem er nur eine Linie gibt, die ihm das Wesentliche scheint und sich alle Fülle, die weichen Theile, erspart. So genau habe ich damals die Leute gesehen; von jedem Gesichte nur einen Zug, an jedem Körper nur eine Geberde, aber diese so heftig und grotesk, ich hätte Caricaturen auf den Tisch hinmalen können. Dabei fiel mir von jedem ein, was ich von jedem wußte; ich sah gleichsam seine Biographie neben jedem Worte geschrieben, in ein paar Worten, kurz und definitiv wie eine Note der Polizei. Es war schon eine Art von

Rausch, aber mehr wie man die Wirkungen des Cocain oder des Aethers schildert, mit intensiven Aeußerungen der Sinne, and das Wahrnehmen bis zum Hellsehen gesteigert." Rechte Lebenstreue und echte Theatergeschichte wächst schwerlich aus solchen Stimmungen und Beobachtungen. Unsers Erachtens auch kein reines, rundes Kunstwerk. Und doch stecken Natur- und Künstlergaben in Bahrs jüngstem Buch, die Antheil verdienen und Entwicklung verheißen. Vermag er es, sich selbst zu meistern, besitzt er die Kraft, mit seinem schlimmsten Feinde — dem eigenen, krankhaften Drang, Aufsehen zu erregen um jeden Preis, — fertig zu werden, dann, aber auch nur dann, wird er noch ein Ganzes fertig bringen. Einstweilen steht er am Scheidewege.

* Verhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Classe. Sitzung vom 7. November 1896. Hr. Böhtlingk, o. M., übergab „Miscellen" (zur altindischen Grammatik und Textkritik, nebst einer Conjectue zu Lessing). Hr. Ruhel, o. M., legte vor einen Aufsatz von Dietne Hauptsch über „Georg Markgraf" (Leben, Werke und wissenschaftliche Bedeutung). He. Leskien, n. M., legte voe einen Aufsatz von H. Hirt über „die Betonung des Poladischen". Hr. Böhtlingk, o. M., legte vor: „Bemerkungen zu Manu's Gesetzbuch". He. Meistee, o. M., trug vae: „Ein altthessalisches Ehrendecret für den Korinthier Sotairos". Sitzung vom 5. Dec. 1896. He. Meistee, o. M., legte vor: „Die Depositionsurkunde des Euthias". He. Hiezel (in Jena), o. M., legte voe: „Die Homonymie der griechischen Götter nach der Lehre antiker Theologen". (Sämmtliche genannte Arbeiten sind in den „Berichten", 1896 Heft II—III, gedruckt, die außerdem noch folgende ältere Stücke nachtragen: H. Gelzee (Jena): „Zur armenischen Götterlehre", vom 7. December 1895. Svhm: „Terra salica", vom 5. Mai 1894. Delitzsch: „Ueber den Ursprung der babylonischen Keilschriftzeichen", vom 13. Juli 1896.)

Mathematisch-physische Classe. Sitzung vom 7. Decembee 1896. Vorträge hielten (sämmtlich in dea „Berichten" 1896 Heft V—VI publicirt): He. W. Pfeffee, v. M.: „Ueber den Einfluß des Zellerns auf die Bildung dee Zellhaut", nach Untersuchungen des Hrn. Townsend; „Uebee eegulatorische Bildung von Diastase", nach Untersuchungen oan Dr. Katz. He. A. Mayer, v. M.: „Die Existenzbedingungen eines kinetischen Potentiales". Derselbe legte vor: „Ueber die durch die leuchtende Sonnenkugel und den Saturnring erzeugte Schattenfläche", von J. Thomae (Jena), o. M. He. P. Deude, no. M.: „Ueber Messung dee Dielektricitätsconstanten kleiner Substanzmengen vermittelst elektrischer Drahtwellen". Hr. H. Ambrann, no. M.: „Ueber Pleochraismus pflanzlicher und thierischer Fasern, die mit Silber- und Goldsalzen gefärbt sind". Hr. C. Neumann, n. M., legte vor: „Ueber einen elementaren Beweis des Reciprocitätssatzes", von Prof. Lange (Berlin); „Beiträge zue Elektrostatik, insbesondere über einen von drei Kugelflächen begrenzten Conductor", von Genst Neumann (Königsberg). He. S. Lie, n. M., legte voe: „Ueber Bewegungsinvarianten und elementaee Geometeie I.", von E. Study (Bonn); „Zue Lie'schen Theorie von den partiellen Differentialgleichungen", nan Otto Biermann (Brünn). (Die „Berichte" enthalten außerdem die Rede „zum Gedächtniß an Moriz Wilhelm Drobisch", gehalten vom o. M. Max Heinze in dee öffentlichen Gesammtsitzung vom 5. December 1896.)

][Die Feescogemälde von Sigiei auf Ceylon sind als eine Sehenswürdigkeit der Insel bekannt, die aber nur schwer zugänglich ist. Die neueste Nummer des „Journal of the Ceylon Benach of the Royal Asiatic Society" berichtet über dieses Denkmal alt tamulischer Kunst. Die 13 Portraits dee Gemahlinnen eines alten tamulischen Königs befinden sich untee einem überhängenden Felsen und zeigen, trotz ihres hohen Alters, die größte Lebhaftigkeit der Farben. Murray fertigte voe Jahren eine Copie dieser culturhistorisch höchst wichtigen Gemälde an, die sich jetzt in dem Colombo-Museum befindet. Seinem Bericht über die Schwierigkeiten, welche sich dem Unternehmen entgegenstellten, entnehmen wir das Folgende. Um zu den Gemälden zu gelangen, mußten Strickleitern und hängende Gerüste angefertigt werden, eine Arbeit, die auf dem verzauberten Berge auszuführen um so schwieriger war, als die Priester und die Vorsteher der umliegenden Ortschaften jedermann warnten, an den Arbeiten theilzunehmen, die nach ihrer Ansicht sicheren Tod bedeuteten. So mußte sich Murray mit zwei Cingalesen behelfen. Als aber dee eine derselben vor sich den gähnenden Abgrund erblickte, weigeete er sich, die Arbeit aufzunehmen, ohne vorher diese Sünde durch dreitägige Fasten gebüßt zu haben. Murray gestattete es dem Manne, wie er beifügt, weil dadurch der Mann ja nur leichter werden könne. Als die Gemälde copiet waren, beschloß der Künstlee mit seinen englischen Begleitern, ein Zeichen der Erinneeung zurückzulassen. Zu diesem Zwecke vergrub man eine Flasche mit Zeitungen und Münzen. In diesem Augenblicke kamen ein buddhistischer und ein sivaitischer Priestee herbei und baten um die Erlaubniß, für die Erhaltung dee Flasche beten zu dürfen. Ihre Bitte wurde bereitwillig gewährt, und während die Priestee ihre Andacht verrichteten, stimmten die Engländer „God nave the queen" an.

* München. Geheimrath Prof. Dr. v. Pinck feiert am 22. April d. J. seinen achtzigsten Geburtstag. Schon als Docent an dee Universität seinee Heimathstadt Göttingen, dann als Professor in Basel, Greifswald und Kiel errang ee sich durch seine vorzügliche Befähigung zum akademischen Lehrer und durch seine literarische Thätigkeit auf dem Gebiet des Civil- und des Strafprocesses einen ausgezeichneten Ruf. Im Jahre 1867 wurde er zum Professoe der genannten Fächer an der Universität München und bald darauf zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. In München hatte er Gelegenheit, seine Lehrgabe voe größeren Zuhörerkreisen zu entfalten. Hier schrieb ee aber auch außee verschiedenen historischen Abhandlungen seine beiden Hauptwerke: „Das deutsche Gerichtsverfahren im Mittelalter" und das „Lehrbuch des deutschen Civilprocehrechts". Bewährte er sich in jenem Werke als einer dee gründlichsten Kennee des mittelalterlichen Rechtslebens, so zeigte er sich in diesem als Meister in der dogmatischen Darstellung modeenen Rechts. Durchdrungen dan dee Ueberzeugung, daß das Recht, auch wo es in einem modernen Gesetz codificirt ist, nur in seinem Zusammenhang mit den früheeen Rechtszuständen wissenschaftlich bearbeitet werden kann, hat ee in diesem Werke die Fäden aufgedeckt, die das Recht der Gegenwart mit dem dee Vergangenheit verknüpfen. Seit drei Semestern hat v. Pianck seine Vorlesungen eingestellt, ohne seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu entsagen. Wenn auch nicht unberührt voo der Last der Jahre, tritt er in gutee Gesundheit und jugendfrischem Geist in sein einundachtzigstes Jahe. Seinen zahlreichen Freunden und Verehreen, die ihn an diesem Tage begrüßen, schließen wir uns mit dem Wunsche an: Annos multos post octoginta felicee!

* Stuttgart. Am 25. d. M. hält hier der Schwäbische Schillerverein seine erste Generalversammlung. Ihr wird nan dem günstigen Erfolg dee Sammlungen, die daaf der Gabe eines unbekannten Schillerverehrers van 50,000 M. und der Beisteuer der Staatsregierung von 20,000 M. einen Vermögensstand von ca. 190,000 M. herbeigeführt haben, Mittheilung gemacht und der Antrag unterbreitet werden, den Ausschuß zu ermächtigen, einen geeigneten Platz für den Bau des Schillerarchivs in Raebuch zur sicheren und würdigen Unterbringung der seit dee Gründung des Vereins gewaltig angewachsenen literarischen und handschriftlichen Schätze auszuwählen und nach erfolgter Genehmigung des Königs alsbald mit Fertigung der Baupläne und dem Bau selbst beginnen zu lassen.

F. Straßburg. Die Unterhaltungskosten für die Kaiser Wilhelms-Universität. Es wird nicht ohne Interesse sein, an dee Hand amtlicher Urkunden ein Bild von dem gegenwärtigen Stand der Einnahmen und Ausgaben unsrer reichsländischen Landesuniversität zu erhalten, wie es sich nach dem neuen Etat auf das Jahe 1. April 1897 bis 1. April 1898 ergibt. Aus Stiftungen bezieht die Universität einen Betrag von 50,000 M., nämlich einen Beitrag der St. Thomasstiftung zu den Besoldungskosten der theologischen Facultät in Höhe von 32,900 M. und Zinsen aus Stipendien- und Preisstiftungen, sowie aus der akademischen Kassencasse in Höhe von 17,280 M. Die Gebühren bringen für Immatriculation 8200 M., für die Exmatrikel 4900 M. und für Vorlesungs- und Personalverzeichnisse 300 M., zusammen 13,400 M. Besondere Einnahmen sind noch bei den Universitätsinstituten zu verzeichnen: es zahlt nämlich die bereits genannte St. Thomasstiftung zum Zweck dee Ergänzung und Unterhaltung der Bücher des theologischen Seminaes jährlich 500 M.; die Stadt leistet folgende Zuschüsse: für die Universitätspolikliniken 3500 M., für die zoologische Sammlung 13,600 M., für die geognostisch-paläontologische und den botanischen Garten 200, bezw. 320 M. Ferner bringen u. a. die beiden Lesezimmer zusammen 3260 M. Bedeutend ist auch der Beitrag aus der Landeshauptcasse zur Bestreitung der Kosten des meteorologischen Landesdienstes, er beträgt 14,000 M. Zusammen hat die Universität Einnahmen in Höhe von 113,840 M., 4780 M. mehr als in der Etatperiode 1896/97.

Digitized by Google

Die Ausgaben beziffern sich natürlich viel höher, nämlich auf 1,052,370 M. Die Gehälter ꝛc. für die Verwaltung der Universität betragen 46,360 M., darunter die Remuneration des Curators mit 3000 M., die Functionszulagen des Rectors und der Decane mit 4400 M. u. s. w. An Besoldungen für Professoren und Lehrer werden verausgabt: in der theologischen Facultät mit 9 Professoren 55,200 M., in der juristischen mit 12 Professoren 94,200 M., in der medicinischen mit 19 Professoren 129,100 M., in der philosophischen mit 20 Professoren und 3 Lectoren 131,200 M., in der mathematisch-naturwissenschaftlichen mit 16 Professoren 98,600 M. Außerdem stehen 7000 M. zur Remuneration von unbesoldeten Docenten und 7700 M. für andere Personen zur Verfügung; das sind im ganzen 523,000 M. Die sächlichen Ausgaben mit 93,900 M. fallen wenig ins Gewicht. Sehr große Summen werden für die Institute und Anstalten, die allerdings ihresgleichen suchen, angesetzt. Es seien nur die größeren Summen genannt. Es erfordern das anatomische Institut jährlich 18,815 M., das physiologisch-chemische 8950 M., das pharmakologische 9250 M., das physiologische 7800 M., das pathologische 12,155 M., das Institut für Hygiene und Bakteriologie 10,000 M., die medicinische Klinik und Poliklinik einschließlich der Poliklinik für Zahnkrankheiten 21,550 M., die chirurgische Klinik 23,630 M., die Frauenklinik 41,300 M., die Augenklinik 8100 M., die psychiatrische Klinik 30,100 M., das geographische Seminar zusammen mit dem meteorologischen Landesdienst 15,000 M., das physikalische Institut 13,415 M., das chemische Institut 26,440 M., die zoologischen Sammlungen 21,900 M., das botanische Institut 14,950 M., endlich die Sternwarte 16,710 M. Den geringsten Zuschuß erhalten das theologische Seminar mit 650 M., das juristische Seminar mit 800 M., das philosophische Seminar mit 600 M., das ägyptologische Seminar mit 300 M. In der laufenden Periode ist noch ein Institut für Musik und Musikgeschichte unter Leitung des Prof. Jacobsthal hinzugetreten; es hat die nicht ganz zutreffende Bezeichnung „Akademischer Musikverein“ und beansprucht einen jährlichen Zuschuß von 750 M., welcher zur Anschaffung von Noten und wissenschaftlichen Hülfsmitteln verwendet wird. Die Institute, insgesammt 39, erfordern neben den ganz unwesentlichen Beaufsichtigungskosten u. s. w. zusammen 359,530 M. An Preisen für die Lösung ausgeschriebener Aufgaben sind 3300 M. in den Haushalt eingestellt. Stipendien können bis zu einem Betrag von jährlich 9000 M. vergeben werden. Die Zinsen der Stipendien, Preisstiftungen und der akademischen Krankencasse wesen zu dem nämlichen Zweck 17,280 M. ab, so daß alles in allem 26,280 M. für Stipendien verfügbar sind. — Die Gesammteinnahme betrug 113,840 M., die Gesammtausgabe beträgt 1,052,370 M., mithin ist ein Zuschuß aus Landesmitteln zu leisten in Höhe von 938,530 M. Von diesem Zuschuß trägt das Reich 400,000 M. Diese hohen Ausgaben stellen aber noch längst nicht das Aeußerste des Erforderlichen dar. Hierüber gibt die Anlage zum Bericht der II. Commission des Landesausschusses 1897 dankenswerthen Aufschluß. Der Bestand des Universitätsvermögens setzt sich danach zusammen aus 742,000 M. in 4 procentigen Obligationen, 79,900 M. in 3½ procentigen Obligationen und 439,100 M. Baareinlage bei der Staatsdepositenverwaltung, zusammen 1,261,000 M. Außerdem sind noch zu erwarten 30,000 M. von der Stadt Straßburg zu den Kosten der Universitätsneubauten, 9000 M. Ertrag von Besitzungen und 54,000 M. Zinsen des Baufonds bis 1899/1900. Die Summe der 6 oben aufgeführten Posten ist 1,354,000 M. Dem gegenüber sind folgende Bauprojecte aufgestellt: für ein zweites Beamtenwohnhaus der Sternwarte 65,000 M., für das Bauhureau, die Bauleitung und die Bauaufsicht bis 1899/1900 ca. 40,000 M., für Unvorhergesehenes 70,000 M., für den Bau der Augenklinik noch 14,000 M., für die medicinische Klinik 800,000 M., für die Umwandlung des alten Lehrerseminars in klinische Säle 70,000 M., für die Ausarbeitung der Baupläne ꝛc. ca. 35,000 M., endlich für den Umbau und die Erweiterung der chirurgischen Klinik 110,000 M., zusammen 1,204,000 M. Demnach würden von den zur Verfügung stehenden Mitteln in Höhe von 1,354,000 M. im Jahre 1900 noch übrig sein 150,000 M. Es versteht sich, daß diese Ziffern sich noch bedeutend erhöhen, wenn man die übrigen beträchtlichen Zahlen für Unterstützung von Kunst und Wissenschaft in Anschlag bringt, beispielsweise den jährlichen Aufwand von 135,505 M. für die Universitäts- und Landesbibliothek.

* **Berlin.** Die 1886 gegründete, gegenwärtig an 250 Mitglieder zählende „Anatomische Gesellschaft“ wird ihre diesjährige Hauptsitzung vom 24. bis 27. ds. Mts. unter dem Vorsitz Waldeyers im anatomischen Institut der Universität Gent abhalten und sich damit zum erstenmal außerhalb der Länder deutscher Zunge versammeln. Die bisherigen Jahrestagungen erfolgten in Berlin, Leipzig, Wien, München, Göttingen, Straßburg und Basel. Der Senior der deutschen Anatomen, Albert v. Kölliker in Würzburg, verspricht, der Genter Versammlung beizuwohnen.

* **Wien.** Die hiesige geographische Gesellschaft begeht am 27. April eine Feier zur Erinnerung an die vor 400 Jahren erfolgte Abfahrt Vasco da Gama's, die zur Auffindung des Seewegs nach Ostindien führte. Die Festsitzung findet im großen Saale der Akademie der Wissenschaften statt. Auf eine Ansprache des Präsidenten der Gesellschaft Hofrath v. Hauer folgt ein Vortrag Prof. Tomaschek's über Vasco's Fahrt. Auch eine Festschrift wird erscheinen, von Prof. Tomaschek und Dr. Max Büttner verfaßt, die unter dem Titel: „Die topographischen Capitel des indischen Seespiegels Mohit“ in künstlerischer Ausführung das Werk des türkischen Seefahrers Seidi Ali den Hoseia, Admirals unter Sultan Soleiman I. (1519—1566), reproduciren wird. Zur theatralischen Vorfeier wird die Wiener Hofoper Sonntag, den 25., Meyerbeers Afrikanerin zur Darstellung bringen. — Im Arcadengange der Universität soll nun auch der 1878 verstorbene namhafte Lehrer des römischen Rechts Ludwig Arndts, der von 1855 bis 1874 mit glänzendem Erfolg als Professor in Wien gewirkt, sein Denkmal erhalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

K. W. Zenger: Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1887, zugleich Wetterprognose für das Jahr 1897. Mit 1 Tafel. Prag, Fr. Rivnač 1897. — Wiener Rundschau. Hggb. von Rudolf Strauß. 1. Bd. Nr. 6. Febr. 1897. Wien. — Himmel und Erde. Illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift. Hggb. von der Gesellschaft Urania. Redig. von Dr. M. Wilh. Meyer. 9. Jahrg. 5. Heft. Febr. 1897. Berlin, Herm. Paetel. — Dr. Emil Deckert: Politisch-geographische Betrachtungen über Westindien. IV. Die Inselgruppen. (S.-A. aus der „Geogr. Zeitschrift“. 3. Jahrg. 3. Heft.) Leipzig, B. G. Teubner 1897. — A. v. Gepso: Die Fechtweise der französischen Infanterie. Mit 22 Skizzen im Text. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. — Dr. Ludwig Elster: Die Gehälter der Universitätsprofessoren und die Vorlesungshonorare unter Berücksichtigung der in Aussicht genommenen Reformen in Preußen und Oesterreich. (S.-A. aus „Jahrb. für Nationalökonomie u. Statistik“. 3. F. 13. Bd.) Jena, Gustav Fischer 1897. — D. Mandel: Brand- oder Viehversicherung? Krakau, Verl. der „Eisenbahn-Ztg.“ 1897. — Handels-Akademie. Kaufmännische Wochenschrift. 4. Jahrg. 1897. Hggb. von Dr. Ludwig Huberti. Leipzig, Verl. der „Handels-Akademie“. — Zeitschrift für tropische Landwirthschaft der Tropenpflanzer. Hggb. von Dr. O. Warburg und Prof. F. Wohltmann, redig. von G. Meinecke. 1. Jahrg. Nr. 2. Febr. 1897. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. — C. H. Baer: Die Hirsauer Bauschule. Freiburg i. B. u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1897. — Konrad Fiedler: Schriften über Kunst, hggb. von Hans Marbach. Leipzig, S. Hirzel 1896. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 272—274. Mähren und Schlesien. Heft 21—23. Wien, Alfred Hölder. — *Baconiana.* Vol. V. N. S. Nr. 17. Jan. 1897. London, Robert Banks a. Son. — *Giuseppe Rigutini* e *Oscar Bulle:* Nuovo dizionario italiano-tedesco e Tedesco-italiano. Lfg. 11. Leipzig, Bernhard Tauchnitz; Mailand, Ulrico Hoepli 1897. — *M. le Baron de Baye:* L'œuvre de Victor Wasnetzoff devant l'école moderne de peinture en Russie. — Kiev, la mère des villes Russes. — Causeries devant quelques toiles de l'école moderne en Russie. Paris, Nilsson 1896/97. — *Alfred Bourguet:* La France et l'Angleterre en Egypte. Paris, Plon 1897. — Julius Schiller: Shakspere als Mensch und als Christ. Leipzig, A. Deichert Nachf. 1897. — Hesdörffers Monatshefte für Blumen- und Gartenfreunde. I. Jahrg. Heft 2—6. Berlin, Robert Oppenheim. — Emil Strauß: Der Berliner Bierboycott von 1894, actenmäßig dargestellt. Berlin, Karl Heymann 1897. — B. Schulze-Schmidt: Konstantinopel, friedliche Reiseerinnerungen. Dresden u. Leipzig, Karl Reißner 1897. — Heinrich Seidel: Die Augen der Erinnerung und Anderes. 2. Tsd. (Gesammelte Schriften, 14. Bd.) Leipzig, A. G. Liebeskind 1897. — Heinrich v. Treitschke: Historische und politische Aufsätze. IV. Bd. Biographische und historische Abhandlungen, vornehmlich aus der neueren deutschen Geschichte. Leipzig, S. Hirzel 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 22. April. Nummer 89.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Mecklenburgische Volkskunde. Von Wolfgang Golther. — Eine Heldin wider Willen. Von Dr. M. Landau. — Mittheilungen und Nachrichten.

Mecklenburgische Volkskunde. [1])

Von Wolfgang Golther.

Die Wissenschaft der Volkskunde hat sich allmählich auch in Deutschland befestigt. Weinholds Zeitschrift bildet den Mittelpunkt der allgemeinen deutschen Forschung auf diesem lange vernachlässigten Gebiet. Kommen in dieser Zeitschrift unter berufener Führung die leitenden Grundsätze, nach denen die Volkskunde zu betreiben ist, deutlich zur Anschauung, so muß die Hauptarbeit des Sammelns und Sichtens doch für die verschiedenen deutschen Gaue besonders gethan werden. Damit eine bestimmte Landstrecke ergiebig ausgenützt werde, bedarf es sachverständiger Männer, welche den mannichfachen Anforderungen einer solchen Aufgabe durchaus gewachsen sind. Zunächst gilt es, dee im Volke noch lebendigen Ueberlieferung habhaft zu werden. Nicht jeder Forscher besitzt die Fähigkeit, im lebendigen Verkehr mit dem Volk zu sammeln. Das Vertrauen der Leute zu gewinnen, ist nicht immer leicht. Dem Sammler bieten sich freilich auch willige Genossen seiner Arbeit, besonders aus den Kreisen der auf dem Lande thätigen Lehrer und Geistlichen, die mit den Anschauungen des Volkes veetraut sind. Daher empfiehlt sich die Gründung besonderer Vereine, welche durch Verbreitung geschickt abgefaßter Fragebogen eine rege, fruchtbare Thätigkeit entfalten können. Das gesammelte Material muß aber auch gründlich gesiebt und gesichtet werden, wenn der Wissenschaft wirklicher Gewinn daraus erwachsen soll. Der Herausgeber volksthümlicher Ueberlieferungen bewährt sich vor allem darin, daß er das Wesentliche und Wichtige erschöpfend zur Darstellung bringt. Seine Sammlung muß nach zwei Seiten hin befriedigen, ebenso die Eigenart der einzelnen Landschaft deutlich machen, wie zur Kenntniß der Gesammtheit beitragen. Wünschenswerth sind Sammlungen aus allen deutschen Stämmen, die durch zweckmäßige Anordnung und durch gegenseitige Verweisungen unter sich den Zusammenhang aufrecht halten. Gewiß ist schon in früheren Jahren zumal für Norddeutschland durch Müllenhoff, Kuhn, Schwartz und Bartsch viel gethan worden. Doch wurden fast ausschließlich Sagen, Märchen und Aberglauben berücksichtigt und nicht im mindesten erschöpft, eigentlich nur in ausgewählten charakteristischen Proben dargeboten. Die heutige lebhafte Thätigkeit auf dem Gebiete der Volkskunde entspringt der Ansicht, daß es gerade noch Zeit ist, Versäumtes nachzuholen und reichen Ertrag unter Dach und Fach zu bringen, ehe die ausgleichenden Strömungen der Gegenwart mit den letzten Erscheinungen eines eigenthümlichen volksthümlichen Geisteslebens vollends aufgeräumt haben.

Auf der 1890 zu Wismar abgehaltenen Hauptversammlung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde brachte Pastor Krüger aus Kalkhorst den Antrag ein, eine Sammlung mecklenburgischer Volksdichtungen und Volksreime ins Werk zu setzen. Ein Ausschuß wurde erwählt, um die vorbereitenden Schritte zu thun. Man dachte zunächst daran, zu dem zweibändigen 1879/80 erschienenen Werke von Bartsch „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg“ eine Ergänzung zu schaffen, indem die dort gar nicht vertretenen übrigen sinnigen Erzeugnisse der Volksdichtung, die nicht minder werthvolle Einblicke in das Gemüths- und Geistesleben des Volkes verstatten, wie z. B. Räthsel, Leberreime, Neckreime, Kinderlieder, Deutungen von Thierstimmen u. dgl. gesammelt werden sollten. Die Aufrufe und Fragebogen verlangten zunächst hiefür Beiträge und nur beiläufig auch solche für Sagen und Aberglauben. Bei der Arbeit stellte sich freilich bald heraus, daß auch der von Bartsch behandelte Stoff erheblich vermehrt und erweitert werden könne. Für die eigentliche Sammelarbeit fand sich der rechte Mann, der Oberlehrer Richard Wossidlo in Waren. Schon seit 1885 hatte sich dieser mit der Erforschung der heimischen Mundart beschäftigt und für ein umfassendes Wörterbuch zu sammeln begonnen. Die Eigenart des Volksthums ist in Mecklenburg vielleicht treuer und reiner bewahrt als sonst. Aus den Schriften Fritz Reuters ist sie dee ganzen gebildeten Welt bekannt. Aber die Wissenschaft hat diese so dankbare Aufgabe noch nicht nach Gebühr aufgenommen. Seit Nergers für ihre Zeit (1869) vortrefflicher grammatischer Arbeit über die mecklenburgische Mundart erschien keine größere selbständige Schrift mehr. Wossidlo's kleinere Abhandlungen, die er in Fachzeitschriften und im Warener Gymnasialprogramm veröffentlichte, bezeugen den Reichthum seiner Sammlungen und des Verfassers Befähigung zu solcher Arbeit. Wossidlo wurde im Sommer 1890 von der Vereinsleitung mit der Sammlung dee Volksüberlieferungen betraut und widmete seitdem seine volle Kraft, soweit sein Lehrberuf es verstattet, dieser großen und mühevollen Aufgabe. Seine Sprachstudien sind, hoffentlich nur vorläufig, von den Anforderungen der Volkskunde zurückgedrängt. Die Mundartforschung, wie sie Wossidlo betreibt, gewinnt aus der Volkskunde übrigens nur Förderung, da er den geistigen Gehalt, die Anschauungen und Vorstellungen, nicht die bloße äußere Lautform dee heimischen Mundart zu untersuchen sich vorgenommen hat. Wossidlo gelangte auf eigenen Wanderungen und durch den Versand von Fragebogen in den Besitz eines überraschend reichen Stoffes. Der Herausgabe und damit überhaupt dem ganzen Unternehmen stellten sich 1892 Hindernisse entgegen, da auf dem Landtag die von der großherzoglichen Regierung eingebrachte Vorlage um Bewilligung von Geldmitteln abgelehnt wurde. Ein Mitglied vertrat die seltsame, auf erstaunlicher Unkenntniß

[1]) Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. Erster Band: Räthsel. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung 1897. 8° XXIV, 372 S.

beruhende Ansicht, dem geplanten Werke komme kein wissenschaftlicher Werth zu! Glücklicherweise wurde die Schwierigkeit überwunden, indem 1894 die erneute Vorlage der Schweriner Regierung angenommen und auch von seiten der Strelitzer Regierung eine weitere Summe bewilligt wurde. Wossidlo hatte inzwischen mehrmals über den Fortschritt seiner Sammlungen berichtet und Proben daraus gelegentlich mitgetheilt. Nunmehr liegt der 1896 fertiggestellte erste Band, die Räthsel enthaltend, gedruckt vor. Die Reichhaltigkeit der mecklenburgischen Sammlung — sie zählt 1000 Nummern, wovon die meisten in vielen Unter- und Nebenarten vorliegen — erhellt aus dem Vergleich mit dem, was bisher auf diesem Gebiete geleistet wurde.[1]) Wir begegnen alt bekannten Räthseln, die aber theilweise neue eigenthümliche Fassung aufweisen, und solchen Stücken, die bis dahin aus anderen Ländern noch nicht bekannt geworden sind. Uralte Räthsel haften fest im Gedächtniß des Volkes. Die Fülle der einzelnen Abarten entspringt häufig leichten sprachlichen Abänderungen und gewährt somit ein hübsches Bild sprachlicher Lebenskraft. Ueberhaupt äußert sich der Spieltrieb der Sprache in allerlei wunderlichen Lautbildungen, in Stabreim, Assonanz, Reduplication, wodurch mit komischer Wirkung der Gegenstand des Räthsels verhüllt und doch zugleich auch wieder angedeutet wird. Wenn neben schönen und ergötzlichen Reimsprüchen auch manche derbe und zweideutige stehen, mit Vorliebe solche, die, obzwar mit ganz harmloser Deutung, dennoch durch ihre Einkleidung den Rather auf eine schlimme Auslegung hinführen, so muß dies hier wie bei jeder wahrheitsgetreuen Sammlung von Volksüberlieferungen mit in Kauf genommen werden. Uebrigens ist gerade auch in solchen Räthseln ein großer überlegener Humor unverkennbar. Der Frager meint es ja ganz harmlos; wenn dem Rather zunächst schlimme Dinge einfallen, dann ist er selber daran schuld. Der Herausgeber hat wohl schwerlich zu befürchten, damit Anstoß zu erregen. Mit Recht ruft er Uhland zum Gewährsmann an, daß ein Beitrag zur Geschichte des Volkslebens weder eine moralische noch eine ästhetische Mustersammlung sei. Es ist ja ein wissenschaftliches Räthselbuch, keines für die Kinderstube, obwohl der größte Theil davon auch wieder unbedenklich dahin verpflanzt werden kann und mit hellem Jubel daselbst Aufnahme findet.

Die Räthsel sind in drei Hauptgruppen eingetheilt: 1. Eigentliche Räthsel, Vollräthsel oder Sachenräthsel. 2. Scherzräthsel, Räthselfragen. 3. Räthselsagen und Räthselmärchen. Unterabtheilungen in den drei Gruppen ergeben sich aus Art und Form der Räthsel. So stehen z. B. unter „Gesprächsräthsel“ solche Sachenräthsel, die in Form eines Gespräches zwischen zwei oder mehreren Personen eingekleidet sind. Die Lösung ergibt sich dadurch, daß die Namen der Sprechenden durchschaut und aus der Bezeichnung in welcher das Gespräch sie zu einander setzt, ihr Sinn errathen wird. Unter den Räthselmärchen stehen die Halslösungsräthsel zusammen, d. h. diejenigen, von denen erzählt wird, daß ihr richtiges Errathen ein verfallenes Leben löste. Hier finden wir besonders alterthümliche Vertreter dieser schon in der Dichtung des Mittelalters häufigen Gattung. Im Räthselmärchen beobachtet man die Thätigkeit der Einbildungskraft, wie sie um ein besonders merkwürdiges Räthsel eine Sage erfindet, die seinen Ursprung erklären soll. Ich verweise nachdrücklich auf Koppmanns m. E. treffende Bemerkung zum Räthsel 963, wo das weit verbreitete Räthsel 962 vom Hund Ilo aus dem Mißverständniß eines schottischen Räthsels gedeutet wird. Der Niederdeutsche hörte aus den englischen Worten etwas ganz anderes, seinem Sprachgefühl und Anschauungskreis unmittelbar nahe liegendes heraus und erfand dazu eine völlig neue Sage. In der Volkskunde muß man mit der bloßen mündlichen Ueberlieferung und mit den hieraus sich ergebenden Möglichkeiten rechnen lernen. Manche Dunkelheit löst sich ja sofort, wenn man von der stummen Aufzeichnung zum lebendigen Klang zurückgeht. Ein Verzeichniß der Deutungen, d. h. der Gegenstände der Räthsel auf S. 331—338 ergänzt die im Text eingehaltene Anordnung. Man übersieht sofort: welche Formen hat das mecklenburgische Räthsel, welche Gegenstände behandelt es, welche Gegenstände kommen in mehreren Räthselformen vor? Da auch die wichtigsten Wörter und Namen, die in den Räthseln begegnen, in einem besonderen Verzeichniß beisammen stehen, so ist mit der Eintheilung und Anordnung des Stoffes wohl allen billigen Anforderungen genügt. Wossidlo gibt in den Anmerkungen S. 272—330 zu jedem Räthsel die ihm bekannten anderweitigen Belege, wodurch die wissenschaftliche Brauchbarkeit seiner Sammlung in dankenswerther Weise gefördert wird. Auf Vollständigkeit der Literaturnachweise mußte leider schon aus Raummangel verzichtet werden. Die Mundart ist in der gewöhnlichen Form, etwa wie Reuters Werke, dargestellt. Der Laut könnte gewiß in einer wissenschaftlich vollkommeneren und einheitlicheren Schreibung zu seinem Rechte gelangen, ohne daß die Verständlichkeit der Wortbilder darunter litte. Der Leser muß sich bei der üblichen Rechtschreibung des Plattdeutschen gerade so viel hinzu und hinweg denken wie bei der unserer hochdeutschen Schriftsprache. Eine mehr lautentsprechende Wiedergabe würde dem Fremden ein weit besseres Bild der Mundart gewähren und dem Einheimischen wohl auch nicht viel Schwierigkeiten machen. Da die mecklenburgischen Volksüberlieferungen aber zweifellos ebenso viel draußen gelesen werden wie im Lande selbst, wären gelegentliche Erklärungen besonders schwieriger und seltener Worte und Wendungen der Mundart sehr am Platz. Das Register S. 339 ff. hätte leicht auch einige Worterklärungen aufnehmen können.

Der mecklenburgische Räthselschatz kann als treffliche Unterlage für Untersuchungen über die Geschichte des Volksräthsels gelten. Er wird ähnliche Sammlungen aus anderen Ländern hervorrufen. Der gute Anfang läßt hoffen, daß die mecklenburgische Volkskunde, dank Wossidlo's rastlosem Eifer, mit Ehren bestehen, ja eine führende Stellung im Kreise der verwandten Bestrebungen einnehmen wird.

[1]) Vgl. die Bibliographie des deutschen Volksräthsels von John Meier in Pauls Grundriß der germanischen Philologie. II, 1, S. 828 bis 832; für Mecklenburg hatte Wossidlo eine Vorarbeit von Joh. Gillhoff, Das mecklenburgische Volksräthsel, gesammelt, eingeleitet und mit Varianten herausgegeben. Parchim 1892.

Eine Heldin wider Willen.

Nicht immer „liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn“; sie umgibt auch manchmal, ja viel häufiger, das Gemeine mit einer Aureole des Ruhms, und stellt das Niedrige auf ein hoch ragendes Ehrenpostament.

Aber mit der Zeit kommt endlich die Wahrheit an den Tag, das Verdienst kommt zu dem ihm gebührenden Ruhm, der falsche Götze wird von dem unrechtmäßig eingenommenen Ehrenplatz heruntergestürzt. Es ist eine angenehme Aufgabe, dem Verkannten zu der ihm gebührenden Anerkennung zu verhelfen, aber der gewissenhafte Historiker darf sich auch der minder dankbaren Aufgabe nicht entziehen, dem Gemeinen oder Gewöhnlichen den unverdienten Ehrenkranz herunterzureißen.

Besonders häufig sind solche Erhöhungen und Erniedrigungen, wo das nationale oder Parteiinteresse im Spiele ist, und ein allbekanntes Beispiel dafür bietet eben die

Jungfrau von Orleans, die vor fünfthalb Jahrhunderten von den Engländern als Ketzerin verbrannt, jetzt von den Franzosen beinahe schon als Heiligе verehrt wird.

In einer uns viel näher liegenden Zeit, vor noch nicht hundert Jahren, ist eine Frau in Neapel hingerichtet worden, die zuerst nur für unschuldig gehalten wurde, dann als Märtyrerin der Freiheit galt und endlich als große Patriotin und Heldin gefeiert wurde. Den Ruhm der Johanna d'Arc hat sie freilich nicht erreicht; sie ist auch nicht von Schiller, sondern nur von Richard Voß auf die Bühne gebracht worden; immerhin ist sie eine interessante Figur aus der feurig blutigen, vulcanartigen Revolution Neapels im Jahre 1799. Sie macht den Eindruck einer gewaltigen Tragödie, diese Revolution, und fast könnte man sagen, sie habe die alte Regel der Einheit der Zeit streng befolgt; was in Frankreich im Laufe eines Vierteljahrhunderts vor sich ging — Revolution, Republik, Schreckensherrschaft, Restauration, Reaction — das spielte sich in Neapel in wenigen Monaten ab.

Vier Frauen haben in dieser Tragödie große Rollen gespielt und alle traurig geendet: die Königin Maria Karoline, die Schwester Marie Antoinette's, Emma Lyons, ihre und Nelsons intime Freundin, auf königlicher, Eleonore de Fonseca Pimentel und Louise Sanfelice auf republicanischer Seite. Diese beiden haben auf dem Schaffot geendet, die Pimentel, die bedeutendere und achtungswerthere Frau, die echte Republicanerin, ist außerhalb Italiens kaum bekannt, die sehr problematische Sanfelice ist berühmt geworden. Ueber die neapolitanische Revolution von 1799 ist schon ziemlich viel geschrieben worden, und dabei ist auch von diesen beiden Frauen, besonders aber von der Sanfelice, neben manchem Wahren auch viel Unrichtiges und Falsches erzählt worden. Erst in neuerer Zeit hat der neapolitanische Historiker Benedetto Croce sich der Mühe unterzogen, nach mühseligem Forschen in Archiven und sorgfältiger Prüfung und Sichtung aller traditionellen Nachrichten durchaus verläßliche Biographien beider Frauen herzustellen und seinen eben erschienenen „historischen Studien über die neapolitanische Revolution von 1799“ einzuverleiben.[1])

Ungefähr ein Drittel des interessanten Buches ist der Sanfelice gewidmet, und danach will ich hier eine verkleinerte Copie ihres Lebensbildes geben, ohne die von Croce widerlegten Irrthümer und Unrichtigkeiten älterer Werke besonders hervorzuheben. Der Leser wird daraus auch ersehen, wie sehr Voß in seinem Trauerspiel „Luigia Sanfelice“ von der historischen Wahrheit abgewichen ist, ohne sich damit der poetischen mehr zu nähern.

Louise de Molina, die Tochter eines spanischen Offiziers in neapolitanischen Diensten, wurde am 28. Februar 1764 in Neapel geboren; sie war also zur Zeit der Revolution schon 35 Jahre alt und hatte eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich. Siebenzehnjährig hatte sie ihren nur um ein Jahr älteren Cousin Andrea Sanfelice, einen jüngeren Sohn aus der Familie der Herzoge von Lauriano, geheirathet, dem sie drei Kinder gebar. Ihre Mitgift war gering, und Andrea hatte als jüngerer Sohn ein sehr geringes Einkommen, war aber dabei sehr verschwenderisch und leichtsinnig. Die Familie gerieth bald in Noth und Schulden, Louise mußte schon manchmal ein paar Gulden bei einem alten Freunde ihres Vaters borgen, um nicht zu hungern. Im Jahre 1787 wurde Andrea unter Curatel gestellt, der Curator suchte einen Ausgleich mit den Gläubigern herbeizuführen, das Ehepaar wurde auf eines der Güter des Herzogs von Lauriano verbannt, die Kinder in Klöster zur Erziehung gegeben. Andrea und Louise setzten aber ihr leichtsinniges, scandalöses Leben fort, so daß der König auf Antrag des Curators befahl, sie in strengere Zucht zu nehmen. Der Mann wurde 1791 in einem Kloster in Nocera, die Frau in einem in Montecorvino eingeschlossen, dann auf kurze Zeit freigelassen und wieder eingesperrt. Inzwischen war der Mann wieder frei geworden und entführte im Jahre 1794 seine Frau aus dem Kloster. Wovon das Ehepaar in den nächsten Jahren lebte und wo sie sich herumgetrieben haben, konnte selbst der emsig forschende Croce nicht genau ermitteln. Louise scheint allerhand galante Abenteuer gehabt zu haben, und gegen ihren Gatten wurde 1797 ein Haftbefehl wegen Schulden erlassen. Dies hinderte ihn aber nicht, im nächsten Jahre „als fürsorglicher Familienvater“ einen Haus- und Leibarzt für seine Familie mit förmlichem Decret anzustellen und einige städtische Aemter in Neapel zu bekleiden!

Als seine Schwiegermutter ihn dann für unzurechnungsfähig erklären lassen wollte, berief er sich auf diese Aemter, und das Sprichwort, Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, scheint auch in Neapel seine Geltung gehabt zu haben. Damit verschwindet der hochgeborene Herzogssohn für einige Zeit aus unserm Gesichtskreise. Während ganz Neapel von seiner Frau sprach, zur Zeit ihrer Gefangenschaft und Hinrichtung, hört man nichts von ihm: Nach ihrem Tode sank er immer tiefer und starb schon im Jahre 1808.

Während der kurzlebigen Republik von 1799 hielt sich die wieder vereinigte Familie in Neapel auf; verschiedene junge Leute verkehrten mit ihr, darunter zwei royalistisch gesinnte Brüder Baecher[1]) und der Republicaner Ferdinand Ferri, ob als Freunde des Mannes, ob als Freunde oder Liebhaber der Frau, läßt sich nicht feststellen. Es scheint aber, daß in Louise's Herzen Raum für zwei und vielleicht sogar noch für einen dritten (Vincenzo Cuoco) war. Die Brüder waren die Häupter einer Verschwörung zum Umsturz der Republik. Es war eine Nachahmung der sicilianischen Vesper geplant; alle Republicaner und Anhänger der Franzosen sollten überfallen und ermordet werden, ausgenommen die, welche mit einer vom geheimen Comité der Royalisten ausgestellten Sicherheitskarte versehen waren. Einer der Brüder Baecher, der das Leben der von ihm geliebten Sanfelice sicherstellen wollte, gab ihr kurz vor dem zum Ausbruch bestimmten Tage eine solche Karte, und Louise, sei es daß sie für ihr eigenes Leben unbesorgt war, sei es daß ihr das ihres republicanischen Verehrers theurer war als das eigene, beeilte sich, die Karte dem Ferri zu schenken, der sofort der Regierung der Republik von der Verschwörung Anzeige machte. Nach einer anderen, prosaischen Version hat der Liebhaber nur zufällig die Karte in Louise's Busen (sic) gefunden und sie gezwungen, mit ihm die Anzeige zu machen.

Aber schon wenige Tage nach der Entdeckung begann sich die patriotisch-republicanische Legende zu bilden. Der von einer Republicanerin, der bereits erwähnten Eleonore Fonseca, redigirte „Neapolitanische Moniteur“ brachte in der Nummer vom 24. Germile (13. April) die Nachricht, daß die „erlauchte Bürgerin Louisa Molina Sanfelice vor acht Tagen der Regierung die Verschwörung einiger ebenso ruchloser als wahnsinniger Royalisten angezeigt habe“, und setzte hinzu: „Die über allen Ruhm erhabene Frau ersucht uns dringend, mitzutheilen, daß sich der Bürger Vincenz Cuoco in gleicher Weise wie sie bei dieser Entdeckung um das Vaterland verdient gemacht hat.“

Cuoco und Ferri sind glücklich mit dem Leben davon gekommen. Ersterer ging ins Exil und schrieb die Geschichte

[1]) *Benedetto Croce*, Studii storici sulla rivoluzione napoletana del 1799. Roma, Ermanno Loescher & Cie. 1897.

[1]) Sie waren, wie es scheint, spanischer Herkunft, jedenfalls nicht deutscher, und der Name Baecher nur angenommen, der wirkliche war Gasaro.

dieſer Revolution, letzterer wußte rechtzeitig wieder royaliſtiſch zu werden, gelangte unter der Herrſchaft der Bourbons zu hohen Ehren, war von 1841 bis 1847 Finanzminiſter des Königs Ferdinands II. und iſt erſt 1857 geſtorben. Wie man ſieht, hatte er nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem Gino Ferri, dem Verlobten Luigia's in Voßens Drama.

Für Louiſe war die erwähnte Zeitungsnotiz die Einleitung zu ihrer Berühmtheit, aber auch zu ihrem traurigen Ende. Man hätte nach der Herſtellung des Königthums an ſie vielleicht nicht mehr gedacht, wenn die Republicaner nicht ſo viel Aufhebens gemacht hätten. Und ſie ſelbſt ſcheint dies geahnt zu haben.

Während ſie in Zeitungsartikeln und Gedichten als Retterin des Vaterlandes gefeiert wurde, ſo daß ſie ſelbſt daran ſchon zu glauben anfing, mußte ſie ſich doch ſagen, wie wenig ſie eigentlich dieſen Ruhm verdient habe, und mit den durch ſie ins Unglück geſtürzten Brüdern Bacher wird ſie doch auch Mitleid gefühlt haben.

Und was ſie damals noch nicht wiſſen konnte, wir aber jetzt deutlich ſehen, das iſt, daß dieſe Rettung kein Glück für die Republicaner, ja eher ein Unglück war. Hätte die Verſchwörung der Royaliſten Erfolg gehabt, ſo wären wohl viele Republicaner getödtet worden, aber gewiß nicht ſo viele, als ſpäter bei der Einnahme der Stadt durch die wilden Schaaren des Cardinals Ruffo. Und der ſchreckliche von König Ferdinand eingeſetzte Gerichtshof mit ſeinen zahlreichen Todesurtheilen und Juſtizmorden, hatte er nicht ſein ſchwaches Vorbild in den Verurtheilungen und Hinrichtungen der Theilnehmer an der Bacher'ſchen Verſchwörung, die ſeit Anfang April bis zum Ende der Republik ſo dicht aufeinander folgten? Am 13. Juni, einen Tag vor dem Einzuge der Royaliſten, wurden die zwei Brüder Bacher und drei ihrer Genoſſen hingerichtet, und Louiſe Sanfelice, die Retterin des Vaterlandes, ließ ſich die Gelegenheit entgehen, mit ihrem leicht erworbenen Ruhm zugunſten der Verurtheilten einzutreten, um Begnadigung bittend die ſchönſte Pflicht der Frau auszuüben. Dazu waren damals die Parteileidenſchaften zu glühend heiß, und wie ſie nicht um Gnade für andere bat, ſo ſollte auch ihr keine werden. Schon im Mai hatte König Ferdinand in ſeinen Inſtructionen an Cardinal Ruffo die Sanfelice und Cuoco, die Angeber der Brüder Bacher, unter denjenigen genannt, die ſchleunigſt arretirt und aufs ſtrengſte beſtraft werden ſollten. Das weitere that dann die unaufhörlich nach Rache ſchreiende Familie Bacher. Der alte Vater der beiden Hingerichteten reiſte eigens nach Palermo, um beim Könige die etwa mögliche Begnadigung der Sanfelice zu hintertreiben und die Beſchleunigung ihrer Hinrichtung zu erwirken, und erreichte unſchwer ſeinen Zweck.

Louiſe hatte ſich beim Einzuge der Royaliſten in Neapel verſteckt, war aber bald von den Lazzaroni aufgeſpürt und in den Kerker geſchleppt worden.

Nun begannen die unmenſchlichen Ausnahmegerichte König Ferdinands ihr blutiges Handwerk unter dem Schutze der engliſchen Flotte. Die engliſchen Staatsmänner, die ſich jetzt von bulgariſchen, armeniſchen, kretiſchen atrocities ſo leicht rühren und zu Drohnoten gegen den Sultan fortreißen laſſen, haben die neapolitaniſchen Gräuel ihres Bundesgenoſſen, des Königs Ferdinand, ermöglicht und befördert. Der Bruch der mit den republicaniſchen Beſatzungen der Caſtelle Neapels geſchloſſenen Capitulation bleibt ein unauslöſchlicher Schandfleck auf dem Ruhmesſchild des Siegers von Abukir und Trafalgar. Der Admiral, der die Parole ausgab, „England erwartet, daß jedermann ſeine Pflicht thue", hat zuerſt ſeine Pflicht gegen Menſchlichkeit und Moral verletzt. Unter den zahlloſen Opfern engliſcher Staatskunſt, italieniſcher Parteiwuth und weibiſcher Rachſucht, die in jenen Tagen ihr Leben verloren, gab es viele hervorragende Männer der Wiſſenſchaft und edle Patrioten, die intellectuell und moraliſch viel höher ſtanden, als Louiſe Sanfelice, aber keiner iſt ſo lange gequält worden, keiner ſchwebte ſo lange zwiſchen Furcht und Hoffnung wie ſie. Das Ausnahmegericht leiſtete freilich prompt ſeine Arbeit und verurtheilte ſie ſchon am 13. September zum Tode, weil ſie eine Verſchwörung zum Umſturze der Regierung — verrathen hatte, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daß dieſe Regierung nach der Flucht des Königs doch die einzige, factiſch beſtehende war. Aber zwiſchen dieſem Todesurtheil und deſſen Vollziehung verging ein volles Jahr!

Der in Palermo befindliche König hatte mit Depeſche vom 20. September das Urtheil beſtätigt, und am 29. wurde die Sanfelice zuſammen mit anderen zum Tode Verurtheilten nach neapolitaniſchem Brauch in die Gefängnißcapelle gebracht, um von Geiſtlichen zum Tode vorbereitet zu werden. Den Tod vor Augen, erklärte Louiſe, ſie ſei guter Hoffnung, und nach altem Geſetz mußte in ſolchen Fällen die Hinrichtung bis ſechs Wochen nach der Niederkunft verſchoben werden. Ob ſie ſich ſelbſt täuſchte, ob ſie ſelbſt den Vorwand erſann, oder ob er ihr von anderen eingegeben wurde, weiß man nicht. Die zu ihrer Unterſuchung vom Gerichtshofe geſandten Aerzte beſtätigten, wohl aus Mitleid, ihre Angabe. Unter dieſen befand ſich auch Dr. Villari, einer der renommirteſten Aerzte Neapels. Lange nach dem Tode der Sanfelice warf ihm einer ihrer Richter dieſes falſche Zeugniß vor, worauf der Arzt ruhig antwortete: „Sehen Sie, Herr Criminalrath, wenn es einen Menſchen gibt, der den Galgen verdient, ſo ſind Sie es, wenn Sie aber, um dem Strick zu entgehen, behaupten würden, daß Sie ſchwanger ſind, ſo möchte ich es auch bezeugen."

Inzwiſchen war Louiſe in den Kerker zurückgebracht worden, wo ſie lange Monate zwiſchen Angſt und Hoffnung auf Begnadigung verbrachte und wiederholt von Aerzten unterſucht wurde. Im Mai 1800 erließ der König eine beſchränkte Amneſtie, bald darauf wurden Schaffot und Galgen, die ſeit beinahe einem Jahre auf der Piazza del Mercato, wo vor mehr als einem halben Jahrtauſend die Köpfe des Hohenſtaufen Konradin und Friedrichs von Oeſterreich unter dem Schwert des Henkers gefallen waren, ihres grauſen Amtes gewaltet hatten, von dort entfernt. Der Rachedurſt der Royaliſten war hinreichend geſtillt worden, der glühende Haß hatte Zeit gehabt, ſich abzukühlen. Durfte da die Sanfelice nicht mit Sicherheit die Begnadigung erwarten — beſonders da ſie ſchon in der Capelle, angeſichts des Schaffots, ſtundenlange Todesangſt ausgeſtanden hatte? Da reiſte der unverſöhnliche alte Bacher nach Palermo, warf ſich dem König zu Füßen und verlangte Gerechtigkeit — das heißt den Kopf der Sanfelice. Wenn der grauſame Ferdinand vielleicht doch einige Neigung hatte, die Verurtheilte zu begnadigen, ſo wußte Bacher durch den Hinweis auf den mit der falſchen Schwangerſchaft ihm geſpielten Betrug ihn wieder zum Zorne zu reizen. Doch wollte er nichts übereilen und befahl — elf Monate nach der erſten ärztlichen Unterſuchung — im Auguſt 1800, ſie nach Palermo zu bringen, um ſie wieder von ſeinen Leibärzten unterſuchen zu laſſen. Nun mußte die unglückliche Todescandidatin noch eine Seereiſe machen. Die Unterſuchung ergab natürlich die Falſchheit ihrer Angabe, und die Vollziehung des Todesurtheils wurde angeordnet, aber ſie ſollte nicht in Palermo ſtattfinden. Louiſe wurde wieder eingeſchifft, um dem Henker von Neapel ſeine Kundſchaft nicht zu entziehen.

Während die Sanfelice noch in Palermo war, wurde die Kronprinzeſſin Maria Clementina von einem Knaben, dem erwarteten künftigen Thronerben, entbunden. Sie

Digitized by Google

hatte nach altem neapolitanischen Hofbrauch das Recht, drei Gnaden zu verlangen, und war mit der Königin Karoline Maria übereingekommen, nur eine — für die Sanfelice — zu verlangen. Als der König in ihr Gemach kam, den Neugeborenen auf den Arm nahm, ihn herzte und sie fragte, was für Gnaden sie haben wolle, antwortete sie: „nur eine, das Leben der Sanfelice". Da warf ihr der König einen bösen Blick zu, gab ihr schnell das Kind zurück und sagte: „alles, nur das nicht", und verließ schnell das Zimmer.

Baron Helfert in seiner Ausgabe der Memoiren Crescerí's bemerkt, daß Königin Karoline sich damals in Wien befand, und wir wollen mit ihm gern annehmen, daß sie von da aus ihrer Schwiegertochter den Rath ertheilte oder zustimmte, um die Begnadigung der Sanfelice zu bitten. Auffallend ist es, daß wir nichts von Schritten ihrer Familie oder der vornehmen Verwandten ihres Mannes zu ihren Gunsten hören. Sie wurde, mit dem zum zweitenmal bestätigten Todesurtheile, in Ketten nach Neapel zurückgebracht. Das Schiff, in dessen Kielraum sie lag, brachte auch die Nachricht von der Entbindung der Prinzessin nach Neapel, mit dem Befehl, das frohe Ereigniß zu feiern. Aber die Sanfelice sollte noch nicht erlöst werden. Die Hinrichtung durfte während der Festlichkeiten und Illuminationen nicht stattfinden. Erst nachdem sie weitere acht Tage im Kerker zugebracht hatte, wurde sie am 10. September wieder in die Capelle der Verurtheilten gebracht und am folgenden Tage endlich hingerichtet. Auch in diesen letzten Momenten erging es ihr schlechter als andern. Einem Soldaten von der Wache ging zufällig das Gewehr los, worüber der Henker so erschrak, daß seine Hand zitterte und das Beil anstatt den Hals die Schulter der Unglücklichen traf und sie schwer verwundete. Sie wand sich unter furchtbaren Schmerzen, bis der Henker ein Messer ergriff und ihr unter dem Wuthgeheul der zuschauenden, über seine Ungeschicklichkeit erbitterten Menge, den Hals abschnitt.

So endete die schöne Luigia Sanfelice, ein Opfer der Liebe und des Parteihasses.

Ein Portrait von ihr ist nicht erhalten, aber sie lebt in verklärter Gestalt fort unter den Märtyrern der italienischen Freiheit und ihre Schicksale haben Stoff zu Romanen und Trauerspielen gegeben.

Dr. M. Landau.

Mittheilungen und Nachrichten.

Penck Geographische Abhandlungen. Unter dieser Aufschrift hat der Unterzeichnete vor neun Jahren über die ersten Lieferungen eines sehr verdienstlichen literarischen Unternehmens Bericht erstattet, welches Prof. Penck in Wien in Verbindung mit dem seitdem leider dahingegangenen Verlagsbuchhändler E. Hölzel begründet hatte. Trotz dieses schmerzlichen Zwischenfalles ist im Erscheinen der „Geogr. Abhandlungen" gleichwohl keine dauernde Stockung eingetreten, vielmehr sind aus den zwei Bänden, welche damals noch nicht einmal abgeschlossen vorlagen, inzwischen sechs geworden, und ein ungemein reicher Inhalt kommt so ziemlich allen Theilen der weit verzweigten Disciplin, welche wir Erdkunde nennen, zugute. Es liegt dem Referenten nun damals deßhalb wohl auch die Pflicht ob, seinen Bericht fortzusetzen und eine gedrängte Uebersicht über die einzelnen Arbeiten des erwähnten Zeitraums zu liefern. Daß dabei die Angaben über jedes einzelne Heft ziemlich kurz, kürzer als damals, ausfallen müssen, liegt in der Natur der Sache, da ja eben diesmal die Menge des Stoffes, den es zu verarbeiten gilt, eine weitaus größere ist. Im übrigen soll die Anordnung die gleiche bleiben, welche sie im Jahre 1888 war.

I. (Band II, 3). Sayta (Prag): „Die Schwankungen des Grundwassers". Der seitdem auch der Wissenschaft allzu früh entrissene Autor hat hier die directe Abhängigkeit der Grundwasserstände von der atmosphärischen Befeuchtung überzeugend nachgewiesen, und selbst da, wo sich Anomalien zu zeigen schienen, wie bei dem Beispiele Salzburgs, gelang ihm leicht die Aufklärung des anscheinend paradoxen Sachverhalts. Als Hygieniker von Fach studirte er natürlich auch besonders die Beziehungen der Niveauschwankungen des Bodenwassers zu der Frequenz der großen Volkskrankheiten. Für die allgemeine Erdkunde wichtig wurde der von ihm geführte, nun dem Berichterstatter weiter ausgestaltete Nachweis, daß manche Flüsse unvorgesetzt Wasser an den benachbarten Grundwasserstrom abgeben und sich dadurch möglicherweise bis zum förmlichen Versiegen schwächen (Hachinger Bach bei München).

II. (Band III, 1). Sievers (damals Würzburg, jetzt Gießen): „Die Cordillere von Mérida". Von einer der speciellen Länderkunde gewidmeten Abhandlung läßt sich in Kürze kein deutliches Bild entwerfen; es möge deßhalb genügen, zu sagen, daß Prof. Sievers, der ja als genauer Kenner des Landes am ersten dazu berufen war, die bis dahin ziemlich mangelhaft bekannte Orographie des nördlichen Südamerika vielfach geklärt und auf eine festere Grundlage gestellt hat. Die Mittheilungen über die von den Neuspaniern als „Mejas" (Tische) bezeichneten Gebilde machen es wahrscheinlich, daß auch diese jetzt tropische Erdgegend dereinst einmal eine Periode der Vergletscherung erlebt haben muß.

III. (Band III, 2). Günther (München): „Johannes Kepler und der tellurisch-kosmische Magnetismus". Nach einer einleitenden Erörterung über den Stand der geomagnetischen Kenntnisse gegen Ende des 16. Jahrhunderts werden die Verdienste des großen Astronomen sowohl um die Verbesserung der Instrumente und Beobachtungsmethoden, als auch um die Begründung einer Art von Gravitationssystem gekennzeichnet. Die Entstehung der Kepler'schen Gesetze ist nur unter steter Rücksichtnahme auf ihres Urhebers magnetische Theorien richtig zu begreifen.

IV. (Band III, 3). Woeikow (St. Petersburg): „Der Einfluß einer Schneedecke auf Boden, Klima und Wetter". Zwar sind, wie erwähnt wird, dahin zielende Untersuchungen auch schon von Becquerel, Hann, Billwiller, Wallny u. a. angestellt worden, aber es war darum nicht minder gerechtfertigt, daß der berühmte russische Meteorolog, alle früheren Beobachtungen sammelnd, die Sache nun einmal im Zusammenhange vorstellte. Er zeigt, in welcher Weise die Lufttemperatur von dem Vorhandensein ausgedehnter Schneeflächen, wie solche Rußland in reicher Fülle darbietet, beeinflußt wird, wie sich hierdurch der Eintritt des Thauwetters verzögern kann u. s. w. Die Ursachen der Schneeschmelze werden betrachtet; interessante Ausbeute gewähren ferner die Nachweisungen über die Dauer der Schneebedeckung, wofür wieder Centralrußland das beste Beispiel liefert. Kurz, man erhält einmal authentische Aufschlüsse über gewisse Vorkommnisse, die zwar ein jeder zu kennen glaubt, die aber der physikalischen Forschung noch viel zu wenig zugänglich gemacht waren.

V. (Band IV, 1). Kretschmer (Berlin). „Die physische Erdkunde des christlichen Mittelalters". Eine sowohl die patristische als auch die scholastische Periode umfassende Schilderung der Vorstellungen, welche sich das Abendland, auf dem Boden des nicht genügsam bekannten Alterthums stehend, über die Erde gebildet hatte. Auf dem relativ kleinen Raum konnte diese Schilderung natürlich keine ganz erschöpfende sein, aber in der Hauptsache erhält man doch einen guten Einblick in das eigenartige Gemisch von Compilationsgelehrsamkeit und Phantasterei, welches die Signatur eines ganzen Jahrtausends ausmacht, und aus dem sich nur stellenweise selbständige Gedanken mühsam loszuringen. Der Verfasser behandelt in vier Abschnitten den Erdkörper als Ganzes, das Wasser, die Luft und das Festland; auch die Geschichte des Compasses wird nicht vergessen. Es versteht sich von selbst, daß einzelne Episoden, denen für die Wissenschaftsgeschichte eine besondere Bedeutung zukommt, auch ausführlicher besprochen werden, so namentlich die uralte und immer wieder auftauchende Streitfrage, ob die Land- und Wassersphäre der Erde verschiedene Mittelpunkte hätte oder nicht.

VI. (Band IV, 2). Brückner (Bern). „Klimaschwankungen seit dem Jahre 1700". Diese Abhandlung hat sich rasch eine Stellung in der Wissenschaft erobert, und es wird allgemein zugestanden, daß sie von allen den vielen Versuchen, periodische klimatische Veränderungen auf der Erde nachzuweisen, ihre Aufgabe am rationellsten anfaßt und folglich auch zu den planmäßigsten Resultaten gelangt. Daß da, wo längere Beobachtungsreihen vorliegen, in erster Linie diese discutirt und daß auf solche Art die sichersten Schlüsse ermöglicht werden, liegt auf der Hand, allein leider ist in dieser Hinsicht das verfügbare Material kein ausreichendes, und es war deßhalb nothwendig, auch andere Quellen zum Fließen zu bringen. Und in der Ausnützung der sozusagen indirecten Anhaltspunkte war

der Verfasser besonders glücklich. Er erkannte in den Pegelschwankungen abflußloser Seen, wie z. B. des Kaspischen Meeres, ausgezeichnete Indicatoren des wechselnden Feuchtigkeitszustandes der Atmosphäre, und auch die alternirenden Bewegungen der Gletscher, die Verlegungen der Erntetermine u. dgl. verwerthete er im nämlichen Sinne. Es gelang ihm, sehr wahrscheinlich zu machen, daß seit mindestens zwei Jahrhunderten eine Periode von ungefähr 35 Jahren das Klima beherrscht, innerhalb deren eine Serie trockenwarmer mit einer Serie feuchtkühler Jahre abwechselt. Beziehungen zu der bekannten elfjährigen Sonnenfleckenperiode waren bislang nicht aufzufinden.

VII. (Band V, 1). „Arbeiten aus dem geographischen Institut der k. k. Universität Wien". Der Herausgeber, der diese Auslese aus den unter seiner Leitung entstandenen Seminarbeiten veranstaltete, stellt sich selbst an die Spitze mit einer geschichtlichen Skizze über den Betrieb der geographischen Studien an der Universität Wien. Es fehlt darin nicht an gewichtigen Namen; wie um 1500 K. Celtes ein hoch gefeierter Interpret der ptolemäischen Geographie war, so erhob seit 1851 F. Simony, in geräuschlosem, aber gesegnetem Wirken die vorher ganz in Vergessenheit gerathene Erdkunde zum allseitig geachteten akademischen Lehrgegenstande. — Weiterhin verbreitet sich Kurowski, auf die speciellen Verhältnisse der Finsteraarhorngruppe Bezug nehmend, über die Höhe der Schneegrenze, welche er auch in Beziehung zu der Höhenentwicklung der Gletscher setzt. — Swarowsky hat sich der schwierigen Pflicht unterzogen, die von den österreichischen und bayerischen Flußbauämtern entlehnten Daten über den Eisgang der Donau durchzuarbeiten; das eigene Land gestattete den Ueberblick über vier Jahrzehnte (1850—1890). So läßt sich also erkennen, welches im Mittel die Zeiten des Beginnes der Eisbewegung waren, wie und wo sich ein „Eisstoß" bildete, u. dgl. m. Es ist erfreulich, auch endlich das Flußeis zur Anerkennung seiner Bedeutsamkeit als eines geophysikalischen Factors kommen zu sehen. — In das neuerdings viel gepflegte Gebiet der Orometrie gehört Heiderichs Berechnung der mittleren Gehebungen der Erdoberfläche, anläßlich welcher auch noch mehrere andere Fragen metrischer Natur mitbehandelt werden.

VIII. (Band V, 2). Partsch (Breslau): „Philipp Clüver, der Begründer der historischen Ländekunde". Eine den Anforderungen der Neuzeit genügende Biographie dieses merkwürdigen Menschen (1580, Danzig, bis 1622, Leyden) hat uns noch gefehlt, und Prof. Partsch war gerade der richtige Mann dafür, eine solche zu schreiben. Er führt uns seinen Helden in dessen oft abenteuerlichen Lebensschicksalen vor und verweilt natürlich mit besonderer Vorliebe bei Clüvers Bemühungen, uns die alten Culturländer und darüber auch noch andere Theile Europa's, zumal Deutschland, genau zu kennen zu lehren, wie sie dermaleinst ausgesehen haben. Der Vergleich zwischen sonst und jetzt in der Ländekunde und Topographie war also der Zielpunkt von Clüvers Arbeiten; ihm dienten seine zahlreichen und voluminösen Werke; um seinetwillen hat er die großartigen Reisen unternommen, deren Strapazen ihn am Erreichen eines höheren Alters verhinderten. Daß Clüver nicht umsonst gelebt und gearbeitet, beweist die den Schluß des Essays bildende Uebersicht über die Leistungen derer, welche in seine Fußstapfen traten.

IX. (Band V, 3). Cvijić (Belgrad): „Das Karstphänomen". Ein anstelliger Südslave, der die Methode der deutschen geographischen Forschung in sich aufgenommen, war scheerlich am meisten dazu berufen, über den Karst und seine Wunder zu schreiben, da ja das fragliche Territorium fast ausschließlich in den Bereich der slovenischen und serbocroatischen Zunge fällt. Dem Verfasser stand auch, wie man bemerkt, eine gründliche Autopsie zur Seite, und zwar bezieht sich dieselbe, was der Sache nur zum Vortheile gereichen konnte, hauptsächlich auf die von den europäischen Griechen zumeist weniger beachteten serbisch-bosnischen Grenzbezirke. Von den verschiedenen bemerkenswerthen Folgerungen des Verfassers sei hier nur seine Auffassung der bekannten Kesselhöhlungen (Dolinen) hervorgehoben, welche man allenthalben als Einsturztrichter zu deuten sich gewöhnt hatte; diese Entstehung ist auch keineswegs auszuschließen, aber es können eben doch noch gar manche andere Ursachen concurriren, so insbesondere die oberflächliche — mehr chemische als mechanische — Erosion. Das Bestreben, in die Nomenclatur der Karstgebilde Ordnung und Einheitlichkeit zu bringen, ist jedenfalls zu unterstützen. Nur eine Materie hätten wir gern ausführlicher erörtert gesehen, nämlich die unterirdische Circulation des Wassers in den zahlreichen und unergründlichen Hohlräumen der Karstregion.

X. (Band V, 4). A. C. Forster: „Die Temperatur der fließenden Gewässer Mitteleuropa's". Von neueren Specialarbeiten über dieses Thema konnte der Verfasser nur diejenigen von Hetzer und Dove benützen, obschon, wie er darthut, auch aus dem 18. Jahrhundert schon ganz nutzbare Ansätze zur Cultivirung auch dieses Zweiges der physikalischen Geographie vorhanden sind. Die europäischen Flüsse, für welche brauchbare Temperaturmessungen zu Gebote stehen, gehorchen, wenn auch verschiedene Classen unterschieden werden können, doch wesentlich übereinstimmenden Gesetzen in ihrem Wärmeverhalten. Einmal stellt sich heraus, daß die Beschaffenheit der Quelle, aus welcher das Flußwasser stammt, im Durchschnitt die Temperatur des Wasserlaufes sehr wenig beeinflußt, daß sich dieser vielmehr in Bälde ganz von den Zuständen an seinem Ursprunge emancipirt; dann aber gilt als Grundregel, daß sich die mittlere Temperatur stets auf das engste der Mitteltemperatur der umgebenden Luft anschmiegt.

XI. (Band V, 5). Rudarac-Penck (Wien): „Abfluß- und Niederschlagsverhältnisse von Böhmen nebst Untersuchungen über die Verdunstung und den Abfluß von größeren Landflächen". Untersuchungen dieser Art machen sich neuerdings mehr und mehr nöthig, weil für die praktische Hydrographie und Hydrotechnik, wie der Unterzeichnete unlängst in seinem Bericht über das preußische Oderwerk an diesem Orte betonte, nur auf solchem Wege die Handhabe für ihre Maßnahmen beschafft werden können. Hauptsächlich mit Rücksicht auf die Arbeiten von Baumgarten und Harlacher wird der aus fünfzehnjährigen Aufzeichnungen abgezogene Regenfall Böhmens, eines in hydrographischer Hinsicht durch Studnička's u. a. Mühewaltung vorzüglich durchforschten Landes, zu den nachweisbaren Abflußmengen in Parallele gestellt. Neu wird vielen die Thatsache sein, daß die Oberflächenspannung des strömenden Wassers als ein retardirendes Moment in Betracht fällt. Auf 35.29 Kubikeinheiten meteorisches Wasser entfallen 9.80 Kubikeinheiten Wasserabfluß, so daß mithin wiederum der alte Erfahrungssatz, wonach der dritte Theil der Regenmenge oberflächlich abfließe, wenigstens nicht allzu sehr fehl greift. Die Evaporation nimmt dagegen einen stärkeren Betrag in Anspruch, als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist.

XII. (Band VI, 1). Müllner (damals in Wien): „Die Seen des Salzkammergutes und die österreichische Traun". Die wesentlich limnologische Monographie birgt in sich den Commentar für die gleich nachher zu besprechende Lieferung. Aus dem Abschnitte über die Traun und ihr Gebiet sei erwähnt, daß sich zwischen die Stromgebiete dieses Flusses und des ihr östlich benachbarten Ems mehrere kleine Landräume einschieben, denen ein sichtbarer Wasserabfluß fehlt, für die also nur eine unterirdische, die Karstnatur der betreffenden Bezirke beweisende Entwässerung anzunehmen ist.

XIII. (Band VI, 2). Penck u. Ed. Richter (Graz). „Atlas der österreichischen Alpenseen". Dieses künstlerisch wie wissenschaftlich gleich verdienstvolle Werk wurde nur dadurch möglich gemacht, daß aus der kaiserlichen Privatschatulle ein erheblicher Beitrag zur Ausführung geleistet ward. In zwei Heften werden uns zuerst die Seen Oberösterreichs und alsdann diejenigen von Kärnten, Krain und Südtirol in trefflicher Zeichnung vor Augen gestellt. Selbstverständlich dienen Isobathen (Linien gleicher Tiefe) dazu, das Relief des Bodens so deutlich wie möglich hervortreten zu lassen, und da auch für das Festland die Niveaulinien eingezeichnet sind, so wird die Configuration des Terrains, wie sie sich bei plötzlichem Verschwinden des in den großen Behältern angesammelten Wassers darstellen würde, höchst übersichtlich gemacht, um ja mehr so auch zur Unterscheidung verschiedener Höhen- und Tiefenzonen verschieden abgetönte Färbung nachhalf. Die Lothungen wurden so zahlreich angestellt, daß man die Gestalt der Seebecken, wie dieselbe für Speculationen morphologischer Natur bekannt sein muß, auch in den Einzelheiten zu prüfen in den Stand gesetzt wird.

Diese kurze Ueberschau möge genügen, um festzustellen, daß in Penck's „Geographischen Abhandlungen" der geographischen Wissenschaft ein äußerst reichhaltiges und vielseitiges Organ erstanden ist. Der Berichterstatter kann aus der Hoffnung Ausdruck geben, daß es ihm beschieden sein möge, zu einem späteren Zeitpunkte, der ja immerhin von dem gegenwärtigen nicht wieder um volle neun Jahre abzustehen braucht, über einen gleich erfreulichen Fortgang des Unternehmens die Leser dieses Blattes unterrichten zu können.

S. Günther.

Das lettische Sprachgebiet in Deutschland. Das lettische Sprachgebiet gehört zum größten Theil zu Rußland und umfaßt außer Kurland den Westen und Süden Livlands, sowie

Theils der Gouvernements Witebsk und Pskow, zu beiden Seiten der Düna. In diesen Gegenden bilden die Letten die ländliche Bevölkerung und sind im Süden mit Litauern, im Norden mit Esthen untermischt. Die städtischen Bewohner und die Rittergutsbesitzer sind deutsch. An der Küste des Baltischen Meeres hin erstrecken sich ihre Wohnsitze auch nach Ostpreußen herein. Dies lettische Sprachgebiet in Deutschland geht nicht über die Stranddörfer hinaus ins Hinterland und erhält sich infolge der geringen Verkehrsmittel und der mangelnden Eisenbahnen zäh fort. Die Letten in Deutschland nennen sich Kuren, wahrscheinlich nach ihrer ehemaligen Heimath. Dieser Volksname hat nichts mit den Resten der alten Kuren in Kurland zu thun, denn damit bezeichnet man die südlichsten letzten Ueberbleibsel eines finnischen Stammes, der sprachlich und sonstwie zu den uralaltaischen Völkern gehört, den Esthen, Lappen, Finnen, Magyaren u. s. w. Die Kuren-Letten sind dagegen Indogermanen, ihre Sprache ordnet sich den litauslavischen oder baltischen unter. Diese Letten-Kuren bewohnen auf dem Festland die Strandddörfer nördlich von Memel: Immersatt, Nimmersatt, Karkelbeck, Meineragen und Bammelsvitte, Memels nördliche Vorstadt. Auf der Nehrung gehörten ihnen ehemals alle Dörfer von der Nordspitze bis zum Haffende: Schwarzort, Perwelk, Preil und Nidden. Aber auch Pillkoppen, Rossitten, Kungen, Sarkau; diese Orte sind indessen jetzt völlig deutsch geworden. Dies gilt an erster Stelle vom Kirchspiel Rossitten (600 Seelen) mit Kungen und Pillkoppen, welch letzteres nur eine einzige zugezogene, aus 6 Köpfen bestehende lettisch-litauische Familie aufweist. Im Kirchspiel Sarkau (415 Einwohner) leben noch drei alt eingesessene Greise und drei jüngere Leute, die etwas lettisch verstehen, so daß auch dies Kirchspiel als rein deutsch angesehen werden kann. In der That ward auch schon im vorigen Jahrhundert mit der Verdrängung des litauischen Gottesdienstes begonnen. Die Umgangssprache der Rossittener und Sarkauer ist plattdeutsch. Plattdeutsch ist noch das ostpreußische Gebiet geworden, das ehemals die Letten besiedelten: die Haffküste und die Strandddörfer im Kreise Fischhausen südlich von Sarkau. Alte Ordensberichte ergeben, daß im 15. Jahrhundert die Letten wiederholt von Norden her in diese Gegend kamen, die Ortsnamen bezeugen noch heute, daß ehemals lettische Bevölkerung am Haffufer und um Strand südlich von Sarkau saß. Als aber Kirchen gebaut wurden, war wohl ihre Zahl schon zu gering, daß überall südlich von Sarkau deutscher Gottesdienst gehalten ward. Ein Lette hat sich in Deutschland infolge seiner Verdienste um die litauische Sprache hohe Verdienste erworben, der Königsberger Professor L. Rhesa, der in Deutschland zuerst eine Dainosammlung veröffentlichte, zuerst den Donalitius herausgab und die litauische Bibel neu bearbeitete. Auch als Dichter ist er bekannt. Das heutige Sprachgebiet beginnt bei Nidden und endet an der Grenze. Das Lettische herrscht als Familiensprache und besonders bei Ausübung der Fischerei, außerdem verstehen sämmtliche Letten das Deutsche, die Schulsprache. Das Lettische war nie Kirchensprache, an seiner Stelle bediente man sich des nahe verwandten Litauischen. Eigenthümlich aber ist es, daß sich sogar die wenigen Litauer in den Strandddörfern beim Fischereigewerbe des Lettischen mit bedienen.

Das südlichste lettische Kirchspiel mit lettischer Familien-, litauischer Kirchen- und deutscher Schulsprache ist Nidden mit 914 Seelen. Außer einigen zugezogenen Litauern und 100 Deutschen wohnen daselbst 600 Letten, von denen gerade 200 auf die eingepfarrten Dörfer Preil und Perwelk kommen, woselbst als einziger Deutscher der Preiler Lehrer wohnt. Und nach dieser ist seinem Namen nach ein Litauer oder Lette. Von diesen 914 Einwohnern besuchen 550 den deutschen, die anderen den litauischen Gottesdienst; seit 25 Jahren ist die Einsegnung rein deutsch. Hingegen bedienen sich die Gebetsversammler (Maldininker), die in den abseits liegenden Dörfern Preil und Perwelk sich besonderer Gunst erfreuen, der litauischen Sprache neben der deutschen bei ihren Lienpredigten. Die deutsche Mundart in Nidden ist nicht das Königsberger Plattdeutsch, wie im Süden der Nehrung, sondern eine gelernte hochdeutsche Schriftsprache, untermischt mit plattdeutschen Wörtern. An das Niddener Kirchspiel stößt im Norden das von Schwarzort. Dies hatte 1820 160 Einwohner, 1848 200 Einwohner, 1867 319 Einwohner, 1871 512 Einwohner (darunter 214 Ortsangehörige), 1878 588 Einwohner, 1885 349 Einwohner, 1897 400 Einwohner. Die rasche Bevölkerungszunahme hatte ihren Grund in der Anlegung einer großen Bernsteinfabrik und in der Verwandlung des Fischerdorfs in ein Bad. Diese Umstände bewirkten es, daß die rein lettische Bevölkerung 1848 bereits $^1/_3$, 1878 schon $^2/_3$ ihres Zuwachs erhalten hatte. Heute wohnen unter 20 Deutschen und 20 Litauern 180 Letten in Schwarzort. Die wachsende Blüthe des Badeortes läßt zugleich die kleinen Fischerhütten und Rauchkaten immer mehr verschwinden. Schöne, neue Gebäude erheben sich überall, schon beginnt die sonst herrschende kurische Frauentracht (schwarzer Frauenrock statt der litauischen Maeginne) der deutschen Platz zu machen; 1873 erlosch die litauische Confirmation, und der deutsche Gottesdienst ward viel zahlreicher als der litauische besucht. Die Nordspitze der Nehrung, der Sandkrug und einige andere Häuser, gehören schon zum Kirchspiel Memelland, dessen Bewohnerzahl (12,000) zu gleichen Hälften Litauer und Deutsche sind. Die lettische Familiensprache tritt infolge der Nähe Memels sehr zurück und zählt nur in Meineragen (570 E.) 20, in Bammelsvitte (3300 E.) nicht viel mehr Letten. Der Kirchensprache nach besuchen $^2/_3$ der Einwohnerschaft beider Orte den litauischen Gottesdienst. Nur bei der Fischerei bedienen sich in Meineragen 560, in Bommelsvitte etwa 1000 der lettischen Sprache. Das nördlichste Kirchspiel in Ostpreußen ist Deutsch-Crottingen, dessen 5200 Einwohner größtentheils Litauer sind, nur 400 bezeichnen sich als Deutsche. Von 5000 Abendmahlsbesuchern nehmen nur 100 am deutschen Abendmahl theil und von 100 Confirmanden werden ungefähr 10 deutsch eingesegnet. Letten wohnen in Karkelbeck (890 E.), wo neben 18 Deutschen und 747 Litauern 125 Kuren sich der lettischen Familiensprache bedienen, während 772 bei der Fischerei lettisch sprechen. Die Gemeinde Nimmersatt und Immersatt mit 281 Seelen zählt 49 Deutsche, 217 Litauer, 15 Letten. 160 sprechen die lettische Fischersprache.

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß im ganzen in Ostpreußen etwa 1200 Letten leben, während etwa 3500 das Lettische noch bei der Fischerei gebrauchen. Die Zahlen beruhen auf Angaben der Geistlichen und Lehrer und gelten für den März 1897.

Die lettische Bevölkerung in Deutschland.

Orte	Letten	Es sprechen lettisch im Fischereigewerbe
Kirchspiel Sarkau (415 E.): Sarkau (415)	6	6
Kirchspiel Rossitten (600): Pillkoppen	6	4
Kirchspiel Nidden (914): Nidden .	614	614
Preil und Perwelk	200	200
Kirchspiel Schwarzort (400): Schwarzort	180	200
Kirchspiel Memelland (12,000):		
Bommelsvitte	ca. 30	ca. 1000
Meineragen	20	560
Kirchspiel Deutsch-Crottingen (4800):		
Karkelbeck	125	772
Immersatt und Nimmersatt .	20	160
	1200	3516 Letten u. Litauer m. lettischer Fischersprache.

Dr. Tetzner (Leipzig).

][Der Name des Messias in einem chinesischen Bücherkatalog aus der Zeit von 785—804. Nestorianische Gemeinden existiren bekanntlich seit länger als 1200 Jahren in China. Der erste nestorianische Missionar kam im Jahre 635 in das Reich der Mitte. Von einem zweiten Missionar King-Tsching oder, wie er mit seinem christlichen Namen heißt, Adam, der aus einem syrischen Kloster nach China entsandt wurde, rührt die berühmte syrisch-chinesische Inschrift aus dem Jahre 781 her, die man lange für eine Fälschung der Jesuiten gehalten hat, bis ihre Echtheit als zweifellos erwiesen wurde (vgl. Brit. Rev. 67 u. Oxford). Adams Inschrift enthält eine Reihe buddhistischer Redewendungen und Gedanken, welche auf Beschäftigung ihres Verfassers mit den Lehren des Buddhismus schließen lassen. Diese Vermuthung findet nunmehr ihre Bestätigung in einer Entdeckung des japanischen Gelehrten Takakusu. In einem chinesischen Katalog buddhistischer Bücher, der in der Zeit von 785—804 abgefaßt ist, fand Takakusu folgende Notiz: „Prajña, ein Buddhist aus Kapiça in Nordindien, besuchte Kanton und kam im Jahre 782 in die nördliche Provinz. Im Jahre 786 traf er einen Verwandten, der von ihm nach China gereist war. Er übersetzte mit King-Tsching (unserm Adam), einem persischen Priester aus dem Kloster von Ta-Tsin (Syrien), das Bhaiṣajyaguruvaiḍūrya-sūtra aus einem Hu-Text. Weil aber Prajña damals nicht vertraut

mit der Hofsprache war, noch Chinesisch verstand, und King-Tsching (Adam) nicht Sanskrit konnte, noch in der Lehre Buddha's bewandert war, so konnten sie nicht die Hälfte der Perlen des Textes fassen, den sie vorgaben zu übersetzen." Der weise Kaiser prüfte ihre Uebersetzung und fand sie voller Mißverständnisse. Er bestimmte daher, da die Lehren des Buddha und die der syrischen Mönche mit einander unvereinbar seien, so möchten sie deutlich aus einander gehalten werden. King-Tsching solle hinfort die Lehren des Messias verkünden, der indische Mönch die Sütren Buddha's verbreiten. Das Sütra, welches Adam mit Prajña gemeinsam übersetzte, ist noch vorhanden, trägt aber nur den Namen Prajña's. Ob diese Uebersetzung mit der in dem alten Katalog erwähnten identisch, ist noch eine offene Frage.

* Der „Verwaltungsausschuß des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine" beschloß, seine diesjährige Hauptversammlung im September zu Dürkheim in der Pfalz abzuhalten und sie mit der Feier des 25jährigen Jubiläums des Dürkheimer Alterthumsvereins zu verbinden. Geheimrath Dr. Reuter zu Berlin, Vorsitzender des Gesammtvereins, ersucht die Vereine, Anregungen und Anträge ihm baldigst mitzutheilen, um in der Lage zu sein, ein endgültiges Programm für die Dürkheimer Hauptversammlung festzustellen.

* Nach einem Bericht des „Daily Chronicle" von Bacas in Argentinien ist es dem zur Fitzgerald'schen Expedition gehörigen Geologen Stuart Vines, begleitet vom Schweizer Führer Zurbriggen, gelungen, am 11. April die Spitze des noch nie erklommenen Berges Tupungato zu ersteigen. Am 28. März biwakirten die beiden in einer Höhe von 15,000 Fuß. Am 29. versuchten sie, auf die Spitze des Berges zu gelangen. Das Wetter war wieder schlecht. Es fehlten noch 2000 Fuß bis zum Gipfel, als sie gezwungen waren, umzukehren. Am 3. April unternahmen sie einen neuen Versuch und am 6. einen dritten. Die Kälte war so stark, daß sie wieder den Rückweg antreten mußten. Am 8. biwakirten die Bergsteiger in einer Höhe von 17,000 Fuß bei 5 Grad Fahrenheit. Abermals mußten sie zurück. Am 11. schliefen sie in der angegebenen Höhe und brachen dann am 12. nach der Spitze auf. Als sie eine Höhe von 20,000 Fuß erreicht hatten, konnten die Träger die Kälte nicht mehr ertragen. Um 4 Uhr Nachmittags langten Stuart Vines und Zurbriggen allein auf der Spitze des Tupungato an. Der Berg ist 21,000 Fuß hoch. Man hat eine herrliche Aussicht auf den Aconcagua. Die Kälte war 10 Grad Fahrenheit.

* **Leipzig.** Am 19. April, dem 96. Geburtstage des 1887 verstorbenen Physikers, Philosophen und Humoristen Gustav Theodor Fechner, wurde dessen Erzbüste auf enthegranitenem Postament im Rosenthal enthüllt.

* **Berlin.** Wie bereits telegraphisch gemeldet worden, ist Geheimrath Dr. F. Althoff, der seit dem Tode H. R. Göppert's 15 Jahre lang die Stelle eines vortragenden Raths für die preußischen Universitätsangelegenheiten im Cultusministerium bekleidet hat, zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrath und Ministerialdirector in demselben Ministerium befördert worden. Er tritt so an die Stelle des verstorbenen Dr. de la Croix, dessen Geschäfte er übernimmt, soweit sie sich auf Universitäten und höhere Schulen bezogen, während die Angelegenheiten der Kunst eine besondere Abtheilung unter dem Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath R. Schöne bilden werden. Auch in seiner neuen Stellung wird Geh. Rath Althoff der Sache unsrer Universitäten, wenn er ihnen auch ferner tritt, keineswegs ganz entfremdet werden; in seiner bisherigen Verwaltung zählte er zu unsern wirksamsten hohen Beamten. Geborener Bonner, als praktischer Jurist emporgekommen, ward er bei der Neugründung der reichsländischen Universität als außerordentlicher Professor für französisches Recht nach Straßburg berufen, wo er in den Tagen E. v. Möllers alsbald Gelegenheit fand, sein Verständniß für Verwaltung in großem Stil an den Tag zu legen. Für unser Universitätswesen führte er alsdann eine Zeit mannichfacher Umwandlungen herbei. Großartige äußere Schöpfungen an allen Orten, wohlthätige Einrichtungen in der Gesammtorganisation wußte er mit centralistischem Talent und durchgreifender Energie unzähligen Schwierigkeiten zuzeiten ins Leben zu rufen. Minder glücklich war er in der Behandlung der individuellen Angelegenheiten; wenigstens herrscht der Eindruck vor, daß er die deutschen Gelehrten — soweit sie die Hand anzu boten — formell an ein persönliches Regiment gewöhnt habe, dem man jedoch aufs entschiedenste nachrühmen muß, daß es dem leitenden Manne selbst dabei materiell jederzeit und unter allen Umständen um die Sache zu thun gewesen ist. Althoffs Walten entsprach eben nach Form und Inhalt dem großen Muster der Bismarck'schen Epoche; man wird die Früchte seines Thuns noch lange dankbar genießen selbst in Zeiten, die unsern Universitäten wie deren Lehrern wieder ein größeres Maß von örtlicher und individueller Selbstbestimmung werden einräumen müssen.

* **Berlin.** Ein philologisches Proseminar wird mit Beginn des Sommerhalbjahres an der hiesigen Universität eröffnet werden; es tritt als eine Abtheilung des seit 1886 bestehenden, von den Professoren Köhler und Hirschfeld geleiteten Instituts für Alterthumskunde ins Leben. Directoren des neuen Proseminars sind Prof. Diels und Prof. v. Wilamowitz-Möllendorff. Das Institut wird am 5. Mai mit einer Eröffnungsfeier seine Thätigkeit beginnen. Das alte philologische Seminar steht unter Leitung der Professoren A. Kirchhoff und Vahlen; seine Geschichte geht bis auf Friedrich August Wolf und das Jahr 1812 zurück.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Gustav Schmoller: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. XXI. Jahrg. 2. Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Dr. Georg Frommhold: Deutsches Anerbenrecht, Sammlung der Gesetze u. Verordnungen über das bäuerliche Erbrecht. Greifswald 1896. — Dr. Jos. Kaiser: Die civilrechtliche Haftung des Vorstandes und Aufsichtsraths der Actiengesellschaften und Genossenschaften. München, C. H. Beck 1897. — Entwurf eines österreichischen Theatergesetzes. Wien, Manz 1897. — Dr. Erwin Bruglocher: Gesetz- und Verordnungssammlung für praktische Aerzte im Königreich Bayern. Ergänzungsbändchen 1893—96. Würzburg, Ballhorn u. Crumer 1897. — T. S. Cree: Eine Kritik der Theorie der Gewerkvereine, autoris. deutsche Ausg. Berlin, Mitscher u. Röstell 1897. — Dr. P. Daude: Die Strafproceßordnung für das Deutsche Reich und das Gerichtsverfassungsgesetz mit den Entscheidungen des Reichsgerichts bggb. 4. Aufl. Berlin, H. W. Müller 1897. — Pfarrer Neuß: Die Deportation von Verbrechern nach unseren Colonien. Vortrag. Frankfurt a. M., Voigt u. Gleiber 1897. — Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing: Ueber Suggestion und Erinnerungsfälschung im Berchtold-Proceß. Leipzig, Johann Ambrosius Barth 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Heinrich von Sybels Geschichte der Revolutionszeit

1789—1800.

Wohlfeile Ausgabe.

Erscheint soeben in

60 Lieferungen zu 40 Pfennig.

Alle 14 Tage eine Lieferung.

Die Kenntnis von Sybels „Geschichte der Revolutionszeit" ist unerläßlich für das Verständnis der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Der berühmte Historiker gibt in diesem Werke ein treues und farbenreiches Gemälde des ganzen Zeitalters, das für die Verbreitung der reformatorischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts so bedeutsam war und als Ausgangspunkt unserer modernen staatlichen Entwicklung zu betrachten ist.

Jedem Gebildeten bietet sich hiermit die Gelegenheit, gegen eine kleine halbmonatliche Ausgabe ein durch seine künstlerisch vollendete Darstellung auch den Laien fesselndes Meisterwerk der deutschen Geschichtschreibung zu erwerben und sich durch die Lektüre desselben Belehrung über eine der interessantesten und folgereichsten Epochen der Weltgeschichte zu verschaffen.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf die wohlfeile Ausgabe von Sybels „Geschichte der Revolutionszeit" entgegen und senden auf Verlangen die erste Lieferung zur Ansicht.

Zur Subskription ladet ein (6075)

Die Verlagshandlung:

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 23. April. Nummer 90.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das physikalische Institut in Bonn. — Die Arbeitsvermittlung in Bayern nach dem Stande am Schlusse des Jahres 1894. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das physikalische Institut in Bonn.

Actenmäßige Darlegung.

a/D. Beschwerden über den Zustand des physikalischen Instituts in Bonn haben in jüngster Zeit, von der deutschen Presse aufgenommen und verbreitet, die öffentliche Aufmerksamkeit mehrfach beschäftigt. Sie bezogen sich auf zweierlei: auf ernste Gefahren, die das Gebäude, wie man annahm, für die Gesundheit der darin thätigen Gelehrten bot — der tief schmerzliche Eindruck, den der frühe Tod des großen Physikers Heinrich Hertz hinterließ, und die Thatsache der Erkrankung zweier anderer Forscher erklären diese Annahme zur Genüge —, und sodann auf gewisse technische Schwierigkeiten für die physikalische Arbeit, die sich aus der Lage des Instituts an einer verhältnißmäßig verkehrreichen Stelle der rheinischen Universitätsstadt ergeben. Wir gestehen offen: um dieser letzteren Seite willen allein würden wir die Sache kaum in den Bereich unsrer Besprechung gezogen haben. Die mehr oder minder vollkommene Anlage und Ausstattung unsrer wissenschaftlichen Staatsanstalten geht zunächst die Verwaltung an, die Vorsteher der Anstalten selbst und die ihnen vorgesetzten Behörden; in zweiter Linie sind unsre Landtage bei Gelegenheit der Etatberathung zur Prüfung der vorhandenen Einrichtungen berufen; erst in dritter und nur im Nothfall wäre es nach unsrer Ansicht Aufgabe der Zeitungen, sich in derartige Fragen einzumischen. Glücklicherweise hat ja der deutsche Professor im Augenblick seiner Berufung an eine neue Stelle das Recht, wie die Pflicht, sich von dem befriedigenden Zustand der ihm vom Staate dargebotenen Forsch- und Lehrmittel selbst zu überzeugen. Auf die verheißene Erfüllung der von ihm beim Antritt seines Amts gestellten Bedingungen darf er energisch dringen; bei weiteren Wünschen, die ihm erst hinterdrein aufsteigen, muß er sich sagen, daß die Staatsregierung sich nun einmal in der Lage befindet, die verschiedenen Bedürfnisse der einzelnen Stellen gegen einander abwägen zu müssen, und so nicht allen gleichzeitig gerecht werden kann. Er wird sich mit der Erinnerung daran trösten, daß gerade die geistig wirksamste Generation unsrer deutschen Naturforscher in Zeiten gebotener Sparsamkeit unter höchst unzulänglichen äußeren Bedingungen emporgekommen ist, — Noth macht eben auch hier erfinderisch. Sehr zu wünschen wäre freilich außerdem, daß auch bei uns so oft wie in Amerika reiche Privatwohlthäter sich bereit fänden, der Wissenschaft, der sie ihre Schätze indirect verdanken, mit Stiftungen zum Zweck der Ausstattung mit tadellosen Hülfsmitteln unter die Arme zu greifen. Die Rheinlande haben ihren Mevissen als Patron der historischen Studien: sollte es so schwer fallen, seinesgleichen für die naturwissenschaftlichen zu finden?

Ganz anders stehen wir dagegen der hygienischen Frage gegenüber, ob die Beschaffenheit des Bonner physikalischen Instituts als Ursache der Erkrankung oder gar des Todes dort angestellter Gelehrter zu betrachten sei. Hier handelt es sich um eine Angelegenheit der öffentlichen Wohlfahrt, bei der es niemand der Presse übel nehmen wird, wenn sie sich eifrig an der Erörterung betheiligt und lieber ein Wort der Warnung oder der Rüge zuviel als eins zuwenig sagt. In solchem Sinne haben wir uns der durch Gerücht umhergetragenen Auffassung lebhaft angenommen, daß zu der erwähnten Besorgniß die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit gegeben sei, und im Anschluß an den Bonner Bericht eines rheinischen Blattes scharfe Vorwürfe wegen begangener Fahrlässigkeit wider die Berliner Unterrichtsverwaltung erhoben. Das preußische Cultusministerium hat diese Vorwürfe keineswegs leicht genommen, jedoch im Bewußtsein erfüllter Pflicht zu ihrer Widerlegung den geradesten Weg gewählt. Wir erhielten die gütige Einladung, in das vorhandene Actenmaterial selber Einsicht zu nehmen, um uns und andere völlig darüber zu beruhigen, daß von verhängnißvollen amtlichen Versäumnissen in Sachen des genannten Instituts nicht die Rede sein kann, daß man vielmehr stets im Einklang mit dem Urtheil der berufenen medicinischen Sachverständigen gehandelt hat, dem gegenüber die am Orte gehegten und laut gewordenen Befürchtungen, begreiflich wie ihr Ursprung erscheint, nichtsdestoweniger als grundlos zu bezeichnen sind. Die so zu unsrer Freude gewonnene Ueberzeugung auch zu der unsrer Leser zu machen, ist der Zweck der nachstehenden Mittheilung, die zunächst nach dem Befund der Acten einen allgemeinen Ueberblick über die Zustände und Vorkommnisse am Bonner physikalischen Institut gewährt, um alsdann das auf Grund der jüngsten hygienischen Untersuchung ergangene sachmännische Gutachten, soweit es für die Hauptfrage von Bedeutung ist, im Wortlaut folgen zu lassen.

I. Das physikalische Institut in Bonn wurde im Jahre 1884 in den durch die Fertigstellung der klinischen Neubauten frei gewordenen südwestlichen Flügel des Universitätsgebäudes, früher kurfürstlichen Residenzschlosses, verlegt. Bei den vorausgegangenen Verhandlungen hat der damalige Inhaber des Lehrstuhls, der namhafte Physiker Professor Dr. Clausius, keinerlei Bedenken dagegen erhoben, vielmehr die Räume nach Lage und Beschaffenheit für geeignet zur Unterbringung des physikalischen Instituts bezeichnet. Nachdem die Verlegung beschlossene Sache war, machte die medicinische Facultät Einwendungen, rechtfertigte diese aber nicht mit sanitären, sondern lediglich mit unterrichtlichen Gründen. Als im Herbst 1888 nach dem Tod von Clausius Heinrich Hertz als dessen Nachfolger berufen wurde, machte auch dieser gegen die Beibehaltung der fraglichen Räume keinerlei Bedenken geltend; er verlangte nur eine Vergrößerung des Instituts, die ihm auch dadurch gewährt ward, daß die Zimmer der von Clausius benutzten Dienstwohnung im ersten Stockwerk zu den Zwecken des Instituts mit herangezogen wurden. Erst nach dem Tode

von Hertz entstand das Gerücht, in den Räumen des Instituts seien infolge der früheren Verwendung als chirurgische Klinik Infectionsherde übrig geblieben, welche die tödtliche Erkrankung der beiden Institutsdirectoren verursacht hätten. Professor Dr. Finkler, welcher Hertz bis zu seiner Operation durch die Professoren Dr. Walb und Witzel behandelt hatte, bei der Behandlung von Clausius als consultirender Arzt zugezogen war und früher als Assistent der chirurgischen Klinik selbst in den jetzigen Räumen des physikalischen Instituts gewohnt hatte, wurde zu einem Gutachten veranlaßt und kam darin zu dem Ergebniß, daß solche Infectionsherde nicht vorhanden seien. Auf Anregung des neuen Institutsleiters Professor Dr. Kayser wurde dann im Jahre 1895 der chemische Assistent am kgl. Institut für Infectionskrankheiten Dr. Proskauer zu Berlin mit der Untersuchung der fraglichen Räume auf ihre sanitäre Beschaffenheit beauftragt. Auch Proskauer hielt eine Infectionsgefahr, die sich auf die frühere Benutzung der Räume als Klinik zurückführen ließe, für ausgeschlossen, dagegen wies er in Betreff der allgemeinen sanitären Beschaffenheit auf den ungewöhnlich hohen Feuchtigkeitsgrad hin, der sich namentlich in dem — zu Institutszwecken übrigens nur nebenher mit benutzten — Erdgeschosse zeige. Der Grund für diese Erscheinung lag in einer noch aus der kurfürstlichen Zeit stammenden, von Feuchtigkeit durchtränkten Erdaufschüttung, welche den inneren Hof des klinischen Flügels ausfüllte und bis zum ersten Stockwerk reichte. Dieser Erdkern ist nun inzwischen im Jahre 1896 fast gänzlich beseitigt worden. Im Juli 1895 erkrankte der Institutsassistent Dr. Hagenbach an einer katarrhalischen Infection in der Umgebung der Nase. Da die hiebei zu Tage tretenden Erscheinungen mit den bei der Krankheit von Hertz beobachteten einige Aehnlichkeit zeigten, so wurde Professor Dr. Finkler zu einem Gutachten über die Ursachen der Erkrankung von Hertz und Hagenbach veranlaßt, welches er auf Grund eigener Kenntniß und der Krankheitsberichte der Professoren Dr. Walb und Witzel dahin erstattete, daß eine in der Beschaffenheit der Institutsräume begründete Infectionsgefahr sich nicht nachweisen lasse. Zu dem gleichen Ergebniß gelangte der um gutachtliche Aeußerung ersuchte Director des Instituts für Infectionskrankheiten Geh. Medicinalrath Dr. Koch. Schließlich hat eine nochmalige Untersuchung und Begutachtung neuerdings infolge der Erkrankung des Professor Dr. Kayser durch Proskauer, Finkler und Oberstabsarzt Professor Dr. Kirchner stattgefunden, mit dem übereinstimmenden Resultat, daß eine Infectionsgefahr nicht bestehe, daß der hohe Feuchtigkeitsgrad infolge der Fortschaffung der im inneren Hofe früher befindlichen Erdaufschuttung erheblich heruntergegangen sei, und daß gegen die weitere Verwendung der Räume zu Zwecken des physikalischen Institutes — abgesehen von geringfügigen, noch zu beseitigenden Mißständen — sanitäre Bedenken nicht bestünden.

Dieser Darlegung des geschichtlichen Hergangs und der Ergebnisse der erforderten Gutachten sind noch folgende thatsächliche Bemerkungen zur Aufklärung im einzelnen hinzuzufügen. Professor Hertz war von Jugend auf skrophulos veranlagt. Bei seiner Ankunft in Bonn litt er an chronischem Schnupfen mit eitrigen Entleerungen aus der Nase. Finkler, der ihn behandelte, führt in seinem Gutachten diese Erscheinungen auf einen Eiterherd zurück, der bei den späteren operativen Eingriffen durch Walb und Witzel nicht beseitigt worden sei und die Ursache der schließlich tödtlich verlaufenen Krankheit darstelle. Die zur Inficirung mit solchen Krankheiten, wie die von Hertz und Hagenbach geeigneten Kokken sind, wie sich aus dem Gutachten von Koch ergibt, außerordentlich verbreitet und werden nach den gemachten Erfahrungen in feuchten Räumen weniger lange conservirt und weniger leicht übertragen als in trockenen. Wenn infolge der früheren Verwendung der Räume des Instituts Infectionsherde sich gebildet hätten, so konnten nach Meinung von Finkler und Proskauer schon wegen der Länge der dazwischen liegenden Zeit beim Dienstantritt von Hertz diese Krankheitserreger nicht mehr in virulentem Zustand bestehen. Hertz und Hagenbach haben sich übrigens vorwiegend in Räumen aufgehalten, welche früher nicht als Krankensaal, sondern als Assistenten- und Directorenzimmer benutzt wurden. Hiezu kommt, daß bei der Verlegung des Instituts in den klinischen Flügel eine so gründliche Umgestaltung und Reinigung aller Räume stattgefunden hat, daß sie nach dem Gutachten von Proskauer den heutigen Anforderungen an Desinfection vollkommen entspricht. Die Wände wurden abgekratzt, von der alten, stellenweise $^1/_2$ cm dicken Tünche befreit und neu getüncht, zum Theil auch tapezirt. Die Fußböden wurden aufgerissen, das alte Füllmaterial fortgeschafft und durch neues ersetzt. Dann wurden neue Fußböden, zum Theil auch Asphaltböden gelegt. Finkler und Proskauer haben in allen Räumen Versuche angestellt, um Infectionskeime nachzuweisen, aber ohne irgend einen Erfolg. Faßt man alle diese Momente zusammen, so erscheint es gänzlich ausgeschlossen und außer dem Bereich jeder Möglichkeit, daß in den Räumen des physikalischen Instituts Infectionsherde bestehen. Es wäre auch nicht zu erklären, daß von den zahlreichen Assistenten, Laboranten, Dienern und deren Angehörigen keiner von einer solchen Infectionskrankheit befallen worden ist. Clausius selbst ist an perniciöser Anämie, also nicht an einer Infectionskrankheit gestorben, und was schließlich die Erkrankung des Professor Dr. Kayser anbetrifft, so besteht dieselbe in einem Nasen- und Stirnhöhlenkatarrh ohne eitrige Erscheinungen und kann nach dem Gutachten des behandelnden Arztes deßhalb mit der Krankheit von Hertz nicht in eine Kategorie gestellt werden. Der thatsächlich vorhandene Mißstand einer übergroßen Feuchtigkeit wird, wenn die Freilegung der Hofmauern ihre volle Wirkung ausgeübt hat, gänzlich beseitigt sein. Kleineren Uebelständen wird abgeholfen werden. Es liegen mithin keine hygienischen Gründe vor, das physikalische Institut aus den hohen, hellen und wohnlichen Räumen, in denen es sich zur Zeit befindet, wegzuverlegen.

II. Aus dem letzten hygienischen Gutachten über die Beschaffenheit des physikalischen Instituts der Universität Bonn, erstattet vom Oberstabsarzt Prof. Dr. Kirchner, Berlin, den 25. März 1897:

„Die Erkrankung des Professor Dr. Kayser in Bonn an einer katarrhalischen Affection der Nase und der Stirnhöhlen erweckte den Verdacht, daß dieselbe Folge einer Ansteckung sein könnte, welche sich Hr. Kayser in dem physikalischen Laboratorium zugezogen habe. Dieser Verdacht gründete sich auf den Umstand, daß der frühere Professor der Physik in Bonn Dr. Hertz an einer allgemeinen Sepsis, welche sich an eine Vereiterung der Highmorshöhle angeschlossen hatte, verstorben war, und der Assistent des Instituts Dr. Hagenbach gleichfalls an einem Nasenleiden erkrankt war, sowie darauf, daß die Räume des Instituts vor Jahren als chirurgische Klinik gedient hatten. Zur Aufklärung dieser Verhältnisse, welche nicht nur in Kreisen der Universität, sondern auch in der übrigen Bevölkerung Bonns eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen hatten, begab ich mich auf Befehl Sr. Exc. des Hrn. Ministers am 8. März d. Js. zusammen mit Hrn. Professor Proskauer vom hiesigen Institut für Infectionskrankheiten nach Bonn, um dort in Gemeinschaft mit dem Director des hygienischen Instituts Professor Dr. Finkler die verdächtigen Räume einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen. Diese Besichtigung geschah zuerst von den genannten beiden Herren und mir allein, und zwar am 9. März Vormittags, dann noch einmal zusammen mit dem Hrn. Curator, Wirkl. Geh. Rath v. Rottenburg, am 10. März Vormittags.

„Das physikalische Institut befindet sich im ersten Stock des rechten Flügelanbaues der Universität. Die Räume liegen um einen Hof herum, welcher früher bis zum Gesims des Parterregeschosses mit Erde ausgefüllt war, so daß die Räume des Erdgeschosses nach der Hofseite unterirdisch, kellerartig lagen. Sie waren daher nach der Hofseite zu von einer außerordentlich dicken Wand begrenzt, wenig erhellt und der Luft schwer zugänglich, ganz wie dies bei Kasematten der Fall ist. Die Räume im Erdgeschoß sind, um die starken Oberlasten tragen zu können, mit Tannengewölben versehen; sie bestehen aus einem Flur nach der Hofseite und aus kleineren, als Laboratarien dienenden Zimmern nach der Außenseite des Gebäudes. Diese wenig günstige, über hundert Jahr alte Einrichtung fanden wir jedoch schon zum überwiegend größten Theil beseitigt. Der ganze Erdkern war bis auf einen kleinen Rest entfernt, die Flure im Erdgeschoß waren durch zahlreiche große Fenster und Thüren, welche durch die dicke Wand nach dem Hofe durchgebrochen worden waren, der Luft und dem Lichte zugänglich gemacht worden; endlich war an beiden Langseiten des Hofes je eine Galerie errichtet worden, um den Zimmern im ersten Stockwerk einen Flur zu geben.

„Durch die neu angelegten Thüren und Fenster hat die ganze Anlage wesentlich gewonnen, und der Flur macht jetzt einen hellen, luftigen Eindruck. Dasselbe gilt von den im Erdgeschoß gelegenen Laboratorien, von denen die an der Ostseite von Laboranten benützt werden, während die an der Westseite gegenwärtig vollkommen unbenutzt stehen. Besonders eingehend besichtigten wir auch die im Erdgeschoß an der Südwestecke belegene, aus zwei Zimmern bestehende Wohnung des Assistenten Dr. Hagenbach, welcher infolge seiner vorjährigen Erkrankung aus derselben ausgezogen ist, so daß sie jetzt gleichfalls leer steht. Beide Zimmer machten einen hellen, trockenen und durchaus wohnlichen Eindruck und müssen als ein durchaus gesundheitsgemäßer Aufenthalt bezeichnet werden. Dasselbe gilt von der noch Südost belegenen Wohnung des Mechanikers, welcher übrigens auch niemals, trotzdem er dieselbe seit Jahren inne hat, bei sich oder in seiner Familie ernstliche Erkrankungen erlebt hat. . . . Nicht verschweigen darf werden, daß die Außenwand des Gebäudes sowohl an der Ost- wie an der Westseite bis zu Mannshöhe Flecken im Bewurf zeigte, die augenscheinlich von aufsteigender Bodenfeuchtigkeit herrührten, welche deßwegen in das Mauerwerk eindringt, weil das Gebäude nicht unterkellert ist. Feucht und in großer Ausdehnung fleckig fanden wir ferner die östliche Wand des Treppenhauses. . . . Was den großen Hof innerhalb des physikalischen Instituts betrifft, so machte er nach den Eindruck des Unfertigen. Er war zwar geebnet, aber noch nicht gepflastert, bezw., wie beabsichtigt, mit Rasen versehen, auch waren die neu errichteten Rotunden erst im Rohbau fertig gestellt.

„Nach Besichtigung des Erdgeschosses durchschritten wir die Räume des ersten Stockwerks. Dieselben machten sämmtlich einen hellen und luftigen Eindruck, zeigten nirgends nasse Flecke in den Wänden oder machten den Eindruck, als wenn die Luft dumpfig sei. Eine Ausnahme machten nur zwei Räume, wo die Wände stellenweise feucht und fleckig waren. Diese Räume sind gerade diejenigen, welche oberhalb des noch vorhandenen Restes vom Erdkern liegen. Zu Bedenken gab auch das Gestühl im großen Auditorium Veranlassung, welches ansteigend errichtet und unter dem ein mit Thüren verschlossener Raum ausgespart ist. Derselbe ist dunkel, dumpfig und dient als Schlupfwinkel für allen möglichen Unrath, Staub u. s. w. Es wäre dringend zu empfehlen, hier Remedur zu schaffen, in der Weise, daß der Verschlag ganz beseitigt und das Gestühl auf frei stehende eiserne Träger gestellt würde.

„Wenden wir uns nun zu der Frage, ob der Aufenthalt in den Räumen des physikalischen Instituts gesundheitsgefährlich sei, so haben wir zweierlei zu unterscheiden, nämlich die in denselben etwa vorhandenen Krankheitskeime und ihre physikalischen Verhältnisse.

a) Krankheitskeime werden von gewisser Seite deßwegen in den Räumen vermuthet, weil 1. in denselben früher die chirurgische Klinik gewesen ist, und weil 2. die HH. Hertz, Hagenbach und Kayser an derselben, offenbar infectiösen Krankheit gelitten haben sollen. Was den ersten Punkt betrifft, so wäre es ja möglich, daß bei dem Verbinden von eiternden Wunden die Eiterbakterien in lebendem Zustand an die Wände, auf die Fußböden und in die Zwischendeckenfüllungen der Räume gelangt wären. Daß diese Keime aber jetzt noch vorhanden und, wenn vorhanden, noch lebens- oder gar ansteckungsfähig sein sollten, ist als ausgeschlossen anzusehen. Denn die Wände sind vor Einrichtung des physikalischen Laboratoriums neu getüncht, bezw. tapezirt, die Fußböden erneuert oder wenigstens neu gestrichen, die Zwischendeckenfüllungen vollständig erneuert worden. Dadurch sind die etwa vorhandenen Keime beseitigt oder wenigstens abgetödtet worden. Selbst wenn sie aber noch vorhanden waren, was ich für gänzlich ausgeschlossen halte, könnten sie nicht mehr leben, da seit Benutzung der Räume zu chirurgischen Zwecken eine lange Reihe von Jahren verstrichen ist, während deren diese Keime wegen Mangels an entsprechender Nahrung — sie leben nur in eiweißreichen Flüssigkeiten — zu Grunde gegangen sein müssen. Gegen die Betheiligung eines bestimmten Krankheitserregers spricht aber auch der Umstand, daß die Krankheitserscheinungen bei den drei Kranken, um welche es sich handelt, durchaus nicht identisch gewesen sind. Hr. Professor Hertz litt an einer, vermuthlich auf tuberculöser Grundlage beruhenden Vereiterung der Highmorshöhle mit nachfolgender Sepsis, Hr. Hagenbach an einer katarrhalischen Affection in der Umgebung der Nase, Hr. Kayser gleichfalls an einem Stirnhöhlenkatarrh. Daß diese verschiedenen Krankheitskeime von früheren Eiterresten herrühren und im Institut ihr Wesen treiben sollten, widerstreitet allen Erfahrungen der Bakterienkunde.

b) Die physikalischen Verhältnisse des physikalischen Instituts sind gleichfalls nicht geeignet, Krankheiten zu erzeugen. Sie sind weder zu dunkel noch zu feucht und lassen sich mit den vorhandenen Fenstern in genügender Weise lüften. Dies gilt in voller Ausdehnung von den im ersten Stockwerk belegenen Räumen. Bei den Laborantenzimmern im Erdgeschoß kommt ein Umstand in Betracht, der bis zu einem gewissen Grad geeignet ist, die Entstehung von Erkältungskrankheiten zu begünstigen, nämlich die Anlage der Heizvorrichtungen. Bei der Dicke der Wände, welche außerdem von früher her im Innern noch feucht sind, ist anzunehmen, daß sie auf die Luft in den Räumen eine stark abkühlende Wirkung ausüben. Um die Räume warm zu halten, ist daher eine intensive und womöglich ununterbrochene Heizung während des ganzen Winters erforderlich. Die vorhandenen Oefen, theils Kachel-, theils kleine eiserne Oefen, genügen hiezu nicht. In Betracht kommt ferner, daß die austrocknende Wirkung, welche die Beseitigung des Erdkerns und die Anlegung von Thüren und Fenstern auf das Mauerwerk geübt hat, noch nicht abgeschlossen sein kann, da die seit Beendigung dieser Arbeiten verstrichene Zeit noch zu kurz ist. Es ist sehr wohl möglich, daß im letzten Winter die physikalischen Verhältnisse der Räume in Bezug auf die Beschaffenheit der Luft noch ungünstiger gewesen sind, als sie bei unsrer Anwesenheit im Mäez waren. Die Möglichkeit, daß man sich bei längerem Aufenthalt im physikalischen Institut wohl hätte erkälten können, ist daher nicht von der Hand zu weisen. Die Entstehung einer ernsten Krankheit durch die im Institut obwaltenden Einflüsse, insonderheit die Entstehung einer Infectionskrankheit, halte ich dagegen nach pflichtmäßigem Ermessen für ausgeschlossen.

„Damit komme ich zu der weiteren Frage, ob, bezw. unter welchen Bedingungen die Räume weiter als physikalisches Institut benutzt werden dürfen. Diese Frage ist meines Erachtens zu bejahen. Um jedoch die weitere Austrocknung der Wände möglichst schnell und möglichst vollkommen zu erreichen, gestatte ich mir folgende Vorschläge: Der Rest des Erdkerns ist so bald als möglich zu beseitigen. . . . . Hinter dem Treppenhaus im Vestibül ist die Wand mit zwei kleinen Fenstern zu durchbrechen. . . . . Vor der westlichen Wand des Gebäudes ist ein 1 m tiefer, 60 cm breiter Lichtgraben zu ziehen. Das Gelände an der östlichen Wand des Gebäudes ist etwas abzutragen. . . . . Es ist im physikalischen Institut eine Centralheizung, am besten eine Niederdruckdampfheizung anzulegen. Das Gestühl im großen Auditorium ist frei zu stellen. Wenn diese Vorschläge durchgeführt werden, fallen alle hygienischen Bedenken gegen die fernere Benützung der Räume als physikalisches Institut fort."

Digitized by Google

Die Arbeitsvermittlung in Bayern nach dem Stande am Schlusse des Jahres 1894.

W. Die gesammte gegenwärtige Arbeitsvermittlung ist so wenig zeitgemäß und den heutigen socialen Anforderungen entsprechend eingerichtet, daß aus zahlreichen Gründen eine durchgreifende Umgestaltung zu wünschen ist. Es haben deßhalb im Laufe des Jahres 1895 mehrere größere Bundesstaaten des Reichs Erhebungen darüber veranstaltet, wie die gewerbsmäßigen und wie die nicht gewerbsmäßigen Arbeitsvermittlungsverhältnisse beschaffen sind. Auch in Bayern fanden Erhebungen statt, deren Ergebniß vor kurzer Zeit in der Zeitschrift des k. statistischen Bureau's veröffentlicht wurde.

Nach diesem Berichte erfolgte die Aufnahme der Ermittlungsanstalten unter Benutzung zweier Zählkartenformulare. Die Zählkarte A bezog sich auf die gewerbsmäßigen Gesindevermiether und Stellenvermittler, die Zählkarte B auf die übrigen Arbeits- und Stellennachweisanstalten. Die Zählkarte A wurde von der Ortspolizeibehörde für jeden Gesindevermiether und Stellenvermittler auf Grund der Geschäftsbücher, welche die Gewerbetreibenden dieser Art zu führen haben, und welche zu diesem Zweck sorgfältig zu revidiren waren, ferner auf Grund directer Befragung der betreffenden Gewerbetreibenden, sowie auf Grund der bei der Polizei befindlichen Strafregister ausgefüllt. Zugleich wurde von der Polizeibehörde gesondert angegeben, wie viele der in ihrem Bezirke vorhandenen Gesindevermiether und Stellenvermittler in schlechtem Leumund stehen.

Die Zählkarte B wurde von der Ortspolizeibehörde den von ihr ermittelten Vereinen und sonstigen Trägern der nicht gewerbsmäßigen Arbeits- und Stellennachweisanstalten zur entsprechenden Ausfüllung übersendet.

Der Werth der zur Aufbereitung verwendeten Zählkarten ist insofern nicht ganz einwandfrei, als insbesondere die Nachweisungen über den Umfang der Stellenvermittlung nicht immer genau erstattet, sondern oft nur Schätzungszahlen, namentlich bei Stellengesuchen und -angeboten mitgetheilt worden sind. Manchmal ergibt schon die äußere Vergleichung der Ziffern der Stellengesuche mit jenen der angebotenen und vermittelten Stellen die Irrthümlichkeit der einen oder anderen Angabe, insbesondere wenn für die Stellengesuche oder Stellenangebote eine geringere Ziffer angegeben ist als für die thatsächlich vermittelten Stellen.

Nach dem Ergebnisse der Erhebung besteht in Bayern sowohl eine gewerbsmäßige wie eine nicht gewerbsmäßige Stellenvermittlung. Die erstere wird von den sogenannten gewerbsmäßigen Gesindevermiethern und Stellenvermittlern ausgeübt. Träger der nicht gewerbsmäßigen Stellenvermittlung sind Innungen, Gewerbe-, Fabrikantenvereine, Arbeiter-, Fach- oder Gewerkvereine, gemischte (aus Stellengebern und Stellensuchern gleicher oder verwandter Berufe bestehende) Vereine, katholische, protestantische, gemeinnützige oder wohlthätige Vereine, endlich Gemeinden oder Polizeibehörden und Districtsverbände.

Es bestanden in Bayern am Schlusse des Jahres 1894 insgesammt 1315 Arbeitsnachweisstellen und zwar 877 (oder 66.7 Proc.), welche gewerbsmäßig, 438 (oder 33.3 Procent), welche nicht gewerbsmäßig betrieben wurden. Die weitaus größere Zahl 722 (82.3 Proc.) sind Frauen. Ueber den Umfang der Vermittlungsthätigkeit liegen von 1179 Nachweisanstalten beider Arten Berichte vor. Darnach betrug die Zahl der bei diesen Anstalten angemeldeten gesuchten Stellen 309,829, der angebotenen Stellen 125,594, der durch Vermittlung besetzten Stellen 97,834. Bemerkenswerth ist, daß die Zahl der Stellengesuche bei der gewerbsmäßigen Vermittlung kleiner, die der Stellenangebote und vermittelten Stellen viel größer war als bei der nicht gewerbsmäßigen; es wurden nämlich 212,467 oder 68.6 Proc. Gesuche bei den nicht gewerbsmäßigen Vermittlungsanstalten und nur 97,362 oder 31.4 Proc. bei den gewerbsmäßigen Vermittlern eingereicht, dagegen betrug die Zahl der angebotenen bezw. durch die Thätigkeit der Vermittlungsanstalten zur Besetzung gelangten Stellen bei den gewerbsmäßigen Vermittlern 71,494 (57.9 Proc.), bezw. 61,111 (62.5 Proc.) und 52,100 (42.1 Proc.), bezw. 36,723 (37.5 Proc.) bei den nicht gewerbsmäßigen Arbeitsnachweisstellen.

Es besteht kein Zweifel, daß der nach der Erhebung verzeichnete Ueberschuß der Stellengesuche über die Stellenangebote erheblich größer ist als die Zahl der thatsächlich ohne Beschäftigung gebliebenen Stellenbewerber. Das erklärt sich daraus, daß die Arbeitsuchenden vielfach bei mehreren Arbeitsnachweisen zugleich sich melden, sowie daß die Gesuche daselbst nach einer kurzen Frist als gegenstandslos erklärt und dann bei Wiedervorsprache der gleichen Petenten als neu gestellt in Rechnung gebracht wurden. Dazu kommt, daß manche Stellengesuche anderweitig zur Befriedigung gelangen, ohne daß an den Meldestellen hierüber eine Anzeige eingeht. Auch ist der Werth der von den nicht gewerbsmäßigen Vermittlungsanstalten über den Umfang der Stellengesuche gemachten Angaben insofern zweifelhaft, als nicht selten die betreffenden Zahlen sich weniger auf Stellensuchende als vielmehr auf solche Personen beziehen dürften, welchen es weniger um Erlangung von Arbeit als vielmehr darum zu thun ist, eine Unterstützung in natura oder in Geld zu erhalten. Das wird wohl am meisten bei den wohlthätigen und gemeinnützigen Anstalten der Fall sein. Als Beispiel mag angeführt werden, daß z. B. in Augsburg zwei wohlthätige Anstalten 13,846 Stellengesuche verzeichnen und lediglich 400 vermittelte Stellen. Ob es nicht besser gewesen wäre, diesen zwecklosen Zahlenballast etwas näher auf seine Richtigkeit zu prüfen und durch Rückfragen mehr den wirklichen Verhältnissen entsprechende Angaben zu erhalten, mag dahingestellt bleiben.

Im einzelnen ist die Thätigkeit der Vermittlungsanstalten von sehr verschiedenem Umfange; 210 hatten im Erhebungsjahre nicht einmal 10 Stellen, 683 deren 10 bis 100, 208 deren 100 bis 1000 und 9 mehr als 1000 Stellen vermittelt.

Die Hauptthätigkeit der gewerbsmäßigen Stellenvermittler erstreckt sich auf die Vermittlung von Stellen für Dienstboten. So befaßten sich von den 877 Stellenvermittlern des Königreichs 466 oder 53.1 Proc. mit der Vermittlung von weiblichem Gesinde einschließlich Ammen, 447 oder 51 Procent mit der Vermittlung von männlichem sowohl wie weiblichem Gesinde. Auch die Zahl derer, welche die Stellenvermittlung für landwirthschaftliche Arbeiter betreiben, ist verhältnißmäßig groß, es sind deren 310 oder 35.3 Proc. vorhanden.

Die nicht gewerbsmäßigen Stellenvermittlungsanstalten dienen ihrem vorzugsweisen Zwecke nach den gelernten gewerblichen Arbeitern und Arbeiterinnen. Nicht weniger als 381 oder 86.9 Proc. sämmtlicher nicht gewerbsmäßiger Anstalten befassen sich mit der Vermittlung für diese Personengruppen.

Bemerkenswerth ist, daß die vier größten Städte Bayerns — München, Nürnberg, Augsburg, Würzburg —, auf welche 361 Arbeitsnachweise oder 27.4 Proc. sämmtlicher des Königreichs entfallen, mit nahezu der Hälfte an der Gesammtzahl der Stellengesuche und mit weit über der Hälfte an der Gesammtzahl der angebotenen und vermittelten Stellen theilnehmen.

Hinsichtlich der oft verlautenden Klagen über zu hohe Gebühren der Stellenvermittlung ergab die Erhebung, daß die gewerbsmäßigen Stellenvermittler erhebliche Gebühren

Digitized by Google

verlangen und zwar theils nur von den Stellensuchenden, theils nur von den Stellengebern, theils von beiden Theilen. Nahezu die Hälfte der gewerbsmäßigen Vermittler erheben von den Stellensuchenden schon bei der Einschreibung, ein Viertel bei Nachweisung und der Rest bei Antritt der Stelle eine Gebühr, während die von den Stellengebern Gebühren erhebenden Vermittler dieselbe theils bei der Anmeldung, theils (zwei Drittel) bei Besetzung der Stelle verlangen. Die von beiden Seiten Gebühren erhebenden Vermittler beanspruchen diese regelmäßig (73.4 bezw. 83.6 Proc.) bei Antritt bezw. Besetzung der Stelle. Eine Gebühr von unter 1 Mark beanspruchen von den Stellensuchenden nur 58 Vermittler, mehr als 1 M. bis 3 M. 500, mehr als 3 M. 280; 64 Vermittler erheben insbesondere mehr als 10 M., 53 mehr als 20 M. und 4 mehr als 50 M. für eine nachgewiesene Stelle. Die 4 Stellenvermittlungsgeschäfte, welche mehr als 50 M. Gebühr erheben, finden sich ausschließlich in München. Von den Inhabern sind zwei weiblichen Geschlechts, welche hauptsächlich mit der Vermittlung von Erzieherinnen sich befassen; die beiden anderen, männlichen Geschlechts, vermitteln vorzüglich für männliches und weibliches Gesinde, der eine außerdem namentlich für landwirthschaftliche Betriebsbeamte, Werkmeister und Techniker. Bemerkenswerth ist, daß 19 Stellenvermittler als Entgelt einen Procentsatz des Lohnes oder eine dauernde Zahlung beanspruchen. Dies ist insbesondere der Fall bei den Vermittlern für Schauspieler und Artisten (Theateragenturen), welche von der Monatsgage der vermittelten Stelle im allgemeinen 5—10 Proc. erheben.

Von den nicht gewerbsmäßigen Nachweisen besorgen die meisten — 403 oder 92 Proc. — die Vermittlung unentgeltlich, die übrigen erheben eine geringe Gebühr, die nur bei 10 kaufmännischen Vereinen den Betrag von 3 M. übersteigt.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß von den 877 gewerbsmäßigen Vermittlern 94 vorbestraft sind wegen Verbrechen oder Vergehen, davon 84 mit Freiheitsstrafe. Die meisten davon treffen auf die Städte München und Nürnberg; in München sind unter 118 Vermittlern 14 (12 mit Freiheitsstrafe), in Nürnberg unter 51 Vermittlern 10 (8 mit Freiheitsstrafe) vorbestraft. Bei dem Umstande, daß von den 877 gewerbsmäßigen Vermittlern 722 weiblich sind, darf man wohl auch annehmen, daß von den Vorbestraften der größere Procentsatz auf die weiblichen Vermittler entfällt. Leider macht dies die Erhebung nicht ersichtlich, ebenso wenig, für welche Personenkategorien die mit Strafen belegten Vermittler thätig sind. Und doch wäre ein Aufschluß nach dieser Richtung um deßwillen höchst wünscheuswerth gewesen, als gerade von den gewerbsmäßigen Stellenvermittlern sich eine Anzahl mit Gewährung von Beherbergung, Beköstigung und Warteraum an die Stellesuchenden befaßt.

Unter den nicht gewerbsmäßigen Arbeitsnachweisstellen nimmt den ersten Platz das Arbeitsamt in München ein, welches im Jahre 1895/96 24,161 (und zwar 83.6 Proc. der von den Arbeitgebern angemeldeten, bezw. 48.2 Proc. der von den Arbeitnehmern gesuchten) Stellen vermittelte. Dabei wurde ausdrücklich betont, daß Dienstboten im Privatdienste wie auch im Wirthschaftsgewerbe stets mit Erfolg passende Stellen vermittelt werden konnten. Im Erhebungsjahr bestand dieses Arbeitsamt noch nicht, damals hatten die größte Zahl der vermittelten Stellen die Marienanstalten München (4324) und Augsburg (1400), das Arbeiterinnenheim zu München (1346) und die Herberge zur Heimath in Nürnberg (1740). Die Besetzung von Stellen bei den Nachweisanstalten religiöser Vereinigungen ist nicht unbeträchtlich, dieselbe betrug bei 24 katholischen Vereinen 6764 und bei 15 protestantischen Vereinen 6368 vermittelte Stellen.

In den Begleitberichten der Behörden wird bezüglich der gewerbsmäßigen Stellenvermittlung mehrfach betont, daß deren Inhaber zu hohe Gebühren für ihre Thätigkeit beanspruchen. Statt der Gebühr, welche im Tarif festgesetzt sei, werden nicht selten in Wirklichkeit höhere Gebühren erhoben. Auch finden sich Klagen darüber, daß die gewerbsmäßigen Stellenvermittler durch Vorspiegelung besserer Stellen zum Stellenwechsel zu überreden suchen und hiebei zum Vertragsbruch verleiten. Namentlich das Wirthschaftspersonal, insbesondere die Kellnerinnen leiden unter diesem Gebahren von Verdingern.

Anlangend die nicht gewerbsmäßige Stellenvermittlung, so wird hervorgehoben, daß nicht selten die von Arbeitgebervereinen ausgehenden Arbeitsnachweise seitens der stellesuchenden Arbeiter, die von Arbeitervereinen eingerichteten Nachweise seitens der Arbeitgeber beargwöhnt werden und des für eine ersprießliche Thätigkeit erforderlichen Vertrauens ermangeln.

Durch die Erhebung wurde festgestellt, daß eine große Anzahl Stellensuchender sich an die unentgeltlichen Arbeitsnachweisstellen vergeblich um Arbeit wendet, daß diese nur in viel geringerem Verhältniß als die gewerbsmäßigen Vermittler der Nachfrage nach Arbeit entgegenkommen können, und daß andrerseits die gewerbsmäßigen Stellenvermittler vielfach zu hohe Gebühren beanspruchen. Den bei der gewerbsmäßigen Vermittlung zu Tage getretenen Mißständen gegenüber werden die geltenden polizellichen Vorschriften bei sorgsamer Handhabung im allgemeinen als ausreichend bezeichnet. Dagegen wird wegen der Unzulänglichkeit der vorhandenen nicht gewerbsmäßigen Vermittlungsanstalten die Errichtung städtischer, bezw. gemeindlicher Arbeitsnachweise empfohlen, da nur diese als neutrale, allen Arbeitern ohne Unterschied der Confession und politischen Parteistellung zugängliche und des nöthigen Vertrauens theilhaftige Nachweisstellen betrachtet werden können; zugleich wird die Schaffung einer gegenseitigen organischen Verbindung der gemeindlichen Arbeitsnachweise befürwortet. In letzterer Hinsicht hat sich bereits die bayerische Staatsregierung mit der Angelegenheit befaßt, indem seitens des k. Staatsministeriums des Innern Mitte Januar 1897 eine Entschließung an die Kreisregierungen ergangen ist, welche die thunlichste Centralisirung des Arbeitsnachweises und zu diesem Zwecke die versuchsweise Bildung von fünf Vermittlungsbezirken mit je einer Hauptvermittlungsstelle den gemeindlichen Arbeitsämtern anempfiehlt.

Es mag hier nicht unerwähnt bleiben, daß in den Motiven zum Armengesetz vom 29. April 1869 als geeignetes Mittel, der Verarmung entgegenzuarbeiten, die Einrichtung von Arbeitsnachweisen angeführt wurde. Ausdrücklich zur besonderen Aufgabe der Armenpflege war die Arbeitsvermittlung in der mit Gesetzeskraft ausgestatteten Armenverordnung von 1816 gemacht. Ein Auszug der bezüglichen Bestimmungen dieser Verordnung sei des allgemeinen Interesses halber hier mitgetheilt. In 6 von den Arbeitsanstalten handelnden Artikeln wird angeordnet, daß bei den Armenpflegen ein Kundschaftsanzeiger zu eröffnen ist, welcher eine fortwährende Uebersicht der Personen enthalten soll, denen es an Dienst und Arbeit fehlt. Mit dieser Uebersicht soll sich zugleich die fortwährende Kenntniß derjenigen verbinden, welche Dienst- und Arbeitsleute suchen. Gattungen und Arten der Dienstleistungen und Arbeiten, die von dem einen Theil angeboten, von dem anderen Theile gefordert werden, sind zu bemerken und zu vergleichen, und hiernach womöglich die beiderseitigen Bedürfnisse zu vermitteln. Die Pflegschaften verschiedener Bezirke unterstützen sich durch gegenseitige Auskunft und Hülfe; wobei darauf zu sehen ist, daß der auf einzelnen Punkten etwa gehäufte Ueberfluß arbeitsfähiger Hände dahin, wo sich hievon auf-

Digitized by Google

fallender Mangel ergibt und vorzüglich aus den Städten auf das platte Land durch geeignete Maßregeln abgeleitet werde.

Kundschaftsanzeiger

Nr.	Datum	Name, Stand, Alter und sonstige Eigenschaften der Personen, welche Dienst suchen	Gattungen der Dienste oder Arbeit	Veranschlagter Preis oder Taglohn

Nr.	Datum	Name und Stand der Individuen, welche Arbeiter und Dienstleute suchen	Art der Dienste oder Arbeit	Versprochener Taglohn	Bemerkungen (Vermittlung der Bedürfnisse)

Bei der Durchführung der vom k. Staatsministerium des Innern gemachten Vorschläge würde der Erfolg der gemeindlichen Arbeitsämter sicherlich eine wesentliche Steigerung erfahren und der Arbeitslosigkeit wirksamer als seither begegnet werden können. Vom communalen Arbeitsnachweise als Unterbau könnte man dann leicht zu höheren Formen der Arbeitsvermittlung (Landes- und Reichsanstalten) aufsteigen.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Das Recht der Communalverbände in Preußen.** Historisch und dogmatisch dargestellt von Dr. Paul Schoen, Professor der Rechte in Jena. Leipzig, Brockhaus 1897. — Nachdem durch die Gesetzgebung der letzten Jahre die Vielgestaltigkeit des Gemeinderechts in Preußen einigermaßen reducirt worden ist und für die nächste Zeit durchgreifende Aenderungen auf diesem Gebiete wohl nicht zu erwarten stehen, ist eine Darstellung des gegenwärtigen, noch immer durchaus nicht einfachen Rechtszustandes sehr am Platz. Ludwig v. Rönne hatte bei Bearbeitung der vierten Auflage seines Staatsrechts der preußischen Monarchie diesen Stoff zurückgestellt, bis die damals (1884) bevorstehenden gesetzlichen Eingriffe erledigt sein würden. Der Tod rief ihn ab, ehe er an die Vollendung seines Werkes gehen konnte. Nunmehr hat Paul Schoen die hinterlassene Arbeit besorgt. Das umfangreiche, mit der ganzen Sorgfalt und Gründlichkeit eines deutschen Gelehrten hergestellte Buch, das er vorlegt, bildet einen Ergänzungsband zur vierten Auflage und zugleich den fünften Band der bevorstehenden fünften Auflage von Rönne's Staatsrecht. Es behandelt die Rechtsverhältnisse aller Gemeindeformen, der Ortsgemeinden, Kreisgemeinden und Provinzialgemeinden, sowie der als historische Rudimenta bestehen gebliebenen sog. Communalverbände im engeren Sinne, deren Verfassung noch ganz in die ständische Zeit zurückversetzt, also der sämmtlichen Selbstverwaltungskörper im Staate, und zwar unter Berücksichtigung des ganzen Gebietes der Monarchie. Rönne's hoch gerühmtes Werk hat damit einen würdigen Abschluß gefunden.

fr. **Die Rechtsprechung des großherzoglich badischen Verwaltungsgerichtshofs.** Zweiter Theil (1891—1895). Namens des Gerichtshofes herausgegeben durch dessen Präsidenten. Karlsruhe, G. Braun 1897. — Auf dem Gebiete des Verwaltungsrechts mit seinen vielfach verworrenen, da und dort zerstreuten Normen hat eine einheitliche Rechtsprechung ganz besondere Bedeutung. Die Entscheidung eines obersten Gerichts wirkt hier oft wie eine authentische Interpretation eines unsicheren Rechtssatzes. Freilich geht dabei der alte Satz: „legibus, non exemplis judicandum est" in die Brüche; er setzt eben voraus, daß entsprechende leges da sind, und auf dem von der Gesetzgebung lange vernachlässigten und dann mit Hast und ohne festen Plan bebauten Feld des öffentlichen Rechts ist das meistens nicht der Fall. Eine authentische Veröffentlichung wichtiger Erkenntnisse, die für eine gleichheitliche Ausgestaltung der unsertigen Materien Anhaltspunkte zu bieten vermögen, ist entschieden ein Bedürfniß. In Bayern erfolgt eine solche in kurzen Zwischenräumen, so daß alljährlich ein Band Entscheidungen des bayerischen Verwaltungsgerichtshofes zusammenkommt. Die Erkenntnisse des badischen Verwaltungsgerichtshofs erschienen zu einer systematisch geordneten Sammlung vereinigt zuerst im Jahre 1891; der nunmehr vorliegende zweite Band umfaßt die Jahre 1891—1895. Es ist in Aussicht genommen, auch künftig alle fünf Jahre einen Band erscheinen zu lassen.

* Bericht über die **Hochschulvorträge für jedermann**, veranstaltet im Frühjahr 1897 von Docenten der Universität Leipzig. Der Gedanke, die Schätze der Wissenschaft durch mündliche Vorträge weiteren Volkskreisen aus in größerem Maße als bisher zugänglich zu machen, hat zu Anfang dieses Jahres fast gleichzeitig und doch unter sich ganz unabhängig in mehreren deutschen Universitätsstädten Verwirklichung gefunden. In Leipzig waren bereits im Frühjahr 1896 eine Anzahl Universitätslehrer und andere Freunde der Sache zu Besprechungen hierüber zusammengetreten. Nachdem sich gegen Ende des Jahres zunächst 15 Docenten der Universität zu öffentlichen Vorträgen über von ihnen selbst gewählte Themen bereit erklärt hatten, wurde am 22. December 1896 einem Ausschusse, dem sieben Docenten, ein Lehrer und ein Justizbeamter als Mitglieder angehörten, die geschäftliche Leitung des Unternehmens übertragen. Man hatte sich darüber verständigt, zunächst nur mit Einzelvorträgen aus den verschiedensten Wissensgebieten an die Oeffentlichkeit zu treten und die Fragen der Einrichtung förmlicher Unterrichtscurse, sowie der künftigen Organisation des Unternehmens zu vertagen, bis genügende Erfahrungen gesammelt sein würden.

Als Vortragslocal war ursprünglich das der Universität gehörige, etwa 450 Personen fassende Czermak'sche Spectatorium in Aussicht genommen worden. Die Kosten der Heizung und Beleuchtung dieses Locals hatte das königliche Cultusministerium in dankenswerther Weise bewilligt. Allein schon der Andrang zum ersten Vortrag war so bedeutend, daß die Wahl eines geräumigeren Locals alsbald zur Nothwendigkeit wurde. Durch das freundenswürdige und uneigennützige Entgegenkommen des Hrn. Theaterdirectors Stoegmann wurde für die Vorträge das 1153 Personen fassende Karolatheater zur Verfügung gestellt, das sich vermöge seiner ausgezeichneten Akustik und angenehmen Raumeintheilung als hiefür vorzüglich geeignet erwiesen hat. Nur ein Vortrag, der sechste, mußte, da das Theater an diesem Abend nicht frei war, in den Theatersaal des Krystallpalastes (1500 Personen fassend) verlegt werden. Die Vorträge begannen jedesmal 8½ Uhr Abends und dauerten je nicht über eine Stunde.

Es sind folgende 12 Vorträge gehalten worden: I. Professor Ostwald: Goldmacher sonst und jetzt. II. Prof. Credner: Die Entstehung der Gebirge. III. Prof. Ratzel: Alte und neue Reisebeschreibungen. IV. Prof. Marshall: Das Wandern der Thiere. V. Prof. Wittowski: Die Anfänge des deutschen Theaters. VI. Prof. Lamprecht: Der Uebergang der Politik des Deutschen Reiches zur Weltpolitik. VII. Prof. Sohm: Der Dienstvertrag nach dem Bürgerl. Gesetzbuch. VIII. Privatdocent Hassert: Aus den Gebirgsländern der Balkanhalbinsel: das Fürstenthum Montenegro. IX. Prof. Schmidt: Der Buddhismus in Ceylon. X. Professor Binding: Die (staatsrechtliche) Eigenart des Deutschen Reiches. XI. Prof. Lestien: Die Begründung und älteste Geschichte des russischen Staates. XII. Prof. Elster: Goethe's nationale Gesinnung. Der letzte angekündigte Vortrag des Professor Dr. Bücher: Die Lage des Handwerks in Deutschland, bei dessen Behinderung Prof. Dr. v. Schubert-Soldern mit einem Vortrag über die sociale Bedeutung der ästhetischen Bildung einzutreten bereit war, konnte äußerlicher Umstände wegen nicht stattfinden. Prof. Dr. Schmidt war für Privatdocent Dr. Conrady (Die Beziehungen der chinesischen Cultur zur abendländischen) eingetreten.

Für die Vorträge waren Serienkorten zum Preise von 1 M., im ganzen 650 Stück, aus nur zum Besuch eines bestimmten Vortrages berechtigende Einzelkarten zum Preise von je 10 Pfg., und zwar hievon für jeden Vortrag 500 Stück, für den VI. 850 Stück, vom X. Vortrag ab je 550 Stück ausgegeben worden. Den Verkauf dieser Karten haben unentgeltlich fünf Geschäfte in Leipzig zu übernehmen die Güte gehabt. Alle Karten sind meist in wenigen Stunden von der Ausgabe ab (jedesmal Dienstags früh) vergriffen worden, sehr zahlreiche Nachfragen konnten nicht befriedigt werden, nur für den letzten Vortrag sind bei 3 Verkaufsstellen zusammen 4 Karten unverkauft geblieben. Die Besucher waren gebeten worden, die Karten an hiezu vorgedruckten Stellen mit dem Namen des Hörers, Angabe des Standes oder Berufs und der

Wohnung auszufüllen. Nur 3 Proc. von den männlichen und 10 Proc. von den weiblichen Besuchern haben die Karten ganz oder theilweise unausgefüllt gelassen. Zu bemerken ist noch, daß, soweit Plätze verfügbar blieben, zu jedem Vortrage schließlich noch eine Anzahl Besucher, schätzungsweise mindestens je 50, auch ohne Karten zugelassen worden sind. Die Controle und Abnahme der Karten war von 20 Studirenden der Universität, eingetheilt in zwei Cötus, freundlichst übernommen worden. Am Saaleingange fand Kartenverkauf nicht statt.

Die Vorträge sind nach Maßgabe der abgegebenen Karten von insgesammt 10,546 Hörern (8078 oder 76.6 Proc. männlichen und 2468 oder 23.4 Proc. weiblichen) besucht worden. Die männlichen Besucher vertheilen sich nach den Berufskarten mit 22.8 Proc. auf Industrie und Gewerbe, 10.7 Proc. polygraphische Gewerbe, 18.7 Proc. Handelsgewerbe, 4.0 Proc. Verkehrsgewerbe, 9.6 Proc. wissenschaftliche Berufe, 0.3 Proc. persönliche Dienste, 2.4 Proc. Privatbeamte, 5.0 Proc. öffentliche Beamte und 3.1 Proc. Verschiedene. Von den weiblichen Besuchern waren 8.6 Proc. verheirathet oder verwittwet, 14.8 Proc. unverheirathet. Eine strenge Scheidung nach selbständigen und unselbständigen Berufsausübenden erwies sich auf Grund des statistischen Materials nicht als durchführbar, doch dürfen allein aus den beiden erstgenannten Berufsgruppen mindestens 30 Proc. aller Besucher den vorzugsweise sogenannten arbeitenden Classen zugezählt werden. Die gesammte Besuchsziffer stellte sich bei den einzelnen Vorträgen auf 259 (I), 1063 (II), 1006 (III), 953 (IV), 962 (V), 1177 (VI), 843 (VII), 891 (VIII), 889 (IX), 883 (X), 796 (XI) und 824 (XII) Personen. Sie weist also im ganzen einen nicht unbeträchtlichen Rückgang auf. Vergleicht man den zweiten und den letzten Vortrag, so ergibt sich, daß die Besuchsziffer im ganzen um 22.5 Proc. gesunken ist. Da sich jedoch die weiblichen Besucher um volle 52.9 Proc. vermehrt haben, so trifft der Rückgang mit insgesammt 38 Proc. ausschließlich die männlichen Besucher. Nach Berufsarten vertheilt sich dieser Rückgang wie folgt: Industrie und Gewerbe von 100 auf 35 = 65 Proc., polygraphische Gewerbe von 100 auf 52 = 48 Proc., Handelsgewerbe von 100 auf 74 = 26 Proc., Verkehrsgewerbe von 100 auf 80 = 20 Proc., wissenschaftliche Berufe von 100 auf 91 = 9 Proc., Privatbeamte von 100 auf 75 = 25 Proc. und öffentliche Beamte von 100 auf 74 = 26 Proc. Dem entspricht es auch, daß bei den einzelnen Vorträgen von den ausgegebenen Karten unbenutzt gelassen worden sind:

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.	X.	XI.	XII.	Vortrag
Serienkarten:	9	10	15	22	20	25	34	30	29	36	46	43	Procent.
Einzelkarten:	—	11	13	14	13	20	20	15	16	17	21	19	Procent.

Der Rückgang der Besuchsziffer kommt also weit überwiegend auf Rechnung der Inhaber von Serienkarten.

Nach dem Wohnort vertheilen sich die Besucher mit 5978 Personen oder 57 Proc. auf Alt-Leipzig — davon allein 3270 oder 31 Proc. auf die Südvorstadt — mit 4147 (39 Proc.) auf die einverleibten Vororte, mit 243 (2 Proc.) auf die nähere und weitere Umgebung, während bei 178 Personen (2 Proc.) der Wohnort nicht angegeben ist.

Von allen Beobachtern wird einstimmig die vortreffliche Haltung der Zuhörerschaft gerühmt. Beim Eintritt in das Theater, der namentlich bei den ersten Vorträgen unter sehr starkem Andrang der Besucher erfolgte, wurde dem weiblichen Geschlecht und dem Alter bereitwillig der Vortritt gelassen. Die Einnahme der Plätze, deren Wahl völlig freigegeben war, vollzog sich ohne Schwierigkeiten, die Aufmerksamkeit während der Vorträge selbst war musterhaft, jedem Vortragenden wurde reicher Beifall gezollt.

Endlich ist mit besonderem Dank noch die Unterstützung hervorzuheben, deren sich das Unternehmen durch die örtliche Tagespresse zu erfreuen hatte. Sie brachte fast ohne Ausnahme regelmäßige, auf die Vorträge aufmerksam machende Notizen und berichtete ausführlich über ihren Inhalt. Hauptsächlich dadurch ist es ermöglicht worden, daß die Vorträge sich auch finanziell selbst getragen und laut des nachfolgenden Rechnungsabschlusses sogar mit einem kleinen Ueberschuß abgeschlossen haben, der als Grundstock für künftige Fortführung der Sache Verwendung finden soll.

Der Einnahme aus dem Kartenverkauf, M. 1284.60, stehen an Ausgaben gegenüber: für Porto M. 13.21, städtische Steuern und Gebühren M. 10.50, Bureaubedarf M. 28.50, Localmiethe M. 772.95, Druckkosten M. 220.60, verschiedene Hülfeleistungen M. 51.75, in Summa M. 1097.51, so daß sich ein Ueberschuß von M. 187.09 ergibt.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 8. April. Vorsitzender Secretar: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Schwarz las: „Ueber ein bestimmtes Problem der Variationsrechnung, zu dessen vollständiger Lösung elementare Hülfsmittel ausreichen." Der Vortragende behandelte die Aufgabe, diejenige stetige Function $z = f(x, y)$ der beiden reellen Veränderlichen x, y zu bestimmen, für welche, wenn $\frac{dz}{dx} = p, \frac{dz}{dy} = q$ gesetzt wird, das Doppelintegral $\iint \sqrt{p^2 + q^2}\, dx\, dy$ den kleinstmöglichen Werth annimmt, vorausgesetzt, daß die Werthe der Function $f(x, y)$ längs der Begrenzung des Integrationsgebietes vorgeschrieben sind. 2. Hr. Kohlrausch legte eine Mittheilung des Prof. Dr. Wien in Aachen vor: „Ueber die Temperatur der Planeten." Die Endtemperatur, welche die Planeten vermöge der Sonneneinstrahlung und der eigenen Ausstrahlung erhalten, wird auf Grund des Stefanschen Strahlungsgesetzes mit der Emissionsconstanten von Groth und der Solarconstanten von Langley unter einigen vereinfachenden Annahmen berechnet. 3. He. Dümmler überreichte den Jahresbericht über die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica für das Jahr 1896. — Die philosophisch-historische Classe hat Hrn. Prof. Dr. Dessau in Charlottenburg für die Bearbeitung des 2. Bandes der Prosopographie der römischen Kaiserzeit 832.50 M. und dem Oberlehrer Hrn. Dr. Ellinger in Berlin zum Zweck bibliothekarischer Untersuchungen über neulateinischer Literatur in Süddeutschland und Oberitalien 500 M. bewilligt. Die physikalisch-mathematische Classe hat bewilligt: Hrn. Prof. Dr. Pascheo in Hannover zu Versuchen über die Energie in den Spectren schwarzer Körper 1100 Mark; Hrn. Prof. Dr. Drechsel in Bern zur Fortführung seiner Untersuchungen organischer Jodverbindungen bei Thieren auf der zoologischen Station in Neapel 500 Mark; Hrn. Dr. Norbert Herz, zur Zeit in Heidelberg, zur weiteren Reduction der von ihm auf der v. Kuffner'schen Sternwarte in Wien beobachteten Zonen 1000 Mark. — Die Akademie hat das correspondirende Mitglied der physikalisch-mathematischen Classe Hrn. James Joseph Sylvester in London durch den Tod verloren.

Albanesischer sprachwissenschaftlicher Congreß. Am 20.—21. Februar l. J. tagte unter dem Vorsitz des Prof. Ritter Pirolamo de Rada in Lungro in Calabrien der zweite albanesische sprachwissenschaftliche Congreß, dem Personen aus den besseren Ständen von Sofia, Macchia Albanese, Giorgio Albanese, Firmo, Vallagorio, Frascineto, ferner 55 Personen von Lungro, die Vertreter der Gemeinden S. Demetrio Corone, Firmo, Acquaformosa, des Vereins „Pro civitate" von Bologna und zwei Albanesen von Bukarest beiwohnten. Beiträge sandten alle bestehenden albanesischen Vereine in Italien und anderen Ländern, aber kein einziger Albanese aus Albanien selbst. In seiner Eröffnungsrede hob Ritter de Rada den literarischen Zweck des Congresses hervor und constatirte, daß der politische status quo Albaniens unter den gegenwärtigen Bedingungen der albanesischen Nationalität die beste Garantie biete. Der Congreß sandte eine Adresse an den König von Italien, an Crispi und einige größere Zeitungen Italiens. In der Sitzung vom 21. Februar wurden die Statuten einer „Société nationale albanaise" berathen und beschlossen. Diese stellen folgende Aufgaben: 1. ein gleichförmiges albanesisches Alphabet zu schaffen; 2. ein Wörterbuch zusammen zu stellen; 3. eine italienisch-albanesische Rundschau zu veröffentlichen; 4. Beziehungen mit dem Mutterland anzuknüpfen. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Lungro, zählt Ehrenmitglieder (Albanophile aller Nationen), Gründungs- und wirkliche Mitglieder; Präsident ist Ritter Anf. Larrecchio de Vallagorio, Vicepräsident Ritter Luigi Lanza de Greci di Puglia und Ritter Giov. Damis in Lungro; Secretär Prof. Camillo Baccaco in Lungro.

hw. Darmstadt. Die Frequenz der hiesigen Technischen Hochschule war im vergangenen Winterhalbjahr nach den Mittheilungen der Hessischen Centralstelle für die Landesstatistik auf die stattliche Gesammtzahl von 1160 Studirenden gestiegen, darunter 313 Hessen, 660 aus anderen deutschen Staaten, 187 Ausländer. Die höchste Zahl, 418, widmet sich dem Studium der Elektrotechnik, 323 dem Maschinenbau, 134 dem Ingenieurwesen ꝛc.

* Coblenz. Am 17. starb hier im Alter von 75 Jahren der frühere Gymnasialoberlehrer Dr. Johannes Baumgarten, geschätzt als einer der besten Kenner französischer Sprache und

Literatur. Unter den zahlreichen Schriften, die er diesen Gegenständen gewidmet, nimmt die erste Stelle ein sein Glossaire des Idiomes populaires du Nord et du Centre de la France. Daneben schrieb er populär geographische Werke, besonders über unsre afrikanischen Colonien, und Reiseführer für die Mosel- und Lahngegend.

n. **Jena.** Den 12. Deutschen Geographentag eröffnete am 22. April Admiralitätsrath Georg Neumayer von Hamburg mit einem Bericht über die Thätigkeit der vom vorigen Bremer Tage ernannten Commission für Südpolarforschung. Hierauf trug Dr. Hermann Meyer aus Leipzig über seine Expedition nach Centralbrasilien vor, Dr. Heinrich Zimmerer aus München sprach über deutsche Forschung in Kleinasien, während Roman Oberhummer jun. den Bericht über ihre gemeinsame Reise durch Syrien und Anatolien übernommen hatte. Nachmittags hielt Oberlehrer H. Fischer (Berlin) einen oft mit treffender Satire gewürzten Vortrag zur äußeren Lage des Geographieunterrichts in Preußen; Prof. Sievers (Gießen) legte sodann einen Plan vor, wie zur Gewinnung praktischer Anschauung für die späteren Geographielehrer größere Unterrichtsreisen mit Studirenden zu unternehmen seien. Als dritter Redner referirte Prof. Palacky (Prag) über die Anlegung geographischer Herbarien. Den Abend beschloß ein Bankett. Am zweiten Tage wurden die schwebenden Fragen der Erdbebenkunde, des Magnetismus und der Geodetonik von Prof. Supan (Gotha) und Dr. Edm. Naumann (München) behandelt. Als nächster Versammlungsort wurde auf Vorschlag des Prof. Partsch Breslau erwählt. Nachmittags wurden die optischen Fabriken von Zeiß u. Schott besucht. Abends gab die Stadt Jena den Gästen einen Festcommers. Am 24. wird Prof. Eugen Oberhummer (München) seinen Bericht über die deutsche Landesforschung abstatten. Nachmittags findet ein Ausflug nach Weimar zur Festvorstellung im großherzogl. Theater statt. Zum Schluß folgen noch geologische Excursionen ins Thal der Saale und der Besuch des Schlachtfeldes von Jena.

* **Berlin.** Für das astrophysikalische Observatorium in Potsdam wird ein neuer photographischer Refractor gebaut. Er besteht aus zwei parallelen Fernrohren, von denen das eine zu photographischen Aufnahmen, das andere als Leitfernrohr dient. Die Linse des ersteren hat einen Durchmesser von 80 Ctm. und eine Dicke von 12 Ctm. Obgleich das Glas dieser Linse die größte Reinheit und Durchsichtigkeit besitzt, die sich erzielen läßt — es wird von dem mit Unterstützung der preußischen Regierung arbeitenden glastechnischen Institut zu Jena hergestellt —, so geht doch von dem auffallenden Lichte die Hälfte verloren, wie genaue Messungen an den betreffenden Glassorten festgestellt haben. Dieser Verlust rührt zum Theil von der Absorption in der riesigen Glasmasse, zum Theil von der Reflexion des Lichtes an den Linsenflächen her. Immerhin wird der neue Refractor den bisher gebrauchten um das Vierfache an Lichtstärke übertreffen. — Prof. Dilthey macht am schwarzen Brett der Universität bekannt, daß er die von ihm angekündigte Vorlesung über Logik zu halten verhindert ist und daß Dr. Simmel übernommen hat, die Vorlesung in den gleichen Stunden zu lesen. Prof. Dilthey befindet sich zum Zweck literarischer Arbeit im Urlaub.

* **Greifswald.** Den 70. Geburtstag feierte am 21. d. M. der Senior der philosophischen Facultät, Dr. Heinrich Limpricht, Professor der Chemie, deren organischen Theil er, aus Wöhlers Schule hervorgegangen, durch vielseitige Untersuchungen gefördert hat.

* **Amsterdam.** Am 17. d. M. starb 73jährig und seit Jahren erblindet Dr. A. D. Lamme, weiland Professor der Theologie an der hiesigen Universität, einer der entschiedensten Vertreter der kritisch-theologischen Forschung, die er über die negativen Ergebnisse der Tübinger Schule sogar noch, zum Theil ins bedenklich Unhaltbare, hinaus führte. Dauernden Verdienst erwarb er sich als Kenner und Förderer der Geschichte der altniederländischen Kirchenmusik.

* **London.** Sir Henry Thompson hat dem königlichen astronomischen Observatorium in Greenwich ein Teleskop geschenkt für photographische Aufnahme des Himmels, und zwar das größte und stärkste Instrument, das für dergleichen Untersuchungen in Europa und Amerika existirt.

—?— **St. Petersburg,** 19. April. Die Londoner königliche geographische Gesellschaft hat dem Senator P. P. Sjemjonoff, Vicepräsidenten der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft, ihre höchste Auszeichnung, die „Royal Founders-Medal", für seine gelehrte Arbeit über Asien, eine Ergänzung zum gleichnamigen klassischen Werk Carl Ritters, verliehen. Der russische Gelehrte hat sich um die Erforschung Centralasiens in hervorragender Weise verdient gemacht und genießt in Rußland einen bedeutenden Ruf.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Edmund Karl Preiß: Cuba unter spanischer Regierung. Landesgesetze und statistische Daten. Autoris. Uebersetzung. New-York 1897. — *L'insurrection de la Crète* 1896—97, l'intervention de la Grèce etc. Athènes, J. Anghelopoulos 1897. — Dr. Friedrich Tezner: Politische Bildung und Patriotismus. Wien, Manz 1897. — Waldemar Zettel: Die Zündmaterialfabrication nach dem heutigen Standpunkte. (A. Hartleben's Mechanisch-technische Bibliothek Bd. IX.) Wien etc., A. Hartleben 1897. — Dr. Emil Steinbach: Rechtsgeschäfte der wirthschaftlichen Organisation. Wien, Manz 1897. — Dr. Mehemed Emin Efendi: Cultur und Humanität. Würzburg, Stahel 1897. — Willy Pastor: Wanderjahre, sociale Essais. Berlin, Schuster u. Löffler 1897. — *Gaetano Negri:* Segni dei tempi, profili e bozzetti letterari. Meditazioni vagabonde, oggi critici. Milano, Ulrico Hoepli 1897. — Karl Theodor Gaedertz: Emanuel Geibel, Sänger der Liebe, Herold des Reichs. Leipzig, Georg Wigand 1897. — Karl du Prel: Das Kreuz am Ferner, byzantinisch-spiritistischer Roman. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Vademecum für Radfahrerinnen. Wien, Verlag der „Wiener Mode" 1897. — *François Aymé:* Une éducation impériale, Guillaume II. Paris, L.-Henry May. — Wilhelm Raabe: Unsres Herrgotts Canzlei, eine Erzählung. 3. Aufl. Magdeburg, Creutz 1897. — Die türkische Armee und Marine in ihrer gegenwärtigen Uniformirung dargestellt auf 12 Tafeln mit Abbildungen von Offizieren und Soldaten. Gezeichnet von R. Knötel, nebst ausführlichen Erläuterungen. Rothenow, Max Babenzien. — Maurice Maeterlinck: Pelleas und Melisande. Autoris. Uebers. v. George Stockhausen. Berlin, F. Schneider u. Co. 1897. — August Guntermann: Der Spion, Erzählung. Freiburg i. Br., Paul Waetzel. — Marie Bernhard: Die Erbin von Glückshafen, Roman. 2. Aufl. Berlin, Albert Goldschmidt 1897. — Albert Fallenberg: Schiffbruch, Novellen. München und Leipzig, August Schupp 1897. — Wilhelm Arent: Auf neuen Bahnen. Berlin, August Trubner 1897. — Rudolf Golm: Ein falsches Liebeslied, Novelle. Dresden etc., E. Pierson 1897. — Marie Dobeli: Schlichte Weisen, Gedichte. 2. Aufl. Zürich, Schweizer Frauenheim 1897. — *Arturo Pfungst:* Poesie scelte, tradotte da L. di San Giusto. Torino, Carlo Clausen 1897. — Ferdinand Schultz: Die geschichtliche Entwicklung der Gegenwart seit 1815. (2. Aufl. der Geschichte der neuesten Zeit.) Bd. I. Dresden, L. Ehlermann 1897. — Elise Ichenhaeuser: Erwerbsmöglichkeiten für Frauen. Berlin, F. Ebhardt u. Co. — A. M.: Die Staatskirche und das Volkselend, Pastorenbriefe. Zürich, J. Schabelitz 1897. — Ludwig Fulda: Der Sohn des Kalifen, dramatisches Märchen. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Rudolf Presber: Der Vicomte, Komödie. Ebd. — Dr. Franz Hartmann: Die Bhagavad Gita, das Lied von der Gottheit, ins Deutsche übertragen. 2. Aufl. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. S. 1897. — Heinrich Düntzer: Goethe's lyrische Gedichte erläutert, 8. u. 9. (Erläuterungen zu den deutschen Classikern Bd. 68 u. 69). Leipzig, Ernst Hoppe 1897. — Dr. Reinhold Günther: Frauenschönheit im Spiegel der Jahrhunderte, Studien und Schilderungen. Zürich und Leipzig, Th. Schröter. — Arthur Pfungst: Loelonis, eine Dichtung. 3. Theil: Philalethes. Berlin, Ferd. Dümmler 1897. — Per Hallström: Verirrte Vögel, Skizzen. Aus dem Schwed. von Francis Maro. (Collection Minos). Erfurt etc., Eduard Roos 1897. — Heinrich Mann: Das Wunderbare u. a. Novellen. — Hermann Bang: Fräulein Cajo. Aus d. Dän. von R. Blumenreich. — Guy de Maupassant: Pariser Abenteuer u. a. Novellen, übers. v. Dr. A. Vöglin. (Kleine Bibliothek Langen, Bd. IV—VI.) München etc., Albert Langen 1897. — Professor Dr. Max Schattenfroh: Denkschrift zur Einweihung des hygienischen Instituts der Universität Freiburg i. B. Mit Abbildungen. Freiburg und Leipzig, J. C. B. Mohr 1897. — Victor Tilgners ausgewählte Werke; Text von Dr. Albert Ilg. Lfg. IV. Wien, J. Löwy 1896. — Simplicissimus-Album. IV. Heft, Januar bis März 1897. München etc., Albert Langen. — A. v. Schweiger-Lerchenfeld: Atlas der Himmelskunde. Lfg. 1. Wien, A. Hartleben.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Samstag, 24. April. Nummer 91.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg. I. Von Adolf Michaelis. — Volkschorvereine und die evangelischen Kirchengesangvereine. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg.

Von Adolf Michaelis.

I.

Am 1. Mai feiert die Universität Straßburg den Abschluß ihres ersten Vierteljahrhunderts. Wie es sich für eine „silberne Hochzeit" schickt, soll das Fest auf eine Familienfeier beschränkt bleiben. Keine Einladungen an die Schwesteruniversitäten sind erlassen worden, keine Festdeputationen werden erwartet, nur die früheren Lehrer und die alten Schüler der Straßburger Universität sind zur Mitfeier eingeladen worden, und es scheint, daß sie der Einladung in erfreulicher Zahl entsprechen werden. Namentlich die älteren Semester bezeugen den lebhaftesten Antheil an dem Ehrentage ihrer noch immer jugendlichen alma mater.

In der bisherigen kurzen Geschichte der Universität heben sich äußerlich vier festliche Momente am deutlichsten hervor. Zuerst der 1. Mai 1872, wo in dem zeltüberspannten Hofe des alten Rohan'schen Schlosses, das der Universität und Bibliothek zu vorläufiger Unterkunft zugewiesen war, die neue Hochschule eröffnet ward, „auf daß an ihr," wie es im kaiserlichen Stiftungsbrief hieß, „im Dienst der Wahrheit die Wissenschaft gepflegt, die Jugend gelehrt und so der Boden bereitet werde, auf welchem mit geistiger Erkenntniß wahrhafte Gottesfurcht und Hingebung für das Gemeinwesen gedeihen". Der Oberpräsident v. Möller, der altstraßburgische erste Rector, der ehrwürdige Bruch, der glänzende Festredner Anton Springer, die Abgesandten aller Universitäten deutscher Zunge aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz gaben der weihevollen Stimmung lebhaften Ausdruck. Als dann das erste Lustrum beendigt war, ward die Maifeier des Jahres 1877 durch die Anwesenheit des erhabenen Stifters selbst verherrlicht, der wenige Tage zuvor der Universität auf ihre Bitte den Ehrennamen Kaiser Wilhelms-Universität verliehen hatte und nun in seiner zugleich ernsten und leutseligen Weise der neuen Stiftung und ihren Vertretern Worte der Mahnung und der Anerkennung widmete. Neun Jahre später, im September 1886, besuchte der alte Kaiser zum letztenmale Straßburg, mußte es aber seinem damals noch in voller Gesundheit strahlenden Sohne überlassen, der Universität seinen Gruß zu überbringen. Der Kronprinz hatte schon zur Eröffnungsfeier seine und seiner Gemahlin Glückwünsche in die schönen Worte gekleidet: „Möge die neue Hochschule eine Pflanzstätte deutschen Geistes und deutschen Lebens werden, möge sie muthigen Sinnes eintreten in die Reihe ihrer Schwestern für deutsche Wissenschaft und wahre Bildung, und möge ihr endlich beschieden sein, ihr Werk des Friedens in Frieden zu vollenden." Jetzt erschien er, von Fürsten und Prinzen umgeben, im Lichthofe der Universität, und unvergeßlich ist es allen Theilnehmern geblieben, wie der schöne Mann, die beiden Hände fest auf das Schwert gestützt, das stolze Haupt hoch erhoben, in seiner schwungvollen und herzgewinnenden Art ernste Worte zu ihnen sprach, Worte, welche einen Stachel in der Seele zurückließen.

Zwischen diese beiden fürstlichen Besuche fällt der vierte Festtag unsrer Universität, die Einweihung des vom Reiche geschenkten neuen Universitätsgebäudes am 27. October 1884. „Grad' in der Mitte ihres Lebensweges" gelegen, bezeichnet dieser Tag den schärfsten Einschnitt in dem bisherigen Leben der Universität. Bis dahin reichte die Zeit der Gründung. In zerstreuten und durchweg ganz unzulänglichen Localitäten entwickelte die Universität ihre Thätigkeit, aber alle, Lehrende wie Lernende, waren von dem Bewußtsein erfüllt, daß man auf einem vorgeschobenen Posten stand, daß es galt, Neues zu schaffen, daß jeder Einzelne sein Bestes einsetzen müßte, um diese Neugründung Deutschlands würdig zu gestalten. Die Unbequemlichkeiten der Anfangszustände wurden leicht ertragen, ein bei aller Verschiedenheit der Elemente gleichstrebender idealer Sinn durchzog das Ganze. Als dann mit der Vollendung des Universitätsgebäudes geordnete, ja glänzende Einrichtungen an die Stelle der provisorischen Nothbehelfe traten, als zu den naturwissenschaftlichen Palästen auch eine medicinische, klinische Anstalt nach der andern emporwuchs, da verwandelte sich das mit so viel Mühe und Anstrengung Errungene bald in einen selbstverständlichen Besitz. Straßburg ward eine Universität wie die anderen; daß die Universitätsanstalten hier besonders gut eingerichtet, besonders reichlich ausgestattet seien, ward als bekannte Thatsache hingenommen, und an die Stelle der Freude am Errungenen trat wohl auch einmal otakelnde Kritik am Bestehenden. Es liegt in der Natur dieser Verhältnisse, daß die später Hinzugetretenen, die bereits fertige Zustände vorfanden, unendlich anders zu der ganzen Stiftung standen und stehen als die Veteranen, die alle Sorgen und Freuden der Gründung mit durchgemacht haben. Es ist im kleinen ein ähnlicher Unterschied, wie im Leben des Deutschen Reiches zwischen den schöpferischen siebziger Jahren und der kritischen und nüchternen Folgezeit.

Am 24. Mai 1871 hatte der Reichstag den Antrag auf Errichtung einer deutschen Hochschule im wiedergewonnenen Reichslande gestellt, der seinen ordnungsmäßigen Weg weiterlief. Da entsachte die durch den Grafen Bismarck-Bohlen übermittelte Kunde, daß die französische Republik mit dem Plan umgehe, in Nancy mit besonderer Rücksicht auf die studirende Jugend Elsaß-Lothringens eine Universität zu gründen, den Feuereifer des eifernen Kanzlers. Seinen Plan genehmigte der Kaiser von Ems aus in der inhaltreichen Depesche „Straßburg, Nancy, Roggenbach einverstanden". Der Frhr. v. Roggenbach ward bereits Ende Juli mit der Organisation der neuen Universität beauftragt. Er rechtfertigte völlig das in ihn gesetzte ehrenvolle Zutrauen. Im Laufe des Herbstes und des Winters wurden

Digitized by Google

die allgemeinen Fragen geordnet und ein halbes Hundert Professoren für den neuen Lehrkörper gewonnen. Einen Kern konnten wenigstens zum Theil die Facultäten der französischen académie abgeben, die Napoleon nach den Stürmen der Revolutionszeit an die Stelle der alten Straßburger Universität von 1567 gesetzt hatte. In der That traten alsbald aus der diesseit wie jenseit der Vogesen hoch angesehenen theologischen Facultät 5 (Bruch, Reuß, Schmidt, Baum, Cunitz), aus der faculté des lettres 4, aus der faculté des sciences 2, aus der medicinischen ein Professor (dem später noch 3 andere folgten) in den Dienst der neuen Universität über. Der größere Theil des Lehrkörpers mußte aber von den übrigen deutschen Universitäten und sonstigen Lehranstalten berufen werden. Die Ursprungsorte, aus denen die 57 am 20. April 1872 durch kaiserliche Urkunde angestellten Professoren nach Straßburg übersiedelten, bildeten denn auch eine gar bunte Musterkarte. Zu den 12 Altstraßburgern und 4 bereits im Elsaß thätigen deutschen Beamten traten 19 Professoren aus Preußen, 13 aus dem übrigen Deutschland, 3 aus schweizerischen, 2 aus österreichischen Universitäten, endlich je einer aus Athen und Lyon. Noch heute sind von jenen 57 Erstberufenen 13 in Straßburg thätig und 3 von ihnen sind emeritirt,[1]) während 15 an anderen Universitäten (allein in Berlin 5) ein Lehramt versehen, einer heute das preußische Universitätswesen lenkt. Somit sind von jenen 57 noch 32, also mehr als die Hälfte, am Leben und meistens noch in voller Thätigkeit: ein deutliches Anzeichen von der fast durchgängigen Jugendlichkeit des anfänglichen Lehrkörpers. In der That, während damals das Durchschnittsalter der Ordinarien an den deutschen Universitäten insgesammt 53, an der Berliner Universität allein gar 62 Jahre betrug, brachte es Straßburg nur auf einen Durchschnitt von 45 Jahren, und auch dies nur dank den meist bejahrteren altstraßburgischen Collegen; die neu berufenen 34 Ordinarien kamen nicht über einen Durchschnitt von 39 Jahren hinaus. Das ist nun in den 25 Jahren anders geworden: heute sind auch die 53 noch im Berufe thätigen Straßburger Ordinarien glücklich bei jenem normalen Durchschnittsalter von beinahe 52 Jahren angelangt.

Als der alte Kaiser 1877 die Universität besuchte, legte er es den Professoren ans Herz, nicht fahnenflüchtig zu werden, sondern der übernommenen besonderen Aufgabe treu zu bleiben. Demgemäß wurden denn auch allerlei Schutzwehren errichtet, welche es erschweren sollten, daß wenigstens die preußischen Universitäten der neuen Pflanzung nicht allzu viele edle Reiser entzögen. Allein die Freizügigkeit, auf der die Blüthe der deutschen Universität zu gutem Theile beruht, ließ sich durch solche Mittel nicht hemmen. Leipzig hatte durch die Berufung Springers und Bindings das Signal gegeben, Berlin war mit der Gewinnung Brunners und Leydens gefolgt, und eben in jenen Tagen des Kaiserbesuchs und der kaiserlichen Mahnung verhandelte das preußische Cultusministerium mit Scherer über seine Uebersiedlung nach Berlin! Heutzutage ist fast ein Dutzend alter Straßburger Professoren an der Berliner Universität thätig, der jetzige Rector Brunner, die Mediciner Gusserow, Jolly, v. Leyden, Waldeyer, in der philosophischen Facultat Brandl, Köhler, Scheffer-Boichhorst, Erich Schmidt, Schmoller, Warburg; dazu kamen einst die Verstorbenen Kundt, Scherer, Julius Weizsäcker; endlich außerhalb der Universität der Präsident der physikalisch-technischen Reichsanstalt Friedr. Kohlrausch und der Decernent für die Universitäten im Cultusministerium Althoff — zusammen 16. In Leipzig sind Binding, Sohm und Windisch, dazu einst Springer und Janitschek, in München Baeyer, Brentano und Groth, dazu einst Rudolf Schöll, durch die Straßburger Lehrthätigkeit hindurch gegangen. Es gibt überhaupt wenige deutsche Universitäten, an denen nicht ein oder einige frühere Straßburger lehrten; es mögen nur noch Herm. Schultz in Göttingen, Heinr. Nissen in Bonn, F. X. Kraus in Freiburg, Wilh. Kohlrausch in Hannover, Röntgen in Wurzburg, Rosenbusch in Heidelberg genannt sein. Im ganzen ist es etwa ein halbes Hundert alter Straßburger Professoren, die sich auf die deutschen Universitäten vertheilt haben; von Berufungen von Privatdocenten, deren Berücksichtigung die Zahl leicht auf 80—90 erhöhen würde, ist dabei ganz abgesehen. So hat Straßburg seinen reichlichen Antheil an der lebhaften Blutcirculation der gesammten deutschen universitas universitatum, und daß gerade die blühendsten Universitäten Straßburg am meisten tüchtige Kräfte entzogen haben, scheint für die einsichtige Auswahl der nach Straßburg berufenen Lehrer zu zeugen.

Indessen neben dem wandernden Element gehört zur Blüthe einer Universität ebenso nothwendig das seßhafte; es bedarf auch einer Anzahl solcher Docenten, welche fremden Lockungen widerstehen. Deren hat es in Straßburg immer viele gegeben. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, an einer Anzahl von Lehrfächern zu verfolgen, wie verhältnißmäßig lange Zeit sie sich in den Händen derselben Hauptvertreter befunden haben. Ich füge die Jahre des Amtsantritts hinzu und bezeichne die noch thätigen Lehrer durch gesperrte Schrift.

So waren in der theologischen Facultät, wo der hoch verehrte Senior Eduard Reuß bis 1888 das Alte und das Neue Testament zugleich vertrat, neben ihm für das Alte Testament Kayser (1873—1885) und weiter Graf Baudissin (1876) und Nowack (1881), seit Reuß' Abgang auch Budde (1889), für das Neue Testament Holtzmann (1874) und Cunitz (1872), Spitta (1887) thätig. In der Kirchengeschichte wirkten neben Ch. Schmidt (1872) und Lucius (1883) Zöpffel (1872), v. Schubert (1891) und Ficker (1892). Für die systematischen und praktischen Fächer, deren Vertretung mehrfach zusammenfällt, ist das Verhältniß schwerer in der Kürze darzulegen.

In der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät lag oder liegt z. B. das römische Recht in den Händen von Köppen (1872) und Wlassak (1895), von Bremer (1872) und Lenel (1885). Laband (1872) ist für deutsches Staatsrecht und Privatrecht, für Handelsrecht und Rechtsgeschichte ununterbrochen thätig. Den Civilproceß vertritt ebenfalls seit dem Beginn A. S. Schultze (1872), das Strafrecht und den Strafproceß Binding (1872) und A. Nissen (1873), Merkel (1874) und van Calker (1896). In der Nationalökonomie folgten sich Schmoller (1872), Brentano (1882), Sartorius v. Waltershausen (1888); daneben Lexis (1872) und Knapp (1874).

Besonders deutlich tritt der conservative Zug in den Fächern der medicinischen Facultät hervor, wo Goltz (Physiologie), v. Recklinghausen (pathologische Anatomie), Schmiedeberg (Pharmakologie), Laqueur (Augenheilkunde) seit 1872 ihrem Amte treu geblieben sind. Hoppe-Seyler (1872) ward erst vor zwei Jahren seiner Thätigkeit durch den Tod entrissen, um durch zwei Nachfolger, Hofmeister für physiologische Chemie und Forster für Hygiene, ersetzt zu werden. Auch in den übrigen Hauptstellen sind meistens nur geringe Wechsel zu verzeichnen, in der Anatomie folgten einander Waldeyer (1872) und Schwalbe (1883), in der inneren Medicin Leyden (1872), Kußmaul (1876) und Naunyn (1887), in der Chirurgie

[1]) In der juristischen Facultät Bremer, Laband, Schultze, emeritirt Köppen; in der medicinischen Goltz, Laqueur, v. Recklinghausen, Schmiedeberg; in der philosophischen Michaelis und Nöldeke, emeritirt Weber; in der naturwissenschaftlichen Benecke, Reye, Roth, Graf Solms-Laubach (der zwischendrein einige Jahre in Göttingen lehrte), emeritirt Christoffel.

Digitized by Google

Bücke (1872) und Madelung (1894), in der Gynäkologie Gusserow (1872) und Freund (1878), in der Psychiatrie v. Krafft-Ebing (1872), Jolly (1873) und Fürstnee (1891).

Von den zahlreichen Fächern der philosophischen Facultät sind die Archäologie und die orientalischen Sprachen seit 1872 in den Händen ihrer ursprünglichen Vertreter Michaelis und Nöldeke geblieben. Geographie und Musik werden ebenso seit 1875 von Gerland und Jacobsthal vertreten, und die Aegyptologie hat ihren Repräsentanten Dümichen (1872) erst vor drei Jahren durch den Tod verloren. Geringen Wechsel weisen auf die deutsche Philologie — Scherer (1872) und Martin (1877) —, die romanische — Böhmer (1872) und Gröber (1880) —, die Sprachvergleichung — Windisch (1875) und Hübschmann (1877) —, die neuere Geschichte — Baumgarten (1872) und Varrentrapp (1890) —, die Philosophie — Laas (1872) und Ziegler (1886), Liebmann (1872) und Windelband (1882). Nur wenig stärker ist der Wechsel in der englischen Philologie — ten Brink (1872), Brandl (1892), Köppel (1896) —, in der mittelalterlichen Geschichte — Weizsäcker (1872), Scheffer-Boichorst (1876), Breßlau (1890) —, in der alten Geschichte — Köhler und Wilmanns (1872), Nissen (1878), Neumann (1884). Stärker war die Bewegung in der classischen Philologie, wo sich außer Heitz (1872—1890) neben einander Studemund (1872), Reifferscheid (1885), Leo (1888), Kießling (1889), Reitzenstein (1893) und Schöll (1875), Kaibel (1885) folgten, letzterer um eben jetzt Schwartz Platz zu machen. Am auffälligsten traten die Schwierigkeiten der Besetzung in dem noch jugendlichen Universitätsfach der neueren Kunstgeschichte hervor, indem auf den glänzenden Anfang unter Springer (1872—1873) ein mehrjähriges Interregnum folgte, bis nach manchen Schwierigkeiten Woltmann (1878), Janitschek (1881), Dehio (1892) eine zusammenhängende Reihe bildeten.

Endlich zeigt sich auch in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Facultät ein nur geringer Wechsel. Es folgten sich in der Mathematik Christoffel (1872) und Weber (1895), wozwischen Reye von 1872 an ununterbrochen thätig ist, ebenso wie in der Geologie Benecke; in der Physik Knudt (1872), Fr. Kohlrausch (1888), Braun (1895); in der Chemie Baeyer (1872) und Fittig (1875); in der Zoologie neben Schimper (1872—1879) O. Schmidt (1872) und Götte (1886); in der Botanik de Bary (1872) und Graf Solms-Laubach (1888); in der Mineralogie Groth (1872) und Bücking (1883); in der Astronomie Winnecke (1872) und Becker (1887); in der Pharmaceutik Flückiger (1873) und Schär (1892).

Dieser Ueberblick über die Kräfte, die in den Hauptlehrstellen in Straßburg während des ersten Vierteljahrhunderts thätig gewesen sind, zeigt, daß fast überall eine zusammenhängende und consequente Ausübung und Lehre der einzelnen Disciplinen, wie sie für eine neu begründete Universität doppelt wünschenswerth erscheinen muß, hat durchgeführt werden können. Kehren wie jetzt noch einmal zum Anfang zurück. Nach dem bewegten Sommersemester (1872), in dem die Universität noch einem bunten Feldlager glich, lenkte sie mit dem Herbst in ruhigere Bahnen ein. Es war nichts kleines, daß eine so gemischte Collegenschaft, wo jeder die Gewohnheiten und Erfahrungen seines bisherigen akademischen Lebens mitbrachte, ohne das feste Band einer für deutsche Universitätsverhältnisse brauchbaren ortsüblichen Tradition, sich die äußeren Formen und Regeln ihres Wirkens bestimmen sollte. Ein im Auftrag Roggenbachs von einem seiner Gehülfen rasch entworfenes erstes Statut erwies sich bald als ungenügend, und mit einem großen Aufwand deutscher Gründlichkeit wurden unter Leitung des als Organisator ebenso wie als Gelehrter und Lehrer bedeutenden ersten gewählten Rectors, Anton de Bary, die Paragraphen jenes Entwurfs[1]) in Commissionssitzungen und Plenarversammlungen wieder und wieder berathen, bis endlich diejenige Fassung des Statuts vereinbart war, die am 24. Februar 1875 die kaiserliche Sanction erhielt. Die augenfälligste Aenderung, nicht ohne Widerspruch, aber doch von einer großen Mehrheit beschlossen, war die Eintheilung der Universität in fünf, statt der im allgemeinen, namentlich in Norddeutschland, alt hergebrachten vier Facultäten. Indem von der philosophischen Facultät die meistens mit ihr verbundenen mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer zu einer eigenen Facultät abgezweigt wurden und die vielfach ihr zugewiesene Staatswissenschaft der nähee verwandten juristischen Facultät angegliedert ward, entstand eine reinlichere Scheidung der maßgebenden wissenschaftlichen Gesichtspunkte und eine zweckmäßigere Verwaltung der Facultätsaufgaben, die neben dee Lehrthätigkeit wesentlich in Prüfungen und Berufungen bestehen. Es leidet ja wohl auch keinen Zweifel, daß, wenn heutzutage zum erstenmal eine Universität gegründet würde, die Scheidung der Geistes- und der Naturwissenschaften den bestimmenden Gesichtspunkt abgeben und niemand daran denken würde, die humanistischen und historischen Disciplinen mit Physik und Chemie in dasselbe Joch zu spannen, dem Astronomen ein entscheidendes Wort bei der Berufung eines Orientalisten, dem Historikee bei der eines Botanikers zuzuweisen. Bei Prüfungen ist es ja ohne Schwierigkeit, die Hülfe von Lehrern der andern Facultäten (z. B. bei der philosophischen Facultät für Kirchengeschichte, Staatsrecht, Mathematik) in Anspruch zu nehmen; wie denn überhaupt die Scheidung in Facultäten keine Zerreißung in getrennte Körperschaften in sich schließen soll und darf.

Weniger glücklich hat sich im Laufe der Jahre die im Statut festgesetzte Gebietsabgrenzung für die einzelnen Verwaltungskörper erwiesen. Während die in ihrem Bestande geschlossenen Facultäten ihre bestimmten Aufgaben nach festem Brauch erfüllen, ist die einigende Behörde, der Senat, einem beständigen Wechsel unterworfen. In Straßburg besteht der Senat nicht, wie an vielen anderen Universitäten, aus der Gesammtheit aller ordentlichen Professoren, eine Einrichtung, die freilich ihre großen Mängel, aber auch den Vortheil hat, daß jeder Ordinarius über die allgemeinen Angelegenheiten der Universität auf dem Laufenden bleibt und seine Ansicht selbst vertreten kann. Statt dessen wechselt der Straßburger Senat infolge einer verfehlten Statutenbestimmung mit jedem Semester fast die Hälfte seiner zwölf Mitglieder, so daß keine Continuität, keine feste Tradition sich bilden kann; und was noch schlimmer ist, der Senat steht ohne innige Fühlung mit der Gesammtheit des Lehrkörpers da. Hier wird wohl einmal eine bessernde Hand angelegt werden müssen. Neben dem Senat sind dem Plenum, d. h. der Gesammtheit aller ordentlichen, außerordentlichen und Honorarprofessoren, als besondere Befugnisse die Aenderungen der Statuten und die Rectorwahl zugewiesen. In dieser Beziehung haben sich die Verhältnisse neuerdings nicht unwesentlich verschoben, indem in den letzten Jahren vielfach, nach dem Vorbild einiger anderen Universitäten, ältere Privatdocenten zu vollberechtigten, wenn auch unbesoldeten Extraordinarien gemacht werden, statt daß man ihnen anderswo nur den Professortitel verleiht. Der Werth dieser Maßregel ist nicht unbestritten. In erregteren Zeiten oder bei besonderen Anlässen kann leicht einmal ein starkes Gewicht auf die Seite derer fallen, die mit der Universität immerhin loser

[1]) Zu den stilistischen Schönheiten dieses Statuts gehörte u. a. die Bestimmung, daß der Oberpedell „außer seinen sonstigen Functionen auch die Anschläge der Docenten an das schwarze Brett zu nageln" habe.

verbunden sind, als die fest eingegliederten Vertreter bestimmter Lehrfächer.

In dieser Stellung des Plenums zeigt sich ein moderner, gewissermaßen demokratischer Zug, der hier auch sonst in manchen Anschauungen und Bräuchen hervortritt. Straßburg war wohl die erste deutsche Universität die zugunsten der bürgerlichen Rechtsprechung auf die akademische Gerichtsbarkeit verzichtete und sich nur eine Disciplinargewalt vorbehielt. Das Sportelwesen ist so weit wie möglich beschränkt, die Gebühren sind so niedrig bemessen, wie es die Rücksicht auf das, was an anderen Universitäten Brauch ist, erlaubt. Für die Professoren besteht keine Amtstracht, ein vielleicht etwas zu weit getriebener Rigorismus, namentlich in einem Lande, welches schon lange an Amtstrachten aller Art gewöhnt ist. Ebenso wenig ist ein anderer Titel gebräuchlich, als der das Amt bezeichnende des Professors. Als im Jahre 1882 unter Manteuffel ein abgehender Professor den Titel eines Geheimen Regierungsraths erhielt, suchte eine von fast allen Professoren — nur zwei schlossen sich aus — unterzeichnete Eingabe (die sogen. Unrathsadresse) der Einführung solcher leeren Titel und des damit verbundenen Kastenwesens vorzubeugen, und die Regierung hat das Angemessene dieser Anschauung anerkannt, indem seither kein solcher Titel mehr verliehen worden ist. Selbst die von auswärts hierher berufenen Hofräthe, geheimen Hofräthe, geheimen Regierungs-, geheimen Justiz- oder geheimen Medicinalräthe erhalten hier nur den prunklosen, aber bezeichnenden Professortitel. Auch von Ordenszeichen wird wenig Wesens gemacht, und die Personalverzeichnisse entbehren bei den einzelnen Namen ganz jenes anderswo üblichen reichen Schmuckes von combinirter Buchstaben- und Bilderschrift, der ihnen das Ansehen chemischer Formelbücher verleiht. Endlich hat sich die Universität Straßburg frei gehalten von dem hie und da sich geltend machenden Antisemitismus. Eine beträchtliche Anzahl ihrer Lehrer sind Israeliten; sie betreiben und lehren ihre Wissenschaft mit gleichem Eifer, gleicher Tüchtigkeit, gleichem Erfolg wie ihre christlichen Collegen und stehen in demselben Ansehen, genießen der gleichen Ehren wie diese. Auch unter den Studenten hat der Antisemitismus, trotz wiederholter Bemühungen, keine festere Wurzel geschlagen; wenigstens zeigt sich nichts von den anderswo vorkommenden Auswüchsen und von der, wie es scheint, vom Antisemitismus unzertrennlichen Verrohung der Sitten, des Benehmens, der Ausdrucksweise.

Die Zahl der Studenten hat sich von der bescheidenen Anfangszahl von 212 im ersten Semester in langsamer, aber stetiger Steigerung bis über 1000 erhoben. Das reißende, zum Theil übertriebene Anwachsen der Studentenzahl, das zu den charakteristischsten Erscheinungen des deutschen Universitätslebens während der letzten beiden Jahrzehnte gehört, hat Straßburg nicht berührt, aber Straßburg hat auch keinen Rückgang zu verzeichnen. In den ersten Jahren der Universität ward der Charakter der Studentenschaft wesentlich durch den von jenseit des Rheins kommenden Zufluß bestimmt; patriotische Väter liebten es, ihre nicht minder patriotischen Söhne hierher zu entsenden. Die altdeutschen Studenten, unterstützt von den eingewanderten Beamten bis in die höchsten Stellen hinauf, führten hier auch das deutsche Verbindungswesen ein, mit seinen Licht- und seinen Schattenseiten, von denen die letzteren viel dazu beigetragen haben, daß die alt eingesessenen Elsässer, nicht am wenigsten die ernsten und wohlmeinenden unter ihnen, dem deutschen Studententreiben fremd oder gar feindlich gegenüberstehen. Bei einer an demokratische Anschauungen gewöhnten Bevölkerung, in unsrer Zeit des nivellirenden allgemeinen Kriegsdienstes und des allgemeinen Wahlrechts, wollen die mittelalterlichen Ritterfitten nicht als eine nothwendige Form des Studentenlebens erscheinen. Je leichter sie zu Ausschreitungen führen, je deutlicher die Ausnahmestellung der Studenten sich nicht bloß in geistiger Vornehmheit, sondern auch in minder vornehmem äußeren Gehaben ausspricht, desto leichter drängt sich die Mahnung an das noblesse oblige auf. Und doch war es nur natürlich, daß die deutschen Studenten sich hier zunächst ihr eigenes Leben nach ihrer Gewohnheit schufen, da sie wesentlich auf sich selbst angewiesen waren; es fehlte hier durchaus jener seit langen Generationen gepflegte akademische Nährboden, wie beispielsweise in Heidelberg, Göttingen, Jena, der den Studenten ganz von selbst mit der Bevölkerung verwachsen läßt. Daneben aber ward in Straßburg sehr fleißig studirt, und mit berechtigtem Stolz ward jahrelang das Wort von der „Arbeitsuniversität" im Munde geführt. Waren es doch meistens die späteren Semester, die hier zu emsiger Arbeit ausgenutzt wurden; mancher Brausekopf zog sich hierher zurück, um sich endlich den Studien zu widmen. Die Fuchssemester waren dagegen lange Zeit sehr schwach vertreten, was sich natürlich im Auftreten der Studentenschaft deutlich geltend machte.

Allmählich hat sich in allen diesen Dingen eine Ausgleichung vollzogen, namentlich seit das einheimische Element unter den Studenten zahlreicher geworden ist. Jetzt machen die Elsaß-Lothringer schon seit einer Reihe von Semestern mehr als die Hälfte aller Studenten aus. Als Elsaß-Lothringer gelten dabei natürlich alle hier im Lande oder von hier Ansässigen Geborene, nicht bloß die Angehörigen alt eingesessener Familien. Letztere herrschen unter den Theologen vor, die namentlich aus dem vorwiegend protestantischen Unterelsaß stammen; auch unter den Medicinern und den Pharmaceuten finden sich viele Altelsässer. Weniger beliebt ist bei den „Eingeborenen" das Studium der Jurisprudenz, besonders wegen der herrschenden Abneigung gegen die Beamtenlaufbahn; wer von ihnen die Rechte studirt, pflegt die Advocatur oder das Notariat zu erwählen. Die verschiedenen Semester sind jetzt so ziemlich gleichmäßig vertreten, wenn auch noch immer mit einigem Vorwiegen der älteren Semester. Damit ist auch der alte Charakter als Arbeitsuniversität nicht mehr so alleinherrschend, doch würde man unsern Studenten entschieden Unrecht thun, wollte man sie für weniger fleißig als die Angehörigen anderer Universitäten erklären; im Gegentheil dürfen sie die Anerkennung beanspruchen, im allgemeinen hierin keinen anderen nachzustehen.

Es gibt aber in der That auch kaum eine zweite Universität, und zwar nicht in bloß Deutschland, an welcher die Arbeitsgelegenheiten so reichlich und so bequem zur Verfügung stünden wie in Straßburg. Ein ganzes eng zusammengedrängtes Quartier bilden, im Anschluß an das große städtische Spital, die medicinischen Anstalten und Kliniken, die eben jetzt durch den Bau einer inneren Klinik und die Einrichtung eines Instituts für Hygiene ihren Abschluß erhalten. Jede Anstalt ist gemäß den Anforderungen errichtet worden, die heutzutage als maßgebend gelten; kein Behelfen mit alten, mühsam hergerichteten Baulichkeiten und Einrichtungen hat zu mangelhaften Vorkehrungen geführt. Solche neuen, den modernen Anforderungen angepaßten medicinischen Viertel finden sich ja aber neuerdings an vielen, wohl den meisten deutschen Universitäten. Ungewöhnlicher ist eine zweite, räumlich leider ziemlich weit getrennte Anlage, die die naturwissenschaftlichen Anstalten umfaßt. Auch hier ist jedem einzelnen Fache — bisher noch mit Ausnahme des pharmaceutischen Instituts — ein eigenes geräumiges Gebäude mit allen für den Unterricht wie für die wissenschaftliche Arbeit reich ausgestatteten Vorkehrungen hergerichtet. Mit Staunen erblickt der Fremde die weite, das medicinische Viertel an Ausdehnung noch übertreffende

Digitized by Google

Gesammtheil gewaltiger Gebäude, die sich theils an den botanischen Garten und die benachbarte Sternwarte anschließen und einen schattigen Spaziergang umgeben, theils ein eigenes angrenzendes Straßenviertel einnehmen. Die erstere Gruppe endlich hat als Frontabschluß das große allgemeine Universitätsgebäude, in dem außer den akademischen Behörden und den gemeinsamen Räumen (Aula, Sitzungszimmer, Lesesaal ꝛc.) die theologische, die rechts- und staatswissenschaftliche, die philosophische Facultät und die mathematische Abtheilung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Facultät ihr stattliches Unterkommen gefunden haben. Eine ausreichende Reihe heller und praktisch eingerichteter Hörsäle wird ergänzt theils durch umfängliche Kunstsammlungen (eine ägyptologische, eine griechisch-römische, eine für altchristliche und neuere Kunst), theils durch nicht weniger als 13 Seminare.

Die seminaristische Lehrweise, welche es darauf absieht, den Studenten zu selbständiger Arbeit zu erziehen, ähnlich wie es in den medizinischen und naturwissenschaftlichen Laboratorien und Kliniken geschieht, war freilich für viele Fächer schon längst an den deutschen Universitäten eingeführt; mit solcher Consequenz wie es in Straßburg von Anfang an erstrebt worden ist, war das aber doch noch nicht geschehen, und Straßburgs Beispiel hat viel zur Ausbreitung dieser Lehrweise und der dafür nöthigen Anstalten gewirkt. Hier sind im Universitätsgebäude vereinigt ein theologisches, ein juristisches und ein staatswissenschaftliches, ein mathematisches Seminar, ferner in der philosophischen Facultät Seminare für Philosophie, für alte, für mittelalterliche und für neuere Geschichte, für classische, germanische, romanische, englische Philologie und für Geographie. Für die Archäologie, die neuere Kunstwissenschaft, die Aegyptologie sind die Uebungsräume mit den Sammlungen verbunden. Jedes Seminar verfügt aber nicht bloß über die nöthigen Räumlichkeiten, sondern auch über eine reiche Handbibliothek und sonstigen Lehrapparat. Indem alle Seminare unter einem Dach, meistens auf demselben Stockwerk sich befinden, kann eines dem andern leicht mit seinen Schätzen aushelfen. Die Bibliotheken und die Arbeitssäle stehen den Studenten vom Morgen bis zum Abend zu freiester Benutzung offen und laden förmlich zum Fleiß ein; wie denn auch manche Studenten hier ihre eigentliche Heimstätte aufschlagen. Man darf kühnlich sagen, daß den Studenten nirgendwo das Arbeiten so bequem und so ergiebig gemacht wird wie hier; denn außer den todten Hülfsmitteln des Studiums ergibt sich in diesen Arbeitsräumen auch am leichtesten der anregende und belehrende Verkehr der Studenten mit ihren Lehrern und deren Assistenten. Nimmt man dazu das akademische Lesezimmer mit seinen 360 wissenschaftlichen und belletristischen Zeitschriften, das archäologische Museum, das es mit den besten ähnlichen Universitätsanstalten, in Bonn und München, aufnimmt, die reiche Sammlung von Kunstblättern im kunsthistorischen Institut, endlich die in allen Fächern wohl versehene Universitäts- und Landesbibliothek, die großartige Schöpfung Baracks und seiner Genossen, mit ihren mehr als 700,000 Bänden — so begreift man das freudige Erstaunen und die erhöhte Arbeitslust der Studenten, die von dürftiger ausgestatteten oder minder liberal verwalteten Anstalten anderer Universitäten hierher versetzt werden. Wer diese einzige Gunst unsrer Universitätsinstitute einmal gekostet hat, Lehrer wie Schüler, bewahrt der Straßburger alma mater stets ein dankbares, manchmal etwas mit Sehnsucht oder Neid gemischtes Andenken.

Dazu kommen die schönen, durchweg neu errichteten Baulichkeiten, die die Universität dem Reiche wie dem Lande verdankt und die zusammen eine Summe von mehr als 14 Millionen Mark gekostet haben. Seit im Jahre 1874 die Arbeiten für das anatomische und pathologisch-anatomische Institut in Angriff genommen wurden, haben bis auf den heutigen Tag Spaten und Maurerkelle nicht geruht. Dabei mußte leider die Universität in zwei Theile zerrissen werden. Denn wenn auch Fürst Bismarck im Mai 1875 einer Abordnung der Universität gegenüber es für selbstverständlich erklärte, daß, wo die Möglichkeit gegeben wäre, man die neue Universität räumlich beisammen lassen würde, so erwiesen sich doch die Verhältnisse mächtiger als selbst der gewaltige Reichskanzler. Während die medizinischen Anstalten durch das Spital an die Südseite der Stadt gebunden waren, ließ sich die nothwendige Stadterweiterung nur durchführen, wenn für die übrigen Universitätsbauten ein Terrain an der Nordseite für 1¼ Million der Stadt abgekauft ward. Damit war die Zerreißung der Universität in zwei getrennte Theile entschieden, und in den mehr als zwanzig Jahren, die seitdem verflossen sind, ist es noch nicht gelungen, eine Verbindung zwischen den beiden Hälften herzustellen, welche es den Studenten erlaubte, während der akademischen Viertelstunde den Weg zurückzulegen. Für Dozenten wie Studenten bedeutet diese räumliche Trennung eine empfindliche Lockerung der Zusammengehörigkeit, eine bedauerliche Isolirung der medicinischen Facultät, doppelt bedauerlich in unsrer Zeit der Specialisirung der Wissenschaften. Sehen wir aber von diesem einen großen Uebelstande ab, so dürfen die einzelnen Gebäude durchweg als stattlich und zweckmäßig gelten; einzelne von ihnen, wie Eggerts Sternwarte und Warths Universitätsgebäude, sind geradezu als normale Lösungen der sehr complicirten Aufgaben anerkannt, die für ähnliche Bauten als vorbildlich gelten. Im Universitätsgebäude, mit seinem schönen centralen Lichthofe, sticht die durchgängige Farbigkeit wohlthuend gegen die üblichen weiß getünchten Wände ab, welche selbst so großartige Gebäude wie die Wiener und die Leipziger neue Universität aus der alten Gewohnheit der den Universitätszwecken angepaßten Klosterräume herübergenommen haben.

Volkschorvereine und die evangelischen Kirchengesangvereine.

In Nr. 66 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung hat Hr. Bernhard Scholz als ein Mittel, das Volk für die erziehlich wirksamste Kunst, die Musik, empfänglich zu machen, die Gründung von Volkschorvereinen empfohlen, in denen Männer und Frauen sich zusammenfinden sollen zum Studium erst leichter, dann der höchsten Werke der Musik.

Der abwehrenden Mahnung: „man lächle nicht darüber", hätte es kaum bedurft. Die Entwicklungsgeschichte der evangelischen Kirchengesangvereine, die seit nahezu drei Jahrzehnten als Volkschorvereine im besten Sinne des Wortes bestehen, beweist es, daß solche Vereine existenzfähig sind und großen Segen in weitesten Kreisen auch für die veredelnde Kraft der musikalischen Kunst zu verbreiten vermögen. Die Kirchengesangvereine dienen allerdings in erster Linie der evangelischen Kirche und üben somit ihre Thätigkeit auf einem begrenzteren Gebiete als Scholz in Aussicht nimmt. Aber gerade darin ist auch das wirksame Hauptferment ihres Bestandes enthalten. Wenn es auch vielleicht eine allzu kühne Hoffnung ist, von der Pflege der musikalischen Kunst als solcher und um ihrer selbst willen dauernd die Ausbreitung des veredelnden Einflusses der Musik auf weitere Kreise des Volkes durch Volkschorvereine zu erwarten, — daß ein solcher Einfluß mit zu erstreben sei, das haben die Gründer der evangelischen Kirchengesangvereine wohl auch als ihre Aufgabe erkannt. Wer die verwüstende Wirkung, welche die Musikpflege unsrer Tage, die flachste, frivolste Opernmusik mitsammt den Kraft-

productionen unsrer Militärmusiken, nicht selten auch die Leistungen unsrer Männergesangvereine massenhaft anrichten, auch nur einigermaßen zu würdigen vermag, den mußte ja über unser armes Volk ein wahrer Jammer ergreifen. Heruntergedrückt bis auf das tiefste Niveau musikalischer Verständnißfähigkeit: das mußte für die große Mehrheit unsres Volkes das Ergebniß der Musikaufführungen der Neuzeit sein. Diesem sich immer steigernden Elend möglichst entgegenzuwirken, das mußten auch die Gründer der Kirchengesangvereine als Pflicht erkennen. Sie mußten sich zugleich sagen, daß es eine Versündigung an unserm Volke sei, wenn man den Unbemittelten das Anhören besserer Musik durch vorwärts schreitende Vertheuerung der Concertpreise nur immer mehr erschwere, ganz abgesehen von dem Emporschrauben der musikalischen Sprachweise in das Gebiet des für die enorme Mehrzahl unsres Volkes Unverständlichen.

Es gab gewiß kein wirksameres Mittel, um in all diesen Beziehungen soweit nur immer möglich einen Wandel anzubahnen, als das Zurückführen der Kirchenmusik in die Kirche, aus der sie zugunsten des Concertsaales hinausgedrängt war. Damit gewann sie, neben ihrem bedeutsamen Einfluß für das kirchliche Leben, wieder ihre wahre Bedeutung für den inneren Menschen. An Stelle des betäubenden Beifalls in den Concertsälen, der den Wahn erwecken mußte, als sei der Künstler und nicht das Kunstwerk die Hauptsache, trat die andächtige Stille der Kirche. Die höchsten Schöpfungen musikalischer Tonkunst, deren Gehalt im Gegensatze zu den Tageserzeugnissen, wie die Erfahrung lehrt, unsterblich ist, werden der Volksgemeinde innerhalb und außerhalb des Gottesdienstes wieder zu Gehör gebracht, und zwar auch außerhalb des Gottesdienstes thunlichst unentgeltlich. Die Sprache endlich, in der die Kirchenmusik zur Gemeinde redet, ist eine allgemein verständliche, auch für diejenigen ihrer Mitglieder, die nicht die Höhen der musikalischen Bildung, um nicht zu sagen Ueberbildung unsrer Tage, erklommen haben.

Die Kirchengesangvereine haben es aber auch von Anfang an mit B. Scholz wohl erkannt, daß die Grundlage zu gutem Chorgesang in den Schulen gelegt werden muß. Sie sind für Notenunterricht, sowie für besseren Gesangsunterricht an den Volksschulen sowohl als auch an den höheren Unterrichtsanstalten und den Lehrerseminarien eingetreten. Nicht minder für bessere Dotirung der Leiter des Kirchengesangs. Auf ihre Anregung hat die Gründung von zahlreichen Chorschulen stattgefunden. Bis in die neueste Zeit arbeiteten sie unermüdlich für Verbesserung des Schülergesanges. Allerdings haben sie nicht darnach gestrebt, für die Leitung der Kirchengesangvereine überall „tüchtige Künstler" im Scholz'schen Sinne des Wortes zu gewinnen. Ihnen galt vielmehr alles darum, sich an die gegebenen Verhältnisse anzuschließen, und sie haben es daher nur mit Freuden begrüßen können, als in den weitaus meisten Gemeinden, trotz mannichfachen Widerstandes, die Organisten und Cantoren sich mit Hingebung und Opferwilligkeit in den Dienst der großen Sache stellten. Ja es darf weitergehend nur anerkannt werden, daß, auch abgesehen von der Leitung der Kirchenchöre, es an vielen Orten die Lehrer sind, welche als active Mitglieder zur Verstärkung derselben sich bereit finden.

Endlich haben die Kirchengesangvereine auch zu der Veredelung des geselligen Lebens und zur Ausgleichung der Standesunterschiede durch die Veranstaltung von sogenannten Familienabenden und von Ausflügen nach ihrem Sitze nahe gelegenen Orten Anerkennenswerthes beigetragen. Es ist ja freilich nicht überall gelungen, die Ueberschreitung der den Kirchengesangvereinen gezogenen Grenzen dabei immer zu vermeiden. Auch die Auswahl der bei solchen Gelegenheiten zu Gehör gebrachten Gesänge und sonstigen Veranstaltungen läßt hie und da zu wünschen übrig. Aber eine Zeit, in der selbst die Sedanfeier in vielen Gegenden Deutschlands mit Tanz abgeschlossen wird, läßt es erklärlich erscheinen, wenn die Pflicht der Vereinsvorstände, solchen Ausartungen mit allen Kräften zu steuern, unermüdlicher Ausübung bedarf. Für die Auswahl von bei geselligen Vereinigungen der Kirchengesangvereine passenden Gesängen aber ist durch die bezüglichen Sammlungen von Herzog, Abel und Lützel vortreffliche Fürsorge getroffen.

Es kann uns nicht in den Sinn kommen, mit allem bisher Bemerkten den Bestrebungen von B. Scholz für die Gründung von Volkschorvereinen irgendwie entgegentreten zu wollen. Im Gegentheil, wir wünschen dem hochverehrten Dirigenten und Componisten, der auch die Kirchenmusik durch sehr werthvolle Beiträge bereichert hat, alles Glück und besten Erfolg auf dem von ihm empfohlenen Wege. Aber er sowohl wie die Leser dieser Blätter werden es begreiflich und nicht unbescheiden finden, wenn sein Aufruf zum Betreten einer neuen Bahn behufs Ausbreitung des Segens veredelnder Musik uns zur Erinnerung veranlaßt, daß der „Evangelische Kirchengesangverein für Deutschland" auf dieser Bahn kein Neuling ist. Ein Verein, der in 21 Landes- und Provinzialvereinen mit 1251 Ortsvereinen und Kirchenchören über ganz Deutschland verbreitet ist, der seit 15 Jahren in statutarisch organisirter Arbeit steht und unter dessen Fahne nahezu 50,000 active Männer und Frauen zu dem erfolgreichen Kampfe für die Macht der musica sacra vereinigt sind, darf in der vorliegenden Frage gewiß auch das Wort ergreifen.

L. H.

Mittheilungen und Nachrichten.

Severin. Eine Lebensgeschichte, von Anna Gräfin Pongracz. Leipzig, Georg Heinrich Meyer, 1897. — Dieses schön und fesselnd geschriebene Buch ist Marie v. Ebner-Eschenbach „in Verehrung und Liebe gewidmet". Die Schule Marie Ebners ist unverkennbar. Auch Gräfin Pongracz sucht Realismus mit hohem sittlichen Ernst zu vereinigen, wenn es ihr auch nicht gelungen ist, ihre moralische Tendenz vollkommen in der künstlerischen Gestaltung aufgehen zu lassen. Die Erzählung geht von einer kecken, beinahe phantastischen Erfindung aus. Zwei Menschen lernen sich just in dem Augenblicke kennen und lieben, wo sie im Begriff stehen, sich umzubringen. Er, Severin, aus Spleen, aus Lebensüberdruß; sie, Claire, weil sie in ihrer jungfräulichen Ehre aufs roheste verletzt wurde. Wie Severin dazu kommt, lebensüberdrüssig zu werden, erzählt der erste, größere und künstlerisch interessantere Theil des Buches. Er hat es in faustischer Manier mit allem versucht: war Soldat, Forscher, Lebemann, schließlich ein weltflüchtiger Arbeiter im Dunkel einer Kanzleistube. Nun will er dieser frucht- und freudlosen Existenz ein Ende machen. Da sieht er das verzweifelte Mädchen heranrasen, es will sich ins Wasser werfen. Er hält es zurück, bringt es zum befreienden und beruhigenden Aussprechen seines Leides, und in dieser That unwillkürlicher Menschenliebe geht Severin die Erkenntniß auf, daß Glück doch noch zu finden und zwar nur dort zu finden ist, wo sich der Mensch dem Gedeihen der Anderen widmet. Diese Partie der Erzählung, in der die Umwandlung, sowohl des Mannes, als auch des Weibes, aus tiefster Verzweiflung zu entschlossener Liebe geschildert wird, ist von großer dichterischer Schönheit und unmittelbar wirksamer Kraft. Wer dies geschrieben hat, muß als ein echtes dichterisches Talent anerkannt werden. Die Erzählung wird dann so weiter geführt, daß wir Severin, mit Claire vermählt, an der Spitze eines Seehospizes für kranke Kinder sehen. Die Schwäche der Darstellung liegt nun darin, daß wir in dieser letzten Partie mehr didaktisch als anschaulich unterhalten werden; auch wird des Edelmuthes der Menschen hier wohl ein bischen zu viel gethan, indeß sich in der Erzählung von Severins Vergangenheit eine nicht unbedeutende humoristische und sittenmalerische Begabung der Dichterin bekundet, die nur weiter gepflegt und erhöht zu werden braucht, um Vollendetes zu schaffen.

Moriz Necker.

* **Jahresbericht** über die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica. Von E. Dümmler (Berlin).

Die 23. Plenarversammlung der Centraldirection der Monumenta Germaniae historica wurde in diesem Jahre vom 5. bis 7. April in Berlin abgehalten. Durch eine Reise wurde Hr. Geheimrath Brunner an der Theilnahme verhindert, Hr. Geheimrath v. Hegel aus Erlangen durch Unwohlsein, Hr. Hofrath Maaßen aus Innsbruck hatte sich entschuldigt. Anwesend waren die HH. Prof. Breßlau aus Straßburg, Prof. Dove aus München, Geheimrath Dümmler als Vorsitzender, Prof. Holder-Egger, Prof. Mommsen, Prof. Mühlbacher aus Wien, Prof. Scheffer-Boichorst und Geheimrath Wattenbach. Zu neuen Mitgliedern der Centraldirection wurden die HH. Prof. Dr. Zeumer hier und Privatdocent Dr. Traube in München gewählt.

Im Laufe des Jahres 1896/97 erschienen: In der Abtheilung Auctores antiquissimi: 1. Chronica minora saec. IV. V. VI. ed. Th. Mommsen III, 3 (= A. a. XIII, 3). — In der Abtheilung Scriptores: 2. Scriptores XXX, 1, Foliopausgabe. — 3. Scriptores rerum Merovingicarum ed. Krusch III. — In der Abtheilung Leges: 4. Constitutiones et acta publica imperatorum et regum ed. Schwalm II. — In der Abtheilung Antiquitates: 5. Poetae latini aevi Carolini III, 2, 2 (Schluß des 3. Bandes) ed. Traube. — 6. Von dem neuen Archiv der Gesellschaft Band XXII, herausgeg. von Breßlau. — Unter der Presse befinden sich 1 Foliobaud, 9 Quartbände und 1 Octavband.

In der Sammlung der Auctores antiquissimi sind die kleineren Chroniken mit der letzten Lieferung des 3. Bandes zum Abschluß gelangt. Das von Hrn. Dr. Lucas entworfene ausführliche Register über alle 3 Bände wird im nächsten Sommer der Presse übergeben werden. Der von Hrn. Mommsen bearbeitete älteste Theil des liber pontificalis bis 715 ist im Drucke schon so weit vorgerückt, daß man etwa mit dem Ende des Jahres seiner Vollendung entgegensehen darf. Es soll den Anfang einer besonderen Unterabtheilung von Quellen zur Papstgeschichte bilden, für welche der allgemeinere Titel Gesta pontificum Romanorum gewählt worden ist.

In der Reihe der Scriptores konnte der 3. Band der Merowingischen Geschichtschreiber ausgegeben werden, der nach einer Anzahl älterer, in die römische Zeit hinaufreichender Heiligenleben die fränkischen nebst einigen burgundischen und westgothischen bis zum Ausgange des 6. Jahrhunderts enthält und nicht nur kritisch gereinigte Texte, sondern auch eindringende Untersuchungen über den historischen und literarischen Werth dieser viel umstrittenen Denkmäler bringt. Unter denen, welche dem Herausgeber ihre Unterstützung liehen, ist besonders auch Hr. P. Fidel Fita in Madrid zu nennen. Der folgende, demnächst in Angriff zu nehmende Band wird mit den Werken des Jonas von Bobbio eröffnet werden.

Der 3. Band der Schriften zum Investiturstreit dürfte etwa bis Pfingsten vollendet werden. Nach Gerhoh und einigen anderen auf die Kirchenspaltung unter Friedrich I. bezüglichen Stücken, unter denen ein bisher ungedruckter, wahrscheinlich von Ragewin verfaßter, Dialog und eine sonderbare Prophezeiung hervorragen, bietet er eine größere Zahl von theilweise bisher ungedruckten Nachträgen, besonders auch zu der Streitfrage über die Priesterehe und die Priestersöhne, und es haben auch so manche Gedichte Aufnahme gefunden, in denen sich die Stimmungen der Zeitgenossen am lebhaftesten abspiegeln. Außer Hrn. Dr. Sackur hat sich namentlich Hr. Dr. H. Böhmer als Mitarbeiter um diese Partie verdient gemacht, wie ihm auch das Register des Bandes übertragen ist. Bei den mehrfach nach England hinüberreichenden Beziehungen dieser Schriften war uns, wie früher schon öfter in ähnlichen Fällen, die Unterstützung des Hrn. Prof. Liebermann hierselbst sehr werthvoll, während Hr. Prof. Heigel in München durch seine Beihülfe zur Wiederauffindung der vermißten Hs. des Wido von Ferrara sich ein großes Verdienst erwarb. Wenn wir diese Unterabtheilung hiemit schließen, bedauernd, daß einige Schreiben des Petrus Damiani, daß Benzo von Alba und Alger von Lüttich darin nicht mehr Platz finden konnten, so erscheint unter der Voraussetzung weiterer Entdeckungen die Hinzufügung eines 4. Bandes in Zukunft nicht ganz ausgeschlossen.

Bei dem großen Umfang, welchen der 30. und letzte von den Foliobänden der Scriptores anzunehmen drohte, und der langen Verzögerung des Druckes hat der Herausgeber, Hr. Prof. Holder-Egger, es zweckmäßig erachtet, die erste Hälfte des Bandes vorläufig allein auszugeben, indem das Register der zweiten vorbehalten bleibt. Außer ihm selbst haben die HH. Sackur, Dieterich und Böhmer daran mitgewirkt. In engem Zusammenhang mit den thüringischen Geschichtsquellen, deren kritisch überaus schwierige Herstellung die wichtigste Aufgabe dieses Bandes bildete, steht die von Hrn. Holder-Egger veranstaltete Handausgabe der Monumenta Erphesfurtensia, die, im Druck schon ziemlich weit fortgeschritten, auch die älteren Erfurter Annalen in verbesserter Gestalt bringen soll. Bei einer durch diese Arbeiten veranlaßten Reise nach Erfurt erwies sich für die Auffindung neuer Materialien die Gefälligkeit der HH. Stadtarchivar Beyer und Pfarrer Felckamm besonders dankenswerth. Die zweite Hälfte des 30. Bandes wird die Nachträge für die Zeit der sächsischen und namentlich der fränkischen Kaiser bringen. Gleichzeitig aber befinden sich die italienischen Chroniken des staufischen Zeitalters in weiterer Vorbereitung und haben dem seit dem August angestellten neuen Mitarbeiter Dr. Eberhard vorzugsweise Beschäftigung geboten. Einige Beiträge, die Faventiner Chroniken des Tolosanus und Petrus Cantinelli, lieferte auch Hr. Dr. Simonsfeld in München. Eine Reise nach Italien von seiten des Herausgebers wird dafür im nächsten Frühjahr erforderlich sein. Für eine Handausgabe des früher mit unter dem Namen Ekkehard gehenden Frutolf hat Hr. Prof. Breßlau seine Vorstudien fortgesetzt.

Von dem 3. Band der deutschen Chroniken, den Werken Enikels, die mit Einschluß des Oesterreichischen Landbuchs vollständig gedruckt sind, wird Einleitung und Register durch Hrn. Prof. Strauch in Halle in diesem Jahr nachfolgen. Für den 6. Band gedenkt Hr. Prof. Seemüller die Chronik Hagens demnächst zum Abschluß zu bringen. Für die Sammlung der historischen Lieder und Sprüche unternahm Hr. Dr. Meyer eine nicht ganz unergiebige Forschungsreise an den Oberrhein und nach Württemberg und wird in gleichem Sinne fortfahren. Der Frhr. Rochus v. Liliencron überließ uns in dankenswerther Weise manche für seine historischen Volkslieder der Deutschen gesammelten Nachträge.

In der Abtheilung Leges, bei welcher Hr. Dr. Werminghoff seit dem 1. October als Mitarbeiter eingetreten ist, stellte es sich als das dringendste Bedürfniß heraus, den von Hrn. Dr. Krause unvollendet hinterlassenen 2. Band der Capitularien durch Fertigstellung des Registers und der Einleitung, die sich auf beide Bände beziehen, zu Ende zu führen. Die Thätigkeit des Hrn. Prof. Zeumer wurde hiedurch so stark in Anspruch genommen, daß der schon im vorigen Jahr beabsichtigte Druck der großen Ausgabe der Westgothischen Gesetze und der damit zusammenhängenden Vorarbeiten eine Verzögerung erleiden mußte und erst in diesem Jahr anfangen kann, in welchem dagegen das Erscheinen der Capitularien in sicherer Aussicht steht.

Hr. Prof. v. Schwind in Innsbruck wird erst im nächsten Herbst die Reise nach Italien zur Vorbereitung der neuen Ausgabe des bayerischen Volksrechtes antreten, für welche er bisher nur bayerische und österreichische Handschriften verglichen hat. Für die schon früher als wünschenswerth erklärte und durch Hrn. Prof. Hübner eingeleitete Sammlung der fränkischen und langobardischen Gerichtsurkunden (placita) wurde als neue Kraft Hr. Alfons Müller gewonnen, der theils hier, theils durch eine Reise nach Paris die Materialien für die merowingische und karolingische Zeit vorbereiten soll. Hr. Dr. Werminghoff hat seine Kraft nebenher den karolingischen Synoden gewidmet.

Für die Constitutiones et acta publica imperatorum ist Hr. Dr. Schwalm nach dem Erscheinen des 2. Bandes sofort an die Sammlung des sehr zerstreuten Stoffs zum 3. gegangen, was für er namentlich im vorigen Sommer durch einen Aufenthalt in München, dem auch wichtige Funde für das 13. Jahrhundert verdankt wurden, wesentlich vorgearbeitet hat. Der Druck des Bandes kann nach einer im nächsten Sommer auszuführenden zweiten Reise nach Süddeutschland vielleicht schon in diesem Verwaltungsjahr beginnen.

In der Abtheilung Diplomata hat Hr. Prof. Breßlau, unterstützt von den Mitarbeitern Bloch und Meyer, den Druck der Urkunden Heinrichs II. langsam, doch stetig fortgesetzt. Mancherlei für die Ausgabe unentbehrliche Untersuchungen theilten die Kräfte der Herausgeber, so die schon gedruckte über den Bischof Leo von Vercelli, oder eine auch bevorstehende über die Fälschungen Grandidiers.

Für die von Hrn. Prof. Mühlbacher zu bearbeitenden Karolingerurkunden hat sein Mitarbeiter Dr. Dopsch, nachdem er im Frühling 1896 Venedig und Friaul besucht hatte, im Sommer eine große und an neuen Ergebnissen reiche Reise nach England, den Niederlanden, Belgien und Nordfrankreich unternommen. Zur

Digitized by Google

Vervollständigung dieser umfassenden Vorstudien bleibt demnach nur noch Südfrankreich und das nördliche Spanien übrig, wohin Dr. Dopsch bereits unterwegs ist. Für einige deutsche Archive wurden seine Forschungen durch den früheren Mitarbeiter Prof. Tangl in Marburg ergänzt. Besondere Anerkennung verdient die Gefälligkeit des Antiquars L. Rosenthal in München, der eine in seinem Besitz befindliche Originalurkunde Ludwigs des Kindes Hrn. Prof. Mühlbacher zur Benutzung nach Wien übersandte. Der Mitarbeiter Max Schedy in Wien wurde beauftragt, die Reichsregisterbücher der deutschen Kaiser des 15. und 16. Jahrhunderts zur Feststellung der inserirten älteren Königsurkunden durchzusehen, doch war die Ausbeute keine sehr reichhaltige.

In der Abtheilung Epistolae soll der Druck des 2. Bandes des Registrum Gregorii, von dem nur Register und Einleitung fehlen, auf Grund der von Hrn. Dr. Wenger gelieferten Vorarbeiten und mit Beihülfe desselben, nächstens wieder aufgenommen werden. Von dem 5. Bande der Briefe, der Fortsetzung der karolingischen Zeit, sind zwar umfangreiche Partien im wesentlichen längst vollendet, doch wurde der Abschluß dadurch verzögert, daß der Mitarbeiter, Hr. Dr. Hampe, längere Zeit mit den Früchten seiner englischen Reise beschäftigt war und daß es nothwendig erschien, ihn in diesem Frühling abermals nach Paris zu entsenden. Zu jenen gehörte eine Handschrift der größtentheils ungedruckten Briefsammlung des Ricarous de Posis aus Durham, welche von Hampe und Hrn. Dr. Schaus hierselbst abgeschrieben wurde. In diesem Sommer soll der Druck des Bandes anheben.

In der Abtheilung Antiquitates förderte Hr. Prof. Herzberg-Fränkel in Czernowitz die Erläuterung der zahlreichen Namen geistlicher Würdenträger in den Salzburger Todtenbüchern durch Studien auf den Archiven von Wien, Graz, Klagenfurt, Salzburg, München. Mit Hülfe des Dr. Bancsa in Wien hofft derselbe in allernächster Zeit zum Druck des Registers schreiten zu können. Für die Bearbeitung der weiteren bayerischen Todtenbücher sind einleitende Schritte geschehen.

Der von Hrn. Dr. Traube herausgegebene umfangreiche 3. Band der karolingischen Dichter erreichte nunmehr seinen Abschluß mit den vielseitig interessanten Werken des Johannes Scotus und anderer irischer Dichter, des Mila von St. Amand und des Mönches Gotschalk. An dem Register betheiligte sich Hr. Dr. Neff in München. Der Druck des 4. Bandes, der Hrn. Dr. v. Winterfeld überlassen ist, hat seit einigen Monaten begonnen und ist über den Poeta Saxo zum Abbo fortgeschritten. Da er in zwei Hälften veröffentlicht werden soll, ist wenigstens im Laufe des Jahres 1898 die Vollendung der ersten zu gewärtigen.

Das neue Archiv unter der bewährten Leitung des Hrn. Prof. Breßlau leidet auch in seinem erweiterten Umfange von 50 Bogen niemals Mangel an anziehendem und werthvollem Stoffe, der es zu einer unentbehrlichen Ergänzung unsrer Ausgaben macht.

Vergleichungen verdanken wir außer den schon genannten Herren besonders noch Hrn. Lebègue in Paris, dem Conservator Petit in Brüssel, dem Bibliothekar de Vries in Leiden, Hrn. Rogers und Miß Bateson in Cambridge, Hrn. Packer und Poole in Oxford, Hrn. Donati in Siena, J. Devoix in Madrid, den HH. Traube und Reinz in München, Arnuld, Sadur und Susta in Rom, v. Heinemann und Köhler in Wolfenbüttel. Handschriften wurden uns wie immer von vielen Seiten anvertraut, außer dem ganz besonders unentbehrlichen Paris namentlich vom Haag, Leiden, Utrecht, Bern, St. Gallen, Venedig, Trier, Erfurt, München (auch von Hrn. Reichsrath v. Massei daselbst), Bamberg, Wien u. s. w., wobei wir außer den Bibliotheksvorständen sowohl dem Auswärtigen Amt, als auch der kgl. Bibliothek hierselbst vielfachen Dank schulden wurden.

* **Bonn.** Geh. Rath Professor Dr. Johann Friedrich Ritter v. Schulte, allbekannt als wirksamer Forscher und Lehrer auf dem Gebiet des Kirchenrechts und der deutschen Rechtsgeschichte, sowie als einer der gelehrten Hauptführer der altkatholischen Bewegung, seit 25 Jahren Ordinarius und nunmehr Senior der hiesigen Juristenfacultät, beging am 23. v. M. in Meran, wo er einen Ferienaufenthalt zur Erholung nimmt, seinen siebzigsten Geburtstag.

* **Leipzig.** Stadtbibliothekar Dr. Gustav Wustmann, Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", ist zum Professor ernannt worden.

* **Halle.** Dem Privatdocenten der Geographie Dr. Wilhelm Ule ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

* **Berlin.** Am 21. d. M. starb 75jährig Geh. Regierungsrath Professor Hermann Weiß. Geboren in Hamburg, wandte er sich, von der mechanischen Laufbahn ausgehend, früh der Malerei sowie kunstwissenschaftlichen Studien zu, wurde auf der Akademie in Düsseldorf unter Theodor Hildebrand ausgebildet, 1854 Lehrer an der Kunstakademie in Berlin, 1858—73 Mitvorwalter, 1873 bis 79 Director des Kupferstichcabinets der königlichen Museen, bis ihm 1880 die Direction des Berliner Zeughauses übertragen wurde. Von diesee trat er 1895 in den Ruhestand. Auf dem Gebiet der Trachtenkunde war er eine besondere Autorität. Sein dreibändiges Werk über die Costümkunde ist in der ganzen Welt bekannt. Er gehörte zu den Bahnbrechern einer auf kunstgewerbliche Einsicht gegründeten Culturhistorie in Deutschland.

* **Wien.** Der Docent der Chirurgie Dr. Moriz Schnitzler hat seine Lehrthätigkeit abgeschlossen, sowie seine ärztliche Praxis niedergelegt, um sich ins Privatleben zurückzuziehen.

* **Zürich.** Bis jetzt pflegten namentlich am Schlusse der Vorlesungen die Stürmenden der Hochschule den Docenten ihren Beifall durch Klatschen zu bezeigen. Der Senat der Hochschule findet nun, wie die „N. Z. Ztg." meldet, diese Sitte mit der Würde der Anstalt und des akademischen Unterrichts nicht verträglich und ersucht die Stürmenden, in Zukunft derartige Beifallsbezeigungen unterbleiben zu lassen.

Neue Kataloge: Georg Lissa, Berlin: Lager-Kat. Nr. 22. — v. Zahn u. Jaensch, Dresden: Kupferstiche ꝛc. (Dresdensia.) Auct. 22.—24. Apr. — Philipp Reclam jun., Leipzig: Universalbibliothek Nr. 1—3650. — Fr. Wilh. Grunow, Leipzig: Neue Bücher. — Breitkopf u. Härtel, Leipzig ꝛc.: Nr. 49. Zwei- und dreistimmige Lieder. — Th. Kampffmeyer, Berlin: Nr. 371. Werke aus allen Wissenschaften. — Monthly bulletin of books added to the Public library of the City of Boston. Vol. II. Nr. 4. Apr. 1897. Boston, publ. by the trustees. — M. Spirgatis, Leipzig: Nr. 49. Deutsche Sprache und Literatur. — S. Kende, Wien: Alt-Wien in Wort und Bild.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Soeben erschienen:

JESUS CHRISTUS AM KREUZE
IN DER BILDENDEN KUNST.
VON
NICOLAUS MANN.

Mit 10 Abbildungen berühmter Darstellungen von „Christus am Kreuze" alter und neuer Meister.

In vornehmer Ausstattung in 4°. Preis 2 Mark.

„In jeder Familie, wo Sinn für Kunst und Religion zu Hause ist, wird diese originelle Schrift sowohl wegen ihres aufklärenden, als auch einfach erhabenen Inhaltes willkommen sein." (5914)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie durch den Kunstverlag **NICOLAUS LEHMANN**, Hof-Kunsthandlung, Prag.

Tauchnitz Edition.
April 21, 1897.
A Haunt of Ancient Peace.
By (6282)
Emma Marshall.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher

Ein Doctor der Philosophie, Mitte der 30 Jahre, der sich Studien halber längere Zeit im Auslande aufgehalten hat, wünscht in die

Redaktion

ein **wissenschaftl. od. litterarisch. Zeitschrift,** oder des **Feuilletons einer Tageszeitung,** am liebsten in einer **Großstadt Süddeutschlands** oder **Oesterreichs** (wenn auch vorerst als Volontär), einzutreten. Off. tüchtiger Firmen unter **S. 4083** an **Haasenstein & Vogler A.-G., München,** erbeten. (6392)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 26. April. Nummer 92.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg. II. Von Adolf Michaelis. — Eine Augsburger Chronik. Von Hans Mezger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg.

Von Adolf Michaelis.

II.

Litteris et patriae, lautet die bereits viel citirte Inschrift an dem Straßburger Universitätsgebäude. Wie gut für die litterae gesorgt ist, haben wir gesehen; wie steht es mit der patria? Daß eine Universität von solchem Zuschnitt keine bloße Provinzialanstalt sein dürfe, sondern ihr weitere Ziele gesteckt seien, leuchtet von vornherein ein; es spricht sich auch schon darin aus, daß das Reich einen bedeutenden Theil der Baukosten getragen, das Universitätsgebäude aus eigener Initiative des Reichstages geschenkt hat und alljährlich 400,000 Mark zum Etat beisteuert. So hat denn auch Straßburg seinen regen Antheil an dem akademischen und wissenschaftlichen Leben der deutschen Universitäten gewonnen und bietet zahlreichen Studenten des gesammten Deutschen Reiches eine gern besuchte Lernstätte. Im letzten Semester waren außer den 569 Elsaß-Lothringern hier 360 Angehörige des Deutschen Reiches, darunter beinahe 200 Preußen, immatriculirt. Zu diesen kommt die immerhin nicht unbeträchtliche Zahl von 84 Ausländern. Ist auch des Frhrn. v. Roggenbach Gedanke, in Straßburg eine Art internationalen Mittelpunkts deutscher Wissenschaft zu gründen, nicht in Erfüllung gegangen, so ist doch, außer der benachbarten Schweiz, Amerika, ferner Rußland und zeitweilig Japan in unsrer Studentenschaft gut vertreten. Aber daß die nächste und hauptsächliche Aufgabe der Universität der engeren Heimath, dem Reichsland Elsaß-Lothringen gewidmet sein müsse, daß die Universität hier ganz bestimmte deutsche Interessen zu vertreten habe, das ist freilich ebenso unbestreitbar, wie es gelegentlich bestritten wird, ob ihr das in dem erwarteten Maße gelungen sei.

Den stärksten Ausdruck haben diese Zweifel in der meines Wissens zuerst von dem früheren Straßburger Professor Geffcken ausgesprochenen und dann mehrfach wieder aufgenommenen Ansicht gefunden, daß die Gründung der Universität Straßburg ein Fehler gewesen sei, daß man vielmehr die elsaß-lothringischen Studenten hätte zwingen müssen, ältere deutsche Universitäten aufzusuchen. Diese kurzsichtige Ansicht hat erst kürzlich an dieser Stelle von berufener Seite ihre treffende Widerlegung gefunden. Hier mag nur der eine Punkt hervorgehoben werden, daß es sich gar nicht um die völlige Neugründung einer Universität handelte, sondern daß man den Elsässern — die Lothringer kommen hierbei weniger in Betracht — ihre alte, von ihnen hoch geschätzte Universität, an der namentlich Theologie und Medicin in hoher Blüthe standen, hätte entziehen müssen — gewiß das Unpopulärste und Unrichtigste, was auf diesem Gebiet geschehen konnte. Das einzig Angezeigte war eine möglichst reiche Ausgestaltung der Universität nach deutschem Muster und Besetzung mit tüchtigen deutschen Kräften. Beides ist geschehen, und wenn man sich nun wundert, daß nach 25 Jahren noch nicht alles fix und fertig „germanisirt" ist, so liegt dem doch, wie ebenfalls in jenem Aufsatz ausgeführt worden ist, eine völlige Unterschätzung des geschichtlich Gewordenen, ein Verkennen der nachwirkenden Macht langdauernder Verhältnisse und des alten Satzes vor, daß gut Ding Weile haben will. Die Universität Bonn ward 1818 gegründet, auf rein deutschem, nur ganz vorübergehend der Fremdherrschaft unterworfen gewesenem Boden, und doch konnte man noch 1866, also nach fast fünfzig Jahren, bei der rheinischen Bevölkerung überall den Gegensatz gegen die „Prüßen" vernehmen; erst die übermächtige nationale Bewegung von 1870 bewirkte hier eine Aenderung. Wer nach Straßburg als Lehrer mit der Illusion kam, von dem eben neu gepflanzten Baum alsbald reiche Früchte pflücken zu können, oder wer aus der Ferne mit ähnlichen Erwartungen den Dingen zusah, der bedachte nicht, daß Studentengenerationen und Generationen eines Volkes verschiedene Größen sind, und daß die Weltgeschichte minder ungeduldig rechnet als der Einzelne.

Ist denn aber wirklich so wenig erreicht worden, wie man es glauben machen möchte? Ein thörichter Universitätslärm, der kürzlich viel von sich hat reden machen, ist stark dazu ausgebeutet worden, einen solchen Glauben zu erregen. Der Umstand, daß es zufällig ein Lothringer war, der sich in einer Vorlesung höchst ungebührlich benahm und dafür die verdiente Strafe der Relegation erhielt, ward — man sollte es kaum für glaublich halten! — zu einer politischen Angelegenheit, einem crimen laesae patriae aufgebauscht und führte zu einer Demonstration von etwa 140 alt einheimischen Studenten gegen die Universitätsbehörden. Man kann die Frage, wie weit außerakademische Verhetzung dabei im Spiele war, auf sich beruhen lassen; wie stark studentischer Druck und das Beharren bei einem in der Erregung gegebenen Ehrenwort dabei mitspielten, wie erwünscht aber auch den meisten der Demonstranten die schließlich erzielte friedliche Lösung war, ist hierorts wohlbekannt. Aber grundfalsch ist es, aus diesem Verhalten eines Theiles der alt elsässischen Studentenschaft einen Schluß auf das Ganze zu ziehen. Die Demonstranten waren, wenn man von den Pharmaceuten als einer Art akademischer Halbbürger absieht, fast ausschließlich aus Juristen und Medicinern zusammengesetzt. Daß die Juristen, soweit sie aus alt eingesessenen Kreisen stammen, meistens den neuen Zuständen kühl oder kalt gegenüberstehen, ist unleugbar; ebenso unverkennbar freilich auch, daß dadurch eine Neubildung der Beamtenwelt im einheimisch elsaß-lothringischen Sinne durch eigene Schuld hinausgeschoben wird. Ebenso herrscht bei den Medicinern vielfach eine leicht an den Chauvinismus streifende politische Richtung. Wird man daraus den Lehrern einen

Vorwurf machen dürfen? Bielen die medicinischen Vorlesungen und Curse irgend einen directen Anhalt zur Pflege oder Züchtung deutscher Gesinnung? Die einzige Einwirkung kann doch nur von der still wirkenden Macht deutscher Wissenschaft, von dem persönlichen Ansehen und dem zu jeder Hülfe bereiten Wirken hervorragender Lehrer (woran es in Straßburg nirgends fehlt), endlich von dem Einfluß der allgemeinen politischen Verhältnisse erwartet werden.

Dabei darf nun aber nicht vergessen werden — was doch vielfach mit Stillschweigen übergangen worden ist — daß die Demonstranten durchaus kein Recht hatten, sich als die elsaß-lothringischen oder die alt einheimischen Studenten zu bezeichnen, daß vielmehr an den Demonstrationen nur ganz wenige Studenten der philosophischen Facultät und kein einziger Theolog theilgenommen haben. Es ist gewiß ein hoch bedeutsamer Umstand, daß deutsche Wissenschaft und deutsche Gesinnung, die auch unter den Lehrern der älteren theologischen Facultät ihre glänzenden Vertreter hatten, gerade bei den künftigen Geistlichen und Lehrern eine feste Stätte haben (woran etwa vorhandene einzelne Ausnahmen nichts ändern). Hier wird eine stille Herdflamme entzündet, deren Wirkung nachhaltiger und wohlthätiger ist, als die der Brandraketen und der sonstigen übelriechenden Wurfgeschosse auf der anderen Seite. Noch kürzlich hat ein Theolog, gegenüber dem Drängen von katholischer Seite nach confessionellen Professuren, es öffentlich ausgesprochen: „Ich weiß, daß ich nur der innersten Ueberzeugung vieler Commilitonen aller Facultäten, sie seien noch Söhne der alma mater in Straßburg oder schon in „Amt und Würden", Ausdruck verleihe, wenn ich sage: viele unter uns verdanken der Straßburger Universität das Vertrauen in die innere Macht der Wahrheit, und wie sie es treu im Herzen bewahren, werden sie es bei der bevorstehenden Jubelfeier öffentlich auch bekunden."

Uebrigens legt für den Eifer, mit dem die philosophische Facultät sich von Anfang an den besonderen Landesinteressen gewidmet hat, die rege Thätigkeit beredtes Zeugniß ab, mit der die Geschichte des alten deutschen Elsaß und seine Sprache erforscht wird. Von Baumgarten und Weizsäcker ging die erste Anregung zur Herausgabe von Quellenwerken und Urkundenbüchern aus, unter denen das Urkundenbuch der Stadt Straßburg von Wiegand und Genossen obenan steht. Auf Barrentrapps und Breßlau's Antrieb wird eine Ausgabe des Matrikelbuchs der alten Straßburger Universität bearbeitet. Zahlreiche Promotionsschriften haben sich bemüht, die Geschichte des Elsasses aufzuhellen. Unter Martins Leitung ist in geduldiger Arbeit ein Lexikon der elsässischen Mundarten gefördert worden, dessen erste Lieferung demnächst erscheinen wird. Nimmt man dazu die Arbeiten Schmollers über Straßburgs Zünfte und Handwerke, die ansehnliche Reihe staatswissenschaftlicher Arbeiten über einheimische Verhältnisse, die unter der Anregung Schmollers, Brentano's, Knapps entstanden sind, so kann die Universität Straßburg hinsichtlich dessen, was sie in 25 Jahren zur Erforschung der Geschichte des Landes gethan hat, ruhig den Vergleich mit jeder anderen deutschen Universität herausfordern: sie hat in dieser Hinsicht nichts versäumt, um die ihr gesteckte Aufgabe zu erfüllen.

Die Lehrer ziehen hinaus über das ganze Reichsland und streuen ihren Samen aus in den öffentlichen Schulen, die deßhalb von gewissen Seiten mit gründlichem Haß angefeindet werden. Die protestantischen Theologen sind auf gewisse Theile des Landes beschränkt und wirken am zusammenhängendsten im Unterelsaß, demjenigen Theil des Landes, wo der deutschen Gesinnung an sich der Boden am besten bereitet ist. Der weitaus größte Theil des Reichslandes ist bekanntlich katholisch, und hier kommen zu gutem Theil andere Einflüsse und Strebungen ins Spiel. Es ist für jeden Kenner der Verhältnisse unbestreitbar, daß, wie alle deutschen Einrichtungen und Bestrebungen, so auch die Universität ihre stärkste Gegnerschaft — nicht bei den Katholiken im allgemeinen, aber bei den Klerikalen oder Ultramontanen hat. Hier wird unablässig, bei jedem wirklichen oder selbstgeschaffenen Anlaß, ein stiller oder lauter Krieg geführt, und alljährlich erschallt zur selben Zeit und aus derselben Ecke des Landesausschusses der Ruf: videant consules, ne quid detrimenti capiat ecclesia.

„Auf der Universität verlieren unsre Söhne ihren Glauben", so lautet die eine Klage. Es ist Aufgabe der Familie und der Schule, den festen Grund des Glaubens zu legen und die Jünglinge so ausgestattet auf die Universität zu entsenden, daß sie den Kampf des Lebens antreten können. Wer in seinem Glauben so wenig fest oder an Einsicht und Willen so schwach ist, daß er den wurmstichigen Apfel, den die verführerische Schlange bietet, von den goldenen Früchten des Baumes der Erkenntniß nicht unterscheiden kann oder auf seinen Genuß nicht verzichten mag, der bleibe den akademischen Hallen fern. Die Universität setzt sittliche und intellectuelle Reife voraus; sie ist keine Kinderschule. Sie hat auch wesentlich verschiedene Lebensbedingungen wie ein Priesterseminar. Sich mit überkommenen Ansichten und „Wahrheiten" zu begnügen, wäre ihr Tod; sie muß forschen und forschen lehren, ihre Zöglinge dazu erziehen, sich selber ihre Ueberzeugungen zu erwerben, denn nur in geistigem Ringen Selbsterworbenes zeugt Leben und Wärme; sie muß sie lehren, unverbrüchlich, selbst auf die Gefahr des Irrthums, nach der Wahrheit zu streben und hierin mit Lessing die wahre Aufgabe des Menschen zu erkennen. Darum: wer den Muth, bedingungslos und voraussetzungslos nach der Erkenntniß der Wahrheit zu streben, nicht hat oder nicht haben darf, gehört nicht, weder als Lehrer, noch als Schüler, in eine Anstalt, welche dem Dienste der Wissenschaft gewidmet ist.

Der zweite Vorwurf, der von jener Seite immer wieder erhoben wird, ist der, daß zu wenig katholische Professoren an der Universität eines vorwiegend katholischen Landes thätig seien, daß namentlich Philosophie und Geschichte katholischer Vertreter entbehrten, wodurch eben die Rechtgläubigkeit der Studenten bedroht werde. Ob die katholischen Studenten selbst, unbeeinflußt durch dergleichen Bevormundung, geneigt sein möchten, sich zu unselbständigen Objecten einer confessionellen Gängelung herzugeben, kann ich nicht sagen, möchte es aber, wenn sie wirklich akademische Bürger im oben bezeichneten Sinne sind, bezweifeln. Richtig ist, daß zur Zeit nur wenige katholische Professoren in Straßburg thätig sind; bin ich recht unterrichtet — denn an der Universität selbst fragt niemand nach der Confession — so gehören unter 89 activen Professoren nur 8 oder 9 der katholischen Confession an, darunter 3 erst kürzlich berufene. Das ist zum Theil Zufall, denn während z. B. die philosophische Facultät augenblicklich keinen katholischen Professor besitzt, gehörten ihr einst zu gleicher Zeit vier an, der Germanist Scherer, der Anglicist ten Brink, der Historiker Scheffer-Botchorst, der Vertreter christlicher Archäologie F. X. Kraus. Wie weit alle diese Männer freilich von den Klerikalen als echte Katholiken anerkannt wurden oder werden, das zu untersuchen ist nicht meines Amtes. Werden darunter nur Ultramontane verstanden, die ihrer Natur nach aller freien Forschung widerstreben müssen, so sind diese natürlich für Pflegstätten lebendiger Wissenschaft unbrauchbar. Nun hat ja überdies einer der Führer der Partei, der Frhr. v. Hertling, im vorigen Jahre zu Constanz das ehrliche Geständniß abgelegt, daß es an tüchtigen katholischen Docenten im engeren Sinne mangele, und hat es mit praktischem Geschick als eine dringliche Aufgabe bezeichnet,

Digitized by Google

für die Heranbildung solcher Docenten zu sorgen. Ist es einmal so weit, so wird vielleicht auch Straßburg mehr katholische Professoren besitzen. Der prinzipielle Standpunkt wird aber auch dann derselbe sein müssen wie heute, daß lediglich die wissenschaftliche Tüchtigkeit den Ausschlag gibt. Es läßt sich der Wahrheit gemäß behaupten, daß in Straßburg von den Facultäten die Confession niemals, weder als Empfehlungs-, noch als Hinderungsgrund, bei Vorschlägen in Betracht gezogen worden ist. Die Parität ist vielmehr stets in dem Sinne verstanden und ausgeübt worden, daß man ohne Ansehen aller confessionellen oder sonstigen außerwissenschaftlichen Gesichtspunkte denjenigen Lehrer zu gewinnen gesucht hat, der wissenschaftlich am tüchtigsten und erprobtesten war, der die beste Gewähr freier und unbefangener Forschung bot. So ist beispielsweise das umstrittene Fach der mittelalterlichen Geschichte nach einander von einem Protestanten (Julius Weizsäcker), einem Katholiken (Scheffer-Boichorst), einem Israeliten (Breßlau) vertreten worden, lauter Männern, welche nicht mit gebundener Marschroute und vorausbestimmtem Ziele, sondern mit voller, echter Wissenschaftlichkeit der Erkenntniß historischer Wahrheit nachstrebten und in diesem Sinne ihre Schüler heranbildeten und -bilden. Und was die Philosophie angeht, müssen wir denn da päpstlicher sein als der Papst? Ist für die elsaß-lothringischen Katholiken ein Philosoph protestantischen Bekenntnisses gefährlich, dessen Vorlesungen in Freiburg, dem Sitze streitbarer Erzbischöfe, Jahre lang von den katholischen Theologen unbeanstandet besucht werden durften? Freilich, eine in die Fesseln katholischer Dogmatik geschlagene Philosophie darf nicht begehrt werden. Die gehört nicht in die philosophische, sondern höchstens in eine katholisch-theologische Facultät. Eine solche ist bei der Neugründung der Straßburger Universität nicht vorgesehen worden, vermuthlich weil die ältere Universität keine besaß, und als vor einigen Jahren die Regierung und der Bischof eine solche Ergänzung erwogen, trat ihnen der eifrige Einspruch eben desselben Klerus in den Weg, der nunmehr die Confessionalität in die philosophische Facultät einschmuggeln möchte, in die sie nicht gehört. Verlangt man katholische Geschichte, katholische Philosophie, so thue man auch den weiteren Schritt und verlange eine katholisch-theologische Facultät. Aber ehe der französisch gewöhnte Klerus des Reichslandes sich dazu versteht, die geistliche Allmacht in der Erziehung seines Nachwuchses aus der Hand zu geben, wird noch viel Wasser den Rhein hinab fließen.

Jene Klagerufe, die alljährlich, sobald die ersten Lerchen schwirren, bei der Berathung des Universitätsetats im Landesausschuß ertönen, haben denn auch bisher dort wenig Widerhall gefunden, so wenig, wie die groteske Drohung eines Abgeordneten, wenn man wieder einen lothringischen Studenten relegire, solle der Landesausschuß die Mittel für die Universität verweigern! Im Gegentheil beweist der Landesausschuß in seiner Gesammtheit der Universität ein warmes Wohlwollen und hat dem zu wiederholten malen wohlthuenden Ausdruck gegeben. Das ist um so dankenswerther, als die Mitglieder des reichsländischen Parlaments zum weitaus größten Theil den wissenschaftlichen Interessen fern stehen. Elsaß-Lothringen ist ein ackerbauendes und industrielles Land. Aus diesen Kreisen stammt die Mehrzahl der Vertreter, daher es nicht unnatürlich ist, daß sich manchmal Stimmen in dem Sinne geltend machen, als ob der Mensch vom Brod allein lebte. Wenn nun auch, dank der Einsicht der hohen Körperschaft selbst und dank den Vorstellungen mancher Abgeordneten und der Regierungsvertreter, die geistigen Interessen bisher noch keinen Schaden gelitten und die Rückwärtsbestrebungen kein Gehör gefunden haben, so erscheint doch ein Gedanke erwägenswerth, der mehrfach in engeren Kreisen zum Ausdruck gekommen ist.

Die Kaiser Wilhelms-Universität ist eine der wenigen Universitäten Deutschlands, welche in die beschließenden Körperschaften ihres Staats keinen Vertreter entsenden. Die Universität nimmt aber im Budget und im geistigen Leben des Reichslands eine so bedeutende Stelle ein, daß es wohl angemessen erscheinen dürfte, ihr auch eine Stimme im Landesausschuß einzuräumen. Nicht bloß, daß ein mitten im akademischen Leben stehender Lehrer die Bedürfnisse der Universität selbst vielleicht noch eindringlicher zu begründen, alles, was an ihr vorgeht, noch verständnißvoller zu erklären, unberechtigte Angriffe noch sachkundiger zurückzuweisen vermöchte, als es dem unverkennbaren Wohlwollen und der Einsicht des Staatssecretärs, des Curators, der akademisch gebildeten Mitglieder des Landesausschusses gelingt: auch für gar viele Berathungsgegenstände anderer Art würde es nur von Nutzen sein können, wenn gelegentlich eine andersartige Anschauungsweise von dazu berufener Seite zum Ausdruck käme, neue Gedanken angeregt, andere neu begutachtet würden. Es würde auf diese Weise ein engeres Wechselverhältniß zwischen der Universität und der Landesvertretung, deren Interessen sich naturgemäß überall berühren, ganz von selbst entstehen, und es ist nach vielen ähnlichen Erfahrungen gar nicht zu bezweifeln, daß sich daraus ein besseres gegenseitiges Verständniß beider Instanzen ergeben würde, das nur dem Ganzen förderlich sein könnte. Leider ist bei der Einsetzung des Landesausschusses an die Universität nicht gedacht worden, und es mag schwer sein, die Lücke nachträglich auszufüllen — auch wenn das von den am meisten dem Deutschthum widerstrebenden Elementen eingebrachte und vom Reichstag mit der dieser hohen Körperschaft leider eigenen Unkenntniß elsaß-lothringischer Verhältnisse angenommene Project allgemeiner Wahlen zum Landesausschuß, wie ja wohl anzunehmen ist, ein „frommer" Wunsch bleibt.

Eine idealen Interessen gewidmete Anstalt bedarf nicht bloß wohlwollender Gunst, wie sie ihr vom Landesausschuß stets zutheil wird, sondern auch der verständnißvoll eingehenden Pflege durch die ihr verordneten Hüter. In der That haben die höchsten Lenker des Reichslands der Universität immer ihre sorgsame Gunst geschenkt. Der Oberpräsident v. Möller that das in seiner zurückhaltenden, persönlich wenig zugänglichen Art, vertrat aber die Interessen der Universität stets in so kräftiger und einsichtsvoller Weise, daß deren Dankbarkeit sich bei seinem Rücktritt in der Form einer doppelten Ehrenpromotion, seitens der rechts- und staatswissenschaftlichen und der philosophischen Facultät, aussprach. Ganz anders der erste Statthalter, der Feldmarschall v. Manteuffel. Fast täglich sah er einige Professoren an seinem Tisch und zeigte sich ihnen als liebenswürdigen, geistvollen Wirth, aber innerlich empfand der Soldat und Hofmann die freie Stellung und die unabhängige Stellungnahme der Professoren in allen Angelegenheiten als etwas Fremdes, Ungehöriges, ihn unsympathisch berührendes. Als einmal eine Reihe von Gymnasiallehrern und Professoren sich öffentlich gegen das Begehren der ultramontanen Presse nach Confessionalisirung der höheren Schulen aussprach, faßte Manteuffel dies als eine gegen ihn gerichtete Demonstration auf, obgleich er sich öffentlich noch nicht in diesem Sinne ausgesprochen hatte, und bewahrte ein bitteres Andenken daran bis an sein Ende. In die allgemeinen Angelegenheiten der Universität hat er wenig eingegriffen; nur verhinderte er, daß zur Einweihung des Universitätsgebäudes der Kronprinz, der bereits sein Erscheinen in Aussicht gestellt hatte, das Präsidium des Reichstags und die Mitglieder der Budgetcommission, auf deren Antrag der Reichstag die Mittel für den Bau

bewilligt hatte, eingeladen würden, da er dadurch seine eigene Stellung als Statthalter des Kaisers beeinträchtigt glaubte.

Auf die im ganzen für die deutschen Interessen unheilvolle Thätigkeit Manteuffels folgte das stillere, aber ebenso einsichtige wie vorsichtige Wirken des Fürsten v. Hohenlohe-Schillingsfürst, des jetzigen Reichskanzlers. Nicht lange nach dessen Amtsantritt zeigte sich recht deutlich der Vortheil einer einzigen Landesuniversität am Sitze der Regierung selbst, die dadurch gebotene Möglichkeit, ohne bureaukratische Zwischeninstanzen in ein unmittelbares Verhältniß zur obersten Behörde zu treten. Bei einem längeren Besuche des Fürsten Statthalters in Berlin im Frühjahr 1886 war es gelungen, ihn mit Mißtrauen gegen die Straßburger Professoren zu erfüllen, die angeblich gar so arge Demokraten sein sollten und selbst in der sonst befreundeten Presse gehässigen Verdächtigungen ausgesetzt wurden. Die gleichzeitig erfolgte Entlassung des langjährigen und um die Universität hoch verdienten Curators, zusammen mit anderen Erscheinungen, legte die Befürchtung nahe, daß fremde, durchaus unerwünschte Einflüsse in die Verwaltung unsrer Universität übermächtig eingreifen möchten. In dieser kritischen Zeit öffnete der Statthalter bereitwillig sein Ohr den unermüdlichen Vorstellungen des damaligen Rectors Zöpffel, dem es gelang, jenes Mißtrauen völlig zu zerstreuen; ja, der Fürst sicherte die Unabhängigkeit der Universität, indem er auf die Bitte des akademischen Senats einging und einem als Vertrauensmann der Universität bezeichneten Manne das Amt des Curators übertrug. Gewiß ein seltener Fall im deutschen Universitätsleben, dessen unmittelbare Folge ein nie mehr durch das leiseste Mißverständniß getrübtes Verhältniß zwischen Statthalter und Universität war. Fürst Hohenlohe hat seitdem der Universität stets sein warmes und erleuchtetes Interesse geschenkt, und die Universität hat ihm dies mit warmer Dankbarkeit erwidert, die sich bei seinem Abschied aus dem Reichslande in der üblichen akademischen Form aussprach. Er hat seinem Nachfolger, dem jetzigen Statthalter, eine Erbschaft hinterlassen, die dieser nur einfach anzutreten brauchte. Jedoch würde es dieser Stelle nicht wohl anstehen, näher auf das Wirken der noch im Amte befindlichen Männer einzugehen, weder des Statthalters Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, noch des Staatssecretärs Herrn v. Puttkamer, der nach den Herren Herzog und v. Hofmann die Oberleitung der Universitätsangelegenheiten mit einsichtigem Wohlwollen führt, noch des gegenwärtigen Curators Herrn Ministerialraths Hamm, dessen schweres Amt dadurch nicht leichter wird, daß er der Nachfolger zweier ausgezeichneter Vorgänger ist.

Als der Freiherr v. Roggenbach alsbald, nachdem er die neue Anstalt in den Sattel gehoben hatte, leider darauf verzichtete, sie reiten zu lehren, ward das Amt des Curators dem damaligen Vicepräsidenten von Elsaß-Lothringen, Herrn Ledderhose, übertragen, der mit unermüdlicher Treue fünfzehn Jahre lang alle Gründungsarbeiten der jungen Universität überwacht und geleitet hat. Unter ihm ist der Plan der neuen akademischen Doppelstadt entworfen und sind die meisten und bedeutendsten Bauten ausgeführt worden; unter ihm ist die ganze Verwaltung geregelt und sind viele schwierige Punkte angemessen geordnet worden; er hat für die Ergänzung des Lehrkörpers in solchem Umfange gesorgt, daß zur Zeit seines Abganges zwei Drittel der damaligen akademischen Lehrer unter seiner Mitwirkung berufen waren. „In unparteiischer, ruhiger, stets sachlicher Weise", so lautete bei seinem Scheiden das Zeugniß des damaligen Rectors, „hat er die Interessen der Universität nach oben wie nach unten vertreten und gefördert." Und als er dann wider den Wunsch der Universität, die ihm einen silbernen Ehrenschild widmete, seines Amtes enthoben worden war, erhielt er gemäß dem Wunsche der Universität in dem damaligen Ministerialrath Herrn Hoseus einen Nachfolger, welcher mit seinem eingehenden Verständniß der Universitätsinteressen und seiner großen Liebenswürdigkeit gegen jeden Einzelnen das Idealbild eines Curators darstellte; er gab stets mehr den Vertreter und wirksamen Fürsprecher der Universität bei der Regierung ab, als daß er der bureaukratische Vollstrecker von Regierungsbeschlüssen über die Universität gewesen wäre. Die allseitige wärmste Verehrung folgte ihm bei seiner Abberufung zu einem höheren Posten, wie auf das Krankenlager, dessen Leiden den geistesstarken Mann nicht abgehalten haben, der Universität seine Kräfte auch noch aus der Ferne zu widmen.

Es ist ein neidenswerthes Loos, das der Universität Straßburg durch die Persönlichkeiten ihres Organisators und seiner beiden ersten Nachfolger beschieden worden ist. Jedem ernsten und berechtigten Bedürfniß sind sie immer mit lebhaftem Wohlwollen und kräftigem Eintreten gerecht geworden; ihr Verhältniß zur Universität ist stets das des vollkommenen gegenseitigen Vertrauens gewesen. Die Bestimmung des Statuts, daß jede Facultät für die Vollständigkeit des Unterrichts auf ihrem Gebiet verantwortlich ist, verpflichtet und berechtigt die Facultäten zu Vorschlägen neuer Berufungen aus eigener Initiative. In den 25 Jahren ist es niemals vorgekommen, daß bei den Berufungen die Vorschläge der Facultäten beiseite gesetzt worden wären, sehr selten ist auch nur die Reihenfolge der Vorschläge verlassen worden. Der jeweilige Curator schenkte der Sachlichkeit der Professoren volles Zutrauen, und wie er sie in ihrem wissenschaftlichen Berufe anerkannte, achtete, förderte, so erkannte er ihnen auch das competente Urtheil zu, bei neuen Berufungen für das Beste des Faches und des Ganzen zu sorgen. Keine Scheinberufungen, welche durch Form und Bedingungen für den Berufenen mehr eine Kränkung als eine Ehre bedeuten, sind hier üblich. Von den Berufenen werden keine Reverse verlangt, welche sie in Ketten schlagen und an ihrer Ehre und ihrem Selbstgefühl schädigen, während sie dem, der zu solchen Mitteln greift, auch keine Ehre, sondern nur das Zähneknirschen der Gebundenen eintragen. Ebenso wenig kennen wir hier Drohungen bei Nichtannahme einer Professur; ebenso wenig Rückzahlungen von Umzugsgeldern, wenn ein Professor unsre Universität allzu bald mit einer anderen zu vertauschen wünscht; ebenso wenig Strafprofessuren, obwohl z. B. unsre theologische Facultät in dem leidigen Streit um das Apostolicum offen für die Freiheit des Glaubens und des Bekenntnisses eintrat. Alle solche kleinliche Mittel, welche der thukydideische Perikles bei seinen Spartanern wohl mit unter die „trübseligen Plackereien" gerechnet haben würde, sind hier unbekannt und werden es hoffentlich immer bleiben. Nie ist die leiseste Spur einer Tendenz auf Knechtung, auf bureaukratische Vergewaltigung, auf Demoralisirung des Lehrkörpers hervorgetreten. Das Verhältniß unsrer Pfleger und unsrer Vorgesetzten hat vielmehr immer auf Achtung vor der Wissenschaft und ihren Vertretern beruht; das wird ihnen von diesen mit freimüthiger Offenheit und inniger Dankbarkeit gelohnt. In dieser Beziehung kann es die Kaiser Wilhelms-Universität mit jeder deutschen Schwesteranstalt aufnehmen; nicht wenige werden sie darum beneiden.

Endlich noch ein Wort über das Verhältniß der Universität zu der Stadt, in der sie angesiedelt ist. Die Anknüpfung an die alte Universität ist hier nicht so durchschlagend, weil die Lebensbedingungen der französischen académie und der deutschen Universität allzu verschieden sind, auch die städtischen Verhältnisse sich stark geändert haben. Eine ernste Collision zog sich hinsichtlich der Verwaltung und Benutzung des großen städtischen Spitals durch

Digitized by Google

Jahre hin und fand endlich in einem Abkommen ihren Abschluß, bei welchem es sehr zweifelhaft ist, ob die Ansprüche und Interessen der Universität zu ihrem vollen Rechte gekommen sind. Ferner mußte der Stadterweiterung die örtliche Einheit der Universität zum Opfer fallen, ein Opfer, das nicht dadurch ausgewogen ward, daß die Stadt bis zu beträchtlicher Höhe auf die Octroigebühren für das bei den Universitätsbauten verwendete Material verzichtete. Im übrigen ist das Verhältniß zwischen Stadt und Universität, die so eng auf einander angewiesen sind, durchaus zufriedenstellend, und auch die Bürger haben sich mehr und mehr, obschon nicht immer ohne Kopfschütteln, an die Eigenart deutscher Studenten gewöhnt. So hat denn auch der Gemeinderath beschlossen, der Universität zu ihrem Feste ein Geschenk zu widmen, wie man hört: ein Bild ihres alten Stettmeisters Jakob Sturm, das dem Bilde Kaiser Wilhelms gegenüber einen Ehrenplatz in der Aula erhalten soll. Eine sinnige Gabe! Denn wie außen an dem Universitätsgebäude das Standbild Straßburgs mit der Gründungszahl der alten Universität (1567) der Germania mit der Jahreszahl 1872 gegenübersteht, so wird nunmehr auch im Festsaal der berühmteste Vertreteter der alten Reichsstadt in ihrer glänzendsten Periode, der Begründer des alt berühmten Gymnasiums und geistige Stifter der alten Universität, das alte Straßburg vertreten neben dem Wiedergewinner des Elsaß für Deutschland, dem Gründer und Pathen der neuen Universität, dem ehrwürdigen Kaiser Wilhelm. Wie hier die Vereinigung des alten und des neuen Straßburg im Bilde ausgesprochen ist, so steht mit Sicherheit zu erwarten, daß die Universität, wenn sie nach aber 25 Jahren, vielleicht in größerem Kreise, ihr Jubelfest begeht, viele Gegensätze verschwunden, vieles noch Getrennte vereinigt finden wird. Sie möge nur ruhig und stetig, ohne Ungeduld, ihren Weg weiter fortsetzen, so wird ihr das Zeugniß nicht vorenthalten werden, daß sie an ihrem Theile getreulich litteris et patriae gedient, für Kaiser und Reich gewirkt habe.

Eine Augsburger Chronik.[1])

Der 25. Band der Chroniken der deutschen Städte enthält den fünften und letzten Band der Augsburger Chroniken. Den Hauptinhalt desselben bildet die „Cronica newer geschichten" von Wilhelm Rem 1512—1527. Daran schließen sich die Annalen Johann Franks, Conventuals bei St. Ulrich, die zwar von Steichele schon herausgegeben wurden, hier aber eine Bearbeitung nach den für die „Städtechroniken" geltenden Normen fanden. Beilagen zu der Chronik des Clemens Sender — hervorgehoben sei die fünfte: „Der Reichstag zu Augsburg 1530" aus der sogenannten Langenmantel'schen Chronik, welche uns die bekannten geschichtlichen Vorgänge in interessanter localer Färbung vor Augen führt — schließen das Werk.

Rems Aufzeichnungen fesseln in hohem Grade. Sein Urtheil ist nüchtern, scharf in der Form, ohne Scheu vor irgend einer Autorität. Menschen und Dinge werden bei ihm vom Standpunkt des Reichsstädters betrachtet, der von Stolz erfüllt ist auf das Gemeinwesen, das ihn umgibt, aber auch vor den Gefahren und Schäden des öffentlichen Lebens den Blick nicht verschließt. Rem, geboren im Jahre 1462, gest. wahrscheinlich 1529, entstammte einer angesehenen und reichen Augsburger Familie, gehörte dem Kaufmannsstande an und war ein Vetter des bekannten Lucas Rem, dessen Tagebuch unter den Augsburger Geschichtsquellen eine anerkannt hervorragende Stelle einnimmt. Familienverbindungen wie seine ausgedehnten kaufmännischen Beziehungen versetzten ihn in die Lage, sich über alle interessanten Vorgänge in der Stadt sowohl, als in der Ferne zuverlässig zu unterrichten. Seine umfangreichen Aufzeichnungen sind, wie die des Hector Mülich (3. Band der Augsburger Chroniken), weit weniger Augsburger Chroniken, als Chroniken eines Augsburgers; denn er wendet seine Aufmerksamkeit durchaus nicht nur städtischen Angelegenheiten und Vorgängen zu, sondern verfolgt mit derselben Theilnahme die Begebenheiten in den Nachbargebieten, besonders in Württemberg, wo der nach Rems Meinung „halb unsinnige" Herzog Ulrich durch seine Gewaltthaten die Gemüther stets in Aufregung erhielt; nicht weniger fesseln ihn, den gebildeten Mann, die Vorgänge im Reich, des Kaisers Kriege in Italien, das Vordringen der Türken; selbst von kriegerischen Unternehmungen asiatischer und afrikanischer Sultane weiß er zu berichten. Freilich wechseln in buntester Reihe, wie es die Chronikschreibung mit sich bringt, die Notizen: neben dem Bericht von blutigen Schlachten, weit tragenden politischen Begebenheiten, kühnen Entdeckungsfahrten auf neuen Seewegen stehen Schilderungen von Verbrechen, Unglücksfällen aller Art, Witterungsverhältnissen, Mißgeburten und allerlei Naturcuriositäten; daß am 16. October 1518 „ain schneekater, der hett 13 klauen" gefangen wurde, wird der Nachwelt nicht vorenthalten. Auch die chronique scandaleuse der freien Reichsstadt bleibt dem Leser nicht ganz unbekannt.

Von besonderem Interesse ist Rems Stellung zur tief gehenden kirchlichen Bewegung, die alle Gemüther in Spannung erhielt. Während uns in dem Augsburger Chronisten Clemens Sender (4. B.) ein fanatischer Feind der Reformation entgegentritt, der in zornigen Worten seinem Unmuth über die verhaßten Neuerungen Ausdruck gibt, sehen wir in Rem einen Mann, der das Hervortreten Luthers von den ersten Jahren an sympathisch verfolgt und sich später unumwunden als warmer Anhänger desselben bekennt. Man fühlt die innerliche Theilnahme, die er dem zu Worms vor Kaiser und Reich Stehenden zuwendet. Seiner ausführlichen Erzählung der dortigen Vorgänge liegt die bekannte Aufzeichnung Spalatins zu Grunde, die Rem wahrscheinlich in einer Flugschrift abgedruckt zu Gesicht gekommen ist. Der wichtigste Theil des Spalatin'schen Berichtes, Luthers Rede, die Förstemann in dem „Urkundenbuch zur Geschichte der ev. Kirchenreformation" nur lückenhaft zum Abdruck brachte, da er die 6. und 7. Seite der Spalatinschen Urschrift (aufbewahrt im Sächs. Ernestinischen Archiv zu Weimar) aus Versehen überschlagen hatte, findet sich bei Rem in lückenloser Vollständigkeit. Wenn Rem vom Bauernkrieg schreibt, sehen wir ihn ganz auf Seite der Bauern. Für ihre Ausschreitungen hat er kein tadelndes Wort, während er sich in schärfster Weise über den schwäbischen Bund, den „Pfaffenbund", ausspricht. Außerordentlich abfällig ist sein Urtheil über das Ablaßwesen: „es was wol halb bieberei", und über die Verschwendung am päpstlichen Hof. Auch Kaiser Maximilian, der doch sonst in Augsburg sehr beliebt war, kommt nicht gut weg: „der stets kriegen wolt und hett doch kain gelt"; noch weniger Herzog Wilhelm von Bayern, von dem sich in Bayern begüterte Augsburger Bürger viel gefallen lassen mußten: „wer lust hat, der kaff gieter in Bairlandt" Von Kaufleuten unter der Bürgerschaft, die durch Betrug reich geworden, schreibt er: „die hieß man geschickt leut, man sagt nicht, daß sie groß dieb weren". Persönlichkeiten, die das große Wort im Stadtregiment führten, erfahren oft harten Tadel; den berühmten Peutinger beschuldigt er geradezu der Bestechlichkeit. Rem zeigt bei solchen Aeußerungen eine spitze Zunge, die auch bei Besprechung von Familien-

[1]) Wilhelm Rems Augsburger Chronik. (Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg V. Band. Auf Veranlassung Sr. Maj. des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften. Leipzig, S. Hirzel 1896. XV u. 459 S.)

geschichtchen sich keinen Zwang auferlegt. Angenehm berührt es, wie Rem von abergläubischen Vorstellungen, unter deren Bann die meisten Zeitgenossen standen, sich fast vollständig frei hält. Von dem „geschrai" der Menge läßt sich sein kritischer Sinn nicht fangen. Mit behaglicher Genugthuung erzählt er von der Entlarvung der weithin Aufsehen erregenden Betrügerin Anna Laminit, die im Geruche der Heiligkeit stand, da sie behauptete, in 14 oder 16 Jahren nichts gegessen und getrunken zu haben. Auch am herzoglichen Hof in München interessirte man sich für die sonderbare Heilige. Wenn Rem von „drei sunnen und drei monschein" hört, die man zu Wien beobachtet haben wollte, so hält er es mit zuverlässigen Gewährsleuten, die gerade zur Zeit des angeblichen Naturereignisses in Wien verweilten und die Meinung vertraten: „daß der osterwein wer gutt gewesen zu derselben zeit." Rems „newe Geschichlen" bieten dem Forscher eine Fülle culturhistorischen Materials, das uns einen intimen Einblick in das Leben und Treiben des damaligen reichsstädtischen Bürgers gestattet.

Der Herausgeber der Städtechroniken, Geheimrath K. v. Hegel, hatte mit der Bearbeitung dieses Schlußbandes der Augsburger Chroniken Dr. Friedrich Roth betraut, der schon durch die treffliche Bearbeitung des 3. und 4. Bandes das in ihn gesetzte Vertrauen glänzend gerechtfertigt hatte. Der Vollzug des Auftrages ist so ausgefallen, daß dem verdienstvollen Geschichtsforscher die Anerkennung der Fachgenossen sicher nicht vorenthalten bleibt. Dr. Roth bekundet in der kritischen Sichtung des Materials, in der Beschreibung der Handschriften, im Nachweis der Quellen, aus denen die Chronisten schöpften, in der Beurtheilung des geschichtlichen Werthes der Angaben, in der Behandlung des biographischen Theiles und in der sorgfältigen Herstellung des Glossars überall wissenschaftlichen Scharfblick und geschmackvolle Darstellungsgabe. Durch die Beigabe eines Personen- und Ortsverzeichnisses wird dem historischen Forscher die Benützung des Werkes erleichtert. Ein geradezu erstaunlicher Fleiß ist auch in diesem Bande den zahlreichen und eingehenden Anmerkungen zugewandt, welche den Text begleiten. Nicht nur die vorhandene geschichtliche Literatur wird zur Erläuterung und Ergänzung des Textes in ausgedehnter Weise herbeigezogen, sondern auch neues archivalisches Material zur Beleuchtung der einen oder andern Angabe beigebracht. Die nun glücklich zum Abschluß gebrachte Arbeit darf als eine hervorragend tüchtige Leistung der historischen Forschung von bleibendem Werthe bezeichnet werden.

Hans Mezger.

Mittheilungen und Nachrichten.

Entwurf eines Gesetzes betr. die Reform des Irrenwesens. Von Prof. Dr. Rud. Medem, Landgerichtsrath in Greifswald. Greifswald, Abel 1897. — Bekanntlich wurde am 16. Jan. d. J. im Reichstag ein Antrag des Abgeordneten Kruse eingebracht und angenommen, welcher lautet: „Die verbündeten Regierungen seien zu ersuchen, baldigst einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher Grundsätze feststellt, wodurch die Aufnahme, die Aufenthaltsverhältnisse und die Entlassung von Geisteskranken in, resp. aus den Anstalten reichsgesetzlich geregelt werde." Der vor kurzem im Druck erschienene Entwurf Prof. Medems wäre unter diesen Umständen sicher, in den maßgebenden Kreisen Beachtung zu finden, auch wenn er das Thema nicht so erschöpfend und interessant behandelt hätte, wie es der Fall ist. Verfassers Zweck bei der Veröffentlichung seiner Arbeit war, mit dieser eine Basis zu schaffen, auf welcher die unumgänglich nöthig gewordene Reform des Irrenwesens aufgebaut werden kann. Das neue Gesetz muß eine Ergänzung bilden zu dem Bürgerlichen Gesetzbuch, das ja wohl viele längst von den maßgebendsten Autoritäten auf dem Gebiete des Irrenwesens erhobenen Forderungen befriedigt und erfüllt, allein ebensowohl manche Fragen (Strafrecht, Entmündigungsverfahren, die Internirung Irrer und die ganze Frage der Verwaltung von Irrenanstalten) nur streift, als auch in manchen Definitionen geradezu der Correctur bedarf. Nehmen wir als Beispiel für letzteren Punkt den § 101 des Bürgerlichen Gesetzbuches her. Derselbe lautet: „Die Willenserklärung eines Geschäftsunfähigen ist nichtig. Nichtig ist auch eine Willenserklärung, die im Zustande der Bewußtlosigkeit oder vorübergehender Störung der Geisthätigkeit abgegeben wird." Als vorübergehende Störung der Geisthätigkeit wird man aber auch z. B. Intoxicationen und Trunkenheit bezeichnen können, und damit ist eine gefährliche Antinomie gegeben. Viel praktischer war diese Stelle im zweiten Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches präcisirt, weshalb Verf. auch Rückkehr zu demselben in diesem Paragraphen empfiehlt. Er lautet: „Geschäftsunfähig ist . . . ., wer sich in einem die freie Willensbestimmung ausschließenden Zustand krankhafter Störung der Geisthätigkeit befindet, sofern nicht der Zustand seiner Natur nach ein vorübergehender ist." Als Mediciner vermag Referent den zahlreichen übrigen Stellen, welche ähnliche Schwächen aufdecken und dazu immer gleich Vorschläge zur Verbesserung machen, nicht so gerecht zu werden, wie sie es verdienten, obgleich dieselben auch den juristischen Laien durch ihre Gründlichkeit fesseln. Es wäre daher sehr zu begrüßen, wenn ein Jurist auch von seinem Standpunkt aus die Arbeit beleuchten wollte. Wir können des Verfassers Ansichten von unserm Standpunkt aus völlig beistimmen und müssen sagen, daß unseres Erachtens hier ein gelungener Versuch vorliegt, die Frage der Reform des Irrenwesens in geordnete Bahnen zu leiten. Eine baldige Regelung dieser Angelegenheit, die nur zu lange bereits immer dringender der Verwirklichung bedarf, herbeizuführen, scheint uns Verfassers Vorschlag äußerst glücklich erdacht zu sein. Er will nämlich den ganzen Gegenstand einheitlich geordnet sehen, schlägt aber vor, nur die Grundzüge gesetzlich festzulegen, die speciellen Ausführungen aber dem Verordnungsweg zu überlassen. (§ XXI). Die im Entwurf § 24 vorgeschlagene Zusammensetzung der „Fürsorgeämter" (welche die obere Leitung und Beaufsichtigung des Irrenwesens, die Strafvollstreckung, Zwangserziehung und Erziehungshaft unter sich haben sollen) garantirt die Unmöglichkeit jeder Einseitigkeit. Wir schließen mit dem Wunsch, die Broschüre möge in den Kreisen der Reichstagsabgeordneten ernste Beachtung finden, damit so eine hoch wichtige Frage endlich ihrer gedeihliche Lösung finde. Dr. J. Schuh.

* „Die Karburg." Fremde Erlebnisse, eigene Betrachtungen. Aus einem Tagebuche. Von Gerhard Ouckama. München, Piloty u. Loehle 1897. — „Die Karburg" ist eine an philosophirenden Reflexionen reiche Erzählung, die sich durch feine Gedanken und edle Sprache auszeichnet. Wer freilich einen fesselnden Roman mit wahren, streng logisch durchgeführten Charakteren lesen will, wer die von dem noch jugendlichen Verfasser angeführten socialpolitischen und idealen Fragen gedeihlich entwickelt sehen möchte, den wird das Buch nicht befriedigen. Der Fremde diese Gedanken und geistreicher Redewendungen wird sich dagegen immer wieder gern mit dem Werke beschäftigen, das zum Denken anregt und literarischen Kennern empfohlen werden darf.

Der Sprachatlas des Deutschen Reichs macht schöne Fortschritte. Aus den regelmäßig erscheinenden Berichten über die Zahl der in Berlin abgelieferten Karten kann das jedermann beurtheilen. Leider ist es aber jetzt mehr denn je mit Schwierigkeiten verknüpft, die Karten zu sehen oder gar für wissenschaftliche Zwecke zu benutzen. Dem Schreiber dieser Zeilen ist es vor kurzem begegnet, daß er Berlin unverrichteter Dinge wieder verlassen mußte, obwohl er etwa eine Woche vorher schriftlich um die Erlaubniß nachgesucht hatte, die Karten einsehen zu dürfen. Die Leitung der k. Bibliothek hielt es nicht der Mühe werth, auf die Eingabe zu antworten. Als ich in der Kartenabtheilung nachfragte, hieß es: eine Anweisung, mir den Atlas vorzulegen, sei nicht eingelaufen; ich könnte mich vielleicht an den oder an den Herrn oder auch an den Generaldirector mit einer Anfrage wenden; der letztere sei seitlich erst von 12 Uhr ab zu sprechen. Aus Gnade wurden mir ein paar Blätter vorgelegt (der Verstand der Kartenabtheilung war durch die Vorschriften gebunden); wenn ich an den Karten Studien machen wolle, müsse nothwendig eine Anweisung vorgelegt werden. Da es mir meine Zeiteintheilung nicht erlaubte, weitere umständliche Versuche zu machen, mußte ich, wie erwähnt, für diesmal darauf verzichten, eine größere Anzahl von Karten einzusehen. Es drängt sich bei solchen Verhältnissen die Frage auf, ob die Unterstützung, die das Reich und die Einzelstaaten dem Unternehmen zutheil werden ließen und noch lassen, dazu gewährt worden sind, daß der Atlas in dieser Weise der

Digitized by Google

wissenschaftlichen Forschung verschlossen wird. Daß man an anderen Bibliotheken es schon für ein Gebot der Ordnung und der Höflichkeit angesehen hätte, einer Eingabe eine Beantwortung zutheil werden zu lassen, brauche ich kaum noch besonders hervorzuheben. Den Bearbeitern des Atlas ist, das weiß ich bestimmt, mit einer solchen Engherzigkeit kein Gefallen erwiesen. Für wen arbeiten sie denn? Sonst macht man dem Neugierigen Schwierigkeiten und fördert den Forscher, in Berlin scheint das Umgekehrte beliebt zu werden.

Würzburg, im April 1897. O. Brenner.

* Der 37. Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung ist soeben von dem Verwaltungsrath ausgegeben worden. Der Verwaltungsrath blickt mit Befriedigung auf das verflossene Jahr zurück, namentlich im Gebiet der Zuwendungen und Legate, die eine Gesammthöhe wie nie seit dem Bestehen des Nationalwerkes erreichten. Die Uebersicht der Todesfälle von Stipendiaten der Stiftung wie von Vorstandsmitgliedern der Zweigstiftung ist diesmal größer, weil sie theils nach das Jahr 1895, theils das laufende bis zur Abfassung des Berichts umfaßt. Zur ersten Kategorie gehören: Dr. J. W. Braun in Berlin, Dr. Rud. Döhn in Dresden, Musäus' Enkelin in Weimar, Frl. Wilhelmine Guichard in Berlin, Dr. Edmund Höfers Wittwe in Barth an der Ostsee, Bürgers Enkelin in Leipzig, Frl. Elise Oppermann und Frl. Klein-Gisfard in Berlin. In der zweiten Kategorie, zu den Verlusten der Zweigstiftungen zählend, stand voran der hoch verdiente Vorsitzende der Zweig-Schiller-Stiftung Darmstadt, der Dichter Otto Roquette, weiter Justizrath Stellter, Schatzmeister der Zweigstiftung Königsberg, und Frau Marie Grun in Berlin, Ehrenmitglied der Schiller-Stiftung. Zu Ehrenmitgliedern wurden neu ernannt: Commercienrath Dr. v. Steiner in Stuttgart und E. v. Wildenbruch. Die Gesammtsumme, die der Vorort 1896 auf Unterstützungen verwendete, betrug 40,691 M. Davon entfielen auf lebenslängliche Pensionen 13,600 M., auf vorübergehende 19,525 M., auf einmalige Zuwendungen 7566 M. Hierzu kommen die Leistungen der Zweigstiftungen im Gesammtbetrage von 10,056 M. und 2990 fl. ö. W. Aus den allgemeinen Mittheilungen erscheint der folgende Satz bemerkenswerth: „Schon im vorigen Jahresbericht hielten wir es für angemessen, hinsichtlich mehrfacher sich häufender unberechtigter Ansprüche an die Stiftung Meinung und Verwahrung auszusprechen, die wir in gewisser Beziehung diesmal wiederholen und erweitern möchten. Es zeigte sich eine erhebliche Zunahme von Gesuchen, namentlich von jugendlichen Anfängern, die sich irgend eine Localgeltung erstritten oder hofften, mit Hülfe der Schiller-Stiftung ihre Erstlingsarbeiten drucken zu lassen, ferner weiblicher Collegen, die kaum mit einigen Versuchen hervorgetreten waren und für allzu niedrige Preise ihr Talent verwerthen, Dilettanten, die der Meinung waren, durch problematische Talentproben Verdienste um die Nationalliteratur erworben zu haben; — alle hofften von der Schiller-Stiftung Lohn und Förderung, womöglich eine sorgenfreie Zukunft; ginge es nach ihren Darstellungen, so würde die Nationalstiftung mit der Zeit zum Honorarergänzungsinstitut zugunsten der deutschen Verleger, nicht aber der literarischen Veteranen."

* Der 1894 auf dem Hofe Hoer (Stavanger Amt) gefundene Silberschatz, der zur Wikingerzeit vergraben worden ist, ist, wie der „Globus" mittheilt, nun Museum zu Bergen erworben und von Gabriel Gustafson im Jahrbuch des Museums für 1896 beschrieben worden. Er umfaßt theils Münzen, theils andere Silbersachen, deren letztere aus „Hacksilber" von Ringen und anderen Schmucksachen oder von unverarbeitetem Silber bestehen. Im ganzen umfaßt der Fund 405 Münzen oder Bruchstücke von solchen, unter denen 250 angelsächsischen, 146 deutschen und 9 arabischen Ursprungs sind. Während die angelsächsischen zumeist gut erhalten sind, zeigen die deutschen (aus der Zeit der Ottonen und Heinrichs II.) Spuren starker Abnutzung. Die arabischen sind Nachzügler einer etwas älteren Periode des Münzimports, welche für Norwegen anscheinend keine große Bedeutung gehabt hat; unter ihnen befindet sich als Seltenheit ein ganzer, aber beträchtlich abgenutzter hamdanidischer Dirhem, geprägt zu Mossul für Nasireddaulah Abu Muhammed und Seifeddaulah Abul Hasan unter dem Kalifen Al-Muti'-lillah etwa 950 n. Chr.

* 69. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig, 20.—25. September 1897. — Im Anschluß an die Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte wird in Braunschweig eine Ausstellung von wissenschaftlichen Objecten und Apparaten stattfinden. Von derselben sollen grundsätzlich schon bekannte und zur Zeit nicht besonders wichtige Dinge ausgeschlossen sein, so daß neue und bedeutsame Erscheinungen überall zur Geltung kommen werden. Es wird davon abgesehen werden, allgemeine Einladungen zur Ausstellung ergehen zu lassen. Nur die neu begründete Abtheilung für wissenschaftliche Photographie macht hiervon eine Ausnahme und wird versuchen, ein möglichst vollständiges Bild der Anwendung der Photographie in allen Zweigen der Naturwissenschaft und der Medicin zur Darstellung zu bringen. Aus den anderen Gruppen für chirurgische Instrumente, Gegenstände für Bakteriologie, Demonstrationsapparate, physikalische und chemische Instrumente u. s. w. nimmt die Geschäftsführung Anmeldung neuer Objecte und Apparate bis spätestens 1. August d. J. entgegen. Da geeignete Räumlichkeiten frei zur Verfügung stehen, so werden den Ausstellern außer den Kosten für Hin- und Rücktransport andere Ausgaben nicht erwachsen. Die zur Ausstellung kommenden Gegenstände werden auf Kosten der Geschäftsführung gegen Feuersgefahr versichert werden. — Die zahlreichen Arbeitsausschüsse für die Versammlung sind bereits in volle Thätigkeit. Durch das Entgegenkommen der Staats- und städtischen Behörden wird es der Geschäftsführung ermöglicht, den Theilnehmern der Versammlung gedruckte Festschriften in Aussicht zu stellen. Der Mittwoch der Festwoche soll ausschließlich der wissenschaftlichen Photographie gewidmet sein und sämmtliche Abtheilungen zu einer großen allgemeinen Sitzung vereinigen. An abendlichen Vergnügungen sind eine Festvorstellung im Hoftheater, Ball, Commers und Festessen in Aussicht genommen. Ausflüge sind bis jetzt nach Wolfenbüttel, Königslutter und Bad Harzburg geplant.

i. Aus Württemberg. Als durch das hochherzige Vorgehen des Königs der Schillee-Verein ins Leben gerufen wurde, war die Theilnahme lebhaft und weit verbreitet, und es hat sich selbige gezeigt, wie manches, was unbeachtet und in seiner Vereinzelung minderwerthig war, durch Einfügung in ein solches Centralmuseum zur Geltung gebracht werden kann. Die Statuten des Schiller-Vereins enthalten jedoch zwei Punkte, über die eine abweichende Ansicht gestattet ist, von denen aber jeder für sich allein kaum Bedenken erweckt haben würde. Der Sitz der Sammlungen des Vereins soll Marbach sein. Ein Schiller-Forscher wird gewiß, wenn er ins Land kommt, an Marbach nicht vorübergehen. Bei einem längeren Studium daselbst wird ihm aber der Mangel an Literatur zum Nachschlagen unangenehm werden, der auch durch Anlegung einer eigenen Bibliothek nicht ganz gedeckt werden kann. In Stuttgart wäre ein solcher Mangel nicht zu beklagen und die Kosten für eine Schiller-Bibliothek könnten dort gespart und für andere Zwecke verwendet werden, sobald die Schiller-Sammlung der öffentlichen Bibliothek (die nicht literarischen Bestandtheile etwa der im nämlichen Gebäude befindlichen Alterthümersammlung) einverleibt würden. In Stuttgart muß ja wie in jeder Schiller-Forscher verweilen, denn, abgesehen von den paar Schiller-Originalien der Bibliothek, ist Stuttgart sieben Jahre lang Schillers Aufenthaltsort gewesen. Allein wenn nun einmal Marbach als Schillers Geburtsort gewählt werden soll, so läßt sich nur sagen: das Zustandekommen eines schwäbischen Schiller-Museums ist so wünschenswerth, daß die Frage des Ortes Nebensache ist. Die Statuten enthalten aber auch die weitere Bestimmung, daß der Sammlung auch Reliquien schwäbischer Dichter nach Schiller einverleibt werden sollen. Würde das auf Schillers nähere Umgebung beschränkt, so wären zwar im einzelnen Falle Zweifel möglich, im allgemeinen aber zuzustimmen. Man erfährt nun aber, daß hier sehr weit gegriffen wird. Nicht nur von Hölderlin soll einiges ins Schiller-Museum kommen, obwohl man dadurch genöthigt sein wird, neben der großen Stuttgarter Sammlung auch noch ein paar Einzelheiten in Marbach anzusehen; auch von Auerbach, der mit Schiller kaum etwas zu thun hat — und nun gar von Uhland! Der „Schwäbische Merkur" bringt im Abendblatt vom 24. April die Nachricht, daß Uhlands Erben den gesammten literarischen Nachlaß des Dichters ans Schillermuseum verkauft haben. Gehört Uhlands Nachlaß wirklich nach Marbach? Er selbst wird Marbach nicht sehr oft besucht haben; zu Schiller hat er ja wenig Beziehungen, daß er vielleicht keine Zeile anders geschrieben hätte, wenn Schiller nicht gewesen wäre. Derjenige Theil von Uhlands Nachlaß, der im Hollands Besitz war, ist jetzt in der Tübinger Universitätsbibliothek; dorthin in erster Linie sollte auch das übrige kommen, denn Uhland und Tübingen sind nicht zu trennen. Oder aber nach Stuttgart, wo so manches andere aus dem Nachlaß schwäbischer Dichter ist, wo man die Literatur des Verfassungskampfes vollständig beisammen findet, wo Uhland als Beamter, als Abgeordneter und als Privatmann etwa zwei

Jahrzehnte seines Lebens zugebracht hat. — Derartige Verzettelung, die manchem unnütze Reisekosten machen wird, sollte unter allen Umständen vermieden werden. Es gibt zwei Wege dafür. Der Schiller-Verein möge sein Museum nach Stuttgart verlegen; dort würde es, zusammen mit den bisher schon vorhandenen Schätzen der öffentlichen Bibliothek, ein schönes und — soweit das möglich ist — vollständiges Museum schwäbischer Dichter bilden, dem gewiß auch künftig manches zugewendet werden würde, was man nicht gerade nach Marbach stiften will. Oder aber: es möge diejenigen Documente, die nicht Zusammenhang mit Schiller haben, abstoßen und sich rein auf den Cult Schillers und seiner nächsten Umgebung concentriren. Die Abtretung nicht Schiller'scher Stücke an andere, dafür mehr geeignete Sammlungen wäre ein Act der Munificenz, der von mehr als einer Seite lebhaften Dank hervorrufen würde.

* **Leipzig.** Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften feierte am 23. d. M. den Geburtstag ihres Protectors, des Königs Albert, durch eine öffentliche Festsitzung. Der Secretär der historisch-philologischen Classe, Geh. Rath Dr. Ribbeck, eröffnete die Sitzung mit einer seelichen Ansprache. Alsdann behandelte Professor Wislicenus in längerer Rede, die er durch Demonstrationen an der Tafel begleitete, „die geometrische Isomerie organischer Verbindungen". Als zweiter Redner hielt Professor Windisch einen Vortrag: „Bemerkungen zur Theorie der Mischsprachen und der Lehnwörter".

* **Leipzig.** Die erste Versammlung Deutscher Psychiater und Neurologen trat am 24. d. M. unter dem Vorsitz des Geh. Raths Prof. Flechsig (Leipzig) zusammen. Bei der am Abend veranstalteten Begrüßungsfeier waren u. a. anwesend die Professoren Binswanger (Jena), Ziehen (Jena), Flechsig, Hitzig (Halle) und Geh. Medicinalrath Weber (vom Sonnenstein).

* **Berlin.** Das durch Geh. Rath Althoffs Beförderung erledigte Personalreferat in Universitätsangelegenheiten im Cultusministerium hat, zunächst commissarisch, Dr. Ludwig Elster, seit 1887 außerordentlicher Professor der Staatswissenschaften in Breslau, erhalten. Elster, geboren 1856 in Frankfurt a. M., lehrte vorher in Halle, Aachen und Königsberg; er hat sich durch nationalökonomische Arbeiten eine statistischer Richtung bekannt gemacht und die eben jetzt vorgenommene Revision des Gehalts- und Honorarwesens der Professoren im Sinne der Regierung literarisch eingreifend unterstützt.

* **Berlin.** Ueber die Besetzung des Lehrstuhls du Bois Reymonds schreibt die „Berl. Wissenschaftl. Correspondenz": „Wie wir bereits vor einiger Zeit mittheilten, ist das Cultusministerium mit keinem der drei Professoren in Unterhandlungen getreten, welche die Facultät neuerdings vorgeschlagen hatte. Diese drei waren Herman Munk (Berlin), Kossel (Marburg) und Bunge (Bern). Vielmehr hat dem Vernehmen nach das Cultusministerium die Facultät aufgefordert, neue Vorschläge zu machen. — Nachdem der Kaiser seine Genehmigung zur Aufstellung der Denkmäler für Werner Siemens und Alfred Krupp vor der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ertheilt hat, wird nunmehr seitens der die Denkmäler errichtenden Körperschaften (Verein deutscher Ingenieure, Nordwestliche Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller und Verein deutscher Eisenhüttenleute) ein beschränkter Wettbewerb eingeleitet werden, zu dem fünf deutsche Künstler Einladung erhalten. Die beiden Denkmäler sollen zu Beginn des Jahres 1899 fertig sein, um der Technischen Hochschule gelegentlich der Jahrhundertfeier ihres Bestehens als Geschenk übergeben zu werden.

* **Breslau.** Bei der Universität ist Dr. Frech, außerordentlicher Professor der Geologie und Paläontologie, zum Ordinarius, Dr. Liebich, Privatdocent für Sanskrit, zum außerordentlichen Professor befördert worden; Dr. Semrau, Privatdocent für Kunstgeschichte, und Dr. Konrad Alexander, Privatdocent für innere Medicin, erhielten den Professorentitel.

* **Rom.** Im Alter von 76 Jahren starb der Staatsmann und Schriftsteller Domenico Berti. Geboren in Piemont, hat er in den fünfziger Jahren eine Zeit lang als Professor der Moralphilosophie an der Turiner Universität gewirkt, gehörte durch mehrere Jahre der Deputirtenkammer an, war Unterrichtsminister in den Cabinetten Lamarmora und Ricasoli und bekleidete im Cabinet Cairoli das Ackerbauportefeuille. Berti zählte zu den angesehensten und fruchtbarsten italienischen Schriftstellern auf philosophischem, historischem und socialpolitischem Gebiete. Aufsehen erregte während der kirchlichen Streitigkeiten seine Biographie Giordano Bruno's (1878). Auch Galilei's Proceß und andere Episoden aus der Inquisitionsgeschichte behandelte er nach den Quellen. Weitere Gegenstände seiner historischen Arbeiten bildeten Copernicus und die Schicksale seines Systems in Italien, Johannes Valnes, Campanella und vor allem auch Leben und Wirken seines großen Landsmannes, des Grafen Cavour.

* **St. Petersburg.** Hier soll im Laufe des Sommers ein internationaler statistischer Congreß stattfinden. — Bei der Facultät der orientalischen Sprachen der hiesigen Universität ist Hr. Min-Kiung-Chik, Beamter des Königs von Korea, mit einem Cursus über die koreanische Sprache betraut worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Zeitschrift für Bücherfreunde, Monatshefte für Bibliophilie hggb. v. Fedor v. Zobeltitz. I. Jahrg. Heft 1. April 1897. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. — Katalog der Frhrl. v. Lipperheide'schen Sammlung für Costümwissenschaft, mit Abbildungen. III. Abth. Büchersammlung. I. Bd. 1. Hälfte. Berlin, Franz Lipperheide 1897. — Gustav v. Gößler: Wilhelm v. Gl. in seinen Beziehungen zur Kunst, Redr. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn 1897. — Ferdinand Luthmer: Werkbuch des Decorateurs. Mit Illustrationen ꝛc. Lfg. 8—10. Stuttgart ꝛc., Union. — Hans Kraemer: Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms d. Gr., illustrirt. Lfg. 1—3. Leipzig ꝛc., Bong u. Co. — *Arbitration* the American principle. New-York, The World, 1897. — Jacob u. Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, fortgef. v. Dr. Moriz Heyne u. a. IX. Bd. Lfg. 9 (Schöpfen-Scheelnes). Leipzig, S. Hirzel 1897. — *Somogyi-Album.* Budapest. — *Americana Germanica,* a quarterly devoted to the comparative study of the literary etc. relations of Germany and America; editor Marion Dexter Learned. Vol. I. No. I. January 1897. New-York, Macmillan. — Dr. A. Petermanns Mittheilungen aus Justus Perthes' geogr. Anstalt. 43. Bd. 1897. IV. Gotha, Justus Perthes. — Paul Kranz: Hans, seine Dichtung. Leipzig, Friedrich Jansa 1897. — Vincenz Chiavacci: Der Weltuntergang, Phantasie u. d. J. 1900; illustrirt. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1897. — M. Friedländer: Das Judenthum in der vorchristlichen griechischen Welt. Wien und Leipzig, M. Breitenstein 1897. — Bodo Wildberg: Helldunkle Lieder. Dresden ꝛc., C. Pierson 1897. — Rudolf Pursch: Die Beziehungen Friedrichs d. Gr. zur Türkei (bis 1763). Marburg, Oscar Ehrhardt 1897. — Dr. Fritz Schultze: Vergleichende Seelenkunde. I. Bd. 2. Abth. Leipzig, Ernst Günther 1897. — Emma Schindelhauer: Socialismus und ewiger Friede. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Friedrich Thudichum: Promanchiavell. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Pierre d'Aubecq: Die Barrisons, ein Kunstroman; übers. v. Anton Lindner. Berlin, Schutter u. Luesser 1897. — Dr. H. Steuding: Denkmäler antiker Kunst, für das Gymnasium ausgewählt. Leipzig, C. A. Seemann 1896. — Friedr. v. Hellwald: Die Erde und ihre Völker, geogr. Hausbuch. 4. Aufl., bearb. v. Dr. W. Ule. Lfg. 15—19. Stuttgart ꝛc., Union. — Bilderatlas zur Geographie von Europa, Text v. Dr. Alois Geistbeck. Mit 233 Holzschnitten. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut 1897. — Richard Voß: Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Hausschatz des Wissens. 2. Subscription. Lfg. 1—9. (Das Thierreich 1—9.) Neudamm, J. Neumann. — Dr. Oscar Baumann: Die Insel Sansibar. (Wissenschaftl. Veröffentlichgn. des Vereins f. Erdkunde zu Leipzig III, 2.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Hans Lutsch: Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland ꝛc. Berlin, Wilhelm Ernst u. S. 1897. — Neuester Plan der Reichshaupt- u. Residenzstadt Wien. Ausgabe 1897. Wien, A. Hartleben. — A. Hartlebens kleines statistisches Jahrbuch über alle Länder der Erde. 1897. Ebd. — A. Hartlebens statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. V. Jahrg. 1897, Ebd. — Dr. Martin Berendt: Die Verjüngung des Liberalismus. Berlin, Leopold Zolli. — Sammlung Göschen 29, 32, 61, 62: Prof. Dr. R. Brauns, Mineralogie; Dr. O. L. Zwiczel, Deutsche Heldensage; Dr. Franz v. Wagner, Thierkunde; Hans Prodst, Deutsche Redelehre. Leipzig, G. J. Göschen 1897. — Dr. Karl Lauenstein: Der Assistenzarzt, Minle ꝛc. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1897. — Friedrich Roeber: Appius Claudius, Tragödie. Leipzig, Juliue Baedeker 1897.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 27. April. Nummer 93.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Kulis auf den Pflanzungen der Ostküste von Sumatra. I. — Zwei neue Werke von Robert Waldmüller. Von Karl Werner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Kulis auf den Pflanzungen der Ostküste von Sumatra.

I.

H. a. R. Man hört in Europa so oft die Kulis mit dem Namen „Sklaven“ bezeichnen und deren Loos als solcher bedauern, daß es an der Zeit wäre, das Publicum über die wahre sociale und materielle Stellung derselben, sowie über ihr eigentliches Verhältniß zum Pflanzer (auch „Sklavenhalter“ genannt) aufzuklären und übel angebrachte Philanthropie zu bekämpfen. Eine vorurtheilslose Anschauung wird gerade in dieser Zeit socialer Umwälzungsversuche und Arbeitererhebungen um so angezeigter sein, als man gewohnt ist, das Loos eines europäischen Arbeiters bei weitem über dasjenige eines Kuli zu stellen.

Es muß hier vorausgeschickt werden, daß nicht übersehen werden darf, daß die Möglichkeit der günstigen materiellen Stellung des Kuli auf Sumatra erstens in seiner einzig dastehenden Bedürfnißlosigkeit, zweitens in der so sehr einträglichen Natur des Tabakbaues begründet ist. Letztere erlaubt dem Pflanzer, für die Kulis besonders in sanitärer, aber auch in mancher anderen Hinsicht in einer Weise zu sorgen, wie wir dies in Europa erst bei verhältnißmäßig wenigen Großindustriellen sehen. Im allgemeinen geht der europäische Arbeitgeber nicht über seine gesetzlichen Pflichten hinaus.

Unter dem Worte „Kuli“ versteht man in Europa allgemein nur den chinesischen, angeblich gepreßten und zwangsweise nach irgend einer Pflanzung außerhalb China's entführten Feldarbeiter. Wir wollen uns daher, obgleich in Ostasien der Begriff Kuli viel umfassender ist, vorerst mit dem chinesischen Tabakpflanzer und -zubereiter befassen.

Die Zeiten des früher schamlos betriebenen Kulihandels sind schon lange vorüber und wurden auch früher durch die Tabakpflanzer auf Sumatra nur insoweit mitgemacht, als sie den niederträchtigen Machenschaften der mit einander im Bunde stehenden chinesischen Makler, d. h. Kulihändler, machtlos gegenüberstanden. Wie diese Makler, die in den achtziger Jahren die Kulieinfuhr unumschränkt beherrschten, zu den dem Pflanzer angebotenen Kulis gekommen waren, konnte mit dem besten Willen auch von seiten der betheiligten englischen und holländischen Behörden niemals herausgebracht werden. Erst auf der Pflanzung, wenn nicht mehr unter dem unmittelbaren Einfluß der sie mit furchtbaren Drohungen und Mißhandlungen niederhaltenden Makler, bekannten einzelne, wie sie auf vielfache Weise von denselben unter allerlei Vorwänden zur Reise nach einem unbekannten Land und zu einem unbekannten Zweck veranlaßt worden seien. Wie viele soeben angekommene Kulis durchaus im Dunkeln darüber waren, was nun mit ihnen geschehen würde, zeigten deutlich die massenhaften sinnlosen Desertionen.

Aus dem wenigen, was bekannt wurde, ging hervor, daß die Makler sowohl in chinesischen Hafenplätzen, als auch in den englischen Colonien der Straits Settlements ihre Helfershelfer zur Sammlung und Aufstapelung der „Waare“ hatten. Diese Helfer und Hehler waren ausnahmlos Inhaber verrufener Häuser, von Opiumhöhlen, Spielbuden oder öffentlichen Kosthäusern. Dahin wurden die Candidaten für die Kulicarriere gelockt. Unter denselben war jeder Stand, jedes Handwerk, jeder der so ungemein von einander verschiedenen chinesischen Stämme vertreten. Der heruntergekommene Kaufmann, der dem Elternhause entlaufene junge Thunichtgut, der flüchtige Schuldner, alle Arten entkommener Verbrecher, aber auch gelernte Handwerker, die entweder in ihrer Einfalt den Einflüsterungen der Makler glaubten oder durch Noth im eigenen Lande zur Auswanderung, sei es wohin auch, veranlaßt wurden, bildeten oft eine so buntscheckige Truppe, daß sich der Pflanzer beim Empfang nicht genug wundern konnte, wie sie sich zusammengefunden hatte.

Um die „Sinkehs“, d. h. Neulinge, zu verhindern, irgend jemand auf dem Transport oder einem der erwähnten Sammelplätze sich zu nähern, sei es zum Zwecke, Auskunft zu erlangen, oder um Schutz zu bitten, galt es, sie zunächst in ein fühlbares Abhängigkeitsverhältniß zum Makler zu bringen. Dies war leicht genug. Die meisten Sinkehs liefen den Maklern von allen Mitteln entblößt zu und ließen sich die ihnen bereitwillig auf Credit in jenen Sammelhäusern gebotene Verpflegung wohl gefallen. Noch ein paar den Makler nichts kostende Vergnügungen, ferner die Geltendmachung angeblicher, natürlich betrügerischer Spielschulden — und der Sinkeh stand hoch genug in der Kreide, um ihn künftig empfindlich an seine „Verpflichtungen“ zu mahnen und etwa aufkommende Selbständigkeitsgefühle zu unterdrücken.

Zur Brutalisirung der zum größten Theil harmlosen Sinkehs eigneten sich diese Makler, chinesisch „Keh Tau“, und ihre Helfershelfer und bewaffneten Trabanten schon deßhalb, weil sie sich ausnahmlos aus der Kaste der gefürchteten „Sam Seng“ recrutirten, d. h. Bravos, die zur Ausführung eines Verbrechens um Geld für jedermann zu haben sind. Daß solche Subjecte keinen Augenblick davor zurückschrecken würden, einen sich auflehnenden Sinkeh, ja selbst einen lästigen Kranken auf die Seite zu schaffen, kann gar nicht bezweifelt werden.

Wäre der Chinese nicht von Natur dem Europäer gegenüber so starr verschlossen über eigene Angelegenheiten, und beugte er sich einem einmal auf sich genommenen Loos nicht mit solch weit gehender Apathie, so würde uns manche schauerliche Geschichte über Vorgänge während des Schiffstransports bekannt geworden, resp. bestätigt und die Schuldigen vor Gericht gezogen worden sein. Aber an dieser Verschlossenheit und Apathie, sowie der Furcht vor den

Maklern scheiterten alle Versuche der Hafenbehörden und Magistrate in den von den Schiffen berührten Plätzen, etwaige, stets vermuthete Vergewaltigungen zu unterdrücken.

Man darf sich nicht wundern, daß man mit der Zeit gleichgültiger wurde gegen die anscheinend freiwillig und zufrieden ihre Uebersiedlung bewerkstelligenden chinesischen „Auswanderer". Sie wurden nach wie vor auf allen Schiffen zugelassen, denn sie erklärten stets, freiwillige Emigranten zu sein, die Passage und Verpflegung wurde vom Makler prompt bezahlt, und die Kulisendungen gelangten unangefochten nach den „Depots" von Penang oder Singapore. Diese Depots waren starke, höchst einfache Gebäude oder vielmehr Ställe, in denen die Kulis unter Bewachung zu bleiben hatten, bis sie einem nach der Ostküste von Sumatra abgehenden und einer bestimmten Pflanzung zugehörigen Trupp zugetheilt wurden.

Die Behörden in Penang (Singapore wurde weniger für Depots benutzt, übrigens waren dort die Verhältnisse, da beide Plätze englisch, dieselben) konnten nicht wohl gegen die Art der Aufbewahrung der Sinkehs in den Depots vorgehen, vor allem nicht, weil sie selbst sehr dabei interessirt waren, daß nicht etwa die vielen unter den Sinkehs befindlichen schlechten Elemente entkämen und in Penang blieben. Ferner schlossen sich den Transporten in Penang sehr viele dunkle Existenzen an, deren Verschwinden man dort gern sah.

Während sich die Kulis in den Depots sammelten, wurden sie von den Maklern oder deren Abgesandten sowohl in Deli (Hauptdistrict der Ostküste) als auch in Penang den anwesenden Pflanzern oder deren Agenten angeboten, von den letzteren besichtigt, der Bedarf zusammengestellt, einer oberflächlichen ärztlichen Untersuchung unterworfen, und dann schritt man zum „Contractmachen".

Dieses „Contractmachen" nun war im Grunde um so mehr eine Farce, als sie unter legaler Sanction vor sich ging, denn es haperte noch allenthalben mit dem behördlichen Apparat des Immigrantenwesens; das untere Personal dieser englischen Behörden (Mischlinge und Chinesen), hauptsächlich die Dolmetscher, hatte ein weites Gewissen, die Formalitäten waren bald abgewickelt, dem Anführer des Trupps wurde ein den „Contract" enthaltender Begleit- und Ausweisbrief mitgegeben, und die Kulis setzten sich in Bewegung, ohne mehr als eine dunkle Idee von ihren zukünftigen Pflichten und Rechten oder ihrem Bestimmungsort zu haben.

Wer sollte auch einer aus so heterogenen Elementen zusammengesetzten Menge dies in allen ihren Dialekten auseinandersetzen? Die wenigsten hätten Interesse gezeigt, die meisten gingen überdies einer Zukunft entgegen, die ihnen mehr bot, als ihr früheres Leben.

In Deli angekommen, begab sich der Makler mit seinen Kulis unverzüglich nach der betreffenden Pflanzung, stellte dem Pflanzer die recrutirte Mannschaft vor und erhielt nun den schon in Penang ausgemachten Preis per Kopf ausbezahlt.

Unternehmende Makler brachten wohl auch Trupps von überall her zusammen, meistens entlaufenes Gesindel, wußten sie mit falschen Ausweispapieren zu versehen und brachten sie gewöhnlich auch an den Mann. Diese Sorte war viel billiger, wurde aber durchaus nicht überall angenommen.

Viel gesuchter, aber wiederum nicht von allen Pflanzern, resp. Pflanzgesellschaften, waren die im Lande entlassenen und sich selbst zur Anwerbung stellenden Kulis, im Gegensatz zu den Sinkehs, den Neulingen, „Laukehs" genannt, d. h. im Fach erfahrene Arbeiter; nicht zu verwechseln mit den sogenannten „Penang ꝛc. »Laukehs", d. h. solchen Chinesen, die schon in Penang oder sonstwo sich als freie Leute aufgehalten hatten, sei es, daß sie früher schon in Deli waren oder nicht. Unter beiden Arten Laukehs befanden sich stets aufwieglerische Elemente, die sowohl dem Pflanzer viel zu schaffen machten, als auch die Sinkehs unterdrückten und sie in alle Schliche einweihlen, die ihnen geläufig waren.

Wie schon erwähnt, fanden die Makler auch bei den Laukehs ihre Rechnung, und wenn auch der Gewinn dabei bedeutend kleiner war, begannen sie sich allmählich die unbestrittene Herrschaft in der Anwerbung von Kulis anzueignen. Schon lange war man mit den bestehenden Zuständen höchst unzufrieden; das Treiben der Makler konnte nicht mehr ruhig mit angesehen werden.

Nicht nur stiegen die Preise der Sinkehs bis über 100 Dollars, während jedem Kuli gesetzlich nicht mehr als 30 Dollars Vorschuß belastet werden dürfen, sondern das Material wurde auch immer schlechter. Von ganzen Trupps erwiesen sich immer größere Procentsätze als für die anstrengende Feldarbeit untauglich oder zu schwächlich, oder gar mit physischen Fehlern und Krankheiten behaftet, die jede Verwendung ausschlossen.

Dazu begingen die übermüthigen Makler die frechsten Betrügereien. Sie tauschten oft auf der Reise nach Deli unter sich die angeworbenen Kulis aus, der Besitzer des besseren natürlich mit angemessenem Vortheil, ersetzten einen entkommenen, auf der Reise gestorbenen oder erkrankten Kuli durch irgend ein herumlungerndes Subject, das dann auf den Namen des Fehlenden einrangirte, und gingen selbst so weit, das Wegkaufen der Kulis von der Pflanzung, also den Contractbruch durch sorgfältige Instruction und Versprechung eines Unterkommens zu begünstigen. Hatte eine Pflanzung viele Weglaufer, so mußten neue Kulis beschafft werden, dafür brauchte man den Makler, und dieser hatte an zugelaufenen Leuten, die in allerlei Schlupfwinkeln untergebracht waren, eine willkommene Reserve zur Hand. Es würde zu weit führen, all den Schlichen und Pfiffen dieser abgefeimtesten aller Schurken zu folgen, sie hatten mit Erfolg den gemeinsten Menschenhandel für sich monopolisirt.

Die Pflanzer, schon längst eine Pflanzergenossenschaft bildend, welcher jedoch theils infolge verschiedener Umstände, theils wegen Uneinigkeit leider bei weitem nicht alle angehörten, fingen etwa um 1890 an, sich zu rühren. Dank den unermüdeten Bemühungen der hervorragendsten unter der Deli'schen Pflanzerschaft wurde eine directe Einwanderung aus China organisirt, Agenten in China angestellt, für ärztliche Untersuchung am Anwerbungsort gesorgt und das sogenannte Immigrantenasyl in Deli errichtet, das den Zweck hat, die direct eingeführten Kulis aufzunehmen und an die reflectirenden Pflanzer zu vertheilen. Sowohl hier als auf der Reise wird sanitarisch das Beste geleistet und durch Verwendung der erwähnten Agenten der nothgedrungenen Anwerbung körperlich untauglicher Kulis und deren Aussaugung durch die Makler ein Riegel vorgeschoben. Zwar wurden die letzteren durch das Vorgehen der Pflanzer nicht unterdrückt, aber ihr Erwerb hat sich so vermindert und wird es weiter thun, daß die Zeit bereits abzusehen ist, wo in Deli nur noch direct von China kommende oder im Lande entlassene Kulis angeworben werden.

Die holländische Regierung hatte schon zu Beginn der Entwicklung des Tabakbaues zur Kulifrage Stellung genommen, beschränkte sich jedoch im Anfang auf das Registriren der angemeldeten Arbeiter und einige allgemeine Vorschriften. Dies genügte jedoch sehr bald nicht mehr. Es wurden nach und nach immer mehr vervollkommnete Verordnungen erlassen, und heute sind die Kuliverhältnisse so genau geregelt, daß sich auch der größte Chinesenfreund über nichts mehr beklagen könnte.

Digitized by Google

Wie die Agentschaften bereits in China ermöglichen, den sich anbietenden Kuli über seine künftigen Rechte und Pflichten aufzuklären, wird überdies gegenwärtig stets nach Ankunft auf den Pflanzungen den neuen Kulis der einzugehende Contract nochmals vorgelesen und durch zuverlässige Leute verdolmetscht. Die im Lande angeworbenen Kulis kennen natürlich den Contract in allen Einzelheiten. Derselbe ist auf von der Regierung vorgeschriebenen Formularen gedruckt. Alle Kulis haben den Contract zu zeichnen, d. h. unter Oberaufsicht des Pflanzers an der richtigen Stelle mit ihrem Kreuz zu versehen, worauf der Pflanzer selbst unterzeichnet. Die Registration durch die Regierung geschieht nicht mehr auf brieflichem Wege, sondern die zuständige Magistratsperson, in Holländisch-Indien „Controleur" genannt, nimmt dieselbe persönlich oder durch einen Vertreter auf der Pflanzung vor. Zu diesem Zwecke werden die Kulis nochmals versammelt, gefragt, ob sie mit dem eingegangenen Contract bekannt seien, und auf die Dauer desselben aufmerksam gemacht. Zugleich erhalten sie einige heilsame Ermahnungeu zu ehrlicher Pflichterfüllung und werden ihnen die auf Contractbruch stehenden Strafen in Erinnerung gebracht.

Alles dies geschieht nicht, weil man etwa befürchtete, der Kuli werde nicht aufgeklärt ohne die betreffenden Verordnungen, sondern um ihn aus seiner unüberwindlichen Apathie aufzurütteln und ihm durch Entfaltung des officiellen Apparats sein Mißtrauen zu nehmen.

Mißbräuche von seiten der Pflanzer beim Contractiren sind wohl kaum je vorgekommen, jedenfalls nicht solche, in denen eine Benachtheiligung der Kulis läge. Es liegt viel zu sehr in ihrem eigenen Interesse, eine Arbeiterschaft zu haben, die weiß, woran sie ist, bei fleißigem Aushalten gute Aussichten vor sich erblickt und nicht mehr aus reiner Beschränktheit desertirt, bevor sie die Zustände recht kennen gelernt. Der Umstand, daß die Zurückreise von guten Arbeitern mit etwas Verdienst nach China durch die Pflanzer so viel möglich begünstigt wird, spricht genügend dafür, daß man nicht wünscht, irgend etwas über die Kuliverhältnisse zu verheimlichen. Die Propaganda durch solche erfahrene Kulis in China selbst ist eine so ehrliche, als man sich vorstellen kann.

Der Kulicontract, durch den der Kuli in den Dienst des Pflanzers tritt, wird für Sinkehs auf 3, für Laukehs auf 1 Jahr abgeschlossen. Steht letzterer nach einem Jahre noch in Schuld, so ist er durch das Bestehen der Schuld von selbst für ein weiteres Jahr engagirt; nach Ablauf von 3 Jahren jedoch muß jeder Kuli auf Wunsch entlassen oder, wenn er zu bleiben vorzieht, seine etwaige Schuld gestrichen werden. Der Contract stipulirt auf das genaueste die Rechte und Pflichten des Pflanzers und der Kulis. Die Art der Arbeit, ihre Bezahlung, das Vorschußwesen, die weiteren zu Lasten des Kulis kommenden Beträge für Leistungen des Pflanzers, die Arbeitszeit, Extraarbeiten und deren Berechnung, die freien und Festtage, kurz alles, was bis zum Erlöschen des Contractes das gegenseitige Verhältniß angeht, ist in so deutlichen Worten auseinandergesetzt, daß selbst der mehr oder weniger stumpfsinnige Sinkeh, der nun ja schon in China die Hauptsache erfährt, den Geist davon erfassen und begreifen lernen kann, was von ihm als auf gewisse Zeit verpflichtetem Arbeiter, nicht als Sklaven, erwartet und verlangt wird.

Der Sinkeh beginnt mit einer nominellen Schuld von 30 Dollars. Mit mehr darf er nicht belastet werden. Der Laukeh ist natürlich bereits in einem anderen Falle. Ob er von Penang her eingeführt wird oder bereits im Lande war und nach Abarbeitung seines Contractes auf einer anderen (ergiebigeren) Pflanzung zu arbeiten wünscht, so hat er in jedem Falle nicht die Kosten der Anwerbung und Einfuhr eines Sinkehs verursacht. Er kann daher Vorschuß bis zu einem Maximum von 20 Dollars ziehen, je nachdem er dem Pflanzer mehr oder weniger tauglich und ordentlich erscheint. Daß hierbei die physische Beschaffenheit des Aspiranten eine Hauptrolle spielt, versteht sich natürlich von selbst. Es gibt Pflanzungen, die, um die Laukehs zum Contractiren zu ermuntern, noch besondere Vortheile bieten, wie Prämien oder Erlaß gewisser Lasten.

Wer als Laukeh einen Contract eingehen will, hat einen schriftlichen Ausweis über Namen, Herkunft ꝛc. vorzuzeigen, der von der Behörde gegen Ablieferung des Entlassungsbriefes vom vorherigen Dienst verabfolgt wird. Dieser Ausweis dient zugleich, wenn außer Dienstverhältniß, als Paß im Lande. Jeder Nichteingeborene von Sumatra[1]) ist gehalten, einen solchen Paß jederzeit bei sich zu tragen und auf öffentlichen Wegen auf Verlangen der Polizei, auf den Wegen einer Pflanzung dem die Aufsicht führenden Europäer vorzuzeigen. Die im Dienstverhältniß befindlichen Kulis, soweit sie Laukehs sind, müssen ihren Ausweis beim Contractiren hinterlegen und erhalten für den Fall eines Urlaubs vom Pflanzer einen eigentlichen Paß, auf dem die Dauer des Urlaubs genau angegeben ist.

Bis vor wenigen Jahren galt der Entlassungsbrief eines Pflanzers als genügender Ausweis und der Kuli konnte direct darauf wieder engagirt werden, aber gewisse Mißbräuche, die einzureißen begannen, zwangen die Behörden, das jedesmalige persönliche Anmelden der auf den Pflanzungen entlassenen Kulis beim Controleur einzuführen.

Es entwickelte sich nämlich unter der Leitung und Hehlerschaft verrufener ansässiger Individuen, worunter natürlich auch wieder Makler, ein schwunghafter Handel in Entlassungsbriefen. Dieselben konnten an gewissen Orten, meistens niedrigen Kosthäusern, zu verschiedenen Preisen gekauft werden. Die Verkäufer verstanden die Briefe wohl zu entziffern, um so mehr, als dieselben sämmtlich mit geringen Abweichungen nach derselben Schablone gedruckt waren und nur noch an bestimmten Stellen ausgefüllt werden mußten. Je nachdem das in denselben enthaltene Signalement auf das betreffende Individuum mehr oder weniger paßte, stieg oder sank der Werth der Briefe. Dieses Signalement war stets die Hauptsache; den Namen wechselt ein auf der Stufe des Kulis stehender Chinese wie ein altes Hemd, wenn er nämlich eines trüge. Der Preis eines „passenden" Briefes betrug bis zu 10 Dollars, während der Verkäufer ihn von dem heruntergekommenen oder leichtsinnigen früheren Inhaber vielleicht für 1—2 Dollars gekauft oder, was wohl noch mehr die Regel war, demselben für einige Dollars Spiel- oder Kosthausschulden abgenommen hatte.

Die ihres Ausweises beraubten waren dann genöthigt, der Polizei möglichst aus dem Wege zu gehen, sie schlossen sich leicht an andere lichtscheue Existenzen an und bildeten eine Gefahr für Ordnung und Ruhe. Die factische Bildung von höchst gefährlichen Räuberbanden, die sich allerdings ebenso aus allerhand anderem Gesindel recrutirten und noch vor nicht langer Zeit besonders die Gegend von Soenggal (nur etwa 15 Kilometer von der Hauptstadt des Landes, Medan, entfernt) unsicher machten, berechtigen die Regierung vollkommen, im Interesse der öffentlichen Sicherheit den Paßzwang auf das rigoroseste zu handhaben. Wer keinen Paß besitzt, wandert ohne weiteres ins Gefängniß und erhält bis zu einem Maximum von 3 Monaten Zwangsarbeit zudictirt.

Ein weiterer Grund für die Regierung, die von den Pflanzern ausgestellten Entlassungsbriefe auf oben erwähnte Art durch Ausweise zu ersetzen, kann in dem Umstand

---

1) Eingeborene sind nur Malayen und Battaker.

gefunden werden, daß die Pflanzer in den Briefen unter der gesetzlich bestehenden Rubrik „Anmerkungen" bei widerspenstigen oder arbeitsscheuen Kulis die ungünstigen Eigenschaften derselben kurz anzudeuten pflegten. Solche Leute fanden dann nur mit Mühe wieder Beschäftigung und geriethen wohl auch leicht, da die Anlage schon da war, in ein schlechtes Fahrwasser, was der Regierung nicht gleichgültig sein konnte. Die ungünstigen Anmerkungen wurden daher durch Verfügung des Residenten der Ostküste von Sumatra verboten. Einige Zeit behalfen sich darauf die Pflanzer mit nur ihnen bekannten Zeichen, z. B. farbiger Tinte in der Ausfüllung der Briefe, bis auch dieses Mittel, seine Mitmenschen vor der Anwerbung schlechten Volkes zu bewahren, mit der behördlichen Einziehung der Briefe dahinfiel. Die Regierung ließ sich die Beaufsichtigung, respective Unschädlichmachung der betreffenden außer Arbeit befindlichen Individuen nicht auf den Hals laden, und außerdem fielen die (zwar unbedeutenden) Gebühren für den Austausch der Briefe in den stets weit geöffneten holländischen Staatssäckel.

Abgesehen von letzterem Nachtheil kann übrigens das neue System dem maßgebenden größeren Theil der Deli'schen Pflanzerschaft nur willkommen sein, denn es mag wohl einzelne Pflanzer gegeben haben, die bei der Prüfung der ihnen präsentirten Briefe auf ihre Echtheit nicht allzu skrupulös verfuhren, daher der Desertion von anderen Pflanzungen Vorschub leisteten und somit ihre Collegen schädigten.

Aus dem Paßzwang ist ersichtlich, daß der Kuli, wenn einmal der Contract geschlossen ist, die Pflanzung nicht verlassen darf ohne specielle Erlaubniß des Oberhauptes derselben, des Administrators. Diese Beschränkung seiner persönlichen Freiheit ist durchaus nothwendig.

Der Kuli hat ein (meist von ihm selbst ausgesuchtes) Feld inne, das vorher für den Tabakbau urbar gemacht und drainirt wird. Dieses Feld muß im Fortschreiten der Saison unbedingt in annähernd gleicher Höhe der Bestellung mit den Nachbarfeldern bleiben, wenn nicht eine rationelle Aufsicht unmöglich gemacht werden soll. Es ist daher nicht zulässig, daß der Kuli nach Belieben sich entfernen dürfte. Auch wenn er dies in seiner freien Zeit thäte, so wäre die Garantie seines Zurückkommens nicht nur wegen verschiedener Zustände im Lande nur klein, sondern die Versuchung, zu desertiren und so den Pflanzer um die Kosten der Anwerbung und die Vorschüsse zu bringen, wäre zu verlockend, als daß der Kuli ihr stark widerstehen könnte. Außerdem wüßte wenigstens der Sinkeh, wenn er nicht etwa von gewissenlosen Halsabschneidern verführt und weiter verhandelt wird, durchaus keinen Gebrauch von einer solchen „Freiheit" zu machen. Abgesehen von der Nothwendigkeit, sich vor seinen Verfolgern zu verbergen, um nicht wegen grobeu Contractbruchs ins Gefängniß zu gehen, gesellt sich ihm sehr bald der bitterste Mangel bei, und mancher Weglaufer würde nur allzu gern zu den Reistöpfen seines Herrn zurückkehren, wenn er überhaupt noch wüßte, wo er hingehörte. Denn, so unglaublich es klingt, die meisten Sinkehs kennen trotz aller Mundlichkeit des Verfahrens beim Contractiren weder den Namen der Pflanzung, auf der sie arbeiten, noch den des Administrators derselben. Sie legen auf ihrer „Walze" oft große Strecken zurück und man darf die nach europäischen Begriffen ungeheure Ausdehnung der einzelnen Landpareellen nicht vergessen. An Schlupfwinkeln ist da kein Mangel, aber wie manche von diesen desertirenden Sinkehs in der Wildniß elend umkommen oder gar einem Tiger als willkommene Beute zufallen, das wird nicht bekannt. Der Fälle sind aber genug vorgekommen, daß solch arme Teufel halb todt gefunden und gerettet wurden.

Ist die Feldarbeit einmal ordentlich im Gange und haben die Kulis, insbesondere die Sinkehs, sich eingewöhnt, dann hört die Desertion meistens auf. Einzelne Fälle sind stets auf ganz bestimmte Gründe zurückzuführen, und zwar meistens auf Furcht vor verdienter Bestrafung; höchstens nimmt das Desertiren wieder zu bei sehr schlechten Aussichten für die Ernte, sei es wegen großer Dürre, verheerender Ueberschwemmung oder allzu umfassender Entartung des Tabaks durch Krankheiten der Pflanze; aber selbst hier muß diese Aussicht gleich Null sein, um den Kuli zu jenem Schritt zu treiben. Der Laukeh lernt seinen neuen Herrn kennen, der Sinkeh ist (für die Mehrzahl) angenehm überrascht durch die Wahrnehmung, daß, wenn er nur guten Willen zeigt, die Anforderungen im Anfange gar nicht hoch sind, die Behandlung sich nach seiner Pünktlichkeit und Willigkeit richtet, die Bezahlung entweder prompt in Geld erfolgt oder aber in allgemeiner Messe das fertig gekochte Essen ihn beim Nachhausekommen erwartet. Die allermeisten dieser Leute haben vorher keine regelmäßige Verpflegung, ja selbst keinen bestimmten Schlafplatz gekannt, und es dauert nur kurze Zeit, bis die Sinkehs sich zu einem ordentlichen, arbeitsamen, aber zugleich sorgenloseren Leben bekehrt haben, als sie es je zuvor führten.

Bei den Laukehs liegen die Verhältnisse auch hier wieder anders. Dieselben haben ihren Platz gewechselt, nichts weiter. Sie sehen in erster Linie darauf, ob und wie auf der neuen Pflanzung Gewinn zu machen sei. Die Reputation eines guten Bodens mit üppigen Ernten verbreitet sich unglaublich schnell durch das Land und zieht die Laukehs an. Sie wissen, sie haben nur mit der Quantität und mit der äußeren Beschaffenheit des Tabaks zu thun, die eigentliche Qualität, deren Würdigung in Europa den Pflanzer arm oder reich machen kann, geht sie nichts an. Das Aussuchen eines möglichst erträglichen Bodens ist also ein Hauptaugenmerk für den Laukeh, aber es gibt noch eines, was in seinen Augen, und mit Recht, für den lucrativen Ablauf seines Dienstverhältnisses von beinahe ebenso großer Wichtigkeit ist, und das war stets und ist bis jetzt die Art und Weise des Betriebes, respective der Durchführung der nöthigen Arbeitsordnung durch die ihm zunächst stehenden Vorgesetzten. Es ist schon sehr vortheilhaft für ihn, wenn sein „Tandil" (Aufseher) sein guter Freund und Helfer ist. Kommt die Gewogenheit des Haupttandils (Oberaufsehers) dazu, so ist sein Weg noch mehr geebnet; die größte Chance aber besteht für ihn in einem möglichst indoleuten Charakter des europäischen Hauptes seiner Abtheilung (von 80—150 Feldern, respective Kulis), genannt „Assistent".

Um dies zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die Abwickelung des Kuliecontractes werfen, und zwar vorerst mit Bezug auf die hier in Frage kommenden sogenannten Feldkulis, d. h. diejenigen unter den eingestellten Arbeitern, denen von Beginn der Ernte ab ein Feld zugetheilt wird.

Der Feldkuli ist kein Tagelöhner, sondern steht zum Herrn ungefähr im Verhältniß eines Pächters zum Eigenthümer des Bodens mit dem Unterschiede, daß er keinen bestimmten Pachtzins bezahlt, sondern den Ernteertrag des ihm zugetheilten Feldes in natura abzuliefern hat, wogegen ihm eine nach bestimmten Maximum- und Minimumansätzen durch den „Assistenten" vorgenommene Taxation die Gutschreibung sichert. Die Quantität, die man einen Kuli auf seinem Felde pflanzen läßt, ist durch ein bestimmtes Maximum beschränkt, da er nicht imstande ist, den Tabak darüber hinaus im vorgeschriebenen guten Zustand zu halten. Der Kuli ist während der ganzen Saison contractlich gehalten, den Tabakbau nach den vorgeschriebenen und jetzt auf den verschiedenen Pflanzungen kaum mehr differirenden Regeln zu betreiben, etwa nach demselben Prinzip, wie unsre Pächter an gewisse Vorschriften gebunden sind.

Digitized by Google

Als Feldkulis kommen natürlich vor allem die Laukehs in Betracht, unter denen nun auch diejenigen früheren Sinkehs zu rangiren beginnen, die bereits zwei Ernten hinter sich haben. Unter die verschiedenen Abtheilungen theilt man ferner je einige der neuen Sinkehs ein, die sich körperlich dazu eignen und für die man Felder reservirt hat. Es leuchtet nun ein, daß eine gestrenge Aufsicht den Kuli verhindern muß, sozusagen „auf Quantität" zu pflanzen, um nur bei der Taxation für recht viel Tabak creditirt zu werden, was ja auch bei niedrigeren Preisen so sehr in seinem Vortheil liegen würde. Denn wenn auch bei der Taxation die Beschaffenheit des Tabaks (es wird hauptsächlich auf Reife und Unversehrtheit des Blattes gesehen) den Ausschlag für den zuerkannten Preis gibt, so ist es ein Ding der Unmöglichkeit, den Zustand der während der Ernte täglich eingelieferten Unmassen Tabak zu constatiren, wenn dem Assistenten nicht zugleich eine genaue Kenntniß des Hergangs der ganzen Campagne zur Seite steht.

Dies wäre für den Kuli die finanzielle Frage. Er legt aber auch großes Gewicht darauf, nicht allzu pedantisch zur Pünktlichkeit angehalten zu werden, und mit diesem Wunsche geht Hand in Hand die Hoffnung, die tausenderlei seiner Verschmitztheit entspringenden Betrügereien straflos begehen zu können, von denen er einen nicht unerklecklichen Zuwachs zu seiner Einnahme erwarten darf.

Die Tabaksaison nimmt nun ihren Gang. Die Feldkulis erhalten regelmäßig zweimal per Monat an den sogenannten Zahltagen einen Vorschuß für ihren Lebensunterhalt. Im Anfang muß der Pflanzer naturgemäß mit den Vorschüssen vorsichtig sein, nicht mit Rücksicht auf die Aussichten, die die Saison für das Wetter eröffnet, sondern in Anbetracht der Arbeitskraft der Kulis. Nach und nach müssen Erkrankte und Schwächliche ersetzt werden, es entstehen noch mehr Lücken durch Desertion und es wird ein fortwährender Nachschub aus der Reserve, den neuen Sinkehs, nöthig. Verläßt ein Kuli nothgedrungen sein Feld, weil er nach dem Hospital gebracht oder in die Reserve versetzt werden muß, so wird seine Rechnung als Feldkuli sofort abgeschlossen, indem man ihm den Betrag gutschreibt, den der neu für ihn eintretende für die bisherige Bearbeitung des Feldes und Uebergabe der Werkzeuge auf sich nimmt. Die Besorgnng des Feldes darf unter keinen Umständen eine Unterbrechung erfahren. Die Bestellung desselben ist so berechnet, daß ein einigermaßen kräftiger Arbeiter imstande ist, bei fortgesetzter Fürsorge sein Feld auf zufriedenstellende Weise durch die Campagne zu bringen. Durch eine Unterbrechung würde nicht nur jene Berechnung gestört, sondern auch der Pflanze der größte Schaden zugefügt. Es ist daher auch nöthig, bei Erkrankung eines Kulis, die eine Ueberbringung nach dem Hospital nicht gerade nothwendig macht, einen Stellvertreter auf seine Kosten einzureihen.

Die Arbeit wird monatlich nur zweimal an den Zahltagen unterbrochen, die man gewöhnlich auf den 1. und 16. festsetzt. Die tägliche Arbeitszeit ist 10 Stunden, und zwar von 6—11 und von 1—6 Uhr. Die strícte Einhaltung dieser Zeit wird nur so lange gefordert, als die Bearbeitung des Bodens dauert. Bereits mit dem Pflanzen werden Modificationen nöthig, da der Kuli dann seine Zeit rationell einzutheilen hat. Bei der Ernte vollends, die nur durch abwechselndes Zusammenarbeiten von mehreren Kulis bewältigt werden kann und fast täglich Nachtarbeit erfordert, fallen die Bestimmungen über Arbeitszeit ganz dahin. Zu dieser Zeit ist einestheils der schlechte Theil der Kulis bereits aus den Abtheilungen entfernt, andrerseits sind etwa noch vorhandene schwarze Schafe durch die Erfahrungen der ihrem Ende nahen Campagne so wohl bekannt, daß es für das Personal ein leichtes ist, dieselben zur Pflicht anzuhalten.

Man sollte denken, daß unter einer so ungemein speculativen Gesellschaft, wie sie eine chinesische Arbeiterschaft repräsentirt, keine energielose Faulenzer mehr sein würden, wenn doch schon die Ernte begonnen hat und damit der Abschluß der Rechnung und eine vorläufige Abschlagszahlnng bevorsteht, und doch ist dem so. Es gibt ganz unverbesserliche Arbeitsscheue, die man allerdings meistens schon früh im Jahre aus der „Linie" verweist und der Reserve zutheilt. Manchmal ist der Pflanzer durch verschiedene Umstände und nicht zuletzt durch Geldmangel genöthigt, von weiteren Anwerbungen abzusehen, und in diesem Falle wird die etwa vorhandene Reserve schnell genug aufgebraucht. Dann bleibt auch solch ein „Stinker", wie er dort genannt wird, wohl oder übel im Besitz seines Feldes und verursacht eine Ueberfülle von Verdruß und Aerger, während „sein" Tabak ohne Hülfe, die er wahrscheinlich nicht bezahlen kann, vernachlässigt wird und verdirbt. Auch die dem Pflanzer zur Verfügung stehenden Abhülfsmittel verbessern die factische Lage nicht wesentlich, da dann das Feld an andere Kulis, die schon genug zu thun haben, abgegeben werden muß und natürlich nicht die sorgfältige Behandlung erfährt, die für den Tabak unerläßlich ist.

Nach Beendigung der Ernte hört das beschriebene, auf Vorschuß beruhende Schuldverhältniß des Kulis auf und er tritt in dieselbe Stellung zurück, in der sich die Reserve befindet, d. h. wird je nach Fähigkeit als Tagelöhner oder Stückarbeiter bei der Zubereitung des Tabaks zur Versendung nach Europa verwendet.

Die weniger geschickten Leute werden aus allen Abtheilungen ausgemustert, formiren nun für einige Monate eine „Kongsi" (Unterabtheilung) für sich, je nach der Anzahl unter einem oder mehreren Tandils, und erhalten allerlei Arbeit, meistens beim Straßenbau, der Drainage oder der Vorbereitung von unbewaldeten Flächen für die kommende Campagne. In der letzteren Kategorie der Tagelöhner findet man nicht selten die besten Feldarbeiter, während bei der subtilen Scheunenarbeit, die keine körperliche Anstrengung erfordert, schwächliche, kränkliche nnd alte Kulis in der Regel gute Verwendung finden.

Die Kulis haben ein Recht auf Scheunenarbeit nud es wird ihnen auf Wunsch Gelegenheit gegeben, ihre Fertigkeit zu zeigen. Können sie sich keine solche aneignen, so geben sie das Geschäft von selbst wieder auf und gehen mit den Tagelöhnern, denn da es sich in der Scheune um Stückarbeit handelt, die täglich bezahlt wird, kommen sie nicht auf ihre Rechnung. Bekannte Lazzaroni werden ohne weiteres unter die Tagelöhner gesteckt, eine Maßnahme, die sich stets des ungetheilten Beifalls der hart arbeitenden Kameraden erfreut.

Diese Tagelöhner, „Kongsi-Kang", d. h. die zusammen und nicht auf eigene Rechnung arbeitenden, genannt, werden ebenfalls täglich bezahlt nnd die betreffenden Arbeiten finden natürlich unter noch strengerer Beaufsichtigung des Einzelnen statt als die Feld- und Scheunenarbeit, da dort die Kulis im eigenen Interesse arbeiten, zum eigenen Nachtheil läßig sind und dem geübten Auge ein im Felde müßig gehender Arbeiter nicht lange entgeht, während sich den Tagelöhnern bei der weit gehenden Unzuverläßigkeit der Tandils ein weites Feld von „Drück"-Versuchen öffnet. Uebrigens wird auch hier, wo nur immer möglich, Stück- oder Accordarbeit ausgegeben.

Arbeit über Zeit am Tage und jede Nachtarbeit, zu der alle Arbeiter aufgerufen werden können, werden extra bezahlt. Nur in Fällen der Noth, wie Brand und Ueberschwemmung, hat der Pflanzer Anspruch auf unentgeltlichen Dienst.

Die Art der Arbeit auf den Pflanzungen ist, wie theilweise bereits aus dem Gesagten hervorgeht, eine ziemlich

vielfältige, die theils Ansprüche an die Körperkräfte, theils solche an besondere Beanlagungen stellt. Die Feldarbeit verlangt kräftige oder doch eingearbeitete Leute. Es ist keine Kleinigkeit, in der Tropensonne den niedergeschlagenen Urwald aufzuräumen und zu verbrennen, den Grund mit dem schweren Tschankol (Hacke) umzugraben und bei der Ernte den Tabak in die oft weit entfernten Schemmen zu tragen. Eine besondere Erleichterung für die Arbeiter ist die Abwechslung, die das Fortschreiten der Saison bringt. Auf die schwere Feldarbeit bei der Bestellung des Bodens folgt die relativ leichtere des Pflanzens und Unterhaltens der Pflanzen, dann wieder die schwere der Ernte und schließlich die sehr leichte, sitzend ausgeführte Scheunenarbeit, das Sortiren des Tabaks. Die letzte Periode, die 2½—3 Monate andauert, bietet reichlich Gelegenheit, den Körper von den gehabten Strapazen auszuruhen.

Zwei neue Werke von Robert Waldmüller.

Von Karl Werner.

Noch kurz vor dem Schlusse des abgelaufenen Jahres hat uns Waldmüller mit zwei Werken beschenkt, welche den ganzen milden und dennoch zielbewußten Geist athmen, der den Uebersetzer von Enoch Arden so überaus vortheilhaft kennzeichnet. Das erste dieser beiden Werke ist eine in Versen geschriebene Herzensgeschichte eines Malers und betitelt sich „Liebesstürme!“,[1]) ein Titel, mit dem wir uns nicht ganz einverstanden erklären können, denn nicht wilde, tosende Leidenschaften durchwühlen das Innere des Helden, sondern eine stille, wenn auch tief nagende, bittere Resignation, in der es nur zuweilen schmerzhaft aufzuckt, bildet den Inhalt der poetischen Schöpfung. Das war eine traurige Pflicht, die der junge Maler freiwillig auf sich nahm, als er nach dem Tode seines Vaters beschloß, die durch das unverschuldete Fallissement desselben ins Unglück gestürzten Gläubiger lediglich durch die Mittel seiner Kunst vollständig zu entschädigen. Vielleicht hätte er dies müheloser und schneller erreicht, wenn er den Rathschlägen seiner Freunde gefolgt wäre, sich mit einem reichen Mädchen zu verbinden — allein er wies dies Ansinnen entrüstet zurück; er wollte keine unehrenhafte Handlung begehen. Den tiefsten Schmerz bereitete ihm nur, daß er seiner Kunst entsagen mußte, denn wer hätte die Bilder gekauft, die ihm seine glühende Phantasie vorspiegelte? Er mußte dem Geschmack des Publicums entsprechend nur Werke ins Leben rufen, die Absatz fanden, ihm ging — so verächtlich das auch war — die Kunst nach Brod! Auf solche Weise ward sein Dasein vergiftet, seine ganze Existenz verfehlt, beklagenswerth. Und dies Gefühl steigerte sich fast zur Verzweiflung, als er endlich ein Wesen kennen lernte, das ihn mit der feurigsten Liebe erfüllte, ohne daß er bei seinem vorgesteckten Lebensziele jemals die Hoffnung auf ihren Besitz hegen durfte. Daß nun der Dichter schließlich alles glücklich enden läßt und das Mädchen seiner Leidenschaft gerade die dem Maler von seinen Freunden vor Jahresfrist zugedachte Braut ist — wird den empfindsamen Leser mit Genugthuung erfüllen, ihm aber auch zugleich den Unterschied und Gegensatz zwischen dieser und der modernen Dichtung klar machen: der harmonische Ausgang einer Geschichte liegt nicht im Geiste unsrer Zeit, die sich auf ihren Pessimismus etwas zugute thut.

Ebenso versöhnlich wie die „Liebesstürme“ schließt denn auch Waldmüllers neuester Roman: „Das Amulet“[2]), und es liegt über diesem Werke ein Hauch der Milde und des Friedens, der um so eigenthümlicher berührt, als die Scene in Rußland spielt, jenem Lande, das wir uns von Parteigezänk und politischem Hader erfüllt denken, auf dessen Zustand wir mit geheimem Grauen blicken als auf einen Herd des Nihilismus, im Innersten unterwühlt — freilich nur, wenn wir der zeitgenössischen Romanliteratur Glauben schenken wollen, die gern allem Guten aus dem Wege geht und überall nur den Schmutz und die Gemeinheit aufsucht, um sie als „Wahrheit“ auf ihre Fahne zu schreiben.

Bei unserm Autor sind auch Land und Leute geschildert; auch in seinem Roman schauen wir in eine andere Welt hinein, als diejenige ist, in der wir selbst uns zu bewegen gewohnt sind, allein das Fremdartige wird nicht nach seinen häßlichen Eigenschaften dargestellt, sondern von eigenthümlichen, sehr leicht zum Mißbrauche geneigten Einrichtungen die gute Seite hervorgehoben und dadurch jeder pessimistischen Richtung von vornherein der Weg abgeschnitten.

Zu einer so fremdartigen, für den Europäer fast nicht verständlichen Institution gehört das Wesen der Bundesgeschwisterschaft. Dasselbe findet sich vornehmlich in Serbien und Bulgarien, wohl aber auch in Rußland vor und spielt in Waldmüllers Roman eine um so natürlichere Rolle, da der erste Theil der Handlung uns nach Serbien versetzt, wo die Heldin ihre Kindheit verlebte. Der Bund aber, von welchem die Rede ist, wird zwischen jungen Leuten geschlossen und verpflichtet dieselben zu gegenseitigem Schutze und gegenseitiger Hülfeleistung in allen Lagen des Lebens. Verbindet der priesterliche Segen noch überdies zu solchem Zweck einen Jüngling und eine Jungfrau, so ruht noch ausdrücklich ein Fluch auf jeder Regung, welche diesen Bund in ein Liebesverhältniß umschlagen lassen könnte. Wie nahe lag es da, nach dem beliebten Recept ein solches Bündniß auszunutzen, es mit allerhand psychologischen Verwicklungen zu schmücken und auch die in ihm liegenden sinnlichen Elemente im Namen der Naturwahrheit zu verwerthen!

Unser Autor verschmähte diese wohlfeile Art der Romanschreibung; kein unlauterer Gedanke trübt den ethischen Bund zwischen Uma, dem wunderschönen, aber einfachen Landmädchen, und ihrem Bundesbruder Milenko, der, obgleich Serbe, den Krimkrieg im russischen Heere mitmachte und jetzt als Dolmetsch in den Dienst des jungen russischen Fürsten Wassili Sergeitsch getreten war, um die Vermittlung desselben mit seiner Braut zu ermöglichen. Das war eine rasche Verlobung und Vermählung gewesen zwischen dem 22jährigen Offizier, der eben nach beendetem Kampf von Sebastopol in die Heimath zurückkehrte, und dem sittsamen Bauernkinde, das er in einem serbischen Dorfe unter der Linde sitzen fand, sie, ohne ihre Sprache zu verstehen, den Eltern abkaufte und als Gattin in sein Schloß heimführte! Er durchkreuzte damit allerdings die Pläne seiner Mutter, welche ihn schon als Kind mit der Tochter einer Freundin versprochen hatte, wie man eben in hoch aristokratischen Häusern derlei Verabredungen trifft, ohne daß die Verbindung dadurch schon fest beschlossen wurde. Zwar hatte die Stiefmutter des Kindes dem künftigen Bräutigam eine schöne Schaumünze als Amulet geschenkt, welche dieser am Halse trug und die ihn im Kriege ganz offenbar beschützt hatte — allein das hatte den Fürsten nicht gehindert, seine eigenen Wege zu wandeln. Als er aber mit der Gattin ins väterliche Schloß zurückkehrte, da fügte die alte Fürstin sich in das Unvermeidliche und wachte mit liebender Sorgfalt über die Schwiegertochter, besonders, da ihr Sohn durch seine militärischen Geschäfte oft vom Hause abwesend war und die geliebte Gattin selbst dann viel allein lassen mußte, als ein kleiner Wassili im Stammschlosse eingezogen war.

---

[1]) Dresden bei Hellmuth-Henkler 1897.

[2]) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897.

Aber noch ein anderes Wesen wachte über Uma — das war Pulcheria, die vom Fürsten verschmähte Braut, die ihre aufkeimende Liebe zu dem schönen Jüngling bezwungen und in sich verschlossen hatte und nun an der jugendlichen Mutter und deren reizendem Kinde innigen Gefallen fand. Das naive Wesen, das sich an der jungen Fürstin offenbarte, bildete für Pulcheria einen eigenen Reiz und sie mußte sich erst in einen Charakter hineinstudiren, der bei der hingebendsten Liebe zu ihrem Manne noch ein eigenthümliches, ihr unverständliches Gefühl für Milenko hatte, den sie Bundesbruder nannte und der eben jetzt in ihr Schicksal eingreifen sollte.

Milenko hatte auf Verwendung des Fürsten in der entfernten Garnisonstadt eine Anstellung erhalten und hätte alle Ursache gehabt, sich glücklich zu fühlen, wenn nicht ein unbezwingliches Heimweh sein Leben verbittert hätte. Als er nun aber eines Tages hörte, der Fürst habe ein Duell gehabt, so glaubte er seine Bundesschwester in Noth und Gefahr und er verließ heimlich den Dienst, kam glücklich auf Schloß Pokrowkoje an, fand aber Uma wohl geborgen im Schutze der Ihren und mußte schnell weiter fliehen über die Grenze, um nicht als Deserteur erwischt zu werden. Uma, die gleichfalls Heimweh gehabt hatte, erkannte bei einer kurzen Unterredung mit Milenko, daß es sie doch noch weit mehr zu ihrem süßen Kinde und zu ihrem geliebten Manne zöge als zu Eltern und Geschwistern, und entließ den Bundesbruder mit ihrem Segen in das heimische Gefilde, indem sie ihm zur Abwendung von allen Gefahren das Amulet mitgab, welches ihr der Fürst geschenkt hatte.

Allein dies Amulet schien seine Kraft verloren zu haben. Als eines Tages die Zeitung ins Schloß kam, war darin zu lesen, daß man einen Deserteur eingefangen habe, der ein Medaillon bei sich trug, über dessen Erlangung er nichts mehr aussagen konnte, da er den körperlichen Züchtigungen erlegen war. Durch einen unglücklichen Zufall gerieth diese Notiz zur Kenntniß Uma's, sie stieß einen Schrei aus und fiel wie leblos nieder. Zwar kam sie von diesem Anfall wieder zu sich, doch war ihr Geist getrübt und sie wurde einer Heilanstalt übergeben, um dort unter den Augen eines ebenso intelligenten als liebevollen Arztes einer langsamen Genesung entgegen zu gehen. Ihr war als Diaconissin Pulcheria gefolgt, die nun unter der Leitung des Irrenarztes den Samariterdienst begann und in dieser neuen Pflichterfüllung auch die volle Heilung ihres eigenen wunden Herzens fand. Mehr als ein ganzes Jahr verfloß, ehe man es wagte, der unglücklichen Mutter das Kind zu zeigen und selbst dann gegen den Willen des Doctors, der besorgte, es könne die Kranke in diesem Falle, wie das bisweilen vorzukommen pflegt, beim Anblick des Knäbleins in Todsucht verfallen; allein die Gefahr ging glücklich vorüber; „sie strich sich ein paarmal über die Stirn, dann spielte ein schwaches Lächeln über ihre Lippen, endlich hob sie das Knäbchen behutsam in die Höhe, nahm es auf den Arm, betrachtete es, küßte es vorsichtig auf den Mund" und spielte dann selbst kindisch mit dem Kleinen, bis sie ihn bei Sonnenuntergang ohne weitere Bewegung verabschiedete.

Die von Uma's Verwandten und Dienern gehoffte vollkommene Heilung trat aber nicht ein; jedes Vierteljahr fand ein Wiedersehen zwischen Mutter und Kind statt, die Genesung machte auch nach des Arztes Ausspruch zufriedenstellende Fortschritte, wozu der liebevolle Umgang Uma's mit Pulcheria wohl am meisten beitrug: allein noch immer wollte sich der frühere Geisteszustand nicht herstellen. Da schrieb endlich der Fürst, er wünsche, da er jetzt von einer Dienstreise heimgekehrt sei, sich nun selbst der Pflege seiner Gattin zu widmen und die Kranke in sein väterliches Schloß zurückzuführen. Der Arzt konnte dagegen keine Einwendung machen und schweren Herzens dachte er daran, nun auch Pulcheria zu verlieren, der er mit heimlicher, wenn gleich hoffnungsloser Liebe zugethan war; er fürchtete, daß dieselbe bis zur völligen Genesung der Patientin die Fürstin nicht verlassen werde. Aber dazu kam es nicht. Ehe noch der Doctor des Fürsten Brief mit seiner Einwilligung zur Uebersiedlung beantworten konnte, erschien dieser selbst mit der freudigen Nachricht, daß Milenko lebe und der zu Tode geknutete Deserteur eine ganz andere Persönlichkeit gewesen sei. Und als nun Wassili im gelben Reiteranzuge wie einst im serbischen Dorfe vor Uma hintrat und ihr nun auch bezüglich ihres Bundesbruders frohen Trost bringen konnte, da wich die Geistesnacht von ihr: „die so lange getrennt Gewesenen saßen unter der Linde Hand in Hand beisammen, sie hatte ihren Kopf gegen die Schulter des Fürsten gelehnt und schien vor übergroßer Erregung eingenickt; er blickte wie vom Dankgefühl überwältigt gen Himmel und mochte wohl kaum zu athmen wagen".

Und Pulcheria? Sie hatte keine Pläne mehr für die Zukunft; ihre Kindheit war freudelos verflossen, die spät aufgeblühte Liebe hatte keine Wurzeln geschlagen — aber galt sie denn dem Doctor etwas? Konnte sie ihm Gattin und Kind ersetzen, die er in jungen Jahren auf tragische Art verloren hatte? War sie fähig, ihm seine Vereinsamung, sein düsteres Geschick tragen zu helfen? Als auf diese halb gedachten, halb ausgesprochenen Fragen nur ein entzücktes „Pulcheria" als Antwort ertönte, da konnte das Mädchen demüthig-stolz erwidern: „Berühre meine Lippen, ich bin dein eigen!" So ist der Bund geschlossen worden.

Wir legen das Buch mit wahrer innerer Befriedigung aus der Hand. Der Autor ist allen nahe liegenden Versuchungen, einen gewöhnlichen Roman nach beliebtem Muster zu schreiben, mit seinem Tacte aus dem Wege gegangen. Wie leicht hätte sich aus der nationalen „Bundesgeschwisterschaft" eine psychologische Verwicklung, wie rasch aus dem Verhältniß zwischen Pulcheria, Uma und dem Fürsten eine prächtige Ehebruchsgeschichte herstellen lassen! Waldmüller aber verfolgte einen tieferen, schöner angelegten Plan und zeigte, daß auch in Rußland eine Idylle möglich sei. Die eingestreuten Schilderungen von Land und Leuten, von fremden Sitten und sonderbaren Gebräuchen ranken sich anmuthig um den Hintergrund herum; auch die Nebenpersonen sind höchst charakteristisch, theilweise mit sehr viel Humor gezeichnet und tragen nicht wenig zur Lebhaftigkeit und zur interessanten Entwicklung der Haupthandlung bei.

Mittheilungen und Nachrichten.

Publication des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg. Der Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg hat mit dem 12. Heft (1. Abtheilung) seiner Mittheilungen den Vereinsmitgliedern eine besondere Gabe dargebracht: eine Reproduction des Braun'schen Prospectes der Reichsstadt Nürnberg aus dem Jahre 1608. Bekanntlich ist für die Topographie der Städten deutschen Städte, auch für Nürnberg, bisher nur wenig geschehen. Man kann daher die Reproduction des Braun'schen Stadtplanes nur mit Freude begrüßen; denn er ist eine der wichtigsten oder vielmehr die wichtigste Quelle für die geschichtliche Ortsbeschreibung Nürnbergs. Der Verein hat sich mit der Publicirung dieses Prospectes schon deßhalb ein großes Verdienst erworben, weil die Reproduction wegen ihrer vorzüglichen Ausführung geeignet ist, das im kgl. Kreisarchiv Nürnberg befindliche Original, das schon alle Gebrechen des Alters zeigt und späterhin noch mehr zeigen wird, zu ergänzen und zu ersetzen.

Derjenige, der es unternimmt, eine Topographie Nürnbergs zu schreiben, wird sich zuerst der Aufgabe unterziehen müssen, die ältesten Befestigungsgürtel der Stadt zu recognosciren. Soviel urkundlich feststeht, hatte Nürnberg bereits in der Hohenstaufenzeit eine Umwallung; sie wird, wie die Wohnhäuser dieser Frühzeit, nur wenig dauerhaft gewesen sein, da sich von ihr keine Spuren

erhalten haben. Um diese erste Umwallung zu reconstruiren, sind wir fast ausschließlich auf Vermuthungen angewiesen. Nur an einer Stelle, an der Ostseite, sind einzelne Anhaltspunkte, wie wir uns den Lauf der Stadtmauer zu denken haben, gegeben. Das Kloster der Schottenmönche zu St. Egidien, wahrscheinlich eine Stiftung der ersten Hohenstaufen, lag ursprünglich aar der Umwallung. Ferner steht fest, daß das 1493 längst verschwundene Molerthor, das auf dem heutigen Spitalplatz am Eingange zur Neuen Gasse aufgeführt war, in dieser ersten Befestigungslinie sich befand. Gegenüber früheren Forschern, welche glaubten, die älteste Stadtmauer aom Egidienberg aus mit starker Einbuchtung nach dem — kürzlich erst niedergelegten — Thurm in der Tetzelgasse und von da nach dem Molerthor verfolgen zu können, macht Dr. Karl Schäfer, der den erläuternden Text zu dem Prospect (84 Seiten) verfaßt hat, die sehr annehmbare Vermuthung, daß die älteste Stadtmauer in diesem Theile vom Egidienberg aus in directer Linie dem jetzigen Hengäßchen entlang sich nach dem Molerthore hinzog. Schäfer weist mit Recht darauf hin, daß das Hengäßchen in seiner markanten Richtung und seiner gleichmäßigen Enge ganz den Charakter einer ehemaligen Wallstraße verräth. Die zweite Ummauerung, die zur Erweiterung der Stadt in größerem Umkreis unternommen wurde, gehört der Zeit von etwa 1250 an. Es sind von ihr noch so viel Reste erhalten, daß man sich unschwer eine Vorstellung von dem damaligen Umfang der Stadt machen kann. Um 1367 schritt man nochmals zu einer Vergrößerung der Stadt und damit zu einer neuen Ummauerung. Erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts war die Befestigung im wesentlichen vollendet. Der neue Mauergürtel wurde in so weitem Umkreis geführt, daß für Ansiedelungen noch lange Raum blieb, und daß Nürnberg im 17. und 18. Jahrhundert über diesen neuen Ring nicht mehr hinauswuchs. Ein klares Bild der Stadt mit ihren Befestigungsanlagen, ihren Straßen, Gebäuden und Plätzen, wie es dem Beschauer im Jahre 1608 ans Augen trat, gibt der von Hieronymus Braun überaus sorgfältig und künstlerisch ausgeführte Stadtprospect.

Wer war nun dieser Hieronymus Braun, der unter den vielen Meistern, die während dreier Jahrhunderte Nürnbergs Stadtbild gezeichnet haben, als der größte anzusehen ist? Er war nicht, wie man glauben würde, ein Künstler von Beruf, sondern ein einfacher Stadtkanzlist, über dessen Leben Dr. Schäfer alles, was die Archivalien melden, zusammengetragen hat. Braun betrieb das Planzeichnen aus Liebhaberei und wurde wegen dieser seiner Fertigkeit vom Nürnberger Rath öfter zur Aufnahme von Abrissen verwendet: so entwarf er die Karte des Altdorfischen und Hilpoltsteinischen Fraißbezirks und einen Abriß des Amtes Velden. Die Zeichnung des Nürnberger Stadtplans aber hatte er aus eigenem Antrieb unternommen. Es war eine Riesenarbeit, die er zu bewältigen hatte; mißt doch die Zeichnung, die bis ins kleinste mit größter Genauigkeit durchgeführt ist, 2.60 zu 1.74 Meter. Als sein Werk fertig war, dedicirte er es dem Rath mit der Bitte, die Herren möchten sich „mit allein solche Arbeit belieben und gefallen lassen, sondern ihme auch derselbigen hinwiederumb ersprießlich genießen lassen". Der Rath stellte den Herren Losungern anheim, was sie dem Zeichner als Entgelt verehren wollten. Im übrigen aber ist die Antwort, die ihm der Rath ertheilte, sehr ungnädig gehalten: „er solle solch Werk ohne Vorwissen meiner Herren nit fürgenommen haben, denn er zu dergleichen Sachen nit, sondern zur Canzlei bestellt sei; derselben solle er billiger mit mehrem Fleiß abwarten und sich davon durch solche Arbeit und das Stacheischießen (Schießen mit der Armbrost und dem Bolzen) nit lassen abhalten." Aehnliches und noch härteren Tadel zog sich Braun noch öfter wegen seiner Saumseligkeit im Kanzleidienst zu. Wir aber freuen uns heute seines Werkes und übersehen dabei gern, daß er als Stadtkanzlist schlecht qualificirt war.

Dr. Schäfer hat bei seinen Erläuterungen des Braun'schen Prospects sich nicht darauf beschränkt, an der Hand der 16 Lichtdrucktafeln des großen Planes Schritt für Schritt die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Partien des Stadtbildes beschreibend zu verfolgen, sondern gibt zugleich eine durch instructive Illustrationen verständlicher gemachte Untersuchung über die ältesten Nürnberger Stadtansichten und hat damit einen wichtigen Baustein für eine später zu schreibende Topographie Nürnbergs beigetragen. Er beginnt seine Ausführungen mit dem ältesten Stadtbilde, wie es auf dem Krell'schen Altargemälde in der St. Lorenzkirche erhalten ist, wendet sich dann zu Michel Wolgemuts Holzschnitt in der Schedel'schen Weltchronik und dessen Nachahmern, verbreitet sich über die selbständigen Stadtansichten des 16. Jahrhunderts, schildert die Thätigkeit des als Architekturzeichner hoch begabten Hans Bien und die mit ihm einsetzende Blüthezeit der Prospectzeichnung, um schließlich den Braun'schen Stadtplan eingehend zu würdigen. Schäfer hat sich mit großer Sachkenntniß und seinem kritischen Blick seiner Aufgabe entledigt, so daß der Verein keine bessere Wahl treffen konnte.

Volle Anerkennung gebührt auch der Nister'schen Kunstanstalt; sie hat die vielen technischen Schwierigkeiten, die sich der Aufnahme des Planes entgegenstellten, mit gewohnter Meisterschaft überwunden und mit der vorzüglich gelungenen Reproduction einen neuen Beweis von ihrer großen Leistungsfähigkeit gegeben. Zum Schluß möge noch erwähnt werden, daß der reproducirte Braun'sche Nürnberger Stadtprospect auch durch den Buchhandel (Verlag von J. L. Schrag in Nürnberg) um den Preis von 10 Mark zu beziehen ist.

Dr. A. B.

* **Stuttgart.** Der literarische Nachlaß Uhlands, der vom Schwäbischen Schillerverein für 25,000 Mark erworben worden ist — oder, wie wir noch immer hoffen, deßhalb doch nicht in dem ländlichen Marbach begraben zu werden braucht —, enthält die Manuscripte von Uhlands Gedichten und Dramen, ein Tagebuch von 1810 bis 1820, werthvolle politische Aufzeichnungen und den Briefwechsel mit seinen Freunden und seiner Familie, etwa 900 Nummern nebst Antworten. — Zu Pfingsten wird hier, wie bereits erwähnt, der Deutsche Sprachverein seine 10. Hauptversammlung abhalten. Nach den Anmeldungen ist eine zahlreiche Betheiligung zu erwarten. Am Pfingstsonntag findet Abends gesellige Begrüßung der Gäste im großen Saale der Museumsgesellschaft statt. Am Montag hält um 9 Uhr Vormittags der Vorstand eine geschäftliche Besprechung ab, daran reiht sich um 11 Uhr der officielle Empfang mit Festrede des Professor Dr. Wunderlich von Heidelberg. Mittags findet ein gemeinsames Festmahl statt. Am Dienstag folgt den geschäftlichen Berathungen Abends gesellige Unterhaltung.

* **Bonn.** Dem Privatdocenten für Hygiene Dr. Walter Kruse ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

* **Weimar.** Die von der Goethegesellschaft, der deutschen Shakespearegesellschaft, der Schillerstiftung, dem Goethe- und Schillerarchiv und dem Hoftheater zu Weimar geplante Trauerfeier für die dahingeschiedene Großherzogin wird am 8. October ds. Js. in den Sälen des Sophienstiftes stattfinden. Sicherem Vernehmen nach wird Kuno Fischer die Festrede halten.

* **Lingen.** Am 19. d. M. starb hier erst 43jährig der Gymnasialoberlehrer Robert Engelhord, bekannt als Erforscher, Schilderer und Erhalter der Kunstdenkmäler des Emslandes, besonders seiner Heimath Meppen, sowie durch weiter greifende Werke um die Kunstgeschichte Niedersachsens überhaupt verdient.

* **Gent.** Am 26. d. Mts. wurde hier der XI. Congreß der Anatomischen Gesellschaft durch eine Ansprache des Vorsitzenden G.-Rath Waldeyer eröffnet.

y. **Dorpat,** 23. April. Heute verstarb plötzlich am Herzschlag der emeritirte Professor der Botanik der hiesigen Universität Dr. Edmund Russow. Geboren 1841 in Reval (Estland), trat er vom Beginn seiner Studienjahre ganz unserer Universität angehört, erst als Docent (1865) und Gehülfe des Directors des Botanischen Gartens, dann nach Willkomms Uebersiedlung nach Prag (1874) als ordentlicher Professor und Director des Botanischen Gartens. Seine wissenschaftliche Thätigkeit bezog sich auf Pflanzenphysiologie; sein specielles Arbeitsgebiet waren die Torfmoose seiner Heimathprovinz, über die er in den Schriften der Petersburger Akademie werthvolle Untersuchungen veröffentlicht hat. Im Zusammenhang mit der Nostrificirung der Dorpater Universität wurde er 1895 nach 30jähriger Dienstzeit emeritirt. Die Wissenschaft verliert in Russow einen feinsinnigen Forscher, die Dorpater Naturforschergesellschaft ihren Präsidenten, der immer mehr zusammenschmelzenden Kreis der deutschen Professoren des alten Dorpat einen treuen Freund.

Neue Kataloge: Librairie *Nilsson*, Paris: Cat. annuel de la Librairie Française pour 1896. Réd. par D. Jordell. 4. année; Collection Nilsson, référence des portraits contemporains. Mars 1897; Les programmes illustrées de théâtres et de Cafés-Concerts, menus etc. 2. livr. — Karl W. Hiersemann, Leipzig: Nr. 185. Religionssysteme, Ordenswesen, Religionskriege. — F. Soennecke, Bonn: Fabricate zur Vereinfachung der Schreibarbeit.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 28. April. Nummer 94.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Etwas vom Yankeesatiriker J. R. Lowell. Von F. v. Salpius. — Die Kulis auf den Pflanzungen der Ostküste von Sumatra. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Etwas vom Yankeesatiriker J. R. Lowell.

Von F. v. Salpius.

Die amerikanischen Studenten Berlins und die literarischen Kreise seiner amerikanischen Colonie veranstalteten am 19. Februar 1897 im dortigen Architektenhause eine vom Botschafter Uhl geleitete Gedächtnißfeier für den Geisteshelden James Russell Lowell, dessen Geburtstag am 22. jenes Monats mit demjenigen George Washingtons zusammenfiel. Sie wollten hierdurch Zeugniß ablegen für ihre Pflege geistiger Interessen und zugleich dem Denkervolke ihren berühmten, in diesem noch wenig gekannten Dichter näher bringen. „Wir Amerikaner," so führte Professor Hatfield in seiner englischen Gedächtnißrede aus, „müssen auch öfters zusammenkommen, um uns unsrer Heroen, unsrer Geschichte und unsrer nationalen Ideale zu erinnern." Man werfe den Amerikanern so häufig die „Jagd" nach dem „allmächtigen Dollar" vor, die stumpfeste Bethätigung des Materialismus, und vergesse dabei, daß die Wurzeln des amerikanischen Volkswesens 300 Jahre tief in den Neuweltboden hinabreichen, daß die Begründer des Staates Männer waren, die das beste Blut und die höchste Cultur Altenglands mit sich gebracht hatten. „Und in neuester Zeit war gerade Lowell, der Dichter und der Gelehrte, ein Vertreter des besten amerikanischen Geistes, sein ganzes Wesen ein energischer Protest gegen den Materialismus." Er folgte auf Longfellow am Harvardcollege in der Professur für neuere Sprachen und Literatur, hielt sich zu seiner Vorbereitung für diese Stellung 2 Jahre lang in Deutschland, zumeist in Dresden auf, wurde in der Folge Gesandter erst zu Madrid, dann zu London und starb 1891. Zu den originellsten Erscheinungen amerikanischer Literatur gehören seine satirischen „Biglowpapiere" — in zwei Abtheilungen, nämlich von 1846 bis 1848 und von 1861 bis 1866 — mit längeren Reimereien in dem (auf dem Lande heimischen) Yankeedialekt, deren Verdeutschung Schwierigkeiten bieten. Da das Volk von Denkern an politischen Satiren nicht reich ist, so darf ein näheres Eingehen auf jene Papiere, und zwar minder auf die Reimereien als auf dialektfreie, ihnen beigefügte geistsprühende An- und Ausführungen einer entgegenkommenden Theilnahme in weiteren Kreisen gewärtig sein.

Die nordamerikanische äußere Politik von 1845 gab unserm Fabulanten — wir folgen hier der einschlägigen Knortz'schen Literaturgeschichte — den ersten Anstoß zu der beregten, zuvörderst „anonymen" publicistischen Thätigkeit. Als im Sommer jenes Jahres Onkel Sam mit den Mexicanern Krieg führte, sagten die Gegner der Sklaverei (die „Abolitionisten"), derselbe sei deßhalb vom Zaune gebrochen worden, damit der Süden ein neues Feld für die Sklaverei gewinne und dadurch die drohend wachsende Macht des Nordens besser in Schach halten könne. Im Juni nun sandte Lowell dem „Bostoner Courier" einen angeblich von dem Prediger Ezechiel Biglow herrührenden Brief; solchem war ein im „Yankeedialekt" abgefaßtes Gedicht von dem Sohne jenes Geistlichen, Vornamens Hosea, beigelegt. Hierin wurden die Bestrebungen, Freiwillige für den berührten Krieg in Boston anzuwerben, auf unbarmherzige Weise lächerlich gemacht. Die Politiker erachteten diese sonderbaren, allgemeines Aufsehen erregenden Verse für seicht und albern; die Geistlichen, welche nichts gegen den Schacher mit Menschenfleiß einzuwenden hatten, brandmarkten sie öffentlich als „prosau" und als gegen den Anstand verstoßend; jedermann aber las sie und legte sie aus. Die „Abolitionisten" hatten nun zum erstenmal die Lacher auf ihrer Seite. „Jetzt hatte sich mit der guten Sache (d. h. mit der die Sklaverei verurtheilenden Richtung) eines Garrison, Wendell Phillips und Charles Sumner ein unverwüstlicher, urwüchsiger Humorist identificirt, der durch seine von seltenem Mutterwitz zeugenden Verse mehr wirkte, als die unwiderlegbarsten Argumente des gewaltigsten Redners." Sumner habe damals bedauert, daß der unbekannte Yankeedichter, der von gutem Geiste beseelt sei, nicht gutes Englisch geschrieben habe — beispielsweise wird für dessen such (solche) in der gestreiften Mundart sech gesagt —, jedoch sei es sicherlich unleugbar, daß er alsdann nicht die gewünschte Aufmerksamkeit und Wirkung hervorgerufen hätte. „So aber trat der Yankeewitz in seinem gewohnten Hauskleide auf und jedermann sah in ihm einen alten Bekannten, dessen Worte Beachtung verdienten." Hosea Biglow führte dann den so wirkungsvoll begonnenen Kampf muthig weiter. Jedes Gedicht versah er mit einer orientirenden Einleitung, und hierauf schrieb der alte pedantische und conservative Pastor Wilbur, ein Mann von trockener schweinsledener Foliantengelehrsamkeit — ein treffliches Seitenstück zu dem Faustischen Famulus Wagner — erläuternde Notizen dazu, so daß die „Biglowpapiere" das Aussehen eines von einem deutschen Gymnasialprofessor herausgegebenen Classikers erhielten. In England fanden sie ungetheilten Beifall und die Nordbritische Review sagte damals, der Verfasser sei ein Satiriker, der in England nicht seinesgleichen habe.

Um Lowell wenigstens einigermaßen als volksthümlichen satirischen Reimschmied zu kennzeichnen, sei hier ein aus der Zeit vor dem Secessionskriege stammendes Gedicht wiedergegeben, und zwar in einer freien deutschen Uebertragung mit Weglassung zweier specifisch amerikanischer Strophen. Ein angeblicher Präsidentschaftscandidat ertheilt darin Auskunft auf gewisse Fragen, die ihm Hosea Biglow in einem Schreiben vorgelegt, welches von dem alten Biglow an den Herausgeber des „Nationalen Anti-Sklaverei-Standard" eingesandt worden.

„Mein Herr! Sie wünschen meine Ansicht
Von manchem, was im Land beliebt;
Ich bin wahrhaftig auch der Mann nicht,
Der stille schweigt und Listen übt.

Ich bin 'ne ehrlich alte Seele
Und poltre 'raus, was mich berührt;
Eins ist mir erd' und eigenthümlich:
'ne Ruf', an der auch temee fühet.

Un nehm' die Sach' ich gleich beim Schopfe
Und fange bei dem Anfang an.
Mir scheint, im großen Landestopfe
Kocht manches, was nicht gut sein kann.
Ich will Sie nicht mit Einzelheiten
Belästigen, wie dies und das.
Ich sage nur, in diesen Zeiten
Da scheint es mir, es stimmt etwas.

Das gemahnt an die bekannten Worte Hamlets: „Etwas ist faul im Staate Dänemark".

Das ist halt grade meine Meinung.
Doch falle drr liebe Publicum
Uebr hieraus kurz und gut Vereinigung,
Un dreh' ich auch die Sache um.
Zu sagen, wer von den Parteien
Nu recht hat, bin ich viel zu schlau;
's kann eben sein, daß beff're Leute
Es auch nicht nehmen sehr genau.

Ich bin ein Wähler — aber wählen
Zwischen zwei Dingen, paßt mir schlecht;
Mit dem, was unterliegt, mich quälen,
Wär' dumm, vielleicht hab'n beide Recht.

Wie unparteiisch und zugleich wie vorsichtig!

„Ich stehe fest auf der Verfassung',
So sagt der Staatsmann ja wohl gern,
Damit ihm ordentliche Auswahl,
Zu küren sich den besten Herrn.

Der Krieg? Da bin ich ganz dagegen;
Das heißt im ganzen bin ich dies;
Doch nicht — kann man's ihnen legen,
Wenn man nun mal beim Pauken ist?

Natürlich ist der Krieg ein Grausen
Das unterschreib' ich ganz und voll, —
Doch manchmal thut die Bildung sausen
Auf Pulverdamm daher wie toll.
— — — — — — — —

Die Sklaven? Na, ich sollte meinen,
Das wär' doch keine Frage mehr;
Die sind 'ne Einrichtung, 'ne nette
Institution von Alters her.
Ob ich wohl selber welche halte?
Da fragen Sie mal selber doch!
Ich weiß soviel, daß ich kein Zeloter
Und auch kein Mäßigkeitsthor.

Und was ich für Prinzipien habe?
Die nicht zu haben, ist mein Stand.
Ich bin kein ‚Whig' und auch kein ‚Tory';
Ich bin — na eben Candidat.
Will aber 's Publicum es haben,
Daß ich gehör' zu 'ner Partei —
Dann melde ich, daß ich 'ne Art von
'nem Perliberalen sei."

Die Perls der Perser sind ja bald männlich, bald weiblich. Der ganze Brief des weltklugen Politicus erinnert an die diplomatische Art, womit der gegenwärtige Präsident Mac Kinley in seinen Candidatenreden sich über die damals brennende Währungsfrage ausließ oder ausschwieg.

Manche dem obigen Gedicht vorhergehende größere Abschnitte und mehrere ihm nachfolgende setzen Lowells humorvolle Beurtheilung menschlicher Schwächen, sowie politischer Verhältnisse seines Vaterlandes ins Licht. Wir beschränken uns auf vier von jenen über verschiedene Gegenstände, nämlich über menschliche Rede, Zeitungsherausgeber, die Zeitung und die Neugier, und machen hier den Anfang mit der ersten.

„Ich werde mich", beginnt Lowell dort, „nicht sonderlich mit der Frage befassen, ob die Fähigkeit, sich in articulirter Rede auszudrücken, mehr Gutes oder mehr Uebles hervorgebracht hat. Die beiden Fähigkeiten, die des einfachen Sprechens und diejenige des Redenhaltens, sind ihrer Natur nach ganz verschieden. Durch die erstere machen wir uns unsern Mitmenschen verständlich, durch letztere unverständlich" — hiermit stichelt Lowell offenbar auf die „Beutepolitiker" und „Maschinenpolitiker" seines Heimathlandes. „Ich nahm wahr, wie in unsrer nationalen Gesetzgebung alles in Geschwätz ausläuft (schießt doch auch Schnittlauch bei Ungunst der Jahreszeit oder des Bodens in den Samen, anstatt hübsche Köpfe zu bilden); da hat es mir denn nicht selten eingeleuchtet, daß Babylon der erste Congreß war, die erste Schnackfabrik. In diesen Tagen der Stadtmeetings, Schulausschüsse, Behörden der und jener Art, Parlamente, Landtage, Berathschlagungen, Parlawres (eine Art von Staatsrathssitzung bei wilden Völkerstämmen) und dergleichen gibt es kaum ein Dorf ohne solche Fabriken, die mit Milch und Wasserkraft getrieben werden. Ich kann die babylonische Sprachverwirrung nicht als einen Fluch ansehen, da ich meine Unkenntniß der Sprachen als eine Art Martellathurm betrachte — solche kleinere Thürme dienen in England zur Küstenvertheidigung —, warin ich var den wütheuden „Bombardirungen" ausländischer Zanksucht sicher bin. Deßhalb habe ich immer das Studium der todten Sprachen vorgezogen, zumal diese ursprünglichen Gestaltungen gleich Ararats erschienen, auf deren schweigenden Gipfeln ich sicher sitze und die neue Sintfluth ohne Furcht beobachte, wenn es auch 40 Tage lang hinter einander Tag und Nacht Redefiguren regnet, wie das nicht ungewöhnlich. Solchergestalt habe ich, so zu sagen, einen Rock ohne Knöpfe, woran mich auch sonst nur ein heimlicher Quälgeist fassen könnte. Sollten es die Shakers (gewisse Quäker) bei ihrer Gewänderschließung durch Haken und Oese nicht etwa auf einen lediglich stillen Vorwurf und Wink absehen?

„Diese — von mir in keinem Commentar gefundene — Betrachtung über Babel kam mir zuerst da in den Sinn, als ein ausgezeichneter Dekan unsrer Gemeinde, der von dem Irrthum der zweiten Zukunft angesteckt war, mir versicherte, daß er die erste Einweihung in die Gabe der Sprachen wie ein kleines Unterpfand für dereinstigen größeren Besitz der gestreiften Art empfangen habe. Denn ich könnte es wahrlich mit meinen Gedanken über göttliche Gerechtigkeit und Gnade nicht vereinen, daß der Wall, welcher dem eine andere Sprache redenden Menschen Schutz gewährt, durch die Einfälle jenes sonst eifrigen und wohlmeinenden „Propagandisten" niedergerissen werden sollte.

„Bei der Lectürr von Congreßdebatten ist es mir so vorgekommen, als ob ich, nachdem bei mir das schmerzhafte, von derartigen Leistungen herrührende Gesumse aufgehört hatte, ein kleines Ueberbleibsel werthvoller Kenntnißnahme gewahrte. Ich machte die Entdeckung, daß das Nichts eine längere Aussprache erfardert, als irgend etwas anderes.

„Denn wie aus nichts auch nichts wird, so kann aus einem palppenartigen Nichts eine beliebige Anzahl Nichtse hervorgebracht werden" — dessen befleißen sich im deutschen Reichstag ja manche wenig beachtete Redner. „Der Aufmerksamkeit von „viva-voce-Kämpferu" und Streitunterrednern möchte ich das bewundernswerthe Beispiel des Mönches Copras empfehlen, welcher im 4. Jahrhundert eine halbe Stunde lang inmitten eines großen Feuers stand und hierdurch einen manichäischen Widersacher zum Schweigen brachte, der weniger vam Salamander in sich hatte. Was diejenigen anlangt, welche in Druckerschwärze mit einander zanken, so habe ich mit ihnen hier nichts zu thun, da unsre Augenlider uns einen von Gott gewährten Schild gegen sie alle abgeben. Aber ich habe in vielen neuen Büchern die

Digitized by Google

Wahrnehmung gemacht, daß der gedruckte Theil allmählich kleiner wird und die Anzahl von leeren Blättern oder sogenannten Fliegeblättern größer. Sollte solche günstige Tendenz des Schriftthums anhalten, so werden die Bücher von Jahr zu Jahr werthvoller werden, wird der ganze „Sorbanische Morast" — dieser unterägyptische See schien den Alten gefahrbringend für jeden mit der Gegend nicht bekannten Reisenden zu sein — dem Vordringen festen, urbaren Landes weichen.

„Als die weisen Lacedämonier gehört hatten, daß Tesephon (ein Redekünstler) geprahlt, er könne über einen gegebenen Gegenstand einen ganzen Tag lang sprechen, so verbannten sie ihn ohne vieles Fackeln schleunig, wodurch sie ihn mit einem Gegenstande versahen und zugleich dafür sorgten, daß der berührte Versuch von ihm außerhalb seiner Heimath gemacht werde.

„Mit Erstaunen habe ich bemerkt, einen wie geringen Eindruck im Repräsentantenhause unsres Staates ein sinnbildlicher, über den Köpfen der Mitglieder aufgehängter Fisch hervorgerufen hat. Unsre weisen Vorfahren haben ihn zweifellos deßhalb dort aufgehängt, weil er das von den Pythagoreern ob ihres Schweigens verehrte Thier ist, welches in dieser Besonderheit die auszeichnende, ihm von den Naturforschern gegebene Benennung kaltblütig nicht so voll verdient, wie gewisse Zweifüßler mit Grubenwasser im Gehirn, die jede Gelegenheit wahrnehmen, sich in Signalhallen, Versammlungshäusern und allgemein besuchten Orten trommeln zu hören." —

In der Einleitung zu einer anderen Satire vergleicht Lowell die Stellung eines Zeitungsherausgebers und Tagesschriftstellers mit derjenigen eines Predigers, und zwar von dem Standpunkt eines frei gesinnten, sehr kritischen Geistlichen aus.

„Ich kenne keine so verantwortliche Stellung, wie diejenige des öffentlichen (d. h. wohl des nicht „anonym" auftretenden) „Journalisten". Der Zeitungsherausgeber von heute steht zu seiner eigenen Zeit in dem nämlichen Verhältniß, worin der „Kleriker" zu jener Zeit stand, die der Erfindung der Buchdruckerkunst vorherging. In der That ist die von ihm innegehabte Stellung diejenige, die der Geistliche jetzt innehaben sollte. Aber dem Geistlichen beliebt es, den Wanderstab zu ergreifen, auch selbigen bis zum äußersten Ende der Welt zu setzen und solchen Samen, wie gerade er hat, in jene Finsterniß zu werfen, welche er das nächste Leben nennt. Als ob das nächste Leben nicht das am meisten nahe bedeutete! Und als wenn jenem irgend ein Leben näher wäre, als das unmittelbar gegenwärtige, welches um ihn herum kocht und wirbelt bei der Clubberathung, bei der beschließenden Versammlung und bei den Abstimmungslisten" — wir Deutsche würden hier sagen bei der Wahlurne. „Wer lehrt ihn denn, die Menschen zu ermahnen, daß sie sich für die Ewigkeit als für eine künftige „Aera" vorbereiten, zu deren „integrirenden" Bestandtheilen das Augenblickliche nicht gehöre? Die Furche, welche gerade jetzt von der Zeit gezogen wird, läuft doch durch das Ewige, und darin muß er pflanzen oder nirgends. Er neigt indeß zu dem Glauben und zu der Lehre, daß wir mehr Ewigkeit haben werden, als wir jetzt haben. Dieses sein Thun und Lassen ist wie dasjenige eines Auctionators, der den Zuschlag schon eintreten läßt, bevor wir noch an ein Bieten gedacht haben — auf welche Art ich vor nicht 3 Monaten um ein ausgezeichneles Buch über Hiob kam. So ist es gekommen, daß der Prediger, anstatt eine lebendige Kraft zu sein, verblaßt ist zu einer sinnbildlichen Gestalt bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Oder wenn er irgend eine andere Thätigkeit ausübt, so ist es als Hüter oder Pfleger gewisser theologischer Dogmen, welche er bei vorkommender Gelegenheit mit einem „Pack an!" (staboy) entfesselt, damit sie bellen und beißen, wie es ihre Natur ist. . . . Inzwischen seht, welch eine Kanzel der Herausgeber täglich besteigt, zuweilen einer Gemeinde von 5000 in Hörweite und unter ihnen allen nicht einem, der einnickt! Und aus welch einer Bibel kann er den Text wählen — aus einer Bibel, die keiner Uebersetzung bedarf und die durch keine Uebereinkunft vor der Leidenschaft verschlossen oder von ihr ausgeschlossen werden kann! Der offen daliegende Band der Welt, worin die „inspirirte" Gegenwart mit einer Feder von Sonnenschein oder von zerstörendem Feuer in diesem Augenblick die „Annalen" Gottes schreibt. Mich dünkt, der Herausgeber, welcher seinen Beruf versteht und ihm gewachsen ist, würde wahrlich jenen Titel „Völkerhirt" verdienen, der den Fürsten von Homer zugetheilt wird. Er würde der Moses unsres 19. Jahrhunderts sein und, während der alte, jetzt stillschweigende Sinai nur ein gewöhnlicher Berg ist, welchen der elegante Tourist anstarrt und über den der hämmernde Geologe kriecht, muß er seine Tafeln des neuen Gesetzes hier finden unter Fabriken und Städten, in dieser „Wüste von Sünde", genannt Fortschritt der Civilisation, und der Führer unsres Auszuges in das Canaan einer wahren socialen Ordnung sein.

„Nichtsdestoweniger will unser Herausgeber keineswegs lediglich in den Schattenbereich des Sinai vorschreiten, wie Mohammed, sondern er zieht es vor, Moses durch Jos. Smith zu „construiren" (d. h. vermuthlich Wirthschaftslehre zu üben). Er ergreift den Schäferstab nicht zu dem Zweck, damit die Schafe geweidet werden möchten, sondern damit er niemals Mangel habe an einem warmen Wollenkleide und an einer Hammelkeule. . . . . Er bläst die Flamme politischer Zwietracht zu keinem andern Zwecke an, als daß er daran zugleich seinen eigenen Topf wärmen möchte. Ich glaube, es gibt in den Vereinigten Staaten 2000 solcher die Hammelkeulen liebender Hirten, und wie viele haben auch nur die leiseste Anschauung von ihrer ungeheuren Macht und ihren daraus entspringenden Pflichten, hier und da einer! 999 arbeiten daran, dem Volke die großen Grundsätze von Barl (Tweedledum) beizubringen und andere 999 verkünden mit gleichem Ernst die Botschaft von Trara (Tweedledee)."

Wenn Lowell hiernach erfreulicherweise eine ungemein hohe Auffassung von der Aufgabe und den Pflichten eines Publicisten hatte, so erklärt sich das vielleicht zum Theil aus seinem „Milieu", wie solches uns in der oben genannten Literaturgeschichte gekennzeichnet wird. Er entstammte (gleich den meisten Dichtern Neuenglands) einer Ansang des 17. Jahrhunderts aus England eingewanderten Puritanerfamilie. Jede Generation hatte mindestens ein Mitglied aufzuweisen, welches sich auf irgend einem Gebiet durch Ausdauer, Fleiß und eine das allgemeine Wohl fördernde Thätigkeit den Dank seines Staats, wenn nicht gar der ganzen Nation verdiente. Einer derselben ist der Vater der Industrie Neuenglands und gründete die blühende Stadt Lowell; ein anderer ist der geistige Urheber jenes Paragraphen in der Verfassung des Staats Massachussells, welcher die Sklaverei beseitigte, und ein dritter ist Begründer des „Lowellinstituts" zu Boston, in dem jährlich eine Anzahl populärwissenschaftlicher, jedem unentgeltlich zugänglicher Vorlesungen gehalten wird. Sein Vater war ein bekannter, einflußreicher und freisinniger Prediger der Unitarier, der den alten Spruch „In den Hauptsachen Einigkeit, in Nebendingen Freiheit, im allgemeinen aber Liebe", über den Eingang seines Studirzimmers geschrieben hatte. Ueberhaupt waren alle Lowells Männer von echtem Schrot und Korn, philanthropisch, beharrlich, weitblickend und praktisch.

Während unsres Satirikers Gedankenausstrahlungen, betreffend den höheren Journalisten, ingleichen das Reden,

in erster Linie auf die Verhältnisse der nordamerikanischen Freistaaten gerichtet sind, haben seine nachstehenden Betrachtungen über „periodische“ Presse eine allgemeine Bedeutung.

„Für denjenigen, welcher seine Augen dazu gebraucht, um ordentlich zu sehen, ist die Zeitung eine Art Wunder. Zum Beispiel für mich, der ich zu „Yaalam“ (Posemuckel?) in meinem Studirzimmer wie auf einem der Kritikerplätze an der Logenbrüstung eines Zuschauerraums sitze, gleicht das Eintreffen meines wöchentlichen Journals solchem einer wandernden Schauspielertruppe“ — wir würden sagen „Schmiere“ — „oder vielmehr eines Puppentheaters, dessen Bühne so winzig ist, daß auf ihr Trauerspiele, Lustspiele und Possenspiele des Lebens im kleinen dargestellt werden. Siehe da! Die ganze gewaltige Welt mir wöchentlich auf einem Löschpapier vorgeführt! Hierher in meinen abgelegenen Winkel hinein scharen sich (durch Wind oder Dampf getrieben, in der Tasche des indischen Renners oder durch die elektrischen Drähte klappernd) die berühmten Darsteller aus den vier Himmelsgegenden des Erdenrunds. Kritisch betrachtet, erscheinen sie alle als winzige Püppchen, wenn der Herausgeber seine Bude auf einem Pult aufschlägt und als Schausteller fungirt. Nun kann ich wahrlich sehen, wie klein und vergänglich das Leben ist. Die Erde erscheint beinahe wie ein Tropfen Essig, auf welchen das Sonnenmikroskop der Einbildung gestellt werden muß, um etwas unterschiedlich hervortreten zu lassen. Das Lebewesen in der grünen Jacke dort ist Louis Philipp, wie er gerade an der Küste von England landet. . . . . Auf jenem Fleck, wo du irgend einen kleinen Punkt in einer gewissen Bewegung zu sehen meinst, ist eine ungeheure Massenversammlung. Bei schärferem Zusehen wirst du eine winzige Milbe gewahren, welche ihre Kinnbacken in aufgeregter Weise hin- und herbewegt. Das ist der große Mr. So und so, der seine politische Stellung unter lärmenden, nicht zu unterdrückenden Hochrufen klarlegt. Das unendlich kleine Geschöpfchen, seitens einer Menge anderer von gleicher Winzigkeit angestarrt, ist ein berühmter Weltweiser, welcher einer erlesenen Zuhörerschaft ihre Fähigkeit für das Unendliche auseinandersetzt. Jenes fast unmerkliche Rauch- und Staubwölkchen ist eine Staatsumwälzung. Jener Fleck dort ist ein Reformator, welcher gerade den Hebebaum in Ordnung bringt, mit dem er die Welt bewegen will. Und siehe! Da kriecht der Schatten eines Gerippes heran, das einen Athemzug zwischen seine krampfhaft zusammengebissenen Zähne hindurchbläst, und alle unsre hervorragenden Schauspieler werden von der veränderlichen Bühne weg in das dunkle Jenseits hinabgefegt.

„Ja, die kleine Schaubühne hat ihre feierlichen „Suggestionen“. Hier und da sehen wir mit flüchtigem Blick einen grimmigen, alten Mann, der eine Sense und ein Stundenglas in der Ecke niederlegt, während er die Coulissen verändert. Dort (auch in dem dunkeln Hintergrund) ist eine gespenstige Gestalt, die immerfort gräbt; zuweilen lehnt sie sich auf ihre Hacke und schaut zu, während eine Kutsche mit einem jungen, auf der Hochzeitsreise begriffenen Paar vorbeifährt, oder sieht nachlässig zu, wie ein Kind von der Taufe gebracht wird. Plötzlich — denn die Sonne wird größer und größer während unsres Zuschauens — reißt einen Knochenhand einen Darsteller inmitten seiner Rolle fort, und nun ist für ihn, dem gestern zwei Unendlichkeiten (Vergangenheit und Zukunft) nicht genügen wollten, eine handvoll Staub genug, ihn zu bedecken und ihn zum stillen Mann zu machen. Ja, wir sehen, wie die nämlichen fleischlosen Finger sich öffnen, um den Schauspieler selbst zu packen, und wir verrathen nicht ohne ein gewisses Schaudern, daß sie auf den Zuschauer gleichfalls lauern.

„Denke dir doch! Für drei Dollars kaufe ich alljährlich ein Saisonbillet zu diesem Welttheater, für welches Gott die Dramen schreiben wollte — nur daß wir Possen, Schauspiele und Tragödien im „Apollon“ lieber haben —, dessen Coulissensteller die Zeit ist und dessen Vorhang vom Tode heruntergezogen wird. Dann plötzlich hat der oft zu dürftige Umschlag für mich etwas Schauerliches. Siehe! Todesfälle und Hochzeiten, Anzeigen von Erfindungen, Entdeckungen und Büchern, Listen von Beförderungen, Getödteten, Verwundeten und Vermißten, Nachrichten über Feuersbrünste, Unfälle, plötzlichen Reichthum und ebenso plötzliche Armuth — ich halte in meiner Hand die Enden einer „Myriade“ von tausend unsichtbaren elektrischen „Conductoren“ mit den daran entlang zitternden Freuden, Kümmernissen, Kränkungen, Triumphen, Hoffnungen und Verzweiflungen von eben so vielen Männern und Frauen allerorten. Es folgt bei mir auf jene Gemüthsstimmung, durch welche ich von der Menschheit als ein bloßer Zuschauer ihrer Theatersprünge ausgeschlossen zu sein scheine, solchergestalt eine andere, in der nach meinem Gefühl ich, unbekannt und unberühmt, wie ich bin, doch von einigem Belang für meine Mitmenschen bin. Denn suchen hier nicht Familien mir, einem ihnen völlig Fremden, Nachrichten von einem unter ihnen eingetretenen Todesfall zu senden, sind da nicht zwei, welche mich von ihrer Heirath in Kenntniß gesetzt haben möchten? . . . . Und was das seltsamste ist, hat diese wunderliche Person hier nicht das Bestreben, mich wissen zu lassen, daß sie einen frischen Vorrath von Waare empfangen? Aber für keinen von uns enthält die Gegenwart etwas Wunderbares (selbst falls sie sich für einen Augenblick so dargestellt hätte). Wir blicken gleichmüthig dem Sonnenaufgang zu und gewöhnen uns an Orion und die Plejaden. Für Wunder stumpfen wir uns ab, und morgen wird jenes Buch — Apostelgeschichte X, 11 und 12 — worin für mich eine „Vision“ vom Himmel herniederkam, als Einwickelpapier für ein Stück Seife, oder als eine Art Schüssel für eines Bettlers Bissen Fleisch dienen.“

Ergötzlicher als der vorstehende kleine Essay ist der letzte, unsrerseits in Betracht zu ziehende: über die Neugier. Er erinnert im Stil an Thomas Carlyle und an Jean Paul, bietet einem Verdeutscher nicht geringe Schwierigkeiten.

„Man kann sagen, daß Neugierde diejenige Eigenschaft ist, welche den Menschen ganz vorzugsweise von den niederen Lebewesen unterschiedlich kennzeichnet, ihn von solchen sondert. Wenn wir die Schicksale der belebten Natur abwärts verfolgen, finden wir jene Geistesfähigkeit (so kann man sie wirklich nennen) in dem Wilden gemindert und im Vieh fast ganz erloschen. Das erste Ziel, welches der civilisirte Mensch sich steckt, ist: so viel als möglich über seinen Nachbar herauszubekommen. Nihil humanum a me alienum puto. (Ich bin ein Mensch: und so glaube ich, daß nichts, was den Menschen betrifft, für mich eine fremde Angelegenheit sei.) Sogar in Bezug auf John Smith“ — wir würden sagen Müller oder Schulze — „bin ich neugierig. Der an Stärke zunächst kommende Wunsch (in der That ein entgegengesetzter „Pol“ des nämlichen „Magneten“) ist: den Unverstand“ — Klatsch — „den wir sorgfältig herausgepickt haben, zu verbreiten.

„Die Menschen im allgemeinen können in neugierige und mittheilsame eingetheilt werden. Zur ersten Classe gehören: Topfgucker (Peeping-Toms) und Lauscher (Eavesdroppers, d. h. wörtlich Leute, welche auf die von der Dachrinne herunterfallenden Regentropfen horchen), „Metaphysiker“, Reisende, Empedokleïse, die verschiedenen Gesellschaften für Nasenheilkunde (Rhinatism), Columbusse, Yankees, Entdecker und Männer der Wissenschaft, kurz solche, welche sich unserm Geist als ebenso viele Fragezeichen

darſtellen und entweder die Welt auf- und abſpazieren, oder in Studirzimmern und „Laboratorien“ ſitzen. Bei der zweiten Claſſe möchte ich wieder vier Unterabtheilungen machen. In die erſte von ihnen möchte ich diejenigen einordnen, denen das Fell darnach juckt, uns über ſich ſelbſt zu unterrichten, — Tagebuchſchreiber, unbedeutende Leute im allgemeinen, die Montaignes, Horace Walpoles, Selbſtlebensbeſchreiber, Dichter. Die zweite Unterabtheilung ſchließt diejenigen ein, welche ihre Kenntniſſe betreffs anderer Leute mitzutheilen begehren, — wie Geſchichtſchreiber, Barbiere und ähnliche. Zur dritten gehören ſolche, die ſich bemühen, uns Kunde von gar nichts zu bieten, wie Romanſchreiber, politiſche Redner, die große Mehrzahl von Autoren, Predigern, Lehrern u. dgl. In der vierten kommen diejenigen, welche aus Beweggründen öffentlichen Wohlwollens mittheilſam ſind, wie Auffinder von Dingen, die nicht exiſtiren, und Bringer ſchlechter Nachrichten. Jeder von uns zweibeinigen Vögeln ohne Federn thut für ſich in größerem oder geringerem Grade mit bei allen dieſen Unterabtheilungen; denn keiner von uns legt ein Ei oder bebrütet es, ohne daß der ganze Hühnerhof davon erfahren muß durch unſer Gegackel oder Geglucke. Omnibus hoc vitium est (allen iſt dieſer Fehler eigen). Es gibt verſchiedene Grade in allen jenen Claſſen. Einer richtet ſein Spiegelfernrohr auf einen Hühnerhof, ein anderer auf den Uranus; einer erzählt dir, daß er mit Smith dinirt hat, ein anderer, daß er mit Plato zu Abend ſpeiſte. In einer gewiſſen Beziehung mögen alle Menſchen für Angehörige der erſten großen Abtheilung erachtet werden, inſofern ſie gleichermaßen eifrig den Splitter in ihres Nächſten Auge zu entdecken wünſchen.

„Der einen oder anderen jener Gattungen mag jedes menſchliche Weſen getroſt überwieſen werden. Ich denke, es iſt kein Zufall, daß Jonas gewiſſe Unterſuchungen über den Verdauungsapparat der Walfiſche anſtellte, und daß Noah einen Brief in eine leere Flaſche verſiegelte, damit ſchlimmſtenfalls Nachrichten über ihn nicht fehlen möchten. Sie hätten ſonſt übermenſchlich oder untermenſchlich ſein müſſen. Ich bilde mir ſogar ein, wie es gewiſſe Perſonen gibt, welche beſtändig am Schlüſſelloch jener geheimnißvollen Thür gucken und ſchauen, durch die wir alle früher oder ſpäter unſern Ausgang nehmen, ſo gibt es auch Geiſter, die auf der anderen Seite derſelben ruhelos hin- und herirren, weil ſie kein Mittel finden, die ihrerſeits in jener Welt aufgepickten Nachrichtenbrocken dieſer Welt zukommen zu laſſen. Denn es gibt irgendwo eine Antwort auf jede Frage; das große Geſetz vom Geben und Nehmen läuft durch die ganze Natur, und wenn wir einen Haken ſehen, ſind wir überzeugt, daß eine Oeſe darauf wartet. Ich teſe in jedem mir aufſtoßenden Antlitz den ſtändigen Wunſch nach Einziehung von Auskunft in Bezug auf A. B. oder darauf, daß die Freunde von C. D. etwas zu deſſen Nachtheil hören können, indem ſie ſich an den und den wenden. Zwecks Befriedigung der beiden großen Leidenſchaften des Fragens und Antwortens war es, daß der Briefwechſel erſunden wurde.“ Hier folgen bei Lowell mancherlei witzige Bemerkungen über „letters“ mit Heranziehung der verſchiedenen Bedeutungen dieſes engliſchen Wortes dergeſtalt, daß dieſelben ſich in deutſcher Sprache nicht gut wiedergeben laſſen.

Der Leſer wird erkannt haben, wie humorvoll unſer Yankeeſatiriker die menſchliche Komödie, ingleichen die politiſchen und ſocialen Verhältniſſe ſeines großen Vaterlandes zu behandeln weiß. Möchte doch auch bei uns bald ein Geiſteshetd erſtehen, welcher unſre mannichfachen Fehler und Mißſtände mit ſeinem Spotte angriffe und uns zunächſt dadurch herzlich lachen, hiermit aber für eine Einkehr in uns ſelbſt mehr als ſonſt empfänglich machte!

Die Kulis auf den Pflanzungen der Oſtküſte von Sumatra.

II.

H. a. R. Die Verpflegung und Unterbringung der Kulis iſt im Kulicontract nur ganz im allgemeinen erwähnt, und doch wird gerade hierin Hervorragendes für die Arbeiter gethan.

Für ſeine Verpflegung macht der Feldkuli ſtets ſelbſt die nöthigen Einkäufe aus den erhaltenen Vorſchüſſen. Dieſelben werden zweimal im Monat ausbezahlt und betragen jedesmal 2—3 Dollars,[1]) alſo monatlich 4—6 Dollars. Da nun ein Kuli von 3—4 Dollars leben, d. h. ſich genügende Nahrung verſchaffen kann, ſo bleibt ihm ſtets noch ein gewiſſer Betrag übrig, mit dem er etwas Abwechslung in die Koſt bringen kann, und er entbehrt auch den von ihm hochgeſchätzten ſüßlichen chineſiſchen Tabak nicht. Die gewöhnliche Koſt iſt Reis und getrockneter Fiſch, wozu noch billige Gemüſe kommen. An jedem Zahltag werden Schweine geſchlachtet. An den großen chineſiſchen Feſttagen, beſonders am chineſiſchen Neujahr (das meiſt in den Februar fällt), erhalten die Kulis je nach dem Stand ihres Contos und den wahrſcheinlichen Ausſichten der Ernte Extravorſchüſſe und feiern dieſe Gelegenheiten durch größere Schmauſereien, bei denen wiederum Schweinefleiſch, aber auch Geflügel, beſonders Enten, eine Hauptrolle ſpielen. Als beſondere Leckerbiſſen gelten Hunde. Wer einen unnützen Hund los ſein will, braucht denſelben nur der nächſten Kuliabtheilung zu ſchenken. Auch die Jagdbeute der Europäer und Malaien, ſoweit dieſe nicht von den Schützen beanſprucht wird, findet begierige Abnehmer. Affen, Leguane ꝛc. werden ſehr gern gegeſſen.

Die beſchriebene reguläre Ernährungsart iſt nicht nur genügend, ſondern auch rationell für den Kuli. Die Koſt muß dem Klima angemeſſen, d. h. leicht ſein.

Alle Lebensmittel aus dem „Kedeh“[2]) unterſtehen der Unterſuchung durch den Pflanzer, der Unbrauchbares einfach wegnehmen und vernichten laſſen kann, und wenn ſich auch eine ſolche Unterſuchung nicht auf die Unmaſſe verſchiedener mehr oder weniger appetitlicher und dem Europäer meiſt unbekannter chineſiſcher Leckerbiſſen erſtrecken kann, ſo ſind doch die Hauptnahrungsmittel durch dieſe Controle vor Verfälſchung geſchützt, und der Kedehhalter wird durch das Verkaufen von geſundheitſchädlichen Victualien kaum die Entziehung ſeines Patentes riskiren. Daß auch Maß und Gewicht genau feſtgeſetzt iſt, verſteht ſich von ſelbſt, und ebenſo geben große, in Malaiſch und Chineſiſch geſchriebene Tafeln die vom Pflanzer feſtgeſetzten Preiſe an. Dieſelben richten ſich nach den landläufigen Preiſen auf den großen Marktplätzen und werden auf der Pflanzung ſo niedrig wie möglich angeſetzt.

Bei der Verpflegung der Tagelöhner geht die Fürſorge noch weiter. Dieſelben haben ihre Arbeitszeit ſtrict einzuhatten und müſſen oft, da ihre Wohnungen gewöhnlich in der Nähe des Centralpunktes der Pflanzung liegen, ziemlich große Entfernungen zurücklegen. Dieſen Leuten wird nun auf je ca. 20 Mann ein Koch zugetheilt, den der Pflanzer bezahlt. Dieſer Koch hat die tägliche Lieferung, deren Quantität der Pflanzer feſtſtellt und deren Qualität ebenfalls ab und zu unterſucht wird, vom Kedeh abzuholen und das Eſſen bei der Rückkehr der Arbeiter bereit zu halten. Berechtigte Klagen der letzteren finden ſtets Berückſichtigung. — Dieſe Methode wurde auch hauptſächlich als ſehr zweckmäßig erkannt, weil der Taglöhner, der, nur auf ſeinen

[1]) In den Tabakdiſtrikten Sumatra's iſt die gangbare Münze der mexicaniſche Dollar, der indeſſen neuerdings wegen des niedrigen Dollarcurſes durch den holländiſchen Gulden verdrängt zu werden beginnt.

[2]) Dem auf der Pflanzung conceſſionirten Verkaufsplatz.

Lohn angewiesen, nicht auf einen guten Ernteertrag speculiren kann und daher nach echt chinesischer Manier keinen Grund zur Sparsamkeit sieht, bei täglicher Auszahlung des Lohnes denselben sehr oft nicht richtig verwendet, sondern für unnütze Näschereien ausgibt, ihn auch wohl verspielt. Außerdem gibt es unter den Tagelöhnern immer eine Anzahl unerfahrene, schwächliche und beschränkte Leute, für die jede Bevormundung eine Wohlthat ist. Eine gemeinsame Beköstigung ist ferner billiger und gestattet eine größere Reichhaltigkeit, also bessere Ernährung der Kulis, während die Schulden derselben stetig reducirt werden können.

Die Kuliwohnungen bestehen aus demselben Material, aus dem selbst jetzt noch meistens die Wohnungen der Europäer errichtet werden, nämlich aus Brettern und Atap.[1]) Natürlich sind sie entsprechend schmuckloser, kleiner und niedriger und enthalten lange Reihen hölzerner Pritschen, die den Kulis als Schlafstellen angewiesen werden. Die Bauart auf den verschiedenen Pflanzungen war nie wesentlich verschieden. Natürlich gingen die reichen großen Tabaksgesellschaften immer voran in Verbesserung der Wohnungen, aber nach und nach hat man diese Verbesserungen überall adoptirt, denn gesunde Kulihäuser liegen selbstverständlich im eigensten Interesse des Pflanzers. Früher standen sie überall auf der bloßen Erde, und wenn auch durch gute Abwässerungen das Innere trocken gelegt war, so hauchte doch der Boden noch genug schädliche Feuchtigkeit aus, um diese Bauart zu einer die Gesundheit gefährdenden zu machen. Jetzt stehen die Häuser auf Pfählen, mehrere Fuß über dem Boden, so daß der Wind ungehindert darunter durchstreichen kann. Ein Bretterboden und Bretterwände schließen den Schlafraum nach unten und den Seiten ab, während derselbe nach oben durch dicht liegende Atap gegen Sonne und Regen gut geschützt wird. Zahlreich angebrachte, durch Läden verschließbare Fensteröffnungen ermöglichen genügende Lichtzufuhr und Ventilation, welch letztere bei der leichten Bauart der Häuser überhaupt auf keine Schwierigkeiten stößt. Dem Tropenklima ist diese Bauart vollkommen angepaßt. Als Kochplatz ist im Hinblick auf Feuersgefahr eine etwas abseits gelegene geräumige Hütte angewiesen, wo jeder Kuli seinen eigenen Feuerplatz einrichten kann. Brennholz findet er überall. Wo die Kuliwohnungen nicht an kleinen Flüssen mit gutem Wasser angelegt werden können, also im ganzen Flachlande, gräbt man tiefe Brunnen, die oft überraschend klares Wasser liefern. Findet man schlechtes oder trübes Trinkwasser, so liefert der Pflanzer unentgeltlich Thee als Ersatz. In Cholerazeiten wird die Enthaltung von Wasser obligatorisch erklärt. Die Latrinen müssen immer so weit von der Wohnung entfernt sein, daß sie weder durch Ausdünstung die Luft verpesten noch infolge Durchsickerns im Boden die Brunnen verunreinigen können. Keinerlei Abfälle werden in der Nähe der Häuser geduldet. Die Kulis werden streng zur Reinlichkeit angehalten, besonders die Wasserscheuen allmorgentlich zum Baden gezwungen. Der in einer eigenen kleinen Wohnung unmittelbar neben den Kulihäusern installirte Tandil ist für die stricte Innehaltung all dieser hygienischen Maßnahmen dem inspicirenden Europäer gegenüber verantwortlich.

Ist nun für allgemeine Hygiene bereits in den Kulihäusern das Nöthigste gethan, so lassen die Hospitäler heutzutage nur wenig mehr zu wünschen übrig. Die größeren Gesellschaften und manche der reicheren Pflanzer besitzen geradezu mustergültige Gebäude und Einrichtungen. Die Gesellschaften unterhalten sogar eigene Aerzte und Apotheker, die ausnahmlos ihre Schulung in Europa erhielten. Die Privatpflanzer eines Landstriches besolden einen der auf eigene Rechnung practicirenden Aerzte für regelmäßige, in kurzen Zwischenräumen wiederkehrende Besuche, während geübte Wärter die Kranken im Hospital der Pflanzung verpflegen. Einige Pflanzer ziehen es vor, nur die leicht Erkrankten im eigenen Hospital zu behalten, dagegen die übrigen in ein öffentliches Krankenhaus zu senden, das Eigenthum eines frei practicirenden Arztes ist. Diese letztgenannte Methode ist nicht nur die kostspieligste, sondern wird auch wohl mit der Zeit aus anderen Rücksichten aufgegeben werden. Nicht nur ist die Verpflegung und Einrichtung in jenen Hospitälern verhältnißmäßig mangelhaft, auch die für das Wohl der Kranken so unerläßliche strenge Hausordnung wird wenig oder gar nicht eingehalten.

Die Verpflegung, d. h. ärztliche Behandlung und Verabreichung der Medicamente, sind dem Kuli für alle Erkrankungen und Verletzungen unentgeltlich im Contract zugesichert, gleichviel ob dieselben aus einer eigenen Schuld resultiren oder nicht. Eine engherzige Abgrenzung in diesem Sinne ist unbekannt. Nur die Kost wird zu seinen Lasten gebucht, wer aber den gewöhnlichen Abschluß eines Buchjahres in Deli kennt, der weiß auch, daß in Folge der alljährlich vorgenommenen Abschreibungen auch die Nahrung eines längere Zeit kranken Kuli faktisch gratis vom Pflanzer geliefert wird. Ein besonderer Nachtheil entsteht für den Kuli erst dann, wenn seine Krankheit drei Monate während einer Contractdauer überschreitet, indem dann die letztere um diese Zeit verlängert wird.

Während des Aufenthaltes im Hospital werden die chronisch Kranken auf geeignete Weise mit ganz leichten Arbeiten beschäftigt. Diese bestehen etwa in Korbmachen, Matten herrichten und zusammennähen ꝛc. Die Kranken werden nicht zur Arbeit angehalten, sondern diese Beschäftigungen haben vielmehr den Zweck, sie ihrer Apathie zu entreißen und ihnen Gelegenheit zu verschaffen, eine Kleinigkeit dabei zu verdienen.

Der kranke Kuli ist gewöhnlich der willigste Patient, er unterzieht sich ohne weiteres einer nöthigen Operation und nimmt jede Medicin ohne Widerrede, ja sogar nach chinesischer Ueberlieferung, je schlechter sie schmeckt, desto lieber zu sich, aber trotz alledem hat er kein wirkliches Verständniß für Hospitalreinlichkeit und Ordnung, ja verachtet gründlich alle hygienischen Maßnahmen, die der Arzt treffen muß. Der mit der chinesischen Quacksalberei Hand in Hand gehende crasseste Aberglaube läßt ihn mit Geringschätzung auf Bestrebungen zur Verhütung von Krankheiten herabblicken.

Der chinesische Kuli ist im allgemeinen von robuster Gesundheit und leistet den Anfechtungen des Klimas erfolgreichen Widerstand, sobald er sich einigermaßen acclimatisirt und an ein regelmäßig zwischen Arbeit und Ruhe wechselndes Leben bei zweckmäßiger Ernährung gewöhnt hat. Er ist von Natur nüchtern, Trinker bilden durchaus die Ausnahme, und selbst diese begehen Unmäßigkeiten nur bei bestimmten Gelegenheiten, wie Festtage ꝛc. Aber es ist ein anderes Laster, das manche Kulis nach und nach untauglich zur Arbeit macht und dies ist der Opiumgenuß. Dasselbe ist bei den Sinkehs nur wenig verbreitet, aber die Schwächlichen unter denselben verfallen ihm früher oder später fast regelmäßig, zuerst, um Schritt mit den andern Arbeitern halten und so statt als Tagelöhner als Feldkulis auftreten zu können, dann aber, weil sie es nicht mehr lassen können. Die Angewöhnung geschieht fast immer mit dem Versuch, eine Erkrankung durch Opium zu unterdrücken. Während nun bei geringen Dosen und sonstigem Vermeiden von Excessen irgend welcher Art die Gesundheit eines habituellen Opiumrauchers jahrelang äußerlich in keiner Weise geschädigt zu werden scheint, vollziehen sich mit fortschreitendem Alter, das Vergrößerung der Dosen verlangt, gewisse Veränderungen in seinem Organismus, die ihn für

[1]) „Atap“ (eigentlich malaiisch für „Dach“) werden die getrockneten, auf Stöcke gereihten Blätter der Nipapalme genannt, die in neuem Zustande zu einem vollkommen wasserdichten Dach gefügt werden können.

rationelle Ernährung unfähig machen. Der Appetit vermindert sich in bedenklichem Maße, die Verdauung ist stets gestört, und bald zeigen sich analoge Erscheinungen wie beim Alkoholiker, d. h. eine Unterbrechung der gewöhnlichen Einverleibung des Anregungsmittels stimmt seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten derart herab, daß er seinen Pflichten nicht mehr regelmäßig und zufriedenstellend nachkommen kann. Findet eine solche Unterbrechung statt, so ist der günstigste Boden für Erkrankungen aller Art vorhanden. Dieselben sind nicht nur physischer Art, indem der Gemüthszustand des Kranken ganz besonders in Mitleidenschaft gezogen wird. Die Niedergeschlagenheit und Energielosigkeit eines Opiumrauchers, die fast sofort nach Entzug des Giftes eintritt, ist dabei so ungeheuer, daß jede ersprießliche Thätigkeit ausgeschlossen wird. Sinnen und Trachten sind nur auf Beschaffung des Opiums gerichtet. Der Kranke, denn so muß man ihn nennen, verkauft alles, was er hat, ja sich selbst, für einige Dosen. Vor einem Verbrechen scheut er keineswegs zurück, wenn er sich dadurch sein geliebtes Opium verschaffen kann.

Der Bekämpfung des Opiumgenusses durch die Pflanzer stellen sich die verschiedensten Factoren hindernd entgegen. Diese Bekämpfung kommt überhaupt nur für die Sinkehs in Betracht. Die eingefleischten alten Opiumraucher wären nur durch eigene Initiative von ihrem Laster zu befreien. Solche Fälle ereignen sich auch, allerdings höchst selten. Die Abgewöhnung muß, wie bei Alkoholikern und Morphiomanen, ganz allmählich durch Verkleinerung der Dosen und gleichzeitige sehr nahrhafte und reichliche Speisezufuhr geschehen. Dem guten Willen steht hier aber die Clique der Opiumpächter und ihrer Trabanten, zu denen nicht selten die chinesischen Aufseher auf den Pflanzungen gehören, schroff gegenüber. Es besteht ein Opiumring, gebildet aus reichen chinesischen Kaufleuten, der wegen seiner ungemein hohen Beiträge zur holländischen Staatscasse in Form des Pachtzinses für das Opiummonopol einen weit gehenden Einfluß im Lande besitzt und natürlich jeder Verminderung des Opiumverbrauchs mit allen Mitteln entgegenarbeitet.

Die Nichtopiumraucher befinden sich nach dem soeben Gesagten in einer ungleich besseren Lage in jeder Hinsicht. Nicht nur sind sie unabhängig von den Opiumhändlern und deren Zwischenpersonen, sondern sie sparen die sehr bedeutende Ausgabe für das Gift (dieselbe erreicht mindestens 3 Dollars per Monat, siehe oben Gesammtvorschüsse in dieser Zeit) und erhalten den Körper widerstandsfähig und elastisch.

Mittheilungen und Nachrichten.

Biologische Studien. I. Das biologische Grundgesetz. II. Artung und Entartung, von Dr. Rud. Arndt, Professor an der Universität Greifswald. Greifswald, Abel 1892/1895. 203+312 S. — Im ersten Bande seiner Studien spricht Verfasser über das biologische Grundgesetz: er versteht darunter die Thatsache, daß schwache Reize auf lebende Wesen anregend, mittlere erhaltend, starke schädigend wirken. Könnte man auch mit dem Scheine des Rechts sagen, daß diese Wahrheit eine ziemlich alte sei, so kann sie uns doch zu sehr werthvollen wissenschaftlichen Erörterungen und einem guten Naturverständniß führen, wenn sie richtig verstanden wird. Von vielen neuen Gesichtspunkten aus diesen alten Gedanken anziehend gemacht zu haben, dieses Verdienst ist dem Verfasser zuzusprechen. Gleichwohl kann man auch ihm sagen: die Häufung der Beispiele und die Breite der Darstellung wirken leicht im Sinne der starken Reize. Im zweiten Theil behandelt Verfasser Artung und Entartung. Auch hier finden wir vieles anziehende im einzelnen, aber auch reichlichen Ballast und bisweilen einen gewissen speculativen Beigeschmack, der auf die Dauer nicht von jedem gut vertragen wird.

Dr. L. H.

* Im Anschluß an das von dem englischen Physiker Crookes untersuchte „Bombardement der Molekule", das sich unter dem Einfluß eines electrischen Wechselstroms in den Crookes'schen Röhren mit verdünnten Gasen abspielt, wurde schon damals festgestellt, daß kleine Diamanten in einer solchen Röhre bald ihren Glanz verloren und sich mit einer schwarzen Schicht bedeckten. Der Pariser Chemiker Henri Moissan hat jetzt ermittelt, daß diese Schicht nichts anderes ist als Graphit. Das Product zeigt eine ähnliche Beständigkeit wie der Graphit, den man unter dem elektrischen Bogen erhält, d. h. bei einer Temperatur von etwa 3600 Grad.

* **Würzburg.** Der Ordinarius für Kirchengeschichte und neutestamentliche Exegese Prof. Dr. G. A. Jülicher hat die Berufung nach Heidelberg abgelehnt.

γσ. **Berlin**, 25. April. Die gestrige Monatssitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" unter dem Vorsitz des Geh. Raths Prof. Dr. Schwartz ward mit Gedächtnißworten des Schriftführers, Sanitätsrath Dr. Bartels, an die verstorbenen Mitglieder eröffnet: dem Director des Kupferstichcabinets Dr. Weiße, den Forschern der Prähistorie Dr. Frank und Prof. Wuttke wurden warme Nachrufe gewidmet. Das Cultusministerium hat der Gesellschaft auch heuer wieder eine außerordentliche Beihülfe von 1500 M. für ihre Publicationen gewährt. Prof. Joest sendet gute Nachrichten aus Neuseeland. Von der American Associatinn for the advancement of science, die unter Leitung von Morris Jessup, Putnam und Dr. Boas eine auf sieben Jahre berechnete Forschungsreise zur Erkundung der Urgeschichte der Menschen in allen Theilen der Erde unternehmen wird, ist ein Plan zu dieser Reise eingetroffen, die über Alaska und Sibirien nach Japan, China, Ostindien, Westindien, Vorderasien und Aegypten führen soll. Es liegt eine Einladung vor zur Betheiligung an dem als Abtheilung XIV der Brüsseler Ausstellung in diesem Sommer geplanten, unter Leitung des Baron Lambert stehenden Congrès international colonial. Aus den Leistungen der von der österreichischen Regierung in Bosnien errichteten Gewerbeschulen zur Erhaltung der dort einheimischen Industrien (Intarsia, Teppichknüpferei und Metallgravirung) findet gegenwärtig hier eine Ausstellung statt. Dr. Köhl (Worms) sendet Nachrichten über das 496 Gräber zählende neu aufgedeckte römische Gräberfeld aus dem 3. bis 4. nachchristlichen Jahrhundert bei Worms; die dort in einer 100 übersteigenden Zahl gefundenen Gläser neben Thongefäßen sind von besonderem Interesse. In einem in der Umgegend von Worms aufgefundenen Brandgrabe fand sich die Leiche eines Kriegers der La Tène-Periode, dessen eiserne Rüstung (Schwert, Gehänge, Buckelschild) die Zeitbestimmung dieses Fundes sicherstellen. Auf einem gleichfalls in der Wormser Gegend aufgedeckten neolithischen Gräberfelde fanden sich die Leichen in hockender Stellung. Frln. Marie Lehmann-Filhés übersendet Schilderungen altisländischer Tempel. Baron v. d. Schulenburg stellt in einer von ihm übersandten Abhandlung die altisländische Harpa mit der Harfe, wie sie in der Mark sich findet, in Vergleich. Von Professor Jensch liegen Nachrichten über die in Gräbern aufgefundenen Scarabäengemmen vor. Oberst Bartels aus Lyk (Ostpreußen) übersendet photographische Darstellungen von masurischen Marktplätzen. Photographien liegen auch von Dajuts aus West-Borneo vor. Sanitätsrath Dr. Lissauer legte eine Bronzeurne aus Zerbst vor. Das Fundgebiet für diese dünnen Bronzeurnen hat sich seit 20 Jahren nicht erweitert. Es existiren im ganzen 25 Stück. 15 kommen auf Dänemark, 2 auf Schweden, 3 auf Norwegen und 5 auf Norddeutschland, von denen 2 dem Weichselgebiet angehören, 1 aus Oldenburg und 2 aus Zerbst stammen. Südliche sind derartige kesselförmige, mit eingesetztem Boden gearbeitete und mit Wellenornament gezierte dünne Urnen noch nicht gefunden worden. Sie zeigen stets gleiche Form, eingeglätteten Bügel, eingezogenen Hals, und die leistlich angebrachten Tragringe umschließen eine menschliche Maske. Sehr selten werden sie als Beigabe zu Skeletgräbern gefunden. Die Datirung ihrer Herstellung muß in die Zeit der Völkerwanderung gesetzt werden, in die von Montelius sogenannte 5. Periode des nordischen Eisenalters. Die älteren römischen Urnen zeigen edlere Formen. Prof. Olshausen sprach über die Anfänge der Emaillirung. Wir kennen Urnen aus dem Harz, die mit Muschelschalen ausgelegt sind, solche aus Pommern, die, aus Thon gefertigt, gleichfalls Spuren von Emaillirung aufweisen. Auch Bronzen der Hallstadtperiode, sowie Urnen der früheren Steinzeit zeigen derartige Verzierung, die indessen, wie frühere und jüngst von dem Vortragenden erneute Untersuchungen zeigten, aus gepulverten Knochen hergestellt

war, denn es ergab sich ein Quantum von 85 Procent Phosphor in dem phosphorsauren Kalk, der diese Emaille bildete. Nun entsteht die Frage, ob menschliche oder Thierknochen für diesen Zweck verwendet wurden sind. Vielleicht hat der Leichenbrand den Anlaß zur Verwendung der Knochen gegeben. Allein da man diese Emaillirung auch in Skelettgräbern der Steinzeit auf den beigegebenen Gefäßen gefunden hat, so muß eine fortgesetzte Untersuchung hier noch Klarheit schaffen. Dr. v. Luschan legte alsdann eine Armbrust von den Fan aus Kamerun vor, die auf europäische Modelle des 14. und 15. Jahrhunderts hinweist und in jener Zeit vielleicht durch Portugiesen in jene Gegenden gebracht wurde; dagegen besitzen diese Stämme eine zweite Art von Armbrust, die eine Combination der Armbrust und Flinte darstellt. Das sehr lange, aus leichtem Bambusrohr hergestellte Instrument ist so eingerichtet, daß es oberhalb des Armbrustbogens einen Lauf zeigt, durch den ein Pfeil getrieben wird. Auch diese Waffe zeigt deutlich das europäische Vorbild. Das vorgelegte Exemplar ist im Besitz des Kgl. Museums für Völkerkunde. Dr. Götze berichtete an der Hand zahlreicher Vorlagen über technische Verfahren, wie sie in Troja im Gebrauch gewesen sind. Die Bearbeitung des Steins geschah durch Feuersteinsägen, die den Stein zerschnitten, Klopfsteine zerkleinerten ihn weiter, worauf er geschliffen ward. Das Bohren geschah, soweit die Untersuchungen gezeigt haben, auf verschiedene Art, entweder durch organische Substanzen, Knochen, Horn oder Holz mit trockenem oder feuchtem Sand, oder durch Steinbohrer von variabler Form. Während wir in Deutschland solche Bohrer in einigen Exemplaren gefunden haben, so Hohlbohrer oder cylindrische Bohrer, ist bisher in Troja kein Rest eines solchen Werkzeuges ans Licht gekommen, doch ergibt sich aus der Beschaffenheit vieler Bohrlöcher, die in trojanischen Steinfunden vorkommen, daß der trojanische Bohrer nicht allzu fest montirt gewesen ist; die Spur eines Metallbohrers ist sehr selten nachweisbar. Für die Art der Thonbearbeitung in Troja haben die 1894 in der 6. und 7. Schicht vorgenommenen Ausgrabungen Anhaltspunkte gegeben. Man fand dort in einem Hause ein Gemach, das neben einem Mahlstein und einer Platte etwa ein Dutzend Stücke aus ungebranntem Thon, alles in situ enthielt. Dieses Gemach läßt sich etwa als Töpferwerkstätte erklären. Der Mahlstein wird zum Zermahlen der Substanzen gedient haben, während die vielen Thonstücke meist als Hülsen gedient haben mögen, die man beim Ausarbeiten von Gefäßen auf einander gelegt haben wird. Die ersten Vorgänge bei der Metalltechnik und das Gewinnen des Erzes aus dem Bergwerke werden durch keinen Fund in Troja erläutert; das Metall scheint daselbst importirt worden zu sein, und nur seine Bearbeitung fand in Troja statt. Der Vortragende kannte eine Reihe von Gußformen, darunter solche für einen Hohlkeil, vorlegen, die aus Deutschland stammen und die wohl ähnlich in Troja vorhanden gewesen sein müssen, wie sich aus der Form der hergestellten Dinge, etwa der Aexte, ergibt. Auch in zwei auf einander liegenden Schalen mag das Metall ausgegossen worden sein. Auch scheint ein Modell des herzustellenden Instruments aus Wachs geformt und dieses danach mit Thon umkleidet worden zu sein. Durch einen Kanal mag dann das Metall hinein in die Form gegossen worden und das Wachs aus ebensolchem Kanal ausgeflossen sein. Die Werkzeuge für diese Art der Gußmethode sind bisher nicht in Troja aufgefunden worden. Darauf sprach Prof. Dr. Oppert über eine Reise in Kaschmir, die er durch zahlreiche sehr schöne Projectionsbilder reich zu illustriren verstand. Kaschmir, durch Klima, Naturschönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichnet, wird überschwänglich in der einheimischen Tradition gepriesen, es gilt für das indische Paradies und ist ein gesegnetes Land. Herodot schon nennt es, ebenso rühmt Hekataeus von Abdera aus der Begleitung Alexanders des Großen das Land und die Stadt Kaspira. Der Sage nach, wie sie in der Mahabharata überliefert ist, war das Thal von Kaschmir 25 Millionen Jahre mit Wasser angefüllt und erst am Beginn der Maibantara, der jetzigen Weltperiode, habe Schiwa mit seinem Dreizack die Gewässer aus dem Thale abfließen lassen. Das Land, so heißt es in der frommen Ueberlieferung, kann nur durch Frömmigkeit, nie durch ein Kriegsheer erobert werden. Die Bewohner sind, wie die alt buddhistischen Schriften sie schildern, schwach, feige, leichtsinnig und feind; zahlreiche Priester leben im Lande. An der Hand der fortlaufenden historischen Literatur, die Kaschmir besitzt, gab der Vortragende einen Ueberblick über die wechselvollen Schicksale des Landes und erläuterte die Projectionsbilder der Tempelruinen von oft imposanter Großartigkeit. Neben buddhistischen Tempeln und Klöstern stehen die mohammedanischen Gotteshäuser, der aus schwarzem Marmor gebaute, mit goldener Kuppel gezierte Tempel des Beleheers zum Islam. Schrinagar ist die heilige Stadt Kaschmirs, ausgezeichnet durch zahlreiche Bauten, von denen der Vortragende viele Abbildungen zeigte. Die bedeutendste Ruine in Kaschmir befindet sich bei Martand, der heiligen Quelle des Wischau, deren Formen die ehemalige Pracht des dortigen Tempels noch ahnen lassen. Zum Schluß sprach Geheimrath Prof. Dr. Fritsch über Raffaels Adam und Eva im Original und Kupferstich. Raffaels Adam und Eva befindet sich in der Sala della Segnatura des Vatican in einem länglichen Felde nach der Thüre zu auf Mosaik al fresco gemalt in einem Verhältniß von 1.29 der Länge zur Breite; über dem Originalbilde ist eine allegorische Darstellung der Theologie von Raffael nach der Decke zu gemalt. Das Original ist kein sog. Zwickelbild, wie das Bild der Venus von Raffael in dem Psyche-Cyklus, das dennoch ein normales Verhältniß der Körpertheile zu einander aufweist. Man existirt zu Raffaels Adam und Eva der von ihm selbst gezeichnete Entwurf, so daß es uns möglich wird, die Correctur dieses etwas verzeichneten Entwurfs durch den Künstler selbst mit Hülfe des Originals zu erkennen, und den Irrthum Zeising's aufzuklären, der eben diesen Entwurf seinem Beweise dafür zu Grunde legte, Raffael hätte stets die Verhältnisse seiner Figuren nach dem Goldenen Schnitt getheilt. Es ist ungemein interessant, zu beobachten, wie das raffaelische Original im Kupferstich aufgenommen worden ist. Neben dem Stich von Marc Anton, zu dem der Künstler selbst noch einmal sein Bild gezeichnet hat, besitzen wir drei Kupferstiche von Raffaels Adam und Eva von dem Deutschen Müller, dem Italiener Gaselli und dem Franzosen Richebourg. Alle drei haben das Original nicht wiedergegeben, sie haben es nicht nur nach dem specifischen Erfordernis ihrer Kunst und gemäß ihrem künstlerischen Rechte interpretirt, sondern sie haben ihr Recht überschritten und sind zu Verbesserern des Meisters geworden; der weibliche Kopf der Schlange auf dem Original ist bei dem französischen Stecher geändert, die Verhältnisse des Adam und der Eva stimmen indeß mit dem Original hier überein; dagegen hat der deutsche Kupferstecher die Figuren verkürzt, einer Unterschrift zuliebe, die er darunter setzte, sie stehen im Verhältnisse von 1:1.12 im deutschen Stich. Der italienische Stich stellt die Figuren im Verhältniß von 1:1.16 dar und ist durch seinen weichen Ton dem Original im Ausdruck sehr nahe gekommen, aber eine Falte am Fuße der Eva, die das Original und der Raffael'sche Entwurf zeigen, ist auf dem italienischen Stiche sehr gemildert; dagegen kommt der französische, technisch vortrefflich ausgeführte Stich uns dem Jahre 1816 in der Lichtwirkung dem Original am nächsten. Das Format mit 1.21 fügt sich fast genau dem Original mit 1:1.29 an; dagegen ist die Falte am Fuße der Eva, die unzweifelhaft von Raffael gewollt war, vollständig fortgelassen; zudem ist eine Verkürzung der unteren Hälfte der Figuren eingetreten, während die obere Hälfte mit Raffael übereinstimmt. Derartige, mit Hülfe von Projectionsbildern ausgeführte Vergleichungen können für das Studium der menschlichen Körperformen ungemein vortheilhaft sein.

* **Berlin.** Das Amt eines ständigen Secretärs der königlichen Akademie der Künste, welches durch den Tod von Prof. Hans Müller verwaist ist, wird vorläufig vom Senator Prof. Dabbert verwaltet.

* **Greifswald.** Dr. Lothar Heidenhain, außerordentlicher Professor der Chirurgie, ist zum Director des Stadtkrankenhauses in Worms gewählt worden und wird diesem Rufe Folge leisten.

* **Wien.** Der Professor des österreichischen Civilrechts Dr. Franz Hofmann hat für das Sommersemester krankheitshalber Urlaub erhalten; seine Vorlesungen übernimmt Prof. Leopold Pfaff. Auch der Philosoph Prof. Dr. Laurenz Müllner wurde auf sein Ansuchen für den Sommer beurlaubt.

* **St. Petersburg.** Ende Mai wird von hier aus eine vom Marineministerium organisirte Expedition zur Erforschung des Baikalsees unter Oberstlieutenant Drisenko nach Irkutsk abgehen. Die Arbeiten, die besonders für die Schiffahrt auf dem See und somit für das ganze Baikalgebiet von größter Bedeutung sind, sollen im Laufe von fünf Jahren beendet werden. Sie werden bei den Stationen Listwenitschnaja und Myssowa, zwei Punkten der Ufer des Sees berührenden Sibirischen Bahn, begonnen werden; der Eisbrecher „Nikolai", der beide Stationen mit einander verbinden soll, ist bereits nach dem Baikal abgefertigt worden.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 29. April. Nummer 95.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Fortbildungsschulen in Frankreich. Von Ludwig Fleischner. — Die Kulis auf den Pflanzungen der Ostküste von Sumatra. III. (Schluß.) — Mittheilungen und Nachrichten.

Fortbildungsschulen in Frankreich.

Von Ludwig Fleischner.

Seit einiger Zeit wendet sich in Frankreich die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise der Ausgestaltung des Fortbildungsschulwesens zu. Hervorragende Männer der Schule, unter ihnen der hoch verdiente Director des Primärunterrichts, Ferdinand Buisson, wurden nach England geschickt, wo nach manchen harten Kämpfen in den gesetzgebenden Körperschaften im Jahre 1891 das einschlägige Unterrichtsgebiet neu organisirt wurde, und veröffentlichten ihre Beobachtungen und Erfahrungen. Buissons Buch: „L'éducation des adultes en Angleterre“ (Paris, Hachette 1896) ist hier in erster Reihe zu nennen; daneben aber erschienen zahlreiche Aufsätze in gelesenen Zeitschriften, und auch die in den letzten Jahren abgehaltenen Lehrercongresse (Nantes 1894, Havre und Bordeaux 1895) beschäftigten sich eingehend mit dieser Frage. Nachdem sich endlich auch der frühere Unterrichtsminister Poincaré für eine gründliche Umgestaltung des bestehenden Fortbildungsschulwesens ausgesprochen hatte, wurde der Kammer im Auftrag des Unterrichtsministers Combes am 4. Juli 1896 ein gründlicher Bericht von Edouard Petit vorgelegt, der wohl als Grundlage für die nun ernstlich in Angriff zu nehmenden Reformen dienen wird. Ed. Petit hatte sich schon früher mit der Frage beschäftigt und ein ausgezeichnetes Buch: „De l'école au régiment“ (Paris, E. Dentu 1894) geschrieben, in welchem er in Anlehnung an bestehende Organisationen ein Bild dessen gibt, was für diese Zwecke geschieht und noch geschehen könnte.

Das Interesse für die Fortbildungsschulen ist nunmehr dort äußerst rege und ihm verdanken wir auch eine vortreffliche Abhandlung von F. Mutelet, Director der Normalschule in Beauvais, die in Josts „Annuaire de l'enseignement primaire“ 1897, dessen wir schon des öfteren rühmend Erwähnung zu thun an dieser Stelle Gelegenheit fanden, Aufnahme gefunden hat und der wir hier im allgemeinen folgen. Da man auch in Deutschland und Oesterreich schon seit einigen Jahren der Erziehung und Unterweisung der der Pflichtschule entwachsenen Jugend erfreulicherweise lebhaftere Aufmerksamkeit schenkt, so wird vielleicht manches von dem, was hier von Frankreich gesagt wird, sich sinngemäß auch auf die genannten Länder anwenden lassen.

Die Fortbildungsschulen (cours d'adultes), früher Abendschulen (écoles du soir) genannt, sind in Frankreich keine neue Einrichtung. Schon seit langem hat man begriffen, daß die Schüler rasch vieles vergessen, sobald sie einmal die Pflichtschulen verlassen haben; die empfangenen Eindrücke verwischen sich und die erlangten Kenntnisse gehen zum Theil wieder verloren. Die Kinder besuchen zwar im allgemeinen fleißig die Schule, aber wenn sie in das Mannesalter getreten sind, so kann die Hälfte von ihnen weder lesen noch schreiben. Es ist dies ein Vorwurf, der eigentlich der allgemeinen Volksschule in Frankreich gemacht wird und der hauptsächlich darin gipfelt, daß diese Schule zu sehr unterrichte und zu wenig erziehe, weil die Lehrpläne an einer Ueberladung mit Wissensstoff leiden, die einer erfolgreichen Verarbeitung desselben hinderlich ist. Dazu kommt aber noch, daß der französische Schüler, wie bekannt, schon mit 13 Jahren die Pflichtschule verläßt, ja sogar schon mit 11 Jahren entlassen werden kann, wenn er gewisse Bedingungen erfüllt hat. Zwischen dem Verlassen der Volksschule also, deren Lehrpensum im übrigen vereinfacht werden muß, und dem Eintritt in die „école définitive“, d. h. die Armee, muß, wie dies Wychgram zutreffend in einer Besprechung des Petit'schen Buches ausführt, irgend eine Maßnahme für den Unterricht und die Erziehung der Jugend getroffen werden. In diese Lücke muß die Fortbildungsschule treten. Folgt man den von Mutelet gemachten Vorschlägen, dann kann eine Generation mehr an den Wohlthaten des Schulunterrichts theilnehmen, indem man nämlich zur Ertheilung des Unterrichts dieselben Locale, dieselben Lehrmittel und dieselben Lehrer benützt, die auch während des Tages unterrichten. Man verdoppelt auf diese Weise ohne große Kosten die Zahl der schon bestehenden Schulen und zieht gewissermaßen aus demselben Capital ein zweitesmal Interessen, ein Umstand, der gewiß nicht außer Acht gelassen werden darf.

Schon der Convent erwartete zu seiner Zeit viel von einer solchen Unterweisung in den Abendstunden, indem er mittelst Decrets vom 12. Dec. 1792 bestimmte, daß der Lehrer der Volksschule einmal wöchentlich einen Unterricht ertheilen solle, an dem theilzunehmen alle Bürger ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes eingeladen werden sollten. Das diesem Decret angefügte Programm könnte füglich auch heute noch in Kraft bestehen. Dem Lehrer wurden nämlich folgende Punkte zur Darnachachtung eingeschärft: 1. Wiederholung des in der Pflichtschule durchgenommenen Lehrstoffs, 2. Entwicklung der Grundsätze der Moral und der allgemeinen Menschenrechte, 3. Belehrung über die wichtigsten Rechte und Pflichten der Staatsbürger, 4. Mittheilung der wichtigsten geschichtlichen Daten, insbesondere jener, welche die Republik betreffen, 5. Bekanntgabe der wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen auf allen Gebieten des Wissens. Doch bloß die erste der hier angeführten Bestimmungen gelangte in den beiden Fortbildungscursen zur Durchführung, welche die „Gesellschaft für den Volksschulunterricht“ im Jahre 1820 in Paris eröffnete. Obgleich sie nicht auf gesetzlicher Grundlage bestanden, so ließ ihnen Guizot doch alle mögliche Förderung zutheil werden, und das Gesetz vom 15. März 1850 gestattete sogar, ihnen eine Subvention zu gewähren. Allein die Blüthepeiode der Fortbildungsschulen fällt in die Zeit von 1864—1870; ihren Aufschwung hatten sie dem damaligen Minister Duruy zu verdanken, der sie wesentlich

förderte. Aber von 1870 an verminderte sich die Zahl dieser Cours d'adultes, bis sie im Jahre 1874 wieder eine erhebliche Steigerung erfuhr. Zu dieser Zeit betrug die diesen Schulen gewährte staatliche Subvention gegen eine Million Francs; für das Jahr 1895/96 wurden vom Parlament jedoch nur 120,000 Francs bewilligt, und zwar aus Gründen, die einer näheren Beleuchtung werth erscheinen.

Im Laufe der letzten 20 Jahre hat sich nämlich die Zahl der Volksschulen in Frankreich bedeutend vermehrt, so daß die Zahl der Analphabeten sich entsprechend verringerte. Es ist demnach auch das Bedürfniß nach Fortbildungsschulen nicht mehr so fühlbar und dringend gewesen wie noch etwa zehn Jahre vorher, zumal auch die Anzahl derer, die ohne jegliche Schulbildung aufwachsen, stetig abnimmt. Naturgemäß sind auch die Ansprüche, die man an die Fortbildungsschulen stellt, gestiegen; man verlangt mehr als die Kenntniß des Rechnens, Lesens und Schreibens, das der junge Mann bereits in der Volksschule zu erlernen Gelegenheit hatte, man strebt in diesen Cursen nunmehr eine thatsächliche Fortbildung und Erweiterung des Wissens an. Lange Zeit hindurch wurden eben die wahren Ziele und Zwecke der Fortbildungsschulen verkannt; eine Ueberfülle ministerieller Anordnungen und Erlasse schränkte ihren Wirkungskreis ein, statt ihn zu erweitern, so daß endlich von allen Seiten der Ruf erscholl: Weniger Erlasse und Verordnungen, mehr Freiheit! Weniger Einförmigkeit, dagegen mehr Berücksichtigung des einzelnen Individuums!

Die Fortbildungscurse, welche nunmehr, nach den bisherigen Vorbereitungen zu schließen, demnächst im ganzen Lande ins Leben treten werden, werden diesen Wünschen im weitesten Ausmaß Rechnung tragen; sie werden unterrichten und erziehen und das in der Volksschule begonnene Werk weiter fortführen; allein sie werden sich in ihrer Organisation den verschiedenen localen Bedürfnissen anpassen und auf die vorherrschenden gewerblichen und landwirthschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Orte Rücksicht nehmen. Noch vor 20 Jahren waren diese Curse dazu berufen, die nothwendigsten Elementarkenntnisse unter den Erwachsenen der niederen Volksclassen zu verbreiten; nach der Ausgestaltung der Volksschule aber haben sie sich höhere Ziele gesteckt. Schon ihre Zahl ist imponirend; sie sind im Schuljahr 1895/96 auf 13,930 gestiegen, die gegen 400,000 Schüler aufwiesen, von denen etwa 27,000 den Unterricht auch regelmäßig besuchten.

Einzelne große Städte wie Paris, Bordeaux, Lyon, Havre und Nancy besitzen bereits seit kurzem solche Fortbildungsschulen, in welchen aber auch entsprechende Bibliotheken eingerichtet sind, die, indem sie das Interesse ihrer Besucher auf ernste geistige Beschäftigung lenken, eine treffliche Schutzwehr gegen die gerade in diesem Lebensalter so drohenden sittlichen Gefahren bieten. Aber nicht die großen Städte allein sind es, auf die man sein Augenmerk in dieser Hinsicht zu lenken hat, sondern auch die Orte auf dem flachen Lande müssen berücksichtigt werden. Selbst in Gemeinden mit weniger als 1000 Einwohnern sollten Schritte zur Errichtung solcher Schulen mit Bibliotheken unternommen werden, und alle maßgebenden Factoren sollten zusammenwirken, um wenigstens Curse für Erwachsene zu organisiren. Die Debatten in der französischen Kammer, in welchen eine erschreckliche Zunahme des Alkoholismus constatirt wurde, haben die öffentliche Meinung an die großen Versäumnisse gemahnt, die hinsichtlich der Vernachlässigung der Schulbildung in früheren Jahren gemacht worden sind. Nur durch einträchtiges Zusammenwirken aller betheiligten Factoren könnte hier Hülfe geschaffen werden. Und da hat man denn auch bald einsehen gelernt, daß ein wesentliches Mittel zur Hebung und Förderung des Fortbildungswesens die Volksbibliotheken seien, namentlich dann, wenn die Schule den Jüngling auch zu selbständigem Denken, zu eigener Geistesarbeit anregen soll. Wenn man die Statistik befragt, so kann man erfahren, daß die Anzahl der eine Fortbildungsschule besuchenden jungen Leute und die Anzahl der von denselben entlehnten Bücher durch zwei beständig parallel laufende Curven dargestellt werden können. Es gibt nun in Frankreich bereits zahlreiche solche Freibibliotheken; fast jede größere Gemeinde besitzt eine, aber sie sind insgesammt einer „Auffrischung" bedürftig. Namentlich auf dem Lande sind diese Bibliotheken schlecht eingerichtet, nur zu einigen Tagesstunden geöffnet, daher auch schlecht besucht. Ebenso wenig volksthümlich sind die französischen Schulbibliotheken; man hat niemals recht begriffen, welchem Zweck sie dienen sollten; man glaubte stets, daß aus denselben nur Bücher für die Schüler entlehnt werden dürften, während sie nach dem Willen der Gesetzgeber auch der erwachsenen Bevölkerung des Ortes zugänglich sein sollen. Zudem sind diese Bibliotheken auch schlecht dotirt, weil man sich noch immer nicht der hohen Wichtigkeit dieser Einrichtungen bewußt ist. Sie stammen bereits aus dem Jahre 1860, als der damalige Unterrichtsminister Roland verlangte, daß bei den Kostenüberschlägen jener Schulbauten, für die auch eine staatliche Subvention beansprucht wurde, in erster Linie auf eine in der Schule aufzustellende Bibliothek Rücksicht genommen werden müsse. Eine Verordnung vom 1. Juni 1862, die mit geringen Abänderungen auch jetzt noch in Kraft ist, regelte die Organisation der neuen Bibliotheken und bestimmte, daß in jeder öffentlichen Volksschule eine Bibliothek errichtet werden müsse, die außer den für die Schülerlectüre bestimmten Büchern auch Werke belehrenden und unterhaltenden Inhalts für den Gebrauch der Erwachsenen zu enthalten habe. Diese Bibliothek sollte unter die Aufsicht des Lehrers gestellt und der jeweiligen Controle der Schulbehörden zugänglich gemacht werden. In einem ministeriellen Decret wurde der Zweck dieser Büchereien näher bezeichnet. Alle Regierungen, heißt es daselbst, welche in Frankreich seit 1789 am Ruder waren, haben ihr stetes Augenmerk auf die Volkserziehung gerichtet; seit der Verordnung vom Jahre 1794, welche bestimmte, daß ein allen Bürgern gemeinsamer, unentgeltlicher Unterricht eingeführt werden soll, bis zu dem Gesetz vom 16. Juni 1881, das die Krönung des begonnenen Werkes darstellt, hat die Nothwendigkeit der geistigen Entwicklung des Volkes durch Unterricht und Erziehung stets die bedeutendsten Köpfe Frankreichs beschäftigt. Allein der allen in der Schule ertheilte Unterricht kann nur dann einen nachhaltigen Erfolg haben, wenn dem Einzelnen auch nach dem Verlassen der Schule Gelegenheit zu eigener Fortbildung gegeben wird. Diesem richtigen Gedanken entsprang auch die unter dem Minister Duruy begonnene Gründung der Fortbildungsschulen, die in erster Linie als eine Ergänzung des Volksschulunterrichts anzusehen sind. Doch auch diese Curse können, so trefflich sie auch sein mögen, die ihnen zugewiesene Aufgabe nicht vollständig erfüllen, weil ihre Besucher sie nach kurzer Zeit wieder verlassen. Da muß denn die Lectüre an die Stelle der Schule treten; nur durch sie kann z. B. der Landmann, der in einem kleinen Orte lebt, sich neue Kenntnisse erwerben und die bereits erworbenen wieder auffrischen. Da hilft ihm die Schulbibliothek, und so wird das Buch im Hause zur natürlichen Ergänzung der Schule.

Es ist bezeichnend, daß der französische Schulmann mit Bezug auf die Volksbibliotheken als Erziehungsmittel seinen Landsleuten das Beispiel Englands vorhält, das in dieser Hinsicht ein ganz anderes Bild darbietet als Frankreich.

Digitized by Google

Die vornehme französische Zeitung „Le Temps“ brachte am 19. August 1895 folgende kurze, aber zutreffende Schilderung der englischen Volksbibliotheken: „Wenn man die volkreichen Stadtviertel Londons durcheilt, so kann man in einzelnen Straßen ganz neue, prächtige Gebäude erblicken, die alle die Ueberschrift tragen: Freibibliothek. Durch das große, beständig geöffnete Thor treten fortwährend Leute ein. Am Abend erstrahlen die Fenster in noch hellerem Lichte als jene der benachbarten Schenken, die ebenfalls die Menge zum Eintritt einladen. Die Bibliothek bietet ein immer offenes Asyl für einen Augenblick der Muße und Erholung.“ In ähnlicher Weise sollte, unserm Gewährsmann zufolge, auch das Bibliothekwesen Frankreichs organisirt werden, denn auch durch diese Institution wird die Erziehung der nicht mehr schulpflichtigen Jugend mächtig gefördert. Werden einmal die Erfolge sichtbar sein, dann wird wohl keine Körperschaft sich weigern, die nöthigen Summen zur Errichtung solcher Bibliotheken zu bewilligen, man wird selbst nicht davor zurückschrecken, eine kleine Steuer zu diesem Zweck zu entrichten, wie dies in England bekanntlich schon seit Jahren, durch ein Gesetz geregelt, geschieht, so daß daselbst fast jede kleine Gemeinde eine Freibibliothek nebst einer Freilesehalle besitzt.

Im Fortbildungsunterricht handelt es sich vor allem darum, alles das zu lehren, was den jungen Leulen im täglichen Leben zu wissen nöthig ist; es sollen daher, und damit schließt Mutelet im wesentlichen seine Ausführungen, insbesondere socialpolitische Tagesfragen in Vorträgen erörtert und dem Verständniß der heranwachsenden Generation nahe gebracht werden. Wir denken nun, daß in dieser Beziehung den berühmten großen Bildungsvereinen Frankreichs eine schöne Aufgabe erwächst. Schon seit geraumer Zeit sind sie bestrebt, in ihren Versammlungen Fragen gewerblicher Natur zu erörtern, und wenn sie diese segensreiche Thätigkeit weiter verfolgen, so können sie Ersprießliches auf dem Gebiete der Erziehung der gewerblichen Kreise erzielen.

Noch eines Umstandes soll aber zum Schlusse Erwähnung gethan werden, der wohl berufen ist, in Zukunft fördernd auf das Fortbildungsschulwesen einzuwirken. Wie man einer dankenswerthen Darstellung G. Hamdorffs in den „Comenius-Blättern für Volkserziehung“ entnehmen kann, hat schon die von dem jüngst verstorbenen Jean Macé begründete Ligue française de l'Enseignement im Sinne jener Einrichtungen gewirkt, die wir dermalen als Volkshochschulen bezeichnen. In einer von dieser Liga im Jahre 1894 zu Nantes abgehaltenen Versammlung wurden unter anderem folgende Beschlüsse gefaßt: 1. Die Erwachsenen müssen wenigstens so viel Unterricht erhalten, als für das Leben nothwendig ist; der Durchschnill dieses Mindestmaßes ist zu erhöhen, indem man ihm je nach den Verhältnissen eine gewerbliche oder landwirthschaftliche Richtung gibt. 2. Die bereits bestehenden Unterrichtsgänge für Erwachsene sind vom Staate zu unterstützen. 3. Die Unterweisung hat sich nach den Verhältnissen zu richten, in denen die Zuhörer leben; die Form der Vorlesung dürfte vorzuziehen sein. Neben diesen Bestrebungen der Liga aber gehen in neuerer Zeit Versuche, die darauf abzielen, volksthümliche Universitätsvorträge nach englischem Muster einzurichten. An der Spitze der Bewegung stehen Männer wie Liard, Lavisse u. a., die eine Verbindung herstellen wollen „entre le monde du savoir et le monde du travail“ und die bereits in Lyon, Montpellier und Lille eigene Curse einzurichten begannen. Nicht mindee werthoolle Erfolge auf dem Gebiete des volksthümlichen Unterrichts hat die bekannte „Société havraise d'enseignement par l'aspect“ in Havre aufzuweisen, die insbesondere den Gebrauch des Sliopliikons bei Vollsvorlesungen einbürgerte. Im Schooße dieses Vereins befindet sich eine eigene Abtheilung für den Unterricht von Erwachsenen; in dieser Abtheilung wurde der Wunsch ausgesprochen, der Staat möge den Fortbildungsunterricht planmäßig ausgestalten und — wie der damalige Minister Poincaré sich ausdrückte — „auf das große, aber kostbare Gebäude des Elementarunterrichts ein zweites Stockwerk setzen“.

Wenn sich nun alle diese Bestrebungen einzelner und ganzer Körperschaften in den Dienst des Fortbildungsunterrichts stellen, so können unsres Erachtens beide Theile daraus nur Nutzen ziehen. In erster Reihe sollten eben die Volkshochschulen ihrer Bestimmung nach der Fortbildung jener dienen, deren lückenhafte Elementarschulbildung dringend einer Ergänzung und Auffrischung bedarf. Mit vollem Recht hat ein Artikel der Allg. Zeitung vom 12. Januar d. J. hervorgehoben, daß die neue Bewegung der volksthümlichen Hochschulcurse nicht an Universitäten oder technische Hochschulen, sondern an Arbeiterfortbildungsvereine, an Vereinigungen zur Veranstaltung unentgeltlicher populär-wissenschaftlicher Vorträge anzuknüpfen habe. Wenn es den vorhin genannten Männern in Frankreich gelingen wird, nach dem Muster der University Extension eingerichtete populäre Vortragscurse einzurichten und die vornehmlich im fortbildungsschulpflichtigen Alter stehenden jungen Leute zum Besuche derselben heranzuziehen, dann werden die vom Staate im Interesse des Fortbildungsschulwesens getroffenen Maßnahmen eine wohlthätige Ergänzung erfahren und die Wünsche des edlen Volksfreundes Edouard Petit werden ihrer Erfüllung näher gerückt werden.

Die Kulis auf den Pflanzungen der Ostküste von Sumatra.

III. (Schluß.)

H. a. R. Die Behandlung des Kuli seitens seiner Vorgesetzten ist im allgemeinen eine durchaus humane. Man verlangt vom Kuli nicht in erster Linie große Leistungsfähigkeit, sondern vor allem Fleiß und Willigkeit. Besitzt er die letzteren Eigenschaften, so wird der Pflanzer ihn so lange in seinem Dienst behalten, als der Kuli zu bleiben gewillt ist; macht er dagegen heimliche oder offene Opposition, oder wiegelt gar die Mitarbeiter zu diesem Zweck auf, so wird stets durchgreifend gegen ihn aufgetreten. Den Kulis steht laut Contract das Recht zu, vom Pflanzer jederzeit Urlaub für eine von ihnen selbst aufgestellte Deputation, bestehend aus drei Mann, an die Regierung zu verlangen, um sich über vermeintliche Ungerechtigkeiten zu beklagen. Von diesem Recht machen sie fast nie Gebrauch, nicht etwa weil sie nichts zu klagen hätten, denn ein richtiger Chinese ist nie ganz zufriedengestellt, sondern weil der typische Lauleh dem legalen Weg zur Erlangung seines Rechts immer den heimlichen oder gewaltsamen vorzieht. Er ist ein geborener Verschwörer und trachtet mit allen Mitteln, derjenigen der vielen geheimen Genossenschaften, welchee er sich angeschlossen, den größten Einfluß auf der Pflanzung zu sichern. Daß der Bildung dieser Genossenschaften durchaus kein Bedürfniß wegen Unterdrückung ꝛc. zu Grunde liegt, beweist schon die Thatsache, daß sich in Deli die zwei seinerzeit gleich mächtigen Genossenschaften der „Ho-Seng“ und „Ngi-Heng“ in tödtlicher Feindschaft gegenüberstanden. Unzählige Morde sind von beiden Seiten verübt und hierbei die scheußlichsten Grausamkeiten begangen worden. Die beliebteste Methode war Begraben bei lebendigem Leibe! Dabei waren die Angehörigen der einzelnen Genossenschaften nicht etwa durch irgend welche gemeinsame Interessen verbunden, auch gehörten denselben ganz verschiedene Stämme an, die, wenn nicht zur selben

Digitized by Google

Genossenschaft gehörend, keinerlei Notiz von einander nehmen würden, ja sich möglicherweise feindlich gegenüber stünden; den Anlaß bildet vielmehr der beim Chinesen ungemein stark entwickelte Hang zu geheimem Vereinswesen zu irgend welchem Zweck. Allerdings ergab das auf einer Pflanzung von der stärkeren Genossenschaft ausgeübte Schreckensregiment mit der Zeit mehr und mehr die Gleichartigkeit der Genossenschaften am selben Ort. Diese Gleichartigkeit wurde allmählich höchst gefährlich für den Pflanzer, denn die Genossenschafter fühlten sich sämmtlich solidarisch und ergriffen mit dem größten Eifer jeden, auch den lächerlichsten Anlaß, um ihrem Hang zu lärmenden Demonstrationen die Zügel schießen zu lassen. Während „Ho-Seng" und „Ngi-Heng" sich öfters förmliche Gefechte lieferten, kam es gegenüber dem Pflanzer nicht selten zu ernstlichen Aufständen, die selbst zu Blutvergießen führten.

Die Genossenschaften sind als gemeingefährlich aufgehoben und die Häupter verbannt worden, aber sie bestehen deßhalb doch im geheimen weiter, wenn auch ihr Losungswort: Radau um jeden Preis! nicht mehr den Zug hat, wie ehedem. Auch das Prinzip derselben, dem Genossen im Guten und im Schlechten, mit allen und jeden, auch den verwerflichsten Mitteln, beizustehen, ist sehr abgeschwächt, da bewiesene Zugehörigkeit zu einer Genossenschaft mit Gefängniß bestraft wird.

Die Zustände haben sich durch das Vorgehen der Regierung gegen die Genossenschaften sehr gebessert. Anfänglich war das Gouvernement noch zu schwach in Deli, und das Fehlen einer guten Communication war selbstverständlich dem schneidigen Auftreten gegenüber fanatisirten Rowdies ungünstig.

Jetzt können die Kuliverhältnisse als gut geordnet gelten, man hat die Chinesen gründlich kennen gelernt und nach mancher Erfahrung aus dem jetzigen Kulicontract nicht nur alles Streitige und Unpraktische ausgemerzt, sondern auch in der Behandlung der Kulis hauptsächlich im äußeren Auftreten als Vorgesetzter eine Routine und Ruhe erlangt, wie sie sich eben erst auf Grundlage „civilisirter" Verhältnisse entwickeln konnte.

Außer der Widerspenstigkeit, die rechtlich einem Contractbruch gleichkommt, und, wenn nicht bestraft, immer in kurzer Zeit zu Arbeitsweigerung und Krawallen führt, kommt bei Behandlung der Kulis hauptsächlich die unerhörte Arbeitsscheu einzelner Individuen in Betracht. Die Arbeitsscheu ist nach den Kulilassen ebenfalls strafbar, jedoch liegt es durchaus nicht im Interesse des Pflanzers, die Kulis öfters nach dem Gefängniß zu schicken, als für die Aufrechterhaltung der Disciplin unumgänglich nothwendig ist. Die Faullenzer werden schon von den Kameraden mit Verachtung angesehen, im Gefängniß werden sie als leichte Gesetzesübertreter nicht mit der nöthigen Strenge behandelt, sie machen Bekanntschaft mit den dort internirten Verbrechern und Vagabunden und kommen gewöhnlich wohlgenährt und verschlagener zurück, als sie es je waren. Was liegt da näher, als daß man zu dem einzigen Mittel greift, das auf solche Subjecte einen Eindruck macht, dem Mittel der gelegentlichen Züchtigung? Eine solche nimmt keinen brutalen Charakter an, stellt jedoch in der eigenen Meinung der Kulis die einzige rationelle Abhülfe vor. Man wende nicht ein, die Prügelstrafe sei unmenschlich ꝛc., denn erstens handelt es sich gar nicht um eine eigentliche Prügelstrafe, und zweitens können asiatische Verhältnisse nun einmal nie und nimmer mit europäischen verglichen werden. Der chinesische Kuli von der beschriebenen Sorte steht auf einer so tiefen moralischen Stufe, Ehr- und Pflichtgefühl sind ihm so unbekannte Begriffe, daß er nur für eine Strafe Empfindung hat, die sich ihm durch das Gefühl mittheilt. Man vergesse nicht, daß der europäische Arbeiter im gleichen Fall einfach entlassen werden kann; dieses Recht steht dem Pflanzer vor Ablauf des Contracts nicht zu und wäre außerdem ein schlechtes Geschenk für ihn. Er trägt zu viel Risico für Vorschüsse und Anwerbungskosten, um an eine solche Maßregel je denken zu können, die von den Kulis natürlich sehr bald gewohnheitsmäßig provocirt werden würde.

Wenn ein Vorgesetzter versteckte Arbeitsweigerung, freches Benehmen, oder wohl gar Beleidigung einstecken und nicht auf der Stelle abstrafen würde, so wäre sein Prestige unwiederbringlich verloren, und er würde der Ordnung und Ruhe auf der Pflanzung den denkbar schlechtesten Dienst erweisen. Glücklicherweise ist thätliches Vorgehen nur sehr selten nöthig, die Autorität der Vorgesetzten genügt fast immer. Ernstliche Mißhandlungen von Kulis kommen nur von seiten ihrer chinesischen Aufseher vor, und dies stets ohne Veranlassung oder gar Befehle der Europäer. Die seltenen Fälle, da Europäer sich einer wirklichen Mißhandlung schuldig machten, wurden mit der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft. Die Betreffenden hatten eine mehrjährige Gefängnißstrafe abzubüßen. Solcher Fälle sind seit 22 Jahren, denn so lange besteht der Tabakbau in Deli, noch keine zehn vorgekommen, während die Zahl der in Ausübung ihrer Pflicht von ihren Kulis hinterrücks und auf die grausamste Art ermordeten Europäer die Zahl zwanzig übersteigt, die der umgebrachten Aufseher dagegen gar nicht eruirt werden kann. Diese Zahlen sprechen deutlicher als alles andere aus, welcher Art die Mehrzahl der Kulis ist, und daß im Interesse der öffentlichen Sicherheit ein mit starker Faust geleitetes Regiment allein Leben und Eigenthum gewährleistet.

Wie schon angedeutet, wird der fleißige und willige Kuli stets im Dienst behalten, resp. zur Erneuerung seines Contractes zugelassen, selbst wenn seine Leistungen unter dem Durchschnitt stehen. Man nimmt alle mögliche Rücksicht auf seine religiösen Anschauungen, selbst Aberglauben, und er kann unbedingt auf eine sehr gute Behandlung in jeder Beziehung rechnen, wenn er die von ihm gefaßte gute Meinung nicht zur Ausübung der jedem Chinesen geläufigen Betrügereien mißbraucht. Der Hang zum Betrügen liegt tief gewurzelt im chinesischen Charakter. Ein Chinese braucht nicht ein gewöhnlicher Kuli zu sein, um sich aus rnem groben Betrug keine Scrupel zu machen; das gleiche gilt fast ausnahmlos auch von den wohlhabenden Händlern, die doch nicht mit zum Abschaum von China gehören, wie man öfters die importirten Taballulis zu nennen liebt. Es besteht nur der Unterschied, daß jene es im großen, diese im kleinen thun, daß jene trotzdem weniger dabei riskiren, da sie sich jedes geringste Anzeichen von Corruption im Beamtenpersonal zunutze machen können, diese für die nicht sehr bedeutenden Correctionen des Glücks, die in ihrer Macht liegen und der unausgesetzten Vigilanz der Vorgesetzten zum Opfer fallen, einfach büßen müssen.

Die erwähnten Schliche der Kulis zur Uebervortheilung des Pflanzers zeugen von einer so berechnenden Pfiffigkeit, daß es sich der Mühe lohnt, einige Beispiele anzuführen. Zu diesem Zweck ist es nöthig, in kurzen Worten auf ein paar Einzelheiten im Betrieb der Tabakcultur einzugehen, trotzdem der Verfasser in Anbetracht der dieselbe behandelnden erschöpfenden holländischen Literatur (zum Theil ins Deutsche übersetzt) nicht speciell darauf einzugehen beabsichtigt.

Sehen wir zunächst, was der Kuli beim Pflanzen thut. Die einzelnen Setzlinge müssen in genau vorgeschriebenen Abständen gepflanzt werden, um jedem einzelnen „Baum" das nöthige Quantum Ernährung, Luft und Licht zu sichern. Dann erst erhält der Pflanzer Tabak von dem gewünschten Gehalt. Im Interesse des Kuli dagegen liegt es, auf seinem begrenzten Felde eine möglichst große Quantität

Digitized by Google

Bäume zu ernten. Er versucht daher unermüdlich, jene Vorschrift über die Abstände zu umgehen, die Setzlinge nahe bei einander zu pflanzen, wohl auch zwei davon in ein und dasselbe Loch zu stopfen und durch allerlei Ausreden Unregelmäßigkeiten zu beschönigen. So kann auf einem Land, das von dem hohen, vorher darauf gewesenen Urwald her dicht mit Baumstümpfen und wohl auch noch einzelnen Stämmen bedeckt ist, die dem Feuer Widerstand leisteten, von einer strikten Durchführung der geraden Reihen und Abstände kaum die Rede sein, und dies benutzt „Ah Seng" oder „Ah Lim", um stets nachträglich noch Pflanzen einzusetzen, wenn die Inspection vorbei ist. Im Wege stehende Stümpfe verhindern ebenfalls die Durchführung der Reihen, so daß gewöhnlich gestattet wird, rund um dieselben herzupflanzen. Was thut nun Ah Seng, wenn er nicht genug solche geliebte Stümpfe hat? Er schlägt sonst irgendwo einige um, schleppt sie nach seinem Feld und pflanzt sie in einem unbewachten Moment in recht schöner Unregelmäßigkeit hier und dort in den Boden, so daß sie so aussehen, als hätten sie von jeher da gestanden! Ein recht nettes Stücklein, bei dem er kaum seinen Ernst bewahren konnte, entdeckte Verfasser eines Tages, als er auf ziemlich holzfreiem Lande den frisch gepflanzten Tabak inspicirte. Ein Baumstamm, der quer über die Reihen lag, kam ihm plötzlich merkwürdig bekannt vor, da, wie gesagt, auf dem betreffenden Strich schon vor der Urbarmachung nur wenig Holz gestanden hatte und auch der zum Stamm gehörige Stumpf nicht zu sehen war. Und was ergab eine Abschreitung des schon bepflanzten Landes? Die Pfiffikusse hatten den Stamm schon zum zweitenmal von seinem ursprünglichen Lagerplatz weiter geschleppt, um dann immer wieder an demselben entlang gegen die Regel pflanzen zu können. Die colossale Mühe, das schwere Stück Holz zu bewegen, wozu der betreffende Kuli noch die Hülfe von Kameraden nöthig hatte, wog nichts gegenüber dem Hochgenuß, einige wenige Bäume mehr zu pflanzen und sich nachher bei Gelingen des Streiches bübisch über die Dummheit der Vorgesetzten zu freuen.

Während der Ernte erreichen die Betrügereien der Kulis ihren Höhepunkt. Dieselben haben den entweder in ganzen „Bäumen" oder einzelnen Blättern geernteten Tabak in die Scheune zu bringen und an Querstöcken für die am nächsten Morgen vorzunehmende Taxation aufzuhängen. Da nun der Preis sich nominell nach der Größe der Bäume und streng nach der Unverletztheit der Blätter richtet, so ergibt sich das Bestreben der Kulis von selbst, ihren Lieferungen das bestmögliche Aussehen zu geben und auch die Anzahl bei oberflächlicher Besichtigung größer erscheinen zu lassen. Da werden denn die kleinen Bäume unter die großen gemischt, die durch Insecten zerfressenen möglichst verborgen und an den einzelnen Stöcken hier und da weniger, als vorgeschrieben, angereiht; ja die Kühnsten gehen noch weiter, sie schneiden wohl auch Bäume mitten durch und hängen die beiden Hälften innerhalb der Reihen als zwei ganze Stück auf, stehlen auch mit Vorliebe den am vorhergehenden Tag schon taxirten, also in das Eigenthum des Pflanzers übergegangenen Tabak und vermehren damit ihre Einlieferung. Solchem schon etwas welken Tabak wissen sie wieder ein frisches Aussehen zu geben durch Vermischen mit den frischen Bäumen und durch Abschneiden der vertrockneten Enden der mit der Spitze nach unten aufgehängten Pflanzen. Die Betrügereien bei der Ernte erstrecken sich auch auf kleine Handelsgeschäfte mit denjenigen Kulis, die voraussichtlich wegen früher schon zu sehr angehäufter Schuld dieselbe für das betreffende Erntejahr nicht werden abtragen können. Die speculativen Kopfe kaufen denselben frischen Tabak um eine Kleinigkeit ab und geben denselben für ihren eigenen aus, während jene Schuldner sich auf die theilweise Abschreibung der Schuld verlassen, oder sich kurzerhand entschließen, die für sie obligatorische Contracterneuerung zu riskiren und dabei momentan etwas Geld oder Opium in die Hand zu bekommen.

Bei der auf die Ernte folgenden Schennenarbeit ist wiederum genug Gelegenheit für die Bethätigung eines Spitzbubengenies vorhanden. Nach bewährtem Muster (siehe Ernte) wird auch hier der bereits vom Pflanzer in Empfang genommene fortirte Tabak gestohlen und zum zweitenmal angeboten.

Es gibt überhaupt keine Chance, seinen Arbeitgeber zu benachtheiligen, von der der Durchschnittschinese nicht gern Gebrauch machte, von der Desertion, Unterschlagung der Werkzeuge und anderer ihm gelieferter Hülfsmittel bis zum qualificirten Betrug und Diebstahl, ja zur böswilligen, fast immer gänzlich unbegründeten Arbeitseinstellung mit den sie begleitenden Excessen aller Art.

Aus dem Gesagten ergibt sich die Cullurstufe der Chinesen zur Genüge, es ist kaum nöthig, noch auf die vielfachen, zum Theil ekelhaften und widernatürlichen Laster hinzuweisen, denen sie fast alle fröhnen.

Der Chinese ist nicht civilisirbar, mögen sogenannte Chinesenfreunde, die dabei wohl ihre eigenen Interessen verfechten, zugunsten der Zopfträger sagen, was sie wollen. Solange der Chinese nur Macht und Reichthum anerkennt, für Recht und Unrecht aber keinen andern Begriff hat, als daß jedes begangene und entdeckte Unrecht mit Geld zu sühnen ist, während ihm alles als Recht gilt, was man ungestraft thun kann, so lange ist er ein der abendländischen Civilisation verschlossener Barbar. Er mag äußerlich auch noch so von europäischer Cultur beleckt sein, auch dem Fortschritt in soweit huldigen, als er sich unsre Erfindungen und Industrieerfolge zunutze macht, in seinem Innern bleibt er stockchinesisch, der Humanität, unsrer höchsten Errungenschaft, abhold, ein Streber, dem alle Mittel recht sind.

Der Europäer glaube nicht, daß anscheinendes Sichunterordnen chinesischer Untergebener etwas anderes bedeute, als gemeinste Speichelleckerei. Nie würde ein Chinese sich aus Anhänglichkeit oder Dankbarkeit veranlaßt sehen, die Ehre seines Herrn in dessen Abwesenheit zu vertheidigen; im Gegentheil würde er kaum eine Gelegenheit versäumen, dessen Schwächen oder Fehler mit Fremden zu verhandeln, ihm nachzuäffen, ihm Uebernamen anzuhängen und sich auf seine Kosten zu belustigen.

Wenden wir uns von der moralischen Charakteristik des Chinesen zu seinen individuellen Fähigkeiten, so werden wir durch seine ins Auge fallende Tüchtigkeit als Arbeiter für jene Mängel zwar nicht entschädigt, aber wir müssen anerkennen, daß ohne die chinesischen Kulis ein so umfassender Tabakbau im Tropenklima Sumatra's geradezu undenkbar wäre. Es könnten außer den Chinesen nur noch die Javanen und Vorderindier (von den Holländern „Klingalesen" genannt) in Frage kommen, aber diese Stämme entbehren bei aller Willigkeit den für diese Landbauindustrie unbedingt nöthigen Speculationsgeist, der den Arbeiter rastlos vorwärts treiben muß und dem Chinesen in hohem Maße eigen ist. Dieser mächtige Sporn gibt ihm eine hervorragende Ausdauer, macht ihn anstellig und geschickt und befähigt ihn nicht nur, sich ein angemessenes Auskommen zu verschaffen, sondern selbst mit Ersparnissen und auf eigene Kosten zeitweilig nach China zurückzukehren, um sich dort dauernd niederzulassen, oder nach einer Ruhezeit sein Glück von neuem in Sumatra zu versuchen.

Der auf Speculation und Sparsamkeit begründete Charakter des Tabakbaus sagt dem Chinesen so zu, daß

Digitized by Google

die Fälle äußerst selten sind, wo ein Tabakskuli sein Gewerbe nach der Entlassung von der Pflanzung mit einem andern im Lande vertauscht. Die einen streben nach Beförderung zu Aufsehern, um dann noch mehr Aussichten auf eine erkleckliche Baareinnahme am Ende jeder Campagne zu haben; die andern versuchen durch sorgfältige Auswahl der Pflanzung ihre Chancen zu erhöhen, bleiben jahraus jahrein Tabakpflanzer und häufen ihr Geld entweder an guter Stelle an, oder ergeben sich nach Ablauf der Ernte ihrem zweiten Hauptgenuß, dem Hazardspiel.

Man sollte denken, daß die während der Campagne so hervortretende Bedürfnißlosigkeit des Chinesen mit dem Verspielen des Ertrags derselben nicht übereinstimme, und es liegt auch wirklich etwas frappirendes darin, jedoch ist hier nicht zu vergessen, daß der Kuli bei Eingehung seines Contracts bettelarm ist, für seinen Unterhalt wenig braucht, weil er es von jeher nicht besser, wohl aber schlechter gewöhnt war, und dann nach einer glücklichen Ernte plötzlich in den Besitz einer für ihn sehr großen Summe kommt. Er ist in der Lage des Matrosen nach langer Reise, aber er vergeudet sein Geld nicht in lärmenden Lustbarkeiten wie jener, sondern will es durch die Chancen des Hazardspiels, das die Chinesen sehr ausgebildet haben, vermehren. Da der größere Theil der Spieler verlieren muß, um die Gewinner und hauptsächlich die unersättliche „Bank" zu bezahlen, so kann man sich denken, wie mancher Kuli da an einem Abend kahl gerupft wird und nun genöthigt ist, die Arbeit sofort wieder aufzunehmen, d. h. zu contractiren. Die Pflanzer sind dem Spiel im allgemeinen nicht geneigt, jedoch gehört es zu den Berechtigungen der Kulis nach der Campagne, und auch hier wird der Leidenschaft derselben durch die Spielpächter, die eine bedeutende Revenue an die Regierung bezahlen, Vorschub geleistet.

Die materielle Stellung des Kuli ist nach den obigen Darstellungen eigentlich gut zu nennen. Er ist durch seine Tüchtigkeit sowohl als durch einfache Lebensart schon in andern Ländern, wie Amerika und Australien, imstande, als Arbeiter in sehr vielen Erwerbszweigen mit Europäern zu concurriren und ihnen selbst so gefährlich zu werden, daß besagte Länder in sehr begründeter Selbstvertheidigung die Einwanderung von Chinesen erschweren, sogar verbieten. In den Tropen kommt zu seiner infolge individueller Eigenschaften schon günstigen Stellung die Hülfe des Klimas, und bei so wohl organisirten Landbauunternehmungen, wie die Tabakpflanzungen auf Sumatra sind, das für ihn ungemein günstige Kuliverhältniß und die weit gehende Fürsorge und das humane Entgegenkommen des Pflanzers.

Der Kuli kennt keine Cassen und Versicherungen gegen Nothstände, die durch Krankheit, Unfall, Invalidität, hohes Alter, Erwerbslosigkeit oder allgemeine Calamitäten hervorgebracht werden.

Die in Deli herrschenden Krankheiten kommen fast alle auch in China vor, die Lepra in viel höherem Maße, die Cholera ebenfalls sehr bösartig, die in Deli unbekannte Pest und der aus der häufig eintretenden Hungersnoth erstehende Typhus geradezu verheerend. Die Hospitaleinrichtungen in Deli verbürgen eine energische Bekämpfung der Krankheiten und haben auch in der That große Erfolge zu verzeichnen.

Der Kuli hat also zweifellos mit dem neuen Klima keinen schlechten Tausch gemacht. Alle Sorgen, die in gemäßigten Zonen im Hinblick auf die kalte Jahreszeit entstehen, fallen weg. Die Wohnungsfrage wird durch den Pflanzer erledigt, die Bekleidung durch das Klima auf ein Minimum reducirt, so daß sie im Haushalt von Kulis kaum eine Rolle spielt.

Ein Unfall bringt für den Kuli fast gar keine schlimmen Folgen mit sich. Hat er sich denselben in Ausführung eines speciellen Befehls des Vorgesetzten zugezogen, so erhält er neben der ihm zustehenden freien Pflege auch unentgeltlich seine Nahrung bis zur Wiederherstellung und hat nicht einmal für die Unterhaltung eines Stellvertreters aufzukommen. Hat ihn der Unfall bei der gewöhnlichen Arbeit betroffen, so fällt ihm nur die eigene Kost zu Lasten. Wenn aber ein Kuli durch Unfall bei der Arbeit dauernd arbeitsunfähig wird, so sucht man, sobald sich der Mann nur einigermaßen durch sein bisheriges Leben einen guten Ruf erworben hat, denselben auf irgend eine Weise leicht zu beschäftigen, so daß er durchaus nicht erwerblos dasteht. Dasselbe gilt für die alten und schwächlichen Leute derselben Kategorie. Sie erfahren in jeder Hinsicht eine schonende Behandlung.

Finanzielle Krisen, die den Arbeitgeber betreffen, berühren den Kuli in keiner Weise, soweit es sich um die Sicherheit seines etwaigen Guthabens handelt, denn der erstere ist gesetzlich verpflichtet, vor Beginn der Arbeiten eine entsprechende Summe bei der Regierung zu deponiren. Letztere sorgt im Fall eines Zusammenbruchs aus diesem Fonds auch für das erste Fortkommen derjenigen Kulis, die dies benöthigen. Die andern finden leicht anderweit Arbeit.

Auch ähnliche Calamitäten, wie Mißernte, Ueberschwemmung, Brand, Kriegszustand, üben auf die Lage des Kuli nur einen unbedeutenden Einfluß aus. Das Rechtlichkeitsgefühl des Pflanzers veranlaßt ihn, trotz schweren Verlusten den daran unschuldigen Kuli nur unmerklich oder gar nicht mittragen zu lassen.

Von einer Ausbeutung des Kulis durch den Pflanzer kann also gar keine Rede sein, und auch nach anderer Seite hin versteht es der erfahrene und dem Opium nicht ergebene Lauker sehr gut, seine relative Unabhängigkeit zu wahren. Unter dieser anderen Seite verstehen wir die ihm durch das organisirte Aussaugesystem seiner eigenen Landsleute drohende Gefahr. Auf der Pflanzung sind es die Aufseher und Hauptaufseher, außer derselben sind es die von der holländischen Regierung eingesetzten sogenannten „Häupter" der Chinesen, die den Kuli unablässig schröpfen und unterjochen, wo und wie es nur angeht. Die letzteren sind bei weitem die gefährlicheren, denn der unter den Aufsehern leidende Tabakskuli weiß im schlimmsten Falle wohl, daß er sich sein Recht beim Pflanzer holen kann, und seine europäischen Vorgesetzten sind sich des Bestehens eines selbständigen Einflusses der Aufseher auf die Kulis genügend bewußt, um die Wurzel von mancherlei Mißständen an der richtigen Quelle zu suchen. Den Häuptern dagegen steht der niedrig gestellte Chinese in den Städten hülflos gegenüber. Diese Häupter, Chinesenlieutenant, Capitän ꝛc. genannt, bilden die Mittelperson zwischen der Regierung und der großen Masse des bezopften Volkes. Sie sind ausnahmlos die Vertreter der chinesischen Geldaristokratie, da sie sonst den Kulis nicht imponiren würden und betreiben ein ausgebildetes, auf unglaubliche Frechheit und Corruption basirtes Halsabschneidersystem, das sie stets nach oben hin in meisterhafter Weise zu verdecken und zu beschönigen wissen. Sie sind außer den unmoralischen Monopolen der Regierung (Opium, Branntwein, Hazardspiel und Pfandhäuser) der größte Schandfleck der holländischen Colonialverwaltung, die sich dessen auch vollkommen bewußt ist, aber sich augenscheinlich nicht von dieser verhängnißvollen Institution zu emancipiren vermag.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserm Tabakskuli zurück, von dem wir annehmen, daß er infolge seiner Individualität nicht von den eben gezeigten Gefahren bedroht ist, sondern sich schlecht und recht durchs Leben schlagt, so fragen wir uns:

Was entbehrt der Kuli eigentlich? Etwa die Segnung eines civilisirten Beisammenlebens in Gesellschaft und Familie?

Digitized by Google

Für das erste hat er gar kein Verständniß, denn er ist unfähig, sich moralisch über seinen Kulihorizont aufzuschwingen, und sein Streben geht allein nach Geld, für das zweite bedarf er keines Ersatzes, da die Kulikaste in China ebenfalls meistens unbeweibt lebt, weil infolge der häufigen Morde an den weiblichen Neugeborenen die Frauen lange nicht im richtigen Zahlenverhältniß zu den Männern stehen und daher ihr „Preis" zu hoch ist. Ueberhaupt würden die chinesischen Kulis, selbst wenn das Verheirathetsein auf den Pflanzungen zulässig wäre, sich wegen ihrer schändlichen Immoralität zu nichts weniger eignen, als zu Familienvätern.

Noch eins wird etwa dem Europäer als erniedrigend vorkommen, und das ist die sociale Stellung des Kuli. Aber derselbe hätte für eine social höhere Stufe, wenn nicht mit Reichthum verbunden, nicht das mindeste Verständniß, ebenso wenig als er es davon hat, daß seine bodenlose moralische Corruption nicht der normale Zustand des Menschen sei.

Der Kuli entbehrt also bei einigermaßen günstigen Umständen nichts, was seiner Natur angemessen wäre und ihn glücklicher stimmen würde. Er ist durch Gesetzgebung und die so äußerst humane Gestaltung des Kuliverhältnisses durch den Pflanzer selbst geschützt. Der letztere tritt stets bona fide, wenn auch immer als Herr, gegen ihn auf, und sieht in einem möglichst patriarchalischen Verhältniß die Grundlage für Ordnung und Arbeit.

Die Deli'schen Pflanzungen stehen als Muster von Unternehmungen da, bei denen sich der berechtigte Arbeiterschutz trotz Tropenverhältnissen und Racenunterschieden in seiner vollen Ausdehnung durchgeführt darstellt.

Möchten sich die Nationen Europa's, die mehr und mehr durch den Wettbewerb zur Bildung von Colonien hingedrängt werden, bei der Organisation von Unternehmungen ähnlicher Art von denselben Grundsätzen leiten lassen. Der Erfolg würde nicht ausbleiben.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ *Madame Alphonse Daudet.* Notes sur Londres. Illustrations de Henri Lanos. Collection Parisienne. Paris, Eugène Fasquelle 1897. Luxusbüchlein zu erstaunlich billigen, offenbar auf Massenabsatz zählenden Preisen sind jüngste Pariser Verlegermode. Als neueste Probe dieses Geschmacks überrascht uns ein Reisetagebuch der Frau Daudets aus dem Mai 1895. Die stille, treue Mitarbeiterin an den meisten Romanen von Alphonse Daudet hat gelegentlich selbst ein paar eigene Bändchen veröffentlicht, unter denen ihre Kinderbilder „Mères et enfants" obenan stehen. Als Freundin Banville's, als Schülerin Goncourts bewährt sie sich auch in ihren Londoner Eindrücken, die wesentlich andres, dünner, eleganter, weiblicher sich geben als Taine's oder Bourgets „Notes sur l'Angleterre". Goldstoffe und Künstlerkreise, Saantagsruhe und Hyde-Park-Corso, Königin Victoria und Meredith, Balfour und Burne Jones, Großes und Kleines erscheint wie hingehaucht in zarten und zugleich ungemein festen Linien. Feinste Frauenarbeit, literarisches Spitzenklöppeln!

Walther von der Vogelweide und Bischof Wolfger. Die einzige urkundliche Bezeugung, welche wir über Walther von der Vogelweide besitzen, stammt aus der Umgebung des Bischofs Wolfger von Passau, des späteren Patriarchen von Aquileja. Bischof Wolfger war mit dem päpstlichen Stuhle in Caoflirt gerathen aus verschiedenen Ursachen. Einmal mißfiel in Rom die Parteistellung Wolfgers, welcher im Streite um die deutsche Krone sich auf Seite des Königs Philipp stellte. Sodann hatte Wolfger ein Schriftstück unterschrieben, welches in den schlimmsten Ausfällen gegen den päpstlichen Stuhl und gegen Papst Innocenz III. sich gefiel. Endlich hatte er auf eine gefälschte päpstliche Bulle hin den Erzbischof von Mainz nach Passau zur Verantwortung gezogen. Papst Innocenz III. wandte sich in Briefen an Erzbischof Eberhard II. von Salzburg mit großer Schärfe gegen Wolfger und lud ihn zur Verantwortung nach Rom vor. Im Herbst 1203 machte sich Wolfger auf den Weg nach Rom. Was bei dieser Reise und bei anderen Fahrten draufging, hat ein Kämmerer Wolfgers auf elf Pergamentblättern verzeichnet, welche erst im Jahre 1874 im Stadtarchiv zu Civildale entdeckt wurden. In diesem Verzeichniß ist im November 1203 zweimal eingetragen, daß Bischof Wolfger dem Sänger Walther von der Vogelweide ein ramhaftes Geldgeschenk zum Ankauf eines Pelzes übergeben ließ. Es war das Honorar für einen Vortrag am Hofe des hoch strebenden Bischofs, welcher zuerst den Titel „Fürst" (princeps) annahm, während alle früheren Passauer Bischöfe mit der Bezeichnung episcopus sich begnügt hatten.

Wie kam Walther von der Vogelweide an den Hof des Bischofs Wolfger? Diese Frage dürfte dahin eine Lösung finden, daß einer der Ministerialen des Bischofs, Albrecht von Jahenstorf (Johannsdorf) selbst einer der besten Minnesänger war. Die Jahenstorf sind unter Bischof Wolfger in den Passauer Urkunden (Mon. Boica 28. und 29. Bd.) mehrfach bezeugt, darunter auch der Minnesänger Albrecht selbst als Ministeriale des Bisthums.[1]) Zugleich waren die Jahenstorfer auch Ministerialen des Bisthums Bamberg, welches zwischen Plattling und Vilshofen, an der Donau zwischen Isar und Vils, Besitzungen hatte, deren Mittelpunkt Osterhofen war. Zwischen Osterhofen und Plattling lag die Burg Ellenbrechtskirchen, Wolfgers Vaterhaus. Der Besitz von Ellenbrechtskirchen ging auf Veranlassung Wolfgers durch Schenkung des Pabo von Ellenbrechtskirchen an das Bisthum Passau über. Gegen diese Schenkung erhoben die Jahenstorfer Einspruch und eigneten sich den Ellenbrechtskirchener Besitz zu Aicha an der Donau an. Jahrzehntelang waren die Jahenstorfer im ungestörten Besitz, bis erst am 7. September 1247 ein Vergleich zustande kam. Die Jahenstorfer erkannten die Schenkung Pabo's von Ellenbrechtskirchen an und gaben den Besitz von Aicha an das Bisthum heraus. Dafür übergab ihn Bischof Rüdiger von Passau alsbald wieder an die Jahenstorfer als Lehen gegen einen kleinen jährlichen Zins von zwölf Schillingen (XII solidi).[2])

Aus dem Inhalt dieser Urkunde folgt, daß die Jahenstorfer offenbar die nächsten Verwandten des Geschlechtes von Ellenbrechtskirchen waren. Sonst wäre es unerklärlich, daß die Jahenstorfer Erbansprüche nicht bloß erhoben, sondern faktisch den Besitz antraten und denselben auch nach dem Ausgleich vom 7. September 1247 beibehielten gegen den geringen Jahreszins von wenigen Schillingen. Der Minnesänger Albrecht von Jahenstorf stand also zu Bischof Wolfger nicht bloß als Ministeriale des Bisthums, sondern auch als Blutsverwandter in nahen Beziehungen. Es kann darum nicht auffallend sein, wenn auch Walther von der Vogelweide sich einfand, um mit dem einheimischen Minnesänger in Wettstreit zu treten. Albrecht von Jahenstorfs Lieder zeichnen sich durch Zierlichkeit der Form, durch Energie des Gefühls, durch Reinheit und Sittsamkeit des Inhalts aus. Gustav Freytag hat in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit (I, 538 ff.) die entzückenden Lieder in Prosa wiedergegeben. Die Ausgabe der Jahenstorf'schen Lieder haben Lachmann und Haupt besorgt.[3])

Jahenstorf liegt bei Dornach, in der Nähe des Marktes Eichendorf im Vilsthale Niederbayerns. Das Geschlecht der Jahenstorf blüht heute noch. Aber die Jahenstorfer haben den ministerialen Adel aufgegeben und sind ein freies, stolzes, unabhängiges Bauerngeschlecht geworden. Sie saßen bis vor wenigen Jahrzehnten in Jahenstorf (Jahrsdorf). Erst in diesem 19. Jahrhundert haben sie ihren Sitz in die benachbarte Ortschaft Wannersdorf verlegt, wo sie ein prächtiges Bauerngut ihr eigen nennen. Wir sehen hier den Uebergang eines alten Ministerialengeschlechts in eine Bauernfamilie. Häufiger war der Uebergang von Bauernsöhnen zu Ministerialen, wie dies Gustav Freytag so anschaulich geschildert hat.

München. Dr. G. Hazinger.

-y- **Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts in St. Petersburg.** In der in Nr. 92 der Beilage enthaltenen Notiz, daß im Laufe des Sommers ein internationaler statistischer Congreß in St. Petersburg stattfinden werde, sei ergänzend bemerkt, daß es sich um eine für die Zeit vom 30. August bis 6. September in Aussicht genommene Tagung des Internationalen Statistischen Instituts handelt. Die vormaligen allgemeinen internationalen statistischen Congresse, von denen einer gerade vor einem Vierteljahrhundert (1872) mit besonderem Glanze in St. Petersburg stattgefunden hatte, sind mit dem Congreß in

---

1) M. B. 28, 2, 130 u. 131.
2) M. B. 29, 2, 363.
3) Des Minnesanges Frühling, S. 89—96.

Digitized by Google

Budapest (1876) zu Ende gegangen. Die Gebiethaft derselben ist einerseits vom internationalen demographischen Congreß, andrerseits vom internationalen statistischen Institut angestrebt. Der demographische Congreß steht seinerseits in Verbindung mit dem Congreß für Hygiene und gestattet nicht bloß, sondern wünscht freie Betheiligung aus den weitesten Schichten aller, die sich für die sociale Buchführung der Statistik interessiren. Der Congreß für Hygiene und Demographie hat zuletzt 1874 in Budapest getagt. Das Internationale Statistische Institut ist eine engere Vereinigung von Theoretikern und Praktikern der Statistik mit fest begrenzter Mitgliederzahl, welche durch Wahl der Mitglieder mit der Bedingung der Erzielung der Dreiviertelmehrheit der abgegebenen Stimmen ergänzt wird. Das Präsidium wird von dem Engländer Rawson W. Rawson, dem Feonzosen Levasseur und unserm Göttinger Professor Lexis geführt; Generalsecretär ist der ungemein rührige Generaldirector der italienischen Statistik L. Bodio. Um eine Versammlung dieses Instituts, das zuletzt 1895 in Bern getagt hatte und zu dessen Sitzungen auch Einladungen an nicht dem Institut angehörige, aber am Sitzungsort befindliche Gelehrte, Socialpolitiker und andere Freunde der Statistik erfolgen, handelt es sich bei der bevorstehenden Petersburger Versammlung.

* **Stuttgart.** Der greise Dichter Prof. Dr. J. G. Fischer erhielt zum Präsidium des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg in prachtvoller Ausstattung folgendes Diplom: „Der Vorsteher des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg beurkundet andurch, daß Hr. Prof. J. G. Fischer, der letzte große Meister der alten Schwäbischen Dichterschule, mit frendiger Begeisterung zum Ehrenmitglied des Blumenordens ernannt wurde. Nürnberg, 19. Februar 1897. Hofrath Dr. Wilh. Bech, I. Ordenspräses. Aug. Müller, I. Schriftführer."

* **Straßburg.** Die außerordentlichen Professoren in der philosophischen Facultät Dr. Jacobsthal und Dr. Leumann sind zu Ordinarien für Musikwissenschaft und orientalische Philologie befördert worden. Der Senior unsrer Theologen Prof. Dr. Holtzmann wurde von der philosophischen Facultät zum Ehrendoctor erhoben.

* **Bonn.** Als Privatdocent für Augenheilkunde habilitirte sich Dr. Eduard Hummelsheim aus Köln mit einer Antrittsvorlesung „über die Beziehungen der Augenheilkunde zur gesammten Medicin".

* **Aachen.** Das neue Gebäude der Technischen Hochschule wird am 15. Mai eingeweiht. — Die Stadt beschloß, die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte für 1898 hierher einzuladen.

* **Berlin.** In die Central-Direction des kaiserl. Archäologischen Instituts ist an Stelle von Ernst Curtius Geh. Rath Prof. Hermann Diels, Mitglied und ständiger Secretär der preußischen Akademie der Wissenschaften, als Mitglied eingetreten. — Mit der Abhaltung der Hauptvorlesung und der Uebungen im Physiologischen Institut ist für das Sommersemester Prof. Immanuel Munk, Vorsteher der speciell-physiologischen Abtheilung des Instituts, vertretungsweise betraut worden. Dem Gesuch des Prof. Heemann Munk um Entlassung aus seiner außerordentlichen Universitätsprofessur ist keine Folge gegeben worden. Der Professor der alttestamentlichen Theologie Dr. F. Baethgen setzt seine Lehrthätigkeit in diesem Sommer aus.

* **Wien.** Die vom Cultusministerium zur Revision der bestehenden Studien- und Prüfungsordnung der technischen Hochschulen einberufene Commission hat ihre Berathungen am 27. ds. Mts. begonnen. — Die auf den gleichen Tag angekündigte Vasco da Gama-Feier der Geographischen Gesellschaft nahm unter glänzender Betheiligung den vorgesetzten Verlauf (vgl. Beil. Nr. 88).

* **Stockholm.** Der Leiter der schwedischen Feuerland-Expedition, Otto Nordenskiöld, Docent der Geologie in Upsala, ist heimgekehrt, befriedigt von den Ergebnissen seiner Reise, bei der ihn Ehile und Argentinien aufs bereitwilligste gefördert haben.

St. Kuiro. Bei den im Auftrag des Studes in Oberägypten veranstalteten Ausgrabungen, die der Leitung des Hrn. J. de Morgan unterstehen, wurde kürzlich ein bedeutender Fund gemacht. Es handelt sich um die Blosslegung eines Königsgrabes bei Negadah, dessen Bau bis in die ersten Dynastien zurückdatirt. In dem durch eine Feuersbrunst stark mitgenommenen Monument wurde ein Goldschmuck, ferner Darstellungen von Löwen, Hunden und Fischen, in Elfenbein und Bergkrystall gearbeitete Gegenstände gefunden. Die auf Elfenbeinplatten angebrachten Inschriften weisen sehr archaische Züge auf und konnten wie die vorgefundenen Thonsiegel bis jetzt noch nicht entziffert werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Politische Geschichte der Gegenwart, begr. v. Wilh. Müller, fortgef. v. Dr. Karl Wippermann. XXX. Das Jahr 1896. Berlin, Julius Springer 1897. — Robert Betten: Die Rose, ihre Anzucht und Pflege, praktisches Handbuch. Mit Abbildungen. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. S. 1897. — Johannes Böttner: Praktisches Lehrbuch der Sparkassenbaues. Mit Abbildungen. Ebd. 1897. — Summarischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Brünn für 1896. Brünn 1897. — Leo Wöel: Führer durch Leipzig und Umgebung. 20. Aufl. Würzburg und Leipzig, Wörls Reisebücherverlag. — Dr. Emil Kroepelin: Zur Ueberbürdungsfrage. Jena, Gustav Fischer 1897. — Dr. F. v. Stubenvoll: Religion und Aberglaube. Leipzig, Friedrich Jansa 1897. — Karl Knorr: Individualität, pädagogische Betrachtungen. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer 1897. — Dr. Hermann Brunnhofer: Rußlands Hand in Asien, histor.-geogr. Essays. St. Petersburg, Typ. Actiengef. 1897. — Dr. Ludwig Beck: Die Geschichte des Eisens. III. Abth. Das 18. Jahrhdt. Mit Abbildungen. 6. Lfg. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. S. 1897. — Karl Zettel: Monacensia, Zeit- und Stimmungsbilder. Neue Folge. München, J. Lindauer 1897. — Prof. Scipio Sighele: Psychologie des Aufstands und der Massenverbrechen; autoris. Uebersetzung von Dr. Hans Kurella. Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1897. — Rudolf Fitzner: Die Regentschaft Tunis, Streifzüge und Studien. 3. Aufl. Berlin, Allg. Verein f. deutsche Literatur 1897. — ? Das Wiener Barrenn. Decamerone aus dem Gerichtssaale. Wien, Moritz Perles (Comm.). — Volther Vollmer: Städtesorgen, Gespräche. Straßburg, Straßburger Verlagsanstalt 1897. — Fritz Gregorovius: Der Hotelprofessor, Genrebildchen. Gera, Julius Becker 1897. — Alexander Baumgartner S. J.: Geschichte der Weltliteratur. Lfg. 1. Freiburg i. Br., Herder 1897. — Dr. K. Knauß: Ueber Volksernährung, Bericht. Stuttgart, Konrad Wittwer 1897. — Programm für das Landwirthschaftsstudium an der Universität Königsberg. Königsberg i. Pr., R. Leupold 1897. — D. Adolf v. Stählin: Philipp Melanchthon, Festrede. Augsburg, J. A. Schlosser 1897. — Bernhard Hofmann: Dichter und Markgraf, Lustspiel. Ansbach, C. Brügel u. S. 1896. — H. Leobner: Ueber das Mannesmann'sche Röhrenwalzverfahren. Dr. O. Hesse: Ueber Natur- und Kunstbutter. B. Kahlschüttee: Ernst Florens Friedrich Chladni. Heemann Feodenius: Die Erdgebäude im Sudan. F. Linz: Friedrich d. Gr. und Voltaire. Gottlieb Behrend: Ueber die Chemie des Bieres. (Virchow-Wattenbach, Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge Heft 259—264.) Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1897.

Tauchnitz Edition.
April 28, 1897.
The Massarenes.
By (6746)
Ouida,
Author of „Under two flags" etc. etc.
In 2 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:
Grosse theoretisch-praktische
Violinschule.
Erster Band 11 Mk. Zweiter Band 16 Mk.
Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Gustav Fischer, Verlagsbuchhandlung in Jena.

Soben erschienen:

Cosack, Konrad, Professor der Rechte in Bonn, Lehrbuch des deutschen bürgerlichen Rechts auf der Grundlage des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, I. Teil, Preis 7 Mark. (15067)

Ehrenberg, Dr. Richard, Der Handel. Seine wirtschaftliche Bedeutung, seine nationalen Pflichten u. sein Verhältnis zum Staate. Preis brosch. 1.50 Mk., geb. 2 Mk.

Sombart, Werner, Prof. an der Universität Breslau, Socialismus und soziale Bewegung im neunzehnten Jahrhundert, 3 bis 12. Tausend. Preis 50 Pfg.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 30. April. Nummer 96.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Hochzeitsbräuche auf Kreta. — Die pompejanischen Graffiti. Von Robert Fuchs. — Mittheilungen und Nachrichten.

Hochzeitsbräuche auf Kreta.

„Alles Menschenleben, vom Kaiser bis zum fahrenden Bettler, von der Geburt bis zum Tode, vom Morgen bis zur Nacht ist durch festes Ceremoniel, sinnvollen Brauch, stehende Formeln eingehegt. Ein merkwürdiger schöpferischer Trieb arbeitet unendliche Fülle von Bildern, Symboten, von Sprüchen und energischen Bewegungen heraus, um jede Erdenhandlung zu idealisiren. Wie das Volk sein Verhältniß zum Göttlichen, wie es alle menschliche Thätigkeit verstand, ist darin ausgedrückt.“

Dieser Worte Gustav Freytags muß man sich erinnern, wenn man die Feier eines Familienfestes, wie es die Hochzeit ist, bei den heutigen Griechen, und besonders bei den Kretern, richtig beurtheilen will. Denn die Lebensanschauungen und -verhältnisse dieses merkwürdigen Stammes haben sich in der weltfernen Lage seiner Insel etwa noch auf der Stufe erhalten, auf der sie bei unsern mittelalterlichen Vorfahren standen. Noch hat keine nivellirende Cultur den thaufrischen Schmelz der Poesie vom Baum des Lebens abgestreift. Eine Skizze dieses Festes hat daher nicht nur eine zeitgemäße, für die Charakteristik der Kreter werthvolle, sondern auch eine allgemeine culturgeschichtliche Bedeutung. Ein reiches Material zu einer solchen Skizze liefert uns nun das Buch von Blastos über kretische Hochzeitsbräuche.[1])

Es ist ein wunderbar kunstvoll und doch klar gegliedertes Gebilde, das uns so eine einfache kretische Bauernhochzeit darstellt. Etwas von der Architektonik eines antiken Tempels liegt darin. Gleichwie dieser aus den drei Theilen des Pronaos, des Naos und des Opisthodoms, so besteht auch eine Hochzeit bei den Kretern aus drei Einzelfeiern: aus der Werbung um die Braut nebst der sich daran schließenden Verlobung, aus der eigentlichen viertägigen Hochzeit und aus der „Gegenhochzeit“ (ἀντίγαμος). Die ganze Weihe eines Tempels webt auch, dem Opferdampf gleich, über allen den unzähligen Ceremonien und Liedern, die diese festliche Zeit durchziehen und alle Theilnehmer in ihren heiligen Bann hineinzwingen. Die Ehe gilt eben noch als eine heilige, gottgewollte Pflicht, und Ehelosigkeit ist streng verpönt; der Hagestolz wird zu einer Zielscheibe allgemeinen Spottes. Er ist wie der Esel, der sich Abends allein auf sein Strohlager hinstreckt, mit Steinen soll man nach ihm werfen, bis er eine Frau gefunden.

Aber auch schon früh soll sich der junge Mann entscheiden, ob er ins Ehejoch will — oder ins Kloster; denn: „schnell gegessen, schnell gefreit, hat noch niemand je gereut.“ So sind 25 Jahre schon der späteste Termin für den Heirathscandidaten. Durch Geld- oder gar Standesrücksichten ist er ja bei den einfachen Lebensbedingungen der Insel nicht gebunden, und im übrigen wird ihm die Wahl einer Lebensgefährtin durch alle möglichen, auf uralter Tradition beruhenden, in Form von Sprüchen und Liedern umlaufenden praktischen Winke erleichtert. Auf Schönheit und Reichthum der Frau wird nicht der geringste Werth gelegt, um so mehr aber auf vornehme Abstammung, ehrenhafte Gesinnung und Häuslichkeit. So heißt es im Sprichwort: „Schöne Augen, ungeschickte Hände“; „besser eine Braut, die Mitgift erringt, als die Mitgift bringt“; „Gesinnung und Ehre geben Anmuth, nicht Gold, Silber und Perlen;“ „die gute Hausfrau ist zugleich Dienerin und Herrin.“ Der äußeren Erscheinung, namentlich den Gesichtszügen, legt man nur deßhalb einen hohen Werth bei, weil man von ihnen auf den Charakter schließt: rothes Haar bedeutet Zorn, große Ohren langes Leben, weit stehende Zähne kurzes Leben u. s. w. Unter den Männern werden Bucklige und Bartlose verabscheut.

Doch wir treten ein in den Tempel und betrachten die Werbung. Da bei der abgeschlossenen Stellung der Frau — wir sind ja im Orient — eine persönliche Erklärung der Liebenden ausgeschlossen ist, so spielt die Werbung durch eine Abgesandte eine wichtige Rolle. Die Sendung ist eine doppelte: zunächst wird die Einwilligung der Eltern der Braut nachgesucht, ihre Bedingungen werden, da sie als heilig gelten, einfach mündlich festgestellt, und für die Erkorene wird ein Ring oder Goldstück zurückgelassen. Die Eltern beschließen also die Heirath ohne jede Hinzuziehung der Tochter. Nur zur Form wird diese um ihre Meinung befragt, und ebenfalls nur zur Form gibt sie die stehende Antwort: „Gefällt es meinen Eltern, warum soll's mir nicht auch gefallen?“

Ist die Einwilligung gegeben, so läßt der Bräutigam seine Bedingungen stellen, indem ein älterer Mann oder eine ältere Frau als Werber abgesandt wird. Kehrt dieser mit einer günstigen Antwort zurück, so sagt er nur: „Gott sei Dank, der Faden ist abgeschnitten“ (der nämlich die Braut mit ihren Eltern verknüpft).

Nun kann die Verlobung stattfinden: der Bräutigam zieht mit seinen Eltern und dem Priester in das Haus der Braut und überbringt ihr den Ring. Nach der Messe bietet die Braut auf einer Platte, die sie hält, den Theilnehmern, zunächst dem Priester, Wein an, und jeder wirft eine Münze auf die Platte. Dann folgt das Mahl, und man geht aus einander. Die Verlobten begegnen sich nur selten, oft wird eine solche Begegnung geradezu vermieden, wie auch die Braut nicht das Haus des Bräutigams betritt. Die Verlobungszeit dauert aber auch nicht länger, als bis die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen sind; lange verlobt zu sein, gilt als ein ungünstiges Vorzeichen, weil einem dann die Braut leicht abgejagt werden kann. Auf Kreta wird nämlich häufig noch Brautraub geübt, wie im Alterthum, so daß die Braut noch nach der Verlobung durch die Eltern oder den Bräutigam bewacht werden muß. Die Geraubte wird in die Berge entführt und dort im geheimen die Trauung durch einen herbeigeholten Priester vollzogen.

[1]) Βλαστός, ὁ γάμος ἐν Κρήτῃ, Ἀθῆναι 1893.

Doch sind solche heimliche Vermählungen im allgemeinen verpönt.

Das Zwischenglied zwischen der Verlobung und der Hochzeit bildet die feierliche Ueberführung der Mitgift in das Haus des Bräutigams.

In festlichem Zug, einen Harfenspieler voran, begeben sich Freunde und Verwandte des Bräutigams in das Haus der Braut, wo sie von deren Eltern empfangen und bewirthet werden. Inzwischen haben bereits von früh an Freundinnen der Braut die Gegenstände der Mitgift, die eine Woche lang im Hause öffentlich ausgestellt war, geordnet, in Säcke verpackt und nach alter Sitte Süßigkeiten darauf gelegt. Auch dieser Thätigkeit muß die Dichtung dienen, indem jedem einzelnen Gegenstand, der in den Sack wandert, irgend ein sinnvolles Verschen nachgesungen wird. Auch werden auf den bevorstehenden Abschied der Braut Liedchen angestimmt, worin jeder, von der Mutter bis zu den Bergen und dem Vogel im Walde, seine Klagen über die Trennung von der Heimath niederlegt, die das neugriechische Volkslied auch sonst so häufig und herzig besingt.

Dann kehren die „Mitgiftsammler" zurück und werden vom Bräutigam mit je einem Tuche und einer Bretzel beschenkt. Acht Tage vor der Hochzeit sendet der Bräutigam der Braut noch das Brautgewand, und die Einladungen an alle Verwandten erfolgen ebenfalls durch eigene Abgesandte. Die Verwandten der Braut dürfen nur der Hochzeitsfeier in deren eigenem Hause beiwohnen, sie aber erst vierzehn Tage später im eigenen Hause besuchen und beglückwünschen.

Die Hochzeit selbst wird aus rein praktischen Gründen meistens im Herbst gefeiert. Zunächst wird ein eigenes Empfangszimmer für die Braut hergerichtet; ein Podium wird aufgestellt, mit Lorbeer- und Myrtenzweigen umwunden und dahinter ein mit kreisförmig angeordneten Myrtenzweigen benähtes, rings mit Bouquets besticktes weißes Laken ausgespannt. Auch dieses Werk wird durch symbolische, auf die Braut bezügliche Lieder geweiht.

Vor Aufbruch des Zuges nach der Kirche wird der Bräutigam und die Braut gewaschen und geschmückt, wie bei den Alten. Die Braut im besonderen wird von Jungfrauen, die sie kämmen, mit Lobliedern auf ihre Schönheit überschüttet, in denen die ganze orientalische Phantasie ihre bunten Schwingen zu unerschöpflichen Gleichnissen entfaltet.

Inzwischen ist der Bräutigam mit seinem Gefolge aufgebrochen; eine Fahne — oft eine erbeutete Türkenfahne — wird als heiliges Symbol der Vermählung vorangetragen, und mit Liedern und Harfenbegleitung, sowie mit Pistolengeknall geht es im Zuge zum Brauthaus. Hier wird die Thür verriegelt, und Jungfrauen singen der Braut die Scheidelieder: „Steh auf, mein wildes Rebhuhn, schüttle deine Schwingen; gieb deiner Mutter die Schlüssel und geh', deine eigenen zu suchen."

Der herannahende Zug wird meistens durch einen Herold angemeldet; nur in einem Dorfe besteht ein höchst merkwürdiger Brauch: ein vornehmer Greis aus dem Zuge geht, etwa eine halbe Meile vor dem Dorf, der Braut voraus, ein anderer aus dem Dorf kommt ihm entgegen. Ohne ein Wort zu wechseln, beginnen sie lebhaft zu tanzen, eine Viertelstunde lang, dann erst begrüßen sie sich brüderlich, und der Bräutigam kann in das Dorf einziehen, aber noch nicht in das Haus der Braut.

Vor der verschlossenen Thür entwickelt sich vielmehr ein langer Wechselgesang, der mit der Verherrlichung des Bräutigams beginnt und von innen theils von der Braut, theils von der Schwiegermutter aufgenommen und fortgeführt wird. Erst wenn die Braut die Verse singt: „Nun öffne dich, des Himmels Thur, des Paradieses Pforte, daß Engel hoch vom Himmel her mir künden Segensworte," erst dann ist der Bann gebrochen, die Thür thut sich auf und der Zug kommt herein. Zuerst küssen die Eltern des Bräutigams die Braut, dann diese ihnen und dem Bräutigam die Hand; endlich küssen sich alle und der Tanz beginnt, an dem aber nur die jungen Leute theilnehmen, während die Mutter und die Verwandten des Bräutigams sich zur Braut setzen und der Bräutigam mit den übrigen Männern sich in ein anderes Zimmer zum Speisen zurückzieht. Darauf findet ein Umzug im Dorfe und Bewirthung der Gäste durch sämmtliche Dorfgenossen statt. Die Jungen setzen indessen den Reihentanz fort, bis die Stunde der Trauung naht.

Alsdann holen die Priester die Braut unter Glockengeläute aus dem Hause ab, indem der älteste sie bei der Hand nimmt. Sie erhebt sich, noch einmal treten die Verwandten heran und beglückwünschen sie unter Küssen und Thränen. Dieser Augenblick ist von großer Bedeutung; denn von dem glücklichen Verlauf der Hochzeit hängt auch Glück und Segen der Ehe ab.

Unter dem Hymnengesang der Priester bewegt sich der Brautzug zur Kirche. Dort nimmt das Brautpaar in der Mitte Aufstellung, dahinter die Brautführer, oft zwei bis drei, meistens Pathen des Bräutigams, zu beiden Seiten die Verwandten. Vor der Trauung fragt der Priester die Verlobten, ob sie mit eigenem Willen in die Ehe treten wollen, und erst nach zustimmender Antwort beginnt der Trauungsact. Unter dem Gesang einer Hymne („Ich werde ergreifen den Becher des Heils,") reicht der Priester dem Bräutigam und der Braut einen Becher ungemischten Weins mit zwei Stücken Brod darin, von denen jeder eins nimmt und drei Züge aus dem Becher thut. Das übrige trinken die Brautführer. Wenn die Hymnen gesungen werden, fassen die Priester den Bräutigam bei der Hand, dieser die Braut, hinter denen der Brautführer die Kränze über ihren Häuptern hält, und alle ziehen dreimal um den Altar herum. Dabei wirft man nach einem antiken Brauch Baumwollenkerne und Orangenblüthen auf ihr Haupt, was Glück bedeuten soll. Nach dem Schlußgesang stellt sich der Priester mit dem Evangelium zur Rechten des Paares auf, der Vater des Bräutigams tritt zu ihm, küßt das Evangelium, dann seinen getrauten Sohn auf Kranz und Wangen, indem er ihm seinen Segen wünscht, worauf der Sohn die Rechte des Vaters wieder küßt. Hiernach wendet sich der Vater an die Braut, küßt ihr ebenfalls die Wangen und legt ihr eine Goldmünze oder ein goldenes Kreuz auf die Kopfbedeckung. Ebenso die Mutter und die Eltern der Braut, sowie die Brautführer, indem sie Geschenke den Neuvermählten auf die Schultern legen.

Nach dieser Ceremonie verlassen alle die Kirche, und es beginnt draußen in dem Vorhof der Abschiedstanz, wieder unter Lobgesängen auf das junge Paar. Eine volle Stunde dauert der Tanz. Dann begibt sich alles zu Fuß in das Haus des Bräutigams oder, wenn man in ein anderes Dorf muß, auf Maulesel, und zwar wählt man nicht den gleichen Weg wie zur Kirche, weil das als unglückbringend gilt, sondern meist einen kürzeren, der aber immer zur Rechten liegen muß. Zur Seite der Braut gehen zwei Jünglinge, die ihr das Geleit geben, sie selbst ist mit einem Kopftuch aus weißer, blauer oder rother Seide geschmückt und trägt ein oder zwei Brode in der Hand, die ihr die Eltern mitgegeben, damit sie eins davon dem ersten, der ihr begegnet, überreiche als Symbol der Barmherzigkeit, die ihre erste Pflicht nach der Hochzeit ist. Unterwegs singen ihr die beiden Begleiter, gleichsam an Stelle der Mutter, Abschiedslieder, die abermals deren Schmerz über die schwere Trennung in schönen Gleichnissen ausdrücken.

Digitized by Google

Die Mädchen des Dorfes oder der Dörfer, durch die der Zug kommt, stehen am Kreuzwege und streuen aus einem Sieb Blumen auf Braut und Bräutigam herab oder credenzen den Durchziehenden Wein. Zum Dank und Gegengruß feuern dann die Brautleiter Schüsse ab.

Nähert man sich dem Dorfe des Bräutigams, so wird ein Vorreiter abgesandt, der die Ankunft des Zuges meldet und von den Harrenden mit einem Handtuch beschenkt, das er als Wahrzeichen an den Zügel seines Pferdes bindet, zum Zuge zurücksprengt.

In früherer Zeit hatte der Bräutigam, bevor er in das Dorf einzog, sich einer eigenthümlichen Probe zu unterziehen, einem sinnreichen Brauche, der jetzt nur noch in einigen Gegenden der Insel besteht. Auf einer Anhöhe vor dem Dorfe machte der Zug Halt; zwei Frauen, die der Bräutigam bestimmte und deren Eltern noch am Leben sein mußten, flochten aus Bändern und Blumen einen Kranz, während eine dritte Münzen auf eine Schnur zog, die dann mit dem Kranz zu einem Geflecht vereinigt wurden. Nun mußte das Kranzgeflecht aber seinen Schmuck haben; zu diesem Zweck setzt der Bräutigam den Schmuckkasten hin, und durch wiederholte Verse wird jeder der Verwandten, von den Eltern bis zu den Gevattern, aufgefordert, seine Geschenke hineinzulegen. Nachdem dies geschehen, wird einem anmuthigen zwölfjährigen Mädchen aus dem Zuge, das noch Vater und Mutter haben muß, der Kranz aufgesetzt, und so ziehen die Verwandten mit dem Bräutigam ins Dorf, wo sie von den Verwandten der Braut feierlich empfangen werden. Inzwischen wird von dem Gefolge des Bräutigams und der Braut ein Tanz aufgeführt, während der Bräutigam mit dem Mädchen, das den Kranzschmuck trägt, allein tanzt. Dabei sucht er den Augenblick zu erhaschen, wo die Braut vorbeitanzt, um ihr den Schmuck schnell aufzusetzen. Erst dadurch hat er sie ganz gewonnen. Dieser alterthümliche Brauch sollte offenbar die Besitzergreifung des Bräutigams von der Braut versinnbildlichen.

Vor dem Hause des Bräutigams entspinnt sich nun ein ähnlicher Wechselgesang wie vor dem Hause der Braut vor deren Abholung: die Braut ruft die Schwiegermutter zum Empfange heraus, und diese nebst den Verwandten heißen sie willkommen. Eine der Schwestern des Bräutigams tritt heran und reicht der Braut ein Gefäß voll Honig, Sesam und Nüssen hin, in das diese den Finger taucht und damit an den Thürpfosten ein Kreuz beschreibt. Darauf reicht ihr die Schwiegermutter einen silbernen Löffel voll dieser Süßigkeit, die sie kostet und dann ebenfalls der Schwiegermutter anbietet. Diese Handlung ist ein Symbol für das künftige harmonische Verhältniß zwischen beiden.

Ein anderer symbolischer Act ist es, wenn beim Eintritt ins Haus auf die Schwelle eine Pflugschar gestellt wird, auf die die Braut ihren rechten Fuß zu setzen hat, zum Zeichen, daß sie so Kraft gewinnt für die Lasten des Hauses. Zugleich wirft sie in dieser Stellung einen Granatapfel ins Haus hinein; dieser war schon bei den Alten ein Sinnbild von Glück und Fruchtbarkeit.

Nun erst überschreitet die Braut die Schwelle des Hauses und begibt sich wieder in das für sie — wie oben — hergerichtete Gemach. Die Fahne, die dem Zuge vorangetragen wurde, wird an einem hohen Theil des Hauses aufgehißt, wo sie bis zum Abend bleibt.

Sowie die Braut sich niedergelassen hat, tritt der Dorfälteste zu ihr und legt ihr in poetischer Ermahnung die Liebe zu ihren neuen Verwandten ans Herz.

Darauf erscheinen die Verwandten und überreichen unter Segenswünschen ihre Geschenke. Nun ruft die Harfe Jung und Alt zum Tanze; denn in Kreta sieht man selbst achtzigjährige Greise im Tanzen mit den Jungen wetteifern. Natürlich ist hier nicht an unsre europäischen Tänze zu denken, sondern an die Sprung- und Reigentänze der Orientalen. Beim Tanz ertönen wieder die beliebten Zweizeiler auf das Lob des neuen Bundes, von denen manche wegen ihres fast germanischen Naturgefühls bemerkenswerth sind, wie wenn es heißt:

„Heut leuchtet der Himmel, der Tag so hell,
Heut ward eine Taube des Adlers Gesell."

Oder:

„Die Wölkchen am Himmel zerstücket der Wind,
Und einet sie wieder zu Pärchen geschwind."

Oder:

„Wie der Regen vom Himmel die Schluchten durchrollt,
So im Busen mir haftet der Herzliebsten Bild."

Nach der Hochzeit werden die Brautkränze als hütender Talisman über dem Bett aufgehängt, wo sie bleiben, bis sie nach dem Tode eines der Gatten dessen Grab schmücken. Gegen Abend findet das Hochzeitsmahl statt. In der Mitte der Tafel sitzen die Priester und die Aeltesten, zu beiden Seiten die Jungen, während für die Braut und die übrigen Frauen ein besonderer Tisch gedeckt ist. Der Bräutigam, der Vater und die Mutter gehen herum und bedienen die Gäste. Ein eigener Mundschenk sorgt für den Wein. Beim Mahle werden heimische Helden- und Kriegslieder gesungen; man sieht, es geht noch fast ganz so zu, wie im Kreise unsrer Ritter zur Zeit des Nibelungenliedes.

Nach aufgehobener Tafel machen sich die Jungen wieder an den Tanz, der oft die ganze Nacht hindurch dauert. Vor Sonnenaufgang aber muß er beendet sein, denn die Verwandten der Braut, die sich im Hause des Bräutigams befinden, würden sich einer groben Tactlosigkeit schuldig machen, wenn sie länger dort blieben. In einigen Gegenden der Insel macht man sogar kurzen Proceß mit den Säumigen, indem man sie einfach auf die Schulter nimmt und zum Dorfe hinausträgt! — So beschließt der erste Tag der Hochzeit.

Am zweiten Tag beginnt in Anwesenheit der Gäste die Auspackung der Mitgift aus den Säcken. Abermals werden dabei, wie bei der Einpackung, verschiedene Liedchen auf guten, gesegneten Verbrauch der Gegenstände gesungen, wobei selbst das Hemd der Braut nicht verschont bleibt:

„So viel Sterne am Himmel und Blätter man schaut,
So viel feine Hemdchen soll tragen die Braut."

Darauf beginnt wieder der unumgängliche Tanz, der nur durch Schmaus und Zecherei unterbrochen wird.

Dieselben Belustigungen, aber zum letztenmale, füllen den dritten Tag aus.

In der Frühe des vierten Tages versammeln sich die Mädchen des Dorfes im Hause der Neuvermählten und geleiten die Braut im Zuge zu der Quelle oder zum Brunnen, wo sie ein Glas mit Wasser füllt, mit dem in der Hand sie ins Dorf zurückkehrt und wovon sie den zufällig Begegnenden anbietet, was für den Betroffenen als glückliches Vorzeichen gilt; denn er wird alsbald heirathen. Die Gäste kehren an diesem Tage, jeder mit einer großen Brezel beschenkt, nach Hause zurück, während die Braut, begleitet von den Verwandten des Bräutigams und ihren Freundinnen, allen ihren neuen Dorfgenossen ohne Ausnahme einen Besuch macht. Der Bräutigam begibt sich erst acht Tage nach der Hochzeit in das Haus seines Schwiegervaters, um seinen neuen Verwandten die Hand zu küssen.

Gleich als ob ein so jäher Abbruch der Festlichkeiten dem rhythmischen Sinne der Kreter nicht genügte, wurde noch als drittes Stück, als Opisthodom des Tempels, die sogenannte Gegenhochzeit angefügt. Alle Verwandten kommen im Hause der Neuvermählten nochmals zusammen, das

Digitized by Google

Podium, auf dem die Braut gethront hatte, wird unter feierlichen Ceremonien abgetragen, zwei Brezeln unversehrt heruntergeholt, die je ein junger Mann und ein junges Mädchen auf dem Kopf des Bräutigams und der Braut zerbricht. In der Frühe desselben Tages begibt sich die Braut, von sämmtlichen Verwandten begleitet, zur Kirche, wo die Schwiegermutter ihr den Platz zeigt, den sie bisdahin einnahm und auf dem jene nun stehen [1]) wird. Der Bräutigam dagegen nimmt seinen Platz neben dem Vater ein wie früher. Das Abendmahl reicht der Priester den Neuvermählten diesmal auf einer Platte, die zwei Brodscheiben enthält, und auf die sie dann ein Geldstück für die Kirche legen.

Vierzehn Tage nach der Hochzeit endlich empfängt die Braut ihre Eltern und Verwandten bei sich; noch einmal vereinigt sie Schmauserei und Tanz und die Hochzeitsfeierlichkeiten haben ihren Abschluß erreicht.

Der Weg durch den Tempel ist vollendet, das Ehepaar im Allerheiligsten angelangt. K. D.

Die pompejanischen Graffiti.

Eine unerschöpfliche Fundgrube für unsre Kenntniß von dem alten Culturleben sind die durch ein grausames Geschick im Jahre 79 n. Chr. verschütteten Städte Pompei, Herculaneum und Stabiae. Indem die feine, aus dem Vesuv herstammende Asche am hellen, lichten Tage eine ziemlich große Provinzialstadt wie Pompei inmitten ihres pulsirenden Lebens überraschte und lebend begrub, hat sie uns ebenso rührende wie belehrende Bilder beinahe zweitausend Jahre lang erhalten. Eine erhabene Tragik liegt fürwahr in den aus Staub und Asche hervorgezogenen Zeugnissen einer „besseren" Zeit. Wer würde nicht auf das tiefste erschüttert, wenn er die getreuen Gipsabgüsse aus den Höhlen betrachtet, welche die Leiber der vom Tod Ueberraschten nach ihrer Zersetzung durch das in Menge niedergehende Wasser in der Lavamasse hinterlassen haben? Unser Kaiser hat mehrere Abgüsse dieser Art, welche während seiner und des Königs von Italien Anwesenheit in Pompei hergestellt wurden, dem Berliner Antikenmuseum geschenkt, so daß wir uns nicht mehr an den allerdings herrlichen Abbildungen genügen zu lassen brauchen, welche der verstorbene Leipziger Professor Overbeck in seinem weit verbreiteten Werk „Pompeji" uns vor Augen geführt hat.

So gering die Ausbeute an Werken guter Schriftsteller war, so reichlich waren die Funde von weniger bedeutenden Aufzeichnungen des Alltagslebens. Die Literaten der Provinzialstadt hatten anscheinend mehr Vorliebe für Kochrecepte als für die Erzeugnisse eines freien und großen Geistes. Aber wenn auch enttäuscht durch dieses unerwartete Ergebniß, sammelt doch die Wissenschaft alles, was aus jener Zeit auf uns gekommen ist, und so erklärt es sich, daß man auch dem, was man bei uns mit Aerger und Verachtung betrachtet, den verunzierenden Aufschriften auf Häusern und Mauern, seine Aufmerksamkeit zuwendet.

Die Wissenschaft interessirt sich eben für alles, sogar für die Schimpf- und Schmähworte der altrömischen Gassenjungen! Freilich, im römischen Kaiserreich verewigten sich nicht nur Gassenjungen in ihren Wandschmierereien wie heutzutage an neu gestrichenen Häusermauern, sondern alles, was zur öffentlichen Kenntniß kommen sollte, wurde auf die geduldigen Mauern aufgepinselt. Eine prachtvolle Reproduction dieser besudelten Wände habe ich auf der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1889 gesehen, und wie würde sich der gedankenlose Scribisax des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung gefreut haben, wenn er seine Wandverzierung nach Jahr und Tag von vielen Zehntausenden neugierig hätte lesen sehen! Im Corpus inscriptionum Latinarum sind einige Tausende dieser Inschriften, soweit sie eben bekannt waren, veröffentlicht; diese wollen wir jetzt ein wenig nach Interessantem durchstöbern!

Da haben wir zunächst die Eigenthumserklärungen oder Besitzanzeigen. Die einfachste wird dargestellt z. B. durch Nr. 1090 „G. Maecenatis" oder durch die an einer Säule im Amphitheater angebrachte Aufschrift: „Mit Erlaubniß der Aedilen hat Cn. Aninius Fortunatus inne", nämlich „diesen Platz" (Nr. 1096). Das Eigenthumsrecht kommt auch zum Ausdruck in der Weihung eines Hauses, wie sie z. B. in den Worten „lares propitios", d. h. „die Hausgötter seien (uns) gnädig!" in Nr. 844 vorliegt. Ebendahin gehört ein Aufenthaltsverbot wie Nr. 813: „Für Müßiggänger ist hier nicht der Ort, scheer dich weg, Bummler!" Die Miethsanzeigen wurden ebenfalls unmittelbar auf den Häusern angebracht. So lesen wir: „Miethshaus Arriana Polliana des Cn. Alleius Nigidius. Zu vermiethen sind vom nächsten 1. Juli ab Läden mit den dazu gehörigen Auslagefenstern, die Mansarden über dem Pferdestall und das Haus. Der Miethslustige wende sich möglichst bald an Cn. Alleius Nigidius Majus" (Nr. 137). In dem armseligsten Stadtviertel, dem Vicus lupanarius, ist angeschrieben: „Hier wird Herberge gegeben. Ein Speisezimmer mit drei Betten" (Nr. 807). Ein interessanter, stillschweigender Miethsvertrag findet sich unter Nr. 1136 vor. Dort lautet die Ankündigung: „In dem herrschaftlichen Hause der Julia Sp., Tochter des Felix, sind zu vermiethen: ein Liebesbad und 900 (?) Läden, Schaufenster, Obergeschosse vom nächsten 13. August an bis zur sechsten Wiederkehr des 13. August fünf Jahre hinter einander. Wenn die fünf Jahre abgelaufen sind, erfolgt durch stillschweigendes Einverständniß die Verlängerung des Miethscontracts." Die letzte Bestimmung ist nur durch den Anfangsbuchstaben der einzelnen Worte dargestellt und hat daher längere Zeit zu Zweifeln, freilich auch zu allerhand Witzen Anlaß gegeben. Verlorene Gegenstände wurden öffentlich ausgerufen oder aber durch Ausschreiben wiedererlangt. So meldet Nr. 64: „Eine kupferne Schale ist abhanden gekommen aus dem Laden. Wer sie wieder bringt, erhält", und nun folgt ein undeutlich bezeichneter Lohn, der des ehrlichen Finders harrt. Oeffentliche Ankündigungen waren aber besonders bei allen Staatsacten nothwendig, und zu diesen gehörten im schaulustigen Rom wie in den nicht minder neugierigen Provinzialhauptstädten die von den Aedilen veranstalteten Spiele und Gladiatorenkämpfe. Da wurde z. B. angeschlagen: „Des Aedilen A. Suettius Certus Gladiatorentruppe wird zu Pompei am nächsten 1. Juni kämpfen. Es wird eine Jagd und ein Seegefecht geben."

Firmenschilder waren im Alterthum nicht bekannt, man malte sich sein Schild selbst auf das Haus, oder ließ das von einem kundigen Freund besorgen. Allerdings sind die kaufmännischen Inschriften auch ganz schmucklos und unkünstlerisch. In der Labyrinthstraße findet sich rechts von einer Thür die gekürzte Aufschrift: „Am 20. April habe ich eine Tunica (Unterkleid) und ein Pallium (Mantel), am 7. Mai eine Schnürbrust — das Wort „fascia" kann alles mögliche heißen, auch Bettdecke — am 8. Mai zwei Tuniken zum Waschen angenommen" (Nr. 1393). Allerdings wäre es auch möglich, daß ein Privatmann, der seine Wäsche zum Walken gegeben hat, die Wand als Notizbuch benutzt hat. Das läßt sich heute nicht mehr ausmachen, weil wir nicht wissen, ob der Bewohner des betreffenden Hauses ein Walker war. Ein Wirth ladet die durstigen Gäste zu sich ein mit folgenden Worten: „Hedone (d. i. „Das Vergnügen") spricht: „Für ein As kann man

[1]) In den griechischen Kirchen gibt es keine Sitzbänke.

Digitized by Google

hier trinken; wenn man ein Zweipfundstück (das sind zwei As) gibt, bekommt man Besseres zu trinken; wenn man vier As gibt, bekommt man Falerner zu trinken" (Nr. 1679). Auf den rechten Weg weist den Suchenden ein Schild des praktischen Inhalts: „Celsus. Vom Laden des Mallianus zur Rechten" (Nr. 2324). Eine größere Anzahl von Faß- oder richtiger Krugaufschriften ist uns in den Weinkellern erhalten geblieben. Die Amphoren sind natürlich so gut wie ausgeleert, und daher ist eine Probe auf die Qualität des früheren Inhalts nicht mehr möglich. Eine solche Weinetiquette besagt beispielsweise: „Unter dem Consulate des C. Pomponius und C. Anicius aus dem Badianischen Weinberg" (Nr. 2551). Eine sorgsame Hausfrau hat eine Amphora mit „Weiße Olive, süß" (Nr. 2610) gezeichnet, während in einem anderen Keller wieder „Bestes Schweinefett" aufbewahrt wurde.

Auch in das politische Wahlgetriebe bekommen wir einen Einblick, und zwar können alle Völker der Gegenwart, mit Ausnahme der routinirten Franzosen, aus den Ueberresten sehr viel lernen. Die Wahlbeeinflussungen standen so in Blüthe wie in Paris, wo man allerwärts den Namen des Candidaten vor Augen hat. Eine indirecte Beeinflussung unklarer Art leuchtet aus den Worten hervor: „Den Aedilen M. Cerrinius liebt der eine, ein anderer wird geliebt, ich verabscheue ihn, wer verabscheut, der liebt" (Nr. 346). Klarer wird die Wahlaufforderung ausgesprochen in der Form: „Den Rustius Verus (wählt) zum Duumvirn, bitte!" (Nr. 1731). Die duumviri wurden alljährlich aus der Bürgerschaft gewählt, um die Rechtsprechung in Criminalfällen auszuüben. Ein anderes Graffito besagt: „Den Casellius (wählt) zum Aedilen, darum bittet ..... nnius, der Kneipwirth" (Nr. 537). Der Name ist zum Theil ausgefallen; er wird Fannius gelautet haben. Eine von Wordsworth edirte Inschrift ähnlicher Art lautet: „Ich bitte euch, wählt den A. Vettius Firmus zum Aedilen, er ist der Republik würdig, ich bitte euch, wählt ihn, wählt ihn, ihr Ballzähler!" Die Römer waren bekanntlich große Liebhaber des Ballspiels, so daß es eigene ärztliche Bücher über die gesundheitsgemäße Ausübung des Ballsportes gab. Die Sklaven, welche in den Häusern der Reichen die Bälle zu zählen und aufzubewahren hatten, das waren die Ballzähler oder Pilicrepi. Möglicherweise fallen unter die Wahlinschriften noch eine ganze Reihe anderer, welche wir in Ermanglung genauerer Kenntniß des betreffenden Falles unter die Grüße und Schmähungen versetzen. Diese Grüße sind sehr häufig und haben zum Theil als zurückgelassene Visitenkarten dienen sollen. So liest man z. B.: „M. Antiscius Messio feliciter", d. h. „Antiscius wünscht dem Messius Glück" oder „sendet ihm einen Gruß" (Nr. 1101). Nr. 1112 kann ernst, aber auch höhnisch gemeint sein; denn es lautet fragend: „He, Aedil, befindest du dich wohl?" Für „aedilis" ist „abdili" verschrieben. Oder es heißt: „Glücklich ist Januarius Fusicius, welcher hier wohnt!" (Nr. 1435). Einer bildlichen Darstellung, welche sich in Worten nicht umschreiben läßt, ist der Satz beigegeben: „Hier wohnt das Glück" (Nr. 1454). Eine mit „p. c." beschriebene Visitenkarte hat Pyrrhus seinem Collegen hinterlassen, wenn er brevi manu an dessen Haus anmalte: „Pyrrhus entbietet seinem Collegen Chius seinen Gruß. Ich bin untröstlich, gehört zu haben, daß du gestorben bist. Darum laß es dir wohl ergehen!" (Nr. 1852). Wieder an einer anderen Stelle heißt es: „Romulus grüßt den Cerdo. Du sollst wissen, daß ich mich um deinetwillen hierher bemüht habe" (Nr. 2413 f.). Auch ein Neujahrsglückwunsch ist erhalten geblieben in der Form: „Möchte der 1. Januar für uns noch viele Jahre ein glücklicher Tag sein!" (Nr. 2059).

Zum Schlusse wenden wir uns den Wandinschriften zu, welche uns mitten in das Volksleben hineinführen. Wir finden zunächst alle Arten von Häuserverunzierungen, wie sie auch heute noch leider böswillige Hände oft genug an dem Mauerwerk anbringen, also mit eisernen Nägeln eingezeichnete Furchen, schwarze und bunte Striche, Buchstaben, Figuren, Verse, Schimpfwörter u. ä. m. Unter den Nr. 2514—2549c sind alle an den Mauern erhaltenen Alphabete getreulich abgezeichnet. Es sind natürlich lauter Majuskeln, weil es Minuskeln damals noch nicht gab; theilweise sind die Buchstaben sehr unbeholfen und rühren offenbar von Kinderhand her. Auch Versuche im Griechischschreiben lassen sich noch verfolgen. Ein Abc-Schütze wurde offenbar bei dem Beschmieren der Wand abgefaßt, denn er hat den ersten Vers der Vergil'schen Aeneis nicht weiter geschrieben als bis zum Schluß der ersten Silbe des Wortes „Troiae"; heißt es doch:

„ARMA VIRUMQUE CANO TRO" (Nr. 2361).

Auch ein griechischer Vers findet sich in lateinischer Umschrift unter Nr. 2402. Bei den Konterfeien der Verhöhnten, die naturgemäß lange Nasen und andere ähnliche Körperschönheiten aufweisen, steht zuweilen der Name des „Malers", beispielsweise: „Sabinus hat es geschrieben" (Nr. 2395). Scherzhaft ist die Klage: „Ich habe Schnupfen", oder nach lateinischer Ausdrucksweise „Mich hat der Schnupfen" (Nr. 116). Ein anderer hat das Selbstlob verewigt: „Ich bin ein Asylus" (Nr. 423). Asylos ist der Name eines Kentauren, der wegen seiner Prophezeiungsgabe berühmt geworden war. Auf eine mit geistlosen Sätzen bedeckte Mauer hat ein Witzbold den Ausspruch gesetzt: „Ich wundere mich, Mauer, daß du nicht umgefallen bist, wo du doch die Banalitäten so vieler Schreiber zu tragen hast" (Nr. 1904). Mysteriös lautet ein nicht vollständig niedergeschriebener Gedanke: „Du, der du die Lampe anzuzünden vermeinst" (Nr. 1941). Wie schon bemerkt, finden sich nicht gerade viel geistreiche Bemerkungen unter den Graffiti, und wenn das eine uns überlieferte Räthsel leider bis auf den heutigen Tag ungelöst ist, obwohl sich so viele ausgezeichnete Räthselrather darüber hergemacht haben, so scheint der Mangel an Geist dessen, der uns das Räthsel aufgibt, daran Schuld zu sein. Damit die Leser ihre Findigkeit im Räthsellösen auf die Probe stellen können, will ich die wortgetreue Uebersetzung der Aufgabe hersetzen. Es heißt unter Nr. 1877: „Räthsel: Eine Frau trug einen Sohn, welcher ihr ähnlich war; es ist weder mein Sohn, noch sieht er mir ähnlich, und doch hätte ich gewünscht, daß es der meinige wäre. Und ich! Ich wünschte, daß es der meinige wäre." Man hat darauf aufmerksam gemacht, daß „sui" = „welcher ihr ähnlich war" auch Dativus von „sus" sein und „dem Schweine" bedeuten könne, aber dann kann ich weder ein Räthsel, noch einen Witz in der Scherzfrage erkennen, sondern lediglich platten Unsinn. Nun sind nur noch zwei Gruppen von Tituli übrig, Schmähinschriften und Liebesbekenntnisse. Es empfiehlt sich, das Angenehmere an den Schluß zu stellen und zunächst die Beleidigungen zu erledigen. Die ganz ordinären wird man an dieser Stelle nicht verzeichnet wünschen; zu allen Zeiten waren Gemeinheit der Gesinnung und Unanständigkeit der Ausdrucksweise dieselbe; man wird weder einen Fortschritt, noch einen Rückschritt in dieser Beziehung in den Wandschmierereien entdecken. Unauffällig sind Ausdrücke, wie „Der und der ist in meinen Augen ein ungeschliffener Patron" („barbarus ille mihi est"). Ferner lautet z. B. Nr. 14: „Rusticus est Corydon", „Corydon ist ein Bauer". Der Schreiber von Nr. 1524 kam nicht dazu, den Namen des Beschimpften hinter dem Kosworte „Bauer" anzufügen. In Nr. 1623 rächt sich ein in seiner Ehre gekränkter durch den Aus-

Digitized by Google

spruch: „Und derjenige, welcher anschreibt, ist ein . . . .“ Herzerfrischend liest sich die offene Meinungsäußerung in Nr. 1825: „Cosmus ist der nichtswürdigste Kerl“ (Cosmus nequitiae est magnussimae). Auch Verwünschungen kommen gelegentlich vor, beispielsweise in Nr. 2082: „In cruce figarus“ (lies figaris), d. i. „Du sollst mir ans Kreuz geschlagen werden!“ Die Kreuzesstrafe war bekanntlich den Sklaven vorbehalten, also eine im höchsten Grade entehrende Strafe. Einer unbeholfenen Zeichnung ist das vielsagende Wörtchen „simius“, d. i. „Affe“, als Titel beigesetzt (Nr. 2315). Wenn wir uns zuletzt den Inschriften zuwenden, welche man gern in alle Rinden einschnitte, so ist zunächst zu bedauern, daß die Derbheit der antiken Sprache eine große Menge derselben aus der Betrachtung ausschließt. Wir haben eben ein feineres Gefühl und nehmen auch an Naturwahrem, das an und für sich nicht unanständig sein kann, von den Alten auch keineswegs so empfunden wurde, sehr leicht Anstoß. Und doch spricht sich auch in den volksthümlichen, freien und derben Liebeskäußerungen viel Gefühl aus. Die kürzeste Liebeserklärung lautet z. B.: „Der Stiefmutter Liebhaber ist der Koch“ (Nr. 1658). Auf einem Pilaster findet sich die frohe Kunde niedergeschrieben: „Wieder ausgesöhnt mit ihrem Herrn Secundus“ (Nr. 1665). Ein leider abgebrochener Liebesbrief beginnt mit den Worten: „Aelius Magnus entbietet seiner Plotilla seinen Gruß! Ich bitte, Herrin . . . .“ (Nr. 1991). Eine dem wandernden Naturfreunde lästige Unsitte ist das Einkritzeln des Namens an besuchten Ausflugsstätten. Diese Gewohnheit war unstreitig auch schon im classischen Alterthum vorhanden; wenigstens finden wir im Innern von Pompeji an traulicher Stätte die Worte verzeichnet: „Hier weilt(e) Romula mit Staphylus“ (Nr. 2060). „Glückselig ist diese Stätte“, lautet ein anderes Bekenntniß, das den Vorzug der Verschwiegenheit in Bezug auf die glücklichen Urheber der Aufschrift genießt (Nr. 2320). Feuriger ist das Geständniß: „Cestilia, Königin der Pompejaner, süße Seele“ (Nr. 2413h). Schalkhaft wiederum ist und an eine bekannte Volksweise der Deutschen erinnert die Bemerkung: „Mein Männchen verkaufe ich nicht!“ (Virum vendere nolo meom, Nr. 3061). Freilich wird die Situation gleich ganz verändert, wenn man die Worte etwa ironisch auffassen wollte. Ein Spottvogel ist es auch, auf welchen der selbstbewußte Ausspruch zurückzuführen ist: „Niemand ist schön, außer wer ein Mädchen liebt“ (Nr. 1883). Daß nicht alle erhört wurden, sondern daß es auch unglückliche Bewerber in Pompei gab, verrathen die zahlreichen Körbe, welche deutlicher gegeben sind, als es in unserm höflichen Zeitalter üblich ist. Wir mit unsern weichen Herzen und der gebildeten Sprache können uns wohl vorstellen, daß ein zurückgewiesener Liebhaber seinen Stern mit den Worten anschmachtet: „Grausam bist du, Lalage, daß du nicht liebst“ (Nr. 3042); aber daß die Dulcinea nach Art der Serena antwortet: „Serena verabscheut den Isidorus“ (Nr. 3117), das erscheint uns nicht mehr angängig. Schlecht waren, wie alle pompejanischen Verse, so auch die Liebesgedichte. Es heißt da unter anderem: „Eine Weiße lehrte mich die schwarzen Mädchen hassen. Ich werde hassen, wenn ich kann, aber nicht widerwillig werde ich lieben. Es schrieb Venus, die Naturforscherin, aus Pompei“ (Nr. 1520). Die beiden Strophen zu Anfang sind schlechte Hexameter, wie man sie einst in Weimar und Jena machte. Besser ist der Vers: „Wollte etwa jemand mein Mädchen verführen, so versenge ihn auf einsamen Bergen die Liebe!“ (Nr. 1645). Schauriger ist der Tod, welchen ein Jüngling in Rom seinem Nebenbuhler wünscht mit den Worten: „den fresse in entlegenen Bergen der Bär!“ Wir schließen die Reihe der Verse mit einem vierfachen Hexameter (Nr. 1824), welcher auf deutsch also lautet: „Jedweder, der liebt, komme herzu! Ich will der Venus die Rippen zerbrechen mit Knüttelu und der Göttin die Lenden lahm schlagen. Wenn sie im stande ist, mir die zarte Brust zu zerfleischen, warum sollte ich nicht im stande sein, ihr mit einem Knüppel den Kopf zu zerschlagen?“ Noch heute freut sich die liebende Menschheit, daß dem abscheulichen Menschen sein gefühlloses Vorhaben nicht gelungen ist.

Dresden. Robert Fuchs.

Mittheilungen und Nachrichten.

U. Aischylos' Orestie, griechisch und deutsch von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff. 2. Stück: Das Opfer am Grabe. Berlin, Weidmann 1896. — Die Alterthumsforscher brauchen auf ein neues Werk von U. v. Wilamowitz nicht hingewiesen zu werden. Denn mit allem, was er schreibt, muß sich jeder von ihnen auseinandersetzen, uns keiner thut es, ohne zu lernen, aber wenigstens vielfach angeregt zu werden. Aber Wilamowitz will auf weitere Kreise wirken. Vor allem ist er am lebhaftesten bemüht, die Fäden zwischen der Alterthumswissenschaft und der gebildeten Gesellschaft, die zu zerreißen drohen oder wirklich schon zum Theil zerrissen sind, zu erhalten, zu stärken, zu vermehren. Und niemand zweifelt, der je ein Buch von ihm zur Hand nahm, daß er durch seine allgemein anerkannten wissenschaftlichen Leistungen, durch seine heilige Begeisterung, seine hinreißende, aus dem Herzen quellende und unmittelbar zu Herzen gehende Beredsamkeit, seine dichterische Begabung und seinen Sinn für Stil und Formenschönheit der berufenste ist, weite Kreise für die Herrlichkeit des hellenischen Alterthums und seinen einzigen culturgeschichtlichen Werth zu erwärmen. Kaum ist eines unter seinen Werken, in dem nicht größere Abschnitte von jedem Gebildeten mit Freude gelesen werden können und auch von manchem gelesen sind. Leider wüßte ich aber andererseits auch kein Buch von ihm zu nennen, das ganz und gar für Laien geschrieben und verständlich wäre. So steht der von Wilamowitz so sehr erstrebten Wirkung auf die ganze Breite der gebildeten Gesellschaft die Anlage seiner Bücher etwas im Wege.

Auch das hier angezeigte neueste Werk, der zweite Theil der einzigen erhaltenen geanbiosen Trilogie des Aischylos, dem der erste und dritte hoffentlich bald folgen werden, ist, trotzdem es für „Freunde der Poesie“ ganz allgemein, die ihm „die liebsten Leier“ sind, in erster Linie berechnet ist, doch derart, daß es sich schwerlich viele Nichtphilologen kaufen werden. Denn der deutschen Uebersetzung und der Einleitung, die beide musterhafte Leistungen gerade für diesen Leserkreis sind, ist der griechische Text mit kritischem Apparat und ein doch eben nur für Fachleute, im dritten Falle für ganz vereinzelte, philologisch oder gut gebildete Laien lesbarer sprachlicher, sprachlicher, metrischer Commentar von nicht weniger als 124 Seiten beigegeben. Der Preis, den der Weidmann'sche Verlag bei allerdings vorzüglicher Ausstattung nicht billig zu stellen pflegt, wird dadurch zu hoch, daß eine wirkliche Verbreitung des Buches über den Kreis der Philologen, die es brauchen, ausgeschlossen erscheint. Läge es nicht im Interesse des Publicums, des Gelehrten und des Verlegers gleichermaßen, eine zweite Ausgabe zu veranstalten, die, nur für die gebildeten Laien berechnet, lediglich die Uebersetzung und Einleitung enthielte? Vermuthlich wird sich U. v. Wilamowitz dagegen sträuben, desto energischer sollten der Verlegee und alle, denen der lebendige Verkehr der Modernen mit dem classischen Alterthum, der Grundlage unsrer Cultur, am Herzen liegt, dnenuf dringen, am diesen einzig dastehenden Verdeutschungen der griechischen Tragödie die breite und tiefe Wirkung möglich zu machen, die sie auszuüben ganz zweifellos, wie keine anderen, geeignet sind.

Vorläufig muß man sich damit begnügen, diese neue Uebersetzung wie die früheren (Aischylos' Agamemnon, Berlin 1885, Euripides' Hippolytos, Berlin 1891, Euripides' Herakles, Berlin 1895) dem gebildeten Publicum bei jeder Gelegenheit auf das wärmste zu empfehlen und die vielen Freunde, Schüler, Anhänger von Wilamowitz zu bitten, sie zu verbreiten. Ich kann aus eigener Erfahrung erklären, daß das Publicum sehr dankbar für solche Anregungen ist, und bin überzeugt, daß für die Abnahme seines Interesses für das Alterthum nicht allein das Publicum selbst und die Naturwissenschaften, sondern auch die Philologen in ihrer selbstgefälligen wissenschaftlichen Ueberhebung verantwortlich zu machen sind. Es gibt viele

Digitized by Google

Laien, die sich sehnen, zu lernen, und bei manchen von ihnen ist der Eifer und die Begeisterung für die Sache größer als bei dem Durchschnitt nicht nur der Gymnasiasten, auch der Studenten auf den Universitäten. Warum soll man diesen Wackeren nicht entgegenkommen?

Für einen raschen Genuß freilich ist auch diese Uebersetzung des „Opfers am Grabe" (nämlich Agamemnons) nicht geeignet. Der Gedankeninhalt des Dramas und seine Sprache, das Spröde, Alterthümliche, Fremdartige ist so stark, daß es auch der gebildete und empfängliche Leser nicht ohne eigene Arbeit überwinden kann. Aber verhältnißmäßig sehr leicht gemacht ist diese durch die trotz ihrer Knappheit erschöpfende, weit greifende und tief gehende Einleitung, die die Geschichte der Blutrache, ihre Läuterung und Ablösung durch Einfluß von Religion (Delphi) und Staat und die poetische Monumentalisirung dieses für die Gesittung grundlegenden Processes durch Aischylos in der Oreste in classischer Weise bespricht. Wem auch die strenge Größe der aischyleischen Poesie nicht aufgeht, der wird doch aus dieser Lectüre wenigstens eine große geschichtliche Anregung dankbar mitnehmen.

* Professor Nordenskiöld veröffentlicht, wie die „Köln. Ztg." meldet, einen von ihm erdachten Plan, der dahin geht, zum Schutze von Häfen u. s. w. statt der bisher üblichen festen Wellenbrecher schwimmende zu verwenden. Auf seinen Nordpolexpeditionen hat Frhr. v. Nordenskiöld, wie er schreibt, die Erfahrung gemacht, daß das schwimmende Treibeis einen äußerst beruhigenden Einfluß auf hohen Seegang ausübt. Schon bei seiner ersten Expedition nach Spitzbergen im Jahre 1858, die er mit einem ganz kleinen Fahrzeug ausführte, bemerkte er, daß der hohe Seegang, dem die Expedition schon gleich nach dem Verlassen der norwegischen Küste ausgesetzt war, bedeutend abnahm, als sich das Schiff der Bären-Insel näherte, wo man zerstreut liegendem Treibeise begegnete. In eisbedeckten Meerestheilen hörte der Wellenschlag gänzlich auf. Schon eine geringe Menge von Treibeis dämpfte den heftigsten Seegang. Dieser Umstand hat schon früher Anlaß zu Versuchen mit schwimmenden Wellenbrechern gegeben; doch waren diese zu groß, so daß sie sich nur schwer verankern ließen und in mehreren Fällen sogar wegtreibend in dem Hafen, den sie schützen sollten, Schaden anrichteten. Wie Nordenskiöld glaubt, besteht die Wirkung des Treibeises auf den Seegang darin, daß die Woge von jedem Eisstück, dem sie begegnet, sowohl Veränderungen der Geschwindigkeit wie des Umfanges und der Richtung erleidet. Erweisen sich diese Betrachtungen als richtig, so müssen die kolossalen schwimmenden Wellenbrecher, mit denen man früher Versuche gemacht hat, durch eine große Anzahl verhältnißmäßig kleiner Flöße ersetzt und vor dem Hafen, den sie schützen sollen, in mehreren unregelmäßigen Reihen verankert werden. Nach den Nordenskiöld'schen Erfahrungen würden die schwimmenden Wellenbrecher aus Eisenblech mit wenig Tiefgang und mit einer glatten Unterfläche herzustellen sein.

* **Tübingen.** Bei der philosophischen Facultät habilitirte sich Dr. Macquart mit einer Probevorlesung über „Volksepos und Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung des iranischen Nationalepos".

* **Berlin.** Die „Nat.-Ztg." bestreitet die Nachricht, daß für die Stelle du Bois-Reymonds eine neue, dritte Vorschlagsliste gefordert worden sei; es besteht vielmehr noch die zweite, auf der sich außer Heem. Munk (Berlin), Kossel (Marburg) und Bunge (Basel) auch Prof. W. Engelmann in Utrecht befindet, der, wie es scheint, am meisten Aussicht auf Berufung hat. — Der Lector des Suaheli am Orientalischen Seminar, Hr. Velten, kündigt für diesen Sommer noch Vorlesungen über unsre südwestafrikanische Heerdensprache an.

a.o. **Berlin.** In der Sitzung der „Juteressenvereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" vom 24. April sprach Prof. Dr. Biermer (Münster) über „Die englische Arbeiterbewegung im Vergleich zur deutschen". Beentano, dessen grundlegendes Werk das deutsche Publicum mit diesem Thema genauer bekannt gemacht, hat zuerst das Aufsteigen des Arbeiterstandes untersucht, und das Princip der Associationsfreiheit hat in ihm und seiner Schule warme Vorkämpfer gefunden. In England wirkten diese Werke wie ein Stimmius und, das Versäumte nachholend, schuf man jenseit des Canals eine große Literatur über die Arbeiterbewegung. Die optimistische Anschauung der Arbeiterbewegung hat zur Nachprüfung der thatsächlichen Verhältnisse herausgefordert und eine Reihe industrieller Verbände haben sich eingehend mit dem Studium jener Bewegung beschäftigt. Je nachdem die in die britischen Industriecentren entsandten Berichterstatter die Bewegung vom Standpunkt der steigenden oder sinkenden Conjunctur aus betrachteten, oder mit mehr oder weniger Objectivität verfuhren, lauteten ihre Urtheile verschieden. In den letzten 5 Jahren nun hat die englische Arbeiterbewegung andere Bahnen eingeschlagen als die englischen und deutschen Autoritäten vorhergesagt. Man muß sich vor dem Fehler hüten, den wirthschaftlichen Glanz Englands zu überschätzen, und nicht übersehen, daß Deutschland andere Bahnen in politischer und socialer Beziehung zu wandeln hat als England, da die deutsche Auffassung von Staat und Volkswirthschaft verschieden von der englischen ist. Die kraftvolle sociale Gesetzgebung Deutschlands, wie ebenso muthvolle als erfolglose Versuche, gegen weltwirthschaftliche Gestaltung und Entwicklung anzukämpfen, verbieten eine blinde Nachahmung. Die Chartistenbewegung scheiterte wegen ihrer politisch revolutionären Natur, legte aber den Grund zur Idee socialer Association. Die Gründung von Unterstützungscassen, Genossenschaften und Gewerkvereinen wirkte wohlthätig und besserte die Lage der Betheiligten. Eine unzweifelhafte sociale Hebung der englischen Arbeiterschaft trat damit ein, aber ein neuer Geist, etwa durch Carlyle oder christlichen Socialismus beeinflußt, macht sich nicht bemerkbar. Sombart nimmt an, daß der nüchterne geschäftsmäßige Charakter der englischen Gesellschaft ein socialreformatorisches Streben gar nicht zulasse; alles sei Berechnung neu Capital und Arbeit. Die besseren Arbeiterelemente haben sich eine befriedigende sociale Ordnung geschaffen, aber durchaus nicht für die Allgemeinheit, sondern nur für einen Theil der Arbeiterschaft. Dies wird in Deutschland übersehen. Nach langen und schweren socialen Wirren hat sich drüben eine Scheidung der besseren Elemente vollzogen, eine „Aristokratie der Arbeiterschaft" ist entstanden, diese bildet den Kern der Trade-Unions. Von nun an tritt die geschlossene Berufsgenossenschaft statt des einzelnen Arbeiters in den Lohnkampf ein. Das größte wirthschaftspolitische Product der Trade-Unions bilden die Einigungskammern. In diesen im Wege der socialen Selbstverwaltung geschaffenen Einigungskammern sitzen Arbeiter und Arbeitgeber an einem Tische zur friedlichen Schlichtung von Streitfragen; so entstand ein modernes Arbeiterrecht. Eine sichere und ruhige Entwicklung der Einigungsämter ist die Folge der Aufhebung des Coalitionsverbots. Die Enquete über Arbeitsverhältnisse von 1891—1894 hat festgestellt, daß sich seit den 40er Jahren die Lage der englischen Arbeiterschaft wesentlich und andauernd gebessert hat, woraus sich ergibt, daß die Lage der coalirten Arbeiter sich bessern kann auch ohne staatliche Hülfe. Der Grundsatz „the poor—poor" hat durch die Enquete einen neuen lästigen Stoß erlitten. Der den Kern der Trade-Unions bildenden Aristokratie der Arbeiter steht denn freilich der nicht coalirte arme Arbeiter — und $^4/_5$ der gesammten englischen Arbeiter sind arm — gegenüber; bei ihm findet man Arbeitslosigkeit, Mussenelend, Ueberstunden ꝛc. Die Reform der Gewerkvereinigung vollzog sich in der Zeit von 1850 bis 1880, einer Periode glänzender nationalökonomischer Entwicklung Großbritanniens; in dieser Periode steigender Conjuncture für die englische Industrie konnten die Unternehmer Concession auf Concession machen. So wuchsen Macht und Wohlstand der Trade-Unions und diese spielen heute eine große Rolle in den politischen Parteikämpfen Englands. Die Arbeiteraustretung ist diplomatisch sehr gewandt, sehr glatt nach oben und sehr exclusiv nach unten. Man hat es also nicht mit einem socialen Frieden, sondern mit einem socialen Waffenstillstand zu thun. Während nun bei steigender Conjuncture die Unternehmer große Concessionen machen konnten, ist das Ergebniß des Lohnkampfes bei sinkender Conjuncture meist ungünstig für die streikenden Arbeiter, und da die Conjuncture der britischen Industrie im allgemeinen seit zwei Jahrzehnten sinkt, so hat die Zahl der verlorenen Strikes beträchtlich zugenommen. Von 1870—1880 haben ca. 2250 Arbeitseinstellungen stattgefunden, die allein den Trade-Unions 102 Millionen gekostet haben. Die stetige Zunahme der erfolglosen Strikes begünstigte die Bildung communistischer Anschauungen bei der englischen Arbeiterschaft. Auf dem Gewerkvereinscongreß zu Liverpool 1890 wurde die Nationalisirung oder Communalisirung von Grund und Boden, auf dem letzten Congreß zu Cowdueg dasselbe mit überwältigender Majorität gefordert und von der Halfpennypresse unterstützt. Durchaus ins socialdemokratische Lager übergegangen ist die englische Arbeiterschaft jedoch noch nicht, dazu ist das englische Volk volkswirthschaftlich zu gut durchgebildet. Aber es läßt sich eine gewisse Radicalisirung der Ansichten nicht leugnen, und je mehr die commercielle und industrielle Weltstellung Englands erschüttert wird, umso mehr werden die Arbeitgeber gedrückt werden.

Digitized by Google

Die englische Presse steht den Strikes sympathielos gegenüber, wie der nüchterne, geschäftsmäßige Sinn der Engländer die Strikes überhaupt als Marktfrage betrachtet. Während sich die englische Arbeiterschaft so infolge ungünstiger Conjunctur dem Anticollectivismus zuneigt, ist in Deutschland bei günstiger Conjuncture ein Wachsen der realen Anschauung zu bemerken. Das socialdemokratische Programm hat eine gewisse Mauserung durchgemacht. Man hat das eherne Lohngesetz fallen lassen, man hat zugegeben, daß die Lage der Arbeiter sich verbessern kann, man hat damit die Grundzüge des Marxismus fallen lassen. Ein großer Fehler ist, daß man in Deutschland sich nicht von einer gewissen Voreingenommenheit gegen die Arbeiterassociationen befreien kann, man sollte Strikes ebenso wie in England als Marktfrage behandeln, die Presse müßte den Strikes ganz neutral gegenüberstehen. Leider haben unsre Arbeiter kein so ausgebildetes volkswirthschaftliches Verständniß wie die englischen. Die Lehren der Socialdemokratie machen eine Entwicklung vernünftiger volkswirthschaftlicher Ideen unmöglich; unsre Arbeiterassociationen haben keine ausreichende Organisation, da die besseren Elemente, die allein zur Organisation befähigt sind, sich noch nicht gesondert haben. So ist auch die Wirkung der Einigungsämter in Deutschland ungenügend. Thatsache ist: einer geschlossenen Vereinigung der Arbeiter stehen immer schärfere Associationen der Arbeitgeber gegenüber. Bei steigender Conjuncture werden die Arbeiter den Vortheil haben, bei sinkender die Arbeitgeber, wie auch bei sinkender Conjunctur die Aussperrungen zunehmen werden. Socialer Friede ist nicht zu erreichen und nicht unbedingt nothwendig. Socialer Waffenstillstand ist ein Marktzustand, eine naturnothwendige Erscheinung in industriellen Kreisen. Dies wird allgemein verstanden werden, wenn wir unsre gesammte Bevölkerung zu volkswirthschaftlichen Anschauungen erziehen. — Eine lebhafte Discussion folgte den Ausführungen des Vortragenden.

* **Wien.** Der ehemalige Rector an der hiesigen Universität, Hofrath Prof. Anselm Ricker, feiert im Juli dieses Jahres sein goldenes Priesterjubiläum.

* **London.** Die zweite internationale Bibliothekarconferenz wird hier unter dem Vorsitz Sir John Lubbocks vom 13. bis 16. Juli stattfinden. Die bedeutendsten Bibliotheken werden auf der Conferenz vertreten sein. Neben den Vorträgen soll der Erörterung bibliothekwissenschaftlicher Gegenstände genügende Zeit gewährt werden.

* **Paris.** Professor Koch schickte Proben seines neuen Serums gegen Schwindsucht an die hervorragendsten Pariser Bakteriologen. Der „Matin" befragte einige dieser Gelehrten um ihre Meinung. Dr. Raux, der selbst auf diesem Gebiete Forschungen macht, hat mit der Sendung Kochs noch keine Versuche angestellt, sondern bloß die Ausführungen des deutschen Gelehrten gelesen. Er zweifelt nicht an Kochs Versicherung, daß er die vollständige Immunisirung des Meerschweinchens erreicht habe, und bezeichnet dies als ein neues und sehr wichtiges Ergebniß. Er lobt auch Kochs Ansicht, daß er das neue Serum noch nicht als Heilmittel gegen die Schwindsucht des Menschen hinstelle, weil es hiefür noch an den nöthigen Versuchen fehle. Weniger günstig urtheilt Dr. Cornil. Ihm scheinen die Ausführungen Kochs unklar und unvollständig. Nach Kochs eigenem Bekenntniß habe er keine Heilung, sondern nur eine Besserung leichter Fälle localer Tuberkeln erzielt. Cornil erinnert sich noch mit Schmerzen daran, daß er dem 18jährigen Sohn eines Collegen auf das Verlangen seines Vaters das erste Tuberkulin Kochs einimpfte und der junge Mann drei Wochen darauf starb. Cornil sagt, die große Schwierigkeit für die Heilung der Schwindsucht sei, daß die Kranken ihres Zustandes erst bewußt werden und den Arzt consultiren, wenn die Krankheit bereits weit fortgeschritten. Er glaubt auch, daß das Heilmittel gegen den Typhus eher werde gefunden werden, als das gegen die Schwindsucht. — Nach einer Mittheilung an die Académie des sciences hat der belgische Physiker Prof. de Heen in Lüttich die Entdeckung gemacht, daß, entsprechend den bekannten Kathodenstrahlen von Lénard und Crookes, auch von der Anode ähnliche Strahlen ausgehen, deren Eigenschaften noch nicht genauer untersucht sind.

* **Wien.** Am 23. April beschloß das kais. Archäologische Institut sein Wintersemester mit der üblichen feierlichen Sitzung, welcher nun seiten der deutschen Botschaft Legationsrath Graf Pückler, von der italienischen Regierung der Unterrichtsminister Giantuca und Hr. Baenabei beiwohnten. Nachdem der Vorsitzende, Prof. Petersen, der Theilnahme an dem, was in diesen Tagen Rom bewegte, Ausdruck gegeben, auch Wohlthätern der römischen Institutsbibliothek seinen Dank ausgesprochen hatte, nahm Hr. Gamurrini das Wort zur Besprechung archäologischer Funde aus umbrischem Fundgebiete. Nach ihm sprach Hr. Haetwig über ein technisches Verfahren der griechischen Vasenmaler. Zum Schluß berichtete Prof. Petersen über die in dem Buche von Dörpfeld-Reisch niedergelegte Lehre über die antike Bühnenanordnung.

* **New-York.** Mr. Frye hat beim Senat der Vereinigten Staaten einen Antrag auf Gründung einer nationalen Akademie gestellt. Sie würde der Sammlung und Förderung neuer Entdeckungen und der Vervollkommnung von Künsten und Wissenschaften gewidmet sein und fünf Abtheilungen erhalten für folgende Gebiete: 1. Gesetzgebung und Literatur, 2. Inschriften, Alterthumswissenschaft und schöne Literatur, 3. Naturwissenschaften, 4. schöne Künste, 5. Moral- und politische Wissenschaften. Die Akademie soll 100 Mitglieder und 50 beigeordnete auswärtige Mitglieder erhalten, wozu noch 100 amerikanische und 200 auswärtige correspondirende Mitglieder treten sollen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. Adolf Wagner: Unternehmergewinn und Arbeitslohn, Rede. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1897. — Friedrich Naumann: Nationalsocialer Katechismus. Berlin, Bruffet u. Kundt. — Paul Ritsche: Die Handschriftendeutung im wahren Lichte und ihre Hinfälligkeit. Berlin, E. Schwartz 1897. — Marie Prescott: Essays, Dichtung. Petersburg und Leipzig, G. Heckenasts Nachf. 1897. — J. M. v. Saeltl: Echotöne, nachgelassene Gedichte. Freiburg i. Br., Fr. Wagner 1897. — Dr. med. F. Krüger: Beiträge zum Umsturz der Lehre vom Blutkreislauf. Stuttgart, Hobbing u. Büchle 1897. — Bericht über die 4. Versammlung deutscher Historiker. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — B. Manassewitsch: Die Kunst, die russische Sprache zu erlernen. 4. Aufl. Dr. H. Werner: Die Kunst, die lateinische Sprache zu erlernen. 2. Aufl. (Bibliothek der Sprachenkunde. 4. u. 18. Th.) Wien ꝛc., A. Hartleben. — Immermanns ausgewählte Werke, mit Einleitung von Franz Muncker. Bd. 3 u. 4. Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte, hggb. u. erläutert v. Wilhelm Fielitz. Bd. 1. (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Dr. Otto Kunzemüller: Die Freimaurerei und ihre Gegner. Hannover, Adolf Sponholz 1897. — Marcellus Emants: Monte Carlo, Roman. Autorii. Uebers. aus d. Holländ. (Sammlg. moderner Belletristik ausländ. Autoren I., 12). Leipzig, Reb. Friese. — Dr. Heinrich Hirsch: Socialpolitische Studien. Berlin, R. L. Prager 1897. — Anton Deutsch: Rückblicke auf die Entwicklung der ungar. Volkswirthschaft i. J. 1896. (S.-A. a. d. „Pester Lloyd".) Budapest, P. Lloyd-Ges. 1897. — Franz Keentler: Die elektrodynamischen Grundgesetze und das eigentliche Elementargesetz. Ebd. 1897. — *Pietro Orsi:* Breve storia d'Italia. (Manuali Hoepli Ser. scientif. 250.) Milano, Ulrico Hoepli 1897. — *Tiro federal Argentino*, reglamento y programa. Buenos Ayres, Landreau e. Cn. 1897. — Dr. Fr. Lentsch: Rede zur Eröffnung der 48. Generalversig. des Vereins f. siebenbürg. Landeskunde. Hermannstadt, W. Krafft 1897. — Dr. Karl Reisse: Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Heft 8. Kempten, Jos. Kösel. — Erich Wulffen: Tasso in Darmstadt, Lustspiel. Chemnitz, Martin Wölz 1897. — Dr. med. W. Hübner: Entstehung und specifische Heilung der Pockenkrankheit ohne Narben. Leipzig, Otto Weber 1897. — Historische Zeitschrift, begr. von Heinrich v. Sybel, hggb. von Friedrich Meinecke. N. F. Bd. 42. Heft 3. München und Leipzig, R. Oldenbourg 1897. — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, hggb. von Dr. Heinrich Braun. X. Bd. Heft 3. Berlin, Karl Heymann 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 119. Band. Neuntes Heft.

Inhalt: Lorenz Albrecht. Der Verfasser der ersten deutschen Grammatik. II. (Schluß.) — Kritische Nachlese zu Treitschke's deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert. — Ein Quellenwerk zur Geschichte des römischen Missale. — Oesterreichische Zeitläufe. Die Wahlen. Die Krise. Die neue Sprachenverordnung. — Zeitläufe. Der neue „Dreibund" nach dem griechischen Kriege? — Luis Coloma's spanische Sittenbilder. — Die Entwicklung des Cardinalats. (6765)

Jahrgang 1897. München, Samstag, 1. Mai. Nummer 97.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XXIII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXIII.

„America, thy name is opportunity."
Emerson.

New-York, 10. April. Wir sind in unsrer Darlegung der amerikanischen Verhältnisse bis zu dem Punkt gekommen, wo der in der Einrichtung des Parochialsystems und der Schulen gezeitigte Gegensatz zwischen dem „Amerikanismus" und dem hauptsächlich von den „Foreigners" getragenen Ultramontanismus durch die Gründung und Entwicklung der „katholischen Universität" in Washington sich aufs äußerste verschärfte und jene Krisis herbeigeführt wurde, welche — vorläufig — mit der Amtsentsetzung des Rectors Msgr. Keane ihren Abschluß gefunden hat. Sehen wir zunächst, wie dies Institut der „Catholic University" entstanden ist, welches der „Buffalo'er Volksfreund" (1895, Mai 3) als eine der schlimmsten Brutstätten des Nativismus und als Nährboden der giftigen Pflanze des Fremdenhasses bezeichnet hat.[2])

Das zweite Plenarconcil zu Baltimore hatte bereits im Jahre 1866 die Errichtung einer katholischen Universität in Nordamerika in Betracht gezogen und eingehend verhandelt.

Von Anfang an hatten die Jesuiten die Ueberzeugung, diese Universität werde und müsse ihnen angehören. Sie entwarfen einen Plan für diese Gründung, welche in New-York vor sich gehen sollte, und ließen sich namhafte Geldmittel für diesen Zweck in Aussicht stellen. Man wird das natürlich ultramontanerseits auch mit Bestimmtheit ableugnen; fügen wir also gleich hinzu, daß diese Angabe sich auf die durchaus bestimmten und detaillirten Erklärungen stützt, die der damalige Provincial der Jesuiten, P. Fulton, 1887 einer Persönlichkeit abgab, welche uns bekannt ist, welche wie aber nicht nöthig finden zu nennen.

Indessen hatte das dritte Plenarconcil von Baltimore 1884 entschieden und Papst Leo XIII. ausdrücklich bestimmt, die zu errichtende Universität solle keinem religiösen Orden ganz übergeben, sondern auf alle Zukunft den Bischöfen der Vereinigten Staaten unterstellt werden: unter ihrer Leitung solle sie allen Ordens- und Weltgeistlichen, überhaupt dem gesammten Klerus wie dem katholischen Laienelement der Vereinigten Staaten, sowie der ganzen übrigen Welt offen stehen und zwar sowohl hinsichtlich der Studirenden als der Lehrer.

Die Jesuiten sehen in dieser Entscheidung einen gegen ihren Orden gerichteten Schlag, und es war begreiflich, daß ihnen und ihren Freunden diese katholische Universität von da verdächtig und unbequem war.

Der Papst bestätigte durch eine formelle Approbation den Beschluß des Episkopats, nach welchem die neue Universität in Washington gegründet werden sollte. Die Hauptstadt der Vereinigten Staaten war ausdrücklich deßhalb zum Sitz dieser Lehranstalt gewählt worden, weil man derselben einen nationalen Charakter und einen Einfluß im nationalen Sinne geben wollte. Der Cardinal Mazzella, welchee im Auftrag des hl. Stuhles die amerikanischen Angelegenheiten bearbeitet hatte, erklärte im Jahre 1886 Msgr. Ireland und Msgr. Keane auf das bestimmteste, die Universität solle nach Washington verlegt werden und die Existenz der sogenannten Jesuitenuniversität in Georgetown dürfe dem nicht entgegenstehen, indem diese angebliche Universität nur aus einer Knabenschule bestehe, und die daneben existirenden Medicin- und Rechtsschulen in gar keiner organischen Beziehung zu ihr, ja sozusagen ganz unter der Leitung nicht katholischer Facultäten stünden.

Gleichwohl blieb diese Jesuitenuniversität zu Georgetown ein Hauptargument gegen die Entscheidung des Papstes und der Bischöfe und ward fort und fort von den Jesuiten und deren Freunden als ein Beweis für die Ueberflüssigkeit der Neugründung in Washington angeführt.

Der zum Rector der letztern erwählte Msgr. Keane und der Erzbischof Ireland als Mitglied des Directorialraths wurden 1886 von diesem nach Rom entsandt, um dem hl. Stuhl das Ergebniß ihrer Berathungen hinsichtlich der zu gründenden Universität vorzulegen. In Rom angelangt, fanden sie dort, wie wir schon erwähnt haben, den Rev. M. Abbelin, Priester der Diöcese Milwaukee, vor, welcher im Auftrage einer Anzahl deutscher Geistlicher dorthin geschickt war, um die Interessen der deutschen Einwanderer zu vertreten. Das von diesem Reverend der Congregation der Propaganda vorgelegte Promemoria klagte alle „irischen" Bischöfe in den Vereinigten Staaten an, daß sie die Deutschen in ihren Sprengeln ungebührlich vernachlässigten, und verlangte, wie wir sahen, eine eigene kirchliche Organisation für die katholischen Deutschen der Union. Die beiden amerikanischen Bischöfe stellten dem Präfecten der Congregation vor, daß diese alle Bischöfe der Vereinigten Staaten angehende Anklage nicht im geheimen und ohne Benachrichtigung derselben verhandelt werden dürfe; sie verlangten demnach eine Abschrift der Anklageschrift, um sie den Bischöfen vorzulegen. Der Cardinalpräfect erkannte diese Forderung als billig an und gab ihnen Abschrift der Denkschrift, die dann gedruckt und den Bischöfen zugestellt wurde. In Erwartung der Antwort derselben legten Ireland und Keane der Propaganda zunächst

---

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 73 vom 1. April d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

[2]) Ueber die Universitäten Nordamerika's bringt die Schrift des Jesuiten Athanas. Zimmermann, „Die Universitäten in den Vereinigten Staaten Amerika's. Ein Beitrag zur Culturgeschichte." Freiburg i. Br. 1896, manche dankenswerthe Nachweise.

eine Gegendenkschrift vor, welche die Sachlage nach ihrer Auffassung vortrug und die von der geforderten Organisation zu erwartenden Nachtheile auseinandersetzte. Die Antworten der Bischöfe bewegten sich in gleicher Richtung, worauf der hl. Stuhl die vom Rev. Abbelin vorgebrachten Anschuldigungen als unbegründet zurückwies, die geforderten Sondereinrichtungen für die Deutschen als der Sache der Religion nicht förderlich ablehnte und Hr. Abbelin unverrichteter Dinge über den Ocean heimkehrte.

In dieser Angelegenheit waren Msgr. Ireland und Msgr. Keane sich bewußt, in keiner Weise aus Abneigung gegen die Deutschen und insbesondere gegen das deutsche Element in den Vereinigten Staaten gehandelt zu haben. Oft genug glaubten sie in ihren Diöcesen ihre Zuneigung und ihre Werthschätzung den eingewanderten Deutschen gegenüber an den Tag gelegt zu haben. Sie hatten dieselben stets aufgemuntert, ihrer Muttersprache und ihren heimathlichen Gewohnheiten treu zu bleiben und sie ihren Kindern zu lehren. Sie waren sich nur bewußt, im Einklang mit dem ganzen nordamerikanischen Episkopat und dem hl. Stuhle selbst den extravaganten und unheilvollen Forderungen einer Clique beschränkter Geister zu widerstehen, welche ganz im Gegensatz mit den unwiderstehlich und allgemein wirkenden Gesetzen die Mischung und organische Verbindung der eingewanderten deutschen Jugend mit dem amerikanischen Volk verhindern wollten, Leuten, welche die verrückte Behauptung aufstellten, wenn die jungen deutschen Amerikaner englisch redeten oder gar die Kirchen der englisch redenden Katholiken besuchten, würden sie Schiffbruch an ihrem Glauben leiden! Dem gegenüber war es die Meinung der Bischöfe, daß, da diese eingewanderte Bevölkerung in der zweiten oder dritten Generation ja doch unfehlbar einen integrirenden Bestandtheil des amerikanischen Volkes bilden und nur noch englisch reden werde, sie sich jetzt schon damit durchdringen müsse, daß sie einstmals auch beim Gebrauch der englischen Sprache ebenso gut wie bisher Kinder der katholischen Kirche bleiben würden.

Msgr. Ireland und Msgr. Keane hatten in diesem Sinn in Rom gesprochen und geschrieben, nicht aus Haß gegen die deutsche Nationalität, sondern aus verständiger Beurtheilung der Lage und der Zukunft der eingewanderten Deutschen heraus, und weil sie sich in der That durch die besondere Verumständung, in die sie sich gestellt sehen, berufen und verpflichtet erachtet hatten, in solcher Weise vorzugehen. Aber dies ihr Vorgehen verschaffte ihnen den Ruf erbitterter Feinde der deutschen Race, ihrer Sprache und ihrer Gepflogenheiten. „Gott weiß," sagte uns einer dieser Herren, „welch eine Verleumdung und Ungerechtigkeit dieser Vorwurf war." Aber die Verleumdung machte ihren Weg und schuf den beiden Bischöfen nicht bloß, sondern auch ihrem Werke, der Washingtoner Universität, eine tiefe und bittere Feindschaft.

Die Universität ward im November 1889 endlich und zwar zunächst mit der theologischen Facultät eröffnet, auf welche fünf Jahre lang diese neue Hochschule beschränkt blieb — bekanntlich haben auch die in Frankreich und anderwärts seit 1870 gegründeten „katholischen Universitäten" es nirgend zu allen vier Facultäten gebracht. Die meisten mußten sich mit einer oder zwei Facultäten zufrieden geben, was immerhin mehr ist, als das absolute Nichts, welches die ultramontane Partei in Deutschland zustande gebracht hat, nachdem sie dort schon seit Anfang der sechziger Jahre mit dem großen Plan einer katholischen Universität schwanger geht. An der theologischen Facultät zu Washington waren zunächst zwei Deutsche (die Dr. Schröder und Pohle), ein Schweizer, zwei Franzosen, ein Belgier, ein Irländer und ein Amerikaner angestellt; man konnte demnach nicht behaupten, daß sie es an Internationalität fehlen lasse; ja, daß das deutsche Element in der angegebenen Weise bedacht war, war nach Maßgabe der in Betracht kommenden Persönlichkeiten der unglücklichste Griff, den man begehen konnte. Im dritten Jahre kamen noch vier Amerikaner hinzu: es schien eine Zeit lang, als ob diese verschiedenen Elemente sich vortrefflich vertrügen, und der Rector konnte meinen, daß er und seine Professoren ein Herz und eine Seele bildeten.

Nun aber kam der Schulstreit aus Anlaß der Vereinbarung, welche, wie wir gesehen, Msgr. Ireland hinsichtlich der Schulen von Faribault und Stillwater mit den staatlichen Behörden geschlossen hatte. Das Halloh, welches die dem Erzbischof von S. Paul feindliche Presse aus diesem Anlaß anschlug, mußte glauben machen, sein Vorgehen sei ganz unerhört und diese Convention mit der staatlichen Schulbehörde sei Irelands persönliche Erfindung. Und doch gab es seit fünfundzwanzig Jahren schon in verschiedenen Diöcesen derartige Vereinbarungen, und in dem Augenblick, wo Msgr. Ireland seinen Vertrag abschloß, zählte man nicht weniger als dreizehn Diöcesen, wo eine ähnliche Uebereinkunft bestand, ohne daß sie Gegenstand irgend welchen Angriffes war und ohne daß man von einer Schädigung des religiösen Lebens bei den in diese Staatsschulen gehenden Kindern gehört hatte. Jetzt hieß es auf einmal, Ireland wolle alle katholischen Pfarrschulen abschaffen oder sie in Staatsschulen umwandeln. Diese crasse Verleumdung wurde wie ein Evangelium geglaubt und der Erzbischof von S. Paul sah sich, wie wir schon erzählten, bald auf der ganzen Linie der deutsch-jesuitischen Presse als Archiketzer verschrieen. Die Broschüre des Prof. Bouquillon über die Unterrichtsfrage, deren wir in unserm vorigen Brief eingehend gedacht, gab den Anlaß, daß der ganze Groll der Partei sich jetzt gegen die Washingtoner Universität wandte, welche von der gesammten jesuitischen Presse als „eine Schule des Liberalismus" ausgeschrieen wurde. Sie suche, hieß es, den Glauben in den Vereinigten Staaten zu untergraben: Ireland, Keane und die Universität fingen dies teuflische Werk damit an, daß sie das katholische Erziehungssystem zerstörten. Die Anklage war an sich so thöricht wie möglich. Die „katholische Universität" in Washington hatte keine raison d'être, wenn sie nicht als Abschluß und Krönung des gesammten katholischen Unterrichts- und Erziehungswesens erschien. Konnte man wohl vernünftigerweise ihren Häuptern den Gedanken unterstellen, sich selbst durch einen Angriff auf dies System den Boden unter den Füßen wegzuziehen? Aber so thöricht die Anklage war, so ersichtlich sie einer hervorragenden Beschränktheit des Geistes entsprang, sie fand Glauben und mit ihr fanden die seltsamsten und schamlosesten Verdächtigungen Eingang in die große Zahl einfältiger Gemüther, welche den von gewissenlosen Agitatoren in die Masse hineingeworfenen Schlagwörtern nur zu gern anhängen.

Ein neuer Feind der Universität und ihres Rectors trat jetzt auf den Plan. Die „Civiltà cattolica" war unvorsichtig genug, zu verrathen, daß es der Erzbischof Corrigan von New-York gewesen sei, der den Jesuiten P. Hotaud zu seinem Angriff auf Prof. Bouquillon und die Universität angeregt und die Druckkosten seiner Schrift getragen habe. Corrigans Vorgänger, Msgr. McCloskey, war seinerzeit mit der Cardinalswürde ausgezeichnet worden, welche Msgr. Corrigan vergebens für sich erwartete. Statt seiner erhielt die Union einen Cardinal in der Person Msgr. Gibbons'. Von dem Augenblick an sah der Erzbischof von New-York seinen Collegen in Baltimore mit wenig günstigen Augen an. Neid und Mißgunst gegen die eigenen Mitbrüder im Priesterthum sind schon seit den

Tagen des großen Heidenapostels, der in Korinth etwas davon zu erfahren hatte, die besonderen Standessünden des Klerus gewesen. So war es früher, so war es heute, wo uns der Anblick auch nicht erspart ist, daß die ganze Bosheit priesterlichen Hasses sich vor allem denjenigen gegenüber geltend macht, welche es durch Talent und Arbeit etwas weiter gebracht haben, als das Commune martyrum ultramontaner Mittelmäßigkeit. Als die Universität in Washington, also in der Erzdiöcese Baltimore, gegründet wurde, erklärte Msgr. Corrigan, er werde, obgleich Mitglied des Directionsraths, sich in keiner Weise an diesem Unternehmen betheiligen. Er konnte es eben nicht vergessen, daß sein Plan der Errichtung einer Universität in New-York unter Leitung der Jesuiten dadurch vereitelt worden war, daß der Papst auf entsprechende Vorstellungen hin verboten hatte, irgend eine neue Hochschule zu errichten, bevor die Washingtoner völlig ausgebaut und mit allen Facultäten eingerichtet wäre. In Folge dieser Entscheidung trat Corrigan aus dem Board der Directoren aus, wurde aber von dem Papst, welcher keinen Zwist unter den Bischöfen aufkommen lassen wollte, gezwungen, wieder in demselben seinen Sitz einzunehmen. Man kann nicht behaupten, daß diese Nöthigung den Erzbischof von New-York der Sache günstiger gestimmt hätte; und man kann es begreifen, daß dieser Kirchenfürst, tief verdrossen und geärgert, sich auf Seite der Gegner Irelands und der Universität stellte, ja die Führung im Kampfe gegen dieselbe übernahm.

In der Universität selbst ging nunmehr die Einigkeit gleichfalls in die Brüche.

In der ersten officiellen Sitzung des Lehrkörpers 1889 hatten die Professoren einstimmig folgende Grundsätze aufgestellt und angenommen:

a) Wir bilden eine Universität, welche die Harmonie zwischen der Theologie und der wissenschaftlichen Forschung auf allen Gebieten anerkennt und für möglich hält.

b) Wir bilden eine katholische Universität, und unsre Lehre kann daher den Lehren der Kirche niemals entgegengesetzt sein.

c) Wir bilden, nach dem amtlichen Ausdruck, „die katholische Universität Amerika's." Unser Unterricht kann daher niemals im Gegensatz zu den Institutionen und den Grundanschauungen unsres Landes stehen.

d) Die göttliche Vorsehung hat uns in der Neuen Welt und zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts zusammengeführt; wir haben daher gar nichts mit den Streitfragen zu thun, welche die Katholiken der Alten Welt getrennt haben.

Solange alle Mitglieder des Lehrkörpers an diesen Grundsätzen festhielten, ging die Sache gut.

Als aber die Controverse über die Schule aufkam, traten die beiden deutschen Professoren Schröder und Pohle auf die Seite der Gegner Bouquillons und der Universität. Man konnte die Freiheit der Ueberzeugung noch so hoch halten, man mußte es aber andrerseits bedauerlich finden, daß diese beiden Mitglieder des Lehrkörpers der Hochschule gemeinsame Sache mit einer Partei machten, der in ihrer Polemik kein Mittel der Verdächtigung zu schlecht war. Die deutsch-ultramontane Presse, sowohl in Amerika als in Deutschland selbst, ward von diesen Herren reichlich in ihrem Sinne bedient und bearbeitet und pries bald unisono die beiden Professoren als die alleinigen Vertreter der Orthodoxie an der Washingtoner Universität und als ganz auserlesene Werkzeuge in der Hand der Vorsehung. Das war natürlich, denn diese Artikel waren von den beiden Herren selbst geschrieben oder inspirirt. So sah sich die junge katholische Universität und mit ihr bald die amerikanische Kirche in die häßlichsten Händel der kirchlichen Parteien des alten Continents hineingezogen.

Es ist hier der Ort, um den Leser mit diesen beiden Kirchenlichtern etwas näher bekannt zu machen.

Von Hrn. Pohle ist im Grunde gar nichts zu sagen, als daß er einen Appendix zu Schröder bildete und ihm aufs treulichste auf allen seinen Kreuz- und Querspringen folgte. Er muß indessen ein wunderthätiger Mann sein, da es ihm trotz dieser Antecedentien und seiner völligen Bedeutungslosigkeit gelungen ist, seither auf eine Professur an der Akademie zu Münster berufen zu werden, wo er neben dem in der Topographie des Jenseits so rühmlich bewanderten Prof. Bautz jedenfalls gute Figur macht.

Anders steht es mit Hrn. Schröder. Dieser edle Sohn der Rheinprovinz hat, nachdem er als junges Bürschchen in Neuß relegirt worden war, seine Studien bei den Jesuiten in Rom gemacht. Zum Priester geweiht, gab er seinen Namen her für ein von einigen anderen Herren in Trier fabricirtes Buch, in welchem „der Liberalismus in der Kirchengeschichte", verkörpert in einem bekannten Lehrbuch der Kirchengeschichte, verklagt und verketzert wurde. Mit dieser Heldenthat verband er, als der angegriffene Verfasser es nicht einmal der Mühe werth fand, ihm den wohlverdienten Fußtritt zu geben, die weitere, dessen Lehrbuch durch seinen Bruder, den am Collegium Germanicum in Rom wirkenden Jesuiten Schröder, bei der Indexcongregation denunciren zu lassen. Die schönen Seelen, welche hier in gemeinsamer Niedertracht zusammenarbeiteten, erreichten zwar ihren Zweck nicht, doch besorgte die Partei, daß Hr. Schröder zur Belohnung seiner Verdienste von dem Erzbischöflichen Ordinariate in Köln zum Director des theologischen Convicts in Bonn ernannt wurde. Die theologische Facultät in Bonn remonstrirte indessen gegen eine solche Schmach, und schließlich fand man auch in Berlin diesen Affront gegen die theologische Wissenschaft etwas zu unverfroren. So sah man sich in Köln genöthigt, diese kostbare Kraft fallen zu lassen, und da Hr. Schröder keine Lust hatte, sein Brod ehrlich in der Seelsorgecarriere zu verdienen, so machte er sich noch Amerika auf, nicht ohne sich vorher noch seine Denunciantendienste mit dem üblichen vaticanischen Ablohnungstitel eines „Monsignore" vergelten zu lassen. Hier in Amerika angelangt, ließ er sich durch seine jesuitischen Freunde empfehlen, und es gelang ihm nicht bloß, die Protection des Erzbischofs von New-York zu erlangen, sondern auch den Rector der Washingtoner Universität zu täuschen und sich durch ihn zum Professor an der neu begründeten Hochschule vorschlagen und ernennen zu lassen. Bald sollte sich zeigen, daß er auserlesen war, Msgr. Keane mit jener Classe blissiger Hunde bekannt zu machen, welche mit Vorliebe nach der Hand beißen, die ihnen das tägliche Brod gespendet. Diese Bestien sind nicht so rar, als man glauben sollte; auch der Spectator hat mit ihnen ausgiebige Bekanntschaft gemacht.

Wir sahen, wie der 1886 durch den Rev. Abbelin in Rom gemachte Versuch seinerzeit durch Hrn. Cahensly ebenda erneuert wurde, wie der hl. Stuhl das auf Einrichtung einer kirchlichen Sonderorganisation für die „Foreigners" gehende Ansuchen abermals ablehnte und die nordamerikanischen Bischöfe gegen diese Einmischung in ihre Angelegenheiten Protest einlegten. Das alles hielt die HH. Schröder und Pohle nicht ab, ihre Herbstferien dazu zu benützen, um in Deutschland Brandreden gegen den Amerikanismus zu halten und sich offen als Gesinnungsgenossen der HH. Cahensly und Cons. zu erklären. Als sie nach Washington zurückgekehrt waren, wurde ihnen höflich, aber auch sehr bestimmt erklärt, eine so offene Zustimmung zu einer von der ganzen Hierarchie der Vereinigten Staaten und dem hl. Stuhl verurtheilten Forderung könne nur als ein beiden Instanzen zugefügter Insult betrachtet werden. Es wurde zugleich dem Dr. Schröder die amt-

Digitized by Google

liche Mahnung ertheilt, daß seine Lehrthätigkeit nicht befriedige; daß er weit mehr Journalist als Gelehrter sei, den Zuhörern mit Gewalt stets die extremsten Lehrmeinungen aufzwinge und sich überall als den einzig orthodoxen Lehrer der Universität aufspielr. Schröder wies diese Admonitionen gereizt zurück und erklärte, er werde von dem Rectorat an den Directorialrath appelliren. Von diesem Augenblickr an suchtr er in dem Board der Directoren Partei für sich zu machen und namentlich den Erzbischof Corrigan ganz auf seine Srite zu bringen.

Nachdem Dr. Pohle die mehr für ihn als die Akademie zu Münster ehrenvolle Berufung nach Münster erhalten und angenommen hatte, blieb Schröder zunächst ziemlich isolirt, indem er unter den übrigen Professoren uur in dem Dr. Hyvernat eine schwache Unterstützung fand. Bald aber langte in der Person des Dr. Péries ein neuer Professor des kanonischen Rechtes an. Schröder bemächtigtr sich seiner sofort und umschmeichelte ihn so, daß derselbe sich vollkommen auf seine Seite stellte. In allen Sitzungen der Facultät bildeten die beiden rine stets zusammenhaltende Oppositionsfraction.

Dieser innerr Zwist des Lehrkörpers kam zum vollen Ausbruch seit der Publication der von der Uuiversität herausgegebenen Zeitschrift („The Catholic University Bulletin"). Die Leitung dieses Unternehmens war dem Rector mit einer Commission von drei Facultätsmitgliedern anvertraut, in die auch Prof. Péries hineingewählt war. Diese Commission wählte den Verleger, arbeitete das Programm aus und besorgte die Drucklegung des viermal im Jahre in einem starken Octavband ausgegebenen Bulletins, welches je einige Originalartikel und zahlreiche Besprechungen und literarische Notizen bringt. Es sollte ein Organ sein, durch welches der amerikanische Klerus mit der theologischen Bewegung der Alten wie der Neuen Welt auf dem Laufenden erhalten und der jungen Hochschule Gelegrnheit geboten werde, ihre Leistungsfähigkeit zu erproben. Wrr die bisher erschienenen Hefte sich näher angesehen, wird drn günstigsten Eindruck von dieser Revue grwonnen haben und mit Vergnügen constatiren, daß dir Kreise, aus welchen sie hervorgeht, von tüchtigem und ernstem Streben erfüllt sind. Die Professoren der Hochschule waren durch die Redaction sämmtlich zur Mitarbeit eingeladen; aber die mit dem Herausgeber auf schlechtem Fuße stehenden HH. Schröder und Péries enthielten sich der Mitwirkung. Zu ihrrr durchaus unangenehmen Ueberraschung hatte das erste Heft bei seinem Erscheinen einen ausgezeichneten Erfolg; jetzt beklagten sich die beiden Hrrren, von der Mitarbeit an der Zeitschrift ausgeschlossen worden zu sein. Die Commission vereinigtr sich und gab die Erklärung ab, keiner der an der Univerſität lehrenden Professoren sei von der Betheiligung an dem Bulletin ausgeschlossen worden, von allen seien Beiträge erwartet und von allen würden sir angenommen. Diese Erklärung ward dem Senat der Universität vorgelegt und von diesem gutgeheißen. Gleichwohl wiederholten Schröder und Péries ihre Behauptung privatim und öffentlich und verlangten von dem Senat eine öffentliche „Ehrenrettung" in der nächsten Nummer des „Bulletin", die dieser natürlich als gänzlich überflüssig und durch nichts motivirt ablehnte. Jetzt wandtrn sich dir zwei Opponenten an die ultramontanrn Zeitungen Deutschlands und ließen durch Prof. Pohle daselbst die Universität beschimpfende Artikel verbreiten.

Man sieht, diese ganze Verhandlung liefert recht niedliche Beiträge zur Naturgeschichte der ultramontanen Presse.

Im Jahr 1896 beschloß der Directorialrath der Universität, den nach drei Jahren ablaufenden Vertrag mit Prof. Péries nicht wieder zu erneuern. Hr. Péries behauptete, sein Contract gehe auf Lebenszeit, und appellirte an den apostolischen Delegaten, welcher die Angelegenheit untersuchte und ihn abwies. Darauf hin zog Péries seinen Protest und seine Appellation zurück und bat in sehr devoter Weise den Cardinal Gibbons, ihm noch rin Jahr zuzugestehen, was ihm bewilligt wurde. Während der Ferirn schrieb er dann, er werde nicht wiederkommen. Sofort begann ein äußerst gistiger Federkrieg gegen die Universität, ihren Rector und den Cardinal von Baltimore. Auch ein aparter Ehrenmann, dieser Hr. Péries.

Im Jahre 1893 fand, gelegentlich der Weltausstellung in Chicago, die Entsendung des päpstlichen Delegaten Msgr. Satolli statt, dessen Hauptaufgabe in drr Beilegung des aus Anlaß der Schulstreitigkeiten in der amerikanischen Kirchr entstandenen Risses bestand. Die deutsch-jesuitische Partei nahm den Abgesandten des Papstes mit unverhehlter Feindseligkeit auf. Wer sich ein rechtes Bild von der Ehrerbietung machen will, mit der die Ultramontanen den Papst und dessen Behörden behandeln, wenn der hl. Stuhl ihren Absichten und Wünschen einmal entgegenhandelt, der mag die ultramontanen Zeitungen der Vereinigten Staaten aus den Jahren 1893—1895 nachlesen, z. B. die „America", um zu sehen, wie die gut päpstliche Gesinnung sofort da aufhört, wo der Papst nicht nach den Dictaten der Partei handelt. Vergebens mahnte Leo XIII. durch die Encyclika vom 6. Januar 1895 die amerikanischen Katholiken zur Einigkeit; vergebens wies er die Journalisten in diesem Actenstückr zurecht, wo er den Zeitungsmännern in die Erinnerung rief, daß sie den Bischofen Ehrfurcht und Gehorsam schuldeten und diesr Ehrerbietung gerade von weit verbreiteten und einflußreichen Journalen „in hervorragender Weise und exemplarisch" geübt werden sollte. Diese verständigen und weisen Lehren waren wie so vieles andere, was Leo XIII. seinerzeit den intransigenten Heißspornen zu Gemüthe geführt hat, rein in den Wind gesprochen. Unterdessen hatte die Universität in Washington den päpstlichen Delegaten mit allen Ehren aufgenommen, ihm und seiner Umgebung während rines ganzen Jahres Hospitalität gewährt, ihn in jeder Weisr loyal unterstützt. Damals rrklärte Satolli mehr als einmal seine volle Zufriedenheit mit der Hochschule, nur mit der Einschränkung, daß Schröder kein tauglicher Professor sei und nicht in sie hinein gehöre. Nach Jahresfrist boten die papstfreundlichen Katholiken der Vereinigten Staaten der apostolischen Delegation eine Wohnung in der Stadt Washington an. Von dem Augenblick an, wo Satolli nicht mehr Gast der Universität war, drängten sich dir Schröder uud Péries an ihn heran, besuchten ihn fleißig und umgaben ihu mit allen Beweisen ihrer Aufmerksamkeit, so daß man bald einr Veränderung in dem Verhalten des Delegaten gegenüber der Universität und einzelnen ihrer Angehörigen bemerken konnte. Seit er Cardinal geworden und je mehr sich der Augendlick seiner Abreise näherte, ward es mehr und mehr klar, daß er seinen Stützpunkt wo anders als bisher suchte und seine Neigungen sich total vrändert halten.

Es rrfolgte, wir alle Welt weiß, im Herbste 1896 die Absetzung Msgr. Keane's, des Rectors der Universität, welche in dem Erlaß Sr. Hriligkeit vom 15. September damit motivirt wurde, daß es nicht in der Absicht des hl. Stuhls gelegen, Rectoren auf Lebenszeit zu schaffen und daß ein öfterer Wechsel in diesem Amt den Interessen der Anstalt zuträglich sei. Thatsächlich hat der päpstliche Delegat dem Erzbischof von S. Paul gegenüber rrklärt, er selbst habe die Absetzung des Rectors bewirkt, dem er übrigens niemals ein Zeichen seines Mißfallens gegeben hatte. Des weitern hat Msgr. Satolli Msgr. Ireland die positive Erklärung abgegeben, er habe die Absetzung Keane's auf Verlangen der Deutschen der Vereinigten Staaten durchgesetzt. Er hätte sich correctrr ausgedrückt, wenn er gesagt hatte, „der deutschru Ultramontanen". Das war um so merkwürdiger,

Digitized by Google

als Satolli sehr wohl wußte, wie feindselig diese Partei der Universität von jeher gewesen und wie diese nämliche Partei ihn, den Delegaten selbst, drei Jahre lang mit allen Insulten bedeckt hatte.

Welches waren die Ursachen dieses Wandels? Ein geachtetes amerikanisches Journal, „The Independent“ (1896, Nov. 19) hat sie in folgender Weise aufzuweisen gesucht, welche uns indessen nicht in allen Punkten hinlänglich gesichert scheint.

Msgr. Ireland hat seinerzeit über beträchtliche Geldmittel verfügt. Er hat große Ländereien für seine Kirche gekauft, die er, als schlechtere Zeiten kamen, nicht zu bezahlen imstande war. Im Jahre 1896 kam er nach New-York, um eine Anleihe zu verhandeln, deren Zustandekommen ihn vor dem Bankerott rettete. Sein finanzieller Niederbruch hat, sagt man, denjenigen seines Einflusses in Rom und bei Satolli herbeigeführt. Der Delegat, heißt es weiter, habe zwei oder drei Jahre auf Kosten der Irelandischen Partei gelebt und sich von ihr abgewandt, als der finanzielle Umschwung eintrat und er einsah, daß das Geld des Msgr. Corrigan ebenso gut sei. Der Herr Erzbischof von New-York verfügt über ein Einkommen von 60,000 Dollars, eine Rente, der allerdings eine beträchtliche Beweiskraft innewohnt. Hr. Satolli, sagt man, kam als ganz armer römischer Professor nach den Vereinigten Staaten und verließ sie als ein reicher Kirchenfürst. Der „Independent“ behauptet, es sei allgemein bekannt, daß er Geldgeschenke annahm, wie ihm z. B. Msgr. McMahon 1000 Dollars als pourboire gegeben haben soll. „Es wäre besser gewesen“, meint das genannte Organ, „wenn die Vertreter des Papstes, welche doch vielfach richterliche Entscheidungen zu treffen hatten, keine Geschenke angenommen hätten.“ Von Rom aus hat Cardinal Satolli sich in einem öffentlichen Schreiben gegen diese Anschuldigungen vertheidigt, indem er die Erklärung abgab, überhaupt Geschenke nicht entgegengenommen zu haben. Es liegen aber mißliche Dinge vor, deren Klarstellung im Interesse der Curie und ihres Vertreters von allen ehrlichen Freunden des hl. Stuhles gewünscht werden muß. Von Rom aus schrieb der Herr Cardinal auch einen von liebevoller Anerkennung überströmenden Brief an den Erzbischof von S. Paul, während er sich daselbst mündlich aufs härteste gegen ihn ausspricht und ihn zu stürzen sucht, wie anderseits berichtet wird. Es liegt auch eine öffentliche Erklärung von ihm vor, daß er Keane's Sturz nicht herbeigeführt habe, während er Ireland gegenüber zugab, daß er den Rector der Universität beseitigt habe und er weiter dem Directorialrath als Grund dafür angab, Msgr. Keane habe in seinen Reden auf Reisen und auf Missionen sich Freiheiten in der Auslegung der katholischen Lehre erlaubt und es seien außerdem drei Millionen Katholiken gegen ihn.[1]) Es wird versichert, daß der Wechsel in Satolli's Verhalten wesentlich auf den Einfluß seines Secretärs, eines Adepten Schröders zurückzuführen sei. Dieser Secretär ist ein Deutscher aus der Erzdiöcese Köln, Minckenberg, über welchen der Cardinal-Erzbischof von Köln nach Rom berichtete: „er fürchte, dieser Priester werde noch verrückt werden.“

Damit kommen wir auf einen Punkt von allgemeinerer kirchenpolitischer Bedeutung.

Daß der hl. Stuhl umfassender Informationen bedarf, will er die kirchliche Regierung führen, ist selbstverständlich. Man könnte nun freilich der Ansicht sein, die Bischöfe seien die geborenen Berichterstatter, von denen der Papst in erster Linie seine Information zu erwarten und zu beziehen hätte. Aber man kann ja auch zugeben, daß der hl. Stuhl darüber hinaus einen kirchlichen Nachrichtendienst wünschen und haben darf. In erster Linie sind dazu die Nuntien da. Die völlig veränderten Verhältnisse der römischen Curie haben natürlich auch einen bedeutenden Einfluß geübt auf die gesellschaftlichen Elemente, aus denen der hl. Stuhl seine Diplomatie auszuwählen pflegte. Der Untergang des Kirchenstaates und das Wegfallen glänzender Aussichten ist letzterer nicht zu gute gekommen. Es hat, um nur von den Todten zu sprechen, auch der Zeit nach 1870 nicht ganz an hervorragenden päpstlichen Diplomaten, wie Czacki und Galimberti, gefehlt; aber die Antonelli'sche Verwaltung hatte fast alle selbständigeren Naturen aus der Diplomatie des Papstes hinausgeworfen oder von ihr fern gehalten, und es ist seither nicht besser geworden. Die Herren, welche man zu uns herausschickt, verstehen durchweg unsre Sprache nicht und kennen noch weniger von der Geschichte und Literatur unsres Landes. Es wäre nun ihre Aufgabe, sich mit dem geistigen Leben desselben bekannt zu machen, und sie hätten zu dem Behufe den Verkehr und Austausch mit den hervorragenderen Männern der Nation aufzusuchen. Statt dessen haben sich diese nothgedrungen seit Generationen fast ganz von den Nuntiaturen fern gehalten, sicher, daselbst kein Verständniß zu finden, und nicht gewillt, mit den unbedeutenden Streben verwechselt zu werden, welche sich der Curie allenthalben aufdrängen. So liegt denn die Berichterstattung durchweg in der Hand völlig unerfahrener und geistig absolut unwerthiger jüngerer Beamter, die sich ihrer möglichst leicht entledigen, um für ihre Amüsements in den Salons von Paris, Wien oder München Zeit zu gewinnen. Man muß solche Rapports gelesen haben, um eine Vorstellung von der unglaublichen Unwissenheit und Leichtfertigkeit zu haben, welche sie auszeichnen. Wer die Kronzeugen kennt, welche von den Nuntiaturen in den verschiedenen Bischofsstädten angerufen werden und auf deren Klatsch hin nur zu oft die Berichte gesetzt werden, kann sich der Heiterkeit nicht erwehren. Aber die Sache hat doch auch ihre sehr ernsten Seiten. Seit Jahrzehnten sind wir gewohnt, zu sehen, daß als Vertrauenspersonen dieser päpstlichen Berichterstatter und der Curie selbst in den meisten unsrer Bischofsstädte Personen fungiren, welche sich in allen eingeweihten Kreisen bei Geistlichen wie Laien eines betrübenden Minimums an Achtung erfreuen; was dann freilich nicht geeignet ist, den Respect zu mehren, welchen man vor der höchsten kirchlichen Autorität haben sollte. Bei der Durchsichtigkeit aller heutigen Verhältnisse wäre doppelt nöthig, daß hier endlich Remedur geschaffen würde und der hl. Stuhl seine Delegaten beauftragte,[1]) sich mit den angesehensten, geistig und sittlich respectabelsten Vertretern von Klerus und Volk

[1]) In den Keane feindlichen Zeitungen erscheinen noch andere Anklagepunkte. Man vergleiche den Artikel in The Western Watchman „The Retirement of Bishop Keane“, wo man wörtlich liest: „The Germans do not like total abstinence as preached by men like Bishop Keane. They do not like prohibition, which in many cases is only another name for teetotalism. Bishop Keane was a prohibitionist. The Germans have scant toleration for women's movement in general, and for American women's in particular. Bishop Keane is in hearty sympathie whit the women of all classes and creeds and colors, who in the right way, or any way, try to better their condition. By tongue and pen he has advocated the cause of Protestantism in our schools, penal Institutions and asylums, where it was impossible to introduce Catholicity. His motto was: If not the priest, then the preacher, if not the creed of Trent, then the creed of Geneva, Canterbury or Wittenberg. This brought him into sharp antagonism with Catholics of all nationalities and cost him the support and confidence of the Apostolic Delegate. Worst of all, it paralyzed the strength of friends, who otherwise would have successfully defended him. In the language of Wolsey under similar circumstances ‚it left him naked to his enemies'.“

[1]) Dasselbe, was wir hier sagen, ist seinerzeit Sr. Heiligkeit seitens eines unsrer nordamerikanischen Erzbischöfe bemerkt worden, welcher in einer Audienz unumwunden die Forderung stellte, es solle sich der hl. Stuhl zu seiner Information an „unabhängige, gut unterrichtete Geistliche“ wenden.

in Rapport zu setzen und den kleinen Leuten den Lauspaß zu geben, welche zu spät kamen, als der Verstand ausgetheilt wurde, oder keinen Unterricht in dem erhielten, was zum Begriff eines Gentlemen gehört. In die Kategorie der geistigen Notabilitäten wird man aber z. B. Hrn. Schröder nicht zählen können, welcher wissenschaftlich eine vollständige Null ist und der es für ehrenhaft gehalten hat, seit er Professor in Washington ist, der Reihe nach seine sämmtlichen Collegen und insbesondere den Rector, dem er sein Brod verdankt, hinter ihrem Rücken in Rom als Ketzer zu denunciren.[1])

Solch angenehme collegialische Verhältnisse sollen freilich auch in der alten Welt nicht unerhört sein. Wer die Verhältnisse der theologischen Facultäten in Breslau und Bonn in den vierziger und fünfziger Jahren beobachtete, wird sich erinnern, wie auch damals in Deutschland ausgesprochene Nullitäten ihre erschreckende Geistesarmuth damit zu verdecken suchten, daß sie den Mantel einer exquisiten Orthodoxie um ihre Blöße hingen und sich durch Denunciation und Verketzerung ihrer Collegen den Anschein von Bedeutung zu geben suchten. Solche akademische Jammergestalten gibt es, nach dem, was man selbst hier in New-York erzählt, auch jetzt noch an einigen Facultäten Deutschlands und Oesterreichs.

Aber kehren wir zu der Angelegenheit des Msgr. Keane zurück. Es ist aus dem vorgelegten Material ersichtlich, daß derselbe einer durchaus persönlichen und höchst unwürdigen Intrigue zum Opfer gefallen ist. Analysiren wir die zur Rechtfertigung seiner Beseitigung von der deutsch-jesuitischen Partei vorgebrachten Anschuldigungen, so liegt zunächst auf der Hand, daß seine Eigenschaft als Temperänzler und als Freund einer verschärften Sonntagsfeier keinen Grund zur Amtsentsetzung abgeben konnten. Was ums Himmelswillen haben diese Dinge mit dem akademischen Lehrberuf zu thun? Es ist auch nicht abzusehen, welch ein Verbrechen es war, daß er der Verbesserung der socialen Lage der Frauenwelt seine Aufmerksamkeit schenkte. Bleibt die Anklage auf theologischen Liberalismus. Der Spectator bekennt sich keineswegs zu diesem System; er ist weder Latitudinarier, noch hat er etwas mit denen gemein, welche eine homöopathische Verdünnung des Dogmas als das Heilmittel von Theologie und Kirche erachten. Er ist sogar gänzlich jenem theologischen Rationalismus abhold, welcher mit dem Molinismus in die Kirche eingezogen ist und sich heutzutage mit unerhörter Dreistigkeit als echteste Orthodoxie breit macht. Er würde also den Bischof Keane entschieden verurtheilen, wenn derselbe thatsächlich einem solchen theologischen Liberalismus huldigte. Bis jetzt ist aber für diese Anschuldigung kein Beweis gebracht worden, und der Vorwurf, Keane sehe lieber, wo die katholische Religion nicht gelehrt werden könne, calvinisches oder lutherisches Christenthum statt des plattesten Heidenthums verkündigt, wird gewiß von niemand für ernst genommen, selbst nicht von den Pharisäern und Schriftgelehrten, von denen diese liebenswürdige Insinuation ausgeht. Es bliebe dann noch ein Punkt übrig. Der Bischof Keane hat mit dem Cardinal Gibbons und Msgr. Ireland zu den Prälaten gehört, welche seinerzeit das religiöse Weltparlament in Chicago begünstigt, beziehungsweise besucht haben.

Der Speelator muß ehrlich bekennen, daß er niemals ein Freund und Bewunderer dieses Unternehmens gewesen ist. Er ist der Ansicht, daß heutzutage bei unsern Mitteln der Publicität mündliche Discussionen und Religionsgespräche nur einen geringen Werth haben und für die Wissenschaft wenig oder gar nichts dabei herauskommt. Man behauptet, ein solcher Austausch sei ein großes Mittel, um den verschiedenen Parteien Verständniß und Achtung für die Ueberzeugung anderer einzuflößen und den Geist brüderlicher Ertragung zu fördern. Wir wissen nicht, ob dies geschehen wird — die Geschichte aller früheren Colloquia und Conferenzen ähnlicher Art spricht nicht dafür. Jedenfalls scheint uns, daß die Vortheile dieses Weltparlaments von Chicago und seiner projectirten Fortsetzung nicht im Verhältniß stehen zu den großen Gefahren, die sich aus dem Unternehmen ergeben, und die uns nach den ziemlich ungereimten Träumen, welche der Apostel dieser Idee in der alten Welt, der Abbé Victor Charbonnel, kürzlich vorgetragen hat, nur noch bedenklicher erscheinen. Wir sind also nicht imstande, die Begeisterung des Cardinals Gibbons und des Erzbischofs Ireland, sowie Msgr. Keane's für dieses Religionsparlament zu theilen. Aber wir geben gern zu, daß diese Dinge in der Neuen Welt einen andern Aspect haben, als in der Alten, und wir denken nicht daran, diejenigen zu verketzern, welche in dieser Angelegenheit einer andern Meinung sind als wir. Die Formulirung der Absichten und Ziele des Religionsparlaments, wie sie von der Hand des Präsidenten desselben von 1893, Mr. Charles Bonney, vorliegt, berechtigt an sich nicht zu der Behauptung, daß hier unbewußterweise auf die Herausbildung eines dogmatischen Indifferentismus losgesteuert werde:[1]) man hat daher vorläufig kein Recht, unsere drei amerikanischen Prälaten einer liberalistischen Beförderung religiöser Gleichgültigkeit anzuklagen. Dagegen scheint uns, daß dieselben ihrerseits das Recht haben, zu fordern, daß man auch ihnen gegenüber die Pflicht christlicher Nächstenliebe übe und sie nicht gleich deßhalb als unkirchlich erkläre, weil sie vielleicht etwas zu weit gehen in dem Bestreben, omnia omnibus fieri. In einer so jungen Gesellschaft wie der amerikanischen wird es nie an überkühnen und den Keim bedenklicher Ausschreitungen in sich tragender Lebensäußerungen fehlen. Man soll diesen vorbeugen und das Leben auf die richtigen Bahnen geleiten (wie es in dieser Frage auch der hl. Stuhl versucht hat), aber man braucht darum nicht alles Leben von vornherein todtzuschlagen. Wir bringen doch auch unsre Kinder nicht um, obgleich wir ziemlich sicher sein dürfen, daß sie nicht ohne mancherlei Irrfahrten in den Hafen der Weisheit einlaufen werden.

Wir kommen zum Schluß unsrer Betrachtung über die nordamerikanischen Verhältnisse. Fassen wir das Gesagte nochmals zusammen, so ist weder der einen, noch der andern der beiden großen kirchlichen Parteien innerhalb des nordamerikanischen Katholicismus ganz Recht oder ganz Unrecht zu geben.

Auf vier Punkten können wir der amerikanischen Nationalpartei nicht Recht geben.

1. Es erscheint uns zu weit gehend, wenn unsre amerikanischen Bischöfe den rein deutschen Gemeinden keine volle Pfarrrechte zugestehen wollen.

2. Es erscheint unberechtigt, daß den aus Deutsch-

1) Auch jetzt ist Hr. Schröder noch nicht zufrieden. Man vergleiche die interessanten Mittheilungen, welche „The Washington Post" vom 24. März über Schröders neuestes Auftreten gegen den „kirchlichen Liberalismus" bringt, welchen er als „luxuriating in the garden of the Church as tares sown by Satan" nennt und den er anderwärts „in the Russian thistle in Dakota" vergleicht. Man wird nicht fehl gehen, wenn man diese Liebenswürdigkeiten auf den Lehrkörper der Washingtoner katholischen Universität und auf die Erzbischofe Gibbons und Ireland bezieht.

1) „The purpose of the organisation shall be: 1. To promote harmonious personal relations, and a mutual understanding between adherents of the various faiths; 2. to awaken a living interest in religious problems; and above all; 3. to facilitate the attainment and actualisation of religious truth." Vgl. The World's Parliament of religions, in „The Monist", 1896, 340. — Einen interessanten Aufsatz P. Steppani's über das Weltparlament brachte die „Rassegna nazionale" 1896, Vol. XCIII, 437 ff.

Digitized by Google

land, Italien u. s. f. eingewanderten Katholiken dieselbe Strenge der Sonntagsfeier auferlegt werden soll, wie sie die englisch redenden von dem Anglicanismus und Puritanismus Schottlands und Englands her gewohnt sind. Eine Particularkirche ist nicht berechtigt, allgemeine Kirchengesetze eigenmächtig zu verschärfen oder aufzuheben.

8. Das Nämliche gilt von der Temperanz. Man kann nicht zugestehen, daß die in Ansehung ganz besonderer Zustände und Nationallaster für Irland und England nothwendig befundene gänzliche Enthaltung von geistigen Getränken allen übrigen Katholiken in den Vereinigten Staaten auferlegt werden soll. Man würde, falls damit Ernst gemacht werden sollte, damit Tausende aus der Kirche heraustreiben, welche es nicht begreifen könnten, daß man in Amerika durchaus Temperänzler sein müsse, während man doch anerkanntermaßen in München oder Köln ein sehr frommer und streng kirchlicher Mann sein und doch des Abends sein Glas Bier oder Rheinwein trinken kann. Die Deutschen werden gewiß gut thun, nicht zu viel zu trinken, um ihren temperänzelnden Glaubensgenossen kein Aergerniß zu bereiten; aber die Amerikaner sollten sich auch hüten, an andere Forderungen zu stellen, die gern als pharisäische Uebertreibung angesehen werden.] Darüber sind die Rathschläge zu vergleichen, welche der hl. Paulus und später in seiner Regel der hl. Benedictus gegeben haben: modicum vini.

Sehr viel stärkeres Unrecht finden wir auf seiten unsrer lieben deutschen Landsleute.

1. Es ist ganz recht, wenn sie an deutscher Sprache und Sitte festhalten und ihren Kindern und Enkeln geistige Güter bewahren, welche ohne Bewahrung der deutschen Sprache verloren gehen; aber es ist zu weit gegangen, wenn sie den Bürgern der Vereinigten Staaten und diesen selbst die nationale Idee bestreiten und sich einbilden, sie könnten auch nur zwei oder drei Generationen weiter existiren, ohne sich in den Organismus der aufstrebenden neuen Nation einzugliedern. Demzufolge muß auch die deutsche Opposition gegen einen verständigen und mit den entsprechenden Cautelen verbundenen Compromiß mit den Staatsschulen als zu weit gehend und als grundlos geachtet werden.

2. Die Deutschen begingen einen enormen Fehler, als sie ihre Interessen mit denen des politischen Ultramontanismus und Jesuitismus identificirten und höchst geringwerthige Anwälte dieser Schule zu Vorkämpfern ihrer Sache machten. Dieser Sache konnte in den Augen aller anständigen Menschen nicht schlechter als durch Vertretung derselben durch Leute wie Schröder und seinesgleichen gedient werden.

3. Es war eine thörichte Verschiebung der Streitpunkte, daß die deutsch-ultramontane Partei die Güte ihrer Sache durch besonders hitzige Agitation für die weltliche Papstherrschaft in Rom zur Anerkennung zu bringen suchte. Diese Captatio benevolentiae konnte in Amerika nur Kopfschütteln hervorrufen.

4. Unberechtigt war das Verlangen einer eigenen kirchlichen Organisation für die „Foreigners". Solch ein „Staat im Staat" war an sich ein Ding der Unmöglichkeit, hätte aber nothwendigerweise in kürzester Frist die gesammte katholische Kirche in Nordamerika in eine ganz falsche Stellung zu der Regierung der Vereinigten Staaten bringen und dieser eine feindliche Haltung aufzwingen müssen.

5. Endlich war es ein großer Fehler, daß die Deutschen von vornherein die katholische Landesuniversität in Washington bekämpften und die Thätigkeit ihres Rectors und ihres Lehrkörpers aus Gründen angriffen, die, wie wir gezeigt haben, wahrhaftig keinen hinreichenden Anlaß boten, das bischen dieser Hochschule zustehende Maß von Lehrfreiheit anzutasten.

Die Absetzung Keane's war, wie wir glauben nachgewiesen zu haben, das Werk von Intriguanten und Denuncianten, denen es, leider, gelungen war, den hl. Stuhl über die wirkliche Lage der Dinge vollkommen zu täuschen. Wenn wir dies offen aussprechen, und zwar mit tiefem Bedauern, so constatiren wir anderseits mit aufrichtiger Befriedigung, daß, abgesehen von dieser Personalfrage, auf allen principiellen Punkten der hl. Stuhl die strittigen Fragen mit bewundernswerther Weisheit, Objectivität und Gerechtigkeit behandelt und entschieden hat. Wir glauben in diesem Umstand eine Bürgschaft dafür erblicken zu dürfen, daß sich ein glücklicher Ausweg aus diesen Wirren noch finden wird.

Der Katholicismus hat, wie das großartige Aufsteigen desselben in Nordamerika zeigt, hier in der Neuen Welt sicher eine bedeutende Zukunft. Aber freilich nur unter einer Bedingung. Die Erhaltung der kirchlichen Einheit muß gewiß als eine Lebensbedingung des Katholicismus erachtet werden: kein Kathalik kann daran denken, das Band dieser Einheit zu zerreißen. Aber erhalten kann es nur werden, wenn der Peripherie ein verständiges Maß von Selbständigkeit und Bewegung zugestanden wird. Katholische Nationalkirchen, losgetrennt von der kirchlichen Einheit, wären eine Contradictio in terminis, ein vollkommenes Unding. Ebenso verhängnißvoll als ein Zusteuern auf sie wäre aber auch die irrthümliche Vorstellung, als ob namentlich die angelsächsische Race sich auf die Dauer einen Zuschnitt ihres ganzen religiösen Lebens nach dem Muster der romanischen Nationen gefallen lassen würde. Der Mississippi wird seinen Lauf niemals mit dem des Tiber vermischen, und der deutsche Rhein ist nicht zu verwechseln mit dem Gewässer, in welchem die romulische Hefe sich badet. Das große freie Land, welches zwischen dem atlantischen und stillen Ocean liegt, ist kein geeigneter Boden für die Adonisgärtchen unsres geistig verrotteten und ausgelebten Ultramontanismus: wollte man es mit Gewalt versuchen, diesen Baum hier anzupflanzen und wollte man diese den Kinderschuhen entwachsene, stolz aufstrebende junge Nation unter dem Schatten dieses Baumes zusammenzuzwingen suchen — gar bald würde eine furchtbare Sturmfluth diese fremde Anpflanzung hinwegjagen, und es ist die Frage, ob dabei die gesammte katholische Kirche Amerika's nicht zu Fall käme. Möge die tiefe Erbitterung, welche die Abberufung Keane's in der ganzen Union hervorrief, in ihrer symptomatischen Bedeutung in Rom erkannt werden und als Warnung vor dem weiteren Verfolgen einer Bahn dienen, die nur zur innern Abkehr der amerikanischen Nation von allem, was katholisch heißt, führen müßte. Man weiß, was die Haltung Innocenz' III. hinsichtlich der Magna Charta für England bedeutet hat: derselbe Fehler in Amerika wiederholt, würde dieselbe Folge haben. Dixi et salvavi animam meam.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

b. Die beiden Bände, welche Martus Férotin, O. S. B. unter dem Titel: Recueil des chartes de l'Abbaye de Silos und Histoire de l'Abbaye de Silos mit Unterstützung der französischen Regierung kürzlich bei C. Lahoux in Paris veröffentlicht hat, sind in mehrfacher Beziehung werthvoll und aufschlußreich. Das in der Nähe von Burgos gelegene Kloster Silos war seit dem Jahre 1835, in welchem die Aufhebung der spanischen Klöster verfügt wurde, verlassen, der schöne Bau der Abtei dem Verfall preisgegeben worden. Die französischen Benedictiner von Solesmes erhielten vor etwa zwei Jahrzehnten die Erlaubniß, sich in Silos ansiedeln zu dürfen, und diesem Umstande verdanken die erwähnten

Werke Férotins, eines der Benedictinerbrüder aus Solesmes, ihre Entstehung. Mit Umsicht wurde in dem Recueil von ihm eine reiche Zahl von wichtigen, durchweg Silos betreffenden Urkunden (aus dem 10.—16. Jahrhundert) gesammelt und hiemit das erste Cartular eines spanischen Klosters zusammengestellt. Die mitgetheilten, zum weitaus größten Theil bisher unbekannten Arten sind zunächst sprachlich von Interesse, weil an ihnen die Entwicklung des spanischen Latein wie des sogenannten „Romance" in zuverlässiger Weise verfolgt werden kann. Besonders merkwürdige Wortformen wurden auch von Férotin in dem am Schlusse des Recueil beigegebenen sorgfältigen Gesammtindex verzeichnet. Inhaltlich sind die Urkunden insofern von großer Bedeutung, als sie die wichtige Rolle klarlegen, welche Silos nicht bloß in der kirchlichen, sondern auch politischen und Literaturgeschichte Spaniens gespielt hat. Silos war fast das spanische Cluny oder Montecassino. Besonderen Glanz erhielt Silos durch die Bemühungen seines berühmtesten Abtes, des Santo Domingo de Silos 1041—1073. Mit diesem Oberhirten konnte sich nicht leicht ein anderer kirchlicher Würdenträger Spaniens aus jener Epoche an Ansehen und Machtfülle messen: zahlreiche Urkunden aus jenen Tagen beweisen dies, und Schenkungen und Privilegien, die dem Kloster zugute kamen, dauerten noch geraume Zeit nach dem Tode des hl. Dominicus fort; unter diesen ist besonders eine authentische, vom Cid Campeador 1076 ausgestellte und unterzeichnete Urkunde, welche Férotin im Facsimile beigibt, merkwürdig. Die literarischen zu Silos bestehenden Studien beweist insbesondere die stattliche, zum guten Theil noch erhaltene Bibliothek von Handschriften des X.—XIII. Jahrhunderts; für die Kunstbestrebungen der Silenser Mönche legt die Schatz- und Reliquienkammer, nicht zum mindestens der Bau des Klosters selbst beredtes Zeugniß ab. All die erwähnten und noch viele andere Momente aus den klösterlichen Annalen werden von Férotin in seiner Geschichte lichtvoll dargestellt, und es wäre nur zu wünschen, daß wir auch für die große Zahl der übrigen spanischen Klöster, die im Mittelalter zu so hoher Bedeutung gelangten, ähnliche quellenmäßige Darstellungen erhielten, für die Férotin ein so nachahmenswerthes Beispiel geliefert hat.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 22. April. Philosophisch-historische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Bahlen. 1. Hr. Sachau las: „Geographische Studien zu den assyrischen Königsinschriften." Eine Darlegung der Bedeutung der geographischen Literatur der Araber für die Probleme der ältesten asiatischen Geographie und Erörterung zweier topographischer Angaben der assyrischen Königsinschriften aus dem Gebiete der medischen und babylonischen Geographie. 2. Hr. Harnack legte vor: „Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte. Hippolytus Bd. I." 3. Hr. Conze überreichte „Strustische Spiegel. Herausgeg. von Ed. Gerhard." V. Bd. 15. und 16. (Schluß-) Heft. 4. Vorgelegt wurde „Philonis Alexandrini opera". Vol. II. Ed. P. Wendland. — Physikalisch-mathematische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Waldeyer. Hr. Munk las: „Weitere Untersuchungen über die Schilddrüse." Die Lehre von der lebenswichtigen Bedeutung der Schilddrüse findet in den Versuchen am Thiere nirgend Bestätigung. Ein ansehnlicher Theil der Thiere erkrankt gar nicht oder nur leicht und vorübergehend nach dem völligen Verluste der Drüse. Auch widerspricht die in Art und Verlauf höchst mannichfaltige Krankheit nach solchem Verluste der Annahme toxischer Producte des normalen Stoffwechsels, welche in der Norm durch das Secret der Schilddrüse unschädlich werden sollen. Endlich ist weder die künstliche Zufuhr von Schilddrüsensubstanzen, noch die Transplantation der Schilddrüse im stande, die Krankheit nach dem Verluste der Drüse zu verhüten oder zu beseitigen. Die Krankheit findet ihre zureichende Erklärung durch Schädigungen der in der Umgebung der Drüse befindlichen Nerven und steht in ähnlichem Verhältniß zur Schilddrüsenexstirpation, wie die Rindenepilepsie zur Großhirnverletzung.

* Der Gesammtvorstand der Comeniusgesellschaft hat in seiner am 25. April zu Berlin abgehaltenen Sitzung beschlossen, die von der Comeniusgesellschaft zur Pflege der Volkserziehung geplanten gemeinnützigen Veranstaltungen, besonders die Hochschulcurse und die nach dem Vorbild der englischen Public libraries einzurichtenden Bücherhallen kräftig zu unterstützen. Es wurde mitgetheilt, daß die Einrichtung einer derartigen „Bücherhalle" durch das Entgegenkommen der Stadtverwaltung für Charlottenburg gesichert und für Hamburg in Aussicht genommen ist. Die wissenschaftlichen Aufgaben der Gesellschaft, zu deren Förderung die Monatshefte der Comeniusgesellschaft bestimmt sind — die ersten Hefte des 6. Jahrgangs dieser Zeitschrift sind erschienen — erstrecken sich besonders auf philosophische, historische und pädagogische Fragen und es wird beabsichtigt, mit weiteren bezüglichen Unternehmungen vorzugehen, sobald es gelungen sein wird, andere, an diesen Fragen gleichfalls interessirte Kreise zur Mitwirkung zu bestimmen. Der Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr (1896) ergab den regelmäßigen Fortschritt der Gesellschaft, sowohl in der Mitgliederzahl wie in den Einnahmen. Der Vorsitzende, Dr. Ludwig Keller, wies auf den Erfolg der zu Berlin am 4. April auf Anregung der Comeniusgesellschaft veranstalteten Böhmefeier hin und theilte mit, daß ähnliche Feiern unter Mitwirkung der Gesellschaft in anderen größeren Städten stattfinden werden. Der Vorstand ernannte durch Zuwahl zu Mitgliedern des Gesammtvorstandes die HH. Director Dr. Begemann (Charlottenburg), Univ.-Prof. Dr. A. Lasson (Berlin-Friedenau), Prof. G. Hamdorff (Molchin). Zu Diplommitgliedern wurden gewählt die HH. Paul Sabatier (Paris), Prof. H. C. Newman (Toronto), Pastor Ernst Müller (Langenau), Dr. H. Romundt (Freiburg a. Elbe), Prof. Dr. Geiger (Berlin), Director Melvil Dewey (Albany, New-York), Prof. Dr. Abbe (Jena).

* Göttingen. Für das Denkmal, das hier dem großen Mathematiker Gauß und dem Physiker Wilhelm Weber zur Erinnerung an ihre gemeinsame Arbeit errichtet werden soll, hat der Ausschuß jetzt einen der Entwürfe des Bildhauers Professor Hartzer (Berlin) genehmigt. Die Gruppe wird in Bronze gegossen werden und einen Sockel von polirtem Granit erhalten. Von Prof. Hartzer stammt u. a. das (übrigens wenig ansprechende) Mitscherlich-Denkmal im Kastanienwäldchen hinter der Berliner Universität und das Göttinger Standbild Wöhlerts. Die Sammlungen für das Gauß-Weber-Denkmal ergaben bisher 23,520 Mark.

* Berlin. Das Grabdenkmal für Heinrich v. Treitschke, welches die Familie durch den Bildhauer J. Uphues hat errichten lassen, ist am 28. April, dem Todestag, auf dem Matthäikirchhof aufgestellt worden. Der Sockel ist aus Labrador und enthält an der Vorderfläche den in Goldbuchstaben eingemeißelten Namen „Heinrich v. Treitschke"; er trägt die sich schlank aufbauende Büste des Gelehrten in Bronzeguß; der Kopf ist von sprechender Lebenswahrheit und geistiger Feinheit. Am Fuße des Sockels ist, von einer Schleife durchflochten, ein Immortellenkranz in Bronze angebracht. Die Inschrift auf der Grabplatte lautet: „Hier ruhet in Gott Heinrich Gotthardt v. Treitschke. Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn, nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben. Jakobus 1, 12." Zu den Seiten des Denkmals stehen immergrüne Tannenbäume.

* Lissabon. Vom 21. bis 23. April wurde hier ein internationaler Strafrechtscongreß abgehalten, an dem außer portugiesischen viele spanische, französische und andere Rechtsgelehrte theilnahmen. Die Begrüßungsrede in der ersten Sitzung des Congresses hielt der Minister für Justiz und kirchliche Angelegenheiten, Hr. Arcenio Castella Branco. Darauf wurde zu den Berathungen geschritten und das Thema: „Begriff der moralischen und der strafrechtlichen Verantwortlichkeit" erörtert, über das sich eine sehr lebhafte Debatte entwickelte. Aus den Berathungen der nächsten Sitzungen sind die über das System der Verbrecherdeportation, sowie über die Criminalität von Minderjährigen hervorzuheben.

Antiquarische Offerte.

B. Seligsberg, Antiquarbuchhdlg. in Bayreuth,

offerirt bestens erhalten:

Meisterwerke der Holzschneidekunst, Bde. 6—18, Originalprachtbände (M. 234) M. 100. — Corvin u. Held, illustr. Weltgeschichte, 8 Bde. 1887, Halbfrzbd. (M. 80) M. 40. — R. Wagner's gesamm. Schriften u. Dichtungen, 10 Bde. 1888, Leinwbde. (M. 25) M. 18. — Kaden, d. Schweizerland m. Bildern versch. Künstler, Prachtband, Folio (M. 75) M. 30. — Kaden, Italien m. Bildern verschied. Künstler, Halbfrz., Folio (M. 54) M. 27. — Hattwald, Frankreich in Wort und Bild m. 458 illustr., Prachtbd., Folio (M. 50) M. 24. — Goethe's Werke, illustr. Prachtausg., 5 Bde. Lex. 8°, Halbfrzbde. (M. 60) M. 27. — Schiller's Werke ebenso, 4 Bde., Prachtb. (M. 48) M. 25. — Shakespeare's Werke ebenso, 4 Bde., Prachtb. (M. 48) M. 25. — Shakespeare-Gallerie, 36 Bl. Stahlstich m. Text und Pracht-Leinwbd., 4° (M. 54) M. 24. — Dante, la divina commedia, illustr. von G. Doré, 1890, Halbfrz., Folio M. 25. — Prachtbibel, illustrirt von Doré, 2 Bde., Halbfrzbde. M. 30. — Sievers, Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien, 5 Originalhalbfrzbde. (M. 74) M. 42. (7092)

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 3. Mai. Nummer 98.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gérard de Nerval. Von Louis P. Betz. — Nansens Reisewerk. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gérard de Nerval.

Ein Dichterbild aus Frankreichs deutschfreundlichen Tagen.

Von Louis P. Betz (Zürich).

„Gérard de Nerval était comme le commis voyageur littéraire de Paris à Munich." *Sainte-Beuve.*

Dem Literarhistoriker, der in unsern Tagen den gebildeten, mitten im Zeitstrom der modernen Gedankenwelt stehenden Leser spaltenlang mit der Schilderung eines fremden, längst dahingegangenen und unbekannten Dichterlebens hinzuhalten gedenkt, dem ziemt es, ob solchen Unterfangens erst artig um Entschuldigung zu bitten. Weiß er ja doch, daß das allgemeine Interesse heute ganz anderen Dingen gilt, daß das, was uns heute zu fesseln und zu bewegen vermag, himmelweit von dem Lande der Poesie entfernt ist; daß uns unendlich mehr daran liegt, von dem neuesten Bacillus, den letzten Wahl- und anderen Manövern, dem in- und ausländischen socialen Getriebe, von Nord- und Südpol, von bekehrten Anthropophagen und türkischen Scheußlichkeiten und sonstigen mehr oder weniger sauberen und exotischen Errungenschaften der Civilisation Kunde zu erhalten, als von den allerschönsten Dichterträumen, die dicht neben uns und für uns geträumt werden. Er weiß es wohl, jetzt haben die Naturwissenschaften, die technischen und socialen Forschungsgebiete das Wort; nunmehr ist nur noch der sogenannte nützliche Mensch interessant, der sich seiner Heimath, dem Staate, der Erde und dem Himmel, handgreiflich — oder doch wenigstens „ethisch" nützlich erweist. Was nun aber die Nützlichkeit der Dichter angeht — von ihrem Anhängsel, den Literaten, will ich gar nicht reden — so dürfte das cynische Wort eines Ministers Ludwigs XVI., „Dichter sind dem Staate nicht nützlicher als gute Kegelschieber", so ziemlich der Ueberzeugung der modernen Gesellschaft entsprechen. So empfand wenigstens Heinrich Leuthold, der sein liebes München einst mit dem Zürcher Irrenhaus vertauschen mußte, als er „Dem Schweizervolke" noch in gesunden Tagen zurief:

„Nicht, daß ich dies Bestreben nicht erfasse,
Des Stoffs sich, der Materie zu bedienen; —
Schon brach der Geist mit Dampf und Eisenschienen
Der Bildung und der Freiheit eine Gasse.

Nur das Extrem der Zeit ist's, das ich hasse.
Die Menschheit ward, so hat mir oft geschienen,
Zu einem ungeheuren Schwarm von Bienen;
Utilität! Das ist der Ruf der Masse." —

Stendhal prophezeite einst, er werde erst in 50 Jahren verstanden und gewürdigt werden. Der Begründer des neuzeitigen Romans sollte sich nicht geirrt haben. Der liebenswürdige Poet, dessen sorglos traumhaftes Dasein in einer kalten Winternacht des Jahres 1856 ein grausiges Ende nahm, starb ohne solches Zukunftsvertrauen. Aber auch den Werken Gérard de Nervals war eine Wiedergeburt beschieden. Sie erscheinen neuerdings wieder in populären, billigen und in kostbaren und kunstvollen Ausgaben. Des Dichters seltsame Schicksale, sein Liebesleben und den düster tragischen Tod schmückt gar die Legende. Der Name des Uebersetzers von Goethe's Faust, des Freundes und Nachdichters Heinrich Heine's, taucht verklärt aus der drohenden Vergessenheit empor. Und diejenigen, die stets behaupteten, daß Nervals entzückend naturinnige und frische „Julie" einst mit Paul et Virginie werde genannt werden, scheinen Recht gehabt zu haben.

Im fernen Schlesien, in Groß-Glogau, unterlag die Frau des Offiziers und Arztes der „Grande Armée", Etienne Labrunie, einem hitzigen Fieber, das sie sich beim Ueberschreiten einer mit Leichen angefüllten Brücke zugezogen haben soll. Dem Gatten, dem sie in den Krieg gefolgt war, hinterließ sie in Frankreich ein Söhnchen, dessen sich ein auf dem Lande wohnender Oheim angenommen hatte. Als dann Europa, dank Englands groß- und heldenmüthigen Vorgehens von dem corsischen Abenteurer befreit war, kehrte der Vater in die Heimath zu seinem Kinde zurück. Der siebenjährige Gérard spielte gerade vor der Hausthüre, als drei Offiziere in stark strapazirten Uniformen auf ihn zukamen. Der eine davon umarmte den Knaben mit so heftiger Herzlichkeit, daß dieser sofort ausrief: „Mon père! Tu me fais mal!" — Mit dem Landleben war es nun bald vorbei. Vergessen hat Gérard aber die Stätte seiner ersten kleinen Freuden und Leiden nie. Manch duftend idyllisch Erinnerungsblatt hat er später diesen Jugendtagen gewidmet, die er in der reizvollen Landschaft um den berühmten Weiler Ermenonville mit den herrlichen parkähnlichen Wäldern, mit den ehrwürdigen und stolzen Schlössern und Burgen, die von der Macht und dem Reichthum der alten fränkischen Isle de France zeugten, mit den traulich plätschernden Bächen und den stillen, poesienumhauchten Weihern, ihren lauschigen Buchten und freundlichen Inseln verlebte. Eine derselben, das Pappeleiland genannt, barg die irdischen Reste des größten aller Träumer, J. J. Rousseau's, dessen ruheloses Leben in dieser herrlichen Gegend ein letztes Asyl und endlich Erlösung fand. Kein Wunder, daß Gérard, kaum hatten sich die Thore des Collège Charlemagne geöffnet, nach seinem geliebten Ermenonville eilte, kein Wunder, daß der Knabe dort das Wonnegefühl des reinen Naturgenusses so tief und so innig empfand, daß es ihm sein ganzes Leben lang nachging; kein Wunder, daß er das Träumen und Schwelgen in Gottes freier Natur niemals lassen konnte. Dort in dem pittoresken Garten Frankreichs, unter den prächtigen uralten Ulmen und Buchen, war auch der idyllische Schauplatz der ersten, idyllischen Liebeständeleien. „Je devins épris de Franchette, et je conçus l'idée singulière de la prendre pour épouse selon les rites des aïeux. . . . . Je pris à témoin le Dieu de nos pères

et la Vierge sainte, dont je possédais une image, et chacun se prêta avec complaisance à ce jeu naïf d'un enfant.“ Kaum zum Jüngling herangewachsen, bemächtigte sich ernstere und tiefe Liebe ganz seines schwärmerischen Herzens. Nur einmal sah und sprach der 17jährige Gymnasiast Adrienne, die adelige Tochter aus einem nahen Schlosse, bei ländlichem Fest. Er aber bewahrte ihr Bild unauslöschlich in der Dichterbrust bis an sein Lebensende. „Elle ressemblait à la Béatrice de Dante, qui sourit au poète, errant sur la lisière des saintes demeures.“ Adrienne ging oder mußte in ein Kloster gehen — Gérard sah sie nie wieder. Nun wurde sie die Beatrice seines Lebens und seiner Werke; ihre holdselige Erscheinung war ihm stets gegenwärtig. Adrienne blieb das weibliche Schönheitsideal, von dem sich der Dichter von nun an in seinem Liebes- und Gemüthsleben nicht mehr trennen konnte. Sein ganzes Sehnen galt dem Mädchen, das ihm einst, wie eine liebliche Fee im Zaubergarten, im Parke bei Ermenonville erschienen war. Da erschaute der kaum Zwanzigjährige eines Abends in der gefeierten Sängerin der „Opéra Comique“ Jenny Colon Adrienne's herrliches Ebenbild, und von Stund an gilt der blendend schönen, aber leichtfertigen Diva sein ganzer Liebescultus; es beginnt hier einer der seltsamsten, psychologisch merkwürdigsten Dichterromane. Jenny Colon, in der er Adrienne wieder gefunden zu haben glaubt, füllt sein ganzes Dasein aus. Sie wird sein Lebensidol. Ihretwegen, nur um ihr Lob zu verkünden, gründet er eine dramatische Zeitschrift, heute eine Fundgrube von Bildern aus dem romantischen Zeitalter; ihretwegen schreibt er Operettentexte und darunter sehr erfolgreiche; für sie dichtet er mit Al. Dumas sein großartig angelegtes Drama die „Königin von Saba“, die Meyerbeer componiren sollte; für sie sucht er nach den kostbarsten alten Möbeln, die einst Frankreichs mächtigen Fürsten gedient — und ihretwegen verschleudert er in kurzer Zeit sein beträchtliches mütterliches Vermögen. Doch lange bevor Jenny Colon noch in jungen Jahren dem irdischen Freudentaumel durch den Tod entrissen wurde, war sie schon todt für Nerval gewesen. Das hübsche, flatterhafte Wesen paßte nicht zu dem idealen, schwärmerischen Sonderling, den sie bald verließ, nachdem sie ihn schon längst hintergangen hatte. Und der unglückliche Poet fuhr fort, den Gram im Herzen und bald im Sinn den kranken Wahn, nach Adrienne's Ebenbild zu suchen — überall, auf den Pariser Boulevards, an den Ufern des Rheins und am Fuße des Libanon, in den Straßen Wiens und Kairo's — bis sein traumhaft phantastisches Dasein, von einigen belächelt, von keinem verstanden, in der „Rue de la vieille lanterne“ in tief trauriger Wirklichkeit endete; — das letzte Capitel dieses merkwürdigen und fesselnden Romans eines reichen und seltenen Dichterlebens, das sonderbarerweise noch keinen Dichter gefunden hat, ja, nicht einmal einen Biographen.

Doch kehren wir noch rasch zu dem hoch begabten „Collégien“ zurück, dessen Tage noch in glücklicher Sorglosigkeit verstrichen. Gern glauben wir ihm, wie er uns gesteht: „l'amour m'a fait poète“. Und als einen Auserlesenen der Musen verehrten ihn schon seine Schulkameraden, vor allem seine ältesten und treuesten Freunde: Théophile Gautier und der erst jüngst gestorbene Arsène Houssaye. Daß der Sinn des fleißigen Jünglings, der sich besonders eifrig mit dem Studium fremder Sprachen und vor allem mit dem Deutschen beschäftigte, auch auf ernste Dinge gerichtet war, beweist seine Geschichte der französischen Poesie im 16. Jahrhundert, mit der er sich noch als Gymnasiast um einen Preis der französischen Akademie bewarb, den bekanntlich Sainte-Beuve davon trug. Daneben verfaßte er um dieselbe Zeit ein Bändchen schwungvoller, von Napoleon, Béranger und Lamartine begeisterter Lieder, die den Verleger veranlaßten, dem 16jährigen Autor der „Élégies nationales“ zu prophezeien, er werde es einmal weit bringen: „Jeune homme, vous irez loin.“ Französische Literaten, denen es nicht immer auf die Genauigkeit der Namen ankommt, haben später diesen Ausspruch Goethe in den Mund gelegt, der sich allerdings einmal über Nerval lobend aussprach, aber nicht über den Autor der patriotischen Oden, sondern über den 18jährigen Uebersetzer seines „Faust“. Es berichtet nämlich Eckermann am ersten Sonntag des Wintermonats 1830 u. a. folgendes über Goethe: ...„Er ... hatte derweil die neueste französische Uebersetzung seines „Faust“ von Gérard zur Hand genommen, worin er blätterte und mitunter zu lesen schien. „Es gehen mir wunderliche Gedanken durch den Kopf,“ sagte er, „wenn ich bedenke, daß dieses Buch noch jetzt in einer Sprache gilt, in der vor fünfzig Jahren Voltaire geherrscht hat.“... Diese... Uebersetzung von Gérard, obgleich größtentheils in Prosa, lobte Goethe als sehr gelungen. „Im Deutschen,“ sagte er, „mag ich den „Faust“ nicht mehr lesen; aber in dieser französischen Uebersetzung wirkt alles wieder durchaus frisch, neu, geistreich.“ — So weit Eckermann in seinen „Gesprächen“. Wahrscheinlich schrieb Goethe unter dem Eindruck des Nerval'schen „Faust“ auch das Ende der zwanziger Jahre entstandene sinnige Gedicht „Ein Gleichniß“.

„So war mir's, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.“

Wie in den Straßburger Tagen seiner Jugend, so fühlte sich der Altmeister auch an seinem Lebensabend zur französischen Dichtung hingezogen. Oft und gern sprach er von der talentvollen jungen Schaar der Romantiker und herzlich freute er sich ganz besonders über das erwachende Interesse und Verständniß für seinen „Faust“. Im Frühjahr 1830 äußert er sich einmal: „Die jungen Dichter (Frankreichs nämlich) beschäftigen mich nun schon die ganze Woche und gewähren mir durch die frischen Eindrücke, die ich von ihnen empfange, ein neues Leben.“ — Und ein Zeitgenosse berichtet, es hätten ihn die Huldigungen der jungen französischen Poeten innerlichst beglückt. Ohne hier des näheren auf den Werth und die Bedeutung des französischen „Faust“ Gérard de Nervals einzugehen, sei nur bemerkt, daß derselbe nicht nur als ein erfreuliches Uebersetzungswerk, sondern auch als eine für jene Zeit hervorragende, literarisch erfolgreiche That bezeichnet werden darf. Dadurch, daß Nerval mit seinem poetischen Sinn auf eine getreue Nachahmung der Strophenarchitektonik, auf eine eng anschließende Versnachbildung verzichtete — er hat nur einige lyrische Partien in Versen nachgedichtet —, war es ihm möglich, etwas von dem musikalischen Schmelz, der Freiheit und der packenden Frische des Originals in seine übrigens musterhafte poetische Prosa hinüberzuretten. Er kennt die Grenzen nachbildenden Kunstschaffens; er ist zu sehr Dichter, um nicht einzusehen, daß es für den deutschen Faust kein französisches Aequivalent geben kann; er gesteht es selbst: „Je regarde comme impossible une traduction satisfaisante de cet étonnant ouvrage.“ Er weiß es: „Goethe est inimitable“.

Aber da dem jugendlichen Schwärmer Enthusiasmus und dabei tiefe Seelengemeinschaft innewohnten, gedieh seine Nachdichtung immerhin zu einem poetischen Werke, das Goethe's wohlwollende Anerkennung in vollem Maße verdiente. Er hat den Faust im Geiste der französischen Sprache nachempfunden und zugleich eine magische, formvollendete, ureigene Prosa geschaffen, die alle Zeitgenossen überraschte und in der neuesten Zeit geradezu Schule machte. An Uebersetzungsschnitzern und Mißverständnissen fehlt es natürlich nicht; dagegen hat sich Nerval keine schlimmen Geschmacklosigkeiten zuschulden kommen lassen, etwa in dem

Digitized by Google

Stile jener Uebertragung der Schiller'schen „Glocke", die 1808 in Zürich erschien, in der ich folgenden banalen Abklatsch der Verse: „Zum Werke, das wir ernst bereiten, — Geziemt sich ꝛc." finde: „Faisons quelques réflexions sur l'ouvrage que nous allons commencer!" Auch komisch wirkende Zerrbilder, wie die englische Clergymenverballhornung der Strophe „Und als es kam zu sterben ꝛc."

„He called for his confessor,
Left all to his successor",

über die Goethe so „herzlich lachte" und witzig scherzte, hat Nerval keine verbrochen. Von den circa 20 französischen Faustübersetzungen ist die Nervals wenn nicht die genaueste, so doch die berühmteste. Sie erlebte bis zum Jahre 1853 vier Auflagen und wurde seither wiederholt neu herausgegeben.[1]) Ursprünglich hatte Nerval seine Faustbearbeitung bloß mit seinem Vornamen Gérard gezeichnet. Er pflegte, wie H. Beyle-Stendhal und andere Zeitgenossen, seine Persönlichkeit hinter die verschiedensten Pseudonyme zu verstecken, wie Fritz, Aloysius, Lord Pilgrim, Beuglant u. a. Er folgte aber hier nicht so sehr einer allgemeinen Sitte, dem guten, ehrlichen Familiennamen ein vornehmes oder bizarr-fremdländisches Gewand umzuwerfen, die aus einem Jacquot einen Eugen de Mirecourt, aus Auguste Maquet einen Aug. „Mar Keat" und aus dem deutschen Loewe aus Weimar einen „Baron Loëve-Veimars" machte, als vielmehr der seinem bescheidenen Wesen eigenen Scheu vor der Oeffentlichkeit. Den Schriftstellernamen „de Nerval" (wohl nach einem Landbesitz der Familie Labrunie „Nervalis Campus" gebildet), der ihm in der Literaturgeschichte geblieben ist, nahm er erst später an, um ihn dann aber auch im gewöhnlichen Leben zu führen.

Den zwanzigjährigen Gérard finden wir schon mitten in der romantischen Hochfluth. Er stand in den vordersten Reihen der „Jeune France" und war schon ein bekannter Poet — den jungen Ruhm verdankte er hauptsächlich seinem „Faust" —, als sein Freund Gautier noch Farben präparirte. Er war das leitende Haupt des sogenannten „Petit cénacle", eines rührigen, lebensfrohen Häufleins angehender Dichter und Künstler, das in einer alten Priorei in der Nähe des Louvre hauste. Eine bunte, laute und geistreiche Gesellschaft und ein Nest von zukünftigen großen und kleinen Weltberühmtheiten. Ich brauche nur die Namen Alphonse Karr, Arsène Houssaye, Gautier und Balzac, die Maler Corot, Ary Scheffer und den Musiker Hector Berlioz zu nennen. Von ihnen allen war Nerval damals nicht nur der bekannteste, sondern auch der einzige vielseitig gebildete. Houssaye, der das Andenken seines Jugendfreundes bis zuletzt hoch hielt und pflegte, berichtet: Toute la bohème littéraire, qui est née d'un de ses rêves et de ses distractions, n'avait pas d'antre bibliothèque que son esprit. Nerval war es, der alle diese empfänglichen Geister mit der deutschen Poesie bekannt machte; er, der sich schon früh in die dramatischen Abhandlungen Aug. W. Schlegels vertieft und die Dramen Schillers und Goethe's in sich aufgenommen hatte, er war es, der die junge Künstlerschaar in die „wilde Bergschlucht des Romanticismus" führte und für die berühmte „Hernanischlacht" einexercirte, die er Victor Hugo gewinnen half, ohne nachher „an dem lauten und grellen Fanfarengeschmetter der triumphirenden Romantiker" theilzunehmen. Wie Hugo der gefeiertste und der bewundertste, so war Nerval der geliebteste Romantiker. Alle hatten diesen sanften, stets gefälligen und so unendlich bescheidenen Poeten ins Herz geschlossen. Er war die kameradschaftliche Güte selbst. Streberthum und Mißgunst waren ihm unbekannte Begriffe. Ein Dichter des Ichs und als Mensch der selbstloseste Altruist. Nie um sein eigen Brod bekümmert, stets dankbar, wenn er andern helfen konnte. Streng gegen sich selbst, von peinlichster literarischer Gewissenhaftigkeit, und dabei voller Nachsicht und Wohlwollen andern gegenüber. Kurz, ein prächtiger Mensch und ein goldlauterer Charakter. Seither wurde uns natürlich auch Nerval im Schlafrock präsentirt; viele seiner Briefe, herzlich unbedeutende, die auch bedeutende Männer schreiben müssen — und andere wurden veröffentlicht; wir kennen seine intimsten Lebensverhältnisse — aber statt dadurch Sympathien einzubüßen, hat er neue gewonnen. Jahrelang war er als dramatischer Kritiker an einer der bedeutendsten Zeitungen thätig, ohne sich Feinde zu machen. Aus seinen fein humorvollen Feuilletons sprachen eben nicht nur ausgebreitetes Wissen und heller Geist, sondern auch Güte und vornehmer Sinn. „Le bon Gérard" hieß er im engen Kreis des „Petit cénacle" und als der „gute" Gérard ist er in die französische Literaturgeschichte eingegangen. Gautier, der übrigens diesen Ehrentitel mit ihm theilt, schreibt: „Cette bonté rayonnait de lui comme d'un corps naturellement lumineux, on la voyait toujours et elle l'enveloppait d'une atmosphère spéciale — und in derselben innigen Weise drücken sich alle aus, die Nerval von ferne oder nahe kannten. Auch Heine, der von seinem Freunde sagte, er sei mehr Seele als Mensch, von kindlicher Arglosigkeit und unendlich zartfühlend. Der Dichter Etienne Eggis, der es vom Westschweizer bis zum witzigen, tadellosen Pariser Bohèmepoeten brachte, läßt, da er in seinen geistvollen satirischen Skizzen „Voyages aux Champs élysées" auf Nerval zu sprechen kommt, plötzlich den blaguirenden Ton fallen: „Gérard simple comme le génie, poète comme l'amour et voyageur comme l'hirondelle." Und gerührt fügt er hinzu: „Je n'ai jamais eu le bonheur de lui presser la main, mais si ces lignes lui parviennent, je désire qu'elles soient pour lui la poignée de main d'un ami inconnu et d'un compatriote, qui aime ses oeuvres et sa personne." Freilich, das Ideal eines Regel und Ordnung liebenden Bürgers war er gerade nicht. Er ist sogar so ziemlich das Gegentheil gewesen, d. h. von dem, was der Engländer unter „respectability" versteht; eine sorglose, Freiheit, Ungebundenheit, Luft und Licht liebende und die vier Wände des soliden häuslichen Herdes fliehende, herzlich unpraktische, den nothwendigsten Lebensfragen hülflos gegenüberstehende Poetennatur, die jedem halbwegs anständigen Durchschnittsmenschen etwas wie geheimes Gruseln einflößt, das im besten Fall mit ehrlichem Mitleid untermischt ist. Nerval gehört zu der großen, von bürglichen Satzungen und Gebräuchen emancipirten Gemeinde der Wanderpoeten, der vagabundirenden Troubadoure seiner Heimath; Rutebeuf, Villon, Maître Gringoire, Lafontaine und J. J. Rousseau sind seine Ahnen. Er ist der Bohémien par excellence und großen Stils, den Balzac mit einiger Uebertreibung in seiner Novelle „Un prince de la Bohème" zuerst portraitirte, die er, seltsam genug, 1839 seinem Freunde — Heinrich Heine widmete. In seinem Künstlerheim beim Louvre taucht Nerval kaum dreimal wöchentlich auf, und auch dann nur, „wenn Aurora mit Rosenfingern der Sonne Pforten geöffnet". Auch ihn durfte man, wie einst den witzsprühenden Perpetuum-mobile-Abbé des 18. Jahrhunderts, Chevalier de Boufflers, traf man ihn auf der Straße, in Wald oder Flur, mit den Worten begrüßen: „Mon cher poète, je suis ravi de vous trouver chez vous." Scherzhaft wünschte er einmal, stets neben einem sich endlos aufrollenden Papierstreifen einherzuziehen, um so seine Gedanken und Empfindungen unterwegs niederschreiben zu können. Hubsch schildert Gautier die nie

[1]) Eingehender sowohl von Nervals Faust als auch von den Beziehungen dieses französischen Dichters zu Goethe und der deutschen Literatur handelt eine Studie, welche das Goethejahrbuch 1897 bringen wird.

ruhende Beweglichkeit seines Freundes, „le plus pérégrinateur de nos écrivains“: „Comme les hirondelles, quand on laisse une fenêtre ouverte, il entrait, faisait deux ou trois tours, trouvait tout bien et tout charmant, et s'envolait pour continuer son rêve dans la rue.“ Nerval kannte jeden Winkel des pittoresken alten Paris, Weg und Steg der reizenden Pariser Landschaft, jenes großen und herrlichen Naturparks, der die Weltstadt wie ein mächtiger Gorten- und Waldkranz schmückt. Er zog aber auch landeinwärts, durchwanderte Dorf und Stadt der alten Provinzen, besonders seiner engeren Heimath, der einstigen Grafschaft Valois, der „Isle de France“, deren Sagen und gut und echt französische Volksweisen er sammelte und naturfrisch nachdichtete, und zwar zu einer Zeit, da man in Frankreich kaum begonnen, sich um die populäre Dialektpoesie zu kümmern. Doch auch das Vaterland ward ihm bald zu eng; es trieb ihn in die ferne, fremde Welt. Bald treffen wir ihn in München, Nürnberg, in Weimar oder Wien, in Holland oder im Thüringer Wald, bald in Schlesien, „cette froide Silésie, ou reposent les cendres de ma mère“, bald in Italien oder im Orient. Und mit welch köstlicher Sorglosigkeit schnürt er sein Ränzchen! Mit 300 Franken, die damals kaum bis Marseille reichten, unternimmt er eine halbjährige Orientreise, auf gut Glück und seine Feder vertrauend. Mit einigen letzten Kreuzern in der Tasche geht er zu Fuß mit einem deutschen Handwerksburschen, der ihm ein billiges Nachtlager verschafft, von Straßburg nach Baden-Baden, wo ihm Alex. Dumas aus der Patsche hilft. Als er einmal in Wien vollständig auf dem Trockenen sitzt, schickt ihm die Vorsehung den elsässischen, jetzt noch lebenden Dichter Alex. Weill, der ihn einer Wiener Zeitung empfiehlt, die Nervals übersetzte Artikel aufnimmt und gut bezahlt. Und er wandert, wie einst Poeten wanderten; nicht mit dem hastig und planmäßig reisenden Hausen, sondern abseits von der breiten Heeresstraße, mit dem Zufall als Endziel und mit seiner dichterischen Laune als Fahrtenplan. Alles schaut er mit dem Auge des Dichters und Künstlers. In den Händen des schwärmerischen Troubadours verwandelt sich sogar der erzprosaische Münchener Maßkrug in den Pocal des Königs von Thule:

„Der Freiheit Priester, der Vasall des Schönen,
So wird der Dichter in die Welt gesandt.
Ein Troubadour, zieht er von Land zu Land,
Das herrlichste mit seinem Lied zu krönen.“

Nirgends jedoch streifte Nerval so gern und so oft umher, wie in deutschen Gauen. „Ma chère Allemagne“, nennt er wiederholt die Heimath Goethe's; er liebt sie „wie eine zweite Mutter“ — wohl auch, weil dort seine wirkliche begraben liegt. Wir lernen hier in dem Sohne des napoleonischen Offiziers den deutschfreundlichsten aller französischen Poeten, einen verständnißvollen und gefühlsinnigen Vermittler deutscher Dichtkunst kennen. Neben Blaze de Bury, der sich längere Zeit am Weimarer Hof aufgehalten hatte und die französische Literatur um eine weitere Faustübersetzung bereicherte (1840), war Gérard der einzige Romantiker, der des Deutschen einigermaßen mächtig war. Der weit gereiste und sprachkundige Vater ist sein Lehrmeister gewesen. Große linguistische Fertigkeit hat er zwar nie besessen. Von Wien aus schreibt er einmal . . . „je parle de manière à me faire bien comprendre, mais je comprends peu, à moins que l'on n'ait soin de bien détacher les mots.“ Als er sich beim Uebersetzen des Intermezzo und der „Nordseelieder“ zuweilen sprachliche Blößen gab, rieth ihm Heine, er solle doch eine deutsche Frau freien, damit er seine Lieder besser verstehe! Der Rath schien für Nerval nichts verführerisches zu haben. Auch mochte Heine's Ehe nicht gerade geeignet gewesen sein, ihn zu einer Heirath aus philologischen Motiven zu reizen! Was ihm indessen an linguistischen Kenntnissen abging, das ersetzten seine enthusiastische Verehrung für Deutschlands Dichter, sein liebevolles Versenken in die germanische Gedankenwelt und vor allem seine Gemüthscongenialität. Er wußte deutsche Empfindungen nachzufühlen, und deßwegen wurde er der einflußreichste Interpret und Dolmetscher der deutschen Poesie. Prof. Virgile Porsel in Bern, der Autor des verdienstvollen, kürzlich erschienenen Werkes über „die literarischen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich,“ sagt dort von unserm Dichter: „De tous les intermédiaires entre les deux penples, G. d. Nerval fut sans conteste le plus désintéressé et le plus compréhensif.“ — Wann und wie oft er Deutschland durchstreifte, ist nicht leicht zu bestimmen; ich glaube, er wußte es selber nicht. Wir begegnen ihm dort in jedem Lebensalter. „Oft umschwebten die Schatten der alten teutonischen Eiche mit traulichem Geflüster seine Stirn; gern wandelte er unter Deutschlands Lindenbäumen; er grüßte am Ufer die Elfen im langen, weißen Schleiergewande; er sah die Raben um den Kyffhäuser kreisen, aus den Felsblöcken des Harzes neckische Kobolde hervorlugen. Die Hexen und Berggeister des Brocken tanzten um den französischen Dichter die Reigen der Walpurgisnacht. Den goldfunkelnden Rheinwein sah er im smaragdgrünen Römer perlen.“ — Er reist eigens nach Weimar, um der Feier der hundertsten Wiederkehr von Goethe's Geburtstag beizuwohnen, die er dann in schwungvollen und feinsinnigen Feuilletons des „Artiste“ schildert, daß ihm der damalige Erbprinz Karl Alexander, der jetzige Großherzog von Sachsen-Weimar, dafür in einem huldvollen Schreiben dankte. Ebenso merkwürdig wie interessant ist, was Nerval über Wagners Oper Lohengrin berichtet, die bekanntlich bei jener Feier unter Liszts Leitung zum erstenmal aufgeführt wurde. Das Publicum, sagt er, hätten die Längen etwas abgekühlt; allgemein jedoch seien die incontestables beautés poétiques der Dichtung anerkannt worden. Aus seinen Betrachtungen über die Composition Wagners greife ich nur folgende Stelle heraus: „La musique de cet opéra est très remarquable et sera de plus en plus appréciée aux représentations suivantes. C'est un talent original et hardi qui se révèle à l'Allemagne, et qui n'a dit encore que ses premiers mots“ etc. So schreibt ein Franzose im Jahre 1850! Ungemein anziehend ist auch Nervals Beschreibung des Schillerhauses, das er mit Franz Liszt [1]) besuchte. Der freundliche Leser wird mir für Wiedergabe einer besonders sinnigen Episode Dank wissen. Sie waren lächelnd vor jenem winzigen Spinett Schillers, das jetzt noch zu sehen ist, stehen geblieben. Listz (!) voulut venger de toute raillerie l'instrument autrefois cher au poète. Il promena ses doigts sur les touches jaunies, et, s'attaquant aux plus sonores, il sut en tirer des accords doux et vibrants qui me firent écouter avec émotion les „Plaintes de la jeune fille“, ces vers délicieux que Schubert dessina sur une si déchirante mélodie et que Listz a su arranger pour le piano avec le rare coloris qui lui est propre. Et, tandisque je l'écoutais, je pensais que les mânes de Schiller devaient se réjouir en entendant les paroles échappées à son coeur et à son génie, trouver un si bel écho dans deux autres génies qui leur prêtent un double rayonnement.“

Im Sommer 1854, wenige Monate vor seinem Tode, zieht Nerval zum letztenmale über den Rhein, den geliebten Strom „qui sépare en les embrassant ses deux

[1]) Ueber einen Besuch Gérard de Nervals bei Liszt in Weimar ist noch zu vergl. Hans v. Bülow, Briefe I, 237.

Digitized by Google

rives amies!“ Dem berühmten Kritiker Jules Janin schreibt er: . . . „cette fée rachieuse des brouillards, cette ondine fatale comme toutes les nixes du Nord qu'a chantées Henri Heine, elle me fait signe toujours: elle m'attire encore une fois.“ —

Wiederholt hatte ihn sein Weg über München geführt und oft spricht er von der Künstlerstadt, die ihm neben Nürnberg und Wien von allen Städten der deutschen Lande am sympathischsten ist. Gerade auf der erwähnten letzten Reise berichtet er seinem alten Vater u. a. „j'ai fait de bonnes études surtout à Munich et à Nuremberg“. Der Arme sollte sie nicht mehr verwerthen können. In seinem zweibändigen, heute noch lesenswerthen Werke „Voyage en Orient“, befindet sich ein launiges Capitel „Un jour a Munich“ betitelt. Er erzählt einleitend von einem französischen Dichter des 17. Jahrhunderts, der die Sterne in komischster Weise mit Dichtern und Künstlern bevölkert habe. „Einer dieser Sterne war nur von Malern bewohnt; die ganze Regierung drehte sich nur um sie; die verschiedenen Schulen kämpften mit einander in geordneten Schlachten. Mehr noch, alle von den großen Künstlern der Erde geschaffenen Gestalten führten dort ein wirkliches Dasein, und man konnte sich mit der „Judith“ des Caravaggio, dem „Magiker“ Albrecht Dürers oder mit der „Magdalena“ des Rubens unterhalten. — Betritt man München, glaubt man sich unwillkürlich in diesen seltsamen Stern versetzt“. . . . Nerval erhält den Eindruck, daß die Malerei in München nichts kosten müsse.

Die Rhein- und Deutschlandschwärmerei unsres Autors tritt nirgends so deutlich und so schön zutage wie in dem Bande „Loreley, Souvenirs d'Allemagne“ (1852), einem duftenden Strauße voll echter deutscher Romantik. Gleich eingangs vernehmen wir hier gar wunderliche Dinge über das französische Straßburg von anno 1850! „Man muß es gestehen, in Straßburg wird weniger Französisch gesprochen als in Frankfurt oder in Wien, und das wenige ist vom allerschlechtesten Französisch. Es ist ein Kunststück, sich beim Volke verständlich zu machen, und wir fragen uns, was denn eigentlich die Kinder in den zahlreichen Schulen dieses Departements lernen. Vielleicht können sie lateinisch. . . .“ Aber es kommt noch besser! Als Nerval in Kehl den Rhein erblickt, ruft er aus: „Dort drüben am Horizont, jenseit dieser fliegenden Brücke, wißt ihr, was dort liegt? Deutschland ist es! Die Heimath Goethe's und Schillers, das Land Hoffmanns (E. T. A.); das alte Deutschland, uns allen die Mutter! . . . Teutonia!“ — Wer da wähnt, ich flunkere, der schlage pag. 13 und folgende in Nervals Loreley nach. Er wird es zwar in den meisten Bibliotheken Deutschlands vergebens suchen, denn das Buch ist sehr selten geworden. Vielleicht haben es Déroulède und Consorten aufgekauft! — In diesen Band hat Nerval das seltsame aber geistestiefe Drama „Leo Burckhart“ einverleibt, das er nach seiner ersten deutschen Reise schrieb und zwar ganz unter dem Einflusse von Schiller und Körner. Hier verwerthet er, was er in Mannheim und Heidelberg von dem Morde Kotzebue's erfahren, seine Erinnerungen und Eindrücke von der deutschen Studentenbewegung. „Cest à Heidelberg, au milieu des étudiants, quo j'essayai de peindre le monvement parfois grand et généreux, parfois imprudent et tumultueux de cette jeunesse toute frémissante encore du vieux levain de 1813.“ — Während dies Schauspiel bald von der französischen Bühne verschwand, hatte es in Spanien einen durchschlagenden Erfolg, denn in Leo Burckhart glaubten die Spanier den Charakter des damals in Ungnade gefallenen Don Espartero zu sehen. —

Von Nervals deutschen und anderen Reiseerinnerungen im allgemeinen läßt sich sagen, daß sie ein Gemisch von Sterne, Goethe und Heine, von schalkhaftem Humor, sentimentalem Schwermuth, tiefer Gedankenarbeit und leichtgeschürzter Moral, idealem Schwung und realistischer Darstellung sind. Sie stehen in ihrer Art in der französischen Literatur einzig da. — Neben Victor Hugo's „Rhin“ ist der „Rhein“ Nervals das poesievollste, was ein Franzose je über den deutschen Strom, seine Sagen und seine Ufer geschrieben. — Ueberall in seinen Werken begegnen wir unverkennbaren Spuren, die seinen intimen geistigen Verkehr mit Goethe, Schiller, Heine, Uhland, Bürger, E. T. A. Hoffmann ꝛc. bekunden, um deren Vermittlung er sich so verdient gemacht hat. Was Victor Cousin als Interpret der deutschen Philosophie für Frankreich gethan, das leistete Nerval auf literarischem Gebiete. Auf die deutsche Poetik hinweisend, befehdet er die monotone classische Reimkunst, die „rimes riches“, die vornehm steifen französischen Verse „le grand obstacle à la popularité des poèmes“. Nach dem Beispiel der deutschen Romantiker schöpft er seine Lieder und Erzählungen aus dem reichen, unberührten Schatze der volksthümlichen Dichtung seiner Heimath. —

Goethe war es gewesen, der den ersten tiefen Einfluß auf den jugendlichen Nerval ausgeübt, der „Faust“ hat diesen für Deutschland gewonnen; auf Herz und Geist des gereiften Gérard wirkte fast ausschließlich ein anderer, ein ganz anderer deutscher Dichter, Heinrich Heine. Der Raum erlaubt mir kaum, die interessanten persönlichen und literarischen Beziehungen dieser beiden Dichter, die in derselben Erde ruhen, auch nur zu streifen. Der Einfluß der sogenannten deutschen Spottdrossel auf Gérard war ganz überwältigend.[1]) „Heine avait littéralement ébloui G. d. Nerval“, sagt mit Recht der genannte Rossel. — Darauf deutet auch folgender Vers hin, den wir der gereimten Einleitung eines französischen „Lyrischen Intermezzos“ von A. Glaveau entnehmen.

„Son „Intermezzo“, comme on dit
A vu bien souvent, je le gage,
Sur certaine petite page,
Pleurer Nerval, qui se pendit.“

Heine soll einmal von seinem Freund und Uebersetzer gesagt haben: „Je me vois en lui.“ Was er in dieser reinen Dichterseele sah, war sein besseres Ich. Peinlich berührt es uns, wenn wir hören, wie Heine, dem wir allerdings sein qualvolles Matrazenelend zugute halten müssen, seinen grundehrlichen französischen Dolmetscher verdächtigt, er „escamotire“ ihm seine Gedanken. Zwischen dem besseren Ich des deutschen Dichters, dem Schöpfer unvergänglicher Lieder, dem großen Künstler des deutschen Wortes, und dem sensinnigen französischen Poeten, der die wärmste, poesievollste Prosa schrieb und so schlicht und innig zu dichten wußte, als wäre er im Schwabenlande geboren, herrschte eine große Geistes- und Herzensgemeinschaft. Einem deutschen Literaten vertraute Nerval einmal: „Wir litten beide an einer und derselben Krankheit: wir sangen beide die Hoffnungslosigkeit einer Jugendliebe todt. Wir singen noch immer, und sie stirbt doch nicht.“ —

Bei einem Bohèmepoeten solch reiner, vornehmer, klar dahinfließender Stil, bei einem Kritiker und Journalisten so viel Herzensgüte, bei einem mitten im literarischen Kampfe stehenden Schriftsteller solch kindlich naives Wesen, bei hervorragendem Talent so viel Bescheidenheit, bei einem Franzosen solch germanisch-helvetische Wanderlust und endlich bei einem Pariser Kinde so viel Liebe und Verständniß für Deutschland und seine Dichter — das alles deutet, meine ich, schon darauf hin, daß Gérard de Nerval kein normaler

[1]) Es sei mir gestattet diejenigen, die sich für dies fesselnde Capitel in der Geschichte der literarischen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich interessiren, auf mein bereits citirtes Buch „Heine in Frankreich“ zu verweisen, wo ich auch eingehend von Heine und Nerval berichte.

Digitized by Google

Mensch war. — Und in der That treffen wir ihn schon im besten Mannesalter vorübergehend in der berühmten Nervenheilanstalt des Dr. Blanche. Er machte einmal die melancholische Reflexion: „Ce que c'est que les déplacés! On ne me trouve pas fou en Allemagne!“ Ich glaube selbst, daß Nervals zeitweilig etwas stark phantastisch angehauchte Träumereien und übersinnliches Gemüthsleben in Deutschland niemanden gestört hätten. Denn geistumnachtet war er nie; — einige seiner schönsten Schriften und besten Verse schrieb er während seines Aufenthalts bei Blanche. — Zuweilen liegt über diesen Liedern ein leichter mystischer Schleier, so daß man meinen könnte, ein moderner Symbolist habe sie in einem klaren Moment geschrieben. Seine französischen Freunde und Biographen haben natürlich nicht versehlt Deutschland, „le pays des hallucinations de l'intelligence“, deutsche Phantastik und Philosophie für Nervals erregte Phantasie und Seelenkrankheit verantwortlich zu machen. Nerval war schon ein anormales Kind, dessen angeborener Hang zu übernatürlichem Sinnengaukel, zum Irrationellen, durch seine Umgebung noch verderblich beeinflußt wurde. Er selbst erzählt: „Da ich in meiner frühesten Kindheit auf den Verkehr mit Dienstboten und Bauern angewiesen war, füllte sich mein Geist mit wunderlichem Aberglauben, mit alten Sagen und alten Liedern.“ — Er verschlang als Knabe die Bibliothek seines Oheims in Ermenonville, die der sinnigen und ehrbaren Büchersammlung, welche den Geist eines Töpffer lenkte und bildete, nicht sonderlich geglichen. Es waren dort alle Utopisten, Kabbalistiker und Illuminaten des 18. Jahrhunderts vertreten, deren Biograph Nerval später selbst wurde. Daher auch seine Vorliebe für das Mittelalter mit seinen wunderbaren Legenden, Burggeistern, Zauberfiolen und Spukgestalten — daher seine frühe Begeisterung für „Faust“. Freilich eine gefährliche, ungesunde Geisteskost für einen jugendlichen exaltirten Sonderling, dem die Prosa der Cervantes und Swift und die Verse Moliere's hätten verschrieben werden sollen.—

Von dem Dichter, Novellisten und Dramatiker, von Nervals literarischer Bedeutung und Sonderstellung innerhalb der französischen Romantik kann ich in dem engen Rahmen dieser Betrachtungen so gut wie gar nichts sagen. Mir lag vor allem daran, den Germanophilen zu schildern und nachzuweisen, daß ihm das französische Schriftthum als geistigem Vermittler der deutschen Literatur einen Ehrenplatz schuldet, und Sympathie für seine dichterische Persönlichkeit, für den Menschen Nerval zu gewinnen; da das „herrlichste in aller Poesie die Dichter selbst sind; sie sind die Poesie; denn keiner hat etwas anderes gemacht als sich.“ —

Gérard de Nerval wird nicht zu den glänzenden Vertretern der französischen Romantik gezählt. Er war auch nie populär. Er besaß von jeher eine treue Gemeinde großer Verehrer, und in neuester Zeit will es scheinen, als ob sein Name manche strahlende Größe überleben werde. Ein milder, marmer Glanz geht von seinen besten Schriften aus; seine würzige, anmuthige, so ganz manierfreie und durchaus originelle Prosa wird bleiben. Und beurtheilen wir die Bedeutung eines Dichters, statt nach lauten, ephemeren Erfolgen, nach Masse des Einflusses, den sein schriftstellerisches Wirken auf den Gang und die Entwicklung der Literatur ausgeübt, so gebührt dem feinsinnigen Interpreten deutscher Dichtkunst, dem Uebersetzer des Faust, dem Schöpfer der getragenen und doch bezaubernd einfachen Prosa, des sogenannten „poème en prose“, das von Charles Baudelaire bis heute in Frankreich Schule gemacht, und dem Autor einer Anzahl bestrickend natürlicher Idyllen eine hervorragende Stelle unter den leitenden Geistern der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts. —

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich an einem Januarmorgen des Jahres 1855 in Paris die schauerliche Nachricht, daß Gérard de Nerval in einer der verrufensten und schmutzigsten Winkelgassen der Altstadt erhängt gefunden wurde. Alles strömte nach der „Rue de la vieille lanterne“, wo sonst nur die dunkelsten Creaturen einer verworfenen Menschenclasse umherschlichen, um den gräßlichen Ort zu schauen, wo der allgeliebte Poet, der sanfte Träumer als Leiche gefunden wurde. Ob er durch Raubgesindel oder ob er durch Selbstmord geendet, konnte nie festgestellt werden. Das erstere ist nicht unmöglich, das letztere jedoch wahrscheinlicher. Aus Noth oder wegen literarischer Mißerfolge den Tod zu suchen, wie die Gilbert, Hégésippe, Moreau und Chatterton, dazu hatte er zwar keine Veranlassung. Wohl aber fühlte er längst und sprach es angstvoll aus, daß sein müdes, immer kränker werdendes Hirn nicht mehr wie früher arbeiten wollte. Die eine, große, unglückliche Liebe, seine abenteuerliche Wandererexistenz, die wiederholten Anfälle von Gemüthsstörung, sein ewiges, fieberhaftes Träumen — das alles hatte seine geistigen und körperlichen Kräfte gebrochen. In seinen Reiseberichten erzählt der Mystiker, wie ihn ein unheilverkündendes Rabengekrächze mit trüben Ahnungen erfüllt. Vielleicht lockte den exaltirten nächtlichen Wanderer, der ja an kabbalistische Zeichen glaubte und dem die erregte Phantasie oft die sonderbarsten Gebilde vorspiegelte, das „Never more“-Rabengekrächze in den jähen Tod — denn dort, wo man ihn fand, hüpfte ein zahmer, häßlicher alter Rabe umher. Vielleicht stand vor dem einsamen, alternden Träumer die Wirklichkeit plötzlich in ihrer ganzen Leere und Oede da — das Erwachen tödtete ihn, das er einmal als „affreux mélange de comédie, de rêve et de réalité“ schilderte, oder aber es wollte diese Nomadenseele wieder reisen — und da trat sie eben die letzte, große unbekannte Reise an. — In seiner Tasche fand man die letzten Seiten seiner ergreifenden, tief traurigen Novelle „Aurélia, ou le Rêve et la vie“, in welcher er von dem tragischen Kampfe der Vernunft mit dem fiebernden Gehirn erzählt.

„Une âme charmante a quitté notre planète et poursuit son rêve dans ces mondes plus splendides et plus beaux, qu'elle avait déjà tant de fois visités en esprit“, so schrieb sein treuer alter Kamerad Théophile Gautier an dem Tage, da das ganze Pariser Schriftsteller- und Künstlerthum in innigster Trauer das Grab eines echten Poeten, eines guten Menschen und seltenen Originals umstand. Ob eine deutsche Hand einen Kranz auf das Grab des besten Freundes, den Germania je in Frankreich besessen, gelegt, vermag ich nicht zu sagen. Vielleicht entsandte Vater Rhein eine seiner Rheintöchter, damit sie noch dem todten Nerval für seine so seltene und große Liebe in die Gruft hinein danke. —

An jenem unseligen Morgen aber, als man eine unbekannte Leiche aus der „Rue de la vieille lanterne“ hinweg nach der Morgue schaffte, da drang mit einemmale durch das aschgraue Wintergewölk freundlich verklärendes Sonnenlicht. Und die goldene Ruhmesstatue, die sich noch heute auf dem Monumentbrunnen des Chateletplatzes erhebt und die von der Stelle, wo man Gérard de Nerval auflas, sichtbar war, erstrahlte in hellem Glanze. —

Nansens Reisewerk.[1])

-ve. Nansens Heimkehr bildete das am meisten besprochene, am freudigsten begrüßte Ereigniß des vorigen Jahrs; die merkwürdigste literarische Erscheinung des laufenden wird ohne Zweifel sein Reisewerk bleiben, das

[1]) **In Nacht und Eis.** Die norwegische Polarexpedition 1893 bis 1896. Von Fridtjof Nansen. Mit einem Beitrag von Capitän Sverdrup, 207 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten. Autorisirte Ausgabe. 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus 1897. —

Digitized by Google

uns die Firma Brockhaus nach ihrer Gewohnheit rasch in vortrefflicher deutscher Ausgabe zugänglich gemacht hat, wie 1878 Stanley's Zug durch den dunklen Erdtheil, 1882 Nordenskiölds Umsegelung Asiens und Europa's — um nur die wichtigsten, in dieser oder jener Hinsicht ähnlich bedeutenden Bücher zu nennen. Nach allem, was die Zeitungen seit Monaten über Schicksal und Leistung der Nansen'schen Expedition in Umlauf gesetzt, muß man freilich sagen, daß auch denen, die nicht selber einem Vortrage des gefeierten Mannes beigewohnt, sein Buch im großen und ganzen nichts wesentlich neues bringen wird. Darunter leidet jedoch weder dessen Werth, noch selbst sein Reiz; wohl aber werden wir uns deßhalb bei unsrer Anzeige um so kürzer fassen dürfen.

Die Einleitung entwickelt Nansens Reiseplan, der seine Expedition von allen früheren unterscheidet, wie er ihn 1890 der Geographischen Gesellschaft in Christiania, 1892 der zu London vorgelegt: die wissenschaftliche Hypothese einer polaren Driftströmung von Ostsibirien nach Grönland hinüber und den Entwurf zum Bau eines Schiffes, das sich dieser Drift gefahrlos anvertrauen könnte. Die Einwände der englischen Autoritäten erinnern ergötzlich an die Opposition, auf die Columbus einst in Portugal stieß. Auf eine Schilderung der Vorbereitungen, zumal der Einrichtung und Ausrüstung der geliebten „Fram", folgt die Darstellung der Fahrt vom 24. Juni 1893 bis in den Februar 1895, wo der Entschluß bei Nansen zur Reife kam, das Schiff selbander zu verlassen und zu Schlitten den Vorstoß nach Norden zu wagen. So weit der erste Band; den zweiten füllt größtentheils die Erzählung dieser Unternehmung Nansens mit Johansen vom 14. März 1895 bis zum Zusammentreffen mit Jackson am Cap Flora auf Franz Josephsland am 17. Juni 1896 und der fröhlichen Heimkehr. Daran reiht sich der von Sverdrup erstattete Bericht über die weitere Fahrt der nun von ihm geführten „Fram" vom 14. März 1895 bis 20. August 1896. Ein knappes Schlußwort von Nansen berührt die hydrographischen Ergebnisse der Expedition und verheißt für künftig eine ausgearbeitete Darlegung des wissenschaftlichen Ertrages überhaupt.

Ein erschöpfendes Werk, wie das von Nordenskiöld, der die gelehrten Resultate seiner Reise — neben den naturwissenschaftlichen und ethnographischen Studien auch historische — in kunstvoller Composition mit der Erzählung verband, erhalten wir also nicht: Nansen berichtet für jetzt nur über That und Erlebniß, ungefähr wie Stanley, soweit sich Aequator und Pol mit einander vergleichen lassen. Worin liegt nun aber die ganz einzige Eigenthümlichkeit seines Buchs, worin besteht der außerordentliche Genuß, den es dem Leser bereitet?

Nie ist ein Unternehmen dieser Art so richtig ausgedacht und zugleich so thatkräftig und so glücklich zum Ziel geführt worden. Das Zusammengreifen von sicherer theoretischer und praktischer Erwägung, von Eigenschaften des Geistes und des Charakters gewährt ein Schauspiel, wie wenn man etwa die Geschichte eines eigenen Feldzugs von der Hand eines Napoleon oder Moltke vor sich hat. Nicht bloß Programm und Vorbereitung der ganzen Expedition, vielmehr ebenso sehr die allseitig bedächtige und gewissenhafte Ueberlegung, die der trotzdem so beispiellos kühnen Eiswanderung vorhergeht, müssen das höchste, mit Bewunderung gemischte intellectuelle Vergnügen erregen. Und wie im großen, so im kleinen: nie fehlt es an Umsicht und Entschlossenheit in ebenbürtigem Bunde; und zwar, was so selten, wie im Thun, so auch im Lassen, sobald einmal die Grenze des Möglichen erreicht ist.

Eine gewisse Armuth des Stoffs hängt allerdings mit der Richtigkeit der Rechnung nothwendig zusammen. Alle Anstalten waren so wohl getroffen, daß die Theilnehmer ohne Schaden selbst an ihrer Gesundheit davongekommen sind. Die menschliche Tragik so vieler früherer Polarfahrten von Franklins Tagen an ist hier auf den Kreis der mitgenommenen Hunde herabgesunken; ganz mit Recht lernt man diese einzeln nach Namen und Wesen kennen, schätzen und betrauern. Da der Plan auf die Drift gegründet ward, so mußte seine Durchführung ferner die höchste Eintönigkeit der Scenerie zur Folge haben: 1041 Tage treibt die „Fram", ohne Land zu sehen, und auch Nansen und Johansen ziehen und weilen wirklich zumeist in nichts als „Nacht und Eis". Bären und Walrosse, Walrosse und Bären erfüllen fast allein die nebelige Bühne. Aber eben in dieser Eintönigkeit liegt ja der ernste Charakter der Begebenheit und ein Theil ihrer Bedeutung für die Wissenschaft.

Dem Inhalt des Buchs entspricht seine Form, in beiden zeigt sich derselbe Mann. Erzählung und Schilderung sind meist ohne weiteres dem unterwegs geführten Tagebuch entnommen. Der Ton ist schlicht und wahrhaft, und zwar wahrhaft bis zu wissenschaftlicher Strenge; in allen Angaben verräth sich der geübte Naturforscher. Diesem gehört auch die Weltanschauung an, modern im besten Sinn in ihrer Beschränkung auf das Erkennbare, ihrer männlich ehrfürchtigen Scheu vor dem Unergründlichen. Desto wohlthuender brechen Strahlen des Gemüths hindurch: überlegener Humor bei der Darstellung derber Vorgänge, hie und da der Schwung einer an altnordischen Mythen genährten poetischen Stimmung, starke Liebe zur Heimath und zum Vaterland, vor allem die tiefe, man möchte sagen verbissene Sehnsucht nach „ihr, die das Schiff getauft und den Muth hatte, zu warten", wie die Zueignung des Werks vielsagend lautet.

In den Abbildungen zeigt sich, verglichen mit früheren ähnlichen Publicationen, der Fortschritt der neueren Technik; auch sie verdienen außerdem das Lob der Zuverlässigkeit, da sie meist auf photographischer Aufnahme beruhen; zu malerischen Ansichten, wie sie ältere Expeditionen von den Felsküsten des Smithsundes oder den Fjorden Ostgrönlands heimbrachten, bot sich hier keine Gelegenheit.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ **Entwurf eines österreichischen Theatergesetzes.** Wien, Manz 1897. Im Feuilleton der Allg. Ztg. war wiederholt die Rede von Bemühungen österreichischer Theaterfreunde, mit dem unwürdigen, auf halbhundertjährigen Polizeivorschriften gegründeten Zustand unserer Censur aufzuräumen. Dies Fähnlein Aufrechter wählte Director Burckhard zum Referenten. Sein Grundriß eines vorgelegten Theatergesetzes erfuhr nach eingehenden Berathungen, an denen Socialpolitiker und Altliberale, Kritiker und Abgeordnete, gelegentlich auch Schauspieler, wie Sonnenthal, sich betheiligten, die vorliegende, zu öffentlicher Erörterung gestellte Redaction. Die Bestimmungen über Schauspielerverträge sind mittlerweile großentheils (laut dem uns vorliegenden gedruckten Münchener Protokoll vom 2. und 3. April 1897) von der ständigen Commission des Deutschen Bühnenvereins gebilligt worden. Die vorgeschlagene Umgestaltung des Censur- und Concessionswesens greift weiter, als die meisten in Otto Opets „Deutschem Theaterrecht" (Berlin, Calvary, 1897) gebuchten Particulargesetze. So ist Burckhards Theatergesetz eine beachtenswerthe Urkunde. Aber schlimm wäre es, wenn sein Entwurf allzeit eine Urkunde bleiben sollte, wenn sein Wort nicht Flügel bekäme und allgemach auf dem Umweg duech das Parlament in das Reichsgesetzblatt einziehen würde.

Die Stuem- und Drangperiode und der moderne deutsche Realismus. Ein Vortrag von Karl Gustav Vollmöller. Berlin, Heemann Walther. 1897. — Als Vortrag genommen, hat Vollmöller ein ganz lesenswerthes Schriftchen geliefert; den höheren Anforderungen des Literarhistorikers an eine gleichmäßig tiefe, detaillirte Gegenüberstellung der Jahre 1770—80 und 1880—90 genügt es allerdings nicht. Auch ist

eine solche Vergleichung bereits von Bleibtreu in seiner „Revolution in der Literatur“ angeregt worden. Aber hervorgehoben werden muß die Klarheit und Gedrungenheit der Darstellung, wenn man von gelegentlichen Stilmängeln absieht wie: „Wir wollten ja noch die zeitgenössische Kritik vor 100 Jahren betrachten!“ Die Bedeutung Shakespeare's und Rousseau's für die frühericianischen Stürmer ist ebenso kräftig betont worden wie die Ibsens und Zola's für die modernen Kraftgenies. Die Einwirkung der Politik und Philosophie wird gleichfalls vorübergehend gewürdigt. Der Entwickelung der Freilichtmalerei, soweit sie in Betracht kommt, hat Bm. stärkere Beachtung geschenkt — frei nach Richard Muther. Sehr gute Bemerkungen findet er über Gerhart Hauptmann und das neue deutsche Drama im allgemeinen. Den Dichter der „Weber“ hat er selbstverständlich auf Kosten Sudermanns netterrlicht. Erst eine spätere Zeit wird die nothwendige Perspective für eine völlig vorurtheilslose und sachliche Werthung unsrer Tagesgrößen erreichen.

A. K. T. Tielo.

* **Eine Luftprobe aus 15,000 Meter Höhe.** Bei dem Aufstieg des französischen Pilotluftballons „Aërophile“ am 18. Februar war demselben neben meteorologischen Registririnstrumenten ein Apparat mitgegeben worden, welcher so eingerichtet war, daß sich in dem Moment, in dem der Ballon seine größte Höhe erreichte, ein durch ein Uhrwerk bewegter Hahn öffnete und Luft in ein luftleeres Gefäß einströmen ließ, worauf sich der Hahn von selbst wieder schloß. Das zur Aufnahme der Luftprobe dienende Kupfergefäß des Apparats faßt sechs Liter. Der Chemiker Müntz hat die Luft untersucht, die sich in dem Apparat fand. Ihre Menge war bei einer Reduction auf 760 Millimeter Barometerstand und Nulltemperatur gleich 1.18581 Liter. Dem Volumen nach bestand sie aus 20.79 Proc. Sauerstoff, 78.27 Proc. Stickstoff, 0.94 Proc. Argon und 0.033 Proc. Kohlensäure. Die erhaltenen Resultate beweisen, daß die Zusammensetzung der Luft in 15,000 Meter Höhe fast völlig die gleiche ist, wie in der Nähe des Erdbodens. Die geringen Unterschiede (0.033 Proc. Kohlensäure, statt 0.029 und 20.79 Proc. Sauerstoff, statt 20.96) sind vielleicht noch auf Einflüsse des Apparats auf die eingeschlossene Luft zurückzuführen. Jedenfalls kann die Annahme aufgesprochen werden, daß in den Schichten der Atmosphäre, welche mittelst eines Ballons zu erforschen sind, derart ein fortwährendes Durcheinanderrühren stattfindet, daß eine irgendwie wesentliche Verschiedenheit in der Zusammensetzung der oberen und unteren Luftschichten nicht vorhanden sein kann.

* **XII. Internationaler medicinischer Congreß zu Moskau** (19. bis 26. August 1897). Die Section für Nerven- und Geisteskrankheiten versendet ihr vorläufiges Programm, worin als Hauptthemata und als Referenten namhaft gemacht sind: a) Nervenkrankheiten: 1. Pathologie der Nervenzelle (van Gehuchten, Dana, Jea o. Gieson); 2. Pathogenese und pathologische Anatomie der Syringomyelie (Schultze, Schlesinger, Minor); 3. Pathogenese und Behandlung der Tabes dorsalis (Obersteiner, Pierret, Erb, Grasset, Althaus, Darkschewitsch, Borgherini, Eulenburg, Benedikt, A. Kalchine, R. Hirschberg); b) Geisteskrankheiten: 1. Obsession und fixe Ideen (Pitres, Shaw); 2. Pathogenese und Abgrenzung der progressiven Irrenparalyse (Binswanger, Althaus, Homén, Muratow); 3. Hypnotismus und Suggestion und ihre Beziehungen zu Geisteskrankheiten und gerichtlicher Medicin (Bernheim, Tokarsky, Robertson, Gorodischze). In einer gemeinschaftlichen Sitzung der Neurologen und Chirurgen soll außerdem die operative Behandlung der Gehirnkrankheiten zur Besprechung gelangen.

* **Bonn.** Der Privatdocent der Chemie, Dr. Julius Bredt, hat einen Ruf an die technische Hochschule in Aachen als Ordinarius erhalten und angenommen.

* **Berlin.** Der Privatdocent der neueren Geschichte Dr. C. Spannagel ist zum außerordentlichen Professor in Münster ernannt worden; der Privatdocent der Archäologie Dr. A. Kalkmann erhielt den Professortitel. — Das Museum für Naturkunde hat von dem Leiter der wissenschaftlichen Station in Neupommern, Prof. Dr. Dahl, zwei neue werthvolle Sendungen von conservirten, zum Theil bisher unbekannten Thieren empfangen.

* **Lausanne.** Auch heuer wird die hiesige philosophische Facultät wieder Feriencurse zum praktischen und theoretischen Studium der französischen Sprache und Literatur veranstalten, und zwar vom 20. Juli bis 28. August (für 30 Frcs.). Auskunft ertheilt Professor Baunard (Avenue Dapel 4).

* **Rom.** Im Kloster Sant Onofrio wurde am 25. April das neu errichtete Tasso-Museum feierlich eingeweiht.

* **St. Petersburg.** Die vom Comité namhaft gemachten Theilnehmer am internationalen Geologencongreß erhalten sowohl für den Besuch des Congresses, wie für die geplanten großen Excursionen freie Fahrt I. Classe auf den Bahnen des russischen Reichs. Ihren Wunsch, an den Excursionen theilzunehmen, haben bereits 700 Personen angedrückt, und zwar wollen sich begeben: nach dem Ural 200, nach der Krim 200, nach dem Kaukasus und der grusinischen Heerstraße 350, nach der Wolga 150, nach dem Dnjepr 30 und nach Estland 30, wobei zu beachten ist, daß die Excursionen zu verschiedenen Zeiten stattfinden und dieselben Personen an mehreren Forschungsreisen theilnehmen werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Prof. Dr. L. Neubaur: Aus der Geschichte des Elbinger Gymnasiums (Beil. zum Programm). Elbing 1897. — Prof. Dr. Kurt Lampert: Das Leben der Binnengewässer. Mit Tafeln ꝛc. Lfg. 1. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz 1897. — P. M. Laurent: Vollständige Lebensgeschichte des Kaisers Napoleon I. Uebers. von J. Sporschil. 18.—20. Lfg. (Schluß.) Basel, Woehler 1896. — Moriz Ehrlich: Goethe und Schiller. Lfg. 1. Berlin, G. Grote 1897. — Diezels Niederjagd: 8. Aufl. Prachtausgabe. Lfg. 1. Berlin, Paul Parey. — Forschungen zur Cultur- und Literaturgeschichte Bayerns, hggb. von Karl v. Reinhardstöttner. 5. Buch. Ansbach und Leipzig, Max Eichinger 1897. — Geschichte der Eisenbahnen der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie. 2. Lfg. Wien ꝛc., Karl Prochaska 1897. — Jahresbericht der städtischen Kunstgewerbeschule und der städt. gewerbl. Zeichenschule f. d. Unterrichtsjahr 1896/97. Straßburg, Elsäss. Verlagsanstalt 1897. — Friedrich Krünes: Berlin als Mitglied der deutschen Hansa. (Wiss. Beil. zum Jahresber. des Falk-Realgymn.) Berlin, R. Guertaer 1897. — Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf seine Concurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie. 6. Bd.: Königreich Sachsen, 3. Th.; 8. Bd.: Süddeutschland, 2. Th.; 9. Bd.: Verschiedene Staaten, mit Verzeichniß der Mitarbeiter, Orts- und Sachregister für 1. bis 9. Bd.; Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Oesterreich mit besond. Rücksicht ꝛc. (Schriften des Vereins für Socialpolitik. Bd. 67, 69, 70, 71.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1896/97. — Ministero di agricoltura, industria e commercio, direzione generale della statistica: *Statistica delle elezioni generali politiche* 21 e 28 marzo 1897. Roma, G. Bertero.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Vervielfältigung (17116)

von Schriftstücken jeder Art (sowohl in großer wie auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie“. Ein sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Nummernsparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semle in Neuburg a. D.

Gustav Fischer, Verlagsbuchhandlung in Jena.

Soeben erschienen:

Cosack, Konrad, Professor der Rechte in Bonn, **Lehrbuch des deutschen bürgerlichen Rechts auf der Grundlage des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich**, 1. Teil, Preis 7 Mark. (15067)

Ehrenberg, Dr. Richard, **Der Handel.** Seine wirtschaftliche Bedeutung, seine nationalen Pflichten u. sein Verhältnis zum Staate. Preis brosch. 1.50 Mk., geb. 2 Mk.

Sombart, Werner, Prof. an der Universität Breslau, **Socialismus und soziale Bewegung** im neunzehnten Jahrhundert, 3. bis 12. Tausend. Preis 50 Pfg.

J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 119/120.

In zweiter, völlig umgearbeiteter und stark vermehrter Auflage erschien: (7196)

Die Arbeiterfrage.

Eine Einführung.

Von

Dr. Heinrich Heckner,

ord. Professor der Volkswirthschaftslehre an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe.

Gr. 80. Preis broschirt 8 Mark, gebunden in ganz Leinen Preis 9 Mark.

Vorräthig in jeder Buchhdlg.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 4. Mai. Nummer 99.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Geschichte der Preise in ihrer Beziehung zur Wirthschaftsgeschichte. I. Von D. Georg Gropp. — Der Marschall Davaut und sein Journal. Von Paul Holzhausen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Geschichte der Preise in ihrer Beziehung zur Wirthschaftsgeschichte.

Von D. Georg Gropp.

I.

Einer der schwierigsten und doch wichtigsten Gegenstände der Wirthschaftsgeschichte ist die Geschichte des Geldes und der Preise. Sie führt uns in gewissem Sinne zum Mittelpunkt der Volkswirthschaft und berührt alle ihre Theile, gewährt also den umfassendsten Standpunkt. Durch sie wird es klar, wie im Güterumlauf und in der Gütervertheilung der Werth der ehrlichen Arbeit oder der bloße Besitz oder die Speculation zur Geltung kommt, ob und wie weit der materielle Wohlstand allgemein verbreitet ist. Aber es ist freilich ein sehr unsicheres Gebiet und bis jetzt ist es der Wissenschaft noch nicht gelungen, zu allgemeinen und gesicherten Ergebnissen zu gelangen. Fest stehen uns einige allgemeine Grundsätze, die eine einfache Beobachtung und Erwägung nahe legt. Solche Grundsätze sind: es wurden nicht bloß die Münzen in ihrer thatsachlichen Gestalt entwerthet, sondern die Kaufkraft des Geldes hat sich im Verlauf der Jahrhunderte fast stetig verringert; wie weit, darüber gehen die Meinungen schon aus einander. Der Zinsfuß ging immer weiter zurück, er war im frühen Mittelalter ungemein hoch und zwar bei beweglichen Gegenständen und beim Geld viel höher, als beim Grundbesitz. Der Grundbesitz und die Naturprodukte galten zur Zeit der Naturalwirthschaft, wo Industrie und Handel kaum nennenswerth waren, viel weniger als zur Zeit der Capitalwirthschaft und unter den Naturgütern selbst stiegen die Fleischpreise viel stärker als die Getreidepreise. Die intensivere Wirthschaft führt wohl zu einer Ueberproduction an Getreide und anderen Vegetabilien, nicht aber an animalischer Nahrung. Die Bevölkerung nahm in dem letzten Jahrhundert ungemein zu, damit nahm auch die Arbeitskraft zu, aber das Quantum der Güter, das auf den Kopf fiel, blieb doch nicht immer gleich und verringerte sich gegenüber den früheren, wenn auch nicht den mittleren Zeiten. Der fortwährende Metallzufluß vertheilte sich nicht gleichmäßig, mit anderen Worten, die Arbeitslöhne im umfassendsten Sinn stiegen nicht im gleichen Maße, wie die Preise der Lebensmittel oder Waaren. —

Eine der merkwürdigsten Perioden der Preisgeschichte, die namentlich in letzter Zeit die Aufmerksamkeit auf sich zog, war die Zeit vom 14. bis 17. Jahrhundert.[1]) Infolge der Entvölkerung im 14. Jahrhundert, die Pest und Hungersnoth brachten, wuchsen die Löhne viel rascher, während die Kaufkraft des Geldes zunahm, d. h. die Lebensmittel mit Einschluß der Kleidung wohlfeiler wurden. Von der Mitte des 15. Jahrhunderts an verringerte sich wieder der Geldwerth und dieser Proceß beschleunigte sich ungemein rasch mit der großen Vermehrung der Edelmetallmassen infolge der Entdeckung Westindiens.

In Deutschland stiegen z. B. von 1450 bis 1625 die Fleischpreise von Rindvieh um 134 Proc., von Schweinen 92 Proc., die Getreidepreise aber noch höher, in Sachsen um 300 Pror., in Straßburg um 280 Proc., in Frankreich um 200 Proc., in England um 155 Proc., in Oberitalien um 130 Pror. und in Spanien um 500 Proc. Die deutschen Getreidepreise waren am Schluß des 16. Jahrhunderts beinahe so hoch wie heute. Auffallend ist auch die hohe Steigerung der Salzpreise in Sachsen um 100 Proc., in England um 270 Proc., im Elsaß um 420 Pror. und in Frankreich um 840 Proc.

Viel weniger stark stiegen die Industrieartikel, die Woll-, Eisen und Papierpreise, ebenso Ziegel, Mauersteine und dgl. Die Südfrüchte Reis, Datteln, Feigen, Zucker, Zimmt, Gewürznelken wurden eher billiger.

Vorübergehend waren zwar im Anfang des 16. Jahrhunderts auch diese Früchte gestiegen, weil durch die Ausdehnung der Türken der letzte Landhandelsweg aus Ostindien (über Alexandrien) versperrt worden war; aber die Umschiffung Afrika's glich diesen Ausfall wieder aus. Die Südfrüchte hätten sich noch mehr verbilligt, wenn sich nicht Monopolgesellschaften derselben bemächtigt hätten. Indessen will die einzige Ausnahme, die die Südfrüchte von der allgemeinen Vertheuerung machten, nicht viel sagen. Die Preissteigerung war um so verhängnißvoller, da sich die Löhne gar nicht verbesserten, einige Zeit sogar um 10 Proc. sanken. Die Maurer z. B. konnten um 1500 mit ihrem Taglohn von 1 M. 10 Pfg. 8 Kilogramm Rindfleisch kaufen, 1625 aber nur noch 3½ Kilogramm.

Wie läßt sich nun eine solche Preissteigerung mit gleichzeitiger Lohnverringerung erklären? Die Gründe liegen auf den ersten Anblick klar vor: es ist die Metallvermehrung mit gleichzeitiger Volksvermehrung. Die Metallvermehrung vertheuerte die Waare, die Volksvermehrung drückte den Lohn.

Die Edelmetallerzeugung nahm nach der wahrscheinlichen Rechnung Wiebe's von 1500—1544 jährlich etwa um 1 Pror., von 1545—1600 von 2.2 Proc. zu und fiel dann bis zum Schluß des 17. Jahrhunderts unter 1 Proc. herab. Dadurch stieg die Geldmasse innerhalb des 16. Jahrhunderts fast 500 Proc., eine Ziffer, womit auch die Forschungen Humboldts, Soetbeers und d'Avenels übereinstimmten. Schwerer dagegen festzustellen ist die Volksvermehrung und noch schwieriger, von der Vertheilung des Edelmetallstromes eine Anschauung zu gewinnen. Das Wachsthum der Geldmasse war größer, als das der Waarenpreise; während die Geldmasse sich beinahe verfünffachte, haben sich die Waarenpreise höchstens verdreifacht. Das

[1]) Wiebe, Geschichte der Preisrevolution des 16. und 17. Jahrhunderts. Bonn, Spaniens Niedergang während der Preisrevolution. Ehrberg, Im Zeitalter der Fugger.

Zurückbleiben wäre leicht erklärlich, wenn man annehmen dürfte, daß sich das Geld gleichmäßig vertheilte und der wachsenden Bevölkerung allgemein zugute kam. Aber davon kann nur in beschränktem Umfang die Rede sein. Wenn wir auch nicht von anderer Seite wüßten, daß in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wohl der Capitalismus und die Capitalistenringe blühten,[1]) sonst aber das gewerbliche Leben zurückging — darin stimmen Lamprecht und Janssen überein —, so würden wir doch aus der Preisbewegung selbst etwas derartiges schließen müssen. Wie wir sahen, stiegen die landwirthschaftlichen Producte verhältnißmäßig viel höher im Preise, als die Industrieartikel. Auch die Handelsproducte, mit denen die großen Gesellschaften sich bereicherten, stiegen zwar wenig oder gar nicht, warfen aber immerhin noch reichlichen Gewinn ab. Unter den landwirthschaftlichen Producten selbst stiegen jene viel höher, die einer intensiveren Cultur bedurften: Getreide mehr als das Vieh. Die volkswirthschaftliche Arbeitsintensität ging offenbar zurück in den aufregenden politischen und religiösen Ereignissen und es trat, wovon nachher noch die Rede sein wird, eine naturalwirthschaftliche Reaction ein.

Welchen Einfluß gerade die großen Umwälzungen im Anfang des 16. Jahrhunderts auf die Volkswirthschaft ausübten, das beweist der Umstand, daß die Vertheuerung der Lebensmittel schon damals begann, als das Zuströmen des Edelmetalls kaum erst gespürt wurde. Bis zur Mitte des Jahrhunderts war das Zuströmen noch gering und der Geldvorrath so erschöpft, daß dadurch allein das überraschende Emporschnellen der Preise nicht erklärt werden kann. Die Ursachen lagen also weiter und waren allgemeiner. Die Unternehmungslust lag darnieder und gerade unter ihr hatten die Massen von Gesellen schwer zu leiden, denen der Lohn gekürzt wurde, wie aus vielen Klagen hervorgeht.[2]) Sonst hätte bei der allgemeinen Preissteigerung der Lohn von Gesellen und Taglöhnern sicher auch zugenommen. Hätte das gewerbliche und Handelsleben sich damals in der alten Blüthe erhalten, wie es im Mittelalter bestand, oder wäre es aufgeblüht wie in England, dann hätte die Preissteigerung die Lebenshaltung nicht verschlechtern können. In England waren die Preise nicht weniger gestiegen, als auf dem Festland, aber das hinderte seinen wirthschaftlichen Aufschwung nicht.

Auch im 19. Jahrhundert gab es eine Preisrevolution und viele Umstände gestalteten es ähnlich, wie das 16. Jahrhundert: mit einer Bevölkerungszunahme, welche das deutsche Volk innerhalb nicht ganz 100 Jahren verdoppelte, verbindet sich eine enorme Zunahme des Edelmetalls und eine gewisse capitalistische Ringbildung, die zwar nicht der Form, aber wohl dem Wesen nach gefährlicher war, als die Monopolgesellschaften des 16. Jahrhunderts. Aber das aufstrebende wirthschaftliche Leben hat doch die Gefahren hintangehalten. Während in den Religionsstreitigkeiten des 16. Jahrhunderts das Wirthschaftsleben zu kurz kam und die religiöse Frage die Geister von der materiellen ablenkte, hat der humane Gedanke, der im 19. Jahrhundert die Confessionen verbindet, sich doch als heilsam erwiesen, so sehr man noch viele Lücken empfinden mag. Nach ziemlich übereinstimmender Berechnung haben sich die Löhne gegen das vorige Jahrhundert verdreifacht, gegen das 16. Jahrhundert vervierfacht. Die Preise für die Lebensmittel aber haben sich kaum nennenswerth gehoben, die Industrieartikel wurden billiger und damit die Kleidung wohlfeiler, während allerdings Fleisch und Getreide sich etwas verheuerten. Dazu kamen im letzten Viertel des Jahrhunderts die Versicherungs- und Schutzgesetze für die Arbeiter. Weniger gut bei dieser Entwicklung kamen die Bauern weg, zumal wenn sie wie in Bayern noch die Erbschaft des Feudalstaates in Gestalt der Bodenzinse bedrückt.

Man sieht aus dem Vorausgehenden, wie wichtig die Preisgeschichte ist, obwohl ihr Ausgangspunkt höchst unsicher ist. Es gibt nämlich gar keinen sichern Werthmaßstab, da nicht bloß das Verhältniß des Metalls zu den Waaren, sondern auch das der Waarenwerthe gegenseitig sehr schwankend ist. Die alten Völker pflegten zur Zeit des Tauschhandels ein Stück Vieh als Wertheinheit zu betrachten (daher pecunia, fê), aber der Werth des Viehes pflegt mit dem Fortschritt des Ackerbaues stärker zu steigen, als das Getreide;[1]) ebenso wenig bleibt aber auch ein Quantum Getreide, das man schon zur Grundlage der Berechnung nahm, im Werth gleich oder gleichmäßig steigend. Man hat daher den durchschnittlichen Lebensunterhalt zu Grunde gelegt und Einnahmen und Ausgaben berechnet. Diesen Weg schlägt der Franzose Vicomte G. d'Avenel in dem großen Werk histoire économique de la propriété, des salaires, des denrées et de tous les prix en général depuis l'an 1200 jusqu'en l'an 1800[2]) ein. Freilich zu absolut sicheren Ergebnissen gelangt auch d'Avenel nicht, aber es genügt im allgemeinen eine relative Sicherheit und eine solche ist gewiß erreichbar. Es ist hier wie bei anderen wissenschaftlichen Hypothesen, die in ihrem letzten Grunde unbeweisbar sind, aber doch zur Erklärung des Thatbestandes hinreichen.

D'Avenels Werk, eine Zierde der wirthschaftsgeschichtlichen Literatur Frankreichs, wurde zwar in seinen statistischen Angaben schon beanstandet, vor allem von dem überkritischen Seignobos, dessen Spitzigkeit auch schon der Referent zu verspüren bekam, aber ohne genügenden Grund. An Unsicherheiten wird es, wie schon bemerkt wurde, bei diesen Forschungen nie fehlen. Abschreckender als die Unsicherheit wirkt auf den ersten Anblick die Trockenheit des Gegenstandes, doch müßte der Verfasser kein Franzose sein, wenn er sie nicht zu versüßen verstünde. Das Buch ist endlich nicht vollständig, da die Geschichte der Löhne fehlt. Die Geschichte der Löhne soll indessen, wie mir der Verfasser schreibt, in 1½ Jahren nachfolgen; aus dem Buch selbst war das nicht zu ersehen. Doch auch so bleibt werthvoll genug, was er über den Wechsel der Kaufkraft des Geldes, des Boden- und Häuserwerthes sagt, und gelegentlich hat er noch die Arbeitslöhne beigezogen. —

Zuerst ist natürlich der Geldwerth festzustellen. Zu diesem Zweck verfolgt d'Avenel die Geschichte von 1000 Livres (Tournoises) durch die Jahrhunderte herab — er kann das leicht, da Frankreich und England in der Münzbezeichnung viel consequenter blieben als Deutschland — und stellt die umstehende Tabelle zusammen. Daraus erhellt, daß ein Gläubiger von 1000 Livres durch das Zusammenwirken verschiedener das Geldeinkommen bestimmender Umstände aus einem reichen Mann mit 72,900 Francs Jahreseinkommen zu einem armen Rentner mit 38 Francs im Verlauf der Jahrhunderte herabsinken kann.

An dieser Tabelle ist vor allem der Werthcoefficient, der den Wechsel der Kaufkraft des Geldes angibt, hervorzuheben, er sinkt von 9 ziemlich gleichmäßig mit nur zweimaliger Rückwärtsbewegung auf 1 herab. Daß eine gleichbleibende Masse Edelmetalles in der karolingischen Zeit neunmal mehr gegolten habe, als heute, ist natürlich nicht

[1]) Vgl. darüber Ehrenberg, Im Zeitalter der Fugger, und meinen Aufsatz: Anfänge der Geldwirthschaft, in der Zeitschrift für Culturgeschichte. 97 S., 241 ff.

[2]) Vgl. Janssen, Deutsche Geschichte VIII, 90.

[1]) Vgl. Roscher, System der Volkswirthschaft 1²⁴, S. 346 (§ 131).

[2]) Viele Theile des Textes wurden in der „Revue des deux mondes" veröffentlicht (1893 ff.). Im folgenden stütze ich mich hauptsächlich auf d'Avenel, ich habe aber auch andere Werke beigezogen, vor allem auch Schoene, hist. de la population française. 1893.

Digitized by Google

Zeit	Absoluter (innerer) Werth Frcs.	Kaufkraft	Relativer Werth Frcs.	Zinsfuß %	Einkommen Frcs.
850	81,000	× 9	729,000	10	72,900
1200	21,770	× 4½	97,965	10	9,796
1300	16,000	× 4	64,000	10	6,400
1400	7,530	× 4½	33,880	10	3,388
1500	4,640	× 6	27,840	8.33	2,319
1600	2,570	× 2½	6,425	6. 5	417
1700	1,480	× 3	4,440	5	222
1789	950	× 2	1,900	5	95
1898	950	× 1	950	4	38

sicher beweisbar, aber der Coefficient ist sicher nicht zu hoch gegriffen, viele nehmen eine stärkere Werthverminderung an.

Die Werthverminderung des Geldes wird durch die zunehmende Production des Edelmetalls verursacht, bleibt aber im großen Ganzen immer hinter dem Umfang der Metallvermehrung zurück, weil die Zunahme der Bevölkerung und der Waaren ihre Wirkung abschwächt. Sonst würden sich die Waaren viel rascher vertheuern. In diesem natürlichen Proceß treten nun wiederholt Unterbrechungen ein; die erste, bedeutendste dauerte von etwa 1370—1470, sie begann nicht unmittelbar nach der Pest, da zunächst noch gewisse Reserven aus früheren Zeiten den unmittelbaren Umschlag hemmten. 1470 kaufte man um dieselbe Summe doppelt so viel Waare als hundert Jahre zuvor, und der Werthcoefficient hob sich, wie auf obiger Tafel zu sehen ist, von 4 auf 6. Nur die Löhne blieben sich gleich und stiegen sogar, während sonst alles wohlfeiler wurde. Die Ursache davon war die Abnahme der Bevölkerung und die Entziehung des Edelmetalls vom öffentlichen Markte. Man legte Silber und Gold lieber in Luxusgegenständen an und häufte Schätze auf, gerade weil es auf dem Markte so theuer war und weil die Unsicherheit der öffentlichen Zustände namentlich in Frankreich ein Hinausgeben für Unternehmungen nicht empfahl. Auch der Handel mit dem Orient in Seiden, Teppichen und Specereien entzog dem Westen viel Geld. Der Luxus in Goldgeräthen und kostbaren Gewändern war im 15. Jahrhundert viel stärker als im 14., wie d'Avenel mit allen Beobachtern hervorhebt.

Nicht ganz so schlimm wie in Frankreich lagen die Dinge in Deutschland. Handel und Gewerbe blühten dort immer noch und es gab einen gewissen Ueberfluß an Geld. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß im Beginn des 15. Jahrhunderts Capitalconversionen mit einer Herabsetzung des Zinsfußes von 10 auf 8 Procent und der Erbrenten in Zeit- und Leibrenten vollzogen worden wären.[1]) Für Deutschland trifft daher auch Janssens Schilderung von den glücklichen Zeiten des 15. Jahrhunderts mehr zu als für Frankreich, obwohl gerade auch für Frankreich d'Avenels statistische Angaben eine gewisse Bestätigung dieser Annahme zu bieten scheinen. Man könnte nämlich einen gewissen Wohlstand leicht erschließen aus der Höhe des Lohnes und der Billigkeit der Lebensmittel, wie sie d'Avenel constatirt, aber dieser Schluß würde schon durch die einfache Betrachtung etwas eingeschränkt, daß man im Mittelalter nicht an unsre landlosen Arbeiterheere denken darf, die von der Hand in den Mund leben. Doch selbst für Deutschland trifft Janssens Annahme nur zu bei einzelnen Classen. Bei der großen Masse der adeligen Grundherren, besonders bei den kleinen Rittern und Bauern, die ja ohnehin schon etwas abseits standen von der Bewegung des Capitals, ist wenig von einem allgemeinen Wohlstand zu merken. Die Adeligen stürzten sich in Schulden, und die Bauern mußten die Noth ihrer Herren durch Erschwerung, theilweise durch Verdoppelung ihrer Lasten büßen. Gerade die Bauern und Grundherren wurden durch die Geldvertheuerung und Verbilligung der Lebensmittel am meisten betroffen, und der Capitalist jener Tage, wenn man so reden darf, konnte die verschuldeten Ritter leicht auskaufen, da der Grundbesitz in den Verbilligungsproceß hineingerissen wurde.

Einen gewaltigen Umschlag dieser Lage brachte das 16. Jahrhundert. Wie schon ausgeführt wurde, vertheuerten sich in dieser Zeit die landwirthschaftlichen Producte am meisten, Industrie- und Handelsartikel kaum oder gar nicht, während die Löhne eine Tendenz zum Sinken zeigten. Dieser Proceß in Verbindung mit anderen Umständen, die einen besonders starken Einfluß in Deutschland übten, führten zu einer naturalwirthschaftlichen Reaction und zu einer Verminderung von Handel und Gewerbe. Von diesem naturnothwendigen Processe hat d'Avenel keine Ahnung, Lamprecht hat ihn zuerst erkannt und treffend bezeichnet — es ist keine bloße „Redensart" und keine „philosophische Construction"—, freilich konnte Lamprecht dies viel leichter auf Grund der deutschen Verhältnisse thun. Aber auch in Frankreich war infolge der Religionskriege die Lage ähnlich, nur England und Holland machten eine Ausnahme.

Nach 1600 stieg wieder der Geldwerth, namentlich in den ersten Jahrzehnten und besonders deutlich in Frankreich. Die Waarenpreise gingen daher zurück. Unter Heinrich IV. blühte bei den friedlichen Verhältnissen die Production rasch wieder auf, noch glücklicher waren die ersten Jahre Ludwigs XIV., wo die Löhne um 25 Procent zunahmen. Aber der Schluß des Jahrhunderts mit seinen fortwährenden Kriegen brachte ungünstigere Verhältnisse. Der Geldzufluß hörte auf, freilich nahm auch die Bevölkerung und der Luxus ab. Die Noth und die Finanzmaßregeln der Regierung zwangen zur Umschmelzung kostbarer Gefäße, und so blieben die öffentlichen Ereignisse ohne stärkeren Einfluß auf die regelmäßige Preisbewegung. Die Preise sanken bis 1715 genau wie nachher. Ein Hektoliter Weizen kostete 1651 16 Frcs., 1700 13, 1750 11 und stieg von da wieder bis 1790 auf 15. Freilich sank auch der Lohn eines unbeköstigten ländlichen Taglöhners von 80 Cent. auf 68 und stieg dann wieder, während der Lohn eines Zimmermanns (1 Frc.) sich ziemlich gleich blieb.

[1]) Kostanecki, Der öffentliche Credit im Mittelalter, S. 48. Die Umwandlung der Erb- in Zeitrenten vollzog sich allmählich so, daß sie zunächst auf vier oder drei Leben mit jedesmal sinkendem Zinsfuß verschrieben wurden. (Etwas ähnliches hatte Frankreich in dem bail à trois vies.)

Der Marschall Davout und sein Journal.[1])

Von Paul Holzhausen.

Die preußische Armee zählt eine lange Reihe glänzender Familiennamen, die sich seit Generationen in diesem Heere finden und deren traditioneller Soldatensinn nicht mit Unrecht als eine der wesentlichsten und wichtigsten Stützen desselben angesehen wird. In weit geringerem Umfange zeigt sich diese Erscheinung bei unsern westlichen Nachbarn. Die tief greifenden politischen Umwälzungen und das schnellere Aussterben ganzer Familien infolge der Zweikinderwirthschaft sind daran schuld — und als ich vor Jahren einmal einen Almanach des französischen Heeres mit Rücksicht auf diesen Punkt durchblätterte, fand ich weder einen Berthier, noch einen Soult, weder Marmont, noch Mortier, noch Murat oder Augereau unter den Listen der hohen Offiziere; nur die Namen Rapp und Davout erinnerten an die großen Tage des ersten Kaiserreichs. Und obendrein erfuhr ich

[1]) Opérations du 3e Corps. 1806—7. Rapport du Maréchal Davout, Duc d'Auerstaedt. Publié par son neveu, le Général Davout, Duc d'Auerstaedt. Paris, Calman Lévy 1896.

später auf eine dahin gerichtete Anfrage, daß der Cavalleriegeneral Rapp mit dem gleichnamigen Adjutanten des ersten Napoleon gar nicht verwandt sei; wohl aber ist der General Léopold Claude Etienne Jules Charles Davout, der Herausgeber des in der Note bezeichneten Werkes, der Neffe des bekannten kaiserlichen Marschalls.

Die Familie Davout ist eine der ältesten und ohne Zweifel interessantesten Frankreichs. Das angebliche Dictum des 13. Jahrhunderts: Quand naît un d'Avot, une épée sort du fourro mag eben keinen andern Werth als den eines — Dictums haben; aber Auszüge aus den Urkunden der chambre des comptes von Dijon (gesammelt in Blocqueville, Le Maréchal Davout, I, 347 ff.) beweisen, daß sich die burgundischen Ahnen der Familie schon im Jahrhundert Jeanne d'Arcs durch kriegerische Leistungen hervorgethan haben. Im 18. und 19. Jahrhundert waren die Davouts alle Soldaten: des Marschalls Vater Lieutenant im Regiment Royal-Champagne-cavalerie, seine sämmtlichen Brüder höhere Offiziere im Dienste Napoleons I., der einzige den Marschall Davout überlebende Sohn gleichfalls Offizier; der Neffe Léopold Claude Etienne Kämpfer in der Krim, bei Solferino und bei Noisseville, wo er an der Spitze des 1t. Linienregiments das gleichnamige Dorf mit dem Bajonett nahm, eine auch vom Feinde bewunderte Heldenthat, die ihm das Offizierkreuz der Ehrenlegion einbrachte. Auch dessen einziger Sohn ist gegenwärtig Lieutenant auf der Schule von St. Cyr. Der Vater, welcher noch im Herbst 1891 auf dem berühmten Operationsfelde zwischen Seine, Aube und Marne dem Marquis de Gallifet die Manöverschlachten von Colombey-les-deux-Eglises und Vaudeuvre lieferte, ist im Jahre 1894 in die Cadres der Reserve übergetreten und bekleidet gegenwärtig den hohen Posten eines Großkanzlers der französischen Ehrenlegion.

Da seit einiger Zeit, nicht zum wenigsten in Frankreich, die von Leuten wie Stendhal, Zola, Taine, Lévy, Masson u. a. inaugurirte oder ausgeführte physiologisch-psychologische Geschichtsuntersuchung nach Darwin'scher Methode beliebt ist, so sei es erlaubt, auch hier einige Bemerkungen über den Atavismus zu machen, der sich in der Familie des Siegers von Auerstädt äußert, wie ihn Taine und Masson, beide freilich von gerade entgegengesetzten Standpunkten ausgehend, in der gens Bonaparte nachgewiesen und behandelt haben. Physisch wie moralisch finden sich bei den Davouts überraschende Aehnlichkeiten. Zunächst was das Gesicht anbelangt, doch ist hier nicht von der facies, sondern dem visus die Rede. Der Marschall war so kurzsichtig, daß er sich schon auf geringe Entfernungen starker Teleskope bedienen mußte, doch wurde bei seinem Charakter dieser physische Defect zur moralischen Stärke. Denn kein General der großen Armee recognoscirte sorgfältiger, keiner war genauer, kritischer und mißtrauischer gegen die Meldungen aus Feindesgebiet als Davout. Sowohl sein Enkel Graf Vigier, der einzige Sohn seiner ältesten Tochter Josephine, wie auch des Marschalls jüngste Tochter, die als Romanschriftstellerin und Biographin ihres Vaters bekannt gewordene Marquise de Blocqueville, hatten das schwache Gesicht ihres Ahnen geerbt. Hiemit mag zusammenhängen, daß sich fast alle Davouts einer fast unleserlichen Handschrift erfreuen, deren hieroglyphische Schriftzüge ihren Correspondenten schier unlösliche Räthsel aufbürden. Urechte Franzosen, besitzen sie wenig von dem, was man namentlich, en mauvais sens, Gauloiserie nennt. Vom Zweikinderfystem angesaugen, welches in dieser Familie bisher wenig Adepten gefunden hat, ist diese trotz eines stark accentuirten Nationalgefühls überraschend frei von der unangenehmen Erscheinung des Chauvinismus. Hievon hat sich der Verfasser dieser Skizze oftmals überzeugen können, und er war keineswegs der einzige Deutsche, der in dem in ganz Frankreich bekannten Salon des Quai Malaquais, dem Hotel der Marquise de Blocqueville, verkehrt hat. Ein ausgeprägter Familiensinn, von welchem die intime Correspondenz des Marschalls geradezu rührende Belege liefert und eine Abwesenheit jeder gallischen Ruhmredigkeit sind, möchte man fast glauben, germanische Ueberlieferung aus der alten Burgunder Heimath. Fast sämmtliche Mitglieder der Familie Davout zeichnen sich durch einen hohen Grad physischen und moralischen Muthes aus, der ebenso traditionell zu sein scheint, wie ein gewisser Stoicismus, eine Verachtung gegen Schmerz, Leiden und Tod. Bei dem Marschall Davout ist dieser Zug besonders von einem seiner Biographen, dem bekannten Shakespearekenner Emil Montégut hervorgehoben worden. Auch des Marschalls Tochter, die genannte Frau v. Blocqueville, besaß diese Eigenschaften in hohem Grade. Ihre Gleichgültigkeit gegen körperlichen Schmerz war, wie mir die intime Freundin der Marquise, die Gattin des Afrikareisenden d'Abbadie, mittheilte, ganz erstaunlich, und während des Communeaufstandes von 1871 zeigte sich die alte Dame als die Tochter des Helden. Von ihren Freunden beschworen, die gefährliche Stadt zu verlassen, antwortete sie Montégut, dem ich diese Notiz verdanke, kurz: „Non, je monterai la garde autour de mes meubles." Es dauerte nicht lange, so klopften die Communards an ihre Thüre, um zu requiriren. Sie empfing die abenteuerlichen Gesellen en grande dame, un peu ironique, le sourire aux lèvres et l'éventail à la main. Die guten Leute — man denkt unwillkürlich an das Auftreten Marie Antoinettens, an das der Charlotte Corday — wurden der vornehmen Erscheinung gegenüber verlegen, faßten grüßend an ihr Kepi und — gingen. Diese picante Scene ist mir nicht allein von Montégut und Aubert, dem langjährigen Bedienten der Marschallstochter erzählt, sondern auch von Jules Claretie, ihrem Freunde, in einem am 3. October 1893 geschriebenen Briefe im einzelnen bestätigt worden.

Ich habe diese Züge mitgetheilt, weil sie die Familie, das Blut, zeigen, aus dem unser Gegner von Auerstädt stammte. Gewiß, der Name des Siegers von Auerstädt, des Vertheidigers von Hamburg, wird in Deutschland niemals populär sein können. Aber es gibt Gegner, welche persönlich zu verachten erlaubt ist, und solche, vor denen man auf der Straße den Hut lüftet. Als der nachmalige Kaiser Wilhelm I. bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung von 1867 in dem „Marschallsaale" der Tuilerien herumgeführt wurde, sagte sein französischer Begleiter, auf die Büste Davouts deutend: „Majestät, es ist der Fürst von Eckmühl". „Er hieß auch Herzog von Auerstädt", war die Antwort des greisen Königs, „Preußen weiß es". Unser preußischer Militärschriftsteller Hauptmann Hönig in Berlin hat in einer unlängst im „Berliner Tageblatt" veröffentlichten hübschen Skizze über den Marschall Davout bemerkt, daß die neuere Forschung sein Verhalten bei der Belagerung von Hamburg militärisch gerechtfertigt und die bisher vielfach verbreiteten Gegenansichten widerlegt habe. Schon früher waren günstigere Urtheile über den Vertheidiger Hamburgs laut geworden, und schon im Jahre 1814 hat ein Bewohner der Hansestadt, Namens Sivol, gegen die Beschuldigungen protestirt, die in kurzsichtiger Verkennung einer militärischen Nothlage den Marschall Davout für die — übrigens nur theilweise — Ausführung der unerbittlichen Befehle Napoleons verantwortlich machten.[1]) Auch andere einsichtsvolle Männer sind schon wenige Jahre nach den Kriegsereignissen dem Marschall Davout, namentlich seiner strengen Redlichkeit und zugleich seiner methodischen

[1]) Eine Besprechung dieser außerordentlich seltenen Broschüre, die nicht einmal in Hamburg selbst mehr aufzutreiben war, habe ich in Posselts „Europ. Annalen", 1814, St. 11, S. 253 zufällig gefunden.

Digitized by Google

Denkweise gerecht geworden. Ich habe eine größere Anzahl solcher Urtheile in meiner Studie über „Davout in Hamburg" zusammengestellt und erlaube mir an dieser Stelle nachtragend auf die Memoiren des Braunschweiger Juristen v. Strombeck (Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit, II, 149 ff.) zu verweisen. Dagegen hat sich der in den letzten Jahren ans Licht gekommene General Thiébault [1]) in der gehässigsten Weise über seinen ehemaligen Chefgeneral geäußert und dadurch die zahlreiche polemische Davoutliteratur wieder um ein langes Capitel bereichert. Doch ist zu beachten, daß Thiébault ausgesprochenermaßen als gekränkter Untergebener und persönlicher Feind seines Vorgesetzten auftritt und daß beide Männer — Thiébault liberal-constitutionell und mit seiner geschwätziger Salonbildung à la Louis XV., Davout, ein ernster, methodischer General, ganz und gar style Empire — daß beide Männer, sage ich, in Geist- und Charaktereigenschaften vollständige Antipoden waren. Auch sind Thiébaults Angaben, die ich sorgfältig controlirt habe, im höchsten Grade unzuverlässig — keine Zahl, kein einziges Datum stimmt und die Thatsachen sind mit großer Willkür entstellt —, während Davout in der Vertheidigungsschrift, die ihm die Angriffe aus Hamburger und aus französischen Royalistenkreisen abnöthigten, [2]) bis auf einige geringfügige Irrthümer eine außerordentliche Präcision der Angaben zeigt.

Dieselbe Genauigkeit, dieselbe scrupulöse Wahrheitsliebe findet sich in unserm Rapport, den der Marschall über die entscheidenden Operationen seines, des dritten französischen Armeecorps, nach seinem Dienstjournal abgefaßt und im Jahre 1809 dem Kaiser Napoleon eingereicht hat. Keine Spur von der bei unsern westlichen Nachbarn in militärischen Berichten jeder Art so gern hervortretenden Prahlerei und Großmannssucht. Knapp, kühl und klar, ja bis zur Trockenheit nüchtern, muß dieser Rapport demjenigen recht langweilig erscheinen, der bunt gefärbte Zeitbilder, pikante Kriegsgeschichten zu finden hofft. Aber um so werthvoller ist er wegen seiner strengen Objectivität für den ernsten Forscher, und Oberst v. Lettow-Vorbeck, der im Herbste vorigen Jahres den letzten (4.) Band seines gewissermaßen abschließenden Werkes über den preußischen Feldzug vollendete und den Rapport Davouts noch kurz vor der Drucklegung benutzen konnte, hat demselben einen allem Anschein nach nicht unerheblichen Einfluß auf seine Darstellung der Schlacht bei Eylau eingeräumt.

Davouts Rapport beginnt mit dem September 1806. Indessen hat der Herausgeber in seiner dem Werke des Oheims vorangeschickten Introduction den werthvollen Bericht einer ungeheuren Marschleistung niedergelegt, welche die zu dem 3. Corps gehörige Division Friant vor der Schlacht bei Austerlitz ausgeführt hat. Diese Truppe marschirte vom 29. November 4 Uhr Nachmittags bis zum 1. December 7 Uhr Abends 112 Kilometer und nahm am folgenden Tag an der Schlacht von Austerlitz theil! Es ist dies eine interessante Parallele zu dem Riesenmarsch der kaiserlichen Garde im Jahre 1813 aus Schlesien nach der Elbe, welcher den Verlust der Dresdener Schlacht für die Verbündeten zur Folge hatte.

Gerade über die Einzelheiten der französischen Heeresleitung in den Jahren 1806—7 war man bisher noch vielfach im unklaren, und neben den werthvollen Studien Foucarts (Campagne de 1806) gibt uns der Bericht Davouts wesentliche Aufklärungen. So über die Einzelheiten am Vorabend von Auerstädt. Die allgemeinen Verhältnisse dürfen bei dem Leser natürlich als bekannt vorausgesetzt werden. Napoleon befand sich in dem Irrthume, bei Jena die gesammte preußische Streitmacht vor sich zu haben. Hieraus erklärt sich der Befehl an den bis Naumburg vorgeschobenen Davout, westwärts in der Richtung auf Apolda vorzugehen, um gegen den vermeintlich dort stehenden linken Flügel der Preußen zu operiren. Thatsächlich war ja alles ganz anders! Bei Jena stand nur Hohenlohe, und Braunschweig suchte nach seinem bekannten Linksabmarsch noch vor den Franzosen die Elbe zu gewinnen. Aber schon hatte der methodisch umsichtige Davout die Unstrutübergänge bei Freyburg und Laucha besetzt und dem Gegner die gerade Straße von Weimar nach Halle verlegt. Es folgte am 13. October gegen 4 Uhr Nachmittags eine in dem Rapport genau geschilderte Recognoscirung des Marschalls, welcher das Saaldefilé bei Kösen durchritten hatte und von der beherrschenden Höhe des Kösener Berges (auf dem linken Flußufer) die thalförmige Mulde untersuchte, durch welche die Weimar-Kösener Chaussee, die zweite Rückzugsstraße des preußischen Heeres, führte. Der französische Marschall traf auf der Höhe des Kösener Berges eine Chasseurpatrouille, die von preußischen Reitern geworfen worden war. Sein geübtes Auge erkannte sogleich, daß ein großes preußisches Corps in der Richtung nach dem Unstrutübergange bei Freyburg oder dem Kösener Defilé im Marsch begriffen sei. Um allen Eventualitäten vorzubeugen, ließ er sofort die steinerne Saalebrücke bei Kösen besetzen und sperrte somit dem Gegner auch die zweite und letzte Straße nach der Elbe.

Weiterhin erfahren wir aus dem Rapport, daß der Marschall Davout in der Nacht auf den 14. zu Naumburg mit seinen Divisionären Morand, Friant und Gudin Kriegsrath hielt. Alle drei gehörten zu den besten Generalen des Kaisers, und ihre persönliche Tüchtigkeit, wie die Widerstandsfähigkeit des Davout'schen Corps, eines der best disciplinirten der „großen Armee", waren im stande, den numerischen Unterschied gegen die Preußen einigermaßen auszugleichen. Von diesen Generalen fand Gudin später ein rühmliches Ende in Rußland. Bei Valutina Gora zu Tode verwundet, liegt er auf der Citadelle von Smolensk begraben. Friant zeichnete sich 1809 bei Tann, 1812 bei Smolensk und an der Moskwa aus, wurde als Commandant einer Gardedivision bei Waterloo schwer verwundet und spielte zuletzt in dem Proceß gegen den Marschall Ney eine Rolle. Morand (René-Pierre-François) ist nicht mit dem Brigadegeneral Baron Joseph Morand zu verwechseln, welcher 1813 in dem Gefechte bei Lüneburg fiel. Er überlebte die napoleonischen Feldzüge, nachdem er bei Dennewitz durch seine Kaltblütigkeit die Trümmer der Ney'schen Armee vor dem gänzlichen Untergange gerettet hatte. Als eifriger Bonapartist von den Bourbonen verfolgt, wurde er 1816 in einem der schmählichen Racheprocesse zu La Rochelle zum Tode verurtheilt, aber 1819 in Straßburg glänzend freigesprochen. Während seines Aufenthalts im Auslande scheint er in einen der geheimen Pläne eingeweiht gewesen zu sein, welche eine Entführung Napoleons von St. Helena bezweckten (vergl. Forsyth, History of the Captivity of Napoleon, II, 310). Morand hat sich auch als militärischer Schriftsteller bekannt gemacht, und ein ganz neuerdings veröffentlichter Bericht aus seiner Feder ist neben Davouts Rapport als eine Hauptquelle für die französische Heeresleitung von 1806—7 zu betrachten. Davouts Unterführer waren, wie man sieht, Leute, auf die sich der Chefgeneral verlassen konnte. Während der Berathungsnacht trafen Napoleons Befehle über den Vormarsch des Corps auf Apolda ein. Es war gegen 3 Uhr Morgens. Eine Stunde später war das ganze Corps im Marsch. Die Avantgarde bildete die

[1]) Mémoires du Général Bon. Thiébault publiés sous les auspices de sa fille Mlle. Claire Thiébault par Fernand Calmettes. Paris 1893—95, 5 voll.

[2]) Mémoire de M. le Maréchal Davout Prince d'Eckmühl au Roi. Paris 1814.

Digitized by Google

Division Gudin, welche die Höhe des Kösener Berges erkletterte, den Ostrand der oben beschriebenen Thalmulde besetzte und sich rechts und links von dem dort gelegenen Dorfe Hassenhausen, dem Pivot der französischen Aufstellung während der Schlacht, postirte, wo sie eine Zeitlang allein die Angriffe der Preußen, besonders die heldenhaften Reiterattaken des feurigen alten Blücher auszuhalten hatte.

Ueber den Verlauf der Schlacht und die verschiedenen Momente derselben erfährt mon aus dem Rapport nicht eben viel neues bis auf zwei Punkte. Eins ist der Umstand, doß Davout, in kluger Vorsicht und namentlich wohl durch die im Anfange des Treffens erfolgten Reiterangriffe Blüchers veranlaßt, seine gesommte, übrigens nur aus drei Chasseurregimentern bestehende Cavollerie auf den äußersten rechten Flügel postirte. Dieser Umstand und die geschickten Bewegungen Friants hinderten den preußischerseits mit der Brigode des Prinzen Heinrich unternommenen Versuch, den rechten Flügel der fronzösischen Aufstellung zu überflügeln. Eine andere bemerkenswerthe Thatsache dürfte die sein, daß Marschall Davout dem Rückzugsgefechte der preußischen Armee, d. h. allem, wos auf die große Reiterattake des Prinzen Wilhelm folgte, mehrere Seiten seines gewissenhaften Berichtes gewidmet hat. Das gibt uns einen Begriff von der Wichtigkeit, die er selber diesen Kämpfen beimißt. Unter der Deckung der noch nicht im Gefecht gewesenen Reservedivisionen zogen sich die Preußen — diesen Eindruck erhält mon auch aus dem Werke ihres Gegners — noch in leidlicher Ordnung zurück, bis das Zusommentreffen mit den Trümmern von Jena, im Bunde mit den unvermeidlichen Plagen der Retroite, Noth, Hunger und Verstopfung der Wege, auch bei der Hauptarmee zur Auflösung führte.

In schönem Lichte erscheint Davouts Gerechtigkeitsliebe. Den persönlichen Muth Friedrich Wilhelms und des olten Möllendorff erkennt er ausdrücklich an, er entnimmt einem von ihm studirten gegnerischen Werke die Angabe, daß bei den Preußen die Zohl der getödteten und verwundeten Offiziere 324 betrogen habe, und macht über die eigenen Verluste die sicherlich zutreffende Angabe, daß sich dieselben auf 324 Offiziere und 6581 Unteroffiziere und Mannschoften belaufen hätten.

Nur ein einziges mol wird in dem Schlachtbericht eine eigentliche action d'éclat französischen Stils erzählt; es ist die bereits in Dovouts gleich noch der Schlacht geschriebenen Briefen erwähnte Bravourthat eines gewissen Péré, eines Füsiliers der 7. Compagnie des 61. Regiments, dem seine Kameraden, vielleicht wegen einer flüchtigen Aehnlichkeit mit Napoleon, den Spiznomen „der Kaiser" gegeben hatten. In einem kritischen Augenblicke ruft Péré: „Liebe Freunde, folgt dem Koiser!" und eilt, allen voron, zum Angriff. Er kommt glücklich davon und erntet für seine Tapferkeit dos Kreuz der Ehrenlegion und die Corporolstressen.

Auf Auerstädt folgte Leipzig, der Elbübergang, der Einzug in Berlin, der Feldzug in Polen, wo die Soldaten in Schmutz versanken und einen bitteren Vorgeschmock des Jahres 1812 empfanden, die Winterquartiere, dann Eylau. Dooout hot alle dozwischen liegenden Ereignisse in seiner knapp militärischen Weise ohne jeglichen Aplomb erzählt. So die zahlreichen Beförderungen und Ordensverleihungen, durch welche Napoleon — aus Anlaß von Auerstädt — das 3. Armeecorps auszeichnete.

Nach der Schlocht bei Pultusk bezog die „große Armee" Winterquartiere. Vom 1. bis zum 27. Januor waren die Cantonnements des 3. Corps ouf beiden Seiten des Norewflusses. Am 27. Januar erließ Napoleon, der von den Bewegungen ver Russen unterrichtet war, ous Warschau den Befehl, die Winterquartiere aufzuheben. Es folgte die furchtbare, aber wegen der eigenthümlichen Witterungsverhältnisse, der Dunkelheit und des Schneetreibens in ihren Einzelheiten so schwer entwirrbare Schlacht bei Eylau. Lettow-Vordeck hat im 4. Bande seines umfangreichen Werkes eine treffliche Schilderung derselben entworfen. Davout gibt in seinem Rapport die von ihm gemachten Bewegungen gegen den linken Flügel der Feinde an, die Wegnohme von Serpallen, Klein-Sausgorten, der Kreegeberge, des Birkenwäldchens, des Vorwerks Anklappen, selbst des Dorfes Kutschitten, das schon jenseit der Domnouer Chaussee, einer der Rückzugsstroßen des russischen Heeres, liegt. Noch eine letzte Anspannung der Kräfte, und die Russen sind verloren, da von ihren beiden Rückzugslinien die eine schon coupirt und die Königsberger stark gefährdet ist. Aber im Centrum ist Augereau vernichtet, durch den ungestümen Reiterongriff Murats zwor die Schlacht wiederhergestellt, aber der Kaiser will, wie später bei Borodino, seine Reserve, die Gorde, nicht dransetzen — aus politischen Gründen, wie v. Lettow annimmt. Da erscheint mit kleiner, aber frischer Truppe L'Estocq, entreißt Davout Kutschitten und das Birkenwäldchen, und obwohl der fronzösische Morschall, wie in den kritischen Momenten von Hassenhausen, seine Truppen persönlich befeuert („die Tapferen werden hier einen ruhmvollen Tod finden, und nur die Feiglinge werden die Oeden Sibiriens besuchen!"), so wird er doch von dem heldenmüthigen L'Estocq aus Kutschitten und dem Birkenwäldchen vertrieben, hält aber Klein-Sausgorten und die Kreegeberge fest. Er selbst behauptet, auch Aullappen gehalten zu haben, und bei der großen Genauigkeit seiner Angaben ist man geneigt, es zu glauben, obwohl Danilewski und andere Berichte widersprechen. Die Schlacht ist vorüber. Der Verlust des 3. Corps war enorm. Nach Davouts specificirter Berechnung beziffert er sich an Todten, Verwundeten und Gefongenen auf 5007 Mann von 15,100 Combattanten.

Eine für die französische Heeresleitung höchst unangenehme Erscheinung an den Schlochttogen wor die stets wochsende Zahl derjenigen, die sich unter nichtigen Vorwänden ous dem Kampfe entfernten oder, wie der Soldat sogt, „sich drückten". In einem ans dem Biwok zu Sousgorten am 10. Februar an den General Gudin erlassenen Schreiben weist der Marschall ouf dieses Benehmen hin und empfiehlt dem General, den Delinquenten die sogenannte savate oder Pontoffelstrofe zu geben. (Die savate war eine foft mehr noch entehrende als schmerzhafte Züchtigung durch Hiebe mit den Soldatenschuhen.) Schon früher ist von Militärschriftstellern auf die groduelle Verschlechterung des Soldatenmoterials der nopoleouischen Armeen infolge des ungeheuer rapiden Menschenverbrauchs — und zwor schon vor 1812 — hingewiesen worden. Nur genaue statistische Ermittelungen können dieser Frage auf den Boden geben; indessen spricht für eine bejohende Antwort die Thatsache, daß Nopoleou mehr und mehr seine Gorde als eine unbedingt zuverlässige Elitetruppe ausbaut und pflegt, die er, wie bei Eylau und Borodino, selbst in kritischen Schlachtlagen schont und zurückhölt. Erst auf den Höhen von Mont-Soint-Jean soll die Garde und mit ihr das Kaiserreich zerschmettert werden.

Wir dürfen an dem großen Haltepunkte von Eylau die Besprechung des Davout'schen Rapports um so eher abbrechen, als das 3. Corps an dem entscheidenden Toge von Friedlond nicht theilgenommen hot.

Es erübrigt, noch ein paar kurze Bemerkungen über die Ausgabe dieser wichtigen Geschichtsquelle zu machen. Mit großem Fleiße hat der Herousgeber, General Davout, eine Menge von Briefen gesammelt, welche hier als Anneres zu dem Journal des Oheims zum erstenmal herousgegeben werden. Es sind militärische Correspondenzen, theils des Morschalls selber — wodurch die Mozade'sche Briefsommlung

wesentlich ergänzt wird —, theils seiner Untergenerale. Die Nachkommen der drei Divisionsführer, Graf Morand, General Friant und Graf Gudin, haben den Herausgeber durch Ueberlassung der in ihrem Besitze befindlichen Briefschaften unterstützt, und der General Davout darf somit nicht ohne Grund sagen, daß sich in dem Buche des Jahres 1896 die Namen der tapferen Führer des Corps von 1806 noch einmal vereinigt finden. Außerdem hat der Herausgeber den Werth seiner Publication noch durch eine Reihe militärwissenschaftlicher Betrachtungen erhöht über das Verhältniß der ehemaligen kaiserlichen zu der gegenwärtigen französischen Armee, auf welche indessen näher einzugehen die Raumverhältnisse verbieten. Vier treffliche Portraits des Marschalls und seiner Divisionsgenerale und eine hübsche Skizze nach Meissonier „Le Maréchal Davout sur le champ de bataille" dienen dem elegant ausgestatteten Werke zur Zierde. Weniger rühmliches ist über die beigefügten Pläne zu sagen; die Situationskarte von Jena und Auerstädt ist theilweise geradezu verzeichnet.

Zum Schlusse mag erwähnt werden, daß uns noch weitere Aufschlüsse über den Marschall Davout und die Seinen bevorstehen. Graf Bigier der jüngere, des Marschalls Urenkel, bereitet eine eingehende Studie über seinen Ahnen vor, und in dem von der Marquise de Blocqueville in dem burgundischen Städtchen Auxerre gegründeten Davoutmuseum liegen noch anscheinend wichtige Familienpapiere, deren Eröffnung laut den testamentarischen Verfügungen der Stifterin erst im 20. Jahrhundert erfolgen darf.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ *Gustave Gaffery:* L'Enfermé. Avec le masque de Blanqui. Paris, 1897. Zehnjährige Forschermühen, die Ergebnisse zahlreicher Umfragen bei Blanqui's Vertheidigern, Kerkermeistern und Angehörigen stecken in dieser quellenmäßigen Biographie des alten Verschwörers. „Là, nous rentrouvons l'homme. C'est lui que j'aurais voulu faire vivre. Car, j'y insiste, je n'ai pas écrit l'apologie du chef d'émeute. Je n'ai constaté là que la fatalité. Man hatte aus Blanqui ein Ungeheuer, ein Gespenst gemacht. Ich habe versucht, ihn als Menschenkind zu erfassen." Und der begabte Autor hat sein Verhalten in einem biographischen Knastwerk ausgeführt, dessengleichen ich nicht leicht zu nennen wüßte. Genetisch, Tag um Tag, mehr lyrisch und beschaulich als kritisch geht er dem Werden von Blanqui's Umsturzplänen, der Entwicklung seiner unheimlichen Persönlichkeit nach: resigné pour lui, revolté pour tous; ein Original und ein Bildniß, das man nicht mehr vergißt.

* **München.** Geographische Gesellschaft zu München. Allgemeine Versammlung vom 29. April. Unterm Ehrenpräsidium des Prinzen Ludwig und in Gegenwart der Prinzessin Therese und des Prinzen Rupprecht berichtete Hr. Roman Oberhummer jr. über seine mit Hrn. Dr. H. Zimmerer ausgeführte Reise durch Syrien und Kleinasien. Der Ritt ging im Sommer des vorigen Jahres von Beirut über den Libanon und Antilibanon nach Damaskus und Aleppo, durch die cilicischen Pässe nach Kappadokien zur Erforschung der Höhlenwelt dieses Landes und im Auftrage H. Kiepert zur topographischen Aufnahme des mittleren Halysthales (des Kyzyl-Yrmak). Der Marsch führte zuerst durch die glühende Steinwüste Syriens mit 8 Pferden, von denen der edelste Araberhengst der Hitze erlag. In den kühlen Lüften des Taurus pflegten die Reisenden der Jagd auf Steinbock und Haselhuhn, an den weltverlassenen Ufern des Kyzyl-Yrmak auf Seeadler, Wildenten, Geier und Trappen. Von grauer Vorzeit waren unerwarteterweise den Forschern die armenischen Unruhen, denn die türkischen Behörden bemühten sich um die Wette, den friedlichen Fremden nur gute Eindrücke über die Sicherheit des Landes zu bieten; über alles Lob erhaben war die sprichwörtliche Gastfreundschaft der Osmanen, Griechen und amerikanischen Missionäre. Nur 9 Stunden trennen Homs von Hama, der Königsstadt der semitischen Cheliter auf beiden Seiten des mittleren Orontes. An der Brücke in der Nähe des Kanal in einem der zahlreichen kühlen und schattigen Kaffeehäuser mitten unter die Pfeiler der Brücke hatten die gastlichen arabischen Wirthe schwimmende Flöße befestigt, auf denen Matten gebreitet waren. Hier setzten sich die Reisenden unter die nargilehschlürfenden Muselmänner, von denen sie überall als willkommene Agenten einer künftigen Eisenbahn begrüßt wurden. Hier betrachteten sie stundenlang die Riesenbauten der hölzernen Schöpfräder, die mit betäubendem Getöse das labende Element aus dem Strome über den Rücken der Stadt in die 50 m hohe Wasserleitung hoben und der Umgebung zuführten, wie schon vor tausend Jahren. Von Aleppo aus wandelten die Reisenden auf derselben Heeresstraße, welche einst Aurelian von Tyana über den Taurus bis hieher gezogen war, hinauf gegen Meer und Gebirge, nur in umgekehrter Ordnung. Von hier aus, d. h. vom nahen Sentschirli, trafen sie allenthalben auf die Spuren der Chetiter, jenes großen Volkes, das von Palästina bis an den Halys herrschte und das in seinen Felsenreliefs und angelesenen Inschriften dem Archäologen unenträthselte historische Fragen hinterlassen hat. Auf dem ganzen Wege begannen die Reisenden Münzen zu sammeln und Inschriften zu copiren, freilich meist aus spätgriechischer und byzantinischer Zeit und in der Peripherie ihres kappadokischen Forschungsfeldes, weil dieses selbst, wie die Zukunft zeigen sollte, sich ganz ausgeraubt und ganz arm davon erwies. Erst am Halys, in dem Dorfe Arabson, gelang es den Suchern, zwei Steine zu entdecken, deren Schriftzüge und Bilder weit über das hellenische Zeitalter zurückreichen dürften. In Adana besuchten die Reisenden die erste griechische Schule, wo auf Verlangen der Besucher die Beschreibung des nahen Schlachtfeldes von Issus gelesen wurde. Was die Griechen Kleinasiens in der Bildung ihres Volkes leisten, verdient in der That Bewunderung. Der Mutessarif von Rigde hatte seine Beamten geradewegs angewiesen, den Fremdlingen die Musterschulen von Spunasós bei Uergüb zu zeigen, um den hohen Begriff von der Wiederbelebungsfähigkeit des Griechenthums noch zu steigern. Die griechische Sprachgrenze in Anatolien ist durchaus nicht mit der Schärfe abzugrenzen, wie etwa auf der Balkanhalbinsel, aber die arabische von der türkischen. Im großen und ganzen bleibt aber die bekannte Thatsache aufrecht, daß das patriotische und handelsregsame Griechenvolk über die ganze Küste Kleinasiens und Syriens von Trapezunt bis zum ägyptischen Alexandria verbreitet ist und von den Küstenplätzen landeinwärts, dem Laufe der Flüsse folgend, sich hellenische Zungen bis tief ins Innere erstrecken, wo hinter diesen Zungen zahlreiche Enclaven zu dicht bei einander liegen, daß vom Pontus bis zum Syrischen Meer die Kette des sprachlichen Zusammenhangs fast ungerrissen bleibt. Es besteht aber die Frage, wie viel gerade hier auf Rechnung der ungemein thätigen Propaganda zu setzen ist, die als Wiedererweckerin eines halb erstorbenen Griechenthums in manchen Theilen zu betrachten ist. In Kappadokien, also in den Vilajeten Aksaa, Konia, Siwas und Angora, spricht die alte Generation, die Großeltern und dazu die ganze weibliche Bevölkerung fast ausschließlich türkisch, die Väter und ihre Kinder, wenigstens die Knaben, erlernten in den Schulen schon ihr Griechisch, das sie mit Stolz als „Vatersprache" gegenüber ihrer „Mutterspruche", dem Türkischen, hervorkehren. Das Evangelium in den Kirchen wird hier noch vielfach türkisch in griechischen Buchstaben gelesen, aber mancher Pope versteht die griechische Liturgie, die er singt, noch nicht oder nicht mehr, geschweige denn, daß er sie lesen könnte. Immer nach Norden reitend, erreichten die rüstigen Forscher endlich am 5. October Neapolis, das stark bevölkerte, malerisch um einen Bergrücken gelagerte Nevschehir, welches das Standquartier für drei genußreiche Monate werden sollte. Eine große Ueberraschung war für die Reisenden der erstmalige Anblick des fast 4000 Meter hohen Argäus oder Erdschiasdagh, der in seinem Schnee- und Wolkenmantel sich als der Riese und König der ganzen Hasandagh, seinem gewaltigen Gegenüber, nach Ost auslaufenden zahlreichen vulcanischen Kegel und Kuppen erhebt. Der Anblick über das unentwirrbare Chaos der blendend hellgelben Trachytaufspeiler von der Höhe bei Uergüb oder einem der Hügel des Halysthales ist überwältigend. Es scheint, daß nach dem Aufbau der Hauptmassen der von Nord nach Süd streichenden Ketten eine mächtige Wasserfluth, deren Rückstände noch in den großen Seen der Salzsteppe zu erkennen sind, die vulcanischen Aschenhaufen zerspült, an den Wänden der Thäler niedergeschlagen und dann durch Erosion die seltsamsten Gebilde besonders in Kegel- und Pyramidenform ausgewaschen hat. Viele dieser Säulen, deren Höhe zwischen 5 und 50 Meter schwankt, tragen auf ihrer Spitze je einen großen Block eines härteren Gesteins, offenbar der Laumasse. In diese Kegel und Wände der Abflußthäler nach dem Halys haben sich nun seit Menschengedenken die Ansiedlungen ein-

Digitized by Google

gegeben und eingebaut, an und in ihnen liegen die „Dorfstädte", wie Neebsun, das hohe Tallurin, das verlassene Alschylserai, das weite Abanos, das Schluchtendorf Papajan, das hoch thronende Uetschhissar, die „Mittelburg" Ortahissar, das wein- und obstreiche Uerçüb und Indschehju, das wohlhabende Synnassós, das winklige Martschanr und das Thal der Tauben, das höhlen-, capellen- und kirchenreiche Kereme. In diesem Gewirr von Höhlen und Schluchten, auf deren wasserreichem Grunde sich neben Lahlen, blendenden Felswänden, im Gegensatz zur Steppenöde der Hochflächen, das üppigste Pflanzenwachsthum entfaltet, kletterten die jungen Forscher tagelang herum und suchten und maßen und zeichneten und fanden in dieser terra incognita ein Culturland von hohem Werth für die türkisch-griechischen Bewohner, in den Höhlen die Magazine der Landwirthschaft bis zu unersteiglich scheinenden Klippen, das Land selbst voll Schafheerden, die in den großen Höhlen nächten, aber von den Urheerern der Vergangenheit nur noch byzantinische Fresken mit ihrer bunten Heiligenlegende; sonst also ein Land lustbarer dem Geologen als Archäologen. Das Alter dieser ganzen Kunstentwicklung an solch abgelegener Stätte läßt sich bei dem stationären Charakter der byzantinischen Kunstübung zwar nur schwer bestimmen, doch mit einiger Sicherheit und ohne Rücksicht auf die spärlichen aufgemalten Schriftzüge zwischen die christlicher Blüthezeit Kappadokiens unter Basilius dem Großen von Cäsarea, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz und den Einfall der Osmanen einbegrenzen. Am 6. November brach die Karawane von der gastlichen Amerikanischen Mission in Talas bei Kaisarie über die beschneiten Abhänge des Argäus auf, um noch vor Winterseisbruch die topographische Aufnahme des Halysflusses zu Papier zu bringen; eine mühselige Tour von 4 Wochen, die aber von dem schönsten, fast regenlosen Wetter begleitet wurde. Zwischen Kesselköprü und Tschesmeköprülöi wurde die unbekannte Strecke bis Kirschehir und Angora und von hier südwärts an den großen Salzsee Tuzgöl nach dem weltberühmten Baschban und Kodschhissar festgelegt, alle Windungen des wasserreichen Stromes ausgenommen und ausgemessen, ein 5 Stunden langes wildes Defilee mit Mühe durchquert, eine zertrümmerte Brücke als deutlicher Beweis für die antiken Straßenzüge aufgefunden, ein byzantinisches Tempelattagon mit eingestürzter Kuppel und vielen Fresken in Soassa eruirt, viele Ruinenstätten in der Nähe bisher unbekannter Kurden- und Tatarendörfer aufgezeichnet, auch manche neue Inschrift mitgenommen. Weihnachten wurde noch im Chan von Akserai gefeiert, dann durch die Salzsteppe mit ihren zahlreichen Schaf- und Pferdeherden über den Sultanhan, das großartige Denkmal aus der Seldschukenzeit, und das inschriftenreiche Obrut der Rückweg nach Konia angetreten. Hier erwartete die ermüdeten Reisenden der bequeme Dienstwagen des Hrn. v. Kühlmann, des unermüdlichen Förderers aller Deutschen in Kleinasien, auf der neu eröffneten Eisenbahnstrecke Konia-Eskischehr, und 8 Tage später trafen die zu Türkenfreunden gewordenen Forscher am Goldenen Horn in Pera ein, wo sie die Hauptstadt in Unruhe und wie im Belagerungszustand vorfanden. Im gastlichen Heim der „Teutonia" ruhten sie sich gern von Sommersgluth und Wintersgrau, dankend die Macht des deutschen Ansehens im Orient anerkennend. — Zu dem beifällig aufgenommenen Vortrag wurde noch eine Anzahl scharf beleuchteter Projectionsbilder mit dem Apparat des k. Archäologischen Instituts vorgeführt. Prof. Günther beglückwünschte die beiden Mitglieder der Gesellschaft zu ihren Erfolgen und zur glücklichen Wiederkehr trotz klimatischer und politischer Schwierigkeiten.

* **Heidelberg.** Zu außerordentlichen Professoren wurden ernannt die Privatdocenten der Zoologie Dr. R. Frhr. v. Erlanger und Dr. Sumassa. — Für Literaturgeschichte hat sich Dr. C. Schneegans mit einer Probevorlesung über den Eiostreit habilitirt.

* **Münster.** Dr. C. Hosius, Privatdocent der classischen Philologie, ist zum Extraordinarius ernannt worden.

* **Berlin.** Dr. Wolfgang v. Oettingen, bisher Professor der Kunstgeschichte an der Düsseldorfer Kunstakademie, ist, wie die „Post" hört, zum Nachfolger des verstorbenen Prof. Hans Müller als erster Secretär der kgl. Akademie der Künste ernannt und zunächst commissarisch mit der Verwaltung des Amts beauftragt worden.

* **Wien.** Zugelassen wurden als Privatdocenten an der hiesigen Universität Dr. Alfred Topolanski für Augenheilkunde, Dr. Karl Hillebrand für Nationalökonomie.

* **Leyden.** Dr. J. P. Land, bis 1896, wo er krankheitshalber zurücktrat, Professor der Philosophie an der hiesigen Universität, ist 64jährig in Arnheim gestorben.

Ξ **Paris**, 3. Mai. Endlich hat sich einmal ein Franzose, dem die dazu nöthige Autorität zur Seite steht, gefunden, um Hrn. Zola das ins Gesicht zu sagen, was Millionen anständiger Leute in allen Ländern, und nicht zuletzt die Millionen anständiger Franzosen von ihm seit Jahren denken und hinter seinem Rücken auch aussprechen. Der Mann, der den Muth gehabt hat, und es gehört ein gewisser Muth dazu, mit dem literarischen Klopffechter, mit dem Matador der Reclame und dem Gott aller Pariser Schmutzliteraten anzubinden, ist kein geringerer als der Akademiker Brunetière. Der aber hat sich, das muß ihm der Neid lassen, einmal ganz offen ausgesprochen, nicht in der illustren Gesellschaft im Palais Mazarin, überhaupt nicht in Paris, aber doch vor einem großen französischen und sich für die französische Literatur interessirenden Publicum in New-York, von wo die Nachricht sofort hieher nach Paris herüberdepeschirt worden ist. Die Worte Brunetière's haben nach der von dem „New York Herald" in seiner Pariser Ausgabe verbreiteten Form gelautet: „Zola hat in seinen Schriften nichts anderes gethan als Frankreich vor der Welt zu beschmutzen, die französische Literatur zu entehren und Verrath an den freien Künsten zu begehen; er weiß nichts von der Geschichte Frankreichs, weiß nichts von der französischen Gesellschaft, nichts von der französischen Moral, und die Bürger, Aebriter, Bauern und Soldaten, die er in seinen Werken schildert, sind keine Franzosen." Das ist nicht hübsch, aber daß es nicht wahr wäre, wird nicht leicht jemand behaupten wollen, der Frankreich und die Franzosen kennt und der die Zolabibliothek wirklich gelesen und nicht nur beim Einschlafen (dazu ist sie meiner Ansicht nach nämlich besonders in ihren letzten Nummern vortrefflich geeignet) durchblättert hat. Zola hat übrigens das Verhängniß, das ihn jetzt ereilt (denn die Brunetière'sche Kritik dürfte leicht zu dem Anfang des Herunbruchs des seit langer drohend über Zola's Haupt schwebenden Verhängnisses werden), nicht nur wegen dessen, was er als Literat verbrochen, sondern mindestens ebenso durch sein maßloses Sichvordrängen, durch seine Ueberhebung und Unduldsamkeit gegen andere und durch seine habsüchtige, nur noch auf Gelderwerb, schnellen, leichten Gelderwerb, gerichtete Ausbeutung des ihm von der Natur ursprünglich mitgegebenen unzweifelhaften Talentes reichlich verdient. Der Akademie, die ihn vom ersten Moment seiner seither ständig gewordenen Bewerbungen an mit Verachtung und Abscheu von sich gewiesen hat, wollte er sich mit Gewalt aufdrängen; seit Jahren candidirt er ständig für jeden frei werdenden Sitz und seit Jahren verkündet er siegesgewiß und läßt er durch Freunde verkünden, seine Stunde werde schon kommen, wenn nur die vierzig erst genügend „verjüngt" und genügend „demoralisirt" wären. Und den verschiedenen Pariser literarischen Gesellschaften und Vereinigungen hat er sich mit Hülfe der eigenen Unverfrorenheit, mit Schmeichelei und Beobachtung und getragen von zum zahlreichen und gleich ihm rohen, aber meist herzlich bedeutungslosen und moralisch wenig empfehlenswerthen Elementen erfolgreich auf die Nase gesetzt. Der jetzige Brunetière'sche Angriff auf Zola hat denn hier mit Recht ein ungeheures Aufsehen gemacht und er wird, das steht mit Sicherheit zu erwarten, in der nächsten Zeit noch weite Kreise ziehen. Was man in den anständigen und namentlich in den rechthaft patriotischen Kreisen Hrn. Zola vor allem nicht verzeiht, ist der Schaden, den er durch sein „Débacle" dem sadistischen Geist des französischen urtheilslosen Volkes zugefügt hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Conte *Guelfo Guelfi:* Vocabulario araldico ad uso degli Italiani. Con 356 incisioni. Milano, Ulrico Hoepli 1897. — P. *Fornari:* Il Sordomuto e la sua istruzione, Manuale per gli allievi e le allieve delle r. scuole normali, maestri, genitori e filantropi. Con 11 incisioni. Ebd. — Zeitschrift für bildende Kunst. 8. Jahrg. 7. Hft. April 1897. Leipzig, Seemann u. Comp. — Hausschatz moderner Kunst. 5. Heft. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. — Kaiser Franz Joseph I. Festausgabe zum 50jährigen Regierungsjubiläum. 5. u. 2. Lfg. Wien, C. Daberkow. — Dr. Isidor Muller: Das Dichtermonument. Tragikomische Dichtung in 2 Acten. Innsbruck, Selbstverlag 1897. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F. Hggb. von der Württembergischen Commission für Landesgeschichte. 5. Jahrg. 1896. 3. u. 4. Heft. Stuttgart, W. Kohlhammer 1897. — 28. Jahresbericht über die Wirksamkeit des Frankfurter Gefängnißvereins, erstattet von Dr. Ponfick. Frankfurt a. M. 1897.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 5. Mai. Nummer 100.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur germanischen Mythologie. I. Von Friedrich v. d. Leyen. — Die Geschichte der Preise in ihrer Beziehung zur Wirthschaftsgeschichte. II. Von D. Georg Grupp. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur germanischen Mythologie.

Von Friedrich v. d. Leyen.

I.

In einer Gesellschaft, der ich neulich beiwohnte, besprach man unter anderem das nun viel erörterte Thema der Volkshochschulcurse. Und nach einigem Hin und Her meinte einer der Gäste, er halte es für eine Anmaßung, daß wir Gebildete das Volk unterrichten wollten — das Umgekehrte wäre besser. Wir würden weit mehr Vortheil davon haben, wenn uns etwa die Arbeiter über ihre Lage wahrheitsgetreu aufklärten. Die Bemerkung war ein Scherz und wurde so aufgefaßt — sie kann auch nachdenklich stimmen. Ihr liegt doch eigentlich ein tiefer Ernst zugrunde: das Bewußtsein von der tiefen Kluft, die unser Volk, sein ganzes Denken und Empfinden von den Vertretern der „Bildung und des Besitzes“ trennt — die heute klaffender ist als je zuvor.

Die Gelehrten, die sich früher nicht viel darum kümmerten, stehen heute ebenso gut unter der Herrschaft dieses Bewußtseins wie andere: greifen doch in unsern Tagen die Bestrebungen immer weiter um sich, die auf die Erkenntniß von den Sitten und Gebräuchen der Völker und namentlich der Völker im Zustande der Natur gerichtet sind. Unter ihnen nimmt die Mythologie noch immer eine Art Ehrenstellung ein; gerade die Geschichte dieser Wissenschaft aber zeigt deutlicher als irgend eine andere das stets wachsende Mißtrauen der Forscher gegen ihre eigene Gelehrsamkeit und ihren eigenen Scharfsinn. Früher schwelgte man in dem stolzen Vertrauen, die ganze Mythologie unsrer deutschen Vorzeit entdeckt zu haben, und war glückselig im Besitz dieses Schatzes, früher wollte man aus jedem Mythus den Naturvorgang herausdeuten, dem er entwuchs, und man wähnte sich mit diesen Deutungen auf dem richtigen Wege; früher vermeinte man der glücklich erschlossenen indogermanischen Ursprache eine indogermanische Urmythologie an die Seite stellen zu können, und ohne zu wissen, was man eigentlich that, schaltete und waltete man auch ohne Scheu mit der Ueberlieferung — als wolle man den Glauben unsrer Väter belehren —, bis sie mit den modernen, unwillkürlich vorgefaßten Meinungen übereinstimmte. Und heute? Da hat man längst die Hoffnung verloren, daß ein Aufbau der deutschen oder gar der indogermanischen Mythologie gelingen könne, da hat man einsehen gelernt, daß fast alle Deutungen falsch waren, und hat den Glauben daran eingebüßt — da wittert man in den Ueberlieferungen überall christliche oder unechte Bestandtheile. Mit einer gewissen höhnischen Schadenfreude betont man die Rathlosigkeit des modernen, denkzermürbten Menschen diesen naturwüchsigen Erzeugnissen des Alterthums gegenüber, die Nothwendigkeit, bei unsern Naturvölkern noch lange in die Lehre zu gehen, ehe man wieder über sie urtheilen dürfe[1]) — man glaubt, nicht schnell genug überall das warnende „ignorabimus“ rufen zu können. An die Stelle des jugendlichen Ueberschwanges und der siegesfrohen Begeisterung trat eine kühle, oft spöttische Skepsis, eine vernünftige Nüchternheit — nicht einmal eine schmerzliche Resignation.

Das letzte größere Werk über deutsche Mythologie, das Handbuch der germanischen Mythologie von Wolfgang Golther,[2]) ein ungemein lehrreiches Buch, brachte mich auf diese Gedanken. Es ist nach der Absicht von Verfasser und Verleger dazu bestimmt, die weiteren Kreise unsrer Gebildeten für deutsche Mythologie zu interessiren, und ich wünschte herzlich, daß aus dieser Absicht Wirklichkeit würde.

Was die deutsche Mythologie unsrer Zeit sein könnte und sein sollte, das haben Karl Simrock und Ludwig Uhland, jeder in seiner Art, schön ausgesprochen. Jener sagt: „In der deutschen Mythologie ist eine Poesie niedergelegt, die in allen deutschen Herzen anklingt, weil sie das lauterе Gold unsres eigenen Sinnes ist, unser bestes und ältestes Erbe, das wir nicht verwahrlosen sollen.“ Und Ludwig Uhland: „Glaubensansichten, Naturanschauungen, Charaktere, Leidenschaften, menschliche Verhältnisse treten hier gleichsam in urweltlicher Größe und Nacktheit hervor, unverwitterte Bildwerke, gleich der erhabenen Arbeit des Urgebirgs. Darum kann auch gerade den Zeiten, welche durch gesellige, künstlerische und wissenschaftliche Verfeinerung solchen ursprünglichen Zuständen am fernsten und fremdesten stehen, der Rückblick auf diese lehrreich und erquicklich sein; so ungefähr wie der größte der römischen Geschichtschreiber aus seinem welken Römerreich in die frischen germanischen Wälder, auf die riesenhaften Gestalten, einfachen Sitten und gesunden Charakterzüge ihrer Bewohner vorhaltend und weissagend hinüberzeigte.“

Trotzdem zeigen unter unserm gebildeten Publicum recht wenige eine Neigung, von dem Glauben ihrer Väter etwas zu erfahren. Man möchte oft verzweifeln, wenn man sieht, wie vergeblich die Arbeit vieler von den Besten unsres Volkes war, wie selten ihr Bemühen Anklang fand, das Dunkel unsrer Vorzeit zu lichten. Selbst Richard Wagners Dichtungen haben nur hie und da jemand aus dem trägen Schlummer gerüttelt — obwohl ein gut Theil ihrer Geheimnisse sich dem entschließt, der einmal den alten Sagen des Nordens lauschte. — Ich will beispielsweise an die Zeiten erinnern, wo der nun schon vergessene Sang an Aegir erschien — als dessen schöne Vorlage man übrigens eine Stelle der Frithjofssage zu betrachten hat. Damals mußten alle Zeitungen erklären, wer Aegir (der Gott des Meeres) eigentlich war, — hätte Poseidon einer solchen Erklärung bedurft? Dann taufte man aus Geschäfts- und aus anderen Rücksichten nach dem neu erstandenen Gott

[1]) Vgl. auch Oldenberg, Religion des Veda, und derselbe „Deutsche Rundschau“, November 1895.

[2]) Leipzig. S. Hirzel 1896 668 Seiten.

Cigarren-, Schnaps- und Häringssorten, Manschetten, Pferde, Schiffe, Kinder — schließlich aus Bosheit eine protestantische Kirche, so hatte der alte Herr seine Schuldigkeit gethan und nun lebt er ein ruhmloses Dasein. Ich bin fest überzeugt, daß es anderen, vornehmeren Gottheiten nicht anders ergehen würde, wenn sie auf ähnliche Weise wieder auftauchten.

Es ist ferner ein wunderliches Verhängniß, daß gerade das mythologische Buch, aus dem bisher die wenigen Bildungsbedürftigen ihre Kenntnisse schöpften und das es in mehreren Jahrzehnten doch bis zu sechs Auflagen brachte, daß gerade Simrocks Handbuch der deutschen Mythologie seiner ganzen Anlage nach eher Verwirrung stiften muß, als Belehrung spenden kann. Man sollte freilich seine Verdienste nicht so verkennen, wie sie heute vielfach verkannt werden — das Buch hat von seiner Ausgabe eine hohe Meinung, es erzählt anschaulich und verwerthet hie und da auch hübsch das deutsche Märchen —, aber die Ansichten, die Simrock bringt, sind fast ausnahmlos falsch oder überholt, zudem wird sein Werk von einer wahren Wuth beherrscht, zu vergleichen und hinter jeder unschuldigen Erzählung eine tiefe symbolische Meinung zu spüren — mit einem Worte: Simrock ist Hegelianer.

Ganz anderer Art ist Golthers Handbuch — in vieler Hinsicht ein Gegenstück zu dem Simrocks. Der Verfasser klärt uns selbst über die Ansichten auf, die er bei seinem Werk verfolgte. „Das Hauptgewicht meiner Arbeit beruht auf der Darstellung der von den Quellen gebotenen Ueberlieferung. Es sollte mit möglichster Klarheit erzählt werden, was wir aus verlässigen Berichten wissen, dagegen schied ich aus, was allein auf kühne Vermuthungen hin aufgebaut werden kann. — Neben der Darstellung kam es mir auch besonders darauf an, die Quellen der germanischen Mythologie und die Belege für die vorgetragenen Ansichten so zu verzeichnen, daß das Handbuch zum Nachschlagen taugt und auch demjenigen, der meinen Behauptungen und Aufstellungen nicht beipflichtet, zum schnellen Ueberblick dienlich ist."

Golther will also zweierlei: eine übersichtliche Zusammenstellung dessen, was die Berichte der Vorzeit von der Mythologie unsrer Väter erzählen, und eine möglichst objective Angabe der durch jene Berichte veranlaßten Ansichten, Hypothesen und Streitfragen. In diesen beiden Eigenschaften liegt die Schwäche und die Stärke seines Werkes.

Daß es für jeden Gelehrten, der das jeweilige Urtheil über irgend ein strittiges Problem wissen will, ein ungemein werthvolles Nachschlagebuch werden muß, wird niemand in Abrede stellen. Ein sehr bequemes Register erleichtert außerdem das Nachschlagen in dankenswerther Weise. Ebenso dürfte es dem Laien von Interesse sein, daß er auf diese Art erfährt, wie verschieden sich die Vorzeit in den Köpfen unsrer Gelehrten spiegelt. Und schließlich enthüllt uns Golthers Verfahren am besten die Vergeblichkeit von dem größten Theil des Scharfsinns und der Hypothesen, die der deutschen Mythologie galten. Wer z. B. sieht, was alles versucht wurde, um schwer verständliche Namen — etwa die deutscher Gottheiten auf den Inschriften römischer Weihsteine — zu deuten, wie ein Versuch dem anderen immer widersprach und wie schließlich keiner zum Ziele gelangte, der wird sich eines ironischen Lächelns nicht erwehren können und die Resignation auf jede weitere Deutung nur zu begreiflich finden.

Aber eine Neutralität, wie die von Golthar durchgeführte, nimmt der Darstellung die lebensvolle Wärme, sie versetzt uns in eine kühle, um nicht zu sagen unfreundliche Temperatur. Golther verleugnet seine Meinungen ja nie, ich finde seine Darstellung in manchen Punkten sogar recht einseitig und die wiederholten Ausfälle gegen Müllenhoff zeigen mir, daß er dieses Mannes Art nicht gebührend würdigt. Im allgemeinen aber verließ mich doch nicht der Eindruck, als weiche der Verfasser hie und da der Entscheidung aus. Auch bedingt der Verzicht auf energische eigene Stellungnahme vielfach noch einen andern, den auf selbständiges Weiterführen der Forschung. Golther geht in seiner Zurückhaltung sogar so weit, daß er die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft gar nicht, oder nur ganz flüchtig berücksichtigt. Und diese Zurückhaltung bedaure ich lebhaft — denn ich fand auf Seitenpfaden des neuen Werkes eine Reihe feiner, anspruchsloser, origineller Bemerkungen und ich wäre gern noch mehreren auf den Hauptstraßen begegnet. Auch wollte mich bisweilen bedünken, dem Verfasser sei seine Entsagung schwer geworden.[1])

Was ich bisher sagte, zeigte wohl eines hinreichend: daß Golthers Handbuch allen, die sich danach sehnen, eine klare Einsicht in die deutsche Mythologie gewähren wird. Mir war an ihm noch besonders wohlthuend, daß es sich so oft, wie es irgend geht, an Ludwig Uhland anschließt. Denn dieser erkannte und schilderte das Wesen unsrer alten Götter, wie kein anderer — sein Auge blickte in die Seele unsrer Vorzeit, und darum geben seine Schriften den Gestalten Thors und Odins gleichsam ihr altes Dasein zurück. Das ist mehr, als Jacob Grimm vermochte — in seiner Mythologie sind mir die Partien am liebsten, welche die lieben Gestalten unsres deutschen Märchens — die Elfen, die Nixen und Kobolde — schildern. Auch darin unterscheidet sich Uhland von Jacob Grimm, daß er eine Entwicklungsgeschichte des Cultus zu zeichnen versuchte — das erstreben heute unter anderen die Forschungen Karl Weinholds —, und Golther folgt auf diesen Pfaden dem Meister gleichfalls ehrfürchtig nach.

Leider setzt Golther eines voraus, was er eigentlich erwecken sollte, — die Liebe zu dieser deutschen Vorzeit. Es scheint sogar oft, als habe der Verfasser unter einem Druck gearbeitet, als habe ihm die Zeit gemangelt, alle Theile gleichmäßig abzurunden, — mir fielen wenigstens manche Wiederholungen und Weitschweifigkeiten auf, die sich leicht hätten fortschaffen lassen. Man meint hie und da wohl einen Mann zu sehen, der in einer bestimmten Frist möglichst viel wissenschaftliche Schätze sammeln und ordnen muß und der unter den Mühen der Arbeit mitunter ihre Freuden vergißt. Bei Jacob Grimm war es umgekehrt — die helle Begeisterung, die all sein Schaffen durchwärmt, wird immer die gleiche hinreißende Wirkung haben.

Namentlich ein Problem, noch immer das wichtigste in unsrer Mythologie, wird durch Golthers umfängliches Werk der Lösung keinen Schritt näher gebracht: das Problem von dem Einfluß christlicher Vorstellungen auf nordische Sagen. Daß dieser bestand, wird heute niemand bestreiten. Ein altnordisches Gedicht, das wie die Lokasenna die Blößen der einheimischen Götter so schonungslos aufdeckt und so schamlos verhöhnt, — das kann nimmermehr zu Zeiten eines gläubigen Heidenthums entstanden sein. Und die vielen Parallelen aus der spät christlichen, weniger die aus der antiken Sage, welche die stupende Belesenheit von Sophus Bugge sammelte und welche die seiner Nachfolger vermehrte, — sie sind theilweise so überraschend und so glücklich, daß sie auf Zufall nicht beruhen können. Golther sagt: „die Frage dreht sich eigentlich gar nimmer ernstlich darum, ob die nordische Mythologie überhaupt fremde Bestandtheile aufnahm, sondern nur wie viele und auf welche Art." Gewiß! Aber die Forschung, die nach der Art dieses Einflusses fragt, muß andere Wege einschlagen, als die, welche sie bisher einschlug und welchen Golther folgt; denn die Sucht früherer Mythologen, zu vergleichen und zu

[1]) Hieraus ergibt sich, daß Golthers Verfahren einfach von wissenschaftlichem Pflichtgefühl geleitet ward, dem wir unbedingt zustimmen. D. Herausg.

deuten, sie befiel in anderer Form Sophus Bugge und die Seinen. Sie können nicht anders, als überall Entlehnungen aufdecken, und erklären durch diese Panacee selbst die natürlichsten Vorgänge. Wenn die alten Skandinavier ihre Götter Thränen vergießen oder zu Abend essen lassen, so weinen ihre Götter nicht, weil sie traurig, und essen nicht, weil sie hungrig sind, sondern sie weinen und essen, weil ihre christlichen und griechischen Vorbilder bei ähnlichen Gelegenheiten ihnen das Weinen und Essen vormachten. Ich will von allen wunderlichen, abstrusen Ansichten und Ausflüchten schweigen, zu denen Bugge durch seine vorgefaßten Annahmen fortwährend gezwungen wird, und nur eine Sonderlichkeit hervorheben: er kann die alten Nordleute gar nicht genug bewundern, weil sie so viele fremde Vorstellungen schöpferisch in ihre graudiose Poesie umschmolzen, und in demselben Athem castrirt er, wo und wie er nur kann, die Phantasie dieser selben Nordleute.

Die Gelehrten werden bald folgende Fragen endgültig beantworten müssen: sind die nordischen Sagen christlich im Stoff, heidnisch in der Form — oder ist ihre Grundlage heidnisch und das Christliche spätere Zuthat? Golther neigt der ersten Ansicht zu; ich bin der letzteren. Ich meine sogar, daß die scheinbar christlichsten Sagen und Gedichte, die Sagen von Balder und die Völuspa sich auf heidnischer Basis erheben — auf einem alten Naturmythus, etwa von der Vernichtung des Sommers durch den Winter.

Eine Entscheidung in dieser Frage kann meiner Meinung nach nur fallen, wenn eine Aufgabe gelöst ist, zu deren Lösung sich jetzt allerorten Ansätze und Anfänge finden: wenn nämlich die Art der Zusammensetzung der nordischen Mythologie einmal gründlich im Zusammenhang untersucht wird. Diese nordische Mythologie ist eines der denkbar complicirtesten Gebilde. In heidnischer Zeit vereinigt sie die Mythologie der verschiedenen deutschen Stämme — die der meeranwohnenden; ihre Gottheiten heißen im Norden Wanen — und die der landeingesessenen, ihre Gottheiten heißen im Norden Asen. Der mythologische Niederschlag vom Zusammenstoß, den die Culte dieser beiden Stammverbände im Norden erlebten, ist die Sage vom Kampf der Asen mit den Vanen, er wird in der Edda und anderen Berichten mehrfach erwähnt. Es liegt ferner im Wesen der Mythologie, daß sie willkürlich erzählt und daß die Sagen einer Generation den folgenden leicht unverständlich werden, — so müssen Ergänzungen des Unvollständigen oder Erklärungen des dunkel Gewordenen fast mit Nothwendigkeit entstehen; die ewig schaffende Phantasie fügt außerdem Neues zu dem Alten oder sie schmückt das Alte nach ihrem Wohlgefallen aus. Spätere Zeiten suchen mit Ueberlegung das Vorhandene zu ergänzen und abzurunden — aus der Mythologie wird ein System; an Stelle des dichtenden Volkes treten wenige Dichter —, nun beginnt ein Prunken mit Gelehrsamkeit; statt naiver finden wir nun bewußte Fabelei. Schließlich gesellen sich zu den einheimischen allerhand fremde Bestandtheile und verwischen mehr und mehr seinen früheren Charakter. Der Verlauf dieses Processes ist natürlich in Wirklichkeit nicht so klar und reinlich, besonders nicht in den letzten Stadien, wie ihn hier die Darstellung zeichnet. Die hier erwähnten Zuthaten brauchen sich auch nicht nach einander an den Grundstock der Mythologie zu setzen, sie verbinden und vermischen sich vielmehr gegenseitig. Aber in den Liedern der Edda lassen sich die ursprünglichen, die märchenhaften, die gelehrten und die christlichen Bestandtheile schon jetzt mit einiger Deutlichkeit trennen und der Zukunft wird eine bessere Scheidung gewiß gelingen.

Gehen wir ins Einzelne. Golthers Handbuch beginnt mit einer Einleitung, welche über die Geschichte der Wissenschaft von der deutschen Mythologie kurz und klar berichtet und im Anschluß daran die Quellen verzeichnet, aus denen wir die Kenntniß der Mythologie schöpfen. Die Lieder der Edda und die nordischen Sagen, die wenigen Inschriften, Volkssage, Volksbrauch, Märchen, die Angaben römischer und christlicher Autoren, die Biographien der Missionäre u. s. w. Eine Theorie vom Ursprung der Mythologie stellt Golther nicht auf, da die bisherigen zu keinem einheitlichen Ergebniß gelangten, im Gegentheil immer neue Ansichten zutage brachten.

Das Buch selbst zerfällt in vier Hauptstücke. Das erste bespricht die Gestalten des Volksaberglaubens, die der niederen Mythologie, wie sie ein Forscher, J. Schwartz, taufte. Sie geht der höheren Mythologie bei allen Völkern voran und entspringt im letzten Grunde aus dem Seelenglauben. Nach der Meinung der Naturvölker scheidet ja mit dem Tode des Menschen die Seele nicht dahin; sie entweicht in die Luft und lebt weiter. Scheidet doch beim Schlafe die Seele auch nicht und erscheinen uns doch im Traum Verschiedene ebenso wie Lebende, sprechend und handelnd. Eine solche Anschauung zeugt eine unübersehbare Menge von Sagen und Aberglauben. Die Seelen der Dahingegangenen umgeben den Lebenden auf Schritt und Tritt; sie verfolgen ihn in den Schlaf und lassen ihm dort als quälende, drückende, oft gar teuflisch buhlende Alpgeister keine Ruhe; sie hausen in der ganzen Natur, in den Bergen und im Winde, in Wald und Feld, in den Pflanzen und in den Thieren; sie können jede Gestalt annehmen und ihre Verwandlungsfähigkeit ist unbegrenzt. Besonders den Thieren haftet etwas Unheimliches an: es scheint so vieles menschlich an ihnen und man wähnt darum in ihnen besonders die Seelen Verstorbener. Sogar Menschen sollen die Hülle der Thiere annehmen können. Dann laufen sie als Werwölfe oder Berserker (Bärenmenschen) herum. — Daher auch noch unser Aberglaube, daß es ein übles Zeichen sei, falls gewisse Thiere unsern Weg kreuzen. — Wenn der Sturm im Winter und Herbste heult, so ziehen die Seelen der Entschlafenen um — der wilde Jäger (früher Wode) und sein wüthendes Heer — es kommt aus den Bergen und kehrt dorthin zurück, weil der Wind in den Bergen wohnt — die Volkssage versetzt noch die todten Kaiser in die Berge. — Aus diesen und ähnlichen Meinungen entwickeln sich auch die von den Schutzgeistern, die den Menschen sein Leben lang begleiten; von ihnen ist nur ein kleiner Schritt bis zum Glauben an die Schicksalsmädchen und die Schicksalsfrauen. Die nordischen Nornen und Walküren sind im Grunde dasselbe —, wenn in ihnen auch noch viele andere Vorstellungen zusammenflossen.

Durch die Allgegenwart der Seele entsteht ferner eine Beseelung der ganzen Natur, in welcher der Mensch von vornherein menschenähnliche Kräfte wahrzunehmen glaubt, weil sie ihn locken und bedrohen, ihn bethören und verführen, ihn segnen und vernichten. Auf diesem Grund erheben sich die Gestalten, die uns vom deutschen Märchen und von der deutschen Sage her vertraut sind und die dort immer im Umgang mit den Menschen erscheinen, — sie lösen sich von ihrem Grunde nie ganz los, wenn das Volk ihre eigentliche Herkunft auch vergißt und sie in seiner schöpferischen Einbildungskraft weiter ausgestaltet. Es sind die Wald- und Feld- und Wassergeister, die Wichtlein und Heinzelmännchen, Kobolde, die Nixen und die Elfen, die ich jetzt meine. Jacob Grimm[1]) sagt von ihnen: „durch das ganze Wesen der Elben, Nixe und Kobolde geht ein leiser Grundzug von Unbefriedigung und Trostlosigkeit; sie wissen ihre herrlichen Gaben nicht recht geltend zu machen und bedürfen immer der Anlehnung an die Menschen. Nicht nur streben sie, ihr Geschlecht durch

1) Mythologie, zweite Auflage, S. 484.

Heirath mit Menschen zu erfrischen, sie haben auch zu ihren Angelegenheiten des Rathes und des Beistandes der Menschen vonnöthen. Obgleich geheimer Heilkräfte der Steine und Kräuter in höherem Grade als die Menschen kundig, rufen sie dennoch zu ihren Kranken und kreißenden Frauen menschliche Hülfe, leihen von den Menschen Back- und Braugeräthe, feiern selbst ihre Hochzeiten und Feste in den Sälen der Menschen. Daher auch ihr Zweifel, ob sie der Erlösung theilhaftig werden können, und der unverhaltene Schmerz, wenn verneinende Antwort erfolgt."

Zu diesen Geistern gesellen sich die Zwerge, die in den tiefen Bergen hausen und deren Schätze hüten — sie sind im Besitz unermeßlicher Reichthümer und sind auch die kunstreichsten Schmiede; wegen ihrer Kleinheit so klug und listig, wie die Riesen wegen ihrer Größe plump und dumm. Diese Riesen verkörpern die unheimlichen und rohen Gewalten der Natur und nur diese —, aus dem Seelenglauben sind sie nicht erwachsen. Manche Berichte gestehen ihnen, eben als Naturmächten, fast widerwillig eine große Weisheit zu, im deutschen Süden sind sie den Menschen, im skandinavischen Norden den Göttern furchtbar. Der Mensch der deutschen Sagen fürchtet sich allerdings nicht immer vor ihnen, er betrachtet sie im Gegentheil oft als täppische, gutmüthige Gesellen. Die ganze nordische Mythologie aber scheint im Grunde nur ein ewiger Kampf der Götter gegen die Riesen, die nur mit großen Opfern, mit List und Betrug besiegt werden können und die beim Weltenuntergang vor ihrem Sturz noch triumphiren.

Die Geschichte der Preise in ihrer Beziehung zur Wirthschaftsgeschichte.

Von D. Georg Gropp.

II.

Die im vorigen gezeichnete Preisbewegung machte sich besonders deutlich in den landwirthschaftlichen Preisen geltend, bis in die neueste Zeit herein bildete die Landwirthschaft die Grundlage der ganzen Volkswirthschaft und spiegelt deren Gang wieder. Nur ist die Bewegung bei ihr insofern umgekehrt, als das Grundcapital in demselben Grade an Werth zunimmt, wie das bewegliche verliert.[1])

Zeit	Ackerland		Wiesen		Weinberge		Wälder	
	Preis	Einn.	Preis	Einn.	Preis	Einn.	Preis	Einn.
	Frcs.		Frcs.		Frcs.		Frcs.	
1200	135	1350	428	42	387	38	63	6.00
1300	222	2200	616	61	636	63	104	10.00
1400	89	890	136	13	376	37	60	5.00
1500	95	800	268	22	191	16	70	5.00
1600	277	1400	693	74	600	30	190	9.50
1700	265	1140	670	27	575	23	118	5.00
1800	764	2600	1244	44	1312	47	400	14.00
1890	1600	5000	2600	86	2600	115	900	30.00

Zunächst ist an dieser Tabelle hervorzuheben, daß die Einnahmen aus Grund und Boden lange nicht so rasch steigen, wie ihr Preis. Die Rente aus dem Grundcapital war früher viel höher oder, richtiger gesagt, der Boden galt viel weniger, die Rente stellte $^1/_{10}$, von 1470 an $^1/_{12}$, um 1550 $^1/_{14}$ und heute nur noch 3 Procent der Bodenpreise dar. Dieser Abnahme des Rentenfußes entspricht im allgemeinen auch die Abnahme des Zinsfußes, nur war der Zinsfuß gerade wegen des Zinsverbotes und wegen des Risicos der Geldanlagen im Mittelalter in der Regel noch höher und blieb auch beim Herabsinken wenigstens in neuerer Zeit immer etwas hinter dem Rentenfuß zurück. In dem höheren Werth des Grundcapitals drückt sich der Niederschlag der Meliorationen aus, die der Boden erfährt, noch mehr aber die steigende Werthschätzung des fundirten Einkommens, welche die bisher höchste Stufe erreicht hat; heute stellt der Boden das 33fache, im Mittelalter das 10fache der Rente dar. Grund und Boden war gerade zu der Zeit am wenigsten geschätzt, wo er die allgemeinste und wesentlichste Bedeutung hatte und die Naturalwirthschaft herrschte. Erst die Capitalwirthschaft hat ihm zu höherem Werthe verholfen, eine der vielen Inconsequenzen in der Culturbewegung.[1]) Die Ursache davon ist natürlich sehr einfach. Grund und Boden läßt sich trotz fortwährender Urbarmachung nicht so beliebig steigern wie das Capital. Ob freilich der Bodenwerth in Zukunft noch zunimmt, ist eine andere Frage. d'Avenel glaubt, er habe die höchste Höhe erreicht und der Bodenwerth werde sinken, wie einst das Edelmetall sank.

Mit der geringen Steigerung der Einnahmen hängt es auch zusammen, daß die Getreidepreise, deren Durchschnittspreise für den Hektoliter sogleich folgen, lange nicht so rasch steigen, wie der Bodenwerth zunimmt. Sonst ist die Bewegung hier und dort gleichmäßig. Nur die Nothjahre von 1348 an machen einen Unterschied. Die Getreidepreise steigen, während die Bodenpreise sinken, was sich leicht erklären läßt, da die Bearbeitung des überall offen stehenden Landes theuer war.

Zeit	Korn(blé)		Roggen		Hafer		Gerste	
	Frcs.	Cent.	Frcs.	Cent.	Frcs.	Cent.	Frcs.	Cent.
1200	3	80	1	90	1	53	1	30
1300	8	66	6	—	2	30	4	—
1400	7	20	3	50	1	90	3	—
1500	4	—	3	30	1	60	2	85
1600	14	25	10	—	3	75	4	60
1700	14	80	9	—	4	—	8	70
1800	15	—	10	50	6	90	7	60
1890	20	—	12	—	9	—	10	—

Wie an der ersten Preistabelle, ist auch an der zweiten und dritten der starke Umschwung der Preisbewegung von der Mitte des 14. Jahrhunderts an auffallend. Während aber dort eine Steigerung der Kaufkraft des Geldes eintrat, ist aus der zweiten eine Entwerthung des Bodens zu entnehmen, die einestheils eben mit jenem Steigen zusammenhängt, anderntheils mit dem Rückgang des Ackerbaues. Als vollends der englisch-französische Krieg das Land bedrückte, sanken die Güterpreise auf die tiefste Stufe: zwischen 1420 und 1470 galt ein Hektar Acker 48 Frcs., Wiesen 139, Weinberge 137 Frcs. und Wälder 15 Frcs. Damals sank die Bevölkerung in manchen Gegenden auf die Hälfte, in manchen auf ein Viertel, in vielen sogar auf ein Zehntel herab. Besonders die unmittelbar vom König abhängenden Gegenden entvölkerten sich, dagegen wurden sichere Orte übervölkert. Viele Dörfer und Schlösser verschwanden vollständig vom Erdboden, die Wildniß bemächtigte sich wieder bebauter Gebiete. Unmittelbar vor jener Zeit war die Rodung und Urbarmachung an die weitesten Grenzen getragen worden und die Land- und Getreidepreise hatten sich immer mehr gehoben. Da nun das Land mehr begehrt als angeboten wurde, hielten die Grundherren ihre Güter zusammen und suchten sie möglichst in eigener Regie zu bebauen. Den gleichen Zweck erreichte man in England nach Rogers durch die land and stock lease, die Verpachtung mit Inventar; der Grundherr behielt das Eigenthum, während die französische Zinspacht bail à cens ein wirklicher Rentenkauf (vente à cens) war. Diese Zinsleihe (accensement) wurde d'Avenel zufolge nach

[1]) In der folgenden Tabelle sind die Durchschnittspreise für den Hektar gegeben, und zwar nur für die Jahrhunderte, d'Avenel gibt sie II, 884 für alle 25 Jahre.

[1]) Vgl. Gropp, Culturgesch. des Mittelalters 1, 210 (331).

1348 bei dem Mangel an Arbeitskräften wieder der einzige Ausweg für die Grundherren, um ihre Güter vor Verwilderung zu bewahren. Infolge dessen wurde Grund und Boden so zerstückelt, daß er im 15. Jahrhundert gleichmäßiger vertheilt und die Zahl der Grundbesitzer größer erscheint, als selbst heute, trotz der Gemeinheitstheilungen und Allmendtheilungen im vorigen Jahrhundert und der Theilungsgesetze der Revolution. d'Avenel führt große Güter an, die im 18. Jahrhundert fünf- und mehr mal größer waren als im 15.

Diese Vertheilung vollzog sich in Frankreich zu gleicher Zeit, als in England sich erst der Grundbesitz ansammelte und Ackerland in Weide verwandelt wurde, als die Köter und hörigen Hintersassen vertrieben und Gemeinweiden durch Einhegung zur herrschaftlichen Weide wurden. Der englische Adel erlangte damals aufs neue eine große Macht; um seinetwillen, um die jüngeren Söhne des Adels zu beschäftigen, soll auch der englische Erbfolgestreit länger fortgesetzt worden sein, als es nöthig war. Frankreich aber erholte sich wieder von seinen Wunden und bis zu dem Beginn der Religionskriege dauerte eine Periode des Aufschwunges und des Wohlstandes. Die Ursachen davon waren theils natürlich, theils künstlich. Es bestand ein Ueberfluß an Land, und an Naturproducten war bald kein Mangel. Dagegen fehlte es an Industrie und Handel, und die Arbeit war sehr theuer. Um nun hier mehr Leben zu erwecken, begünstigten die Könige die Heirathen und die fremde Einwanderung, errichteten neue Märkte, gewährten den fremden Münzen den freien Curs und den Händlern Freiheit von allen Abgaben, sowie das freie Testirrecht. Auch fremde Schüler zog man heran. Infolge dieser und anderer Maßregeln verdiente sich König Ludwig XII. den Beinamen Vater des Volks. Wenn der König durch das Land zog, verließen die Bauern die Arbeit, bedeckten den Weg mit Grün, berührten sein Gewand, küßten seine Hände und jauchzten. Der König wurde ihnen zum Symbol des Landeswohles.

Alle Beobachter, Machiavelli wie die venetianischen Gesandten, stimmen überein, daß Frankreich einen Ueberfluß an Lebensmitteln habe und daß es sehr wenige Leute ohne Grundeigenthum gebe. Damals kamen die letzten Rodungen vor, wie Rabelais berichtet. Derselbe erzählt auch von seiner Reise nach Italien, er habe in Florenz keine einzige Garküche gesehen, während in Amiens allein deren 14 seien. Aber diese glückliche Zeit, le bon temps du roy Lois, verschwand bald. Schon unter Franz I., unter dem die Grundsteuern von 7½ auf 15½ Millionen gestiegen waren, gibt es Klagen, daß die gute Zeit dahin sei. Die „Arbeit" jammert in einem Gedichte, sie werde ans Kreuz geschlagen. Die Bevölkerung nahm überhand, das Reich zählte etwa 20 Millionen Bewohner; Montaigne macht bereits die Bemerkung, daß man den Kinderreichthum einschränke. Die Verbilligung der Arbeit kam vor allem dem Boden zugute, dessen Werthsteigerung auch die Religionskriege nicht unterbrachen. Nur die Wiesenpreise fielen merkwürdigerweise in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, was man nicht mit Unrecht daraus erklärt, daß die Fleischnahrung zurückging. Wie man aus obiger Tabelle ersehen kann, waren im Mittelalter die Wiesen im Vergleich zum Ackerland verhältnißmäßig theurer als heute, obwohl es damals alle möglichen Arten von Gemeinweiden gab und die Viehzucht leichter gewesen zu sein scheint. Man kann zwar daraus schließen, daß die Fleischnahrung im Mittelalter viel allgemeiner und stärker war als heute; aber daneben besteht die Thatsache, daß die Fleischpreise viel billiger und die Bevölkerung viel dünner war. Jene Preisunterschiede kann man daher im allgemeinen nur dadurch erklären, daß die Einführung künstlicher Futterpflanzen den Wiesenpreis stark herunterdrückte. Dagegen hat die vorübergehende auffallend starke Werthverminderung der Wiesen im 14. Jahrhundert und die kleinere von 1570 ihren Grund in einem Rückgang der Fleischnahrung. Gerade von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wissen wir aus anderen Quellen sicher, daß die Fleischnahrung geringer wurde und sich namentlich die Gesellen über die Entziehung der Fleischnahrung beklagten.[1])

Wie der Fleischverbrauch, hat auch der Weingenuß nachgelassen. Der Weinbau war im Mittelalter in allen Ländern viel stärker verbreitet als heute. Trotzdem verhält es sich mit den Weinbergen wie mit den Wiesen, sie waren im Vergleich zum Ackerlande theurer als heute.

Zum Schlusse geben wir noch eine Tabelle der Häuser- und Miethpreise. Die Häuserpreise setzen sich zusammen aus verschiedenen Bestandtheilen; mit dem Preis des Bauplatzes verbinden sich der Preis der Baumaterialien sammt Einrichtung und die Arbeitslöhne der Maurer, Zimmerleute u. s. f. Trotzdem nun der bewegliche Theil am Hauseigenthum sich steten Fortschrittes und steter Vervollkommnung erfreute und die Baukosten sich schon deßhalb steigern mußten, weil der mittelalterliche Bau viel weniger der Zwischenhände und des Zwischenhandels bedurfte als heute,[2]) so stiegen die beweglichen Theile des Hauses doch viel weniger im Preise als die unbeweglichen. So behauptet wenigstens d'Avenel, wie es denn zu den ständig wiederkehrenden Leitsätzen des Buches gehört, daß Grund und Boden unvergleichlich gestiegen sei. Die Tendenz, das zu beweisen, tritt immer stark in den Vordergrund, so daß man bei den Häuserpreisen auf die Vermuthung kommt, d'Avenel sei das Opfer seiner Tendenz geworden. Er berechnete für den Hektar Bauplatz in Paris im 13. Jahrhundert 652 Frcs., im 14. 328, 15. 244, 16. 5694, 17. 45,400, 18. 280,000 und für 1890 1,297,000 Frcs.

Nun ist aber diese Progression nicht so stark, wie in der folgenden Tabelle, wo der gesammte Hauswerth in Betracht gezogen wird. Man müßte also die höhere Steigerung hier auf Kosten des beweglichen Theiles setzen. Indessen theilte mir d'Avenel auf meine briefliche Anfrage hierüber mit, daß die Nichtübereinstimmung daher komme, daß er bei jener Ziffer nicht den Durchschnitt der verschiedenen in einem Jahrhundert vorkommenden Preise genommen habe, sondern darauf achtete, ob die höheren oder die niederen Preise überwogen. Man könnte sich noch fragen, ob für die Häuserpreise eine immer sich gleich bleibende Baufläche angenommen wurde, oder ob überhaupt nur der Durchschnitt gezogen wurde. Das ist leider nirgends in dem großen Buch angegeben, aber wie es scheint, war letzteres der Fall, so daß die Preisscala nur einen sehr relativen Werth hat.

Zeit	Häuser in Paris		Häuser in Landstädten		Häuser in Dörfern	
	Preis	Einnahme	Preis	Einnahme	Preis	Einnahme
	Frcs.		Frcs.		Frcs.	
1200	1,356	112	500	41	174	14
1300	2,045	170	346	29	111	9
1400	2,067	172	332	26	87	7
1500	2,060	147	1,700	121	207	14
1600	11,800	590	2,320	116	425	21
1700	22,740	1,137	5,830	296	395	19
1800	73,560	3,678	5,575	288	635	32
1890	130,000 bis 260,000	7,000 bis 14,300	13,759	588	2,129	91

Haben diese Untersuchungen nun auch einen praktischen Werth? D'Avenel bejaht diese Frage, indem er

[1]) Janssen, Gesch. d. deutsch. Volkes VIII, 89.

[2]) Vgl. die interessante Ausführung bei Rogers, Gesch. d. englischen Arbeit. Stuttgart 1895, S. 106.

an mich schreibt: le temps présent trouverait, s'il s'y adonnait avec suite, la solution de problèmes et l'explication de phénomènes qui le tourmentent.

Doch verspricht er sich mit dieser Hoffnung vielleicht zu viel. Wenigstens befriedigten mich die Andeutungen, die er machte, keineswegs. D'Avenel legt den Schluß nahe, daß die agrarischen Forderungen nicht zu viel Beachtung verdienen und sieht darin einen Widerspruch, daß die französische Regierung auf der einen Seite den Leuten billiges Brod verschaffen will, auf der anderen Seite aber eine allgemeine Vertheilung des Bodens anstrebt, infolge deren die große Mehrzahl ein Interesse an hohen Getreidepreisen hat. Seine Auffassung des Bodenwerths und der Grundrente erinnert an die Theorien Henry Georges', der darin die Quelle der socialen Noth erblickt. Das Steigen des Bodenwerths ist aber mehr ein Symptom, als eine Quelle der socialen Noth. Der Bodenwerth steigt, weil er sich nicht in demselben Maße vermehrt, wie die Bevölkerung wächst. Daher verlangt eine starke Partei unter unsern Socialpolitikern Ausdehnung des nationalen Bodens, Colonisirung im weitesten Sinne als einzigen Ausweg. Wenn das auch geschähe, so wäre freilich immer erst eine Quelle der socialen Noth verstopft, aber dem internationalen Großcapital wäre man nicht entflohen. Und damit komme ich auf einen andern Schluß, auf den der gegebenen Preisgeschichte, den d'Avenel freilich nicht zieht.

Während der Bodenwerth fortwährend stieg, sank der Geldwerth, sank der Capitalwerth. Denn das Capital mit allem, was es einschließt, Werkzeug, Anlagen, Meliorationen u. s. f. ist fast beliebiger Vermehrung fähig; der Vermehrung der Wirthschaftsgüter folgt auch die ihrer Repräsentanten, sei es auch nur in Papier. Daher ist die Entwerthung des Geldes und die Vertheuerung der Waaren eine Art naturnothwendigen Processes; ein Stillstand oder Rückgang in dieser Bewegung ist kein gutes Zeichen. Alle erwerbenden Stände, und das ist die Mehrzahl, haben ein Interesse an billigem Gelde, das umgekehrte Interesse haben nur die großen Geldleute, die gar keine productive Arbeit leisten. Die Milliarden der Rothschild, Rockfeller und Vanderbilt sind freilich lauter imaginäre Größen, alles Metall würde sie kaum erschöpfen; aber was ihnen zu Grunde liegt, das ist die Anweisung auf die Arbeit ganzer Generationen von Menschen. Ihre Schuldforderungen machen sie zu Herren über unberechenbare Arbeitsleistungen. Unter den bestehenden Verhältnissen wird sich diese Geldherrschaft aber eher erweitern als abnehmen, wie man aus d'Avenels Tabellen schließen könnte. Doch ist hier nicht der Ort, sich weiter darüber zu verbreiten.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Hermann Rollett: Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien. 7. u. 8. Band. Baden, Ferdinand Schütze 1895/96. — Dieses groß angelegte localhistorisch-culturelle Werk zeugt nicht nur für den Localpatriotismus des bekannten Dichters, dessen Familie seit fast dreihundert Jahren in dem schönen Schwefelcurort ansässig ist, sondern auch für seinen erstaunlichen Fleiß und seine, in solchem Lebensalter (76) äußerst seltene Ausdauer. Wenn man sich die bisherigen acht Bände nicht selber ansieht, würde man nicht glauben, welche Arbeit und welche Stofffülle in ihnen steckt und welch reiche Fundgrube von interessantem Material sie für den Geschichtschreiber, Alterthumsforscher und Culturhistoriker enthalten.

Jede Abtheilung zerfällt in acht Abschnitte: 1. „Chronologische Nachweise zur Geschichte Badens"; diese reichen jetzt bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. — 2. „Actenstücke und Urkunden des Badener Stadtarchivs"; davon finden sich in den zwei vorliegenden Bänden die Nrn. 39—49. — 3. „Badener Memorabilien" (Nr. 21 z. B.: „Die Franzosen in Baden 1805 und 1809"). — 4. „Die Ansichtsbilder und Pläne der Stadt Baden und ihrer Umgebung", nunmehr bis Nr. 17 gediehen. — 5. „Zur Badener Häuserchronik", Monographien alter bekannter Bauten enthaltend. — 6. „Badener biographische Gedenkblätter" — eine anziehende Rubrik, in der alle berühmten oder bekannten Personen, die je in der Thermenstadt an der Schwechat gelebt oder geweilt haben, mit angemessenen Notizen vorkommen; die Theile 7 und 8 bringen die Buchstaben F bis einschließlich J und wir finden da u. v. a. vertreten: Richard Genée, Friedr. v. Genz, Konrad Hallenstein, Eduard Hanslick, Franz Grillparzer, Joseph Haydn, Friedr. Hebbel, Abt Helfersdorfer, Feldmarschall Baron Heß, Feldmarschall-Lieutenant Graf Hoyos, den Componisten Hummel, den ungarischen Statthalter Hunyady János, Albert Ilg, den großen Bataniker Jos. Franz Jacquin, Prediger Jellinek, Kaiser Joseph ꝛc. — 7. „Die Literatur zur Geschichte Badens", jetzt bis 1813 reichend. — 8. „Badener Begegnungen". Dies ist entschieden der allgemein interessanteste aller Abschnitte. Er enthält die ausführliche Erzählung von Begegnungen, die der verdienstvolle Herausgeber in seiner Vaterstadt mit hervorragenden Persönlichkeiten gehabt hat. Diesmal schildert Rollett seinen Verkehr mit Andreas Streicher — dem Freunde Schillers — und mit Erzherzog Karl, dem berühmten Feldherrn; in früheren Bänden konnten wir die sehr hübschen Beschreibungen der Begegnungen mit Grillparzer, Metternich, Kaiser Franz, Kaiser Ferdinand, dem Herzog von Reichstadt u. s. w. lesen. Viele dieser „Begegnungen" sind von hohem literarischen und biographischen Werth. Seine ungemein mühsamen Quellenforschungen werden dem Verfasser glücklicherweise dadurch erleichtert, daß er Verwalter des von ihm gegründeten Stadtarchivs und Custos des von seinem Vater angelegten, sehr reichhaltigen Localmuseums ist. Zur Vollendung des ganzen Monumentalspecialwerks wird noch eine hübsche Anzahl von Bänden erscheinen müssen; möge dem Herausgeber seine große geistige Elasticität noch recht lange erhalten bleiben, damit er das merkwürdige Buch, das dann überhaupt ein Unicum sein wird, zu Ende führen könne. Leopold Katscher.

* Schwaben hat seinen letzten namhaften Dichter, die deutsche Literatur der Gegenwart ihren höchstbetagten, bis ans Ende jugendfrischen Lyriker verloren: Johann Georg Fischer ist, wie der Telegraph gemeldet, am 4. d. M. in Stuttgart nach kurzem Krankenlager in der Mitte des 81. Lebensjahres gestorben. Geboren am 25. October 1816 zu Großsüßen in Württemberg, hat er ganz der Heimath angehört; er studirte in Tübingen und lehrte seit 1846 fast 40 Jahre lang Geschichte und Literatur als Professor an der Oberrealschule in Stuttgart. Seine Bedeutung lag durchaus in seiner Lyrik, denn seine Dramen leiden an denselben Mängeln wie die Meister Uhlands. Diesen erreicht er auch in seinen Gedichten nicht, denn ihm fehlte die Kraft objectiver Anschauung und Darstellung. Wohl aber zeichnet er sich im Subjectiven durch Feinheit und Wärme der Empfindung, wie durch sinnvollen Ernst der Gedanken aus, besonders auf den Gebieten der Natur und der seelischen Liebe. Für diesen Gehalt fand er stets glücklich die angemessene edle Form. Seine lebensfrohe Muse blieb ihm treu bis ins höchste Greisenalter. Noch vorm Jahr (Lit. Nr. 114 vom 18. Mai 1896) durften wir die reiche Gabe seiner neuesten Sammlung von Liedern und Epigrammen dankbar rühmen.

* **Leipzig.** Bei der medicinischen Facultät habilitirt sich Dr. Botega als Privatdocent mit einer Probevorlesung über die Anwendung der Massage bei Behandlung innerer Krankheiten.

* **Berlin.** Den Professortitel erhielt der Privatdocent der Medicin an der hiesigen Universität, Stabsarzt Dr. C. Grawitz, Oberarzt am städtischen Krankenhause in Charlottenburg.

A. Blaschko. An der hiesigen Universität sind für das laufende Sommersemester 100 Studirende neu immatriculirt worden. Davon entfallen 12 auf die theologische, 25 auf die juristische, 20 auf die medicinische, 43 auf die philosophische Facultät. Der Staatsangehörigkeit nach befinden sich darunter 62 Mecklenburger, 37 andere Reichsangehörige und 1 Ausländer. Die Geschäfte eines Vicekanzlers versieht bis auf weiteres an Stelle des verstorbenen Landgerichtspräsidenten Wendhausen der derzeitige Rector Prof. Dr. Stieda.

* **Königsberg.** Prof. Dr. Franz Meyer, Docent für Mathematik an der Bergakademie zu Klausthal, hat einen Ruf an die hiesige Universität angenommen.

v. V. **Wien**, 4. Mai. Im Oesterreichischen Museum am Stubenring steht ein Directionswechsel bevor. Hofrath Bruna Bucher, bekanntlich ein Bruder des verstorbenen Staatsmannes Lothar Bucher, zieht sich zurück. Mit Beginn 1895 war er Jahr

v. Falke in der Leitung des Museums gefolgt. Heute ist er 71 Jahre alt und ungeleidend, sehnt sich somit nach dem Ruhestand. Selten ist dieser verdienter zutheil geworden als in diesem Falle. Was Bruno Bucher während eines Menschenalters für das Museum gewesen, ist von hundert Federn zu seinem Siebziger gesagt worden. Ohne Gleiberger, Falke und Bucher würde es heute kaum eine fest begründete Kunstindustrie in Oesterreich geben. An Buchers Namen knüpft sich der größte Ausstellungserfolg, welchen das Museum seit seinem Bestande aufzuweisen hat: die Congreßausstellung im verflossenen Frühjahr. Der Einfluß, welchen Bucher viele Jahre lang als Vicedirector auf die Entwicklung der Anstalt genommen, ist für diese wahrhaft segensreich gewesen. Sein Scheiden ist ein schwerer Verlust für das Museum, und sollte sein Augenleiden ihm den Gebrauch der Feder dauernd untersagen, so verlöre unser Wiener Schriftthum einen seiner vornehmsten und feinsinnigsten Vertreter, dem auch frischer Humor gegeben ist. Wissen und Kennerschaft sind viel, Bucher aber besitzt eine Mittheilungskunst wie wenige. (Auch diese Beilage hat bis in neuere Jahre hinein ihre Leser durch ausgezeichnete kunstwissenschaftliche Beiträge von seiner Hand, wenn auch ohne seinen Namen, erfreuen dürfen. D. R.) Als Nachfolger wäre wohl zunächst Albert Ilg in Betracht gekommen, hätte ihn der Tod nicht Ende vorigen Jahres dahingerafft. Jetzt nennt man unter mehreren auch Hofrath Arthur v. Scala, welcher an der Spitze des k. k. Handelsmuseums steht. Diese, aus dem 1874 gegründeten Orientalischen Museum herausgewachsene Anstalt, hat in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen. Scala, welcher seit der Gründung die Direction innehat, ist ein Mann von Initiative, von Ideen, von Geschmack, ein Anreger. Es ist ihm nicht allein gelungen, die Specialzwecke des Handelsmuseums kräftig zu fördern, sondern auch der Anstalt einen starken Einfluß auf das Kunstgewerbe und die Geschmacksbildung auf deren Gebiet anzubahnen und zu sichern. Die impulsive Art Scala's könnte dem Museum am Schottenring nun zum Vortheil gereichen.

* **Lemberg.** Der außerordentliche Professor der Physiologie Dr. Adolf Beck wurde zum Ordinarius befördert. — Dr. Alois Winiarz hat sich als Privatdocent für polnisches Recht habilitirt.

* **Delft.** Im Alter von 53 Jahren starb Dr. J. A. van den Bergh, Lector für Colonialgeschichte am hiesigen Indischen Institut.

* **Brüssel.** Die belgische, vom Schiffslieutenant de Gerlache geführte Südpolexpedition wird am 25. Juli Belgien verlassen.

Kairo, 28. April. Vor einem sehr gewählten Publicum hielt am verflossenen Samstag in der Société Khédiviale de Géographie der Afrikaforscher Prof. Dr. G. Schweinfurth einen Vortrag: „Sur l'origine des Égyptiens et quelques usages remontant à l'âge de la pierre." Wir entnehmen seinen interessanten Ausführungen, die über die Urgeschichte des Nillandes neues Licht verbreiten, folgendes:

Die außerordentlich ergebnißreichen Funde, die in den letzten beiden Jahren von de Morgan, Flinders-Petrie und Amélineau in den nach Tausenden zählenden Gräbern bei Tuk, den Königsgräbern bei Negadah und in Om-el-Gaab bei Abydos gemacht wurden, kündigen eine völlig neue Epoche in der Geschichte der Aegyptologie an. An der Hand dieser Entdeckungen vermag der Forscher zurückzusteigen in die ältesten Zeiten Urägyptens, jener Zeiten, in die die Alten die ersten beiden Dynastien verlegten, und noch weiter. Angezogen von den imposanten bild- und schriftbedeckten Monumenten späterer Dynastien, hatten die meist mehr in linguistischem Sinne ausgebildeten Aegyptologen kein Auge für die Ueberreste uralter Epochen, die sich statt im Nilthal am Saum der Wüste in ihrer Dürftigkeit unbeachtet erhalten hatten. Kein Wunder daher, daß die Hypothese einer ägyptischen Steinzeit von jeher allerseits als unzulässig erachtet wurde. Das Vorhandensein der wenigen vorgefundenen behauenen Silices wurde damit erklärt, daß eben die Aegypter noch während der ganzen Pharaonenzeit Steinwerkzeuge in Anwendung gehabt hätten. Dieser Annahme tritt de Morgan in seinem neuesten Werke (Recherches sur les origines de l'Égypte, Paris 1896), das neben anderem eine eingehende Classification der ägyptischen Kieselartefacte bietet, auf Grund seiner neueren Funde entgegen. Nach de Morgan besteht keine Verbindung zwischen der eigentlichen ägyptischen Steinzeit und den uns bekannten historischen Epochen Aegyptens, die ihren Ausgang von der III. Dynastie (um 4000 v. Chr.) nehmen.

Die zahlreichen Feuersteinsplitter, die stellenweise weite Flächen bedecken, waren nicht unbeachtet geblieben, aber gerade ihr zahlreiches Vorkommen verleitete zu der Annahme, daß man es mit Producten eines allerdings schwer zu erklärenden Naturprocesses zu thun hätte. Daß an diesen Stätten ehedem ein Geschlecht existirt haben könnte, dessen ganzes industrielles Können sich vielleicht auf die Herstellung von Silexwerkzeugen beschränkte und das demgemäß ausgedehnte Spuren dieser seiner Thätigkeit hinterlassen mußte, daran dachte man nicht. Aber die zu Hunderten in den neuerdings bloßgelegten Gräbern aufgehäuften Steinwerkzeuge sprechen deutlicher als jede Hypothese für das Vorhandensein der Steinzeit. Mögen die Steinwerkzeuge noch zur Pharaonenzeit in Gebrauch gewesen sein: eine vorherrschende Stellung nehmen sie doch nicht mehr ein. Wo daher der geschlagene Silex in beträchtlicher Menge sich vorfindet, redet er von einer Zeit, die mindestens bis an die äußersten Grenzen des Historischen zurückreicht. Einzelfunde dagegen in notorisch späteren Jahrhunderten angehörigen Monumenten lassen sich auf einfache Weise so erklären, daß die ursprünglich bereits an der Stelle vorkommenden Silices der zu den Bauten nöthigen Fortbewegung des Cromaterials mit unterworfen wurden.

Mit der Festlegung einer Steinzeit in Aegypten erhebt sich sofort die Frage nach dem Ursprung der Menschen jenes Zeitalters, d. h. nach dem Ursprung der ersten Eroberer des von Autochthonen bewohnten Nilthals. Verschiedene Gründe machen ihre Herkunft aus Südarabien wahrscheinlich. Culturreich, aber in seiner Dürftigkeit unfähig, einer dauernden Civilisation als Standort zu dienen, spielt Arabien in der Culturverbreitung jener ältesten Epochen eine wesentliche Rolle. Mit dem östlichen Afrika stand es in Verbindung, das beweist das schon in der IV. Dynastie constatirte Vorkommen der im altägyptischen Göttercult geheiligten Sykomore und Persea, die beide der Flora der Arabia Felix angehören. Vom Delta aus war das Nilthal ursprünglich nicht zugänglich, meldete doch noch zu Herodots Zeiten die Tradition, daß jene Länderstrecke neueren Ursprungs sei, derart, daß vordem dort ein Meerbusen mit südlich vorgelagerten undurchdringlichen Sumpfstrecken vermuthet werden muß. Wenn man erwägt, daß die erste historisch beglaubigte semitische Auswanderung die der Aethiopen oder Habeschât war, so wird die Annahme, daß der um so viel ältere hamitische Völkerstrom, der, sich mehr oder weniger mit den Autochthonen amalgamirend, die ganze Nordhälfte von Afrika überschwemmte, gleichfalls seinen Weg von Südarabien her nahm, um so sinngemäßer, als die mit Inseln durchsetzte Südhälfte des Rothen Meeres ein Ueberschreiten der Seestraße leicht machte. Die Masse der Einwanderer vertheilte sich über Abyssinien und Nubien. Die große Wüste von Erbâ durchziehend, gelangten sie allmählich zu dem Nilthal, das damals, wie noch heute in seinen oberen Regionen (südlich von Khartum oder Sennâr am Bahr el Azrak), mit dichtem Urwald bedeckt war. Als Abkömmlinge dieser ersten Eroberer des Nilthales können die heutigen hamitischen Stämme der Bega oder Beja betrachtet werden, speciell das Volk der Ababdeh, die, in ihre unwirthlichen Gebirge zurückgedrängt, auf ihren früheren niedrigsten Culturzustand zurücksanken, und deren Fertigkeit in der Bearbeitung von Steinen sie einst ihren Ueberwindern zu Arbeiten in den Kupferminen des Sinaï geeignet erscheinen ließ. Aus den letztjährigen Funden geht hervor, daß diese Epoche lange vor der III. Dynastie liegt; daß dieser Nilbewohner später in den ägyptischen Annalen keine Erwähnung geschieht, erklärt sich aus der häufig beobachteten historischen Thatsache, daß die Erinnerung an das unterdrückte Geschlecht sich bald verwischt.

Schweinfurth hatte im Jahre 1864 auf einer Reise nach dem Rothen Meere zum erstenmale Gelegenheit, den Stamm der Ababdeh eingehend zu studiren. Durch die arabischen Beduinen, die Maasch, zurückgedrängt, kommen sie heute nur bis zur Höhe von Keneh und Kosseir vor. Im Süden treffen sie mit dem Stamm der Bischarin zusammen, deren Gebiet bis gegen Suakin hin reicht. Letztere, sowie die noch südlicher wohnenden Hadendoa haben ihren hamitischen Ursprung auch in ihrer Sprache erkennlich gehalten, während das Idiom der Ababdeh bedeutend unter arabischem Einflusse steht. Schweinfurth war überrascht von der Einfachheit der Utensilien, deren sich die Ababdeh bedienten. Die Küchengeräthe bestanden zur Mehrheit aus steingeschnitzten Tellern, Töpfen und Krügen, zu denen eine oft häufig vorkommende Steatit-(Speckstein-) Art, in der Bedawihsprache „hâmur" genannt, das Material lieferte. Unser Forscher, der manches afrikanische Volk kennen gelernt hat, hatte dergleichen nie gesehen. Es war ihm, als wäre er in die Steinzeit zurückversetzt.

Merkwürdigerweise erwähnen Figari und Klunzinger in ihren Beschreibungen nur ganz flüchtig jene Steinutensilien, in deren

ethnographischen Sammlung existiren sie. Kein Wunder daher, daß Flinders-Petrie bei seinen Steinwerkzeugfunden bei Tuth von einer „neuen Race" sprach, die um die Zeit der XII. Dynastie am Wüstenrand gelebt haben und aus Libyen stammen sollte. De Morgan wies aber an der Hand neuer Funde nach, daß nun es mit dem Urgeschlechte der Aegyptee zu thun habe, deren Existenz bis in die ersten Dynastien und darüber hinausreicht. Die Gesteinsart der Vasen von Tuth kommt nicht in Libyen, wohl aber in den östlichen Bergen vor, und die frappirende Formenübereinstimmung zwischen den zu Tage geförderten Gefäßen und denen, deren sich die Ababdeh noch heute bedienen, dürfte, namentlich was die charakteristische Gestaltung der Henkel angeht, diese Annahme über jeden Zweifel erhaben erscheinen lassen. Es erscheint daher die Annahme gerechtfertigt, daß wir in den heutigen Ababdeh in der That die überlebenden Restbestände einer Bevölkerung zu erkennen haben, die bereits vor vielen tausend Jahren und zu einer Zeit, da sich die eigentliche altägyptische Civilisation in Kunst, Religion und Schrift noch lange nicht endgültig gestaltet hatte, das Nilthal von Oberägypten innehatte.

Schweinfurth gedenkt nach seiner Rückkehr nach Europa in der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin ausführlich über das Thema zu sprechen. De. Mostert.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Zu den neuesten Römerforschungen: Das „Varuslager im Habichtswalde", von Dr. C. Schuchhardt; Entgegnung von Dr. F. Knoke: Der „Leichenhügel der Legionen des Varus im Habichtswalde bei Stift Leeden", von Dr. Herm. Hamm; Entgegnung von De. F. Knoke. (S.-A. aus Bd. 21 der Mitth. des Histor. Vereins zu Osnabrück, 1896.) Osnabrück 1897. — B. L. Kühn: Weinverfälschungen und der Vinosine-Gesetzentwurf des Hrn. v. Plotz und Genossen. (S.-A. aus dem „Obstmarkt".) Berlin, F. Cynamon 1897. — Luise Hagen und Anna Beyer: Die Erziehung der weiblichen Jugend vom 15. bis 20. Lebensjahre. Gekrönte Preisschrift. Erfurt, Karl Villaret 1897. — E. Pfizer: Die Rechtskraft des Verbrechens und der Niedergang der deutschen Strafrechtspflege. Zürich, C. Speidel 1897. — Eintheilung und Standorte des deutschen Heeres und der kaiserlichen Marine. Berichtigt bis 1. April 1897 von C. A. 31. Jahrg. 1. Ausg. Berlin, A. Bath. — Ferdinand Hilbe: Die Zahlensprache. Neue Weltsprache auf Grund des Zahlensystems. Innsbruck, Selbstverlag 1897. — Aus fürstlichem Nachlaß. Zürich, J. Schabelitz 1897. — Dr. Karl Sell: Philipp Melanchthon, der Lehrmeister des protestantischen Deutschland. Rede. Freiburg i. B. u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1897. — *Columbia University Bulletin.* Ne. XVI. Mnech 1897. Publ. foe the Col. Univ. press by the Macmillan Company. New-York and London. — Dr. H. Grubee: Rationelle Erziehung der Töchter unsrer heutigen Gesellschaft. Berlin, Hugo Steinitz 1897. — Dr. A. Lange: Diätcuren und diätetische Heilmethoden. 3. u. 4. Lfd. Ebd. 1897. — Von einem deutschen Richter: Auf zum Kampf für Freiheit und Recht! Ein Wort zu den nächsten Reichstagswahlen. Berlin, Rosenbaum u. Hart 1897. — 17. Jahresbericht (1896) des Vereins zur Unterstützung hülfsbedürftiger deutscher Reichsangehöriger in Moskau. Moskau, C. Lißner u. J. Romahn 1897. — Friedrich v. Weech: Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung. Auf Veranlassung des Stadtraths bearbeitet. 10. Lfg. Karlsruhe. Macklot 1897. — Die Melanchthonfeier in Augsburg. Festschrift, hggb. vom Verein zur Erbauung einer Augsburger Confessionskirche. Augsburg, J. A. Schlosser 1897. — Friedrich Cebel: Geheime Wechselwirkungen zwischen Leib und Seele. Nürnberg, Fr. Korn 1897. — Der Elektrotechniker. 3. Aufl. („Was willst du werden?" Die Berufsarten des Mannes in Einzeldarstellungen.) Leipzig, Paul Beyer. — C. C. Ries: Die Mädchenschule auf veränderter Grundlage. Frankenberg (Sachsen), Lothar Reisel 1897. — Dr. Alfr. Beddies und Dr. W. Tischer: Ueber Cacao-Ernährung. Berlin, Konrad Skopnik 1897. — Th. Trunb (Stuttgart): Arbeitsverkürzung und Achtstundentag; Dr. M. Weber: Die Börse. II. Der Börsenverkehr. (Göttinger Arbeiterbibliothek, hggb. von Pfarrer Friedrich Naumann in Verbdg. mit Vertretern der Evangelischen Arbeitervereine. 2. Bd. 2./3. u. 4./5. Heft.) Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1896. — 28. Jahresbericht des Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag 1896. — Dr. Julius Pohl: Wie gelangen wir zu neuen Arzneimitteln?; De. Gustav C. Laube: Der Einfluß der bewegten Luft auf die Umgestaltung der Erdoberfläche. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, hggb. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Ne. 220 u. 221.) Prag, Fr. Härpfer 1897. — Rudolf Ulrich: Die „Neue Schrift". I. Th. Phono-Steaographie. 3. Aufl. Mit 4 Tafeln. Wien, Verl. d. „Neuen Schrift" 1896. — Mittheilung Nr. VII der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Jan. 1897. — De. C. Hallerworden: Arbeit und Wille. Personenkunde oder klinische Psychologie zur Grundlegung der Psychohygiene. 3. Heft. (Abhandl. zur Gesundheitslehre der Seele und Nerven. I.) Würzburg, A. Stuber 1897.

Von Interesse für Jedermann, gleichviel ob Katholik, Protestant oder Jude.

In verständlicher und anziehender Form giebt das Werkchen Auskunft über die einzelnen Glieder der Hierarchie der kathol. Kirche. Es werden die Entstehungen, Functionen, Weihfeierlichkeiten etc. etc. des Subdiacon, Diacon, Caplan, Pfarrer, Domcapitel, Bischof, Erzbischof, Metropoliten, Primas, Cardinal etc. etc. vor Augen geführt; zuletzt noch eingehend die Geschichte, allmähliche Entwickelung der Papststellung; Erwählungs- und Krönungsfeierlichkeiten eines Papstes.

Adolph Russell's Verlag, Münster i. W.

[7389]

J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 119/120.

In zweiter, völlig umgearbeiteter und stark vermehrter Auflage erschien: (7106)

Die Arbeiterfrage.

Eine Einführung.

Von

Dr. Heinrich Herkner,

ord. Professor der Volkswirthschaftslehre an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe.

Gr. 8°. Preis broschirt 8 Mark, gebunden in ganz Leinen Preis 9 Mark.

Vorräthig in jeder Buchhdlg.

Verlag von Wilhelm Herz in Berlin.

Essays

von [5285]

Otto Gildemeister.

Zweiter Band.

Geheftet 6 M. — Gebunden 7 M.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 6. Mai. Nummer 101.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Aus dem Nilquellengebiet. — Zur germanischen Mythologie. II. Von Friedrich v. d. Leyen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus dem Nilquellengebiet.

H. S. Der geographisch interessanteste Theil unsres ostafrikanischen Schutzgebietes ist dessen äußerster Nordwesten; nicht deßhalb, weil er wenig bekannt ist — einzelne Gebiete im Südwesten sind es noch minder —, sondern weil hier noch mehrere nicht unwichtige Probleme der Lösung harren. Es sind das natürlich nur Probleme secundärer Art, denn die großen Aufgaben der Afrikaforschung sind längst erfüllt. Sie fallen auch zum Theil schon außerhalb des Schutzgebiets; allein die deutschen Beamten und Schutztruppenführer dürfen hier nicht allzu peinlich darauf bedacht sein, belgisches Gebiet zu vermeiden, da die Grenzen vorläufig nur mit schöner Farbe auf den Karten eingetragen sind. — Es wurde an dieser Stelle wiederholt der für die künftige Darstellung jener Länder so verdienstlichen Thätigkeit des Compagnieführers Ramsay gedacht, der von Udschidschi aus den Norden des Tanganika besucht und zum Kivusee vorzudringen und seine hydrographische Zugehörigkeit festzustellen sich bemüht hat. Ramsay erreichte sein Ziel allerdings nicht und die Frage blieb noch eine Zeitlang offen. Unsre Vermuthung, die wir gelegentlich einer Besprechung der Ramsay'schen Unternehmungen (Beil. 1896, 31. Dec.) mit allem Vorbehalt äußerten — der Kivu entwässere vielleicht gar nicht zum Tanganika, sondern zum Kongo — hat sich nun freilich als falsch erwiesen. Belgische Beamte sind inzwischen von Südwesten her bis an den Kivu gelangt, haben an seinem Ostufer drei Stationen angelegt und den südöstlichen Theil des Sees aufgenommen. Sie stellten ferner fest, daß der Russisi, der in die Nordecke des Tanganika einströmende Fluß, thatsächlich aus dem Kivusee herkommt. Der Widerspruch zwischen dem auffälligen Niveauunterschied zwischen beiden Seen und dem — soweit bekannt — ruhigen Lauf des Flusses fand darin seine Erklärung, daß letzterer, bald nachdem er den Kivusee verlassen, einen mächtigen Wasserfall bildet, der zum Ausgleich der Höhendifferenz wesentlich beiträgt. Die Karte der Belgier, die hier dankenswerthes Licht verbreitet, liegt in der letzten Februarnummer des laufenden Jahrgangs des „Mouvement géographique“ vor.

Auch die Frage nach den äußersten Quellen, die dem Nil Wasser spenden, wird in diesen innersten Theilen Afrika's gelöst werden; allein auch sie ist nur ein Problem untergeordneter Art. Die Nilquellenfrage selber war einst ein Problem, dessen Lösung als Lohn die Unsterblichkeit brachte. Dieses Problem aber ist gelöst, dieser Lohn ist vergeben — schon seit nahezu 40 Jahren. Das scheint man heute hier und da vergessen zu wollen, wenn man sich um die Bedeutung der Quellflüsse des Kagera, des wasserreichsten Zuflusses des Victoria Nyansa, streitet und meint, der habe erst die Nilquelle entdeckt, der den Ursprung des größten dieser Quellflüsse gesehen. Man betont: Baumann hat 1892 nicht die „wahre“ Nilquelle entdeckt; man hofft, Oberst Trotha, der zur Zeit in jenen Gegenden weilt, wird sie entdecken, oder auch Ramsay — und wenn die sie auch noch nicht finden, dann findet die „ganz richtige“ Nilquelle vielleicht ein anderer Forscher, Dr. Kandt, der zur Zeit nach Afrika unterwegs zu sein scheint und sich vorerst damit begnügt, Baumann gründlich und nicht ohne Geschick zu widerlegen („Vossische Zeitung“ vom 21. April d. J.). Dieser Eifer ist ja sehr anerkennenswerth, und den Geographen kommt er jedenfalls sehr erwünscht; denn interessant sind jene Fragen auch — aber um eine Aufgabe ersten Ranges handelt es sich dort nicht mehr. Die hat eben Speke erledigt, der am 30. Juli 1858 den Nyansa entdeckte und sofort in ihm die Nilquelle vermuthete, und sie auf seiner zweiten Reise mit Grant (1860—1863) in diesem See thatsächlich gefunden hat. Einige Worte über Speke's Bedeutung für die Nilquellenforschung mögen bei dieser Gelegenheit am Platze sein.

Der englische Capitän Speke war zwar ein kühner und erfolgreicher Pionier, der getreu von dem berichtete, was er mit eigenen Augen gesehen, aber kein kritischer Kopf und nicht geschickt in der Begründung seiner Annahmen und Schlüsse. Er hatte auf seiner zweiten Reise den Nyansa zwar stets in einiger Entfernung im Osten behalten, ihn jedoch nur einigemale als Seefläche hinüberschimmern sehen, also den augenfälligen Beweis für seine Behauptung, daß diese Seetheile im Westen mit dem Seezipfel im Süden, den er im Jahre 1858 auf seinem Abstecher von Tabora aus erreicht, und mit dem See von Uganda im Norden den einen großen Nyansa bilden, nicht erbracht. Auch den Ausfluß des Sees von Uganda hatte er nicht verfolgen können; er war später an einen bedeutenden, nordwärts fließenden Strom — zwischen Mruli und den Karumafällen — und schließlich an den Weißen Nil oberhalb Gondokoro (bei der späteren ägyptischen Station Dufile) gelangt. Trotzdem zeichnete Speke, auf Erkundigungen gestützt, auf seiner Karte einen riesigen See ein, der alle jene Gewässer umfaßte; er verband die gesehenen Flußtheile mit einander zu einem Strom, führte diesen unterwegs noch durch ein erkundetes und auf der Karte sehr correct wiedergegebenes „Hinterwasser“, den bald darauf von Baker entdeckten Albert Nyansa hindurch und lenkte so den Abfluß des Sees zum Weißen Nil. Nebenbei aber enthielt Speke's Karte mancherlei Ungeheuerlichkeiten; so entsandte der Nyansa noch zwei andere Ausflußarme weit landeinwärts zum Nil; so zeigte ferner der Nyansa im Nordosten ein sonderbares Anhängsel, den Baringosee, der durch einen breiten Strom, den Asua, mit dem Nil bei Dufile in Verbindung stehen sollte; so zeichnete er endlich die „Mondberge“ als ein ungeheures, hufeisenförmiges Gebirge, das den Tanganika weit im Norden umrahmt. Infolge dessen bekamen Speke's Neider leichtes Spiel, und man sagte einfach, seine Behauptung, er habe die Nilquelle entdeckt, sei gänzlich unbewiesen, werde durch keine Thatsa-

unterstützt. Namentlich versuchte Richard Burton, Speke's ehemaliger Reisegefährte und Vorgesetzter, der alle die Eigenschaften, die dem Entdecker abgingen, in wahrhaft glänzender Fülle besaß, in geistreicher, bestechender Deduction das stolze Resultat von Speke's und Grants großer Reise mit Erfolg zu zerpflücken. So löste sich denn auf den Karten mancher gewichtigen Autoren Speke's großer Nyansa in eine Reihe kleiner Becken auf, und selbst die Thatsache wollte man nicht recht acceptiren, daß der Nil doch wenigstens aus dem auf eine bescheidene Größe reducirten See von Uganda komme. Auch das Urtheil der deutschen Autoritäten über die Bedeutung der Speke'schen Reise war getheilt. Heinrich Barth neigte — wie merkwürdigerweise oft fremder Leistung gegenüber — zu Zweifeln; Karl Andree verfiel in seinen kritischen Pessimismus und schrieb im „Globus" über Speke womöglich noch absprechender als der von ihm bewunderte Burton; nur August Petermann, der „Vater" der Afrikareisenden und stets geneigt, diesen auch das Unglaublichste zu glauben, nahm sich des viel geschmähten englischen Pioniers warm an und verfocht mit der ihm eigenen polemischen Gewandtheit und mit mehr Erfolg als jener selbst Speke's Karte und Behauptungen.

Stanley umfuhr 1875 den Nyansa und rechtfertigte Speke in der Hauptsache. Leider erlebte der Entdecker diesen Triumph nicht mehr, er war bereits im September 1864 verstorben. Speke's Verdienst um die Erforschung Innerafrika's und die Thatsache, daß er im Nyansa die Quelle des Nil entdeckt, wurde nun allgemein anerkannt und nach Gebühr gewürdigt. Erstaunlich ist die Kühnheit und Treffsicherheit, mit der Speke seinen großen Victoria Nyansa auf die Karte Afrika's geworfen, mit der er dessen Ausfluß hinzwang zum Nil! Und wenige hatten den Muth, ihm dabei zu folgen, oder der Neid ließ es nicht zu. Trotz ihrer Sonderbarkeiten und in die Augen springenden Mängel ist Speke's Karte eine geniale Darstellung des ganzen oberen Nilsystems und des Reisenden Verdienst kann kaum überschätzt werden. Ein Hinweis darauf kommt nicht zur Unzeit; denn der Name und das Andenken Speke's und die Werthschätzung seiner Leistung beginnen zurückzutreten hinter das Interesse für ganz neue „Nilquellenentdecker". — Speke's Reisewerk gehört allerdings — wie auch die Livingstone'schen Bücher — zu den schwächsten Erzeugnissen der älteren Afrikaliteratur. Die Anordnung des Stoffes läßt Uebersichtlichkeit vermissen; die wichtigsten Thatsachen verschwinden unter dem Wust gleichgültiger Reiseerlebnisse; der Ausdruck ist oft von naiver Ungeschicklichkeit; „interessant" im landläufigen Sinn sind höchstens die Capitel über den Aufenthalt bei Mtesa von Uganda und Kamrasi von Unoro: das sind alles Fehler, aber das Buch Speke's wird trotzdem für immer eine der wichtigsten Urkunden der Afrikaforschung sein. Speke's Aufnahmen sind natürlich heute auch längst überholt; größte Bedeutung aber haben noch jetzt seine astronomischen Positionen, namentlich die so überaus wichtigen, weil selten zuverlässig ermittelten Längen. Sie gehören zu den besten, auf denen sich unsre Karte Deutschostafrika's aufbaut (64 Breiten, 13 Längen Speke's).

Schon Speke, der im Nyansa die Nilquelle sah, beschäftigte sich mit der nahe liegenden Frage nach dem größten Zufluß des Sees. Er hielt den Kagera dafür, der nördlich von der heutigen deutschen Station Bukoba, doch schon auf englischem Gebiet, von Westen her mündet. Auch diese Vermuthung Speke's — er hegte sie auf Grund seiner Erkundigungen schon 1858 — hat sich als richtig erwiesen: der Kagera ist der bei weitem mächtigste Zufluß des Sees. Man hat nun daraus vielfach gefolgert, nicht der Nyansa, sondern die fernste Quelle des Kagera sei die Geburtsstätte des Nil, und zum Vergleich auf den Bodensee verwiesen, der ja auch nicht die Quelle des Rheins wäre. Demgegenüber ist folgendes zu bemerken: im Verhältniß des ein- und ausfließenden Rheins zum Bodensee dominirt der erstere, im Verhältniß des Kagera und des ausfließenden Nil zum Nyansa der letztere. Der Rhein zieht durch den Bodensee seines Weges, als ob dieser gar nicht vorhanden wäre; er hält seine Wasser zusammen und wahrt seine Stromrichtung, der sich die Achse des Sees anzupassen scheint. Im Dasein des Nyansa aber hat der Kagera eine sehr untergeordnete Bedeutung, und nicht diesem Flusse verdankt der Nil seinen Austritt im Norden. Die physikalischen Verhältnisse des Sees sind noch wenig bekannt, doch scheint sein Wasser im periodischen oder gezeitenähnlichen Vorstürzen von Süd nach Nord begriffen zu sein. Es macht sich dann am Westufer bei Bukoba und an der Kageramündung eine Strömung in dieser Richtung bemerkbar (Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika, S. 729), der gegenüber selbst die großen Wassermassen des Kagera nicht aufkommen können: das Wasser der Küstenflüsse wird gegen das Ufer gedrängt und folgt hier der allgemeinen Stromrichtung des Nyansawassers; das Wasser des Kagera verliert sich in dem gewaltigen See, und in ganz anderer Richtung als jener fließt 250 km weiter im Nordosten der Nil aus (nach Nordwesten). Und ferner: es wäre selbst der Kagera zusammen mit den Wassermassen, die dem See aus anderen Zuflüssen zukommen, in der trockenen Jahreszeit nicht imstande, das Wasserquantum zu ersetzen, das dem Nyansa durch die bloße Verdunstung verloren geht, geschweige denn noch einen Ausfluß wie den Nil zu speisen, der um ein Drittel mehr Wasser entführt, als der Kagera zubringt. Im Süden hat der See keine nennenswerthen Zuflüsse, wenigstens nicht in der Trockenzeit, und die des Ostens sind auch zum Theil ohne Bedeutung. In der Regenzeit aber kommt dem See im ganzen eine Summe Wassers von solcher Höhe zu, daß der Zuschuß des Kagera darin verschwindet. Wie gewaltig dann der See oft steigt, geht aus einer Mittheilung des Paters Brard (im letzten Heft von Petermanns Mittheilungen — 1897, IV) hervor, der im Süden, also dort, wo der Kagera keinen Einfluß ausüben kann, im Jahre 1895 ein Anwachsen von $1\frac{1}{2}$ m beobachtete! Diese alljährlich kommenden Wassermassen werden durch die halbtäglich umspringenden Winde dem See lange erhalten und in ihm vertheilt, sie erhalten ihn auf seinem Niveau — das allerdings in säcularer Senkung begriffen — und gestatten ihm, sich im Nil von Uganda einen Ausfluß offen zu halten. Auch Baumanns Argument historischer Art (Durch Massailand zur Nilquelle, S. 145), Speke selber habe die Thatsache anerkannt, „daß der Kagera der Quellfluß des Nil, der Ursprung des Kagera also die Quelle des Nil," trifft nicht zu. Speke war im Gegentheil von der Ueberzeugung durchdrungen, er habe den Ursprung des geheimnißvollen Stromes im Nyansa gefunden. Er ließ sich schon angesichts seiner Entdeckung von 1858 aus: „ich hegte durchaus keinen Zweifel mehr, daß der See die Geburtsstätte jenes interessanten Stromes sei, dessen Quelle der Gegenstand so vieler Erörterungen und das Ziel so vieler Forscher gewesen ist." Ferner schrieb er nach Vollendung seiner zweiten Reise (Speke, Die Entdeckung der Nilquellen, Bd. II, S. 144): „ich sah, daß der alte Vater Nil ohne Zweifel in dem Victoria Nyansa entspringe, und daß, wie ich vorher gesagt hatte, jener See die große Quelle des heiligen Flusses sei," und (S. 145): „die entferntesten Gewässer oder das oberste Ende des Nil ist das südliche Ende des Sees." Dieser letzte Satz ist gar nicht so naiv, wie er sich ausnimmt, wenn man an die im See von Süd nach Nord gerichtete Strömung oder „Strömungstendenz" denkt, die Speke allerdings noch nicht kannte. Er will die Stromlänge des Nil auch vom südlichsten Zipfel des Nyansa aus berechnet wissen. — Es sei also nochmals betont: Speke

ist der Entdecker der Nilquelle, und er hatte Recht, wenn er am Ziel seiner langen Wanderung stolz in die Heimath telegraphirte: The Nile is settled — ich habe das Problem der Nilquellen gelöst! Und dann: diese Nilquelle ist nicht nur im historischen, sondern auch im geographischen Sinn der Nyansa, und nicht der Ursprung des Kagera. Darum entspricht es nicht den Thatsachen, wenn auf der Hassenstein'schen Karte zu Baumanns Reisewerk an der Quelle des Ruvuvu, eines südlichen Zuflusses des Kagera, die jener Forscher erreicht, groß und breit der Vermerk „Nilquelle" eingetragen ist — und ebenso unrichtig wäre es, wenn ein neuerer Reisender, der nun wirklich den bedeutendsten Quellfluß des Kagera ausfindig macht und seine Quelle auffindet, behaupten wollte: nicht Speke, auch nicht Baumann, sondern ich habe das caput Nili gesehen.

Wo die südlichsten Quellen liegen, die den Nyansa speisen, ist noch nicht ganz sicher. Früher glaubte man mit Stanley, daß der Simyu weit aus dem Süden, aus Ugogo (6° s. Br.) komme; es hat sich später aber herausgestellt, daß die Länge dieses Flusses ganz bedeutend überschätzt worden war, er ist nur ein winziges Gewässer, bis die Regenzeit auch seine Fluthen schwellt. Möglicherweise hat Baumann auf seinem Marsche von 1892 jene südlichsten Quellflüsse im Nordosten und in der Nähe des Tanganika berührt, von wo aus der Kagera Wasser erhält. Die entferntesten Quellen scheinen hier zwar nicht zu liegen, sie liegen aber sicherlich in irgend einem anderen Theil des Kagerasystems.

Wir müssen uns hier auf das Gebiet der Hypothese hinauswagen. Dr. Kandt sagt in seinem erwähnten Aufsatz, er halte den durch Götzen — eigentlich schon durch Stanley — bekannt gewordenen Nyavarongo „aus nicht näher zu erörternden Gründen" für den wasserreichsten Quellarm des Kagera. Diese Gründe ergeben sich einfach aus Graf Götzens Karte und Reisebericht. Zunächst lehrt ein Blick auf die erstere, daß der Nyavarongo von allen Quellflüssen des Kagera die größte Längenentwicklung hat. Baumanns Karte kennt den Nyavarongo merkwürdigerweise überhaupt nicht, obwohl dieser Forscher den Ruvuvu, den er für die Hauptquellader des Kagera und dessen Quelle er mithin für die Nilquelle erklärt, nicht weit von seiner Vereinigung mit jenem Fluß überschritt, und obwohl schon Stanley 1876 von diesem hörte. Stanley gewann am Hof des alten Rumanika von Karagne aus den Mittheilungen zuverlässiger Leute ein Bild von dem Verhältniß der Hauptquellflüsse des Kagera zu einander, das der Wirklichkeit ziemlich nahe kommt, so wie wir sie heute kennen. Stanley verzeichnet (Durch den dunkeln Welttheil, Bd. II, S. 508/9), daß der Nyavarongo im Westen der Mfumbiroberge entspringt, in weitem Bogen Ruanda durchfließt und zwischen Ugufi (Bugufi) und Kischakka sich mit dem Ruvuvu vereinigt. Der vereinigte Fluß gehe dann zwischen Kischakka und Karagne in den Kagera — soll heißen: wird zum Kagera. Stanley's Karte zeigt nun freilich in diesem Theile ein sonderbares Bild: es fließt dort alles ineinander und durcheinander. Baumanns Karte deutet einen unbedeutenden Flußlauf in jener Gegend an, der wahrscheinlich den Nyavarongo darstellt; der Name fehlt jedoch. Eine befriedigende Darstellung, die die Aussagen von Stanley's Gewährsmännern bestätigt, bringt Graf Götzen, indem er die Bedeutung des Nyavarongo feststellt; der Fluß entspringt nun zwar nicht an den Mfumbiro- (Virunga-) Vulcanen, sondern fließt nur, weither von Süden kommend, an jenen vorbei. Dieser beträchtlichen Längenentwicklung entspricht aber auch sein Wasserreichthum. Götzen hat soeben den kaum vereinigten Kagera gekreuzt und gewinnt von der Höhe einen weiten Rundblick; er sagt (Durch Afrika von Ost nach West, S. 153/4): „in südlicher Richtung, etwas oberhalb unsrer Uebergangsstelle, bemerkte man das einmündende Thal eines Nebenflusses, der als Ruvuvu (Baumanns Hauptquellarm) bezeichnet wurde. Der größere Kagera kam direct von Westen her und sollte oberhalb unsres Standortes den Nyavarongo und den Akanyaru in sich aufnehmen." Etwa vierzehn Tage später überschreitet dann Götzen im Norden zum erstenmal den Nyavarongo selbst und berichtet weiter (a. a. O., S. 168): „Der Nyavarongo scheint nach übereinstimmenden Aussagen von der Grenze Urundi's (also weit aus dem Süden) herzukommen . . . . . Wenn wir daneben seine Wassermenge hier oben im Norden, jetzt, wo der Wasserstand ein tiefer, höchstens ein mittlerer war, mit der des Kagera an unsrer Uebergangsstelle verglichen, so konnten wir glauben, daß der alte Fährmann, der uns über den Nyavarongo überfuhr, am Ende ganz im Recht sein mochte, wenn er den Fluß gar nicht „Nyavarongo", sondern „Kagera" nannte." Es geht daraus hervor, daß der Nyavarongo der Hauptquellfluß des Kagera ist, und wer in diesen Gegenden die „wahre" Nilquelle sucht, der wird aus den hier dargelegten Gründen eben nicht umhin können, der Quelle des Nyavarongo nachzuspüren. Wer sie nun findet, der wird zwar nicht ein zweiter Speke sein, aber doch einen recht beachtenswerthen Beitrag zur Erforschung des Nilsystems liefern.

Endlich ist von neuem auch die Frage nach einer etwaigen Existenz des Akanyarusees aufgetaucht. Auch diese Frage sei noch kurz erörtert. Der Akanyarusee leitet sein irrendes Dasein auf den Karten ebenfalls aus der Zeit Speke's her. Seine Karte bezeichnet ihn als kleines Seebecken im Nordosten des Tanganika, und ihm entspringt der Kagera. Auch der Kiousee ist dort schon zu finden, und zwar als „Russisisee"; er hat im Gegensatz zum Akanyaru einen beträchtlichen Umfang und entsendet den Russisi zum Tanganika (dieses Verhältniß hat sich, wie eingangs bemerkt, vor kurzem bestätigt). Stanley dreht die Sache um: sein Akanyaru, dem der Kagera und sein Nebenfluß Ruvuvu entspringen sollen, wächst gewaltig an; er steht im Westen durch einen breiten Flußarm mit dem Kivu in Verbindung, der seinerseits auf ein Minimum zusammenschrumpft und andrerseits auch noch zum Tanganika entwässert — eine weitere Ungeheuerlichkeit der hier sehr naiven Stanley'schen Karte. Die Kartographen versuchten dann mit mehr oder weniger Glück, ihr ein plausibleres Aussehen zu geben, indem sie wenigstens Kivu und Akanyaru trennten. Sechzehn Jahre später kam Baumann in jene Gegend, und dieser glaubte feststellen zu können, daß der Akanyaru gar kein See, sondern ebenfalls ein Quellfluß des Kagera sei, an einer Stelle allerdings eine sumpfige Erweiterung bilde, die für die Sage vom See Akanyaru die Veranlassung gegeben habe. Schließlich Graf Götzen. Der sieht da in der Ferne eine seeartige Wasserfläche und hört (a. a. O., S. 167), daß dort der Akanyarufluß in den Nyavarongo münde. Hiernach wäre also die Existenz eines bisher unbekannten Akanyarusees nicht ganz von der Hand zu weisen. Auch die Aufklärung dieser Frage wäre also eine dankbare Aufgabe.

Nach alledem bietet der Nordwesten des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiets noch manche interessante Probleme, und wir dürfen ihre Erledigung wohl in kurzem erwarten, da man, wie bemerkt, den hydrographischen Geheimnissen Ruanda's jetzt mit Eifer nachspürt. Vielleicht gar haben Trotha oder Ramsay mittlerweile das Dunkel schon erhellt, das über dem Quellgebiet des Kagera noch lagerte.

Digitized by Google

Zur germanischen Mythologie.

Von Friedrich v. d. Leyen.

II.

Im zweiten, umfangreichsten Theil seines Werkes behandelt Golther den Götterglauben.

Der Götterglaube setzt immer einen höheren Gedankenflug voraus; die Kraft des Menschen, alle Vorgänge in der Natur als Gesetze, als Theile eines Ganzen begreifen zu können.

„Drei Göttergestalten sind allein mit Sicherheit zum Urbestand des germanischen Himmels zu rechnen: der des Donners mächtige Himmelsgott, in die zwei Gestalten des Tiuz und Thonaraz gespalten, und seine Gemahlin, Frijo, die Liebliche.“ Tiuz entspricht — nach einer neuerdings wieder angefochtenen Etymologie — dem indischen Dyaus, dem griechischen Zeus. Nach ihm heißt der dritte Wochentag (jetzt Dienstag). Er war zuerst Himmelsgott und wurde, was er bei den Germanen werden mußte, — der Gott des Krieges. Die Römer nennen ihn Mars. Der heilige Hain der Semnonen, von dem Tacitus erzählt, scheint ihm geweiht — er war wohl auch der Gott der drei germanischen Stämme, der Ingväonen, Herminonen und Istväonen. Der Norden hat das Wesen des alten Gottes arg beschränkt, ihm aber seine bezeichnenden Eigenschaften nicht genommen — die Snorra Edda rühmt ihm außerordentliche Kühnheit nach und die Erinnerung daran, daß er einst der Himmelsgott war, scheint nicht gänzlich erloschen. Was man aber nach dem Muster der indischen Mythologie von Mythen reconstruirt hat, die seine Erscheinung hervorrief, das scheint mir zu problematisch, als daß ich es hier erwähnen dürfte.

Noch Spuren anderer Art hinterließ Tuiz in der nordischen Mythologie — seine Attribute übertrugen sich auf andere Götter. Ganz deutlich treten sie bei Freyr hervor — dem Gott, der in Schweden hauptsächlich verehrt wurde; von seinem Heiligthum erzählt Adam von Bremen schauernd. Er, seine Schwester Freyja und sein Vater Njordr, eine recht verblaßte Gestalt, sind die drei hauptsächlichen wanischen Gottheiten. Und Njordr seinerseits, darum auch Freyr und Freyja hängen aufs engste zusammen — ohne daß sich die Einzelheiten des Zusammenhanges ganz aufklären lassen — mit der Göttin Nerthus, der terra mater, deren Umzug zur Zeit des Frühlings uns Tacitus in der Germania schildert.

Freyr ist in Schweden der Gott des Friedens und der Fruchtbarkeit, die christlichen Bekehrer hatten Mühe, seinen tief eingewurzelten Cult auszuroden. Ein Lied der Edda schildert Freyrs Werbung um ein Riesenmädchen; um Gerd, sie war so schön, daß Himmel und Meer vom Glanz ihrer Arme leuchteten. Diesem Liede gibt, wie Ludwig Uhland sagt, Freyrs sehnsuchtsvolle träumerische Liebe einen dichterischen Schmelz, wodurch es einzig in der Reihe dasteht, — und der Grundbestand seiner Fabel scheint wanisch, zu weich für den Norden. Ursprünglich stellte es wohl den Mythus von der Befreiung des Frühlings aus den finsteren Mächten des Winters dar.

Als eine Hypostase des Himmelsgottes, als die Personification einer seiner Eigenheiten faßt man ferner den Gott Heimdallr auf — ein ziemlich räthselhaftes Wesen, das nur der Norden kennt. Den Gott des Anfangs und der Frühe nannte ihn Uhland — andere sehen in Heimdall den vergöttlichten Regenbogen — vielleicht war er einmal der Gott des Morgenroths. Als Wächter der Götter hütet er die Götterbrücke — den Regenbogen eben — gegen den Andrang der Riesen; als solcher Wächter bedarf er keines Schlafes und sieht und weiß alles. Der gellende Ton seines Wächterhorns verkündet das nahende Ende. — Ein anderes Lied nennt Heimdall den Vater der Menschen und führt auf ihn die Schöpfung der Stände zurück.

Schwerer noch zu erforschen als Heimdallr ist Baldr. Ein Lichtgott wie jener — der schönste und weißeste der Götter, geliebt von allen und unverletzlich. Wenn er fällt, wird auch ihr Ende nahen. Man kennt die Sage, wie Frigg allen lebenden Wesen den Eid abnimmt, dem Gott nicht zu schaden — nur die Mispel hatte sie wegen deren Jugend ausgenommen. Und gerade sie wurde des Gottes Tod — als die Götter einmal zum Scherz nach Baldr schossen und warfen, gab sie Loki dem blinden Hodr und so ward dieser ahnungslos des Lichtgottes Mörder. Sehr schön und schlicht erzählt dann die Snorra Edda die Klage der Götter und der ganzen Natur um ihren verlorenen Liebling.

Ganz anderes weiß der dänische Historiker Saxo Grammaticus von Baldr. Bei ihm hat er sich in einen König verwandelt, der mit seinem Nebenbuhler Hotherus (= Hodr) um den Besitz eines schönen Weibes, der Nanna, kämpft. Welcher Bericht geht nun auf bessere Quellen zurück? Wenn der Saxo's, so war Baldr ein kühner Held, den erst spätere Zeiten in den Himmel versetzten und dann, mit Benutzung vieler Motive spätchristlicher Sage in eine Art von christlichem Dulder verwandelten. Wenn der in der Edda, so war Baldr ein Lichtgott, der Gott des Sommers, den der Winter vernichtet. Diese Ansichten lassen sich beide durch gute Gründe stützen, eine Auswahl darf man, wie es scheint, zwischen ihnen vorerst nicht treffen.

Aus dem Himmelsgott als Donnerer, dem Juppiter tonans, hat sich der Gott Donar, im Norden Thorr, entwickelt — nach dem unser Donnerstag heißt. Eigentlich Herr von Recht und Gesetz — im Norden der Herr von Wind und Wetter, Blitz und Donner, der Gott des Gewitters und der Fruchtbarkeit — als letzterer Beschützer von Ackerbau, Mehrer des Eigenthums; sogar in Hungersnoth und Krankheit rief man nach ihm. Die Nordländer verehrten ihn mit zutraulicher Liebe und rührender Anhänglichkeit, er besaß als Gott der Bauern eine Popularität, deren Odin sich nie rühmen konnte. Noch manches Lied verräth deutlich den Gegensatz beider Gottheiten. Thorr ist es, der die Götter schützt, der ihnen aus allen Nöthen und Aengsten hilft, die ihnen fortgesetzt die Riesen bereiten — rasch wie der Blitz, stürmisch einherfahrend in seiner gewaltigen Kraft, fürchterlich in seinem Zorn — es erbebt und zittert die Erde, wenn er die Brauen herabzieht und nach seinem Hammer greift. In wessen Schutz konnte sich der Bauer sicherer fühlen, als in dem dieses Mächtigen, ohne den die Götter selbst nicht zu leben vermochten? Das Volk schuf ihn sich mild und freundlich; gutmüthig, treuherzig in aller seiner Stärke — es erfand für ihn unzählige Mythen und Sagen — denn es schwelgte in der ungeheuren Kraft dieses Gottes und konnte sie nicht genug anstaunen, nicht genug gefährliche Lagen für ihn ersinnen, nicht genug Ruhmesthaten ihm andichten. Es dachte sich Thorr in rastloser Wanderung, in ewigem Kampf mit den Riesen — immer zur Stelle, wo seine Hulfe nöthig wurde. Man fühlt aus den späteren Sagen noch deutlich heraus, wie schwer es den „bekehrten“ Nordleuten wurde, sich von ihrem Liebling zu trennen — sie wähnten, ihm mit ihrem Abfall ein bitteres Unrecht zu thun, und ihnen war nicht wohl im Bewußtsein dieses Treubruchs. Mit tiefer Wehmuth blickten sie ihm nach, der ihnen und ihren Vätern einst ein so treuer und starker Helfer war.

Odin ward aus einem Windgott oder Winddämon zum Vater der Götter und Menschen — die Entwicklung seines Cults läßt sich fast Schritt für Schritt verfolgen. Als Sturmgott und Führer des Todtenheeres — als Wode — war er in ganz Deutschland bekannt; als hohen

Digitized by Google

Gott verehren ihn, wie es scheint, nur die niederdeutschen Stämme. Im Rheinfränkischen veredelte und vertiefte sich sein ganzes Wesen, vom Einfluß der Römer auf die Cultur der Rheinfranken blieb auch er nicht unberührt — und so nahm er manche Eigenschaften des Merkur in sich auf. Es war auch nur ein kleiner Uebergang vom Gott des Sturmes zum Gott des Krieges. Im Norden ist Odin Gott der Skalden und Helden, der Gott von Krieg und Sieg, — in seine Hallen kehren die Helden alle ein und finden köstliche Bewirthung, — ihm gehorchen die Schlachtjungfrauen, die Walküren — er ist der Gott der kühnen Abenteuer, der sich geen auf verbotenen Liebespfaden bewegt — der Gott, der Dichtkunst liebt und beschützt — der Gott auch, dem tiefe Weisheit angehört, Zaubermacht und Kenntniß der Runen — und schließlich der Gott, der von seinem Hochsitz die Welt überschaut und dem seine beiden Raben die Kunde alles Geschehenen zutragen. Er zeigt sich gern seinen Lieblingen, den Helden — dann erscheint er als alter Mann, einäugig, in weitem Mantel eingehüllt und das Gesicht durch einen breiten Hut bedeckt.

Manche nordische Sage läßt auf ihn als Gott der Todten zurückschließen. Keine Gottheit verlangt so viele Opfer wie er. Aus seinem Wesen spricht auch eine finstere Sprache — die erbarmungslose Macht des Krieges. Wenn Odin in der Schlacht erscheint und Sieg ertheilt, so verlangt er Opfer, und keine Macht der Erde erlangt diese Opfer aus seinen Händen zurück, er fordert sie in grausamster Art ein. Seine Lieblinge dürfen dem Gott nicht vertrauen, er ist oft falsch und treulos wie das Glück des Krieges. — Auch um ihn gruppiren sich viele Sagen; ich kann davon hier nichts mittheilen. Ebenso will ich von den vielen nebengeordneten Gottheiten nur ganz wenig erzählen. Einer von ihnen, der bei der Götterdämmerung Odins Tod an den Mördern rächt und vor dem der schmähsüchtige Loki sogar schweigt, Widarr, gab zu geistreichen Combinationen Anlaß.[1]) „In der dunklen Einode des Waldes wacht der schweigsame Gott über Ordnung und Gerechtigkeit in Menschen- und Götterleben. Er ist der Schutzherr des Friedens und als solcher der berufene Richter über den Friedensstörer, der nach altem Recht für vogelfrei erklärt, von Haus und Hof gejagt, im Walde der strafenden Hand eines unsichtbar wirkenden Richters preisgegeben wurde. Als Hort der Gerechtigkeit überdauert er die Katastrophe der Götterdämmerung. Wenn der Frevel gesühnt, tritt er wie die Sonne nach dem Nebel in ungeahnter Majestät die Herrschaft an, um jetzt die Rechtsordnung in dauerndem, gleichmäßigem Bestand zu erhalten."

Die merkwürdigste Gestalt unter diesen Göttern ist Loki, der Beschließer — eine auch nur nordische Gottheit. In ihm vereinen sich die widersprechendsten Eigenschaften. Er hilft den Göttern aus manchen Nöthen und darf sich rühmen, des Odin Blutsbruder gewesen zu sein. Aber er schleicht unter ihnen dahin wie das leise, immer wache Verderben, er hat bei allem Antheil, was auf den Abbruch der göttlichen Macht hinwirkt, und alle erdenkbaren Scheußlichkeiten versammeln sich auf sein Haupt. Einst mag er dem Himmelsgott nahe gestanden haben — darauf deuten viele Spuren; aber die Widersprüche in seiner Gestalt vermochte noch keine Interpretation zu lösen.

Hinter den Göttern treten die Göttinnen der nordischen Mythologie zurück — es ist kein Mangel an ihnen, aber zu individueller Wesenheit heben sich wenige empor. Gewiß haben die Germanen einst wie andere Völker die Mutter Erde verehrt, aber nur wenige unsichere Spuren bezeugen uns diesen Cult. Als höchste der Asinnen gilt im Norden Frigg, germanisch Frija — unser Freitag, der Dies Veneris der Römer, heißt nach ihr. Sie ist Odins Gemahlin und wahrscheinlich von Tuz auf ihn übergegangen; damit mag der Vorwurf der Buhlerei zusammenhängen, den sie öfter anhören muß. Sie überschaut mit Odin die Welt, wie er im Besitz großer Klugheit, mehr als einmal überlistet sie den Gemahl. Eine ganze Reihe von Göttinnen niederer Bedeutung hat man als Abspaltungen aus ihr aufzufassen.

Auch Freyja zeigt manche Aehnlichkeit mit ihr — sie genoß namentlich in Island große Verehrung und wurde wahrscheinlich erst in späterer Zeit geschaffen. Manche ihrer Attribute scheinen anzudeuten, daß sie ehedem elbischen Wesen angehörte. Auch ihr sagt man Buhlsucht und ähnliches nach — sie mußte es sich gefallen lassen, daß man sie als Göttin der niederen Minne, als Venus vulgivaga anrief.

Zu diesen beiden kommen niedere Gottheiten. Gefjon, nach einem räthselhaften Bericht Gründerin der dänischen Inseln; Ran, die Meergöttin, eine Schöpfung der Skalden; Hel, ebenfalls eine späte Schöpfung, die Göttin der Unterwelt; Sif, Thors Gattin — ihr schnitt der freche Loki das goldene Haar ab und mußte ihr ebenso schönes wieder schaffen; Iduna, deren Aepfel den Göttern ewige Jugend verleihen, u. s. w.

Daß die Sage von Iduna's Aepfeln nach antikem Vorbild geschaffen wurde, scheint mir nicht so zweifellos wie Golther — eher gebe ich ihm darin Recht, daß er einer ganzen Reihe von Gestalten späten Volksaberglaubens das Daseinsrecht in der deutschen Mythologie abspricht — der Frau Holle, der Berchte, Gode, Fricke und wie sie sonst noch heißen mögen. Von sehr vielen Göttinnen melden die römischen Inschriften — aber sie geben nur Räthsel auf, von denen kaum eines Lösung fand.

Das dritte Hauptstück in Golthers Buch handelt von Weltschöpfung und Weltende. Die Berichte darüber mengen Altes und Neues, Echtes und Falsches, Heidnisches und Christliches bunt durch einander — es wird wohl niemals gelingen, sich in diesem Gewirr zurecht zu finden. Darum verzichte ich hier darauf, die Erzählungen davon und Hypothesen darüber vorzuführen. Es muß nur erwähnt werden, daß man besonders die Sage vom Weltenbaum, von der Esche Yggdrasil meist aus christlichen Vorstellungen entsprungen glaubt — in vieler Hinsicht mit Recht. Der Weltbaum scheint eine Nachbildung des Kreuzesbaumes, den das Mittelalter mit vielen Sagen umwob. Seine Wurzeln reichen zu den Asen, zu den Riesen und zur Hölle, auf ihm sitzt ein Adler, zwischen dessen Augen ein Habicht, an der Wurzel ein Drache — ein Eichhorn läuft am Stamme auf und ab und sucht zwischen dem Adler oben und dem Drachen unten Zwietracht zu säen. Welch krause, gewaltsam groteske Vorstellungen! An der Quelle bei dem Fuß des Baumes haben die drei Nornen — die Dreizahl ist wohl gelehrte Nachbildung — ihren Sitz, und beim Fuß des Baumes selbst versammeln sich auch die Götter zu ihren Berathungen.

Die nordische Göttersage hebt sich von dunklem Untergrunde ab. Die Götter alle sehen ihr Ende voraus. Darum denken sie nur an sich und an ihr drohendes Schicksal — vor diesem einen Bangen tritt die Liebe und die Sorge für die Menschen ganz zurück. Wo sie aber in deren Geschicke eingreifen, da säen sie Unheil und Fluch, an dem Geschlecht nach Geschlecht zu Grunde geht — man denke nur an die Sage vom Nibelungenschatz, an all den Trug und den Mord, der ihm entwuchs, an all die stolzen Helden, die er als Opfer forderte.

Diese Tragik ist es eigentlich, die dem wundervollen Hymnus der Edda, der Völuspa, seine ganze grandiose Erhabenheit leiht. Man erkannte längst, daß die Völuspa

[1]) Kauffmann, Deutsche Mythologie, Sammlung Göschen, 15, S. 94.

Digitized by Google

mit christlichen Ideen durchtränkt ist, — sie muthet uns an wie der Abschied des nordischen Sängers von seinen Göttern. Er empfindet das Gesetz vom Wandel und von der ewigen Wiederkehr der Dinge als die tiefste Weisheit — auch seine Götter waren rein und glücklich, aber sie laden Schandthat auf Schandthat auf sich, so daß die Zeit ihres Untergangs kommen muß. In fürchterlichem Kampf werden sie enden — und dann wird eine neue Welt erstehen — vollkommener, herrlicher als die alte. —

Das vierte, letzte Hauptstück bespricht die gottesdienstlichen Formen. Zuerst den Götterdienst in der Rechtsordnung und im Krieg — der ganze Krieg war den Germanen das heiligste und höchste Opfer, danach der Gottesdienst im alltäglichen Leben, das er weihend in jeder Stunde eigentlich durchzog. Manche Helden schlossen mit ihren Lieblingsgöttern einen förmlichen Freundschaftsbund.

Private Gebete und Opfer waren nicht mit großen Feierlichkeiten verbunden, anders die öffentlichen. Die Menschenopfer haben unsre Vorfahren wohl gekannt — gewöhnlich opferte man Kriegsgefangene, Sklaven und Verbrecher; wenn aber ein Stamm in der Noth sich nicht anders helfen konnte, so mußte der Häuptling fallen. Die Hinrichtung geschah oft unter grausamen, qualvollen Martern — aus den heiligen Hainen der Germanen, wo die Knochen der Ermordeten bleichten, dringt uns ein unheimlicher Schauer entgegen.

Eine ausführliche Betrachtung widmet Golther den Opfern bei Ackerbau und Viehzucht — er beschreibt uns eine solche Opferfeier mit lebendiger Anschaulichkeit. Zu Anfang des Sommers und Winters fanden wahrscheinlich ständige Jahresfeste statt, die noch viele Spuren in späterer Zeit zurückließen.

Von Tempelbauten und Götterbildern der Germanen haben wir nur wenige Nachrichten, und man darf mit Fug annehmen, daß diese Bauten erst späteren Zeiten angehören. Einen Priesterstand, der religiöses Wissen und Gottesdienst für sich in Anspruch nahm, gab es bei den Germanen auch nicht; die Priester waren Hülfsbeamte des Fürsten, sie verkörperten Rechts- und Religionsbewußtsein zugleich; sie waren immer adeliger Herkunft. Durch Opfer und durch Loose erforschen sie die Zukunft. Wie man weiß, sind auch Priesterinnen bei den Germanen bezeugt — doch wird man gut thun, sie mehr als Wahrsagerinnen — denn den Frauen eigneten ja nach der Meinung der Germanen prophetische Gaben — denn als Priesterinnen aufzufassen. Mit den Priestern sind endlich die Wahrsager und Zauberer verwandt. Ihr Gewerbe hielt man im allgemeinen nicht für unehrlich, wenn sie bisweilen auch arges Unheil anrichteten und darum verfolgt wurden. Ihr Wirken galt in der Hauptsache den Wesen der niederen Mythologie, deren Schutz sie erflehen oder vor denen sie schützen.

Meine Bemerkungen werden manchem zu ausführlich scheinen; der Kundige sah sicherlich, welche Entsagung ich mir oft auferlegte. Ich wollte nur andeuten, welch ein großes und reiches Material das Golther'sche Handbuch zu bewältigen hatte, welch schwere Aufgabe es war, sich in den Hypothesen und Thatsachen zurechtzufinden, die hier den Forscher auf Schritt und Tritt umdrängen, und schließlich, welch reiche Beute die Wissenschaft aus den Schätzen der Mythologie noch heimtragen kann.

Mittheilungen und Nachrichten.

α. Aus der Hochfluth literarischer Erscheinungen, welche beim Anlaß der 25jährigen Wiederkehr der Gedenktage des großen Krieges der Oeffentlichkeit übergeben wurden, sind auch zwei Memoirenbüchlein bemerkenswerth. Das eine: „Tagebuch aus dem französischen Kriege 1870/71 für die Zeit vom Ausmarsch bis zur Waffenruhe, von Matzker, Erstem Staatsanwalt zu Magdeburg und Hauptmann a. D. der Landwehrinfanterie. Magdeburg, Heinrichshofen, 1896", schildert die Erlebnisse eines Landwehrofficiers, der bereits Veteran des böhmischen Feldzugs war. Von großen Actionen hat er nur an der Schlacht bei Beaumont (30. Aug.) theilgenommen, dafür aber an der ganzen Einschließung von Paris, und an dieser unter höchst angenehmen Verhältnissen, was Quartiere, Verpflegung und sogar den Dienst betrifft. Der Werth des Buches ruht sonach weniger in seinem sachlichen und geschichtlichen Umfange, als in der Ursprünglichkeit der Schilderung, welche getreu die momentan in der Truppe herrschenden Ansichten und Stimmungen zum Ausdruck bringt und zugleich einen schönen Beweis dafür liefert, daß das preußische Officiercorps des Beurlaubtenstandes in vollkommener Ebenbürtigkeit neben dem Berufsofficiercorps stand. — Die zweite Schrift: „Erinnerungen eines preußischen Offiziers 1870/71, von Edgar v. Ubisch. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1896", ist geeignet, rege Aufmerksamkeit zu erwecken, sowohl wegen der Eigenartigkeit der Erlebnisse des Verfassers als wegen seiner vorzüglichen, fesselnden Darstellungsweise. Als blutjunger Officier wird der Autor von der Artillerieschule weg anfänglich zu einer Munitionscolonne commandirt, dann zu einer Batterie versetzt, liegt mit dieser zuerst vor Metz und macht darauf den Feldzug gegen die französische Nordarmee mit. Nach mancherlei recht lebhaft geschilderten Abenteuern wird er bei Amiens schwer verwundet, geht unter den zarten Händen sorgsam pflegender Nonnen der Genesung entgegen, will sich hiernach — um gefährlicher Kranken den Platz zu räumen — in ein Lazareth verbringen lassen, wird mit dem ganzen Transport unterwegs unter schmählichem Bruch der Genfer Convention von einem Linienbataillon zum Gefangenen gemacht, ausgeplündert, von den Offizieren übel behandelt, in einem Zuchthause einquartiert und schließlich im Lazareth einer Hafenstadt untergebracht, wo sich eine ganze Gesellschaft von deutschen, nälterechtswidrig festgenommenen und festgehaltenen Gefangenen zusammenfindet. Den ganz unbegründeten Klagen der Franzosen über die schlechte Behandlung, welche ihre in deutsche Hände gefallenen Landsleute angeblich zu erdulden hatten, muß man die in diesem Buche berichteten Thatsachen mit ihren mitunter haarsträubenden Einzelheiten entgegenhalten, zu welch letzteren allerdings einige isolirt von tiefem Schatten sich abhebende Handlungen französischer Kameraden und edler Frauen ein Gegenstück bilden. Die Art der Schilderung trägt die Bürgschaft der Wahrheit und Unparteilichkeit in sich; der Verfasser hat scharf beobachtet und ist ein Stück Poet. — Daß die Dummen trotz aller Warnungen nicht alle werden, beweist eine dritte Schrift: Vier Jahre in der Fremdenlegion. Nach Selbsterlebnissen erzählt von Alphonse Kinsky, bearbeitet von Albert Jäger, Berlin, Th. Schönfeldt, 1896. Der Verfasser, ein Handlungsbeflissener aus Breslau, suchte eine Stellung in den französischen Colonien, mußte sich aber in die Fremdenlegion unterstecken lassen und diente in Algier und Tongking vier Jahre lang. Schwer krank kam er zurück und verdankte seine Befreiung vom Dienste nur einer Verfügung des Generals Boulanger, laut deren die krankheitshalber dienstuntauglich gewordenen Tonglinesen entlassen werden sollten, sofern sie aus eigenen Mitteln die Heimreise bestreiten konnten. Diese Bedingung allein sagt zur Genüge, welche Behandlung das Kanonenfutter der Fremdenlegionäre erfährt. Möchten doch alle verlorenen Söhne aber die von romantischen Ideen verführten Reisläufer, die ihre Haut für den Erbfeind zu Markte tragen, sich abschrecken lassen!

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Classe. Sitzung vom 7. Januar. Das w. M. Prof. Dr. Friedrich Müller legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Beiträge zur Textkritik und Erklärung des Andarz I Aturpāt i Mahraspandān mit einer deutschen Uebersetzung dieses Tractats" vor. Das w. M. Hofrath Dr. G. Bühler legt einen Abklatsch einer von Dr. A. Führer kürzlich gefundenen Asoka-Inschrift aus dem nepalesischen Terai vor, welche die Lage der Geburtsstätte Buddha's genau fixirt. (Den Inhalt seines Berichts hat die Beilage Nr. 14 vom 19. Januar d. J. ausführlich wiedergegeben.) — Sitzung vom 20. Januar. Der Secretär überreicht eine Abhandlung des c. M. Dr. Anton Schönbach, Prof. an der Universität Graz: „Ueber die Sage von Biterolf und Dietleip", um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Verfasser ersucht. In den drei Theilen dieser Abhandlung wird versucht, den Stoff des mittelhochdeutschen Gedichtes „Biterolf und Dietleip", den man bisher zumeist für freie Erfindung angesehen hat, auf eine ältere Gestalt zurückzuführen. Es

Digitized by Google

zeigt sich, daß die Darstellung des mittelhochdeutschen Werkes selbst auf eine Entwicklung des Stoffes aus zwei getrennten Gruppen von Motiven hinweist, die dann durch Vergleich mit der Ueberlieferung der Thidrekssaga und der Nosengärten enger begrenzt und genauer bestimmt werden können. Sie gehören beide dem Bestande der deutschen Heldensage an. — Sitzung vom 3. Februar. Die Kirchenväter-Commission überreicht: „Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum. Vol. XXXII. S. Ambrosii opera (Pars I) ex recensione Caroli Schenkl; pars 1. — Sitzung vom 17. Februar. Der Secretär theilt ein Schreiben des Prof. Dr. H. F. Hitzig in Zürich mit, wonach dieser die ihm auf Antrag der Savigny-Commission übertragene Arbeit: „Darstellung des attischen Civilprocesses" gern übernimmt. Das w. Mitglied Prof. Dr. Otto Benndorf erstattet einen vorläufigen Bericht über den Beginn einer neuen klimatischen Unternehmung (auf den wir noch ausführlich zurückkommen werden). — Sitzung vom 3. März. Der Secretär legt eine Abhandlung vom c. M. Dr. Konstantin Jireček, Prof. an der Universität Wien, vor: „Das christliche Element in der topographischen Nomenclatur der Balkanländer", um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Verfasser ersucht. Bei historisch-geographischen Studien über die Balkanländer ist dem Verfasser neben der Nomenclatur illyrischen, thrakischen, hellenischen, lateinischen, slavischen, türkischen und anderen Ursprungs die ungleiche Verbreitung von Ortsbenennungen kirchlicher Art aufgefallen. Dieser Frage wurde bisher nur in der Geschichte des alten Hellas eine größere Aufmerksamkeit gewidmet. Fallmerayer deutete die vielen aus Heiligennamen construirten Ortsnamen des Peloponnesos als ein wichtiges Argument für den angeblichen Untergang der alten hellenischen Bevölkerung. Er stellte zur Erklärung eine auch von Neueren acceptirte Theorie auf, es sei bei der Bekehrung der eingedrungenen Slaven im 9. und 10. Jahrhundert eine systematische, von griechischen Mönchen geleitete Neucolonisirung des Landes erfolgt. Die Unhaltbarkeit dieser Theorie zeigt sich durch einen Vergleich mit den Details der mittelalterlichen und neuen Topographie der von dem Slavensturm nicht erschütterten Inseln Griechenlands und mit den Ortsnamen des von den Völkerwanderungen überhaupt nicht betroffenen byzantinischen Kleinasiens, wo diese Erscheinungen in noch stärkerem Grade auftreten. In Kleinasien wurden schon seit der Zeit des Kaisers Theodosius II. (408—450) besonders die Städte mit heidnischen Gottesnamen in christlichem Sinne umgenannt. Ueberhaupt war diese Christianisirung der topographischen Nomenclatur in den ersten Jahrhunderten des Christenthums am stärksten. In den Balkanländern werden die ersten Burgen mit Heiligennamen schon bei Prokopios unter Kaiser Justinian I. (527—565) genannt, also noch vor der Festsetzung der Slaven. Im ganzen sind die Namen dieser Art auf der Halbinsel stärker vertreten in den alt christlichen, durch die Völkerzüge weniger erschütterten, ursprünglich romanischen, albanesischen und griechischen Küstengebieten, ringsherum von Istrien bis zum Ostende des Hämus, als in den slavischen Gebieten des Binnenlandes. Eine Uebergangsstellung nimmt Makedonien ein. Charakteristisch sind die dalmatinischen und istrischen Ortsnamen auf Sut-, Su- (aus Santa, San-), die sich bis zum 12. Jahrhundert zurück verfolgen lassen und die von einer engen Berührung der eingewanderten Slaven mit den älteren christlichen Romanen Zeugniß geben. Als sich das Christenthum seit dem 9. Jahrhundert wieder über das inzwischen von Slaven occupirte bulgarische und serbische Binnenland ausbreitete, war diese Art von Namengebung für Städte, Burgen und Dörfer nicht mehr in gebräuchlich. In Serbien sind von geheren Orten nur Prolupije (vom hl. Prokop) und Arilje (vom hl. Achilleus von Larissa) zu nennen. Die wenigsten Ortsnamen aus Heiligennamen findet man in Bosnien, was der langen Vorherrschaft der den Heiligencultus verwerfenden Patarener zuzuschreiben ist. Uebrigens haben sich viele dieser Namen im Laufe der Zeiten der übrigen Nomenclatur assimilirt und den Typus der Heiligennamen abgestreift, was sich schon zu Ende des Mittelalters bemerkbar macht. Eine andere für die historische Geographie wichtige Erscheinung ist die Uebertragung von Ortsnamen aus Syrien und Kleinasien auf die Halbinsel durch Localisirung fremder Legenden; das syrische Rosapha der St. Sergiuslegende (seit ca. 1200) als Burg von Scutari (Scodra), die Oertlichkeiten der St. Therapontlegende aus dem lydischen Sardes in Serdica (altbulg. Srjědec, jetzt Sofia) und dessen Umgebung, der Name der kleinasiatischen Stadt der beiden heil. Theodore, Euchaita im Pontus, für das makedonische Seres, in dessen St. Theodorkirche heute noch die Reliquien und Schwerter dieser einstigen Soldatenheiligen der byzantinischen Armeen gezeigt werden u. s. w. Zum Schluß bespricht der Verfasser die Nachricht des Akropolites, der bulgarische Zar Kalojan (1196—1207) habe an der Donau griechische Gefangene colonisirt in Ansiedlungen, welche die Namen der eroberten Städte und Dörfer führten. Zwei Excurse im Anhang behandeln die zahlreichen Namen der bulgarischen Burgen in dem ungefähr 1305 verfaßten Gedicht des Manuel Philes an den byzantinischen Feldherrn Michael Glabás Tarchaniotes und die geographischen Namen in einer bulgarischen Vision des Propheten Isaias, welche zugleich mit ähnlichen anderen Bearbeitungen byzantinischer Orakel, wie aus den localen Anspielungen zu demselben zu schließen ist, höchst wahrscheinlich im 11. oder 12. Jahrhundert im nordöstlichen Makedonien entstanden ist, in den heute noch bestehenden Klöstern der hl. Erzengel in Lesnovo und des hl. Joakim von Osogov und in deren Umgebung. Das w. M. Prof. Dr. Friedrich Müller überreicht eine Abhandlung: „Die semitischen Elemente der Pahlawi-Sprache", und bemerkt hierüber: Die Pahlawisprache, welche lange Zeit für ein sprachwissenschaftliches Räthsel galt, wurde in der neuesten Zeit als ein echt iranisches Idiom erkannt, das zwischen dem Altpersischen der achämenidischen Keilinschriften und dem Neupersischen in der Mitte steht (daher man es auch „Mittelpersisch" nennt) und durch die Aufnahme einer Menge von semitischen, speciell aramäischen Elementen charakterisirt wird. In Betreff dieser Elemente nun berichtet uns Ibn-Mukaffa, ein Schriftsteller des 8. Jahrhunderts, daß dieselben bloß geschrieben, in der Sprache aber durch die entsprechenden persischen Elemente ersetzt werden. Auf Grund dieses Berichts des Ibn-Mukaffa werden von den heutigen Iranologen die aramäischen Elemente des Pahlawi als Ideogramme gefaßt und mit dem Zeichen £ (libra) und & (et), welche im Englischen „pound" und „and" ausgesprochen werden, verglichen. Der Verfasser hat schon zu wiederholtenmalen seine Meinung dahin ausgesprochen, daß der von Ibn-Mukaffa geschilderte Vorgang auf das „vom Blatt weg Uebersetzen" sich bezieht, indem man zu jener Zeit, wo die aramäischen Ausdrücke unverständlich geworden waren, dieselben beim Vorlesen alter Schriftstücke durch die entsprechenden persischen Ausdrücke unmittelbar ersetzte. Uebrigens liegt der oben erwähnten Ansicht, daß die aramäischen Ausdrücke des Pahlawi „Ideogramme" sind, eine flagrante Verletzung der Logik zu Grunde. Es ist nämlich absolut nicht gestattet, Vorgänge, welche auf das 8. Jahrhundert sich beziehen, ohne weiteres auf das 3. Jahrhundert anzuwenden. Die Inschriften des zweiten Sasanidenkönigs Sehpahr (Sapor) aus dem 3. Jahrhundert wimmeln von aramäischen Ausdrücken und müßten also nach dieser Auffassung aus lauter Ideogrammen zusammengesetzt sein, eine Annahme, die wegen ihrer Abenteuerlichkeit wohl jedermann im vorhinein von sich weisen wird. Der positive Beweis aber dafür, daß die aramäischen Elemente zur Zeit der Sasanidenherrschaft wirklich gesprochen worden sein müssen, läßt sich aus den Scholien der Huzvareschübersetzung des Ameşa ešpenţas erbringen. Wir finden nämlich hier öfter die iranischen Ausdrücke der Uebersetzung durch deren aramäische Aequivalente erklärt. Demnach können die letzteren keine „Ideogramme" sein, an deren Stelle in der Sprache die entsprechenden iranischen Ausdrücke zu treten hätten, da die Erklärung denn auf die Formel x = x hinausginge, also keine Erklärung wäre. Der Verfasser hat zu diesem Zweck mehrere Scholien aus der Huzvarreschübersetzung des Vendidâd gesammelt und am Schlusse der Abhandlung zusammengestellt. Das w. M. Prof. Dr. Max Büdinger hält einen Vortrag „Zu Beda's Chronik". Er erörtert darin das Verhältniß dieser Arbeit zu der des Vorgängers Isidor von Sevilla, besonders in Bezug auf die Eintheilung in sechs Weltalter. Das w. M. Herr Dr. Th. Gomperz berichtet über die jüngst von Grenfell und Hunt veröffentlichten neuen literarischen griechischen Papyri und erörtert dabei eingehend die Fragmente der Pentemychos des Pherekydes von Syros. — Der Secretär legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des c. M. Dr. Gustav Meyer, Prof. an der Universität Graz: „Albanesische Studien. VI. Beiträge zur Kenntniß verschiedener albanesischer Mundarten", vor. Die in diesem 6. Hefte seiner „Albanesischen Studien" herausgegebenen Texte zerfallen in zwei Haupttheile, von denen der erste nordalbanesische oder gegische, der zweite südalbanesische oder toskische Texte enthält. Von den Uebergangsdialekten zwischen Gegisch und Toskisch, die noch wenig bekannt sind, werden zwei Proben aus Berat mitgetheilt. In der ersten Abtheilung stehen 260 Speichwörter und sprichwörtliche Redensarten, denen eine deutsche Uebersetzung und am Schlusse ausführliche Erklärungen und Vergleiche beigefügt sind.

Digitized by Google

Dann folgen Scherzlieder, Liebeslieder, epische Lieder aus Skutari. Das werthvollste sind die 23 Mirditenlieder und zwei Lieder in der Mundart der Möl'tjaren; denn von diesen beiden Dialekten und auch von den übrigen Mundarten der katholischen Gebirgsalbanesen hatten wir bis jetzt gar keine Kenntniß. Den gegischen Texten wurden eine Anzahl gegischer Lieder beigefügt, die einer handschriftlichen Sammlung des den wenigen Albanologen bekannten verstorbenen Mittos entnommen sind. — Das w. M. Hofr. Dr. Georg **Bühler** legt zwei Specimina der von den modernen Schreibern des westlichen und nördlichen Indien zur Herstellung von Manuscripten gebrauchten Lineale oder „Faullenzer" vor. — Sitzung vom 17. März. Der Secretär legt eine Arbeit des Dr. Heinrich **Kretschmayr** in Wien: „Das deutsche Reichsvicekanzleramt", vor, um deren Aufnahme in das Archiv der Verfasser ersucht. Werthvolle Gesichtspunkte und Beiträge zur Geschichte der Bedeutung und Competenz des Gesammtes der deutschen Reichskanzlei in der Neuzeit (1519—1806) bieten bereits die in der Einleitung zu obgenannter Studie angeführten Arbeiten von Gerhard Seeliger und Thomas Fellner, deren Führung sich der Verfasser voll anvertrauen zu dürfen gemeint hat. Im Verlaufe seiner Studien glaubte er in den Schicksalen des Reichsvicekanzleramtes (Reichshofvicekanzleramtes) eine besondres enge Wechselbeziehung zu den gleichzeitigen Reichszuständen zu finden und in denselben den Ausdruck namentlich für die Hauptrichtungen kaiserlicher Reichspolitik zu erblicken; so für die spanische Vorherrschaft in den Tagen Karls V., für die von Ferdinand I. durch Vereinigung der beiden Kanzleien angebahnte und von seinen Nachfolgern mit mehr oder weniger Geschick und gutem Willen fortgesetzte Verschmelzungspolitik von österreichischen und Reichsangelegenheiten, um auf diesem Wege die gesunkene kaiserliche Gewalt zu festigen, für die Aufgabe dieser Tendenzen unter Ferdinand II. durch die Trennung der beiden Kanzleien (1620) und für die wachsende Theilnahmlosigkeit der Kaiser gegenüber dem mehr und mehr sich zersetzenden Reiche. Aus diesem Gesichtspunkte vor allem ist diese Studie ausgearbeitet worden, wenn auch durch die dadurch bedingte besondere Betonung der größeren Zusammenhänge das Detail — theilweise mehr als dem Verfasser lieb war — zurücktreten mußte. Einen Abdruck der Reichshofkanzleiordnung vom 1. Juni 1559 als der Grundlage für die ganze Reichskanzleiverwaltung der neuen Zeit glaubte der Verfasser um so mehr bringen zu sollen, als er in der Lage war, das lange vermißte Original derselben zu benützen; die Beilagen II—IV erschienen in Bezug auf die Kanzleitrennung von 1620 beachtenswerth, während aus den mitgetheilten kurmainzisch-kaiserlichen Staatsverträgen vielfach mehr naerfüllte ecclesiastische Aspirationen kenntlich werden als grundlegende Verwaltungsbestimmungen. Die Abhandlung wird der historischen Commission zugewiesen. Das w. M. Hofrath A. **Beer** legt eine für die Denkschriften bestimmte Arbeit: „Kübeck und Metternich. Denkschriften und Briefwechsel", vor. Seit der Ernennung des Frhrn. v. Kübeck zum Hofkammerpräsidenten trat Metternich in innige Beziehungen zu demselben, und aus zahlreichen Briefen aus den Jahren 1842—1848 ist ersichtlich, welch hohen Werth der Staatskanzler auf die Unterstützung des Mannes selbst in politischen Fragen legte, und wie er seinen ganzen Einfluß aufbot, um die reformatorischen Bestrebungen auf den Gebieten der Finanzen und der Zollpolitik zu unterstützen. Nach dem Rücktritt Metternichs wurde der schriftliche Verkehr zwischen den beiden Männern für kurze Zeit unterbrochen. Als Kübeck im Herbst 1849 bei der provisorischen Centralgewalt in Frankfurt a. M. zum Vertreter Oesterreichs ernannt wurde, beeilte sich Metternich, der mittlerweile von London nach Brüssel übergesiedelt war, mit dem ehemaligen Collegen in Verbindung zu treten. Die zahlreichen Briefe aus den Jahren 1849—1851 beschäftigen sich vorwiegend mit den deutschen Angelegenheiten. Der greise Staatsmann, dessen ausgebreitete Correspondenz mit den hervorragendsten Männern jener Tage ihm reiches Material zur Beurtheilung der politischen Verhältnisse bot, verfolgte mit besonderer Vorliebe und der gespanntesten Aufmerksamkeit die einzelnen Phasen der deutschen Frage und war unermüdlich, seine Ansichten dem Fürsten Schwarzenberg und dem Frhrn. v. Kübeck darzulegen. Nach der Rückkehr nach Wien hat Metternich an der Entwicklung der inneren Verhältnisse Oesterreichs den lebendigsten Antheil genommen. Obgleich Metternich mit dem nunmehrigen Präsidenten des Reichsraths einen lebhaften persönlichen Verkehr unterhielt und Gelegenheit hatte, die Vorgänge des Tages mündlich zu besprechen, griff er auch zur Feder, um seinem Freunde und in vielen Fragen Gesinnungsgenossen von seinen „Impressionen" Kunde zu geben und belangreiche Mittheilungen zu machen; jede Notiz in irgend einer inländischen oder ausländischen Zeitung gab dem Fürsten Anlaß, seine Bemerkungen zu Papier zu bringen und an Kübeck zu senden. Metternichs Beziehungen zu den höchsten Kreisen verschafften ihm einen genauen Einblick in die inneren und auswärtigen Verhältnisse, und er gab seinem Freund Winke über die in den maßgebendsten Kreisen herrschenden Stimmungen nach Strömungen; er erhielt dadurch, da Kübeck sich des besonderen Vertrauens des Monarchen erfreute, in entscheidungsvollen Momenten unmittelbaren Einfluß auf wichtige Entscheidungen. Das innige Verhältniß zwischen den beiden Männern dauerte bis zum Tode des Präsidenten des Reichsraths. — Das w. M. Hofrath Siegel legt im Namen der Savigny-commission den XVI. der „Berichte über die Untersuchung von Handschriften des sogenannten Schwabenspiegels" von dem c. M. Geheimrath Dr. Ludwig Ritter v. **Rockinger** in München zur Aufnahme in die Sitzungsberichte vor.

* Auf einer vorjährigen Zusammenkunft skandinavischer Akademiker zu Christiania wurde die Niedersetzung eines Comités zur Vorbereitung einer für ganz Skandinavien herzustellenden gesetzlichen Studiengemeinschaft mit gemeinsam gültigem Staatsexamen u. s. w. beschlossen. Die Zusammensetzung des Comités machte indeß Schwierigkeiten, da man nach der Zahl der schwedischen Bildungsanstalten eine schwedische Mehrheit hätte haben müssen und diese vermeiden wollte. Nach langen Verhandlungen hat man sich jetzt darüber geeinigt, daß die Universitäten Kopenhagen und Christiania je zwei Docenten und zwei Studenten in dieses Comité delegieren sollen, die Universitäten Upsala und Lund je einen Docenten und einen Studenten, die Stockholmer Hochschule, dann das poetige Karolinische Institut und die Gothenburger Hochschule je einen Docenten oder Studenten. Das Comité wird demnach aus sieben Schweden und je vier Norwegern und Dänen zusammengesetzt sein.

* **Bonn.** Der bisherige Privatdocent und Observator der Sternwarte, Prof. Dr. **Deichmüller**, ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt worden.

* **Marburg.** Der hiesige Privatdocent für Nationalökonomie Dr. **Waentig** ist mit der Vertretung des ins Ministerium als Nachfolger Althoffs berufenen Universitätsprofessors Dr. Elster in Breslau beauftragt worden.

* **Berlin.** Der Director der I. Unterrichtsabtheilung im Cultusministerium, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath Dr. **Althoff**, ist zum Vorsitzenden des Curatoriums der hiesigen kgl. Bibliothek ernannt worden. — Um dem Dichter Detlev v. **Liliencron**, der nächstens seinen 54. Geburtstag begeht, „in Form einer Leibrente oder sonstwie seine stete wirthschaftliche Sorge abzunehmen und sein ferneres Schaffen zu erleichtern," wird von hier aus ein Aufruf zur Sammlung einer „Liliencron-Stiftung" in Umlauf gesetzt, für den man u. a. folgende bekannte Namen von Schriftstellern und Künstlern gewonnen hat: Wilhelm Bade, A. Böcklin, Marie v. Ebner-Eschenbach, Th. Fontane, Klaus Groth, Gerhart Hauptmann, M. Klinger, A. A. Oberländer, Wilh. Raabe, Richard Strauß, Hans Thoma, F. v. Uhde.

* **Krakau.** Professor **Lukasiewicz**, Vorstand der dermatologischen Klinik in Innsbruck, ist von der hiesigen medicinischen Facultät primo loco zum Nachfolger des verstorbenen Prof. Rosner in Vorschlag gebracht worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Augusto Bosco: L'omicidio negli Stati Uniti d'America. (Estratto dal Bulletin de l'Institut international de statistique, tomo X, 1 disp.) Roma, G. Bertero 1897. — *La Revue du Palais.* 1. vol. 1.—2. livr. Mars-Avril 1897. Paris. — *La Revue de l'Art* ancien et moderne. Directeur: Jules Comte. 1. année. No. 1. Avr. 1897. Paris. — Armand *Dayot:* Journées revolutionnaires. 1830—1848. D'après des peintures, sculptures etc. du temps. 1.—2. fasc. Paris, Ernest Flammarion. — *Le nu* ancien et moderne. Chefs-d'oeuvre de toutes les écoles du monde entier. 1.—2. livr. Paris. Didier et Méricant. — Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. Jahrg. 1897. 3. (März-)Heft. Freiburg i. B., Herder. — Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung vom 24. März 1897 nebst Einführungsgesetz. Textausgabe mit Einleitung, Anmerkungen u. Sachregister, bgdb. von Dr. Paul Jaeckel. Berlin, Franz Vahlen 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 7. Mai. Nummer 102.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Johannes Brahms. Von Heinrich Schuster. — Inschrift aus Coptus in Aegypten und Juvenal. — Von der Straßburger Jubelfeier (Schmollers Ansprache). — Mittheilungen und Nachrichten.

Johannes Brahms.

Von Heinrich Schuster.

Auch Nekrologe sind heutzutage vorwiegend journalistische Aufgaben, sie werden daher in derselben fliegenden Hast und geschäftsmäßigen Weise gemacht, wie andere Zeitungsartikel, oft schon vor dem Hinscheiden des Gefeierten, sobald er nur dem Tode nahe ist. Die Folge davon ist, daß sie meistens nur das wiederholen, was bisher über den Betreffenden gesagt wurde, und daß daher der alte Parteihader über ihn wieder auflebt, anstatt aus dem tiefen Empfinden, wie es doch der Verlust einer Größe mit sich bringen sollte, einen höheren, über den Parteien stehenden Gesichtspunkt zu gewinnen. So streiten sich auch die Nekrologe über den jüngst verstorbenen großen Tonkünstler herum, insbesondere darüber, ob die Prophezeiung Schumanns über ihn erfüllt sei, ob er also neue Bahnen erschlossen, ob er nur die Bedeutung eines absoluten, (oder vielleicht auch die eines relativen?) Musikers erreicht habe, und so fort. Nicht ein Nekrolog für Brahms, sondern vielmehr eine Würdigung und Erklärung des heftigen Kampfes der Meinungen über ihn soll es daher sein, wenn wir im folgenden versuchen, diesem Meister in anderer Weise gerecht zu werden, als es sonst geschehen ist, und zwar gerade dadurch, daß wir an die bekanntesten Aeußerungen über ihn anknüpfen.

Von diesen erschwert jedoch eben die berühmteste, jener begeisterte Ausruf Schumanns von dem Jüngling, der an genialer Kraft alle überstrahle, die Aufgabe; sie war auch eine Hauptursache dafür, daß die wahre Eigenart von Brahms verkannt wurde, und zwar gerade darum, weil der Lobeshymnus von Schumann herrührte. Das klingt paradox, ist aber doch so. Vor allem glaubte nämlich das Publicum, die Bedeutung unsres Brahms müsse jedem auf den ersten Blick ebenso klar sein, wie sie es für Schumann war, anstatt sich des ebenfalls Schumannschen Wortes zu erinnern: „Vielleicht versteht nur der Genius den Genius ganz." Dann aber erwarten halb unwillkürlich die meisten nach einem solchen Ausspruch eine Verwandtschaft der künstlerischen Individualitäten; der wohlgefallende Vielgeliebte wird als Sohn dessen betrachtet, dem er gefällt, auch ohne, daß er wie in der bekannten Evangelienstelle Math. 4, 17 von diesem so bezeichnet wird. Wer nun in Brahms einen Schumannianer suchte, der mußte sofort enttäuscht werden. Von dem träumerischen Jüngling, welcher Schumann als Künstler zeitlebens geblieben ist, und der entzückenden Märchenwelt, die uns seine Peri, Alpenfee (im „Manfred") und pilgernde Rose hervorgezaubert haben, ist bei Brahms keine Spur zu finden. Dieser bringt vielmehr schon in seinen frühesten Werken als seine Eigenart das ernste Sinnen und feste Wollen eines gereiften Mannes zum Ausdruck. Man vergleiche z. B. die Brahms'sche Sonate in C-dur op. 1 mit der Schumann'schen in G-moll, oder gar das Clavierquartett in G-moll op. 25 mit dem Schumann'schen Clavierquartett: zwei ganz verschiedene Welten sprechen aus den beiden zuletzt genannten herrlichen Werken. Aber gerade eine solche kraftvoll männliche Eigenart mußte im Vergleich mit der Feeenpracht Schumanns befremden, und um so mehr, da sie auch ohne Vergleich wenig geeignet war, sofort zu fesseln. Und dennoch entbehrte sie von Anfang an der tiefen Wirkung nicht, man fand es in künstlerischen Kreisen der Mühe werth, darauf zurückzukommen, und selbst auf jene Werke, die bei ihrem ersten Erscheinen keinen großen äußerlichen Erfolg aufzuweisen hatten; unvermerkt wurden sie zu dem, was sie heute sind, zum eisernen Bestand der heutigen Musikaufführungen und zwar gerade wegen ihres eisernen Gehalts. Man fühlte bei jeder Wiederholung immer mehr, daß hier eine stärkende geistige Nahrung vorhanden sei, und dieses Gefühl der Stärkung wurde zum Wohlbehagen und zur Sympathie, die sich, und zwar oft recht bald, in heller Begeisterung Luft machte. So ist es mit dem oben genannten Quartett in G-moll gegangen, bald darauf auch mit jenem in A-dur op. 26 und insbesondere mit dem großen Clavierconcert in D-moll op. 15. Das Endresultat war: man hatte Brahms lieb, nicht obwohl, sondern gerade weil er anders als Schumann war.

Dies machte sich natürlich um so stärker geltend, je mehr die Schumann'sche Schule das weich Träumerische weiter aus- und mißbildete bis zur gänzlichen Kraft- und Saftlosigkeit: man kann sagen, daß sie darin sogar im Vergleich mit Schumann selbst einen Rückbildungsproceß vollzogen hat. Denn jene weiche, weibliche Art in der Musik beginnt ja schon mit Schubert, sie setzt sich in Mendelssohn und Schumann nur fort, so daß man die Schubert-Mendelssohn-Schumann'sche Epoche als weibliche und als Gegensatz zur Männlichkeit Beethoven'scher Tonkunst bezeichnen muß; bei Schumann finden wir aber wieder das Leidenschaftliche als allgemeines Merkmal, nicht als ausnahmsweise Erscheinung in einzelnen Werken (wie es solche auch bei Schubert und Mendelssohn gibt, wie z. B. das Schubert'sche Quartett in D-moll und das Mendelssohn'sche in F-moll), was seine Musik wieder dem Männlichen, wenn auch dem männlichen Wesen eines Jünglings annähert. Wie es nun schon in der deutschen Literatur des Mittelalters sich ereignet hat, daß auf eine Epoche mit männlichem Charakter eine solche mit weiblichem und dann wieder eine männliche gefolgt ist, auf die althochdeutsche Dichtung die Minnepoesie und auf diese das männlich-frische deutsche Volkslied, so finden wir das Verhältniß zwischen Beethoven, jener romantischen Schule, und der neueren Musik, für welche somit Brahms einen Wendepunkt und Markstein bedeutet.

Und damit kommen wir auf den Parteienzank über Brahms zurück, nämlich zunächst auf die Frage, ob er neue

Bahnen erschlossen habe und gewandelt sei. Die Wahrheit ist nämlich, daß die Frage allerdings verneint werden muß, wenn man sie im rein formellen und abstracten Sinne nimmt; sie ist aber nach dem Obigen auf das entschiedenste zu bejahen, sobald man dabei auch nur wenig an den Gehalt und die innere Eigenart der Musik denkt.

Oder ist es nicht eine neue Bahn, wenn man das Wesen der überlieferten Musik völlig ändert, mag auch die Form dieselbe sein? Es ist daher unrichtig, Brahms einen Epigonen zu nennen, um so mehr, als sein angebliches Epigonenthum sich nicht an seine unmittelbaren Progonen anknüpfen läßt; oder man könnte ebenso gut diese vorhin genannten Schubert, Mendelssohn, Schumann auch als Epigonen bezeichnen, weil sie an den überlieferten Formen keine grundsätzliche Aenderung vorgenommen haben. Wie wenig aber Brahms, ganz abgesehen von seiner gegensätzlichen Stellung zu diesen, ein Epigon ist, geht daraus hervor, wenn man ihn mit ihren wirklichen Epigonen wie Hiller, Gade, Reinecke und dem Engländer Benneth vergleicht, die man doch gewiß nicht in eine Linie mit ihm stellen kann. Brahms ist aber auch kein Epigon der älteren Meister von Bach bis Beethoven, mit welchen er das männliche Wesen gemeinsam hat, ebenso wenig, wie z. B. Michel Angelo ein Epigon seiner antiken Vorbilder genannt werden kann. Uebrigens hat die durch ihn vollzogene Erneuerung des Wesens und Gehaltes auch einen gewissen erneuernden Einfluß auf die Form der Tonkunst bewirkt, wie wir noch sehen werden. Vorher sei aber darauf hingewiesen, daß die männliche Eigenart seiner Musik ihn auch als Zeitgenossen Wagners kennzeichnet, dessen kühne Neuschöpfung nur durch höchste männliche Kraft möglich war. Ferner, daß dieser männliche Zug an andern hervorragenden Zeitgenossen, namentlich an Robert Franz und an den späteren Werken von Volkmann nachweisbar ist; ja es läßt sich sogar eine gewisse Verwandtschaft zwischen Brahms'scher und Wagner'scher Melodiebildung erkennen, so z. B. zwischen der erwähnten C-dur-Sonate zum Schluß des ersten Satzes und dem zweiten Satze der F-moll-Sonate op. 5 mit gewissen Stellen in den weit später componirten Meistersingern, natürlich ohne eine Spur von Entlehnung. Wir wollen aber darauf nicht weiter eingehen, sondern die Entfaltung dieses männlichen Wesens bei Brahms im einzelnen betrachten.

Zunächst zeigt es sich in ihrer vorherrschenden Polyphonie und Gestaltungsfreude. Daher hat Brahms in jener Kunstform, deren sich Beethoven gerade in seinen letzten Werken zum Ausdruck seiner tiefsten Empfindungen bediente, in der Variation, so Großes geleistet, daß er darin neben Bach und Beethoven gestellt werden darf, zumal in den Variationen op. 24 über ein Händel'sches Thema, um so mehr, als er hierin Händel selbst in der gewaltigsten Weise übertroffen hat. Nämlich ebenso wie der berühmte „harmonische Grobschmied" ist dieses Thema von Händel selbst variirt worden, aber nur graziösformell ohne irgend welchen neuen Charakter; beide sind aber von neueren Künstlern zu Variationen mit Entwicklung ganz neuen, großartigen und wechselvollen Gehaltes verwendet worden, jener „Grobschmied" von Volkmann und dieses B-dur-Thema in noch weit größerer und reicherer Art von Brahms, der hier ganz so als Proteus erscheint, wie Bach in den Goldberg'schen und Beethoven in den Diabelli-Walzer-Variationen, insbesondere zum Schluß, wo aus dem schwarzen Gewölke der dritt- und der vorletzten Variationen die letzte wie eine strahlende Sonne hervorbricht und dann erst noch das Ganze in einer majestätischen Fuge gipfelt. Und so hat uns Brahms auch zwei große Orgelfugen hinterlassen, die auch etwas seit Bach unerhörtes bilden.

Die männliche Art der Brahms'schen Kunst zeigt sich aber auch in der Verwandtschaft und Neigung zum Volkslied und Volkstanz und ihrer naiven Frische. Er hat uns solche nicht nur durch seine herrlichen Harmonisirungen zur vollen Wirkung gebracht,[1]) sondern selbst in seinen Originalcompositionen den Volkston so glücklich und eigenartig getroffen, wie vor ihm nur Robert Franz; zugleich hat ihn dies aber zur Pflege einer volksthümlichen Kunstform, der Tanzmusik veranlaßt, die im übrigen nach Schubert und Weber als etwas vermeintlich niederes nur ihren eigenen Specialisten und der Virtuosität überlassen wurde. An diese wie an jene anknüpfend, hat er Veredeltes und dabei im Gegensatz zur polnisch-französischen Salontanzmusik von Chopin echt deutsch Volksthümliches geschaffen; ja es hat ihn dies zu einer neuen Kunstgattung geführt, welche bis dahin noch gar nicht künstlerisch gepflegt und ausgebildet war, zum Tanz(chor)lied. Dahin gehören nicht nur die bekannten zwei Folgen von Liebeslieder-walzern, sondern schon die reizenden Vocalquartette, unter welchen insbesondere das Goethe'sche „Wechsellied zum Tanze" den schlagendsten Beweis für die Berechtigung dieser Art von Composition bildet.

Macht sich nun hierin der männliche Zug der Brahms'schen Musik geltend als eine in Naivetät sich offenbarende Objectivität, so tritt dafür die Subjectivität dieser Mannesart aufs herrlichste hervor erstens in seiner Behandlung der ungarischen Musik und dann im Brahms'schen Lied. Erstere hat er auf Grund eigener hoch origineller Erfindung in ihrem Stil symphonisch behandelt, am staunenswerthesten im Finale des G-moll-Quartetts, dessen wilder Dithyrambus etwa Lenau's Dichtung „Mischka an der Theiß" verglichen werden mag. Der männliche Ernst aber, der im Brahms'schen Liede zum Ausdruck kommt, steht einzig in seiner Art da; so z. B. besitzen wir in unsrer ganzen Gesangsliteratur nichts, was sich den gewaltigen Liedern op. 32 „Nicht mehr zu dir zu gehen" — „Ich schau' betrübt umher und stumm" — „Du sagst, daß ich mich täuschte" — „Wie rafft' ich mich auf in der Nacht"[2]) und „Auf einen Kirchhof" op. 101 vergleichen ließe. Nebenbei bemerkt hat dies zu einer tonkünstlerischen Ausbeutung von wahren, bisher unbeachteten Schätzen von Liedertexten, namentlich Platen'schen, geführt, und es liegt auch eine Art von innerer Verwandtschaft mit Platens strengem Ernst und vornehmem Wesen bei Brahms vor; er überragt Platen aber schon vermöge jener bei Platen gänzlich fehlenden Volksthümlichkeit, so daß er in dieser Beziehung auf das Lied an Goethe erinnert, wo ja auch die Lyrik sich in eine ernst sinnende und eine volksthümliche Lyrik scheidet. Natürlich ist, wie bei Goethe, so auch bei Brahms die sentimentale Lyrik herrlich vertreten, so z. B. durch das Goethe'sche Lied „Wie kommt's, daß Du geweinet hast", durch die „sapphische Ode", die „Feldeinsamkeit" und schon durch sein allererstes Lied op. 3 Nr. 1 „O versenk dein Leid, mein Kind" mit seiner so wunderbar und original erfundenen Melodie. Diese Lyrik entflammt sich oft in gewaltige Leidenschaft, wie z. B. auch in op. 3 „Weit über das Feld durch die Lüfte hoch" — op. 6 „O brich nicht Steg". Op. 32 „Wehe, so willst du mich wieder", und so hat Brahms die Ausdrucksfähigkeit des Liedes weit über die bisherigen Grenzen ausgedehnt.

---

[1]) Uebrigens ohne sie je als sein Eigenthum auszugeben. Namentlich gilt dies von den „ungarischen Tänzen", bezüglich welcher ihm noch heute in ungerechtester Weise vielfach Plagiat vorgeworfen wird, obwohl sie nur als „vierhändig gesetzt von J. Brahms" und nicht mit Opuszahl bezeichnet sind.

[2]) Von welchen unsres Wissens das erste und zweite nur einmal, das dritte, vierte und fünfte aber noch niemals öffentlich gesungen worden ist!

Indeß hat Brahms sein Größtes, Kunstvollstes und Tiefstes in der neuen geistlichen Musik geleistet, die er weit über die Stufe hinaus erhoben hat, bis zu welcher Mendelssohn sie brachte; natürlich meinen wir damit vor allem, wenn auch keineswegs allein das deutsche Requiem. Wir nennen dieses nicht deßwegen, weil es wirklich das bedeutendste und eigenthümlichste ist, was Brahms geschaffen hat, sondern weil gerade dieses Werk aus der Vereinigung der beiden Kräfte hervorgegangen ist, welche wir durch den männlichen Charakter seiner Kunst bedingt, aber vielfach getrennt wirkend gesehen haben: die plastische Gedankentiefe und die volksthümliche schlichte Innigkeit; deutlich sieht und fühlt man es, wie nur die Wechselwirkung und gegenseitige Durchdringung[1]) dieser beiden Kräfte dieses in der ganzen Tonkunst einzig dastehende, ja schon äußerlich unnachahmliche Werk schaffen konnte. Während nämlich in der Composition des lateinischen Requiemtextes bei aller Unerreichbarkeit des Mozart'schen Vorbildes noch eine würdige, und bekanntlich vielfach auch nach Mozart mit höchster Würde und Meisterschaft gelöste Aufgabe liegt, wäre eine zweite Composition dieser deutschen von Brahms zu einem Requiem zusammengestellten Bibelworte eine undenkbare Geschmacklosigkeit. Wie man z. B. gesagt hat: „der Freischütz ist Weber", so kann man sagen: „das deutsche Requiem ist Brahms"; schon beim Titel kann man hier nur an Brahms sich erinnern, aber es läßt sich auch in der Kunstgattung zu nichts Vorhergehendem rechnen, es ist keine liturgische, keine Oratorien-, Cantaten-, Passions- oder sonstige bereits vorhandene geistliche Musik, sondern ganz „sui generis" und doch durch und durch positiv christlich, schon vermöge des Schrifttextes, nicht confessionslos, wie einmal in höchst alberner Weise behauptet worden ist. Mit diesem Werk hat daher Brahms auch die Forderung einer neuen Bahn, wenn auch einer für ihn allein möglichen, erfüllt, ja noch mehr, durch die Vereinigung der Bibelworte zu einem eigenthümlichen Ganzen ist er auch als Gesammtkünstler aufgetreten. Und wie zur formellen Neuschöpfung, so führte die Concentration seiner innersten Kräfte Brahms zur Entfaltung eines wunderbaren Reichthums der äußeren Erscheinung. Die wenigen Harfentöne zum Schluß des ersten Satzes wirken wie sanft träufelnder Balsam, ebenso in der Mitte des zweiten Satzes, zu den Worten „wie Abendregen und Morgenregen," während sie den Beginn dieses Satzes, „denn alles Fleisch, es ist wie Gras", wie düstre Wolken umwallen; und andrerseits, welchen Gegensatz bietet der erste Satz ohne Violinen, Trompeten, Pauken und Flöten mit der daraus hervorgehenden schwermüthig milden Trauer und der zweite mit seinen grellen Piccolotönen und schneidenden Trompeten über der schweren Masse der Posaunen, der Orgel und des gesammten übrigen Orchesters!

Die ihm so oft abgesprochene volle Meisterschaft der Instrumentation hat übrigens Brahms schon in einem früheren Werk, in dem gewaltigen Clavierconcert in D-moll bewährt, dann aber vor allem in seinen vier großen Symphonien; ich erinnere nur an die dritte und vierte. Ihre Bedeutung liegt aber natürlich nicht darin, sondern in dem Umstand, daß diese Schöpfungen unsrer Zeit eine vernichtende Widerlegung der Fabel vom Tode der „altclassischen" Symphonie sind, d. h. jener Symphonie, die nicht in der Häufung und raffinirten Ausbildung der Klangeffecte, sondern im Tonsatz das Wesentliche ist und sein will.

Denn daß auch diese Symphonien, wie überhaupt die ganze Brahms'sche Musik zum nothwendigen Inventar jeder tonkünstlerischen Unternehmung, die als ernst, voll und vornehm gelten will, gehört, haben wir bereits hervorgehoben; und zwar darum, weil Brahms, obwohl er nicht neue Bahnen in dem Sinne wie Wagner und Liszt erschlossen hat, dennoch, wenn auch vielfach erst nach öfterem Hören, stets jenen tiefen, großen und nachhaltigen Eindruck macht, der nur vom echten Eigenthümlichen und Großen herrühren kann. Nur die blinde gehässige Parteiwuth, welche einerseits ihn gegen Wagner und die neudeutsche Schule, und infolge dessen auf der anderen Seite die neudeutsche Schule gegen Brahms ausspielen zu müssen glaubte, hat diese Erkenntniß hie und da zu trüben, keineswegs aber zu zerstören vermocht. Der Beweis für letzteres, wie für die Richtigkeit unsrer Erkenntniß liegt darin, daß die Werke von Brahms ebenso tiefe und echte Wirkung ausüben, wie die der Neudeutschen; und das geht wieder daraus hervor, daß die öffentliche Pflege der Tonkunst dieser Werke nothwendig bedarf, und daß gerade die genialsten Jünger und Interpreten Wagners, Liszts und der Neudeutschen die begeistertsten und genialsten Interpreten von Brahms sind; wir nennen als solche Hans Richter, H. Levi und Arthur Nikisch.

Dies alles zeigt nämlich aufs deutlichste, daß die Bedeutung von Brahms darin besteht, daß er neben dem blühenden Leben der neudeutschen Kunst die unvergängliche Lebenskraft der „absoluten" Musik und der älteren Kunstformen überhaupt erwies, d. h. ihre Fähigkeit, immer von neuem wieder originelle und ebenso tief wie jene neuen Formen wirkende Schöpfungen hervorzubringen; er verstand es, nicht gewaltsam und von außen her, sondern allmählich und von innen heraus jene Formen zu erweitern und zu vervielfältigen. Philisterei wäre es also, Brahms deßhalb gering zu achten, weil er im neudeutschen Schubfach nicht untergebracht werden kann, oder sonst in einem besonderen Schubfach. Das ist eben die wahre Größe, die unbewußt groß wird, und in ihrer concreten Erscheinung groß wirkt; nicht jene, die unter ein großes abstractes System paßt. Denn alles Urtheilen über ein Kunstwerk nach Abstractionen statt nach dem lebendigen Eindruck ist Schulmeisterei, mögen die Abstractionen fortschrittlich oder rückschrittlich sein; darum fort mit beiden, wir wollen uns dessen erfreuen, daß wir in Wagner den unermeßlichen Fortschritt der neuen Kunst, in Brahms die Wiedergeburt und Verjüngung der „alten" Kunst finden, und die grundsätzliche Bedeutung dieser Thatsache für die Unerschöpflichkeit jeder Kunst vollauf würdigen.

---

[1]) Am herzlichsten im Chor „Denn alles Fleisch, es ist wie Gras", und im Sopransolo mit Chor „Ihr habt nun Traurigkeit"; freilich das großartigste ist der Chor „Sie schallt, die Posaune". Aber auch die ihn krönende Schlußfuge, „Herr, Du bist würdig", zeigt wieder jene Vereinigung von Kunst und Volksthümlichkeit aufs schönste.

Inschrift aus Coptus in Aegypten und Juvenal.

Als um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus Lucian von Samosata die *δίκη φωνηέντων*, den Rechtsstreit der Buchstaben, schrieb, glaubte er in der darin vorkommenden Anklageschrift des Sigma gegen das Tau das erstere mit Recht sagen lassen zu dürfen: das Lambda und das Rho hätten doch ihre Kämpfe gegen einander auch aufgegeben. Aber dem war nicht so. Lambda und Rho haben in ihrem Eifer, sich gegenseitig vom Platz zu drängen, damals nicht nachgelassen und noch weniger haben diejenigen zu streiten aufgehört, die ein Interesse daran nehmen, ob irgendwo Lambda oder Rho zu stehen hat. Zu oder statt *κεφαλαργία*, spätere Aussprache für *κεφαλαλγία* (Migräne), hätte der geistvolle Spötter fin de siècle oder vielmehr fin des siècles der griechisch-römischen Götterwelt als Beispiel für das gegenseitige sich Verdrängen von Rho und Lambda aus dem ägyptischen Staatsleben, in welchem er allerdings erst später seine Erfahrungen machte, noch ein anderes anführen können: Alabarch und Arabarch, an welchem Wort die Herausgeber und Erklärer Cicero's und

Juvenals, des Coder Theodosianus und Justinianus u. s. w. seit Jahrhunderten herumstreiten, ob das Lambda oder Rho zu Recht steht, ob das Wort ein Amt bezeichnet oder verschiedene. Die Literatur darüber findet sich in einem Aufsatz von Schnerer, Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1875, und weitere bei Marquardt Staatsverfassung I, S. 435 ff. Eine in Coptus (Kouft) in Oberägypten auf einer Stele eingehauene Inschrift, veröffentlicht mit anderen zum erstenmal von Pierre Jouguet im Januar — October - Heft von 1896 des Bulletin de Correspondance Hellenique, gefunden 1894 und jetzt im Museum von Gizeh befindlich, gibt das Wort ἀραβαρχία und Material zu seiner Erklärung. Aus der Inschrift geht hervor, daß Arabarch und Alabarch ganz einerlei ist; denn der Arabarch hat in der Inschrift ganz das gleiche Amt, welches man dem Alabarchen immer zugeschrieben hat, und die Zunge hat sich wohl aus Bequemlichkeits- und Schönheitsrücksichten, um nicht zwei K-Laute in zwei auf einander folgenden Silben aussprechen zu müssen, erlaubt, zuweilen Alabarch statt Arabarch zu sagen. Die Autoritäten versichern, daß diese Fusionen von λ und ρ im Koptischen und Griechischen gleich oft vorkommen. Arabarch ist kein Provinzgouverneur, wie aus etymologischen Gründen zu vermuthen gewesen wäre, es ist vielmehr ein Finanzoffizier, der sich mit dem Erheben von Taxen auf Transporte und dem von Zöllen abgibt. Jedenfalls war er das zur Zeit der römischen Verwaltung in Aegypten. Aus ptolemäischen Inschriften und Urkunden kennt man keinen Arabarchen. Einen Libyarchen dagegen finde ich in dem Prostagma 37 (publicirt von Grenfell und Mahaffy 1896: Revenue Laws of Ptolemy Philadelphus), worin die Behörden angewiesen werden, wie die ἕκτη, das Sechstel des Ertrags der Weinberge und Obstgärten, auf die Königin übertragen werden solle. Aus der Reihenfolge, in der in diesem Schriftstück — ich citire nach der Besprechung von P. Viereck in der Nummer vom 26. Dec. 1896 der Berliner philologischen Wochenschrift, da das Original mir nicht zugänglich war — die mit der Ausführung obiger Anweisung betrauten Beamten angeführt werden, und deren Namen wohl nach dem Tschin, wie man sich in dem beliebten Mongolisch ausdrückt, mit dem Strategen beginnend, auf einander folgen, rangirt der Libyarch hinter den königlichen Schreibern, so daß auch daraus zu schließen ist, daß auch der Libyarch analog den Arabarchen Finanzaufseher war und für die libysche Provinz Aegyptens das gleiche Amt bekleidete, wie der Arabarch für die ägyptische Provinz Arabia: so heißt bei Strabo der östlich vom Nil liegende Theil Aegyptens. Auch Wissowa's neue Ausgabe von Pauly's Reallexikon führt zwar noch zwei verschiedene Artikel Arabarch und Alabarch auf, neigt aber der Ansicht zu, daß beide Bezeichnungen das gleiche Amt bedeuten. Zwei Stellen der classischen Literatur sprechen vom Arabarchen: Cicero ad Atticum II, 17, 3 und Juvenal I, 130. Beide gebrauchen das Wort in ironischem Sinne. Cicero bezeichnet spöttisch damit Pompejus, den er vorher mit Anspielung auf den kleinen arabischen Emir von Emesa Samsiceranus mehrfach genannt hatte, vielleicht ohne die Bedeutung des Arabarchats genau zu wissen, vielleicht aber auch (s. Drumann II, S. 226), um Pompejus als Zöllner zu höhnen, weil dieser in seinem Triumph 61 v. Chr. sich gerühmt hatte, die Einnahmen aus Zöllen von 50 auf 85 Millionen erhöht zu haben. Und zweifellos macht sich Juvenal über den gewissen beliebigen Arabarchen oder Alabarchen lustig, dessen Name nicht genannt ist, dessen Standbild aber unter denen berühmter Männer auf dem Forum Augusti zu finden und deßhalb jedem Römer bekannt war. Wie wir aus dem Text der Inschrift von Coptus sehen werden, hatten die Arabarchen eine Thätigkeit, die dem Beamten Gelegenheit gab, sich gehörig zu bereichern. Einem solchen ägyptischen Arabarchen wird es wohl gelungen sein, sich später in Rom durch seine Reichthümer eine hervorragende Stellung zu verschaffen und es so weit zu bringen, daß man seine Bildsäule auf dem Forum aufstellte. Ob nun Juvenal in dem folgenden (I, 131) bestrittenen Verse sagen wollte: die Bildsäule, an der „Verunreinigung verboten" angeschrieben steht, oder: die Bildsäule, die man auf jedwede Weise — bei Aristophanes, Wespen 394, kann man das, was Juvenal kräftig andeutet, noch kräftiger lesen — befudeln sollte, jedenfalls glaube ich, Juvenal hat damit solch reich gewordenen Zöllner treffen wollen, dessen Bekanntschaft in unangenehmer Weise er vielleicht in Aegypten gemacht hatte — denn er war dort gewesen —, den er bei der Art und Weise, wie jener sich Reichthümer schuf, hatte beobachten können und über dessen Bildsäule, bei solcher Vergangenheit, er sich um so mehr entrüsten mußte. Juvenal kannte ihn, ob man nun das quis mit „ein beliebiger" oder „ein gewisser" übersetzt. Noch klarer geht aus einem Epigramm des Palladas von Alexandria, der im 4. Jahrhundert nach Christus lebte, des armen Teufels, der bei seinen treffenden Epigrammen aus Noth seinen Pindar und Kallimachus verkaufen mußte — nicht sein schlimmstes Unglück, das war seine Xanthippe — hervor, daß Alabarch einen Geldprotzen bedeutet. Bei ihm findet man die sprichwörtliche Redensart: Aus einer Alabarchie kam er in eines Grammatikers Haus — es ist von einem Esel die Rede — was so viel heißt, wie aus einem reichen Haus in ein armes. Die beiden Inschriften C. J. G. III, 4751 Arabarch und Epistrateg der Thebais und III, 5075, in welch letzterer nur von dem Sohn eines Arabarchen die Rede ist, welcher Sohn Strateg des ombitischen Kreises war, sprechen nicht dagegen, daß der Arabarch Finanzbeamter war. Vielmehr vermuthe ich, daß höheren, mit militärischen Würden bekleideten römischen Beamten bisweilen das einträgliche Arabarchat mit zugetheilt war, wobei allerdings auffällig, daß in der Inschrift 4751 der Epistrateg zu zweit genannt ist. — Dem auf der Coptusinschrift erwähnten Arabarchat in Coptus kam wohl nicht auch noch ein höheres Militäramt zu. Dem an gleicher Stelle mit Namen genannten L. Antistius Asiaticus, Präfecten des Berenike-Gebirges, der auch Commandant der in Coptus stationirten Truppen war — dieses Amt ist uns durch mehrere Inschriften bekannt, namentlich die von Sulmo spricht vom praefectus praesidiorum et montis Berenices — lag der Schutz der von Coptus nach Berenike und Kosêr führenden Straßen ob; vielleicht hatte er auch die Posten zu Berenike und die Mannschaft der erythräischen Küstenflotte zu erneuern und mit frischem Material zu versorgen. Die Straße von Coptus (Kouft) nach Berenike führte über Lakêta, wo nach Baedekers Oberägypten die Reisenden der gleichen Route heute noch Halt machen. In Lakêta trafen drei Straßen zusammen, die von Kene, Theben und Coptus, und führten südlich nach Berenike, nördlich nach Kosêr, dem früheren Leukos Limen (s. die betreffende Karte von Dümichen in Ed. Meyers Geschichte des alten Aegyptens). Nach Plinius und dem Itinerar des Antoninus war die Distanz zwischen Coptus und Berenike 400 Kilometer jetziger Rechnung. Der russische Reisende Golenischeff brauchte dazu 11 Tage. Daraus geht hervor, daß die im folgenden aufgeführten Taxen nicht Beförderungsgebühren bedeuten, wie der Veröffentlicher der Inschrift, Pierre Jouguet, anfangs glaubte, sondern Abgaben. Für erstere wären sie in Anbetracht der großen Distanz zu minimal. Nur ist mir diese römische Finanzpolitik nicht verständlich, welche zum römischen Heer gehörige Personen — ausgenommen gewisse Damen — und zum Militärdienst bestimmte Thiere und Gegenstände dem Staat Taxen für Beförderungserlaubnißscheine und mil-

Digitized by Google

täriſche Begleitung nach den Stationen zahlen läßt. Die Stele gibt nämlich nur den Tarif für ſolche Perſonen und Dinge, welche in Beziehung zur Garniſon und Flotte ſtehen.

Die culturhiſtoriſch und finanzpolitiſch intereſſante Inſchrift lautet nach dem Original des B. C. H. und der Ueberſetzung und den Erklärungen Pierre Jouguets: „Auf Befehl des Kaiſers iſt der Tarif der Taxen (vectigal Arabarchiae im Cod. Juſtin. IV, 61, 9), welche die Steuerpächter für Transporte verlangen dürfen, und welche in Coptus auf der Arabarchie zu zahlen ſind, auf Veranlaſſung des L. Antiſtius Aſiaticus, Präfecten des Berenikegebirges (unbekannte Perſönlichkeit) in dieſe Marmorſäule eingegraben worden:

„Für einen Steuermann des Erythräiſchen Meeres	8	Drachmen ??
für einen Vorderſchiffhauptbootsmann	10	„
„ „ Hinterſchiffhauptbootsmann?	10	„
„ „ Matroſen	5	„
„ „ Schiffscalfaterer?	5	„
„ „ Schiffsarbeiter	8	„
„ Frauenzimmer (Hetären), einerlei wie viel im Zuge waren (Genitiv pluralis ſteht) — es kommt noch eine beſondere Weibertaxe dazu	108	„
für an Matroſen verheirathete Frauen	20	„
„ „ Landſoldaten „ „	20	„
„ jede Tafel (πιττάκιον, Reeepiſſe über erhaltene Taxen), die ein Kamel zählt	1	Obol
für das dazu nöthige und gehörige Regierungsſiegel	2	Obolen
Im Augenblick des Abmarſches der Expedition iſt zu zahlen:		
für jede Tafel, die einen Mann bezeichnet, der den Marſch ins Innere mitmacht	1	Drachme
für jede Tafel, die eine Frau bezeichnet ꝛc. ꝛc.	4	Drachmen
für einen Eſel	2	Obolen
„ „ Kiſtenwagen	4	Drachmen
„ „ Schiffmaſt	20	„
„ eine Segelſtange	4	„
„ einen Sarg hin und zurück . .	1 und 4	Obolen?

Im Jahre 9 des Kaiſers Cäſar Auguſtus . . . . am 15. des Pachon."

Soweit die merkwürdige Inſchrift. Uebrigens iſt auch die Stelle des Juſtinianiſchen Edicts XI, 2, in der von einem Alabarchen die Rede iſt, volkswirthſchaftlich intereſſant. Aus ihr geht nämlich hervor, daß ägyptiſches Gold im Verkehr Disagio ſtand. Denn Juſtinian verbietet in dem Edict, daß die Behörden weiter ein Agio von 9 solidi auf das ägyptiſche Pfund Gold (von 72 solidi) fordern.

Gibt uns die Inſchrift von Coptus die Gewißheit, daß der Arabarch ein Finanzbeamter, reſp. die Arabarchie eine Zollzahlſtätte war, ſo findet der Juvenalfreund in ihr außerdem Anregung zu Ideen, die möglicherweiſe der Wirklichkeit entſprechen, wenn ſie auch nicht zu beweiſen ſind. Die Inſchrift gibt ja nicht einmal den Namen des Kaiſers, nach der Datirung mit ϟ' hat man die Wahl zwiſchen den über neun Jahre regierenden Kaiſern, wozu Domitian gehört. Letzteren Namen hat Jouguet eingefügt, und zwar, wie ich mir denke, dem Berichte gemäß, den Flinders Petrie über die Ausgrabungen in Coptus in der Academy vom 19. Mai 1894 gibt. Ich leſe da: Some af the greek inscriptians are of interest especially one faund just before I arrived, giving the customs tariff on persons and gaads fram the Red sea under Damitian. Nun komme ich zu folgenden, Juvenal betreffenden und oben ſchon angedeuteten Combinationen: Juvenal ſtand um die Zeit, als der ungenannte Arabarch, deſſen Thätigkeit aus der Inſchrift zu erſehen iſt, in Coptus im Amte war, als Offizier ebenfalls zu Coptus. Er hat ſich über den Arabarchen geärgert und es nicht vergeſſen. So traf er ihn mit ſeinem Spotte Satire I, 130, in der er, wie überhaupt in ſeinen Satiren (ſ. Schlußverſe der erſten), die Todten der letzten Decennien hat treffen wollen. Vielleicht war mit dem Arabarchen, Juvenals Antipathie, der Aegypter Criſpinus gemeint und das iterum des erſten Verſes der IV. Satire, wo wiederum von Criſpinus die Rede iſt — denn es iſt nur wahrſcheinlich und nicht ſicher, daß die IV. Satire vor der erſten geſchrieben iſt — bezieht ſich auf Criſpinus' Erwähnung in der erſten, I, 26 und I, 130. Vielleicht war es auch der alexandriniſche jüdiſche Renegat Ti. Julius Alexander, der getroffen werden ſollte. Sicher iſt nur aus Juvenals Schreibweiſe und Charakter zu ſchließen, daß ſich der Dichter, der nicht vergeſſen konnte, über einen Arabarchen ſchwer geärgert hatte und die Gelegenheit ſuchte, dieſen mit ſeiner beißenden Satire zu ſtrafen. Und warum ſollte Juvenal ſich ſeinen Groll nicht bei der Gelegenheit geholt haben, als er den Arabarchen in Coptus Reichthümer ſich erwerben ſah? Die Beſchränkung der Tarife im kaiſerlichen Edict zeigt ja, daß der Arabarch vorher willkürlich höhere erhoben hatte. Wenn nun Domitians Name den fehlenden Kaiſernamen erſetzt, ſo würde dies auch die für Juvenal einzig paſſende Zeit der Verbannung oder Strafverſetzung nach einem Grenzpoſten ſein. Eine ſolche konnte natürlich nur ſtattgefunden haben, ſo lange Juvenal Offizier war, auf keinen Fall nach 90 (ſ. Friedlaender Juvenalausgabe, Einleitung S. 43). Und das nennte Jahr Domitians war 90 n. Chr. Geb.

Noch etwas ſpricht aber auch dafür, daß vielleicht Juvenal gerade in Coptus ſtationirt war. Die nächſte Umgebung davon „super calidae maenia Copti" iſt der Schauplatz der XV. Satire Juvenals, wie er durch Flinders Petrie's Ausgrabungen von 1894/95 jetzt wohl ſicher geſtellt iſt. Während an dem 100 Meilen ſüdlich von Tentyra (Denderah) liegenden, bis jetzt einzig bekannten Ombos die Möglichkeit der mit einer Menſchenfreſſerei ſchließenden Prügelei zwiſchen Ombiten und Tentyriten, welche den Gegenſtand der XV. Satire Juvenals bildet, ſcheiterte, hat Flinders Petrie Nubt-Ombos, das er ganz in der Nähe von Tentyra gefunden hat, mit des Dichters Ombos identificirt. So las man in der „Times" vom 18. April 1895. (Die amerikaniſche Zeitſchrift „The natian", die auch darüber berichten ſoll, war mir nicht zugänglich.) So läßt ſich denken, woraufhin Juvenal die an und für ſich nicht ſehr intereſſante ägyptiſche Monſtroſität in der XV. Satire behandelt hat: die Oertlichkeit hat ihn dazu bewogen, an die er ſich Jahrzehnte ſpäter noch von ſeinem Aufenthalt in Coptus und ſeiner nächſten Umgebung her erinnerte, als man in Rom die Geſchichte erzählte, wie Aegypter aus Religionshaß einen Menſchen aufgezehrt hätten. Umgekehrt läßt ſich auch für die Inſchrift aus Coptus der Kaiſername Domitian ergänzen, wenn Juvenal wirklich um das Jahr 90 in Coptus ſtationirt war und der Arabarch der erſten Satire identiſch mit dem der Inſchrift iſt. Dann wurde durch dies Reſcript eben jenem Arabarchen und ſeinen Nachfolgern ein Zaum angelegt, damit ſie die Angehörigen der Soldaten nicht weiter maßlos auspreßten, und dann mußte Domitians Name ſtehen. Vielleicht gelingt es einem Berufeneren, dieſe Vermuthungen über Juvenals in Zeit und Ort viel beſtrittenen Aufenthalt in Aegypten thatſächlich zu begründen, und, meine Phantaſie in Wirklichkeit überſetzend, einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß von Juvenals Lebensgang damit zu ſchaffen. —

Digitized by Google

Nachtrag. Vorstehendes war bereits abgesandt und in Satz gegeben, da kam mir erst Flinders Petrie's prächtig ausgestattetes „Koptos“ (London 1896) zu Gesicht. Dasselbe bringt unter Nr. XXVII ein im Verhältniß von 1 : 4 verkleinertes, vorzügliches Facsimile der Tarifinschrift und S. 27 ff. Erklärungen dazu von D. G. Hogarth. Daraus entnehme ich, daß Domitian und das Jahr 90 als sicher einzustellen sind gemäß einer jetzt im British Museum befindlichen Inschrift: Nr. III der Classical Inscriptions bei Flinders Petrie, in welcher Domitian und Lucius Antistius Asiaticus, letzterer als praefectus Berenices, zusammen genannt sind.

Aus D. G. Hogarths Erklärungen des Tarifs der Stele, die von denen Jouguets theilweise abweichen, hebe ich hervor: ersterer nimmt an, daß die ersten 9 Tarifposten (bis Zeile 20 des griechischen Originals der Inschrift) solche Personen betreffen, die vom Rothen Meere herkommen, die von Zeile 21 an: „jede Tafel“ ꝛc., bezögen sich auf solche Personen und Gegenstände, die nach dem Rothen Meere hinreisten. Die letzte Taxe für den Sarg oder ein Leichenbegängniß würde erhoben, weil die Begräbnißplätze in der Wüste hochgelegen — el gebel, der Berg, in Aegypten genannt — sich befänden. Die hohe Taxe *γυναικῶν πρὸς ἑταιρισμὸν* mit 108 Drachmen erklärt Hogarth entweder als eine Art Prohibitivzoll auf Hetären, und zwar per Kopf, damit die großen Garnisonen, darunter Coptos, resp. deren Gesundheitszustand, vor zu starker Einfuhr von Prostituirten, arabischen, indischen, Negerfrauenzimmern, geschützt würden, oder aber auch, weil besonders fashionable Damen daher kamen, denen oder vielmehr deren Patronen die hohe Taxe nichts schadete. — Daß an der Grenze des Reiches die *πορνοβοσκοί* (lenones, Bordellhälter) Eingangszölle auf die einzuführenden Hetären zahlen mußten, entnimmt Hogarth aus Philostrats Leben des Apollonius von Tyana. Als dieser den Euphrat überschritt, wurde er von den Zöllnern gefragt, was er Steuerbares bei sich habe. Er antwortete: die Sophrosyne, die Dikaiosyne und die Andreia. Da die Zöllner daraufhin die Sklavinnentaxe erheben wollten, klärte sie Apollonius erst über seinen Witz auf (s. auch H. Dessau, Der Steuertarif v. Palmyra aus dem Jahre 136, Hermes XIX, S. 517, dem Hogarth vielfach gefolgt zu sein zugibt). Ein andere Scala für diesen theuren Einführungsgegenstand als die durch die Coptosinschrift ist nicht bekannt. Im übrigen will Hogarth ebenso wenig wie Jouguet definitive Erklärungen geben und macht sich genügend Fragezeichen, denn die Coptosinschrift ist ein Unicum. Auch Hogarth nimmt an, daß Arabarchie und Epistrategie nur sometimes combined waren (s. o. C. J. G. 4751); er hält dagegen den Arabarchen nicht für einen reinen Finanzoffizier, vielmehr läßt er ihm auch die Fürsorge für die Häfen des Rothen Meeres und die Wege von da nach dem Nilthale obliegen. Im allgemeinen sieht Hogarth den Tarif für einen solchen an, der für Benützung der Reichsstraßen und für die durch Escorte gegebene Sicherheit gezahlt wird wegen der besonderen Schwierigkeiten und Gefahren der betreffenden Straße, und zwar muß er von jedermann und nicht bloß von zum Heer und zur Flotte in Beziehung Stehenden gezahlt werden — womit meine oben wegen der sonderbaren römischen Finanzpolitik, welche die Personen und Bedürfnisse des eigenen Heeres besteuert, erhobenen Bedenken in Wegfall kommen würden. — Meine Juvenalcombinationen werden durch Flinders Petrie's Buch nicht berührt. M.

Von der Straßburger Jubelfeier.

Worte im Namen der früheren Lehrer der Kaiser Wilhelm-Universität gesprochen zu Straßburg am 1. Mai 1897 von Gustav Schmoller.

„Magnificenz, hochgeehrte Festversammlung, werthe Collegen, liebe Cammilitonen! Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, im Namen der früheren Lehrer dieser Hochschule dem jetzigen Lehrkörper unsern herzlichsten Dank dafür auszusprechen, daß Sie uns zu diesem Feste geladen haben, und Ihnen zugleich unsre wärmsten Glückwünsche für Gegenwart und Zukunft darzubringen.

Ich thue es bewegten Herzens! Denn unwillkürlich steigen in diesem Augenblicke alle die Erinnerungen an die Jahre 1872—82, die ich hier unter Ihnen weilen, mit Ihnen lehren durfte, in mir auf. Die treuen Genossen und Mitarbeiter, die nicht mehr sind, gehen an meinem Blicke vorüber; bin ich doch von den Rectoren der ersten Jahre heute der einzige Ueberlebende. Aber ich sage Ihnen meine Glückwünsche zugleich freudigsten Herzens, denn die Universität kann stolz darauf sein, was sie der Wissenschaft, der Welt und dem Vaterlande in diesen 25 Jahren geleistet hat, und was bisher geleistet wurde, verheißt gleiches in der Zukunft. Die heutigen Lehrer haben nicht nur behauptet, was wir begonnen; sie haben es befestigt und vermehrt.

Und wenn ich nun versuche, zu sagen, was nach meiner Meinung die eigenthümliche Stellung und Bedeutung der Universität Straßburg ausmache, so möchte ich das anknüpfen an die Frage, welche Rolle die Universitäten im Geistesleben des deutschen Volkes in unserm Jahrhundert überhaupt gespielt haben. Man hat oft gesagt — und in gewissem Sinne mit Recht —, die Universitäten hätten heute einen geringeren Einfluß als früher. Ich sage, das sei in gewissem Sinne wahr: denn ihre Lehrer greifen heute nicht so offen, so deutlich, so häufig ins praktische Leben der Nation, der Politik ein wie früher. Ob aber ihr indirecter Einfluß, die Macht ihrer Lehre, der Strom der von ihnen ausgehenden Anregung nicht heute doch ein größerer sei, darüber wird man mit Recht streiten können. Ich glaube es fast. Und es scheint mir mit eben den Ursachen zusammenzuhängen, welche die Größe Straßburgs ausmachen.

So oft in den letzten Jahrhunderten in Deutschland neue große Universitäten gegründet wurden, waren es zwei Factoren, die zusammenwirkten: große politische Ereignisse und Veränderungen des nationalen Lebens gaben den Anstoß, die Mittel; und diejenigen geistigen und wissenschaftlichen Strömungen, die eben in diesem Moment die aufstrebenden, die kräftigsten, die gesündesten waren, die kamen nun auf der neu gegründeten Hochschule naturgemäß so viel stärker und reiner zum Ausdruck, als auf den alten Universitäten, daß der neuen Schwester nicht blaß äußerlich eine führende Rolle, ein ganz besonderes Ansehen zufiel, sondern daß sie auch für ein oder zwei Menschenalter in der That mehr leistete, als die meisten anderen Universitäten.

Als Berlin und Bonn im Anfang unsres Jahrhunderts begründet wurden, da concentrirte sich an ihnen der eigenthümliche Geist jener tief bewegten, auf hoch gespannte Ideale gerichteten Zeit: starkes nationales Empfinden, ernster historischer Sinn für die deutsche Vergangenheit, ein philologisch-literarisches Studium, das von der Abendröthe unsrer großen classischen Literatur seine Farben empfing, eine große speculative Philosophie, eine Naturforschung, wie sie in Alexander v. Humboldt ihren classischen Vertreter hatte, das waren die wichtigsten Elemente, welche vorherrschten. Wer unter den heute Lebenden die deutschen Universitäten schon in den fünfziger und sechziger Jahren kennen lernte, weiß, daß noch damals in der älteren Generation diese Tendenzen vorwalteten. Jeder Gebildete stand damals noch unter dem Zauber dieser urbanen, feinfühlig universal gebildeten, idealistisch oder romantisch gefärbten alten Heeren. Und jeder historisch Denkende weiß, daß diese Richtung den Kern und die Kraft der deutschen Universitäten in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ausmachte. Aber die Gelehrten jener Zeit waren nicht frei von Romantik, von einem Idealismus, der zu viel wollte und darum der Forschung hinderlich wurde. Die bloße Speculation, das Herausspinnen aus Begriffen herrschte zu sehr vor. Ahnungen, Constructionen waren zu umfangreich in das Wissen eingemischt.

Digitized by Google

Es mußte eine andere geistige und wissenschaftliche Strömung kommen: nüchterner, kritischer, vielleicht weniger liebenswürdig, aber tiefer bohrend, weniger ästhetisch empfindend, weniger literarisch geschult, aber mit mehr Energie der Wahrheit ins Antlitz schauend, so trat eine jüngere Gelehrtengeneration auf. Ein Hunger nach Thatsachen, nach Wirklichkeit war entstanden, die empirische Beobachtung und Forschung wurde überall nöthig. Der Realismus verlangte sein Recht gegenüber den Uebeln eines absterbenden Idealismus. Die besten Köpfe der Philologie, der Historie, der Naturwissenschaft hatten längst dahin gedrängt. Aber langsam war ihr Vordringen auf den Lehrstühlen. Helmholtz und Zeller konnten erst 1871—1872 in Berlin einen Platz finden.

Der Geist, der diese Männer in die deutsche Reichshauptstadt führte, hat obgewaltet bei der Auslese der Männer, welche die neue Universität Straßburg bildeten. Unter ihnen waren nur wenige Aeltere, nur wenige, welche schon einen erheblichen wissenschaftlichen Namen in weiteren Kreisen hatten. Die sogenannten berühmten Namen, die Sexagenarii, versagten, sie waren zu einer Verpflanzung und Neugründung auch nicht so zu brauchen. Wir, die wir uns 1872 hier versammelten, waren meist kaum über 30 Jahre alt. Ein geistvoller sarkastischer Beobachter, der Straßburg in jenen ersten Jahren kennen lernte, faßte den Eindruck, den wir ihm im Gegensatz zu den älteren Universitäten machten, in dem Wort zusammen: es komme ihm vor, wie wenn man lauter Assistenten zu ordentlichen Professoren gemacht hätte.

Ja, es gab damals in Straßburg nur wenige Lehrer, deren Jugendeindrücke und Schulung vor die Zeit von 1848 fiel. Und die wenigen, die älter waren, paßten nach Methode und Geistesrichtung zu uns Jüngeren, wie z. B. der große historische Theologe Reuß. Mit wenigen Ausnahmen waren die sämmtlichen Lehrer der jungen Universität Vertreter eben jenes Realismus in der Wissenschaft, der in allen Gebieten zu schärferer Kritik, zu strengeren Methoden, zu neuen Resultaten führte. Mochte man einseitig sein, mochten wie keine Juristen, Historiker, Mediciner mehr haben, die zugleich als große parlamentarische Redner glänzen wollten und konnten: im Hörsaal, im Seminar, im Laboratorium und Institut stellten wir unsern Mann. Ob beredt oder nicht, wir wollten lernen und lehren, wir waren ganz neu erfüllt von unsrer Lehrthätigkeit und darum fanden wir Schüler. Und bald hieß es: wer etwas lernen will, muß nach Straßburg gehen; in Straßburg ist man fleißiger als anderwärts; dort sind Institute, dort hat man etwas vom Docenten.

So ist, will mir scheinen, der Name Straßburgs als Universität erwachsen, nicht durch glänzende Namen und Redner, durch pathetische und ästhetisch auf Stimmung und Richtung wirkende Akademiker, sondern durch eheliche, einfache, empirische Arbeit in der Wissenschaft, dadurch, daß wir dem berechtigten Realismus der Zeit einen stärkeren Ausdruck geben konnten, als die anderen Universitäten; wir gehörten alle derselben Generation an, feuerten uns deßhalb gegenseitig an, förderten uns gegenseitig und wir erhielten von einer hochherzigen Regierung so reiche Mittel für Unterrichtseinrichtungen, wie sie den alten Universitäten erst langsam, nach und nach zuflossen.

Der Realismus, dem ich so das Wort rede, ist mit dem wahren Idealismus wohl verträglich, ja er setzt ihn voraus; er steht nur im Gegensatz zum falschen, geschwätzigen, täuschenden Idealismus, der das Dach decken will, ehe er die Fundamente gelegt. Der rechte Idealismus soll die innere erwärmende Kraft bilden, die den Zusammenhang der Dinge fühlt, ahnt und unsre Seele zu den höchsten Zielen leitet. Der falsche Idealismus in der Wissenschaft will es sich leicht machen; er scheut die Mühe und die empirische Detailarbeit; er will Gefühle an die Stelle der Forschung und der Gedanken setzen.

Wie Deutschen mußten auf allen Gebieten aus den Nebeln heraus auf den festen realen Boden der Wirklichkeit treten. Auch der große Gründer des Deutschen Reichs und sein edler Herr und Kaiser konnten nur als entschlossene Realisten uns wieder ein einiges großes Vaterland geben. Und doch waren sie beide zugleich die echten und wahren Idealisten.

Auch die großen Aufgaben idealer politischer Art, welche die Universität hier im Lande zu erfüllen hatte, konnten am besten durch diese Art wissenschaftlichen Unterrichts, durch wirkliche Forschung, durch echtes rücksichtsloses Streben nach Wahrheit erfüllt werden. In diesem schönen Lande nüchternen Denkens und Handelns mit seinen politischen und religiösen Gegensätzen, seinen vom Kriege her blutenden Wunden durfte man den Schwerpunkt des Universitätsunterrichts nicht etwa darauf verlegen, einseitig und voreilig deutschen Patriotismus zu predigen, sondern man mußte einfach zeigen, was die deutsche Wissenschaft leiste; man mußte zeigen, daß die Universität nicht im Dienste der Tagespolitik, sondern in dem der Wahrheit steht, daß sie auf allen Gebieten Gutes, Brauchbares, Nützliches den Landeskindern bietet, daß sie Früchte zeitigen kann, die man in ganz Deutschland wie in ganz Frankreich zu schätzen wisse.

Der Geist, die Methoden, die wissenschaftlichen Richtungen, die 1872 in Straßburg sich zusammenfanden, haben dann mehr oder weniger auf allen Universitäten gesiegt. Es war damit auch gegeben, daß der nüchterne, vorsichtigere realistische Betrieb der Wissenschaft nicht mehr so direct wie der ältere Idealismus, ich möchte sagen durch große Schlagwörter, auf die Massen wirken konnte. Aber der indirecte Einfluß der Universitäten ist, glaube ich, heute ein um so größerer. Die Zahl der Studirenden ist gewachsen und das, was sie aus den Universitäten mitbringen; sie lernen und wissen heute mehr und Sicheres, Brauchbareres. Wir brauchen also nicht zu verzagen, daß man uns nicht genug anerkenne, daß man heute weniger von den Praesessaren rede. Und vollends diese Hochschule wirkt heute so segensvoll, wie je eine große, neu gegründete Universität es gethan hat. Möge ihr stets nur gelingen, so an der Spitze des wissenschaftlichen Fortschritts zu bleiben wie bisher. Straßburg und die anderen deutschen Universitäten sind heute so sehr wie jemals die Hüter des heiligen Feuers, aus dem die geistige Kraft der Nation hervorgeht. Sie sind die Bildungsanstalten, welche die berechtigtste Form der Aristokratie erzeugt, die des Geistes und des Charakters, — die Aristokratie, welche in Deutschland bisher stets vorherrschte, welche stets im Bunde stand mit den monarchischen Traditionen, welche die Kraft unsres Staatswesens ausmachen, und mit den echt und gesund demokratischen Tendenzen, wie sie der Gesittung der Gegenwart entsprechen!"

Mittheilungen und Nachrichten.

R. E. **Grundzüge der Ethik.** Von Dr. Hermann Schwarz, Privatdocent an der Universität Halle. (Wissenschaftliche Volksbibliothek Nr. 51—52). Leipzig, Siegbert Schnurpfeil. 1896. — Die nicht leicht zu bewältigende Aufgabe, eine allgemein verständliche, kurz gefaßte und doch wissenschaftlich gehaltene Ethik zu schreiben, hat Verfasser recht glücklich gelöst. Er stellt sich nicht gleich anfangs auf einen Standpunkt, von dem aus dogmatisch Behauptungen ohne zwingende Kraft aufgestellt werden, sondern hebt vielmehr die richtige Ansicht aus der Kritik der mannichfachen ethischen Richtungen und ihrer Schwächen heraus. Als „antiethisch" bezeichnet zunächst Verfasser die rein historische Betrachtung, die das Sittliche als bloßes Ergebniß äußeren Zwanges und knechtischer Gewöhnung auffaßt, dann die naturwissenschaftlich-atomistische Ansicht, der das Individuum als ein bloß im Kampf ums Dasein sich erhaltendes, eigene Zwecke förderndes Wesen gilt, endlich den erkenntnißtheoretischen Solipsismus, der mit der Behauptung, die Außenwelt sei bloß Vorstellung des Ich, den Werth des sittlichen Handelns in Frage stellt. Nachdem weiter die Aufgaben der wissenschaftlichen Ethik in den Fragen: Wie werden wir gut und wie machen wir gut? Was ist gut, was ist böse? Was ist der Sinn des ethischen Strebens? präcisirt und die Eintheilung der Ethik in einen pädagogischen, beschreibenden und erklärenden Abschnitt gegeben worden, geht Verfasser dazu über, die Mittel zum Entwerden und zur Entwöhnung vom Schlechten darzulegen, wobei er sich auf das psychologische Gesetz der Disposition und Uebung stützt. So wird der intellectualistischen und eudämonistischen die Theorie der sittlichen Gewöhnung entgegengestellt. Der zweite Abschnitt bezieht sich auf die von Meinong in den „Psychologisch-ethischen Untersuchungen zur Werththeorie" gegebene Werthformel, welche durch Ausdrücke des „Gut" als „Correct" und „Verdienstlich" auf der positiven Seite einer „Werthlinie" und des „Schlecht" als „Zulässig" und „Verwerflich" auf der negativen eine Art moralischen Calculs ermöglicht.

Die Einseitigkeiten der Erfolgstheorie, ebenso die der Absichtstheorie werden durch die Gesinnungstheorie behoben, welche einem Handeln nur dann das Prädicat „sittlich" zuschreibt, wenn es auf

eine in sich gefestigte Gesinnung, auf einen guten Charakter hinweist. Die Probleme der erklärenden Ethik gliedern sich in die besonderen Fragen nach der Natur und dem Ursprunge unserer Bevorzugung des sittlich Guten vor dem Schlechten, das Problem der Sanction, und nach der Art und dem Ursprung des gebietenden, normativen Charakters des Sittlichen, das Problem der Verpflichtung. Es werden sowohl die eudämonistischen als die ästhetisirenden und intellectualistischen Lösungsversuche des ersten Problems als unzureichend abgelehnt, dagegen diejenige Form der Gewissenstheorie, welche das Sittliche und die moralischen Gefühle als das Resultat einer Entwicklung aus ursprünglichen Sympathiegefühlen ansieht, vertheidigt. F. Brentano's Intuitionslehre, nach welcher den moralischen Gefühlen ursprüngliche innere Nöthigung nach Analogie der „blindes Urtheile" zukommt, wird gleichfalls zurückgewiesen. Bezüglich des Pflichtproblems wird eine nominalistische (P. Rée) und eine nativistische Lösung unterschieden; erstere erklärt das Pflichtbewußtsein als bloß durch äußere Gesetzgebung entstanden, letztere als ein psychologisch bedingtes, innerlich angelegtes, wenn auch der Entwicklung unterworfenes. Pflichtmäßig heißt aber nicht etwa völlig neigungslos (wie Kant irrthümlich behauptet), sondern selbstlos handeln, mit dem Bewußtsein des Unwerthes der eigenen Person im Falle einer Verletzung oder Hintansetzung fremden Wohles. Das sittliche Schuldbewußtsein selbst ist nur erklärbar, wenn es als aus einem höheren, über uns hinausliegenden Prinzip herstammend betrachtet wird.

Das gut lesbare, zum Selbstdenken und zur Eigenbesinnung lebhaft anregende Büchlein, in dem ein gutes Stück selbständiger Arbeit steckt, kann bestens empfohlen werden, zumal der Preis (40 Pf.) lächerlich gering ist.

* Die **Pflanzenwelt Englands** zählt gegenwärtig 1440 Arten von Blüthenpflanzen. Im „Jouenal of Botany" findet sich eine interessante Zusammenstellung darüber, wie diese Pflanzenarten im Laufe der Zeit aufgefunden wurden. Der Botaniker Turner, dessen Arbeiten in die Zeit von 1538—68 fallen, kennt erst deren 230, am Ende des 16. Jahrhunderts waren etwa 480 bekannt. Die erste für Schottland eigenthümliche Pflanze wurde 1620 bekannt, die erste irische erst 1640. Durch Johnson (1629—41) kamen 100 neue Pflanzen hinzu, durch Parkinson 27. Bis auf die Zeit des großen Naturforschers Ray († 1707) waren 725 britische Pflanzen bekannt, dieser brachte aber nicht weniger als 205 neue Arten hinzu. Vor 200 Jahren etwa waren also 930 Pflanzenarten gefunden.

* **Tübingen.** Prof. Dr. **Busch** ist zum ordentlichen Mitglied der Commission für Landesgeschichte ernannt worden.

g. **Freiburg i. B.**, 6. Mai. Bei der gestrigen Feier des **Prorectoratswechsels** in der Aula der Universität berichtete der abtretende Prorector, Prof. Dr. **Krieg**, über das Studienjahr 1896/97. Danach betrug die Zahl der Studirenden im Sommersemester 1896 1453, im Wintersemester 1896/97 1149. Durch den Tod der Professoren Schill, Behaghel und Baumann verlor die Universität drei bewährte Kräfte. Berufungen an andere Hochschulen folgten die Professoren Cosack, Studniczka, Schulte, Busch und Weber. Neu eingetreten sind in den Lehrkörper die Professoren Stutz, Puchstein, Fuchs und Kiliani. Nach dem Bericht über die Jahresereignisse hielt der neue Prorector, Prof. Dr. **Rosin**, einen Vortrag über die Arbeiterversicherung und deren Bedeutung in volkswirthschaftlicher Hinsicht.

* **Gießen.** Im Alter von 67 Jahren starb, bereits seit einiger Zeit im Ruhestand, Geh. Justizrath Prof. Dr. G. **Kretschmar**.

* **Berlin.** Der Präsident der Akademie der Künste Prof. **Hermann Ende**, hat aus Gesundheitsrücksichten sein Lehramt an der **Technischen Hochschule** niedergelegt. Geh. Rath Ende gehörte dem Abtheilungscollegium für Architektur als nichtetatmäßig angestelltes Mitglied an; sein Lehrauftrag umfaßte Skizziren von Hochbauten. Diese Uebungen werden im Sommerhalbjahr vorläufig vom Privatdocenten Regierungsbaumeister Schmalz weitergeführt, der den Geh. Rath Ende schon im letzten Winter vertrat.

ll. **Kopenhagen.** Die **Glyptothek Ny-Carlsberg** des Hrn. Jacobsen hat wieder eine Reihe bedeutender Erwerbungen von antiken Sculpturen gemacht. Das Hauptstück darunter ist die Statue des sitzenden Dichters aus Villa Borghese, den man früher für Anakreon hielt, ein Werk von sehr ausgesprochener Eigenart und von hohem kunstgeschichtlichen Interesse. Ferner sind erworben worden die bekannte Amazone Sciarra, dann eine Wiederholung des Kopfes der Athena Giustiniani im Vatican, der Torso eines **Meleager**, von dem ganz erhaltene Statuen in Berlin und Rom stehen, eine schöne Panzerstatue des Trajan, endlich vier Musenstatuen. Dies sind Wiederholungen von Statuen der Musengruppe im Vatican, in denen Amelung mit großer Wahrscheinlichkeit Copien der thespischen Musen des Praxiteles erkannt hat. Die vier Exemplare der Glyptothek Ny-Carlsberg haben nach alten Nachrichten früher in der Villa Borghese gestanden, waren aber seit langer Zeit verschwunden und völlig in Vergessenheit gerathen. Aus Griechenland ist ein großer Stier aus Marmor in die Glyptothek gelangt, der ehemals als Grabschmuck diente; ein ähnliches Stück steht noch jetzt in Athen an der Gräberstraße vor dem Dipylon auf einer Grabnische. Die Portraitsammlung ist bereichert worden durch den Kopf eines hellenistischen Fürsten, der aus pergamenischem Marmor gearbeitet ist und in dem man daher wahrscheinlich einen der um die Kunst so hoch verdienten Herrscher von Pergamon zu erkennen hat. Von besonderer Schönheit endlich ist ein griechisches Weihrelief aus dem Ende des fünften Jahrhunderts vor Christus, auf dem vier stehende Gottheiten, zwei männliche und zwei weibliche, dargestellt sind, für die aber bei dem Mangel von Attributen und Inschriften noch keine gesicherte Deutung gefunden ist. Die Echtheit dieses Reliefs ist in einer Kopenhagener Zeitschrift von einem dänischen Gelehrten in Zweifel gezogen worden, doch konnten die von ihm vorgebrachten Gründe zum Theil schon nach den photographischen Reproductionen als durchaus nicht stichhaltig erkannt werden. Hr. Jacobsen hat selbst in einer Erwiderung in derselben Zeitschrift die Echtheit seines Reliefs vertheidigt und konnte dabei die allerdings nur nach Photographien begründeten Urtheile Furtwänglers und Arndts, die sich durchaus für Echtheit aussprechen, abdrucken. Professor Kaltmann aus Berlin hat nach einer Untersuchung des Originals diese Urtheile bestätigt, so daß wohl weiter kein Zweifel an dem antiken Ursprung des Reliefs bestehen kann.

* **Helsingfors.** Die **juridische Facultät** hat auf Initiative des Prof. Baron Wrede das Consistorium Academicum aufgefordert, gehörigen Orts einen Vorschlag zu machen, daß die **Lehrkräfte** der Facultät um wenigstens zwei **vermehrt** werden sollen. Die Facultät zählt gegenwärtig nur vier ordentliche Professoren und zwei Adjuncten, während dieselbe Facultät an den skandinavischen Universitäten bis acht Lehrer aufzuweisen hat. — Gemäß einer Verordnung vom 13. März 1896 wird der höhere **landwirthschaftliche Unterricht** demnächst nach der Universität verlegt, wodurch eine lang ersehnte und bedeutungsvolle Neuerung auf dem Gebiet des Ackerbauunterrichts im Lande eingeführt wird. Der Verordnung zufolge sollen zwei neue Professuren creirt werden, nämlich eine für Ackerbaulehre und Oekonomie und die andere für Agriculturchemie und Physik, sowie auch eine Adjunctur für Pflanzenphysiologie, Bakteriologie und Entomologie. Eine vom Consistorium Academicum niedergesetzte Commission, welche sich über die Amtspflichten der neuen Professoren auszusprechen hatte, hebt indessen hervor, daß der Ackerbauunterricht bei der Universität stärkere Lehrkräfte erheischt, und proponirt in dieser Beziehung die Creirung von nicht weniger als sieben neuen Professuren, und zwar eine Professur für Agriculturchemie, eine für Nationalökonomie des Ackerbaus, für Ackerbaulehre, für Hausthierlehre, für Meiereilehre und schließlich für Forstwissenschaft; hiezu soll noch die obengenannte Adjunctur kommen.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch d. Naturwissenschaften. 1896–1897.

Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; angewandte Mechanik; Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel, Industrie und Verkehr. **Zwölfter Jahrgang.** Unter Mitwirkung von Fachmännern herausg. von Dr. **Max Wildermann.** Mit 89 in den Text gedruckten Abbildungen, zwei Karten und einem Separatbild: Die totale Sonnenfinsterniß vom 8.—9. August 1896. gr. 8°. (XII u. 560 S.) M. 6.—; geb. in Leinwand M. 7.— (7520)

Jahrgang 1897. München, Samstag, 8. Mai. Nummer 103.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Venedig im 18. Jahrhundert. I. Von Julius v. Schlosser. — Ackerbaugeräthe und Ethnographie. — Mittheilungen und Nachrichten.

Venedig im 18. Jahrhundert.[1]

Von Julius v. Schlosser.

I.

Am 12. Mai dieses Jahres wird ein Säculum verflossen sein, daß eines der ältesten und merkwürdigsten Staatswesen Europa's, die Republik Venedig, vom Schauplatz verschwunden ist. Fast vierzehn Jahrhunderte hatte die „Biberrepublik", wie sie Goethe nennt, hinter sich, ohne daß ein fremder Eroberer jemals den Fuß in ihre märchenhafte, auf Pfählen gegründete Dominante gesetzt hätte, ein einzig dastehendes Beispiel unter all den Staatenbildungen italischen Landes, die nach dem Falle des Imperiums fast alle Nationen, die die neuere Geschichte machten, als Beherrscher gesehen hatten. Und selbst damals hätte sich die alte Königin der Adria und der Levante in ihren schwer zugänglichen Lagunen halten können, wie sie in den Tagen der Liga von Cambray unter den furchtbarsten Schicksalsschlägen ganz Europa Stand gehalten hatte, wie sie in unserm Jahrhundert noch, isolirt und in höchster Noth, durch anderthalb Jahre den Mitteln moderner Belagerungskunst getrotzt hat. Aber Venedig fiel nicht sowohl durch die Truppen und den Verrath Napoleons, als durch die Schwäche und Indolenz seiner herrschenden Classen. Seltsame Tragik, daß ein Sohn Corsica's seinen Untergang besiegelte, jenes Königreiches, das seiner alten Todfeindin Genua unterworfen gewesen war, die in jenen Tagen gleichfalls, doch längst zum Schemen geworden, von der politischen Bühne abtrat!

Ein Jahrhundert liegt zwischen uns und jener Zeit; alte Vorurtheile und Parteilichkeiten sind indeß zu nichte geworden, und wir blicken heute mit größerer Sachlichkeit und Ruhe, die ein wärmeres Empfinden gleichwohl nicht ausschließen, auf jene Periode zurück. Das 18. Jahrhundert ist uns nicht mehr die Rumpelkammer, in die unsre Großväter Hausrath und Anschauungen ihrer unmittelbaren Vorfahren verbannt hatten; gerade auf dem Gebiete der bildenden Kunst fühlen wir den raschen Pulsschlag der freien Beweglichkeit jener Zeit uns näher, als den kalten Akademien und der anspruchsvollen, aber doch so dürftigen Cartoukunst vom Anfang unsres Jahrhunderts. Wir sehen in Griechenland einen vielleicht nie wieder erreichten Höhepunkt künstlerischen Lebens, aber nicht mehr Norm und Vorbild für eigenes, längst anderen Bahnen folgendes Schaffen; und die moderne Wissenschaft hat uns überzeugt, daß allgemein gültige Kunstgesetze ins Land philosophischer Träume gehören, daß die Schönheit gewachsen ist wie Recht und Sitte und wie diese historisch zu begreifen und zu schätzen ist — eine Wahrheit, die schon dem klaren Auge unsres Dürer aufgegangen war. So ist das Barocco wieder zu Ehren gekommen, dem noch die Romantiker tödtlichen Haß zugeschworen hatten, sie, denen nach der edlen Einfalt der Winckelmann'schen Antike die mittelalterliche Phantastik Ideal und Norm geworden war, und wir lächeln heute über Kaulbachs Zopfkrieg an der neuen Pinakothek in München, der freilich ominöserweise indessen von der ausgleichenden Hand der Zeit fast getilgt worden ist. Und so ist auch für die glänzende Kunst Venedigs im vorigen Jahrhundert der Zeitpunkt gerechter Würdigung gekommen, für sie, die seit des alternden Goethe Tagen mit den Schlagworten von Manier, Improvisation und Coulissenmalerei abgethan worden war. Freilich ist es nicht gar so lange her, daß der letzte und größte Frescant jener Tage, G. B. Tiepolo, namentlich durch die Franzosen wieder zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist; jener Meister, der uns nach dem treffenden Wort eines modernen englischen Kunstkritikers fast mehr als der erste der neuen, denn als der letzte der alten Maler erscheint. Die Kunst Ostasiens, die gerade in jenem Jahrhundert intensiv auf Europa wirkte, hat uns eben im Verein mit unsrer modernen, viel bewegten, von Japan aus so nachdrücklich beeinflußten Malerei die Augen geöffnet für den Reichthum an malerischen Errungenschaften, der in jenen Werken des Settecento steckt. Es ist nicht bloß Modesache, daß z. B. die venezianischen Vedutenmaler auf dem europäischen Kunstmarkt immer höher im Preise steigen; die Engländer, seit dem vorigen Jahrhundert an der Spitze der modernen Kunstentwicklung stehend und den Fluctuationen des Continents nicht unterliegend, haben mit der künstlerischen Schätzung dieser Dinge begonnen. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß Piarretta's junger Fähnrich, der früher in einem dunklen Winkel der Dresdener Galerie hing, nunmehr, in günstige Beleuchtung gerückt, jahraus jahrein zahlreiche Copisten beschäftigt. Und so hat man im vorigen Jahre das zweite Centenarium der Geburt Tiepolo's in seiner Vaterstadt durch eine Ausstellung und festliche Veranstaltungen gefeiert, und Würzburg, das in seiner herrlichen Bischofsresidenz das einzige Freskenwerk des Meisters auf deutschem Boden besitzt, ist diesem Beispiel gefolgt.

So dürfte es heute, wo wir an der Schwelle des 20. Jahrhunderts stehen, nicht unangemessen sein, vor Kunstfreunden jenes Venedigs, wie es vor hundert Jahren noch lebte und blühte, zu gedenken. Es ist ein Gemälde voll Farbe, Leben und fast nervöser Unruhe, nicht anders als ein Fresco Tiepolo's selbst, das sich vor uns aufthut, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich dem Auge dies überreiche Bild in einer flüchtigen Umrißzeichnung nahe bringen könnte. Das glänzende Leben Alvenedigs, das in seinem letzten Jahrhundert alle seine Kräfte nochmals wie zu einem seiner berühmten Feste versammelt, ist nach der Katastrophe des Jahres 1797 wie ein Feuerwerk zerstoben, von dem nur das leere Gerüst übrig bleibt; damals ward Venedig die melancholische Wittwe der Adria, die wir aus Byrons und Platens Dichtungen kennen. Aber es

[1] Nach Vorträgen, gehalten am 18. und 22. März 1897 im k. k. Museum für Kunst und Industrie in Wien.

lebt noch fort, nicht sowohl in den zahlreichen literarischen Schilderungen, als in seiner Kunst, seinem treuesten Spiegelbilde. Diese in flüchtigen Worten vorüberzuführen, will ich hier unternehmen; sie ist aber, als die feinste Blüthe der Cultur, nur aus ihrem historischen Milieu heraus verständlich, dessen Schilderung ich daher zum Thema dieser ersten Betrachtung wählen möchte.[1])

An dem venezianischen Staate (er selbst eines der wundersamsten Kunstwerke und in seiner einzigen Staatskirche des hl. Marcus mit ihrer bizarren und doch so einheitlichen Mischung alt einheimischer, römischer, byzantinischer und orientalischer Elemente gleichsam verkörpert) waren die anderthalbtausend Jahre seines Bestehens nicht spurlos vorübergegangen. Der kunstvolle Bau zeigte Sprünge und Risse, der abbröckelnde Mörtel ließ wie an den sich neigenden Palästen, deren manche die Kreuzfahrer gesehen hatten, den inneren Schaden deutlich erkennen. Es hat aber damals keineswegs an erprobten Baumeistern gefehlt, die diese Schäden zu heilen trachteten, ja durchgreifende Restaurationen und Zubauten versuchten. Diese conservativste aller Republiken, so fest in den schwankenden Lagunenboden auf den eisenharten Eichenstämmen der Terra ferma gegründet, ist in vielen Dingen entschiedener mit der neuen Zeit gegangen als die großen und kleinen Monarchien des übrigen Italiens.

Obschon der Republik noch immer eine nicht zu unterschätzende Stimme im europäischen Concert zukam, war sie doch von ihrer einstigen Stellung als Großmacht, namentlich zur See, tief herabgesunken. Spanien und Portugal, nach der Erschließung der neuen Seewege, dann Holland, in vieler Hinsicht Venedigs Widerspiel im Norden, hatten ihr längst den Rang abgelaufen; doch auch deren glänzende Tage waren vorüber, und einer anderen Macht, zu immer größerer Bedeutung auch im modernen Geistesleben heranreifend, fiel die Herrschaft der Meere zu, dem britischen Inselreiche. Von seinem weiten Colonialbesitz jenseit des Oceans trennte sich gegen Ende des Jahrhunderts schon ein neues demokratisches Gemeinwesen los, die Vereinigten Staaten, mit denen Venedig 1783 noch einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen hat. Es ist bezeichnend, daß die Republik, sie, die einst das Banner des hl. Marcus auf die Mauern der alten Kaiserstadt Byzanz gepflanzt hatte, bei den Welthändeln des 18. Jahrhunderts in ängstlicher Reserve blieb; dies System der „bewaffneten Neutralität" hat ihr aber fast nur Nachtheile gebracht, und auf ihrem Territorium bekämpften sich unbekümmert die feindlichen Heere. Der letzte große Krieg, den sie geführt hat, war der Türkenkrieg 1714—1718, in dem Prinz Eugens siegreiche Truppen schließlich die Entscheidung herbeiführten. Nicht als ob die Venetianer sich ihres alten Ruhmes als Türkenstreiter unwürdig erwiesen hätten; unter dem Grafen Schulenburg kämpfte das Landheer, namentlich die dalmatinischen Truppen, mit größter Bravour, und die Republik hat ihrem letzten Condottiere denn auch ein Standbild in Corfu errichtet. Auf der Höhe von Lemnos fand Admiral Flangini den Heldentod; auf dem Bug seines siegreichen Flaggenschiffes wollte er noch sterbend Zeuge des Sieges sein. Aber im Frieden von Passarowitz büßte die Republik dennoch ihre letzten Besitzungen auf Candia sowie Morea ein, das noch am Ende des vorhergehenden Jahrhunderts Held Morosini „Peloponnesiacus" erstritten hatte. So blieben von dem einstigen stolzen Besitz, von den drei Königreichen der Levante nur noch Dalmatien, ein schmaler Küstenstrich Albaniens und die jonischen Inseln übrig.

Noch einmal, kurz vor dem Falle, hat sich die venezianische Flotte ihrer Tradition würdig gezeigt. Das war in den Tagen, als Angelo Emo, der letzte Seeheld Venedigs, 1785 den Bey von Tunis durch die Belagerung von Sfax mit seinen damals Aufsehen erregenden schwimmenden Batterien, 1782 Gibraltar demüthigte und damit noch einmal den Namen Venedigs als festen Bollwerks im Mittelmeer gegen Türken und Moresken in aller Mund brachte. Ludwig XVI. hat noch den siegenden Admiral begtückwünscht (ein tragischer Zug liegt auf diesem Höflichkeitsacte, den zwei dem Untergang geweihte Gewalten austauschten); die Zantioten überreichten ihm eine goldene Ehrenmedaille, die sich jetzt in der kais. Sammlung in Wien befindet. Emo ist 1792 vor Malta plötzlich gestorben, die Republik ehrte das Andenken ihres letzten Helden durch ein Grabmal in der Sala d'armi des Arsenals, eines der frühesten Werke des jungen Canova.

Die inneren Zustände der Republik waren viel besser, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, namentlich auf die tendenziös gefärbten Berichte älterer französischer Schriftsteller hin. Besonders die Regierung des Dogen Aloise Mocenigo II. (1763—1778) zeichnete sich durch wohl überlegte und eingreifende Reformen aus. In der richtigen Erkenntniß, daß durch den Wettbewerb namentlich der Freihäfen von Ancona und Triest der Lebensnerv der aristokratischen Kaufmannsrepublik bedroht würde, ward 1763 die venezianische Handelskammer nach Colbert'schem Muster begründet. Durch Herstellung besserer Verbindungen, namentlich mit dem deutschen Hinterland, suchte man den Handel zu beleben; wöchentliche Postdiligencen wurden über Roveredo nach Wien, über Mantua in die österreichische Lombardei eingeführt, während eine neue Straße über Tolmezzo in der Carnia den deutschen Waaren den kürzesten Weg nach dem Stapelplatz Portogruaro und damit ans Meer ermöglichen sollte. Das Lagunengebiet erheischte ohnehin stets die größte Aufmerksamkeit; eine der wichtigsten Fragen war die erst in unsern Tagen zum Abschluß gekommene Regutirung der Brenta. Vor allem ist hier aber das letzte, einer solchen Vergangenheit wahrhaft würdige Riesenwerk der Murazzi von Pellestrina und Sottomarina zu erwähnen, die endgültige Sicherung der südlichen Lagune durch die gewaltigen, heute noch im Zeitalter der Technik bewundernswerthen Dämme aus istrischem Stein, 1781 vollendet, ein wahres Römerwerk und der Schlußstein eines anderthalbtausendjährigen Kampfes gegen das Meer, allein im Stande, die Republik vor unverdienten Vorwürfen zu schützen.

Der so wichtige Landbau der Terra ferma war gleichfalls Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit. Schon 1765 erhielt die Universität Padua einen Lehrstuhl der Landwirthschaft, wohl einen der ältesten, verbunden mit einer Versuchsstation; man rief landwirthschaftliche Akademien und Gesellschaften ins Leben, ließ populäre Anweisungen für den Landmann drucken und vertheilen, die, auch ins Slavische übersetzt, dem Schmerzenskind der Republik, Dalmatien, zu gute kommen sollten. Reiche Patricier, wie Angelo Querini, beschäftigten sich mit landwirthschaftlichen Versuchen.

---

[1]) Hauptquelle der folgenden Schilderung ist Samuele Romanins grundlegendes Hauptwerk: Storia documentata di Venezia, Ven. 1859; Band VIII u. IX. — *Mutinelli*, Memorie storiche degli ultimi cinquant' anni della repubblica Veneta. Ven. 1854. — Dagegen: *Dandolo*, La caduta della rep. Ven. ed i suoi ultimi cinquant' anni. Ven. 1855. — Vielfach aus Romanin schöpfen: *Molmenti*, La storia di Venezia nella vita privata. Turin 1885. — *Galanti*, Carlo Goldoni e Venezia nel sec. XVIII. Padua 1882. — *Malamani*, Il Settecento a Venezia (über die Satiren- und Volksdichtung). Turin 1891. — Ferner: Miss *Vernon Lee*, Studies of the 18. century in Italy. London 1880. Ital. Mailand 1882. — Eine Beschreibung Venedigs in langathmigen lateinischen Hexametern, dem Dogen Polo Renier gewidmet, liefert in dieser Zeit noch *Nicander Jassaius* (Emmanuele de Azevedo): Venetae urbis descriptio. Ven. 1780.

Auch in der staatlichen Fürsorge für Industrie und Gewerbe ist die Republik, von altersher durch ihre öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen ausgezeichnet, mit ihrer Zeit vorwärts geschritten. Freilich hatte die alte, eifersüchtig gehütete Glasindustrie von Murano, die man übrigens gerade damals zu reformiren suchte,[1]) ebenso wie die Spitzenweberei schon längst unter der Concurrenz des Nordens gelitten. Durch Zeichenunterricht in den Schulen, durch öffentliche Feiertagscurse für die Handwerker, durch populäre Vorträge über Physik, Chemie, Mechanik, sowie durch Ausschreibung von Prämien suchte man dem Uebel zu steuern. Heute, in den Tagen der University Extension berührt es uns seltsam, daß schon 1771 an der Universität Padua auf die Petition der Gastaldi des Bauhandwerks hin freie volksthümliche Curse im Zeichnen und in der Architekturlehre eingeführt wurden. Alles wohlgemeinte Versuche, die aber zu spät kamen.

Es war gleichfalls im Geiste der neuen Zeit, wenn die kluge Handelsrepublik, die sich immer Rom und dem geistlichen Regiment gegenüber bei aller Strenggläubigkeit fest gezeigt hatte — niemals hat in Venedig ein Scheiterhaufe für Ketzer gebrannt —, 1767 die testamentarischen Verfügungen zu gunsten der todten Hand bedeutend einschränkte. Andrerseits zeigte sich der oft bewährte Billigkeitssinn der Regierung darin, daß in der Bewegung gegen die Jesuiten, die 1773 mit der Bulle Clemens' XIV. ihren Abschluß fand, die Mitglieder des aufgelösten Ordens nicht schutzlos in die Welt hinausgestoßen wurden, sondern eine Entschädigung aus der Casse der opere pie erhielten.

Zeichen einer neuen Zeit sind hier nicht zu verkennen; sie äußerten sich auf anderen Gebieten ebenfalls, aber destructiv, als Elemente des Verfalls. Vor allem kamen durch den Ansturm der neuen Ideen Frankreichs und Englands die scheinbar für die Ewigkeit gegründeten Grundfesten der Republik ins Wanken; die alten Autoritäten wurden erschüttert, oft durch ganz geringfügige, scheinbar kleinliche Anlässe. Ich will flüchtig einige besonders charakteristische Fälle erwähnen, weil sie auch auf die Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts ein scharfes Licht werfen. Vor allem die Affaire Gratarol. Eine Coulissengeschichte ist der Ausgangspunkt. Gratarol, Senatssecretär, dem Bürgerpatriciat des Libro d'argento angehörig, Rivale des Dichters Carlo Gozzi bei der schönen Schauspielerin Teodora Ricci, hatte das Unglück, in einer Komödie Gozzi's durch den Schauspieler Vitalba als eitler Geck caricirt, aber leicht kenntlich auf die Bühne gebracht zu werden. Die Inquisitoren, an die er sich wandte, wollten oder konnten unter dem Drucke des höchlich amüsirten und scandalsüchtigen Publicums einen öffentlichen Functionär nicht vor dieser Schmach schützen. Gratarol, auf offener Straße verhöhnt, beging die Unklugheit, sich ohne Urlaub ins Ausland zu begeben, nach den uralten drakonischen Gesetzen der Republik ein Capitalverbrechen. Seine Güter wurden confiscirt, er selbst in contumaciam zum Tode verurtheilt, nach einem längst veralteten Criminalcodex, dessen mittelalterliche Strenge in keinem Verhältniß zu dem Vergehen und in schneidendstem Widerspruch zum Geiste der Zeit stand. Von Stockholm aus veröffentlichte Gratarol eine von bitterem Haß erfüllte Anklageschrift[2]) gegen seine vermeintlichen Feinde — deren Führerin er in einer einflußreichen Patricierin, der Caterina Dolfin-Tron zu erblicken glaubte — sowie gegen die despotischen Institutionen seiner Vaterstadt, eine Schrift, die, im Ausland begierig gelesen, dem üblen Gerede über Venedigs Regiment neue Nahrung gab. Aber der schlimmste Schaden war die stark geschädigte Autorität der Obrigkeiten.

Noch viel schwerere Gebrechen deckte ein anderer Handel auf, gleichfalls lawinenartig aus höchst geringfügigem Anlaß emporgewachsen, wie denn überhaupt auf der eng umgrenzten Bühne der Lagunenstadt die Fäden der Intriguen deutlicher zu Tage treten, denn anderswo. Wieder ist eine Frauen- und Boudoiraffaire der Ausgangspunkt. Eine arme Putzmacherin hatte einer vornehmen Dame Aergerniß gegeben. Der Senator Angelo Querini, überhaupt eine charakteristische Gestalt Alt-Venedigs, wollte seiner Freundin gefällig sein, indem er die Verweisung der in Ungnade gefallenen durchsetzte. Die Rechtsverletzung war offenbar und der Recurs hatte daher bei den Inquisitoren Erfolg. Querini, ein unruhiger Kopf, Voltairianer und Anhänger der neuen Ideen, denen er durch sein Vorgehen eigentlich Hohn gesprochen hatte, machte die Sache nun zu einer Staatsaffaire, indem er die Inquisitoren der Competenzüberschreitung zieh, sich noch auf eine Reihe anderer Fälle stützend. Ein unkluger Schritt der Staatsinquisition gab der Sache eine unerwartete Wendung. Querini wurde nächtlicherweile in seinem Casino zu S. Moisè aufgehoben und auf das Castell von Verona gebracht. Ganz Venedig ergriff Partei; die Conservativen auf der einen, die Anhänger des Fortschritts, Schwärmer und Streber auf der anderen Seite. Eine unerhörte Sache begab sich: dem uralt ehrwürdigen Tribunal der Inquisition, dem Rückgrat des Staatskörpers, wurde der Proceß gemacht. Ungeheure Erregung bemächtigte sich namentlich des Volkes und der Bürgerschaft, die, durchaus sanmarchistisch und conservativ gesinnt, ihren einzigen Schutz gegen Uebergriffe der herrschenden Classe in dieser geheimen und strengen Justiz erblickten. Franceschi, der Schriftführer des Processes und dem gebildeten Bürgerstande angehörig, äußerte unverhohlen, er und seine Standesgenossen müßten Venedig verlassen, wenn das Tribunal sachfällig würde. Die Aufregung ward künstlich geschürt, das Gerücht verbreitet, die deutschen Kaufleute im Fondaco hielten sich zur Abreise bereit. In der denkwürdigen Sitzung vom 16. März 1762 fiel die Entscheidung auf die Seite der Conservativen, nicht zum wenigsten durch die eindrucksvollen Reden eines der letzten großen Staatsmänner Venedigs, Marco Foscarini, herbeigeführt. Lauter Jubel des Volkes begrüßte das Resultat, die fremden Gesandten gratulirten. Querini wurde übrigens in Freiheit gesetzt und unternahm eine Reise in die Schweiz zu Voltaire, dem er eine goldene Medaille mit der Darstellung der triumphirenden Philosophie darbrachte. Aber die Inquisition, und mit ihr die festeste Stütze der alten Republik, war in ihren Grundfesten erschüttert.

Beide Affairen hatten viel des Veralteten und Verrotteten im Gefüge des alten Staatswesens aufgezeigt; aber man würde gleichwohl fehl gehen, wenn man den Schauermärchen, wie sie über venezianische Justiz ꝛc. schon im vorigen Jahrhundert umliefen, Glauben schenken wollte. Gerade die Gerichtspflege, stets ein Ehrenamt, war deßhalb auch von ernsten Beurtheilern als unparteiisch und gewissenhaft großen Lobes würdig befunden worden. Noch unter dem Eindruck des Gratarolscandals wurde 1789 bis 1790 ein neuer Criminalcodex entworfen, in dem namentlich die moderne Humanität im Gefängnißwesen sich bemerklich machte. Denn die abenteuerlichen Berichte über die pozzi und piombi haben sich zum mindesten als stark übertrieben herausgestellt. Diese Gefängnisse — speciell die Bleidächer dienten bloß zur Untersuchungshaft, und die Gefangenen genossen in ihnen relative Freiheit — waren

[1]) Einem muranesischen Glasmacher, Giuseppe Briati, gelang es, sich in eine der damals blühenden böhmischen Glashütten einzuschleichen, aus der er dann die neue Technik 1736 nach Venedig brachte. Aber schon am Ende des vorigen Jahrhunderts ruhten die Oefen von Murano; nur noch die Industrie der „conterie", der an der Lampe geblasenen Glasperlen, blühte weiter, die noch heute bei den Völkern des ganzen Ostens ein großes Absatzgebiet hat.

[2]) Narrazione apologetica. o. A. Venedig 1797.

keineswegs jene phantastischen Marterkammern, nicht schlechter, eher besser, als in den anderen Staaten jener Zeit. Des Abenteurers Casanova romanhaft ausgeschmückter Bericht über seine Flucht aus den Bleikammern,[1]) stets mit Begierde gelesen, hat am meisten zu jenem Gerede beigetragen. Der tiefe Eindruck solcher Schilderungen zeigt sich in Schillers „Geisterseher"; solcherart verzerrt, opernhaft zugestutzt, spiegelte sich damals die furchtbare geheime Justiz der Lagunenstadt in der Phantasie des gebildeten Deutschlands wieder. Bis in unser Jahrhundert hinein spukte dies Schreckbild, den Romanschreibern ein willkommenes Requisit, wie in Coopers einst viel gelesenem „Bravo"; erst die nüchterne historische Kritik unsrer Zeit hat diese gruseligen Schauermärchen unbarmherzig ins Land der Schatten gesendet.

Die Zerbröckelung der alten Gesellschaft macht sich in Venedig wie anderwärts bemerklich. Wir haben gesehen, daß es nicht an Versuchen gefehlt hat, mit der Zeit vorwärts zu schreiten; aber die überlegene Einsicht einzelner bedeutender Staatsmänner erwies sich als ohnmächtig gegenüber der Indolenz und Corruption des Maggior Consiglio. Gerade hier, nicht in den Kreisen der durchaus conservativ gesinnten Bürgerschaft und des seinem S. Marco blind ergebenen Volkes, fanden die neuen Ideen Eingang; die revolutionären Elemente recrutirten sich aus den „Barnabotti", den armen Adeligen, die nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten; da sie durchschnittlich von äußerst geringer Bildung waren, aber im Maggior Consiglio Sitz und Stimme hatten, bildeten sie in der Hand unruhiger und ehrgeiziger Männer mit Demagogentalenten ein leicht lenkbares und um so gefährlicheres Werkzeug, wie sich namentlich in der Angelegenheit Querini's zeigte. Die damaligen Unruhen erneuerten sich bei der Procuratorenwahl Giorgio Pisani's, eines Gesinnungsverwandten Querini's, im Jahre 1780. Auch diesmal bewog das allzu auffällige Hervortreten Pisani's, der die Stimmung der Barnabotti trefflich auszubeuten verstand, die Inquisition dazu, den staatsgefährlichen Streber verhaften und nach Verona abführen zu lassen. Er blieb aber mit seinen Freunden immer in brieflicher Verbindung und schürte die Gluth weiter. Nach dem Falle der Republik erschienen seine sehr interessanten Memoiren in Ferrara; eine politische Rolle hat er aber nicht mehr gespielt. Auch sonst mehrten sich die Zeichen der inneren Zersetzung. 1785 wurden in Venedig selbst und in einigen Staaten des Festlandes Conventikel von Freimaurern entdeckt und aufgelöst, denen eine beträchtliche Zahl hervorragender Personen, selbst Geistlicher, angehörten; hinter allem Spielwerk im Stil der Zauberflöte war doch auch die revolutionäre Tendenz nicht zu verkennen.

So ist der Niedergang der Gesellschaft des ancien régime auch in Venedig offenbar. Ippolito Nievo hat in seinen viel zu wenig gelesenen Romanen[2]) — die in Deutschland trotz Paul Heyse's Bemühungen fast ebenso unbekannt geblieben sind als in Italien — das Leben der höheren Stände, ihre Corruption, Blasirtheit und die alles zersetzende Ironie ihrer Anschauungen trefflich geschildert; dem gegenüber hatte aber, und in Venedig besonders, Bürgerthum und Volk seine alten einfachen Sitten größtentheils treu bewahrt. Goldoni's Schilderungen sind gewiß nicht Schönfärberei, und er hat auch die Auswüchse, die Nachäffung des Adels und den Luxus der mit Schulden erkauften Villeggiaturen derb gegeißelt; er selbst war ein viel zu wohlerzogener Bürger seiner Heimath, um den aussichtslosen Versuch nur zu wagen, die Verderbniß der herrschenden Classen offen auf die Bühne zu bringen. Schon damals begann der Rückgang der uralten einheimischen Familien, das goldene Buch zeigte schon klaffende Lücken, nicht zum wenigsten herbeigeführt durch die unfruchtbaren und frivolen Convenienzehen. Die öffentliche Corruption nahm immer mehr überhand; der vorletzte Doge, Polo Renier, übrigens ein ausgezeichneter Staatsmann, mußte sich den begründeten Vorwurf der Wahlbestechung gefallen lassen. Geradezu unsinnig bei der Lage des Staates war der Luxus, der bei den Dogenwahlen entfaltet wurde; es ist wie eine grausame Ironie des Schicksals, daß dieser Aufwand bei der Erhebung des letzten Dogen Lodovico Manin eine früher unerhörte Höhe erreichte. Wenige Jahre später, und Venedig war die entthronte Meereskönigin im Bettlergewande, ihr Adel, vielleicht der älteste Europa's, verarmt und zerstreut. Wohl suchte auch hier die Regierung unerträglichen Mißbräuchen zu steuern. 1775 ward die Spielhölle des Ridotto bei S. Moisé geschlossen, unter allgemeiner Billigung der redlich Denkenden; aber auch dies war nur noch ein halber Erfolg. Unter der glänzenden Oberfläche barg sich eben überall der Verfall, es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um die vermorschten Fundamente weichen zu lassen. Die herrschende Classe war es selbst, der die Zügel der Regierung entfielen: Andrea Trons echt venezianische, gutmüthig ironische Antwort, die er denen gab, die durch Luxusgesetze dem Uebel zu steuern glaubten, klingt wie eine trübselige Prophetie: La xe vecia, la xe vecia, sta buzzarona. (Sie ist alt geworden, sehr alt, der Nichtsnutz.)

Dieser zum Einsturz bereite Boden war das Parquet, auf dem die glänzende Gesellschaft des vergangenen Jahrhunderts in Reifrock und Tabarro ihr zierliches Menuett tanzte. Wie keine zweite Stadt war Venedig von altersher die Stadt der Feste, zu denen die kirchlichen Feiertage, die staatlichen Functionen, die großen und kleinen historischen Gedenktage der Republik stets erneuten Anlaß gaben; eine der letzten Vertreterinnen der alten Aristokratie, Giustina Renier-Michiel, hat in wehmüthiger Erinnerung an die verschwundene Pracht ihrer Vaterstadt nach deren Falle die Geschichte jener Feste in einem hübschen Büchlein geschrieben.[1]) Das waren keine gezwungenen und steifen Festceremonien wie heutzutage, sondern mehr als irgendwo in Italien selbst — namentlich die andate in trionfa des Dogen — echte Nachklänge alt römischer und nationaler Festivalkunst, Kunstwerke an sich durch Farbe, Stimmung und sinngemäße Decoration. Schon die Maler des venezianischen Qualtrocento hatten mit Vorliebe die heiligen Geschichten im Rahmen des heiteren und doch gehaltenen Festgepränges ihrer Stadt geschildert; in den Gemälden eines Sohnes des fröhlichen Verona, Paolo, klingt diese Note verstärkt weiter, um in den Fresken Tiepolo's gewaltig auszutönen. Ich kann es hier nicht unternehmen, diese zahllosen Feste auch nur aufzuzählen. Eines der prunkvollsten war das der Sensa (Christi Himmelfahrt), wo der Doge in seinem goldstarrenden Bucintoro, von unzähligen Prachtbarken und Gondeln begleitet, mit dem diplomatischen Corps, den Würdenträgern des Staates und seiner dalmatinischen Leibwache nach S. Andrea del Lido hinausfuhr, um hier die poetische, echt venezianisch gedachte Ceremonie der Vermählung mit dem Meere zu feiern. Glänzende Bankette folgten, bei denen das ganze Volk den Zuschauer bildete, ohne jegliches Polizeiaufgebot; so trefflich war die jahrhundertelange Gewöhnung. Nicht die zahlreichen Beschreibungen, wohl aber die gleichzeitigen Maler geben uns ein treues Bild jener für immer verrauschten Festfreuden.

---

1) Histoire de ma fuite des prisons de la rép. de Venise qu'on appelle les plombs, écrite à Dux en Bohème l'année 1787. Leipzig 1788.

2) Le confessioni di un ottuagennario. N. A. Florenz, Le Monnier 1895. — Angelo di Bontà. Storia del secolo passato, Mailand, Oliva, 1856. Beide übersetzt in den „Italienischen Novellisten", herausgegeben von P. Heyse. Leipzig 1877. Band I, III, IV.

1) Origine delle feste Veneziane, zuerst Ven. 1817.

Digitized by Google

Einen mehr volksthümlichen Charakter trug das Fest des Gründonnerstags, das zugleich die Erinnerung an einen Sieg über den Patriarchen von Aquileja festhalten sollte. Die Piazza, schon an sich ein unvergleichlicher Festsaal unter freiem Himmel, war durch hölzerne, reich verkleidete Tribünen in ein förmliches Theater umgewandelt, eine eigene Loge nahm den Dogen mit seinem Hofstaat und die fremden Gesandten auf, in der Mitte der Piazza erhob sich die macchina, ein Colonnadengerüst für das Feuerwerk. Von dem Campanile herab schwebte auf einer Maschinerie ein Knabe in irgend einer mythologischen Verkleidung hernieder und überreichte dem Dogen ein Sträußchen (der sogenannte volo). Schaustellungen der arti, der alten Zünfte, schlossen sich daran; auf einer eigenen Bühne producirten die Arsenalotti, ein Elitecorps der Republik, ihren Waffentanz, die morlacca; in den „forze d'Ercole" zeigten hingegen die Gondolieri, eine andere alt privilegirte Körperschaft, ihre athletischen Künste. Nicht mindere Augenlust boten die berühmten „Regatte" auf dem großen Canal, gleichfalls echte Volksfeste, bei denen aber die Patricierhäuser ihren vollen Festschmuck mit Floggen und Teppichen anlegten. Von den Altanen blickten die schönen, reich geputzten Damen auf das Gewühl zu ihren Füßen, in dem die Ordnung mit echt venezianischer Grazie und Liebenswürdigkeit allein durch die schlangengleich, pfeilschnell dahinschießenden „bissone" aufrecht erhalten wurde, gelenkt von hübschen, phantastisch gekleideten Jungen, die die Widerspenstigen mit vergoldeten Gipskugeln bombardirten; denn keine brutale Polizeigewalt sollte die Feststimmung trüben. Intimeren und aristokratischeren Charakter trugen die Feste bei den Dogen- und Procuratorenwohlen, die in den stolzen alten Familienhäusern stattfanden, deren Räume oft in ununterbrochener Flucht durch mehrere Paläste hindurch — die Decorateure leisteten dabei in kürzester Zeit Unglaubliches — den glänzendsten Schauplatz darboten: zu den Damen im feierlich anmuthigen Putz des vorigen Jahrhunderts bildeten die Patricier in ihrer herkömmlichen ernsten Amtstracht, in Toga und Perrücke, die Fremden im goldgestickten französischen Galakleid den lebhaftesten Contrast.

Ackerbaugeräthe und Ethnographie.

Bn. Es ist bekannt genug, welche reichen Früchte die vergleichende Sprachforschung in den letzten zwei Menschenaltern für die Urgeschichte auch in wirthschaftlicher und ethnographischer Beziehung gezeitigt hat. So leistet oft die eine Wissenschaft oder Forschung einer andern unbeabsichtigt schätzbare Dienste. Diese würden natürlich nicht geringer zu veranschlagen sein, wenn sie vorausgesehen oder doch von vornherein erstrebt worden wären. Wie aber auch aus den Verhältnissen der Gegenwart, aus einfachen Gebrauchsgegenständen und Werkzeugen, in ihrer geographischen Vertheilung und örtlichen Besonderheit auf Zustände geschlossen werden kann, die Jahrhunderte und selbst Jahrtausende hinter uns liegen, das läßt sich beispielsweise an den Ackerbaugeräthen, insbesondere am Pfluge, von neuem mit Nutzen beobachten. Bereits im Jahre 1881 hat Prof. Braungart in einem besonderen Werke (C. Winters Verlag, Heidelberg 1881) diese Beziehungen behandelt, und jetzt ist von demselben Gelehrten eine Abhandlung über den „uralten Ackerbau im Alpenlande und seine urgeschichtlich-ethnographischen und anthropologischen Beziehungen" in Thiels „Landwirtschaftlichen Jahrbüchern" (1897, Band XXVI, Heft 1) erschienen, auf deren Hauptergebnisse ein weiterer Leserkreis aufmerksam gemacht zu werden verdient, auch mit aus dem Grunde, daß mehr Gebildete sich dazu anregen lassen sollten, auf ihren Reisen und Wanderungen neben den Zwecken der Erholung, des Naturgenießens, des Geschäfts u. s. w. auch den kleinen Alltäglichkeiten in der Ferne Beachtung zu schenken. Sehr mit Recht bemerkt Prof. Braungart, daß jenes bedeutende geschichtliche Hülfsmittel täglich obbröckele, daß in unsern technisch und wirthschaftlich sich schnell entwickelnden Zeiten in 10 Jahren mehr verschwinde, als früher oft in 5 Jahrhunderten.

Ueber die Art und Vertheilung bestimmter Pflugformen in den Alpen — vorrömische (etruskische) Pflüge im Engadin, in Graubünden, am Finstermünzpoß und auf der Malser Haide, im Grödnerthal und Enneberg (Südtirol), in Kärnten (Karawankengebiet) — wollen wir hier keine Einzelheiten wiedergeben. Die in den vorgenannten Gegenden für Pflüge üblichen Namen könnten sowohl hinsichtlich der Herkunft der Bewohner wie dieses Ackergeräths irre führen. Die Bezeichnung Furgun, Furkun, Flianna, Crütsch oder Crötsch, Krig, Kriäg, Fleua u. s. w. wird nicht für arischen Ursprungs gehalten, wohl aber scheinen die Ackergeräthe alt arischer Herkunft zu sein. Das Volk dieser Landschaften ist weder ein einheitliches, noch ein alt eingesessenes. Prof. Braungart nimmt an, daß die ins Engadin eingewanderten Ligurer und Euganeer ursprünglich mit dem im heutigen Ligurien noch anzutreffenden Karst, einem zweizinkigen Handgeräth (Gabel = furca) den Boden bearbeitet haben und von den später eingedrungenen Völkern arischer Rassen, den Römern und Kelten, den von Thieren gezogenen Pflug kennen gelernt und übernommen, aber mit ihren alten, den Handgeräthen entlehnten Namen belegt hätten.

Eine wichtige Rolle spielen die beiden Pflüge germanisch-arischer Bezeichnung: Arl und Aadl (Vorpflüger und Nachpflüger) entsprechend dem L'aräder und Ardäder. Sie sind jedenfalls alemannisch-schwäbischen Ursprungs, während da, wo bajuwarische Stämme seßhaft geworden sind und die Bodenbeschaffenheit die Anwendung des Vorpflugs (Arl) räthlich erscheinen ließ, dieser „Reißmesser" genannt wurde.

Um aus den Beobachtungen über die Ackergeräthe verschiedener Gegenden und Zeiten zutreffende Schlüsse ziehen zu können, bedarf es natürlich einer genauen Prüfung aller Einzelheiten. So fand man z. B. bei den Bauern im Etschthal auf den Berghöfen mit flachgründigem Boden ein anderes Acker- oder Erntegeräth, die Hausense (Hacksichel oder „das Sichet") in verschiedener Form und abweichender Herstellungsweise in ziemlicher Verbreitung vor. Das eigentliche Sichet hat nun aber seine Heimath in den Grafschaften Flandern und Hennegau im jetzigen französischen Departement du Nord und im Königreich Belgien. Es ist bei den Bewohnern des unteren Rheinlaufs bis Bonn und in Nordwestdeutschland bis an den Harz von altersher im Gebrauch. Ob nun dem Vorkommen der Hacksichel oder Schnapperschneid in den Alpen ein geschichtlicher Zusammenhang mit jenem zuzusprechen ist, oder ob letztere einen selbständigen Ursprung haben (was zunächst die Wahrscheinlichkeit für sich hat), muß noch als offene Frage gelten. Braungort erwähnt nebenher, wie er zu seiner Ueberraschung auch im Stubaithal in Tirol ein Sichet auf einem Hofe hat hängen sehen, jedoch alsbald erfuhr, daß es von einem Sommerfrischler aus den Niederlanden, der sein heimisches Geräth als sehr praktisch gelobt habe, später gesendet worden sei.

Auch über die Egge mögen einige allgemeine Bemerkungen hier Platz finden. Die noch im Anfange dieses Jahrhunderts in England verbreitetste Egge (bei Loudon, Encyklopädie der Landwirthschaft, deutsch: Weimar 1827, abgebildet) stimmt durchaus überein mit der Egge der sächsischen Stämme Norddeutschlands. Braungart selbst fand bei Paris Eggen, die sogar in der Bespannung den im unterfränkischen Saalthal verbreiteten gleichen, und erwähnt, daß die im östlichen Frankreich anzutreffenden Dreieckeggen in der Westschweiz genau so weit nach Osten reichen, als das ehemalige

Königreich Burgund sich erstreckte. Dieselben sah er dann in mancherlei Variationen um den Genfer See und bei Martigny im Rhonethal; auch wurde ihm berichtet, daß weiter hinauf im Rhonethal mit den großen, starken, blonden Männern, die deutsch redeten, ganz andere Eggen üblich seien, die alemannisch-schwäbischen. In den primitivsten Ausformungen dieses Eggenprinzips im unteren Rhonethal findet man übrigens eine derart nahe Formenverwandtschaft mit den bajuwarischen Eggen des hintersten Pinzgaues, des Salzachthales von Bruck bis Krimml im Salzburger Alpenlande, daß sich ein eingehenderes Studium dieser Frage gewiß lohnen würde, weil es vielleicht auch Licht würfe auf die noch unaufgeklärten verwandschaftlichen Beziehungen der burgundischen Germanen.

Am Schlusse seiner Abhandlung bemerkt Braungart noch, wie die germanischen Stämme, die im Beginn unsrer Zeitrechnung sich im heutigen Frankreich niedergelassen haben: die Franken, Burgunder, Alemannen-Schwaben, Gothen, Normannen, ihre Ackergeräthe mit dorthin gebracht hätten, und daß eine objective Untersuchung auf diesem Gebiete in ganz Frankreich, ebenso in Spanien, Italien und den angrenzenden südosteuropäischen Ländern noch die interessantesten Ergebnisse zulage fördern könnte. Vor Jahren hat Braungart einmal einen Vortrag über die Beziehungen der Ackerbaugeräthe zur Ethnographie und Urgeschichte gehalten. Gerade namhafte Specialforscher sind von den Ausführungen sehr überrascht gewesen, insbesondere über die Mittheilung, daß in Nordtirol die Grenze zwischen der bajuwarischen Geräteprovinz im Osten und der alemannisch-schwäbischen im Westen ungefähr auf einer Linie Kochelsee-Oetzthal verlaufe; denn jene Herren erklärten, auch in der Ethnographie und Dialektforschung genau dieselbe Grenze festgestellt zu haben.

Endlich noch ein Wort über die Stellung und Bedeutung, die Braungart den germanischen Ackergeräthen in der gesammten Landcultur beimißt: er hält es für sicher, daß die heute so hoch entwickelten Pfluggeräthe der ganzen civilisirten Welt nichts anderes sind, als der in der Hand germanischer Volksstämme zu höherer Ausbildung gelangte urgermanische Pflugtypus. Zu allen Zeiten der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Epochen hätten diese Volksstämme sich im Besitze von Ackerbaugeräthen (Pflügen, Eggen u. s. w.) befunden, die in Idee und Ausführung denen aller anderen Völker, auch der Römer, bei weitem überlegen waren, und die heutigen vollkommensten Geräthe der ganzen Culturwelt seien nur Ableitungen der uralten germanischen Ackergeräthideen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Lanenstein: Der Assistenzarzt. Winke für angehende Hospitalassistenten, Volontärärzte und zum Garnisonslazareth commandirte jüngere Militärärzte. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897. M. 3. — Verfasser, der seit 16 Jahren Oberarzt des Eppendorfer Krankenhauses und der chirurgischen Abtheilung der Diaconissenanstalt Bethesda in Hamburg ist und sowohl durch diese Stellung, als auch durch eigene Assistententhätigkeit unter verschiedenen hervorragenden Aerzten besonders berufen erscheint, das vorliegende Thema zu bearbeiten, hat einen großen Theil des Buches selbst verfaßt. Für einige specielle Capitel hat er sich die Mitarbeiterschaft von Aerzten, die in den betreffenden Disciplinen specielle Erfahrungen haben, gesichert; so sind die Capitel, welche die medicinische Poliklinik und das pathologische Institut, resp. die Thätigkeit der Assistenten an solchen behandeln, von Teichmüller (Leipzig), die Capitel über Thätigkeit an einer Irrenanstalt, Augenabtheilung, einer geburtshülflichen Klinik und Poliklinik, sowie in einem bakteriologischen Laboratorium von Brandis (Kiel bei), Beselin (Hamburg), Köstlin (Danzig) und Dunbar (Hamburg) bearbeitet. Der Gedanke, dessen Verwirklichung dieses Buch sein Entstehen verdankt, ist ebenso glücklich, als die Ausführung desselben zweckentsprechend und dankenswerth erscheint; nur das eine möchten wir noch besonders betonen, daß die Rathschläge, welche Verfasser gibt, nicht nur für Assistenten, sondern auch für Leiter größerer und kleiner Krankenanstalten, sowie für jeden Arzt viele beachtenswerthe Winke bringen, so daß die Schrift jedenfalls einen größeren Leserkreis verdient als derjenige ist, an den sich Verfasser mit dem Titel wendet. Die einzige Ausstellung, die wir an den Ausführungen des Verfassers zu machen haben, ist sein Verdict über alle „Pflegeschwestern", denen er die einfachen bezahlten Wärterinnen gegenüberstellt. Dies kann nur darauf zurückzuführen sein, daß er unsre „barmherzigen Schwestern", die z. B. in den Münchener Krankenhäusern thätig sind und deren Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit von allen Seiten anerkannt wird, nicht aus eigener Erfahrung kennt. Ueber die anderen Krankenpflegeorden können wir, mangels eigener Erfahrung, nicht urtheilen. Dr. Schuh.

uh. Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse während des Monats März 1897. Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes sind während des Monats März von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 26.8, München 26.7, Nürnberg 26.0, Würzburg 22.3, Altona 20.7, Berlin 17.6, Breslau 26.1, Frankfurt a. M. 17.7, Hannover 17.8, Kassel 17.7, Köln 20.1, Königsberg 25.7, Magdeburg 21.6, Stettin 22.2, Wiesbaden 21,3, Dresden 23.7, Leipzig 18.9, Stuttgart 20.5, Karlsruhe 19.8, Braunschweig 19.7, Hamburg 17.4, Straßburg i. E. 20.5, Metz 18.5, Amsterdam 17.8, Brüssel 20.5, Budapest 26.2, Christiania 15.4, Edinburg 22.2, Glasgow 24.9, Kopenhagen 18.8, Breslau 37.6, London 17.8, Lyon 17.9, Mostau 36.3, Odessa 21.9, Paris 20.0, St. Petersburg 30.9, Prag 26.5, Rom (Februar) 19.3, Stockholm 19.4, Triest 30.0, Turin (Februar) 18.0, Venedig 23.4, Warschau 20.6, Wien 24.8, New-York 21.6. (Für die nicht deutschen Städte ist der Zeitraum von 5 Wochen, vom 28. Februar bis 3. April, zusammengefaßt und den Berechnungen untergelegt worden.)

Der Gesundheitszustand im Monat März war in der überwiegenden Mehrzahl sowohl der größeren deutschen wie der ausländischen Städte nicht so günstig wie im Februar und die Sterblichkeit stieg namentlich in den deutschen Orten. So war insbesondere die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pr. M.) erheblich geringer als im Monat vorher. Es erfreuten sich nur 15 Orte, gegen 38, einer solch geringen Sterblichkeit, und zwar waren dies die Vororte Berlins: Schöneberg und Lichtenfelde; ferner Erfurt, Hamm, Geestemünde, Ilsenburg, Kiel, Lüdenscheid, Wilhelmshaven, Zittau, Ludwigsburg, Offenbach, Jena, Bülstrom, Bremerhaven. Dagegen stieg die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer über 25.0) auf 5, während im Februar kein deutscher Ort eine solch hohe Sterblichkeit erreichte. Es waren dies die Orte Bocholt, Langenbielau, Fürth, Meerane, Reichenbach und von nichtdeutschen Städten Krakau und Mostau. Das Sterblichkeitsmaximum, das im Februar 33.2 betrug, erreichte im März Bocholt mit 42.3 pr. M. Auch die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer von 15.0 bis 20.0 pr. M.) ging von 125 im Februar auf 76 im Berichtsmonat zurück, wir nennen hier nur Bayreuth, Erlangen, Kaiserslautern, Passau, Altendorf, Barmen, Berlin und die Vororte Borsigwalde-Rummelsburg und Weißensee, ferner Bielefeld, Charlottenburg, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Flensburg, Frankfurt a. M., Hannover, Kassel, Crefeld, Marburg, Minden, Osnabrück, Paderborn, Schleswig, Spandau, Cannstatt, Göppingen, Leipzig, Karlsruhe, Konstanz, Mainz, Schwerin i. M., Weimar, Hagenau, Metz, Braunschweig, Bremen, Lübeck, Hamburg, Köthen, Gotha und von nichtdeutschen Städten Amsterdam, Christiania, Kopenhagen, London, Lyon, Stockholm, und aus dem Februar Rom und Turin. Die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 20.0 bis 23.0 pr. M.) war etwas größer als im Februar, 60 (gegen 55), erwähnt seien hier nur Ansbach, Aschaffenburg, Hof, Speyer, Würzburg, Aachen, Altona, Stettin, Beuthen O.-S., Celle, Dortmund, Duisburg, Gleiwitz, Görlitz, Koblenz, Köln, Magdeburg, Stettin, Posen, Potsdam, Wiesbaden, Freiberg i. S., Heilbronn, Stuttgart, Ulm, Darmstadt, Mannheim, Worms, Eisenach, Rostock, Dessau, Colmar i. E., Mülhausen und Straßburg i. E. und aus nichtdeutschen Städten: Brüssel, Budapest, Odessa, Paris, Warschau und New-York. — Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war im allgemeinen größer als im Februar. Von je 10,000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Hamburg 44, in Berlin 49, in Stuttgart 67, in München nun Dresden je 91 Säuglinge. Diese Steigerung der Säuglingssterblichkeit ist

zumeist auf das in zahlreichen Orten häufigere Vorkommen von acuten Darmkrankheiten zurückzuführen, die in vielen Städten, darunter in Augsburg, München, Nürnberg, Altona, Barmen, Berlin, Breslau, Danzig, Königsberg, Magdeburg, Stettin, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Hamburg, Amsterdam, Brüssel, Glasgow, London, Moskau, Paris, Petersburg, Warschau, Wien, New-York, in größerer Zahl als im vorigen Monat zum Tod führten. Ansehnlicher gesteigert war aber fast allgemein die Sterblichkeit in den höheren Altersclassen, zumeist in Folge des häufigeren Vorkommens von acuten Entzündungen der Athmungsorgane mit tödtlichen Ausgängen, welche Krankheitsformen bei der vielfach naßkalten, von schroffen Temperaturwechseln begleiteten Witterung ungemein häufig zum Vorschein kamen. So stieg die Zahl der an diesen Krankheitsgruppen Gestorbenen in Augsburg, Fürth, München, Nürnberg, Altona, Barmen, Bocholt, Breslau, Charlottenburg, Danzig, Dortmund, Elbing, Erfurt, Frankfurt a. M., Göttingen, Halle, Kassel, Kiel, Magdeburg, Stettin, Dresden, Brüssel, Budapest, Kopenhagen, Krakau, London, Lyon, Paris, Petersburg, Rom (Februar), Stockholm, Triest, Venedig, Wien, New-York u. a. In wenigen Orten (darunter Berlin, Duisburg, Elberfeld, Königsberg, Stuttgart, Darmstadt, Christiania, Odessa, Warschau) war die Zahl der durch sie veranlaßten Todesfälle kleiner, oder wie in Aachen, Düsseldorf, Gnaden, Leipzig, Hamburg, Amsterdam u. a. gleich groß wie im Februar. In bedeutend gesteigerter Zahl kamen aber auch Erkrankungen und Sterbefälle an Influenza zur Mittheilung. Mehr als 2 Todesfälle veranlaßte Influenza in Lichtenberg (bei Berlin), Aschersleben, Greifswald, Köthen, Hannover, Kolberg, Mainz, Stralsund, Wien (je 3), Elberfeld, Halle, Karlsruhe, Budapest (je 4), Brandenburg, Darmstadt, Frankfurt a. M., Meißen (je 5), Braunschweig, Elbing, Stettin (je 8), Barmen (9), Paris und Petersburg (je 11), Hamburg (12), Guben (13), Dresden (18), Kopenhagen (25), Leipzig (28), Moskau (31), London (55), Berlin (64), New-York (68). Sterbefälle an Lungenschwindsucht wurden gleichfalls in gesteigerter Zahl mitgetheilt.

In Calcutta hat die Cholera in den Monaten Februar und März an Ausdehnung gewonnen; vom 14. Februar bis 13. März erlagen der Epidemie daselbst 485 Personen. In Paris ist nach dem „Bullet. hebdom. de statistique municipale“ in der Woche vom 21. bis 27. März im Stadtviertel St. Lambert eine Choleraerkrankung festgestellt worden. — Das Gelbfieber hat auf Cuba abgenommen. Nur unter dem spanischen Militär kamen noch viele Erkrankungen und Sterbefälle vor, doch zeigen auch diese gegen die vorigen Monate einen bedeutenden Rückgang. In Havana wurden vom 12. Februar bis 18. März 35 Todesfälle bei ca. 140 Erkrankungen festgestellt. Auch in Sagua la Grande, Matanzas, Cardenas, Para, Santjago kamen immer noch mehrfach Sterbefälle zur Anzeige, obwohl auch hier die Zahl der Opfer erheblich geringer geworden ist. Aus Rio de Janeiro wurden aus dem Februar nur wenige Todesfälle an Gelbfieber gemeldet. — Die Pest in Bombay ist in der Abnahme, obwohl die Zahl der durch sie im März veranlaßten Sterbefälle noch sehr bedeutend war (2238). Auch die Gesammtsterblichkeit hat, obgleich die geflohene Bevölkerung wieder zurückkehrte, abgenommen. In Poona, wo die Seuche heftig wüthete, war die Epidemie Ende März gleichfalls auf dem Rückgange. Dagegen herrschte sie noch Ende März in Kurachee, im Surat-District (besonders in den Orten Bulsar und Nagar) mit großer Heftigkeit. Auch im Thana- und Kolaba-District waren Pestfälle häufig. Außerhalb der Präsidentschaft Bombay zeigte sich die Seuche mehr vereinzelt und war durch Flüchtlinge nach verschiedenen Orten hin verschleppt.

Von den anderen Infectionskrankheiten kamen Todesfälle an Masern, Scharlach, Diphtherie, Genickstarre und Keuchhusten häufiger, an Unterleibstyphus und Pocken seltener als im Februar zur Mittheilung. — Masern herrschten wie in den letzten Monaten so auch im März in vielen Orten und Bezirken, und zeigten sich besonders in Fürth, Nürnberg, Ludwigshafen, Budapest, Dublin, Edinburg, Glasgow, Moskau, Paris, Petersburg, Prag, Wien recht bösartig. In Berlin, München, Brüssel, Kopenhagen, London, Triest, New-York war die Zahl der Maserntodesfälle vermindert oder eine kleine. Zahlreiche Erkrankungen an Masern gelangten auch aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Düsseldorf, Königsberg, Lüneburg, Posen und Wiesbaden zur Anzeige. — Das Scharlachfieber hat in Breslau, Dresden, Budapest, Moskau, Petersburg, Wien mehr Opfer als im Februar verlangt, während in Berlin, Leipzig, Odessa, New-York die Zahl derselben die gleiche blieb und in Glasgow, Paris, Warschau abgenommen hat. Erkrankungen an Scharlach waren in München, Berlin, London, Paris, Petersburg, Wien zahlreich. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war im allgemeinen in deutschen Städten nicht bedeutend, jedoch etwas größer als im Februar. Die Zahl der Sterbefälle an Diphtherie war in München, Aachen, Dortmund, Matstatt-Burbach, Magdeburg, Apolda, Hamburg, Amsterdam, Budapest, Glasgow, London, Moskau, Petersburg, Wien, New-York größer als im Februar, dagegen in Berlin, Breslau, Dresden, Kopenhagen, Odessa, Paris, Triest kleiner und blieb in Düsseldorf, Halle, Köln, Leipzig, Edinburg, Krakau, Prag nahezu die gleiche. Erkrankungen gelangten aus München, Berlin, Hamburg, Budapest, London, Paris, Wien und aus den Regierungsbezirken Arnsberg und Düsseldorf in großer Zahl zur Meldung. — Das Vorkommen von Unterleibstyphus blieb im allgemeinen beschränkt. Gesteigert war die Zahl der Sterbefälle in London, Paris, Petersburg, vermindert in Moskau und New-York. — Flecktyphus zeigte sich selten. Aus Petersburg kamen 12 Erkrankungen, aus Kempen 1, aus Warschau 2 Todesfälle zur Mittheilung. — Häufiger als im Februar wurden Erkrankungen an Genickstarre berichtet. Vereinzelte Erkrankungen zeigten sich in Berlin, Leipzig, sowie in den Regierungsbezirken Schleswig und im Herzogthum Braunschweig. Mehrfache im Regierungsbezirk Düsseldorf (2), in München und in den Regierungsbezirken Hannover, Minden, Posen (je 3), Kopenhagen und Regierungsbezirk Arnsberg (je 6), in Wien (9). Todesfälle kamen aus Berlin, Leipzig, Metz und dem Regierungsbezirk Schleswig (je 1), aus Mainz 2, aus München, Rostock und Wien je 3, aus dem Regierungsbezirk Arnsberg 4, aus Moskau 6, aus New-York 23 zur Anzeige. — Dem Keuchhusten erlagen in Berlin, Glasgow, London, Paris mehr Kinder als im Februar. Todesfälle an Pocken gelangten aus New-York 2, aus Triest 3, aus Moskau und Paris je 4, aus London 7, aus Petersburg 11, aus Odessa 16, aus Warschau 20, aus Calcutta (14. Februar bis 13. März) 22 zur Kenntniß. Erkrankungen an Pocken waren in Leipzig, im Herzogthum Braunschweig, Antwerpen, Budapest vereinzelt; aus London wurden 10, aus Petersburg 25, aus Paris 53 Erkrankungen mitgetheilt. — Von seltener vorkommenden Infectionskrankheiten gelangten aus Moskau 2 Todesfälle an Milzbrand und 4 an Tollwuth zur Berichterstattung.

* **Göttingen.** Am 1. Mai hielt die kgl. Gesellschaft der Wissenschaften ihre öffentliche Frühjahrssitzung ab, in der der ständige Secretär Prof. Ehlers den Jahresbericht erstattete. Es folgten Nekrologe auf die auswärtigen Mitglieder Ernst Curtius, Weierstraß, August Kekulé, den Berliner Geologen Beyrich aus der Mathematiker Sylvester in London, vorgetragen von den Mitgliedern Leo, Hilbert, Wallach, v. Kaenen und Klein.

* **Jena.** Die Feriencurse werden in diesem Jahre vom 2. bis 21. August abgehalten. Sie zerfallen in zwei Abtheilungen: 1. Fortbildungscurse für Damen und Herren: a) Allgem. Physiologie, Prof. Dr. Verworn; Physiolog. Psychologie, Prof. Dr. Ziehen; Schulhygiene, Prof. Dr. Gärtner; Einleitung in die Philosophie, Privatdocent Dr. Erhardt; Allgemeine Didaktik, Prof. Dr. Rein; Specielle Didaktik mit pr. Uebungen, Oberl. Lehmensiek; Theorie des Handarbeitsunterrichts mit Demonstrationen, Dr. O. W. Beyer; Die religiösen Strömungen der Gegenwart, Sup. Dr. Braasch; Geschichte der europäischen Gesellschaft, Bibliothekar Dr. Steinhausen; Geschichte der deutschen Kunst, Privatdocent Dr. Weber; b) Sprachcurse für Ausländer: Elementarcursus in der deutschen Sprache, Rector Scholz; Sprach- und Literaturcursus für Fortgeschrittenere, Dr. Erhardt. 2. Naturwissenschaftliche Fortbildungscurse für akademisch gebildete Lehrer und Lehrer an Seminaren (an ihnen können auch Ausländer theilnehmen): Grundbegriffe der Naturlehre, Prof. Dr. Auerbach; Bau und Leben der Pflanzen, Prof. Dr. Detmer; Anleitung zu mikroskopischen und pflanzenphysiol. Untersuchungen, Prof. Dr. Detmer; Anleitung zu physik. Experimenten, Prof. Dr. Schaeffer; Physik. Demonstrationen, Prof. Dr. Auerbach; Zool.-physiolog. Praktikum, Prof. Dr. Verworn; Zeit- und Ortsbestimmungen, Privatdocent Dr. Knapp; Spectr. Apparate, Dr. Gänge. Anmeldungen nehmen entgegen und nähere Auskunft ertheilen Prof. Detmer, Prof. Rein und das Secretariat H. Weinmann, Jena.

* **Berlin.** Wie vorlängst gemeldet, hat man darauf verzichtet, für den in der That unersetzlichen Leutsche an der Universität durch irgendwelche Berufung einen Ersatz zu schaffen. In die etatsmäßige Stelle des Verstorbenen ist deshalb jetzt Prof. Hans Deibrück eingerückt, der bisher ein persönliches Ordinariat bekleidete. Von positiver Bedeutung ist diese rein äußerliche Maßregel nicht.

Digitized by Google

* **Krakau.** Der Privatdocent Dr. Wladimir v. Czerkawski wurde zum außerordentlichen Professor der politischen Oekonomie ernannt.

* **Budapest.** Die Akademie der Wissenschaften hat den Sigmund Brody-Preis von 3000 fl. dem Werke des Grafen Julius Andrassy über den Ausgleich, als der besten publicistischen Arbeit der letzten drei Jahre, zuerkannt. Es heißt, der Graf werde den Preis literarischen Zwecken zuwenden. Den Wahrmann-Preis, eine goldene Medaille im Werthe von 1000 fl., der für die beste technische Leistung ausgeschrieben wird, erhielt der Generaldirector der Firma Ganz u. Co., Andreas Mechwarz.

* **Brüssel.** Prof. Alphons Banramp, Director der schönen Künste und Wissenschaften im Ministerium des Innern, Mitbegründer der literarischen Union, ist hier am 5. d. M. gestorben.

* **London.** Der Elektriker Prof. Silvanus Thampson hat eine bedeutende Verbesserung der oceanischen Telegraphie erreicht, die es gestattet, fast noch einmal soviel Worte in der Minute über ein Kabel zu schicken als bisher. Mehr als 25 Worte konnte man bis jetzt in der Minute nicht aus England nach Amerika telegraphiren.

* **Kopenhagen.** Im Hinblick auf die Ende August dieses Jahres hier abzuhaltende 18. Jahresversammlung des „Institut de droit international" hat sich unter Vorsitz des Geh. Etatsraths Goos ein aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen bestehender Ausschuß gebildet, der dafür Sorge tragen wird, den Aufenthalt der Mitglieder, deren sich aus Europa wie aus Amerika eine große Zahl gemeldet hat, so festlich als möglich zu gestalten.

* **St. Petersburg,** 4. Mai. Vor einiger Zeit ist von hier eine wissenschaftliche Expedition abgegangen, um verschiedene Theile von Bokhara und die westliche Grenze des Pamirplateaus in zoologischer Beziehung zu studiren. Sie besteht aus dem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften Karsjinsky und dem Gardelieutenant Kuznatow. Die Akademie steuert die Kosten der Ausrüstung bei, während Lieut. Kuznatow alle sonstigen Auslagen bestreitet. Die Reisenden werden sich aus Samarkand über Pamir nach Schugnan und Roschan begeben; sie beabsichtigen, ungefähr ein halbes Jahr in den Gebirgen zu verbringen. — Der Professor am hiesigen technologischen Institut, Bogajewsky, hat eine Reise ins Ausland angetreten, um die Organisation der Fabriken, Hüttenwerke und chemisch-technischen Schulen in den verschiedenen westlichen Staaten eingehend zu studiren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Rechenschaftsbericht über die Thätigkeit der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen i. J. 1896. Prag, Verl. der Ges. 1897. — Programm zum 30. Schuljahr des Technikums Mittweida. — 25. Bericht über die städt. höhere Mädchenschule und die Lehrerinnen-Bildungsanstalt zu Braunschweig für 1896/97. Von Director Dr. O. Sammer. — P. Dr. H. Müller: Friede auf Erden. Vortrag. Hggb. durch die Ortsgruppe Gotha der deutschen Friedensgesellschaft. Gotha, Fr. Andr. Perthes 1897. — J. v. Keyserlingk: Tangenten. Navellen. Dresden ꝛc., E. Pierson 1897. — Dr. F. W. Paul Lehmann: Festgedicht zur Gedächtnißfeier für unsern Heldenkaiser Wilhelm I. Stettin, Herm. Enman 1897. — Hans Blumenthal: Zwiegespräche im Buch- und Musik-Sortiment. Leipzig ꝛc., Hans Blumenthals Selbstverlag. — Verbandsschriften des deutsch-österreich.-ungarischen Verbandes für Binnenschiffahrt. Nr. 1—7 und 10. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1897. — *Bibliothèque universelle* et revue suisse. 102. année, tomm V. No. 15. Mars 1897. Leipzig, A. Twietmeyer. — W. Bockmann und Bruno Schmitz: Die deutschen Nationalfeste und der Festhäuser als Feststätte. Vorträge. Berlin, Ernst Toeche 1897. — Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio. Hggb. vom Vorstand. 58. Heft. Jan. 1897. Berlin, A. Asher u. Comp. — Mit Gott für Kaiser und Reich! Patriotisches Liederbuch. 11. Aufl. Halle a. S., G. Schwetschke 1896. — F. L. Rhode's praktisches Handbuch der Handelscorrespondenz und des Geschäftsstils in deutscher, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache. 10. Aufl., bearb. von C. W. Degner. 1. Lfg. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer 1897. — 37. Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der deutschen Schillee-Stiftung. Vom Verwaltungsrath. Weimar 1897. — Führer durch die „Vereinigten Ostseebäder". Fahrplan 1897 der Rhederei J. F. Bräunlich, Stettin. 4. Jahrg. — Gustav Böhmer: Ethische Essays, V. (Schlußheft): Niederlage und Sieg der deutschen Gesinnung. München, Fr. Bassermann 1897. — Zur Feier des 25jährigen Bestehens des Deutschen Landwirthschaftsraths 1872—1897. Vom Vorstande. Berlin, Paul Parey 1897. — Dr. Karl Ruß: Die fremdländischen Stubenvögel. II. Bd. 14. u. 15. Lfg. Magdeburg, Creutz.

Von Interesse für Jedermann, gleichviel ob Katholik, Protestant oder Jude.

Die Hierarchie in der kathol. Kirche.

Ein Nachschlagebuch für Jedermann.

Von Dr. theol. F. J. Sabeuffgen, Domprobst zu Trier.

Preis ungebdn. 2,— Mk.; eleg. gebdn. 3,— Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

In verständlicher und anziehender Form giebt das Werkchen Auskunft über die einzelnen Glieder der Hierarchie der kathol. Kirche. Es werden die Entstehungen, Functionen, Weihefeierlichkeiten etc. etc. des Subdiacon, Diacon, Caplan, Pfarrer, Domcapitel, Bischof, Erzbischof, Metropoliten, Primas, Cardinal etc. etc. vor Augen geführt; zuletzt noch eingehend die Geschichte, allmähliche Entwickelung der Papststellung: Erwählungs- und Krönungsfeierlichkeiten eines Papstes.

[7389] **Adolph Russell's Verlag, Münster i. W.**

Bücherkäufer

wollen mir mittheilen, welche Werke sie suchen. **Ludwig Groß, Nachfolger E. Richter, Antiquariat,** Nürnberg, Hauptmarkt 3. Auch Angebote von Bibliotheken und einzelnen guten Büchern mit Preisforderung erbeten! Kataloge gratis.

Verlag von Wilhelm Heet (Besser'sche Buchhandlung) in Berlin, Linkstraße 33/34.

Soeben erschien: (7490)

Erinnerungen

von

Ludolf Ursleu dem Jüngeren.

Roman von

Ricarda Huch.

Zweite Auflage.

Geheftet 4 M. Gebunden 5 M.

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band 11 Mk. Zweiter Band 12 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Retl in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 10. Mai. Nummer 104.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Badische Kirchenbauten im 19. Jahrhundert. Von Franz Jakob Schmitt. — Venedig im 18. Jahrhundert. II. Von Julius v. Schlosser. — Mittheilungen und Nachrichten.

Badische Kirchenbauten im 19. Jahrhundert.

Von Franz Jakob Schmitt, Architekt in München.

Friedrich Weinbrenner (1766—1826) erbaute 1808 in Karlsruhe die katholische Pfarrkirche zu St. Stephan nach dem Vorbilde des römischen Pantheon als mit kurzen Kreuzarmen versehene Rotunde, über welcher sich eine 30 Meter weite, aus Holz construirte Kuppel wölbt, in deren Scheitel ein großes Oberlicht zur alleinigen Beleuchtung des ganzen Innenraumes angebracht ist. Möglich, daß auch die von Michael d'Ixnard (1723—1795) am Ende des 18. Jahrhunderts beim Benedictinerkloster St. Blasien im Schwarzwalde erbaute und 1785 eingeweihte Kuppelkirche auf Weinbrenner beim Entwurfe seiner Karlsruher Kirche von Einfluß war, bei der Vorhalle dürfte die gleiche Anlage von St. Blasien ihm unbedingt vorgeschwebt haben. Die evangelische Stadtkirche in Karlsruhe wurde von Weinbrenner in der Zeit von 1807—1817 erbaut, und zwar als sechssäuliger korinthischer Tempel mit hohem, bis heute leer gebliebenem Giebelfelde; freilich zeigen die zwei Seitenfronten hohe Rundbogenfenster mit Einbauten für die inneren Emporenanlagen. Beide Kirchenbauten Weinbrenners waren eben Kinder ihrer Zeit, hat doch selbst Daniel Joseph Ohlmüller (1791 bis 1839), der Erbauer der gothischen Münchener Aukirche, in den zwanziger Jahren zu Rinnthal (Station der Eisenbahn von Landau nach Zweibrücken) einen viersäuligen jonischen Tempelporticus seinem Neubau der evangelischen Pfarrkirche vorgesetzt.

Die Kritik war mit solchen Kirchenbauten herausgefordert und diese wurde von Heinrich Hübsch (geb. 1795 in Weinheim an der Bergstraße) denn auch sofort nach seiner 1827 erfolgten Berufung in die badische Residenz Karlsruhe einschneidend geübt. In den Jahren 1825 bis 1829 baute Hübsch die neue evangelische Kirche in Barmen,[1]) dreischiffig, mit Holzdecken und zwei Façadenthürmen im einfachen schlichten Rundbogenstil, entsprechend den mäßigen Baumitteln. Hohes Verdienst erwarb sich Hübsch in Freiburg i. Br., wohin er die ehemalige Kirche des Cistercienserklosters Tennenbach in der Zeit von 1829—1838 als evangelische Ludwigskirche[2]) versetzte. Die Klosterkirche hatte gemäß der Ordensregel keinen Steinthurm, und Hübsch gab seiner Pfarrkirche nunmehr einen Centralthurm, der sich sehr harmonisch und glücklich an die romanischen Formen der übrigen Anlage anschließt. Hübsch bewährte sich bei diesem Thurmhochbau schon damals als sehr tüchtiger Constructeur. Noch größere Gelegenheit wurde ihm hiefür durch den Neubau der katholischen Pfarrkirche in Bulach bei Karlsruhe geboten, die er 1834—1837 zur Ausführung brachte. Mit dieser Kirche in Bulach hat Hübsch einen Schöpfungsbau errichtet; es gelang ihm damit, die Architektur aus den Fesseln eines angewöhnten Herkommens zu befreien, und dies war eine hervorragende That. Hübsch hat in der Bulacher Kirche eine neue Gewölbeconstruction erfunden und sein Verdienst wird dadurch nicht geschmälert, wenn wir daran erinnern, daß S. Prassede in Rom, S. Zeno in Verona, S. Miniato in Florenz bereits lange vorher die gleichen mächtigen Quergurtbogen zeigten, daß St. Angelo in Perugia und die Klosterkirche der ehemaligen Cistercienserabtei Bronnbach im badischen Taubergrund die halben Rundbögen der Seitenschiffe wie die Bulacher Kirche besitzen. Das Bausystem von Bulach wurde durch Hübsch bei einer Reihe späterer Werke erneut zur Verwendung gebracht und es seien hier nur die katholische Pfarrkirche in Oos bei Baden-Baden mit einem Façadenthurm und die zu Untergrombach bei Bruchsal mit einem Thurm an der Mitte des einen Seitenschiffes erwähnt. Während dies lauter dreischiffige Bauten sind, hat Hübsch auch einschiffige gewölbte Kirchen, wie die Klostercapelle in Bruchsal 1854 und die katholische Pfarrkirche in Altschweier bei Bühl 1862—1868, errichtet. Der Friedhofcapelle in Baden, die 1862 ausgeführt wurde, gab Hübsch die Form eines gewölbten regelmäßigen Achtecks und sie erinnert an ähnliche Anlagen in Italien, welche als Taufcapellen dienen. Sobald Hübsch nur knappere Baumittel zur Verfügung standen, verzichtete er auf die Einwölbung, und so hat er, im Anschluß an die Basiliken von Rom und Ravenna, die katholische Pfarrkirche in Grafenstaden bei Illkirch im Elsaß als dreischiffige Hochkirche mit Holzdecken und zwei Façadenthürmen erbaut, ebenso in den Jahren 1858 bis 1862 die katholische Pfarrkirche zu Ludwigshafen in der Rheinpfalz als dreischiffige Kreuzkirche mit zwei Chorthürmen.

Bei so großen Verdiensten, welche sich Hübsch († 1863) um den Kirchenbau im ganzen erworben, darf es uns nicht wundern, wenn er in der Detailausbildung eine weniger glückliche Hand hatte. Dies bildete nunmehr die Aufgabe seiner Schüler und Nachfolger. Hier muß zunächst Friedrich Eisenlohr (1805—1854) genannt werden, ein Meister mit reicher Phantasie, großer Originalität und ausgebildetem Schönheitssinn. In der Friedhofcapelle zu Karlsruhe schuf Eisenlohr ein schönes einschiffiges gewölbtes Kirchlein mit reizendem Portalvorbau und bediente sich dabei der einfachen Formen des Spitzbogenstils. Bei der neuen, 1845 begonnenen evangelischen Pfarrkirche in Baden schuf Eisenlohr eine dreischiffige gewölbte Hallenkirche mit Emporen und bediente sich auch hiebei der gothischen Bauformen. Leider wurde nach des Meisters allzu frühem Tode beim Ausbau der zwei Façadenthürme der Plan Eisenlohrs verlassen und durchbrochene, maßwerkgeschmückte Helme mit schweren, das Ganze erdrückenden Kreuzblumen durch Oberbaurath Professor Heinrich Lang hinaufgesetzt,

[1]) S. Bauwerke von Hübsch, Text und Abbildungen. Karlsruhe.
[2]) S. Lotz, Kunsttopographie Deutschlands, Kassel 1863. II. Bd. S. 121.

eine Construction, nicht im Geiste des Verewigten und auch nicht im Einklang zu dem ganzen schlicht gothischen Kirchenbau. Für Offenburg hatte Eisenlohr gleichfalls eine evangelische Pfarrkirche entworfen, eine interessante Centralanlage in gothischen Stilformen, der Kirchenbau kam später aber nicht nach diesem Plane zur Ausführung. In Lahr verstand es Eisenlohr, die ehemalige Stiftskirche der Augustiner Chorherren als evangelische Pfarrkirche sehr glücklich zu restauriren und auszubauen. Die Emporen beseitigte Eisenlohr und gab der dreischiffigen Hochkirche die ihr zum Theil fehlenden Rippengewölbe wieder, so daß dieses Bauwerk mit Recht zu den werthvollsten frühgothischen am badischen Oberrhein zählt.

Jakob Hochstetter (1812—1880) leitete die Ausführung der von Hübsch entworfenen katholischen Pfarrkirche in Bulach und erbaute in den fünfziger Jahren nach eigenen Entwürfen die neue katholische St. Udalricuskirche in Mörsch (3 Stunden von Karlsruhe), eine dreischiffige Hochkirche mit Gurtbogen wie Bulach, aber anstatt der steinernen Gewölbe nur mit schrägen Holzdecken in Mittel- und Seitenschiffen versehen. Der eine Façadenthurm ist hochschlank mit steinernem achteckigen Helm und weithin in der Landschaft sichtbar. Die Ausführung des Ganzen im Rundbogenstil ist sorgsam und beweist, daß der Architekt sich mit Liebe seiner Aufgabe gewidmet hat. — Friedrich Theodor Fischer (1803—1867) wurde nach dem Tode von Hübsch 1864 als Baudirector an die Spitze der badischen Hochbauverwaltung berufen. Obgleich nun Fischer im Großherzogthum Baden mehr als 30 katholische und evangelische Kirchen für Landgemeinden und kleinere Städte entworfen und ausgeführt hat, so waren diese Kirchenbauten doch in keiner Weise hervorragend und die Verdienste Fischers sind im Profanbau und als Lehrer der technischen Hochschule in Karlsruhe zu suchen.

Friedrich Feederle (1825—1869) in Karlsruhe und Lukas Engesser (1820—1888) in Freiburg setzten als Schüler von Hübsch bei ihren Ausführungen die Richtung des bedeutenden Meisters fort. Feederle hat die Restauration der Weststront mit Kuppel und Thürmen am Kaiserdom zu Speier für Hübsch geleitet und sich hiebei durch Umsicht und Geschicklichkeit großes Verdienst in den Jahren 1854—1858 erworben; später bis 1862 führte er auch den Neubau der katholischen St. Ludwigskirche in Ludwigshafen nach den Plänen von Hübsch aus. Ebenso hat Engesser den Neubau der dreischiffigen Basilika in St. Georgen bei Freiburg nach Hübschs Entwürfen geleitet und hat nach eigenem Bauplan eine neue katholische Kirche als dreischiffige Anlage mit Façadenthurm in Mahlberg errichtet; auch in Obereggelbach und in Lörrach sind die neuen katholischen Pfarrkirchen durch Engesser erbaut worden. Die Lörracher Kirche ist dreischiffig, mit Holzdecken versehen und hat den Thurm am Chor. — Joseph Berlmüller (1800—1879) hat den Neubau der katholischen Pfarrkirche zu Bonndorf im badischen Oberland errichtet, welcher ganz auf den von Hübsch erfundenen Anlagen basirt.

Bauinspector Karl Dernfeld hat 1865—1868 die schön auf der Höhe gelegene neue kalholische Kirche in Beuern-Lichtenthal bei Baden-Baden aus Staatsmitteln als dreischiffige Hochkirche mit Holzdecken und einem Façadenthurm erbaut. Während dieser Kirchenbau in romanischen Stilformen aufgeführt ist, bediente sich Dernfeld († 1879) beim Neubau der katholischen Pfarrkirche in Bühl des Stils der entwickelten Gothik. Das Octogougeschoß und der durchbrochene, mit Maßwerk geschmückte steinerne Thurmhelm dieser Stadtkirche schließen sich an die gleiche Anlage der aus dem Mittelalter stammenden Mariencapelle in Würzburg an. Dernfeld hat mit großem Geschick hiebei die Richtung fortgesetzt, welche vordem Eisenlohr mit Glück im Kirchenbau verfolgt hat. Ganz dasselbe Bestreben finden wir beim Kirchenbau in Köndringen (Eisenbahnstation zwischen Offenburg und Freiburg) von Postbaurath Ludwig Arnold beobachtet; hiebei interessirt namentlich der Kirchthurm: auf dem schweren viereckigen Unterbau erhebt sich, hinter einer Galerie zurückgezogen, ein achteckiges durchbrochenes Obergeschoß, dessen Diagonalseiten nach den Ecken des Unterbaues durch große Strebebögen abgestützt sind; die Spitze bildet ein schiefergedeckter, schlanker Helm, welcher zwischen Fialen und vier Giebeln aufgesetzt ist.

Auch beim Ausbau der evangelischen St. Peterskirche in Heidelberg nach dem Entwurf von Bauinspector Frank begegnen wir der von Eisenlohr angebahnten Richtung. Im Thurmhochbau dieser Peterskirche ist ein Anschluß an das große Freiburger Münstervorbild angestrebt, doch lehrt mit Recht das Mittelalter, daß man großartige Baumotive nicht modellartig verkleinern darf. Der Münsterthurm in Freiburg ist so vortrefflich, weil er gerade in diesem Größenmaßstab erscheint; in halber Größe denselben Bauplan ausgeführt, würde nicht die gleiche glückliche Wirkung erzielen. Wirft man einen vergleichenden Blick auf den Ulmer Münsterthurm und den der Liebfrauenkirche in Eßlingen, welchen dieselbe Ulmer Steinmetzbauhütte erdacht und ausgeführt hat, so wird man unsrer vorstehenden Ansicht gewiß beistimmen.

Oberbaurath Prof. Adolf Weinbrenner in Karlsruhe hat in den achtziger Jahren den Neubau der katholischen Pfarrkirche zu Bräunlingen bei Donaueschingen als dreischiffige kreuzförmige gewölbte Basilica mit einem viereckigen Façadenthurm in dem von Hübsch erfundenen Constructionssystem zur Ausführung gebracht; die im Jahr 1893 vollführte Ausmalung des Kircheninnern erfolgte ohne Mitwirkung des Architekten.

Baurath Ludwig Diemer (1828—1894), einer der tüchtigsten Schüler des Baudirectors Hübsch, wurde 1865 Leiter der in Karlsruhe neu gegründeten evangelischen Kirchenbauinspection. In dieser durch drei Jahrzehnte währenden Thätigkeit war es Diemer vergönnt, sein Können und seine reiche Erfahrung den mannichfaltigsten Aufgaben zu widmen; bei allen Bauausführungen hat er Monumentalität angestrebt und stets nur gediegenes Material verwendet. In Pforzheim halte die Altstädter St. Martinskirche einen neuen Façadenthurm zu erhalten, wobei das werthvolle sculpirte Tympanon des romanischen Portals seine Wiederverwendung gefunden, was dankbar anerkannt werden muß. In Kenzingen im Breisgau wußte Diemer die verlassene ehemalige Capuciuerkirche mit einem geringen Geldaufwand in ein zweckentsprechendes evangelisches Gotteshaus zu verwandeln. Beim öffentlichen Wettbewerb zur Gewinnung eines Bauplans für die evangelische Christuskirche in Lahr errang Diener den ersten Preis und führte über einem gewölbten griechischen Kreuz einen Kuppelbau aus, der beweist, daß dem Schöpfer desselben die Schönheiten ähnlicher Werke der italienischen Renaissance wohl bekannt waren. In Eppingen und Rhein-Bischofsheim errichtete Diemer schöne Kirchenneubauten, beide mit achteckigem Centralraum; in Freiburg im Breisgau ist die zweite evangelische Stadtpfarrkirche als kreuzförmige Anlage mit Chorumgang und damit verbundener Empore zur Ausführung gebracht worden und bei allen diesen Bauten ein Maßhalten geübt, um mit den vorhandenen Fonds zweckmäßig disponirte Gotteshäuser von guter Akustik zu gewinnen. Als weitere Werke von Diemer mögen hier noch die neue Pfarrkirche in Ettlingen, die in Gaggenau im Murgthale und das als dreischiffige gewölbte Hallenkirche hergestellte Gotteshaus am Werderplatz im Südstadttheile in Karlsruhe, das mit einem Kostenaufwand von 155,000 Mark, ohne Mobiliar, ausgeführt wurde, genannt werden.

Digitized by Google

Baurath Adolf Williard (geb. 1838 in Ettlingen) setzte 1869 in Heidelberg nach dem Tode Feederle's die von diesem begonnene Restauration der Jesuiten-, jetzt Stadtpfarrkirche nebst dem Neubau des Hochthurmes nach eigenen Plänen fort. Das Innere dieser katholischen Kirche gestaltete sich recht würdig und der Architekt wurde durch die Bildhauerarbeiten von Professor Karl Steinhäuser, die Frescomalereien von Professor Andreas Müller in München und Ferdinand v. Keller in Karlsruhe auf wirksame Weise unterstützt. Eine ähnliche Aufgabe wurde demselben Baukünstler durch die Restauration des Innern der Stadtpfarrkirche in Rastatt gestellt, welche in den Jahren 1886 und 1887 erfolgte. In dem unfern Gernsbach gelegenen Dorf Sulzbach wurde 1885 von Baurath Williard eine zweischiffige Kirche, bestehend aus einem breiteren Hochschiff und einem schmalen niedrigen Seitenschiff, erbaut. Eine ganz ähnliche zweischiffige Anlage befindet sich in Bickesheim (siehe Lotz, Kunsttopographie Deutschlands II. 55), an der Landstraße von Karlsruhe nach Rastatt, es ist die aus dem Mittelalter stammende gothische Wallfahrtskirche; hier aber hat auch das schmale Seitenschiff eine gewölbte polygone Apside, während die neue Kirche in Sulzbach das Seitenschiff glatt geschlossen zeigt und gegenüber einen Façadenthurm besitzt; nur die Concha ist gewölbt, die beiden Schiffe dagegen zeigen den offenen Dachstuhl mit sichtbarer bemalter Holzconstruction. Hat Williard bei diesem Kirchenbau sich der romanischen Stilformen bedient, so sehen wir ihn beim Bau der Kirche in Wald-Ulm, eine Stunde von der kleinen Stadt Achern, die Formen des frühgothischen Stils verwenden. Von der früheren Dorfkirche aus dem späteren Mittelalter (siehe Lotz II. 544) blieb der Untertheil des Thurms mit einer ausgebauten, von Netzgewölben überdeckten rechteckigen Altarnische stehen und wurde in den Kirchenneubau wieder aufgenommen. Dieser kostete 80,700 Mark und bildet eine dreischiffige Basilica mit Holzbalkendecke; an der Vorderfront ist eine zierliche, aus dem Sechseck construirte gewölbte Vorhalle hergestellt worden. Der Chor ist mit Rippengewölben versehen, besteht aus einem Joch und der Apside, welche nach dem Vorgang der Kirchen der Prager Bauhütte mit vier Seiten des Achtecks schließt, so daß ein Pfeiler, anstatt der sonst üblichen Fensteröffnung, in der Hauptachse des Gotteshauses sich befindet. Eine dreischiffige gewölbte Hochkirche wurde von Williard in der Zeit von 1886—1890 in Forbach im Murgthal an schön gelegener, weithin die Landschaft beherrschender Baustelle mit einem Gesammtaufwand von 400,000 Mark zur Ausführung gebracht. Wir haben hier ein Mittelschiff von 14 Meter lichter Spannweite, errichtet auf runden Säulen von rothem Sandstein aus Findlingen, welche die nahen großen Waldungen in reichlicher Menge bieten. Den nur 2.40 Meter breiten Seitenschiffen entsprechen an der Front zwei 50 Meter hoch geführte, bereits vom Sockel ab achteckige Thürme mit ebensolchen Steinhelmen und andrerseits zwei polygone Apsiden; auch das Mittelschiff schließt mit großer polygoner Apside nebst Chorumgang, welcher zu der in der Hauptachse angelegten Sacristei geleitet. Der ganze Kirchenbau ist in den historischen Formen des romanischen Uebergangsstils gehalten, einer Stilrichtung, welche mit Erfolg von vielen französischen Architekten der Neuzeit gehandhabt wird. Es möge hier nur an die schöne Pfarrkirche Saint-Ambroise am Boulevard Voltaire in Paris erinnert werden, welche von M. Th. Ballu Mitte der sechziger Jahre zur Ausführung gelangt ist.

Zum Neubau ihrer Pfarrkirche hat sich die über fünftausend Katholiken zählende Gemeinde in Pforzheim einen Entwurf vom Baurath und Diöcesanbaumeister Güldenpfennig in Paderborn, sowie drei verschiedene vom Baurath Williard in Karlsruhe anfertigen lassen und den letzten Entwurf desselben zur Ausführung gewählt; diese erfolgte in der Zeit von 1888—1891, es ist eine dreischiffige gewölbte Säulenbasilica mit einschiffigem gewölbten Chor und einem an der südlichen Wiederkehr zwischen Seitenschiff und Presbyterium gestellten quadratischen Thurm von 55 Meter Höhe. — Die von Bauinspector Eugessee begonnenen Restaurationsarbeiten des Freiburger Münsters wurden vom Jahre 1880 ab durch Franz Bär (1850 bis 1891) fortgesetzt; in Verbindung mit dem Freiburger Maler Fritz Geiges ward die offene Thurmvorhalle in ihrer ursprünglichen farbigen Decoration wieder hergestellt. Dann wurden vom Münsterbauverein Geldmittel beschafft, um eine genaue, auf Messungen beruhende Aufnahme des ganzen Bauwerks herzustellen und diese Arbeiten nach dem frühen Tod des Bauinspectors Bär durch dessen Schüler Architekt Kempf bis zum heutigen Tag fortgesetzt. Da die durchbrochene Pyramide des Münsterthurms im oberen Drittheil überaus schadhaft, so daß ein Abtragen und ein Wiederaufbau mit neuem, wetterbeständigem Sandsteinmaterial unabweisbar ist, so hat es nach dem Ableben von Franz Bär nicht an Bemühungen gefehlt, um den oder jenen Fachmann als Dombaumeister ernannt zu erhalten. Da aber zum Glück beim Münster in Freiburg alle Bauformen wohl erkenntlich auf uns gekommen, so gibt es hier gar nichts neues zu erfinden, und Oberbürgermeister Winterer, derzeitiger Vorsitzender des Münsterbauvereins, ist sehr gut berathen, wenn er darauf verzichtet, irgend eine einheimische oder auswärtige „Autorität" als Dombaumeister zu berufen, welche alsdann die Münsterrestauration vielleicht im Nebenamt wahrnehmen würde. Ein tüchtiger, gewandter Werkführer, der seine praktische Ausbildung beim Kölner oder Prager Dombau erhalten, ist dem Freiburger Münster für seine größeren Arbeiten der Restauration vonnöthen, und es möge daran erinnert werden, daß ein Vincenz Statz, Friedrich Frhr. v. Schmidt und Franz Schmitz sich als Kölner Domwerkmeister die höchsten Verdienste um das Gelingen des Ganzen erworben haben. — Bauinspector Franz Bär hat im badischen Oberland eine größere Anzahl kleinerer Kirchen neu gebaut, andere erweitert und ausgebaut; die ehemalige Franziskaner-, jetzige Stadtpfarrkirche zu Sanct Martin in Freiburg, eine dreischiffige ungewölbte Langhausanlage mit einschiffigem, gewölbtem Chor gothischen Stils, wurde mit viel Geschick restaurirt, wobei ihm für die Ausstattung der tüchtige Maler Fritz Geiges wiederum zur Seite gestanden hat.

Der im Jahre 1889 vom Großherzog Friedrich beschlossene Bau eines im Karlsruher Fasanengarten für die Angehörigen des badischen Fürstenhauses zu errichtenden Mausoleums gab zu einem engeren Wettbewerb Veranlassung, an dem sich Oberbaudirektor Durm, Oberbaurath Lang, Oberbaurath Weinbrenner, Baurath Diemer, Baurath Williard und Bauinspector Bär betheiligten; dem Project gothischen Stils von Franz Bär wurde der Vorzug gegeben und auf Grund desselben erfolgte die wirkliche Ausführung in der Zeit von 1890—1896 durch Hofbaudirector J. Hemberger und dessen Sohn Architekt Hermann Hemberger.

Architekt Eugen Crescelius hat die 1881 vollendete dreischiffige kreuzförmige Hallenkirche der Katholiken in Schöllbrunn bei Ettlingen durchgehends mit spitzbogigen Rippengewölben versehen und mit einem Kostenaufwand von 170,000 Mark zur Ausführung gebracht. Nach dem Vorbild der Sanct Stephanskirche in Mainz wurde über jedem der drei Joche des Langhauses ein querliegendes Walmdach angebracht, was bei einer Dorfkirche mit Schieferbedachung, der vielen Kehlen wegen, zu fortwährenden Reparaturen nöthigt, daher möglichst vermieden werden sollte.

Digitized by Google

Bauinspector Knoderer hat in den achtziger Jahren den Neubau der katholischen Pfarrkirche in Forst bei Bruchsal entworfen und im System Hübschs als dreischiffige gewölbte Basilica mit halben Tonnengewölben in den Seitenschiffen zur Ausführung gebracht. Den quadratischen Gewölbejochen entsprechen im Aeußern flache Quergiebel und Dächer, welche an altrömische Thermen erinnern, wie denn das Ganze in classischer Formengebung durchgeführt worden ist. Leider paßt hiezu aber der hölzerne, mit Schiefer gedeckte hochschlanke achteckige Helm des Thurms der Vorderfront nicht und es würde eine an Palladio's Campanile von San Giorgio maggiore in Venedig gemahnende Lösung sich entschieden glücklicher dem übrigen Bauwesen eingefügt haben. — Die evangelische Pfarrkirche in Teutsch-Neureuth bei Karlsruhe wurde in der Zeit von 1886 bis 1888 durch Baurath Dyckerhoff († 1894) als gothische dreischiffige Hallenkirche mit Emporen und flachen Holzbalkendecken im Langhause und einem gewölbten, mit fünf Seiten des regelmäßigen Achteckes schließenden Chor erbaut. Der an der Westseite mit offener Vorhalle ausgebaute Glockenthurm ist oberhalb der Dachregion des Langhauses eingezogen und schließt zwischen vier Steingiebeln mit achteckigem Schieferhelm. — Architekt Franz Jacob Schmitt hat während seines Karlsruher Aufenthalts in der Zeit von 1890—1894 die Neubauten dreier Gotteshäuser zur Ausführung gebracht und sich hiebei zur Aufgabe gestellt, die Bauten in allen Theilen feuersicher mit gewölbten Steindecken zu versehen, ferner die Glockenthürme mit ihren Helmen ganz in Sandstein herzustellen, und da die Gothik constructiv wie formal für beides die größte Vollendung erreicht, so ergaben sich eben ungezwungen Werke in diesem Baustil. Die Liebfrauenkirche im Bahnhofstadttheil in Karlsruhe wurde als kreuzförmige dreischiffige Hallenkirche mit einem Chorschluß von drei Seiten des regelmäßigen Sechsecks, Kreuzgewölben auf Quadersteinrippen und einem 55 Meter hohen quadratischen Thurm an der Epistelseite des Presbyteriums hergestellt. Um einen lichten Innenraum mit freien Durchblicken auf den in Eichenholz geschnitzten Hochaltar, die Kanzel und vier Nebenaltäre zu gewinnen, wurden nur sechs freistehende Sandsteinsäulen von je 80 Centimeter Durchmesser bei 9.80 Meter allseitiger Achsenentfernung aufgestellt, und diese haben mit den aus Sandbruchsteinen ausgeführten Umfassungsmauern sämmtliche Gewölbe zu stützen; eine kühne Construction, welche sich vollständig bewährt und beste Akustik ergeben hat. Obgleich dieses Gotteshaus an 3000 Kirchgänger faßt und in der überaus kurzen Zeit von nur achtzehn Monaten ausgeführt worden ist, so haben die Baukosten, ohne Mobiliar, doch nur rund 160,000 Mark betragen. Die Form einer gewölbten dreischiffigen Basilica, mit einem sechseckigen, 46 Meter hohen Steinthurm an der Evangelienseite des dreiseitig geschlossenen Chors errichtet, hat der Neubau von Sanct Johannes Nepomuk in Hörden bei Gernsbach im Murgthal erhalten. Hier wurde für 1500 Kirchgänger ein monumentales Gotteshaus mit nur 82,000 Mark Baukosten, ohne Mobiliar, in zwei Jahren ausgeführt und dadurch bewiesen, daß Kirchen gothischen Stils auch mit einem minimalen Kostenaufwand recht gut möglich sind. — In Mingolsheim bei Bruchsal verlangten die Katholiken den Wiederaufbau ihrer vor einigen Jahrzehnten abgerissenen Sanct Rochuscapelle; Architekt Schmitt wählte eine einschiffige Anlage von 9½ Meter Lichtweite, welche mit einem aus Backsteinen feuersicher hergestellten spitzbogigen Tonnengewölbe überdeckt wurde. An der Westfront ward ein quadratisches Treppen- und Glockenthürmchen errichtet, dessen achtseitiger Sandsteinquaderhelm sich auf 32 Meter Höhe erhebt, und im Osten ist mit vier Seiten des regelmäßigen Sechsecks die für den Altar bestimmte, mit einem Hausteinrippengewölbe überdeckte Apside ausgebaut. Die Baukosten dieser im Aeußern aus rothen Bruchsteinen des Neckarthals hergestellten, achthundert Kirchgänger fassenden Capelle betrugen, ohne Mobiliar, nur rund 25,000 Mark.

Von Interesse ist die Wahrnehmung, daß Hübsch mit seinem bekannten Werk über die altchristlichen Kirchen, welches von Canonicus Victor Guerber in Molsheim mit französischem Text erschienen, in Frankreich große Beachtung fand; namentlich hat der berühmte Forscher Architekt Viollet-le-Duc sich darüber höchst anerkennend geäußert. Die von Hübsch erstmals beim Neubau der Pfarrkirche zu Bulach in den dreißiger Jahren zur Ausführung gebrachten flachen Kappengewölbe aus Backsteinen haben dreißig Jahre später beim Langhaus der St. Augustinuspfarrkirche am Boulevard Malesherbes in Paris durch Architekt Baltard Nachahmung gefunden. Ingleichen hat der Schweizer Architekt Stadler in Zürich beim preisgekrönten Entwurf der evangelischen Elisabethpfarrkirche für Basel das Bausystem der von Eisenlohr in Baden-Baden errichteten evangelischen Stadtpfarrkirche adoptirt. Endlich haben die von der durch Hübsch und Eisenlohr begründeten badischen Bauschule ausgehenden Anregungen und Grundsätze namentlich in Hannover unter Meister Hase und seinen Schülern verständnißvollste Zustimmung gefunden und Fortbildung erfahren, haben schließlich mit Otzen und dessen Bauausführungen siegreichen Einzug in der deutschen Reichshauptstadt Berlin gefeiert.

Venedig im 18. Jahrhundert.

Von Julius v. Schlosser.

II.

Zu besonderen Festlichkeiten gab der häufige Besuch von Souveränen und vornehmen Fremden erwünschten Anlaß. Eine der prunkvollsten Schaustellungen war zu Ehren Josephs II. bei seiner Anwesenheit in Venedig vom 22.—25. Juli 1769 geplant, kam aber nicht zu Stande, da der fürstliche Gast sein Incognito gewahrt wünschte und mit der ihm eigenen Bescheidenheit versicherte, er reise bloß zu seiner Belehrung. Aber das überlieferte Programm gibt uns ein Bild von dem, was Alt-Venedigs Festkunst zu leisten im Stande war. Eine pesca notturna im Bacino von S. Marco war als Mittelpunkt des Festes gedacht. Von der Piazzetta zur Giudecca hinüber und von S. Giorgio zur Dogana sollte durch Flöße, die mit Bosquets von Topfpflanzen verkleidet waren, ein ovaler See eingefriedet werden; diese schwimmenden Inseln trugen kleine Hügel mit Hütten und Bäumen, an denen Krystallfrüchte hingen, und sollten im Geschmacke der Zeit die hesperischen Wundergärten darstellen, alles von unzähligen Fackeln magisch beleuchtet. Fischerbarken, von Tritonen gelenkt, sollten das Wasser beleben, über eine improvisirte Brücke sollte die Festgesellschaft sich nach S. Giorgio begeben, wo in einem glänzend illuminirten Pavillon ein Diner von mehr als hundert Gedecken servirt war. Während des Diners sollte wie auf einen Zauberschlag der ganze Apparat der pesca sammt der Brücke verschwinden, dafür geschmückte und beleuchtete Boote mit Musikchören die ganze weite Wasserfläche beleben, während alle Gebäude der Riva beflaggt und beleuchtet in zauberhaftem Glanze erstrahlten. Man fühlt den Einfluß der hoch entwickelten Theaterdecoration des 18. Jahrhunderts, aber zu dieser Feerie im Geiste der Märchenspiele Gozzi's kommt der ganze Zauber der unvergleichlichen Umgebung hinzu; mit wunderbarer Geschicklichkeit ist die prächtigste Schaubühne der Welt, die herrliche Riva, verwendet, sind die

Digitized by Google

Bauten der Inseln, die selbst wie Coulissen vor der Piazzetta lagern, als Hintergrund benützt. Denkt man sich noch den ganzen Zauber einer venezianischen, durchsichtig klaren Sammernacht hinzu, den Glanz des von Ruderschlägen bewegten Meeres, die fröhliche, festliche Menge phantastisch beleuchtet, so ergibt sich ein magisches Bild, wie ein orientalisches Märchen; die heutige Sagra del Redentore ist nur ein schwacher Abglanz davan, denn die unvergleichliche Inscenirung der alten Zeit fehlt.

Seine Höhe erreichte dies Festleben natürlich an dem berühmten, ja ast geschilderten Carneval, den man heute vielfach gern, sagar aus öffentlichen Mitteln, wiederbeleben möchte. Aber auch Venedig ist indessen eine ernste, ihren Geschäften emsig nachgehende Stadt gewarden. Durch ein eigenthümliches Herkommen verlängerte sich indeß der Carneval weit über das gewöhnliche Maß. Fast das halbe Jahr steckte Venedig im Mummenschanz; denn nicht nur in den Faschingswochen, sondern auch an gewissen Festen, besonders der Sensa, ja sagar bei den Wahlen war es gestattet, sich der Maske zu bedienen. Mehr nach, die Maske war in Venedig eine Art officielles Kleid, in dem sich der Patricier, die varnehme Dame, ja die Inquisitaren und der Doge selbst — denen anders als im Amtskleide zu erscheinen unmöglich war — in das dichteste Balksgewühl mischen konnten, frei von jeglicher Etikette, nur mit dem Namen: Siora maschera begrüßt, ahne Gefahr einer Insulte, Maskenfreiheit und Maskenrecht genießend. Dadurch erhielt der schan durch die Natur des Venezianers selbst wahlwollende und gemüthliche Verkehr mit dem Balke ein Gepräge freiester Natürlichkeit, in der gleichwahl kein Theil seine Stellung vergaß, noch erhöht durch das eigenthümliche Clientelverhältniß und die Gevatterschaft des San Giovanni: die Nobili pflegten nämlich nach uraltem Brauche die Kinder ihrer Clienten und Bedienteten aus der Taufe zu heben. Jene officielle Maske war übrigens ganz eigenthümlicher Art. Sie bestand aus dem tabarro, einem weiten Ueberwurf, und der baütta, einem Mäntelchen aus schwarzer Seide mit Halbmaske, das Kapf und Schultern vallständig bedeckte und über dem zu größerer Vermummung von Männern und Frauen nach ein dreispitziger Hut tief in die Stirne gedrückt wurde — an der Art, Mantel und Hut zu tragen, war der Einheimische sofort von dem Fremden zu unterscheiden.

Im Carneval trieb das ganze bunte Gesindel der italienischen und specifisch venezianischen Maskenkomödie sein lärmendes Wesen auf der Piazza. Zu den eigentlichen Theatermasken, wie Pantalou, dem komischen Typus des venezianischen Bürgers selbst, dem Dactor Balanzon von Balagna, dem Arlechin von Bergama, dem uralten miles gloriosus Capitan Spampona u. s. w. gesellten sich die Caricaturen der zahlreichen fremden Völkerschaften: der orientalisches Confect feil bietende Armenier, der gravitätische Türke (Cagigi), der schnatternde Jude, der natürlich weinselige Tedesco, das Italienische radebrechend, aber auch der Furlaner, Buranella und Chiozzote in seiner malerischen Tracht, endlich die spektakelnden gnaghe, als Frauen verkleidete Männer, noch heute ein Hauptspaß des italienischen Faschings. Dazu als Hintergrund die Merceria und Frezzeria mit ihren geschmackvoll arrangirten und beleuchteten Kaufläden, die Piazza mit der fröhlichen, gleichfalls maskirten Menge in den Cafés, unter denen das Café Florian schan damals die erste Stelle einnahm, das Gehen und Kammen in den prächtig ausgestatteten Casini der Nabili hier und bei S. Maisé — auch diese Casini eine echt italienische Erfindung, mit Büchern, Zeitungen, Spieltischen ausgestattet, Rendez-vous-Ort der Fremden und Einheimischen, an offener Straße belegen, bequemer und freier als der häusliche Salon. Denken wir uns nun noch als weitere Acteure die zahllasen Fremden hinzu, theils varnehme Reisende aus dem Westen, theils Levantiner und Orientalen in ihren charakteristischen Trachten, die Abenteurer und Cacotten, dazwischen die wandernden Verkäufer mit ihren unzähligen Waaren, unaufhörlich rufend, so erhalten wir ein Bild, an dessen Lebhaftigkeit nicht einmal das maderne Neapel mehr heranreicht.

Denn viel mehr als heutzutage war Venedig in jenen Tagen die internationale Weltstadt, wa sich Ost und West, Nord und Süd trafen, Eldorada der Fremden, auch der Abenteurer aus aller Herren Landen. Zahlreiche fürstliche Personen, theils incognita, theils afficiell mit ihrem Gefalge reisend, statteten der Lagunenstadt ihren Besuch ab. In dem strengen Winter von 1709, da die Lagune zufror, ein seltenes, lange in der Erinnerung bewahrtes Schauspiel, kam Friedrich IV. van Dänemark, und während Europa van Kriegslärm widerhallte, feierte Venedig üppige Feste. Mit viel ernsteren Absichten kam Joseph II. 1769 in strengstem Incognito, ihn interessirte namentlich der politische und administrative Apparat der Republik, dem er höchstes Lab zollte. Er entging aber dennoch nicht einem glänzenden Concert im Palazzo Rezzanico. Länger war sein zweiter Aufenthalt vom 21.—29. Mai 1775, wa er der großen Regatta der Sensa beiwohnte. Die ganze Pracht ihres kirchlichen Pampes entfaltete aber die Republik bei der Durchreise Papst Pius' VI. 1782; hatte doch seit dem denkwürdigen Aufenthalt Alexanders III. kein Papst mehr die Lagunen betreten. Die letzten fürstlichen Gäste, die die Republik in ihrer alten Festpracht sahen, waren Gustav III. van Schweden (1784) und das russische Großfürstenpaar Paul (I.) und Maria Feodarowna (1781); den letzteren „Comtes du Nord" wurde das letzte große Fest auf der Piazza gegeben, bei dem den nordischen Gästen namentlich die musterhafte Haltung des Volkes imponirte. Aber auch andere Fremde, nicht durch ihre Geburt, wahl aber durch Bildung und geistige Bedeutung hervarragend, lockte die Stadt des adriatischen Leuen an.

Im Jahre 1786 betrat Goethe, gleichfalls unter angenommenem Namen reisend, zum erstenmal italischen Boden und Venedig; die große Sehnsucht seines Lebens fand Erfüllung, eine Erbschaft vam Vater her: es ist rührend zu lesen, wie er auf der Fahrt im Brentacanal seines armen Vaters in Ehren gedenkt, der nichts besseres wußte, als van diesen Dingen zu erzählen[1]); und wie ein Alp fällt es ihm van der Brust, daß nun auch diese Wunderstadt ihm kein leerer Name mehr ist, ihm, dem Tadseinde van Wartschwällen. Auf diesem selben Boden war vor manchem Säculum einem anderen großen Deutschen, Albrecht Dürer, das fröhliche Daseinsgefühl meridonaler Farmenwelt aufgegangen, und wie dem Dichter bangte auch dem Maler var der Rückkehr in die nardische Nebelwelt. Zweiundvierzig Jahre vor dem Dichter der Mignon hatte einer der Barkämpfer der modernen Ideen, allerdings in amtlicher Thätigkeit, und mit ganz anderen Interessen — ihn zag das reiche musikalische Leben der Stadt vor allem an — in Venedig geweilt, J. J. Rausseau. [2])

Unter den zahlreichen Reisenden, die im varigen Jahrhundert Venedig besuchten, tritt damals, wie heute, das englische Element charakteristisch hervor, besonders in seinen Beziehungen zur Kunst; sein Mittelpunkt war das gastliche

---

[1]) Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien. Schriften der Goethe-Gesellsch. II. Weimar 1882.

[2]) Les Confessions, Partie II. livre VII, eine reizende Episode der Zaldette (mit ihrer Strafpredigt an den künftigen Moralisten: Zanetto, lascie le donne e studia la matematica) hat echtes Localcolorit.

Haus des Consuls Smith, dessen Grab auf dem Lido auch Goethe aufgesucht hat. Diese bunte internationale Gesellschaft enthielt natürlich auch sehr zweifelhafte Elemente: der schlaue Sicilianer Cagliostro, der die Gesellschaft des ancien régime so gründlich mystificirte und Goethe's Interesse so weit erregt hat, daß er seinen Spuren nachgegangen ist und ihm im „Großkophta" ein literarisches Denkmal gesetzt hat, weilte hier, bis ihm der Boden zu heiß wurde dank der trefflichen venezianischen Polizei. Dann taucht aus der bunten Menge ein Sohn Venedigs selbst hervor, Jacques Casanova „de Seingalt", ein echter Typus des vorigen Jahrhunderts, Abale und Glücksritter, Uebersetzer der Iliade und Confident der Inquisition, berühmt, besser berüchtigt durch seine (französisch geschriebenen) Memoiren, in ihrem fast naiven Cynismus ohne Beispiel in der Literatur dastehend, nicht ohne Darstellungsgabe und Talent, aber ohne jeden Halt. So breit ausgesponnen und romanhaft seine Memoiren sind, so widerlich ihre Lectüre ist, sie werfen die merkwürdigsten Streiflichter auf die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, nicht bloß in Venedig; denn Casanova ist in aller Herren Ländern umhergetrieben worden.[1])

Von einer anderen Classe von Fremden, die Venedig ein charakteristisches Gepräge gaben, war schon wiederholt die Rede, den Söhnen des näheren und ferneren Ostens. Noch herrschte ja Venedig in der Levante und sein Handel dorthin war noch immer bedeutend; auf der Riva degli Schiavoni namentlich traf man die charakteristischen Gestalten der Türken, Armenier und Griechen, der Albanesen, Montenegriner und Dalmatiner, die letzteren die erprobte Garde der Republik, wie denn die venezianische Armee in ihren nationalen Corps eine wahre Musterkarte der verschiedenen Stämme war.

Dieser buntscheckigen ausländischen Menge trat das einheimische Volksleben nicht weniger urwüchsig gegenüber. Die zahlreichen, oft curiosen Gewerbe, die die Straßen — wie heute noch — mit ihren seltsamen Rufen durchzogen und in ihrer südlichen Lebhaftigkeit das Interesse des Fremden fesselten, sind in einem Stichwerke Zompini's von 1785 festgehalten.[2]) Namentlich im Carneval erhoben sich auf Molo und Piazza die Buden der Thierbändiger, Seiltänzer und Athleten, die Tribünen der Wahrsager und Charlatane, die durch Arlecchino sich größeren Zuspruch zu verschaffen suchten; da fand man die Improvisatoren, denen auch Goethe mit Interesse gelauscht hat und die auch heute noch nicht ganz ausgestorben sind. Auch das Volk hatte seine eigenen Feste, die man heutzutage künstlich wieder zu beleben trachtet, seine Sagre — Kirchweihen der einzelnen Parochien — wo besonders des Abends die beflaggten und geschmückten Häuser, die von Musikbanden durchzogenen Calli, die Buden der Frittoleverkäufer mit ihren glänzenden Schüsseln in alterthümlicher Treibarbeit einen heiteren Anblick gewährten; dann die Pfarrerwahlen, die einzige öffentliche Angelegenheit, in der sich der Wille des Volkes oftmals seinen adeligen Patronen gegenüber durchsetzen konnte, darum eifersüchtig gehütet und von der Regierung klug protegirt. Niemand hat das venezianische Volk in seiner Intimität besser geschildert als Goldoni, und so steht mit Recht sein gelungenes Standbild von Dal Zotto auf dem charakteristischen Platze von S. Bartolommeo und blickt von seinem Postamente mit behaglichem Lächeln auf das lebendige Gewimmel des Volkes drunten herab, dessen bester Kenner und Schilderer Goldoni gewesen ist.

In dieser bunten und leichtlebigen Gesellschaft des alten Venedig ist aber darum an höherem geistigen Leben kein Mangel gewesen. Die große Zahl gelehrter und hoch gebildeter Männer, die aus dem Patricierstande hervorgingen, zeigte, daß dieser noch ein tüchtiges Capital an lebendiger geistiger Kraft besaß. So Marco Foscarini, ein ausgezeichneter Redner und Historiker, Zierde des Senats und Doge der Republik,[1]) der Gräcist Lodovico Flangini, Girolamo Martinengo, Uebersetzer Miltons, und viele andere. Daneben Apostolo Zeno, der gelehrte Historiker und Hofpoet Karls VI., G. M. Ortes, der berühmte Nationalökonom, Jacopo Morelli, der verdienstvolle Bibliothekar der Marciana. Zahlreiche politische und gelehrte Journale waren vorhanden; die noch heute bestehende Gazzetta di Venezia hat 1742 zu erscheinen begonnen. Nach dem Muster von Addisons Spectator gründete Gaspero Gozzi, der Bruder des Komödiendichters, ein ausgezeichneter, noch heute geschätzter Stilist, seinen Osservatore,[2]) und gerade in diesem Jahrhundert gelangte Venedig zu einer nationalen Literatur, die ihm bisher gefehlt hatte. Carlo Goldoni's überaus fruchtbares Talent strebte die Reform des italienischen Theaters an und schuf, vollständig im Geiste seiner Zeit, die bürgerliche und Volkskomödie, ein treues Spiegelbild venezianischen Lebens; namentlich seine Dialektstücke, wie die berühmten Baruffe Chiozzote, haben in seiner Vaterstadt Schule gemacht; vor wenigen Monaten hat man seinen bedeutendsten Nachfolger, Giacinto Gallina, zu Grabe getragen. Neben Goldoni taucht die seltsame Figur seines Rivalen, des Grafen Carlo Gozzi auf, eines echten conservativen Venezianers, der über die Bannmeile seiner Vaterstadt kaum hinausgekommen ist. Mit seinen phantastischen Märchenspielen (fiabe), deren bedeutendstes, die Turandot, durch Schiller in der deutschen Literatur eingebürgert war,[3]) verdrängte er Goldoni aus der Gunst des Publicums, so daß dieser nach Paris auswanderte, wo er hoch betagt, in den Stürmen der Revolution fast unbeachtet, gestorben ist; aber ihm blieb es wenigstens erspart, wie Gozzi, den Fall seiner über alles geliebten Heimath zu überleben. Die Theaterkabalen und Coulissenintrigues zwischen den Anhängern der beiden Dichter sind von diesen selbst in ihren interessanten Memoiren geschildert worden, die uns ein fesselndes Bild der gesellschaftlichen Zustände Altvenedigs bieten.[4]) Auch Ugo Foscolo, auf Corfu geboren, gehört noch theilweise der alten Republik an. Noch wären die zahlreichen Dialektdichter dieser Zeit zu erwähnen, die namentlich in ihren Satiren der ganzen maldicenza Altvenedigs freien Lauf lassen, die Thorheiten und Gebrechen ihrer Umgebung persiflirend; so Pastò, Baffo, Gritti, Lamberti, der letztere Dichter des einst viel gesungenen graziösen Liedchens von der „Biondetta in gondoletta".[5]) Auch einzelne Volksdichter machten sich bekannt — sangen damals doch noch die Gondoliere die Strophen ihres venezianischen Tasso mit den eigenthümlichen getragenen Melodien, denen noch Goethe aufmerksam gelauscht hat.

---

[1]) Vollständige Ausgabe der Memoiren Casanova's. Paris, Paulin 1843. — Auch die Memoiren Longo's, 2. A., Venedig 1820, sowie die Briefe des Lästermauls Ballarin (bruchstückweise mitgetheilt von Molmenti, Vecchie storie, Ven. 1882) geben manches concrete Detail.

[2]) *Zompini*, Gaetano, Le arti che vanno per via nella città di Venezia. Ven. 1785. (Mit 60 Tafeln.)

[1]) *Morpurgo*, M. Foscarini e Venezia nel sec. XVIII. Florenz 1884.

[2]) Zuerst 1761 erschienen. Zahlreiche neuere Ausgaben (z. B. Mailand 1833).

[3]) Neue Ausgabe der fiabe von E. Mass, 2. Bde. Bologna 1884. Vgl. desselben Aufsatz über Gozzi in der Nuova Antologia XXV, 663.

[4]) Gozzi's memorie inutili sind in der Originalausgabe von 1797 sehr selten geworden. Eine freie französische Uebersetzung gab Paul de Musset, Paris 1848, heraus, eine neue englische, mit umfangreichem Commentar, ist von John Addington Symonds, London 1890, in 2 Bdn. erschienen. — Goldoni's Memoiren erschienen in französischer Sprache zuerst 1787 und sind wiederholt in italienischer Uebersetzung gedruckt worden. Von der neuesten Auflage des Originals von R. Fulin, mit Anmerkungen von v. Löhner, ist leider nur der I. Band erschienen. (Venedig 1886.) Ueber Goldoni s. a. den Artikel von M. Landau in der Beil. der Allg. Ztg. 1896, Nr. 52, 53.

[5]) *Barbiera*, Poesia Veneziana, scelta ed illustrata. Florenz 1886.

Die Musik [1]) hat ja überhaupt von altersher in Venedig intensive Pflege gefunden, ja die Lagunenstadt steht vielleicht an erster Stelle in der Geschichte der alten italienischen Musik, in der sie eine ähnliche Rolle spielt, wie die ihr so vielfach verwandten Niederlande des Nordens in diesem. Im Laufe des 18. Jahrhunders wirkten hier der große Kirchencomponist Marcello, der berühmte Geigenvirtuose Tartini (aus Pirano in Istrien), ferner Jomelli, Porpora, Scarlatti, Adolf Hasse, „il Sássone", mit seiner gefeierten Gattin, der Diva Faustina. In der ganzen musikalischen Welt berühmt waren die Concerte der weiblichen Zöglinge an den vier großen Hospizen der Pietà, des Ospedaletto, der Incurabili und Mendicanti. Namentlich das letztere Institut erfreute sich hohen Rufes, hier holte sich Rousseau entscheidende Anregungen für seine Laufbahn als Componist, und auch Goethe versäumte es nicht, einem solchen Concert anzuwohnen. Aus den Memoiren Lorenzo da Ponte's, des venezianischen Librettisten Mozarts, [2]) ersehen wir, wie diese Kirchenconcerte ein Sammelplatz der weltlichen Gesellschaft waren.

Diese fand sich auch — soweit sie auf Esprit und Bildung Anspruch erheben konnte — in den Salons einiger vornehmer und geistreicher Damen zusammen; denn an solchen war im Venedig des vorigen Jahrhunderts kein Mangel, mochte auch ein großer Theil der Patricierinnen in der puppatola di Francia, die in der Merceria ausgestellt die jeweilig neuesten Pariser Moden zeigte, ihr Ideal erblicken. [3]) Die Freunde historischer Parallelen haben wohl den Palazzo Albrizzi das Hôtel Rambouillet Venedigs genannt. Hier wallete die schöne Gräfin Isabella Teotochi-Albrizzi, aus edlem korfiotischem Geschlecht entsprossen, die Freundin und Gönnerin Canova's, dessen Werke sie beschrieben hat [4]), von Pindemonte und noch von Lord Byron gefeiert, denn sie hat bis 1836 gelebt. Dann Giustina Renier-Michiel, die Verfasserin der feste Veneziane und Uebersetzerin Shakespeare's; Maria Querini-Stampalia Lippomano, in der Modekunst des Jahrhunderts, dem Pastell, dilettirend und Uebersetzerin von Webbs Gedanken über die Malerei, die Gräfin Wynne-Rosenberg und noch manch andere. Wir wollen endlich der Frauen nicht vergessen, die uns jenen echten Rocococharakter zeigen, dem Prevost in seiner Manon und Goethe in seiner Philine unvergängliches Leben verliehen haben, wie Cecilia Tron und die schöne Schauspielerin Teodora Ricci, die ungetreue Freundin Gozzi's.

So weist Venedig im vorigen Jahrhundert, trotz seiner vermorschten Fundamente und der fortschreitenden socialen Zersetzung, überall eine nicht verächtliche Energie des Lebens auf, keineswegs Stagnation und Erschöpfung der productiven Kräfte, wie sie in den großen Centren des damaligen Italiens, Florenz nicht ausgenommen, vielfach bemerklich ist. Daß diesem alten Gesellschaftskörper noch immer bedeutende expansive Kraft innewohnte, zeigt ein Werk wie die Murazzi, zeigt die Blüthe der venezianischen Literatur im vorigen Jahrhundert. Seinen glänzendsten Ausdruck fand aber das letzte Jahrhundert der Republik auf jenem Gebiete, das stets der größte und eigenste Ruhm venezianischen Culturlebens gewesen ist, auf dem der bildenden Kunst. Davon soll die nächste Betrachtung handeln.

[1]) Das Musikleben Venedigs im 18. Jahrhundert hat einem französischen Venezianer P. Scuda den Stoff zu einem etwas breit ausgesponnenen Roman: Le chevalier Sarti. Paris, Hachette 1857, geliefert.

[2]) Memorie di L. da P. di Ceneda. 3 voll. New-York 1823—30.

[3]) *Malamani*, La moda in Venezia nel' 700. Nuova Antol. 1895 (CXLIII).

[4]) Opere di scultura e di plastica di A. C. descritte, Florenz 1809. 2. A. mit Tafeln, Pisa 1821—24.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Sir Joseph Crowe. Lebenserinnerungen eines Journalisten, Staatsmannes und Kunstforschers. 1825—1860. Ins Deutsche übertragen von Arndt u. Holgendorff; eingeleitet von Dr. Max Jordan. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1897. — Der Inhalt der Denkwürdigkeiten seiner Jugend- und ersten Mannesjahre, die Crowe nicht lange vor seinem im Herbst 1896 erfolgten Tode herausgab, ist den Lesern der Beilage seinerzeit (Beil. 1896 Nr. 7 vom 10. Januar) nach dem englischen Original im Umriß vorgeführt worden. Heute begrüßen wir im Namen der weiteren deutschen Lesewelt das Erscheinen einer guten Uebersetzung des Buchs, an dem jeder Freund biographischer Literatur seine Freude haben wird. Mit derselben Klarheit, Tüchtigkeit und Rührigkeit, die wir aus seinen kunstgeschichtlichen Werken kennen, ist Crowe durchs Leben gegangen; was er in viel bewegtem Treiben erfahren, erstrebt und erreicht, stellt er vollkommen ehrlich in einfacher Anschaulichkeit dar. Man gewinnt ihn lieb und lernt ihn hoch schätzen; man begreift, daß ein Journalist von solchem Schrot und Korn, der freilich zugleich in Wissenschaft und Politik productiv gearbeitet hat, die nahe Freundschaft eines Gustav Freytag erwerben konnte. Neben diesem individuellen Gehalt werden uns Crowe's Denkwürdigkeiten aber auch wichtig durch die vielseitige und zuverlässige Kunde, die sie uns von allgemeinen Zuständen und Begebenheiten gewähren: Krimkrieg und italienischer Krieg, Indien in den Tagen des großen Aufstandes, die politische Gesellschaft von London und Paris um die Mitte des Jahrhunderts, Deutschland in den Anfängen seiner Einheitsbewegung zur Zeit des Nationalvereins und des Herzogs Ernst — alles das zieht in lehrreicher Schilderung an uns vorüber, die ein scharfer und ruhiger Beobachter, frei von persönlichem Ehrgeiz, ohne jede Spur von Selbstgefälligkeit entworfen hat. Das zugleich anmuthige und gediegene Werk erweckt nur ein einziges Bedauern: daß der Tod den Verfasser daran verhindert hat, auch über die zweite Hälfte seines Lebens und Schaffens als Diplomat in Leipzig, Berlin und Paris, als Erforscher der italienischen Kunstentwicklung, wie zuvor der niederländischen, uns ähnlich werthvolle Mittheilungen zu hinterlassen.

λ. München, 8. Mai. Kgl. Akademie der Wissenschaften. Mai-Sitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Classe brachte Prof. Dr. Krumbacher Nachträge zu einem im vorigen Jahre gehaltenen, noch nicht gedruckten Vortrag über die byzantinische Dichterin Kasia, sprach ferner über „eine neue Vita des Theophanes Confessor" und berichtete von seiner jüngsten Reise nach Rußland her über griechische Handschriften in russischen Bibliotheken. Die Abhandlung über Theophanes Confessor soll in den Sitzungsberichten der Classe erscheinen. Prof. Dr. Furtwängler machte zwei gleichfalls für die Sitzungsberichte bestimmte Mittheilungen: „Ueber ein Todtenmahl-Relief der Sammlung Jacobsen in Kopenhagen mit Inschrift" und „Über die Venus von Milo". II. In der mathematisch-physikalischen Classe legte der Vorsitzende ein Dankschreiben des Directors der zoologischen Station in Neapel, Geh. Rath Prof. Dr. Anton Dohrn, vor, welchem die Vertreter der biologischen Wissenschaften in der Classe, die Professoren Goebel, Hartig, Hertwig, v. Kupffer, v. Pettenkofer, Radlkofer, Joh. Raale, Rückert, Seeckt und v. Voit, zur Feier des 25jährigen Bestandes dieser Station Glück gewünscht hatten. Indem Prof. Dohrn für sich und seine Mitarbeiter für diese ihm von sachkundiger Seite ausgesprochene Anerkennung dankt, fügt er bei, er habe recht oft die Wahrheit des Goethe'schen Spruches erprobt:

Vor den Wissenden sich stellen
Sicher ist's in allen Fällen,
Wenn du lange dich gequälet,
Weiß er gleich, wo du gefehlet;
Und auf Beifall darfst du hoffen,
Denn er weiß, wo du's getroffen, —

und wenn er im Verlaufe des letzten Vierteljahrhunderts mehr als einmal in entscheidender Situation an die „Wissenden" appelliren mußte, um das Urtheil derjenigen Factoren in Staat und Gesellschaft zu beeinflussen, von welchen materielle Unterstützung ideeller Ziele abhängt, so habe er nicht vergeblich auf Beifall gehofft. Der ihm und seinen Mitarbeitern jetzt in so reichem Maße gespendete Beifall diene hoffentlich dazu, die Zukunft des Instituts auf lange hinaus sicherzustellen. — Ferner machte der Vorsitzende Mittheilung über die bevorstehende Enthüllung des Monuments für den Chemiker Seas in Brüssel und den Stand der Vorarbeiten für das den beiden großen Göttinger Gelehrten Gauß und Weber in Göttingen zu

errichtende Denkmal, zu welchen beiden Denkmälern seinerzeit auch die Mitglieder unserer Classe Beiträge gespendet haben. Im Sitzungssaal der Classe wurde das Portrait des im August v. Js. verstorbenen Mitglieds Philipp Ludwig v. Seidel (gemalt von Rienäcker) aufgehängt, welches die beiden Neffen desselben, die HH. Georg Seidel und Dr. Gottlieb Bart, unserer Akademie zum Geschenk gemacht haben. — Prof. Dr. Dyck berichtete über den Fortgang der mit Unterstützung der Classe bei Teubner in Leipzig erscheinenden „Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften". Prof. Dr. v. Lommel überreichte eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mittheilung von Hrn. Prof. Dr. Leo Grätz dahier über „ein elektrochemisches Verfahren, um Wechselströme in Gleichströme zu verwandeln"; von Prof. Dr. Lindemann wurde eine Arbeit des ausw. Mitglieds Prof. Dr. Aurel Voß in Würzburg „zur Theorie der infinitesimalen Biegungstransformationen einer Fläche" vorgelegt; Prof. Dr. Alfred Pringsheim sprach „über die Dubois-Reymond'sche Convergenzgrenze und eine besondere Form der Convergenzbedingung für unendliche Reihen", — beide Arbeiten gleichfalls für die Sitzungsberichte der Classe bestimmt. III. In der historischen Classe wurde das druckfertige Manuscript eines neuen Heftes der seinerzeit von dem verstorbenen Prof. v. Druffel begonnenen, nun durch Dr. Karl Brandi in Göttingen fortzusetzenden Monumenta Tridentina vorgelegt und an das o. Mitglied Prof. Dr. Friedrich zum Berichte in der nächsten Sitzung übergeben. Vorträge hielten Geheim-Rath Dr. v. Hefner-Alteneck über „Schreibwachstafeln des Mittelalters" und Prof. Dr. Heigel über „Das Verhältniß Oesterreichs und Preußens zu dem polnischen Staatsstreich vom 3. Mai 1791", — beide nicht zur Veröffentlichung in den Druckschriften der Akademie bestimmt. — In den drei Classen wurde durch die Vorsitzenden kurzer Bericht erstattet über das unserer Akademie zugefallene Vermächtniß des am 13. März d. Js. zu Triest verstorbenen Dr. Dionysios Therianos, eines auf Zante geborenen, in Oesterreich naturalisirten Griechen. Therianos hat 23 Jahre lang (1861—1883) eine angesehene griechische Zeitung, „Klio", in Triest herausgegeben und redigirt, und sich dadurch, sowie durch seine große Bedürfnißlosigkeit ein Vermögen von etwa 150,000 Gulden öst. W. erworben, zu dessen Universalerbin er durch Testament vom 30. Juli 1895 unsere Akademie einsetzte, mit der Auflage, nach Entrichtung gewisser Legate und Leibrenten die Zinsen desselben zu verwenden, um daraus jährlich Preise von 1000 oder 2000 Frcs. zu vertheilen, sowie andere wissenschaftliche Unternehmungen auf dem Gebiete der Geschichte, Sprache, Literatur oder Kunst der Griechen, von den ältesten Zeiten bis zur Eroberung von Konstantinopel durch die Türken, zu unterstützen, mit der Bedingung, daß sowohl die Preise wie die Unterstützungen nur bayerischen oder griechischen Gelehrten zufallen sollen. Zur Regelung der Erbschaftsangelegenheit hat sich im Auftrag des Präsidenten der Akademiesecretär Prof. Dr. Lossen vor Ostern nach Triest begeben und dort die entgegenkommendste Förderung sowohl von seiten des Testamentsexecutors Hrn. Aristide Cornetis, eines Freundes und Gesinnungsgenossen des Verstorbenen, wie des deutschen Generalconsuls in Triest, Hrn. Dr. Hermann Stannius, gefunden, so daß voraussichtlich die Erledigung dieser Sache auf keine Schwierigkeit oder Verzögerung stoßen wird.

* **München.** Professor Dr. W. Königs hat die an ihn ergangene ehrenvolle Aufforderung, am Polytechnicum in Aachen die ordentliche Professur für anorganische Chemie zu übernehmen, abgelehnt und bleibt somit der Münchener Universität erhalten.

* **Reutlingen.** Während der handschriftliche Nachlaß Uhlands seine ländliche Wohnung im künftigen Schillerarchiv zu Marbach erhält, hat unsere Stadt die gesammten, persönlich und sachlich werthvollen Aufzeichnungen ihres berühmten Sohnes Friedrich List, wohl geordnet und registrirt, im Rathhause vereinigt und dem Publicum für geschichtliche Studien zugänglich gemacht.

* **Darmstadt.** An der Technischen Hochschule wurden ernannt: Stadtbaumeister zu Worms Baurath Karl Hofmann zum ordentlichen Professor der Baukunst; Privatdocent Prof. Dr. Friedrich Graefe zum außerordentlichen Professor der Mathematik; der charakterisirte außerordentliche Professor Dr. Georg Scheffers zum wirklichen Extraordinarius für darstellende Geometrie; Bildhauer Agnsto Bornefl zum außerordentlichen Professor für Zeichnen, Entwerfen und Modelliren von Ornamenten; Elektro-Ingenieur Adolf Sengel zum Lehrer für elektrotechnische Constructionen. Die neu errichtete zweite Professur für Physik wurde dem außerordentlichen Professor Dr. Konrad Zeissig übertragen.

* **Wien.** Prof. Dr. Berthold Hatschek, Nachfolger des in Ruhestand getretenen Zoologen Prof. Karl Claus, hielt am 8. d. M. seine Antrittsvorlesung über die Descendenzlehre, zu der er sich grundsätzlich bekannte.

* **Christiania.** Für Dr. Sigard Ibsen, Henriks Sohn und zugleich Björnsons Eidam, wünschten, wie man sich erinnert, die Radicalen eine neue Professur für Sociologie an der hiesigen Universität zu schaffen. Dr. Ibsen hielt zunächst eine Reihe von Probevorlesungen, zu deren Beurtheilung eine Commission, bestehend aus den Professoren Aschehaug, Lieblein, Margenstierne, G. Storm und Director Riär, niedergesetzt war. Diese hat nun ihr Urtheil dahin abgegeben, daß zur Zeit kein Grund vorliege, die Sociologie zu einem Lehrfach an der Universität zu erheben, und daß Dr. Ibsens wissenschaftliche Tüchtigkeit nicht so bedeutend sei, daß ihm ein Lehramt in dieser neuen Disciplin allein übertragen werden könne.

* **Riga.** Ueber das Schicksal der baltischen Archive berichtet die „Rig. Rundschau", daß die vom letzten Archäologischen Congreß auf die Tagesordnung gestellte Frage über die Ordnung der Regierungsarchive in den baltischen Gouvernements gegenwärtig der Gegenstand eines Schriftwechsels zwischen den Ministerien der Justiz, des Innern und dem Kriegsministerium ist. Generaladjutant Wannowski hat, um die Ausarbeitung einer besonderen Kriegsgeschichte zu ermöglichen, beantragt, dem Archiv des Generalstabs nach Auswahl des gelehrten Militärcomités diejenigen Materialien aus dem kurländischen herzoglichen und dem Generalgouvernementsarchiv zu überlassen, die ein militärisches Interesse repräsentiren. Generaladjutant Wannowski wies darauf hin, daß in diesen Archiven eine Fülle von Material zur Geschichte des nordischen Krieges läge. Der Justizminister macht auf die erhaltenen Documente aus der Thätigkeit der herzoglichen Gerichte aufmerksam, die eine Epoche von 2 bis 3 Jahrhunderten umfassen und auch, was die Quantität betrifft, eine ungeheure Menge Papier repräsentiren. Da dieses Material keinerlei Interesse für die russische Wissenschaft bietet, so hat der Justizminister entschieden, es vollständig der kurländischen Ritterschaft zu übergeben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

„Was heißt uns zu welchem Ende besucht man die Handels-Akademie?" Randglossen zur modernen kaufmännischen Bildung. Herausgegeben von der „Handels-Akademie", Leipzig (Dr. Ludwig Huberti). — Agrar-Elektricität. Vernichtung der Phylloxera. Frankfurt a. M., Felix Proger. — A. de Méritens: Elektricität und Vegetation. Einführung zu einem Cursus der Elektricität in ihrer Anwendung auf den Landbau. Ebd. — Eintheilung und Quartierliste des deutschen Heeres. Nach dem Stande vom 1. April 1897, einschließlich der Formationsänderungen zum 1. April 1897. 81. Aufl. Berlin, Liebel. — Werner Sombart: Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert. Nebst Anhang: Chronik der socialen Bewegung von 1750—1896. 5. bis 12. Tsd. Jena, Gustav Fischer 1897. — Dr. Wolfgang Maria Schmid: Anleitung zur Denkmalspflege im Königreich Bayern. Mit 45 Abbildungen. München, J. J. Lentner 1897. — Aus dem „Wasserkopf" Berlin. Ein illustrirtes Brödchen serwirt von einem Provinzialen. Zürich, J. Schabelitz 1897. — Dr. Karl Ohlsen v. Cyprarala: Schutz der für die Landwirthschaft nützlichen Vögel, Vortrag. Budapest, Kosmos 1897. — Programm des evang. Gymnasiums, der Realschule und evang. Elementarschule A. B. zu Hermannstadt für 1895/96. Hermannstadt, W. Krafft 1896.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 119.120.

Neu erscheint: (7196)

Die Arbeiterfrage.

Eine Einführung.

Von Dr. Heinrich Heckner,

ord. Professor der Volkswirthschaftslehre an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe.

Zweite, völlig umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Gr. 8°. Preis broch. 8 Mark, gebunden Preis 9 Mark.

Vorräthig in jeder Buchhandlung.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 11. Mai. Nummer 105.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Christenthum und Socialismus. Von Julius Schiller. — Von der Fortpflanzung der Gewächse. Von Dr. Ludwig Karell. — Mittheilungen und Nachrichten.

Christenthum und Socialismus.

Vom Stadtpfarrer Julius Schiller in Nürnberg.*)

Unter dem ameisenartigen Getriebe, in welchem sich die Gesellschaft abmüht, um eine neue Zeit mit gesunden Verhältnissen heraufzuführen, ragt ein Unternehmen besonders hervor, wir meinen die evangelisch-soziale Bewegung. Man darf ihren Führern nachrühmen, daß ihnen hinreißendes Feuer und fascinirende Gewalt in hohem Grade eigen ist. Wer wie Paul Göhre es sich nicht verdrießen läßt, monatelang mit den Arbeitern zusammen zu schaffen, zu essen und zu schlafen, dem werden wir doch einiges Verständniß für Arbeiterfragen zutrauen dürfen. Was wir noch höher an ihm schätzen, ist dies, daß Göhre von Stund an von wärmster Liebe zum Arbeitervolk beseelt ist und daß er mit Darangabe seines Berufs seine Lebensaufgabe darein setzt, den kleinen Leuten zu helfen, wo und wie er nur irgend kann. Das gleiche gilt von dem vormaligen Pastor Fr. Naumann, der, ausgestattet mit reichem Wissen, voll tiefen Gemüths, tapfer für seine Ueberzeugungen eintretend, fähig, auch die schwersten Opfer zu bringen, auf weite Kreise hinaus, namentlich auf religiös gestimmte Seelen eine mächtige Anziehungskraft ausübt. Bekannt ist, daß auch eine Reihe der angesehensten Universitätslehrer derselben Bewegung sich angeschlossen hat, wie Wagner und Harnack, Baumgarten und Gregory, vornehmlich der eminent begabte Professor Sohm, ein Gelehrter von höchstem wissenschaftlichen Rang. Gewiß ein Zeichen, daß hier starke geistige Kräfte thätig sind. Niemand wird sich wundern dürfen, daß hunderte von evangelischen Geistlichen in Nord- und Mitteldeutschland ihrem Führer Naumann Heeresfolge leisten. Ausgehend von der Ueberzeugung, daß das Christenthum in erster Linie zur Mitarbeit an der Hebung der unteren Volksclassen berufen ist, beseelt von aufrichtiger Liebe zu den Armen und von dem lebhaften Verlangen, für diese etwas zu leisten, angestedt von der Unruhe, welche infolge der sozialen Frage das ganze Volk durchzittert, möchten auch sie bei diesem Geisterkampf nicht zurückstehen.

Die Frage ist nur, ob sie gut daran thun. Hier stehen sich zwei Anschauungen gegenüber.

Die einen sagen: Wenn die Geistlichen es versäumen, zu der Arbeiterwelt hinunter zu steigen, um mit aller Treue und persönlicher Hingebung mit ihr sich zu befassen, um sie kirchlich, vaterländisch und social auf festen Boden zu stellen, dann wird dieselbe über kurz oder lang dem Umsturz verfallen. Es gilt heute wie noch nie vorher, die sittlichen und religiösen Schäden unsres Volks auf socialem Gebiet thatkräftig zu bekämpfen und die gefährdeten Brüder aus dem Arbeiterstand durch persönliche Berührung und Gemeinschaft geistig und sittlich stärken und heben zu helfen. Nur so kann dem glaubens- und vaterlandslosen Umsturz eine Mauer entgegengebaut werden. Aber auch um ihrer selbst willen müssen die evangelischen Geistlichen sociale Lehrer, Berather und Helfer des Volks werden. Die Bannung der seelischen Noth, das letzte Ziel der geistlichen Thätigkeit, setzt immer das Vertrauen des Volks voraus. Mag dieses auch in kleinen Gemeinden, unter einfachen Verhältnissen noch nicht gelitten haben, so ist es doch in den Riesengemeinden unsrer Industriestädte im Schwinden begriffen, zum Theil schon völlig verschwunden. Dieses Vertrauen kann nur durch sociale Thätigkeit, es sei im großen oder im kleinen, zurückgewonnen werden, nur dadurch, daß man sich lebendig der berechtigten Interessen der Massen annimmt. Unsre socialen Geistlichen müssen, ohne der geistlichen Fürsorge etwas zu vergeben, die socialen Nöthe des kleinen Mannes verstehen lernen und dann auch den guten Willen zeigen, sich an der Heilung des Schadens durch sociale Hülfe zu betheiligen. Nur so erwerben sie Vertrauen, nur so können sie Früchte ernten. Die evangelischen Pfarrer müssen social sein, oder sie werden nicht sein, und unsre Kirche stürzt in den Abgrund der Bedeutungslosigkeit und verfehlt ihre weltgeschichtliche Aufgabe. — So die einen.

Falsch! so rufen die anderen: der Geistliche darf nimmermehr in die Classenkämpfe der Gegenwart sich hineinstellen. Jedes politische Treiben führt mit sich Parteiactionen, Werben, Wühlen und Agitiren. Dieses aber ist mit der Berufspflicht des Pfarrers unvereinbar. Ein Geistlicher kann kein Agitator sein, will er nicht Zwietracht säen, die Herzen sich entfremden, das Vertrauen einbüßen, seine ganze Wirksamkeit schädigen. Der Hirte der Gemeinde soll der Mittelpunkt des Friedens, der socialen Versöhnung sein. Er darf sich nicht zum Vertreter eines einzelnen Standes aufwerfen. Die Gesammtgemeinde hat Anspruch auf ihn. Um alle soll er sich kümmern. Will er das Böse strafen, dann wende er sich nicht bloß an die oberen Stände; auch in den unteren gibt es genug aufzuräumen. Der Geistliche kann nicht zweien Herrinnen zugleich dienen: der Theologie und der Nationalökonomie. Wirthschaftliche und rechtliche Fragen bereiten den Fachmännern genug Kopfzerbrechen. Was will der Dilettantismus? Wirthschaftliche Forderungen im Namen des Christenthums aufzustellen, das geht nicht an. Das Christenthum darf nicht mit solchen Forderungen verbunden, mit ökonomischen Experimenten verquickt werden; sonst wird es in Ebbe und Fluth des wirthschaftlichen Lebens herabgezogen, das materielle Interesse gewinnt Oberwasser und das religiöse wird vergessen. Es kann nicht der Beruf des Geistlichen sein, die politische Gestalt unsrer Rechts- und Wirthschaftsordnung zu verbessern. Das ist Sache des Staates und nicht der Kirche. Der Geistliche aber ist ein Diener der Kirche. Sein Amt hat er als Organ der Kirche. Was nicht kirchliche

*) Aus einem Vortrag, vor dem protest. Gesammtkirchenvorstand der Diöcese Nürnberg gehalten am 9. März 1897.

Aufgabe ist, das kann auch seines Amts nicht sein. Pfarrer und Socialreformator sein, diese beiden Lebensberufe vertragen sich nicht mit einander. Herzensreform und wirthschaftliche Reform sind zwei grundverschiedene Gebiete. Die Heilsgüter sind andere als die materiellen. Beide dürfen nicht vermengt werden. Der Gründer der Kirche hat gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! und die Güter dieses Reiches heißen Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist. Wohl soll auch der Geistliche an der Lösung der socialen Frage mit arbeiten. Allein er hat es in seiner Weise zu thun. Er soll für die Linderung und Hebung der Noth und des Elends, für den Schutz der Schwachen und Bedrängten in den Grenzen seines Amtes mit Wort und That eintreten. Wahres Christenthum ist immer social und der wahre Socialismus ist christlich. In Predigt und im Unterricht, in den Häusern und in der Oeffentlichkeit hat jeder Pfarrer reichliche Veranlassung, social zu wirken. Er hat ja der Armen und Leidenden, der Verlassenen und Gefangenen sich anzunehmen, er soll die Gefährdeten bewahren, die Gefallenen retten, den Bedrückten Schutz und Hülfe bieten. Eine ungeheure Aufgabe, die ihm damit gestellt ist! Wo nimmt er die Zeit her, wenn er Parteimann ist? Ein unübersehbares Gebiet, das der Seelsorge, welche ein zartes Gewissen erheischt, das in der Politik nur zu leicht Schaden leidet! Auch die humanitären Wohlfahrtsbestrebungen rufen vielfach die Unterstützung der Geistlichen an. Da überall kann und soll er christlich-social, social-ethisch, religiös-sittlich wirken.

So spricht die Gegenseite, und wir werden im Ernst nicht fragen, wo wir selber Stellung nehmen werden. Wir alle werden mehr oder weniger der Anschauung der zuletzt Angeführten beipflichten. Ja wir werden hierin sogar von den Führern der christlich-socialen Bewegung unterstützt, welche ihre Meinung, die Pfarrer sollten sich an die Spitze stellen, längst schon gewandelt haben. Sie beweisen damit, daß sie keine landläufigen Gewerbepolitiker, keine gewerbsmäßigen Agitatoren sind. Man mag an diesen Männern, ihren Bestrebungen Zielen und Methoden bemängeln, was man will: der unbefangen Urtheilende wird zugeben müssen, daß er in ihnen mit Individualitäten von seltener Geistes- und Charakterbeanlagung zu rechnen hat.

Darin lassen wir uns auch dadurch nicht beirren, daß der evangelische Oberkirchenrath Preußens der großen geistigen Bewegung so wenig Sympathie entgegenbringt und ihr am liebsten den Todesstoß versetzen möchte. Durch consequentes Handeln hat sich diese Behörde bei dieser Frage nicht ausgezeichnet. In einem Erlaß vom 17. April 1890 legte sie es ihren Geistlichen nahe, doch ja an den Leiden und Sorgen des vierten Standes Interesse zu nehmen. Umgekehrt wünscht dasselbe Regiment unter dem 16. December 1895, die Pastoren sollten in socialen Dingen fein stille schweigen und sich auf die Seelsorge in ihren Pfarrsprengeln beschränken. Statt einer väterlichen Zurechtweisung beliebt man einen förmlichen disciplinären Feldzug, in welchem nun schon eine Reihe von Todten die Wahlstatt bedeckt. Mit Recht hält Professor Beyschlag dem Oberkirchenrath vor: Unsre Landesgeistlichkeit ist ein zart besaitetes Instrument; ihre Segenskraft in unserm Volksleben beruht auf dem Maße ihrer Geistesslebendigkeit und Freithätigkeit, und es ist weniger bedenklich, ihr einige Excesse nachzusehen, als die disciplinarische Keule wider sie zu schwingen. Durch socialpolitische Einschüchterung wird man ein Geschlecht zurecht schulen, das an geistiger Initiative, an Sinn und Theilnahme für die großen Bedürfnisse und Bewegungen des Jahrhunderts immer tiefer verarmt.

Freilich warnt derselbe Beyschlag zugleich auch die Geistlichen, sich nicht dilettantisch in Weltverbesserungspläne einzulassen, noch dem Wahn zu huldigen, als ob das Reich Gottes mit den äußerlichen Gebärden wirthschaftlicher Reform kommen könne.

In der That sind solche Warnungen nicht überflüssig; denn während die Führer der Bewegung im großen und ganzen der Nüchternheit und Besonnenheit sich befleißigen, schäumt es bei den Anhängern zuweilen über. Es gibt doch zu denken, wenn ein Pfarrer ausruft: „Wir haben die Predigten satt bis an den Hals; wir müssen sociale Dinge treiben, um unsre Stellung in den Gemeinden zu halten!“ Durch Uebertreibungen wird jeder Sache geschadet. Aber es wäre verkehrt, die Führer für solche Ueberschwänglichkeiten verantwortlich machen zu wollen.

Hohe Ziele sind es, welche den Leitern vorschweben, herrliche Ideale, für die man sich begeistern kann und für die es sich lohnt, Mühe und Arbeit einzusetzen. Man will nichts geringeres, als den vierten Stand der Herrschaft des Demagogenthums entreißen und ihn für die Monarchie, für das nationale Bewußtsein, für den Christenglauben zurückgewinnen. Man will den sittlichen Gehalt und die religiöse Kraft des evangelischen Christenthums einsetzen zum Besten der Menschenmassen, die durch Schuld der socialen Verhältnisse unsichere Existenz, ungesunde Wohnungen, ungenügende Ernährung, zu wenig Arbeit, zu geringen Lohn, zu lange Arbeitszeit, unzureichende Arbeitsstätten haben und dadurch auch an ihrer ganzen geistigen und sittlichen Entwicklung dauernden Schaden leiden. Um dieses Ziel zu erreichen, strebt diese sociale Bewegung darnach, alle Gebildeten und Besitzenden, welche noch Christen sind, von der Wahrheit und dem Recht ihrer Bestrebungen zu überzeugen und deren Wissen und Geld, Einfluß und Macht in den Dienst ihrer Sache zu stellen. Andrerseits sucht sie die nothleidenden Massen selbst, so weit sie noch christlich sind, für dieses Ziel zu begeistern, die Gewonnenen zu organisiren und zu schulen, daß sie, gefördert und getragen von der Unterstützung jener anderen Christengruppe, eins mit ihr in der Liebe und im Leben, sich selbst helfen, sich die öffentliche Meinung unterthan machen und schließlich auch den Staat zwingen, ihre Ziele zu verwirklichen. Die ganze Zukunft unsres Volkes hängt nach Naumann daran, daß der Versuch gelingt, Christenthum und Socialismus zu verbinden. Unsre Hoffnung ist, daß wir die Socialdemokratie beerben, und zwar müssen wir die wirthschaftlichen Gedanken an dem Punkte weiter denken, wo der Socialdemokrat aufhört. Ein neues Zeitalter bricht an. Die Zeit der Socialdemokratie ist vorbei. Unsre Gedanken sind die großen beherrschenden Gedanken der Zukunft. Alle geschichtlichen Anzeichen deuten darauf hin, daß der christliche Socialismus kommt. Er kommt — und glücklich sind die, welche ihm in seiner ersten Jugend dienen dürfen.

Welche Jugendfrische, welcher Opfermuth, wie viel Gottvertrauen, wie viel Menschenvertrauen findet sich da vereint! Wie wohl thut einem diese echte Begeisterung in unserm naturalistischen, blasirten Zeitalter! Fürwahr, wäre diese Bewegung so klar wie rein, sie würde die Welt erobern. Aber ist nicht die ganze Erscheinung ein luftiges, wenn auch erhaben schönes Traumgebilde? Werden die Arbeiter ihre staats- und religionsfeindliche Gesinnung abstreifen? Wird sich aus dem Programm der christlich Socialen etwas Greifbares heraus entwickeln lassen? Das sind schwer wiegende Fragen, die nicht so rasch mit ja oder nein beantwortet werden können.

Jede Erscheinung der Gegenwart rückt dem Verständniß näher, wenn man ihre Geschichte kennt. Die christlich-sociale Bewegung ist nicht von heute. Sie ist nicht einmal ausschließlich protestantischen Ursprungs. Schon Bischof v. Ketteler hat seine Kirche nachdrücklich an ihre alten Pflichten gegen die Armen und Schutzbedürftigen des heutigen Proletariats erinnert. Ketteler kann der Be-

Digitized by Google

gründer des christlichen Socialismus im römisch-katholischen Lager genannt werden. Aber wir haben hier nur von der evangelischen Strömung zu sprechen.

Sumpfig, ungesund und unsicher zeigt sich um das Jahr 1848 der ganze sociale und sittliche Boden unsres Volkslebens. Unzufriedenheit und aufrührerische Gesinnung wuchern auf solchem Boden nur zu gut. Da war es Wichern, der auf Festigung des wirthschaftlichen Lebens, auf Durchdringung aller socialen Verhältnisse mit den sittlichen Kräften des evangelischen Christenthums drang. Aber zur eigentlichen socialen Thätigkeit kam es jetzt noch nicht. Auf Wichern folgte Victor Aimé Huber, der sich das Beste von Genossenschaftsbildungen in jeder Form, für Berufe und wirthschaftliche Unternehmungen versprach. Noch weiter wurde die Bewegung durch Todts Schrift gefördert: „Der radicale deutsche Socialismus und die christliche Gesellschaft." Nicht durch Classenkampf, sondern durch Reformen wird der christliche Socialismus verwirklicht. Das wirthschaftliche Prinzip, das die Rettung bringt, ist der Staatssocialismus auf christlicher Grundlage. Todt ist der erste, welcher über die sociale Thätigkeit der evangelischen Kirche und ihrer Geistlichen principielle Gedanken vorgetragen hat. Auch hat er am 5. December 1877 den Centralverein für Socialreform auf religiöser und constitutionell-monarchischer Grundlage geschaffen. Mit Stöcker trat der Gründer der ersten christlich-socialen Partei auf den Plan. Er eignet sich die Interessen des kleinen Mannes an und erstrebt eine selbständige Partei des großindustriellen Arbeiters auf christlicher Grundlage. Aber dem General fehlen die Truppen. Die Arbeiter bleiben fast ganz aus. Handwerker, kleine Kaufleute und kleine Beamte bilden seine Anhänger. Schließlich überwiegt der Antisemit zum Nachtheil der socialen Sache. Doch bleibt Stöcker das Verdienst, die evangelisch-sociale Bewegung zu einer öffentlichen Angelegenheit in Deutschland gemacht zu haben. Er hat dem Worte „christlich-social" zuerst freie Bahn gemacht, er hat zuerst von den großen socialen Aufgaben des evangelischen Christenthums in öffentlichem Kampf geredet, er hat die Ideale Vaterlandsliebe und Evangelium in die Massen der Großstadt verpflanzt, hat in kirchlichen Kreisen die Rinde gebrochen, schlummernde Gedanken frei gemacht, schlafende Gewissen geweckt und zuerst die Losung von der christlichen Eroberung der Großstädte ausgegeben.

Wer vom christlichen Socialismus spricht, der darf an den evangelischen Arbeitervereinen nicht stillschweigend vorübergehen. Diese haben als sociale Vereinigungen social und versöhnend gewirkt. Sie haben mit Erfolg an der sittlichen Hebung und allgemeinen Bildung ihrer Mitglieder gearbeitet, in ihnen die fromme evangelische Gesinnung geschärft, das Bewußtsein von dem Adel jeder in Treue und Fleiß vollbrachten Arbeit genährt und Familiensinn sowie edle Charakterbildung gefördert. In Bälde werden diese Vereine 100,000 Mitglieder umfassen. Doch hängt ihr Geschick wesentlich davon ab, in welcher Richtung sich die proletarischen Neigungen in einem großen Theil der Vereine entfalten werden. Die Gegensätze im eigenen Lager sind zur Zeit noch nicht ausgetragen.

Ein ähnliches Bild bietet der evangelisch-sociale Congreß, der seit 1890 besteht. Auch hier findet sich der gleiche verhängnißvolle Gegensatz zwischen dem conservativen und dem proletarischen Prinzip. Der Congreß will eine Vertiefung und Fortführung der social-politischen Gesetzgebung. Er will eine öffentliche Meinung schaffen in evangelisch-socialem Geist, will immer weitere Kreise des deutschen Volkes mit dem Gedanken erfüllen, daß eine Wirthschaftspolitik, die sich bloß auf das egoistische Interesse gründet, zu verwerfen ist, und daß auch die Gesetze des wirthschaftlich-socialen Lebens zuletzt ihren Grund in den ewigen religiösen und sittlichen Ideen haben und von diesen Ideen durchdrungen sein sollen.

Wir sehen, daß von allen möglichen Seiten Sturm gelaufen wird gegen die Festung der Socialdemokratie. Gleichwohl hat es nicht den Anschein, als ob diese Burg bald fallen werde. Wo der Geist der Lüge einmal festen Boden gefaßt hat, da pflegt er niemals rasch der Wahrheit das Feld zu räumen. Daß es noch einmal dahin kommen wird, das lehrt die Erfahrung, nach welcher ewigen Gesetzen zufolge zuletzt immer die Wahrheit siegt. Aber zur Zeit stehen wir mitten in diesem Geisterkampf. Die Socialdemokratie ist viel mehr eine Abart der Religion als ein wissenschaftliches System. Allgemeine menschliche Solidarität ist ihr höchster Cultur- und Moralbegriff. Die Socialdemokratie hat ihre Dogmen, ihre Bekenntnisse, ihre Heiligen und Märtyrer, sie hat ihre Propheten und Apokalyptiker — selbst der Chiliasmus, das tausendjährige Reich, fehlt da nicht. Ein neuer Gott wird verkündet, der alte vom Thron gestoßen. An den neuen Gott lehrt sie glauben, von ihm verspricht sie sich Glückseligkeit; ihn zu gewinnen, dazu ist kein Opfer zu groß. Ihr Dogma heißt: Unser Gott ist die materielle Welt. Materie ist alles. Außer ihr gibt es nichts. Natürlicher Trieb, Faust und Gewalt sind die Grundsätze ihrer Ethik. Ihren Führern eignet das Bewußtsein der Prophetenstellung. Sie glauben an die Zukunft ihrer Religion als einer Weltreligion. Wann wird diesen Millionen verblendeter Menschenkinder die Erkenntniß darüber aufgehen, daß sie ihre Seelen an ein Zerrbild menschlichen Glückes und menschlicher Freiheit verkauft haben!?

Ist es angesichts solcher Zustände wirklich eine frevelhafte Gesinnung, wenn die Christlich-Socialen lieber für verbesserte Lohnverhältnisse der Arbeiter sich interessiren, statt für die erhöhten Dividenden von Actiengesellschaften und Großindustriellen, nachdem es klar geworden ist, daß man den Arbeitern zuerst leiblich helfen muß, wenn man sie sittlich heben will?

Wir sind nicht fertig, wir wollen nur suchen! erklärt Naumann voll Bescheidenheit. Man hat es den Christlich-Socialen verargt, daß sie auf dem letzten Erfurter Parteitag den Namen „christlich" aufgegeben haben. Allein sie haben damit nur zum Ausdruck gebracht, daß das Christenthum aus sich heraus volkswirthschaftliche Forderungen nicht hervorbringen kann und daß es mit solchen nicht verquickt werden darf. In der Sache selbst hat sich mit der Namensänderung nichts verschoben. Nach wie vor wird das Christenthum die Grundlage ihrer Arbeit sein, der Quell, aus welchem sie Kraft und Begeisterung schöpfen. Die sociale Frage kann nur dann zum friedlichen Ausgleich kommen, wenn das Evangelium wieder eine das ganze private und öffentliche Leben gestaltende Macht wird.

In sieben Paragraphen sind die Grundlinien der National-Socialen als Ergebniß der Erfurter Versammlung zusammengefaßt. Klar und deutlich lesen wir in § 7: „Im Mittelpunkt des geistigen und sittlichen Lebens unsres Volkes steht uns das Christenthum, das nicht zur Parteisache gemacht werden darf, sich aber auch im öffentlichen Leben als Macht des Friedens und der Gemeinschaftlichkeit bewähren soll." Wer will da behaupten, daß der religiöse Factor den National-Socialen verloren gegangen sei?

Aber auch in den wirthschaftlichen Fragen ist man in diesem Programm zu größerer Klarheit durchgedrungen. § 4 lautet: „Eine Vergrößerung des Antheils, den die Arbeit in ihren verschiedenen Arten und Formen in Stadt und Land unter Männern und Frauen an dem Gesammtertrag der deutschen Volkswirthschaft hat, erwarten wir nicht von den Utopien und Dogmen eines revolutionären, marxistischen Communismus, sondern von fortgesetzter

politischer, gewerbschaftlicher und genossenschaftlicher Arbeit auf Grund der vorhandenen Verhältnisse, deren geschichtliche Umgestaltung wir zugunsten der Arbeit beeinflussen wollen."

Man wird nun freilich sagen: Utopie bleibt Utopie, sie mag nun von Bebel oder von Naumann herrühren. Allein neuere Forscher halten es keineswegs für ausgeschlossen, daß die Socialdemokratie noch einmal ihren Religionshaß und ihre revolutionären Gesinnungen ablegen werde. Werner Sombarts Werk über Socialismus und socialistische Bewegung im 19. Jahrhundert hat berechtigtes Aufsehen erregt. Nach Sombart könnte es wohl geschehen, daß die proletarische Arbeiterbevölkerung Reformen auf ihre Fahne schriebe, die, ohne die geltende Wirthschaftsordnung umzustoßen, gleichwohl das sociale Uebergewicht der Capitalisten verringerte. Psychologisch unmöglich ist solches nicht. Bei ungestörtem Fortgang der Bewegung werden die unreifen revolutionären Stimmen durch die reiferen Evolutionisten immer mehr verdrängt werden. Evolutionismus ist der Gedanke einer allmählichen Umgestaltung der Wirthschaftsverhältnisse und damit einer schrittweisen Anbahnung eines neuen Gesellschaftszustandes. Es besteht kein zwingender Grund zu der Annahme, daß die proletarische Bewegung fort und fort einen antireligiösen und antinationalen Charakter behalten muß. Zum mindesten ist es überflüssig, sich über die Gefahren eines socialistischen Zukunftsstaates aufzuregen. Ist alle sociale Ordnung nichts anderes als der Ausdruck bestimmter ökonomischer Zustände, dann können wir der Zukunft mit Gleichmuth entgegensehen. So lange die Bedingungen zur Umgestaltung des Wirthschaftslebens fehlen, wird keine Macht der Erde, keine Partei eine neue sociale Ordnung der Menschheit aufnöthigen können. Sollten aber einstens jene Bedingungen erfüllt sein — nun, dann mögen unsre Nachkommen die Güter dieser Erde nach neuen Rechtsgrundsätzen unter sich vertheilen.

So unbegründet die Furcht vor den Gefahren des Zukunftsstaates, so grundlos ist das Entsetzen vor dem Classenkampf, der an sich nicht gleichbedeutend ist mit Bürgerkrieg, Petroleum und Barrikaden. Jeder Gewerkverein, jede Wahl, jeder Strike ist eine Erscheinungsform dieses Kampfes. Ein solches Sichmessen hat nichts culturfeindliches. Alles was an Cultur in die Massen getragen wird, bringt durch den Kampf in sie. Nur so kommt es zu neuen, höheren Formen der Cultur. Aber freilich aller sociale Kampf sollte auf dem Boden des bestehenden Rechtes ausgekämpft werden. Mit vergifteten Pfeilen wächst nur die Erbitterung. Was anständige Mittel ausrichten, das hat die englische Entwicklung gezeigt, die als Muster dienen könnte. Die Verstimmung wird nicht eher weichen, als bis man bereit ist, im politischen Tageskampf Fühlung mit der Arbeiterpartei zu nehmen und mit ihr so weit gemeinsame Sache zu machen, als ihre Wünsche berechtigt und erfüllbar sind. Jede Maßregel, welche zur Verbesserung der Arbeiterlage dient, muß willkommen geheißen und gefördert werden, wenn sie im Rahmen der bestehenden Wirthschaftsordnung geschieht. Die Hoffnung auf einen nahe bevorstehenden Zusammenbruch ist auf der Gegenseite längst zu Grabe getragen. Willig arbeitet man an dem Werk der socialen Reform mit. Vom gewaltsamen Octroyiren einer neuen socialen Ordnung ist schon lange keine Rede mehr. Darum sollte dies die Antwort der gebildeten und besitzenden Stände sein, immer größeren Massen des Volkes „das Emporsteigen zu den sonnenbeschienenen Höhen zu ermöglichen, wo die goldenen Aepfel der Cultur reifen."

Zu diesem Ziel kann es nur kommen, wenn das Christenthum in jenen Kreisen, in denen es heute so bitter gehaßt, so greulich verlästert wird, seine social-versöhnende und befreiende Kraft bewährt, sowie wenn die evangelische Kirche mit genauer Abgrenzung des religiösen vom nationalökonomischen Factor ihren Aufgaben gerecht wird.

Es wäre an der Zeit, daß die Verwirrung auf diesem Gebiet ein Ende fände. Christliche Gebote in Rechtsgrundsätze umsetzen zu wollen, das wird immer ein vergebliches Beginnen sein. Das höchste Gebot der christlichen Sittenlehre lautet: Liebe deinen Nächsten als dich selbst; das Recht aber setzt erst da ein, wo die Liebe aufhört. Das staatliche Recht hat sich aus Verstandesgründen herausgebildet, nicht aus religiösen Motiven. Das Recht entspringt der Furcht. Die Schwächern schließen sich zusammen, um einen Damm zu errichten gegenüber der Gewalt des Stärkeren. So ist das Recht entstanden. Dies ist auch der Weg, wie die modernen socialen Verhältnisse gebessert werden können. Nur durch Zusammenschluß der wirthschaftlich Schwachen.

Werden wir deßhalb dem Christenthum jeden Einfluß auf staatliche Entwicklung bestreiten wollen? In keiner Weise. Nur die unmittelbare Gewalt über das sociale Leben, nur die unmittelbare Mitwirkung bei socialen Reformen müssen wir ablehnen. Das Christenthum bekämpft den unchristlichen materialistischen Geist, aber in die einzelnen Wirthschaftssysteme und Vorschläge mischt es sich nicht hinein. Soll das Volk wirthschaftlich gehoben werden, so geht dies nur Hand in Hand mit einer Hebung der Sittlichkeit. Die sittlichen Mächte im Volke zu stärken und damit eine feste Grundlage socialer Besserung zu schaffen, das ist die Arbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage. Die christliche Religion enthält eine gewaltige Kraft sittlicher Erneuerung. Je weniger man eine unmittelbare sociale Thätigkeit vom Christenthum verlangt, um so mehr wird es social zu leisten im stande sein.

Doch das sind Probleme, über welche schon viel Treffliches geredet und geschrieben worden ist; mit das Beste vielleicht von dem Abt Uhlhorn, den wir zum Schluß um seine Meinung angehen wollen. Er sagt:

„Die evangelische Kirche steht der socialen Frage als einer wirthschaftlichen völlig neutral gegenüber, aber sie hat zugleich das größte Interesse an ihrer richtigen Lösung. Sie ist nicht berufen, in der wirthschaftlichen Frage der Gegenwart Partei zu ergreifen; denn sie hat keine Berechtigung, irgend welche Forderungen bezüglich der Gestaltung des wirthschaftlichen Lebens im Namen des Christenthums zu erheben. Die Bibel stellt keine wirthschaftlichen, sondern rein sittliche Forderungen. Weder der Herr, noch seine Apostel haben jemals die bestehenden Rechts- und Wirthschaftsordnungen angetastet. Nicht einmal das Aufhören der Sklaverei haben sie verlangt.

Aber damit ist nicht gesagt, daß die sociale Frage die Kirche gleichgültig lasse. Keineswegs; denn das wirthschaftliche und das religiös-sittliche Leben eines Volkes hängt auf das engste zusammen. Jenes wirkt auf dieses, dieses auf jenes ein. Darin liegt das Interesse der Kirche an der Lösung der socialen Frage begründet."

Dann hat aber auch die Kirche an der Lösung dieser Frage mitzuarbeiten, und es fragt sich nur: in welcher Weise? Die Antwort ist: immer so, daß sie von innen nach außen wirkt, nicht von außen nach innen. Die Religion darf weder in politische, noch in sociale, noch in wirthschaftliche Fragen verstrickt werden, nachdem die Reformation des 16. Jahrhunderts sie aus dieser Verstrickung losgelöst hat. Die Kirche hat nur auf Personen einzuwirken und hat daran zu arbeiten, diese mit wahrhaft sittlichem Geist und Gehalt zu erfüllen, damit sie dann als Staatsmänner, als Volkswirthschaftler oder was sie sonst für einen Beruf haben, die ihnen gestellte Aufgabe richtig lösen

Was die Aufgabe der Kirche im einzelnen betrifft, so ist dieselbe doppelt, eine bewahrende und eine vorbereitende.

Digitized by Google

Die schwerste Gefahr ist die eines plötzlichen Umsturzes. Ein solcher würde die gesammte Cultur in Frage stellen und auch die Kirche auf das tiefste schädigen. Darum ist es eine Hauptaufgabe der Kirche, dazu mitzuhelfen, daß für eine Reform Raum bleibe und die Reform nicht durch Revolution unmöglich gemacht werde. Die Kirche ist eine eminent bewahrende Macht. Nun ist ja auch mit der Reform bereits an den verschiedensten Punkten begonnen worden. Kranken-, Alters- und Invalidenversicherungen, Arbeiterschutzgesetze sind ins Leben getreten. Schon taucht auch der Gedanke an eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit auf. Das alles sind gewiß hoffnungsvolle Anfänge. Selbst die socialdemokratische Partei wird mit innerer Nothwendigkeit auf den Weg der Reform gedrängt. Wie die Geschichte überhaupt, so ist auch die Wirthschaftsgeschichte nicht ein Durcheinander blind wirkender Mächte, nicht ein Gewirr von Zufälligkeiten, sondern eine höhere Ordnung der Dinge waltet darin. Dieser Glaube muß uns Muth und Freudigkeit zur Arbeit geben, auch wenn wir nicht sehen, wo es hinaus will.

In den derzeitigen wirthschaftlichen Kämpfen nun darf die Kirche gar keine Partei nehmen. Sie steht weder auf seiten der Arbeitgeber, noch der Arbeiter. Jedes Parteinehmen, ja schon der Schein eines solchen, lähmt ihre Wirksamkeit. Ohne Ansehen der Person hat sie jedem zu sagen, was ihm nach seinem Stande noth ist. Bei dem Kampf zwischen Unternehmern und Arbeitern, der im stillen überall geführt wird und in den Strikes acut zutage kommt, hat die Kirche das Bewußtsein zu wecken, daß beide Theile sich gegenseitig dienen sollen. Sie hat, wo sie kann, zu vermitteln, Frieden zu predigen und Frieden zu stiften, nicht Streit zu schüren. Sie soll Zeugniß ablegen nicht gegen das Capital, nicht gegen den Reichthum, wohl aber gegen die selbstsüchtige Ausnutzung des Capitals und gegen den selbstsüchtigen Gebrauch des Reichthums, gegen die Profitwuth, der jedes Mittel recht ist, um Gewinn zu machen, und gegen den Mammonismus, der keinen andern Schatz kennt, als den gefüllten Geldsack. Wer Reichthum hat, auf dem liegen schwere Pflichten. Aber auch nach der andern Seite hin soll die Kirche rücksichtslos zeugen gegen alle revolutionären Gelüste, gegen Neid und Begehrlichkeit, die nach fremdem Gute schaut, gegen das Murren über die bestehende Ordnung und die Unzufriedenheit, die heute künstlich geschürt und fast als Tugend angesehen wird.

Die Thätigkeit der Kirche ist sodann eine vorbereitende; sie hat das Volk für die zu erstrebende höhere Stufe des wirthschaftlichen und socialen Lebens zu erziehen. Jeder Fortschritt im wirthschaftlichen Leben hat einen Fortschritt im sittlichen Leben zur Voraussetzung. Eine höhere Wirthschaftsordnung kann nur verwirklicht werden, wenn das Volk eine höhere sittliche Stufe erreicht hat. Es ist eine Illusion, zu glauben, daß mit der Beseitigung des Capitalismus, welcher die Quelle des heutigen selbstsüchtigen Treibens ist, auch die Selbstsucht schwinden und an ihre Stelle der Gemeinsinn treten würde. Nein, unter veränderter Wirthschaftsordnung würde die Selbstsucht nur andere und vielleicht gefährlichere Formen annehmen. Es ist nichts als eine geschmacklose Phrase, wenn Liebknecht einmal ausruft: „Im Socialismus ist die höchste Sittlichkeit: Selbstlosigkeit, Aufopferung und Menschenliebe!“

Die Aufgabe der Kirche, dem Volke die sittliche Kraft darzureichen, ohne welche eine Lösung der socialen Frage nicht möglich ist, ist eine riesengroße, wie sie ihr nicht wieder gestellt ist, seitdem die germanischen Völker ihrer Erziehung anvertraut wurden. Alle Volksclassen haben sich daran zu betheiligen. Ohne gemeinsame Arbeit ist dieses Ziel nicht zu erreichen. Alle haben Opfer zu bringen. Freilich, wie weit sind wir noch davon entfernt! Jeder Stand, jede Wirthschaftsgruppe will festhalten, was sie im Besitz hat. Jeder fragt nur, was ihm Vortheil bringt, und fordert, daß seine Interessen in erster Linie berücksichtigt werden sollen. Jeder sieht in dem, was zur Hebung eines andern Wirthschaftszweigs geschieht, nur eine Benachtheiligung des eigenen, die man mit allen Kräften abwehren muß, und in die man sich nur gezwungen und widerwillig fügt. Die Landwirthschaft klagt über Begünstigung der Industrie, und letztere fordert, daß ihre Interessen maßgebend sein sollen, mag aus der Landwirthschaft werden, was da will. Der Arbeitgeber sieht in allem, was zur Besserung der Lage der Arbeiter geschieht, eine ihm aufgebürdete Last, und der Arbeiter in dem Gewinn des Unternehmers einen Raub, der ihm das Seine nimmt. Opfer will keiner bringen; entsagen, sich zugunsten anderer, zugunsten des Ganzen beschränken, daran denkt kaum einer. In den herrschenden und besitzenden Classen ist die Losung von Tausenden: Genuß ist Lebenszweck. Reichthum gilt als das höchste Gut, Armuth als das größte Uebel. Auf diesem Boden wuchern Habgier, Unzufriedenheit, Neid und Mißgunst immer üppiger auf. Man wird immer begehrlicher und fühlt dementsprechend jeden Mangel, jedes Uebel um so stärker. Welche mächtige Aufgabe ist es da für die Kirche, alle Glieder des Volkes zur Opferwilligkeit zu erziehen, zu einem Gemeinsinn, der auch entsagen und sich beschränken kann! Und doch kann es nur so zur Bildung einer Wirthschaftsgemeinschaft kommen, die nicht bloß Interessengemeinschaft, sondern Gemeinschaft dienender Liebe ist.

Was wäre das für ein herrliches Schlachtfeld, auf dem beide Kirchen, die protestantische und die katholische, ihre Kräfte in edlem Wetteifer messen könnten, statt sich in unfruchtbaren Kämpfen auf anderen Gebieten zu verzehren, wenn die evangelische mit ihrer Fülle sittlicher Kräfte vorzugsweise die erziehende Thätigkeit unterstützte, während die katholische, deren Sache so recht die bewahrende Mitwirkung wäre, es übernähme, ihr Volk in Zucht zu halten und ihm die Kraft zu geben, stille zu sein, zu dulden und zu tragen! Der Kern unsrer Nation gibt uns das Vertrauen, daß er so viel Gehalt hat, um die schwere Krisis, in der wir uns gegenwärtig befinden, siegreich zu überwinden, zu des Vaterlandes Heil und des christlichen Standes Besserung. Noch haben wir das Evangelium und mit ihm eine Fülle sittlicher Kräfte!

Nobbe, der Vorsitzende des letzten evangelisch-socialen Congresses, hat die öffentlichen Verhandlungen mit folgenden Versen geschlossen:

Die Lösung liegt im Lieben, nicht im Hassen,
Wohl dem, der in dem Daseinskampf der Massen
Vorahnend schon vermag den Sieg zu sehn;
Er weiß, daß aller Kampf und Streit auf Erden
Durch Jesu Geist nur kann geschlichtet werden,
Und fühlt im Kampfe schon des Friedens Wehn!

Von der Fortpflanzung der Gewächse.[1])

Die meisten Botaniker haben, gelegentlich der Untersuchung dieses Gegenstandes, ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, ob die Vermehrung der Gewächse auf geschlechtlichem oder ungeschlechtlichem Wege vor sich gehe. Es geschah dies wohl mit Rücksicht auf die Bedeutung, welche dieser Unterscheidung im Thierreich zukommt.

Prof. Möbius legt das Hauptgewicht der Frage darauf: ob die Vermehrung sich durch Keime oder durch Knospen

[1]) Beiträge zur Lehre von der Fortpflanzung der Gewächse; von Prof. Dr. M. Möbius. 212 S., 36 Abbildungen; Jena, Gustav Fischer 1897.

Digitized by Google

vollzieht. Die erstere führt nach ihm von der aseruellen Sporenbildung zu der geschlechtlichen Fortpflanzung, welche bei den Blüthenpflanzen die normale Art der Vermehrung ist. Die Knospenbildung dagegen können wir betrachten als ein Aushülfsmittel, das zur Erhaltung der Art von der Natur angewendet wird, wenn die Keimbildung nicht ausgiebig oder sicher genug dafür zu sorgen im stande ist.

Wenn auch der Hauptunterschied — wie schon bemerkt — darin liegt, ob die Fortpflanzung durch Keime oder durch Knospen erfolgt, so läßt sich auch hiebei, wie überall in der Natur, keine scharfe Grenze ziehen. Diese Distinction hat jedoch nach Möbius den Vortheil, daß derartige Ungereimtheiten nicht mehr vorkommen, daß die Sporen der Pilze, Moose und Farne einerseits in dieselbe Classe der Vermehrungsorgane gerechnet werden wie die Knollen der Kartoffel; andrerseits den Samen der Blüthenpflanzen gegenübergestellt werden, während sie mit ihnen biologisch doch ganz gleichwerthig sind, ja daß die nicht copulirenden Schwärmsporen in jene erste Classe, die copulirenden aber in die andere gestellt werden.

Hier, in diesem zuletzt erwähnten Punkt, läßt sich nun am besten zeigen, daß die Vereinigung zweier Keime zur Bildung eines neuen etwas secundäres ist, und daß sich die Bildung geschlechtlich erzeugter Keime ganz schrittweise von der der ungeschlechtlich entstehenden ableiten läßt.

Um seine Anschauungen zu beleuchten, führt der Verfasser die beiden Fortpflanzungsarten in ihren Beziehungen zu den Bestandtheilen und Functionen der Gewächse vor. Unter diesen sind am bemerkenswerthesten diejenigen, welche sich auf das Blühen der Pflanzen beziehen. Einige davon seien hier verzeichnet, weil sie von allgemeinem Interesse sind. So wird gelegentlich der Besprechung von den Beziehungen des Alters der Pflanze zu ihrem Erblühen unter den hapaxanthischen (nur einmal blühenden) Gewächsen das drastische Beispiel der Aloë geschildert.

Es vergehen bei ihr oft 20, 30, angeblich selbst 100 Jahre, in welchem langen Zeitraum diese Pflanze über die Bildung des bodenständigen, mit rosettig gruppirten Blättern besetzten Kurztriebes nicht hinauskommt. Endlich erhebt sich aus der Mitte der Rosette ein Langtrieb, welcher mit einem umfangreichen Blüthenstand abschließt. Sobald sich aus den Blüthen Früchte herausgebildet haben und die Samen ausgeflogen sind, stirbt dann, ähnlich wie bei den zweijährigen Pflanzen, nicht nur dieser Langtrieb, sondern auch der Kurztrieb mit seinen großen, dornig gezahnten, starren Rosettenblättern gänzlich ab.

Als Exempel für dieselbe Relation bei einem perennirenden Gewächs schildert Möbius die Verhältnisse beim Zuckerrohr nach den Angaben Benecke's, wie folgt:

In der Literatur wird bis auf die neueste Zeit die Behauptung aufgestellt, daß das Zuckerrohr „selten blüht". Jeder Pflanzer auf Java weiß, daß dies leider nicht der Fall ist. Woher dieser Irrthum stammt, ist mir unbekannt; immerhin ist es nicht unmöglich, daß es Gegenden gibt, wo das cultivirte Zuckerrohr, klimatischer Verhältnisse wegen, bis zur Zeit seiner Verarbeitung nicht zur Blüthe gelangt; darauf könnte die irrthümlicherweise allgemein gehaltene Behauptung basiren.

Wir haben Jahre auf Java, in welchen das Zuckerrohr überreichlich blüht, so daß man schon aus weiter Ferne die Zuckerrohrfelder an den wallenden Blüthenbüscheln erkennt, die aus hunderttausenden von einzelnen Inflorescenzen bestehen. In solchen Fällen können nichtblühende Felder zu den Seltenheiten gehören. Andrerseits gibt es Jahre, in welchen im allgemeinen wenig Blüthenstände sichtbar sind. Schließlich kommen Jahre vor, in welchen man bald Felder sieht, auf welchen fast jeder Stock im Blühen begriffen ist, und bald Felder, wo man nach einem blühenden Stocke suchen muß; dabei können solche blühende und nicht blühende Felder in nächster Nähe sich befinden. Man sieht auch häufig in einem und demselben Feld zwei unter anscheinend gleichen Verhältnissen gewachsene Pflanzen, von denen die eine nur blühende, die andere nur nicht blühende Stöcke besitzt. Schließlich kann man auch an einer und derselben Pflanze beobachten, daß sie aus Stöcken besteht, von denen die einen völlig ausgebildete Inflorescenzen tragen, während die anderen solche nicht einmal in der ersten Anlage aufweisen, trotzdem sie sich, was Höhe und Stärke betrifft, keineswegs von den blühenden Stöcken principiell unterscheiden.

Ferner ist das Blühen, sowie die übrigen Vorgänge im Leben der Pflanze abhängig von äußeren Factoren, wie Licht, Wärme, Feuchtigkeit u. s. w.

Nachdem der Verfasser den Zusammenhang zwischen dem Alter und dem Blühen der Pflanzen erörtert, wendet er sich dem Einfluß der genannten Factoren zu. An zahlreichen Fällen erläutert er die Nothwendigkeit des Lichtes für die Blüthenbildung. Diese Bedingung wird durch die im Dunkeln blüthentreibenden Knollen und Zwiebeln nicht umgestoßen, denn in ihnen hat das Licht schon vorher die Anregung zu dieser Bildung erweckt. Das Licht ist je nach der Art der Pflanze in verschiedener Intensität zur Blüthenbildung nothwendig.

Ein nicht minder bedeutungsvolles Agens ist für diesen Zweck die Wärme. Dabei kommt Möbius zu dem Schlusse, daß ein gewisses Wärmemaß für das Blühen nothwendig ist, daß eine Pflanze ebenso das Blühen unterläßt, wenn sie in ein zu heißes Klima versetzt wird. In beiden Fällen kommen aber verschiedene correlative Wachsthumsverhältnisse mit ins Spiel. Auch den mit dem Einfluß der Temperatur Hand in Hand gehenden Einfluß der Feuchtigkeit auf das Blühen darf man nicht ganz außer Acht lassen.

Die Feuchtigkeit ist insofern wesentlich, als durch eine verminderte Zufuhr an solcher das Blühen der Pflanze begünstigt wird. Trockener Boden und feuchte Luft verzögern das Blühen, ebenso feuchter Boden und feuchte Luft, trockener Boden und trockene Luft beschleunigen es, trockene Luft und feuchter Boden noch mehr.

Der Verfasser wirft ferner die Frage auf, ob es Fälle gibt, in denen die vegetative Vermehrung zur Unterdrückung der Blüthen- und Fruchtbildung führen kann, oder ob nicht immer nur erst dann die vegetative Vermehrung regelmäßig oder ausschließlich auftritt, wann das Blühen oder die Keimbildung überhaupt aus irgend einem Grunde häufig oder immer unterbleibt?

Die Untersuchung dieser Verhältnisse bei den Gräsern und einigen Moosen, sowie bei den Wasserlinsen, lassen ihn folgenden Schluß ziehen: es handelt sich hier um Pflanzen, bei denen das Blühen durch Mangel an Wärme oder durch die ungünstigen Feuchtigkeitsverhältnisse gehindert wird, aber freilich nur um solche Pflanzen, bei denen dann auch eine vegetative Vermehrung für den Ausfall der Samen- oder Sporenbildung eintritt.

Von den anderen Gewächsen sei der Hahnenfuß, Ranunculus ficaria, erwähnt, der zwar blüht, aber keine Früchte ansetzt, wenn die zur Bestäubung nothwendigen Insecten fehlen. In ähnlicher Weise verhält sich Dentaria bulbifera, welche sich an sonnigen Stellen durch Samen, im Schatten des Hochwaldes nur durch Ableger vermehrt, weil im letzteren die Blüthen nicht von Insecten besucht und bestäubt werden.

Als Beispiel für die Verkümmerung der Geschlechtsorgane in den Blüthen wird der Meerrettig, Cochlearia armoracia, angeführt, der sich durch Theilung des Wurzelstocks verbreitet, dessen Blüthen aber niemals Samen tragen.

Digitized by Google

Außerdem können nach Möbius die Blüthen unfähig zur Fortpflanzung werden, wenn die Staubgefäße und vielleicht auch Fruchtblätter in Blüthenblätter metamorphosirt werden und gefüllte Blüthen entstehen. In der Gartencultur ist dies eine häufige und von den Gärtnern auch beabsichtigte Erscheinung; solche Sorten mit gefüllten Blüthen werden natürlich nur durch Stecklinge oder Ableger irgendwelcher Art vermehrt, wie die gefüllten Rosen durch Oculiren. In der Natur entstehen seltener gefüllte Blüthen, woran dann häufig die Einwirkung von Milben (Phytoptus-Arten) schuld ist. Als Beispiel führt Kerner an: Cardamine uliginosa, eine Pflanze, welche auf den feuchten Wiesen im Wiener Becken und noch häufiger in der Umgebung von Salzburg und bei Ried in Oberösterreich mit gefüllten Blüthen wild wachsend angetroffen wird.

Bei manchen zweihäusigen (diöcischen) Pflanzen beobachtet man das Vorhandensein nur eines der beiden Geschlechter, so daß sie steril bleiben müssen. Die Wasserpest kommt in Europa nur in weiblichen Exemplaren vor. Eine über ganz Europa verbreitete Armleuchterart (Chara crinita) kommt in männlichen Exemplaren nur in Südfrankreich und in Siebenbürgen vor.

Aus diesen und vielen ähnlichen Fällen folgert der Verfasser, daß das Fehlen der geschlechtlichen Fortpflanzung nur ausnahmsweise infolge der vegetativen Vermehrung eintritt.

Bei den Culturpflanzen wird die vegetative Vermehrung darum häufiger angewendet, weil sie bequemer ist und schneller zu einem Resultate führt; so werden unsre Obstbäume und Reben durch Stecklinge vermehrt, weil die Sämlinge zu langsam wachsen und zu leicht ausarten.

Es ist wahrscheinlich, daß diejenigen Pflanzen, welche sich reichlich durch Knospen vermehren, nicht hinreichende Lebenskraft für die anders Methods der geschlechtlichen Zeugung besitzen.

Die vom Verfasser angeführten Erscheinungen überblickend, bemerkt derselbe, daß sowohl bei den spontan wachsenden als auch bei den cultivirten Pflanzen, wenn sie eine Beeinträchtigung in der Blüthen- oder Fruchtbildung oder vollständigen Mangel daran zeigen, dafür aber reichlich auf vegetativem Wege sich vermehren oder vermehrt werden, sich dies in den meisten Fällen darauf zurückführen läßt, daß äußere Umstände dem Blüthen- oder Fruchtansatz hinderlich sind, wofür dann die Ausbildung besonderer knospenartiger Vermehrungsorgane oder die Fähigkeit, durch Stecklings und dergleichen vermehrt zu werden, eintritt. Geringer ist die Zahl derjenigen Fälle, in denen wir Grund haben, anzunehmen, daß die vorwiegende oder ausschließlich vegetative Vermehrungsweise das Primäre ist und die Pflanzen aus dieser auf natürlichem Wege erlangten oder durch die Cultur ihnen aufgenöthigten Gewohnheit sich die Fortpflanzung durch Samen, ja sogar das Blühen selbst abgewöhnt haben, oder dies zu thun im Begriffe sind.

Im fünften Capitel „Ueber Entstehung und Bedeutung der geschlechtlichen Fortpflanzung" construirt Möbius das Bild, nach welchem sich diese Organe der Phanerogamen aus denjenigen der Gefäßkryptogamen gebildet haben. Er läßt die verschiedenen Gruppen des Gewächsreiches an dem Leser vorüberziehen, indem er die betreffenden Fortpflanzungsarten untersucht. Bezüglich dieser seien die Botaniker und Biologen auf das Buch selbst verwiesen, welches überdies gerade in diesem Abschnitt durch zahlreiche treffliche Abbildungen den Gegenstand klar macht.

Dr. Ludwig Karell.

Mittheilungen und Nachrichten.

J.S. Zum Stiftungsfest der Kaiser Wilhelms-Universität hat der Vorstand des theologischen Studienstifts zu St. Wilhelm, D. A. Erichsen, im Verlag von Friedr. Bull zwei Schriften veröffentlicht, von denen die eine „Der alten Straßburger Hochschule erstes Jahrhundertfest am 1. Mai 1667", die andere „Das Duell im alten Straßburg" behandelt. In der ersten Schrift theilt der Verfasser ein Capitel aus der Geschichte der alten Straßbueger Universität mit, über welches bis jetzt noch nichts veröffentlicht worden ist, und zwar lediglich aus urkundlichen, im Stadt- und St. Thomasarchiv zu Straßburg befindlichen Quellen. Das Festprogramm hatte folgenden Wortlaut: „es soll 1. der allerhöchsten göttlichen Majestät für sowohlig allerhöchstes Kleinod, herzinniglicher Dank gesagt, nachgehend 2. dero Instrument, die Röm. Kayl. Majestät, gepriesen und dann 3. die Gemüther sowohl der Lehrer als Lernenden, Fremder und Einheimischer, ersprießlich aufgerichtet und zu mehrerem Fleiß bewogen werden." Dies erste Jahrhundertfest war gleich auch das letzte. Als 1767 die stets festfrohen Straßburger das zweihundertjährige Bestehen ihrer Hochschule feiern wollten, stießen sie mit ihrem Vorhaben auf den Widerspruch der französischen Regierung, deren Vertreter, der königliche Prätor, das geplante Fest für „ganz impracticable" hielt. — Auch die zweite Schrift schöpft fast durchweg aus archivalischen Quellen. Dem Umfang und dem Inhalt nach ist sie die bedeutendere und zerfällt in vier Abschnitte: 1. Das Duell im alten Straßbueg vor der französischen Annexion, 2. Das Duell in der Zeit der französischen Herrschaft, 3. Das Duell und die Universität, 4. Das Duell und die Kirche. In culturhistorischer Beziehung bietet das Büchlein des Interessanten viel und, obwohl der Vergangenheit angehörend, ist sein Inhalt doch auch für die Gegenwart beherzigenswerth.

* Friedrich August Rößlin. Von Dr. Fritz Baumgarten, Professor am Gymnasium. Mit Bildniß. Freiburg i. B., Chr. Lehmann, 1896. — Rößlin nimmt, wie A. Thorbecke in der Allg. Deutschen Biographie bemerkt, unter den Schulmännern Badens in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine hervorragende Stelle ein. Schüler Friedrich August Wolfs, Freund Hebels und Schlossers, Lehrer Häussers, Mathy's, Roggenbachs und der Gebrüder Jolly, hat er sich in 43jähriger Wirksamkeit als Director des Lyceums zu Mannheim besonders dadurch ausgezeichnet, daß er für einen gediegenen griechischen Unterricht theoretisch wie praktisch mit Begeisterung eintrat; dem nämlichen Zweck diente, minder bedeutend, seine populäre Schriftstellerei. Was zur Darstellung seiner Persönlichkeit und seines Wirkens nach zusammenzubringen war, hat der Verfasser, Sohn des Historikers Hermann Baumgarten, in einer warm geschriebenen Programmabhandlung dankenswerth vereinigt.

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe, Sitzung vom 11. März. Das w. M. Hofr. Prof. Toldt überreicht eine in seinem Institut ausgeführte Arbeit von den Doctoren M. Steinschneider und E. Tittel unter dem Titel: „Der Musculus ventricularis des Menschen". — Sitzung vom 18. März. Das w. M. Prof. Friedr. Brauer überreicht eine Abhandlung des Dr. Anton Wagner, Regimentsarzt an der k. u. k. Theresianischen Militärakademie in Wiener-Neustadt, unter dem Titel: „Monographie der Gattung Pomatias Studer". Das m. M. Regierungsrath Prof. F. Mertens überreicht folgende zwei Abhandlungen: 1. „Ueber Dirichlets Beweis des Satzes, daß jede unbegrenzte ganzzahlige arithmetische Progression, deren Differenz zu ihren Gliedern theilerfremd ist, unendlich viele Primzahlen enthält". 2. „Ueber eine zahlentheoretische Aufgabe". Dr. Alois Kreidl, Assistent am physiologischen Institut der k. k. Universität in Wien, überreicht eine Abhandlung, betitelt: „Experimentelle Untersuchungen über das Wurzelgebiet des Nervus glosso-pharyngeus, vagus und accessorius beim Affen". Dr. Jos. Ritter Lorenz v. Liburnau, k. k. Sectionschef i. R., überreicht eine Abhandlung: „Ueber eine fossile Halimeda aus dem Flysch bei Salzburg". — Sitzung vom 1. April. Zu der von dem w. M. Prof. Friedrich Brauer in der Sitzung vom 18. März überreichten Abhandlung des Dr. Anton Wagner „Monographie der Gattung Pomatias Studer" ist eine weitere Mittheilung eingelangt. Dr. Bruno Bardach übersendet eine Arbeit aus dem Laboratorium des pathologischen Instituts der königlichen Charité in Berlin über die Gerinnungsursache erhitzter Milch. Der Secretär legt eine Arbeit von Dr. Lazar Car, Privatdocent an der königl. Franz Joseph-Universität in Agram: „Ueber den Mechanismus der Locomotion der Pulmonaten", vor.

Digitized by Google

Das w. M. Sigm. Exner legt eine im physiologischen Institut der k. k. Universität in Wien ausgeführte Untersuchung von Dr. J. Zanietowski aus Krakau vor, betitelt: „Graphische Studien über die Erregbarkeitsverhältnisse im Elektrotonus". Prof. Dr. Joseph Schuffee in Wien überreicht eine vorläufige Mittheilung: „Ueber die Drüsen der menschlichen Speiseröhre". — Sitzung vom 8. April. Prof. Dr. L. Weinek, Director der k. k. Sternwarte in Prag, übermittelt 30 weitere photographische Mondvergrößerungen. Dr. Rudolf Spituler, Privatdocent und Adjunct der Sternwarte an der k. k. deutschen Universität in Prag, übersendet eine Abhandlung unter dem Titel: „Die Ursache der Breitenschwankungen". Dr. Hans Rabl, Assistent am histologischen Institut in Wien, macht eine vorläufige Mittheilung, betitelt: „Die ersten Wachsthumsvorgänge in den Eiern von Säugethieren". Ferner überreicht derselbe eine Abhandlung unter dem Titel: „Zur Kenntniß der Richtungsspindeln in degenerirenden Säugthiereiern".

Berichtigung. Nummer 88 der Beilage vom 21. April d. J. enthält einen Aufsatz von Dr. Kreußner über den „jetzigen Staad der Tuberculosenfrage", aus welchem die Leser ein interessantes Bild des derzeitigen Standes dieser ernsten Frage und der gegen diese Krankheit angewandten Heilmittel gewinnen konnten, in welchen sich jedoch bezüglich der Gesundheitsverhältnisse der Stadt Stuttgart ein auffallender Irrthum eingeschlichen hat. Es heißt dort: „In Preußen sterben jährlich etwa 90,000 Personen an der Seuche (nämlich Lungentuberculose); in einzelnen Orten wüthet sie nach Arger, so z. B. in Stuttgart und Wien, wo jeder vierte bis fünfte Mensch ihr verfällt." Während nun von Wien bekannt ist, daß diese Stadt neben einer sehr hohen allgemeinen Sterbeziffer auch eine hervorragend starke Verbreitung der Tuberculose aufweist, erfreut sich Stuttgart mit Recht des Rufes, eine der gesundheitlich günstigsten Städte zu sein. Als Beleg hiefür und zur Wahrung des guten Rufes Stuttgarts mögen hier nur einige wenige Daten angeführt sein, im übrigen muß auf die specielle Literatur verwiesen werden:

1. Im Jahrzehnt 1881/90 hatte Stuttgart (nach den medicinal-statistischen Mittheilungen des Kaiserl. Gesundheitsamts) unter den 23 Großstädten des Reiches die günstigste allgemeine Sterbeziffer für die über ein Jahr alte Bevölkerung (132.6 auf 10,000; Maximum 191.4). Bezüglich der Sterblichkeit an Lungenschwindsucht nahm es in demselben Zeitraum mit 27.4 unter denselben Städten die viertbeste Stelle ein (Minimum 24.3, Maximum 45.6).

2. Die Statistik für das Jahr 1893, deren Ergebnisse für das ganze Reich Kreußner citirt, ergibt für Stuttgart nach Altersclassen: 1. Lebensjahr 5.4 Todesfälle an Lungenschwindsucht unter 1000 Todesfällen (Reich 10.8); 2. bis 15. Jahr 58.0 (gegen 62.2); 16. bis 60. Jahr 276 (gegen 322); höheres Alter 43 (gegen 60).

Die Nummer 1 der „Münchener medicinischen Wochenschrift" vom 1895 enthielt einen von Professor Bollinger im dortigen ärztlichen Verein gehaltenen Vortrag „Ueber Schwindsuchtsterblichkeit in verschiedenen Städten Deutschlands nebst Bemerkungen über Häufigkeit der Rindertuberculose". In demselben schickt der hoch verdiente Forscher seinen interessanten Ausführungen über die zweifellose Abnahme der Tuberculosesterblichkeit beim Menschen gegenüber einer bedeutenden Zunahme der Rindertuberculose in den letzten Jahren eine nach den schätzenswerthen Berichten des Münchener statistischen Amts zusammengestellte Tabelle voran, in welcher die Sterbeziffer an Lungentuberkulose auf je 10,000 Einwohner für eine größere Zahl deutscher Städte nebst Wien und die Jahre 1883|91 berechnet ist. Nach derselben steht Wien mit 61.51 an erster, Würzburg, Nürnberg, München mit 46.97; 45.16 und 37.32 in 2. bis 4. Stelle; Stuttgart nimmt mit 26.72 die 18., vorletzte Stelle ein.

Stuttgart, 7. Mai. Stadtarzt Dr. Knauß.

* **Heidelberg.** Bei der philosophischen Facultät hat sich am 8. d. M. Dr. Gustav Ehrismann mit einer Probevorlesung über „die Bedeutung des mythischen Elements in der deutschen Heldensage" als Privatdocent habilitirt.

* **Bonn.** Am 10. d. M. starb im 62. Lebensjahre Dr. Karl Menzel, Professor der historischen Hülfswissenschaften an der hiesigen Universität. Geboren in Speyer, studirte er in München unter Heinrich v. Sybel, erwarb dort den Preis für eine Schrift über Friedrich den Siegreichen von der Pfalz und war einige Jahre als Mitarbeiter bei der Herausgabe der Reichstagsacten durch die historische Commission beschäftigt. 1866 ward er Secretär am Staatsarchiv zu Weimar, von wo ihn Sybel 1873 nach Bonn an seine Seite zog. Neben seinem Specialfach der Hülfswissenschaften las er über deutsche Geschichte im Mittelalter. Auf diesem Gebiet hat er sich auch literarisch in Monographien und Abhandlungen bewegt; hauptsächlich aber führte er Schlosser's Geschichte von Russland in mehreren Bänden zu Ende. Für die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde hat er eine große Edition der ältesten erzbischöflichen Urkunden vorbereitet. Menzel war ein warmer nationaler Patriot und als solcher auch politisch gegenüber dem Ultramontanismus mit Eifer thätig, persönlich liebenswürdig, von derb fröhlichem Pfälzer Temperament, das ihm über mancherlei Noth des äußeren Lebens hinweggeholfen hat.

-yx- **Wien.** Im österreichischen Verein für Bibliothekswesen hielt am 8. d. M. der Scriptor der k. k. Studienbibliothek in Klagenfurt Hr. Dr. Max Oetner einen interessanten Vortrag über die österreichischen Studienbibliotheken. Mit diesem etwas veralteten Namen werden nämlich die öffentlichen staatlichen Bibliotheken in Linz, Salzburg, Klagenfurt, Laibach, Görz und Olmütz bezeichnet. Ausgehend von den Verhältnissen an seinem Wirkungsort, entwarf der Redner ein drastisches Bild der jetzigen Unzulänglichkeit dieser Institute und zeigte, auf welche Weise dieselben durch eine Reorganisation, sowie durch eine gründliche Verbesserung ihrer inneren Einrichtung, Verlegung der Besuchszeit in die Abendstunden und durch Abhaltung von Vorträgen in ihren Räumen zu einer Popularität gebracht werden könnten, die sie in ihrem gegenwärtigen Zustand natürlich entbehren, deren sie aber dringend bedürfen, sollen sie ihren Zweck wirklich erreichen und wissenschaftliche Centren in jenen Provinzen bilden, in welchen sich keine Hochschulen befinden. — Es wäre sehr zu wünschen, daß die beachtenswerthen Vorschläge Dr. Oetners bald verwirklicht würden, damit das staatliche Bibliothekswesen in den österreichischen Provinzen endlich den modernen Anforderungen entspreche könnte.

* **Prag.** Der in Gries bei Bozen verstorbene Zuckerfabrikant Dr. Franz Kubelik, ehedem Advocat, hat der tschechischen Universität fast sein ganzes, ungefähr auf eine Million Kronen geschätztes Vermögen vermacht.

* **London.** Am 5. d. M. starb hier erst 45jährig James Theodore Bent, der, meist von seiner Gattin begleitet, unermüdlich ausgedehnte Forschungsreisen im griechischen Inselgebiet, in Kleinasien und Persien, im Maschonaland, in Abessinien, Arabien und auf Sokotora unternommen hat. Ihm verdankt man die nähere Erkundung der von Mauch im Maschonaland entdeckten Städteruinen von Simbabye; auch den heiligen Stätten der Aethiopier und dem Volksleben der Griechen auf den Cykladen hat er eingehende Darstellungen gewidmet.

* **Rom.** Der Commendatore Felice Baenabel, bisher Abtheilungsvorstand und Referent für Kunst und Alterthümer im Unterrichtsministerium und als solcher Hauptförderer der archäologischen Unternehmungen in Italien, ist zum Generaldirector der schönen Künste ernannt worden.

Neue Kataloge: J. Heß, Ellwangen. Nr. 46. Archäologie, Kunst, Kunstgewerbe ꝛc. — J. Eduard Müller, Halle a. S. Nr. 60. Englische und romanische Sprache und Literatur. Folklore. — Leo Liepmannssohn, Berlin. XIX. Autographenversteigerung 3. Juni u. ff. Deutsche Fürsten, Prälaten, Schauspieler. — Georg Nauck, Berlin. Nr. 66. Neueste Erwerbungen.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Soeben ist erschienen und steht auf Verlangen gratis und franko zu Diensten:

Nr. 46. Katalog,

enthaltend

Archaeologie, Kunst, Kunstgewerbe, Architektur
und **Ingenieurwissenschaft**
nebst **Illustr.** und **Holzschnittwerken.**

Hierin ist enthalten die Bibliothek des verstorbenen Baurats und Konservators Al. Heusser, Professor an der Kunstgewerbeschule in Wien.

Ellwangen (Württemberg).

(7630) **J. Heß, Buch- u. Antiquarhandlung.**

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 12. Mai. Nummer 106.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Dionysios Therianos. Von Karl Krumbacher. — Venedig im 18. Jahrhundert. III. Von Julius v. Schlosser. — Mittheilungen und Nachrichten.

Dionysios Therianos.

Von Karl Krumbacher.

Am 15. März dieses Jahres ist in seiner hoch gelegenen Wohnung an der Via Vienna zu Triest Dionysios Therianos an den Folgen einer heftigen Lungenentzündung hingeschieden. Ein seiner Kenner der griechischen Literatur und Geschichte aller Zeiten, ein unermüdlicher Förderer der Geisteswissenschaften, ein hochherziger Patriot, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, ist Therianos doch weder in Griechenland noch im Ausland genügend bekannt geworden; er wirkte in stiller Bescheidenheit, und ein großer Theil dessen, was er gedacht und geschaffen hat, ist ohne seinen Namen in die Welt hinausgegangen.

Der äußere Lebenslauf des trefflichen Mannes war so einfach wie sein inneres Wesen. Am 28. August 1834 auf der liebreizenden Insel Zante geboren, wurde Therianos als Knabe nach Korfu geschickt, um das dortige Gymnasium zu besuchen. Von großer Bedeutung für sein ganzes späteres Leben war es, daß er hier den Unterricht des durch epigraphische und grammatische Studien bekannten Jo. N. Oikonomides genoß; dieser treffliche Lehrer, der ein eminentes Wissen mit pädagogischem Temperament verband, hat in die Seele des jungen Therianos die Keime jener philologischen Neigung eingesenkt, die später so schöne Früchte zeitigen sollten. Von großem Einfluß auf die geistige Entwicklung des Knaben war auch sein Vater, der Archimandrit Eustathios Therianos, ein über das gewöhnliche Niveau der griechischen Geistlichkeit emporragender Mann, der sich durch eine Schrift über die griechische Kirchenmusik bekannt gemacht hat. Im Frühling 1850 wurde der Vater als geistlicher Vorstand der griechischen Gemeinde nach Triest berufen; sein Sohn folgte ihm und hat seit der Zeit in Triest gelebt. Seine große Liebe zu dieser Stadt bezeugt auch der Umstand, daß er österreichischer Unterthan wurde. In den ersten Jahren seines Triester Aufenthalts diente Therianos einer Versicherungsgesellschaft als Beamter; im Jahre 1855 trat er in die Redaction der Triester „Imera" ein. Hiemit hatte er die richtige Stätte seiner Wirksamkeit gefunden; mehr als 40 Jahre ist er dem schweren Berufe des Journalisten mit seltener Pflichttreue vorgestanden und ihm war es wesentlich zu danken, daß Jahrzehnte lang die griechische Zeitung von Triest, soweit die griechische Zunge erklingt, als führendes Organ betrachtet wurde. Im Jahre 1861 gründete Therianos die Zeitung „Klio", die er, unterstützt von dem großen Meister des neugriechischen Stils, Livadas, bald zum vornehmsten griechischen Blatte erhob. Im Jahre 1883 ließ er die „Klio" eingehen, um sich endlich, von materiellen Sorgen durch das reichliche Erträgniß seines Blattes befreit, den gelehrten Studien mit größerer Kraft und Sammlung widmen zu können. Doch konnte er sich auch jetzt nicht dazu entschließen, die ihm zum Bedürfniß gewordene journalistische Thätigkeit vollständig aufzugeben; bis zu seinem Ende hat er die Nachfolgerin der „Klio", die „Nea Imera", als treuer Mitarbeiter unterstützt.

Therianos war eine in sich gekehrte, tief innerliche Natur. Von frühester Jugend auf hat er seine Freuden mehr in der Erlernung von Sprachen und in ernsten literarischen Studien, als im geselligen Verkehr und im Lärm der Welt gesucht. Manches mag zur frühen Ausbildung dieser Geistesrichtung der Umstand beigetragen haben, daß er von schwächlichem Körperbau und durch eine Verwachsung des Rückgrats entstellt war. Auch sein Gesicht war unscheinbar, ja fast unschön; nur die lebhaften dunkeln Augen verriethen den rastlosen Feuergeist, der in der bescheidenen Hülle wohnte. In seinem persönlichen Auftreten war Therianos ungewandt und von einer gewissen Schüchternheit; einen merkwürdigen, aber psychologisch leicht erklärbaren Gegensatz dazu bildete die rücksichtslose Kühnheit, mit der er die Feder führte. Mit seiner unvortheilhaften äußeren Erscheinung hängt es wohl auch zusammen, daß Therianos unvermählt blieb. Er führte ein stilles Junggesellendasein. Für die Nothdurft des Lebens sorgte seine umsichtige Haushälterin, eine Deutschösterreicherin; dieses materielle Leben war aber von spartanischer Einfachheit; der einzige Luxus, dem der stille Gelehrte fröhnte, war seine reiche und trefflich ausgewählte Bibliothek und im Zusammenhang damit die große, luftige Wohnung, deren er zur Aufstellung seiner Bücher bedurfte.

Höher als alle anderen geistigen und moralischen Vorzüge dieses Mannes habe ich auf Grund seiner journalistischen Thätigkeit und einer mehr als zehnjährigen Correspondenz die Unabhängigkeit und Reinheit seines Charakters schätzen gelernt. Therianos ist gelungen, was bei Angehörigen kleiner und junger Staaten nur Menschen von überlegenem Verstand und absoluter Selbständigkeit zu glücken pflegt — die objective Beurtheilung des eigenen Volkes. Er hat im ernsten Ringen mit sich selbst und der öffentlichen Meinung jene höchste Stufe des Patriotismus erreicht, die darin besteht, daß man auch die Fehler und Krankheiten des eigenen Vaterlandes erkennt und ohne Rücksicht auf die Gunst der Mächtigen und den Beifall der Menge vor aller Welt wie im freundschaftlichen Verkehr zu rügen wagt. In zahllosen Zeitungsartikeln und in manchem vertraulichen Briefe hat er das für den gedeihlichen Fortschritt des hoch begabten Volkes so verderbliche Uebel des Dilettantismus auf allen Gebieten, die eitle Selbstüberhebung und Vordringlichkeit der Unfähigen, die am Marke des Staates zehrende Kirchthurmspolitik und verbrecherische Selbstsucht der Abgeordneten mit glühender Entrüstung bekämpft und mit unerschütterlicher Energie auf die Nothwendigkeit ernster Arbeit und treuer Pflichterfüllung hingewiesen. Die „Keule" der „Klio" und „Nea Imera" war in Griechenland von allen gefürchtet, die auf

Digitized by Google

dem Gebiete der Politik oder dem der Wissenschaft kein gutes Gewissen hatten. Niemand aber hat es meines Wissens gewagt, den zornigen und manchmal harten Prediger des Mangels an Liebe zum Vaterland zu bezichtigen, und sollte sich eine solche Anklage aus dem Munde eines blinden Chauvinisten erheben oder erhoben haben, so genüge es, auf die letzten Worte des Verstorbenen hinzuweisen; auf dem Krankenlager, vom Fieber gequält, richtete Therianos wenige Minuten vor dem Tode an seinen Freund Byzantios, den Redacteur der „Nea Imera", die Worte: „Was sollen wir machen, Byzantios? Die Mächte wollen nicht! Hättest du das von Rußland erwartet?"

Ein hervorstechender Charakterzug des Therianos war seine Uneigennützigkeit und Bescheidenheit. Zahllose gründliche Artikel veröffentlichte er, ohne seinen Namen zu nennen; ihn beseelte die Leidenschaft der Anonymität in einem heute seltenen Grade; große Freude machte es ihm, wenn andere Blätter zu einem seiner namenlosen oder pseudonymen Artikel Stellung nahmen und Vermuthungen über den Autor anstellten. Von seiner philosophischen Bescheidenheit und Geringschätzung äußerer Ehren sei nur ein Beispiel angeführt. Vor einigen Jahren erwarb sich Therianos in einer gewissen Angelegenheit große Verdienste um den bayerischen Staat; als aber die Rede auf die etwaige Verleihung eines Ordens kam, wies er diesen Gedanken sofort ernstlich zurück.

Therianos, einer der glücklichsten Autodidakten, welche die Geschichte der Wissenschaft kennt, hat niemals eine Universität besucht und von niemandem eine wissenschaftliche Schulung erfahren, als von dem erwähnten Oikonomides. Die Neigung zu philologisch-literarischen Dingen war aber so stark und ursprünglich in ihm, daß er von frühester Jugend an die kärgliche Muße, die ihm seine Thätigkeit im Bureau der Versicherungsgesellschaft und später in der Redactionsstube gewährte, zum Erlernen der wichtigsten modernen Sprachen und zu gründlichen Studien auf dem weiten Felde der altgriechischen, byzantinischen und neugriechischen Literatur und Geschichte verwandte. Die erste wissenschaftliche Arbeit, mit der Therianos an die Oeffentlichkeit trat, gab „Anregungen über die homerische Frage" (*Νύξεις περὶ τοῦ Ὁμηρικοῦ ζητήματος*) (1866), auf Grund deren ihn die Freiburger Universität am 11. Jan. 1869 zum Doctor der Philosophie promovirte. Erst als er von den Redactionsgeschäften befreit war, fand er die Sammlung zu einer neuen größeren Arbeit, seinen „Philologischen Skizzen" (*Φιλολογικαὶ ὑποτυπώσεις*) (1885). Sie enthalten eine Studie über die Wechselbeziehungen der politischen und literarischen Entwicklung der Griechen, eine sehr gründliche Untersuchung über die Geschichte des Worts und Begriffs Hellenismus (Hellene u. s. w.) vom Alterthum bis auf die Gegenwart, endlich eine pietätvolle Biographie und Charakteristik seines verehrten Lehrers J. N. Oikonomides. Eine Biographie war auch die nächste größere Arbeit, die Therianos veröffentlichte, das dreibändige Werk über Adamantios Korais, den Begründer der neugriechischen Wissenschaft (1889—1890). Der Verfasser hat die ihm hier gestellte Aufgabe von einem hohen und echt wissenschaftlichen Standpunkt aufgefaßt; er sah ein, daß Korais ohne eine Schilderung der Culturperiode, aus welcher er erwuchs, nicht richtig gewürdigt werden könne; er gab daher als Folie der Biographie eine auf ausgebreiteter Kenntniß beruhende Skizze der griechischen Bildung vom 15. bis zum 18. Jahrhundert.

Ein Gebiet, dem Therianos besondere Liebe zuwandte, war die griechische Philosophie. Als Frucht seiner Studien auf diesem Gebiet erschien im Jahre 1892 sein „Umriß der stoischen Philosophie" (*Διάγραμμα τῆς στωικῆς φιλοσοφίας*) ein tüchtiges Buch, das auch bei den deutschen Fachgenossen ehrenvolle Anerkennung fand. Die griechische Regierung lud auf Grund dieser Leistung den Verfasser ein, den Lehrstuhl für Geschichte der Philosophie an der Universität Athen zu übernehmen; doch hat er den ehrenden Ruf abgelehnt. In der letzten Zeit seines Lebens sammelte Therianos Material für zwei Werke, deren Vollendung leider sein allzu früher Tod verhinderte: eine Darstellung der Person und Thätigkeit des Demosthenes und eine Untersuchung über das Wesen des Bilderstreites.

Die genannten in Buchform erschienenen Schriften umfassen bei weitem nicht alles, was Therianos als Schriftsteller geleistet hat. Zahllose seine Bemerkungen und die Ergebnisse mancher gründlichen Untersuchung sind in den Blättern „Klio" und „Nea Imera" zerstreut. Therianos hat durch diese bescheidenen Zeitungsartikel, die anonym erschienen, aber zum Glück meist an ihrem glänzenden Stil erkennbar sind, eine ganz unberechenbare Summe fruchtbarer Anregungen und Kenntnisse in die weitesten Kreise des griechischen Volkes ausgestreut. Wie hoch er von der Aufgabe der Presse dachte und wie unablässig er auf diesem Wege seinem Vaterlande zu nützen bemüht war, beweist fast jede Nummer der genannten Blätter. Es gibt wenig bedeutende Erscheinungen auf dem Gebiete der griechischen Philologie, Kunst, Sprache und Geschichte, über die Therianos nicht ausführlich Bericht gegeben hat. Häufig sind seine Besprechungen von scharfen kritischen Scholien und von werthvollen selbständigen Beiträgen begleitet. Eine der freudigsten Ueberraschungen, die E. Curtius zu seinem achtzigsten Geburtstag beschert wurden, war das mit warmer Begeisterung verfaßte Lebensbild, das Therianos in drei Nummern der „Nea Imera" über den greisen Gelehrten veröffentlichte.

Das herrlichste Zeugniß seiner idealen Gesinnung und seiner tiefen Einsicht hat Therianos in seinem Testament niedergelegt, das einen würdigen Abschluß dieses der Wahrheit und Wissenschaft gewidmeten Lebens bildet. Er vermachte durch letztwillige Verfügung sein ganzes Vermögen im Betrag von etwa 280,000 Frcs. der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften mit der Bestimmung, daß die Zinsen zu Preisen für wissenschaftliche Arbeiten und zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen verwendet werden. Sowohl die zu prämiirenden Arbeiten als die zu unterstützenden Unternehmungen müssen der Geschichte, Sprache, Literatur oder Kunst der Griechen von den ältesten Zeiten bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken angehören. Sowohl die Preise als die sonstigen Unterstützungen sollen nur an bayerische oder auch an griechische Gelehrte gegeben werden. Die Summe, die Therianos für diesen Zweck bestimmte, übertrifft die Gesammtsumme aller übrigen der bayerischen Akademie zutheil gewordenen Stiftungen. Seine werthvolle Bibliothek, die 6000 Bände und 1500 Broschüren umfaßt, vermachte Therianos der Stadtbibliothek von Triest. Zu bedauern ist nur, daß für die Berechtigung der Theilnahme an den Wohlthaten der Stiftung für die Münchener Akademie so enge nationale Grenzen gezogen sind; doch wollen wir uns durch diese Betrachtung nicht die Freude an der hochherzigen Gabe verkümmern lassen. Therianos hat sich durch seinen edlen Entschluß ein herrliches Denkmal gesetzt, das alle Zeiten überdauern und den griechischen Studien auch in vielleicht kommenden trüben Zeiten eine mächtige Stütze sein wird.

Digitized by Google

Venedig im 18. Jahrhundert.

Von Julius v. Schlosser.

III.[1])

Das bunte und vielgestaltige Leben Venedigs im 18. Jahrhundert, das ich in den früheren Abschnitten in einem raschen Ueberblick zu schildern versucht habe, spiegelt sich in dem eigensten nationalen Besitz der Marcusstadt, in seiner bildenden Kunst, vor allem in der Malerei, am treuesten und in seiner ganzen Fülle wieder.[2]) Wieder kommen uns die Niederlande des Nordens in Erinnerung. Wie in diesen hat die Malerei in Venedig allein vor allen übrigen Ländern, auch vor den anderen Landschaften Italiens selbst vom 14. bis zum 18. Jahrhundert eine fast ununterbrochene Zeit der Blüthe gehabt, stets national und die fremden Einflüsse rasch assimilirend, nicht ihnen unterliegend.

Es entspricht vollkommen der traditionellen hervorragenden Stellung der Kunst in Venedig, wenn sie auch im 18. Jahrhundert hier im Vordergrund des Interesses steht. Auch in jenen Tagen wies Venedig noch in seinen Patricierhäusern eine große Anzahl stattlicher Sammlungen auf. Ich hebe unter den besonders zahlreichen Münzsammlungen die berühmte, in ihren Anfängen auf Seb. Erizzo zurückgehende Collection des Hauses Tiepolo hervor — ihr stattlicher Katalog ist 1736 gedruckt worden —, weil sie theilweise in das kaiserliche Münzcabinet zu Wien übergegangen ist, wie andrerseits die kaum minder bedeutende Sammlung des gelehrten Apostolo Zeno nach St. Florian in Oberösterreich gekommen ist. Nicht minder zahlreich waren die Antikensammlungen; ich nenne die Museen Nani, Grimani, Capello. Die vornehmen Besitzer kamen dem kunstverständigen Publicum gastlich entgegen; die reiche Bibliothek der Pisani zu S. Stefano war öffentlich zugänglich und hier eröffnete Almorò Pisani 1765 eine Malerakademie, deren Director Pietro Longhi war.

Noch populärer war die reiche Gipssammlung der Cà Farsetti, sie enthielt Zeichensäle für junge Künstler, die mit Prämien bedacht wurden. Hier hat Canova studirt, hier hat sich Goethe für seinen römischen Aufenthalt vorbereitet. Der Staat folgte dem Beispiel dieser vornehmen Mäcenaten: 1766 ward die heute noch bestehende Akademie der schönen Künste gegründet, zu deren Director kein geringerer als Tiepolo bestellt wurde; so wenig wie andere hat allerdings auch diese Akademie der Kunst neues Leben einzuflößen vermocht. Auch das Artilleriemuseum des Arsenals ist nicht zu vergessen, eine Schöpfung Angelo Emo's, dessen erster Conservator der Engländer James Pattison war, wie andrerseits die staatliche Restaurirakademie bei S. Giovanni e Paolo unter der Leitung eines naturalisirten Engländers, Pietro Edwards, stand. Dieses Hervortreten des englischen Elements ist besonders hier charakteristisch. Gerade in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stellt sich England, schon längst eine Vormacht im europäischen Geistesleben, aber bis dahin ausschließlich von der bildenden Kunst des Auslandes abhängig, an die Spitze des modernen Kunstlebens, das Erbe der Niederländer übernehmend. Es entstand die englische Akademie, in der Reynolds seine berühmten Reden hielt, die gerade in Venedig einen merkwürdigen Widerhall gefunden haben; gegen Reynolds' Geringschätzung der Venezianer wendet sich ein kleines 1783 erschienenes Büchlein, dessen pseudonymer Verfasser (Martinelli) sich in die Livree eines Pedellen der venezianischen Akademie hüllt.[1]) Eine absterbende und eine aufstrebende Welt stoßen da gegen einander, die doch gleichwohl zahlreiche Beziehungen zu einander haben. Ein Vertreter der alten erbgesessenen, auf ihre glänzende Ahnenfolge stolzen und noch immer vollkräftigen Kunstrichtung wirft der jungen aufstrebenden Nebenbuhlerin Anmaßung und Undank vor; er weist auf einen aufgehenden Stern seiner Heimath hin, den damals 22jährigen Canova, der gerade an seinem, uns Wienern so wohl bekannten, Minotauros arbeitete und damit die Bahnen betrat, die der ferneren Kunstentwicklung des Continents vorgezeichnet waren.

Schon in jenen Tagen läßt sich der specifische Charakter der englischen Amateure klar erkennen. Nicht wenige der zahlreichen in Venedig ansässigen Söhne Albions sammeln die Werke der einheimischen Schule; schon sind sie aufmerksam auf die ältere, damals kaum beachtete Malerei: Strange hat hier seine kostbare Sammlung von Muranesen und anderen Quattrocentisten zusammengebracht. Ihr Mittelpunkt ist, wie schon erwähnt, das Haus des Consuls Smith, der, selbst Sammler und Bilderspeculant, den Verkehr der venezianischen Künstler mit seinem Vaterlande lebhaft gefördert hat. Ihm hatte Ant. Canale seine Berufung nach London zu verdanken, und so ist ihm denn auch des Künstlers radirtes Werk gewidmet.

Das damalige Venedig ist ein Centrum des Kunsthandels, in dem ein kosmopolitischer Venezianer eine große Rolle spielt: Franc. Algarotti, der Freund Friedrichs des Großen und von diesem in den Grafenstand erhoben, ein liebenswürdiger, noch heute lesbarer Essayist.[2]) Selbst in der Malerei dilettirend, ein ausgezeichneter Kunstkenner und Sammler, hat er sich der Künstler, besonders Venedigs, warm angenommen. Vielfach als Unterhändler für die Dresdener Galerie thätig — für die er auch einen Organisationsentwurf ausarbeitete — hat er für diese, durch Vermittlung seines Freundes Tiepolo, die berühmte, heute allerdings depossedirte Dresdener Madonna des Bürgermeisters Meyer von Holbein aus dem Palazzo Dolfin erworben. Die Sache hatte damals in Venedig bedeutendes Aufsehen gemacht; Algarotti erzählt hübsch, wie der alte ehrliche Piazzetta vor dem Bilde förmlich in Ekstase gerieth. Auch Liotards berühmtes Wiener Chocoladenmädchen ist durch Algarotti nach Dresden gekommen. Eine andere Idee Algarotti's gelangte nur theilweise zur Ausführung: die Bildung einer modernen Galerie, für die er die bedeutendsten Künstler seiner Zeit, vor allem die Venedigs, heranzuziehen gedachte.

Wie im Musikverlag, so nahm Venedig auch im Buchhandel vielleicht die erste Stelle im damaligen Italien ein, namentlich in künstlerisch ausgestatteten Prachtwerken. Der bedeutendste Verleger war der Conte Albrizzi, der Mäcen Piazzetta's; für ihn hat der Künstler auch die Illustrationen der großen, Maria Theresia gewidmeten Ausgabe von Tasso's Gerusalemme gezeichnet.[3]) Ein Denkmal, das Albrizzi pietätvoll dem geschiedenen Freunde setzte, ist die schöne Publication von Piazzetta's Zeichenvorlagen, meister-

---

[1]) Vergl. Beilage Nr. 104.

[2]) Ueber die Malerei des Venez. Settecento: *Zanetti*, Della pittura Venez. Van. Albrizzi 1771. — *Longhi*, Aloïs. Compendio della vita de' pittori Veneziani istorici più rinomati del presente secolo. Ven. 1762. — *Berenson*, The Venetian painters of the renaissance with an index to their works. 2. A. New-York 1895. — Eine vollständige Uebersicht des Zustandes der schönen Künste, der Museen ꝛc. in Venedig des 18. Jahrhunderts gibt *G. A. Moschini* in seinem trefflichen Buche: Della letteratura Venez. del sec. XVIII. Ven. 1806—1808.

[1]) *Anton. Chi-Chiama*, didallo dell' Accademia Venez., Quattro discorsi etc. Ven., Vitto 1783.

[2]) Am interessantesten sind seine Briefe, zuerst bei Paleſe, Venedig 1792 erschienen (als Bd. VIII u. IX seiner Werke.) Ein feines Porträtpastell Algarotti's von Liotard, XV, 122, ist vor kurzem von Kaiser Wilhelm II. aus dem Besitz der Erben Cornianì degli Algarotti in Treviso (in deren kleiner Galerie sich noch ein Theil der Bilder Algarotti's befindet) erworben worden. Publ. in farbiger Heliogravüre im Jahrb. der k. preuß. Kunstsammlungen XV, 122.

[3]) Venedig 1745 in gr. Fol. erschienen.

haft von Pitteri gestochen.[1]) Ein anderer bedeutender Verlag war der von Pasquali, bei dem u. a. Pier Antonio Novelli's hübsche illustrirte Ausgabe der Werke Goldoni's mit Titelkupfern aus dessen Leben (1761) erschienen ist (deßgleichen der illustrirte Don Quixote seines Bruders Francesco). Die Stecherkunst schwang sich überhaupt, seit J. Wagner seine berühmte Chalkographie 1739 in Venedig begründet hatte, hier zu bedeutender Höhe auf; aus Wagners Atelier ist auch Marco Pitteri hervorgegangen, einer der originellsten Stecher des vorigen Jahrhunderts.[2]) Auch da zeigt sich übrigens der Charakter Venedigs als Fremdenstadt: die zahlreichen Vedutensammlungen, von denen noch die Rede sein wird, Pietro Longhi's von seinem Sohne Alessandro[3]) radirte Sittenbilder, Zompini's Typen der Straßengewerbe, deren venezianische Verschen häufig mit englischer Uebersetzung versehen sind, zeigen deutlich, auf welches Publikum hauptsächlich gerechnet war.

Ich gehe nun von dieser mehr äußerlichen Seite venezianischen Kunstlebens zu einer flüchtigen Schilderung der bildenden Kunst Venedigs im 18. Jahrhundert selbst über, als der letzten köstlichen Blüthe, die dem Lagunenboden entsprossen ist. Immer ist die Kunst hier in einem ganz anderen Sinn als im übrigen Italien national gewesen; wie die Republik stets ihr eigenes, niemals die Geschicke der anderen italischen Lande theilendes und durch den ganzen Verlauf ihrer Geschichte selbständiges Sonderleben geführt hat, wie sich ihre Angehörigen factisch als Nation gefühlt haben, wie ihr süßer heimathlicher Dialekt officielle Geltung gehabt hat — noch Marco Foscarini hat seine Staatsreden in venetischem Idiom gehalten —, so ist auch die bildende Kunst, soweit sie wirklich bodenständig war, niemals gänzlich der römischen und bolognesischen Manier, der κοινή des Eklekticismus, erlegen, sondern zeigt sich immer, und gerade in verstärktem Maße in ihrem letzten Jahrhundert, als echter Schößling jenes wunderbaren Kunstgebildes, in dem sich Nord und Süd, Orient und Occident vereinigen, und das man eben darum einzig und allein als national venezianisch begreifen kann. Jeder andere Maßstab versagt dieser eigenthümlichen Schöpfung gegenüber, und deßhalb vermag auch J. Burckhardt in seinem trefflichen „Cicerone", als strirter Toscaneggiante, ihr nicht gerecht zu werden.

Die Physiognomie des Stadtbildes von Venedig, wesentlich beherrscht durch jene echt venezianisch-nationalen Bauten, auf die der Name gothisch so schlecht wie möglich paßt, hat seit dem 17. Jahrhundert eine eigenthümliche Veränderung durch die gewaltige Expansionskraft des Barocco erlitten.[4]) Die strengen Tempelfronten des Palladianismus paßten im Grunde so wenig hieher, als die wuchtigen Paläste der Terra ferma auf die Pfahlroste der Lagunensiedelung. Schon in der Hochrenaissance hatte der Toscaner Jacopo Sansovino in seiner herrlichen Bibliothek von S. Marco eine bei seinem Stamme ungewöhnliche Anpassungsfähigkeit an venezianisches Wesen gezeigt; in ähnlicher Weise erhielt Venedig durch den genialen Longhena und seine Schule ein echt venezianisches Barocco (1631—1658). Der wunderbare Bau der Salute, mag er auch, wie so vieles in Venedig, den gestrengen Merkern reinen Stils ein Aergerniß sein, zeigt die venezianische Architektur wieder auf ihrer alten originellen Bahn malerischer Gesammtwirkung, die dieser Stadt der Farben und der durchsichtigen Luft so angemessen ist. Das Schlagwort von Operneffecten prallt an dieser lebenstrotzenden Kunst des Barocco ab, in der das Theater und seine Prospectmalerei eine so bedeutende Rolle spielt. Auch der Palastbau nähert sich wieder seinem heimathlichen Element; die Palazzi Flangini, Pesaro und namentlich Rezzonico zeigen uns den Typus des Patricierhauses zu Ende des 17. Jahrhunderts, in dem die Strenge und Wucht des alten Renaissancebaues durch die überquellende und doch leichte Fülle der Decoration fast aufgehoben ist. Sardi († 1694) stellt dann in seinen Kirchenfaçaden der Scalzi und besonders von S. Maria Zobenigo (1683) den fortan gültigen Typus fest, der zwar die palladianische Tempelfront nicht verleugnet, aber in seiner heiteren malerischen Wirkung, namentlich in der geschickten Vertheilung von Licht und Schatten so trefflich in den Rahmen der Stadt paßt; ihm folgt Al. Tremignan mit seiner köstlichen Façade von S. Moisé (1688), ein Lieblingsmotiv moderner Vedutenmaler. Das 18. Jahrhundert hat diesen glänzenden Barockbauten nur wenig erhebliches hinzugefügt. Ich nenne nur Dom. Rossi's prunkvolle Jesuitenkirche mit ihrer äußerst glücklichen Lichtführung, im Innern durch die verschwenderische, aber bei aller Pracht des edlen Steinmaterials nirgends überladen wirkende Decoration wahrhaft würdig des großen Ordens, der die Höfe des katholischen Europa so staatsklug geleitet hat. Schon zu Beginn des Jahrhunderts macht sich dann der Einfluß des Classizismus geltend, dessen Hauptvertreter Massari mit seinem leider arg verballhornten Pal. Grassi und später der gelehrte Temanza sind. Aber der echt venezianische frohe und üppige Barockstil war zu tief in diesen Boden eingewurzelt: Cominelli's graziöser Palazzo Ladia, mit der anstoßenden schönräumigen Kirche S. Geremia Corbellini's (von 1754) eine so malerische Gruppe des Canalazzo bildend, desselben Cominelli Façade von S. Rocco, ein merkwürdiger Versuch, auf Venedigs Hochrenaissance zurückzugreifen, sind die letzten imposanten Ausläufer dieses nationalen Barocco.[5])

Aus der marmornen Stadt flüchtete die vornehme Gesellschaft, wie noch heute, wenn mit Antritt des Herbstes die Lagunen böse Miasmen auszusenden beginnen, hinaus in die Campagna, um in der freien Natur bis zum Andruch des Winters die Freuden ländlicher Geselligkeit, Weinlese und Jagd zu genießen. Die Ufer des Brentacanals bis Padua, sowie die Terrassenlandschaft von Treviso waren die beliebtesten Villeggiaturen. Die Naturfreude des Italieners, zumal vergangener Jahrhunderte, ist aber wesentlich anders geartet als die des Nordländers; sucht dieser reflectirend und sentimentalisch die Natur in ihrer Unberührtheit und Freiheit, so bringt jener, seit unvordenklichen Zeiten an städtisches Leben gewöhnt, ganz andere Ansprüche mit: wie dem antiken Menschen ist ihm das bebaute, fruchtbar gemachte, allenfalls noch gute Jagdgründe bietende Land schön und erfreulich, und so würden wir uns in jenen Landhäusern, hart an belebter Straße, Haus an Haus gelegen, an die sich die sorgsam bebauten Felder mit ihren Wein- und Maulbeerculturen anschließen, kaum behaglich fühlen — uns fehlte der Wald, der einsame Höhenweg.

Der Brentacanal gibt uns heute noch ein lebendiges Bild vergangener Zeiten.[1]) Freilich fährt man nicht mehr mit dem berühmten Burchiello, dem romfortabel ausge-

---

[1]) Studj di pittura, già disegnati da G. B. P. . . . In Venezia 1760 (mit 48 Tafeln in Fol. obl.).

[2]) Gutes Verzeichniß seines Werks bei *Cicogna*, Iscrizioni Venez. tom. V, 283 ff.

[3]) S. über ihn *Gino* im Boll. delle arti ecc. Veneziane II, 131.

[4]) Guelitt, Gesch. des Barockstils, Stuttgart 1886. I, 304 ff.

[5]) Die Werke der venezianischen Barockscultptur, noch zahlreich in den Kirchen vorhanden, übergehe ich hier, da sie am wenigsten venezianische Eigenart haben. Die bedeutendste Künstlerfamilie waren hier die Morlatter, über die *Moschini*, Della lett. Venez. III, 99 ff. ausführlich spricht.

[1]) Gian Franc. *Costa*, Delle delizie del fiume Brenta espresse ne' pallazzi e casini situati sopra le sue sponde ecc. Ven. 1750—1762. 2. Bde. — Aelter sind die (schlechteren) Stiche von *Coronelli*, La Brenta quasi borgo della citta di Ven., ca. 1709 erschienen.

ſtatteten Salonſchiffe, das uns Goethe, Goldoni u. a. ſchildern, von Fuſina bis ans Gelände Paduas. Heute führt eine kleine Eiſenbahn längs des Canals hin, der ſchon dem alten Volkmann, Goethe's Bädeker, die Erinnerung an holländiſche Landſchaften wachrief, durch zahlreiche Ortſchaften; aber zu beiden Seiten ſehen wir noch die Villen der Venezianer des vorigen Jahrhunderts, in mannichfaltigem Wechſel von der einfachſten Farm bis zum prunkvollen Palaſte. Vor hundert Jahren müſſen die Ufer der Brenta freilich ein viel lebendigeres Bild geboten haben, von Fuhrwerk aller Art, Kaleſchen und Marktkarren in bunter Miſchung belebt, die Waſſerſtraße dazwiſchen mit Gondeln, Barken, Laſtſchiffen, von Pferden gezogen, befahren; ein Anblick, der dem Auge des Venezianers ebenſo erfreulich und abwechslungsreich dünkte, als er mit unſrer Vorſtellung ruhigen Landlebens unvereinbar iſt.

Von der Einrichtung einer ſolchen altvenezianiſchen Villeggiatur hat uns eine fein gebildete vornehme Dame jener Zeit, die Gräfin Juſtina Wynne-Roſenberg, ein anſchauliches Bild überliefert in der mit zahlreichen Kupfern geſchmückten Beſchreibung, die ſie dem prächtigen Landſitze des uns ſchon bekannten A. Querini, Altichiero bei Padua, gewidmet hat.[1]) Auserleſene Kunſtwerke, koſtbare Kupferſtiche, eine kleine aber gewählte und ſorgſam gehaltene Bibliothek, eine nicht unbedeutende Sammlung von Antiken, zeigten den Hausherrn als Mann von Geſchmack; der ausgedehnte Park, im herrſchenden Zeitgeſchmack mit allerlei allegoriſchem und ſymboliſchem Spielwerk ausgeſtattet, mit Freundſchaftstempeln, Altären, chineſiſchen Pavillons, einem Labyrinth, einem Schwärmerwäldchen, dem Andenken Youngs, des Verfaſſers der viel geleſenen Nachtgedanken, geweiht, barg nicht nur eine Anzahl antiker und neuerer Sculpturen, ſondern auch ein landwirthſchaftliches Verſuchsfeld. So ſpiegelt dieſer Anſitz die Sinnesweiſe eines fein gebildeten, kunſtverſtändigen, aber ſtets auch auf das Praktiſche und das Gemeinwohl bedachten Venezianers alter Zeit trefflich wieder. Altichiero iſt nach dem Tode des Beſitzers an pietätloſe Erben gefallen, von all den ſorgſam behüteten Dingen iſt nichts mehr übrig. Dagegen ſteht die prächtigſte Villeggiatur jener Zeit noch heute aufrecht, die wahrhaft fürſtliche Palaſtvilla der Piſani in Strà, zu Beginn des 18. Jahrhunderts von Frigimelica in claſſiciſtiſchem Stil erbaut, mit einem herrlichen, weit gedehnten Park voll uralter Bäume, in dem ſich die Stallungen, eine Orangerie, ein Labyrinth und noch andere zopfige Hauschen befinden. Die ſchier unendliche Flucht der Säle und Zimmer des Innern enthält nicht mehr viel von der alten Ausſtattung, da Strà in der Empirezeit Sitz des Vicekönigs Eugen Beauharnais geweſen iſt und im herrſchenden Geſchmack eingerichtet wurde. Doch ſind immerhin noch einige Räume in der urſprünglichen Ausſtattung erhalten; an den Wänden hängen noch Stiche nach Longhi, eingerahmte Lobgedichte auf die Piſani, Dogenportraits, Anſichten von Rococoſchlöſſern, Aquarelle mit Pflanzendarſtellungen, und, ſehr charakteriſtiſch für die Zeiten der beginnenden Chinoiſerie, Serien altjapaniſcher colorirter Holzſchnitte, Stilleben u. ſ. w. darſtellend. Die Krone des Ganzen iſt der herrliche Ballſaal, von Tiepolo mit der ganzen Fülle ſeiner reichen Künſtlerphantaſie decorirt;[2]) wir werden im weitern ſehen, welche Heimſtatte die Malerei gerade in dieſen Landſitzen gefunden hat.

So breitet ſich der Umkreis venezianiſchen Lebens über die Bannmeile der Lagunenſtadt frohgemuth aus. Aber der Blick kehrt doch immer wieder zu ihr, dem Wunder der Welt, zurück; fällt doch gerade in die Zeit, die uns hier beſchäftigt, die maleriſche Entdeckung Venedigs ſelbſt als ſelbſtändiges Stimmungsbild, nicht mehr als Beiwerk und Hintergrund wie auf den Gemälden der Quattrocentiſten.

Wiederum tritt der internationale Charakter Venedigs hervor; zunächſt als ricordi für die fremden Beſucher ſind die Veduten gedacht, die ſchon zu Beginn des 18. Jahrhunderts Luca Carlwaris aus Udine nicht ohne Geſchick radirt hat.[1]) Zu ihm iſt dann jener Künſtler in die Lehre gegangen, der der eigentliche Begründer des venezianiſchen Architekturbildes werden ſollte, Antonio Canal, genannt Canaletto[2]). Sohn eines Theatermalers, war er ſchon von Jugend auf im Bannkreiſe der raffinirt ausgebildeten Proſpectmalerei des Barocco aufgewachſen. Seine Veduten ſind mit ſo erſtaunlicher Treffſicherheit und ſo täuſchender Perſpective gemalt, daß man der Ueberlieferung Glauben ſchenkt, Canaletto habe ſich bei ſeinen ſorgſam vorbereiteten Aufnahmen der camera optica bedient; und in der That ſpricht Algarotti von dieſem Inſtrumente als zu ſeiner Zeit bei den Vedutenmalern allgemein im Gebrauch. Canale's Bilder, heute mit enormen Preiſen bezahlt, ſind ſchon zu ſeinen Lebzeiten namentlich von den Engländern geſucht worden; wie ſchon erwähnt, iſt der Künſtler ſelbſt durch des Conſuls Smith Vermittlung 1746 nach London berufen worden. Noch bewahrt die königliche Sammlung zu Windſor eine Reihe ſeiner Handzeichnungen mit Londoner Motiven. Namentlich ein trefflicher Blick unter dem weit geſpannten Bogen der Weſtminſterbrücke hindurch auf die zu beiden Seiten der Themſe ſich ausbreitende Stadt iſt beſonders anziehend; der von zahlreichen Schiffen belebte Strom, der ihm ſeinen heimatlichen Canalazzo vor Augen zaubern mochte, hat den Venezianer immer und immer wieder angeregt.[3])

Canale's Veduten feſſeln uns gerade heute durch die virtuoſe Behandlung des beleuchteten Waſſers und des Sonnenlichts, das in warmen Tönen auf den farbigen Mauern der Palazzi liegt; mit ihrer genrehaft behandelten Staffage führen ſie uns aber auch das ganze bunte Leben Altvenedigs vor Augen. Am liebſten ſchildert der Künſtler das bewegte Getriebe des Canal grande, belebt von raſchen Gondeln, von den Paſſagierſchiffen und den waarenbeladenen Seglern der Levante, die vor den Magazinen der Handelsherren liegen; aber auch das Volksgewühl vor den Buden des Jahrmarkts auf dem Marcusplatz, der Piazzetta und Riva, mit den maleriſchen Geſtalten der Orientalen und Dalmatiner. Immer aber bleibt die Architektur die Hauptſache, ſie, die Venedigs Landſchaft ausmacht, dieſer Stadt über der Natur, nach Giuſtina Michiels hübſchem Worte, wo alles bis auf den Boden ſelbſt ein Werk der Menſchenhand und künſtleriſchen Schaffens iſt, wie ein Gebilde aus 1001 Nacht aus unwirthlichem Sumpfe hervorgezaubert; gerade in dieſer unendlich treuen Wiedergabe des architektoniſchen Charakters Venedigs liegt die Poeſie dieſer Bilder. Noch intimer tritt uns Canale in ſeinen köſtlichen Handzeichnungen entgegen, von denen das Muſeo Correr eine ſtattliche Anzahl, aus Guardi's Nachlaß, beſitzt.[4]) Da iſt es beſonders das intime Leben auf den kleinen Plätzen der Parrocchien, den Campieli, das er mit der treuen Liebe des echten Sohnes ſeiner Vaterſtadt belauſcht. Aber auch auf die Campagna hinaus iſt er den Venezianern ſeiner Zeit

1) Mad. J. W. C. d. R., Altichiero, Padoue 1787.

2) Sehr bemerkenswerth ſind auch die ſchönen Gitter dieſes Saales, von dem Mailänder Biſconti in einer eigenthümlich irisirenden Metallmiſchung („metallo corintio“) gegoſſen.

1) Le fabbriche et vedute di Venetia. Ven. 1703 (103 Veduten).

2) Rud. Meyer, Die beiden Canaletto. Verſuch einer Monogr. der radirten Werke beider Meiſter. Dresden 1878 — *Mourou*, Antonio Can. (Artistes célèbres.) Par. 1894.

3) *Holmes*, London by Canaletto. Art Journ. 1894, 129.

4) *Urbani de Gheltof*, I disegni di C. nel museo Correr. Bull. della arti ecc. II, 186.

gefolgt; wir besitzen eine Anzahl von Gemälden und besonders von köstlichen radirten Blättern, die uns den Brentacanal mit seinen freundlichen Oertchen, den malerischen Thurm von Malghera am Lagunenrand schildern. Die Poesie venezianischen Landlebens im vorigen Jahrhundert hat in diesen Schöpfungen ihren reinsten Ausdruck gefunden. Denn Canaletto hat auch die Radirnadel mit außerordentlicher Meisterschaft geführt; mit seinen, scheinbar nachlässigen und doch bis ins einzelnste lebendigen Strichlagen erreicht er fast impressionistische Wirkungen, besonders in der Wiedergabe des Wassers, seines ureigensten, heimathlichen Elements. Merkwürdig und für das Venedig damaliger Zeit bezeichnend ist es aber, daß sein Gesichtskreis fast ausschließlich auf die Lagune und die Terra ferma beschränkt bleibt; das hohe Meer, das doch jenseit des Lido in gewaltiger Majestät brandet, spielt bei ihm keine Rolle. Die 40 trefflichen Veduten, die Visantini nach Gemälden des Meisters radirt hat, sind wieder vornehmlich auf die Fremdenwelt Venedigs berechnet.[1]) Dagegen zeigt sich Canale völlig unabhängig und eigenartig in einer Reihe frei erfundener Compositionen, die zu dem köstlichsten gehören, was wir von ihm besitzen; die Erinnerungen an die Ruinen Roms, die er in seiner Jugendzeit geschaut, vermischen sich hier mit Motiven Venedigs und der Terra ferma zu höchst reizvollem phantastischen Spiel. Ein wundersames Bild dieser Art besitzt die venezianische Akademie; eine märchenhafte Palasthalle, deren kühle Dämmerung, in köstlichstem Gegensatz zu dem blendenden Sonnenlichte draußen, voll traumhaft magischen Reizes ist.

Canale fand einen unmittelbaren Nachfolger in seinem Neffen Bernardo Bellotto (ebenfalls, obwohl dies höchst irreführend ist, Canaletto genannt). Seine unbezeichneten Bilder sind nicht immer leicht von denen seines Meisters zu unterscheiden; im allgemeinen greift Bellotto derber zu als der feinere Canale; auch in seinen Radirungen fällt die breitere, häufig aber etwas unbestimmte und conventionelle Formengebung auf. Er nimmt aber in der Kunstgeschichte seiner Heimathstadt dadurch einen besonderen Platz ein, daß es ihm gelungen ist, jenes unvergleichlich feine und doch warme silberne Licht, wie es namentlich des Morgens auf der Riva liegt, auf seine Leinwand zu bannen; mit ebensolch künstlerischer Empfindung gibt er dann auch die kühlere Luftstimmung des Nordens mit ihren perlgrauen Nebeltönen, die fast immer auf der Architektur liegen, wieder. Denn Bellotto ist viel mehr als sein Oheim ein internationaler Künstler geworden, wie außer ihm nur noch Tiepolo und die Rosalba. Schon in seiner Jugend hat er Rom besucht; in den vierziger Jahren ist er dann über Piemont nach dem deutschen Nordosten gezogen, den er nicht mehr verlassen hat. 1747—1768 hat er mit Unterbrechungen in Dresden geweilt, der bedeutendsten Kunststadt des damaligen Deutschland, wo Hagedorn, Intendant der königlichen Sammlungen und Verfasser der viel gelesenen Betrachtungen über Malerei, den Ton angab. Es ist die Zeit, wo die herrliche Galerie im Entstehen war, in der dem jungen Goethe, damals in Leipzig studirend, zum erstenmal die große Kunstwelt der Niederlande und Italiens sich erschloß. Noch bewahrt die königliche Gemäldesammlung in ihren 37 Veduten namentlich aus Dresden und Pirna die reichste Collection von Bellotto's Hand.[2]) 1758 begab sich der venezianische Meister nach Wien, und hier entstand jene Folge von Ansichten Wiens und der kaiserlichen Lustschlösser, die heute eine Zierde des neuen Hofmuseums bilden. Namentlich die Vedute des alten Universitätsplatzes — schon an sich einer der malerischsten Punkte Altwiens — ist in ihrer überaus reizvollen Lichtbehandlung ein ausgezeichnetes Beispiel seiner Kunst. Den Rest seines Lebens hat Bellotto unter einem noch nordischeren Himmel verbracht, als königl. polnischer Hofmaler in Warschau; auch diese Stadt verdankt ihm ihre Einführung in die neuere Kunst.

Der letzte bedeutende Vedutenmaler Venedigs ist Francesco Guardi, Tiepolo's Schwager, der bis 1793 gelebt hat.[1]) Er bildet mit Piazzetta und P. Longhi, im Gegensatz zu der internationalen Kunst der Tiepolo, der Canaletti und der Rosalba die Trias der prononcirt venezianischen, eng auf ihr heimathliches Gebiet beschränkten Meister, von ähnlicher Stellung, wie sie Carlo Gozzi in der Literatur einnimmt. Auch in seiner Schätzung sind die Engländer vorausgegangen; die meisten seiner Bilder befinden sich schon seit alter Zeit in britischen Sammlungen, Italien, seine Vaterstadt nicht ausgenommen, besitzt nur wenig erhebliches von ihm; in der Galerie der Wiener Akademie ist er recht gut vertreten. Guardi steht unserm modernen Empfinden vielleicht am nächsten; das erklärt die übertriebenen Preise, die für seine immerhin seltenen Veduten gegenwärtig bezahlt werden. Nicht wie die beiden Canaletti, von denen er sich auch durch das viel kleinere Format seiner Bilder unterscheidet, legt er das Hauptgewicht auf die treue Wiedergabe des Stadtbildes, die Perspective ist bei ihm sogar oft vernachlässigt und ganz willkürlich behandelt; seine Veduten scheinen aus der Erinnerung gemalt, mehr componirt als realistisch wiedergegeben. Ihm liegt etwas anderes am Herzen; in seiner Malweise oft ganz modern, gibt er uns momentane Stimmungsbilder, durchtränkt von dem ganzen Zauber venezianischer Luft, mit seltsamen Wolkenzügen und phantastisch beleuchtetem Wasser. Ueber seinen Veduten, die schon durch ihr Format intimer wirken, liegt ein Hauch jener feinen elegischen Herbststimmung der Lagunen; Venedig wird unter seinen Händen jene Traumstadt, die unter allen Neueren niemand besser als wieder ein britischer Poet, Boz-Dickens, in seinen köstlich naiven Pictures of Italy, mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden märchenhaften Phantastik geschildert hat. Unter den Vedutenmalern ist Guardi vielleicht der größte Poet, wie er der letzte bedeutende Maler der Venezianer überhaupt gewesen ist. Er selbst hat die Radirnadel nicht geführt; doch ist eine Folge von Blättern nach ihm, Feiertichkeiten des Dogen darstellend, von Brustolon in der damals neu erweckten Holzschnitttechnik veröffentlicht worden.

Dieser Trias der Vedutenmaler, die in ihrer Art in ganz Europa einzig dastehen und der Nachwelt, wie durch eine providentielle Fügung, das Abbild der bald verlöschenden Herrlichkeit Altvenedigs überliefert haben, schließt sich mit bescheidenem Können ein liebenswürdiger Maler an, Giuseppe Zais, 1783 in Armuth und Elend im Hospital von Treviso gestorben. Er pflegt wie sein älterer Vorgänger Marco Ricci die decorative Landschaft, wie sie als Wandschmuck der Paläste und Villen jener Zeit beliebt war. In Italien kann man ihn vielleicht am besten im Museum von Padua kennen lernen. Oft etwas phantastisch und conventionell, aber immer anmuthig, fügt er einen kleinen, aber nicht unwesentlichen Zug in das Bild des venezianischen Kunstlebens im 18. Jahrhundert.

---

[1]) Urbis Venetiarum prospectus celebriores. Ven. Viero 1751. Eine 2. Ausg. (mit Erklärungen von Moschini) ist 1833—36 bei Battaggin erschienen. — Aehnlich das Werk von Marieschi. Magnificentiores selectioresque urbis Venetiarum prospectus. Ven. 1741. (22 Veduten.)

[2]) Canaletto-Mappe. 24 (radirte) Ansichten von Dresden ꝛc. Dresden, Baensch 1885.

[1]) Leroy, F. Guardi, im L'Art 1878, I, 103.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

Bruglocher: Gesetz- und Verordnungssammlung für praktische Aerzte im Königreich Bayern. Würzburg, Ballhorn u. Krumer. 1897. — Dieses Bändchen enthält die Nachträge und Veränderungen der Gesetze und Verordnungen, welche in den Jahren 1893 bis 1896 für das Königreich Bayern erlassen wurden, soweit sie für den Arzt Interesse haben, und bildet so eine willkommene Ergänzung der Sammlung desselben Autors, die 1893 im gleichen Verlage erschien. Ein ausführliches Register erleichtert die Benützung. Die Zusammenstellung wird für den Gerichtsarzt wie für den praktischen Arzt die gleiche Bedeutung haben wie der Hauptband; besonders dem in der Praxis stehenden Arzt sei sie als Führer und Rathgeber in allgemeinen, wie in Verwaltungs- und Versicherungsfragen aufs beste empfohlen. Dr. Sh.

v. Schrenck-Notzing: Ueber Suggestion und Erinnerungsfälschung im Berchtold-Proceß. Leipzig, Barth, 1897. — Die Schrift behandelt in den sechs ersten Capiteln nach einer Einleitung den Thatbestand, die Preßnachrichten und Polizeiberichte, gibt die wegen Erinnerungsfälschung beanstandeten Zeugenaussagen und die Schlußgutachten der psychologischen Sachverständigen wieder und kommt auf die Suggestionsfrage in den einzelnen Plaidoyers zu sprechen. In dem siebenten Capitel saigen sodann „kritische Betrachtungen über das Ergebniß der Verhandlung". — Der Proceß ist bekanntlich seinerzeit in der Presse so ausführlich behandelt worden, daß die vorliegende Schrift nur im letzten Capitel, wo Verfasser seine Anschauungen ausführlich darlegt, Neues bietet. Im ganzen gibt sie eine interessante Zusammenstellung der psychologisch bemerkenswerthen Momente dieses Falles. Dr. Sh.

* **Metz.** Die hiesige, vom Bezirkspräsidenten Frhrn v. Hammerstein und Archivdirector Wolfram gegründete „Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde" zählt, wie die „Frkf. Ztg." rühmend hervorhebt, gegenwärtig 306 Mitglieder, gegen 290 im vorigen Jahr. Wissenschaftliche Sitzungen sind im verflossenen Geschäftsjahr 10 gehalten worden mit 15 auf die Geschichte von Metz und Lothringen bezüglichen Vorträgen. Ein interessanter Versuch wurde mit der Einrichtung von Vortragsabenden außerhalb Metz gemacht; nach den Erfolgen, die in Bolchen und Château-Salins erzielt wurden, darf er als gelungen betrachtet werden. Außer drei Ausflügen ins lothringische Land hat der Verein einen besonders interessanten innerhalb der Stadt Metz selbst unternommen: von dem Gouvernement war ihm gestattet worden, die alte Befestigung der Stadt zwischen Barbara- und Deutschem Thor, die größtentheils aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammt, eingehend zu besichtigen. Von dem „Jahrbuch" der Gesellschaft liegt bereits der erste Band des 8. Jahrgangs vor. Auch die Sammlungen und die Bibliothek des Vereins haben weitere Bereicherung erfahren.

* **Bonn.** Dem Privatdocenten der Dermatologie, Dr. M. Wolters, ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

Ms. Kassel. Der hier gebildete Ausschuß einer „Kasseler Grimm-Gesellschaft" hatte einen öffentlichen Aufruf um Zuwendung von Grimm-Erinnerungen erlassen. In Folge dessen sind Erinnerungsstücke der verschiedensten Art eingesandt worden, die von der Direction der Landesbibliothek im Museumsgebäude zu einer Grimm-Ausstellung vereinigt worden sind. Es sind vorzugsweise eigenhändige Briefe der Brüder Grimm an Berg, Duvinage, Roquefort, Nicolai u. a., ferner das Manuscript des dänischen Heldenliedes von Wilhelm Grimm, die Originalsammelliste für die Göttinger Sieben aus dem Jahre 1838, die Ledermappe, welche Jacob Grimm in Paris benutzte. Dazu kommen Bildnisse der Brüder in Kupferstich, Radirung &c., verschiedene Ausgaben der Märchen, Zeitungen, wissenschaftliche Abhandlungen u. s. w.

γσ **Berlin,** 9. Mai. Zum Beginn der gestrigen Monatssitzung der „Gesellschaft für Erdkunde", der Exc. v. Wissmann präsidirte, gab der Generalsecretär der Gesellschaft, Hauptmann Kollin, Nachricht über eingegangene Berichte des Forschungsreisenden Prof. Regel, der Columbien bereist, dort viel vom Fieber zu leiden hatte und nunmehr einen Besuch der Schneeberge im Süden Columbiens beabsichtigt. Graf Joachim v. Pfeil hat an die Gesellschaft Nachricht gelangen lassen über eine auf neuem Wege von ihm von Tanger aus bis Fez zurückgelegte Tour. Dr. Futterer ist auf seinen Forschungsreisen in Transvaal bis zum Ngamisee gekommen und schreibt über die Resultate, die er erzielt hat. Lieutenant Schillings hat von Nassinde aus eine Reise zur Massaisteppe hin unternommen und meldet, er habe eine Reihe kleiner Seen gefunden, dagegen sei der Kiniasykee, den Baumann gefunden zu haben glaubte, kein See, sondern sei ein Sandgebiet, dessen Anblick aus der Ferne Baumann getäuscht hatte. Von literarischen Neuerscheinungen sei nach der Empfehlung des Frhrn. v. Richthofen hier die Monographie Warburgs über die Muscatnuß genannt, deren Geschichte, Botanik, Cultur, Handel und Verwerthung auf Grund der Reiseerfahrungen des Verfassers in Indien und Ostasien auf das gründlichste dargestellt sind. Diese Monographien, die neben dem handelspolitischen Gesichtspunkt auch den wirthschaftsgeographischen betonen, haben an Karl Ritters Darstellung der Dattelpalme ein gutes Muster der Nacheiferung. Auch Kobelts Studien zur Zoogeographie der paläoarktischen Zone seien hier genannt. Dr. Karl Ebeling legte eine Schichtenreliefkarte des Besuv vor, die er zusammen mit sechs seiner Schüler aus der Quarta eines Gymnasiums innerhalb eines Zeitraums von 6 Monaten aus Pappe Holz und Pinsetin dargestellt hat und die ihm dazu gedient hat, in das Verständniß der Höhenlinienkarten einzuführen. Diese außerordentlich gut gelungene Reliefkarte, die auch das Verhältniß der Länge zur Höhe des Erhebungskörpers richtig darstellt, dürfte zum Muster solcher Darstellungen en relief dienen, zumal derartige Darstellungen nicht selten durch eine Ueberhöhung falsche Bilder von Gebirgsmassiven gegeben haben. Darauf sprach Premierlieutenant O. Olufsen aus Kopenhagen über die dänische Pamirexpedition im Sommer 1896. Er bezeichnete seine drei- bis viermonatliche Pamirexpedition als eine Recognoscirungstour für einen beabsichtigten zweijährigen Aufenthalt im Lande zu Forschungszwecken. Pamir, das „vor den Winden sich biegende Dach der Welt", lehnt sich im Süden an den Hindukusch, im Norden an das Gebirgsmassiv des Tienschan. Es ist ein Hochland par excellence. Der Ostrand wird durch eine meridionale Kette gebildet. Die innere Hochebene ist westwärts geneigt und auf diesen 9- bis 13,000 Fuß hohen Hochland steigen in der Richtung Nordwest-Südost Bergketten von 2- bis 3000 Fuß auf, während die östlichen Ketten 7- bis 8000 Fuß Höhe erreichen, so daß hier im Osten Pamirs die Höhe bis zu 21- bis 22,000 Fuß ansteigt. Die Quellflüsse des durch zahlreiche Nebenflüsse gespeisten Amu-Darya ziehen nach Westen, der kleinere Ostronn sendet seine Gewässer zum Tarimbecken. Der Karakul oder „schwarze See" liegt in einer Höhe von 4000 Meter. Vom Kaspischen Meer aus begab sich der Vortragende durch Transkaspien nach Samarkand, von dort an die chinesische Grenze nach Osch, wo er seine durch Pferde und Esel als Reitthiere und Lastthiere unterstützte Karawane zusammenstellte und mit Lebensmitteln aller Art wie mit Viehfutter ausrüsten konnte. Usbeken von türkischer und Tadschiken von persischer Herkunft, alle Mohammedaner, bildeten seine Begleiter. Da Pamir eine strategische Vorbefestigung zu den Hindukuschpässen bildet, so ist sein Besitz oft und namentlich in neuerer Zeit umstritten worden. Der Westen und Süden gehört dem Emir von Buchara, der jedoch in Abhängigkeit von Rußland gehalten wird, der Osten rechnet zu Afghanistan, während im Norden eine weder englischem noch russischem Einfluß unterworfene neutrale Zone liegt. Der östliche Theil Pamirs, der früher China gehörte, ist 1883 von den Afghanen erobert worden. Man findet hier nicht selten noch alte Befestigungen im Verfall, die mittelalterlichen Schlössern ähnlich sind, allein militärisch wenig Bedeutung gehabt haben müssen. Im Westen ist heute Rußlands Einfluß auf den Emir von Buchara herrschend. Das mittlere Pamirgebiet hat selbst im Sommer kalte Winde und dünne Luft. Die Flüsse strömen in sehr tiefen Thälern dahin, sind reißend und besitzen öfters Kaskaden; da wenige oder fast keine Brücken vorhanden sind, so muß man auf aufgeblasenen Ziegenfellen die Flußübergänge machen. Der Sommer währt kaum 3 Monate, schon im September fällt hier Schnee. In den Sommermonaten weiden die nomadisirenden Kirgisen ihre Ziegen- und Schafherden, die sie oft bis zum Werthe von 40,000 Rubel besitzen, in der Alaisteppe und am Murghabfluß weiter südwärts, während der Süden und Westen Pamirs von Stämmen iranischer Abkunft bewohnt wird, die Feld- und Gartenwirthschaft treiben, wozu sie durch das dort herrschende Klima in den Stand gesetzt sind; sie haben überall ein System künstlicher Bewässerung in sehr geschickter und vortheilhafter Art anzulegen verstanden. Was wunder, daß diese Provinzen des Westens und Südens von Pamir den Afghanen stets als begehrenswerther Besitz erscheinen? Die Route der Expedition ging von Osch südlich über den mit Schnee bedeckten Tulapaß nach dem etwas östlicher gelegenen Gultscha, einer kleinen Lehmstadt, die trotz ihrer hohen Lage noch von Wald umgeben ist. Fasanen, Tauben und Enten finden wir

Digitized by Google

hier in großer Zahl. Weiter südlich ging dann der Weg über den Taldykpaß in die Alaisteppe, woselbst eine Durchschnittstemperatur von 10 Grad Celsius im Juni herrschte, während die Bergketten von Transalai noch mit Schnee bedeckt waren. Murmelthiere begegneten den Reisenden vielfach in der Alaisteppe. Nach zweitägigem Aufenthalt in der Steppe ward der leicht zu übersteigende, 14,000 Fuß hoch gelegene Kisil-artpaß überschritten, der zum Karakul oder „schwarzen See" führt. Die Ufer des Sees sind ohne Vegetation, 16 Grad Celsius ist die sommerliche Durchschnittstemperatur auf den sandigen Conglomeratbergen der Seeufer, die Sonne ist jedoch am Tage so stark in ihrer Wirkung, daß das Auge durch blaue Brillen geschützt werden muß; doch finden in der Nacht selbst während der Sommermonate Fröste statt, da hier eine große Windstärke vorherrscht. In Folge der dünnen Luft tritt auch die Bergkrankheit hier auf, deren Symptome der Seekrankheit ähnlich sind. Gelangt man weiter südwärts, so bieten die Flüsse wegen der Katarakte viele Terrainschwierigkeiten für den Reisenden. Der Karakulsee ist ohne Abfluß, während der Paschikul seinen Abfluß nach Westen hat. Hier fand man Adler, Möven und Fische in reicher Zahl. Die Kirgisen, die hier nomadisiren, wohnen in Zelten, die aus Schaffellen gefertigt sind, sie sind ihrem Glauben nach Mohammedaner, alle in Folge des Klimas kräftige Leute. Am Alitschur, der in den Paschikulsee fließt, finden sich Ruinen chinesischer Forts und afghanische Gräber, die von Steinwällen umgeben sind. Südlich des Alitschur strömt der in seinem Oberlauf aus mehreren Armen bestehende, 10 bis 15 Meter breite, mit zahlreichen Nebenflüssen vom Westen her gespeiste Pamirdarya, der in den Pandschfluß in der Nähe von Kalaipandsch, dem südlichsten von der Expedition erreichten Orte, einströmt. Dieser 20 Meter breite Pandschfluß fließt durch die fruchtbaren Provinzen des Südens und Westens am Pamir, durch Wakhan und Garan, deren Bewohner Iranier mit mongolischer Mischung sind. Auf dem Strom finden wir mit jungem Wald bestandene Inseln und im Süden erblickt das Auge die Schneeketten des Hindukusch. Die Wakhaner sind fleißige Feld- und Gartenbauer, sie züchten Vieh, besitzen jedoch in ihren Dörfern nur Lehmhäuser mit flachen Dächern, die meist mit Thürmen versehen sind, in denen sich Schießlöcher befindet, da sie auf Einfälle afghanischer Räuberbanden stets vorbereitet sein müssen. Ihre Hauptwaffe ist ein aus Kafiristan stammender Bogen, mit dem sie kleine Steinchen abschießen. Die Leute nahmen die Expedition freundlich auf und unterstützten die Reisenden mit allen Bedürfnissen; merkwürdig bleibt ihre Unkenntniß des Geldes, während man im östlichen oder westlichen Pamir russisches oder afghanisches Geld antrifft, muß hier ein primitiver Tauschverkehr an die Stelle des Kaufes treten. Befestigungen, die man hier und da in Wakhan antrifft, gehen auf die Kafiren zurück, die sie hier angelegt haben. Es fehlt nicht an Skorpionen, giftigen Fliegen und Mosquitos zur Qual der Reisenden. Der Weg aus Wakhan nach Garan südwestlich wird durch die Felsen, die dicht bis an die Ufer des Pandschflusses herantreten, sehr schwierig. In den Nebenflußthälern des Pandschflusses findet sehr reicher Anbau statt, allein oft sind die Dörfer in Folge afghanischer Plünderungszüge in diese Gegenden von Bewohnern verlassen. Hier mußte die Expedition wegen der Terrainschwierigkeiten, denen die Thiere nicht gewachsen waren, mit Trägern weiter geführt werden, und da Lieutenant Olufsen sein Wort gegeben hatte, nicht jenseit des Pandschflusses auf afghanisches Gebiet überzugehen, so konnte er nur über den Fluß eine Gruppe von Afghanen photographisch aufnehmen. Amethyste und Granaten sind keine Seltenheiten in dem Gestein, wie es sich an den Ufern des Pandschflusses erhebt, doch fehlten dem Vortragenden die Sprengmittel, um viele Stücke zu gewinnen. Die Thalschluchten des Pandschflusses müssen an Krümmungen des Flußlaufes auf aufgeblasenen Ziegenfellen überwunden werden, wobei die Vorsicht zu treffen ist, daß diese Felle nicht in die Strömung gerathen. Weiter nordwärts von Garan liegen die fruchtbaren Gartenlandschaften Schugnan und Roschan, wo neben Aepfeln, Birnen und Kirschen Pfirsiche, Aprikosen und Maulbeeren gedeihen; diese letzteren werden auf den flachen Dächern der Lehmhäuser von den eingeborenen Galtschen im Sommer getrocknet und im Winter als Mehl benutzt. Das Klima ist in diesen Theilen des Pamir sehr angenehm, doch besitzen die Bewohner einen starken Fanatismus, so daß nur mit Mühe Lebensmittel für die Expedition von ihnen zu kaufen möglich war. Auch die Gletscher des Pandschflusses wurden ohne allzu große Schwierigkeiten besucht. Durch die freundliche Unterstützung des Emir von Buchara und dessen Unterbeamten gelangte die Expedition nach Kalaikumb, ferner auf feischen Pferden, die in reicher Zahl geliefert wurden, durch die Provinz Karategin bis zur Alaisteppe, um dann nach abermaliger Ueberſteigung des Talvykpasses während eines heftigen Schneesturms an die Grenze des russischen Territoriums nach Osch zurück zu gelangen, woselbst ein tropischer Sommer herrschte. — Die Resultate dieser dänischen Pamirexpedition bestehen in einer genaueren Aufnahme der Karte der Provinzen Wakhan und Garan, in der Bestimmung einer Reihe astronomischer Punkte, wie der Curve magnetischer Declination. Zudem ward eine große Sammlung ethnographischer Gegenstände erworben, die bei den Volksstämmen in Gebrauch sind, deren Gebiet die Expedition durchstreifte, und die im Kopenhagener Museum Aufstellung finden sollen. Der Vortrag ward auf das lebendigste unterstützt durch eine große Zahl fast plastisch schön erscheinender, ungemein geschickt aufgenommener Photographien von Land und Leuten, die mittelst des Projectionsapparats der Gesellschaft vorgeführt wurden.

* **London.** Der Director des hiesigen zoologischen Gartens, Autorität auf dem Gebiet der Thierpflege und -heilkunde, Mr. Bartlett, ist gestorben. — Anfang Juni wird der „Windward" abermals in die arktischen Gewässer abgehen, um sich mit Jackson auf Franz Josephsland zum neuen in Verbindung zu setzen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Compte rendu des travaux de la commission de la *dette publique d'Egypte* pendant l'année 1896. XXI. année. Le Caire, J. Barbier 1897. — Dr. L. Mariupolski: Zur Geschichte des Entwicklungsbegriffs (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte, hggb. von Dr. Ludwig Stein, Bd. VI). Bern, Steiger u. Co. 1897. — Bruno Bucher: Die Aufgaben der kunstgewerblichen Museen (Sep.-A. aus d. Mittheilungen des Oesterr. Museums f. Kunst u. Industrie, April 1897). Wien, Verlag des Museums. — Professor Dr. Karl Schumann: Gesammtbeschreibung der Kakteen. Neudeb. 2. Neumann 1897. — Dr. Wilhelm Joos: Die Bulle „Unam sanctam" und das vaticanische Autoritätsprincip. 2. Aufl. Schaffhausen, Carl Schoch (Comm.) 1897. — R. Werner: Salzwasser, Erzählungen aus dem Seeleben. 2. Aufl. Berlin, Allg. Verein für deutsche Literatur 1897. — Prof. Dr. Max Barth: Die Kellerbehandlung der Traubenweine. Mit Abbildungen. Stuttgart, Eugen Ulmer 1897. — Georg Hirth: Aufgaben der Kunstphysiologie. Mit Illustrationen. 2. Aufl., 1. Lieferung. München und Leipzig. G. Hirth 1897. — Dr. jur. Oscar Jurnitschek: Ueber die wirkliche Entstehung der Capitalien. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1897. — Gregor Sumarow: Krieg oder Frieden? Zeitroman. Illustrirt von Georg Mühlberg. Heft 1. Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. — Hermann Kunz: Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst und seine Brüder Herzog von Ratibor, Cardinal Hohenlohe und Prinz Constantin Hohenlohe. 1. und 2. Hälfte. Düsseldorf, W. Deitees 1897. — Dr. J. Haffaung: Für Radfahrer, Handbüchlein. Berlin, Albert Goldschmidt 1897. — Hanna Brandenfels: Rose Viltoria, Roman. Berlin, Bong u. Co. — Oskar Walther: Die Bacchantin, Roman. Ebd. — Georg Längin: Der Christus der Geschichte und sein Christenthum. 1. Abth. Leipzig, Otto Wigand 1897. — Anton Ignaz Kleffner: Porphyrius der Neuplatoniker und Christenfeind. Paderborn, Bonifaciusdruckerei 1896. — Hans Kraemer: Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms d. Gr. Illustrirt. 4. Lig. Leipzig 2c., Bong u. Co.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Neu erschienen sind:

Kuno Fischer.

Geschichte der neueren Philosophie. Neue Jubiläums-Ausgabe. 9 Bände in etwa 40 Lieferungen zum Subscriptionspreis nun je 3 M.

2. Lieferung (Schopenhauer Bog. 1—9)
3. Lieferung (Descartes Bog. 11—20)

Vorher erschien:

1. Lieferung (Descartes Bog. 1—10)

Von der 2. Lief. ab werden einzelne Lief. zum Subscriptionspreis nicht abgegeben. Nach Erscheinen jeden Bandes tritt ein erhöhter Ladenpreis für denselben ein. Prospekte gratis in jeder Buchhandlung und direkt vom Verlag. (5839)

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 13. Mai. Nummer 107.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Adresse „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Venedig im 18. Jahrhundert. IV. (Schluß.) Von Julius v. Schlosser. — Eine Schillerrenaissance. Von M. Necker. — Mittheilungen und Nachrichten.

Venedig im 18. Jahrhundert.

Von Julius v. Schlosser.

IV. (Schluß.)

Weniger intim mit der Stadt als solcher verwachsen als die Bedutenmalerei, tritt uns die monumentale Kunst jener Tage, wie sie nicht nur die Kirchen, sondern auch die Palazzi und Villen der Patricier mit ihren Schöpfungen geschmückt hat, mit gewaltiger Fülle und Kraft entgegen. In ihren bedeutendsten Vertretern durchaus national, wie von altersher, ist sie es, die den Ruhm der italienischen Malerei allein noch neben Frankreich und dem neu aufstrebenden England ganz original vertritt. Während alle anderen Schulen Italiens längst ihre nationalen Eigenthümlichkeiten zu gunsten eines allgemein manierirten und kosmopolitischen Stiles aufgegeben haben, bewahrt sie sich, wie das merkwürdige Staats- und Lebensgebilde Venedigs überhaupt, ihre heimische Weise, ja sie kehrt, obwohl durchaus modern, in dem größten Frescanten des 18. Jahrhunderts, auf die Pfade zurück, welche die monumentale Kunst der venezianischen Hochrenaissance gewandelt war. Die alte Republik schleicht zu Grabe, aber ihre Kunst breitet das ruhmvolle Löwenbanner als Bahrtuch über sie.

Venedig hat im 18. Jahrhundert noch eine stattliche Reihe von „Historienmalern“ hervorgebracht, und Aless. Longhi hat uns ihre Portraits, mit feierlichen Perrücken geziert, in einem radirten Werke überliefert.[1]) Aber der größte Theil von ihnen redet nicht das angestammte Venezianisch, sondern die Gemeinsprache des allgemein italienischen Barocco; sie könnten ebenso gut in Bologna oder Genua wirken, und die meisten von ihnen haben auch als Hofmaler an nordischen Höfen, bis nach St. Petersburg hin, ein kosmopolitisches Dasein geführt. Nur zwei Maler heben sich durch die Kraft ihres Genies zu wahrhaft nationaler und wahrhaft kunstgeschichtlicher Bedeutung empor, G. B. Piazzetta und sein viel größerer Nachfolger G. B. Tiepolo, dessen Schaffen mit dem seiner beiden Söhne in eine seltene Einheit zusammenfließt.

G. B. Piazzetta[2]) — schon sein echt venezianischer Name charakterisirt ihn — hat stets im eng umgrenzten Bannkreise seiner Vaterstadt gelebt und so ist er auch nur in dieser vollständig kennen zu lernen. Zwar seinen großen Kirchenbildern, in denen er sich weniger frei zu geben weiß, haftet manches von den älteren Schulen des 17. Jahrhunderts, den Tenebristen Bologna's und den macchianti (Flachmalern) Neapels an; er liebt es, und darin liegt für uns Heutige das Trennende von jener Kunst, schwere, opake Schlagschatten neben die höchsten Lichttöne contrastirend zu setzen. Die Kunstrichter des Empire, voran Goethe's Berather H. Meyer — in seinem Entwurf einer Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts[1]) — haben seine Gemälde mit jenen älteren in die Rumpelkammer verwiesen. Piazzetta und Tiepolo, beide so grundverschieden, wurden zusammen abgethan; die Fresken der Villa Valmerana hatten aber noch den Goethe der 80er Jahre entzückt. „Wiewohl J. Bapt. Piazzetta und J. Bapt. Tiepolo beide Venezianer und von ganz anderem Stamm als die neapolitanischen Machianten sind, so dürfen sie doch als Geschmacksverwandte und auf gleichem Irrwege denselben zur Seite stehen. Schwache Gedanken, fehlerhafte Zeichnung, Mangel an Ausdruck, Charakteristik und edlen Gestalten, der Zweck, durch heftige Gegensätze Wirkung hervorzubringen, unzulängliches Wissen unter kecken Pinselstrichen zu verbergen, sind ihnen allen gemeine Eigenschaften. Piazzetta unterscheidet sich nur durch mächtigere Schatten, welche ins Rothbraune fallen, Tiepolo hingegen wendet hellere Farben an und bedarf deßwegen keiner gewaltsamen dunklen Stellen. In beider Werken finden sich zuweilen noch Spuren (!) von dem guten Colorit der älteren venezianischen Schule.“ So lautet das Urtheil im Kreise des alternden Goethe; wir werden es heute schwerlich mehr unterschreiben; heute, wo die Oede der antikisirenden Maskenköpfe unendlich weit hinter uns liegt. Die Kunst jener Venezianer ist nicht aus zweiter und dritter Hand übernommen, wie die des Empire, sie quillt frisch aus den tiefsten Quellen des Lebens, und das macht sie uns Modernen, die wir eben erst anfangen, uns auf uns selbst zu besinnen, so werth.

Anders als bei seinem großen Nachfolger Tiepolo liegt Piazzetta's größte Bedeutung nicht sowohl im monumentalen Kirchenbilde, obgleich auch hier in den Kirchen Venedigs und Paduas manch treffliches Werk uns erfreut, sondern in seinen genrehaft aufgefaßten Schöpfungen. Die zahlreichen Stiche, die nach ihnen vorhanden sind,[2]) bezeugen ihre große Beliebtheit und Verbreitung selbst im Norden. Eines seiner köstlichsten Werke dieser Art, den jungen Fahnenträger, ein Bild, das sich mit den Schöpfungen eines Gainsborough messen darf, bewahrt die Dresdener Galerie.[3]) Die Akademie in Venedig besitzt ein anderes für Piazzetta's Lichtbehandlung besonders charakteristisches Genrebild, die junge Wahrsagerin, das einigermaßen an die Behandlung solcher Vorwürfe durch die gleichzeitigen Franzosen erinnert. Immer aber bleibt Piazzetta ein echter Venezianer. Namentlich in seiner Formengebung. Am deutlichsten zeigt sich dies in

1) Das oben erwähnte Compendio von 1762.

2) Die besten Nachrichten über ihn in der Biographie, die sein Freund und Gönner Albrizzi der Publication seiner Zeichenvorlagen vorausgeschickt hat. S. a.

1) In Goethe's Winckelmann u. s. Jahrhundert. Tübingen 1805. S. 240.

2) In Buchform: Icones ad vivum expressae et a Jo. Catini aere incisae. Ven. 1753 fol.

3) In Beil. Nr. 103 S. 1 Sp. 2, wo dieses Bildes zuerst gedacht wird, ist leider statt Piazzetta: Piarretta verdruckt worden.

D. Herausg.

Digitized by Google

den lebensgroßen, in Kreide ausgeführten Charakterköpfen, die sein eigenstes Gebiet bilden, auf dem er sich am freiesten und liebenswürdigsten ergeht. Die reichste und schönste Folge solcher Blätter besitzt ebenfalls die Akademie in Venedig. Es sind anmuthige, in breiter malerischer Behandlung ausgeführte Darstellungen namentlich von Mädchen und Jünglingen, bei denen der charakteristische Typus des venezianischen Volkes trefflich wiedergegeben ist, abwechselnd mit den nicht minder eigenartigen Typen von Orientalen, Slaven und Griechen. Gerade diese Charakterköpfe haben, durch die Hand geschickter Stecher, vor allem Marco Pitteri's,[1]) vervielfältigt, Piazzetta's Namen in alle Welt getragen.

Weit über dem räumlich und ideell ziemlich beschränkten Kreise Piazzetta's steht das Wirken eines Künstlers von universeller Bedeutung, des ersten italienischen Malers jener Zeit überhaupt, G. B. Tiepolo.[2])

Tiepoletto, wie er mit dem gebräuchlichen Kosenamen seiner Zeit heißt, hat als Sproß einer Clientenfamilie des uralten, an Venedigs byzantinische Vergangenheit erinnernden Patriciergeschlechts der Tiepolo, 1696 das Licht der Welt erblickt; ein Denkstein, der unlängst an seinem ehemaligen Wohnhause in der Corte S. Domenico (bei den Giardini) angebracht worden ist, erinnert jetzt an das zweite Centenarium seiner Geburt. Nicht viel länger als ein Vierteljahrhundert ist es her, daß namentlich die französischen Pleinairisten diesen großen Maler, in dem sie die moderne Fiber fühlten, gleichsam wieder entdeckt haben, zur selben Zeit ungefähr, als das Barocco wieder zu Ehren kam. Heute steht er im Vordergrunde des Interesses, nicht mehr als manierirter, gedankenloser und eilfertiger Improvisator abschätzig beiseite geschoben, wie es noch die ältere Generation that. Wir zählen ihn heute zu jenen ewig jungen, gleichsam zeitlosen Meistern, die, wenn auch fest verwachsen mit ihrer Zeit und ihrem heimathlichen Boden und mit tausend Trieben in dessen Vergangenheit wurzelnd, dennoch ihren gewaltigen Schatten in die Zukunft vorauswerfen. Es ist Tiepolo's Schaffen in erster Linie zu danken, daß die venezianische Malerei ihr nationales Gepräge, unbeeinflußt von der Manier der Eklektiker und Classicisten, bis zum Falle der Republik bewahrt hat.

In Tiepolo incarnirt sich gleichsam noch einmal die ganze künstlerische Vergangenheit Venedigs. Er ist, wie schon seine Zeitgenossen erkannt haben, eigentlich ein Nachfolger des heitersten Meisters der Renaissance, Paolo Veronese's, auf dessen Compositionsweise er zurückgreift. Mit ihm theilt er die festliche Stimmung; auch er liebt es, die heiligen Geschichten, wo sie dazu Anlaß bieten, im Rahmen des noch üppigeren, noch rauschenderen Festgepränges des venezianischen Settecento darzustellen. Gleichwohl ist er kein bloßer Nachahmer Paolo's, sondern ein durchaus eigenartiger Epigon, ja, er schreitet in der malerischen Behandlung über den älteren Meister noch hinaus. Die Klarheit seiner Luft, wie aus eitel Sonnenlicht gewoben, in deren Helligkeit die widerstreitendsten Farbentöne sich harmonisiren, lassen ihn sehr oft als einen der merkwürdigsten Vorläufer des Pleinairismus erscheinen; daher die große Wirkung, die er auf die modernen Maler geübt hat, denen er auch seine Wiederentdeckung verdankt. Ein französischer Kunstkritiker, Buisson, braucht ein hübsches Gleichniß, um den Eindruck tiepolesker Kunst zu versinnlichen. Sie erweckt ihm die Stimmung des „autan blanc" seiner südfranzösischen Heimath, des Windes, der von der afrikanischen Wüste herkommt, mit heißem, gewaltigem Athem, „à decorner les boeufs", wie das Landvolk drastisch sagt. Er gibt dem Himmel eine eigenthümliche milchige Transparenz und der Landschaft eine ideale Leichtigkeit, die im Herbst die tausend Farben der Natur zu einer klangvollen Harmonie vereint. Eine Gruppe von Frauen, mit bunten flatternden Gewändern über die Felder gehend, stellt in dieser Luftstimmung den leibhaftigsten Tiepolo vor Augen. Aber wir brauchen nicht in die Provence zu gehen. Schon der feinsinnige Beobachter Aretino hat den tiefen inneren Zusammenhang zwischen der eigenthümlichen venezianischen Lichtstimmung und der auch darin nationalen Malerei Venedigs mit beredten Worten ausgesprochen; Venedig selbst, in jener Zeit, namentlich da es seine Schönheit am innigsten offenbart, im Herbst — von Gabriele d'Annunzio in einer poetischen Herbstallegorie meisterhaft geschildert[3]) — lebt in den Gemälden des letzten großen venezianischen Meisters.

Tiepolo ist als Künstler durchaus ein Kind seiner Zeit. Der ganze Olymp des Tridentiner Concils, alle die neuen fanatischen und ekstatischen Heiligen sehen in seinen Kirchenbildern mit der ganzen heißen Glaubensinbrunst der Gegenreformation auf uns herab; die feine Weltlichkeit der klugen, stets maßhaltenden Handelsrepublik, der Heimath Fra Paolo Sarpi's, verläugnet sich freilich auch in ihnen nicht. Auch Tiepolo hat in den grellen Martyrienbildern dem Geschmack seiner Umgebung sich anbequemen müssen. Aber was Goethe, den schon der Baun der Antike und einer neuen nüchterneren Zeit umfangen hielt, an diesen Kirchengemälden abstieß — gerade das zieht uns Moderne heute wieder an. Namentlich in Tiepolo's heiligen Frauen lebt eine merkwürdig feine, nervöse Empfindung; die hl. Lucia in SS. Apostoli in Venedig, auch die Katharina der Wiener Galerie sind gute Zeugen dafür. Sein Madonnenideal, wie sein Frauentypus überhaupt, berührt uns oft seltsam widerspruchsvoll mit seinem etwas sinnlichen und doch fast hochmüthig abweisenden Ausdruck, in dem eine feine Mischung von Coketterie und Kälte liegt; so mögen wir uns das Wesen mancher der schönen Patricierinnen Altvenedigs vorstellen. Der nationale Typus, noch heute wohl erkenntlich, schon in den ältesten Werken der venetischen Schule, bei Altichiero, in der Eva Rizzo's am Dogenpalast hervortretend, von den Meistern der Hochrenaissance noch typischer, idealer gefaßt und antiker Regelmäßigkeit genähert, nimmt bei Tiepolo, der auch hier seinem eigentlichen Lehrmeister Paolo folgt, überhaupt ein ganz eigenthümliches, etwas minaudirendes Wesen an, das aber doch ein weiter Abstand von den gallischen Rococoschäferinnen trennt. Immer zeigen seine Geschöpfe, daß sie dem eigenthümlichsten, ohne gleichen dastehenden Staats- und Gesellschaftsgebilde des alten Venedig angehören, dessen buntes Getriebe auch durch seine Gemälde geht. Aehnlich wie Rembrandt, den er überhaupt, wie sein Lehrer Piazzetta auch, studirt hat, verwendet er gern Orientalen in phantastisch aufgeputzten Costümen als Füllfiguren; oft tritt uns in seinen Schöpfungen der semitische Typus, namentlich des höheren Alters, in seiner scharf geschnittenen Charakteristik entgegen. Ein wohl gebildeter Negerknabe, Alim, den er in seinem Hause hielt und taufen ließ, erscheint häufig in seinen Gemälden, in die andrerseits die schöne Venetianerin

---

[1]) Vgl. über diesen ausgezeichneten Stecher bes. *Cicogna*, Iscrizioni Veneziane, vol. V, 283 ff. (Katalog seines Werkes).

[2]) Die Aufsätze von Wessely (in Dohme's Kunst u. Künstlern Bd. V) und Kusnjari (Zeitschr. f. bild. K., XIV) sind veraltet. — *Bulteau*, J. B. Tiepolo et Dominique T. Gaz. des beaux-arts, 1895, 2, 177. — *Molmenti*, Il Carpaccio e il Tiepolo. Turin 1885. — *Urbani de Ghaltof*, T. e la sua famiglia. Venedig 1879. — Derf. T. in Ispagna, Bulletino dalle arti ecc. Veneziane, III, 170. — *Joppi*, Quadri del T. nel Museo Udinese. Arte e storia 1890. — Leitschuh, G. B. Tiepolo. (Würzburger Festschrift.) Würzburg 1896. Die Radirungen, sowie die Fresken der Villa Valmerana (mit Text von Molmenti) sind von Ongania publicirt worden. (Ven. 1880.)

[3]) L'Allegoria dell' autunno. (Zur 1. internationalen Kunstausstellung in Venedig 1895.) Florenz, Paggi 1896.

Cristina, die Tochter eines Barkenführers und sein bevorzugtes Frauenmodell, das er sogar nach Spanien mit sich geführt hat, eine höchst lebendige und persönliche Note bringt.

Es wäre falsch, Tiepolo als bloßen weltlichen Festmaler aufzufassen; in ihm pulst eine mächtige dramatische Ader; wer die gewaltige Kreuztragung von S. Aloise in Venedig je in günstigem Lichte gesehen hat, weiß wie er auch darin über Veronese hinausragt; wenn er heute zuweilen etwas theatralisch auf uns wirkt, so liegt das nur in seiner Umgebung und haftet auch den grandiosen Musikdramen eines Gluck an.

Tiepolo's reiche Künstlernatur offenbart sich am innerlichsten in seinen Radirungen, die zu dem geistreichsten gehören, was die Kunst des 18. Jahrhunderts überhaupt hervorgebracht hat: Federzeichnungen, mit der zartesten Nadel hingeworfen, scheinbar nachlässig und doch voll Kraft und lebendigster Lichtwirkung — es gibt wenig Beispiele in der Kunstgeschichte, daß ein Künstler seine malerischen Principien in dieser Technik der Reproduction so voll zum Ausdruck gebracht hätte. Dies gilt namentlich von seinen scherzi di fantasia, den freiesten Spielen der Laune, die je einem Künstlerhirn entsprungen sind; die Märchenwelt des Settecento, Orient und Antike wirbeln hier in einem tollen Carneval durch einander, immer aber rein bildmäßig geschaut, nirgends ins gestaltlos Phantastische verschwimmend. Immer ist das rein Malerische ihr Lebenselement und darum ist der Versuch einer Auslegung dieser Formenspiele, die uns durchaus modern berühren, höchst müßig. Manchmal klingt es wie ein Widerhall aus Gozzi's Feerien uns entgegen, in denen freilich die deutschen und französischen Romantiker auch allerhand tiefgründige Symbole zu wittern glaubten; so besonders in dem Blatte mit dem Grabe Pulcinella's. Diese Capriccios sind in Madrid entstanden, und man meint die baumlose castilische Hochebene in ihrer eigenthümlichen Landschaft wiederzufinden. Sie haben ihrerseits auf den größten spanischen Künstler des 18. Jahrhunderts, der in so merkwürdiger Weise aus der alten in die neue Kunstwelt hinüberleitet, eingewirkt, auf Francisco Goya, auch dieser von größter Bedeutung für die moderne Kunst.

Tiepolo's Kunst lebte in seinem eigenen Fleisch und Blut weiter, in seinen Söhnen Domenico und Lorenzo, deren Wirken von dem ihres Vaters kaum zu trennen ist. Namentlich Domenico ist ein höchst origineller Künstler, der die Principien seines väterlichen Meisters selbständig weiter entwickelt hat. In seinen Phantasien — charakteristischer Weise Idee pittoresche genannt — über die Flucht aus Aegypten hat er in sehr geistreicher Weise, ganz wie der Musiker ein gegebenes Thema in Variationen ausspinnt, den alten Vorwurf völlig neu aufgefaßt: er zeigt uns die heilige Familie in den verschiedenen Momenten ihrer mühseligen Fahrt, in Sturm und Sonnenschein, über Berg, Wald und Fluß, dann Stadt und Land ziehend. Auch hier triumphirt, ganz modern, das rein Malerische über den Stoff.

Das Stoffgebiet Tiepolo's ist das denkbar weiteste. Mit gleicher Virtuosität hat er das Leinwandbild, das Wandfresco, kühne perspectivische Deckenmalerei, profane und heilige Stoffe behandelt. Als echter Venezianer tritt er uns aber besonders in den zahlreichen Fresken entgegen, mit denen er Paläste und Villen der Patricier seiner Zeit geschmückt hat. Die ganze weltliche Lust des alten Venedig klingt uns fröhlich entgegen, so charakteristisch verschieden von dem gleichzeitigen französischen Rococo und den Malern Louis XV., deren einer, Fragonard, dem venezianischen Meister ehrliche Bewunderung gezollt hat. Tiepolo's Anpassungsfähigkeit ist wunderbar; die alttestamentlichen Fresken im erzbischöflichen Palast zu Udine sind mit gleicher Bravour und Hingebung gemalt wie die heitern Wandbilder des Palazzo Labia in Venedig, mit der Geschichte des Antonius und der Cleopatra, aus denen das ganze stolze und genußfreudige Venedig jener Tage noch einmal zu uns spricht. Auf anderen Pfaden wandelt seine vielgewandte Kunst in den Landhäusern der Terra ferma, wo schon Paolo's Villa Barbaro in Maser das glänzende Beispiel eines von der Kunst verschönten Ansitzes gegeben hatte. Tiepolo folgt ihm mit seiner Villa Valmerana in Vicenza, die auch Goethe's Phantasie lebhaft angeregt hat. Hier boten ihm zunächst die großen Epen der Weltliteratur den Stoff: die Ilias und Odyssee, die Aeneis, die Gerusalemme liberata und der Orlando Furioso, theilweise in Stimmungsbildern von tief poetischer Erfindung, wie Achill, der in der Dämmerung träumend am Fenster sitzt, auf das brandende Meer draußen, aus dem die Mutter Thetis auftaucht, hinausblickend. Daran reihen sich aber in der „foresteria", in den Fremdenzimmern, köstliche Genrebilder, wie die ausruhende Bäuerin unter dem Baume, in sonniger Landschaft, ferner Schilderungen der Costüme und Sitten des fernen Asiens — sind doch damals die Chinoiserien in Mode —, endlich Bilder aus Venedig selbst in seinem fröhlichen Massengetriebe, der letzte Carneval der alten Republik. Auch darin hat Tiepolo den Ton angegeben. Sein eigenes Landhaus in Zianigo bei Mirano ist mit Carnevalscenen von seiner und der Söhne Hand geschmückt. In anderen Villeggiaturen wieder sind es historische Stoffe, große Familienerinnerungen, die seine unerschöpfliche Phantasie ganz neu gestaltet, wie in den Fresken der Villa Contarini in Mira (jetzt abgenommen und im Privatbesitz zu Paris[1]) der feierliche Empfang Heinrichs III. von Frankreich durch einen Ahnherrn jenes Geschlechts in dem heiteren Landsitze am Brenta-Ufer.

Tiepolo's Ruhm ist geradezu europäisch gewesen; er ist der einzige venezianische Maler gewesen, der ein ausgedehntes Freskenwerk auf deutschem Boden hinterlassen hat: die herrlichen Gemälde im bischöflichen Palast zu Würzburg mit den historischen Darstellungen aus der Geschichte Friedrich Barbarossa's, ganz modern aufgefaßt, nicht im langweiligen antikischen Opernstil, sondern in jenem selbstgeschaffenen, wiewohl zum Theil auf seinen geistigen Ahnherrn Paolo zurückgehenden Costüm, das ihm eigenthümlich ist. Tiepolo hat auch das letzte große Freskenwerk der alten Kunst auf spanischem Boden geschaffen. Von Karl III. unter glänzenden Bedingungen sammt seinen Söhnen, den steten treuen Gehülfen, nach Madrid berufen, hat er, der letzte große Venezianer und der letzte Vertreter der alten monumentalen Kunst, die wenige Decennien später vom Schauplatz abtrat, die gleichfalls dahinsterbende spanische Weltmonarchie in den riesenhaften Deckengemälden des neuen Schlosses von Madrid verherrlicht.[2]) Es war auch für ihn der Schwanengesang; fern von der Heimath ist er hier 1770 gestorben.

Die Kunst Tiepolo's ist der Höhepunkt, die Seele Venedigs im vorigen Jahrhundert. Erscheint uns in seinen Schöpfungen die festfreudige Gesellschaft Venedigs in monumentaler Idealität, so hat sie andrerseits doch auch ihre Maler gefunden, die sie in ihrem leichtfüßigen graziösen Erdenwandel geschildert haben; auch dieses harmonische, von der Kunst verklärte Dasein des aristokratischen 18. Jahrhunderts ist vor dem dritten Stande entflohen, dessen Bourgeoisnüchternheit die erste Hälfte unsres Jahrhunderts erfüllt. Zu der deutschen Angelika Kauffmann und zu der schönen Französin Vigée Le Brun tritt als dritte berühmte Malerin dieses Jahrhunderts die allerdings viel ältere

[1]) *Chennevières*, Les Tiepolo de l'hôtel Edouard André. Gaz. des b. a. 1896, p. 121.

[2]) Ausführl. Beschreibung in dem Werke: Le arti italiane in Ispagna. Roma 1825, p. 109.

Rosalba Carriera,[1]) schon 1675 als Tochter einer kunstfertigen Spitzenweberin aus Chioggia geboren; sie ist aber erst 1757 hoch betagt und erblindet in Venedig gestorben. Sie hat im Verein mit ihren beiden Schwestern und einer armen, von ihr adoptirten Waise Felicitas Sartori (später an den Rath Hoffmann in Dresden verheirathet) eine überaus fruchtbare Thätigkeit als Portraitmalerin in Pastell entfaltet; in dieser echt frauenhaften Technik, die, seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in Schwung gekommen, auch zahlreiche Dilletanten beschäftigte. Auch Friedrich der Große hat sie in seiner Gefangenschaft zu Küstrin ausgeübt. Aber Rosalba bewahrt der Le Brun wie der Angelika, Winckelmanns Freundin, gegenüber, die charakteristische Auffassung des echten italienischen Baroco selbst auf ihrem beschränkten Gebiete; außer ihren Portraits hat sie nur wenige allegorische und religiöse Halbfiguren gemalt.[2]) Ihre Pastelle, die einst die Welt entzückten, sprechen uns heute weniger an; sehr oft erscheinen sie etwas fabrikmäßig und verblasen, und man merkt vielen die Hast der Bestellungen und das geringe innere Verhältniß zum Dargestellten an. Wir erkennen auch der unvergleichlich höheren Kunst eines Liotard den Preis zu. Vollständig ist Rosalba in Dresden kennen zu lernen, wo sie für König August III. eine förmliche kleine Galerie, namentlich schöner Frauen, gemalt hat. Hier findet sich auch eine ihrer besten Leistungen, ihr eigenes Selbstbildniß, mit einem bei einer Frau doppelt merkwürdigen Realismus und ohne jede Coketterie gemalt, die z. B. die Selbstportraits der Le Brun nicht selten entstellt. Eine polnische Mütze auf dem Haupt, hat sich die unschöne, nicht mehr junge Frau mit den energischen, echt venezianischen Zügen selbst dargestellt, mit großer Treue, die sie sogar ein entstellendes Gesichtsmal nicht verbergen ließ.

Rosalba Carriera war ein rechter internationaler Zugvogel, wie so viele Italiener ihrer Zeit; das venezianische Localcolorit ist darum auch bei ihr am schwächsten. Sie führt uns in die gesammte vornehme und gebildete Gesellschaft des damaligen Europa, an dessen Höfen sie überall gastliche Aufnahme gefunden hat.[3]) So ist in ihren Pastellen ein gutes Stück zeitgenössischer Geschichte erhalten, als Gegenstück zu ihrem reichen, ein ganzes Archiv ausmachenden Briefwechsel. Wie die dargestellten Persönlichkeiten, sind ihre Portraits echte Kinder des 18. Jahrhunderts, in dem die Frau ja eine so hervorragende Rolle gespielt hat.

Den schon oft hervorgehobenen Gegensatz, in dem Guardi zu den Canaletti, Piazzetta zu Tiepolo steht, bildet auch Pietro Longhi,[4]) der bedeutendste Sittenmaler Venedigs und Italiens im Settecento überhaupt, zu seiner älteren Landsmännin Rosalba, mit deren Sphäre er sich oft berührt. Longhi hat seine Geburtsstadt, so viel wir wissen, nur einmal, in seiner Jugend, verlassen. Er begann mit großen mythologischen Compositionen im Stil seiner Zeit; sein Titanensturz im Pal. Sagredo ist aber ein mißlungener Wurf. Er hat das selbst gefühlt und ist zu dem Genremaler Crespi nach Bologna nochmals in die Lehre gegangen, der ihn denn auch auf das seiner Begabung zusagende Gebiet hingelenkt hat, auf die Schilderung des Lebens seiner Zeit. Man beurtheilt Longhi gewöhnlich nach seinen kleinen Staffeleibildern, die zumeist etwas flüchtig und gewerbsmäßig, um den zahlreichen Bestellungen für die Boudoirs und Säle der Nobili zu genügen, ausgeführt sind, oft auch einen nicht angenehmen glasigen Ton haben. Fast gar nicht bekannt ist aber sein Hauptwerk, in dem er mit Muße und Hingebung sein Bestes leisten konnte, die Fresken im Stiegenhause des Palazzo Grassi (Sina) in Venedig. Es ist ein veglione in dem adeligen Hause selbst dargestellt; hinter dem gemalten Geländer bewegen sich, als hätte sich Altvenedig wieder belebt, mit täuschender Wahrheit geputzte Herren und Damen, im französischen Galakleid, in der Toga des Patriciers, maskirt in der baütta, Diener mit Erfrischungen, gehend und kommend; auch die charakteristische Figur eines Dalmatiners fehlt nicht. Alles ist mit köstlicher Naivetät, Lebenswahrheit und Frische gemalt, in trefflicher Technik, wenn auch nicht mit der leuchtenden Palette eines Tiepolo. Aber gerade jene kleinen Sittenbilder, zumeist direct für die Häuser der Patricier gemalt,[1]) und, besonders für die Fremden in zahlreichen Stichen reproducirt, haben Longhi's Ruhm begründet. Sie sind, wie gesagt, fast durchgängig rasch und etwas flüchtig gemalt, aber der Sammelband mit Studien nach der Natur, den Teodoro Correr direct aus dem Nachlaß des Künstlers für sein Museum erworben hat, zeigt, wie sorgfältig Longhi auch das kleinste Detail seiner Bilder beobachtet hat.

Unter seinen Händen werden sogar so uralt hergebrachte Stoffe, wie die sieben Sacramente (Fondazione Querini-Stampalia in Venedig) zu Genrebildern aus dem venezianischen Kleinleben, dessen ganze bunte Fülle er uns schildert. Vor allem behandelt er das Leben der höheren Stände: die vornehme Dame bei der Toilette, von ihrem Friseur, der oft genug als postillon d'amour fungirte, bedient, ihre Gesellschaften, wobei der sinzerhafte Abbé nicht fehlen darf, die Galanterien der Maskenfeste, den Ridotto mit seinen Spieltischen, das Marionettentheater und den Maskenball im Parlatorio der Nonnen von S. Zaccaria, einem Sammelpunkt der eleganten Welt, höchst charakteristisch für das vorige Jahrhundert und von Casanova in seinen Memoiren anschaulich geschildert.[2]) Aber er führt uns auch das Leben des Volkes auf Molo und Piazza vor, die Buden der Charlatane, Chiozzotinnen in ihrer malerischen „tonda" beim Zahnreißer, die Pfarrerwahl, den Kirchgang und noch manch anderes Momentbildchen. Longhi hat zahlreiche Berührungspunkte mit seinem Zeitgenossen Goldoni, dem er auch befreundet war; beide haben eine ähnliche Entwicklung aus dem Manierismus ihrer Zeit zu frischer Schilderung bürgerlichen und Volkslebens durchgemacht, und so nennt Goldoni die Kunst des Malers mit Recht die Schwester seiner Muse. Auch im übrigen Europa tritt ja in dieser Zeit das Sittenstück auf der Bühne wie in Dichtung und Malerei bedeutend hervor. Aber wie verschieden ist der scharf satirische Ton Hogarths, das

---

[1]) *Laurent*, La Rosalba. L'Art 1878, I, 40. — *Martin* im Art Journal 1886, 273. Ihr Pariser Tagebuch (zuerst edirt von Bianelli, 1793) in französ. Uebers. mit ausführl. Commentar von A. Sensier Journal de R. C. Paris 1865.

[2]) Hier berührt sie sich mit einem weiteren Landsmann, dem Veroneser Rotari, einem der geschicktesten Modemaler des Settecento, der fast immer außerhalb seiner Heimath gelebt hat und als Hofmaler in St. Petersburg gestorben ist. Seine zuweilen sehr liebenswürdig und schlicht gegebenen Genrebilder haben darum noch weniger das charakteristische venezianische Gepräge als die der Rosalba und vollends als diejenigen des stets seiner Heimath treu gebliebenen Piazzetta.

[3]) Schon in ihren jüngeren Jahren hat sie — auch dies ist für die Fremdenstadt Venedig charakteristisch — für Friedrich IV. von Dänemark anläßlich seines Aufenthalts in Venedig ein Dutzend der schönsten Venezianerinnen gemalt.

[4]) *Lasari*, Elogio di P. Longhi. Atti della I. R. Accademia di belle arti 1861. — (S. a. das oben citirte Werk von Symonds über C. Gozzi.) *dell' Acqua*, La Vanezia del Canaletto e la Ven. del Longhi. Ateneo Veneto 1893, 153. — *Martin*, The Lancret of the Lagoons, Art Journal 1886, 299. — Am besten: *Masi*, C. Goldoni e P. Longhi, Nuova Antologia III. S. vol. 8, 609.

[1]) Eine stattliche Sammlung ist aus dem Hause Morosini noch vor wenigen Jahren in das Museo civico gelangt.

[2]) Eine außerordentlich reiche Collection von Marionetten (burattini) des 18. Jahrh. — an hundert Stück — in charakteristischen Maskencostümen ist vor kurzem durch Schenkung an das Museo civico in Venedig gelangt. Sie bildeten die „compagnia drammatica" der Kinder des adeligen Hauses Grimani. S. a. *Malamani*, Il teatro drammatico, le merionette e i burattini a Venezia nei sec. XVIII. „Nuova Antologia" 1897, Februar.

Digitized by Google

gewitterschwangere Lächeln Beaumarchais', die feine Ironie Parini's, oder der freiheitdürstende Ingrimm des jungen Schiller von der harmlosen und heitern Beschaulichkeit dieser Venezianer! Nur zuweilen blitzt bei ihnen ein satirisches Streiflicht auf. Sie sind eben gut gesinnte Bürger ihrer alten Republik, die gerade in diesen breiten Schichten des an der Regierung nicht theilnehmenden Volkes ihre treuesten Anhänger hatte, sie, die ihre Unterthanen mit so feinen Mitteln zu leiten wußte.

Aber die altersschwachen Hände der alten Meereskönigin hielten diese Zügel nur noch locker. Wie über sorglose Dünenbewohner eine Sturmfluth des Meeres hereinbricht, an dem sie so lange gewohnt und das sie längst bezwungen geglaubt haben, so kam die Katastrophe des Jahres 1797 über Altvenedig. Gezwungen von den französischen Gewalthabern, sprach die venezianische Regierung sich selbst ihr Todesurtheil; der letzte Doge Lodovico Manin, ein echter Typus eines entnervten und bigotten Patriciers, setzte selbst mit kläglicher Beflissenheit das uralt ehrwürdige Abzeichen des corno ducale von seinem Haupte. Aber das Volk murrte; auf der Piazza empfing es den General Salimbeni, der ihm die demokratische Beglückung verkünden sollte, mit dem donnernden uralten Schlachtruf Venedigs: Viva San Marco! Und drüben im fernen Dalmatien spielte sich ein rührendes Schauspiel ab. In Perasto begruben sie das ehrwürdige Löwenbanner wie eine Reliquie unter dem Altar ihrer Kirche, und der Podestà rief ihm in seinem ungelenken Venezianisch doppelt ergreifende Abschiedsworte nach. Aber der adriatische Löwe war todt für immer, die Ereignisse waren stärker als dies von seiner herrschenden Classe in jahrhundertlanger Unmündigkeit gehaltene Volk, das, seiner Führer beraubt, unfähig zum Widerstande war. Vergebens erhoben sich die treuen kräftigen Alpenbewohner, vergebens lohte in den blutigen Ostern vom 17. April in Verona ein mörderischer Aufstand gegen die Franzosen hervor. Nicht der dritte Stand hat, wie in Frankreich, das alte Regime gestürzt; um den Freiheitsbaum mit der Phrygiermütze tanzten die Carnabotti, mit abenteuerndem Gesindel verbrüdert. Handel und Verkehr stockten, der märchenhafte Reichthum Venedigs schwand mit seinen alten Geschlechtern. Die Franzosen plünderten die Kunstschätze, das griechische Viergespann ward nach Paris geschleppt. Napoleon legte selbst Hand an die ehrwürdige Piazza des hl. Marcus; sie ward regulirt, wie der große Organisator die historische Gestalt Europa's mit seiner gewaltigen Faust regulirt hat; damals verschwand die schöne Kirche S. Gemignano, von Sansovino erbaut, wie ein ganzer Stadttheil an der punta della motta verschwand, um den giardini pubblici Platz zu machen, diese ein wirkliches Geschenk des großen Corsen an die Stadt.[1])

Aber die Kunst hat dennoch Venedigs Fall überlebt, wenn auch die große venezianische Malerei, die letzte Blüthe des alten Kunstlandes Italien, schon dahin war. Es waren Söhne Venedigs, welche die gerade hier zu neuer Blüthe gekommene Kunst der Reproduction[2]) in das neue Jahrhundert hinübertrugen. Die Piranesi förderten mit ihren römischen Veduten die Begeisterung für die Antike und die ewige Stadt, die seit Winckelmann auch für den Norden neue Bedeutung gewonnen hatte. Der berühmte Raffaelstecher Volpato, auch er ein Veneter aus Bassano, hat seine Thätigkeit in Venedig begonnen und dann von Rom aus die römischen Schöpfungen des großen umbrischen Synkretisten, in denen die Antike, das Verhängniß der neueren Kunst, auf ihrem eigensten Boden zum erstenmale „classisch" geworden ist, in alle Welt verbreitet, zur günstigsten Zeit. Und in einem Sohne des venetischen Berglandes, dessen Jugend und erste Thätigkeit noch der alten Dominante angehört, erreichte die Modekunst des grăcisirenden Empire ihren Gipfel. Schließen wir unsre Ueberschau mit diesem Künstler, der uns Wienern so wohl vertraut ist und auf dem noch immer ein Hauch altvenezianischen heitern Formgefühls liegt, der ihn noch heute in seinen besten Schopfungen liebenswürdig erscheinen läßt: Antonio Canova. Venedigs Rolle in der Geschichte der alten Kunst ist damit zu Ende, wie diese selbst, die zu ihrem Ausgangspunkte zurückkehrt. Aber dieser letzte Venezianer hat eben darum kunstgeschichtlich eine ganz besondere Bedeutung. Dies Volk der Veneter, schon durch seine alt illyrische Abkunft Griechenland näher stehend als irgend ein anderer Stamm Italiens, war durch seine ganze Geschichte hindurch mit dem griechischen Osten, auch in dessen später byzantinischer Gestaltung, innig verbunden. Das typische Gepräge in Kunst und Leben, das den Orient von altersher, in der theodosianischen Reichstheilung und im Schisma sich deutlich manifestirend, vom Abendlande trennt und im alten Hellas seinen wundersamen Höhepunkt erreicht hat, es liegt wie ein goldener Schimmer auch über seinen Schöpfungen, während der westliche Individualismus in dem andern Kunstvolke Italiens, den Toscanern, in Alterthum und Neuzeit seine ersten energischen Vertreter gefunden hat. Auch da ist Venedig ein Grenz- und Uebergangsland, so national eigenthümlich und sonder gleichen wie das amphibische Gebilde der alten Schifferrepublik überhaupt. Und so ist hier am Schlusse des Mittelalters bereits der Versuch gelungen, modernes Leben in antike Formen zu gießen.[1]) Hören wir schon von dem Paduaner Squarcione, dem Lehrer Mantegna's, daß er Griechenland bereist hat und in seiner schülerreichen Werkstatt eine antike Vorbildersammlung in Originalen und Abgüssen besaß, so tritt gegen Ende desselben Quattrocento in den Werken eines venezianischen Plastikers, des Antonio Lombardi, der Einfluß griechischer Reliefsculptur zum erstenmale deutlich hervor. Und so ist es charakteristisch, daß wiederum ein Veneter an der Spitze jenes napoleonischen Empire steht, das man ebensowohl als die letzte Phase der alten Kunst, wie als die erste Aeußerung der modernen, nach den verschiedensten Vorbildern haschenden Kunst des 19. Jahrhunderts bezeichnen kann und in dem die griechische Antike zum erstenmal wirklich copirt wird, wie dann später die Gothik und die verschiedenen Stile fast in ihrer historischen Aufeinanderfolge; bis endlich eine ganz selbständig und unabhängig entwickelte Kunst, die gleichwohl schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts gelegentlich auf Europa gewirkt hatte, die Kunst Japans, uns, an unsrer historischen Vergangenheit vorbei, die Wege zeigte, auf denen wir uns selbst wiedergefunden haben.

---

1) Als ein historisches Curiosum, rührend durch seine Naivetät, erwähne ich eine Petition, welche der Patricier Gio. Bembo 1814 — gelegentlich der durch den Wiener Congreß erweckten Hoffnungen — an König Ludwig XVIII. von Frankreich (!) gerichtet hat um die Wiederherstellung der venezianischen Republik. (Publ. von Co. Manalesso-Ferro, Verona 1896.) Mit welch ironischem Lächeln mag Talleyrand dieses Gesuch des weltunkundigen Büchermenschen beiseite gelegt haben!

2) Durch Ant. Maria Zanetti's, des Verfassers der Pittura Veneziana, Bemühungen wurde der Holzschnitt, besonders in chiaroscuro, wieder zu neuem Leben erweckt.

1) In den merkwürdigen Medaillen der Carrareser auf die Einnahme von Padua 1390, die wahrscheinlich von venezianischen Künstlern, den Sesto, ausgeführt worden sind.

Eine Schillerrenaissance.[1])

Fast sieht es so aus, als gingen wir einer Schillerrenaissance entgegen. Die Schriften, die sich mit seinem Leben und Dichten beschäftigen, mehren sich; nach der langen Stille, welche der allgemeine Goethecultus für Schiller zur

1) Schillers Frauengestalten von Julius Burggraf. Stuttgart, Carl Krabbe 1897.

Folge hatte, ein beachtenswerthes Symptom der Zeit. Im letzten Jahre sind drei Bücher erschienen: Schillers Mutter, Schillers Gattin und nun die oben genannten Schillers Frauengestalten. Man kommt vom unmittelbaren Leben der Gegenwart wieder zu ihm; nur Pedanten würden über diese Beschäftigung mit den Frauengestalten aus Schillers Lebenssphäre und Dichtung lächeln. Es ist für die Wissenschaft nichts heilsamer, als wenn sie sich von der Gegenwart anregen läßt. Dabei ziehen beide ihre Vortheile: die Forschung und die Gegenwart. Die moderne Frauenbewegung hat so tiefe Wirkungen zur Folge, daß man sich ihnen gar nicht mehr entziehen kann. Sie zwingt jedermann zur Auseinandersetzung, und Biographien hervorragender Frauengestalten aus dem Kreis des nationalen Lieblingsdichters nützen nach beiden Seiten hin: sie fördern und klären das Wissen vom Weibe und sie bringen auch das Wissen von Schiller wieder ins Leben, das sich im Kreis der Gebildeten viel mehr verflüchtigte, als man glauben möchte. Und diese Beschäftigung mit Schiller — dem Manne par excellence — kann nicht heilsam und fruchtbar genug empfunden werden. Man hat sich das letzte Halbjahrhundert immer darin gefallen, gegen den Künstler Schiller zu kämpfen: gegen den Rhetoriker, gegen den Idealisten. Der Kampf nahm nicht erst mit Otto Ludwig den Anfang, sondern auch schon mit Grillparzer; nur schrieb dieser nicht direct Polemiken gegen Schiller, den höchst verehrten Dichter seiner Jugend. Aber den vollen Sieg des Realismus erfocht allerdings erst Otto Ludwig mit seinen Shakespearestudien. Eine Rückkehr zum Geschmack der declamatorischen Jambentragödie ist, trotz des preisgekrönten Wildenbruch, nun nicht mehr zu befürchten. Allein der künstlerische Realismus ist unter den schwächlichen Händen der sentimentalen Modernen zur unfruchtbaren Decadence ausgeartet. Weil sie vom Realismus erzogen worden sind, können sie über das unmittelbar Beobachtete nicht hinauskommen; weil sie schwächlich und unkräftig, thatlos sind, versinken sie in eine weichliche Mystik oder in einen Cultus der Nerven, der das Gift ohnmächtiger und impotenter Sentimentalität in die breiten Massen trägt. Dagegen muß eine Reaction kommen. Dieser Zustand ist für die Länge unerträglich, ja widerlich. Es kommt bei diesem Selbstbelauschen, in das der subjectiv gewordene Realismus gerathen ist, doch schließlich gar nichts als öde Langeweile heraus. Eine wahrhaft entnervende Richtung. Und zu einer Reaction drängt es auch von der anderen Seite, der des wirklichen Lebens. Alles drängt zur Zukunft hin, nach neuen Idealen oder nach Verwirklichung gewisser Ideale. Die jungen Dichter unsrer Zeit, die noch, wie Gerhart Hauptmann, mit einem im Realismus oder Naturalismus erzogenen Gewissen schaffen, haben diesem Trieb der Zeit in tragischen oder doch tragisch anmuthenden Werken Ausdruck gegeben, welche den Zwiespalt zwischen Wollen und Können darstellen. Es sind halbe Idealisten, sie haben, sei's nicht die Kraft, sei's nicht den Muth, ganze Idealisten zu sein. Es spielt auch die materialistische Weltanschauung dieser Dichter dabei mit, oder der in ihrer modernen Erziehung gelegene Mangel an philosophischer Bildung. — Und doch drängt alles zu einer Philosophie hin; mit dem flachen bischen Empirie, oder mit dem naiven künstlerischen Gefühl allein als Leitstern kann es so nicht weiter gehen. Auch dies drängt zu Schiller, nicht allein dem Menschen und Dichter, sondern vor allem dem Aesthetiker hin. Hier und dort flackert schon das Bewußtsein auf, daß „Schönheit" allein der höchste Zweck der Kunst sein kann. Und man fragt nach der Schönheit und greift zu Schiller, denn in seinen Schriften findet man Antwort.

Doch wir wollten nur eine Anzeige des oben genannten Burggraf'schen Buches schreiben und kehren deßhalb dahin zurück. Es leistet viel mehr, als es nach seinem Titel verspricht. Man hat kein rechtes Vertrauen mehr in solche Bücher, welche die Frauengestalten aus einem Dichterleben herausheben und schildern. Es pflegen gemeiniglich Salonwerke zu sein, deren Illustrationen man blätternd betrachtet, deren Text man aber fein ungelesen läßt. Burggrafs Buch enthält keine einzige Illustration, der ungefähr fünfhundert Seiten starke Band will gelesen werden; er ist nichts weniger als ein Salonwerk. In der Form einer Charakteristik der der Reihe nach in Schillers Leben und Dichtung erscheinenden Frauengestalten erzählt Burggraf so ziemlich die ganze Lebensgeschichte Schillers, streift er auch viele der Männercharaktere, die hineingespielt haben, und weist vor allem nach, von welcher Wirkung alle diese Frauen auf Schillers Person und Dichtung geworden sind. Das Ganze ist eine auf ausgedehnter Kenntniß der dazu gehörigen Literatur beruhende Darstellung, die aber werthvoll erst durch die geistvolle Psychologie wird, mit der Burggraf seinen Stoff durchdringt und die Spuren des weiblichen Verkehrs in Schillers Dichtung verfolgt. Gleich das erste Capitel, worin Burggraf das Bild der arbeitsamen Mutter Schillers so recht im Contrast zur Frau Rath Goethe zeichnet und in der Rastlosigkeit dieser Frau die Energie ihres Sohnes vorgebildet erkennt, ist ein Prachtstück. Schillers Schwester Christophine wird als Gegenbild zu Goethe's unglücklicher Schwester gezeichnet, dann folgen die Freundinnen und Gönnerinnen des flüchtigen Regimentsarztes, so Charlotte v. Kalb; endlich im Mittelpunkt des Buches stehen die Schwestern v. Lengefeld. — Es soll an dieser Stelle nicht der Inhalt des Burggraf'schen Buches wiederholt, noch die eigenthümlichen Auffassungen, die der Autor von einzelnen Persönlichkeiten (zumal von Charlotte v. Kalb im Gegensatz zu Stahr und Palleske) vorträgt, des näheren hervorgehoben, sondern nur im allgemeinen darauf als eine werthvolle Erscheinung hingewiesen werden. Bei aller Rücksichtnahme, zu der sich Burggraf auf sein weibliches Publicum verpflichtet fühlte, geht er in seiner Frauenpsychologie doch nicht von conventionellen Vorurtheilen aus, wenn er sich auch an kritischen Stellen mehr der Andeutungen als rückhaltloser Rede bedient. Im Grunde ist sein Buch auch viel zu schwer fürs sogenannte weibliche Publicum geschrieben; seiner Sprache mangelt es an Leichtigkeit und Flüssigkeit, aber gerade das macht es uns werthvoll, weil es so reich an menschlicher und männlicher Kenntniß des Frauenherzens ist — allerdings nicht im Sinne Strindbergs und seiner Geistesverwandten. Eben darum ist es ja auch geschrieben worden. „Wir betrachten es als ein besonderes Verdienst Schillers, daß er, durch seine Individualität und seinen Umgang dahin geführt, diese Seite (die heroische) des Frauenlebens gesehen und verherrlicht hat," sagt Burggraf im Vorwort, und damit ist sein Standpunkt gegeben. M. Necker.

Mittheilungen und Nachrichten.

Otto Gildemeister, Essays. Herausgegeben von Freunden. Berlin, Wilhelm Hertz. 8°. Bd. I, 1896: 281; Bd. II, 1897: 303 Seiten. — Otto Gildemeister hat sich der deutschen Lesewelt vorzugsweise empfohlen als feinsinniger und gewandter Uebersetzer Byrons, Shakespeare's, Dante's. In seiner engeren Heimath Bremen, der er mit seinen reichen Gaben seit 1859 als Senator, dreimal als Bürgermeister, längere Zeit als Vertreter im Bundesrath gedient hat, durfte man ihn überdies als glücklichen Fest- und Vorlesungsredner, wie als Meister literarischer Kritik und politischer Publizistik aus der „Weser-Zeitung" kennen lernen, der er seit mehr als zehn Lustren nahe stand. Des ebenso ehr- wie liebenswürdigen Mannes Freunde verdienen Dank, daß sie seine zerstreuten Aufsätze und Vorträge — meinetwegen: Essays — gesammelt und dadurch weiteren Kreisen leichter zugänglich gemacht haben; mehr noch er selbst,

daß er die Erlaubniß dazu sich abgewinnen ließ. Ein aufmerksamer, kluger Beobachter seiner Zeit und selten belesener Mann bespricht mit ruhig wägendem Ernst in edler Sprache nicht ohne Humor und milden Spott, wo die Sache dazu angethan, eine Reihe bedeutender Schriftwerke und, von ihnen oder von anderen Zeiterscheinungen angeregt, allerlei wichtige oder doch ansprechende Probleme und Themata. Wo das erfahrene Alter redet, ist es stets gerathen, aufmerksam zu lauschen: und wir finden hier mit wenigen Ausnahmen des zweiten Bandes (Lord Byron 1859, Macaulay 1860, Desdemona 1861, Lady Macbeth 1863) Arbeiten des höheren Lebensalters und der gereiften Lebensansicht. Mehr allgemeiner Art sind die Aufsätze: „Vom Reichthum", „Von Höflichkeit", auch die sprachlich-literarischen: „Der Kampf gegen die Fremdwörter" und „Allerhand Nörgeleien". Gildemeister verwirft allen engherzigen Purismus in Betreff der Fremdwörter, aber dringt ernstlich auf Reinhaltung und, wo sie noth thut, Reinigung der deutschen Sprache. Auch der zweite Essay des ersten Bandes: „Freuden des Lebens", lose angeknüpft an Sir John Lubbocks Buch „The pleasures of life", hält sich in der Sphäre allgemeiner Reflexion. In die theologische Discussion führen andere Abschnitte: „Jesuitenmoral", „Jargon", „Praktisches Christenthum", „Christliches und Unchristliches". Doch waltet nicht das wissenschaftliche Interesse an Religion und Theologie vor; es handelt sich unentschieden um den Grenzrain zwischen Politik und Religion, Nationalökonomie und Theologie. Verfasser ist entschiedener Verfechter der sogenannten classischen Nationalökonomie von Adam Smith und bestreitet den modernen Socialpolitikern das Recht, ohne weiteres die Flagge des praktischen Christenthums sich anzueignen und den Gegnern abzuerkennen. Ausführlicher entwickelt Gildemeister seine volkswirthschaftlichen Ansichten in dem Artikel „Die trostlose Wissenschaft" — lehrreich und lesenswerth, auch wenn man ihm nicht überall zustimmen kann. — Eine andere Reihe von Betrachtungen knüpft an W. Roschers Politik an (1893), die den Bürgermeister der freien Hansestadt offenbar längere Zeit lebhaft beschäftigt hat; sie sind überschrieben: „Roschers Politik", „Moralisches Capitel", „Zur Naturgeschichte des Königthums". In dasselbe Gebiet gehört der einige Jahre ältere Aufsatz: „Politische Tugenden", der als solche Tugenden für gewisse Fälle die sonst übel berufenen Eigenschaften Undankbarkeit und Mißtrauen empfiehlt. Niemand wird gegen das nicht gerade neue Paradoxon streiten wollen; um so mehr ist es schade, daß dieses Stück nicht lieber ausgelassen worden. Seine Tendenz ist offenbar hauptsächlich, das Verhalten der freisinnigen Opposition im Reichstag und Landtag gegen Fürst Bismarck und die Entlassung des ersten Reichskanzlers durch Kaiser Wilhelm II. zu rechtfertigen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Sache einzugehen; aber unter den sonst so ruhig und vornehm gehaltenen Studien nimmt dieser streitbare Seitenhieb sich mein Gefühl nicht gut aus. Freilich hängt dies „Zuviel" innerlich zusammen mit einem Mangel an anderen Stellen. Nirgend, auch wo es noch so nahe zu liegen scheint, klingt helle, reine Freude an den großen nationalen Fortschritten heraus, von denen nun einmal geschichtlich der Name des Fürsten Bismarck nicht zu trennen ist. Allzu Goethisch fürwahr klingt es, wenn wiederholt der Gedanke zum Ausdruck kommt, daß die Worte „national, deutsch, patriotisch wie Wulste und Tressen und Bänder der Schneidermode irgend eine Dürftigkeit der Natur verhüllen". Wer wäre durch schnöden Mißbrauch dieser Goldmünzen nicht schon verletzt und verstimmt worden? Aber darum verlieren sie doch ihren wahren Werth nicht! Mit ungetrübter Freude folgt man dem feinen Kenner französischer und englischer Geschichte, Literatur und Cultur im zweiten Bande, wenn er über Byron, Shakespeare, Macaulay, über den Herzog von St. Simon (nach Gaston Boissier), Napoleon und Taine, Napoléon intime (nach Arthur Lévy), Josephine, Talleyrands Memoiren und Rennes „Lose Blätter" geistreich plaudert. — Eine Perle der Sammlung ist das erste Stück des zweiten Bandes: die Festrede auf den „Bürgermeister Johann Smidt", Gildemeisters berühmten Vorgänger, gehalten an dessen hundertjährigem Geburtstage, 5. November 1873. Das ist ein Wort voll warmer Pietät und echt bremischer Heimathliebe; aber zugleich zeigt es, daß der Redner, wo ihn höherer Schwung über „allerhand Nörgeleien" erhebt, ganz wohl zu würdigen weiß, nicht bloß, was Bremen für Deutschland, sondern auch was das wiedergeborene Deutsche Reich für Bremen wie für alle seine Glieder bedeutet. S.

II. Archäologisches. Bei den Ausgrabungen, die Professor Hilprecht von der Universität in Pennsylvanien in den Ruinen von Nippur in Mesopotamien, 150 englische Meilen südlich von Bagdad, vorgenommen hat, ist man nach dem Bericht des „American Architect" durch tiefe Versuchsgräben bis auf die unterste Culturschicht vorgedrungen, die etwa 100 Fuß unter der durch die späteren Besiedelungen entstandenen Anschüttung des Stadthügels liegt. Diese Schicht wird bis ins 6. Jahrtausend vor Christus zurückdatirt. Es fanden sich Inschriften, deren bisher nicht entzifferte Zeichen die Basisinschriften der sogenannten Keilschrift sind. Außerdem stieß man auf eine als Brücke bezeichnete Construction von zwei Spitzbogen, die man als das älteste bekannte Beispiel des Bogenbaues wird ansehen dürfen. — In der alten Moabiterstadt Madeban jenseit des Jordan ist von dem ehemaligen Professor der theologischen Schule vom heil. Kreuz in Jerusalem Kleophas Kitilides auf dem Fußboden einer in Trümmern liegenden altchristlichen Kirche ein Mosaik aus dem 5. Jahrhundert nach Christus aufgefunden worden, das eine Karte von Palästina, Syrien und Aegypten darstellt. Leider ist der Erhaltungszustand schlecht. Der Plan verzeichnet vor allem die heiligen Orte jener Zeit, Wallfahrtsstätten, Klöster und Kirchen, alles mit Namensbeischriften. Die Grundrisse der Gebäude sind detaillirt angegeben. Ebenso sind bei den Städten die Umfassungsmauern mit Thoren und Thürmen und im Innern die Hauptgebäude verzeichnet. Mit besonderer Sorgfalt ist der Plan von Jerusalem und der Lauf des Nil eingetragen. Das Denkmal verspricht von großer geographischer und geschichtlicher Bedeutung zu werden. — Bei Milet im Heiligthum des Apollon Didymaios werden von den Franzosen Ausgrabungen veranstaltet, deren nächstes Ziel die Freilegung des Tempels ist. Die Arbeiten sind sehr schwierig, weil sich ein Griechendorf über dem Tempel angesiedelt hat und die Verschüttungsschicht sehr tief ist. Bisher ist nach einem Bericht Haussoulliers in der Académie des Inscriptions die eine Seite des Tempels freigelegt worden. Von Einzelfunden werden vor allem Säulencapitelle genannt, in deren Voluten Götterköpfe ausgemeißelt sind. Nach anderweitigen Mittheilungen soll der Oberbau des Tempels erst in römischer Zeit vollendet worden sein, während der Beginn des Baues in die hellenistische Zeit zurückreicht. — In Griechenland ist die Ausgrabungsthätigkeit natürlich völlig ins Stocken gerathen. Von Dörpfelds Grabungen an der Stelle des alten Marktes in Athen haben wir noch nachzuholen, daß der Grundriß des Gebäudes, in dem Dörpfeld die „Königshalle" vermuthet, jetzt völlig klar liegt. Der Bau ist nicht eine eigentliche Halle, sondern ein rechteckiger Saal mit Vorhalle; er hat also Tempelgrundriß. Da der Saal aber Seitenthüren besitzt, was für einen Tempel ganz ungewöhnlich wäre, so hält Dörpfeld zunächst an seiner Deutung auf die Stoa Basileios fest. Entscheidende Kleinfunde sind leider nicht gemacht worden. — Die letzten Grabungen der Archäologischen Gesellschaft am linken Ufer des Ilissos haben zur Aufdeckung der Stätte des ionischen Tempels geführt, der im 16. Jahrhundert noch vollständig erhalten war und als christliche Kirche diente. Im vorigen Jahrhundert haben ihn Stuart und Revett noch aufrecht gesehen und alle wesentlichen Schmucktheile zeichnen können. Im Anfang dieses Jahrhunderts war er so völlig zerstört, daß sogar seine Lage nicht mehr genau bekannt war. Bei den Grabungen hat man einen Theil des christlichen Altares gefunden, ferner Gräber aus nachclassischer Zeit, endlich aber aus griechischer Zeit zahlreiche Bruchstücke von Votivtafeln, aus denen man zu schließen scheint, daß der Tempel ehemals der Demeter geweiht war. — In Eretria auf Euboea hatte die Archäologische Gesellschaft Ausgrabungen in der Nekropole des 6. und 5. Jahrhunderts vor Christus beabsichtigt, die früher schon zahlreiche Terracotten und Vasen, besonders schöne weißgrundige Lekythen mit bunter Bemalung geliefert hatte; doch hat darüber nichts weiter verlautet. — Etwas reichhaltiger sind die archäologischen Nachrichten aus dem Westen. Wichtig für die provinziale römische Bildhauerkunst, die durch den Streit um die Datirung des Monuments von Adamklissi neuerdings in den Vordergrund des Interesses gerückt ist, ist die Auffindung einer Reihe von Reliefplatten mit Darstellungen einer Gigantomachie in Vzendes bei Tours (Ami des Monuments, Heft 57 bis 58). Beim Neubau einer Kirche an einer Stelle, wo bereits der Bischof Eufrochus von Tours im 5. Jahrhundert eine Kirche gebaut hatte, stieß man bei der Fundamentirung auf einen sculpirten Block, dem sich bei systematischer Nachforschung eine Anzahl anderer anreihten. Sie waren anscheinend bei der Erbauung der Kirche des Eufrochus in die Grundmauern genommen und stammen von einem römischen Tempel, der nach einer unvollständig aufgefundenen Inschrift der Minerva und den Kaisern — man den-

Digitized by Google

muthet den Marc Aurel und Lucius Verus — geweiht war. Auch von der Architektur und von Altären sind zahlreiche Reste, zum Theil mit ornamentaler und figürlicher Decoration, zu Tage gekommen. Auf den Reliefplatten, die den Fries des Tempels gebildet haben werden, ist Athena im Kampfe gegen zwei Giganten erkennbar, weiterhin, zur Hälfte zerstört, die Gestalten schlangenfüßiger Gigonten. Die Beschauer fühlten sich naturgemäß sofort an den berühmten Gigantenfries von Pergamon erinnert, obwohl sich dieses neu gefundene, um mehrere Jahrhunderte jüngere und, wie es scheint, schlecht erhaltene Werk an künstlerischer Bedeutung nicht mit ihm messen kann. Die Reliefs sollen nach Tours verbracht werden. — In Villeret bei Beenay, wo im Jahre 1830 von einem Bauer der berühmte Silberschatz, jetzt im Cabinet des Médailles, in Paris gefunden wurde, werden an der Fundstelle systematische Nachgrabungen vorgenommen, da eine Neuherausgabe dieses nur in einzelnen Theilen publicirten Schatzes beabsichtigt wird. Der Gedanke dieser Publication ist auf das lebhafteste zu begrüßen, da durch die neuen Silberfunde von Boscoreale und Tarent unsre Kenntniß der antiken Toreutik eine ungeahnte Erweiterung erfahren hat und durch sie auch auf das schon länger bekannte Material neues Licht fällt. Sehr zu wünschen wäre daher auch, daß der Silberfund von Hildesheim in Berlin, an dem augenblicklich Restaurirungs- und Conservirungsarbeiten vorgenommen werden, endlich einmal eine seiner Bedeutung entsprechende Publication erführe. Die Silbergefäße und -geräthe von Berany stammen, wie aus Inschriften an einigen der Stücke hervorgeht, aus einem Heiligthum des Mercurius Cunetas oder Cantanensis. An der Fundstelle hat man nun zahlreiche Fundamente und Mauern freigelegt, an denen man zwei Bauperioden zu unterscheiden glaubt und die man für zwei benachbarte Tempel erklärt, von denen der eine dem Mercur und der andere vermuthlich einer weiblichen Gottheit geweiht war. In der Nähe befinden sich Substructionen von einem großen öffentlichen Gebäude; in einem Brunnen fand man kleinere Gegenstände aus römischer Zeit. Auch in der weiteren Umgebung sind die Reste römischer Bauanlagen zahlreich und eine römische Straße führt in der Nähe von Villeret vorbei. Demnach muß der Ort im Alterthum von ziemlicher Bedeutung gewesen sein. — Im römischen Afrika machen die Ausgrabungen in Timgad in Algier, dem alten Thamugadi, einer von Trajan gegründeten Stadt, gute Fortschritte, so daß nur noch wenige Campagnen nöthig sein werden, um das Stadtbild dieses afrikanischen Pompeji freizulegen. Nachdem das Capitol, eine große Thermenanlage, der Markt, das Forum und das Theater schon längere Zeit bekannt sind, richtet sich die Ausgrabungsthätigkeit jetzt vorwiegend auf die Stadtviertel mit Privathäusern, in denen im letzten Jahre vier Straßen mit zehn regelmäßig nebeneinander gelegten Häuserblocks, sogenannte insulae, aufgedeckt wurden. Eines dieser Gebäude erwies sich als eine weitere Badanlage, in der ein Mosaik mit Medaillons der vier Jahreszeiten, eine Kinderfigur mit einer Urne auf der Schulter u. a. gefunden wurde. Auch in den Privathäusern fehlte es nicht an den üblichen Kleinfunden von Gegenständen des täglichen Gebrauchs. — Ein wichtiger Inschriftenfund, von dem R. Cagnat in der Pariser Akademie Mittheilung gemacht hat, ist aus der Nähe von Testane in Tunis zu verzeichnen. Auf einem großen Steinwürfel, der in das Museum des Bardo nach Tunis geschafft worden ist, steht auf vier Seiten das Reglement einer großen Domäne, der Villa magna Variani. Es enthält Vorschriften über den Anbau der Oliven- und Feigenbäume, namentlich aber über die Lohnverhältnisse zwischen den Eigenthümern und den Arbeitern. Zwei ähnliche Inschriften waren bereits früher aus Tunis bekannt, die eine eine Beschwerde kaiserlicher Pachtbauern und den Bescheid des Kaisers Commodus an die Domänenverwalter, daß die Mißbräuche abzustellen seien, die andere eine Verordnung Kaiser Hadrians über die rationellere Ausnutzung unbebauten Landes. — Endlich ist bei dem Cap Matifou, östlich von Algier, in der Nähe des Fischerdorfes Lapérouse eine Nekropole aufgefunden, die durch Münzfunde in das zweite Jahrhundert n. Chr. datirt wird. Sie liegt an der Stelle des alten Rusguniae. Es kamen beim Umpflügen eines Ackers an 60 Grabplatten aus Sandstein zu Tage, die zum Theil mit sehr rohlichen und bald barbarischen Sculpturen geschmückt sind. Dargestellt sind meistens stehende Personen, die einen Kranz, Trauben oder dgl. in der Hand tragen und Bilder der Verstorbenen sein sollen. Einer derselben ist der Name C. Valerius Donatus beigeschrieben; zweimal sind auch Reiter mit wehenden Mänteln in höchst ungeschickter Ausführung auf die Grabsteine gesetzt. — Zum Schlusse sei der Auffindung eines Mithras-Heiligthums in Kaoxica in der Herzegowina gedacht, das durch seine gute Erhaltung interessant zu werden verspricht. Ungewöhnlich ist, daß das Relief, das als hauptsächlicher Gegenstand der Verehrung in dem Cultraume dieser Heiligthümer aufgestellt zu sein pflegt, in diesem Falle auf beiden Seiten Sculpturenschmuck trägt, so daß sich die Gläubigen ihm von zwei Seiten nahen konnten. Die Vorderseite mit der Weihinschrift trägt die übliche Darstellung des Mithras, wie er den Stier opfert, die Rückseite zeigt ein „Opfermahl". Für das Verbreitungsgebiet dieses orientalischen Cultus ist der Fund insofern interessant, als er das erste Mithras-Denkmal auf der Balkanhalbinsel ist.

* Breslau. Der Privatdocent der pathologischen Anatomie Dr. Eduard Kaufmann ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* London. Dr. Karl Blind ist zum Präsidenten des Viking Clubs der „Orkney, Shetland and Northern Society" erwählt worden. Karl Blind beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit Literatur, Sage und Mythologie von Nordeuropa. Die Gesellschaft befaßt sich mit dem Studium des Lebens und Treibens der Vikinger in ihrem eigenen Lande sowohl, wie in den Ländern, wo sie sich ansässig machten.

* Paris. Endlich wendet man jetzt auch hier den alten Römerstraßen größere Aufmerksamkeit zu. Sowohl der Pariser Gemeinderath und dessen Straßenbauamt, als der Generalrath des Seinedepartements haben ihre Ingenieure in dieser Hinsicht genau angewiesen. Dieser setzte sogar eine Geldsumme für Ausgrabungen aus. Den Gemeinderath hat hiezu ein Straßenbau in Paris veranlaßt, nämlich die Tieferlegung der Rue St. Jacques auf dem linken Ufer der Seine zwischen der Universität und dem Louis-le-Grand-Gymnasium. An jener Stelle wird die alte Römerstraße vermuthet, die von der Lutetia Parisiorum nach Mittelfrankreich führte. Man hofft bei den Bauten auf ihre Spur zu stoßen. Ebenso soll der Auffindung der sogenannten Straße Julius Cäsars besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, die durch die Pariser Saint-Martin-Vorstadt nach Senlis und Nordost-Frankreich führte. Der Seinepräfect hat eine Commission eingesetzt, die mit der Nachforschung nach den alten Römerstraßen betraut ist. An ihrer Spitze steht der bekannte Conservator des Louvre-Museums, Héron de Villefosse; mehrere Mitglieder des Instituts, der Director des Carnavalet-Museums, Leroy, und eine Anzahl von Ingenieuren zählen zu ihren Mitgliedern.

* Kopenhagen. Die Universität beabsichtigt, einen Antrag auf Ernennung des Kritikers Georg Brandes zum ordentlichen Professor für allgemeine Literaturgeschichte zu stellen.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Zum Entwurf des neuen Auswanderungsgesetzes. Hamburg, Verlagsanstalt A. G. 1897. — Gerhard v. Schultze-Gaevernitz: Carlyle. 2. Aufl. (Geisteshelden, hggb. von Ant. Bettelheim, Bd. 6). Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1897. — F. W. Kurding: Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. Lfg. 1 und 2. Steglitz bei Berlin, Selbstverlag 1897. — Dr. Max Runge: Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität. 2. Aufl. Berlin, Jul. Springer 1897. — Mathematische und naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn, redigirt von J. Fröhlich. Bd. XIII. 2. Hälfte. Berlin, R. Friedländer u. S., Budapest, Friedrich Kilian 1897. — Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. N. F. 27. Bd. 2. Heft. Hermannstadt, Franz Michaelis (Comm.) 1897. — Oberst a. D. ...: Die Offiziers-Pensionirungen im deutschen Heere. Stuttgart, Robert Lutz 1897. — Schwabe: Die Betriebsverhältnisse des Deutsch-Südwestafrikanischen Schutzgebietes. Berlin, R. Eisenschmidt 1897. — A. Beenstein: Naturwissenschaftliche Volksbücher. 5. Aufl. Durchgesehen und verbessert von H. Potonié und R. Heanig. Illustrirt. Berlin, Ferd. Dümmler 1897. — Lieder- und Handbuch der Ansichtskarten- und Liebigbildersammler. Halle a. S., Selmar Cunéus. — König Wilhelm auf seinem Kriegszuge in Frankreich 1870. Von Mainz bis Sedan, hggb. vom Gr. Generalstabe (Kriegsgeschichtl. Einzelschriften 39. Heft). Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1897. — Ludwig Beer: Die Brandschäden in Bayern und die Verminderung der Feuersgefahren durch allgemeine Einführung des elektrischen Lichts. München 1897. — Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, begr. von L. Quidde. N. F. Hggb. von Gerhard Seeliger. 1. Jahrg. 1896/97. Vierteljahrsheft 4 und Monatsblätter 11/12. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 14. Mai. Nummer 108.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrkohlenrevier. I. Von T. Kellen. — Dresdner Ausstellungsbriefe: II. Ausstattung. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrkohlenrevier.

Von T. Kellen (Essen a. d. Ruhr).

I.

In der letzten Zeit hat sich wieder eine lebhafte Bewegung unter den Bergarbeitern des Ruhrkohlenreviers bemerkbar gemacht, und es fehlt nicht an Stimmen, die darauf hinweisen, daß diese Bewegung derjenigen ähnelt, die 1889 zu dem Ausbruch des großen Bergarbeiterstrikes geführt hat. Eine Schilderung der Lage der Bergarbeiter dürfte deßhalb gerade jetzt von Interesse sein. Wir wollen im Nachfolgenden, zum Theil gestützt auf die amtlichen Statistiken, ein Bild von der wirthschaftlichen Lage im Ruhrkohlenrevier entwerfen. Die Productions- und Absatzverhältnisse der Zechen, die Organisation der Zechenbesitzer u. s. w. sollen nur insoweit erörtert werden, als dieses zur Behandlung unsres Themas nothwendig ist.

Es ist zur Genüge bekannt, daß der Steinkohlenbergbau im rheinisch-westfälischen Becken sich jetzt eines gewaltigen Aufschwungs zu erfreuen hat. Die Förderung ist in den letzten Jahren außerordentlich gestiegen, die Zahl der Bergarbeiter hat stetig zugenommen, und der Preis der Kohlen ist durch die Gründung des Kohlensyndikats in Essen, das die Mehrzahl der Zechen umfaßt, bedeutend erhöht worden. Das im Bergbau angelegte Capital erzielt jetzt, nachdem es zum Theil Jahre lang ertraglos war, eine ansehnliche Verzinsung, und deßhalb ist in der letzten Zeit die Frage aufgeworfen worden, ob auch die Arbeiter aus der günstigen Geschäftslage entsprechenden Nutzen ziehen. Eine geringe Erhöhung der Löhne ist auf einzelnen Zechen erfolgt, und infolge der gesteigerten Production und des rascheren Absatzes verdienen die Arbeiter auch thatsächlich mehr als früher. Die Bergarbeiter behaupten, dieses sei hauptsächlich den zahlreichen Ueberschichten zuzuschreiben, denn die Schichtlohnsätze und Gedinge (Accordsätze) seien nicht erhöht worden. Bevor wir die Lohnfrage untersuchen, sind einige Mittheilungen über die Verhältnisse im rheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbau vorauszuschicken.

Das rheinisch-westfälische Kohlenbecken, das gewöhnlich kurzweg Ruhrkohlenrevier genannt wird, reicht von Dortmund ab westlich bis Oberhausen, Duisburg, Ruhrort, also bis zum Rhein, durchzieht nach Süden die Bezirke von Essen, Steele, Bochum, Witten und darüber hinaus, während die Ausdehnung nach Osten und Norden noch nicht genau bekannt ist. Die flötzführenden Schichten des Steinkohlengebirges treten an der Ruhr südlich einer von Mülheim (Ruhr) über Essen, Bochum, Hörde und von dort noch ungefähr 15 km in gleicher Richtung weiter bis in die Nähe von Unna verlaufenden Linie auf einem 532 qkm umfassenden Gebiete zu Tage. Die nördlichsten Punkte, an denen gegenwärtig unter 300 bis 400 m Kreidebedeckung Bergbau stattfindet, liegen bei Hamborn, Gladbeck, Recklinghausen, Camen und Unna. Durch Tiefbohrungen ist das Steinkohlengebirge bis Dinslaken, ferner bis einige Kilometer nördlich von Recklinghausen und von Lünen und weiter im Lippethal bis über Hamm hinaus nachgewiesen und daher unter der Bedeckung durch Kreideschichten auf einem Flächenraum von 1391 qkm, im ganzen also, theils zu Tage ausgehend, theils von Kreideschichten überlagert, auf einem etwa 2000 qkm bedeckenden Gebiete bekannt.[1])

Es ist schon wiederholt versucht worden, den Kohlenreichthum des Ruhrbeckens zu schätzen, und mit der wachsenden Ausdehnung der Aufschlüsse haben sich immer größere Zahlen ergeben. So wurde im Jahre 1846 der Kohlenreichthum des Beckens auf 11.1 Milliarden Tonnen, im Jahre 1858 schon auf 35 Milliarden, im Jahre 1860 auf 39 Milliarden, im Jahre 1883 sogar auf über 50 Milliarden Tonnen geschätzt. Die Ermittelungen, die von dem Oberbergamt zu Dortmund Ende 1890 über die in den einzelnen Bergrevieren anstehenden Kohlenvorräthe angestellt wurden und die sich auf die Aufschlüsse auf den einzelnen Gruben gründen, haben ergeben, daß rund 30 Milliarden Tonnen Steinkohlen anstanden. Ist nun der überhaupt vorhandene Vorrath an Steinkohlen nicht größer als rund 30 Milliarden Tonnen, so kann derselbe die Förderung des Jahres 1891 zwar noch 808 Jahre liefern, wird aber, wenn, wie dies in den letzten Jahrzehnten der Fall gewesen ist, die Förderung beständig zunimmt, weit eher erschöpft sein. Man nimmt an, daß die Förderung im Jahre 1940 mit rund 62 Millionen Tonnen ihr Maximum erreicht haben und sich bis zum Herannahen der Erschöpfung auf dieser Höhe halten wird. Alsdann würden die im Jahre 1940 vorhandenen Kohlenvorräthe die Jahresförderung von 62 Millionen noch 445 Jahre oder von heute ab noch rund 500 Jahre aushalten können.

Die Kohlenvorräthe im südlichen Theile sind jetzt allmählich erschöpft. Die Kohle an der Ruhr, die nur in geringer Mächtigkeit vorhanden war, konnte man wohl ohne große Mühe zu Tage fördern, weil sie dicht unter der Erdoberfläche lagerte, doch je mehr man nach Norden zu drang, desto mächtiger wurden die Flötze, die durchschnittlich 5 bis 8 Fuß Durchmesser haben. Nach dem Norden zu wird die Gewinnung der Kohle durch ihre bedeutende Tiefe allerdings auch immer schwieriger. In der heutigen Zeit, in der die Technik einen früher nie geahnten Aufschwung genommen hat, wird es wohl gelingen, durch Vervollkommnung der maschinellen Einrichtungen auch die Steinkohlenlagerungen, die bis jetzt nicht in Angriff genommen werden konnten, zu erschließen. Man ist schon jetzt bestrebt, die enorme Höhe der Betriebskosten, die durch die immer mehr

[1]) Wie R. Nasse, die Kohlenvorräthe der europäischen Staaten, mittheilt, ist der Flächeninhalt der in Belgien verliehenen Felder auf 1340 qkm, derjenige der Kohlenfelder der Vereinigten Staaten von Nordamerika auf rund 569,000 qkm berechnet.

zunehmenden Teufen bedingt wird, dadurch nach Möglichkeit einzuschränken, daß man Anlagen mit möglichst großer Productionsfähigkeit schafft und dabei auf alles Bedacht nimmt, was die Selbstkosten verringern kann. So ist es zur Anwendung von Betriebsmaschinen gekommen, die durch ökonomischen Betrieb eine Verringerung des Selbstverbrauchs an Kohlen gestatten. Dieser Selbstverbrauch ist zu einem sehr wichtigen Factor für die Selbstkostenberechnung geworden. Einmal hat sich derselbe mit der zunehmenden Teufe der Förderung vermehrt, zum andern hat auch die zum Heizen der Kessel auf den Zechen verwendete Kohle infolge der neuen Einrichtungen für Sieberei und Wäsche einen erhöhten Werth gewonnen und die Nutzbarmachung der Abgase aus den Cokesöfen für die Dampferzeugung in Folge der Gewinnung von Nebenproducten aus diesen Gasen abgenommen. Das Bestreben nach Verringerung der Betriebskosten ist um so lebhafter, je heftiger der Wettbewerb in der Industrie sich gestaltet. Deßhalb gibt man sich nicht allein mit dem zufrieden, was die Dampfmaschine leistet, sondern man trachtet auch danach, die werthvollen Schätze, die die Natur gewährt hat, nutzbringend zu verwerthen und besonders die Elektricität neuerdings auch in den Dienst des Bergbaues zu stellen. Elektrische Förderhaspel und Aufzüge sind an einfallenden Strecken, an blinden Schächten und Aufbereitungsanstalten schon mehrfach in Betrieb.

Die gewaltige Steigerung des Absatzes hatte, wie bei der Eisenindustrie, vielfach einen Mangel an Arbeitskräften zur Folge. Im Winter ist die Belegschaft immer stärker, weil viele Arbeiter, die im Sommer mit Feld-, Maurerarbeit u. s. w. beschäftigt sind, im Winter auf den Zechen um Arbeit nachsuchen.

Die Hauptstädte der Ruhrkohlenindustrie sind Essen, Dortmund und Bochum, die sich unter dem Zeichen von Eisen und Kohle zu hoher Bedeutung entwickelten. In dem Gebiete der Großindustrie, das sich von Dortmund bis Essen hinzieht, reiht sich Kohlenzeche an Kohlenzeche. Immer weiter und tiefer schreitet die Ausbeutung dieser größten Kohlenablagerung des Festlandes nach dem Norden und Osten zu. Schier endlose Lastzüge, die der Volksmund Industrieschlangen nennt, befördern die Kohlen ins Land, und weiter tragen sie die Schiffe. Duisburg mit seiner gewaltigen Hafenanlage, einer der größten des Rheins, nimmt die Kohlen auf, ebenso die Industrie- und Hafenstadt Ruhrort. Auch die Ruhrstadt Mülheim führt die schwarzen Diamanten dem Vater Rhein zu.

Ueber die Bewegung des Bergbaues schreibt Dr. Reismann (Grone): „Der Bergbau überschreitet die Emscher [1]) und nähert sich mit raschen Schritten der Lippe, welche östlich mit der Zeche Monopol bei Camen erreicht wird, während westlich die Zechen Schlägel und Eisen und General Blumenthal ihr bis auf 2 Meilen nahe rücken. In den Städten Recklinghausen, Gelsenkirchen, Schalke strömt rasch eine große Arbeitermenge zusammen und schafft Gemeinden von 30,000 und mehr Seelen. Das heutige Centrum der Bergwerksindustrie liegt allerdings noch südlich der Emscher, aber es ist in einem fortwährenden Vorwärtsrücken nach Norden begriffen, wobei der Bergbau zu größeren Tiefen übergeht, während gleichzeitig der Bergbau an der Ruhr im Absterben begriffen ist, so daß die Bezeichnung der im Oberbergamtsbezirk Dortmund geförderten Kohlen als „Ruhrkohlen", als nicht mehr den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend, verworfen werden muß. Wie weit diese Bewegung gehen wird, läßt sich nicht bestimmen. Einem vorausseyenden Blick in die Zukunft erscheinen jedoch schon heute die Städte Wesel und Hamm als die Flügel der späteren Kohlenbergbauindustrie und als diejenigen Städte, welche nach Generationen die Rolle spielen werden, welche heute Dortmund und Ruhrort darstellen, während Dorsten, Halteru, Recklinghausen und Lünen später jene großen Industriecentren abgeben werden wie heute Mülheim, Essen, Bochum und Gelsenkirchen."

In den letzten Jahren ist unter den Bergbautreibenden des Ruhrbezirks immer mehr das Bestreben zu Tage getreten, die Zersplitterung des Kohlenbergbaues durch Vereinigung mehrerer Zechen unter einer Gesellschaft (Consolidation) zu beseitigen. Dadurch verminderte sich die Zahl der Gesellschaften von 299 im Jahre 1857 auf 175 im Jahre 1891. So entstanden große Bergwerksactiengesellschaften mit riesigen Grundcapitalien, von denen die bedeutendsten die Harpener Bergbauactiengesellschaft, die Gelsenkirchner Bergwerksactiengesellschaft, die Gesellschaft Hibernia, die Arenbergische Actiengesellschaft und die Gesellschaft Consolidation sind. Diese 5 Gesellschaften haben sämmtlich eine Jahresförderung von mehr als einer Million Tonnen und wiesen 1895 zusammen eine Jahresproduction von 11½ Millionen Tonnen, d. h. mehr als den vierten Theil der Gesammterzeugung sämmtlicher Zechen des Bezirks, auf. Die vom Kohlensyndikat bewilligte Jahresförderung betrug nämlich bei der Harpener Gesellschaft 3,465,988, bei der Gelsenkirchener 3,455,753, bei Hibernia 2,034,195, bei der Arenbergischen Gesellschaft 1,233,916 und bei Consolidation 1,160,578 Tonnen. Actiengesellschaften, welche mehr als 500,000 Tonnen fördern, gibt es neun mit zusammen 6,150,579 Tonnen Betheiligung. Die bedeutendsten derselben sind: Dahlbusch mit 970,000, König Wilhelm mit 800,000, Pluto mit 757,146, Dannenbaum mit 727,641, Concordia mit 713,097 und die Kölner Bergwerksgesellschaft mit 664,438 Tonnen Jahresbetheiligung. Die übrigen 3 Gesellschaften haben je rund 500,000 Tonnen aufzuweisen. Neben diesen großen Actiengesellschaften bestehen noch 9 Gewerkschaften, welche mehr als 500,000 Tonnen Jahresbetheiligung haben. Diese 23 Actiengesellschaften und Gewerkschaften repräsentiren zusammen eine Betheiligungsziffer von rund 24 Millionen Tonnen, während die Gesammtbetheiligung sämmtlicher 95 Bergbauunternehmungen des Bezirks 41,631,243.5 Tonnen für das Jahr 1895 betrug. Sechs Zechen blieben mit ihrer Betheitigung unter 100,000 Tonnen; dieselben erzeugen ausschließlich Magerkohlen. Neuerdings tritt auch unter den zahlreichen kleineren Zechen das Bestreben hervor, durch Consolidationen größere Gewerkschaften zu bilden, um die Ausbeutung der zum großen Theil noch unverritzt anstehenden Grubenfelder mit größerem Nachdruck und Gewinn vornehmen zu können.

Wie die Steinkohlenförderung im Bezirke des königl. Oberbergamts Dortmund gestiegen ist, sieht man aus folgenden Zahlen. Die Förderung betrug:

1737 . .	20,724 Tonnen	1860 . .	4,366,000 Tonnen
1800 . .	177,082 „	1870 . .	12,219,432 „
1840 . .	993,108 „	1880 . .	22,364,311 „
1850 . .	1,694,208 „	1890 . .	35,517,083 „

1895 betrug die Production 41,145,745 Tonnen gegen 40,613,073 Tonnen im Jahre vorher. Die Gesammtzahl der Arbeiter belief sich auf 154,689 gegen 152,650. Ueber das Jahr 1896 geben folgende Zahlen Auskunft: Betriebene Werke 162, Förderung 44,893,304 Tonnen, Absatz 44,888,227 Tonnen, Arbeiterzahl 161,678. Die Förderung und die Arbeiterzahl ist natürlich im Sommer schwächer als in den übrigen Jahreszeiten. So betrug die Förderung 1896 im 1. Vierteljahr 11,025,247, im 2. 10,429,628, im 3. 11,605,016, im 4. 11,833.43; die Arbeiterzahl im 1. Quartal 159,826, im 2. 158,336, im 3. 161,583, im 4. 166,965.

[1]) Ein Flüßchen, das in einer Entfernung von 10 bis 20 km der Ruhr parallel läuft und nördlich von Ruhrort bis Alsum in den Rhein fällt.

Mitte dieses Jahrhunderts hat der Bergbau im Ruhrkohlenrevier wiederholt schwere Zeiten durchgemacht. Einen starken Rückgang erlebte er 1859, wo in Folge von Handelsstockungen mehrere Zechen zum Erliegen kamen und auch die übrigen für ihre Producte wenig Absatz fanden. 1864 und 1865 stellte sich zwar in Folge der Einführung eines neuen Berggesetzes und billigerer Frachten eine geringe Besserung ein, der aber bald mit Zunahme der Gewißheit kriegerischer Verwickelungen ein neuer Rückschlag folgte. Nur schwer regelte sich das Geschäft wieder nach Beendigung des preußisch-österreichischen Krieges 1866. Mit der Besserung, die 1868 und 1869 in den anderen Industriezweigen eintrat, gestaltete sich auch die Lage des Bergbaues wieder erheblich günstiger, indem die Nachfrage nach Kohlen in unerwarteter Weise zunahm und die Preise der Kohlen eine unverhältnißmäßige Höhe erreichten. Der deutsch-französische Krieg wurde dem Bergbau aber wieder nachtheilig, da er demselben die erforderlichen Arbeitskräfte und die Transportmittel für seine Producte entzog. Die Preise der Kohlen und dem entsprechend die Erträgnisse der Werke steigerten sich dadurch in solchem Maße, daß alle Welt sich an den Bergbauunternehmungen zu betheiligen suchte und die Gründungen wie Pilze aus der Erde emporwuchsen. Ungezählte Summen wurden darin angelegt und die Bergwerkswerthe stiegen zu schwindelnder Höhe empor, bis plötzlich im Frühjahr 1873 ein gewaltiger Niedergang erfolgte. Millionen gingen ebenso rasch wieder verloren, wie sie durch den An- und Verkauf von Bergwerkswerthen gewonnen worden waren. Während so die gleichzeitig eingetretene Stockung in allen Zweigen der Industrie viele leichtsinnig gegründete Werke zu Falle brachte, wurden die überlebenden Werke gezwungen, sich möglichst einzuschränken. In den folgenden Jahren fielen die Preise mehr und mehr und das Geschäft ging stetig zurück. Mit geringen Schwankungen blieb der Bergbau bis 1889 in dieser abschüssigen Lage, trotz aller Anstrengungen, die seitens der Werke für Vereinfachung des Betriebes, die Leistungsfähigkeit der Maschinen und Anlagen, die Verminderung der Productions- und Transportkosten gemacht wurden. Erst gegen Ende der achtziger Jahre trat eine Besserung ein, und da die Arbeiter in Folge der erhöhten Rentabilität eine Lohnerhöhung beanspruchten, kam es 1889 zu dem großen Bergarbeiterstrike, jenem gewaltigen Kampfe, aus dem beide Theile schwer geschädigt hervorgingen. Die Blütheperiode hielt dennoch bis 1891 an. Die Ausstände wiederholten sich, jedoch in abschwächendem Maßstabe, in den Jahren 1890, 1891 und 1893; in letzterem Jahre dauerte der Ausstand etwa 15 Tage und umfaßte in den schlimmsten Tagen 21,390 Mann.

Die Zechenbesitzer haben zur Vertheidigung ihrer Interessen, zur Förderung des Absatzes u. s. w. verschiedene Organisationen geschaffen. Zuerst zu erwähnen ist der bergbauliche Verein, dem, soviel bekannt, sämmtliche Zechenbesitzer angehören.

Der Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund ist 1858 gegründet worden. Derselbe schloß sich aus zwei kleineren Vereinen in Essen und Dortmund zusammen und hat seinen Sitz ununterbrochen in Essen gehabt. Sein Zweck ist, die „allgemeinen wirthschaftlichen Interessen des Bergbaues zu suchen und zu vertheidigen". Er beschäftigt sich mit der Verkehrs- und Handelspolitik, Währungsfrage, Steuerverhältnissen, der Tarifpolitik, Eisenbahnen und Canälen, der Arbeiterbewegung u. s. w. Sein Organ ist die Zeitschrift „Glückauf".

Während der bergbauliche Verein nur die allgemeinen wirthschaftlichen Interessen verfolgt, vertritt das Kohlensyndikat die kaufmännischen und finanziellen Interessen der Zechen. Dieses kam, wie folgt, zustande. Als die allmähliche Consolidirung der Bergwerke sich zu langsam vollzog, versuchten die Zechenbesitzer durch Einigung eine Besserung zu erzielen. Langjährige Bemühungen führten Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre zu sogenannten Förderconventionen, die dahin zielten, die Production bis auf den wirklich geforderten Bedarf zu ermäßigen, um dadurch eine Aufbesserung der stetig sinkenden Preise zu erzielen. Als diese Bemühungen nicht zum Ziele führten, entstanden an verschiedenen Orten lose Vereinigungen, durch die sich Gruppen von Zechen einer bestimmten Kohlensorte zu festgesetzten Preisen verpflichtete. Als nach der Hochbewegung von 1889 bis 1891 die Bergwerksindustrie sich wieder weniger rentabel zu gestalten schien, kam man auf die Idee zurück, die losen Vereinbarungen fester zu gestalten. So entstanden die Kohlenverkaufsvereine von Dortmund, Bochum, Essen, Steele und Mülheim, die, jeder für seinen Bezirk, den Verkauf und Vertrieb der Bergwerksproducte aufnahmen; außerdem bestanden noch das Cokessyndikat, der Briquettverkaufsverein und die Gelsenkirchener Flammenkohlenvereinigung. Da die Zechenbesitzer hiermit noch nicht ihre Absicht erreichten, gründeten sie 1892 eine „Gemeinschaft" zwischen den Verkaufsvereinen und den nicht dazu gehörigen Gesellschaften, bis nach langen Bemühungen das Kohlensyndikat gebildet wurde, das den Verkauf fast aller Kohlen des niederrheinisch-westfälischen Kohlenbezirks in die Hand nahm; es hat den Verkauf der Gas-, Gasflammen-, Fett- und Magerkohlen des Oberbergamtsbezirks, während der Verkauf der Cokes nach wie vor durch das Cokessyndikat bewirkt wird.

Am 20. September 1895 ist das Kohlensyndikat auf 10 Jahre festgelegt worden. Es gehören jetzt zum Syndikat die Zechen des Ruhrkohlenreviers mit Ausnahme von Langenbrahm, Westende, Friedlicher Nachbar, einigen kleineren Ruhrzechen und allen Hüttenzechen. Das Syndikat ist eine Vereinigung der Industriellen zur Regelung des Kohlenverkaufs. Das Syndikat regelt dem entsprechend die Production, indem es die Förderung der einzelnen Zechen feststellt; eine Förderung, welche die Abmachung übersteigt, wird mit Conventionalstrafe belegt; bleibt die Förderung unter dem festgesetzten Maße, so wird entsprechende Entschädigung bezahlt. Auch die Preise der Kohlen werden vom Syndikat festgesetzt. Daß die Preise in der neuesten Zeit erhöht worden sind, ist zur Genüge bekannt. Es muß aber bemerkt werden, daß die Steigerung der Kohlenpreise in bedeutendem Umfange erst im April d. J. begonnen hat.

Im Kohlenrevier werden täglich etwa 13,000 Doppelwaggons Kohlen versandt. Was speciell die zum Kohlensyndikat gehörigen Zechen betrifft, so seien hier nur die Zahlen für den Monat Januar 1897 wiedergegeben. Es betrug die rechtmäßige Betheiligung 3,540,452 Tonnen, die Förderung 3,365,225 Tonnen, so daß sich eine Einschränkung von 175,227 Tonnen oder 4.95 Proc. ergibt gegen 3.35 Proc. im Monat December und 3.50 Proc. im Monat Januar des vorigen Jahres. Nach Abzug des Selbstverbrauchs mit 826,903 Tonnen ergab sich ein Versand von 2,519,880 Tonnen, wovon 92.83 Proc. für Rechnung des Kohlensyndikats versandt wurden. Der arbeitstägliche Versand der Syndikatszechen stellte sich wie folgt in Doppelwaggons:

	Januar 1897	December 1896	Januar 1896
Kohlen . . .	10,391	10,566	9,957
Cokes . . .	2,956	2,015	1,769
Briquetts . .	295	299	278
	12,642	12,880	12,004

Durch das Syndikat sind die betheiligten Zechen der Sorge um den Absatz enthoben und durch die erhöhten Preise und die längeren Abschlüsse auch in der Lage, den Arbeitern auskömmlichen Lohn zu gewähren.

Es darf allerdings nicht unerwähnt bleiben, daß die Zechen starke socialpolitische Lasten zu tragen haben. Bekanntlich findet die sociale Versicherung der Arbeiter in den Knappschaften statt. Für den niederrheinisch-westfälischen Bezirk bestanden früher mehrere Knappschaften, die jetzt in dem „Allgemeinen Knappschaftsverein" zu Bochum verschmolzen sind. Die Knappschaft versichert die Arbeiter gegen Krankheit, Invalidität und Alter; sie zahlt den Wittwen und Kindern verstorbener Bergleute eine Rente, bewilligt Begräbnißgelder, Erziehungsgelder u. s. w. Nur ein Zweig der Versicherung, nämlich die Versicherung gegen Unfall, ist in Folge neuer Gesetze im Jahre 1886 von der Knappschaft getrennt worden und erfolgt seither durch die Knappschaftsberufsgenossenschaft.

Aus einer von Dr. Reismann (Grone) aufgestellten Tabelle über die öffentliche Belastung des Bergbaues im Oberbergamtsbezirk Dortmund theile ich folgende Zahlen mit:

	1885	1890	1891
A) Belegschaft: Mann	101,829	127,794	138,739
B) Förderung: Tonnen	28,970,323	35,469,290	37,398,561
	Mark	Mark	Mark
1. Bergwerksabgaben	2,242,244	5,091,948	5,000,000
2. Knappschaftsbeiträge . . .	5,422,104	9,260,764	9,260,764
3. Invaliditäts- und Altersversicherung	—	—	1,923,166
4. Knappschaftsberufsgenossensch.	—	2,799,596	2,986,619
5. Communalsteuer	1,042,932	1,716,714	3,407,009
6. Sonstige öffentliche Lasten .	107,190	219,910	261,790
Summa .	8,814,470	19,088,932	22,839,348

Die Sorge um die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses mittlerer und unterer Beamten hat die Zechen veranlaßt, eine eigene Organisation zu schaffen: die Berggewerkschaftscasse. Die westfäl. Berggewerkschaftscasse zu Bochum ist in erster Linie eine Schule, in der die unteren und mittleren Grubenbeamten ihre Ausbildung finden. Theils zum Unterricht, theils zur Förderung der Bergbauwissenschaften hat die Berggewerkschaftscasse eine Reihe wissenschaftlicher Institute gegründet, die auch von ihr unterhalten werden; es sind dies eine bergwissenschaftliche Bibliothek, ein geologisch-geognostisches Museum, ein chemisches Laboratorium, eine Kohlenversuchsstation, eine magnetische Warte u. s. w.

Die Arbeiter stehen dem Kohlensyndikat durchaus nicht feindlich gegenüber, denn auch sie erkennen an, daß die Stabilisirung der Verhältnisse eines großen Gewerbes ein verdienstliches Werk ist, dessen Früchte nicht nur den Werks-, Kuxen- und Actienbesitzern, sondern vor allem auch den Arbeitern zugute kommen sollen. Sie fordern aber, daß ihnen das gleiche Recht der Organisation gewährt werde und daß die Zechenbesitzer der Mahnung des deutschen Kaisers von 1889 folgen, mit den Arbeitern in Fühlung zu bleiben und ihnen Gelegenheit zu geben, ihre berechtigten Wünsche und Forderungen vorzutragen. Deßhalb hat es in den Arbeiterkreisen böses Blut erregt, daß der bergbauliche Verein, der doch die einzige Organisation der Zechenbesitzer ist, an die sie sich wenden konnten, den christlichen Gewerkverein als zur Vertretung der Arbeiterinteressen nicht berechtigt ansehen zu wollen erklärt hat.

Dresdner Ausstellungsbriefe: II. Ausstattung.

ei. Die Ausstellung ist am 1. Mai eröffnet worden und, was nicht gerade gewöhnlich ist, wirklich fertig gewesen. Sie übertrifft im ganzen wie im einzelnen sogar weit die Erwartungen, die bereits vorher mit Recht gehegt werden konnten. Die Besucher fühlen sich in den großen Prachträumen des Mittelbaues festlich gehoben; in den seitlich anstoßenden kleinen Räumen werden sie in die wohligste Stimmung versetzt und die Reihe der eigentlichen Gemäldesäle durchwandern sie nicht wie eine durch ihre Ueberfülle ermüdende Ausstellung, sondern mit jenem Behagen, das eine gewählte Sammlung erweckt. Ist es doch möglich gewesen, die Zahl der Gemälde auf etwa 700 zu beschränken; die Sculpturen dagegen bilden hier nicht bloß ein Anhängsel der Ausstellung, sondern füllen in ihrer stattlichen Anzahl von 227 (davon die Hälfte aus Belgien) die beiden großen Haupträume, die im übrigen keinerlei Gemälde enthalten, aufs angenehmste aus.

Es war angesichts dieses Erfolges durchaus am Platz, daß diese Ausstellung, die den Beginn eines neuen Lebens in der schönen Elbstadt, namentlich ihren Wiedereintritt in die Reihe der Kunststädte bezeichnet, mit einem mehr als gewöhnlichen Pomp eröffnet wurde; selbst aus entfernten Theilen des Landes waren Vertreter der Verwaltung in die Residenz herbeigeeilt. Bei der Abendtafel, die der König der betheiligten Künstlerschaft bot, gewann der greise und stets frische Herrscher die Herzen aller Anwesenden durch die Milde und Freundlichkeit seines Wesens. Ein Ausflug in die Sächsische Schweiz, der sich in den folgenden Tagen anschloß und mit einer trotz eines gelinden Regens zauberhaften Rückfahrt durch die auf das glänzendste erleuchteten Elbufer endete, führte die Naturschönheiten der Umgebung der Stadt lebhaft zu Gemüthe. Die ernste Arbeit des Preisgerichts beschloß endlich diese Zeit festlichen Genusses, die die Vertreter der verschiedenen Theile Deutschlands wie der anderen Völker zu freundschaftlichem Verkehr vereinigt hatte. Gewiß war die Mahnung des Dresdner Bürgermeisters bei der Eröffnungsfeier, nunmehr auch einmal eine deutsche Ausstellung zu veranstalten und dann weiterhin, aber immer in den gehörigen Abständen, nationale und internationale Ausstellungen mit einander abwechseln zu lassen, durchaus am Platz; denn die internationalen Ausstellungen wie andrerseits die für die Kunst durchaus schädliche jährliche Wiederkehr von Ausstellungen drohten in Deutschland zu einer ständigen Einrichtung zu werden. Dieses erstemal aber war es noch durchaus nöthig, die Erzeugnisse der anderen Völker mit vorzuführen, um einen Maßstab für das aufzustellen, was jetzt überhaupt in der Welt auf dem Gebiete der Kunst geleistet wird; insbesondere war das für Dresden nöthig, um der Bevölkerung des Landes zu zeigen, daß in den letzten fünfzig Jahren sich so manches, Ideale wie Anschauungen, geändert habe und daß das aufstrebende junge Geschlecht nicht etwa, wie vielfach angenommen wird, nur bestimmte ausländische Moden mitmache, sondern einem Zuge der Zeit folge, der in Deutschland wie in der ganzen Welt sich bemerklich macht und weit tiefer begründet ist, als in bloß vorübergehenden Schrullen. Doch davon später einmal, wenn es an die Betrachtung der Sculptur und der Malerei gehen wird.

Jetzt ist es durchaus nöthig, zunächst einen Blick auf die Ausstattung der Räumlichkeiten zu werfen. Denn das ist die vor allem in die Augen springende glückliche Neuerung bei dieser Ausstellung, daß die Architektur nicht in öden Grundrissen und Prospecten, die niemand ansieht, herangezogen worden ist, sondern als Kunst der Ausgestaltung von Innenräumen unmittelbar an dem Gebäude selbst Verwendung gefunden hat. Nicht eine beliebige taumelerregende Decoration sollte hier geschaffen werden, sondern die gegebenen Räume waren ganz bestimmten Zwecken anzupassen. Der großen Haupthalle, die mit ihrem Tonnengewölbe und ihren riesigen, hoch gelegenen, im Rundbogen geschlossenen Fenstern, dem naturgemäß ganz unbestimmten Zweck entsprechend, einen Ausstellungsraum von außergewöhnlich

Digitized by Google

großen Abmessungen zu bieten, bald an eine Kirche, bald an eine Bahnhofs-, bald an eine Maschinenhalle gemahnt, war die Gestalt eines Gartens zu geben, worin die Statuen möglichst gut zur Geltung kommen sollten; zugleich mußte ihre Schlußwand, die keinen Durchlaß in die weiter liegenden Räume gewährt, wohl aber dem durch das gewaltige Portal Eintretenden sofort als Fläche und Hinderniß auffällt, in einen Mittel- und Endpunkt, der als solcher die Aufmerksamkeit auf sich zieht, umgewandelt werden. Der vor dieser Halle liegende hohe Kuppelraum war als ein zu all den verschiedenen Theilen der Gebäudegruppe führender Eingangsraum, unter Betonung der Oeffnung nach der Haupthalle zu, zu gestalten. Für die eigentlichen Ausstellungs- und die Ruhezimmer war der Zweck von selbst gegeben.

Diese verschiedenartigen Aufgaben sind mit dem glänzendsten Erfolg gelöst worden. Bei der Bedeutung, die ein solches Vorgehen für die Geschmacksbildung hat, kann angenommen werden, daß es trotz seiner Kostspieligkeit auch weiterhin und anderwärts angewendet werden wird. Denn gerade diese Ausstellung zeigt, wie mit Hülfe solcher architektonischer Gestaltung einem mehr oder weniger zufälligen Gemenge von Kunstwerken ein einheitlicher Charakter verliehen werden kann, indem alles an seinen bestimmten Platz gestellt wird und zur besten Geltung kommt. Das vom Staat und von der Stadtgemeinde für den Fall eines übrigens schwerlich zu erwartenden Deficits reichlich beigesteuerte Geld würde auf solche Weise immer noch eine bessere Verwendung finden, als durch die bloße Erwerbung noch so zahlreicher Kunstwerke, die keinem bestimmten Zweck dienen oder keine wesentliche Förderung der Kunst darstellen.

Durch das mit kräftigen Sandsteinsculpturen von König geschmückte Portal tritt man in die hohe Eingangskuppelhalle, die kein einziges Kunstwerk enthält,[1]) sondern einen weiten, hellen, mit ruhiger Pracht geschmückten Raum bildet, der den Besucher zur Sammlung auffordert und ihm die Uebersicht über die Vertheilung der Räumlichkeiten ermöglicht. Mit Ausnahme der geradeaus in die Haupthalle führenden großen Thüröffnung, die von Sculpturen in malerischem Barock, oben eine Gestalt der Kunst und zu den Seiten zwei Gigantenhermen, eingefaßt und mit Draperien in dunkelrothem und mausgrauem Sammet behängt ist, sind alle übrigen Thüren dieses Raumes nur mit schlicht fallenden Behängen in grünem und rothem Sammet verziert; in den vier Ecknischen stehen Lorbeerbäume in blau decorirten Kübeln. Dieser Raum, der an den Prunkstil der Zeit Augusts des Starken anknüpft, bildet nur eine Vorbereitung auf die Haupthalle mit ihrem überwältigenden Gesammteindruck; eingerichtet ist er von dem Hofarchitekten Frölich.

Die Haupthalle ist durch Wallot in einen großen Wintergarten umgewandelt worden, was für die Plastik die denkbar günstigste Oertlichkeit bildet; zugleich aber ist hier durch die Anwendung einiger durchaus einfacher, aber großer Gesichtspunkte eine Räumlichkeit von so einheitlicher und geschlossener Wirkung geschaffen worden, daß man fühlt: hier liegt eine künstlerische That vor. Günstig hat sich dabei freilich erwiesen und bleibt für alle weiteren Bauten solcher Art, die wechselnden Zwecken zu dienen haben, beachtenswerth, daß die Räume von vornherein weiß gelassen und auch in ihrem plastischen und architektonischen Schmuck mit äußerster Zurückhaltung behandelt worden sind, so daß bei jeder neu anzubringenden Decoration die ausführenden Künstler völlig freie Hand behalten und nur an die einfachen Massen der Mauern und ihrer Oeffnungen, die gleich von vornherein groß gefaßt worden sind, gebunden sind. In der Mitte des Wintergartens befindet sich ein längliches Wasserbecken mit einer bronzenen Brunnenfigur; die Bildwerke rundum an den Wänden heben sich von einer dichten Wand von Tannenreisern ab, die bis an die Emporenbrüstung geführt ist; später, wenn das tiefe Grün in braune und gelbe Töne übergegangen sein wird, dürfte dieses einfache und natürliche Motiv erst recht seine volle Wirkung ausüben. Um den Uebergang zu den oberen Wandtheilen zu mildern, sind die sechs großen im Halbrund geschlossenen Fenster mit einem leichten grünen Stoff überspannt; Farbe aber wird durch das Dutzend bis an die Decke reichender Bannermasten hineingetragen, die die Pfeiler verdecken und die Höhenausdehnung in einheitlich zusammenfassender Weise betonen. Die Rückwand des Raumes, die, wie bereits gesagt, als Schluß- und Sammelpunkt zu behandeln war, ist als eine die ganze Breite einnehmende Estrade gekennzeichnet, die in ihrer Mitte unter einem mächtigen Baldachin die plastische Figur des Ruhmes zeigt, während an den Seiten auf hohen Postamenten die beiden geharnischten Reiter Maisons, von dem Reichstagsgebäude, Wacht halten. Dieser ganze Aufbau wirkt in seinen kühnen Verhältnissen so überwältigend, daß man gern geneigt ist, über die Buntheit seiner Gestaltung im einzelnen hinwegzusehen. Die Maison'schen Originalmodelle in ihrer durchaus realistischen Bemalung wirken dabei sogar noch am ruhigsten. Ein Fortziehen der Tannenreisdecoration auch über diese vierte Wand wäre vorzuziehen gewesen; das Grün des Baldachins aber, das den Wettkampf mit dem gesättigten Ton des natürlichen Laubes nicht auszuhalten vermag, wäre auf alle Fälle durch eine andere Farbe zu ersetzen gewesen. Bei der von einem jungen Dresdner Bildhauer Hösel stammenden Figur des Ruhmes bleibt nur zu bedauern, daß man an einer antikisirenden Gestaltung festhalten zu müssen geglaubt hat: denn hier gerade wäre der Ort gewesen, um etwas Frisches und Eigenartiges zu schaffen.

Aus dieser Haupthalle führt einerseits eine Thür in einen kleinen, leuchtend roth gehaltenen Lesesaal, zu dessen Seiten sich die Räume für die Graphik hinziehen, andrerseits eine in die Abtheilung der Bing'schen Zimmereinrichtungen. Während der Lesesaal unmittelbar auf Motiven aus der Zeit Augusts des Starken, im Moritzburger Schloß, aufgebaut ist, hat der Architekt, der ihn hergestellt hat, Gräbner, in einem anderen Theil der Ausstellung, in der Restaurationshalle, gezeigt, wie aus dem Gefühl unsrer Zeit heraus eine unterhaltende, anregende und gleichzeitig in hohem Grade geschmackvolle Einrichtung geschaffen werden kann. In diesem lustigen Raum mit großen Fenstern, großen Spiegeln an den Wandflächen und einem offenen Dachstuhl ist alles bis auf den Fußbodenbelag hin in einem wohl gestimmten Blau gehalten, das allein in den tief lachsfarbenen Fenstervorhängen und einer mäßigen Verwendung von Gold in den Fensterbekrönungen sein Gegengewicht findet. Freilich darf dieses durch den englischen Geschmack beeinflußte Streben nach Einfachheit nicht übertrieben werden, da an gewissen Stellen die Phantasie nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, ihre Kräfte frei walten zu lassen. Für den eigentlichen, der Restauration vorgelagerten Sculpturensaal, der in der Vertheilung und gruppenweisen Zusammenfassung der Bildwerke als musterhaft bezeichnet werden muß, hat man eine ganz einfache, jedoch durch ihr Material im höchsten Grade kostbare Einrichtung gewählt, indem man die oberen Wandflächen mit alten, von der Hofverwaltung dargeliehenen Gobelins ausgestattet hat, worunter sich sieben Monatsbilder befinden, die Ludwig XV. einst dem Grafen Brühl geschenkt hat, und eine Reihe noch älterer Stücke, namentlich ein farben-

[1]) Leider ist, dem Zuge unsrer Zeit folgend, nur ja keinen Mittelpunkt in einem Raum frei zu lassen, im letzten Augenblick noch eine große Gruppe dort aufgestellt worden.

Digitized by Google

leuchtendes Göttermahl aus dem ehemaligen Kurländer Palais.

Einen Glanzpunkt der Ausstellung bilden anerkanntermaßen die Bing'schen Zimmereinrichtungen, die hier zum erstenmale außerhalb Paris gezeigt werden. Von den Räumen, die in Bings Art Nouveau ausgestellt waren, sind nur vier, die Rotunde mit Besnards Wandmalereien, das Eß-, das Rauchzimmer und der kleine graue Salon hierher übergeführt worden; das große Zimmer aber und der kleine Durchgangsraum daneben sind für diese Ausstellung neu ausgeführt worden. Man hat nun vielfach die Frage aufgeworfen, weßhalb denn eine fremde Kunst ein- und vorgeführt werden sollte; in Deutschland, meint man, hätte doch ebenso gut etwas derartiges und dann gleich in einer unserm Wesen besser angepaßten Weise geschaffen werden können. Nein, das wäre nicht möglich gewesen, und zwar, weil dazu alle Vorbedingungen bei uns fehlen; selbst in Frankreich wäre das nicht möglich gewesen, denn diese Zimmerausstattungen sind nicht etwa, wie man gewöhnlich annimmt, französisch, sondern sie sind wesentlich belgischen Ursprungs: nur in Brüssel hat sich, an englische und amerikanische Erfahrungen anknüpfend, in den letzten Jahren infolge anhaltender Bemühungen einer kleinen Künstlergruppe ein eigenartiger und bis ins kleinste durchgebildeter Einrichtungsstil entwickelt, der ein ganz nationales und somit gesundes Gepräge zeigt. Wir haben aus deutscher Renaissance, Bauernkunst und dem Empire der Urgroßväter doch nichts eigenes schaffen können: den Gipfel des Geschmacks und der Gewähltheit bildet für uns immer noch der moderne englische Stil, der aber für unser Empfinden viel zu zart und schwindsüchtig ist, auch in England nur bei einem Bruchtheil der Bevölkerung, den auf eine verfeinerte Bildung Anspruch machenden, Eingang gefunden hat. Der belgische Stil hat etwas flämisch Schwerfälliges, das einer unmittelbaren Uebertragung auf andere Länder entgegensteht; daher denn Bing selbst sich bemüht hat, auf der gegebenen Anregung weiter bauend, ein dem französischen Wesen mehr entsprechendes Neues daraus zu entwickeln, wie die beiden zierlichen Stühle von Citronenholz mit Brocatbezug im Besnard'schen Rundsaal zeigen. In ähnlicher Weise anregend sollten diese belgischen Zimmereinrichtungen nun auch in Deutschland weiter wirken. Was sie auszeichnet, das ist namentlich die Einheitlichkeit ihrer Erfindung und die liebevolle Durchbildung bis in alle Einzelheiten hinein. Es ist gar nicht nöthig, dabei immer so kostbare Materialien zu verwenden wie hier; auch in der Einheitlichkeit ist oft bis zu einem Punkte vorgegangen worden, wie namentlich bei dem Rauchzimmer, wo die Möbel in die Wandvertäfelung fest eingelassen sind und daher ihren ursprünglichen Begriff der Beweglichkeit ganz einbüßen, daß das gar nicht nach jedermanns Geschmack sein wird: das Bestreben aber, der künstlerischen Phantasie freien Lauf zu lassen, dabei immer auf das wirkliche Bedürfniß Rücksicht zu nehmen, jeden Zweck durch die einfachsten Mittel zu erreichen und jede Form aus den Bedingungen des Materials heraus zu gestalten, so daß alle Gebrauchsformen rastlos in Kunstformen umgewandelt werden und selbständige Verzierung nur dort auftritt, wo sie zur Belebung eines todten Flecks unbedingt gefordert wird, dann aber auch voll zur Geltung kommt — das alles ist als durchaus vorbildlich zu bezeichnen gegenüber unsrer Gewohnheit, das Ornament als einen äußeren Zierath zu behandeln, der nach Belieben constructiven Formen vorgeliebt werden kann. Nachahmen läßt sich freilich derartiges nicht, und das ist ein Glück.

In all diesen Zimmern ist im Gegensatz zu der jetzt beliebten äußersten Einfachheit, fast Kahlheit der englischen Einrichtungen das höchste Maß von Bewegtheit der Formen und Tiefe der Farben angestrebt worden, doch immer unter Wahrung eines durchaus intimen, persönlichen Charakters; denn es handelt sich dabei ausgesprochenerweise um die Einrichtung von Privatwohnungen, nicht von Palästen. Gleich der große Salon leistet in beiden Beziehungen fast das äußerste, geht somit über das, was für den Privatgebrauch gewünscht zu werden pflegt, weit hinaus; es mag aber schon richtig sein, daß anfangs ein neues Prinzip nicht stark genug betont werden kann, um den Gegensatz gegen das bisherige in die nöthige Klarheit zu stellen. Jedenfalls ist trotz der starken Mittel ein durchaus harmonischer Eindruck hier erzielt. So bunt auch das an chinesisch stilisirte Wolken erinnernde Muster (von Ranson) ist, worin in tiefblau, canariengelb und orange der Sammet der Möbel und Vorhänge bedruckt ist, so findet es doch ein ausreichendes Gegengewicht in den ruhigen Wandflächen, die, mit einem chocoladefarbenen ungemusterten Jutestoff bespannt, unten aber mit einem Paneel aus großen glasirten, in milden Tönen gehaltenen und nur am abschließenden Fries maßvoll ornamentirten Kacheln (von Bigot) belegt sind. Der mächtig vorspringende, in Holz vertäfelte Kamin und die sehr wirkungsvoll behandelten glatten Messingverzierungen bringen hier das nöthige Leben und Abwechslung hinein. Nach oben hin nimmt ein breiter Fries die leuchtenden Farben des Möbelstoffs wieder auf und leitet zu dem auf blauem Rippenwerk ruhenden Oberlicht über, das einen leichten farbigen Decor zeigt. Diese Einrichtung stammt von Van de Velde. — In dem anstoßenden Durchgangszimmer ist der eigenartige Versuch gemacht worden, alle Farben auf die gedämpften Töne der Rückseite des Möbelstoffs, der den Thürvorhang des Salons bildet, unter Beibehaltung des Musters zu stimmen; die Wandbekleidung besteht aus Rebs, das helle Holzpaneel mit eingebranntem und stellenweise mit Perlmutter und anderen bunten Einlagen gehobenem Muster (von Isaac) schließt sich ihr an, die Möbel von Eschenholz zeigen auf ihrem hellen Lederbezug dasselbe (von Frau Thaulow) eingebrannte Muster. — Den behaglichsten und ruhigsten Eindruck macht der mittlere kleine achteckige Salon, dessen mit grauem Sammet bezogene Wände mit aufschablonirten, fein stilisirten Pflanzenmotiven in einem je nach Bedarf malerisch abgetönten Graugrün verziert sind, während ein ähnlich behandelter Fries in gedämpftem Ziegelroth den Abschluß nach oben bildet. Diese Ausstellung stammt gleichfalls von Isaac. — Das Rauchzimmer mit seinen etwas schweren Formen in tief wirkendem Amarantenholz hat Van de Velde im Verein mit Lemmen geliefert; das anstoßende Speisezimmer, dessen Cedernholzverkleidung eine ungewöhnliche Durchbildung aller Einzelheiten zeigt und reich mit flachen Kupferornamenten eingelegt ist, stammt von Van de Velde, der kraftvoll wirkende Kamin daselbst mit feinen grünen Kacheln von Ryfselberghe. Der Bodenbelag für alle diese Zimmer, die mit Gemälden und künstlerischen Gläsern, Fayencen u. s. w. behaglich eingerichtet sind, konnte natürlich auf einer solchen Ausstellung nicht in seiner wirklichen Gestaltung vorgeführt werden; für die Decken aber konnte wenigstens annähernd gezeigt werden, welch günstige Wirkungen sich erzielen lassen, wenn man sie nicht bunt ornamentirt oder gar weiß läßt, sondern sie in einem dem übrigen angepaßten milden und ruhigen Ton hält.

Das Kunstgewerbe, das allerorten einen bedeutenden Aufschwung erfahren hat, seitdem vollkommen durchgebildete Künstler sich seiner anzunehmen begonnen haben, ist auf dieser Ausstellung zunächst nur noch spärlich und gelegentlich vertreten. Immerhin ist hier aber zum erstenmal in Deutschland der Versuch gemacht worden, das Kunstgewerbe nach seiner rein künstlerischen Seite, also unter Ausschluß des handwerks- und fabrikmäßigen Betriebes, vorzuführen, wie

Digitized by Google

solches in Paris auch erst seit wenigen Jahren geschieht. Neben den Goldbrochen von Hirzel in Berlin, den Fayencen von Läuger in Karlsruhe, einem Glasfenster von Goller in Dresden und vor allem Geygers silbernem Spiegel und seinem mit gefunder Naturalistik ornamentirten Steincapitäl sind nur die Erzeugnisse der Meißener und der Kopenhagener Porzellanmanufacturen (Berlin hatte bedauerlicherweise abgelehnt, sich an dieser Concurrenz zu betheiligen) zu erwähnen. Kopenhagen weist nun schon seit nahezu zwei Jahrzehnten auf diesem Gebiete die Wege, ohne an Kraft irgend nachzulassen, leider aber auch ohne nnderwärts die so wünschenswerthe Nachfolge gefunden zu haben. Seit der Pariser Weltausstellung von 1889, wo die zahlreichen Stücke der Manufactur trotz sehr hoher Preise reißenden Absatz fanden, sind diese Erzeugnisse allgemein bekannt geworden. Ihr Aussehen, das durch den künstlerischen Leiter der Anstalt, Arnold Krogh, festgestellt worden ist, hat keine Aenderung erfahren, da es auf dem Wesen der milden Scharffeuerfarben beruht (blau, hellgelb, violett, blaßgrün), deren Zahl nur noch nach dem von der Manufactur, wie es scheint, völlig gemiedenen Roth hin erweitert werden könnte; auch die Behandlungsweise, die strenge Stilisirung, das Zusammenhalten der Farbenmassen, das Vermeiden jedes Naturalismus bei äußerst verfeinerter Naturbeobachtung — wie bei den Japanern — ist die gleiche geblieben; aber da der feinfühlige Begründer dieser neuen Gattung Einsicht genug gehabt hat, stets neue künstlerische Kräfte heranzuziehen, die innerhalb der angegebenen Grenzen völlig freie Hand hatten, ihre Arbeiten, die gewöhnlich nur in einem oder wenigen Exemplaren hergestellt werden, mit ihrem vollen Namen bezeichnen konnten, so hat es nie an Abwechslung gefehlt, ist immer Neues auf den Markt gebracht und dadurch stets neuer Anstoß zu frischem Schaffen wie zu immer weiterer Ausbreitung eines guten Geschmacks gegeben worden; auch haben die an sich hohen, aber angesichts dieser Umstände immer noch durchaus angemessenen Preise aufrecht erhalten werden können.

Das ist freilich bei einer Privatanstalt, wie die Kopenhagener Manufactur trotz ihres königlichen Prädicats eine ist, möglich, bei den Staatsanstalten aber, wenigstens in ihrer jetzigen Verfassung, die auf lebenslänglich angestellte Beamte zugeschnitten ist, nicht. Weßhalb sollte jedoch darin nicht Wandel geschaffen werden können? Die Techniker können ja nach wie vor lebenslänglich angestellt werden, da sie Arbeiter sind; Künstler aber in derselben Weise zu behandeln, ist ein Unding. Bei ihnen handelt es sich darum, wie lange ihre Schöpferkraft andauert; selbst der künstlerische Leiter einer solchen Anstalt darf nicht dauernd angestellt werden. Gar zu leicht erlahmt in der gesicherten Stellnng die Kraft und darunter darf doch die Entwicklung einer Kunstanstalt nicht leiden. Hier gilt es, die Kräfte benützen, die zu erreichen sind und solange sie brauchbar sind; durch Concurrenzen mögen sie gefunden, durch Aufträge beschäftigt werden; die Leistung muß als eine individuelle durch Namenzeichnung kenntlich gemacht sein und die Entlohnung muß dem entsprechend sein. Aber feste Gehälter lassen sich für künstlerische Leistungen nicht auswerfen. Gerade die Arbeiten der Meißener Manufactur, so vorzüglich sie in technischer Hinsicht sind, können den Vergleich mit denen der Kopenhagener ebenso wenig aushalten, wie die von Berlin, wie die von Sèvres. Eine Pflege des künstlerisch-schöpferischen Gebiets wird sich aber für diese Anstalten nöthig machen, wenn es sich dabei auch neben dem fabrikmäßigen Betrieb nur um eine Nebenproduction handeln kann. Denn die Erzeugnisse dieser Art sichern allein die beherrschende Stellung auf dem Weltmarkt. Aber freilich muß auch da stets Neues geschaffen, darf das anderwärts Hervorgebrachte nicht nachgeahmt werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Der auf dem Pfingstcongreß 1896 in Berlin begründete „Verband deutscher Occultisten", der — wie es in seiner dankenswerthen Zuschrift an uns heißt — „die Deutung der unter dem Verlegenheitsbegriff Occultismus zusammengefaßten Phänomene des Seelenlebens in wissenschaftlicher Weise und Beweisführung, sowie die Verbindung aller occultistischen Vereine und Einzelpersonen bezweckt", wird seinen heurigen Congreß am 2. und 3. Pfingstfeiertag im Hotel „Musenhaus" zu Dresden abhalten; es werden sich daran — so meldet die Ankündigung — „die Anhänger einer übersinnlichen Weltanschauung aus allen Theilen des Reichs betheiligen". Hiegegen müssen wir den entschiedensten Einspruch erheben. Gerade wir Nichtoccultisten nämlich, die wir an eine geistige Welt glauben, welche man direct weder sehen, hören, noch fühlen kann, betrachten uns als Anhänger einer übersinnlichen Weltanschauung, und trotzdem können wir versichern, daß wir an dem Dresdner Congreß nicht theilnehmen werden. Dort werden sich nieimehe nur die Anhänger einer craß sinnlichen Weltanschauung zusammenfinden, die Freunde der „Materialisationen von Geistern" und ähnlicher Scherze bei heruntergeschraubter Lampe. Allein ereifern wir uns nicht! Wahrscheinlich ist für occultistische Kreise das „Uebersinnliche" auch nur ein „Verlegenheitsbegriff" für das, was man im gewöhnlichen Leben ähnlich genug als „höheren Blödsinn" bezeichnet. Wundervoll nimmt sich in der Einladung feenee die Behauptung aus, daß „Röntgens Entdeckung den occultistischen Bestrebungen mächtig vorgearbeitet habe" — heiligee Röntgen! sollte unser Gerippe wirklich unsre Seele sein? Doch genug, wiewohl noch manches in dem verlegenheitsbegeifflichen Rundschreiben steht, was den uneingeweihten Leser, um classisch zu reden, zur Statue entgeistert. Im übrigen lautet das Programm so übersinnlich eben nicht. Man versammelt sich nicht am Kreuzweg oder auf dem Rubenstein, sondern in einem „bestens eenommirten Hotel", auch durchaus nicht im hinten Hemde, wie in Schillers „Geisterseher"; statt der Besenritte wird auf Pfingstextrazüge hingewiesen; man hält etliche Vorteäge, und zwar mit dem richtigen Mund, und macht einige Ausflüge, nicht in die vierte Dimension, sondern in die Sächsische Schweiz. Endlich kostet eine Theilnehmerkarte nur eine Mark; selbst das sacrifizio dell' intelletto wird höchstens von denen verlangt, die überflüssigerweise welchen mitbringen.

* **Freiburg i. Br.** Der 77jährige Professoe der Theologie Dr. Friedrich Wöeter ist auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt woeden.

* **Straßburg.** Die Privatdocenten Dr. Schenrlen und Dr. Mardneg sind aus dem Lehrkörper der hiesigen Universität ausgeschieden; ersterer ist als Medicinalrath nach Stuttgart berufen worden, der Chemiker Dr. Mardneg sieht sich durch Krankheit am Halten von Vorlesungen verhindert.

* **Schleswig.** 12. Mai. Ueberraschende Funde. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß unter den Grundmauern alter Gotteshäuser bieweilen Reste aus noch älteree Zeit gefunden weeden, die als Götzenbilder und Symbole heidnischen Wesens der Kirche unter die Füße gethan wurden. Hirran wurden wir dieser Tage lebhaft erinnert — obwohl der Zusammenhang noch nicht ganz klar ist und es vielleicht nie wird. Um den Sockel des Schleswigee Domes, dee ringsum mehr oder minder verschüttet ist, freizulegen, was in Hinsicht auf die beabsichtigte und hoffentlich auch zur Ausführung kommende (vgl. Beil. 1895, Nr. 285, S. 3) Besserung seiner nächsten Umgebung geschieht, in der er jetzt z. Th. wie am Boden eines Trichters liegt, sind in der vorigen Woche und in der laufenden Nachgrabungen vernnstaltet worden, die mehrfach bis zu den Grundlagen hinabgeführt haben. An einer Stelle nun, am Unterbau des nördlich den dreischiffigen Chee (2. Hälfte des 13. Jahehundeets) flankirenden Treppenthurmes, fand sich, im Gegensatz zu den sonst überall, soweit beobachtet, aus reinem Backstein gemauerten Grundlogen, eine Reihe von großen Löwenstgueen aus Granit. Jede hält unter sich ein Thier, in einigen Fällen ist's ein Drache, nder eine löwen- odee eine thierähnliche Figue. Auch menschliche Körper werden so unter dem Thiere liegend, im Kampfe mit ihm odee überwältigt, gefunden. Der Anblick des Gegenstandes wor zu Schleswig nicht gerade überraschend, denn es finden sich hier noch an verschiedenen Orten eingemauert vier ähnliche Figuren außer den neu gefundenen dreien. Alle sind aus einem Quaderstein gemeißelt, 50—60 cm hoch, 70—90 cm lang und 40—60 cm dick. Die Annahme bot sich zunächst, daß sie dem alten romanischen Dombau entstammten, dessen Chor durch den jetzigen ersetzt ist. Zu Ripen findet man

einen solchen Löwen an einem Portal verwandt. Räthselhaft bleibt es, daß man eine ganze Anzahl so neben einander in den Grund gemauert hat, so daß der in der Vertiefung Stehende sich wie in der Löwengrube befindet. Noch mehr stieg die Erwartung, als daneben heute früh ein Stein sichtbar ward, der einen Streifen Runenschrift zeigt. Das Urtheil darüber und Aufklärung, soweit sie zu erlangen ist, erwarten wir von unserm bewährten und berühmten Kenner Frhrn. v. Liliencron. Wenn zuerst die Annahme nahe lag, daß die Funde rein zufälliger Art seien, und man es nur mit vermauerten Abbruchtheilen des alten Baues zu thun habe, so läßt sich doch jetzt nicht verkennen, seit sich so viel gefunden hat, daß hier eine Absicht zu Grunde liegen muß, bei der man zunächst an die eingangs dieser Zeilen erwähnten Vorgänge zu denken Anlaß hat. In Schleswig war lange, ehe das Christenthum durchdrang, und im Kampfe mit ihm eine Stätte heidnischer Cultur, und auch von einem heidnischen Tempel weiß die alte Ueberlieferung — auch an dessen Stelle findet sich ein solcher Löwe im Boden vermauert. Daß sich übrigens das heidnische Wesen, ja heidnische Kunst, hier noch lange nicht hat unterdrücken lassen, zeigt der Umstand, daß am Gewölbe der nördlichen Chorabseite in musterhaft schöner Weise zwei Walküren gemalt sind, die eine auf dem Thiere der Freia, der Katze, die andere auf dem Zeichen des Odin, dem Besen, reitend.

R. Haupt.

✗ **Budapest**, 10. Mai. Mit der gestern abgehaltenen feierlichen Jahressitzung beendigte die ungarische Akademie der Wissenschaften ihre diesjährige „große Woche", welche zur Candidatur und Wahl der neuen Mitglieder, zur Vertheilung der Preise, zur Verkündigung neuer Preisfragen, zur Rechnungslegung u. a. m. bestimmt ist und ihren Abschluß in der öffentlichen Festsitzung und in dem darauf folgenden Festbankett findet. Die heutige Jahressitzung, es ist die 57. an der Zahl, erweckte bei dem gebildeten Publicum nur wenig Interesse, wie es denn eine alte Klage ist, daß zwischen Akademie und Leben kein intimer Verkehr besteht. Unsere Presse namentlich ist keine Freundin der Akademie, der man es zum Vorwurf macht, daß sie in die Hände einer eigensüchtigen, unduldsamen Clique gefallen sei. „Sollange noch idealistische Gelehrte," schreibt ein großes Tageblatt unter anderem, „diese achtungswerthe Gesellschaft leiteten und nicht der Cliquengeist und seine Ansprüche in der Akademie maßgebend waren, waren diese Jahressitzungen stets geisterhebend und feierlich. Heute bekümmert sich außer einigen neugierigen Studenten und außer den Verwandten der Akademiker kaum jemand um die Vorträge der Festsitzung. Zwischen der Gesellschaft und der Akademie klafft eine unübersehbare Kluft. Das Publicum respectirt die Akademie nicht, die Akademie hinwiederum bekümmert sich nicht um die Gesellschaft und geht ihren Weg weiter." Wenn dies nur in allem der Weg der Wissenschaft wäre! Leider ist das nicht der Fall. Die Wissenschaften erhalten von dieser gelehrten Corporation aus nur bescheidene Anregung und Pflege. Trotz der bedeutenden eigenen materiellen Mittel und ungeachtet der erheblichen jährlichen Subvention aus der Staatscasse und der zahlreichen Privatspenden entwickelt die Akademie keine richtunggebende wissenschaftliche Productivität. Allerdings verzettelt sie viel Kraft und Zeit auf die Ausschreibung zahlreicher Preisfragen und auf die Beurtheilung der oft ebenfalls zahlreichen Concurrenzarbeiten; namentlich gilt dies von der belletristischen Classe, welche mit meist elenden Producten auf dem Gebiete des Dramas, des Epos und der Lyrik und der Didaktik einen guten Theil ihrer Arbeit unnütz verbraucht. Freilich ist die ganze Existenz einer solchen „schönwissenschaftlichen" Classe in einer Akademie der Wissenschaften von fraglicher Berechtigung.

Die gestrige Jahressitzung brachte zwei Vorträge, von denen der erste eine Gedenkrede des Präsidenten der Akademie, Baron Roland Eötvös, auf das verstorbene ordentliche Mitglied A. Jedlik war. Dieser hervorragende ungarische Physiker (geboren 1800, gestorben 1895) krankte an dem Fluch der wissenschaftlichen Isolirtheit, wie solche die Männer der Wissenschaft bei kleineren Nationen häufig trifft. Er machte eine Reihe von Erfindungen und Entdeckungen, darunter befanden sich auch der elektromagnetische Motor und die elektrische Dynamomaschine; aber diese bedeutenden Erfindungen kamen nicht unter seinem Namen in die wissenschaftliche und technische Welt, nur im engeren Kreise der Fachgelehrten kannte man das Prioritätsrecht des bescheidenen Benedictiners auf diese heute so wichtigen Erfindungen. Baron Eötvös knüpfte an seine Denkrede einige Schlußbemerkungen über den heutigen Zustand der Wissenschaften in Ungarn, welche die neulichen Ausführungen über diesen Gegenstand in dieser „Beilage" vollauf bestätigen.

Den zweiten Festvortrag hielt das ordentliche Mitglied Georg Wolf über „die Cultur der Magyaren bei der Besitznahme ihres heutigen Vaterlandes". Der Vortragende weist auf den Widerspruch zwischen den byzantinischen und den westeuropäischen Quellennachrichten über den Culturstand der einwandernden Magyaren hin. Während die orientalischen Meldungen auf eine bedeutende Cultur der Magyaren schließen lassen, erscheinen diese in den westlichen Chroniken im Bilde der größten Wildheit. Er meint, daß die Byzantiner und die anderen orientalischen Berichterstatter aus persönlichen Erfahrungen oder nach den Meldungen glaubwürdiger Zeugen ihre Mittheilungen machten, indessen die occidentalischen Chronisten hinter Klostermauern eingeschlossene Mönche waren, die einen Magyaren niemals gesehen hatten und aus Feindseligkeit die unglaublichsten Märchen über die Magyaren verbreiteten. Deßhalb verdienten nur die ersteren Glauben. Die Spärlichkeit und Mangelhaftigkeit der glaubwürdigen Quellenmittheilungen sucht nun der Vortragende durch die in der magyarischen Sprache liegenden Nachweise zu ergänzen. Darnach sei die Kunde von der entsetzlichen Uncultur der einwandernden Magyaren eine der ärgsten Erdichtungen. Herr Wolf (oder „Volf") findet bei diesen Magyaren einen hohen Grad der Entwicklung ihrer intellectuellen und moralischen Kraft, deren sich nur wenige Völker jener Zeit erfreuen konnten. Nach dem Sprachschatze zu urtheilen, besaßen diese alten Magyaren reichliche Kenntnisse vom Universum, von den Naturerscheinungen, von der Erde, von den drei Reichen der Natur; dann von sich selber, von ihrer Kleidung und Wohnung. Sie kannten viele Beschäftigungen, Künste, Arbeiten und Werkzeuge, am ausführlichsten sei aber ihre Kunde vom Ackerbau, dessen wichtigste Bezeichnungen sie bereits mit sich brachten. Außer ihrer ausgezeichneten Kriegführung standen sie auch in socialer Hinsicht auf einer hohen Stufe. Sie empfanden lebhaft die Heiligkeit der Pflichten der Familien-, der Stammes- und der Nationalbande, standen unter der Herrschaft eines Oberhauptes, waren ein streng disciplinirtes, großes und unabhängiges Volk; freiheitliebend und tapfer, im Glück nicht übermüthig, im Unglück nicht verzagt, von großer Klugheit und starkem Willen, doch mit geringer Phantasie. Die einwandernden Magyaren waren nicht nur besser als ihr Ruf, sondern auch besser als die Erfinder der schlechten Nachrichten über sie. Grausamkeit war ihrer Natur fremd; den Besiegten verachteten oder bemitleideten sie, den sich Unterwerfenden schonten sie nicht bloß, sondern nahmen ihn in sich auf, ohne dabei die eigene Sprache und Stammesart einzubüßen. Sie blieben Magyaren bis zum heutigen Tage u. s. w. Sobald der Vortrag mit all den erforderlichen wissenschaftlichen Belegen in der Oeffentlichkeit erscheint, wird man Gelegenheit haben, das hier entworfene Culturbild der einwandernden Magyaren einer näheren unbefangenen Prüfung zu unterziehen.

* **Genf.** Dem ordentlichen Professor der allgemeinen Therapie Dr. Jean Louis Prevost ist nunmehr das Ordinariat für Physiologie, an Stelle des verstorbenen Schiff, übertragen worden.

HK. **Oxford.** Am 9. Mai verstarb hier nach kurzer Krankheit der Vorsteher der älteren (nach ihrem Stifter Radcliffe benannten) Sternwarte, C. J. Stone, im 66. Lebensjahr. Nach zehnjähriger Thätigkeit als Leiter des „Royal Observatory" in Capstadt ward Stone 1879 als Nachfolger Robert Mains hieher berufen. Noch ehe er sein Amt in der Capstadt erhielt, hatte er sich als Gehülfe am Greenwich-Observatorium der astronomischen Welt durch seine Untersuchung über Variation der Breite bekannt gemacht. Namentlich ihre Insolge seiner verdienstvollen wiederholten Prüfung und genauen Durchsicht der Beobachtungen des Venusdurchgangs von 1769 erwarb er sich die Anerkennung der Royal Astronomical Society, die ihm dafür im Februar 1869 die goldene Medaille ertheilte. Seine Berechnung der Sonnenentfernung aus der Parallaxe zu 91,700,000 engl. Meilen hatte sich nach den Ergebnissen der späteren Beobachtungen von Venusdurchgängen als zu klein erwiesen.

* **Bukarest.** Der König von Rumänien hat der geist- und wissensreichen deutschen Schriftstellerin auf bildlichem Gebiet, Lady Charlotte Blennerhassett in München, den rumänischen Verdienstorden (Bene merenti — Carolus I. Rex Romaniae) verliehen und ihr die äußerst seltene Auszeichnung persönlich überreicht. (Lady Blennerhassett ist den Lesern unsrer Beilage seit Jahren unterm Zeichen *Bl.* wohl bekannt. D. Red.)

Neuer Katalog: Joseph Baer & Co., Frankfurt. Nr. 386. Schul-, Universitäts-, Gelehrtengeschichte, Pädagogik.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Samstag, 15. Mai. Nummer 109.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Eine neue, epochemachende Kraftmaschine. Von Max Seiling. — Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrkohlenrevier. II. Von T. Kellen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine neue, epochemachende Kraftmaschine.

Von Max Seiling, k. k. Hofrath und Professor a. D.

Der vergangene 27. April war ein denkwürdiger Tag in der Geschichte der modernen Technik. An diesem Tage machte nämlich der Erfinder eines neuen Wärmemotors, Ingenieur R. Diesel aus München, die Mitglieder der drei technischen Vereine Augsburgs in einem glänzenden, im Etablissement der Maschinenfabrik Augsburg gehaltenen Vortrage mit seinem Geisteskinde näher bekannt, nachdem dasselbe in den vorhergegangenen Wochen in Gegenwart hervorragender, sowohl der Wissenschaft als der Praxis angehöriger Fachmänner die endgültige Probe seiner praktischen Tüchtigkeit abgelegt hatte. Am Tage darauf fand in München vor Mitgliedern des Vereins deutscher Ingenieure ein gleicher Vortrag statt, dem angewohnt zu haben ich mich glücklich schätze, da die neue Erfindung für die weitere Entwicklung der Technik von unabsehbarer Bedeutung sein wird.

Um das Wesen und die Wichtigkeit der neuen Maschine in das rechte Licht zu setzen, möchte ich zunächst etwas weiter ausholen und glaube dies um so eher thun zu können, als im Hinblick auf die im nächsten Jahre dahier stattfindende Ausstellung von Kraft- und Arbeitsmaschinen das allgemeine Interesse an diesen mächtigen Hülfsmitteln der Industrie und des Verkehrs etwas gesteigert sein dürfte. Ich möchte zuvor nur noch bemerken, daß es in Anbetracht der mannichfachen Vorkenntnisse, welche ein vollkommenes Verständniß der Technik, namentlich des Maschinenwesens, erfordert, vielleicht eine mißliche, andrerseits aber eine anreizende Aufgabe ist, ein technisches Problem, wie das in Rede stehende, in allgemein verständlicher Sprache zu behandeln.

Die neue Maschine gehört zu den Kraftmaschinen oder Motoren, d. h. denjenigen Maschinen, welche die Naturkräfte unmittelbar aufnehmen, um sie dann — meist von einer rotirenden Achse aus — an die Arbeitsmaschinen abzugeben, jene Maschinen, welche die Hände des Menschen ersetzen, soweit sie nicht Arbeiten verrichten, welche dieser überhaupt nicht ausführen könnte. Statt weitere Definitionen zu geben, ziehe ich es vor, einige Beispiele hervorzuheben. Während die Dampfmaschinen, das Wasserrad und die Windmühle zu den Motoren gehören, sind die Hebemaschinen, die Pumpen, die Bandsägen, die Hobelmaschinen, die Webstühle und die Dreschmaschinen der ungemein großen und mannichfaltigen Gruppe der Arbeitsmaschinen zuzuweisen. In einigen Fällen, nämlich bei den sogenannten vollständigen Maschinen, sind Motor und Arbeitsmaschine vereinigt, wie z. B. bei der Locomotive und dem Dampfhammer.

Die Zahl der prinzipiell verschiedenen Motoren ist im Hinblick auf die wenigen, in Betracht kommenden Naturkräfte nicht sehr groß, wenn auch die Ausführungsarten der einzelnen Motorsysteme außerordentlich zahlreich sind. Die Naturkräfte nun, um die es sich hier handelt, sind die Muskelkräfte des Menschen und einiger Thiere, die Kraft des fallenden Wassers, des Windes und der Wärme, sowie, in beschränktem Maße, die der gespannten Feder und des sinkenden Gewichts. Bisweilen werden Motoren auch mittelst comprimirter Luft oder mittelst Elektricität betrieben; solche Motoren könnte man indirecte nennen, weil die von ihnen aufgenommenen motorischen Kräfte erst durch einen andern Motor erzeugt werden müssen.

Bis auf weiteres spielen unter den Kraftmaschinen die Wärmemotoren die ungleich wichtigste Rolle, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Wassermotoren an Bedeutung sehr gewonnen haben, nachdem es vermittelst der Elektricität gelungen ist, Kräfte auf große Entfernungen hin (mehrere hundert Kilometer weit) zu übertragen. Die Wärme ist eine motorische Kraft insofern, als sie, auf einen geeigneten Vermittler (Dampf, Gas) übertragen, diesen veranlaßt, sich auszudehnen und — eine entsprechende Vorrichtung vorausgesetzt — einen festen Körper zu bewegen, also mechanische Arbeit zu leisten. Dank der mechanischen Wärmetheorie, diesem vom deutschen Arzte Robert Mayer begründeten und fruchtbringenden Zweige der Physik, besitzen wir, nebenbei bemerkt, eine genaue Kenntniß von der Beziehung zwischen Wärme und Arbeit. Der Wärmeeinheit — jener Wärmemenge, welche nöthig ist, um 1 Kilogramm Wasser von 0° auf 1° C zu erhöhen — entsprechen nämlich 424 Arbeitseinheiten, falls unter einer solchen 1 Kilogramm-Meter verstanden wird. Mittelst einer Wärmeeinheit können also theoretisch z. B. 424 Kilogramm auf eine Höhe von 1 Meter gehoben werden, oder, was dieselbe Arbeitsleistung wäre, 212 Kilogramm auf eine Höhe von 2 Meter. Außer der genannten Arbeitseinheit bedient man sich zur Vermeidung großer, unbequemer Zahlen nach der Pferdekraft (richtiger Pferdestärke), welcher 75 Kilogramm-Meter entsprechen.

Die oben erwähnte Vorrichtung besteht nun gewöhnlich in einem geschlossenen Hohlcylinder, in welchem ein sogenannter Kolben — ein meist scheibenförmiger, gegen die Cylinderwandungen dicht abschließender Körper — beweglich ist. Der Kolben ist an einer Stange befestigt, deren anderes Ende mit jenem Mechanismus in Verbindung steht, welcher die geradlinige, hin und her gehende Bewegung des Kolbens in eine rotirende verwandelt, wie sie für den Betrieb von Arbeitsmaschinen in den meisten Fällen die geeignetste ist. Außer diesen Haupttheilen besitzt der Wärmemotor im allgemeinen noch verschiedene andere Bestandtheile, von denen hier nur der Steuerung gedacht werden soll, nämlich jener Einrichtung, die es gestattet, das Wärmemedium in den Cylinder und nach geleisteter Arbeit von dort wieder fort zu schaffen.

Als Wärmemedien wurden bisher vorzugsweise der Wasserdampf, die Luft, ein Gemenge aus Luft und Leuchtgas und in jüngster Zeit auch ein Gemenge aus Luft und Petroleumdämpfen verwendet, so daß die Wärmemotoren

in Dampfmaschinen, Heißluftmaschinen, Gasmotoren und Petroleummotoren zerfallen.

Bis zur Stunde ist die Dampfmaschine, trotz mancher Vorzüge ihrer Concurrenten, der bei weitem am meisten angewendete Wärmemotor; herrscht sie ja im ganzen Eisenbahn- und Schiffsverkehr, sowie in der Großindustrie so gut wie allein. Bei einer Maschine von so außerordentlich ausgedehnter Anwendung ist die Frage nach der Oekonomie ihrer Arbeitsweise offenbar von der allergrößten Bedeutung, da schon durch eine kleine Verbesserung viele Millionen an Brennmaterial erspart werden können; andrerseits ist der Betrieb der Dampfmaschinen in erster Linie die Ursache, daß beispielsweise die englischen Kohlenbergwerke nach etwa 100 Jahren erschöpft sein würden, falls es nicht gelingt, die in den Kohlen aufgespeicherte Wärme viel besser auszunützen, als dies bisher der Fall war. Bei all den bewundernswerthen Fortschritten, welche die Technik in unserm Jahrhundert gemacht, stehen wir nämlich vor dem niederschlagenden Resultat, daß in der Dampfmaschine nur 6 bis 12 Prorent vom Heizwerthe des Brennmaterials nutzbar gemacht werden, und zugleich vor der noch trostloseren Erkenntniß, daß die Dampfmaschine nur noch in ganz geringem Grade verbesserungsfähig ist. Die beträchtliche Verschiedenheit in der Ausnutzung des Brennmaterials hängt mit der Größe der Maschinen und der Art ihrer Ausführung zusammen: kleinere, einfach und weniger sorgfältig ausgeführte Maschinen arbeiten viel unvortheilhafter als große, mit peinlicher Sorgfalt construirte und mit complicirten Vorrichtungen versehene, wie es namentlich die auf Schiffen nunmehr die Regel bildenden Dreifacherpansionsmaschinen sind. Der erschreckend kleine Nutzeffect der Dampfmaschine kommt nun hauptsächlich daher, daß wir in dieser Maschine von den hohen, bis auf 1500° C steigenden Verbrennungstemperaturen des Brennmaterials keinen Gebrauch machen, sondern das Feuer nur zur Erzeugung von Dampf benützen, dessen Temperatur im äußersten Falle 200° beträgt. Höhere Dampftemperaturen und dadurch bedingte Drucksteigerungen sind aber aus verschiedenen praktischen Rücksichten nicht anwendbar. Ein anderer belangreicher Uebelstand besteht bei der Dampfmaschine darin, daß sich der Dampf an den verhältnißmäßig kühlen Cylinderwänden in Form von Wasser niederschlägt. Das Prinzip der Dampfmaschine muß unter diesen Umständen geradezu als ein verfehltes bezeichnet werden, wie dies auch schon im Jahre 1859 von Redtenbacher, dem Schöpfer der theoretischen Maschinenlehre, erkannt wurde.

Aber auch die anderen bisher bekannten Wärmemotoren, deren Erfinder die Unvollkommenheiten der Dampfmaschine zu vermeiden suchten, lassen sowohl hinsichtlich des Nutzeffectes als auch anderer Umstände viel zu wünschen übrig. Dies beweist schon allein die einfache Thatsache, daß sie die Dampfmaschine nicht zu verdrängen vermochten. Die Heißluftmaschine, an die man seinerzeit große Erwartungen knüpfte, hat sogar ihre Rolle bald ganz ausgespielt, weil sie in jenen Fällen, in welchen der viel bessere Gasmotor wegen Mangels an einer Gasleitung nicht zur Anwendung kommen kann, in neuerer Zeit von dem überall aufstellbaren und mit dem Gasmotor ungefähr gleichwerthigen Petroleummotor verdrängt wird. Im Gasmotor werden nun allerdings bis zu 18 Procent der im Brennmaterial aufgespeicherten Wärme in Arbeit umgesetzt; indessen ist ein directer Vergleich mit der Dampfmaschine auf Grund dieser Zahl, des sogenannten Wirkungsgrades, insofern nicht ganz richtig, als der Preis des Brennmaterials berücksichtigt werden muß. Die Wärmeeinheit stellt sich nämlich in der Steinkohle billiger als im Leuchtgas, und hierauf beruht es vor allem, daß es dem Gasmotor nicht ganz leicht wird, mit der Dampfmaschine zu concurriren. Die bessere Ausnutzung der Wärme im Gasmotor kommt nun wiederum daher, daß diese Maschine eine Verbrennungsmaschine ist, d. h. eine solche, bei welcher der Verbrennungsproceß im Arbeitscylinder vor sich geht, so daß mit viel höheren Temperaturen gearbeitet wird, als dies bei der Dampfmaschine der Fall ist. Die Verbrennung ist hiebei die Folge der Explosion des aus 6 Volumtheilen Luft und aus 1 Volumtheil Leuchtgas bestehenden Gemenges, das in einem bestimmten Momente — wenn der Kolben in der Nähe des Cylinderendes steht — entzündet wird. Diese Explosionsmotoren haben nicht wenige beträchtliche Nachtheile: vor allem stoßartig erzeugte und deßhalb ungleichmäßige Wirkung der Kraft; dann sehr unvollkommene Regulirung, vermöge welcher bei zu raschem Gange der Maschine eine oder mehrere Zündungen ganz ausfallen, so daß die Kraftäußerung ruckweise erfolgt; ferner bedeutende Steigerung des Gasconsums, sobald nicht die volle Kraft der Maschine ausgenützt wird; schwerfällige Ingangsetzung; häufig auftretende innere Verunreinigungen infolge von unvollkommenen Verbrennungen; endlich die unangenehme Beigabe von Zündvorrichtungen.

Der Petroleummotor, der dem Bedürfniß entsprang, von dem nicht überall zu beschaffenden Leuchtgase unabhängig zu werden, unterscheidet sich vom Gasmotor prinzipiell lediglich dadurch, daß beim explosiven Gemenge an Stelle des Leuchtgases Petroleumdämpfe (früher die leichter entzündlichen Benzindämpfe) verwendet werden, zu welchem Zwecke die Maschine natürlich mit einer besonderen, meist ziemlich complicirten Einrichtung zur Verdampfung des Petroleums versehen ist.

Erwägt man nun, daß auch der Gas- und der Petroleummotor hinsichtlich der ökonomischen Verwerthung des Brennmaterials fast keiner Verbesserung mehr fähig sind, welche Thatsache an der Hand der mechanischen Wärmetheorie exact nachgewiesen werden kann, dann wird man das Aufsehen begreifen, das in technischen Kreisen eine von Ingenieur Diesel vor 4 Jahren veröffentlichte Schrift: „Theorie und Construction eines rationellen Wärmemotors zum Ersatz der Dampfmaschinen und der heute bekannten Verbrennungsmotoren“ machte, in welcher der Verfasser in ebenso geistvoller, wie kühner Weise die Möglichkeit eines Motors zu beweisen versuchte, dessen Wirkungsgrad jenen der Dampfmaschine um wenigstens das Doppelte übertreffen sollte. Daß diese Möglichkeit heute zur unumstößlichen Gewißheit geworden, war, wie hier gleich bemerkt werden soll, das Hauptresultat der so überaus wichtigen und interessanten Ausführungen des eingangs erwähnten Vortrages.

Zwar hatte es nicht an Zweiflern gefehlt, welche sich bemühten, darzuthun, daß in diesem Falle Theorie und Praxis ganz und gar aus einander gehen würden. Es fehlte jedoch dem genialen Erfinder auch nicht an der wohl verdienten Ermuthigung, indem sich bedeutende Fachgelehrte auf seine Seite stellten und der technischen Welt die neue Idee zur ernstesten Würdigung empfahlen, während andrerseits Weltfirmen, wie Krupp in Essen und die Maschinenfabrik Augsburg ihre Werkstätten zur Verwirklichung der Gedanken Diesels zur Verfügung stellten. Insbesondere hat Commercienrath Buz, der Director der Maschinenfabrik Augsburg, dem Erfinder eine mit den modernsten Hülfsmitteln ausgestattete Versuchsstation eingerichtet. Die Zweifler haben übrigens die kleine Genugthuung, daß es zur Besiegung der praktischen Schwierigkeiten in der That außergewöhnlicher und jahrelanger Anstrengungen bedurfte. Es hat dies zum großen Theil seinen Grund darin, daß bei der neuen Maschine Drucke bis zu 45 Atmosphären vorkommen, während der höchste Druck bei den bisherigen Wärmemotoren nur 15 Atmosphären beträgt.

Auch der Diesel'sche Motor ist eine Verbrennungsmaschine, aber Entzündung und Verbrennung erfolgen hier

Digitized by Google

unter ganz eigenartigen Umständen, die eben, in Uebereinstimmung mit den Forderungen der Theorie, eine viel bessere Ausnutzung des Brennmaterials ermöglichen. Das Brennmaterial, das der Maschine in ganz kleinen, genau regulirbaren Mengen während eines Theils des Kolbenhubes zugeführt wird, verbrennt nämlich von selbst dadurch, daß es im Arbeitscylinder in Berührung mit Luft kommt, welche vorher von der Maschine selbst auf mechanische Weise so stark comprimirt wurde, daß sie in glühenden Zustand versetzt ist, ehe überhaupt eine Verbrennung begonnen hat. Der Verbrennungsproceß besteht hier in keiner Explosion, sondern in einer allmählich erfolgenden Verbrennung, welche die Luft sanft ausdehnt und hiedurch den Kolben antreibt; diese Verbrennung bleibt sich nicht selbst überlassen, sondern wird durch steuernden Einfluß von außen auf eine bestimmte, vortheilhafte Weise geleitet, auf welche an dieser Stelle freilich nicht näher eingegangen werden kann. Es mag nur noch bemerkt werden, daß die Verbrennung eine vollkommene ist, was sich, abgesehen von der chemischen Untersuchung, schon aus der Unsichtbarkeit und Geruchlosigkeit der die Maschine verlassenden Gase ergibt. Als Brennmaterial kann hiebei sowohl flüssiges (Petroleum), als gasförmiges (Leuchtgas), als auch festes (fein pulverisirte Kohle) in Betracht kommen. Indessen ist die Maschine zunächst nur für Petroleum vollkommen durchconstruirt; auch der geprüfte Versuchsmotor war für dieses Brennmaterial eingerichtet. Und was die Kohle betrifft, so wird es sich voraussichtlich vortheilhafter gestalten, dieselbe vor dem Gebrauche erst zu vergasen, als aus ihr ein so feines und gleichförmiges Pulver herzustellen, wie es für den in Rede stehenden Zweck nöthig wäre.

Viel weniger als in der Arbeitsweise weicht die neue Maschine hinsichtlich ihres Aussehens von den bisherigen Wärmemotoren ab, indem die Haupttheile dieser beibehalten sind. Die durch den eigenartigen Arbeitsproceß bedingten, besonderen Details (für die Zuführung des Brennstoffes, die Regulirung und das Anlassen der Maschine) zeichnen sich durch verhältnißmäßige Einfachheit aus. Eine in die Augen fallende Eigenthümlichkeit besteht in der Abwesenheit jeder Feuerung und Zündvorrichtung, also auch der so lästigen Rauchentwicklung. Zum Anlassen der Maschine, sie mag kurze oder beliebig lange Zeit abgestellt gewesen sein, bedarf es merkwürdigerweise lediglich des Oeffnens eines Ventils, worauf aus einem am Motor seitlich angebrachten Luftgefäß, in dem ein Druck von 45 Atmosphären herrscht, Luft nach dem Cylinder strömt, um dort den Beginn des Arbeitsprocesses zu veranlassen. Zur Wiederherstellung des Normaldruckes im Luftgefäß dient eine kleine, vom Motor selbst betriebene Luftpumpe.

Wie schon bemerkt, wurde der in der Maschinenfabrik Augsburg gebaute und 20 Pferdestärken leistende Versuchsmotor von angesehenen Fachmännern zu verschiedenen malen geprüft, wobei die erhaltenen Resultate aufs beste übereinstimmten. Die eingehendsten Untersuchungen wurden vom Professor der theoretischen Maschinenlehre an der Technischen Hochschule in München, M. Schröter, angestellt, der an den erwähnten Vortragsabenden nach Ingenieur Diesel das Wort ergriff, um über seine Versuche ausführlichen Bericht zu erstatten und der neuen Erfindung die gebührende Anerkennung zu zollen. Das wichtigste Resultat dieser Versuche ist nun, daß der Nutzeffect des neuen Motors nahezu 27 Procent beträgt, also jenen der vorzüglichsten Dampfmaschinen um mehr als das doppelte übertrifft und auch die anderen Wärmemotoren weit hinter sich läßt. Der Petroleumverbrauch betrug per effective (d. h. zum Betrieb von Arbeitsmaschinen verfügbare) Pferdestärke und Stunde nur $^1/_4$ Kilogramm, was bei der Zollfreiheit des Petroleums für motorische Zwecke einen Kostenaufwand von nur 2 Pfennig verursacht, so daß schon der mit dem theureren Brennstoff betriebene Motor in dieser für die Praxis wichtigsten Beziehung jedem bisherigen Wärmemotor bedeutend überlegen ist.

Von anderen Vorzügen des Diesel'schen Motors mögen an dieser Stelle noch folgende hervorgehoben werden: der auf die Arbeits- und Zeiteinheit bezogene Petroleumverbrauch bleibt auch bei veränderlicher Belastung (Kraftconsum) ziemlich constant, was bei anderen Motoren nicht der Fall ist, und der Gang der Maschine ist unter allen Umständen ein so regelmäßiger, daß sie den Vergleich auch mit den besten Dampfmaschinen nicht zu scheuen hat. Ferner ist die vortheilhafte Arbeitsweise des neuen Motors ganz unabhängig von seiner Größe; der Brennstoff wird also in kleinen Maschinen ebenso gut ausgenutzt, wie in großen. In dieser Beziehung verhalten sich nämlich die anderen Wärmemotoren, ja sogar die Dampfmaschine, sehr ungünstig, weßhalb man im Fabrikbetriebe behufs Anwendung großer Motoren nach möglichster Centralisation streben und weitläufige Transmissionen (Zwischenmaschinen zur Uebertragung der Bewegung) anwenden mußte. Dem gegenüber gewährt also der neue Motor den in vielen Fällen erwünschten Vortheil der Decentralisation, indem es mancherlei Arbeitsmaschinen oder Gruppen von solchen gibt, die am besten durch einen eigenen Motor betrieben werden. Dies suchte man, beiläufig bemerkt, in neuerer Zeit dadurch zu erreichen, daß man solche Arbeitsmaschinen je mit einem Elektromotor betrieb. Die in Rede stehende Eigenschaft des neuen Motors kann sehr wohl auch zu bedeutenden Reformen im Eisenbahnwesen führen, indem kleine Maschinen an den Wagen selbst angebracht werden können und solche häufig verkehrende Motorwagen dem gegenwärtigen Betriebe in manchen Fällen entschieden vorzuziehen wären.

Von der allergrößten Wichtigkeit ist endlich noch der Umstand, daß der Diesel'sche Motor nicht, wie die besten Vertreter der übrigen Wärmemotoren, den Abschluß des jeweiligen Systems bedeutet, sondern den Ausgangspunkt eines neuen. Angesichts dieser Thatsache glaube ich nicht zu viel gesagt zu haben, wenn ich diesen Ausführungen die Bemerkung vorausschickte, daß der neue Motor für die weitere Entwicklung der Technik von unabsehbarer Bedeutung sein wird.

Zum Schlusse möchte ich darauf hinweisen, daß Diesel im Gegensatz zu vielen anderen Erfindern, die ihre Erfolge nahe liegenden, guten Einfällen und glücklichen Zufälligkeiten zu verdanken haben, von vornherein auf ein weiter abliegendes, ganz bestimmtes Ziel losging. Im Besitze des höchsten technischen Wissens zwang er die Naturkräfte, ihm auf eine besondere, genau vorgeschriebene Weise dienstbar zu sein. Die deutsche Wissenschaft, die Technische Hochschule in München, an der Diesel seine Studien gemacht, und die Stadt München selbst, in der er seinen Wohnsitz hat, dürfen auf diesen Triumph stolz sein.

Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrkohlenrevier.

Von L. Kellen (Essen a. d. Ruhr).

II.

Ueber den Bergarbeiterstand im allgemeinen braucht hier wohl weiter nichts bemerkt zu werden. Allerdings verdienen die jugendlichen Arbeiter sofort bei Beginn ihrer Thätigkeit im Bergbaubetrieb entsprechend ihrer Leistungsfähigkeit, und ihr Lohn steigert sich dann mit der Zunahme ihrer Körperkräfte und ihrer Arbeitsgeschicklichkeit. So sind denn auch im Bergbau viele Leute beschäftigt, die früher anderen Berufsarten angehörten, Handwerker,

Digitized by Google

Landarbeiter u. s. w., die es für vortheilhafter finden, in die Grube zu fahren, als über Tage ihrem ursprünglichen Berufe nachzugehen. Allein die Arbeit in der Grube ist doch eine sehr mühselige und gefahrvolle. Aus den Berichten des Allgemeinen Knappschaftsvereins kann man ersehen, daß verhältnißmäßig sehr wenig Bergarbeiter eine Altersrente erhalten, eben weil die meisten vor dem 25. Dienstjahre arbeitsunfähig werden.

Früher war der Bergmann stolz auf seinen Beruf und hatte eine gewisse Geringschätzung für die oberirdischen Arbeiter und Tagelöhner, gerade wie der Matrose verächtlich von den Landratten spricht. Aber das Selbstbewußtsein ist unter den Knappen allmählich geschwunden. Die riesige Ausdehnung der Zechen war nur durch einen gewaltigen Zuzug ungelernter Arbeiter möglich, die mit dem Boden, auf dem sie sich niederließen, nicht verwachsen waren. Es schwanden die alten Ueberlieferungen, und die Bergleute alten Schlages, die vom Vater auf den Sohn einen Kotten[1]) bewohnten und die Arbeit im Bergwerk mit stolzem Bewußtsein im Angesicht der stets drohenden Gefahren verrichteten, verschwanden fast unter den 160,000 Bergleuten, die aus allen Gegenden Deutschlands und Europa's dort zusammenkamen. Der kernige märkische Volksstamm, der hier einst seßhaft war, scheint sehr im Rückgang begriffen.

Die Bergarbeiter sind sehr schlecht organisirt. Der alte (socialdemokratische) Verband hat in den letzten Jahren bedeutend abgenommen, in der neuesten Zeit entfaltet er jedoch wieder eine regere Agitation. Voriges Jahr wurde seine Mitgliederzahl auf 3000 geschätzt. Sein Organ ist das Wochenblatt „Deutsche Berg- und Hüttenarbeiterzeitung", die von dem früheren Metallarbeiter Otto Hué redigirt wird.

1894 wurde der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter gegründet, der seit Ende 1895 ein eigenes Organ in dem „Bergknappen" besitzt, der jetzt zweimal monatlich erscheint. Der Gewerkverein, der katholische und protestantische Bergarbeiter umfaßt, steht auf dem Boden der bestehenden Ordnung; er wurde gegründet in der Absicht, die wirthschaftlichen Interessen der Arbeiter zu fördern und an geeigneter Stelle zu vertreten, die Lebenshaltung und die Lohnverhältnisse der Arbeiter der Lage der Industrie entsprechend zu gestalten, überhaupt dem Arbeiterstande neben den Industriellen eine berechtigte Einwirkung auf die Gestaltung seiner wirthschaftlichen Existenz zu verschaffen. Der Vorsitzende ist der Bergarbeiter August Brust in Alteuessen, der zugleich den „Bergknappen" redigirt. In dem Ehrenvorstand sind bekannte Männer beider Confessionen, wie Reichstagsabgeordneter Hitze, Pfarrer Lic. Weber u. s. w., vertreten. Die jetzt stark im Steigen begriffene Mitgliederzahl beträgt 12,000.

Die Belegschaft des Oberbergamtsbezirks Dortmund ist natürlich mit der Vermehrung der Förderung gestiegen. Von 1865 bis 1892 hat sie sich von 43,000 auf 142,000 Mann vermehrt. Da der alljährliche Rekrutenersatz aus den Familien der Bergarbeiter nicht hinreicht, sahen sich die Zechen zur Heranziehung stärkerer Arbeitermengen aus anderen Industrien, sowie aus der Landwirthschaft des Ostens gezwungen. Natürlich entspricht das so herangezogene Arbeitermaterial nicht immer den an dasselbe gestellten Anforderungen. Besonders bilden von jeher die Polen eine stets unruhige Bevölkerung.

Ueber die Belegschaft der Bergwerke und Salinen im Oberbergamtsbezirk Dortmund besitzen wir ein eingehendes amtliches Werk nach der Zählung vom 16. December 1893.[2])

Nach dieser betrug die Belegschaft im ganzen 158,368 Personen, und zwar beim Kohlenbau 155,934, beim Erzbergbau 2147, auf den Salinen 225 und der kgl. Badeanstalt zu Oeynhausen 62 Personen. Die im Steinkohlenbergbau beschäftigten 155,934 Personen vertheilen sich auf 164 Werke. Eine Verwendung weiblicher Arbeiter findet im Steinkohlenbergbau des niederrheinisch-westfälischen Kohlenreviers nicht statt. Auf den 24 Erzbergwerken mit im ganzen 2147 Arbeitern sind nur 27 weibliche Arbeiter, und zwar über Tage, beschäftigt. Von den 17 Bergrevieren hatte das Gelsenkirchener Revier mit 14,102 Mann die meisten Steinkohlenbergleute; das Revier Osnabrück mit 1657 (einschließlich Ibbenbüren und 1138 ohne dieses Staatswerk) die wenigsten.

Unter den gezählten 158,368 befinden sich 59,256 = 37.42 Pror., welche von Vätern des eigenen Berufs abstammen, und 23,410 Mann = 14.78 Proc. aus Sprachgebieten nicht deutscher Zunge. Nach dem Religionsbekenntniß waren 51.82 Proc. oder 82,057 Katholiken, 47.91 Proc. oder 75,876 Protestanten und 0.27 Proc. Andersgläubige. Von den 158,368 Berg- und Salinenarbeitern haben 30.77 Proc. = 48,731 im Heere gedient; 97.57 Proc. = 154,517 konnten lesen und schreiben, während 3581 Personen nicht im Besitze dieser Elementarschulkenntnisse waren.

Den 11 Knappschaftsvereinen, welche bei der Zählung in Betracht kamen, gehörten 158,247 Personen an, wovon der Allgemeine Knappschaftsverein zu Bochum allein 153,261 Mitglieder hatte. 121 Personen waren anderweitig versichert. Zu den Knappschaftsvereinen gehören 3052 Beamte (1095 der I. Classe und 1957 der II. Classe), 90,296 ständige Mitglieder, 61,797 unständige Mitglieder, sowie 3102 Knappschaftsinvaliden (354 Halbinvaliden und 2748 Invaliden).

Von den gezählten Personen waren 91,648 verheirathet, 64,254 unverheirathet, 2394 verwittwet und 72 geschieden. Nur 16,212 Personen sind Hausbesitzer, oder 10.24 Proc.; dieser Prorentsatz bleibt weit hinter demjenigen anderer Bergbaubezirke zurück. Derselbe betrug nämlich nach den im Jahre 1890 vorgenommenen Zählungen im Oberbergamtsbezirk Clausthal 26.45 Proc., für das Saarbrücker Revier 41.87 Proc.,[1]) für den Bezirk Halle 22.13 Proc. und für die Kupferschiefer bauende Mansfelder Gewerkschaft im Bergrevier Stolberg-Eisleben rund 25 Proc. Außer den 16,212 Personen wurden noch 1976 gezählt, welche Besitzer von Feld u. s. w. waren. Gegenüber dem Durchschnitt von 10.24 Proc. Hausbesitzern für den ganzen Oberbergamtsbezirk Dortmund sind die Verhältnißzahlen in den einzelnen Betriebszweigen sehr verschieden, nämlich 10.07 Proc. beim Steinkohlenbergbau, 18.82 Proc. beim Erzbergbau, 36 Proc. bei den Salinen und 50 Proc. auf der Badeanstalt zu Oeynhausen. Bei Steinkohlenbergbau ergibt sich in dieser Beziehung hinsichtlich der Reviere nachstehende Reihenfolge: 1. Bergrevier Osnabrück 19.73 Proc., 2. Süd-Dortmund 16.70, 3. Oberhausen 14.91, 4. Ost-Dortmund 12.56, 5. Werden 12.22, 6. Hattingen 12.14, 7. Süd-Bochum 10.41, 8. West-Essen 10.05, 9. Witten 10.01, 10. Recklinghausen 9.82, 11. Herne 9.33, 12. Süd-Essen 8.97, 13. West-Dortmund 8.59, 14. Nord-Bochum 7.31, 15. Wattenscheid 6.70, 16. Ost-Essen 6.14, 17. Gelsenkirchen 5.23 Pror. Nach den Aufstellungen haben 1749 Personen oder 1.1 Proc. der Gesammtbelegschaft eine regelmäßige Nebenbeschäftigung, und zwar betreiben 166 Personen Gastwirthschaft, 762 ein Handwerk und 821 ein sonstiges Geschäft.

[1]) Im Ruhrgebiet übliche Bezeichnung für ein Bergarbeiterhaus mit Garten oder Land.

[2]) Die Belegschaft der Bergwerke und Salinen des Oberbergamtsbezirks Dortmund nach der Zählung vom 16. December 1893, zusammengestellt vom kgl. Oberbergamte in Dortmund mit Erläuterungen von Tägtschbeck, kgl. Berghauptmann und Oberbergamtsdirector zu Dortmund.

[1]) Im Saarrevier bessern sich die Verhältnisse noch zusehends. Von der Gesammtbelegschaft (31,074 Arbeiter) sind jetzt nicht weniger als 13,102 = 42.16 Proc. Hauseigenthümer, 9012 = 29 Proc. Besitzer von Feld und Wiesen und 8313 = 26.75 Proc. Haus- und Feldbesitzer. Nur Hausbesitzer sind 4750 = 15.41 Proc. und nur Feldbesitzer 688 = 2.25 Proc. An Viehbestand besitzt die Belegschaft 75 Pferde, 9000 Stück Rindvieh, 7443 Ziegen und 8508 Schweine.

Es wohnten in eigenen Häusern 8.78 Proc., in Dienstwohnungen (meistens Beamten) 1.61 Proc., in Miethwohnungen 46.83 Proc. (von den 74,158 Inhabern von Miethwohnungen wohnten 10,627 bei den Werksbesitzern in Colonien, das ist also 6.71 Proc. der Gesammtbelegschaft), in Schlafhäusern 0.62 Proc., in Wohnung und Kost bei den Eltern 21.94 Proc. und bei Fremden (Kostgänger) 20.22 Proc. Die Zahl der von den ermittelten 90,620 Haushaltungsvorständen benützten Räume beträgt 290,112, so daß zu einem Haushalt genau 3.20 Wohnräume gehören.

Die im Oberbergamtsbezirk Dortmund gezählten 158,368 Werksbeamten, Berg- und Salinenarbeiter hatten im ganzen 420,552 Familienangehörige; das ergibt durchschnittlich per Kopf 2.66 Angehörige. Im ganzen hat also beim Bergwerks- und Salinenbetrieb des Oberbergamtsbezirks Dortmund eine Bevölkerung von 578,920 Köpfen unmittelbar Beschäftigung und Lebensunterhalt gehabt. Die Zahl der Beamten betrug 4875 Personen, was ein Verhältniß von 1 Beamten auf 30 Arbeiter ergibt (im Saarbrücker Bezirk auf 35, im Clausthaler Bezirk auf 44). Der niederrheinisch-westfälische Steinkohlenbergbau hat also das stärkste Verhältniß der Betriebsbeamten zu den Bergarbeitern aufzuweisen, was zum Theil dem Umstande zuzuschreiben ist, daß hier im Vergleich zu Saarbrücken die Gesammtförderung an Steinkohlen auf einer verhältnißmäßig größeren Zahl von Gruben und Grubenabtheilungen, deren fast jede ihren besonderen Betriebsführer mit den untergebenen Beamten hat, gewonnen wird.

Zu den unter Tage beschäftigten Bergarbeitern gehörten im Oberbergamtsbezirk Dortmund 72,770 Hauer (Gesteins-, Kohlen-, Schacht- und Zimmerhauer), 17,840 Lehrhauer und 27,703 Schlepper, also 118,313 bei der unterirdischen Gewinnung unmittelbar betheiligte Arbeiter (= 78.82 Proc. der Gesammtarbeiterzahl des Steinkohlenbergbaues). Was die Ausbildung der Bergarbeiter betrifft, so ist die Classe der Lehrhauer, als eine Vorbereitungsstufe für die eigentlichen selbständigen Hauer, im Oberbergamtsbezirk Dortmund verhältnißmäßig schwach vertreten. Die alt hergebrachte bergmännische Stufenfolge vom Schlepper zum Lehrhauer und von diesem zum Vollhauer ist beim westfälischen Steinkohlenbergbau in den letzten drei Jahrzehnten immer mehr verlassen worden. Bei der fast ununterbrochen starken Steigerung der Förderung und dem dadurch zeitweilig ungemein gewachsenen Bedarf an Arbeitskräften ist an die Stelle der früheren planmäßigen Ausbildung des einzelnen Mannes, wo sich gerade die Gelegenheit bot, die Verwendung des Einzelnen getreten, so daß es nicht zu den Seltenheiten gehört, daß der aus dem Osten Preußens eingewanderte Ackerknecht schon wenige Monate nach der Aufgabe der landwirthschaftlichen Beschäftigung bei der Kohlengewinnung als Hauer verwendet wird. Eine Abänderung dieser Verhältnisse, welche auf die Höhe der beim Bergbaubetriebe vorgekommenen Unglücksfälle von nachtheiligem Einfluß gewesen sind, wird von der am 1. October 1894 in Kraft getretenen Bergpolizeiverordnung des kgl. Oberbergamts zu Dortmund vom 28. Mai 1894, betreffend die Ausbildung der Bergarbeiter zum Zwecke der Verhütung von Unfällen, erwartet. Nach derselben wird zur selbständigen Ausführung von Hauerarbeiten ein Mindestalter von 21 Jahren und eine wenigstens dreijährige Arbeit in der Grube, darunter wenigstens eine einjährige Beschäftigung mit Hauerarbeiten unter der Aufsicht eines selbständigen Hauers, verlangt; außerdem wird die Zulassung von Personen, welche das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, sowie von solchen, welche bis zum vollendeten 60. Lebensjahre noch niemals in der Grube beschäftigt waren, zu Arbeiten in der Grube verboten. Schon vor dem Inkrafttreten dieser Bergpolizeiverordnung hatte eine ganze Reihe von Gruben, so namentlich in den Dortmunder und Bochumer Revieren, Gelsenkirchen, Recklinghausen u. s. w., freiwillig die Einrichtung eingeführt, daß die jungen Bergleute, nachdem sie eine Zeitlang als Schlepper gearbeitet haben, zunächst als Lehrhauer mit geringerem Lohn einem älteren Vollhauer beigegeben und erst nach längerer erfolgreicher Beschäftigung bei diesem zur selbständigen Verrichtung von Hauerarbeiten zugelassen werden.

Eine Nachweisung der Belegschaft nach Aufsichtspersonal, Arbeiterclassen und Lebensalterstufen ergibt, daß am 16. December 1893 im Oberbergamtsbezirk Dortmund 4738 jugendliche Arbeiter im Alter von 14 und 15 Jahren beschäftigt waren, wovon 4695 auf den Steinkohlenbergbau, 41 (einschließlich 5 Mädchen) auf den Erzbergbau und 2 auf die Salinen entfallen. Da die Beschäftigung der jugendlichen Arbeiter den Vorschriften der §§ 135, 136, 138 bis 139a der Gewerbeordnung unterliegt und zur Zeit der Zählung die Bekanntmachung des Reichskanzlers betreffend die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter auf Steinkohlenbergwerken vom 17. März 1892 in Geltung war, so wurden unter Tage beim Bergbau gar keine jugendlichen Arbeiter mehr beschäftigt. Von den einzelnen Jahrgängen der Belegschaft ist die Altersstufe von 19 Jahren mit 6811 Köpfen (= 4.31 Proc. der Gesammtzahl) am zahlreichsten vertreten. Die Jahrgänge des 20. bis 39. Lebensjahres, welche bekanntlich die zum Dienst in dem stehenden Heere, der Marine und nachher der Land- und Seewehr verpflichteten Wehrfähigen einschließen, zählen unter der Belegschaft des Dortmunder Bezirks nach Abzug der Arbeiterinnen 93,726 Köpfe oder 59.18 Proc. Aus den Altersclassen von 49 Lebensjahren bis zu 72 und darüber haben noch 11,977 Personen = 7.56 Proc. der Gesammtbelegschaft in Arbeit gestanden. Bemerkenswerth ist, daß nach der amtlichen Knappschaftsstatistik im Jahre 1893 das Lebensalter beim Eintritt der Ganzinvalidität für die Mitglieder des Allgemeinen Knappschaftsvereins zu Bochum ebenso wie für sämmtliche Knappschaftsvereine des Oberbergamtsbezirks Dortmund 48.9 Jahre betrug. Beim Saarbrücker Knappschaftsverein hat das Durchschnittslebensalter beim Eintritt der Ganzinvalidität im Jahre 1890 — dem der letzten Zählung — 47.6 Jahre betragen. Im Lebensalter von mehr als 70 Jahren waren 1893 auf den Werken des Dortmunder Bezirks 153 Personen (darunter 63 Altersrentner und 17 Beamte) beschäftigt.

Die Uebersichten der Belegschaft nach dem knappschaftlichen Verhältnisse und nach Lebens- und Dienstalterstufen bieten für uns weniger Interesse. Das nachgewiesene höchste Dienstalter von 59 Jahren hatte bei der Zählung der 70 Jahre alte Hülfssteiger William Simpson der Zeche Hibernia bei Gelsenkirchen. Derselbe stammt aus England, wurde am 14. December 1823 geboren, nahm im Alter von 11 Jahren in seiner Heimath die Bergarbeit auf und ist seit dem Jahre 1857 auf Zeche Hibernia beschäftigt. Diesem kommt gleich hinsichtlich der Berufsthätigkeit ein 67jähriger Tagearbeiter der Zeche Dahlbusch im Revier Ost-Essen. Von den eigentlichen Grubenarbeitern stand am längsten mit 58 Dienstjahren ein 66 Jahre alter Bergmann, ebenfalls auf Zeche Hibernia, in der bergmännischen Arbeit. Es ist dieses auch ein Engländer, Namens James Dreyden, welcher in seiner Heimath im Alter von 8 Jahren, im Jahre 1835, die bergmännische Thätigkeit begann und seit 1858 auf oben genannter Zeche beschäftigt war.

Eine Uebersicht der Beamten und Arbeiter, welche Hausbesitzer sind, sowie Inhaber von Dienst- oder Miethwohnungen, der Schlafhäuser und der Einlieger bietet interessante Aufschlüsse. Von der Gesammtzahl der Hausbesitzer (16,212 Personen) sind verheirathet: 92.61 Proc., Wittwer: 2.51 Proc., unverheirathet: 4.84 Proc. und geschieden: 0.04 Proc. In Schlafhäusern wohnen 44.92 Proc. Verheirathete, 2.26 Proc. Wittwer, 52.62 Proc. Unverheirathete

Digitized by Google

und 0.20 Proc. Geschiedene. Von den Einliegern sind 11.18 Proc. verheirathet, 1.94 Proc. verwittwet, 86.75 Proc. unverheirathet und 0.13 Proc. geschieden. Es wohnen von den Hausbesitzern des Oberbergamtsbezirks Dortmund 85.82 Proc. in eigenen Häusern, 1.09 Proc. in Dienstwohnungen, 4.00 Proc. in Miethwohnungen, 1.09 Proc. in Schlafhäusern und 8.00 als Einlieger.

Im Jahre 1874 hat es im Oberbergamtsbezirk Dortmund 1616 zu den Steinkohlenbergwerken gehörende Arbeitshäuser mit 8045 Familienwohnungen gegeben, welche 7,08 Proc. der Gesammtbelegschaft dieses Bergbaues (von damals 83,420 Köpfen) aufnahmen. Am 31. December 1883 sind von der Belegschaft des ganzen Oberbergamtsbezirks (also nicht allein des Steinkohlenbergbaues) 3009 solcher Wohnhäuser von 12,402 Beamten und Arbeitern bewohnt worden, was 12.67 Proc. der Belegschaft von 97,922 Personen ergibt. Die jetzige Zählung hat ergeben, daß von der Belegschaft der Steinkohlenbergwerke 10,525 Personen (= 6.75 Proc.) in zu den Werken gehörenden Häusern wohnen. Die Verhältnißzahlen der Bewohner von Colonniewohnungen im Vergleich zu den Revierbelegschaften schwanken für die einzelnen Bergreviere zwischen 13.35 Proc. (Bergrevier Gelsenkirchen) und 1.67 Proc. (Süd-Essen). Von den 194 am 18. December 1893 in Betrieb gewesenen Bergwerken und Salinen haben 116 (= 59.79 Proc.) Miethwohnungen. 78 Bergwerke und Salinen = 40.21 Proc. der in Betrieb gewesenen Werke besitzen also keine Miethwohnungen. Was die Nachweisung der Belegschaft nach dem Geburtslande und der Muttersprache betrifft, so waren von der Gesammtbelegschaft von 158,368 Personen 154,075 = 97.29 Proc. geborene Deutsche und 4293 oder 2.71 Proc. geborene Ausländer. Am stärksten vertreten sind folgende Provinzen: Westfalen 67,242 Personen, Rheinland 31,997, Hannover 2480, Ost- und Westpreußen 20,096, Posen 9839, Schlesien 9453, Hessen 8418, Sachsen 1421. Von der Gesammtbelegschaft waren 151,581 Personen geborene Preußen, während 2514 aus anderen deutschen Bundesstaaten stammen. Die Ausländer vertheilen sich auf folgende Länder: Oesterreich-Ungarn 1902 Personen, Holland 1334, Italien 728, Rußland 125, Belgien 69, Schweiz 52, Schweden 27, Frankreich 22, England 20, Luxemburg 6, Dänemark 4, Nordamerika 3, Rumänien 1.

Unter den 154,368 gezählten Personen werden 23 verschiedene Sprachen geredet, nämlich die deutsche, polnische, italienische, holländische, slavische (?), tschechische, littauische, mährische, slawonische, slovenische, wendische, ungarische, schwedische, französische, masurische, englische, russische, romanische, flämische, wallonische, dänische, kroatische und türkische Sprache. Als ihre Muttersprache haben angegeben: 133,233 Personen deutsch, 17,951 polnisch, 4020 polnisch und deutsch, 963 italienisch, 879 holländisch, 651 slavisch, 156 tschechisch, 80 littauisch u. s. w. Von den gezählten 23,410 fremdsprachigen Arbeitern der Belegschaft sind 21,734 auch der deutschen Sprache mächtig; derselben nicht mächtig sind 1676 Personen, nämlich 1193 Personen aus dem Deutschen Reich, 201 aus Oesterreich-Ungarn, 167 aus Italien, 83 aus Holland, 25 aus Rußland, 5 aus der Schweiz und 2 aus Frankreich. Was die Schulbildung der fremdsprachigen Arbeiter angeht, so können von denselben 19,232 Personen ihre Muttersprache lesen und schreiben; während 7205 Personen das Deutsche und 4178 ihre nicht deutsche Muttersprache nicht lesen noch schreiben und 1849 Personen überhaupt weder lesen noch schreiben können.

Von der Gesammtbelegschaft stammen 39,388 Mann aus den Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien, während 4293 Personen, die beim Steinkohlenbergbau beschäftigt sind, eingewanderte Ausländer sind. Diese aus den östlichen Provinzen und dem Auslande stammenden Personen sind am zahlreichsten vertreten in den Revieren Gelsenkirchen, Recklinghausen, Herne, Wattenscheid u. s. w.

Die bergmännische Bevölkerung überhaupt vertheilt sich auf 437 Gemeinden, von denen die Gemeinde Borbeck im Landkreise Essen die höchste Zahl von bergmännischen Bewohnern mit 16,406 Köpfen (4618 Arbeitern und Beamten mit 11,788 Familienangehörigen) hat. Von den Städten hat Gelsenkirchen mit 15,277 Köpfen (4340 Arbeitern und Beamten mit 10,937 Angehörigen) die stärkste bergmännische Einwohnerschaft.

Aus einer Uebersicht der Beziehungen zwischen Dienstalter einerseits, Lebensalter, Dauer der Zugehörigkeit zum Werke und früherer Beschäftigung bei anderen Bergbauarten anderseits geht hervor, daß von der Gesammtbelegschaft 18,699 Personen ein bergmännisches Dienstalter von über 24 Jahren hatten und 3185 Personen über 25 Jahre auf einem Werke beschäftigt waren. Die Personen vertheilen sich auf die einzelnen Belegschaftsclassen wie folgt (I. Gesammtzahl, II. über 24 Jahre im bergmännischen Berufe, III. über 25 Jahre auf einem Werke beschäftigt):

	I. Classe	II. Cl.	III. Cl.
1. Aufsichtspersonal	4,976	1,996	680
2. Maschinen- und Heizpersonal . .	5,586	1,095	358
3. eigentliche Grubenarbeiter	129,602	14,158	1,823
4. Tagearbeiter	11,721	1,210	352
5. Arbeiter der Nebenbetriebe . . .	6,483	240	72
Summa	158,368	18,699	3,185

Die Zahl der Beamten und Arbeiter, die bis zum 16. December 1893 auf ein und demselben Werke beschäftigt gewesen sind, beträgt im ganzen 70,175 Personen oder 44.31 Proc. der Gesammtbelegschaft.

Was die Arbeitsleistung beim Steinkohlenbergbau betrifft, so beweist die Statistik über die Production der Bergwerke, Salinen und Hütten des preußischen Staats, daß an den vier Kohlenrevieren Dortmund, Oberschlesien, Niederschlesien und Saarbrücken die Leistung auf eine Schicht und einen Arbeiter vom Jahre 1888 bis 1895 zurückgegangen ist. Den größten Rückgang in dieser Hinsicht hat der Oberbergamtsbezirk Dortmund aufzuweisen. Hier betrug 1888 die Arbeiterzahl 102,195, die Förderung 32,744,272 Tonnen und die Leistung auf eine Schicht und einen Arbeiter 1.015 Tonnen, während das Jahr 1895 eine Förderung von 41,145,744 Tonnen, eine Arbeiterzahl (ausschließlich der Aufsichtsbeamten) von 150,212 und eine Leistung auf eine Schicht und einen Arbeiter von 0.898 Tonnen ergab. Die Leistung hat also in den 8 Jahren um 11.5 Proc. abgenommen.[1]) Das Sinken der Durchschnittsleistung trat besonders in den ersten Jahren nach dem Ausstande von 1889 hervor. Seit dem Jahre 1892 macht sich wieder ein langsames Steigen bemerkbar. Uebrigens sind auch die Durchschnittslöhne der Arbeiter vom Jahre 1890 ab gefallen und fingen erst mit dem Jahre 1894 an in den Bergbaubezirken Dortmund, Oberschlesien, Aachen, vom Jahre 1895 ab in Saarbrücken, Niederschlesien und Halle langsam zu steigen. Das Sinken

[1]) In Oberschlesien betrug 1888 die Förderung 14,449,272 Tonnen, die Arbeiterzahl 40,870 und die Leistung auf eine Schicht und einen Arbeiter 1.255 Tonnen. Das Ergebniß von 1895 war 18,066,401 Tonnen Förderung, 52,888 Arbeiter und die Leistung 1.255 Tonnen (Abnahme also 0.8 Proc.). In Saarbrücken betrug 1888 die Förderung 6,258,191, die Arbeiterzahl 24,402, die Leistung 0.886 Tonnen, im Jahre 1895 die Förderung 6,686,098 Tonnen, die Arbeiterzahl 30,531, die Leistung 0.792 Tonnen (Abnahme also 10.6 Proc.). In Niederschlesien betrug die Abnahme 2.8 Proc.

Digitized by Google

der Durchschnittsleistung ist nicht etwa einer geringeren Arbeitslust zuzuschreiben, sondern durch besondere Verhältnisse bedingt. Es ist, wie der „Bergknappe“ sagt, zunächst darauf zurückzuführen, daß nach den Ausständen des Jahres 1889 zahlreiche fremde, ungeschulte Arbeiter eingestellt wurden, die selbstverständlich nicht so produciren wie alte geschulte. So wurden im Dortmunder Bergbaubezirk seit 1889 bis Ende 1892 nicht weniger als 28,100 Arbeiter neu eingestellt. Wie oft ist es nach dem Ausstande 1889 vorgekommen, daß Arbeiter schon als Vollhauer eingestellt wurden, die vor einigen Wochen noch beim Bauer hinter dem Pflug gingen und nie ein Bergwerk gesehen hatten! Und wenn von 1892 ab die Durchschnittsleistung wieder langsam im Steigen begriffen ist, dann kommt das daher, weil die neu eingestellten Arbeiter sich besser ausbilden und deßhalb auch mehr produciren können. Eine weitere Ursache des Sinkens der Durchschnittsleistung ist die auf vielen Zechen neu eingeführte Abbaumethode mit Bergeversatz: der Abbau mittelst Stoß- oder Strebeörter, wobei dann der „alte Bau“ mit Bergen angefüllt wird. Bei dieser Methode ist die Gewinnung der Kohle bedeutend schwieriger, und es können nicht so viel Producte gewonnen werden. Der Abbau mit Bergeversatz, namentlich bei flacher Flötzlagerung, wobei die Kohlen in die Höhe geworfen und die Berge mit der Schaufel versetzt werden müssen, ist aber auch bedeutend anstrengender für die Arbeiter selbst, als der sonst übliche Pfeilerbau.

Nachdem schon seit Beginn des Winters die Nothwendigkeit einer allgemeinen Lohnaufbesserung in Bergarbeiterkreisen ausgesprochen worden war, wurde auf dem Delegirtentag der christlichen Bergarbeitervereine in Bochum (Ende Januar und Anfang Februar d. J.) der Vorstand des Gewerkvereins beauftragt, bei dem bergbaulichen Verein um eine allgemeine Lohnerhöhung von 10—15 Proc. einzukommen. Die Antwort des bergbaulichen Vereins bemerkte zu dem Ersuchen um eine allgemeine, angemessene, merkliche Steigerung der Gedinge und Schichtlohnsätze, daß die Feststellung der Löhne, wie die Lohnfrage überhaupt, sich der Competenz des Vereins entziehe. Die Feststellung der Löhne sei ausschließlich Sache jeder einzelnen Grubenverwaltung, die die Löhne mit den bei ihr in Arbeit stehenden Bergleuten vereinbare und hierbei durch den Vorstand nicht beeinflußt werden könne. Glaube daher der eine oder andere Arbeiter auf einer Kohlenzeche eine Erhöhung seines Lohnes beanspruchen zu dürfen, so möge er sich an diese selbst wenden. Der Weg eines solchen Vorgehens werde um so mehr, als das correcte Verfahren zu bezeichnen sein, als der Gewerkverein als zur Erörterung der Lohnfrage bei den einzelnen Zechen bevollmächtigt nicht angesehen werden könne. Der Gewerkverein erklärte hierauf, daß er an seiner Forderung festhalte; er forderte seine Mitglieder auf, einzeln eine Lohnerhöhung zu fordern und dem Vorstand über das Resultat dieses Schrittes zu berichten. Ob dieses geschehen ist, ist bisher nicht bekannt geworden; auch ist die Mitgliederzahl des Gewerkvereins noch nicht so bedeutend, daß derselbe seine Forderung mit Nachdruck wiederholen könne.

Der alte (socialdemokratische) Verband, der sich der Forderung des Gewerkvereins angeschlossen hatte, veranstaltete in Bochum eine von 6000 Ruhrbergleuten besuchte Versammlung, in der gegen die ablehnende Antwort des bergbaulichen Vereins protestirt und ferner beschlossen wurde, das Berggewerbegericht als Einigungsamt in der Lohnfrage anzurufen. Es steht aber nicht zu erwarten, daß die Zechenbesitzer dieses Einigungsamt anerkennen werden. Der alte Verband wird dann wahrscheinlich einen Ausstand herbeizuführen suchen.

Mittheilungen und Nachrichten.

1. „L'œuvre de Viktor Wasnetzoff devant l'école moderne en Russie. 2. Causerie devant quelques toiles de l'école moderne en Russie. 3. Kiev, la mère des villes Russes par le *Baron de Baye*, membre de la Société des Antiquaires de France, correspondant de la Société de Nestor l'Annaliste“. Paris, Libraire Nilsson 1896. — Baron de Baye ist eigentlich Archäolog; aber es ist schwer, wenn man die Vergangenheit eines Landes an sich vorüberziehen läßt, unempfindlich für seine Gegenwart zu bleiben; besonders, wenn man selbst Franzose, und das Land, welches man studirt, Rußland ist. In den beiden erstgenannten Broschüren macht der Verfasser den Versuch, bei seinen Landsleuten Sinn und Liebe für die russische Malerei zu erwecken; ob mit Erfolg, mag dahin gestellt bleiben. Er betont das lyrische Element, das er einerseits aus dem slavischen Nationalcharakter, andererseits aus dem Milieu ableitet. „En Russie, tout peintre est doubié d'un poète.“ — Wer Rußland von Süd nach Nord durchwandert, kann sich unmöglich dem poetischen Eindruck entziehen, den die Natur im Winter wie im Sommer macht. Und der Russe liebt ihre Offenbarungen leidenschaftlich, il cherche un contact incessant avec elle, il la contemple, la médite; and wenn ihm das Talent zu Hülfe kommt, besiegt er sie, aber er wird Maler. — Aber es gibt Dinge, über die wir nur nagern nethellen — ihre Arbeit ist zu fremd. Ich weiß auch nach der Lectüre der beiden Bändchen nicht mehr von Wasnetzoff und Iwanoff, als ich schon vorher wußte. Wenn ich ehrlich sein soll, haben mich beide kalt gelassen. Aus den beigefügten Autotypien sich einen Begriff von den Künstlern bilden zu wollen, wäre grausam, und auch der sie begleitende, ganz in der Art eines Galerietataloges gehaltene Text ist nicht geeignet, sie uns menschlich näher zu rücken. Vielleicht werden sie in Frankreich besser verstanden. — „En France tout homme est doubié d'un Russe“. — „Kiev, la mère des villes Russes“ ist ein glücklicher Griff des Verfassers; eine Reisebeschreibung, die sich stott, stellenweise sogar interessant liest und nicht ohne beachtenswerthe Bemerkungen von culturhistorischer Bedeutung ist. Wie erhalten mancherlei Einblick in ein Land, das den meisten sonst nur aus den Romanen Tolstoi's und Turgenjeffs näher bekannt ist. R. v. B.

Londoner Statistik. Bis vor kurzem mußte der Socialpolitiker darauf verzichten, für London eine fortlaufende Sammlung statistischer Nachweise aller Art in ähnlicher Zusammenfassung zur Verfügung zu haben, wie sie im allgemeinen von der communalstatistischen Verwaltung der übrigen Großstädte geboten wird. Eine einheitliche Communalstatistik von London gibt es auch heute noch nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, daß es keine einheitliche Gemeinde und Gemeindeverwaltung von London gibt. Nichtsdestoweniger ist mit der Creirung der Grafschaft London durch die dankenswerthe Sammelthätigkeit der statistischen Abtheilung des London County Council eine erhebliche Besserung eingetreten. In den „London Statistics“, deren sechster Band soeben erschienen ist, [1]) findet man einen in vielen, wenn auch nicht in allen Beziehungen vollwerthigen Ersatz für ein in London noch fehlendes Statistisches Jahrbuch nach dem Muster etwa des Berliner, Wiener oder Pariser Jahrbuches. Dieser neueste Band der Londoner Statistik stellt wiederum ein stattliches Rothbuch (von rund 800 Seiten) im Format der großen parlamentarischen Blaubücher dar (Preis 5 Schilling).

Den Hauptinhalt des Bandes bildet eine Sammlung der verschiedenen durch die Grafschaftsverwaltung während des Jahres 1895|96 (April 1895 bis März 1896) in den Druck gegebenen statistischen Berichte. Eine reiche Fülle von statistischen Tabellen beleuchtet die Bevölkerungsverhältnisse, das Unterrichtswesen, das Polizei- und Criminalwesen und insbesondere die wirthschaftlichen Verhältnisse, letztere sowohl im allgemeinen (Arbeits- und Armenwesen) als in Bezug auf das Verkehrs-, Wasserversorgungs- und Beleuchtungswesen und hinsichtlich der localen Finanzgebahrung. Der Werth der tabellarischen Nachweise ist durch die Beigabe ver-

[1]) London Statistics 1895—96. Statistics printed by the London County Council during the year 1895—96, with an Analysis of the Statistics relating to London printed in the Annual Reports of Vestries and District Boards for the year 1894—95, and in Parliamentary papers of the year 1895. — Eine eingehendere Besprechung der werthvollen Materialsammlung, welche die London Statistics bergen, enthält meine Anzeige des vorhergehenden fünften Bandes im Allgemeinen Statistischen Archiv. Bd. IV. 2. Tübingen, 1896, S. 612 u. ff.

Digitized by Google

schiedener Karten sehr erhöht. Ich erwähne hier nur zwei von diesen Karten, die neue, welche einen lehrreichen Ueberblick über die zeitlich fortschreitende Entwicklung der Wasserversorgung von London seit dem Jahre 1582 gibt, und die andere, welche die heutige Ausgestaltung des gesammten Netzes der Eisenbahnen, Schiffahrtstraßen, Trambahnen, Omnibus- und Dampfschifflinien auf dem gesammten Londoner Gebiet (o. i. innerhalb der administrativen County und in dem außerhalb der Grafschaftsgrenzen liegenden Gebiet von Groß-London — greater London —) ersichtlich macht. (Die Bevölkerungsverhältnisse dieser verschiedenen Bestandtheile von London sind in summarischer Uebersicht nach dem Ergebniß der Zählung von 1891 folgende: City 37,705, County of London 4,194,413 Einwohner, beide zusammen als Administrative County of London 4,232,118 Einwohner — Greater London außerhalb der County 1,401,688 Einwohner; demnach Gesammtbevölkerung von Groß-London 5,633,806 Einwohner.)

Einen weiteren wichtigen Bestandtheil der Veröffentlichung bildet ein als Anhang gegebener, außerordentlich genauer, reich gegliederter Quellennachweis über alles statistische Material, welches irgendwie in sonstigen localen Verwaltungsberichten oder Parlamentspapieren über Londoner Verhältnisse sich findet.

Der dritte Hauptbestandtheil des Werkes ist der als Memorandum der Berichtsammlung vorausgedruckte, mit eingehenden erläuternden Bemerkungen versehene Zusammenzug der wichtigsten statistischen Ergebnisse, die theils aus eigener productiver statistischer Arbeit der Grafschaftsverwaltung, theils aus deren exceptioner statistischer Sammelarbeit herrühren. In diesem Zusammenzug steckt ein guter Kern für ein künftiges vollständiges Statistisches Jahrbuch von London. Georg v. Mayr.

* Für die thüringischen Staaten ist auf Anregung und unter Führung des Vereins für Thüringische Geschichte eine historische Commission zustande gekommen. Das Arbeitsprogramm derselben umfaßt in erster Linie die sehr nothwendige Inventarisirung der Archive der Gemeinden, Stiftungen, Corporationen und Privaten; weiter sind ins Auge gefaßt: Publication der thüringischen Stadtrechte, Ausgabe der Landtagsacten, Lehns- und Erbregister und der Weisthümer, Verzeichniß thüringischer Wüstungen und Anfertigung einer Wüstungskarte, Herstellung eines historisch-geographischen Ortslexikons unter Feststellung der Orthographie der Ortsnamen, Feststellung thüringischer Straßenzüge, Verzeichniß der Burgen und Befestigungen, sowie der fließenden Gewässer in historischer Beleuchtung, Sammlung volksthümlicher Ueberlieferungen, der Feste, Spiele, Trachten, Bauten, Mundarten, Volkslieder, Volksmedicin u. dergl., ferner Sammlung prähistorischer Forschungen. Mit der finanziellen Grundlage dieser Commission, die bereits mit großem Eifer ans Werk gegangen ist, ist es freilich noch sehr knapp bestellt.

* Herbst. Der Staatsarchivar Dr. Neubauer hierselbst ist zum 1. Juli an das Staatsarchiv in Marburg berufen worden.

* Kiel. Die Deutsche Zoologische Gesellschaft hält hier vom 9. bis 11. Juni ihre VII. Jahresversammlung ab. Die Verhandlungen werden vornehmlich den Meeresthieren gewidmet sein, deren Studium dem hiesigen zoologischen Institut ganz besonders obliegt. Vorträge werden halten Prof. Brandt (Kiel) über „die Fauna der Ostsee, insbesondere in der Kieler Bucht"; Prof. Chun (Breslau) „über den Bau und die morphologische Auffassung der Siphonophoren"; Geheimrath Hensen (Kiel) über die Nordsee-Expedition 1895, Dr. Apstein über die Methoden und Apparate der neueren biologischen Meeresforschungen; Dr. Vanhöffen (Assistent am Zoologischen Institut) wird grönländische Meeresthiere, die er von seiner wissenschaftlichen Excursion mitgebracht hat, demonstriren. Leiten wird die Versammlung heuer Prof. O. Bütschli (Heidelberg).

* Paris. Die Académie des sciences hat von Mr. H. Wilde in Aloerley Edge (Cheshire) die Summe von 5500 Pfd. St. (137,500 Frcs.) zur Unterstützung naturwissenschaftlicher Forschungen erhalten. Aus dem Capital soll jährlich ein Preis von 4000 Frcs. für eine wissenschaftliche Entdeckung oder sonstige Arbeit auf physikalischem oder chemischem Gebiet bewilligt werden. Der Preis kann Gelehrten jeder Nation zutheil werden; hauptsächlich sollen solche Arbeiten berücksichtigt werden, die directe Fortschritte der Wissenschaft bezeichnen.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

A. P. Larenzen: 4. Literaturbericht für Schleswig-Holstein, Hamburg u. Lübeck 1895. Kiel, A. F. Jensen 1896. — Dr. jur. Georg Eger: Eisenbahnrechtliche Entscheidungen u. Abhandlungen. Zeitschrift für Eisenbahnrecht. XIII. Bd. 3. Heft. Breslau, J. U. Kern 1897. — Supplement zum Centralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich, redig. v. Dr. Frz. R. v. Hayemerle. Bd. XV. Heft 3—4. Wien, Alfred Hölder 1896. — Karl Strecker: Logische Uebungen. 1. Heft: Die Anfänge der Geometrie als logisches Uebungsmaterial. Essen, G. D. Baedeker 1896. — Zeitschrift für Criminal-Anthropologie, Gefängnißwissenschaft u. Prostitutionswesen, hgg. v. Walter Menge. Bd. I. Heft 1. Berlin, M. Prider 1897. — Die Irrenpflege, Monatsblatt, hgg. a. Dr. Konrad Alt. Nr. 1. 1. April 1897. Halle a. S., Carl Marhold. — Breitensteins Repetitorien. Nr. 19 u. 22 (Kurzes Repetitorium der Botanik von Dr. Ernst Bryk, 2. Aufl.; der Physiologie II. Th. 2. Aufl.). Leipzig u. Wien, M. Breitenstein. — Werner Sombart: Socialismus u. sociale Bewegung im 19. Jahrhdt. (Ethisch-socialwissenschaftliche Vortenge-casse. Bd. IV.) Bern, Steiger u. Co. 1897. — Dr. Gustav Lewinstein: Die deutsche Tabakindustrie (Volkswirthschaftl. Zeitfragen. Heft 142/143.) Berlin, Leonhard Simion 1896. — Alfred Seyfert: Billige Heimstätten für auswanderungslustige Bauernsöhne ꝛc. Berlin 1897. — *L'écho littéraire*, journal bimensuel dest. à l'étude de la langue française publ. p. *Aug. Reitzel*. XVII. a. Nr. 1. Heilbronn, Eugen Salzer 1897.

Inseratenpreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Münchener Volkswirtschaftliche Studien.

Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz.

Zweiundzwanzigstes Stück:

Börsenreform in Deutschland.

Eine Darstellung der Ergebnisse der deutschen Börsenenquête

von

Franz Josef Pfleger und Ludwig Gschwindt.

Dritter Abschnitt:

Die Effektenbörse nach den Erhebungen der Börsenenquêtekommission.

Bearbeitet von L. Gschwindt.

Preis geheftet 5 Mark.

Mit Anhang: Reichsbörsengesetz vom 22. Juni 1896.

Mit dem Inkrafttreten des neuen Börsengesetzes ist die Frage der Börsenreform wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten. Die angekündigte Schrift erscheint daher gerade zur rechten Zeit, um nachzuweisen, daß das Reformprogramm der Enquetekommission und das ihm in der Hauptsache folgende Börsengesetz sich in manchen Fragen nicht mit den wirklichen Ergebnissen der Sachverständigen-Vernehmung deckt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. (7815)

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1897. 119. Band. Zehntes Heft.

Inhalt: Die katholische Charitas und Professor Dr. Schell in Würzburg. — Kritische Nachlese zu Treitschke's deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert. II. — Kapitalistische Raubritter. — Nach dem Sturme. — Der erste europäische Eisenbahnstreik. — Karls IV. Burg Karlstein in Böhmen. — Zeitläufe. Zwischen Rußland und England; der Osten über den Westen. — Die Orden und Congregationen der katholischen Kirche. — Das belgische Monasticon. (7894)

Vervielfältigung (17119)

von Schriftstücken jeder Art (sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weit große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semle in Neuburg a. D.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 17. Mai. Nummer 110.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Brunns griechische Kunstgeschichte. Von B. Sauer. — Zur Paläoethnologie Südtirols. Von Fr. Stolz. — Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrkohlenrevier. III. Von T. Kellen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Brunns griechische Kunstgeschichte.[1])

Vier Jahre sind vergangen, seit Brunn uns das erste Buch seines Lebenswerkes geschenkt hat. Daß er es selbst werde vollenden können, hat keiner zu hoffen gewagt; aber schneller noch, als man fürchtete, ist er von seiner Arbeit abgerufen worden, und das seit vielen Jahren angewachsene Manuscript der Kunstgeschichte war ein nachgelassenes Werk mit all den unvermeidlichen Ungleichheiten und Unfertigkeiten, die völlig nur unter der abschließenden Redaction des Verfassers selbst hätten verschwinden können. Aber es wäre ein Verlust für unsre Wissenschaft gewesen, wenn um dieser Mängel willen die Veröffentlichung der nachgelassenen Theile unterblieben wäre, und die Familie des Entschlafenen und die Verlagsanstalt, die sich seit Jahren gern in den Dienst Brunn'scher Ideen gestellt hat, verdienen unsern lebhaften Dank, daß sie das werthvolle Erbtheil nutzbar gemacht und ihm in Brunns Schüler und Freunde Flasch den rechten Verwalter gegeben haben. Ganz leicht war es nicht, die richtige Form der Veröffentlichung zu finden. Das Manuscript umfaßte die Geschichte der griechischen Plastik und Malerei bis um die Mitte des 4. Jahrhunderts, während die Architekturgeschichte schon ein Jahrhundert früher abbrach. Das erste Buch hatte Brunn, als er sich zur Herausgabe entschloß, völlig umarbeiten müssen; das zweite, der archaischen Kunst gewidmete, hatte schon in den achtziger Jahren tief greifende Aenderungen erfahren und war in erneuten Wandlungen begriffen, als dem Meister die Feder entsank. Aus solchem Material ein einheitliches und dem heutigen Stande der Wissenschaft auch in Einzelheiten entsprechendes Werk zu schaffen, war unmöglich und hätte die individuelle, jedem Kenner Brunn'scher Forschung und Darstellung vertraute und liebe Physiognomie des Ganzen rücksichtslos entstellen müssen. Man muß es Flasch Dank wissen, daß er vor allem dieses Persönliche zu wahren bemüht war und lieber ein ungleichartiges und theilweise altmodisches als ein modernisirtes, aber im Grunde unwahres Gebilde uns vorführen wollte.

Die archaische Kunst, der das vorliegende zweite Buch gewidmet ist, hat kaum einer unserm Verständniß so nahe zu rücken gewußt wie Brunn, als dessen Schüler auf diesem Gebiete fast alle lebenden Forscher gelten dürfen. Was er Anfang der siebziger Jahre dem immer noch geringen Denkmälervorrath abgewann, was er in immer feinerer Ausbildung seiner Methode in den achtziger Jahren aus einzelnen Monumenten und Monumentengruppen, die von dem schon geläufig gewordenen Bilde archaischer Kunstübung überraschend abstachen, divinatorisch herauslas, endlich sogar manche Auseinandersetzungen mit neuesten Funden und Hypothesen: das alles findet der Leser hier auf engem Raum neben einander und, statt verwirrt zu werden durch Widersprüche und Ausgleichungsversuche, empfängt er zu seiner Ueberraschung den wohlthuenden Eindruck, daß das Gerüst des ganzen Baues fest gezimmert war und bestehen bleibt, wenn auch immer schwerere Lasten ihm aufgenöthigt werden und immer beängstigender die Fülle von Einzelheiten sich vor Augen stellt, die vertheilt und sicher untergebracht sein will. Ein solcher Eindruck wäre unmöglich, wenn Brunn nicht schon damals, als er sein Werk begann, darauf verzichtet hätte, alle wichtigeren Monumente in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen, und dieser Einblick in die feste Stetigkeit seiner Arbeitsweise, den das erste Buch deßhalb noch nicht gestattete, weil man in ihm eben nur ein im Greisenalter umgearbeitetes, vielleicht aus Resignation so knapp gefaßtes Capital erkennen mochte, ist ein großer wissenschaftlicher, man darf sagen: auch ein moralischer Gewinn dieses neuen Buchs. Erst jetzt liegt Brunns Forscherthätigkeit deutlich vor Augen, und wie da alles auf dem soliden Grunde ruht, den er in der Blüthe seiner Jahre mit seiner „Geschichte der griechischen Künstler“ sich und seiner Wissenschaft geschaffen hat, das verräth sich in der Kunstgeschichte in der Anlage wie in der Ausführung. Die Dürftigkeit der schriftlichen Ueberlieferung, der jenes Jugendwerk galt, nöthigte ihn zu der eindringlichen Erforschung des Einzelnen, die scheinbar nichtssagenden Flosskeln brauchbares Wissen abraug; die selbst heute, trotz aller Funde, geringe Zahl der entscheidend wichtigen Kunstwerke, die freilich nur ein solches Kennerauge aus der Masse herauszufinden vermag, rechtfertigte dieselbe Methode, wo aus den Denkmälern ergründet werden sollte, was die Schriftsteller verschwiegen. So erfreuen uns an der Kunstgeschichte dieselben Züge wie an der Künstlergeschichte: die gesunde, weder zu gläubige noch zu skeptische Kritik, die feinsinnige Interpretation der literarischen wie der monumentalen Ueberlieferung, die meisterhafte Art, die Einzelbeobachtungen zu abgerundeten und überzeugenden Charakterbildern zusammenzufassen.

Daß räumlich wie der Bedeutung nach besonders die Plastik hervortritt, begreift sich aus der Beschaffenheit des Stoffes und den Neigungen des Autors. Mit besonderer Feinheit sehen wir ihn die Wechselbeziehungen von Material und Kunstform aufspüren, das Tektonische auch in der frei bildenden Kunst als normgebendes Element nachweisen. Lehrreich ist es, zu sehen, wie Brunn mit der in den siebziger Jahren noch neuen und räthselhaften kyprischen Plastik sich abfindet, wie eifrig er dann an dem tauglicheren Material, das seit den achtziger Jahren die Kykladen und das Festland lieferten, sein Studium vertieft und unter anderem bestätigt findet, was er vor vielen Jahren (1856) als Grundunterschied zwischen griechischer und ägyptischer Bildkunst erkannt hatte. Mit besonderem Interesse wird

[1]) Heinrich Brunn, Griechische Kunstgeschichte. Nachgelassene Theile, herausgegeben von A. Flasch. Zweites Buch. München 1897. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. Vgl. 1888, Beil. 117.

der Fachmann die aus neuester Zeit stammende Besprechung der „Apollone", der „Recruten" unter den griechischen Menschenbildern, lesen. Hier haben erst die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte unser Material so vermehrt und durch bemerkenswerthe Varianten bereichert, daß man, ohne in Einseitigkeit zu verfallen, Anfänge und Entwicklung dieser fundamental wichtigen Schöpfung der griechischen Plastik beurtheilen kann, und kaum ein archäologisches Museum hat sich so schnell jenes Zuwachses bemächtigt, wie das von Brunn geschaffene Münchener, das ähnlich wie die von Brunn ausgewählten Bruckmann'schen „Denkmäler griechischer und römischer Sculptur" als Bilderapparat zu seiner Kunstgeschichte betrachtet werden kann. Und zu welchem Resultat kommt Brunn in dieser Specialuntersuchung, wo er mit neuestem und reichlichstem Apparat arbeitet? Eben das, wonach wir heutzutage am eifrigsten suchen, Schulzusammenhänge, die sich in Ermanglung schriftlicher Tradition nur aus stilistischen Uebereinstimmungen erweisen lassen, betrachtet er, von wenigen Ausnahmen abgesehen, als illusorisch, weil er an den zahlreichen, fast in allen Gebieten griechischer Cultur vorkommenden Exemplaren jenes Typus fast durchweg nur ein unsicher tastendes Versuchen, keine eigentlich schulmäßige Uebung wahrnehmen kann. Mir scheint Brunn hier durchaus im Recht, was ich um so lieber betone, als der Widerspruch sich gegen mich und meine Abgrenzung einer naxischen Kunst richtet, die, auf umfassende, zum Theil sehr minutiöse Stilkritik als fast einziges Beweismittel angewiesen, wider meine Absicht den Eindruck hervorgerufen hat, als wollte ich die naxischen Bildhauer über die anderer Gegenden stellen, Typen wie jene „Apollone", die als Gemeingut der griechischen Kunst des 6. Jahrhunderts gelten müssen, als specifisch naxische Erfindung preisen und den hauptsächlich durch die Gunst ihres heimischen Materials gewandt, unternehmend und erfolgreich gewordenen Steinmetzen von Naxos das Verdienst feinerer, schulmäßiger Bildung zuschreiben.

In dem zweiten Theil des Buches, der die reif archaische Kunst schildert, ist den äginetischen Giebelgruppen ein breiter Raum gewidmet. Hier ruht alles auf den schönen Einzeluntersuchungen, die Brunn unmittelbar nach seiner Berufung in das Münchener Lehramt uns geschenkt hat, und mit Genugthuung muß er in seinen letzten Lebensjahren bemerkt haben, wie nach manchen Kreuz- und Querzügen hyperkritischer Gelehrsamkeit, die weder an die von ihm behauptete Anordnung der Gruppen, noch an seine Zeitbestimmung glauben wollte, die öffentliche Meinung sich wieder der älteren Ansicht zuneigte, ähnlich wie in der Beurtheilung der Tyrannenmördergruppe, an der Brunn sehr schön die Energie des künstlerischen Gedankens im Gegensatz zu den formalen Verdiensten der gleichzeitigen äginetischen Giebelgruppen als das für die künstlerische Wirkung entscheidende Moment hervorhebt. Noch nachdrücklicher kommt diese vergleichende Betrachtung zur Geltung, wo die Ergebnisse der Einzelbeobachtungen über diese Kunstepoche zusammengefaßt werden. Während Brunn vermeidet, den Stammeseigenthümlichkeiten, deren Wirkung auf die Entwicklung der Kunst man früher oft genug überschätzte, entscheidende Bedeutung beizulegen, stellt er als die führenden Schulen die des eigentlichen Griechenlands, die argivisch-sikyonische, die äginetische und die erst später in die erste Linie einrückende attische hin. Mit musterhafter Prägnanz weiß er sie zu charakterisiren: den menschlichen Körper als architektonisches Gebilde bemeistert zuerst die peloponnesische, als mechanisches die äginetische Kunst, als Organismus, wenn auch zunächst nur im physischen Sinn, erfaßt ihn erst die attische. Daß das nicht ausreicht, daß die attische noch eine andere, höchst begabte Lehrmeisterin hatte, wissen wir heute; aber Brunn selbst hat uns mit dem Schlagwort „nordgriechische Kunst", das nur, so vorsichtig allgemein es sein sollte, immer noch ein zu enges Gebiet bezeichnete, auf den rechten Weg zu dieser von einer anderen Seite her bahnbrechenden Kunst geführt, und wir haben jetzt hinzuzufügen: nach seiner äußeren Erscheinung faßt das Leben die vorwiegend malerisch angelegte Kunst des ionischen Ostens.

Als Meister der Uebergangszeit führt Brunn nur Pythagoras und Kalamis, nicht mehr Myron auf. Auch jene sind in solcher Sonderstellung gewiß nicht zu halten, sondern mit Myron neben Pheidias zu stellen; aber man liest doch dankbar und mit Nutzen, wie als Vollendung der äginetischen „Mechanik" die an Pythagoras von den Alten gerühmte Rhythmik, als Steigerung der von der attischen Kunst errungenen physischen Belebung die seelische in der Anmuth des Kalamis dargestellt wird, und wie das erläutert wird an so bedeutenden — auch von Brunn natürlich nicht etwa jenen Meistern zugeschriebenen — erhaltenen Werken, wie der Tübinger Bronze, deren Deutung als Waffenläufer nachträglich anerkannt ist, und der Wiener Amazone, die hier zum erstenmal eine einigermaßen gerechte Beurtheilung erfährt.

Soviel zur Charakteristik des bedeutenden Buches, das auf den Vorzug, inhaltlich und harmonisch zu wirken, allerdings verzichten mußte. Deßhalb bleibt es doch das groß und einfach gedachte Werk eines Meisters, dem es gegeben war, sich über den Stoff zu erheben, und in dem eine divinatorische Kraft wohnte, die sicherer, als es dem Forscher zumeist beschieden ist, die Ergebnisse seiner Gedankenarbeit vor dem Veralten bewahrt hat.

Gießen. B. Sauer.

Zur Paläoethnologie Südtirols.

Von Fr. Stolz.

In den Nummern 83 und 84 dieser Beilage hat Herr Ad. Naue von E. Untersteiners Schrift „Scritti di storia antica Tridentina", in welcher über die ältesten Bewohner des Trentino gehandelt ist, eine ausführliche Besprechung veröffentlicht, an die es gestattet sein möge die folgenden Bemerkungen mehr aphoristischer als erschöpfender Natur anzuknüpfen.

Da Untersteiner sich ausdrücklich auf den Standpunkt der prähistorischen Forschung gestellt hat, von der er in überschwänglicher Weise alles Heil in unsrer Frage erwartet (vgl. S. 57), hat Naue gewiß mit vollem Recht gerade von diesem Standpunkt aus gegen einige Ergebnisse der oben citirten Schrift schwer wiegende Bedenken geltend gemacht. Es ist schwer begreiflich, wie jemand, der sich, wie der Verfasser unsrer Schrift, gerade auf die Ergebnisse der prähistorischen Forschung beruft, zweien Völkern, die der forschenden Nachwelt gar keine eigenartigen Spuren ihrer culturellen Thätigkeit im Schoße der Erde hinterlassen haben, unverkennbar seine Hauptaufmerksamkeit widmen kann. Diese beiden Völker, von denen es bis jetzt, wie Naue mit Recht hervorhebt, durch die Ergebnisse der Ausgrabungen vollkommen sicher gestellt ist, daß eine ihnen eigenartige Cultur, aus der wir auf ihre einstmalige Existenz Schlüsse zu ziehen berechtigt wären, durch den Spaten nicht nachzuweisen ist, sind die Euganeer und Räter. Den ersteren weist Untersteiner einen nicht unbeträchtlichen Theil des heutigen Trentino zu, die letzteren schließt er davon aus. Nun könnte man glauben, es brauche einen Deutschtiroler wenig zu kümmern, welche Völker und Stämme im italienischen Theile unsrer in so mannichfacher Hinsicht interessanten Provinz gelebt und ihre Spuren der Nachwelt

Digitized by Google

hinterlassen oder vorenthalten haben, ja es ist sogar eine etwas heikle Geschichte, unsern lieben „compatrioti“ ins Handwerk zu pfuschen; aber im vorliegenden Fall vermag der Schreiber dieser Zeilen, der sich eben auch mit diesen Fragen beschäftigt hat, dem inneren Drange nicht zu widerstehen, auch seinerseits in die Erörterung einzugreifen, da nach seiner Ansicht durch die Schrift Untersteiners die ganze Frage nach der ursprünglichen Bevölkerung des südlichen Tirol in ein unrichtiges Fahrwasser gelenkt wird.

Also nach Untersteiner haben im heutigen Trentino keine Räter gewohnt. Natürlich faßt er dabei den Namen als den eines bestimmten Volksstammes. Und in der That gibt es ja Stellen der alten Schriftsteller, die diese Auffassung verlangen, während andere deutlich in ihm einen Sammelnamen erkennen lassen. Mommsen hat daher schon im Jahr 1854 in den Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich (XVIII S. 5, Anm. 1) für „Räter“ die Bedeutung eines Collectivnamens in Anspruch genommen, der zur zusammenfassenden Bezeichnung der Stämme der Ostschweiz und Tirols verwendet worden sei. Ich führe dies ausdrücklich hier an, da Untersteiner, der die Sache S. 90 berührt, Mommsens leine Erwähnung thut. Auch führe ich noch im Wortlaut eine Aeußerung v. Wiesers in dem Kronprinzenwerl „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ S. 12 an, die folgendermaßen lautet: „Die römischen und griechischen Quellen bezeichnen die Bewohner der Ostschweiz und von Tirol als „Rhäter“. Dieser Collectivname ist für die ethnographische Bestimmung ebenso bedeutungslos wie der moderne Ausdruck „Tiroler“. Es steht fest, daß Tirol bereits während der Hallstadtperiode von mehreren, nach Sprache und Gesittung von einander verschiedenen Völkern bewohnt wurde.“ In meiner Schrift „Die Urbevölkerung Tirols“, 2. Aufl. S. 7 ff. habe ich diese Auffassung näher zu begründen gesucht und den Namen „Raeti“ in Parallele gesetzt zu dem Namen „Graeci“ der ursprünglich nur einen bestimmten Namen des Hellenenvolkes bezeichnete und zunächst von den Messapiern, als sie noch vor ihrer Wanderung nach Unteritalien in Epirus ansässig waren, zur Bezeichnung des ganzen hellenischen Volkes verwendet wurde, von diesen sodann zu den italischen Völkern gelangte und durch die Römer im ganzen Abendlande der allein herrschende wurde.[1]) Aehnlich ist auch der Name „Germani“, dessen sich die Deutschen selber ebensowenig wie die Hellenen des Namens „Graeci“ bedienten, von einem einzelnen Stamme auf die Gesammtheit aller Stämme und Volksgenossen übertragen worden. Von modernen Analogien seien nur das französische „Allemands“ und das spanische „Almunes“, sowie der Name der „Albanesen“ erwähnt, der von dem bei Strabo erwähnten illyrischen Stamme der „Ἄλβανοί“ seinen Ausgangspunkt genommen hat.[2]) Der beste Beleg für die Richtigkeit unsrer Auffassung liegt meines Erachtens in der bekannten, oft citirten Stelle aus des Horatius Oden IV 14, 14 f.:

> Maior Neronum mox grave proelium
> Commisit immanesque Raetos
> Auspiciis pepulit secundis.

Wie kann man an dieser Stelle bei „Raeti“ an einen bestimmten einzelnen Volksstamm denken, wenn man erwägt, daß der Name auf dem berühmten tropaeum Alpium gar nicht einmal erwähnt wird? Dagegen erklärt sich noch der von uns vertretenen Ansicht die Sache aufs beste. Auf dem Siegesdenkmal sind die Namen der einzelnen Stämme, die des Augustus Stiefsöhne besiegten, aufgeführt, der Dichter bedient sich der zusammenfassenden Bezeichnung. So braucht sich also niemand den Kopf zu zerbrechen, ob der Volksstamm der „Raeti“ im heutigen Trentino einstens gesessen habe, da in geschichtlich erreichbarer Zeit die Existenz eines solchen einzelnen Volksstammes nicht erweislich ist.

Einen ganz beträchtlichen Theil des Trentino haben nach Untersteiner die Euganeer bewohnt, denen er, ohne hiefür, so viel ich sehen kann, irgendwelche ausreichende Anhaltspunkte zu haben, die Berge oberhalb von Riva, die Valle di Ledro, Giudicarien, Anaunia mit der Valle di Sole als einstmalige Wohnsitze zuweist. Nun sollen allerdings nach den Angaben der alten Schriftsteller die Euganeer von den Venetern aus der Poebene vertrieben worden sein, und es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auch sie zur Besiedlung des südlichsten Theils von Tirol ein Contingent gestellt haben. Aber ihre ganze Existenz ist so unsicher, ihr Volksthum so wenig faßbar, daß schon Panizza, wie Untersteiner selbst S. 19 anführt, davor warnte, in ethnologischen Fragen zu ihnen die Zuflucht zu nehmen. Und K. Pauli, Altitalische Forschungen III 417 f., schreibt über sie folgendes nach Aufzählung der für Veneter und Euganeer wichtigen Stellen der alten Autoren: „Diese Unbestimmtheit in den Nachrichten über die Euganeer bei den römischen Schriftstellern, sowie das gänzliche Fehlen ihres Namens in der griechischen Literatur (Nissen, Ital. Landesk. I, 486) läßt ihre geschichtliche Existenz nicht völlig gesichert erscheinen, so daß z. B. auch Kiepert (Alte Geogr. 377, 389) zweimal das Wort „angeblich“ auf sie anwendet.“ Auch wir werden besser thun, bei unsern ethnologischen Untersuchungen, soweit sie das südliche Tirol betreffen, das dunkle Volk der Euganeer nur als sehr unsicheren Factor in die Rechnung einzuführen. Daran ändert natürlich der Umstand nichts, daß Sidonius Apollinaris von ligustischen und euganeischen Bergen spricht und Giuseppe Micali herausgefunden hat, daß dieses die Berge oberhalb Como bis zur Etsch gewesen seien (S. 21). Auch wird Untersteiner schwerlich bei vielen Glauben finden, wenn er die heute noch im Trentino und anderwärts übliche Bezeichnung „enguane“ = „le streghe che aditavano negli antri dei monti“ von „euganee“ ableitet und so auf die Euganeer zurückführt (S. 24). Nach Ed. Meyers Vermuthung (Alte Geschichte II, 490) sind sie übrigens Verwandte der Räter gewesen, so daß, wenn dieser Gelehrte Recht haben sollte, die Bewohner des heutigen Trentino erst recht in die Gefahr kämen, sich nahe Verwandte der alten Räter als Urahnen gefallen lassen zu müssen.

Nach diesen Auseinandersetzungen über Räter und Euganeer, deren hypothetische Natur auch der Schreiber dieser Zeilen sich nicht verhehlt, kommen wir auf einen sichereren Boden. Im südlichen Tirol ist eine ziemlich beträchtliche Anzahl von etruskischen Inschriften gefunden worden, über welche ich in meiner öfter erwähnten Schrift S. 34 f. und 95 f. berichtet habe. Es ist aber jedenfalls zweckentsprechend, wenn ich die folgende Stelle hier ausheb, um diese inschriftlichen Funde auch zur Kenntniß jener Leser dieser Zeilen zu bringen, die meine Schrift, wie dies bei vielen der Fall sein wird, nicht gelesen haben. „Es sind dies aus früherer Zeit eine Inschrift am oberen Rand eines Bronzegefäßes, gefunden bei Schloß Greifenstein (jetzt im Berliner Museum), Inschrift einer Kriegerstatuette aus Bronze, gefunden bei San Zeno, Inschrift eines Ornaments von Bronze, gefunden in Dercolo, Inschrift einer Grabdeckplatte, gefunden in der Nähe von Kaltern (jetzt im Museum in Innsbruck),[1]) Inschrift eines

[1]) Vgl. v. Wilamowitz, Kydathen 152 Anm. und Hermes 26, 119 f.; Kretschmer Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache 279 f.; Kretschmer in der „Festschrift zur 50jährigen Doctorjubelfeier K. Weinholds“ (Straßburg 1896) S. 29.

[2]) G. Meyer, Essays und Studien I 49 ff.

[1]) Ich glaube wohl nicht betonen zu müssen, daß gerade dieser Grabstein für unsre Annahme einer bodenständigen etruskischen Bevölkerung von ganz besonderer Bedeutung ist.

Bronzeeimers, gefunden am Berge Caslyr im Lembrathal (jetzt im städtischen Museum zu Bazen). Dazu ist in neuester Zeit noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl van Inschriften in etruskischer Sprache gekammen, die bei den Ausgrabungen in Meclo im Nonsberge zu Tage gefördert wurden. Dazu kommt nach aus Nordtiral eine Inschrift eines Bronzehandgriffs, der in dem prähistarischen Friedhaf in Matrei gefunden wurde und jetzt im Museum in Innsbruck aufbewahrt wird." „Auch die Situla von Moritzing, deren Ornamentik allerdings dem venetischen Culturkreise angehört, weist an zwei Stellen Schriftzeichen auf, die dem nordetruskischen Alphabet von Tiral angehören. Allerdings läßt sich natürlich nicht bestimmen, ab die Situla, welche nach v. Wieser in den Anfang des vierten Jahrhunderts gehört, diese Schriftzeichen von Anfang an getragen hat, aber ob diese, was mich fast wahrscheinlicher dünkt, erst später eingeritzt warden sind." Auf Grund dieser inschriftlichen Funde haben Deecke, Pauli, v. Wieser und ich angenammen, daß in dem südlichen Tirol — natürlich zunächst einmal in den Fundbezirken — eine seßhafte Bevölkerung etruskischer Zunge ihren ständigen Aufenthalt hatte. Italienische Farscher — ich nenne Campi, Orsi, Panizza — stellen diese unsre Annahme, die dach gewiß auf unzweifelhaften Fundthatsachen gegründet ist, denen sie sonst unbedingten Glauben beimessen, ahne irgendwelche stichhaltige Gründe in Abrede. Auch Untersteiner versucht vergeblich unsre Funde durch den lebhaften Handel der Etrusker, den er mit mehr Phantasie als Wahrheit schildert, zu erklären, trotzdem er dies nach v. Duhns Ausführungen in der Zeitschrift „Neue Heidelberger Jahrbücher" II (1892) S. 62 ff. nicht mehr hätte thun dürfen. Denn v. Duhn hat die aft wiederhalte Mär von dem blühenden etruskischen Handel über den Brenner nardwärts als eines jener vielen Märchen erwiesen, die oft lange für geschichtliche Wahrheiten gelten. Da die oben vorgeführten Fundthatsachen auch durch geschichtliche Ueberlieferung ihre Bestätigung finden, so sallte, dächte ich, jeglicher Widerspruch verstummen. Dabei wird allerdings bereitwillig zugegeben, daß es an historischen und archäologischen Anhaltspunkten fehlt, um die Ausbreitung dieser etruskischen Bevölkerung Tirals genau zu bestimmen. Auch soll hier die Frage gar nicht aufgeworfen werden, waher diese Etrusker gekammen sein mögen, abwahl immerhin, trotz der Einwendungen van gegnerischer Seite, die nur das Gebiet am Lago Maggiore und Comersee von Etruskern besiedelt sein läßt, die Möglichkeit affen gehalten werden muß, daß auch unsre tirolischen Etrusker zu den durch den Galliereinfall aus Oberitalien versprengten gehört haben. Im Varbeigehen bemerke ich, daß Untersteiner, statt diese Gallierinvasian mit Cesare Balbo in die Zeit von 587—521 zu setzen, gut gethan hätte, Müllenhaffs Darstellung der Keltenzüge in der deutschen Alterthumskunde II, 236 f. zu Grunde zu legen, nach der es als ausgemacht gelten kann, daß der erste gallische Varstoß nach Oberitalien um die Wende des vierten varchristlichen Jahrhunderts erfolgt ist. Selbstverständlich muß die etruskische Besiedlung jener Theile Südtirols, welche nach dem Ausweise der inschriftlichen Funde eine bodenständige etruskische Bevölkerung gehabt haben, früher erfalgt sein als das Vordringen der Gallier, welche nach der Besitznahme der lombardischen Tiefebene van dart aus auch in die südlichen Thäler des tirolischen Berglandes vorgedrungen sind und in Funden und Ortsnamen ihre unverkennbaren Spuren hinterlassen haben, worauf ich in meiner öfter erwähnten Schrift S. 65 ff. hingewiesen habe.

Die Räthsel der urgeschichtlichen Prableme unsres Alpenlandes, die naturgemäß immer wieder neuen Reiz auf den farschenden Geist der gelehrten Menschheit ausüben, werden niemals vollkammen gelöst werden können. Um sa mehr ist es Pflicht, was wir als annähernd sicher stehend zu betrachten berechtigt sind, zu vertheidigen und neue, unhaltbare Aufstellungen zu bekämpfen.

Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrkohlenrevier.

Von T. Kellen (Essen a. d. Ruhr).

III.

Ueber die Lohnverhältnisse der Bergarbeiter könnte man eine solche Unmasse van Zahlenmaterial anführen, daß ein Laie sich gar nicht mehr darin zurecht finden würde. Die Verhältnisse sind auch keineswegs so einfach, daß sie sich in einigen Worten darlegen ließen. Folgende Tabelle [1]) gibt Aufschluß über die Steigerung der Löhne und die wachsende Rentabilität des Bergbaus van 1878 bis 1894.

Jahr	Förderung Tonnen	Löhne per Kopf und Schicht Mark	Verzinsung des Anlagecapitals
1878	11,448,709	2.03—3.71	1.602 Proc.
1885	19,108,700	2.25—3.18	2.829 „
1894	23,422,354	2.80—3.91	4.181 „

Nach dieser Tabelle hat sich die Verzinsung des Anlagecapitals van 1878 bis 1894 bemahe verdreifacht, der Lohn ist dagegen in seinen Höchstbeträgen wenig gestiegen (van 3.71 M. auf 3.91), in den niedrigen Sätzen etwas mehr als ein Drittel (van 2.03 auf 2.80 M.). Die Löhne sind von 1888 bis 1891 ständig gestiegen, bis zum Jahre 1893 herabgegangen, während sich van 1894 an wieder eine Steigerung bemerkbar machte.

Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", das Organ der Zechenbesitzer, hat berechnet, daß für 106 Gesellschaften, deren Verhältnisse bekannt sind, eine durchschnittliche Ausbeute von 4.14 Prac. erzielt wurde. Und zwar vertheilen von ihnen 51 Gesellschaften mit einer Förderung van 27,138,020 Tonnen eine Ausbeute von 24,304,380 M. (auf die Tonne 0.90 M.). Dagegen vertheilten 55 Gesellschaften mit einer Förderung vau im ganzen 7,159,263 Tonnen keine Ausbeute. (Die Zahl dieser Gesellschaften ist zwar groß, aber es handelt sich, wie man aus der Förderungsziffer ersieht, nur um verhältnißmäßig kleine Zechen.) Das Actiencapital betrug bei ersteren 464,331,522, bei letzteren 122,494,990 M. Während bei ersteren die Ausbeute sich auf 5.23 Proc. belief, ermäßigte sich die Durchschnittsausbeute für alle 106 Gesellschaften auf 4.14 Prac. Hierbei sind jedach nicht berücksichtigt die Zechen, die sich im Besitz van Hüttenwerken befindeu, die Matthias Stinnes'schen Zechen und die Zecheu Zollverein und Deutscher Kaiser, die bei ihren zum Theil bevorzugten Verhältnissen sich einer besonderen Prosperität erfreuen.

Jene Berechnungen beziehen sich übrigens auf das Jahr 1895, während sich inzwischen die Ergebnisse noch viel günstiger gestaltet haben. Auch darf nicht außer Acht gelassen werden, daß dabei all die schlechten Kohlengruben mit in Anschlag gebracht sind, die gar keinen Ertrag abwerfen und van denen manche kaum im Betrieb sind, aber vielleicht nicht verdienen, im Betrieb erhalten zu werden. Welch hahe Dividenden die bedeutendsten Bergwerke vertheilen, kann man ja täglich aus dem Handelstheil der Tageszeitungen ersehen. Die höchsten Dividenden waren 1895: Arenberg'sche A.-G. 40 Proc., Neuessen 28, Magdeburger B.-A.-G. 25, Consalidatian 12, Dahlbusch 10, Phönix (Laar) 5 bis 10, Kölner Bergwerksverein 9 u. s. w.

[1]) R. Effertz, die niederrheinisch-westfälische Kohlenindustrie in ihren Existenzbedingungen früher und jetzt. Essen 1895.

Die Mehrzahl der Zechen vertheilt eine hohe Ausbeute und ist demnach auch sicher in der Lage, hohe Löhne zu zahlen.

Im Ruhrkohlenrevier sind die Löhne höher als in den andern deutschen Grubenbezirken, allein die Lebensmittel und Miethspreise sind dort auch viel höher als anderwärts. Auf dem Bochumer Delegirtentag berechnete der Vorsitzende des Gewerkvereins die Ausgaben einer Durchschnittsfamilie von sechs Köpfen (Mann, Frau und vier erwerbsunfähige Kinder) pro Monat wie folgt: Miethe für drei Zimmer 16 M., Kleidung, Schuhe, Wäsche 20 M., Beköstigung 80 M., Steuer 1 M., Krankheiten und andere besondere Auslagen 6 M., Erholung 5 M., in Summa 128 M. Diese Zahlen kann man durchaus nicht als zu hoch bemessen bezeichnen.

Es ist sehr schwer, eine nach allen Richtungen einwandfreie Lohnstatistik aufzustellen, weil die Angaben betreffend die Durchschnittslöhne der gesammten Belegschaft auf zu schwankender Grundlage beruhen. Aus der im „Reichsanzeiger" (1897 Nr. 58) veröffentlichten amtlichen Statistik seien folgende Zahlen wiedergegeben: Die Gesammtbelegschaft betrug 1896 157,137 Mann (1895 150,212 Mann); verfahrene Arbeitsschichten auf einen Arbeiter 315 (305); verdiente reine Löhne (nach Abzug der Arbeitskosten, der Knappschafts-, Invaliditäts- und Altersversicherungsbeiträge) insgesammt 162,704,245 M. (145,456,344), auf einen Arbeiter und eine Schicht 1.29 M. (3.18), auf einen Arbeiter im Jahre 1896 10.35 M. (9.68 M.).

Die Durchschnittslöhne der einzelnen Arbeiterclassen betrugen: A. Unterirdisch beschäftigte eigentliche Bergarbeiter (52.1 Proc. der Gesammtbelegschaft) 3.90 M. (1895: 3.75). B. Sonstige unterirdisch beschäftigte Arbeiter (26.2 Proc. der Belegschaft) 2.72 M. (2.65). C. Ueber Tage beschäftigte erwachsene männliche Arbeiter (18.4 Proc. der Belegschaft): 2.81 M. (2.74). D. Jugendliche männliche Arbeiter unter 16 Jahren (3.3 Proc. der Belegschaft): 1.13 M. (1.11). Hieraus geht vorerst hervor, daß im Ruhrbezirk der Durchschnittslohn sämmtlicher Arbeiter um 11 Pfg. pro Schicht gestiegen ist. Der Durchschnittsjahresverdienst der Arbeiter stieg dagegen um 67 M. Hierbei ist aber zu berücksichtigen, daß 1896 durchschnittlich 10 Schichten pro Arbeiter mehr verfahren wurden als 1895. Sodann stieg der Durchschnittslohn der Classe A (Hauer und Lehrhauer) von 1895 auf 1896 um 15 Pfg. pro Schicht. Ueberhaupt ergibt die Statistik eine geringe, stetige Steigerung der Bergarbeiterlöhne des Ruhrkohlenreviers.

Betrachten wir die Lohnverhältnisse vom 4. Vierteljahr 1895 bis zum 3. Vierteljahr 1896 einschließlich, so finden wir folgendes: Im 4. Vierteljahr 1895 betrug die Gesammtbelegschaft 153,352 Mann; verfahrene Arbeitsschichten auf einen Arbeiter 78; verdiente reine Löhne 38,595,033 M., auf einen Arbeiter und eine Schicht 3.21 M., auf einen Arbeiter im ganzen Vierteljahr 252 M. Der Hauerlohn betrug 3.79 M. pro Kopf und Schicht; bei 26 Schichten ergibt dies einen Monatsverdienst von durchschnittlich 98.54 M. Was das 1., 2. und 3. Vierteljahr 1896 betrifft, so wurden die bezüglichen Zahlen vielfach benutzt, um das fortwährende Aufsteigen der Arbeiter der höheren Lohnclassen nachzuweisen. Die dabei angeführten Zahlen, die wir im nachfolgenden wiedergeben, sind den Nachweisungen der Krankenversicherungsabtheilung der Knappschaft entlehnt. Die Beiträge wie die Leistungen der Knappschaft für die Krankenversicherung richten sich nämlich nach Lohnclassen, deren Zahl 13 beträgt. Die niedrigste umfaßt Arbeiter mit einem Lohn bis zu 1.40 M.; die folgenden Classen steigen um je 40 Pfg. Lohn; die höchste (13.) begreift die Mitglieder mit einem Lohn über 5.60 M. Die Löhne haben besonders im 3. Vierteljahr eine Verbesserung erfahren. Im ersten Vierteljahr verdienten von 159,004 Bergleuten 14,174 einen Schichtlohn unter 2.20 M. (meistens jugendliche Arbeiter, Anfänger und Tagesarbeiter); einen Schichtlohn von 2.20—3 M. hatten 31,010 Personen, von 3—4.20 M. 72,765 Personen, von 4.20—5 M. 32,054 Personen, über 5 M. 9001 Personen. Im 2. Vierteljahr hatten von 168,910 Bergarbeitern 12,842 einen Schichtlohn bis 2.20 M., 28,182 einen solchen von 2.20—3 M., 69,769 einen solchen von 3.—4.20 M., 39.644 von 4.20 bis 5 M., 13.473 von über 5 M. Im 3. Vierteljahr hatten von 165,431 Bergarbeitern 11,210 Personen einen Schichtlohn bis 2.20 M., 24,252 einen solchen von 2.20 bis 3 M., 61,247 von 3—4.20 M., 46,555 von 4.20 bis 5 M., 22,167 von über 5 M.

Die Zahl der Mitglieder in den unteren Lohnclassen hat also bedeutend abgenommen und die Zahl der Mitglieder der höheren Lohnclassen ist in demselben Maß gestiegen. Dies ist aber sehr wohl möglich, ohne daß die Lohnsätze an und für sich erhöht werden. Der „Bergknappe" bemerkt hiezu: „Es ist bekannt, daß in Zeiten flotter Förderung die Arbeiter möglichst zur directen Kohlengewinnung verwendet werden. Dadurch nimmt die Arbeiterkategorie, welche für geringeren Schichtlohn arbeitet, an Mitgliedern ab; diese Schichtlöhner werden an der eigentlichen Kohlengewinnung mehr betheiligt. So steigt der Durchschnittslohn, ohne daß das Gedinge auch nur um einen Pfennig erhöht zu werden braucht. Deßgleichen spielt hier die Steigerung des Arbeitseffects eine wichtige Rolle. Bei flottem Geschäftsgang kommt der Steiger zu den Leuten und sagt: „Nur feste drauf gehauen; ihr dürft einen Wagen mehr fördern, das Gedinge wird darum nicht gekürzt." Dann greift alles besser in einander in der Grube, es wird auch nicht so vorsichtig verbaut, oder es wird außerhalb der Schicht verbaut, und so steigert sich die Arbeitsleistung (1886 um 2 Proc.) und der Lohn, ohne daß eine Aufbesserung der Gedinge stattgefunden."

Aus der Statistik des Allgemeinen Knappschaftsvereins lassen sich keine genauen Löhne pro Schicht herausrechnen, weil die Ueberschichten von der Knappschaft nicht berücksichtigt werden. Ebenso verhält es sich mit der Statistik der Knappschaftsberufsgenossenschaft; diese sucht den Tagesverdienst herauszurechnen und fragt nicht darnach, was von dem Tagesverdienst Schicht und wieviel davon Ueberschicht ist. Selbst die Statistik der kgl. Bergbehörde wird deßhalb angefochten, weil das von den Zechenverwaltungen gelieferte Material nicht immer zuverlässig sei.

Aus den bisherigen Ausführungen ergibt sich, daß es nur dann möglich wäre, eine wirkliche Lohnerhöhung unwiderleglich nachzuweisen, wenn die Zechenbesitzer und Grubenverwaltungen für jede einzelne Grube nachweisen würden, daß der Schichtlohn um so viel und das Gedinge (die Accordsätze) um so viel erhöht worden sind. Die jetzige Erhöhung des Verdienstes infolge der Ueberschichten u. s. w. ist keine anhaltende, während die Arbeiter eine stetige Erhöhung von durchschnittlich 10 Proc. der Schichtlöhne und Accordsätze verlangen, so lange die günstige Conjunctur anhält.

Es dürfte interessant sein, den jetzigen Lohnverhältnissen diejenigen des Jahres 1889 gegenüberzustellen. In der „Denkschrift über die Untersuchung der Arbeiter- und Betriebsverhältnisse in den Steinkohlenbezirken"[1]) wird eine Nachweisung mitgetheilt, aus der hervorgeht, in welchem Maße im Monat März 1889, also in einem unmittelbar vor Ausbruch des Strikes liegenden Zeitabschnitt, die Arbeiter sämmtlicher Gruben an den höheren und niederen

[1]) Bearbeitet im Auftrag der Minister der öffentlichen Arbeiten und des Innern. Berlin 1890 S. 12 ff.

Löhnen nach einer von 50 zu 50 Pfg. steigenden Scala betheiligt gewesen sind. Es haben hienach von der gesammten Belegschaft der niederrheinisch-westfälischen Steinkohlengruben 7.1 Proc. 4 M. und darüber, 18.3 Proc. von 3.50 M. bis ausschließlich 4 M., 24.2 Proc. von 3—3.50 M., 19.8 Proc. von 2.50—3 M., 23.1 Proc. von 2—2.50 M., 7.5 Proc. von 1.50—2 M., also 49.6 Proc. über 3 M. und 69.4 Proc. über 2.50 M. verdient.

Zu der Frage, ob die Löhne auskömmlich sind, wurde in der Denkschrift bemerkt: „Den näheren Beweis für die Behauptung, daß die Löhne zum Lebensunterhalt nicht ausgereicht, sind die Arbeiter schuldig geblieben und es haben die Vernehmungen kein Material nach der Richtung ergeben, daß bei einem Theil der Belegschaften oder gar bei der Gesammtheit ein Nothstand geherrscht habe. Auch hat die Vergleichung mit den Löhnen der Arbeiter anderer Industrien im niederrheinisch-westfälischen Industriebezirk keine nachtheilige Stellung der Bergarbeiter im Verhältniß zu ersteren erkennen lassen. Es wird übrigens ohne weiteres zu ermessen sein, daß eine allgemeine Beantwortung dieser Frage unthunlich ist. Ob der einzelne Arbeiter mit dem ins Verdienen gebrachten Lohne auskommt, ist außer der nach seinem Fleiße, seiner Arbeitskraft und Gesundheit verschieden ausfallenden Lohnhöhe noch von einer Menge anderer Umstände (Größe der Familie, Wirthschaftlichkeit der Ehefrau, etwaiger Verdienst der Kinder, Preis der Wohnung, Höhe der Lebensmittel und Steuern u. a. m.) abhängig. Dabei wird nicht außer Acht zu lassen sein, daß bei einem erheblichen Theile der Belegschaften, insonderheit bei den jüngern Arbeitern, der bedauerliche Mißstand in Uebung ist, nach den Sonn-, Fest- und Lohntagen eine Schicht zu feiern und sich neben den Verlust des Verdienstes einer auf den einzelnen Gruben wechselnden Strafe, die mitunter bis zu 3 Mark beträgt, wissentlich auszusetzen".

Die Klagen und Forderungen der Arbeiter sind jetzt zum Theil dieselben wie 1889, und von seiten der Arbeitgeber werden dieselben wieder mit derselben Begründung wie damals zurückgewiesen. Die Frage, ob in naher Zukunft ein Ausstand wieder zu erwarten sei, läßt sich nicht bestimmt beantworten. Allgemein wird zwar erklärt, man habe keine Lust zum Striken, jedoch hat der Gewerkverein sich mehrfach dahin geäußert, daß er einen Ausstand als das letzte gesetzliche Mittel betrachtet. Der alte Verband dürfte wohl noch eher geneigt sein, einen Ausstand in Scene zu setzen, wenn, wie zu erwarten steht, die Zechenbesitzer das Berggewerbegericht nicht als Einigungsamt in der Lohnfrage anerkennen werden. Es ist überhaupt eine charakteristische Erscheinung, daß jedesmal bei günstiger Geschäftslage ein Arbeiterausstand erfolgt. So brach schon während der Hochbewegung der siebziger Jahre ein Theilausstand auf Zechen des Essener Reviers aus (1872). In den schlechten Geschäftsjahren verhielten sich die Arbeiter ruhig, aber die wieder eingetretene Hochbewegung hatte 1889 den großen Ausstand zur Folge. Wenn bei der jetzigen Lage die Arbeitgeber sich entgegenkommend zeigen und die Löhne, d. h. die Schichtlöhne und Accordsätze einigermaßen erhöhen, wie es in der neuesten Zeit auf einzelnen Gruben bereits geschehen sein soll, so wird es jedenfalls nicht zu einem Ausstand kommen.

Die letzten Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten[1]) bezeichnen die wirthschaftliche Lage der Bergarbeiter namentlich in den Gegenden als nicht ungünstig, wo landwirthschaftliche Nebenbeschäftigung auf eigenem oder gepachtetem Ackerland dem Arbeiter die Beschaffung der hauptsächlichen Lebensmittel erleichtert. Wir haben aber gesehen, daß dieses nur bei einem kleinen Theil der Bergleute im Ruhrrevier der Fall ist. Aus dem Revier Süd-Dortmund sagt der Bericht: „Die Ernährungsweise der Bergarbeiterbevölkerung kann man im allgemeinen als gut bezeichnen. Das Revier Süd-Dortmund enthält einen sehr großen Stamm angesessener Bergleute, welche ein kleines Anwesen besitzen, auch sind die Wohnungen vieler in Arbeitercolonien untergebrachter Arbeiter mit einem Stückchen Land versehen, auf dem sie das nöthige Gemüse, Kartoffeln und Futter für Schweine und Ziegen anbauen können. Namentlich die Belegschaften der im südöstlichen Theile des Kreises Hörde belegenen Bergwerke sind zu 20 bis 30 Procent Besitzer von Haus und Garten und Ackerland. Zieht man hierbei alle unverheiratheten Bergleute ab, so steigt das procentuale Verhältniß bis auf 50 und 60 Procent. Daneben befinden sich die in Colonien angesiedelten Arbeiter der Zeche Königsborn in gleich guter Lage. Zur Beschaffung von Lebensmitteln wird seitens der Bergwerksverwaltungen wenig gethan, weil nach den bestehenden strengen Vorschriften die Zechenverwaltungen eine Menge Nebenkosten selbst tragen müssen. Die meisten Zechen kaufen nur Kartoffeln im großen ein und verabreichen sie den Arbeitern für die Anschaffungskosten".

Während aus einzelnen Revieren eine Besserung der Löhne berichtet wird, bezeichnen verschiedene Gewerbeaufsichtsbeamten die Löhne ausdrücklich als unzureichend. So wird aus Nord-Bochum berichtet: „Die Höhe der Löhne läßt auf den meisten Zechen des Reviers zu wünschen übrig. Für große Familien mit nur einem Verdiener reichen die Löhne, besonders die der Tagesarbeiter, kaum aus".

Im allgemeinen sind die Löhne der Bergarbeiter im östlichen und südlichen Theile des Ruhrkohlenreviers niedriger als im Norden und Westen. Dies ist zunächst in den günstigeren Lebensbedingungen in den östlichen und südlichen Gegenden begründet. Zu beiden Seiten der Ruhr, im Ardeggebirge, bei Hörde und Aplerbeck bebaut ein Theil der Belegschaft der älteren Zechen in seinen Mußestunden die schon von den Vätern ererbte eigene Scholle; auch die Miethwohnungen und Lebensmittel sind billiger als in den viel dichter bevölkerten übrigen Theilen des Industriegebietes. Ferner ist zu berücksichtigen, daß der Bergbau im Osten meist unter ungünstigeren Umständen arbeitet als im Westen und Norden. Die Kohlenablagerung ist vielfach gestört, das Nebengestein der Flötze ist schlechter, der Holzverbrauch höher, der Kohlenreichthum geringer.

Die Lohnzahlung in den Bergwerksbetrieben ist im allgemeinen monatlich. Die Zahlung für die im Laufe eines Monats geleistete Arbeit erfolgt durchweg im nächstfolgenden Monat, wobei meistens in der ersten Monatshälfte eine Abschlagszahlung auf die Hauptlöhnung geleistet wird. Die Abzüge für Oel, Stiele u. s. w. sind auf den einzelnen Gruben verschieden (0.50 bis 2 Mark monatlich). Die Arbeiter wünschen, daß die Zechenverwaltungen von diesen Abzügen Abstand nehmen, denn ebenso wie der Fabrikbesitzer seine Fabrik nicht auf Kosten der Arbeiter erleuchtet, so sollte auch die Grubenverwaltung die Erleuchtung der Arbeitsstelle übernehmen. Die heutige Beschaffenheit der Lampen und des gebrauchten Materials schließe ja auch jeden Mißbrauch aus.

[1]) Amtliche Mittheilungen aus den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten. 20. Jahrgang 1896. Berlin 1896.

Mittheilungen und Nachrichten.

†* **Ungarische Agrarpolitik, die Ursachen des Preisfalls der landwirthschaftlichen Producte und die Mittel zur Abhülfe, von Stephan v. Tisza.** Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Unter denjenigen, welche die bedauerliche Wendung der österreichischen Parteiverhältnisse für die Geltendmachung ihrer speciellen Tendenzen auszunützen suchen, stehen die Agrarier in erster Reihe. Es ist ganz unglaublich, mit welchen weit gehenden Wünschen, deren

Erfüllung eine förmliche Rückschraubung des wirthschaftlichen Fortschritts bedeuten würde, sie sich trugen. Sogar die Regelung der Valuta, für deren Durchführung doch alle Vorbereitungen getroffen sind, möchten sie gern nach rückgängig machen. Ihr Hauptaugenmerk ist jetzt darauf gerichtet, ein Zusammenwirken mit den ungarischen Agrariern herbeizuführen; in Ungarn werden aber voraussichtlich die rückschrittlichen Bestrebungen, die sich auf wirthschaftlichem Gebiet bemerkbar machen, auf einen verhältnißmäßig kleinen Kreis beschränkt bleiben und wird dieser gegenüber der dem Fortschritt huldigenden Regierung und der großen Parlamentsmajorität, auf die sich diese stützt, nichts auszurichten vermögen. Von Bedeutung ist in dieser Beziehung die Art und Weise, wie Stephan v. Tisza, der Sohn des ehemaligen Ministerpräsidenten Koloman v. Tisza, in den Kampf eingetreten ist, und der Erfolg, den er mit seinem, nunmehr auch in autorisirter deutscher Ausgabe erschienenen Buch über die ungarische Agrarpolitik erzielt hat. Er dankt ihn dem Umstande, daß er selbst nicht bloß Politiker, als welcher er sich bereits einer hervorragenden Rolle im Parlament rühmen darf, sondern Landwirth von Beruf ist und daher in den landwirthschaftlichen Kreisen den Platz eines hervorragenden Vertreters der Interessen derselben einnimmt. Mit seinem Buche, das, weil er den Gegenstand vom allgemeinen Gesichtspunkte aus behandelt, auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gelenkt hat, tritt er den Agrariern mit ihren eigenen Waffen entgegen; er behandelt die Agrarpolitik nicht bloß vom Standpunkt der wirthschaftlichen Verhältnisse Ungarns, sondern untersucht die Behauptungen der Agrarier überhaupt und weist deren Irrthümer in schlagender Weise nach. Er befaßt sich zunächst mit der Frage der landwirthschaftlichen Ueberproduction und tritt den Schlagworten entgegen, mit denen die Agrarier eine Ueberproduction überhaupt wegzuleugnen suchen, indem sie den Preisfall auf andere Gründe zurückzuführen trachten. An der Hand eines reichen Zifferamaterials weist Tisza nach, in welcher Weise die Concurrenz der überseeischen Staaten sich in den letzten Decennien fühlbar gemacht hat, und daß man es in der That mit einer Ueberproduction zu thun habe, die sich in den Schwankungen der Getreidepreise ausdrückt. Der zweite Theil seines Buches ist der Goldvaluta und dem angeblichen Zusammenhang des Preisrückganges mit derselben gewidmet. Auch hiebei liefert Tisza eine gründliche Darlegung der Productionsverhältnisse der beiden Edelmetalle bis zur Gegenwart, ihrer Rückwirkung auf die Waarenpreise und die allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse. Er gibt selbst zu, daß er kein Gegner des Bimetallismus sei, jedoch an die Durchführbarkeit desselben nicht glaube, und tritt deßhalb für die Valutareform ein, deren endlichen Abschluß er herbeiwünscht, und weist zugleich die Vortheile nach, die bereits aus dem, was bisher zur Verwirklichung der Währungsreform geschehen, erwachsen sind. In dem dritten Theile seines Buches befaßt sich Tisza mit den Wechselwirkungen zwischen Speculation und Preisbildung, indem er den Schlagworten von dem international organisirten Großkapital entgegentritt. Er erkennt die Reformbedürftigkeit der Börsenverhältnisse an, ist aber ein entschiedener Gegner der Maßregelungen der Börse. Schließlich tritt er für die Erweiterung des landwirthschaftlichen Schutzzölle und für die Erhaltung des gemeinsamen österreichisch-ungarischen Zollgebietes ein. Seine Ausführungen gipfeln in einer Warnung vor der Verbreitung jener agrarischen Tendenzen, für welche man sich des Aushängeschildes der Vertheidigung landwirthschaftlicher Interessen bedient, um gegen die Macht der Landwirthschaft angehäuften Gesellschaftsclassen und gegen die fortschrittliche Entwicklung überhaupt anzukämpfen. Der Bedeutung seines Buches läßt sich kein besseres Zeugniß ausstellen, als es eben in dem tiefen Eindruck enthalten ist, den es in den ungarischen Kreisen bereits hervorgerufen hat.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 29. April. Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers (i.V.). 1. Hr. Kafer las über die von der Archinnerwaltung aus dem Nachlaß von Feuillet de Conches angekaufte Sammlung der „Briefe Friedrichs des Großen an Maupertuis". Der Vortragende kennzeichnete die Fälschung dieser Sammlung durch de la Beaumelle im Anhang der „Vie de Maupertuis" (Paris 1856) und erörterte die Bedeutung der echten, fast durchweg eigenhändigen Briefe als Quelle für die Geschichte der Akademie. 2. Hr. W. C. Röntgen, correspondirendes Mitglied der phys.-math. Classe, ließ eine Mittheilung vorlegen: „Weitere Beobachtungen über die Eigenschaften der X-Strahlen." Von Luft, die von X-Strahlen getroffen wird, gehen X-Strahlen aus. — Photometer für X-Strahlen. — Die Intensität der X-Strahlen ist von 0° bis zu 80° unabhängig vom Emanationswinkel. — Es gibt verschiedene Arten von X-Strahlen; die Zusammensetzung des von einem Apparat ausgehenden Strahlengemisches hängt von dem zeitlichen Verlauf des Entladungsstromes ab. — Die bei der Absorption bevorzugten Strahlen sind für die verschiedenen Körper verschieden. 3. Der Vorsitzende überreichte ein neues Stück (Abth. I, St. IX) des Sternkatalogs der Astronomischen Gesellschaft: Zone 25° bis 30°, beobachtet auf der Sternwarte Cambridge (Engl.). 4. Hr. v. Bezold überreichte zwei neue Veröffentlichungen des k. preuß. Meteorologischen Instituts: „Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen in Potsdam im Jahre 1895" und „Ergebnisse der Beobachtungen an den Stationen II. und III. Ordnung im Jahre 1896". 5. Hr. J. Steenstrup, correspondirendes Mitglied der phys.-math. Classe, übersendet ein Exemplar seiner Schrift „Til forstaaelsen af Nordens Guldbrakteat-Fænomen", Kopenhagen 1897.

Sitzungen vom 6. Mai. Physikalisch-mathematische Classe. Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Landolt las: „Ueber das Verhalten einiger dampfförmiger Substanzen im elektrischen Lichtbogen." Die mitgetheilten Beobachtungen erstrecken sich zunächst auf die Beschaffenheit des in Brom- oder Joddampf erzeugten und durch eine ungewöhnliche Größe sich auszeichnenden Flammenbogens. Sodann wird das Verhalten der Dämpfe von Schwefel, Schwefeltrioxyd, Kohlenstofftetrachlorid, Zinntetrachlorid und Antimonpentachlorid besprochen. Die Versuche sollen weiter fortgesetzt werden. 2. Hr. van't Hoff überreichte eine mit Hrn. Dr. F. B. Kenrick bearbeitete vierte Mittheilung aus seinen „Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse der oceanischen Salzablagerungen, insbesondere des Staßfurter Salzlagers. IV. Die Bildungs- und Löslichkeitsverhältnisse des Tachhydrits." — Tachhydrit ($2MgCl_2 . CaCl_2 . 12H_2O$) bietet für die Bildungsverhältnisse der Salzlager ein wesentliches Interesse dadurch, daß es sich aus seinen Lösungen nur oberhalb 21°95 ausscheidet, welche Temperaturgrenze durch Anwesenheit anderer Meeressalze nicht merklich herabgedrückt wird. 3. Hr. v. Bezold legte eine Abhandlung der HH. Prof. Dr. J. Elster und Dr. H. Geitel in Wolfenbüttel vor „über die Abhängigkeit des photoelektrischen Stromes vom Einfallswinkel und der Schwingungsrichtung des erregenden Lichtes und seine Beziehung zur Absorption des Lichts an der Kathode". Ein Bündel paralleler Lichtstrahlen fällt durch ein Nicol'sches Prisma auf die natürliche Oberfläche der aus der flüssigen Kalium-Natriumlegirung gebildeten Kathode einer lichtelektrischen Zelle. Bei constanter Lichtstärke und constantem senkrechten Querschnitt des Strahlenbündels nimmt die Intensität des durch das Licht ausgelösten Stromes mit wachsendem Einfallswinkel durchweg ab, wenn das Licht in der Einfallsebene polarisirt ist, sie erreicht dagegen ein Maximum bei einem von der Kathodensubstanz unabhängigen Einfallswinkel, wenn das Licht senkrecht zur Einfallsebene polarisirt ist. Die Stromintensität folgt in ihrer Abhängigkeit vom Einfallswinkel der Lichtabsorption, bei in der Einfallsebene polarisirtem Licht ist sie derselben proportional, bei senkrechter Polarisation findet angenäherte Proportionalität statt zwischen den Antheilen der Stromstärke und der Lichtabsorption, die der zur Oberfläche senkrechten und der parallelen Componente der Lichtschwingung entsprechen. Wesentliche Beihülfe im optischen Theil der auf Kosten des Elizabeth Thompson Science Fund ausgeführten Untersuchung verdanken die Verfasser den HH. Prof. Drude in Leipzig und Geheimrath Quincke in Heidelberg. — Philosophisch-historische Classe. Vorsitzender Secretär: Hr. Diels. 1. Hr. Lenz las: „Ueber den Ausbruch des ersten Revolutionskrieges 1792." Im Anschluß an seine früheren Untersuchungen über die Politik der Tullerien und des österreichischen Cabinets legte der Vortragende den Antheil dar, den Friedrich Wilhelm II. von Preußen an der Herbeiführung des Krieges hatte. Seine Politik verrat die Offensive und erstrebte, ohne weiter legitimistische Allüren zu verrathen, Annexionen. Bischofswerders Mission nach Wien im Februar und März 1792, die Wandlungen der österreichischen Politik in derselben Zeit und ihre Verflechtung mit derjenigen der französischen Parteien bis zur Kriegserklärung bildeten den Inhalt der Untersuchung. 2. Der Vorsitzende legte vor: Joh. Philoponus in Aristotelis de generatione et corruptione ed. *H. Vitelli* (Comm. Arist. XIV 2). Berolini 1897.

* **München.** Die kgl. bayerische Akademie der Wissenschaften hat ihren vierzehnten Almanach herausgegeben (München, Verlag der Akademie 1897). Verfaßt vom Secretär der Akademie, Prof. Max Lossen, gewährt er eine Uebersicht über die persönlichen

Digitized by Google

und sächlichen Verhältnisse der gelehrten Körperschaft nach dem Stande vom 31. März d. J., sowie über die Veränderungen, die mit ihr seit 1890, wo der dreizehnte Almanach erschien, in der einen wie der anderen Hinsicht vor sich gegangen. Der Personalstand an ordentlichen, außerordentlichen, auswärtigen, correspondirenden und Ehrenmitgliedern hat in diesem Zeitraum eine merkliche Verminderung erlitten: 86 neu hinzugetretenen Namen stehen 119 ausgeschiedene gegenüber; darunter neben den verstorbenen noch — was seit 1882 nicht vorgekommen — ein freiwillig ausgetretenes Mitglied, der Historiker des Deutschen Rechts v. Amira, der, 1892 als Professor in Freiburg i. Br. zum correspondirenden Mitglied der historischen Classe gewählt, 1893 bei seiner Uebersiedelung nach München als außerordentliches Mitglied in diese übertrat, 1896 jedoch auf diese Ehrenstelle freiwillig verzichtet hat. Das Verzeichniß der Schriften, welche die jetzigen hiesigen Mitglieder — die älteren seit 1890, die neu eingetretenen überhaupt — veröffentlicht haben, füllt über 100 Seiten des Almanachs, das der im eigenen Verlage der Akademie in den letzten sieben Jahren erschienenen Schriften 8 Seiten. Nicht weniger als 630 Institute und Gesellschaften erhalten diese akademischen Publicationen in Tausch oder als Geschenk; außerdem steht die Sternwarte zu Bogenhausen noch in unmittelbarem Schriftentausch mit 119 Instituten. Die der Akademie und dem Generalconservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen zur Verfügung gestellten Staatsmittel haben hie und da eine willkommene Erhöhung erfahren, wenn auch die lange gehegten und öfters ausgesprochenen Wünsche noch bei weitem nicht erfüllt sind. Doch erfreulich ist indessen, daß, wie bekannt, im Jahre 1896 zwei Stiftungen aus Privatkreisen, die „Münchener Bürgerstiftung" und die „Cramer-Klettstiftung", den Zwecken der Akademie, besonders auch der naturwissenschaftlichen Seite hin, gewidmet wurden; das ganz neue, den griechischen Studien zugute kommende Vermächtniß des Dionysios Therinos (vgl. Beil. Nr. 104 und 106) gehört nicht mehr in den zeitlichen Bereich dieses Almanachs. Als eine Eigenthümlichkeit der Münchener Akademie fällt dem Kenner ähnlicher Anstalten die statutenmäßige Trennung der Geisteswissenschaften in eine philologisch-philosophische und eine historische Classe auf; eine Scheidung, die sich theoretisch nicht rechtfertigen läßt und praktisch manches Wunderliche im Gefolge hat. Andere Akademien haben, sofern sie einst eine solche Einrichtung besaßen, sich doch später davon losgesagt; sollte sich dies nicht eines Tages auch in München zum Vortheil eines vielseitigen und lebendigen Ideenaustausches erreichen lassen?

eg. **Nürnberg**, 16. Mai. Die bekannte Münzsammlung des verstorbenen Regierungsregistrators Wilh. Schratz in Regensburg (Regensburger Münzen) ist durch Kauf in den Besitz des Germanischen Museums übergegangen.

* **Darmstadt.** An der Technischen Hochschule soll nunmehr einer bereits bewilligten Professur für Mechanik eine fünfte Professur für Maschinenbau errichtet werden. Die Lehrfächer der neuen Professur sollen umfassen: 1. Hydraulik, 2. Wasserkraftmaschinen, 3. Regulatoren für Wasserkraftmaschinen, 4. Fabrikanlagen, 5. Hebemaschinen, 6. ausgewählte Capitel aus dem Maschinenbau.

* **Marburg.** Dem Privatdocenten und zweiten Prosector am anatomischen Institut Dr. Zumstein ist das Prädicat Professor beigelegt worden.

* **Jena.** An der hiesigen Universität werden vom 26. Juli ab vierzehntägige Curse für praktische Aerzte abgehalten.

* **Berlin.** Auf dem Congreß für innere Medicin, der vom 9. bis 11. Juni hier tagen soll, werden auf besondere Aufforderung des Vorstandes folgende Vorträge gehalten werden: Prof. Behring (Marburg): über experimentelle Therapie; Prof. Liebreich (Berlin): die Ziele der modernen medicamentösen Therapie; Dr. Benedict (Wien): über die Verwendung der Röntgenstrahlen in der inneren Medicin; Prof. Ewald (Straßburg): über die Folgen der Großhirnoperationen an labyrinthlosen Thieren.

* **Krakau.** Am 15. d. hielt die polnische Akademie der Wissenschaften ihre feierliche Jahressitzung. Den Bericht über die Thätigkeit der Akademie erstattete der Präsident Graf Stanislaus Tarnowski; Dr. Oswald Balzer, Professor in Lemberg, hielt sodann einen rechtsgeschichtlichen Vortrag.

✓ **Budapest**, 15. Mai. Gestern fand an der medicinischen Facultät der hiesigen Universität die erste Promotion eines weiblichen Arztes statt. Es ist dies die Gattin des Professors Vincenz Warthn, geb. Gräfin Wilhelmine Hugonny, welche ihre Studien an der Wiener und Züricher Universität absolvirt hatte und von letzterer schon vor etwa zwanzig Jahren zum Doctor medicinae promovirt worden war. Da sie aber auf Grund dieses Diploms die ärztliche Praxis in Ungarn nicht ausüben konnte, ließ sich die Dame nach Gestattung des Universitätsstudiums für Ungarn an der Budapester Universität neuerdings immatriculiren und bestand innerhalb eines Zeitraums von sechs Monaten die drei Schlußrigorosen, bei denen sie insbesondere in den praktischen Gegenständen sich als sehr tüchtig erwies. Bei der gestrigen feierlichen Promovirung war ein zahlreiches Publicum, namentlich viele Damen, anwesend; darunter auch der Gatte der ersten ungarischen Doctorin. Die Ceremonie der Promotion verlief diesmal in außergewöhnlich feierlicher Weise. Dr. Gräfin Warthn Hugonay hat sofort ihre ordentliche Praxis eröffnet; privatim war sie auch bisher schon häufig in Anspruch genommen worden. Frauen- und Kinderkrankheiten sind die speciellen Zweige ihres Berufes. Ihr Beispiel wird hier zur Nachahmung anzumuntern; ohnehin zählt man in den letzten Jahren schon eine namhafte Anzahl weiblicher Gymnasialschüler; ebenso gibt es bereits einzelne Damen als Universitätshörerinnen.

eh. **Bern.** Der Regierungsrath wählte den Prof. Dr. v. Salis von Basel, Abtheilungschef im eidgenössischen Justizdepartement, zum Honorarprofessor für schweizerisches Staats- und Verwaltungsrecht an der hiesigen Universität.

* **Pisa.** Am 18. d. M. starb hier im Alter von 66 Jahren der namhafte Pandektist Filippo Serafini. Geboren zu Prevre in Südtirol, genoß er deutsche Universitätsbildung und entfaltete auf dem gesammten Gebiet des römischen Rechts eine umfassende und gelehrte literarische Thätigkeit. Nach einander nahm er den romanistischen Lehrstuhl zu Pavia (1857), Bologna (1868), Rom (1871) und Pisa (1873) ein.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Le répétiteur, journal mte. réd. p. *Charles Oudin*. XIII. Jahrg. Nr. 22. Berlin, Rosendeom u. Hart 1896. — *Direzione generale della statistica: Statistica degli scioperi avvenuti nell' industria e nell' agricoltura d. l'a. 1895.* Roma, Frntelli Centenari 1897. — *Statistica elettorale*, composizione del corpo elettorale etc. nell'a. 1895. Roma, ntabilimento dell' Opinione 1897. — Heinrich v. Sybel: Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800. Wohlfeile Ausgabe. 1. Lfg. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Pmf. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch: Geschichte der deutschen Literatur. Heft 6—9. Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut 1897. — Dr. G. A. Crüwell: Die Beziehungen König Gustafs III. von Schweden zur Königin Marie Antoinette von Frankreich. Berlin, Alexander Duncker 1897. — Erster Bericht der Leipziger Zinkenschaft. W. S. 1896/97. Leipzig, Gustw Fock 1897. — Dr. Victor Böhmert: Handelshochschulen. Denkschrift. Dresden, O. V. Böhmert 1897. — Dr. Nathor Fränkel: Culturbilder aus der „Freien" Schweiz. Straßburg i. E., Schlesier u. Schweikhardt 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Kleine historische Schriften.

Von

Heinrich von Sybel.

Zweiter Band. Zweite Auflage.

Preis geheftet 9 Mark.

Eine neue Auflage dieses Bandes wird bei den Verehrern des berühmten Historikers gewiß beifällige Aufnahme finden. Das Buch enthält folgende Aufsätze und Vorträge: Aus der Geschichte der Kreuzzüge. Deutschland und Dänemark im dreizehnten Jahrhundert. Die Briefe der Königin Marie Antoinette. Kaiser Leopold II. Oesterreich und Preußen im Revolutionskriege. Preußen und Rheinland. Die Gründung der Universität Bonn. (7611)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 18. Mai. Nummer 111.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Heinrich Seidel. Von Carl Busse. — Das Elsässer Wörterbuch. Von Prof. Adolf Socin. — Mittheilungen und Nachrichten.

Heinrich Seidel.

Von Carl Busse.

Es ist gewissermaßen schon Tradition, daß jeder, der über Reuter, Raabe oder Seidel spricht, mit dem Humor in der deutschen Dichtung beginnt und die von Jean Paul in der „Vorschule der Aesthetik“ gegebene Definition dieses Genieelements, wie Goethe den Humor nennt, umschreibt. Dabei werden Raabe und Seidel ruhig in einen Topf geworfen und in einem Athemzug ausgesprochen. Stehen doch zu einander wie der See und das Brünnlein.

Hier soll nun nicht von den verschiedenen Arten und Erklärungen des Humors die Rede sein, sondern von Heinrich Seidel. Das heißt: von einem Dichter, der 1842 geboren, jetzt also vierundfunfzig Jahr ist, der nach längerer Ingenieurthätigkeit sich der Schriftstellerei widmete und es bisher nicht nur zu 14—15 Bändchen gesammelter Schriften, sondern sogar zu schönen Erfolgen gebracht hat. Wackeren Antheil an diesen Erfolgen hat sein Verleger Liebeskind in Leipzig, der seinem Schützling kräftig dabei half, die Gleichgültigkeit zu besiegen. Die Sterne waren, wie gesagt, günstig, und seit den letzten 8 Jahren muß von den zierlichen kleinen Büchern Auflage nach Auflage erscheinen. Heinrich Seidel ist heute der „vorgelesenste“ Dichter Deutschlands, und wenn es auch ein vollkommener Trugschluß wäre, daraus etwas für die Bedeutung der Werke selbst zu folgern, so läßt sich doch auf die Größe seiner Gemeinde schließen. Und selbst Dichter, die fortwährend versichern, daß sie nur für sich und nicht fürs Publicum schreiben (man sollte diesen Dichtern nißtrauen!), nehmen eine große Gemeinde — ach wie gern! — mit in den Kauf. Die Trauben sind nur meistens zu sauer.

Heinrich Seidel hat nie einen Roman herausgegeben, immer nur kleine Geschichten und Märchen. Daneben zwei Bände Lyrik. Er hat sich also auf ein sehr enges Gebiet beschränkt. Und noch enger wird dieses Gebiet, wenn man davon das abtheilt, was er nicht beherrscht, sondern nur zu beherrschen versucht hat.

Es war einmal ein behäbiger Herr, um die dreißig herum, vielleicht auch ein wenig älter. Er lebte als Junggeselle behaglich in einer stillen Straße des großen Berlins, in einer Straße, die noch keine Gärtchen vor der Thür hat und durch die noch keine Pferdebahn geht. In seinem Zimmer hing ein Vogelbauer, denn der Junggeselle war ein großer Naturfreund und besonders dem Geflügel jeglicher Art war er mit Herz und Magen ergeben. Gern hätte er sich auch wohl Hunde und andere Vierfüßler gehalten, aber seine Wirthin, die sonst eine „Seele“ war, protestirte dagegen, ergo unterblieb es. Weiter liebte dieser Junggeselle die deutsche Dichtung. Er las gern Storm, Stifter, Gottfried Keller; daneben jedoch auch Cervantes und E. Th. A. Hoffmann, den Mann mit den stechenden Augen und der Leichenphantasie. Große Sorgen hatte er nicht; er besaß ein kleines Vermögen und war zu Zeiten auch wohl Ingenieur in einer großen Maschinenfabrik vor dem Oranienburger Thor, also im Norden von Berlin. Im Sommer machte er stets eine Reise, und zwar immer nach seiner Heimath Mecklenburg hinauf, an den Ostseestrand, wo er in Natur schwelgte und sich einen Rostocker Doppelkümmel nach dem andern genehmigte.

Eines Tages langte er auch in einem Dörfchen an. Theils zur Erholung, theils um als Ingenieur eine neue Bahnlinie abzustecken. Dort in dem stillen Oertchen lebte ein wunderschönes Mädchen. Ein wenig Mondschein, Zuckerwasser und Flieder zwar, aber im übrigen in ihrem weißen Kleid und ihrer natürlichen Anmuth unwiderstehlich. Beide sehen sich an, er sie, sie ihn — und wie der Blitz ist die Liebe da. Nun ist der Ingenieur jedoch schüchtern. Er schwärmt nur platonisch und wartet fortwährend, daß etwas kommen soll. Es kommt auch. Die junge Dame singt in einer wunderschönen Sommernacht ein süßes Lied und damit fängt sie den Junggesellen ganz. Bei einem Spaziergang verirren sie sich; sie müssen über einen Sumpf oder über gestürzte Stämme oder über Steine klettern; „er“ bietet „ihr“ galant den Arm, unterstützt sie und beim letzten Sprung fängt er sie auf, daß sie an seiner Brust liegt. Darauf wandeln sie glücklich nach Hause. Und als der Junggeselle in seinem Zimmer allein ist, zieht er seine Stiefel aus, um keinen zu stören, und ergeht sich in einem phantastisch wilden Indianertanz, vor lauter Seligkeit. Eine fröhliche Hochzeit mit darauf folgendem Kindersegen und Eheglück bringt diese fröhliche Geschichte zum würdigen Abschluß.

Ich erzähle da nicht etwa eine Fabel von Heinrich Seidel, sondern man könnte fast sagen: die Fabel, die in den verschiedensten Variationen sich seeschlangengleich durch alle die Bändchen zieht, die der Dichter bisher herausgab. Die Naturscenerie ist immer die gleiche; das Liebespaar auch; die Handlung ebenso. Ergo kann der Hauptreiz Seidel'scher Dichtung nur im Vortrag, nur in der Form, nur im Detail liegen. Und dort liegt er auch.

Heinrich Seidel ist vielleicht der philiströseste Dichter der Gegenwart. Soweit ein Poet überhaupt Philister sein kann, so weit ist er es ehrlich und redlich. In Gedanken und Gefühlen hält er immer das anständige Mittelmaß ein. Er gehört zu den Schriftstellern, denen selbst die ärgsten Pfahlbürger nicht den Vorwurf machen, daß sie „schwärmerisch“ wären. Es geht bei Seidl alles nach dem genugsam bekannten „gesunden Menschenverstand“ zu — mit einer einzigen Ausnahme: der Liebe auf den ersten Blick. Und da fühlt Seidel selber das Bedürfniß, zu begütigen und seinen Lesern zu sagen: Liebe Leser, es ist zwar merkwürdig, aber diese Liebe auf den ersten Blick kommt wirklich und wahrhaftig auch bei uns vor, also glaubt es schon! Und zwar gibt er diese Erklärung nicht einmal, sondern in verschiedenen

Novellen. Sonst geht er jeder Größe, jeder Leidenschaft gern aus dem Wege. Seine Helden sind alles „nette Kerle", wie man wohl sagt; sie haben weder einen Ueberschuß nach der Gefühls-, noch einen nach der Verstandesseite, sie essen gern gut, sie trinken gern gut, sie haben Anlage zum Schmerbauch und sind im Leben getreue Nachbarn und desgleichen. Eine gewisse Biederkeit ist ihnen eigen, eine gewisse Behäbigkeit und Schwerfälligkeit. Wohl auch etwas altfränkisches und bäuerisches. Und das Bäuerische ist das beste an ihnen, denn es ist das Germanische. In ihrer Art sind sie harmlose Gourmets. Sie sind mit Andacht bei einem guten Gedicht und bei einem gut gebratenen Rebhuhn. Es sei bemerkt, daß bei Seidel noch mehr gegessen wird als bei dem braven Voß. Und mit einer rührenden Freude wird Seidel nicht müde, alle Gerichte aufzuzählen, oder gar selbst Kochrecepte in die Erzählung zu flicken. Ich meine fast, eine tüchtige Hausfrau des besseren Mittelstandes kann sich aus den 14 Bändchen gut und gerne einen Speisezettel für 14 Tage abschreiben. Um das zu begreifen, muß man Mecklenburg kennen mit seinem vorzüglichen Essen und dem stark materiellen Zuge, der durch das ganze Land geht und der sich in dem Wahlspruch der Mecklenburger: „Eten, Freten, Supen", dessen zweite Zeile man leider nicht mittheilen kann, ausdrückt.

Die Mädchen, die nun obbemeldeten braven Junggesellen zufallen, sind ebenso heiter und harmlos. Gretchennaturen ohne Sinnlichkeit, etwas blutarm, nicht gerade sehr schlau; Mädchen, die sich ihre Strümpfe selber stricken und Pulswärmer tragen; die zufrieden in keusch geschlossenen Kleidern dahinvegitiren, ohne große Sehnsucht und ohne Aufregung; deren Liebe ein dünn brennendes Flämmchen ist, das recht und schlecht bis ans Ende der Tage aushält. Diese himmelblauen Jungfrauen, die mehr Gemüth als Fleisch besitzen, sollen zwar eigentlich praktisch, warmblütig, kernig sein, aber sie gerathen doch immer wieder himmelblau und schmachtlockig. Es sind die Ideale eines Landpastors, furchtbar „sinnig", aber eben auch nur sinnig. Die zwei, drei Ausnahmen von dieser Regel werden noch zu berühren sein. Als Frauen werden diese Mädchen fett, erleben vielfache Mutterfreuden und sind brave praktische Hausfrauen. Im ganzen ein Schlag, dessen Vortrefflichkeit nur noch durch seine Langweiligkeit und Uninteressantheit (vom dichterischen Standpunkt aus gesehen) übertroffen wird.

Auf dem gleichen Niveau stehen die Personen, die sich darum gruppiren. Sie sind recht verschieden und hängen mit der eigentlichen Handlung nur ganz lose als fördernde oder hindernde Elemente zusammen. Oft fehlt sogar diese lose Verbindung. Und gerade sie werden zu den Ehrenrettern Seidels. Es sind gewöhnlich Sonderlinge. Stille, einsame Menschen, die in sich oder in die Natur hineinhorchen. Die Einsamkeit macht sie theilweise zu den komischen Käuzen, als die sie sich vorstellen. Sie haben gewöhnlich eine Sammlung. Münzen, Schmetterlinge, Porzellan, Pfeifenköpfe, Wappen, Bücher, Pflanzen — gesammelt wird immer, bald dies, bald jenes. Wie ihre specielle Liebhaberei schließlich ihr ganzes Leben beherrscht, wie sie an alles nur herantreten und es betrachten können unter dem Gesichtswinkel des Specialisten, das ist das Komische, das Einseitige an ihnen, daraus schlägt Seidel Capital.

Im Grunde nämlich ist seine erfindende Phantasie, seine Gestaltungskraft, seine Psychologie nicht bedeutend. Seine erfindende Phantasie: denn, wie schon gesagt, man könnte aus vielen seiner Erzählungen eine einzige machen; er hat nur eine ausfüllende, keine erfindende Phantasie. Er kann zu einer Situation hundert niedliche kleine Züge herbeischaffen, aber er kann schwer eine in einander greifende, nothwendig verbundene Reihe von Situationen erfinden. Er hat Sinn für die Scene, aber nicht für die Handlung.

Ferner ist seine Gestaltungskraft gering: Beweis: dies häufige sich Wiederholen. Ich kenne kaum einen Dichter der Gegenwart, der sich selbst so abgeschrieben hat, wie Seidel. Und ein zweiter Beweis: daß die Hauptfiguren alle verschwommen, undeutlich sind und nur die Sonderlinge scharf und charakteristisch herauskommen. Leicht begreiflich; diese Sonderlinge sind, wie eben schon ausgesprochen wurde, ganz einseitig gefaßt, sie sind am leichtesten zu zeichnen, weil sie von einem einzigen Punkte aus gegriffen werden können. Man braucht nur den vorstehenden Faden zu nehmen und das ganze Knäuel rollt auf. Ebenso ist es mit diesen Sonderlingen. Oder um ein anderes Beispiel anzuführen: jedes Kind weiß, daß ein Profil mit mächtiger Höckernase leichter aufs Papier zu bringen ist, als eines mit normalem Riechorgan. Nun aber sind „Helden" mit solcher Höckernase nicht gut möglich. Das heißt: die Träger der Handlung, deren Beruf es in der Geschichte ist, von den sinnigen Jungfrauen geliebt zu werden und sie wieder zu lieben, dürfen keine Seidel'schen „Sonderlinge" sein, denn erstens würde ihre Specialität, also meinetwegen die am meisten angewandte Sammelwuth, sie mit einem leichten Schein von Komik, ja von Lächerlichkeit umgeben, daß sie in gewisser Beziehung für uns sinken würden und die Schwärmerei der Himmelblauen für sie uns weniger verständlich wäre, und zweitens würde ihre eigene Herzensneigung, die Echtheit ihres Liebesgefühls, damit aber auch das ganze Problem der Novellen an Boden und Glauben bei uns verlieren, wenn dieses Gefühl nicht stark genug wäre, selbst die außerordentlichste Sammelmanie zu verdrängen. Es sind also ästhetische und psychologische Gesetze, die (ich rede hier nicht allgemein, sondern im Hinblick auf Seidel'sche Stoffe) eine Höckernase des Helden verbieten. Dem Odysseus der „Ilias" mußte Homer manch prägnanten Zug nehmen, um ihn zum Helden der Odyssee machen zu können. Jeder gestaltungsmächtige Poet wird nun eben seine ganze Kunst darein setzen, diesem Helden gleichzeitig eine gewisse Idealität und doch wieder eine Menge unterscheidender Merkmale mitzugeben, ihn discreter zu charakterisiren. Und das, will mir scheinen, kann Seidel nicht, dazu reicht seine Gestaltungskraft nicht aus. Deßhalb ist das Liebespaar gewöhnlich schattenhaft, unpersönlich, so zerflossen und verschwimmend, daß man es nicht greifen kann. Es hat kein Fleisch, der Wind pustet ohne Mühe hindurch.

Ein großer Theil der Schuld liegt nun auch daran, daß Seidel selten versucht, in die Seele seiner Gestalten zu dringen, das psychologische Element in fast unglaublicher Weise mißachtet. Als ob der Dichter nie etwas davon gehört hätte, schenkt er sich jede Entwicklung. Die Liebe auf den ersten Blick ist ihm bequem, weil der ganze psychologische Apparat da fortfällt. Vielleicht könnte man einwenden, daß die geschilderten Personen so durchaus Alltagsmenschen, so einfache harmlos nette Durchschnittsfiguren seien, daß geheimnißvolle Unterströmungen in ihnen kaum vorhanden wären und daß man eben nur in tieferen Gewässern tauchen könne. Aber selbst wenn man diesem Einwand Berechtigung zugestehen wollte — er würde im letzten Grunde doch nur wieder seine Spitze gegen Heinrich Seidel richten.

Mit der Technik des Dichters wird man gleichfalls viel zu rechten haben. Wer sich in seine Art eingelesen hat, kann mit Bestimmtheit von jedem Stoff sagen, wie Seidel ihn disponiren wird. Capitel I: Der Held wird vorgestellt und zwar im Ton des Berichtes. Wir sehen ihn nicht. Er wird nur beschrieben mit allen seinen Eigenschaften. Denn unser Dichter denkt nicht daran, den Bericht in Handlung umzusetzen. Es wird dem Kritiker vor allem äußerst bequem gemacht. Man braucht da gar nicht erst mühsam aus dem, was vor unsern Augen geschieht, den Charakter zu abstrahiren und aus hundert Strichelchen das

Digitized by Google

Gesammtbild zusammenzusetzen, sondern man bekommt vom Dichter selbst das Portrait im ersten Capitel fix und fertig. Denn Seidels Gestalten, wie nach dem Vorhergesagten klar ist, haben ja kein geistiges Wachsthum in der Erzählung. Wenn der Dichter sie entläßt, haben sie allenfalls eine Frau gewonnen, aber eine innere Veränderung ist nicht mit ihnen vorgegangen. Unter neuen bestimmenden Einflüssen modeln sie sich nicht, sondern sie bethätigen in verschiedenen Lagen nur die von ihrem geistigen Vater ihnen in Caput I zudictirten Eigenschaften. Deßhalb liebt es Seidel auch, mit Helden zu operiren, die das dreißigste Jahr überschritten haben.

In Capitel II wird dann das Mädchen eingeführt, der Eindruck beschrieben, den sie auf den Helden macht und im Anhang daran irgend ein altes Original vorgestellt, an das die himmelblaue Jungfrau durch irgend ein verwandtschaftliches oder freundschaftliches Band geknüpft ist. Dann folgen in lieblicher Abwechslung das erste Geplauder der beiden, reichliche Naturschilderungen, ein Abschnitt, der sich ganz mit dem Original beschäftigt, ein Spaziergang der Liebenden mit Hindernissen an einem wunderschönen Tage, die Liebeserklärung, irgend eine Gegenwirkung von seiten des Originals und schließlich ein freudiger Abschluß mit genauer Beschreibung eines fröhlichen Mahles.

Wenn man aus einer solchen Seidel'schen Erzählung alle die Abschweifungen vom Hauptthema, das Ueberflüssige herausschneiden wollte, dann bliebe ein kleines dürres Skelett übrig. Denn das Ueberflüssige, das nicht zur Handlung Gehörige nimmt bei Seidel den breitesten Raum ein, und es ist auch das Beste. Was da alles in solche Geschichte hineingepfropft und zur Garnirung des dünnen Handlungsfädchens benutzt wird! Da wird z. B. das schöne Erlebniß eines alten Kutschers im römischen Dampfbad ausführlich und prächtig humorvoll auf vielen Seiten geschildert. Weßhalb? Hat das irgend etwas mit der Handlung zu thun? Durchaus nicht. Die ganze Verbindung, die construirt wird, ist die: der alte Krischan ist der Kutscher des Herrn, der in der Novelle die Hauptrolle spielt. Allerdings ein probates Mittel. So kann man unzählige kleine Geschichten in den Rahmen der größeren einflechten. Die verschiedenen Sonderlinge thun es auch. Jeden Augenblick beginnen sie: „Lassen Sie sich erzählen" oder so ähnlich, und dann folgt auf mehreren Seiten irgend ein — an sich meistens prächtiges — Erlebniß. Dadurch wird die Form einmal gesprengt. Sie wird weiter gesprengt durch das gemüthliche Auskramen von allerlei Gelehrsamkeit. Seidel begnügt sich nicht damit, einen Vogel singen zu lassen, sondern er scheint einen Ehrgeiz darein zu setzen, alle Vögel, die in dem bestimmten Landstrich zur bestimmten Stunde zwitschern, namentlich aufzuzählen. Hier heißt es aber auch: weniger wäre mehr und in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Wenn ein andermal der Pastor Krachenstöver großer Schmetterlingssammler ist, so werden uns lateinische Namen in bedeutender Menge genannt und uns große Gespräche über die besten deutschen Werke, die von den farbigen Sommervögeln handeln, nicht erspart.

Die Sprache, in der die kleinen Geschichten geschrieben sind, ist einfach. Sie hat nicht die Feinheiten etwa der Sprache Theodor Storms. Sie ist nicht gerade übermäßig reich. Es ist undenkbar, daß Seidel, wie Storm es that, stundenlang nach einem einzigen Ausdruck sucht. Er scheint schnell zu schreiben; daß er ungern schreibt, hat er selbst ausgesprochen. Der Flaubert'schen Forderung, man müsse ein Ding so lange betrachten, bis man eine neue, noch von keinem gesehene Seite daran ausfindig gemacht habe, handelt er direct zuwider. Seine Sprache ist häufig conventionell, farblos. Und sie wird es dort am meisten sein, wo er sich dem Stoffe gegenüber am schwächsten fühlt: also wenn er den Helden oder die himmelblaue Jungfrau reden läßt. Was da für papierne Declamationen gehalten werden, ist unglaublich. Die Leute reden den Seidel'schen Erzählungsstil mit einer frappirenden Harmlosigkeit; sie sprechen zu jeder Tages- und Nachtzeit völlig druckfertig. Sie haben auch alle durch die Bank eine erschreckende Vorliebe für Toaste. Eine Seidel'sche Geschichte ohne Toast ist eine Seltenheit. Es wäre ja wohl auch gleichzeitig eine Geschichte, in der nicht gegessen wird. Mit einem Schlage jedoch ändert sich die Sache, wenn sich Seidel zu den Sonderlingen wendet. Da bekommt die Sprache gleich ein bei weitem mehr charakteristisches, oder nennen wir es ruhig: realistischeres Gepräge und sie wird urwüchsig derb, daß man seine helle Freude daran hat, im Munde der Leute niederen Schlages. Den Kutscher Krischan zu hören, ist eine Lust; eine Seidel'sche Liebesscene mit darin enthaltener Liebeserklärung in den meisten Fällen weniger schön. Wenn man auf einzelnes eingehen will, kann man auch eine ganze Reihe anfechtbarer Formen bei Seidel entdecken, Provinzialismen, die zum mindesten ungebräuchlich sind, z. B. die Arbeit „fleckte" nicht mehr, die Sterne „glimmten" auf, es erreichte seine „Endschaft" u. s. w.

Nun wird man vielleicht fragen: Ja, wenn du fast überall etwas auszusetzen hast — was hat dem Dichter dann den Erfolg verschafft und worin ist er denn ausgezeichnet? Diese Frage ist aber theilweise schon beantwortet. Es war schon von den prächtig gelungenen Nebenfiguren die Rede. Und hier wird es sich nicht umgehen lassen, auch ein paar Worte über Heinrich Seidels Humor zu sagen. Der außerordentliche Unterschied zwischen Raabe und Seidel ist der (wenn man die beiden eben doch schon einmal vergleichen will), daß der Humor bei Raabe in den Hauptpersonen, bei Seidel in den Nebenpersonen liegt. Raabe's Humor ist gewaltig, Seidels Humor behäbig. Der eine kann die tiefste Tragik begleiten und durchsonnen — Raabe's „Schüddерump" ist eins der am meisten tragischen Bücher unsrer Literatur —, der andere wäre vor solchem zermalmenden Schicksal machtlos, würde, wenn er sich damit verknüpfte, einen Mangel an verecundia bedeuten. Raabe's Humor hat Größe, er baut sich so zu sagen auf wie ein Regenbogen auf einer ungeheuren Resignation der Seele; er hat aus Leid und Thränen seine Kraft gesogen. Seidel ist harmloser; es gibt keine Tragik bei ihm; es ist der Humor eines bescheidenen, selbstzufriedenen Gemüthes, den er besitzt, eine freudige Naturanlage, eine friedliche Beschaulichkeit. Einen wie unendlich weiteren Kreis Wilhelm Raabe beherrscht, zeigt sich rein äußerlich genommen auch schon darin, daß er den kurzen fröhlichen Skizzen Seidels große wuchtige Romane entgegenstellen kann. Seidel ist ein Humorist, bei dem man lustig lacht und nachher behaglich einschläft; Raabe hingegen erschüttert und macht die Augen feucht, ein Schauer läuft uns über den Rücken und er hinterläßt uns einen großen Frieden in der Seele. Diese Wirkungen auszuüben, ist Seidel natürlich versagt. Am Ende einer Erzählung bescheidet er sich einmal: „Wer bisweilen dem anspruchslosen Gesang des Rothkehlchens zuzuhören liebt, der wird vielleicht auch nicht ohne Befriedigung seinen Blick über diese Blätter gleiten lassen." Dem Gesange des Rothkehlchens ... da hat der Dichter selber das richtige Wort getroffen! Und nun thäte man dem Rothkehlchen Unrecht, wenn man es mit dem Adler vergliche. Ein paar übereifrige Bewundrer — jeder ehrliche Dichter bekreuzt sich vor dieser Sortel — schienen jeden Größenunterschied verwischen zu wollen. Das mußte zurückgewiesen werden, ehe man die eigene Weise des freundlichen Sängers näher kennzeichnet.

Was Seidel nicht kann, ist schon gesagt; was er kann, auch. Seine besten Novellen werden nun eben diejenigen

sein, in denen das, was leider so oft als Nebensache bei ihm auftritt, was wenigstens der Anlage der ganzen Erzählung nach im Hintergrunde bleiben sollte, in den Vordergrund nicht etwa gerückt wird unter Benachtheiligung des eigentlichen Themas, sondern was sofort, mit künstlerischer Berechtigung, im Vordergrund steht, Hauptsache ist. Concreter ausgedrückt: wenn das Original, der Sonderling, von der Liebesgeschichte losgelöst und selbst als Mittelpunkt in eine Erzählung gestellt wird; wenn sich Seidel nicht anstrengt, eine Handlung zu erfinden, sondern wenn er sich damit begnügt, zu dem Charakter des Sonderlings recht viele Detailzüge heranzuschaffen und sich ganz auf die liebevolle Ausmalung dieser einen einzigen Figur beschränkt. Es ist schon erläutert worden, daß dieser Sonderling kein Held für eine Seidel'sche Liebesgeschichte ist und sein kann; daß der seine komische Zug dem Liebhaber tödtlich wäre. Deßhalb hat Seidel mit schönem Tact vermieden, sein berühmtestes Original in einer Liebesscene vorzuführen. Dadurch braucht keine Verwischung der charakteristischen Züge zu erfolgen; der Held braucht nicht in eine idealere Tonart transponirt zu werden; er behält seine herrliche Lebendigkeit. Eine Handlung darf hier, wo alles eben auf diesem einen Charakter steht, fehlen; und deßhalb auch wieder die Entwicklung, das psychologische Element. So wird alles, worin der Dichter schwächer ist, beiseite geschoben als unnöthig, und alles, was er kann, kommt zu schönster Geltung, besonders der liebliche Humor. Die Skizze, in der das geschieht, heißt „Leberecht Hühnchen". Dieses Original hat dem Dichter nicht nur tausende von Herzen gewonnen, sondern ihm auch literarischen Ruhm eingetragen. Man schließt sich am besten an diesen concreten Fall an, wenn man die Art des Seidel'schen Humors genauer vermitteln möchte.

Die Figur des „Leberecht Hühnchen" geht auf einen Jugendfreund des Dichters zurück, wie Seidel in dem reizenden Erinnerungsbüchlein „Von Perlin nach Berlin" selber erzählt. Karl Hohn hieß dieses Urbild, von dem stets etwas wie Sonnenschein ausging, der allem eine heitere Seite abzugewinnen verstand. Seidel erwähnt noch zwei kleine ansprechende Züge, die er selbst beobachtete. Einmal nämlich saß Hohn am Fenster, sah auf die fern vorübergehenden Leute herab und lachte seelenvergnügt vor sich hin. „O," sagte er auf eine Frage, „ich stelle mir vor, daß ich meine Nase ganz fix und weit ausschnellen und wieder einziehen könne, so daß ich den alten dicken Onkel dort hinten oder die magere Tante damit auf die Schulter tippen könnte. Wie sie sich dann verwundert und erschrocken umsehen und niemand da ist!" Schöner ist noch die Karl Hohn'sche Erfindung des berühmten eisernen Ofens, der aufgezogen wird, in der Stube auf Gummischuhen so lange herumläuft, bis er warm ist und sich dann in die Ecke stellt und heizt.

Leberecht Hühnchen ist nun natürlich auch Ingenieur in einer der großen Maschinenfabriken vor dem Oranienburger Thor in Berlin. Er versteht die Kunst, glücklich zu sein; er wohnt in dem Giebel eines lächerlich kleinen Hauses und in seinem Wohnzimmer ist genau so viel Platz, daß zwei anspruchslose Menschen die Beine darin ausstrecken können, während er, wenn er sich in seinem „Schlafzimmer" die Stiefel anziehen will, dazu erst die Thür öffnen muß. Wie köstlich ist es schon, wenn er zu dem Freunde sagt: „Setze dich nur aufs Sopha, aber suche dir ein Thal aus. Das Sopha ist etwas gebirgig; man muß sehen, daß man in ein Thal zu sitzen kommt." Dann schlampampen die beiden Freunde ein gemeinsames Abendbrod für 30 Pfennig, und da kommt die berühmte Philosophie Hühnchens zum Vorschein. Er betrachtet nachdenklich ein Ei, das er verzehren soll, und sagt: „Sieh mal, so ein Ei; es enthält ein ganzes Huhn, es braucht nur ausgebrütet zu werden. Und wenn dies groß ist, da legt es wieder Eier, aus denen nochmals Hühner werden und so fort, Generationen über Generationen. Ich sehe sie vor mir, zahllose Schaaren, welche den Erdball bevölkern. Nun nehme ich dies Ei, und mit einem Schluck sind sie vernichtet. Sieh mal, das nenne ich schlampampen!" Und wie rührend ist es, wenn viele Jahre später der Freund den nun verheiratheten Hühnchen aufsucht und dieser ihm, ehe er ihm seine Frau vorstellt, sagt, daß sie „nicht ganz grade" ist, aber sie sei ein Engel, und er möchte auch das Befremden in seinen Augen unterdrücken. Eine Menge ähnlicher Züge folgen, aber sie sind doch meistens nur jüngere und sehr ähnliche Geschwister der Geschichte von dem Ei.

Nun mag man sich fragen: weßhalb wirkt die erzählte Eigeschichte humoristisch? Ich glaube, der Humor liegt auch hier, wie bei Seidel meistens, in der Wirkung durch den Gegensatz. Der arme Schlucker, der ein Abendbrod für 15 Pfennig hat, der ein Ei ißt und dabei ungeheure Schaaren von köstlichem Federvieh im Keime vertilgt, das ist, nur in feinerer Weise, das gleiche, als wenn Seidel in einem Gedicht erzählt, wie sich eine dicke, wanstige, thranige Robbe in Sehnsuchtsgefühlen verzehrt. Oder wenn er in einem anderen Poem das Schwein in würdevollen Hexametern mit homerischen Wortzusammensetzungen besingt und in mahnendem Präceptorton das köstliche: „O welch ein Schwein ist das Schwein doch!" ausruft. Der Gegensatz von Form und Inhalt, von Körper und Geist. Deßhalb war es — um einen Seitensprung zu machen — geradezu eine dichterische Verirrung, als Wildenbruch das Problem von einer zart liebenden, feinfühligen Centnerdame, die ihre kolossalen Dimensionen in einer Bude zur Schau stellt, tragisch auffaßte.

Seidel wirkt ferner oft durch drastische Unmöglichkeiten. Ein Beispiel dafür ist sein berühmtes Gedicht „Der Eiersegen". Da kommt ein Bursche müde gewandert in einen Krug. Keiner ist zugegen, um ihm etwas zu essen zu geben. Aber es liegt Hühnerbrod da, bereits klein geschnitten, und der Bursche beginnt aus Hunger, davon zu essen. Nun war die Küserin jedoch eine Hexe, die über das Brod den „Eiersegen" gesprochen hatte, wonach das Geflügel „mächtig" legt. Und kaum hat der gute Bursche also die Krumen im Leibe, als es ihn auch ganz sonderbar packt, und ob er wollte oder nicht:

„Er legte einunddreißig Eier
Und danach fühlte er sich freier."

Dann wurde ihm jedoch „so likelig, so lakelig", und ehe er sich recht besann, da fing er auch das Kakeln an. Das ganze Gedicht schließt mit der tiefsinnigen Bemerkung: „Das Legen, das ist leicht gethan! Das Kakeln aber, das greift an!" Ebenso drollig ist die wahre Geschichte, die Seidel in dem 13. Bändchen seiner Schriften erzählt. Sein Vater war Pfarrer in einem Dörfchen, und er, der Junge, tollte natürlich mit den Dorfkindern wacker herum. Da entwarf ihm einmal ein hoffnungsvoller Jüngling eine Schilderung von einer Delicatesse, die er in einer Stunde ausschweifender Phantasie sich als das höchste und herrlichste unter der Sonne, als Ideal aller Ideale ausgemalt hatte. „Denk di mal," sagte er, „ierst Brod, äwer nich to dick, un denn fett Bodder up, un dor Speck up, un up den Speck Pannkoken, un denn wedder Bodder un denn wedder Speck un denn wedder Pannkoken, un noch'n poormal so — ick segg di, Paster-Heinerich, dat smeckt fein!" Aber der kleine „Paster-Heinerich" will doch nicht daran glauben, daß sein Freund solchen kostbaren und verwickelten Leckerbissen schon einmal erhalten hätte.

Auch hier schließlich wieder nur die Contrastwirkung: das höchste Ideal gesehen in verschiedentlichen Butter- und

Speckschichten; jenes Gegensätzliche, das dem Wesen des Humors entspricht. Ich möchte hier nicht in lange Abstractionen gerathen und mit zweifelhafter theoretischer Weisheit über den Humor anrücken. Ich glaube fast alle bedeutenderen Definitionen des Humors zu kennen und kann doch keine ganz davon unterschreiben. Begnügen wir uns hier mit der dem Humor eigenthümlichen Wirkung durch Contraste, die das Herz verbindet; sehen wir uns die ewig wiederkehrenden Hauptzüge unsrer großen Humoristen an, als da sind die Liebe zum Kleinen, Uebersehenen; die Entfaltung des Erhabenen aus einer oft lächerlichen Form heraus; die Wurzel jedes Humors: Liebe zu den Menschen; eine große Harmonie der Seele. Es ist hoch interessant, daß, wie Joseph Müller in einer Abhandlung über das Wesen des Humors nachweist, viele der größten Humoristen Pfarrer gewesen sind oder aus Pfarrerfamilien stammten: Rabelais, Swift, Sterne, Abraham a Santa Clara, Hebel, Jeremias Gotthelf, Jean Paul. Und wir können von neueren Humoristen die Namen Seidel, Hansjakob, Steinhausen hinzufügen und ferner beobachten, daß das bedeutendste Werk Wilhelm Raabe's einen „Hungerpastor" zum Helden hat. Es ist ohne weiteres klar, wie aus dem friedenreichsten, beschaulichsten Stande die größten Humoristen erstehen konnten. Und wie nahe verwandt doch die Helden der humoristischen Romane sind! Es ist ein einziger Schlag, hier derber, dort etwas stiller. Wenn Jean Paul seinen Schulmeister Fixlein nach Antritt seines Amtes, als er zum erstenmal an der Orgel sitzt und so unsagbar glücklich ist, sagen läßt: „Bedenke, daß nicht alle Menschen Cantores sein können, und mache dir die vortheilhafte Ungleichheit der Stände zu Nutzen, ohne sie zu mißbrauchen" — was ist da zwischen ihm und Leberecht Hühnchen für ein Unterschied?!

Wir wenden uns wieder zu den Seidel'schen Novellen; wir haben gesehen, wie sie am besten ausfallen, wenn ein Sonderling, die einzige Person, im Mittelpunkt steht, wie deßhalb Leberecht Hühnchen mit Recht die berühmteste geworden ist. Nun aber muß eines Zuges an Heinrich Seidel Erwähnung geschehen, der fast ganz aus dem Bilde eines behaglichen Dichterphilisters herausfällt: der Zug zum Grausigen, zum Schaurigen; ein Erbtheil des noch überall herumspukenden E. Th. A. Hoffmann. Der „Leichenmaler" verräth diese Seite. Aber hier ist Seidel doch nicht in seinem Element. Ihm fehlt die haarscharfe Beobachtungsgabe Hoffmanns, die bewunderungswürdige Plastik dieses Dichters, bei dem man das Gruseln lernen kann. Er ist kein so großer Poet, daß er den Inhalt, den Stoff stützen kann; der Stoff muß ihn stützen. Er hat ferner nicht den Muth, dieses Grausige durchzuhalten; er lenkt wie ein „Leichenmaler" doch wieder ein und findet auch da noch etwas Schönes.

Die zweite Gruppe von Geschichten, in denen Seidel etwas leistet, hat ihren Culminationspunkt in „Jorinde". Das ist eine Jugenderinnerung frei nach Storm, die grünen Wälder rauschen und die liebe goldene Sonne lacht Tag für Tag, und durch die grünen Wälder im Sonnenscheln läuft wie ein Wiesel ein kleines Mädchen mit dunklen Locken und blauen Augen, das wie Schön Rothraut zu dem dummen Buben sagt: „Wenn du das Herz hast, küsse mich!" Auch hier ist ja keine geschlossene Handlung, keine psychologische Vertiefung nöthig. Und hier konnte Seidel also neben Leberecht Hühnchen sein Bestes geben.

Es fällt überhaupt auf, daß die ersten Bändchen aller Schriften die letzten auf eine ganz bedenkliche Weise hinter sich lassen. In diesem ersten Bändchen hat man den ganzen Seidel. Leberecht Hühnchen ist darin, der Leichenmaler, Jorinde — kurz, nicht nur jede Art der Seidel'schen Dichtung ist vertreten, sondern auch gleich das beste der Art.

Ueber seine Lyrik, die zwei Bände füllt, kann ich mich kurz fassen. Sie ist dünnflüssig, blutarm. Eine Wald- und Wiesenlyrik, wie sie jeder freundlichen Begabung wohl ansteht; eine Zwischerlyrik, die immer nur niedlich ist. Sturm und Leidenschaft fehlen ganz. Er zeichnet in seinen Versen gern Genrebilder, abendfriedliche Stimmungen. Das Kleine, Stille in der Natur und im Leben bevorzugt er. Das Kleine: Kinder, Zwerge, Elfen, Leuchtemännchen, eine kleine Hand; Meise, Amsel, Grasmücke, Schwalbe, Rothkehlchen, Goldhähnchen ꝛc. Er besingt einen vergessenen Dichter; das verachtete Schwein. Er wird nicht müde, wie sein Meister Storm Kindheit und Jugend zu preisen. Dabei steht er in seiner ganzen Ausdrucksweise ganz im Banne des Conventionellen. Seine Beiwörter zeigen das schon. Den größten Raum nehmen diese ein: schön, still, hold, klein, lieblich, süß. Seine Vergleiche bewegen sich auch ganz im Rahmen des alt Hergebrachten. Das Mädchen gleicht der Blume, die Augen Sternen, die Schmetterlingsflügel leuchten wie Opal, der Wein funkelt wie Rubin, der Frühling ist ein froher Geselle. Alles so conventionell, daß es eindruckslos bleibt. Wenn einmal originellere Vergleiche auffallen (sie sind fast nur in der Prosa zu finden), so sind sie der Natur entnommen oder humoristisch. Der Natur: wenn er sagt, ein sommersprossiges Gesicht wäre gesprenkelt wie das Ei des Wasserhuhns. Humoristisch: wenn er erzählt, daß es sich beim Aufzählen aller seiner Vornamen ausnehme, als fahre ein Güterzug durch eine ebene Wiesenlandschaft.

Storm, der große Lyriker und Lyrikkenner, wußte wohl, wie schwach es eigentlich mit Seidels Verskunst steht. Er rief ihm oft genug: „Schlagender! Knapper!" zu. Aber es ist ein Kunststück, zu condensiren, wenn die Kraft dazu fehlt. Ein Lyriker ist Seidel jedenfalls nicht. Aber es sollte mich nicht wundern, wenn er sich gerade darauf versteifte. Beispiele dafür, daß die Dichter sich gerade darin verbeißen, was ihnen nicht gelingen will, gibt die Literaturgeschichte ja in Hülle und Fülle.

Wenn man zum Schlusse noch einmal die Eindrücke der 14 Bände Seidels überschlägt, kämpfen zwei Gewalten um den Sieg. Man kann sich nicht verhehlen, daß da etwas viel Weichlichkeit und Süße ist, daß ebenso wie von den crassen Realisten das Weltbild verfälscht wird, daß vor allem etwas in jenen Erzählungen steckt, was jeder Größe feindlich gegenübersteht, jener philiströs materielle, kleinbürgerliche, specifisch mecklenburgische Zug, der sich nicht nur gegen die verbummelten, sondern leicht auch gegen die ringenden Genies richtet, weil sie die Convention oft über den Haufen werfen, weil sie gerade den braven, biedern Durchschnittsmenschen Herzklopfen machen. Man wird sich ferner nicht verhehlen können, daß der ewige Juni ohne Sturm, ohne Gewitter leicht erschlafft, daß diese Erzählungen ein Volk eher einlullen als aufrütteln und anspannen, daß Pfarrhaus, Flieder und Sommersonne doch nicht immer, sondern nur zu Zeiten gute Dinge sind. Wohl läßt sich manche Wiederholung vom ästhetischen Standpunkt leicht entschuldigen: sie spricht sogar in etwas für den Dichter, denn sie zeigt eben eine Individualität, eine sich wohl beschränkende, jedoch auch in einem bestimmten Kreise herrschende Persönlichkeit. Nur daß diese Erklärung die Wirkung nicht beeinflußt.

Dann aber kommt auch die Stimme freudiger Anerkennung. Sie sagt: es ist so viel echt Deutsches in diesen Dichtungen, gerade diese Mischung von nicht zu tiefer und nicht ausartender Sentimentalität und froher Lebenslust, diese Gemüthlichkeit und Behäbigkeit, dieser Kleinstadt- und Provinzhauch, der gesund und kräftig ist und in dem das Zöpfchen tüchtig wackelt, dieser beschauliche Naturssinn, ja schließlich eben auch die echt germanische Philisterhaftigkeit,

diese pfahlbürgerliche Ehrbarkeit, die gewiß keine Größe und Leidenschaft kennt, die keinen Schritt vom Wege duldet, aber selbst auch keinen Schritt vom Wege macht, die stark ist in stiller Arbeit und in Treue — ist das nicht schließlich mit das Beste an unserm Volke? Und die Stimme hat auch Recht. Beides zusammenfassend darf ich also vielleicht mit einem concreten Beispiel sagen: ich möchte den nicht zum Freunde haben, der mit gleicher Inbrunst und Behaglichkeit alle 14 Bände Seidel'scher Schriften hinter einander zu lesen vermag; der Mann muß fürchterlich sein. Aber noch weniger möchte ich einen Freund haben, der nicht — sagen wir: die ersten drei oder vier Bändchen Seidels mit fröhlichem Gemüth genießen könnte und den Dichter danach nicht von Herzen lieb gewönne.

Das Elsässer Wörterbuch.[1])

Es war eine Lieblingsidee des hochverdienten August Stöber, seine weit verzweigten Forschungen zur Volkskunde des Elsasses durch ein Wörterbuch der elsässischen Mundart abzuschließen. Stöber hat jahrelang gesammelt, aber zu einer Ausarbeitung ist er so wenig gekommen als sein Vetter, der Pfarrer Liebich, auf dessen Antrag die deutsche Regierung 1874 eine Erhebung über Laute, Formen und Wortwahl in den einzelnen Gemeinden vornehmen ließ. Mittlerweile hat sich in den Mundarten selbst und in ihrer Behandlung ein bedeutender Umschwung vollzogen. Ein Umschwung in der Behandlung insofern, als mit dem früheren dilettantischen Verfahren, welches auf Besonderheiten und Raritäten abzielte, gebrochen worden ist zugunsten einer systematischen Dialektbeschreibung, und diese hat das Ergebniß geliefert, daß die Sprache des gemeinen Mannes, die lingua rustica, gerade so gesetzmäßig ist wie die Literatursprache. Das Residuum von Unerklärbarem ist bei den Mundarten sogar geringer als bei der Schriftsprache. Ja, es hat nicht an sanguinischen Stimmen gefehlt, welche von der Mundartforschung einen völligen Umsturz der historischen Grammatik der deutschen Sprache erwarteten: der überlieferte Buchstabe gelte nichts vor den Rückschlüssen aus der lebendigen Sprache der Gegenwart. Indeß ist dieser Standpunkt doch als Uebertreibung erkannt, nach dem Sturm und Drang der Junggrammatik stehen wir jetzt in einer Periode der Abklärung, wie sie buchhändlerisch durch die zahlreichen Sammelwerke und „Lehrbücher" zum Ausdruck gelangt.

Der Umbildungsproceß, der in den Mundarten selbst vor sich geht, ist für Laien und Gelehrte nichts neues. Auch wo von der Sprache abgelegener Thäler gehandelt wird, heißt es stetsfort, diesen und jenen Ausdruck gebrauche die jüngere Generation nicht mehr. Wo keine Eisenbahn hinfährt und keine tägliche Zeitung hinkommt, da besteht noch der allgemeine Schulunterricht. Noch lange wird es Mundarten geben und immer wird gesprochenes und geschriebenes Deutsch zweierlei sein, aber das werthvollste, der mundartliche Wortschatz, ist in unaufhaltsamem Schwinden begriffen; es gilt kein Zaudern, ihn wenigstens der Wissenschaft zu retten.

Erscheint so das elsässische Wörterbuch zu gelegener Zeit, so treten ihm noch andere Momente fördernd an die Seite. Zunächst das allgemeine Interesse am Elsaß. Dann die Einheitlichkeit der Mundart. Sprachgrenze und politische Grenze sind nahezu eins, der Begriff Elsaß ist seit seinem ersten geschichtlichen Auftreten unverändert geblieben. Endlich ergänzen sich die beiden Bearbeiter in glücklicher Weise: Dr. Lienhart ist geborener Elsässer, er hat sich durch eine wissenschaftliche Darstellung der Mundart des Zornthales legitimirt, und Prof. Martin, der seit 20 Jahren das Fach der Germanistik an der Straßburger Universität vertritt, hat der Sprache und Literatur seiner neuen Heimath von jeher in Abhandlungen und Vorlesungen einen Vorzugsplatz eingeräumt.

Eine Schwierigkeit freilich bietet sich dem Bearbeiter des Elsässischen in höherem Maße als bei anderen Mundarten: die Mannichfaltigkeit des Vocalismus. Das g zum Beispiel löst sich nach Vocalen in j oder u auf, aus fragen wird frööie, aus sagen: saaue, es entstehen Diphthonge und Triphthonge, zu deren Bezeichnung das gewöhnliche Alphabet nicht hinreicht. Jedem Worte ist daher die phonetische Umschrift beigefügt, und zwar nach dem System des 1888 verstorbenen Fr. Kräuter, ebenfalls eines geborenen Elsässers, der einer der ersten gewesen ist, welche die Lautphysiologie für die Sprachwissenschaft nutzbar zu machen versucht haben. Die jedes Wort erläuternden Satzbeispiele, sowie die Belege aus der älteren Literatur sind in der üblichen Orthographie gegeben.

Die Anordnung ist wie beim schweizerischen Idiotikon. Die vorliegende erste Lieferung bringt die fünf Vocale und geht hierauf sofort zum f über, b kommt unter p, d unter t. Es ist hier nicht der Ort zu einer Begründung dieses Princips; dasselbe stützt sich auf Gutachten der hervorragendsten Lexikographen und ist, sowie über eine Localmundart hinausgegangen wird, das einzig anwendbare.

Beim Durchblättern springt die Menge französischen Sprachguts in die Augen. Diese durchaus nicht befremdende Thatsache darf indeß nicht zu der Anschauung verführen, als sei die Elsässer Mundart eine Zwitter- oder Mischsprache. Aus dem Französischen hat das Elsässische einfach das entlehnt, was andere Mundarten aus dem Hochdeutschen entlehnen müssen: die Abstracta. Wenn der Elsässer dü sagt statt du, so beruht dies nicht auf französischer Einwirkung. Losgelöst von seiner Sprachgemeinschaft, hat sich das Elsässische in der fremden Umhüllung im Gegentheil conservirt. Auch nach Seite der Sprache gilt für das Elsaß das Wort, es sei ein übermaltes altdeutsches Gemälde. Auf jeder Spalte ergötzt man sich an Redensarten, Bildern und Sprichwörtern originellen Gepräges, der Aufdeckung eigenthümlicher Bräuche, und es ist durchaus zu begrüßen, daß die Herausgeber diesen Reichthum aus helle Licht gezogen und dafür von einem subtilen Schematisiren der Begriffe Umgang genommen haben.

An der Sammlung des Materials hat die Lehrerschaft in erster Linie Antheil genommen. Die Sichtung und Verarbeitung ist 7 Jahre hindurch so intensiv betrieben worden, daß die Verlagshandlung hofft, das Werk schon 1898 vollständig vorlegen zu können. Die erste Lieferung enthält etwa ein Sechstel des Ganzen. Die Belege sind vortrefflich ausgewählt, die Erläuterungen klar und knapp, kein Wort zu viel. Uebersichtlichkeit, Druck und Papier lassen nichts zu wünschen. Wir gratuliren der Universität Straßburg zu der gediegenen, eigenem Boden entstammenden Festgabe auf die Feier ihres 25jährigen Bestehens.

Basel. Prof. Adolf Socin.

[1]) Wörterbuch der elsässischen Mundarten, bearbeitet von E. Martin und H. Lienhart im Auftrage der Landesverwaltung von Elsaß-Lothringen. 1. Lieferung. Straßburg, Verlag von K. J. Trübner 1897.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol**, mit Abhandlungen über ihre Entwicklung, Composition, Quellen, Ausführungen und literarhistorische Stellung, herausgegeben von J. E. Wackernell. (Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Oesterreichs und seiner Kronländer, herausgegeben von Hirn und Wackernell, Bd. 1). Graz, Styria, 1897. — So viel über Tirols Antheil an der Dichtung des Mittelalters,

über Walther von der Vogelweide und Oswald von Wolkenstein, Heldenbuch und Nibelungen-Handschriften schon bekannt, wahrscheinlich und halb wahrscheinlich gemacht wurde, am mächtigsten und sichersten zeigt sich die literarische Arbeit des Landes doch im Drama des 15. und 16. Jahrhunderts. Die alten Passionsspiele von Sterzing, Hall, Brixen und Bozen feiern in Wackernells Buch eine überraschende Auferstehung. Die erhaltenen Texte, hier zum erstenmal vollständig gedruckt (482 S.), stehen alle unter einander in deutlicher Verwandtschaft und dennoch lautet jedes anders; ein Labyrinth verschiedener Fassungen thut sich unserm Blicke auf; fast jede Aufführung veranlaßte, wie es scheint, eine neue Version. Es ist wie bei den Volksliedern und -balladen, wo auch Reproduction immer von selbst zu neuer Production wird. Wenn irgendwo in der bekannten Literatur, darf man hier von einem wirklichen Volksdrama sprechen. Es war eine der schwierigsten philologischen Aufgaben, in dies Wirrsal klare Entwicklung zu bringen. Mit einem zehnjährigen Fleiß und einem bewundernswürdigen Scharfsinn hat Wackernell einen Stammbaum aufgestellt, für dessen Richtigkeit sich allmählich sogar archivalische Bestätigung fand. Ueberhaupt ist für Wackernell die Vereinigung philologischer und archivalischer Methode charakteristisch. Die so erschlossene Urpassion localisirt Wackernell in Sterzing, wobei ihm das viel geschmähte Sterzinger Moos einen erwünschten Anhaltspunkt bietet. Seine Quellenuntersuchungen ergeben einen starken Einfluß der süd- und westdeutschen Spiele (Frankfurt, St. Gallen, Wien); aber auch reichliche Strahlen laufen von der Tiroler Passion nach auswärts, nach Frankfurt, Augsburg, Eger, St. Stephan, was alles für die culturelle Bedeutung der Brennerstraße ein gewaltiges Zeugniß ablegt. — Viele interessante Einzelheiten wären aus der 315 S. umfassenden Einleitung noch herauszuheben. Wir belauschen einen Dichter — allerdings nur den Sterzinger Maler Vigil Raber — beim Schaffen: er kriegt ein Blatt zur Hand, entwirft zuerst eine Liste von Teufeln und läßt dann Belphegor, den Trägheitsdämon, anheben:

So wird ich genennt Furst Belphegor,
Ain Ausgestoßner aus der Engel Chor.
(Der Trachheit won ich auch bey) — ausgestrichen —
Zu einer Sund bin ich sunder geneigt:
Mir liebt und tigt noch on die Trachheit.

Nun sieht, wie sich der literarische Maler vom Reime führen ließ. An einer andern Stelle erfahren wir, wie es in Sterzing bei Aufführungen des 15. Jahrhunderts zuging: gespielt wurde in der Kirche, den Zahlmeister mochte der Kirchpropst, Vermächtnisse wohlhabender Bürger trugen zu den Kosten bei, ein anderer Kirchpropst spielte den Heiland, und Vater Pölsterle, der Stadtschreiber, dirigirte den Chor, während sein Sohn, Pölsterle jun., eine Engelsrolle hatte. In Hall zog man schon 1430 aus der Kirche in den Stadtgarten, verlegte dann aber die Bühne wieder ins Gotteshaus. Selbst wie viel Brod und Maß Wein die Stadtkammer am Charfreitag den Spielern gab, und daß bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts Frauen auftraten (S. CCXLIV), wird uns offenkundig. Geht es auch nicht immer so würdevoll her, wie es der heutige Geist des Christenthums fordert, so ist doch überall zu spüren, daß ein mächtiges Gesammtmoment die Dichter, Darsteller und Zuschauer bewegte, und auch auf den Herausgeber ist es übergesprungen, sonst hätte er nicht so unendlichen Eifer an die Arbeit gesetzt. Sein Buch ist zugleich eine Fundgrube für alte Sitten und Gebräuche, sowie für den Wortschatz der Tiroler Mundart (Glossar, S. 524 bis 544). Mit Recht hat Adolf Pichler dies Werk für das bedeutendste auf dem Gebiete des mittelalterlichen Dramas erklärt. Romanisten und Anglisten haben daraus zu lernen: so viel Licht verbreitet es über die ganze Gattung. Wohlthuend berührt es, daß es dem Nestor Tirols, Adolf Pichler, gewidmet ist, der vor einem halben Jahrhundert zuerst auf diese Spiele die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt hat. Möge nun die wissenschaftliche Arbeit des Innsbrucker Germanisten ebenso viel Nachahmung auswärts wecken, wie es die dichterische Arbeit der Sterzinger und Haller im Cinquecento gethan hat!

A. Brandl.

* In Wiedemanns „Annalen der Physik" beschreibt O. Schütt eine neue Lichterscheinung, die durch eine elektrische Entladung zu erzeugen ist und von ihrem Entdecker als Elektrocapillarlicht bezeichnet wurde. Dieses Licht entsteht, wenn man die Funkenentladung einer Inductionsrolle durch den Hohlraum einer sogenannten Capillarröhre, die einen Durchmesser von nicht mehr als $^1/_{1000}$ mm besitzt, hindurchschlagen läßt; die Röhre ist mit Elektroden aus Aluminium oder Kupfer versehen und mit Luft unter gewöhnlichem Drucke gefüllt. Es entsteht in der Röhre ein sehr intensives Licht, welches das elektrische Bogenlicht an Helligkeit übertrifft. Leider werden die Röhren sehr rasch unbrauchbar. Weitere Röhren halten länger, geben aber weniger Licht. Wird der Luftdruck innerhalb der Röhre erhöht, so wird die Erscheinung dadurch kaum geändert, jedoch schlagen die Funken schwerer durch; wird der Luftdruck in der Röhre dagegen vermindert, so verliert das Licht an Helligkeit. Die Einsätze, aus der die Röhren gefertigt werden, scheint ohne Einfluß auf die Erscheinung zu sein.

A. Bluntschli. Wegen der bevorstehenden Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches wird auch an der hiesigen Universität vom nächsten Wintersemester ab eine Aenderung im Studienplan der juristischen Facultät eintreten. Das gutachtl. Ministerium des Innern hat dazu Gutachten von den Decanen der Rechte eingeholt. Soweit bekannt, fallen bei der Aenderung für das erste Semester zwei Einleitungsvorlesungen über das römische und das deutsche Recht von je acht Stunden gegeben werden. Im zweiten und in den folgenden Studiensemestern soll dann das Bürgerliche Gesetzbuch den Hauptgegenstand aller privatrechtlichen Vorlesungen bilden. Eine besondere Bedeutung wird in Zukunft für die höheren Semester dem Besuch der Conservatorien und Proktica beigelegt werden. — Der Vorsitz bei der ersten juristischen Prüfungscommission ist an Stelle des verstorbenen Bicelonzlers Landgerichtspräsidenten Wendhausen dem Landgerichtsdirector Karrig hierselbst übertragen worden.

* Königsberg. Geh. Justizrath Dr. Johann Theodor Schirmer, Professor des römischen Rechts an der hiesigen Universität, feierte am 15. d. M. den siebzigsten Geburtstag.

* Wien. Die hiesige Akademie der Wissenschaften, eine der jüngsten unter den gleichnamigen gelehrten Gesellschaften Europa's, aber in ihrem verhältnißmäßig kurzen Dasein ausgezeichnet durch umfassende Thätigkeit, begeht am 30. Mai d. J. ihr fünfzigstes Stiftungsjubiläum. Auf eine gleich lange Lebensdauer schaut nächstens auch das hiesige Polytechnikum zurück, doch hat dessen Senat soeben beschlossen, die bevorstehende fünfzigste Jahreswende der Gründung durch keinerlei Festlichkeit zu begehen, da die nöthige materielle Bedeckung hiefür nicht aufzubringen gewesen ist. Doch wird der Senat die Geschichte der Anstalt verfassen und ins Französische übertragen lassen. Das Werk wird dann allen ausländischen technischen Hochschulen zugesandt werden. — In Riva am Gardasee starb am 10. d. M., erst 52jährig, der außerordentliche Professor der Chemie an der hiesigen Universität Dr. Erwin Frhr. v. Sommaruga. — Die philosophische Facultät der hiesigen Universität hat auf Anregung ihrer orientalistischen Mitglieder beschlossen, den König Oskar von Schweden wegen seiner Verdienste um die Wissenschaft zum Ehrendoctor zu ernennen. — Die von der Akademie der Wissenschaften zur Erforschung der Beulenpest nach Bombay entsandte Commission, Docent Dr. Franz Heemann Müller und Genossen, wird am 18. d. mit reichem Material in bestem Wohlsein hier zurückerwartet.

* Prag. Zugelassen wurden als Privatdocenten: an der deutschen Universität Dr. Julius Jüthner für classische Philologie; an der tschechischen Dr. Ottokar Kukula für Pathologie und Therapie; an der böhmischen technischen Hochschule Dr. Joseph Lukas, Concipist des böhmischen Landesausschusses, für Arbeiterschutz in Theorie und Praxis.

* Krakau. Dr. Julius Makarewicz ward als Privatdocent für österreichisches materielles Strafrecht zugelassen.

Chicago. Die John Crerar-Bibliothek ward am 1. April d. J. dem Publikum zur Benutzung übergeben. Die Verwaltung derselben publicirt in einem Rundschreiben über die Einrichtung dieses neuen Instituts das folgende:

Nach dem Willen des verstorbenen John Crerar aus Chicago, der am 19. Oct. 1889 verstarb, soll der Haupttheil seines Vermögens zur Gründung und Ausstattung einer Freibibliothek in Chicago verwandt werden. Das der Verwaltung der Bibliothek überwiesene Vermögen beträgt 10 Mill. Mark. Die Verwaltung hat die weise Bestimmung getroffen, vorderhand ein Gebäude für die Bibliothek noch nicht zu errichten, vielmehr das Grundcapital durch Verzinsung genügend anwachsen zu lassen, um eine Bibliothek ersten Ranges damit schaffen zu können. Auch wird jährlich für das später zu errichtende Gebäude zu einem Fond zurückgelegt, der sich jetzt schon nahe auf $^1/_2$ Mill. Mark beläuft.

Für den Umfang der Bibliothek genügt es jetzt noch, sie im 6. Stock des Marshall Field-Gebäudes unterzubringen. Die Räumlichkeiten sind groß und licht und es ist alles gethan, dem Publicum den Aufenthalt daselbst ungenehm zu machen. Es ist zu hoffen,

Digitized by Google

daß auch später in dem eigenen Gebäude der Bibliothek die Einfachheit herrschen möge, die sich hier so angenehm bemerkbar macht. Leider wird ja so oft auf die Ausstattung der Gebäude eine fast fürstliche Pracht verwendet, und wenn dann der Palast vollendet ist, ist für Jahre hin kein Geld für Anschaffung von Büchern und für Gehälter wohl instruirter Bibliothekare aufzutreiben, und die Verwaltung begnügt sich mit unfähigen Kräften, welche die Bücher ebenso behandeln, wie sie vorher in Kaffee-, Thee- und anderen Geschäften die Waare schablonisirt und etiquettirt haben. Ist es doch gar nicht so lange her, daß an einem Bibliotheksinstitut Goethe's Werke nicht zu finden waren, weil die „Bibliothekarin" Goethe unter „W" registrirt hatte, da sie „Goethes" für den Vornamen und „Werke" für den Vatersnamen hielt. Es ist mit Freude zu begrüßen, daß die Bibliotheksverwaltung sich genau über die wirklichen Bedürfnisse der Stadt informirt hat, ehe sie den Plan der Bibliothek entwarf.

Die beiden großen öffentlichen Bibliotheken, die Chicago bis dahin besaß, sind: Die Newberry-Bibliothek und die Oeffentliche Stadtbibliothek. Die Crerar-Bibliothek hat sich nun mit diesen beiden Instituten dahin geeinigt, daß sie selbst ihr Hauptaugenmerk auf die Naturwissenschaften und die Sociawissenschaften legen will und daher von den Schwesterinstituten die betreffenden Werke eintauscht gegen Auszahlung oder Tausch. So umfaßt denn die Crerar-Bibliothek die folgenden Abtheilungen:

I. Allgemeine Nachschlagewerke in Bibliographie und Bibliothekwissenschaft, Encyklopädien, allgemeine Journale, wissenschaftliche Gesellschaften allgemeineren Charakters, Anstellungswesen, Psychologie, Logik, Geschichte, Geographie, Kartographie.

II. Sociawissenschaften: Ethik, Statistik, politische Wissenschaften, Verwaltungslehre, Gesellschaftswesen, Erziehung, Trachten, Folklore ꝛc.

III. Physikalische Wissenschaften: Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie und Mineralogie.

IV. Naturbeschreibung: Geologie, Paläontologie, Biologie, Botanik, Zoologie.

V. Angewandte Wissenschaften: Ingenieurkunde, Landwirthschaft, Handel und Verkehr, chemische Technologie, Gewerbe, Bauten, Gärtnerei, Architektur, Zeichnen, Photographie.

Bis jetzt ist die Anzahl der Bücher, die in der Bibliothek vorhanden sind, gering, es sind im ganzen 15,000 Bände da, doch werden in den nächsten Wochen weitere 7000 Bände eingeliefert sein. Bis zum Ende des Jahres 1898 hofft man den Bestand zu verdoppeln. Wichtig für Chicago sind vor allem auch die ausliegenden Journale, deren Anzahl sich auf 800 beläuft.

Mit dieser neuen Bibliothek hat Chicago einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan in seinem Geistesleben; möge vor allem der Geist der Einigkeit in der Verwaltung der drei viel versprechenden Bibliotheksinstitute dauern und so die Mittel, die ihnen der Gemeinsinn Einzelner zugewiesen, zu voller Entfaltung kommen lassen! Die Herstellung eines Generalkatalogs wird die Basis sein für die weitere zielbewußte Ausgestaltung der verschiedenen Zweige der drei Bibliotheken, die eine große Universalbibliothek darstellen sollen. Hiezu sind bereits Schritte gethan. Kurt Loves.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Prof. Dr. Fr. v. Krones: Bertha v. Liechtenstein geb. Rosenberg u. die Sage von der weißen Frau. (Sep.-A. a. d. Zeitschr. des Vereins f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens.) Brünn 1897. — Heinrich Bulthaupt: Das Friedenshaus, Sonderlagsgeschichte aus der Gegenwart. Leipzig, H. Haessel 1897. — A. Seydel: Die humanitären Bestrebungen der Gegenwart, Vortrag. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1897. — Paul Langhans: Deutscher Colonialatlas. Lfg. 11 u. 12. Gotha, Justus Perthes 1897. — Hermann Jastrow: Das Recht der Frau nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Berlin, Otto Liebmann 1897. — Justizrath Dr. Nieffer: Das Baukredgesetz vom 5. Juli 1896. Ebd. 1897. — Dr. W. Ruland: Die Handelsbilanz. Mit Vorwort von Dr. H. v. Scheel. Ebd. 1897. — Pastor Müller: Die Feuerbestattung, Vortrag. Hanauer, Fr. Reinmeyer 1897. — Fr. Krepschmer: Der Fall Bergfried oder die Abschaffung des Quartiantenwahnsinns. Ebd. 1897. — O. Mysing: Eine Feindin Napoleons, Roman von 1799. Berlin, O. Janke 1897. — Hans Wachenhusen: Die junge Wittwe, Roman. Ebd. 1897. — Urtext u. Uebersetzungen der Bibel in übersichtlicher Darstellung. (Sonderabdruck der Artikel aus der 3. Aufl. der Realencyklopädie für protestant. Theologie u. Kirche.) Leipzig, J. C. Hinrichs 1897. — Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, hrsgb. v. d. Bad. histor. Commission. N. F. Bd. XII. Heft 2. Karlsruhe, J. Bielefeld 1897. — Dr. Ernst Siecke: Die Urreligion der Indogermanen, Vortrag. Berlin, Mayer u. Müller 1897. — Dr. Joseph Landgraf: Papierholz contra Säge- und Rundholz. Berlin Siemenroth u. Troschel 1897. — Heinrich Unger: Die sociale u. ethische Wirkung der Arbeiterversicherung. Ebd. 1897. — Die Biutlans, Placat mit Abbildungen u. Text. Dresden, C. Heinrich. — Erdmann Graefer: Hunger u. Liebe, Roman. Berlin, Schuster u. Loeffler 1897. — Wilhelm Schäfer: Zwanzig Dehmel'sche Gedichte mit einem Geleitbrief. Ebd. 1897. — Karte der Balkanhalbinsel und des angrenzenden Gebiete. Wien ꝛc., A. Hartleben 1897. — Eduard Haug: Aus dem Lavater'schen Kreise. II. Joh. Georg Müller als Student in Göttingen ꝛc. (Beil. zum Jahresber. des Gymnasiums zu) Schaffhausen, Paul Schoch 1897. — Philipp Langmann: Bartel Turoser, Drama. Leipzig, Rob. Friese 1897. — Dr. Carl Frhr. v. Tubeuf: Die Nadelhölzer, mit bes. Berücksichtigung der in Mitteleuropa winterharten Arten. Mit Originalbildern. Stuttgart, Eugen Ulmer 1897. — Emil du Bois-Reymond: Hermann v. Helmholtz, Gedächtnißrede. Leipzig, Veit u. Co. 1897. — Jahresbericht des Vereins der Freunde der Feuerbestattung „Die Flamme" in Wien. XII. Vereinsjahr 1896. Wien, Verlag des Vereins 1897. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Ungarn V. Bd. 5. Heft. Wien, Alfred Hölder. — Paul Gerber: Wilhelm Raabe, Würdigung seiner Dichtungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Pan. II. Jahrg. 2. Hälfte. 3.—4. Heft, November 1896 bis April 1897. Berlin, F. Fontane. — August Menn: „Hallucinationen" und Gegenbeweise, ein Rechtsfall. Salzburg, Selbstverlag 1897. — Dr. Heinrich Heckner: Die Arbeiterfrage. 2. Aufl. Berlin, J. Guttentag 1897. — Haga Sonnenfeld: Sind die Bureauhülfsarbeiter des Magistrats zu Berlin lebenslänglich angestellte Gemeindebeamte mit Pensionsberechtigung? Vortrag. Cöpenick, O. Beendt Nachf. — Alexander Baumgartner S. J.: Geschichte der Weltliteratur. 2. Lfg. Freiburg i. B., Herder 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen (7612)

Die bürgerliche Gesellschaft.

Von

W. H. Riehl.

Neunte Auflage.

Zweiter Band der „Naturgeschichte des Volkes".

Preis geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark.

Das vortreffliche Buch erwirbt sich mit jedem Jahrzehnt immer neue Freunde. Riehl würdigt in demselben alle Beziehungen der Schichten der Gesellschaft vom Gesichtspunkte ihrer Bedeutung für das Gesammtwohl. Er vertritt eine Staatskunst, welche auf das naturgeschichtliche Studium des Volks in allen seinen Gruppen und Ständen gegründet ist, und ist unübertroffen in der treuen und liebevollen Hingabe, mit welcher er in die Erkenntnis des deutschen Volkstriebens einzudringen strebte, und in den Erfolgen, welche er auf diesem Wege erzielt hat.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band 4 Mk. Zweiter Band 6 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Soeben wurde ausgegeben und steht auf Verlangen kostenlos zur Verfügung:

Katalog 83. Botanik.

872 Nummern.

Eugen Stoll, Antiquariat, Freiburg i. B. (7923)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 19. Mai. Nummer 112.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Jugendbriefe König Ludwigs. Von Friedrich Curtius. — Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrkohlenrevier. IV. Von L. Kellen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Jugendbriefe König Ludwigs.

Im Januar d. J. starb in dem St. Andreashause, einer katholischen Erziehungsanstalt für schwachsinnige Kinder bei Sennheim im Oberelsaß, der hoch verdiente Gründer und geistliche Leiter dieser Anstalt, Abbé Georg Schuell. In seinem Nachlasse fand sich eine Anzahl von Jugendbriefen König Ludwigs. Eine kurze Mittheilung über Herkunft und Inhalt dieser Correspondenz dürfte für die Verehrer König Ludwigs von Interesse sein.

Der Empfänger dieser Briefe war der Elsässer Franz Anton Olry, 1766 in Andlau geboren, der Sohn des dortigen bailli Anton Olry. Seine royalistische Gesinnung brachte ihn während der Schreckenszeit in das Gefängniß, aber es gelang ihm, zu entkommen. Er wurde Offizier in der Armee von Condé, trat aber später in die Dienste Maximilian Josephs und gehörte bis zu seiner Pensionirung im Jahre 1841 der bayerischen Diplomatie an. Zuerst Attaché in Petersburg, wurde er im October 1806 als Geschäftsträger nach Dresden geschickt. Von 1807 bis 1827 war er bayerischer Geschäftsträger in Bern, von 1827 bis 1841 Gesandter in Turin. Nach seiner Pensionirung ließ er sich in Straßburg nieder, wo er am 27. Februar 1863 im 97. Lebensjahre gestorben ist. Olry war ein überzeugter und energischer Vertreter der Ideen der Restauration, gleich entschieden in seiner katholischen und royalistischen Gesinnung. Er war nie verheirathet. Seinen Hausstand bildete in Turin und anfangs noch in Straßburg ein carlistischer, aus Spanien vertriebener Priester, der ihm in seiner Hauscapelle die Messe las. Dessen Nachfolger als Hausgeistlicher wurde der Abbé Schnell, welcher damals an der bischöflichen Lehranstalt zu St. Arbogast in Straßburg angestellt war. Er las dem greisen Diplomaten in seinem Hause in der Kalbsgasse die Messe und vermittelte zwischen ihm und den zahlreichen Hülfsbedürftigen, denen die reichen Mittel und die große Wohlthätigkeit des Chevalier d'Olry zustatten kamen. So bildete sich zwischen dem würdigen Greise und dem jungen Priester ein Vertrauensverhältniß, welches begreiflich macht, daß jener in Voraussicht seines Endes diesem die Mappe übergab, welche seine werthvollsten Erinnerungen enthielt. Diese Mappe ist denn jetzt nach 34 Jahren in dem Nachlaß des Abbé Schnell wieder zum Vorschein gekommen. Sie enthält außer persönlichen Documenten, Anstellungsdecreten und Ordenspatenten eine Anzahl von Briefen hoch gestellter Personen: des Fürsten und der Fürstin von Thurn und Taxis, mehrerer Prinzessinnen von Fürstenberg, der Prinzessin Amélie von Baden, der Königin Caroline von Bayern, vor allem aber 20 Briefe des Kronprinzen und 10 Briefe des Königs Ludwig. Diese Briefe sind mit wenigen Ausnahmen in französischer Sprache geschrieben. Auffallend ist die sehr mangelhafte Beherrschung der französischen Grammatik, besonders der Orthographie. Wir lesen da z. B.: réçu, rémettre, dévair, rémerciments, vous avez âgi, Empéreur, mattin, séra, séront, il faut que je finis, prochures, peuble, décendu (für descendu), puissez (für puisez) vifment (für vivement), dessin (für dessein) u. a. Lettre wird immer als masculinum gebraucht, desgleichen tête, voeu als femininum (bonnes vaeux). Die orthographischen Fehler sind, wie man sieht, schriftliche Fixirungen von elsässischen Fehlern der Aussprache. Offenbar hatte Ludwig sein Französisch von Elsässern gelernt, und da er sich mit französischer Lectüre wohl nicht abgab, fehlte ihm die Gelegenheit, die durch das Ohr aufgenommenen Irrthümer durch das Auge zu berichtigen. Der erste Brief des Kronprinzen ist aus Pultusk datirt (11. Juni 1807) und bezieht sich vermuthlich auf den Gedanken einer Ehe mit der russischen Großfürstin Katharina (Heigel, König Ludwig, S. 21—22). Aus dem Briefe geht hervor, daß Olry, der damals von Petersburg kam, einen ihm von Ludwig zur weiteren Beförderung übergebenen Brief auf Befehl des Königs nicht abgegeben hatte. Ludwig billigt dies, tadelt aber Olry's früheres Verhalten: „j'aurais désiré que toute votre conduite fût été pure dans cette affaire.“

Die Schweizerreise, welche der Kronprinz im Jahr 1808 mit dem Grafen Karl von Seinsheim ausführte, brachte ihn in nähere und vertraulichere Beziehungen zu Olry und durch dessen Vermittlung mit der Berner Aristokratie, die dem Kronprinzen besonders wohl gefiel. Ausdrücke lebhafter Sympathie für die Schweizer sind in den nach Bern gerichteten Briefen häufig: „Je n'aime point les façons de parler, c'est la vérité, la simplicité, la hanbamie des Suisses [qui] m'a ravi“ (3. November 1808). „Bien des choses de ma part aux Suisses qui aiment à se rappeler de moi, c'est un peuble que j'aime fort“ (21. März 1809). „C'est vifment que je désire la continuatian du bien-être des Suisses, je tiens à ce qu'ils saient heureux“ (2. Februar 1810). „Le souvenir des Bernois ne s'efface pas de mon âme“ (10. April 1810) „Vaus savez, que j'ai un penchant paur les Suisses“ (13. April 1811). „Les Suisses sont particnlièrement bien notés chez mai“ (6. Februar 1813). Lebhaft interessirte er sich bei dem Beginne des Kampfes gegen Napoleon für den Eintritt von Schweizern in das bayerische Heer und für die Wünsche der Schweiz in Bezug auf die kunftige Gestaltung ihrer Verfassung und ihrer Stellung in Europa. Er bittet Olry um eine Abschrift des Berichts, welchen er über letzteren Gegenstand dem Könige erstattet hatte. Die ererbte Sitte des schweizerischen Adels, während der Jugendjahre in fremden Kriegsdiensten die große Welt kennen zu lernen, schien Ludwig auch später noch eine Handhabe zu bieten, um die Schweiz in nähere und freundlichere Beziehungen zu Deutschland zu bringen. Nach Heigels Biographie (S. 73) findet sich in einer Aufzeichnung des Kronprinzen aus Brückenau vom 9. August 1819 der Gedanke: „am teutschen Bundestag vorzuschlagen: Schweizer (wenigstens ein Regiment) in Sold zu

Digitized by Google

nehmen, sie von Frankreich abzuziehen, geneigtere Stimmung für Deutschland zu erzielen. Das Regiment hätte nach Mainz zu kommen!“ Der Vorschlag harmonirt wenig mit unsern heutigen Anschauungen über das Heerwesen, aber er bezeugt eine sehr richtige Erkenntniß der Ursachen, welche die fortschreitende Entfremdung zwischen der deutschen Schweiz und Deutschland herbeigeführt haben.

Einzelne Schweizer, deren Namen in dem Briefwechsel vorkommen, mögen hier erwähnt werden. So ein junger Merian von Basel, der dem Könige zum Eintritt in das bayerische Heer empfohlen wird (20. Juni 1813); deßgleichen Albrecht Rudolf von Graffenried von Burgistein, der seit 1806 in bayerischen Diensten stand, 1815 als Hauptmann in das holländische Heer eintrat und als Pflanzer in Brasilien gestorben ist.[1]) Daniel Adrian Rudolf Knecht (geboren 1788), dessen frühen Tod (1. Januar 1813) Ludwig lebhaft beklagt: „par ce que c'était un beau jeune homme qui avait fait la dernière guerre près de ma personne“. Der Oberst von Gumoëns (1790—1832), „un brave distingué qui m'a beaucoup plu“. Ludwig unterstützt bei dem Könige Olry's Antrag, ihm eine „boîte à chiffre“ zu verleihen. Mehrfach vermittelt Olry Correspondenzen zwischen dem Kronprinzen und Pestalozzi. Lebhaft ist auch Ludwigs Interesse für Fellenberg und dessen Erziehungsanstalt in Hofwyl. Fellenbergs Gedanke, die landwirthschaftliche Arbeit zur Grundlage der Erziehung zu machen, war dem Kronprinzen besonders sympathisch. Daher verbindet er mit dem Danke für die Uebersendung von Mittheilungen über Hofwyl die Bemerkung: „je vous le repète, l'agriculture est la base sur laquelle répose et réposera toujours la richesse de la Bavière“. Carl Ludwig v. Haller, der Restaurator der Staatswissenschaft, übersendet dem Kronprinzen regelmäßig durch Olry's Vermittelung die neu erschienenen Bände seines Werks. Vermuthlich hoffte er bei diesem mehr Verständniß zu finden als bei dem Könige, denn die Vermittlung des Kronprinzen wird auch für die Erlangung eines bayerischen Ordens nachgesucht. Der Kronprinz lehnt dieses Ansinnen ab, da er sich grundsätzlich nicht in Ordensangelegenheiten mische, und Herr v. Haller muß sich mit dem Geschenke eines Exemplars von Dürers christlich-mythologischen Handzeichnungen zufrieden geben. Irgend welche Spuren der Lectüre des Werks finden sich in dem Briefwechsel nicht. Mehrfach wird Olry beauftragt, sich nach dem Schicksale Sebastians v. Käser zu erkundigen, welcher 1806 in das schweizerische Regiment Trachsler eingetreten war und mit diesem in Spanien focht. Als Sebastiani am 28. Januar 1810 in Granada einzog, fand er dort Schweizer, die er in sein Corps aufnahm, unter ihnen Xaver Käser von Maligshofen in Bayern. Ob dies trotz der verschiedenen Angabe des Vornamens derjenige ist, für dessen Schicksal sich der Kronprinz lebhaft interessirte, und ob dies der Cabinetssecretär v. Käser war, der bei dem russischen Heirathsprojecte mitgewirkt hatte und deßhalb entlassen war (Heigel, König Ludwig, S. 22), kann ich hier nicht feststellen.

Vor allem wird Olry's Diensteifer für die schweizerische Abtheilung der Walhalla in Anspruch genommen. Schon am 13. December 1809 beauftragt ihn der Kronprinz, nach zeitgenössischen Abbildungen Adrians von Bubenberg, Rudolfs von Erlach und Hansens von Hallwyl zu forschen. Ueber den Erfolg seiner Bemühungen für Rudolf von Erlach und Adrian von Bubenberg hört man nichts bestimmtes. Dagegen wird ein Portrait von Hans von Hallwyl im Besitze des damaligen Schloßherrn Franz von Hallwyl ermittelt. Der Besitzer weigert sich aber, dieses herauszugeben und will dem Bildhauer Christen in Basel, der die Marmorbüste herzustellen hatte, nur die Benutzung einer Copie gestatten. „Faites de sorte“, schreibt Ludwig am 16. Juli 1810, „que l'original sera prêté à Christen de Bâle. Ce serait pourtant trop fort, si après m'avoir donné des années entières de la peine pour faire découvrir ce portrait pour faire élever un buste en marbre après les traits de son grand ancêtre le descendant l'empêcherait par son réfus; ce ne m'est encore jamais arrivé.“ Noch am 26. Februar 1812 wird Olry beauftragt, das im Besitze der Familie Hallwyl befindliche Portrait — „wovon selbe nur eine Copie gab“ — mit dem im Berner Rathhause zu vergleichen, „ob die Gesichtszüge genau übereinstimmen“. Es scheint also bei der Copie geblieben zu sein, die wohl, was die Authentirität betrifft, nicht viel weniger zu bedeuten hatte als das Original. Jedenfalls ist die Büste des Hans von Hallwyl in die Walhalla gekommen. Auch nach den Portraits Rudolfs von Habsburg und Erwins von Steinbach werden Nachforschungen angestellt, des letzteren Statue will Olry im Münster zu Bern gefunden haben.

Wenig Glück hat der eifrige Diener, wenn er in der Absicht, den Wünschen Ludwigs zuvorzukommen, ohne Auftrag selbst Kunstwerke erwirbt. So eine Holzsculptur Winkelrieds, von dem Olry wohl annehmen durfte, daß er nach des Kronprinzen Programm in die Walhalla gehören würde. Aber Ludwig schreibt ihm am 24. Oct. 1810: „Il y a déjà assez de temps, que la sculpture en bois qui doit représenter Strouthahn Winkelried m'est arrivée avec son dragon, je ne saurais dire que cette groupe m'eut fait plaisir et je ne sais qu'en faire. Ci joint une lettre de change pour ce qu'elle vous a coûté, 10 Louis = 120 de nos florins. Je le répète, qu'une autre fois je n'accepterai rien dont je n'ai pas fait la commission.“ Man kann begreifen, daß bei den ausgebreiteten Verbindungen Ludwigs zur Sammlung der Portraits für die Walhalla selbständige Ankäufe seiner Agenten unbedingt ausgeschlossen sein mußten, weil eine solche freiwillige Geschäftsführung keine Grenzen gehabt haben würde. Interessant ist aber, daß auch die Person Winkelrieds für den Sammler kein Interesse gehabt zu haben scheint. Vermuthlich waren ihm von den Helden der Schweizergeschichte nur diejenigen sympathisch, welche gegen die Burgunder gefochten haben, nicht aber die Verfechter der Unabhängigkeit vom Hause Oesterreich.

Aus Turin schickte ihm Olry später noch einmal einen angeblichen Leonardo, der aber in München als unecht erkannt wird und zurückgeht (Brief vom 8. August 1840). Den Dank Ludwigs erwirbt Olry durch sein Hochzeitsgeschenk, einen al fresco gemalten Kopf von Masaccio (2. Juni 1810). Während der Mission Olry's in Turin wird der Briefwechsel seltener und bezieht sich mehr auf Politisches. „Je désire vivment“, schreibt der König am 11. Juli 1834, „qu'à la première occasion qui se présente, que vous exprimiez au Roi la joie que j'éprouve de le voir dans ce système qu'il s'est tracé tant ce qui régarde les affaires extérieures que ceux de l'intérieur. Je me plais de vous rendre justice observant la fidelité avec laquelle vous restez attaché aux principes religieux et monarchiques.“ Offenbar war Olry der rechte Mann für den damaligen Turiner Hof, an dem der Geist Joseph de Maistre's herrschte, und er selbst mochte sich in dem „Paradiese der Priester“ ganz zu Hause fühlen. Heigel berichtet (König Ludwig S. 196), daß ein Project der Vermählung des Kronprinzen Max mit einer savoyischen Prinzessin durch König Ludwig abgelehnt sei. Vielleicht bezieht sich hierauf die Bemerkung in einem Schreiben vom

[1]) Die Mittheilungen über die persönlichen Verhältnisse der in dem Briefwechsel erwähnten Berner verdanke ich der Güte des Herrn Professors Grafen Friedrich von Müllinen in Bern.

Digitized by Google

22. November 1829: „Je ne saurais rien vous dire sur le projet d'alliance, dont on vous a parlé, quelque agréable qu'elle pourrait être d'aillenrs selon les renseignements que vous me donnez. Il y a près d'une sixaine de propositions qui me sont parvennes à cet égard sur lesquelles je ne puis me prononcer. An reste, celie dont vous veuez de me faire part, j'ai lieu de douter qu'elle se réalisera.“ Olry war damals 2 Jahre in Turin, der Kronprinz 18 Jahre alt.

Die Briefe des Königs bieten keine geschichtlichen Neuigkeiten, aber sie sind anziehend durch die Lebhaftigkeit und Frische des Ausdrucks. Man fühlt sich einer vollkommen eigenartigen Persönlichkeit gegenüber, deren Eigenthümlichkeit in jedem flüchtig hingeworfenen Gedankenausdruck ganz zur Geltung kommt. Es schien mir geboten, da diese Briefe jetzt zufällig auftauchen, ihrer öffentlich Erwähnung zu thun.

Thann im Elsaß. Friedrich Curtius.

Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrkohlenrevier.

Von T. Kellen (Essen a. d. Ruhr).

IV.[1])

Wie sehr sich die Gemeinwesen infolge der wachsenden Industrie entwickelt haben, kann man schon aus wenigen Beispielen ersehen. Essen, das jetzt über 100,000 Einwohner zählt, verdankt allerdings sein Anwachsen hauptsächlich der Krupp'schen Gußstahlfabrik; aber Städte wie Gelsenkirchen, Bochum, Oberhausen, Herne u. s. w. verdanken ihren Aufschwung lediglich dem Bergbau. Gelsenkirchen, welches anfangs der fünfziger Jahre, als dort die ersten Kohlenbergwerke in Betrieb genommen wurden, 1030 Einwohner hatte, zählt deren heute 31,635. Der Landkreis Gelsenkirchen, der sich in Schalke, Braubauerschaft, Bulmke und Ueckendorf auch baulich unmittelbar an Gelsenkirchen anschließt, hat 130,444 Einwohner. Stadt- und Landkreis haben 77 qkm Flächeninhalt; es entfallen daher auf 1 qkm rund 2096 Einwohner, so daß die Gegend als eine der am dichtesten bevölkerten zu betrachten ist. — Oberhausen, das jetzt eine ansehnliche Industriestadt ist, ist erst in den letzten Jahrzehnten aus der Haide emporgewachsen, und viele Bewohner der Gegend sind noch durch das Haidekraut gewandert, wo sich jetzt gewaltige industrielle Werke erheben. Die Entwicklung Oberhausens erinnert an diejenige der Städte im Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Herne, ein 20,000 Einwohner zählendes „Dorf“, ist mit dem 1. April d. J. in die Reihe der Städte getreten. Die Industrie hat dort einen Aufschwung hervorgerufen, wie man ihn nie ahnen konnte. Vor 30 Jahren wurden unter der dortigen Bevölkerung kaum 500 Bergarbeiter gezählt. Während die Volkszählung von 1885 eine Bevölkerung von 9800 Einwohnern ergab, belief sich die Zahl im Jahre 1895 schon auf 19,300. Ueberhaupt gibt es im ganzen Kohlenrevier eine Menge dicht an einander liegender Städte und Ortschaften. Hier findet man Dörfer, die manche viel genannte Städte an Einwohnerzahl überflügeln, so Altendorf mit über 32,000 Seelen, Borbeck, Meiderich u. s. w. mit über 20,000.

In den Wohnungsverhältnissen der Bergarbeiter zeigen sich große Verschiedenheiten. In vielen Revieren haben die Werke Arbeitercolonien erbaut. Im Revier Ost-Essen zum Beispiel ist den Arbeitern Gelegenheit zur Erlangung verhältnißmäßig billiger Wohnungen geschaffen. Es sind dort 443 Arbeiterhäuser mit 1371 gesonderten Wohnungen vorhanden, in denen 2006 Arbeiter (22 Proc. der Belegschaft) mit 7467 Angehörigen wohnen. Außerdem gibt es in diesen Wohnungen 292 Kostgänger. Die Wohnungen bestehen aus 3 bis 6 Räumen mit Gartenland von ¹/₄ bis ¹/₂ Morgen Größe. Die Preise schwanken je nach der Zahl der Zimmer und der Lage zwischen 72 und 200 Mark und sind ¹/₄ bis ¹/₃ niedriger als die ortsüblichen Miethspreise.

Manche Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten schildern auch ungünstige Wohnungsverhältnisse. So wird z. B. aus Süd-Dortmund berichtet: „Für Beschaffung von Wohnungen in größerem Maßstabe haben zumeist nur die Bergwerke neueren Datums gesorgt, die Zechen Monopol und Königsborn. Eine Colonie haben auch die älteren Gruben Caroline bei Holzwickede und Margarethe bei Sölde. Die Miethsverhältnisse sind im übrigen sehr schlecht. Die Wohnungen der Arbeiter namentlich in den Städten sind verwahrlost, ohne jede Bequemlichkeit und sehr theuer. Für Wohnzimmer, Küche und Dachstube wird schon ein Preis von 120 bis 140 Mark gezahlt. Dabei wohnen die einzelnen Familien sehr dicht bei einander. Auf dem Lande sind zwar die Wohnungen billiger, dafür aber auch kleiner und noch ärmlicher. Die Zeche Monopol hat für ihre zweite Schachtanlage Grimberg zur Ansiedelung von Bergleuten zwei größere zusammenhängende Grundcomplexe angekauft. Sie will dort die Bergleute sich selbst ansiedeln lassen und ihnen für den Erwerb des Grund und Bodens und den Hausbau Capitalien gegen mäßige Zinsen und Amortisation vorschießen.“

Das Kostgängerwesen ist im ganzen Bezirk sehr stark verbreitet und die Polizeiverordnungen sind nicht im stande die zahlreichen sittlichen und anderen Schäden, die dasselbe im Gefolge hat, zu verhindern. Uebrigens ist die Durchführung der polizeilichen Bestimmungen bei dem vielfach vorhandenen Mangel an Wohnräumen sehr erschwert. Aus dem Bezirk West-Dortmund berichtet der Gewerbeaufsichtsbeamte: „Das Kost- und Quartiergängerwesen ist bei der Arbeiterbevölkerung sehr beliebt; die Zechenverwaltungen stehen dem nicht entgegen. Nur auf Zeche Erin ist den Arbeitern, welche Zechenwohnungen inne haben, untersagt, Kostgänger aufzunehmen. Die übrigen Zechenverwaltungen beschränken sich gewöhnlich darauf, anzuordnen, daß die in den Zechenhäusern wohnenden Kostgänger der Belegschaft der Zeche angehören müssen. Da die unverheiratheten und die zugereisten Arbeiter auf die Gasthäuser der Ortschaften angewiesen wären, wenn sie nicht bei einer oder der andern Bergmannsfamilie Aufnahme fänden, so läßt sich das Uebel des Kost- und Quartiergängerwesens leider nicht vermeiden. Uebrigens wird seitens der Polizeibehörde nach dieser Richtung hin strenge Controle geübt. Es wird namentlich darauf gehalten, daß die Zimmer der Kostgänger genügend groß sind (mindestens 10 Kubikmeter Luftraum) und die Zugänge nicht durch ein Schlafzimmer der Familie führen“. Die von einzelnen Zechen errichteten Schlafhäuser mit Verpflegung finden bei den jungen Arbeitern wenig Anklang.

In den Bergrevieren werden sowohl von Unternehmern als von Arbeitern selbst vielfach Consumvereine mit Erfolg betrieben.

Was die jugendlichen Arbeiter betrifft, so ist deren Zahl in den Bergwerken Preußens seit 1894 etwas gestiegen. Auf die einzelnen Oberbergamtsbezirke vertheilen sich die jugendlichen Arbeiter von 14 bis 16 Jahren wie folgt: Dortmund 4949, Bonn 3058, Breslau 1268, Halle 906, Clausthal 365. Dem Geschlechte nach waren es 10,051 Knaben und 495 Mädchen. Unter Tage waren 726 beschäftigt.

Nach den Bestimmungen der Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 1. Februar 1895 können einzelne Steinkohlenbergwerke, auf denen jugendliche Arbeiter beschäftigt werden,

[1]) Vergl. Beilage Nr. 110.

von der Angabe des Beginns und Endes der Pause in der nach § 138 der Gewerbeordnung zu erstattenden Anzeige und von der entsprechenden Angabe in dem Aushange für solche Beschäftigungszweige entbunden werden, bei denen nach der Art der Arbeit regelmäßig Unterbrechungen von zusammen mindestens einstündiger Dauer eintreten. Hierdurch ist die Verwendung jugendlicher Arbeiter erleichtert. Uebrigens sind die Unternehmer zur Verwendung jugendlicher Arbeiter wenig geneigt, weil die gesetzlichen Vorschriften über deren Arbeitszeit und Pausen vielfach als unbequem und betriebsstörend empfunden werden. Aus dem Bergrevier Dortmund wird in den Berichten des Aufsichtsbeamten geschrieben: „Bei der vorhandenen überwiegend bergmännischen Bevölkerung des Reviers West-Dortmund ist es erklärlich, daß die Bergarbeiter eifrig besorgt sind, ihre Söhne der lohnenden Beschäftigung im Bergwerksbetriebe zuzuführen. Die jungen Leute finden nur sehr schwer ein anderes Unterkommen als auf den Zechen und sind, wenn sie hier abgewiesen werden, größtentheils dem Nichtsthun überlassen. Wenn es auch das Bestreben jedes Betriebsführers ist, sich für seine Zeche den nöthigen Nachwuchs an gelernten Bergarbeitern groß zu ziehen, so suchen sie doch die Einstellung jugendlicher Arbeiter auf das nothwendigste zu beschränken. Hauptsächlich bewegt die Rücksicht auf ihre älteren Arbeiter die Betriebsführer zur Annahme der jungen Leute. Jeder Betriebsführer kann genug davon erzählen, wie die Bergleute, deren Söhne aus der Schule entlassen sind, mit der immer wiederkehrenden Bitte herantreten, den im arbeitsfähigen Alter stehenden Jungen doch zu beschäftigen. Die Einhaltung der festen Pausen und die Aussicht auf Bestrafung bei Uebertretung der betreffenden Bestimmungen hält jedoch die Betriebsführer ab, die Anlegung der jugendlichen Arbeiter in dem früheren Umfange vorzunehmen, wobei ausschließlich die Beschäftigung bei der Kohlenförderung in Frage kommen würde. Die Bekanntmachung, betreffend die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter auf Steinkohlenbergwerken, vom 1. Februar 1895, welche die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter bei der Förderung regelt, hat hierin keinen Wandel geschaffen."

Was die Lohnzahlung an minderjährige Arbeiter betrifft, so hat dieselbe den amtlichen Berichten zufolge zu Unzuträglichkeiten nicht geführt. Von einer Auszahlung des Lohnes an die Eltern oder Vormünder auf Grund des § 119a der Gewerbeordnung ist bisher fast überall Abstand genommen worden. Im Bezirk Süd-Dortmund haben darauf bezügliche Berathungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern im Gewerbegericht stattgefunden, sind aber erfolglos geblieben, weil sich sämmtliche Arbeitgeber gegen die Maßregel und nicht alle Arbeiter dafür aussprachen. Die Zechenvertreter machen keinerlei Mittheilungen über die den jugendlichen Arbeitern gezahlten Löhne an deren Eltern oder Vormünder. Es wird jedoch in Arbeiterkreisen für erwünscht gehalten, daß die von den minderjährigen Arbeitern verdienten Löhne den Eltern ausgezahlt würden, da auf diese Weise die minderjährigen Arbeiter mehr unter Aufsicht der Eltern bleiben und mehr dazu gebracht würden, im elterlichen Hause bis zu ihrer Volljährigkeit zu verbleiben und nicht von Jugend an sich an ein unstätes und genußsüchtiges Leben zu gewöhnen.

Bei dem Ausstand von 1889 wurde bekanntlich vielfach über Bestrafungen geklagt. Jetzt sind die Beschwerden über Lohnabzüge nicht mehr so häufig. Von Interesse sind die Mittheilungen der Aufsichtsbeamten aus den Bergrevieren Oberhausen und West-Dortmund, in welchen über zahlreiche Bestrafungen berichtet wird. Aus dem Bergrevier Oberhausen wird nämlich mitgetheilt: „Die Strafen, welche auf Grund der Arbeitsordnung verhängt wurden, betrafen meistens willkürliches Feiern, das besonders des Montags und nach Festtagen stattfindet, ferner unreine oder nicht voll beladene Förderwagen. Sie bestanden in Geldstrafen in Höhe bis zu einem halben Tagelohn oder im Nullen der unvorschriftsmäßigen Wagen. Die bedeutende Schachtanlage Oberhausen hat überhaupt keine Strafen verhängt. Im ganzen betrugen die verhängten Geldstrafen rund 14,000 M. oder auf einen Arbeiter 1.2 M. und die genullten Wagen rund 18,000 Tonnen bei einer Förderung von rund 3,261,000 Tonnen, also 0.55 Proc. Der Werth einer genullten Tonne betrug durchschnittlich 1 M., und dieser Geldbetrag floß wie die Strafgelder in die Kranken- und Unterstützungscasse des Bergwerks." Aus dem Bergrevier West-Dortmund wird berichtet: „Die Fälle, in welchen dem Betriebsführer die Bestrafung von Arbeitern zusteht, sind durch die Arbeitsordnungen festgesetzt. Verhältnißmäßig viel Strafen mußten wegen freiwilligen Feierns verhängt werden. Die Zahl der Feiernden stieg auf einzelnen Zechen an Tagen nach besonderen Festlichkeiten, wie Fastnacht und Sedanfeier, bis zu 10 Proc. der Belegschaft der Zeche. Es ist erklärlich, daß die Betriebsführer diesem pflichtwidrigen Benehmen der Arbeiter durch Strafen möglichst entgegenzutreten suchen, denn der geregelte Betrieb des ganzen Bergwerks wird durch das unangemeldete Ausbleiben einzelner Arbeiter ungemein gestört, Lohnabzüge durch Nullen der unrein oder nicht vorschriftsmäßig voll geladenen Kohlenwagen sind auf den einzelnen Zechen in verschiedenem Umfange vorgenommen worden. Nach Procenten der Förderung wurden genullt auf Zeche Borussia 0.65 Proc., auf Zeche Dorstfeld I 1.15, Dorstfeld II 1.17, Erin 0.72, ver. Germania I 1.50, ver. Germania II 0.10, Hansa 1.80, Mont Cenis 0, Graf Schwerin 0.80, Westhausen 0.07, Zollern 1.32." — Hierzu bemerkt der Verfasser des Berichts: „Diese Maßregel kann vielleicht beim Lesen der vorstehenden Zahlen etwas hart erscheinen; es soll deßhalb hier hervorgehoben werden, daß im allgemeinen das Nullen der Wagen gegen früher nicht umfangreicher geworden ist, vielmehr nachgelassen hat. Für Erzielung der vorgeschriebenen, möglichst reinen Förderung, sowie einer dem Abschluß des Gedinges entsprechenden richtigen Wagenfüllung ist das Nullen der Wagen unentbehrlich. Nach meinen Erfahrungen wird das Wagennullen grundsätzlich nur dann in Anwendung gebracht, wenn der aufsichtführende Beamte die Ueberzeugung gewinnt, daß beim Einladen der Kohlen entweder große Nachlässigkeit oder Absicht der Täuschung vorgelegen hat."

Im Ruhrkohlenbergbau dauert die Schicht im Durchschnitt 8 Stunden, ausschließlich An- und Ausfahrt. Bei nassen Arbeiten und dort, wo die Temperatur hoch ist, wird jedoch nur 6 Stunden gearbeitet. Nach einer bergpolizeilichen Verordnung vom Jahre 1887 ist es untersagt, bei einer Temperaturhöhe von 29° C länger als 6 Stunden arbeiten zu lassen. Mit dem Tieferwerden der Schächte nimmt die Wärme zu und dann wird auch die Dauer der Schicht von 8 Stunden auf manchen Zechen gekürzt werden müssen. Auf der Zeche „Hansa" (Gelsenkirchener Bergwerksverein), deren Schacht eine Teufe von 780 Meter hat, ist Ende 1895 schon die Arbeitszeit für alle mit der Kohlengewinnung beschäftigten Arbeiter auf 6 Stunden herabgesetzt worden.

Betreffs der Ueberschichten werden häufig Klagen laut. In Zeiten flotten Geschäftsganges und nach den durch Wagenmangel hervorgerufenen Stockungen werden häufig Ueberschichten eingelegt (¾ Schicht), und wenn auch die Arbeiter nicht dazu gezwungen sind, so wollen sie sich das Verdienst doch nicht entgehen lassen oder sie fürchten, den Aufsehern zu mißfallen.[1]) Der Vorstand des Vereins für

[1]) Ein Fachmann schreibt über die Ueberschichten in der „Köln. Ztg.": „Die Kohle ist zum Theil ein Saisonartikel. Es läßt sich niemals vermeiden, daß der Bedarf an Brennmaterial im Winter viel größer ist

die bergbaulichen Interessen hat 1889 betreffend die Ueberschichten folgende Erklärung abgegeben: „Ueberschichten können ausnahmsweise stattfinden, wenn zur Sicherheit des Betriebes des Bergwerks oder zur Sicherheit von Bergleuten dringliche und unaufschiebbare Arbeiten geboten sind. Soll in Fällen außerordentlicher Geschäftshäufung oder zum Ausgleich stattgehabter Betriebsstörung in Ueberschichten gearbeitet werden, so kann dies nur auf Grund einer vorherigen Verständigung zwischen den Grubenverwaltungen und den Bergleuten geschehen. Insbesondere wird dafür gesorgt werden, daß die Arbeiter, welche an Ueberschichten nicht theilnehmen wollen, ungestört und ohne vorherige Meldung zur gewöhnlichen Schichtzeit ein- und ausfahren können." Auf diese Erklärung hat sich der genannte Vorstand nochmals zu Anfang des Jahres 1894 ausdrücklich berufen, als damals wieder Klagen wegen Ueberschichten laut wurden. Die Klagen sind aber in der letzten Zeit wieder lebhafter geworden.

In den unter der Aufsicht der Bergbehörden stehenden Anlagen ist die Durchführung der Bestimmungen über die Sonntagsruhe durchgehends auf wesentliche Unebenheiten gestoßen. Nur in vereinzelten Bezirken waren größere Schwierigkeiten zu überwinden. In dieser Beziehung berichtet der Aufsichtsbeamte für das Bergrevier Süd-Dortmund: „Ein ganzes Jahr hat es gedauert, um auf den einzelnen Werken die Bestimmungen über die Sonntagsruhe zur völligen Durchführung zu bringen. Namentlich bei Maschinenwärtern, Kesselheizern und Cokesarbeitern zeigten sich diese Schwierigkeiten. Der Umstand, daß das Cokesausziehen auf Werken, wo mit den Cokesofengasen die Kessel geheizt werden, nur zur Nachtzeit erfolgen kann, daß bei ungleichmäßigem Ausziehen der Cokes schlecht wird; der fernere Umstand, daß Maschinenwärter und Kesselwärter im Interesse der Sicherheit des Betriebes und der Arbeiter nicht länger als 12 Stunden arbeiten dürfen; die weitere Unmöglichkeit, bei den oft stundenweiten Wegen zur Zeche in längeren Zwischenzeiten sich gegenseitig abzulösen; sodann die unregelmäßige Stellung der Eisenbahnwagen zur Winterzeit, wo der Betrieb flotter als sonst vor sich geht; endlich aber die Nothwendigkeit, bei Durchführung der Bestimmungen mehr Arbeiter bei den betreffenden Betriebszweigen einzustellen als nothwendig ist, um den Betrieb regelmäßig durchzuführen, und die Verlegenheit, diese neu einzustellenden in den Wochentagen regelmäßig zu beschäftigen, ohne die anderen Arbeiter in ihrem Verdienst zu schmälern — alles dies macht die Durchführung der Bestimmungen recht schwer. Sodann stößt man sogar auf den Widerstand der Arbeiter selbst." Nach den bisherigen Erfahrungen steht fest, daß der Arbeiter nach einer völligen Sonntagsruhe leistungsfähiger und freudiger zur Arbeit kommt, als wenn er eine solche Ruhe nicht genießt. Mehrfach wird gemeldet, daß die Sonntagsruhe gegen den Willen der Arbeiter eingeführt wurde, zum Theil, weil für sie dadurch ein Lohnausfall entstand.

Was den Gesundheitszustand der Bergarbeiter betrifft, so sind im allgemeinen die Zechen bemüht, die hygienischen Zustände in den Gruben zu verbessern. Auf die den Bergleuten eigenthümlichen Krankheiten können wir hier nicht eingehen. Vom gesundheitlichen Standpunkt aus verdienen die Waschkauen (Umkleide- und Wasch-, bezw. Baderäume) eine besondere Beachtung. Bisher sind auf den Ruhrzechen die Bassins allgemein in Brauch gewesen. Es sind das Vertiefungen von etwa 5 Meter Länge und etwa 2 Meter Breite, die so viel mit Wasser gefüllt sind, daß etwas mehr als der halbe Körper vom Wasser bedeckt ist. In diesen doch immerhin kleinen Wasserbehälter gehen dann so viele Arbeiter als möglich hinein, um sich vom Kohlenstaub der Grube zu reinigen. Dabei war und ist heute stellenweise noch Jung und Alt, Vater und Sohn bei einander. Solche Bassins sind vom Standpunkt der Gesundheit und Sittlichkeit durchaus zu verwerfen und die Arbeiter verwerfen sie auch allgemein. Die besten Badevorrichtungen sind unstreitig eine hinreichende Anzahl von abgeschlossenen Zellen, mit Brausen versehen.

Was die Unfälle betrifft, so werden die meisten durch Stein- und Kohlenfall verursacht, der allerdings häufig durch mangelnde Aufmerksamkeit oder Leichtfertigkeit der Arbeiter herbeigeführt wird. Auch über das Verhalten der Bergarbeiter gegenüber den Schutzvorrichtungen wird zuweilen geklagt. Aus dem Revier West-Dortmund berichtete der Revierbeamte: „Die vielen tödtlichen und schweren Verletzungen in Bremsbergen und Bremsschächten sind fast ausnahmlos auf Unvorsichtigkeit der Arbeiter und directe Uebertretungen bergpolizeilicher Vorschriften zurückzuführen. Die für die Zugangsöffnungen der Schächte und steilen Bremsberge angeordneten Schutzvorrichtungen, welche hauptsächlich in Verschlußthüren sowie in Barrieren und quer gelegten festen Eisenstangen bestehen, sind den Arbeitern lästig, weil sie bei der Förderung etwas hindern, und werden verbotswidrig außer Wirksamkeit gesetzt. Alle Warnungen, Strafen und die Erfahrungen durch die Unfälle helfen wenig; der Arbeiter ist die meiste Zeit auf sich selbst angewiesen und seiner eigenen Einsicht überlassen; den controlirenden Beamten kann er leicht täuschen, da der vorschriftsmäßige Zustand mit wenigen Handgriffen hergestellt ist; aber vielfach muß er erst am eigenen Leibe erfahren, wie unverständig er gehandelt hat."

Nach Ansicht der Revierbeamten erscheint die Seilfahrt durch polizeiliche Vorschriften noch nicht genügend gesichert. Das Leben vieler Personen hängt von dem Verhalten der Maschinenwärter ab. Wie leicht aber kann einem Maschinenwärter während der Seilfahrt etwas zustoßen! Einige Zechen haben zwar die Anordnung getroffen, daß bei der Seilfahrt zwei Maschinenwärter zugegen sind. Eine zwingende Vorschrift hierüber ist aber nicht vorhanden, daneben besteht der Brauch, daß der Maschinenwärter, welcher die Förderung bedient hat, zuletzt noch die Seilfahrt bedient. Wenn man aber bedenkt, wie sorgfältig und aufmerksam eine Fördermaschine bedient werden muß und wie anstrengend das Bedienen selbst ist, so muß es bedenklich erscheinen, nur einem Maschinisten die Bedienung der Seilfahrt anzuvertrauen. Man wünscht deßhalb, daß die Förderung und Seilfahrt in jeder Schicht von zwei Maschinisten bedient werde, die sich von Zeit zu Zeit ablösen, um eine Ermüdung und ein Nachlassen in der Aufmerksamkeit zu verhindern.

Hinsichtlich der Wetterführung wird der Zustand der Bergwerke, der von Zeit zu Zeit einer besonderen Revision unterzogen wird, von den Aufsichtsbeamten „im allgemeinen als befriedigend" bezeichnet.

Aus der Zusammenstellung der im Jahre 1895 vorgekommenen Unfälle ist ersichtlich, daß etwa drei Viertel aller tödtlichen und nahezu die Hälfte der schweren Verletzungen durch Stein- und Kohlenfall, sowie in Bremsbergen und Bremsschächten stattfindet. Gegen Steinkohlenfall

---

als im Sommer. Die westfälische Kohle verträgt nur in ganz vereinzelten Fällen das Lagern im Freien; die Stücke zerfallen dann zu Grus, der in den Kohlen stets enthaltene Schwefelkies zersetzt sich und dadurch entsteht leicht Erhitzung und Selbstentzündung der ganzen Masse. Die Fördermengen der einzelnen Zechen sind auch viel zu groß geworden, als daß man sie aufhalpeln könnte. Daraus ergibt sich die Nothwendigkeit, im Winter mehr zu fördern als im Sommer, und es ist gewiß das kleinere Uebel, wenn die Bergleute in dringenden Fällen einige Stunden in der Woche länger arbeiten, als wenn die Zechen gezwungen sind, im September neue Leute einzustellen, die schon im Februar wieder entlassen werden müssen. Die Ueberschichten werden überall besonders bezahlt."

kann sich der Bergmann nur durch eigene Aufmerksamkeit schützen, die allerdings von der Erfahrung unterstützt werden muß. Zweckentsprechende Polizeivorschriften sind hier nicht zu geben. Die Aufsichtsbehörde kann sich nur darauf beschränken, Bestimmungen zu treffen, daß ein möglichst erfahrener Bergmann (Ortsältester) an jedem Betriebspunkt anwesend sein muß. Diesen Zweck verfolgt eine oberbergamtliche Verordnung vom 28. Mai 1894, betreffend die Ausbildung der Bergarbeiter zum Zwecke der Verhütung von Unfällen. Die Betriebsleiter der Zechen sind aber nicht immer in der Lage, ihre Ortsältesten selbst auszubilden. Sie müssen sich daher auch auf die Zeugnisse verlassen können, welche die ankehrenden Bergleute vorlegen. Eine Fälschung derartiger Zeugnisse sollte daher strenger Bestrafung unterliegen. Seitens der ordentlichen Gerichte wird jedoch die Fälschung von Abkehrscheinen nicht als Urkundenfälschung angesehen und auf Grund des §267 ff. des Strafgesetzbuches verfolgt, sondern in Gemäßheit des § 363 verfahren, also Geldstrafe bis 150 M. verhängt. Eine solche Bestrafung bleibt aber wirkungslos. Welchen Umfang die Fälschungen von Abkehrscheinen angenommen haben, geht aus einer Mittheilung der kgl. Staatsanwaltschaft zu Essen hervor, wonach in dem Zeitraum von 1½ Jahren allein eine Druckerei außerhalb des Ruhrkohlenreviers nachweislich der Geschäftsbücher etwa 1000 Vordrucke für Abkehrscheine oder für Annahme- und Abkehrbücher an notorische Fälscher nach dem Oberbergamtsbezirke Dortmund versandt hat.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. **Die Söhne des Hrn. Budiwoi von August Sperl.** München, C. H. Beck. 1897. Zwei Bände. — „Eine Dichtung" nennt sich das sehr schön ausgestattete Buch. Die Bezeichnung Roman, Erzählung oder Geschichte wäre auch für die eigenartige Schöpfung nicht gut anwendbar gewesen und die „innige Vereinigung zwischen Poesie und Geschichtschreibung" hat hier nicht in dem Grade stattgefunden, wie in dem Ekkehard, dem Stammvater der deutschen archaistischen Romane. Es fehlt vor allem die straffe Oekonomie; wir sehen viele schöne Bilder, manche poetische Scenen, aber sie sind nicht genügend mit einander verbunden. Sehr gründliche und fleißige Studien hat der Verfasser offenbar gemacht, das merkt man an der Sicherheit, mit der er die Zeit beherrscht, die er darstellen will und in die er sich so völlig hineingelebt hat, daß es ihm leicht gelungen ist, sie lebendig vor uns erstehen zu lassen. Nicht in gleichem Maße aber hat er es vermocht, die Gestalten lebendig hervortreten zu lassen, für die er unser Interesse erwecken will; nur einzelne von diesen, wie Rudolf von Habsburg, Königin Kunigunde, Zawisch, der Held der Dichtung, auch sein Bruder Wal treten voll und plastisch in die Erscheinung. Bei vielen anderen Figuren hat man das Gefühl, als sähe man sie nur aus weiter Ferne und darum in unklaren Umrissen. Mit dem Titel des Sperl'schen Buches sind wir nicht ganz einverstanden, denn nur den Söhnen des Hrn. Budiwoi ist nur der älteste, Zawisch, der Held, seine Brüder, der kluge und energische Witigo und der weichere Wok, haben verhältnißmäßig wenig zu besagen. Einfacher wäre natürlich der Titel „Zawisch" oder „Zawisch von Krumau" oder „Die Witigonen" gewesen. Budiwoi selbst spielt ja in dem Buche nur eine ganz vorübergehende Figur und der Titel, wie er jetzt vorliegt, könnte leicht auf den ersten Blick den Gedanken erwecken, daß es sich um ein humoristisches Werk handle. Zawisch ist derselbe, der in dem Grillparzer'schen Drama „Ottokars Glück und Ende" eine Rolle spielt, der nach dem Tode des Königs Ottokar dessen Wittwe heirathete und Regent von Böhmen wurde. Bei Sperl ist er ein hochstrebender, mit vielen idealen Zügen ausgestatteter Mann, und im Gegensatz zu dem Grillparzer'schen Drama ist es hier die Königin, die um seine Liebe wirbt. Sie will die Krone auf seinem Haupte sehen und sucht den jungen König Wenzel, ihr eigenes Kind, zu vergiften. Aber Zawisch, der ihr Verbrechen durchschaut, wahrt sich schaudernd von ihr ab und rettet dem jungen König das Leben. „Zur selben Stunde aber lag die Königin mit verzerrtem Antlitz erstarrt auf dem Boden ihrer Kemnate." Nach Jahren aber wird dem schwachen und bösartigen König Wenzel durch Blendwerk und Weiberlist eingeredet, daß „der Zawisch", der inzwischen im Lande mächtig und populär geworden, ihm einst nach dem Leben getrachtet habe und ihn noch jetzt verderben wolle. Zauderns und schwankend, wird Wenzel endlich zu dem Entschlusse gebracht, den arglos vertrauenden Striesnaer in einen Hinterhalt zu locken. Er lädt ihn zum Besuch in seine Burg, und dort wird Zawisch von einer Schaar Bewaffneter überwältigt, lange in einsamer Gefangenschaft gehalten und nach Jahren enthauptet. Das erste Capitel zeigt uns Zawisch als Knaben, wie er beim Spiel tapfer und geradeaus, Feind der Tücke und Hinterlist ist. Im gleichen Capitel tritt schon der geheimnißvolle Krämer „der Lyoner", der Verkündiger der Lehre des Peteus Waldus auf. Später sehen wir Zawisch in dem Conflict zwischen dem König Ottokar und Kaiser Rudolf als reichstreuen Mann, der kühn dem König seine Lehenspflicht ins Antlitz ruft. Er steigt dann zu großer Macht und wird der einflußreichste, verehrteste Mann im Lande, bis er tückischem Verrath zum Opfer fällt. Man muß sich erst lange und sorgfältig in das Buch hineinlesen, dann kommt man dazu, auch diejenigen Partien zu würdigen, die nur ganz flüchtig skizzirt sind. So hören wir in einem der ersten Capitel von dem Tode des alten Genfen Wok und wir fühlen die Trauer der Verwandten mit, obgleich wir vorher gar nichts von ihm wußten. Sie erregt der Altmarschall Pilgram, der nur eine episodische Rolle spielt, unsre Theilnahme, und so manche andere Gestalten, die nur flüchtig durch das Buch huschen, werden uns mit der Zeit vertraut. Sympathisch berührt die entschieden deutsche Gesinnung des Verfassers, die allerdings bei der Behandlung der Gegensätze zwischen Deutschen und Tschechen manchmal den Eindruck macht, als hätte er modernere Zeiten im Auge. Von großer Wirkung sind die eingestreuten Lieder, die dem Pilgram und dem Zawisch in den Mund gelegt werden. An die getragene und feierliche Vortragsweise des Verfassers muß man sich erst langsam gewöhnen, ein schlichterer und naiverer Ton hätte der Wirkung des Ganzen nur zum Nutzen gereichen können.

Anton Kerner v. Marilaun, Pflanzenleben. I. Band: Gestalt und Leben der Pflanze. Mit 215 Abbildungen im Text, 21 Farbendruck- und 13 Holzschnittafeln. 2. gänzl. neu bearbeitete Aufl. Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut 1896. — Unser Urtheil über diesen Band können wir in die Worte zusammenfassen: ein Prachtwerk nach Inhalt und Ausstattung im edelsten Sinne des Wortes, das nur mit Brehms Thierleben verglichen werden kann. Solche Bücher sind ein wahrer Schatz für jeden, der für Naturwissenschaften Interesse hat. Die Behandlung des Stoffes ist durchaus wissenschaftlich, ohne für den Laien unverständlich zu sein, die Holzschnitte sind trefflich geeignet, gerade die wichtigsten Stellen des Textes zu erklären und — ein Vorzug, der nicht unterschätzt werden darf — der Druck ist scharf und klar und die Lettern von der passendsten Größe. Kurz, alles vereinigt sich, das Studium des Werkes zu einem Genuß für den Leser zu machen. Was endlich die Tafeln betrifft, so sind dieselben durchweg nach Originalen namhafter Künstler und in seltener technischer Vollendung hergestellt. Das nutzliche Werk kann daher allen Freunden der Natur aufs wärmste empfohlen werden, niemand wird dasselbe unbefriedigt aus der Hand legen. Schub.

b. Einen hübschen Beleg zur Geschichte der spanischen Presse liefert Manuel Chaves in seinem jüngst erschienenen Buch Historia y Bibliografia de la Prensa Sevillana, Sevilla 1896. XLII + 375 S., einem Seitenstück zu dem Catálogo de periódicos Madrileños 1661—1870 von Hartzenbusch. Die gut geschriebene Einleitung verfolgt Blüthe (1820) und Verfall (1840), wie die abermalige Entfaltung der Sevillaner periodischen Presse (seit etwa 1880) an der Hand der politischen Ereignisse und gibt dann die Bibliographie der Journale und Zeitschriften (nach unter Berücksichtigung der Fachblätter). Dieses Verzeichniß umfaßt nicht weniger als 624 Nummern und ist anscheinend mit großer Sorgfalt gearbeitet. Leider ist aus demselben nicht zu ersehen, wie viel Zeitungen und Zeitschriften gegenwärtig in Sevilla erscheinen; nur nach den Gründungsjahren sind die Periodica übersichtlich zusammengestellt. Als erste Sevillaner Zeitung erscheint die im Jahre 1661 veröffentlichte Gaceta Nueva; nach langem Zwischenraum folgen die nächsten Zeitungsveröffentlichungen 1747 und 1758. Den Höhepunkt publicistischer Thätigkeit erreichte Sevilla im Jahre 1882, in dem nicht weniger als 29 neue Zeitungen und Zeitschriften gegründet wurden; eines der ältesten und angesehensten Tagesblätter ist wohl der Porvenir, der 1848 gegründet wurde und seither fast ununterbrochen bis heute erscheint. Durch zahlreich eingestreute

Digitized by Google

Notizen über Journalisten und Schriftsteller wird die Bibliographie auch für die Kenntniß der modernen Vertreter der spanischen Literatur werthvoll. Bei Abschätzung des Geisteslebens Spaniens in unserm Jahrhundert wird das umsichtig ausgearbeitete und schön ausgestattete Werk nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

n. Zur Erinnerung an Karl August Credner. Die am 10. Januar 1897 zur Säcularfeier des hoch verdienten Theologen Credner zu Gießen gehaltene Festrede von Professor Baldensperger ist vor kurzem, durch zahlreiche, theilweise ausführliche Anmerkungen erweitert, herausgegeben (Leipzig, Veit u. Comp.); sie entwirft ein anziehendes Bild eines gedrungenen und charaktervollen Gelehrten und liefert zugleich einen werthvollen Beitrag zur deutschen Universitäts- und Culturgeschichte. — K. A. Credner, geboren zu Waltershausen bei Gotha, studirte, materiell durch den frühen Tod seines Vaters ganz auf seine eigene Kraft gestellt, vornehmlich in Breslau und Göttingen, bekleidete mehrere Jahre Hauslehrerstellen in angesehenen Familien und habilitirte sich, nach Verbesserung seiner Lage, 1828 in der theologischen Facultät zu Jena. Er wurde 1830 dort zum Extraordinarius ernannt, 1832 aber als Ordinarius nach Gießen berufen. Hier, wo er wenig günstige Verhältnisse vorfand, entfaltete er eine eingreifende und ausgebreitete Lehrthätigkeit und erwarb sich auch um die gesammte Organisation des theologischen Studien, sowie um die Universitätsbibliothek große Verdienste. Diese Verdienste bewahrten ihn aber nicht vor schweren Kämpfen, die im Lauf der Jahre eher zu- als abnahmen. Zunächst gerieth er als muthiger Vorkämpfer der Selbständigkeit der Universität in harte Conflicte mit dem bekannten Geheimrath v. Linde, der als Kanzler der Universität die akademischen Verhältnisse im Sinne der politischen und kirchlichen Reaction umzuwandeln strebte; später erfuhr er heftige Angriffe von seiten der protestantischen Orthodoxie. In solchen Kämpfen erhielt er nicht immer die gebührende Unterstützung seiner Collegen, sondern mußte oft die Sache allein führen und sah sich dabei manchen Kränkungen ausgesetzt. Aber sein Muth und seine Energie blieben unerschüttert, auch haben die Kämpfe, so sehr sie ihn aufregten und schmerzten, ihn nicht an einer sehr fruchtbaren literarischen Thätigkeit gehindert, bis schwere Krankheit und dann der Tod ihm (1857) die Feder aus der Hand nahm. Die Bedeutung dieser literarischen Thätigkeit in das rechte Licht zu stellen, mußte Professor Baldensperger um so mehr für seine Aufgabe halten, als bis zur Gegenwart Creduers Verdienste noch nicht die genügende Anerkennung gefunden haben, ja oft in merkwürdiger Weise todtgeschwiegen wurden. Baldensperger zeigt daher in genauerer Ausführung, wie viel Credner für die Wissenschaft vom Alten und vom Neuen Testament, sowie für die Kanonsgeschichte gethan hat, mit wie viel Fleiß, Gründlichkeit und Selbständigkeit er arbeitete, wie er nach allen Seiten hin Gerechtigkeit zu üben versuchte, wie sich sein Streben nach einer von dogmatischen und philosophischen Voraussetzungen unabhängigen Erforschung des reinen historischen Thatbestandes über die eigene Umgebung erhob und die wissenschaftliche Art der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts vorbereitet. Man wird das Büchlein nicht lesen können, ohne eine aufrichtige Hochachtung vor dieser charaktervollen Persönlichkeit und dieser gediegenen Lebensarbeit zu gewinnen.

* **Dresden.** Hiesige Verehrer H. v. Treitschke's wollen an seinem Geburtshause („Stadt Pirna", Weißeritzgasse 3) eine Gedenktafel nebst Bronzebüste (Wiederholung der von Uphues für das Grabmal in Berlin modellirten) anbringen.

γσ **Berlin**, 16. Mai. Die gestrige Monatssitzung der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte ward von dem Vorsitzenden Virchow eröffnet mit Gedächtnißworten an die heimgegangenen Mitglieder, besonders Medicinalrath Dr. Wenger vom Reichsgesundheitsamt. Der Cultusminister hat der Gesellschaft für ihre Publication der „Deutschen Nachrichten zur Anthropologie u. s. w." 1000 M. Zuschuß überwiesen, deren sie zur Deckung ihrer Verpflichtungen gegenüber der Verlagsbuchhandlung bedurfte; denn diese waren 4848 M. nachträglich zu zahlen. Es liegen zahlreiche Einladungen zu Versammlungen und archäologischen Congressen vor, u. a. zum Colonialcongreß in Brüssel, der Archäologenversammlung in Mecheln, der in der Pfingstwoche stattfindenden Versammlung der Niederlausitzer Alterthumsgesellschaft u. dgl. Geheimrath Virchow hofft einen Ausflug nach Brünn zwischen dem 27. und 29. Mai mitmachen zu können, der von den Wiener Anthropologen unternommen wird. Hier finden wir die reichsten Funde von Thier- und Menschenresten wie von Artefacten aus der Diluvialzeit, und namentlich hat Prof. Makowsky sich um Auffindung wie um Sammlung dieser Dinge seit 10 Jahren hervorragende Verdienste erworben. General v. Eickert legte der Gesellschaft eine Sammlung von Aufnahmen landschaftlich und anthropologisch interessanter Gegenstände vor, die er auf seinen Reisen in Turkestan gemacht hat. Prof. Dr. Röseler hat aus Schuscha in Transkaukasien an die Gesellschaft eine Mittheilung gelangen lassen, worin er die von ihm gefundenen Thongefäße im Gouvernement Baku, nahe an der persischen Grenze und am Araxes, beschreibt. Da sie eine Analogie mit den armenischen Erzeugnissen aufweisen, wie sie sich in dem Gebiet des östlichen Flüsse des Kaukasus gefunden haben, so schließt Prof. Röseler auf eine Centrale für diese kaukasische Industrie, die seiner Anschauung nach in der Bronzezeit geblüht haben muß; doch finden sich in den Formen noch Nachklänge aus der Steinzeit, während Gräber aus der reinen Steinzeit dort bisher nicht aufgefunden worden sind. Ein Steinhammer, dessen Photographie Röseler eingeschickt und den er der neolithischen Periode zuschreibt, ist als das erste derartige Stück aus so fernem Osten wie Transkaukasien von Interesse, doch ist Virchow über dessen sichere Datirung für die neolithische Zeit nicht ganz der gleichen Ansicht wie Röseler. Es liegen ferner Abhandlungen vor von Dr. Köhler (Posen) über gefügelte Lanzenspitzen, von Dr. Schumann (Löcknitz) über pommersche Funde zur Alterthumskunde und ähnliches. Geheimrath Fritsch legte der Gesellschaft drei Beispiele vor von Tätowirungen menschlicher Haut, die er dadurch conservirt hat, daß er nach der Section die frische Haut zwischen Glasplatten preßte, sie in Alkohol 24 Stunden aufbewahrte und sie dann in Balsam brachte, so daß sie unvergänglich wurde. Von den vorgelegten Specimina ist auf dem einen die „Heilige Familie" dargestellt, während das zweite Stück einen Matrosen zeigt und auf dem dritten ein Mann mit einer aufgerollten Fahne gezeichnet ist, die die Inschrift trägt: Für Freiheit und Recht! Prof. v. Luschan legte dazu gegerbte Stücke menschlicher Haut vor, die von Artisten, Circuskünstlern und Athleten stammen und auf denen die eigenartigsten Darstellungen gymnastischer Künste gezeichnet sind. Danach sprach Dr. Busse über das Vorkommen von Pflanzenresten in vorgeschichtlichen Gefäßen. Auf einem bei Wilmersdorf im Kreise Beeskow von dem Vortragenden aufgedeckten Gräberfelde fand er in zwölf Gräbern neben wenigen Bronzefunden drei Buckelurnen nebst etwa acht Beigefäßen, von denen einige mit Leichenbrand gefüllt waren; dabei fand sich ein fest geschlossenes Thongefäß, das nur mit Mühe geöffnet wurde und in dessen Innerem sich, wie die durch Prof. Wittmack geführte Untersuchung lehrte, Reste von Pflanzenfragmenten, und zwar von Frucht- und Samenschalen des Hanfes, fanden. Der Referent brachte diesen Fund nun in Zusammenhang mit dem Gebrauch, den Todten Speisen und Getränke mit ins Grab zu geben, und wies darauf hin, wie sich in friesischen und in ägyptischen Gräbern Getreidereste gefunden. Geheimrath Virchow, nach dessen Anschauungen der Hanf in unsre Gegenden importirt wurde, hält es nicht für möglich, daß diese Reste von Hanf in dieses Gefäß ursprünglich hineingelegt worden waren, da die Gräber, in denen das Gefäß sich fand, der Hallstattperiode angehören, sondern glaubt, diese Pflanzenreste können nachträglich hineingekommen sein; denn so sei früher Zeit dürfte der Hanf schwerlich in unsern Gegenden schon heimisch gewesen sein, zudem stellt er keine Getreideart vor. Sanitätsrath Dr. M. Bartels machte darauf der Gesellschaft die Vorlage einer großen Anzahl ihm durch Capitän Schulze aus Batavia zugegangenen Photographien von Javanerinnen. Diese Frauen und Mädchen erscheinen in ihrem kleinen, rundlichen Typus wie halb erwachsene Kinder. Ihre kurzen Glieder sind wohl gebaut und neigen sich einer gewissen Rundung und Fülle zu. Ihr üppiges schwarzes Haar ist dicht und die großen medianen Schneidezähne im Oberkiefer geben ihrem Gesicht einen etwas fremdartigen Ausdruck. Zum Schluß der Sitzung sprach Virchow über die jüngst von ihm in Begleitung von Prof. Marchesetti aus Triest besuchten Höhlen von Sanct Canzian in Istrien. Diese Höhlen liegen nordwestlich von Zirknitz an der Reka, einem wilden Strom, der vom Auslaufe eines Karsts nördlich des Golfes von Triest herabströmt und dessen Lauf zum Theil unterirdisch ist und lange Zeit nicht festgestellt werden konnte. Der Fluß wühlt sich an manchen Stellen 160 Meter tief unter der Oberfläche durch den Fels, stürzt in großem und starkem Gefälle in mehr als 25 Wasserfällen dahin und an seinen Ufern liegen tiefe Schluchten und Höhlen, die, nach den daselbst gemachten Funden zu schließen, lange Zeiträume hindurch ein Zufluchtsort von Menschen in Noth und Gefahr, namentlich wohl zur Rettung vor Ueberschwemmung ge-

Digitized by Google

wesen sein müssen. In den Höhlen nun, die seitlich der Endschlucht, die der Fluß passirt, sehr zahlreich sind, fanden sich unter den vielen dort angetroffenen Alterthümern solche aus vier Zeitperioden: aus der Steinzeit, der Bronzezeit, der Eisenzeit und der Römerzeit. Prof. Marquesetti hat um die Auffindung und Sammlung der gefundenen Alterthümer kein geringes Verdienst und hat diese Funde auch eingehend beschrieben. In den Höhlen an der Rela haben sich Schlammablagerungen gebildet, auch Kalk und Sintermassen haben sie im Laufe der Zeit ausgefüllt, so daß ein Auffinden der Gegenstände stets mit großer Mühe verbunden gewesen ist. Diese Höhlen ähneln ganz den uns von Neuseeland her längst bekannten. Allein man ist hier bis auf den Urgrund vorgedrungen und hat etwa in 120 Meter Tiefe die Gegenstände gefunden, die man der reinen Steinzeit zuschreiben muß. Die Thongefäße lassen sich in ihren Formen bis in die etruskische Periode verfolgen. Unter den Bronzefunden in diesen Höhlen ist besonders ein Bronzehelm, im Bette der Rela gefunden, von Interesse, dessen Form auch in kaukasischen Funden wiederkehrt. Es haben also stets Menschen in diesen Höhlen entweder gewohnt, oder dort eine Zuflucht gehabt. Zeugniß dessen sind die zahlreichen Reste von Thier- und von menschlichen Skeletten, die zum Theil von Leichen in hockender Stellung herrühren; namentlich bemerkenswerth sind die schon 1891 in großer Zahl daselbst aufgefundenen deformirten Schädel, an denen die Fontanelle in gleicher Weise eingedrückt war, wie Virchow es jüngst an Schädeln der Bevölkerung von den Philippinen nachgewiesen hat. (cf. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1897.) Nun hat man gemeint, indem man österreichische und ungarische (Tartaren-) Schädel mit diesen in der Domnipöhöle bei Sanct Canzian gefundenen zusammenhielt, es müsse eine ethnische Quelle für alle diese deformirten Schädel geben und hat sie als europäische Schädel bezeichnet. Nach Virchow ist indessen ein Typus für einen sogenannten „europäischen" Schädel bisher noch nicht gefunden worden. Er nimmt deßhalb keine gleiche Abstammung der Race mit eingedrückter Fontanelle an, sondern glaubt eher eine „contagiöse Uebertragung" der scheußlichen Mode constatiren zu müssen, die es vorschrieb, den Kindern die Schädel einzudrücken. Die Funde aus Sanct Canzian gehören zu den ältesten bekannten Schädeln und sind also weit älter als alle uns bekannten Völkerbewegungen. Schon aus diesem Grunde dürfte deren Bezeichnung als „europäische" Schädel wenig angebracht sein.

* **Rostock.** Zum außerordentlichen Professor der classischen Philologie (an Stelle des nach Basel gegangenen Professors E. Bethe) wurde Dr. Otto **Kern**, Privatdocent an der Berliner Universität, hierher berufen.

* **Breslau.** Der großherzoglich hessische Landesculturinspector Dr. Karl **Enedicke** in Mainz hat einen Ruf als Professor für Landwirthschaft an die hiesige Universität angenommen.

* **Wien.** Der Physiker Hofrath Professor **Boltzmann** wurde zum Mitglied der Akademien der Wissenschaften in Amsterdam und in Rom gewählt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie, hggb. v. Fedor v. Zobeltitz. 1. Jahrg. Heft 2. Mai 1897. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. — Fr. Zekeli: Culturgeschichtlicher Rückblick auf das Jahrhundert 1797 bis 1897. Festrede. Berlin, Wilhelm Ernst u. S. 1897. — E. Pfizer: Das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches, gemeinfaßlich dargestellt. Lfg. 1. Ravensburg, Otto Maier 1897. — Gehe u. Co.: Verzeichniß neuerer Heilmittel; Handelsbericht, April 1897. Dresden, Selbstverlag. — Laura Marholm: Zur Psychologie der Frau. 1. Th. Berlin, Carl Duncker 1897. — *Luigi Borsari:* Topografia di Roma antica (Manuali Hoepli). Milano, Ulrico Hoepli 1897. — Prof. Dr. J. H. Schwedder: Der österreichisch-ungarische Ausgleich (S.-A.). Wien, Verlag der Oe.-U. Revue 1897. — C. Fitger (Bremen): Die Zunahme der Bevölkerung Deutschlands und die Handelsvertragspolitik (Volkswirthschaftliche Zeitfragen Heft 144). Berlin, Leonhard Simion 1896. — W. v. Seidlitz: Die Entwicklung der modernen Malerei (Sammlg. Virchow-Wattenbach Heft 265). Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1897. — *Andrea della Robbia:* Cinque bambini in fasce (Ser. I.); Madonna. Cromo-autotipie. Firenze, Julius Schmidt. — Karl Kraus: Die demolirte Literatur. 2. Aufl. Wien, A. Bauer 1897. — Meyers Conversationslexikon. 5. Aufl. XV. Bd. Russisches Reich—Sixte. Leipzig u. Wien. Bibliograph. Institut 1897. — Dr. Heck, Paul Matschin, Prof. Dr. v. Martens u. a.: Das Thierreich. Bd. I u. II. (Hausschatz des Wissens, Abth. VI). Neudamm, J. Neumann 1897. — Christinn Meyer: Ausgewählte Selbstbiographien aus dem 15. bis 18. Jahrhundert hggb. Mit Portraits. Leipzig, J. J. Weber 1897. — Professor Schmeding (Duisburg): Die neuesten Forschungen über das classische Alterthum, insbesondere das classische Griechenland. Osterwieck/Harz, A. W. Zickfeldt 1897. — Professor Dr. Kurt Lampert: Das Leben der Binnengewässer. Mit Tafeln ꝛc. Lfg. 2. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz 1897. — Dr. Andrew D. White: Neu-Deutschland. Aus a. Engl. übers. v. Dr. Wilhelm Rupprecht. Göttingen, Vandenhoeck u. Rupprecht 1883. — Fritz Hoenig: 24 Stunden Moltke'scher Strategie (18. Aug. 1870). 3. Aufl. Berlin, R. Felix 1897. — Thilo v. Trotha: Zur historischen Entwicklung der Balkanfrage. Ebd. 1897. — Dr. Ignaz G. Wallentin: Lehrbuch der Elektricität und des Magnetismus. Mit Holzschnitten. Stuttgart, Ferdinand Enke 1897. — Dr. Gustna Albrecht: Die Elektricität. Mit Abbildungen. Heilbronn, Schröder u. Co. 1897. — Dr. Alfred Weber: Das Sweatingsystem in der Confection und die Vorschläge der Commission für Arbeiterstatistik (S.-A. aus Beauns Archiv). Berlin, Carl Heymann 1897. — H. v. Langenallenstein: Hr. v. Tausch u. die Verfasser der anonymen Briefe der Hofgesellschaft. Zürich, Caesar Schmidt. — Das Museum, Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. II. Jahrg. Lfg. 6 u. 7. Berlin u. Stuttgart. — Hugo Schneider: Durch Wissen zum Glauben, eine Laienphilosophie. Leipzig, Hermann Haacke 1897. — Dr. Hermann Schraber: Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache. Weimar, Emil Felber 1896. — Dr. Hermann Schell: Der Katholicismus als Princip des Fortschritts. 2. Aufl. mit Nachwort. Würzburg, Andreas Göbel 1897. — Adolf Philippi: Die Kunst der Renaissance in Italien. I. Buch. Die Vorrenaissance. Mit Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann 1897. — Dr. Georg Neumann: Commentar zu den Civilproceßgesetzen vom 1. Aug. 1895. Lfg. 1. Wien, Manz 1897. — Willy Pastor: Wann, Roman. Leipzig, Verlag Freistehende Ringe 1897. — Johannes Schlaf: Sommertod, Novellistisches. Ebd. 1897. — Emil Rudolf Weiß: Trübungen, Verse und Prosa. Ebd. 1896. — Maria Janitschek: Die Amazonenschlacht. Ebd. 1897. — Dr. Jos. Hürbin: Peter von Andlau, der Verfasser des ersten deutschen Reichsstaatsrechts. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1897. — Julius Smead: Der erste evangelische Gottesdienst in Straßburg, Vortrag. Ebd. 1897. — J. H. Wilhelmi: Th. Carlyle und F. Nietzsche, wie sie Gott suchten und was sie einen Gott sie fanden. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1897. — Dr. Max Reischle: Das Spielen der Kinder in seinem Erziehungswerth, Vortrag. Ebd. 1897. — Hermann Weinheimer: Arbeiterorganisationen, ihre Bedeutung und Geschichte (Friedr. Neumann, Göttinger Arbeiterbibliothek. Bd. II, Heft 6). Ebd. 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen! (7610)

Vorlesungen über Aesthetik.

Von

K. Heinrich von Stein.

Nach nachgelassenen Aufzeichnungen bearbeitet.

Mit Steins Bildnis.

Preis geheftet 3 Mark.

Unter den Freunden Heinrich von Steins wurde es als Pflicht empfunden, dafür zu sorgen, daß der Inhalt seiner Vorlesungen über Aesthetik für das geistige Leben der Gegenwart nicht verloren ginge. Die Aesthetik stand für den allzufrüh verstorbenen Gelehrten im Mittelpunkte seines wissenschaftlichen Denkens.

Das Buch wird in vieler Hinsicht anregend und aufklärend wirken und besonders auch den Verehrern Richard Wagners willkommen sein.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 20. Mai. Nummer 113.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Verwaltung der Alterthümer in Aegypten. Von Prof. Dr. G. Steindorff. — Ein holländischer Roman. Von Dr. H. Kraeger. — Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrkohlenrevier. V. (Schluß.) Von T. Kellen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Verwaltung der Alterthümer in Aegypten.

Von Prof. Dr. G. Steindorff (Leipzig).

Sicherem Vernehmen nach hat der Generaldirector der ägyptischen Alterthümer, Mr. J. de Morgan, sein Amt niedergelegt, um als Generaldirector der persischen Alterthümer dem Lande seine Thätigkeit wieder zuzuwenden, in dem er sich seine ersten wissenschaftlichen Lorbeeren erworben hat. Nur mit lebhaftem Bedauern sehen die Aegyptologen aller Nationen diesen energischen und vom Finderglück begünstigten Mann von einer Stelle scheiden, auf der er fünf Jahre lang mit großem wissenschaftlichen Erfolge gestanden hat. Die Neuaufstellung des Museums von Gizeh, das er noch nicht fertig aufgestellt aus den Händen seines Amtsvorgängers Grébant übernahm, ist zum Theil sein Werk; auf dem Gräberfelde von Sakkâra wurden von ihm mehrere große Grabbauten aus den Zeiten des alten Reiches freigelegt und dem reisenden Publicum wie den Gelehrten zugänglich gemacht; die lange gewünschte Ausgrabung des Tempels von Ombos wurde unter seiner sachkundigen Leitung vorgenommen und somit ein neues, fast vollständig erhaltenes Heiligthum der Ptolemäerzeit wiedergewonnen. Vor allem wird Morgan die Untersuchung der Pyramiden von Dahschûr, der südlichsten Gruppe auf dem Gräberfelde von Memphis, verdankt, die bis dahin allen Forschungen getrotzt hatten und nun von ihm als die Grabbauten von Königen des mittleren Reichs (um 2000 v. Chr.) mit voller Sicherheit erkannt wurden. Hier gelangen ihm auch jene Aufsehen erregenden Funde von Schmucksachen und Goldschmiedearbeiten, die Prinzessinnen jener Zeit mit ins Grab gelegt waren und die nun, in vortrefflicher Erhaltung, eine Hauptzierde und Sehenswürdigkeit des reichen Museums von Gizeh bilden. Die Genauigkeit und Sauberkeit, mit der Morgan in Dahschûr und anderswo seine Arbeiten durchgeführt hat, stechen wohlthuend von der Oberflächlichkeit ab, mit der in früherer Zeit derartige Ausgrabungen vielfach gemacht worden sind, und verrathen allenthalben den als Ingenieur und Architekt geschulten Fachmann, als den er sich dann auch noch in der Veröffentlichung seiner Ausgrabungsergebnisse erwiesen hat. Die ägyptische Baugeschichte, die seit den längst vergangenen Tagen der französischen Expedition, seit den Untersuchungen der Engländer Perring und Vyse und den glänzenden Arbeiten der von Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausgerüsteten und von Lepsius geleiteten Expedition ziemlich im argen gelegen hatte, haben Morgans Arbeiten weit gefördert, und es ist nur zu wünschen, daß das von ihm in der Behandlung und Veröffentlichung von Ausgrabungen gegebene Beispiel nicht nur Bewunderung und Lob, sondern auch allseitige Nacheiferung finde. Von Morgan rührt auch der großartige Plan her, einen Katalog sämmtlicher in Aegypten zu Tage liegenden Denkmäler, Inschriften, Ruinenstätten u. s. w. herzustellen, dessen Ausführung — es sind bis jetzt 2 Bände erschienen, von denen der erste die Denkmäler der Kataraktengegend von der nubischen Grenze bis Kom Ombo, der zweite einen Theil des Tempels von Ombos enthält — leider hinter den an dieses Unternehmen geknüpften Erwartungen zurückgeblieben ist. Dieser Mißerfolg liegt vor allem daran, daß Morgan nicht nur ein kurzes Verzeichniß der Denkmäler hat geben wollen, sondern alle ihm und seinen Mitarbeitern vorkommenden Denkmäler in extenso veröffentlicht hat; eine Arbeit, die seine und seiner Helfer Kräfte bedeutend überschritt und die in diesem Umfang nicht durchzuführen war und sich im gegenwärtigen Augenblick auch nicht durchzuführen lohnte. Alles in allem genommen, muß Morgans Thätigkeit in Aegypten als eine überaus erfolgreiche und für die Wissenschaft segensreiche bezeichnet werden; er ist den glänzenden Bahnen seiner Amtsvorgänger, besonders denen Mariette's und Maspero's gefolgt und hat sich als einen ihrer würdigen Nachfolger erwiesen.

Wenn sich nun die ägyptische Regierung anschickt, an Morgans Stelle einen neuen Generaldirector aus der Zahl der französischen Candidaten auszuwählen, so hegen wir vor allem den Wunsch, daß ihre Wahl auf einen Mann falle, der wie Morgan praktisch geschult und nicht nur dem Studium der ägyptischen Inschriften, sondern vornehmlich der Erforschung und baugeschichtlichen Untersuchung der Denkmäler gewachsen ist. Die Zahl von Männern, die diesen Bedingungen Genüge leisten, dürfte freilich in Frankreich ebenso wie anderswo dünn gesäet sein. Wenn uns aber die Wahl offen steht, ob der Generaldirector ein gelehrter Aegyptolog oder ein geschickter Architekt oder Ingenieur sein soll, so würden wir unbedingt dem letzteren den Vorzug geben. Auch Morgan hatte ja, als er nach Aegypten kam, von der gelehrten Aegyptologie nur geringes, ich darf wohl sagen, kein Verständniß, und dennoch ist er in seinen Leistungen hinter denen seiner Vorgänger kaum zurückgeblieben, ja hat sie in mancher Beziehung noch übertroffen. Auf wen nun aber die Wahl der ägyptischen Regierung auch fallen mag, der neue Generaldirector wird ein reiches Feld für seine Thätigkeit finden. Nicht daß wir von ihm neue Sensationen verlangten, ähnlich denen der Auffindung der Königsmumien oder der Goldsachen von Dahschûr, oder daß wir den Wunsch hätten, daß die Aufräumung und Restaurirung der alten Tempel in noch größerem Maßstabe als bisher in Angriff genommen würde, um den Aegyptenreisenden noch eine größere Zahl von „Besichtigungen" zu gewähren, oder daß wir durch neue Ausgrabungen die Zahl der uns zu Gebote stehenden Inschriften und Reliefs noch beträchtlich vermehrt wissen möchten. Keineswegs; sensationelle Funde lassen sich weder durch andauernde Arbeit noch durch Geschicklichkeit erzielen, sondern werden dem Zufall verdankt, der sich leider auch in Aegypten

nicht commandiren läßt; zu Aufräumungsarbeiten gehören in der Baugeschichte geschulte Kräfte, deren es leider sehr wenige gibt, und wenn ohne solche ein Tempel vom Schutte gereinigt und wieder hergestellt werden soll, wird bei diesem Werke, wie zahlreiche Beispiele zeigen, mehr zerstört und für die Wissenschaft vernichtet, als für den Reisenden gewonnen; und endlich an Denkmälern und Inschriften ist solch ein Ueberfluß, daß die ägyptologische Wissenschaft auf Decennien zu arbeiten hat, um das vorhandene theils veröffentlichte, theils noch unveröffentlichte Material zu bewältigen und nutzbar zu machen.

Die Aufgaben, die jetzt eines neuen Leiters der ägyptischen Alterthümer harren, liegen nach unserm Dafürhalten auf ganz anderem Gebiet. Vor allem wird es sich für ihn darum handeln, eine durchgehende Reorganisation des Ausgrabungswesens in Aegypten zu schaffen. Die Art, mit der gegenwärtig unter den Augen und mit Erlaubniß der Regierung Grabungen veranstaltet werden, ist zu einer wissenschaftlichen Gefahr geworden, die schleunige Abwehr verlangt. Kein geringerer als Georg Schweinfurth hat schon vor zwei Jahren seine mahnende Stimme erhoben und über diese modernen gelehrten Barbaren, die unter der Maske der Wissenschaftlichkeit in Aegypten den größten Vandalismus treiben, geklagt. Mit Recht hat er darauf hingewiesen, daß vielfach Männer zu Ausgrabungen ermächtigt werden, die weder eine sachwissenschaftliche Vorbereitung besaßen, noch bei ihrem Vorhaben ideale Zwecke irgend welcher Art im Auge hatten. „Werthvolle Grabstätten im Faijum, Heliopolis ꝛc. durften sogar von ganz ungebildeten Leuten ausgebeutet werden, die ihre Funde wie Marktwaare in Kairo feil hielten. Bei der mangelhaften Beaufsichtigung, die den fremden Ausgrabungsunternehmern im allgemeinen zutheil wird, gestaltet sich dieser wissenschaftliche Raubbau zu einem wirklichen Verrath an der Wissenschaft.“ Diesen Klagen Schweinfurths muß sich jeder, der in Aegypten das Treiben archäologischer Dilettanten mit angesehen hat und dem das ägyptische Alterthum am Herzen liegt, anschließen. Was soll man dazu sagen, daß eine englische vornehme Dame, die sich in Luxor zur Cur aufhielt und dort Langeweile empfand, von der Verwaltung der ägyptischen Alterthümer die Erlaubniß erhielt, den Tempel der Göttin Mut in Karnak auszugraben? Mit dilettantischer Begeisterung hat sie sich ans Werk gemacht, von allen Touristen genügend bewundert, sie hat auch Glück gehabt und manches interessante Stück zu Tage gefördert — was aber von ihr in dem Tempel zerstört und unwiederbringlich vernichtet wurde, darüber wird man wohl nie etwas erfahren. Ebenso wird man es kaum glaublich finden, und doch ist es leider wahr, daß dem nahen Verwandten eines eingeborenen Consularagenten in Luxor auf sein Gesuch das Recht ertheilt wurde, in einem Theil der Nekropole von Theben Grabungen zu veranstalten, unter der Bedingung, daß die etwa zu erzielenden Funde zwischen ihm und dem Museum von Gizeh getheilt würden! Der betreffende war ein völlig ungebildeter Mann, dem bei dem Ausgrabungsgeschäft lediglich daran gelegen war, Handelsobjecte zu gewinnen; auf irgend welche archäologische Fragen hat er bei seinen Arbeiten nicht Rücksicht nehmen können, ihm galt es nur, etwas zu finden, das „wie“ war ihm gleichgültig. Daß bei solchem Thun kleine, im Handel werthlose Objecte, die aber wissenschaftlich oft von ebensolchem Werthe sind wie große Prachtstücke, beiseite geworfen wurden, daß auf naturhistorische Ueberbleibsel überhaupt nicht geachtet wurde, daß genaue Fundbeobachtungen nie angestrebt worden sind, liegt auf der Hand. Nicht minder barbarisch ist die Art, in der im Verlauf der letzten Jahre die bis dahin fast unberührte alte Nekropole von Hermopolis (Aschmunêh) von einer Compagnie Kairener Händler ausgeplündert worden ist — unter den Augen und mit Erlaubniß der Verwaltung der Alterthümer. Die Fundstücke sind auf dem Antikenmarkt in aller Herren Länder zerstreut worden, von der Beschaffenheit der Nekropole wird nie ein Mensch etwas erfahren, sie ist unwiederbringlich vernichtet worden. Die Schweinfurth'schen Klagen und diese wenigen Beispiele, die sich übrigens leicht noch verzehnfachen ließen, genügen, um zu zeigen, wie schreiende Mißstände in der Erhaltung der Reste des ägyptischen Alterthums obwalten, und daß es höchste Zeit ist, ihnen ein Ende zu machen, falls die Wissenschaft nicht noch ernsteren Schaden erleiden soll. Es darf (eine Forderung, die auch schon von anderer Seite unlängst aufgestellt worden ist) die Erlaubniß zu Grabungen nur noch solchen Gelehrten oder Architekten ertheilt werden, die volle Sicherheit für die genaueste Beobachtung und Aufnahme aller Funde, auch der unscheinbaren, bieten und die Verpflichtung auf sich nehmen, die Ergebnisse ihrer Forschungen bald und eingehend zu veröffentlichen. Daß dies geschieht, muß der Generaldirector überwachen. Gelingt es ihm so, die vorhandenen Mißbräuche abzustellen, so wird er sich ein größeres wissenschaftliches Verdienst und einen schöneren Nachruhm erwerben, als ihm zehn Funde von prächtigen Goldkostbarkeiten verschaffen könnten. Freilich Zeitaufwand und Energie sind dazu erforderlich.

Ueberaus wünschenswerth wäre es auch, wenn das Morgan'sche Project eines Katalogs der in Aegypten In situ befindlichen Alterthümer und Denkmäler nicht fallen gelassen, sondern in bescheidenem Umfang, ähnlich wie ein knapper wissenschaftlicher Museumskatalog, fortgeführt würde. Dadurch würde nicht nur der erste Grund zu einer genauen Topographie des alten Aegyptens gelegt werden, sondern der Gelehrte würde auch ein übersichtliches Handbuch über das in Aegypten erreichbare Denkmäler- und Inschriftenmaterial erhalten. Noch eine andere Erbschaft hat der neue Generaldirector von seinen Vorgängern empfangen, um deren schon lange verschleppte Auszahlung wir im Interesse der ägyptischen Alterthumswissenschaft dringend bitten möchten. Die oft überstürzten Ausgrabungen der früheren Jahrzehnte haben die glücklichen Leiter oft nicht dazu kommen lassen, ihre Resultate in umfassenden und wissenschaftlich zulänglichen Publicationen niederzulegen. So wird nicht nur eine vollständige Veröffentlichung des Grabfundes der Ahhotep vermißt, bei dem zum erstenmal die Schätze der altägyptischen Goldarbeiterkunst zu Tage gefördert wurden; auch die Publicationen der von Mariette ausgegrabenen und in aller Welt bekannten Mastebas des Ty und des Ptahhotep, über deren kunstgeschichtliche und archäologische Wichtigkeit kein Wort zu verlieren ist, stehen noch aus. Die Veröffentlichung des von Mariette entdeckten Serapeums ist nie zu Ende geführt worden, und die in dem Schacht von Dêr el bahri entdeckten Königsmumien und ihre werthvollen Beigaben, deren Auffindung vor sechzehn Jahren allenthalben berechtigtes Aufsehen erregte, hat wohl Maspero in ihrer historischen Bedeutung eingehend gewürdigt, auch eine Liste der dort gefundenen Gegenstände geliefert, aber eine vollständige Publication mit Abbildungen auch der zunächst weniger wichtig erscheinenden Stücke steht noch aus. Ebenso vermissen wir noch die Veröffentlichungen der von Morgan entdeckten Mastebas des Mererure (Mery), des Kagemni, des Ptahschepses u. a. m., die hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen und durch den Weggang Morgans nicht etwa ad calendas Graecas vertagt werden. Ich habe hier nur einige augenfällige Beispiele unterlassener Verpflichtungen angeführt; auch sie ließen sich leicht noch vermehren, und die Klage, daß von vielen wichtigen Grabungen höchstens Zeitungsnotizen oder kurze Erwähnungen in den von der Verwaltung neuerdings heraus-

Digitized by Google

gegebenen Jahresberichten veröffentlicht worden sind, ließe sich schier endlos fortführen. Man wende nicht ein, daß zu so kostspieligen Publicationen keine Mittel zur Verfügung stehen. Man spare nur jährlich das Geld für die Kosten einer einzigen Ausgrabung, statte die Veröffentlichungen einfach aus nach dem Muster von Flinders Petrie's Publicationen, und den Ansprüchen der Wissenschaft ist Genüge geleistet. Aber wie dies vielfach geschehen, Grabungen veranstalteu und ihre wenn auch noch so geringfügigen Ergebnisse der Gelehrtenwelt unterschlagen, das ist eine Methode, gegen die nicht energisch genug Protest eingelegt werden kann.

Selbstverständlich soll nun nicht verlangt werden, daß die Verwaltung der ägyptischen Alterthümer sich ganz von eigenen Unternehmungen fern halte, auf selbständige Ausgrabungen verzichte und sich lediglich mit der Rolle eines archäologischen Aufsichtsraths begnüge. Sie unternehme nach Maßgabe ihrer Zeit und Geldmittel Ausgrabungen, führe sie in wissenschaftlich allseitig befriedigender Weise durch und lege die Ergebnisse in erschöpfenden Veröffentlichungen nieder, ehe sie neue Untersuchungen in Angriff nimmt. Das Beispiel Petrie's, Naville's, Morgans und neuerdings Lyons' (über die Untersuchungen auf der Insel Philae) sei hier vorbildlich.

Bei dieser Fülle schwieriger Aufgaben, die dem Generaldirector der ägyptischen Alterthümer durch die Beaufsichtigung der Denkmäler in ganz Aegypten, durch wissenschaftliche Publicationen und durch Ausgrabungen obliegen, wird es ihm nun kaum möglich sein, sich der Leitung einer anderen Verwaltung mit voller Kraft zu widmen, die bisher ihm unterstanden hat. Ich meine die Verwaltuug des Museums von Kairo, das ursprünglich in Bulak sich befand, jetzt im Palast von Gizeh seine Heimstätte hat und in wenigen Jahren ein neues Haus in Kairo selbst besitzen wird.

Das Museum ägyptischer Alterthümer ist im Jahre 1857/58 auf Veranlassung Mariette's gegründet worden, mit der Bestimmung, zur Aufnahme der im Lande gefundenen Alterthümer zu dienen. Durch die erfolgreiche Thätigkeit Mariette's und seiner Nachfolger, vornehmlich Maspero's, ist es zu einem ägyptischen Museum ersten Ranges herangewachsen, das an Bedeutung die verwandten europäischen Sammlungen weit überragt. Es umfaßt heute nicht weniger als 88 große Säle, die mit Alterthümern gefüllt sind, abgesehen von der großen Menge von Stücken, die nicht ausgestellt in den Magazinen des Museums lagern. Wie groß die Zahl der im Besitze des Museums befindlichen Alterthümer ist, läßt sich auch nicht annähernd sagen, sie dürfte aber die Höhe von mehreren Zehntausenden erreichen. Wenn man nun berücksichtigt, daß zur wissenschaftlichen Verwaltung der ägyptischen Abtheilung des Berliner Museums, die einschließlich der vorderasiatischen Alterthümer zwölf Säle einnimmt und die nach ungefährer Schätzung höchstens ein Viertel der im Kairener Museum aufbewahrten Antiken umfaßt, ein Director, zwei Directorialassistenten und mehrere Hülfsarbeiter zur Verfügung stehen und diese alle kaum imstande sind, die Menge der ihnen verwaltungstechnisch und wissenschaftlich obliegenden Arbeiten zu bemeistern, so wird man leicht beurtheilen können, welch ein Stab von wissenschaftlichen Arbeitern für ein Museum von dem Umfange des Kairener erforderlich ist. Officiell gehören nun, abgesehen von einigen Bureaubeamten, zur Verwaltung des Museums von Kairo ein Director, zwei Assistenten (conservateur), zwei Hülfsassistenten (conservateur-adjoint), ein Zeichner (inspecteur-dessinateur) und ein Restaurator (conservateur-réparateur), die aber keineswegs alle der Museumsverwaltung obliegen, sondern zum guten Theil zu Ausgrabungen und zur Beaufsichtigung der Denkmäler im Lande verwandt werden. Morgan selbst konnte sich infolge seiner umfangreichen Thätigkeit bei Ausgrabungen nur einen ganz geringen Theil des Jahres seinen Pflichten als Chef des Museums widmen, und ebenso wurden ein Hülfsassistent, der Zeichner und der Restaurator den größeren Theil des Jahres durch außerhalb des Museums liegende Arbeiten in Anspruch genommen. Von den übrigen Beamten sind ein Assistent und ein Hülfsassistent von Nationalität Araber und wissenschaftlich wenig vorgebildet, so daß sie nur zu gewissen Arbeiten angestellt werden können. In Wahrheit liegt seit Jahren fast die gesammte Museumsverwaltung in den Händen eines einzigen „Conservateurs", des Deutschen Emil Brugsch-Bey (eines Bruders des vor wenigen Jahren verstorbenen berühmten Aegyptologen Heinrich Brugsch). Daß nun bei derartigen Verwaltungsverhältnissen ein wissenschaftliches Institut von dem Umfange und der Bedeutung des Museums von Kairo Schaden leiden muß, liegt auf der Hand. Ich will nur darauf hinweisen, daß ein vollständiges, wissenschaftlich brauchbares Inventar, in dem alle Gegenstände verzeichnet sein müssen und in dem auch die Fund- und Herkunftsstelle jedes Stücks zu finden sein müßte, fehlt. Für gewisse Jahre ist ein derartiges Verzeichniß mehr oder weniger genau geführt worden, für andere fehlt es ganz, so daß sich die Herkunft der Stücke höchstens aus dem Gedächtniß (!), bisweilen aber auch gar nicht feststellen läßt. Und doch hat einst der Gründer des Museums, Mariette, darauf hingewiesen, daß im Gegensatze zu den europäischen Sammlungen, in denen man die Provenienz selbst der wichtigsten Stücke meist nicht anzugeben vermöge, in dem neuen Museum sogar von dem unscheinbarsten Alterthum bekannt sein solle, wo es gefunden worden sei! Durchschreitet mau die langen Fluchten der Museumsräume, so wird man sich wundern, wie wenig Stücke mit erläuternden Zetteln versehen sind. Der nicht sachmännische Besucher sieht die meisten Stücke an, ohne eine Antwort auf seine Fragen, was sie darstellen, welcher Zeit sie angehören oder woher sie stammen, erhalten zu können. Daß durch diesen Mangel der belehrende Zweck eines Museums völlig verfehlt wird, ist klar. Der Schaden wird auch dadurch nicht ausgebessert, daß dem Besucher ein brauchbarer, handlicher Führer in die Hand gegeben wird. Ein solcher existirt leider nicht. Die meisterhaften, geradezu classischen Kataloge Mariette's und Maspero's sind infolge der Uebersiedelung des Museums von Bulak nach Gizeh und die dadurch bedingte Neuordnung der Alterthümer für den praktischen Gebrauch nicht mehr zu verwerthen, und das von Vizey auf Morgans Veranlassung verfaßte und gedruckte „Verzeichniß der wichtigsten Alterthümer des Museums von Gizeh" ist so unzuverlässig und wissenschaftlich unzulänglich, daß es keinen Ersatz für die älteren Führer bietet und schleunigst selbst durch ein neues ersetzt werden müßte. Verlangt hier die große Menge europäischer Besucher, die alljährlich zum Museum nach Gizeh hinauspilgern, einen sicheren Führer, so sieht sich die ägyptologische Wissenschaft nicht minder verlangend nach einer systematischen Veröffentlichung der mannichfaltigen in Gizeh aufbewahrten Schätze, zum mindesten nach einem kurzen beschreibenden Katalog davon um. Diese Wünsche werden aber immer unerfüllbar bleiben, die geschilderten Schäden werden sich mehr und mehr vergrößern und zu einer nicht mehr zu heilenden wissenschaftlichen Gefahr werden, wenn nicht eine völlige Aenderung des ganzen Verwaltungssystems eintritt.

Es ist unbedingt erforderlich, daß die beiden wichtigen Aemter eines Generaldirectors der ägyptischen Alterthümer, dem die Beaufsichtigung der Denkmäler im Lande und die Ausgrabungen obliegen, und eines Directors der archäologischen Museen nicht mehr wie bisher in einer Hand vereinigt bleiben, sondern daß eine besondere, mit der Verwaltung des Museums beauftragte Direction eingesetzt wird.

Nur wenn dies geschieht und das Museum von Gizeh nicht mehr als Stiefkind der Alterthümerverwaltung behandelt wird, kann dieses wundervolle Institut blühen und gedeihen.

Am 1. April d. Js. hat der Chedive den Grundstein zu einem neuen Museum gelegt. In Gegenwart der Staatsminister und fremden Würdenträger ist der feierliche Act vollzogen worden. Hoffentlich ist allen, die ihm beigewohnt haben, auch die Verantwortung ihrer Pathenschaft klar geworden, daß sie nicht nur für das Vollenden des neuen Gebäudes, sondern auch vor allem für die darin unterzubringenden Schätze zu sorgen haben. Noch ist es Zeit, alte Fehler wieder gut zu machen, noch trennt uns ein Jahrfünft von dem Zeitpunkt, wo der Umzug in die neuen Räume in Angriff genommen werden soll. Möge diese Frist benutzt werden, die Alterthümer des Museums zu ordnen, zu bezetteln und sie ihrer Art und Herkunft nach zu bestimmen und zu verzeichnen, damit die große, heute herrschende Unordnung nicht ins ungeheure wachse. Aber wir wiederholen es nochmals, diese Arbeit ist nur möglich unter der Leitung eines Directors, der seine ganze Kraft und Energie für das von ihm verwaltete Haus einsetzt und dem auch die volle Verantwortung für sein Werk zufällt. Zögert man, ihn zu bestellen, so fällt die Verantwortung auf die leitenden Kreise zurück, und die Wissenschaft wird nicht zögern, sie für ihre schweren Vergehen und die unheilbaren Schäden, die sie ihr etwa zufügt, verantwortlich zu machen und öffentlich anzuklagen. Videant consules!

Ein holländischer Roman.[1])

Man kann es nur zu gut begreifen, daß dies gewaltige Werk in den holländischen Ebenen geboren wurde, die oft vom Nebel heimgesucht werden; denn wild und verworren, in riesigen wolkigen Umrissen reckt sich in diesem Buch das Gespenst der Schuld vor einem schreckhaften Menschen empor, droht ihm mit den leeren Augen, aber weicht, wenn man näher kommt, wieder zurück, um sich in der Ferne nur noch fürchterlicher aufzuthürmen: ein ewiges Haschen und Fliehen! Von solchen vergeblichen Kämpfen erzählt Maartens in seinem Roman, von der stummen blutigen Schlacht eines einsamen Herzens gegen seinen Dämon von Wolken, deren Grau die Lebensluft erstickt, bis endlich ganz am Schluß die Sonne doch wieder milde durchblickt und vor der Liebe die bösen Geister weichen müssen.

Joost Aveling wird — zehn Jahre nach dem Tode seines Oheims — angeklagt, diesen ermordet zu haben, aber wegen mangelnder Beweise wieder freigesprochen. Er hatte den Mann gehaßt, der ihn, die Waise, einst aufgenommen und so hart behandelt hatte. Als daher der Oheim nach einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Neffen einem Erstickungsanfall zu erliegen drohte, kam ihm Joost nicht zu Hülfe und überließ bewußt Leben oder Tod dem Zufall, der das letztere verhängte. Aber trotz der gerichtlichen Freisprechung fühlt er sich schuldig und droht sich an diesem quälenden Gedanken zu verzehren, bis er zu Hause seinem Weibe und öffentlich dem ganzen Volke gestanden hat, daß er im Herzen doch der Mörder seines Mutterbruders war. Mit diesem Bekenntniß scheidet er vom Schauplatz ab, um im verborgenen bei den Seinen ein arbeitsames, der stillen Liebe geweihtes Leben zu führen, irdisch und himmlisch entsühnt, wenn auch noch in eine wehmüthig erhabene Trauer über sich versenkt, dem Gott vergab, aber der sich selbst nicht ganz vergeben kann.

Der Schluß stellt diesen Roman mitten unter die Streitschriften unsrer Zeit und neben Ibsens beste Dramen. Der Drang nach Erlösung von den Standesvorurtheilen, von der Heuchelei und Lüge, die man sich selber um der Gesellschaft vormacht, der Wunsch, lieber in einem großen Zusammenbruch die innere Natur streng und sittlich zu läutern, statt sie unter einem ungesunden äußerlich glänzenden Leben zu ertödten; das ist eins der wenig bleibenden Güter, das die skandinavische Literatur auf ihrem Durchzuge dem mittleren Europa hinterlassen hat: als hätten die alten Sagen neu geboren und folgten auf jene Götterdämmerung, die jeder Mensch schmerzlich an und in sich zu erleben hat, wieder selige Zeiten eines schöneren Friedens.

Bis zur Gerichtsverhandlung steigt der Roman grandios an. Joostens sonderbares, scheues Benehmen hatte die bösen Gerüchte aufgejagt, falsches Zeugniß ward geredet, bis für ihn und uns im letzten Moment noch die Wahrheit erlösend an den Tag kam. Die psychologische Zeichnung geht vom Einzelnen auf die Massen über. Wie Meinungen suggerirt werden, die tobende Menge „Mord" schreit und nach dem plötzlichen Umschlag den Häftling für seine Leiden mit lautem Jubel entschädigen möchte, wie die Presse der unteren Kreise vom Anathema zum Sanctus überspringt, das entlockt dem sonst so ernsten Autor doch ein leichtes Lächeln. Die Spannung und Angst vor dem Urtheilsspruch laufen hart neben den Grenzen des Künstlerischen hin; noch ein wenig mehr, und Mittel und Darstellung würden raffinirt erscheinen. Es zuckt einem förmlich in den Fingern, sich von dem lähmenden Druck der Geschichte durch einen raschen Blick auf das Ende zu befreien, wenn uns nicht das Vertrauen in diesen Dichter unendlich beruhigte, der solche Foltern kaum ohne einen höheren, auf das Ganze gerichteten Zweck verfügt haben kann. Maartens zergliedert mit unerhörter Kühnheit und hält die Seele mit allen Fasern in seinen Händen fest; aber vor der Gefahr, ein bloßer Vivisector zu werden, wird ihn auch in Zukunft sein poetischer Genius treulich bewahren. Die motivische Verknüpfung des Romans zeugt von den geradezu erstaunlichen geistigen Fähigkeiten und der überlegenen künstlerischen Besinnung des Verfassers, dessen sorgliche Verarbeitung des Stoffes mehr als einmal den Vergleich mit der antiken Tragödie aushält. Er weiß ein Geschehniß in allen seinen Wirkungen auf die verschiedenen Menschen zu verfolgen, läßt nichts vergeblich erzählen und nichts locker oder als bloße Verzierung über die Handlung hinausranken; er rückt das Kleinste und Größte in reiche wechselseitige Beziehungen.

Maartens hat eine interessante Compositionsweise. Er sieht augenscheinlich Menschen in irgend einer auffallenden Stellung vor sich, die er losgerissen aus allem Zusammenhang gerade zufällig und wirklich beobachtete oder die plötzlich frei in seiner schaffenden Phantasie aufstieg, und erfindet nun genial eine Vor- und Nachgeschichte hinzu. So bringt er gleich in der Einleitung jenes letzte Zerwürfniß zwischen Oheim und Neffen, holt im ersten Theil des Buches, dem „Vordem" weit aus, um diese merkwürdige Situation zu erklären, und schließt im zweiten Abschnitt, im „Nachher" das an, was darauf folgte. In dieser sprungartigen Weise rückt die Erzählung auch im einzelnen noch manchmal vor.

Als hätte der Dichter stolz geahnt, daß man dies Buch extra muros lesen werde, hat er Eigenthümlichkeiten seines Landes und Volkes nicht unerklärt gelassen. Wir machen in einer holländischen Familie eine freundliche Nicolasfeier mit, werden auf eine Eispartie genommen und freuen uns mit der Hausfrau am Glanze ihres Geschirrs. Das läuft alles bescheiden mit unter, ohne aufdringliche Ausschmückung und ohne die immerhin verzeihliche Bestrebung, einmal pathetisch die Sache des eigenen Landes vor aller Welt zu vertreten. Und doch hat Maartens seiner Heimath

[1]) Maarten Maartens: Joost Avelinghs Schuld. II. Deutsche Originalausgabe. Berlin ꝛc., Ahn 1897.

Digitized by Google

gedient, wie kaum ein anderer; denn es ist holländischer Geist, der ihm die Feder geführt hat bei dieser liebevollen Versenkung nach innen; denn wie die Malerei dort von je sich in die Stuben der Häuser zurückgezogen und friedlich an die Kamine gelehnt hat, so dringt Maartens in alle Kammern und Winkel der Seele und fegt und putzt den Staub der Jahre weg, bis, dem Besitzer zur Freude, die Räume wieder wie Morgenlicht blinken.

Und uns Deutsche muß es vollends beglücken, wenn wir in diesem Werke die Träume eines der besten unsres Volkes erfüllt sehen. Was Goethe vor bald 70 Jahren unter einer Weltliteratur forderte, hat jetzt langsam zu reifen angefangen. Der größte Dichter in einem fremden Lande läßt den Helden nach seiner größten, selbstverleugnenden That Goethe's Hände ergreifen; er liest im Faust: „Bei der Scene im Dom brach Joost mitten im Lesen plötzlich zusammen, neigte sich herab auf das Buch und vergoß glückliche, wenn auch wehmüthige Thränen."

Dr. H. Kraeger.

Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrkohlenrevier.

Von T. Kellen (Essen a. d. Ruhr).

V. (Schluß.)

Zum Schluß sei noch einiges über den bereits früher erwähnten Allgemeinen Knappschaftsverein und das Berggewerbegericht mitgetheilt. Das Vermögen des Allgemeinen Knappschaftsvereins, welches zu Anfang des Jahres 1895 18,689,503.99 M. betrug, ist bis zum Jahresschluß auf 22,562,352.96 M. gestiegen. Von den Rechnungsergebnissen theilen wir folgendes mit: es wurde gezahlt a. an Krankengeld 2,462,699.70 M. (2,346,283.60 M. im Jahr vorher), b. an Invalidengeld 3,200,001.46 M. (3,082,549.75 M.), c. an Wittwengeld 1,617,854.08 M. (1,528,710.44 M.), d. an Kindergeld 1,242,888.83 M. (1,229,507 M.), e. an Altersrenten 28,778.20 M. (21,614.17 M.), f) an Invalidenrenten 351,221.07 M. (166,972.48 M.) An ordentlichen Beiträgen wurden erhoben: a. von den Vereinsmitgliedern: zur Krankencasse 2,430,852.47 M., zur Pensionscasse 4,233,969.75 M., zur Invaliditäts- und Alterscasse 1,164,948.95 M.; b. von den Werksbesitzern: zur Krankencasse 1,823,144,90 M., zur Pensionscasse 3,125,603.78 M., zur Invaliditäts- und Alterscasse 1,164,948.95 M., zusammen also 13,943,468.80 M. (gegen 13,493,956.96 M. im vorigen Jahr).

In den 152 Cursprengeln sind 153 Revierärzte als Knappschaftsärzte angestellt. Im Durchschnitt entfällt nach der Zählung vom 1. November 1895 auf jeden Revierarzt eine Belegschaft von 1124 Mann. Die großen Unterschiede in der Dichtigkeit der Bevölkerung des Vereinsbezirks bringen es jedoch mit sich, daß die Zahl der den einzelnen Aerzten überwiesenen Belegschaften sehr von einander abweicht. In einzelnen Fällen ist die knappschaftliche Praxis nur ein Bruchtheil der ärztlichen Thätigkeit.

Was die einzelnen Cassen betrifft, so seien hier nur folgende Angaben mitgetheilt:

a) Krankencasse. Die Beiträge der Mitglieder (1.4 Proc. des Verdienstes) steigen von 0.40 M. monatlich für Lohnclasse 1 bis zu 2.10 M. in Lohnclasse 13. Die Thatsache, daß Krankenscheine ganz oder theilweise, oft nur um eines geringen Vortheils willen, gefälscht worden sind, ist auch im Jahre 1895, wenn auch nicht in so hohem Maße wie i. J. 1894, zu verzeichnen. So weit es gelang, die Fälscher den Gerichten zu überantworten, sind dieselben mit zum Theil recht empfindlichen Strafen belegt worden. Die Fälle, daß Mitglieder durch Theilnahme an Schlägereien krank feiern mußten, haben sich in den letzten Jahren immer vermehrt. Da ärztliche Behandlung auch in solchen Fällen gewährt werden muß, so sind hierdurch beträchtliche Aufwendungen der Casse erforderlich. In solchen Fällen, in denen die Mitglieder ohne eigenes Verschulden in eine Schlägerei u. s. w. verwickelt wurden und zu feiern genöthigt waren, ist seitens der Casse gegen die Thäter Regreßklage wegen der aufgewendeten Kosten angestrengt worden, sofern die Einziehung der Beträge als ausführbar erschien. Die Zahl der Mitglieder betrug im Durchschnitt 159,571 gegen 156,249 in 1894 und 149,104 in 1893. Im Durchschnitt ist für jedes beschäftigte Mitglied an Beiträgen zur Krankencasse gezahlt worden 26.66 M. gegen 26.47 M. in 1894 und 30.58 M. in 1893.

b) Pensions- und Unterstützungscasse. Durch die Bestimmung, daß diejenigen unständigen Mitglieder, welche erst in einem Alter von über 30 Jahren zur Bergarbeit kommen, von Beiträgen zur Pensionscasse befreit werden, dafür aber auch im Falle der Bergfertigkeit keinen Pensionsanspruch erwerben, nimmt die Zahl der beitragenden Mitglieder der Pensionscasse nicht in dem Maße zu, wie dies bei anderen Abtheilungen des Vereins der Fall ist. Das Verhältniß von ständigen und unständigen zahlenden Mitgliedern war im Durchschnitt folgendes: ständig 97,319, unständig 39,367, oder in Procenten ausgedrückt: ständig im Durchschnitt 71.20 Proc., unständig 28.80 Proc. Von den gezahlten Invaliden-, Wittwen- und Kindergeldern entfielen durchschnittlich im Jahre auf:

	jeden Invaliden M.	jede Wittwe M.	jedes Kind M.
1893	235.87	149.06	42.50
1894	229.47	152.24	43.50
1895	230.00	155.26	43.30

c) Invaliditäts- und Alterscasse. Der Umfang der Geschäfte dieses Zweiges der Vereinsthätigkeit hat 1895 eine weitere Steigerung erfahren, die sich besonders in den Ausgaben für Invalidenrenten kundgibt. Die Zahl der Ansprüche auf Altersrente ist übrigens nur mäßig, im Vergleich zu den anderen Versicherungsanstalten sogar nur ganz gering gewesen. Das Vermögen der Invaliditäts- und Alterscasse hat ebenfalls eine Steigerung erfahren. Dasselbe betrug 8,110,709.96 M. am Schlusse des Jahres 1895, 6,032,727.70 M. im Jahre 1894 und 3,964,741.41 Mark im Jahre 1893.

Es würde zu weit führen, hier das Knappschaftsstatut zu besprechen, obschon dasselbe für die Bergarbeiter von außerordentlicher Wichtigkeit ist; es wäre dazu eine besondere Abhandlung erforderlich. Im allgemeinen ist dasselbe nicht so günstig, wie dasjenige im Saarrevier, und es hat schon zu mehreren bedeutenden Processen Anlaß gegeben, die in letzter Instanz vom Reichsgericht theils zu gunsten, theils zu ungunsten der Knappschaftsmitglieder entschieden worden sind. Bevor die Lohnfrage in Fluß kam, wurde allgemein eine Reform des Knappschaftsstatuts verlangt. Eine solche ist auch in Vorbereitung, jedoch läßt es sich noch nicht absehen, wann dieselbe durchgeführt werden wird. Insbesondere wünscht man eine größere Freiheit in der Wahl der Aerzte, Erhöhung des Krankengeldes und der Knappschaftspension, Verkürzung der Amtszeit der Aeltesten u. s. w. Um ferner den lebhaften Klagen betreffs der Invalidisirung vorzubeugen, wünscht man die Errichtung von Schiedsgerichten nach dem Vorbild der Schiedsgerichte der Reichsinvaliditäts- und Unfallversicherung. Infolge der vielfachen Klagen bei der Invalidisirung haben sich die Arbeiter zum großen Theil veranlaßt gesehen, eine Altersgrenze von 25 Dienstjahren zu verlangen, nach deren Ablauf es jedem freistehen soll, sich zum Bezug der Invalidenpension zu melden. Der Vorstand des christlichen Gewerkvereins hat jedoch beschlossen, von dieser Forderung Abstand zu

nehmen. Die erwähnten Klagen würden nämlich durch eine derartige Altersgrenze nicht beseitigt, weil ja die meisten Arbeiter schon vor Ablauf von 25 Dienstjahren invalide werden. Diese Abhülfe kann nur in der Gewährung größerer Garantien für eine allseitige gerechte Prüfung der Frage, ob und inwieweit Invalidität vorliegt, gefunden werden.

Auf den Zechen bestehen — unabhängig von den Knappschaftscassen — noch besondere Unterstützungscassen. Das durch die Novelle von 1892 abgeänderte allgemeine preußische Berggesetz bestimmt im § 80, d, 2. Absatz: „Alle Strafgelder, sowie alle wegen ungenügender oder vorschriftswidriger Beladung der Fördergefäße den Arbeitern in Abzug gebrachten Lohnbeträge müssen der Knappschaftscasse oder einer zu gunsten der Arbeiter des Bergwerks bestehenden Unterstützungscasse überwiesen werden." Dieser Bestimmung wird von den Zechenbesitzern des Ruhrkohlenreviers dadurch entsprochen, daß die Strafgelder und Beträge für genullte Wagen den Zechenunterstützungscassen zugeführt werden, ein Verfahren, das alle Anerkennung verdient, denn eine Ueberweisung dieser Gelder an die Knappschaftscasse würde den Arbeitgebern auch von Nutzen sein. Außer den bezeichneten Geldern werden auf den meisten Zechen, die sich bei der Ausrechnung des Lohnes über die Zehner ergeben, die Pfennige der Unterstützungscasse zugewiesen, um dadurch die Auszahlung an den Lohntagen zu vereinfachen und zu erleichtern. Auf einer Reihe von Zechen bestehen Ausschüsse, in denen sich auch Arbeiter befinden, zur Verwaltung der Unterstützungscassen. Die Arbeiter wünschen, daß diese Einrichtung überall eingeführt werde. Der Gewerkverein hatte eine hierauf bezügliche Umfrage veranstaltet, hat aber nur von 88 Zechen etwas bestimmtes erfahren können. Auf 81 Zechen zahlen die Arbeiter keine directen Beiträge zur Unterstützungscasse. Auf 66 Zechen bleibt es dem Ermessen der Verwaltung überlassen, nach Bedürftigkeit die Unterstützung zu bemessen und zu vertheilen. Auf 62 Zechen ist für die Casse kein Statut vorhanden, und auf 74 Zechen wird auch kein Rechenschaftsbericht gegeben. Hieraus ersieht man, daß der Wunsch nach Regelung des Unterstützungscassenwesens nicht unbegründet ist. Ein mustergültiges Statut besteht auf Zeche Sälzer und Neuack. Die wichtigsten Bestimmungen lauten: Der Unterstützungsverein hat den Zweck, den Belegschaftsmitgliedern oder deren Angehörigen in Krankheits- oder Nothfällen eine Unterstützung zu gewähren. Jedes Belegschaftsmitglied ist Mitglied des Unterstützungsvereins; mit dem Ausscheiden aus der Belegschaft hört der betreffende auf, Mitglied des Vereins zu sein. Den Grundstock des Vereinsvermögens bildet das Vermögen des bisherigen Unterstützungsvereins der Zeche Vereinigte Sälzer und Neuack, welches auf den neuen Verein übergeht. Die Einkünfte des Vereins bestehen aus: 1. den regelmäßigen Beiträgen der Mitglieder, 2. den bei der Löhnung überschießenden, nicht durch 10 theilbaren Pfennigbeträgen, 3. den Beträgen der Gewerkschaft, 4. den eingezogenen Ordnungsstrafgeldbeträgen, 5. etwaigen freiwilligen Geschenken, 6. den für genullte Wagen geleisteten Zahlungen der Gewerkschaft, 7. den Zinsen des vorhandenen Baarbestandes. Die Mitglieder zahlen als regelmäßigen Beitrag 5 Pfennig pro Monat; die Gewerkschaft zahlt den gleichen Betrag, den die Mitglieder gemäß 1 und 2 vorstehend aufbringen, monatlich an die Vereinscasse. Die Beiträge der Mitglieder werden bei den regelmäßigen Auslohnungen der Zeche durch Abhalten von dem verdienten Lohne und durch Eintragen in die Lohnlisten eingezogen. Die Unterstützungen werden vom Vorstand festgesetzt, der aus 8 Mitgliedern besteht, von denen 4 von der Belegschaft gewählt werden.

Auf einer Reihe von Zechen bestehen auch sogenannte Familienunterstützungscassen, aus denen in Krankheitsfällen von Familienangehörigen Unterstützungen gewährt werden. Die vom Gewerkverein aufgestellten Fragebogen haben ergeben, daß von den 88 Zechen, für die die Fragebogen ausgefüllt wurden, 12 Zechen solche Cassen haben. Die Mittel zu diesen Cassen werden zu gleichen Theilen von Arbeitgebern und Arbeitern aufgebracht, jedoch sind die Leistungen der Casse verschieden. In den meisten Fällen ist auf den Zechen nur die eine Unterstützungscasse vorhanden, aus der alle Unterstützungen — für die Arbeiter und deren Angehörige — geleistet werden. Wo aber neben dieser Casse noch eine solche zur Unterstützung von Familienangehörigen besteht, ist der Beitritt zu der letzteren freigestellt.

Das Berggewerbegericht, welches für die Bergarbeiter und deren Arbeitgeber an Stelle des gewöhnlichen Gewerbegerichts tritt, wird noch vielfach nicht genügend beachtet, und die Bergleute legen bei der Wahl der Beisitzer aus ihrem Stande eine geradezu unbegreifliche Gleichgültigkeit an den Tag. Auch wird das Gewerbegericht nur wenig in Anspruch genommen. Nach den Mittheilungen des Oberbergamts zu Dortmund sind 1895 bei dem Berggewerbegericht des Oberbergamtsbezirks insgesammt 173 Fälle zur Rechtsprechung anhängig gemacht worden. Als Einigungsamt wurde das Gericht nicht in Anspruch genommen. Die anhängig gemachten Fälle vertheilen sich auf 14 Spruchkammern; bei 2 Spruchkammern, denen der Bergvereine Ost- und West-Essen, sind keine Fälle zu verhandeln gewesen. In 32 Fällen wurde die Klage zurückgenommen; in weiteren 32 Fällen fand ein Verzicht im Sinne des § 277 der Civilproceßordnung statt; bei 6 Fällen erging Versäumnißurtheil, während 3 Fälle anerkannt wurden; in 84 Fällen ergingen andere Endurtheile, und 16 Fälle wurden in dem betreffenden Jahre nicht erledigt. Ferner wurden 4 Berufungen eingelegt. Im Jahre 1894 waren 205 Fälle beim Berggewerbegericht anhängig gemacht worden; die Zahl hat also im folgenden Jahre abgenommen. Diese Abnahme, wie überhaupt die geringe Zahl der Klagen ist verschiedenen Umständen zuzuschreiben. Vorerst sind die Arbeiter über Zuständigkeit und Zusammensetzung des Gerichts meistens im unklaren und sodann fürchten sie eine spätere Benachtheiligung. Die Arbeiter sind vielfach der Meinung, daß wenn sie wegen Lohnstreitigkeiten u. dgl. gegen eine Zechenverwaltung klagbar werden, sie ihr Bündel schnüren und die Arbeit wechseln müssen. Dieses Mißtrauen mag wohl zum Theil daher rühren, daß einzelne Bergleute schlimme Erfahrungen in der Hinsicht gemacht haben. Aber das sollte sie im allgemeinen nicht verhindern, sich die Vortheile des Berggewerbegerichts zunutze zu machen, um so mehr, als dort nur praktisch erfahrene Beisitzer zu urtheilen haben, die sie zur Hälfte in freier geheimer Wahl zu bezeichnen haben. Sie verkennen ihre eigenen Interessen, wenn sie eine so bedeutsame Einrichtung, die segensreich wirken kann, nicht benutzen.

Ueber andere Fragen, die für die Bergarbeiter von Wichtigkeit sind, bliebe noch manches zu sagen, allein ein Eingehen in technische Einzelheiten würde zu weit führen. Ich hoffe übrigens, daß es mir gelungen ist, im Vorhergehenden einen Einblick in die Verhältnisse im Ruhrkohlengebiet zu gewähren und die Lage der Arbeiter zu schildern, soweit es im Rahmen dieser Abhandlung möglich war. Mögen sich die Verhältnisse im Ruhrkohlenrevier in ruhiger Weise weiter entwickeln und möge es besonders gelingen, eine friedliche Lösung der Lohnfrage herbeizuführen, ohne daß es zu einem wirthschaftlichen Conflicte kommt, der alle Betheiligten schwer schädigen würde und dessen Ausgang sich nicht absehen ließe.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

H. Weil: Studien über das antike Drama (Études sur le drame antique par Henri Weil, membre de l'Institut, Paris, Hachette et Comp. 1897. pp. 328). — „Die goldene Hochzeit eines Gelehrten mit seiner Wissenschaft" — so ruft man unwillkürlich aus, wenn man in diesem Sammelbande neben Erzeugnissen der letzten Monate, Jahre und Jahrzehnte einen Aufsatz antrifft, der die Jahreszahl 1847 an der Stirne trägt. Auch wird uns dieser weite Abstand der Zeiten lediglich durch die Daten der Abfassung kenntlich. Denn der früheste Aufsatz lässt nichts von der Reife des spätesten, der spätere nichts von der Frische des frühesten vermissen. So blicken wir denn in eine Forscherlaufbahn von nicht nur ungewöhnlicher Dauer, sondern auch von weit mehr als gewöhnlicher Stetigkeit.

H. Weil (geb. 1818) ist gegenwärtig der Nestor der europäischen Hellenisten. Im Mittelpunkt seiner vielseitigen Thätigkeit stand allezeit die griechische Tragödie. Er hat die Dramen des Aeschylus und eine Auslese aus jenen des Euripides neu herausgegeben und sich um Textkritik und Erläuterung derselben in hohem Maße verdient gemacht. Wenn er nunmehr eine Reihe von Aufsätzen, deren Gegenstand diesem Gebiet angehört, wieder veröffentlicht, so darf der Leser von diesen reifen Früchten der in halbhundertjährigem Studium erworbenen sicheren Kennerschaft ebensoviel Genuß als Belehrung erwarten. Diese Erwartung wird nicht getäuscht, um so weniger, da der Verfasser auch die Gaben besitzt, die erforderlich sind, um einen weiten Leserkreis unterhaltend zu belehren und belehrend zu unterhalten. Den Inhalt des Bandes bilden zehn Aufsätze: I. Die attische Tragödie, II. Die Dramaturgie des Aeschylus, III. Die Prometheussabel bei Aeschylus, IV. Das Theater des Euripides, V. Die „Phoenicierinnen" und die „Reinigung der Leidenschaften", VI. Der „Herakles" des Euripides, VII. Die „Antiope" des Euripides, VIII. Die lyrischen Formen der griechischen Tragödie, IX. Die Streitthesen in den Lustspielen des Aristophanes, X. Die Regel der drei Schauspieler in den Trauerspielen des Seneca.

Jeder dieser Aufsätze bringt viel des Neuen und Interessanten. Der vierte und umfangreichste bietet in der Form einer Besprechung eines Buches von Paul Decharme eine Studie über Euripides, aus der nach diejenigen, die mit den Dramen dieses Dichters genau bekannt sind, eine wesentliche Bereicherung ihres Wissens und vor allem die Berichtigung mancher einseitigen Urtheile gewinnen können. Der Verfasser ist mit den Bruchstücken des Euripides ebenso vertraut wie mit den unverstümmelt erhaltenen Tragödien. Er führt uns den Inhalt der verlorenen Stücke, von denen wir fragmentarische oder indirecte Kunde haben, vor Augen, bespricht das Verhältniß der euripideischen Bearbeitung zu den mythischen Stoffen und entwirft auf Grund der Analyse der vollständigen und der Synthese der unvollständig erhaltenen Werke ein Bild der dichterischen Eigenart und der persönlichen Sinnesart des Tragikers, das in gleicher Vollständigkeit wohl nirgends, gewiß nicht auf verhältnißmäßig so engem Raume, anzutreffen ist. Der Aufsatz über die Antiope enthält die Reconstruction dieses vom gesammten Alterthum aufs höchste bewunderten Dramas und ist durch besonderen poetischen Glanz der Darstellung ausgezeichnet. Wir rechnen es H. Weil zum besonderen Verdienste an, daß er die Unsicherheit, welche allen derartigen Reconstructionsversuchen anhaftet, dem Leser keineswegs verhehlt und die Schwächen seiner Beweisführung nicht durch Zuversichtlichkeit der Behauptungen zu verdecken trachtet. Ganz im Gegentheil. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, einzelne Fehlgriffe, welche die Papyrusfunde der jüngsten Jahre als solche erwiesen haben, einfach zu tilgen. Er hat dies unterlassen und es vorgezogen, Anmerkungen beizufügen, die uns sagen, inwieweit seine Combinationen durch das neu entdeckte Material bestätigt, inwieweit sie widerlegt oder berichtigt worden sind. Wenn dieser Grad von Aufrichtigkeit auch nicht geradezu gefordert werden konnte, so dient er doch dazu, das Vertrauen des Lesers zu erhöhen und ihn über den Grad der Sicherheit, welcher den Combinationen des Verfassers eignet, in willkommener Weise aufzuklären. Aus der Fülle des Anziehenden möchten wir noch den letzten Aufsatz hervorheben. Man weiß, daß erst Aeschylus dem vorher allein vorhandenen einen Schauspieler, der im Verein mit dem Chor das Drama zur Darstellung brachte, einen zweiten, Sophokles einen dritten hinzugefügt hat, und daß die griechische Tragödie über dieses bescheidene Aufgebot von Darstellungsmitteln (natürlich von Statisten oder „stummen Personen" und davon abgesehen, daß derselbe Schauspieler im Laufe des Dramas in verschiedenen Rollen auftrat) nicht hinausgekommen ist. Nun hatte noch niemand bemerkt, daß Seneca in seinen Buchdramen pedantisch genug war, diese alterthümliche Regel ohne jede Nöthigung beizubehalten. Diese einfache Wahrnehmung hat Weil in den Stand gesetzt, eine Anzahl höchst auffälliger Vorkommnisse in jenen Dramen, die man sonst nur als unbegreifliche Ungeschicklichkeiten bezeichnen müßte, zu verstehen und in befriedigender Weise aufzuklären. Auch die Vertheilung der Reden an die verschiedenen Personen konnte auf Grund dieser Wahrnehmung manche berichtigende Veränderung erfahren. In einigen Fällen sind diese Ergebnisse durch neuere handschriftliche Forschungen bekräftigt, in einem und dem anderen Falle auch widerlegt worden, was der Verfasser mit gewohnter Gewissenhaftigkeit verzeichnet. Wir wollen diesen kurzen Bericht über das gehaltreiche Werk nicht schließen, ohne daran zu erinnern, daß der Verfasser in der viel behandelten Streitfrage über den Sinn der von Aristoteles der Tragödie zugeschriebenen kathartischen (reinigenden) Wirkung schon im Jahre 1847 den später von Jakob Bernays so erfolgreich beschrittenen Weg betreten und in den Verhandlungen der zehnten Versammlung deutscher Philologen, veröffentlicht zu Basel 1848, S. 131 ff., den Nachweis geführt hat, daß Aristoteles daselbst nicht an eine Reinigung der Leidenschaften denkt.

Mögen den trefflichen Gelehrten, der in rüstiger Kraft und Frische die Schwelle des 80. Lebensjahres zu überschreiten im Begriffe ist, noch lange die guten Geister begleiten, die ihm bisher unentwegt treu geblieben sind und seine Wirksamkeit zu einer so ersprießlichen gemacht haben, vor allem die Genien des Maßes, des Geschmacks und des gesunden Sinnes!

Wien. Th. Gomperz.

-y- Internationale Criminalistische Vereinigung, Landesgruppe Deutsches Reich. Die in der Pfingstwoche stattfindende Landesversammlung in Heidelberg (vergl. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 82 v. 12. April 1897) ist nunmehr endgültig auf den 9. und 10. Juni — Mittwoch und Donnerstag nach Pfingsten — festgesetzt. Am Dienstag, dem 8. Juni, findet Begrüßung und gesellige Vereinigung in der Museumswirthschaft statt, sür Freitag, den 11. Juni, ist der Besuch der Strafanstalten Bruchsal und Kislau in Aussicht genommen. Den Hauptgegenstand der Berathungen bildet die Frage des Strafensystems unter dem Gesichtspunkte der Durchführung grundsätzlicher Reformen auf dem Gebiete des Strafvollzugs im Rahmen der bestehenden Gesetzgebung. Berichterstatter hierüber sind Geh. Rath Professor Dr. Seuffert in Bonn und Geh. Rath Dr. Krohne in Berlin. Die Seuffert'schen Vorschläge sind mit eingehenderer Darlegung in acht Thesen niedergelegt und werden bei der Versammlung gedruckt vorliegen. Es ist anzunehmen, daß dieser Berathungsgegenstand, welcher mit den wichtigsten und actuellsten Fragen der Criminalpolitik sich beschäftigt, allseitig größtem Interesse begegnen und lebhafte Debatten hervorrufen wird, um so mehr, als auf eine starke Theilnahme nicht bloß von Mitgliedern der Internationalen Criminalistischen Vereinigung selbst, sondern auch von außerhalb der Vereinigung stehenden Praktikern und Theoretikern der Criminalpolitik gerechnet wird. Als weiterer Berathungsgegenstand ist in Aussicht genommen die Frage der sog. Unschuldsstrafen, d. i. der strafrechtlichen Haftbarkeit ohne jegliches oder wenigstens ohne volles Verschulden. Auch ist ein Antrag von Geh. Rath Prof. Dr. v. Liszt auf Berathung von Satzungen für die Landesgruppe angemeldet. — Bemerkt sei noch, daß sich in Heidelberg ein Ortsausschuß gebildet hat, bestehend aus den HH.: Rechtsanwalt Dr. Helm, Professor Jellinek, Professor v. Liebenthal, Geh. Hofrath Professor E. Meyer, Privatdocent Dr. Mittermaier, Geh. Regierungsrath Pfister, Staatsanwalt Sebold, Oberamtsrichter Süpfle, Oberbürgermeister Wilckens. — Anfragen über die Tagesordnung und Anmeldungen (sowohl zur Tagung als zu dem in Aussicht genommenen gemeinschaftlichen Essen — am 9. Juni d. J. um 5 Uhr in Heidelberg und am 10. Juni Abends in Ziegelhausen) nimmt Privatdocent Dr. W. Mittermaier in Heidelberg, Karlstraße 8, entgegen. Anmeldungen werden möglichst bis 31. Mai erbeten. Die in Heidelberg zu lösende Theilnehmerkarte kostet 2 Mark.

* Ueber einen bedeutenden Silberfund, der vor einigen Wochen auf der Feldmark von Praust im Kreise Karthaus gemacht wurde, wird der „N. St. Ztg." berichtet: Der dem 9. bis 10. nachchristlichen Jahrhundert angehörende Fund ist einer der größten Funde, die in Pommern gemacht worden sind; nur der Fund von Lupow läßt sich an Umfang und Größe annähernd mit demjenigen von Praust vergleichen. Der Praustiger Fund besteht

theils aus Silbermünzen, theils aus silbernen Schmuckgegenständen; die einen wie die anderen sind arabischer Herkunft und zur Slavenzeit, ungefähr im 9. bis 10. Jahrhundert, durch orientalische Händler ins Land gebracht worden. Durch genaue Bestimmung der Münzen (meist sind es sogenannte Dirhems), deren Zahl mehrere tausend beträgt, wird sich die Zeit des Fundes noch näher umgrenzen lassen. Die meisten Münzen sind zerschnitten, entweder in zwei Hälften oder in vier Viertel oder auch in ganz unregelmäßige Stücke, eine Erscheinung, die auch bei anderen aus derselben Zeit erhaltenen Funden beobachtet worden ist. Offenbar hat man durch Zerschneiden der Dirhems, die etwa die Größe eines Einmarkstückes haben, dem Mangel an kleinerer Münze abzuhelfen gesucht. Die Schmuckgegenstände sind höchst mannichfaltiger Art: es finden sich darunter Halsringe, Spangen, Diademe, Ohrgehänge, Armringe, Broschen, Knöpfe und zahllose kleinere Gegenstände, die nur als Fragmente und zu sogenanntem Hackſilber zerkleinert erhalten sind. Diese Gegenstände sind entweder in Silberfiligran gearbeitet oder bestehen aus getriebenem Silberblech. Unter den Gegenständen der letzteren Art ist die reihenweise Darstellung von Pferdeköpfen als hauptsächlichstes Ornament verwendet. Unter den Stücken von Filigranarbeit ist besonders eine ziemlich vollständig erhaltene Brosche bemerkenswerth, welche in der Art ihrer Ausführung an nordische Arbeiten erinnert, aber doch auch wohl arabischen Ursprungs ist. Die Halsringe sind aus geflochtenem Silberdraht hergestellt. Der gesammte Fund, welcher ein Gewicht von einigen zwanzig Pfund hat, befindet sich auf dem Museum der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Ein Theil ist von der Gesellschaft angekauft, der andere Theil von der Besitzerin des Gutes Paatzig, Gräfin Flemming, dem Museum überwiesen worden. Interessant ist auch die Art und Weise, wie der Fund entdeckt worden ist. Ein blinder Drehorgelspieler, der sich an dem Fundort auf einem alten Stubben niedergelassen hatte und zum Zeitvertreib die Erde unter seinem Sitz mit den Fingern durchfurchte, fand die ersten Silberstücke und gab dadurch Veranlassung zur Auffindung des ganzen Schatzes.

* **Stuttgart.** Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger hat den Beschluß gefaßt, dem Schwäbischen Schiller-Verein eine Stiftung im Betrage von 10,000 M. zuzuwenden. Aufs neue regt sich dabei der Wunsch, daß an so ansehnliche Spenden die einzig verständige Bedingung geknüpft werde, das Schiller-Archiv in unsrer schwäbischen Hauptstadt anzusiedeln. Oder befindet sich etwa das seinem Inhalt nach noch verwandte Cotta'sche Archiv nur deßhalb nicht in Marbach, weil Johann Friedrich Cotta nicht dort, sondern in Stuttgart geboren ist?

* **Heiligenstadt.** Am 15. und 16. d. M. hielt hier die historische Commission der Provinz Sachsen ihre 23. Jahressitzung ab. Geh. Rath Prof. Lindner (Halle) hielt die Eröffnungsrede. Als Ort der nächstjährigen Sitzung wurde Neuhaldensleben gewählt. Prof. Heinemann (Halle) erstattete den Bericht über die von der Commission geleiteten Arbeiten, Unternehmungen und Anstalten, über den Stand der Arbeiten an den Geschichtsquellen (Urkundenbücher von Merseburg, Pforta, Halle, Salza, Zeitz, das Eichsfelder Urkundenbuch und dasjenige des Nordhauser Frauenbergklosters), sowie über die für die nächste Zeit geplanten Unternehmungen: Goslarer Urkundenbuch, Urkundenbücher von Stadtarchivar Dr. Meyer in Erfurt, Oberbürgermeister Brecht (Quedlinburg) berichtete über den Stand der Beschreibungen der Baudenkmäler in den Städten der Provinz Sachsen. Bei der Besprechung über die vorgeschichtlichen Alterthümer wurde insbesondere der Aufnahme der Wallburgen von Dr. Zschiesche gedacht; das Provinzialmuseum plant die Herstellung von Wandtafeln vorgeschichtlicher Gegenstände zum Unterricht in den Schulen. Zur Sprache kam ferner die Herstellung eines Geschichtsatlasses mit Wüstungsverzeichniß; Wüstungsverzeichnisse wurden vorgelegt von Frhrn. v. Wintzingerode-Knorr von den Kreisen Heiligenstadt, Worbis, Mühlhausen (Stadt und Land) und Duderstadt, und von Prof. Hertel von dem Nordthüringer Gau. Es wurde beschlossen, seitens der Commission eine Aufforderung an Städte und Kreise der Provinz ergehen zu lassen, Abschriften von sie angehenden Theilen der Flurkartenarbeiten fertigen zu lassen.

* **Amsterdam.** Außer Prof. Boltzmann in Wien wurden auch der Mathematiker Prof. Felix Klein in Göttingen und der Director der astrophysischen Warte in Potsdam H. C. Vogel von der Niederländischen Akademie der Wissenschaften zu Mitgliedern gewählt.

* **Paris.** Die Académie des sciences wählte den Mathematiker Professor Klein in Göttingen zum auswärtigen Mitgliede.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Edward Arber F. S. A.: An English Garner, Ingatherings from our history and literature. Vol. I.—VIII. London, Archibald Constable & Co. 1896/97. — Almanach der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1897. München, in Comm. bei G. Franz. — Georg Friedrich Knapp: Grundherrschaft und Rittergut, Vorträge nebst biograph. Beilagen. Leipzig, Duncker & Humblot 1897. — Hans Beschorner: Das sächsische Amt Freiberg und seine Verwaltung um die Mitte des 15. Jahrhunderts. (Leipziger Studien a. d. Gebiet der Geschichte IV, 1). Ebd. 1897. — Dr. Julius Pierstorff: Die Karl Zeiß-Stiftung. Versuch zur Fortbildung des großindustriellen Arbeitsrechts (S.-A. aus Schmollers Jahrbuch). Ebd. 1897. — Dr. Otto Gierke: Der Entwurf des neuen Handelsgesetzbuches, Vortrag. Dresden, v. Zahn u. Jaensch 1897. — G. K. Antoo: Die Entwicklung des französischen Colonialreiches, Vortrag. Ebd. 1897. — K. Sommer: Annemarie, Novelle. — Reinhold Detmaan: Der Schauspieler, Novelle. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 47 u. 48). Berlin, Albert Goldschmidt 1897. — Rudolph Frhr. Procházka: Arpeggien, Masikalisches. Dresden, Oscar Damm 1897. — Otto Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld: Das festliche Jahr der germanischen Völker. Mit Illustrationen. 2. Aufl. Leipzig, H. Barsdorf. — Hermann Heiberg: Apotheker Heinrich, Roman. 3. Aufl. Leipzig, Gustav Fock. — Jur. Dr. Alfred Rittee a. Weetschto: Das österreichische Marschallamt im Mittelalter. Wien, Manz 1897. — Karl Weltbrecht: Schiller in seinen Dramen. Stuttgart, Fr. Frommann 1897. — Johs. Penzler: Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, hggb. und mit histor. Erläuterungen versehen. 1. Bd. Probebogen 1. Leipzig, Walther Fiedler 1897. — Prof. A. Hellmessen: Das Porzellan. — Anton Pfeiffer: Bausteine zu einer zeitgemäßen Armenpflege. — Dr. W. Toischer: Die Macht der Schule. (Slg. gemeinnütz. Vorträge, hggb. vom Deutschen Verein in Prag. Nr. 222—225). Prag, Verlag des Vereins 1897. — J. K. Fleischmann: Jesuitenpädagogik, Jesuitenschulen. (S.-A. a. d. Encyklopäd. Handbuch der Pädagogik, hggb. v. W. Rein). — *K. Waliszewski:* Pierre le Grand, d'après des documents nouveaux. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. 1897. — Hermann Lüdke: Volkslieder der Griechen in deutscher Nachdichtung. 2. Aufl. der neugriech. Volks- und Liebeslieder. Berlin, S. Calvary u. Co. 1897. — v. Löbells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. XXIII. Jahrg. 1896, hggb. von v. Pelet-Narbonne. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. — Kunz: Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. III. Heft. Nachtgefechte. Ebd. 1897. — Protokolle der Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Blankenburg a. H. 1896. Ebd. 1897. — Dr. Heinrich Braun: Archiv für Gesetzgebung und Statistik. II. Bd. 4. Heft. Berlin, Karl Heymann 1897. — Hamburg-Amerika-Linie: Nordlandreisen 1897. (Programm, Reclame mit Abbildungen ꝛc.). — Neuland. April 1897. Berlin, Joh. Sassenbach. — Dr. G. Roth: Die Unkräuter Deutschlands (Slg. Virchow-Wattenbach Heft 266). Hamburg, Verlagsanstalt A. G. 1897. — Johannes Dahlmann: Briefe eines jungen Deutschen und einer Jüdin. Berlin, Verein für deutsches Schriftthum. — Dr. Friedrich a. Westenholz: Ideen und Charaktere in Shakespeare's Julius Cäsar. Stuttgart, Fr. Frommann 1897. — *E. de Cyon:* M. Witte et ses projets de fusilite devont le conseil de l'empire, traduit du Russe par Victor Derély. Paris, Haar et Steinert 1897. — Karl Kuhn: Die Henchler, socialer Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Dr. Georg Wegener: Der Südpol, die Südpolarforschung und die deutsche Südpolarexpedition. Berlin, Hermann Paetel 1897. — Die Freimaurerei Oesterreich-Ungarns, 12 Vorträge, in Wien gehalten. Wien, B. Herder 1897. — Dr. J. W. Nagl und Jakob Zeidler: Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. 1. Lfg. Wien, Karl Fromme.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Achtung! Beilage zur Allgem. Ztg. 1872—1880, gebd., billig abzugeben. Näheres in der Exped. ds. Bl. (8107)

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 21. Mai. Nummer 114.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Adresse „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ueber ästhetische Kritik bei Dichtungen. I. Von Hubert Rötteken. — Der König von Rom. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber ästhetische Kritik bei Dichtungen.

Von Hubert Rötteken.

I.

Die Bewegung, die vor mehr als einem dutzend Jahren in unsrer Literatur begann und die uns immer noch in Athem hält, hat unter anderem die Wirkung gehabt, daß die Literatur unsrer Gegenwart wieder ein ernst zu nehmender Gesprächsgegenstand geworden ist. Die Dichtungen Sudermanns, Hauptmanns und anderer sind in recht weiten Kreisen bekannt geworden, und wo sie bekannt wurden, haben sie das Interesse der Menschen erregt. Ueberall empfindet man es als eine Nothwendigkeit, zu diesen Dingen Stellung zu nehmen, und Entrüstung und Begeisterung stehen sich schroff gegenüber. Wo sie gegen einander zur Aussprache kommen, da wird doch nur selten eine Einigung erzielt, und mancher schon hat nach heftiger Debatte den Vorsatz gefaßt, in Zukunft die Poesie der Gegenwart still für sich zu genießen und einen Streit zu vermeiden, der von vornherein aussichtslos scheint. Aber ist es wirklich so schlimm? Lassen sich nicht doch Mittel und Wege zu einer Einigung finden?

Der Ausgangspunkt des Streites ist letzten Endes immer, daß dem einen eine Dichtung gefallen hat, dem anderen nicht. Wenn nun jemand nur hierüber, über seine persönliche Lust oder Unlust an der Dichtung, eine Angabe macht, so stellt er damit lediglich eine Thatsache fest, die nur er allein feststellen kann, die kein anderer zu bestätigen oder zu leugnen vermag, und über die daher ein Streit gar nicht möglich ist. Eine so vorsichtige Aeußerung ist aber eine Seltenheit: meist begnügt sich der Sprechende nicht, nur die Qualität seines ästhetischen Eindruckes zu bezeichnen, sondern er sagt sofort: „die Dichtung ist gut oder schlecht, schön oder häßlich", und er bezeichnet dadurch seinen persönlichen Eindruck als den normalen, er legt der Dichtung die Eigenschaft bei, gerade diesen Eindruck zu erwecken, und zwar nicht nur bei ihm, sondern bei allen Menschen. Erst durch das Aussprechen eines solchen kritischen Urtheils ist die Grundlage für den Streit der Meinungen gegeben, nun kann man versuchen zu prüfen, ob denn die Dichtung wirklich so ist, daß sie allen normalen Menschen als schön oder häßlich erscheinen müßte.

Aber wie sollen die Streitenden diese Frage entscheiden? Sie sind ja nicht in der Lage, gleich eine Umfrage zu veranstalten und alle Menschen zu fragen, wie ihnen das betreffende Werk gefalle. Und wenn sie es könnten, wäre ihnen damit auch noch nicht geholfen. Denn, abgesehen von allen anderen Schwierigkeiten: bei einer Unterredung will man überzeugen, und überstimmen ist kein überzeugen. Wenn der eine auch hundert- oder tausendmal überstimmt wäre, könnte er immer noch sagen: „sagt, was ihr wollt, die Dichtung ist doch schön — oder häßlich—", und er könnte sich mit Recht berufen auf die Fälle, wo eine heute von uns als herrlich bezeichnete Dichtung von ganzen Zeiträumen verachtet wurde, oder wo ein heute allgemein als schwach erkanntes Werk von ganzen Zeiträumen vergöttert wurde.

Wenn so dieser Weg nicht zum Ziele führt, so scheint es nur noch einen anderen zu geben: man sucht nach allgemein anerkannten Maßstäben, nach ästhetischen Gesetzen und Regeln, um nach ihnen den Werth einer Dichtung festzustellen. Oft genug kann man heute hören, wie in der Discussion sich der eine oder der andere auf ein solches ihm traditionell vertrautes Gesetz beruft. Aber wie steht es denn mit der Autorität dieser Gesetze? Wie sind sie gewonnen oder können sie gewonnen werden? Und kann man wirklich mit ihnen den Werth einer Dichtung wie mit einer Elle abmessen?

Als der Rationalismus in Deutschland blühte, gewann man auch die ästhetischen Gesetze a priori durch rein begriffliche Ueberlegung. Das abschreckendste Beispiel für diese Manier, das ich kenne, ist die Begründung, die Gottsched dem Gesetz von der Einheit des Ortes und der Zeit im Drama gab. Die Zuschauer, so ungefähr argumentirt er in seiner kritischen Dichtkunst, bleiben während der ganzen Vorstellung auf demselben Platz, folglich wäre es unwahrscheinlich, wenn die Bühne vor ihnen plötzlich einen anderen Ort darstellen wollte, als vorher. Ferner: die Zuschauer essen, trinken, schlafen während der Aufführung nicht: also würde man es den Schauspielern nicht glauben, wenn sie vorgaben, inzwischen eine Zeit durchgemacht zu haben, innerhalb deren der Mensch nothwendigerweise essen, trinken und schlafen muß.

Es ist leicht einzusehen, wo der Fehler in dieser Ueberlegung steckt. Dichtungen sind psychische Ereignisse, Erlebnisse in den Seelen des Dichters und des Genießenden. Man nennt zwar auch das Buch, das im Schranke steht, mit dem Namen einer Dichtung, aber das ist nur ein laxer Sprachgebrauch, das Buch enthält nur Zeichen, Anweisungen für den Leser, sich bestimmte Vorstellungen zu bilden, und erst, wenn diese Vorstellungen gebildet werden und auf das Gefühlsleben des Lesers wirken, ist die Dichtung wieder vorhanden. Dichtungen können also nur gewürdigt werden als Erlebnisse des Dichters oder des Genießenden, und die Regeln, nach denen sie gewürdigt werden, können nur gewonnen werden unter Berücksichtigung der Gesetze, nach denen sich psychische Ereignisse vollziehen. Tritt man mit diesem Gedanken an die beiden oben erwähnten Beweise Gottscheds heran, so ergibt sich sofort, daß sie gar nichts beweisen. In Wirklichkeit ist unsre Phantasie bekanntlich sehr geneigt, jeden Ortswechsel auf der Bühne mitzumachen und lange Zeitstrecken zwischen den Acten als durchlaufen zu betrachten; für den also, der das Erlebniß der dramatischen Aufführung hat, besteht hier keine Unwahrscheinlichkeit. Gottsched aber stellt sich

Digitized by Google

zwischen die Zuschauer und die Bühne und vergleicht die Zustände beider äußerlich mit einander, als ob das zwei in völliger Gleichberechtigung auf demselben Boden neben einander stehende Welten wären, und er thut damit etwas völlig sinnloses, da eben die Welt der Bühne ästhetisch nur in Betracht kommt, insofern sie ein Erlebniß des Zuschauers ist.

Der berühmte Name rechtfertigt es wohl, wenn ich noch erwähne, daß auch Lessing genau denselben Fehler gemacht hat, und zwar in einem seiner Hauptwerke, im Laokoon. Er springt hier bekanntlich aus der Untersuchung über die Praxis Homers und die Vorschläge des Grafen Caylus plötzlich in eine Deduction über und deducirt so: Worte der Sprache sind Zeichen, Zeichen müssen ein bequemes Verhältniß zum Bezeichneten haben; nun folgen die Worte auf einander, folglich können sie auch nur solche Gegenstände ausdrücken, die auf einander folgen oder deren Theile auf einander folgen, d. h. Handlungen. Auch hier also werden die Zeichen und das Bezeichnete äußerlich mit einander verglichen ohne Rücksicht darauf, daß zwischen beiden ein menschliches Bewußtsein steht. In dem Ausdruck „bequem" steckt ein Hinweis auf das Richtige. Hätte sich Lessing die nahe liegende Frage vorgelegt, für wen denn bequem, so hätte er antworten müssen: für unser Bewußtsein, und er wäre zu einer psychologischen Untersuchung darüber geführt worden, was denn für unser Bewußtsein bequem ist. Es hätte sich dabei ergeben, daß Lessings Formulirung eine zu schroffe ist; wir vermögen recht wohl, einige wenige nach einander gegebene Vorstellungen zu einer Anschauung zu vereinigen, wie das nachher Schiller ausführte. Lessings Ueberlegenheit Goltsched gegenüber liegt also nicht in der größeren Richtigkeit der Deduction, er macht vielmehr hier denselben rationalistischen Fehler wie jener; auch nicht darin, daß er zunächst inductiv vorgeht und erst, nachdem er die Praxis Homers festgestellt hat, das inductiv Gefundene durch eine Deduction zu begründen sucht, denn auch Goltsched hatte seine Muster, die französischen Tragödien, die ihm Einheit des Ortes und der Zeit boten; sondern belehrender Weise allein darin, daß er ein ästhetisch empfänglicher Mann war und infolge dessen auf die richtigen Muster gekommen war, sich das richtige Inductionsmaterial ausgesucht hatte, während Gottsched auf einem gerade in dieser Beziehung falschen fußte. Lessings Deduction hatte das Glück, daß ihr Resultat trotz des methodischen Fehlers nur wenig von der mustergültigen Praxis Homers abwich; andernfalls wäre Lessing wohl stutzig geworden und hätte den Fehler entdeckt.

Wir haben bis jetzt erkannt: die Regeln, nach denen wir suchen, sind nicht zu gewinnen durch abstracte Construction, sondern nur durch psychologische Untersuchung. Dieser Weg ist denn auch bereits mit Erfolg betreten worden: Fechner und andere haben hier gearbeitet und eine Reihe unanfechtbarer Gesetze festgestellt. Nehmen wir nun an, wir wären damit schon weiter und hätten ein ganzes lückenloses System von Normen — so würden wir alsbald bei dem Versuche, nach ihnen den Werth einer Dichtung festzustellen, die Erfahrung machen müssen, daß wir um nichts besser daran sind, als wir früher waren. Denn die Anwendung der Sätze auf den einzelnen Fall bietet unüberwindliche Schwierigkeiten.

Nehmen wir das Lessing'sche Beispiel: von der oben erwähnten kleinen Ungenauigkeit der Lessing'schen Formulirung befreit, würde das psychologische Gesetz also lauten: unser Bewußtsein vermag nur einige, sehr wenige, hinter einander gegebene Vorstellungen zu einem coexistirenden optischen Phantasiebilde mühelos anzuordnen. Daraus ergibt sich die Regel: der Dichter darf bei Beschreibung eines sichtbaren Gegenstandes nur sehr wenige Züge anführen, mehr würden verwirren und langweilen. Aber wenn ich diese Regel auf eine bestimmte Stelle einer Dichtung anwenden will, so stutze ich sofort mit der Frage: wie viel sind denn das nun, die sehr wenigen, sind das 3 oder 4 oder 5 oder 6? und vergebens sehe ich mich in meinem Regelbuche nach einer näheren Bestimmung um. Eine solche ist auch im allgemeinen gar nicht zu geben: es kommt auf die Complicirtheit der einzelnen Vorstellungen, die vereinigt werden sollen, es kommt auf allerlei sonstige Umstände an, die in jedem einzelnen Falle verschieden sind und die sich gar nicht alle im Regelbuche aufzählen und so genau definiren lassen, daß man den einzelnen Fall danach abmessen könnte. Vielmehr, ob in dem einzelnen Falle der Dichter zu viel Züge gegeben hat, das sagt mir nur die Erfahrung, die ich in meinem Bewußtsein über den Fall mache. Wir sehen: die Norm, die wir in die Hand nahmen, um damit wie mit einer Elle zu messen, sie ist nur ein Schema, unter das ich wohl meine augenblickliche innere Erfahrung einordnen kann, das aber erst durch diese Erfahrung Leben bekommt und ohne sie völlig unbrauchbar ist.

Wir haben also zuerst gesehen, daß wir unsre Normen nur gewinnen konnten, indem wir die Dichtung als unser Erlebniß betrachteten, indem wir feststellten, welchen Eindruck diese oder jene Eigenschaften einer Dichtung auf uns machen; wir sehen jetzt, daß wir sie auch nicht von außen anwenden können, sondern daß wir auch bei der Anwendung immer wieder unsern momentanen Eindruck berücksichtigen müssen. Wir kommen um dieses subjective individuelle Element nicht herum, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als geradezu von ihm auszugehen und auch im einzelnen Falle, der einzelnen Dichtung gegenüber, unsern persönlichen Eindruck zu analysiren, ihn auf seine Gründe zurückzuführen. Wir müssen festzustellen suchen, von welcher Seite der Dichtung die Lust oder die Unlust, die wir fühlen, ausgeht, und da wir vermuthlich mehrere solche Seiten finden werden, so müssen wir versuchen abzuschätzen, von welcher Seite unsre Lust stärker erregt wird, von welcher schwächer. Es ist das natürlich eine schwierige Aufgabe, die viel Uebung und Schulung und eine lange dauernde ungestörte Vertiefung verlangt, ja die an uns die Anforderung stellt, daß wir uns geistig vollkommen frisch und wohl fühlen und damit ein reiner, empfänglicher Resonanzboden für die Wirkung der Dichtung sind. Sind alle diese Bedingungen erfüllt, dann ist die Aufgabe recht wohl, im großen und ganzen wenigstens, lösbar. Eine willkommene Hülfe ist uns dabei die Kenntniß jener allgemeinen Gesetze: sie bieten uns Fingerzeige, auf welche Seiten der Dichtung wir unsre Aufmerksamkeit zu richten haben, nach welchen Gesichtspunkten wir die Wirkungsmittel der Dichtung zu isoliren versuchen müssen, um isolirt ihre Wirkung zu erfahren, und wie wir ihr Zusammenwirken prüfen müssen.

Aber Lust und Unlust — sind denn das wirklich die maßgebenden Begriffe für die Werthschätzung einer Dichtung? Die Frage hätte schon früher erörtert werden können, aber gerade an diesem Punkte wird sie brennend, wo wir den Ausgangspunkt für den einzig möglichen Weg, zu einem kritischen Urtheil zu gelangen, gefunden zu haben glauben. Ehe wir diesen Weg betreten, müssen wir uns genau klar machen, was wir denn eigentlich suchen.

Jene Frage muß nun mit einem entschiedenen Ja beantwortet werden: ich will Freude von einer Dichtung haben und weiter nichts; und ich befinde mich hier in Uebereinstimmung mit Goethe, der mit seiner Poesie Freude bereiten wollte. In seinem Gedichte „Zueignung" läßt er sich der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit reichen mit der Anweisung:

Digitized by Google

„Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumenwürzgeruch und Duft;
Es schweigt das Weben banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle."

Man begegnet wohl auch heute noch hie und da der Anschauung, als ob die Poesie und überhaupt die Kunst nicht eben viel werth, als ob sie eine bloße Spielerei sei, wenn sie weiter nichts wolle und solle, als die Menschen erfreuen. Ich will mit dieser Anschauung nicht streiten, denn der Streit würde zuletzt hineinführen in allerlei ethische und metaphysische Probleme; ich will nur meine und wohl vieler anderer Menschen Ansicht betonen, die dahin geht, daß es ein hoher und dankenswerther Beruf ist, ein wenig Freude unter den Menschen zu verbreiten, und daß, wer ihn so erfüllt hat wie Shakespeare oder Goethe, sich ein Verdienst erworben hat, ebenso groß wie irgend der größte Denker oder praktische Staatsmann.

Eine Dichtung kann ja bekanntlich noch allerlei Nebenwirkungen haben. Sie kann mir bestimmte Kenntnisse vermitteln, sogar auf dem Gebiete der ägyptischen Archäologie, sie kann meine sittlichen Triebe und Anschauungen beeinflussen; und gewiß entziehen sich diese Dinge nicht unserm Urtheil. Wir können die falschen Angaben aus der ägyptischen Archäologie ebenso gut kritisiren, als wenn sie in einem Lehrbuche stünden, wir können gegen die tendenziöse, verzerrte, haßerweckende Schilderung eines bestimmten Standes oder gegen eine von unsrer eigenen Ueberzeugung abweichende ethische Anschauung, wenn wir sie in einer Dichtung finden, ebenso kämpfen, als wenn der Verfasser sie in einer Broschüre niedergelegt hätte; und charakterisiren wird man einen Dichter auch nach dieser Richtung hin stets, um ein Bild des ganzen Mannes zu geben. Aber vom ästhetischen Standpunkte aus kommen diese Dinge nur insofern in Betracht, als sie direct dazu beitragen, mir Lust oder Unlust zu erregen.

Suchen wir uns nun in schnellem Ueberblick klar zu machen, wodurch denn die Poesie auf unser Gefühl zu wirken vermag. Direct packen kann der Dichter mein Gefühl nicht; er kann mich nur veranlassen, gewisse Vorstellungen zu bilden. Diese sind zunächst akustischer oder, beim Lesen, optischer Art; die letzteren, Schriftzüge oder Druckbuchstaben, setze ich mir aber leicht in akustische um. Von diesen akustischen Vorstellungen, von den Worten der Sprache, sind nun einige direct mit Gefühlen associirt, nämlich die Interjectionen; andere wecken Gefühle durch ihren Klang. Hier kommen alle Künste des Wohllautes, Rhythmus, Reim, Alliteration, Vocalwechsel u. s. w. in Betracht: Dinge, die namentlich für das Lied sehr wichtig sein können. Dann haben manche Worte einen Gefühlswerth durch ihre Bedeutung bekommen, so daß der Gefühlswerth schon wirksam ist, wenn die Bedeutung gar nicht vorgestellt wird. Ein Wort wie Frühling, Rose, Sonne, wirkt poetische Stimmung erzeugend auf mich, auch wenn ich es nur höre und mir weiter gar nichts dabei denke. Und noch weiter erstreckt sich die Wirkung der Sprache: bestimmte Wortstellungen, bestimmte syntaktische Constructionen führen eigenthümliche Stimmungen mit sich.

Die Hauptwirkung der Poesie aber geht aus von der Bedeutung der Worte. Worte bedeuten Anschauungen oder Begriffe: Anschauungen und Begriffe sind es also, zu deren Nachschaffung der Dichter mich zunächst veranlaßt. Ich bezeichne den ganzen Complex von Anschauungen und Begriffen, die ich nach den Angaben des Dichters in mir erzeuge, als das Bild. Dieses Bild enthält auch bereits Anweisungen auf Gefühle ganz bestimmter Art, die sogenannten Substitutionsgefühle, über die ich nachher ausführlich zu sprechen haben werde. Vorläufig stelle ich die Frage, ob vielleicht schon durch die bloße Form, in der das Material des Bildes mir entgegentritt, Gefühle geweckt werden können. Die Frage ist zu bejahen.

Zunächst kommt in Betracht, ob die einzelnen Bestandtheile des Bildes klar, eindringlich, anschaulich gegeben sind. Klarheit und Deutlichkeit unsres Vorstellens sind an sich mit einem Gefühle der Lust verbunden, Unklarheit, Undeutlichkeit, Mattigkeit mit einem Gefühle der Unlust. Wenn Heinrich v. Kleist in einer Novelle schildert, wie ein Abdeckerknecht mit gespreizten Beinen dasteht und sich die Hosen in die Höhe zieht, so schildert er da Dinge, die an sich wenig anmuthend sind; aber daß wir den Mann so deutlich und anschaulich vor uns sehen, macht uns Freude. Nicht nur bei optischen Vorstellungen kommt dieser Gesichtspunkt in Betracht, sondern auch die Klarheit, mit der ein Charakterbild oder irgend ein Ereigniß aus der Schilderung des Dichters uns entgegentritt, wirkt im Sinne der Lust auf uns. Von dem ganzen Verlaufe, von dem ganzen Zusammenhange der Ereignisse wollen wir, daß er deutlich und übersichtlich vor uns ausgebreitet werde. Auch in die Ansichten des Dichters fordern wir einen klaren Einblick. Wenn Ibsen in seiner „Frau vom Meere" uns den Gedanken an eine psychische Fernwirkung nahe legt, aber doch auch die Möglichkeit offen läßt, daß die Dinge sich anders erklären könnten, so gibt uns diese Unsicherheit, wie es denn nun eigentlich hergegangen sein soll, ob der Dichter selbst an psychische Fernwirkung glaubt, ein starkes Unbehagen. Und ebenso ist es mit dem ethischen Urtheil des Dichters. Wo er Stoffe behandelt, die unser eigenes ethisches Denken stark anregen, wo er uns allerlei ethische Probleme vorführt, da verlangen wir auch, daß er selbst dazu deutlich erkennbar Stellung nimmt. Weiß er selbst keine Lösung des Problems, so soll er uns das wenigstens zeigen. Auch dann kann unsre Unlust groß sein, da wir nun gezwungen sind, uns selbst um die Lösung zu bemühen, die wir gern vom Dichter empfangen würden; doch wird uns diese Arbeit ja auch auferlegt, wenn der Dichter eine Lösung gibt, aber eine solche, die uns nicht einleuchtet, die mit unserm ethischen Ideal nicht im Einklange steht. Viel schlimmer ist es, wenn der Dichter einer seiner Personen die verwegensten Paradoxien gestattet, ohne uns anzudeuten, wie weit er selbst sie überhaupt nur für discutirbar hält. Hier haben wir das unheimliche Gefühl, im Dunkeln zu kämpfen gegen einen unbekannten Gegner: ist es der Dichter, mit dessen ethischen Ansichten uns auseinanderzusetzen der Mühe werth scheint, oder ist es nur die Phantasiegestalt und steht der Dichter etwa im Hintergrunde und lacht über unsern Kampf mit dem Schatten, den er gar nicht so ernst gemeint hat?

Wenn ich hier so entschieden die Forderung der Klarheit erhebe, so könnte man dagegen einwenden, daß doch oft gerade eine nur andeutende Darstellung die größten Wirkungen habe. Die Behauptung ist richtig, aber sie zieht einen Gesichtspunkt heran, der uns hier noch nicht beschäftigt. Wir sprechen hier nur von der Form des Bildes als solcher, und diese für sich genommen ist uns immer wohlgefälliger, wenn sie klar und scharf umrissen ist; es sind nur manche Stimmungen, die sich durch ein Bild von so klarer und scharfer Form nicht erwecken lassen und eine andeutungsweise Darstellung verlangen. Auf Seite der Form ist da aber stets eine Einbuße, und sie kann sehr stark und störend werden, wenn der Schleier des Ahnungs- und Geheimnißvollen allzu dicht gewoben ist. Will der Dichter etwas errathen lassen, so muß zum mindesten etwas da sein, das errathen werden kann, und die Arbeit des Rathens selbst muß uns nicht als eine Arbeit zum Bewußtsein kommen.

Eine zweite wichtige Forderung ist die der Widerspruchslosigkeit oder, positiv ausgedrückt, der Uebereinstimmung aller Einzelheiten mit einander und dem Ganzen. Es dürfen zunächst keine inneren Widersprüche in dem Bilde sein: wenn von derselben Sache einmal in dieser, einmal in jener Weise gesprochen wird, so ist das verwirrend und ärgerlich. Aber hier läßt sich gleich noch weiter anknüpfen. Wir empfinden nicht nur ausdrückliche Widersprüche zwischen zwei Angaben, sondern wir messen das Bild auch an unsrer Erfahrung und unserm Denken und wir finden Widerspruch und Uebereinstimmung über den bloßen Wortlaut hinaus bei Zügen, von denen Erfahrung und Denken uns sagt, daß sie zusammengehören oder daß sie nicht zusammengehören. Eine reiche Quelle von Lust und Unlust entspringt hier. Ein glänzend und ausführlich dargestellter Charakter kann mir, wie eben gesagt, Lust gewähren durch die Klarheit, mit der er sofort vor mir steht; aber sehr stark kommt auch in Betracht, was ich hier meine: dieses Zusammenstimmen aller einzelnen Züge zu einander und zum Ganzen. Durch seine Klarheit kann mich auch ein ganz einfacher und ohne viel Detail geschilderter Charakter erfreuen; je complicirter er ist, je mehr Detail er bietet, desto mehr schöpfe ich Freude aus der Wahrnehmung, wie jedes dieser Details aus dem Kern des Charakters hervorgeht, mit ihm übereinstimmt.

Das Prinzip kommt natürlich nicht nur bei Charakteren zur Geltung. Ueberall bei der poetischen Darstellung verlangen wir, daß die Dinge sich nach den Formen zusammenfügen, die wir als die herrschenden Formen der Wirklichkeit kennen. Oder wenn ich sage, die Wirklichkeit, so ist das etwas zu eng. Wir gestatten traditionell auch gewisse Fictionen: die sprechenden Thiere der Fabel, die zaubernden Menschen des Märchens, einen unsichtbaren Gyges in Hebbels Drama und alle Götter des Olymp. Aber auch sie alle haben ihre eigene Gesetzmäßigkeit, und ein zauberkundiger Mensch darf nicht plötzlich ohne diese Fähigkeit erscheinen, es sei denn, daß ein Mächtigerer ihn hemmt.

Freilich gerade hier besonders muß betont werden, was ich oben gegenüber Gottsched geltend machte. Die Dichtung ist ein Erlebniß des Dichters und Lesers, und zwar des ganzen denkenden, fühlenden, wollenden Menschen. Eine Dichtung muß es freilich vertragen, auch einmal bloß mit dem Verstande auf ihren Zusammenhang, auf ihre Widerspruchslosigkeit durchgeprüft zu werden; aber nur insofern muß sie es vertragen, als bei verstandesmäßiger Analyse einmal entdeckte Verstöße leichter auch bei ungetheilter Hingabe sich geltend machen und den Genuß stören. Wo aber beim Genießen ein Motiv, in dem ich vorher bei verstandesmäßiger Analyse einen Verstoß festgestellt hatte, doch wieder voll auf mich wirkt, so daß ich über den schon entdeckten Verstoß hinwegliese, ohne an ihn zu denken, da ist auch ästhetisch alles in Ordnung.

Es gibt Gruppen von Verstößen gegen das verstandesmäßig Richtige, die allgemein als berechtigt anerkannt werden und die es nur sind auf Grund des eben angeführten Gesetzes. Eine solche umfaßt das ganze Gebiet des Metaphorischen. Der Dichter darf behaupten, daß die Finsterniß aus dem Gesträuch ihn mit hundert schwarzen Augen ansehe, er darf erzählen von langen Felsennasen, wie sie schnarchen, wie sie blasen — wir haben nichts dagegen, freilich unter einer Voraussetzung: der Dichter muß es verstehen, den Eindruck der Dinge, den er durch seine Metapher gerade wiedergibt, als den unter den vorhandenen Umständen in der vorhandenen Stimmung nothwendigen und allgemeingültigen erscheinen zu lassen, so daß auch wir, wenn wir uns in diese Stimmung, in diese Umstände hinein versetzen, denselben Eindruck haben. Wo diese Bedingung erfüllt ist, da mögen wir uns noch so oft vorsprechen, daß der metaphorische Ausdruck eigentlich falsch sei, daß etwa die Finsterniß keine schwarzen Augen habe: jedesmal, wenn wir die Stelle wieder lesen, verschwindet vor der Reaction unsrer Gesammtpersönlichkeit der einseitige Ausspruch unsres Intellects.

Als ein weiteres Beispiel will ich noch erwähnen die Verstöße, die im Drama gegen die Zeitdauer der Ereignisse begangen werden. Niemals werden Schlachten in so kurzer Zeit geschlagen, wie der Dichter es auf der Bühne geschehen läßt. Aber er läßt uns alle psychischen Momente der Schlacht mit erleben, den Ansturm im Anfang, das Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht während der Entscheidung, die Entschlüsse des Feldherrn, endlich den Jubel des Sieges oder die Verzweiflung der Niederlage; und wenn er uns so reich innerlich beschäftigt, merken wir nichts davon, daß objectiv eine für die geschilderten Ereignisse viel zu kurze Zeit vergangen ist. Freilich hat diese Freiheit des Dichters ihre Grenzen und in manchen Schlachtschilderungen Grabbe's ist sie überschritten.

Dieses sind, wie gesagt, Verstöße gegen das intellectuell Richtige, deren Berechtigung allgemein anerkannt wird. Der Antrieb, sie zu begehen, beruht auf einem psychologischen Gesetz, das im Leser so gut wirksam ist, wie im Dichter: der Leser kennt die Stimmung, die ihn beim Wandern durch den dunklen Wald überfällt, und er begrüßt die Metapher von den schwarzen Augen der Finsterniß als den natürlichen, ihm willkommenen Ausdruck dieser Stimmung. Auch der Leser wird, wenn er in seiner Phantasie einen Vorgang sich vergegenwärtigt, dieses nie unter Beobachtung auch des Tempos thun, sondern er hat das Bedürfniß, die bedeutenden Momente zusammenzurücken, das Ganze in concentrirter Form zu genießen. Gerade daß durch den Verstoß selbst ein Bedürfniß befriedigt wird, das auch im Leser liegt, läßt diesen nicht zu einer rein intellectuellen Controle kommen. Aber auch Verstöße, die der Dichter begeht, ohne daß ein solcher auch für den Leser gültiger Antrieb vorhanden ist, die er aus Nachlässigkeit oder Unwissenheit macht, können doch völlig unschädlich bleiben. Shakespeare läßt im alten Rom die Uhren schlagen und verletzt damit den Zusammenhang, den mein Bild von der altrömischen Cultur umschließt. Aber kaum wird man bei inniger Hingabe an die Dichtung diesen Verstoß bemerken, denn es ist ja schließlich ein bloßer Zufall, daß bei den Römern keine Uhren schlugen, und die Thatsache selbst, die ich nur aus meinen Studien kenne, steht mir keineswegs mit besonderer Eindringlichkeit vor Augen. Anders schon, wenn der Dichter aus unsrer Gegenwart eine Schilderung gibt mit Zügen, die nicht hineingehören: Verhältnisse, die beständig vor unsern Augen liegen, unter denen ich selbst lebe, halten mich ganz anders in Bann als solche, die ich mir erst durch Studien vergegenwärtigen muß und die mich persönlich gar nichts angehen. Wenn mir ein Dichter schildern wollte, wie heute in einer großen Stadt Deutschlands alle Leute in ihre Gärten laufen, um nach den Sonnenuhren zu sehen, weil sie keine anderen haben, so würde ich das ärgerlich wegschelten.

Namentlich die gesetzmäßigen Formen des Zusammenhanges sind uns eindringlich, und Verstöße gegen sie machen sich auch bei unbefangenem Genuß leicht geltend. Wir verlangen, daß der Dichter, soweit es sich nicht um die oben angegebenen Fictionen und um metaphorische Ausdrücke handelt, uns Thiere als Thiere, Menschen als Menschen, Pflanzen als Pflanzen schildere und nicht Züge einmenge, die dem Wesen dieser Geschöpfe widersprechen; wir verlangen, daß er die Consequenzen seiner Voraussetzungen ziehe und uns nicht zumuthe, etwas hinzunehmen, das nach dem Causalgesetze durch Früheres ausgeschlossen erscheint. Pedantisch freilich darf die Controle auch hier nicht sein. Nicht jede kleine Vergeßlichkeit oder Nachlässigkeit, mit der

Digitized by Google

der Dichter einmal unterläßt, alle Consequenzen eines gleichgültigen Nebenmotivs zu ziehen, darf getadelt werden. Auch solche kleine Unebenheiten vergessen wir unter Umständen immer wieder über der Stimmung der Scene, und sie sind damit als ästhetisch unschuldig erwiesen.

Indessen damit, daß das Causalgesetz erfüllt ist, sind noch nicht alle Ansprüche befriedigt, die wir an den Verlauf der Ereignisse in einer Dichtung erheben. Wenn der Dichter eine Causalkette durch eine andere kreuzen läßt, also einen Zufall einführt, so ist das bloße Causalgesetz vollkommen erfüllt; dennoch aber lehren uns zahlreiche Erfahrungen, daß ein solcher Zufall uns bisweilen starke Unlust gibt. Indem wir der Entstehung dieser Unlust nachspüren, treten wir in den Baukreis eines neuen Begriffes, nämlich des Begriffes „Typus“.

In Spielhagens Problematischen Naturen definirt Baron Oldenburg gelegentlich: Typus ist, wenn mehrere Leute dieselben Nasen, Stiefel, Augen und Handschuhe haben. Diese Auffassung des Typus, bei der es also nur auf eine Mehrheit einander irgendwie ähnlicher Individuen ankommt, findet sich auch sonst bisweilen. Aber mit einer bloßen Zusammenstellung häufig neben einander vorkommender Einzelheiten ist unser Denken doch nicht zufrieden, sondern wir suchen alsbald nach einem Einheitspunkte, von dem aus betrachtet die Einzelheiten gewissermaßen ein Recht haben, so oft sich zusammenzufinden, als sie zusammengehörig erscheinen. Dabei müssen manche Punkte ausgeschieden werden, die nach der zuerst angeführten Auffassung zum Typus gehören. Die dunkelblaue Farbe der Uniform ist für die bayerischen Artilleristen insofern typisch, als eben alle bayerischen Artilleristen diese dunkelblaue Uniform tragen; einen inneren Zusammenhang aber zwischen dieser Farbe und der Eigenschaft der betreffenden Menschen, bayerische Artilleristen zu sein, wird schwerlich jemand herausfühlen. Und noch in anderer Beziehung verschiebt sich diese zweite Auffassung des Typus gegenüber der ersten: während es bei der ersten lediglich darauf ankam, daß mehrere einander ähnliche Individuen vorhanden waren, verliert dieser Punkt bei der zweiten Auffassung seine Bedeutung. Während ich die innere Zusammengehörigkeit der Einzelheiten empfinde, denke ich nicht daran, ob sie sich bei mehreren Individuen zusammenfinden; und empfinden kann ich sie auch, selbst wenn der Typus nicht mehrere Individuen umfassen sollte.

Beide Bedeutungen des Typus sind von Wichtigkeit für die Wirkung der Dichtung. Was die erste anlangt, so haben in ihrem Sinne typische Figuren, Situationen, Vorgänge, Stimmungen den Vorzug, daß sie dem Genießenden wahrscheinlich aus irgend welchen Erfahrungen vertraut sind, und sie bereiten dadurch in manchen Beziehungen leichteren und reicheren Genuß. Außerdem aber verdient noch ein wichtiger Punkt Erwähnung. Der Dichter gibt mir stets einzelne Fälle, einzelne Gestalten, und concentrirt auf sie meine ganze Aufmerksamkeit: sie nehmen für den Augenblick mein ganzes Gesichtsfeld in Anspruch und scheinen die einzigen überhaupt existirenden, während mir die Wirklichkeit stets neben den wenigen, die ich gerade beobachte, doch auch andere zeigt, die sich meiner Betrachtung nicht minder bequem darbieten. Diese Mehrheit der Objecte corrigirt meine Vorstellung vom Typus: ich rechne eben nur dazu, was allen gemeinsam ist. Bei der Lectüre einer Dichtung fehlt diese Controle: ich habe da nur das eine Beispiel, und indem ich kein anderes sehe, komme ich in Versuchung, alle Einzelheiten, die es zusammensetzen, als auch für den Typus geltend aufzufassen. Unwillkürlich scheint mir der Eindruck, den ich von dem einzelnen Falle, dem einzelnen Manne erhalte, den Anspruch zu erheben, als sollte er gültig sein für alle Fälle oder Männer, die ich unter irgend einem Gesichtspunkt mit dem gerade in dem Dichtwerke dargestellten zusammenfasse. Wenn nun meine Lebenserfahrung und Weltkenntniß gegen diesen Anspruch protestirt, so scheint mir das vom Dichter dargestellte leicht als unnatürlich und übertrieben, auch wenn der Dichter nur ein wirklich vorhandenes Individuum genau nachgezeichnet hat; ich messe das, was er gibt, eben nicht an einem Individuum, sondern an einem Durchschnitt. So ist es auch für den unbefangenen Leser leicht ein unbehagliches Gefühl, wenn er in der Dichtung etwa einen Berufsgenossen findet, der nebenbei ein Schuft ist; der Leser wird gewiß nicht leugnen wollen, daß es in seinem Berufe Schufte gibt, aber der eine Vertreter des Berufs, der in der Dichtung vorkommt, scheint mehr sagen zu wollen, scheint den ganzen Beruf in übles Licht zu stellen.

Die Entstehung dieses Scheins ist also sehr begreiflich und fast nothwendig; dennoch ergibt sich an diesem Punkte vor allem eine Anforderung an den Leser, nämlich sich von diesem Schein freizumachen und dem Dichter nicht eine Figur als Typus anzurechnen, die er gar nicht so gemeint hat oder wenigstens nicht in dem Sinne als Typus gemeint hat, wie der Leser sie nimmt. Der Dichter selbst hat nicht immer Mittel, diesen Schein zu vermeiden: er kann nicht nur Durchschnittstypen geben und er kann nicht, wenn er einem Schuft einen bestimmten Beruf gegeben hat, jedesmal zur Vermeidung des Typuseindruckes einen zweiten, edlen Vertreter des Berufes daneben stellen. Lessing hat in seinem Freigeist von jeder der beiden sich gegenüber stehenden Parteien zwei Persönlichkeiten gezeigt, eine sympathische und eine unsympathische; im Nathan hat er es nicht so gemacht und viele Leser haben daran Anstoß genommen und sind von der Lectüre des Dramas mit dem Eindruck geschieden, daß die Christen hier zu schlecht weggekommen seien; aber Lessing konnte diesen Eindruck nicht wohl vermeiden, denn er hatte es hier mit drei Parteien zu thun, und hätte er dreimal den unsympathischen Vertreter neben den sympathischen gestellt, so würde das gar zu mechanisch, gekünstelt, unnatürlich erschienen sein. Ueber seine Meinung, daß „alle Länder gute Menschen tragen“, hat er ja keinen Zweifel gelassen. Immerhin, der störende Eindruck ist für viele Leser vorhanden und weicht erst, wenn sie sich klar gemacht haben, daß Lessing nicht gut anders konnte; kann aber der Dichter anders, kann er ohne Schädigung seiner Hauptabsicht jenen Schein vermeiden, so wird es nützlich sein, wenn er es thut.

Was der Wirklichkeit gegenüber in uns erst durch das Vorhandensein mehrerer ähnlicher Individuen geweckt wird, nämlich der Antrieb, nach einem Einheitspunkte für die oft zusammen wiederkehrenden Einzelheiten zu suchen, das fühlen wir vermöge des eben erörterten Scheines der Dichtung gegenüber unwillkürlich auch bei der einzelnen Gestalt, und wir heißen es mit Freude willkommen, wenn der Dichter uns typische Figuren im zweiten Sinne des Wortes gibt, bei denen alle Einzelheiten sich als innerlich zusammengehörig uns darstellen. Wenn ich schon oben gesagt habe, der Dichter solle uns Thiere als Thiere u. s. w. zeichnen, so war der Sinn dieser Forderung ein negativer: der Dichter darf keine Züge geben, die dem Begriff des Thieres u. s. w. widersprechen, oder, um ein Beispiel aus der menschlichen Sphäre zu geben, er darf einen praktischen Landwirth nicht irgend etwas begehen oder sagen lassen, das gegen die elementarste landwirthschaftliche Erfahrung verstößt. Von der Erfüllung dieser negativen Forderung ist noch ein weiter Weg zu dem Ziele, der poetischen Figur etwa den Beruf aus allen Knopflöchern blicken zu lassen, zu zeigen, wie ihr ganzes Seelenleben, ihre Sprache, ja selbst die Entwicklung ihres Körpers von diesem einen Punkte aus ihre Richtung empfangen. Wo es dem Dichter gelingt, uns einen solchen Typus hinzustellen, da werden wir ihn stets mit dem größten Behagen genießen.

Digitized by Google

Wie sich ein solcher Typus zu einer Figur verhält, die nur die eben angeführten negativen Forderungen erfüllt, so verhält sich zu der bloßen Erfüllung des Causalgesetzes ein typischer Verlauf des Geschehens, nur daß wir auf diesen wenigstens unter Umständen noch weit mehr Gewicht legen, als auf die typische Bedeutung einer Gestalt. Näher unterscheiden können wir zwei Arten: typische Menschenschicksale und typische Situationsentwicklung. Erstere sind das umfassendere. Bestimmte Charaktere scheinen uns prädestinirt zu bestimmten Erlebnissen, gewisse Leidenschaften oder Anlagen schlummern in ihnen und warten nur auf einen Anlaß, hervorzutreten. Odysseus z. B. ist prädestinirt, eine Kette von Abenteuern zu erleben, wie die Odyssee sie berichtet; nur in solchen Abenteuern kann er die wichtigsten Anlagen seines Charakters: seine Ausdauer, seine List, seine Geistesgegenwart entfalten. So sind die Helden vieler Shakespeare'schen Dramen prädestinirt für ihr Schicksal.

Zu einer typischen Situationsentwicklung enthält das Drama Drei von Max Dreyer die Anlage. Das Stück zeigt uns ein junges Ehepaar im vertrauten Umgang mit einem Freunde, und der Mann selbst veranlaßt seinen Freund und seine Gattin, sich zu duzen und ihre Brüderschaft, wie es sich gehört, mit einem Kusse zu besiegeln. Es liegt in der Natur der Sache, daß hier mit vieler Wahrscheinlichkeit ein Umschlag eintreten wird, daß der Mann alsbald die von ihm selbst hergestellte Vertraulichkeit zwischen dem Freunde und der Gattin mit Eifersucht betrachten wird. Dieses darstellen hieße die typische Entwicklung der angegebenen Ausgangssituation schildern; Dreyer selbst hat leider für das Erwachen der Eifersucht noch ein besonderes Motiv angegeben, über das ich gleich noch zu sprechen haben werde.

Allerdings kommt in dem eben angegebenen Beispiel auch der Charakter des Mannes in Betracht, aber doch nur insofern, als er den in der Situation liegenden Tendenzen nicht direct eine Wirkung unmöglich macht, sondern sie in sich wallen läßt. Andrerseits kommt bei den zuerst genannten typischen Menschenschicksalen immer auch die jeweilige Situation in Betracht, aber nur insofern, als sie dem Charakter Gelegenheit gibt, seine Anlagen zu entfalten. Im ersteren Falle ist die Situation das wichtigere, im letzteren der Charakter.

Der König von Rom.

Zh. Henri Welschinger, der durch die Werke über „die Censur unter dem ersten Kaiserreiche", den „Herzog von Enghien", die „Scheidung Napoleons", „den Marschall Ney" und andere Schriften über die Empirezeit wohl bekannte Chef du service législatif des französischen Senats, hat dem Andenken des sympathischen Sohnes des ersten Napoleon und der Marie Louise eine eingehende Studie gewidmet. [1]) Es war bereits eine kleine Literatur über das Leben dieses unglücklichen Fürstenkindes vorhanden; denn abgesehen von den Broschüren seines österreichischen Freundes, des Ritters von Prokesch-Osten („Schreiben über den Herzog von Reichstadt", 1832, und „Mein Verhältniß zum Herzog von Reichstadt", Stuttgart, Spemann, 1878), besitzen wir schon seit langem eine vielfach auf gutem Material aufgebaute, aber von Metternich direct inspirirte und daher nicht überall zuverlässige Schrift des französischen Royalisten de Montbel (Der „Herzog von Reichstadt", deutsch, Freiburg 1833). All diese Schriften und einige spätere Aufsätze in der „Revue des deux Mondes" u. s. w. werden an Umfang, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit weit überholt von dem angeführten Werke Welschingers, dessen Verfasser das veröffentlichte Quellenmaterial tüchtig verarbeitet, die archivalischen Schätze, soweit sie ihm (in den Pariser Archiven) zugänglich waren, gehoben und sich auch vor Jahren persönlich nach Wien und Schönbrunn begeben hat, um die letzten Ueberlebenden, die den unglücklichen Herzog durch die kaiserlichen Gärten hatten schleichen sehen, zu sprechen und die Orte zu besuchen, an denen er gelebt und deren genaue Kenntniß und lebendige Schilderung dem gezeichneten Lebensbilde erst warme, volle Farbentöne zu verleihen imstande war.

Welschingers Studie setzt mit der Geburt des kleinen Königs von Rom und späteren Herzogs von Reichstadt ein. Nach einem Hinblick auf die bei dieser Gelegenheit zu einem eigenen Literaturzweige angewachsene Geburtstagsfeierdichtung führt uns der Biograph des Kaisersohnes in das Feldlager des Vaters, dessen Gegnern er nicht immer volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Vorzüglich geschildert ist dagegen der Charakter und das Benehmen Marie Louisens, wobei sich der Verfasser im wesentlichen auf die Correspondenz der Kaiserin und Ménevals Memoiren stützt, aber auch manches Neue hinzubringt und das Gefundene zu einem wohlgerundeten Bilde zusammenfügt. In dem achten Capitel, welches mit dem übrigen Inhalt des Buches in loserem Zusammenhang steht, werden die Intriguen Fouché's und Metternichs während der „hundert Tage" beleuchtet und Fleury de Chaboulons und Otteniels' Sendung nach Basel in hübscher Gruppirung der Thatsachen und mit manchen neuen Ausblicken in Zusammenhang und Motive vorgetragen. Der wichtigste Theil des Buches aber beginnt mit dem 11. Capitel. Marie Louise hat sich nach der Residenz Parma zurückgezogen, in ihr mühsam dem Wiener Congreß abgerungenes Duodezländchen, wo sie, mit ihrem Buhlen Neipperg lebend, die einstige Herrlichkeit und ihren Sohn vergißt. Dieser wird in Wien aufgezogen. Ein ursprünglicher Plan einiger Wiener Diplomaten, der auch in Preußen und Frankreich Beifall findet, nämlich den Sohn Napoleons, um ihn unschädlich zu machen, geistlich werden zu lassen, wird aufgegeben, und der Prinz sehr sorgfältig erzogen. Seine ganze Schwärmerei ist der in der Verbannung gestorbene Vater, sein Lieblingsstudium die Militärwissenschaft. Den Quietismus des Wiener Hoflebens unterbricht im Jahre 1827 ein Besuch des Pariser Napoleondichters Barthélemy, der, von der Thüre des Kaisersohnes gewiesen, sich in der Satire „le Fils de l'Homme" rächt — ein neben der politischen auch die französische Literaturgeschichte streifendes Capitel. Kurz und unter Hinweis auf Guillons erschöpfendes Werk „Les Complots militaires sous la Restauration" (Paris, Plon, 1895) sind die zugunsten des kaiserlichen Prinzen in Frankreich versuchten Militärverschwörungen behandelt, eingehend und unter Benutzung der Archive des französischen Ministeriums des Auswärtigen der öftere Gedankenaustausch zwischen Frankreich und Metternich über das Schicksal des Napoleoniden. Einen Augenblick scheint die Julirevolution dem thatendurstigen Jüngling ein weiteres Feld der Thätigkeit eröffnen zu wollen. Aber auch diese Hoffnung schlägt fehl, und das einzige Resultat der Julitage für ihn ist der Aufenthalt des Marschalls Marmont in Wien, der dem Prinzen drei Monate lang Vorträge über die Feldzüge seines Vaters hält. Ein anderes intimes Verhältniß fesselt diesen an den jungen Prokesch. Es ist für ihn doppelt vortheilhaft; denn einmal hindert Prokesch den Zwanzigjährigen, sich in Polen oder Italien in ein seines Namens unwürdiges Abenteuer einzulassen; andrerseits ersetzt dem Prinzen in dem Freunde sein erster Biograph. Die dramatische Schilderung der letzten Lebenstage des an der Lungenschwindsucht dahinsiechenden Herzogs und sein Tod gehören zu den packendsten Stellen des anziehend geschriebenen

[1]) Le Roi de Rome (1811—1832), Paris, Plon 1896.

Digitized by Google

Buches. Die Schlußbemerkungen gipfeln in einem schon im Anfang ausgesprochenen und auch sonst öfter in dem Werke durchklingenden Gedanken, den man bei einem Schriftsteller der dritten Republik schwerlich erwarten dürfte: der Verfasser sieht in Napoleons Sturz und dem frühen Erlöschen seines Geschlechts eine Art von Vergeltung wegen seines Frevels gegen Rom, jenes Rom, dessen Königstitel sein unglücklicher Sohn vor der Geburt empfangen hatte, um ihn niemals in den Jahren der Vernunft zu führen.

Mittheilungen und Nachrichten.

D. Albert Hauck, Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Begründet von J. J. Herzog. III. verbesserte und vermehrte Auflage. Unter Mitwirkung vieler Theologen und anderer Gelehrten. II. Band (Arethas—Bibeltext des N. T.). Leipzig, J. C. Hinrichs. gr. 8°. 780 Seiten. — Pünktlich und wördig reiht Band II der großen theologischen Encyklopädie, III. Auflage, seinen Vorgänger sich an, der vor wenigen Monaten in diesen Blättern herzlich willkommen geheißen wurde. Sogleich der Titel zeigt des verdienten Herausgebers wachsame Sorgfalt. Band I ist laut dem Titel entstanden unter „Mitwirkung vieler Theologen und Gelehrten". Ich habe seinerzeit den Ausdruck nicht monirt, weil ich fand, daß er aus den beiden ersten Auflagen herübergenommen und daher s. z. s. im ersessenen Rechte war, bin aber angenehm überrascht, diesmal auch die mitarbeitenden Theologen als Gelehrte anerkannt zu finden. Wenn demnach der Titel in solchen kleinen Dingen nicht erschütterlich fest steht, so bitte ich, für Band III u. ff. überlegen zu wollen, ob's nicht noch besser lauten würde: „vieler Theologen und anderer Gelehrter"? Hatten wir die wenigen stark gebogenen Formen in Ehren, die unsre Sprache überhaupt noch besitzt! — Doch zur Sache! Band I war hinter seinem Gegenstück II. Auflage räumlich um 180 Seiten zurückgeblieben (Arethas—Augustinus); zwischen den zweiten Bänden beider Auflagen ist der Unterschied auf das Doppelte (360 Seiten: Bibeltext—Budeslade) gewachsen. Wie viel Neues ist aber auch wieder hinzugekommen! Da sind mehrere Biographien aus dem Nachtrage in die alphabetische Reihe eingerückt, wie: Arndt (Joh. Fr. Wilhelm), Bauer (Bruno), Baum (Joh. Wilhelm), Beck (Joh. Tobias); andere inzwischen heimgegangene Männer sind neu aufgenommen, wie: Baumgarten (Michael † 1889), Baur (Gustav † 1889), Beyer (W. Friedr. † 1884). Auch aus älterer Zeit sind einige früher aus beiläufig erwähnte und besprochene Männer besonderer Aufsätze gewürdigt, wie: Arethas von Cäsarea, der byzantinische Kirchenfürst und Gelehrte, Arn von Reichersberg, Gerhohs Bruder, Athanasios Parios, der neugriechische Theolog, u. a. Ferner findet man neue sachliche Artikel, wie: Auswandererwissen, Bauernkrieg u. a., die man nicht wieder missen möchte. Vor allem aber ist durchweg seit 1878 der zu bewältigende gelehrte Stoff derart angewachsen, daß man wirklich denken könnte, erst in diesem halben Menschenalter wäre die protestantische deutsche Theologie zur Gottesgelehrtheit im vollen Sinne des Wortes geworden. Fast durchweg sind demgemäß in der III. Auflage Quellenangaben und Literaturnachweise nicht nur an die Spitze der Aufsätze gestellt, sondern auch wesentlich bereichert und vervollständigt gegen früher. Dieser Fortschritt verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden. Manchen Trägen, der den theologischen Thesaurus nur aufschlägt, um auf bequeme Art einen Vortrag oder dergleichen zusammenzustoppeln, wird das verdrießen. Aber jene, gottlob nicht ganz wenigen unter den deutschen Theologen, die — mit Dante zu reden — wahrhaft hungert nach dem Brode der Engel, werden die Hände segnen, die ihnen hier den Tisch so reich decken. Als Aufsätze, die an Umfang und Gewicht in der neuen Gestalt erheblich gewonnen haben und zwar besonders durch breitere Belege aus den Quellen und reicheren gelehrten Apparat, treten hervor die über Arianismus, Athanasianum, Athanasius von Alexandria, Augustinus. Sie alle hat diesmal Friedrich Loofs bearbeitet; man kann fast geradezu von einer ἀριστεία des hallischen Kirchenhistorikers im II. Bande der Encyklopädie reden. Mit gleicher Ehre sind Arbeiten, wie die über Aloge (von Seeberg), Auferstehung (Troeltsch), Augsburger Bekenntniß nebst Apologie und Augsburger Religionsfriede (Th. Kolde), Bibellesen und Bibelverbot (Kirchhofer), Bibeltext des A. T. (F. Buhl) und des N. T. (v. Gebhardt) zu nennen. Doch es ist unmöglich, einen so starken Band von so reichem, buntem Inhalt binnen kurzem eingehend genug zu prüfen, am sicher zu unterscheiden, was vor anderem hervorgehoben zu werden verdiene. Auch muß ja jeder einzelne Verfasser noch auf das hellere Feuer der Kritik seitens seiner nächsten Fachgenossen gefaßt sein, die ihm Nachprüfung auch der kleinen Einzelheiten nicht schenken werden. Hier aus in summa, aber dies mit voller Zuversicht, das Urtheil, daß die III. Auflage der Encyklopädie bisher namhaften Fortschritt gegen die II. zeigt. Möge sie ebenso rasch und sicher ihren Weg weiter finden! S.

au. R. Stölzle: Karl Ernst v. Baer und seine Weltanschauung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. XI und 687 S. Preis 9 Mark. — Im Jahre 1877 erschien in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Nr. 293 und 294) ein Artikel von Professor Joh. Huber über die philosophischen und religiösen Ansichten von K. E. v. Baer. Huber hielt sich dabei nur an die Reden und Studien Baers. Vorliegendes Werk hat das Gesammtschriftthum Baers, handschriftliche von Baers Enkel, Herr. Max v. Zingen in Petersburg, zur Verfügung gestellte Materialien, endlich Briefe Baers zur Grundlage und stellt an der Hand dieses umfassenden Materials ein allseitiges Bild der Weltanschauung Baers (1792—1876) dar. Der Stoff ist in 5 Theile gegliedert. Der erste Theil legt das Leben, Forschung und Charakter Baers und die Philosophie zu Baers Zeit als Quellen seiner Weltanschauung, Baers Stellung zur Philosophie überhaupt und seine erkenntnißtheoretischen Grundsätze. Der zweite Theil bietet Baers Naturphilosophie. Hier kommen zur Darstellung: Baers Naturerklärung oder der Zweck in der Natur; Apherismen zum kosmologischen Problem; Ursprung und Zukunft von Leben und Arten; Princip des Lebens und der Organisationsformen; Baers Stellung zur Descendenztheorie; Baer gegen Darwin; die Thierseele; die Stellung des Menschen in der Natur; die Menschenseele, ihre Existenz, ihr Wesen, ihr Ursprung und ihre Zukunft; der Ursprung des Menschen; die Einheit und das Alter des Menschengeschlechts. Der dritte Theil handelt von Baers Religionsphilosophie (Dasein und Begriff Gottes; Glauben und Wissen). Im vierten Theil wird Baers Geschichtephilosophie ausführlich dargestellt. Der fünfte Theil betrifft Baers ethische, pädagogische (über Mittel- und Hochschulwesen) und politische Anschauungen. Briefe Baers bilden den Schluß.

* Das große Unternehmen der photographischen Reproduktion einer Reihe von zwölf der ältesten und wichtigsten griechischen und lateinischen Handschriften, das die Verlagshandlung von A. W. Sijthoff in Leiden veranstaltet, war heuer so weit fortgeschritten, daß schon im Januar der erste Band erscheinen konnte unter dem Titel: „Vetus Testamentum Graece. Codicis Sarravinni-Colbertini quam asservant in Bibliotheca Leidensi, Parisiensi, Petropolitana phototypice edita. Praefatus est Henricus Omont." Inzwischen ward leider wenige Tage vor dem Erscheinen dieses Bandes der hoch verdiente Urheber und Leiter des Unternehmens, Director der Leidener Universitätsbibliothek Dr. W. N. du Rieu, durch einen plötzlichen Tod dahingerafft. Sein Nachfolger im Directorat der Leidener Bibliothek, Dr. S. G. de Vries, hat sich indeß bereit gefunden, auch die Leitung dieses Unternehmens weiterzuführen. Seit vielen Jahren Conservator der berühmten Handschriftensammlung der Leidener Bibliothek, hat Dr. de Vries schon gemeinschaftlich mit Dr. du Rieu alle Vorbereitungen für die Herausgabe des ganzen Werkes geleitet. Die Fortsetzung in demselben Sinne und nach den eigenen Wünschen du Rieu's ist demnach gesichert. Als zweiter Band jener ersten Serie erscheint demnächst: „Codex Bernensis 363. Horatii carmina, Ovidii Met. frugm., Servii et aliorum opera grammatica, S. Augustini de dial. et de rhetor., Bedae Hist. Brit. I, cet. ect. continens." Als älteste und beste des Horaz, der Fragmente der Metamorphosen Ovids u. s. w. schon längst bekannt und berühmt, liegt diese Handschrift daneben einen Schatz mittelalterlicher Gelehrsamkeit und ist auch für die Kenntniß der gelehrten Bestrebungen des Sedulius Scotus und seiner irischen Genossen von großer Bedeutung. Schon 1891 schrieb Dr. L. Traube in „O Roma nobilis" (Abhandl. der kgl. Bayer. Akademie der Wiss. I. Cl. XIX. Bd. 2. Abth. S. 352): „Der Bernensis 363 ist überhaupt so überaus und in jeder Beziehung wichtig, daß man sich gern der Hoffnung hingeben möchte: eine gelehrte Körperschaft wolle seine vollständige Wiedergabe in Lichtdruck veranstalten und dadurch ebenso der Verallgemeinerung als der Erhaltung dieses kostbaren Schatzes einen Dienst leisten."

Digitized by Google

Für die lateinisch abzufassende Einleitung zu diesem Bande ist Prof. Dr. H. Hagen in Bern gewonnen worden. Der Preis dieses Bandes beträgt 200 Mark. Derartige photographische Reproductionen der größten aus dem Alterthum und dem Mittelalter überlieferten literarischen Schätze sind vom höchsten Werth. Nicht mehr als Luxus, als Liebhaberei einiger reichen Bibliophilen, erscheint eine solche Ausgabe. Bei allen paläographischen und kritischen Studien ist sie geradezu unentbehrlich geworden. Dabei treten solche Reproductionen in mustergiltiger Ausführung fast gänzlich an Stelle des Originals und können dieses ersetzen, wenn es etwa zugrunde ginge, wozu die Gefahr, trotz der größten Vorsicht der Bibliotheken, doch immerhin besteht.

* Zur Geschwindigkeit des Vogelfluges. Im Verein mit einer Anzahl von Brieftauben ließ man im Frühjahr 1896 auch eine in Antwerpen heimische, durch künstliche Färbung kenntlich gemachte Schwalbe in Compiegne aufsteigen. Dieselbe flog mit blitzartiger Schnelligkeit, ohne sich wie die Tauben zuerst unter unsicherem Hin- und Herfliegen zu orientiren, sofort in der zum Ziele führenden Richtung davon und erreichte nach einer Stunde und acht Minuten ihr 255 Kilometer entferntes Nest, während die Tauben erst drei Stunden später am Ziele anlangten. Es ergibt sich daraus, wie die Mannsschrift „Himmel und Erde" berechnet, für die Tauben eine Geschwindigkeit von 15 Meter, für die Schwalbe eine solche von 58 Meter in der Secunde. Bei derartiger Geschwindigkeit würden die Schwalben zur Zurücklegung ihres jährlichen Zuges von Afrika bis in unsre Gegenden nicht länger als einen halben Tag gebrauchen, was übrigens auch mit den Erfahrungen der Beobachter der Zugvögel im Einklang ist. Durch einen Zufall gelang es neuerdings, auf dem meteorologischen Observatorium zu Blue Hill die Geschwindigkeit des Entenfluges zu bestimmen. Sie beträgt 76.5 Kilometer pro Stunde oder rund 20 Meter in der Secunde.

* Am 19. Mai hat Andree sich an Bord des schwedischen Kanonenboats „Saenskfund" abermals nach Spitzbergen eingeschifft; hoffen wir, daß nun heuer anstatt wöchentlicher Berichte von einem bloßen aëronautischen Maulaffen — wenn der Ausdruck gestattet ist — nun dem wirklichen Aufstiege des Polarluftfahrers vernehmen werde. Die freigebigen Gönner der Expedition haben es auch diesmal an Opferwilligkeit nicht fehlen lassen und auch der schwedische Staat hat sich durch Ausrüstung des „Saenskfund" auf 3½ Monat mit etwa 25,000 Kr. an den Kosten betheiligt. Die „Virgo", die im vorigen Jahre zum Transport diente, führt heuer das umfängliche Material, u. a. Bauholz zur Errichtung einer neuen Ballonhalle, nach, falls die alte auf der Dänischen Insel vom Winterwetter zerstört sein sollte. Nachdem sich der Meteorolog Dr. Ekholm, wie bekannt, wegen theoretischer Differenzen mit Andree dauernd überworfen, gedenkt dieser nun mit seinem Gehilfen Strindberg und dem Ingenieur Fränkel sein Glück zu versuchen; zu etwaigem Einspringen hat sich außerdem noch Lieutenant Swedenborg mit nach Spitzbergen begeben. England und Rußland haben auch diesmal die halb civilisirten Bewohner ihrer arktischen Provinzen auf die mögliche Erscheinung des Ballons aufmerksam gemacht; daß für den Nothfall auf Franz Josephsland Vorräthe für die Luftfahrer deponirt werden, ward bereits neulich erwähnt.

* München. Als Privatdocent für neuere Literaturgeschichte an der k. Technischen Hochschule wurde aufgenommen Dr. Emil Sulger-Gebing aus Basel.

* Bonn. Vom 29. bis 31. Juli d. J. begeht die Landwirthschaftliche Akademie in Poppelsdorf die Feier ihres 50jährigen Bestehens. Die Festlichkeiten umfassen: Begrüßung, Act in der Aula der Bonner Universität, Festmahl, Commers, Einweihung einer Gedenktafel für 1866—71 im Kriege gefallene Akademiker, Rheinfahrt nach Remagen, wo u. a. die Boot durchgeführte Zusammenlegung der Grundstücke besichtigt wird, und Beleuchtung der Rheinufer. Damen sind überall zugelassen. Ehemalige Studirende, die an der Feier theilnehmen wollen, mögen ihre Adressen dem Secretariat der Akademie zukommen lassen, damit ihnen eine besondere Einladung übermittelt werden kann.

* Münster. Dr. August Bludau, außerordentlicher Professor der neutestamentlichen Exegese, ist zum Ordinarius befördert worden.

* Kiel. Als die letzte unter den preußischen Universitäten soll auch die hiesige jetzt eine psychiatrische Klinik (nahe bei der Stadt) erhalten, in deren Kosten Staat und Provinz sich theilen werden.

* Greifswald. Die Stelle eines Lectors der französischen Sprache wurde commissarisch übertragen Hrn. Hans L. W. Otto, früher Instructor an der Cornelluniversität in Ithaca (N.-Y.).

* Wien, 21. Mai. In der gestrigen Sitzung der Akademie der Wissenschaften äußerten sich die zum Studium der Beulenpest nach Indien entsandten Aerzte günstig über ihre Thätigkeit. Weder die Seruminjectionen Yersins, noch die Präventivimpfung durch Haffkins seien von Erfolg begleitet. Die Gefahr einer Einschleppung der Pest nach Europa sei jedoch relativ gering. Ein ausführlicher schriftlicher Bericht wird später der Akademie vorgelegt werden.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Alexander Faber: Die Faber'sche Buchdruckerei, eine Skizze. Magdeburg, Verlag der Faber'schen Buchdruckerei 1897. — Handelsgesetzbuch nebst dem Einführungsgesetz; Textausgabe mit Sachregister. Grundbuchordnung vom 24. März 1897. Textausgabe, mit Einleitung, Anmerkungen und Sachregister von Dr. Johannes Krech, kais. Geh. Regierungsrath. München, C. H. Beck 1897. — Ernst Heinemann: Die Wiederaufhebung des Börsengesetzes. Berlin, Correspondenz Gelb 1897. — L. Samenhof: Wahl einer internationalen Sprache. Grodna, Selbstverlag 1897. — Dr. jur. et phil. Helarich Hasenö: Die Kaiser Wilhelms-Universität zu Straßburg, ihr Recht u. ihre Verwaltung, Festschrift. Straßburg, Friedrich Bull 1897. — Philipp Westphal: Zur Grundrententheorie, Vorschlag zur Lösung der Quotenfrage. Wien, Manz 1897. — Dr. Remigius Stölzle: Karl Ernst v. Baer u. seine Weltanschauung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt 1897. — Erich Freund: Streifzüge im Süden. Réémée Hanaum: Vom Orient u. vom Occident. E. Gnade: Kleinstädtische Geschichten. I. Bd. (Unterwegs u. Daheim). Breslau, E. Schattländer 1897. — Dr. E. Hunemann: Elsässische u. lothringische Kunstdenkmäler; mit Dr. Fr. Leitschuh u. Museumsdirector Ad. Seyboth bggb. Lfg. 9—16. Straßburg i. E., W. Heinrich. — Kuno Fischer: Geschichte der neuern Philosophie. Jubiläumsausgabe. Lfg. 2 u. 3. Heidelberg, Carl Winter 1897. — Deutsche Nationalfeste, Mittheilungen u. Schriften des Ausschusses. Heft 2. München u. Leipzig, R. Oldenbourg. — K. Heinrich a. Stein: Vorlesungen über Aesthetik, nach Aufzeichnungen bearbeitet. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Rudolf Gaim: Ein falsches Liebeslied, Novelle. 2. Tausend. Dresden u. Leipzig, E. Pierson 1897. — Dr. Georg Schanz: Neue Beiträge zur Frage der Arbeitslosen-Versicherung. Berlin, Carl Heymann 1897. — Otto Franz Gensichen: Zu den Sternen! Roman. Berlin, Gebr. Paetel 1897. — Anton E. Schönbach: Das Christenthum in der altdeutschen Heldendichtung, 4 Abhandlungen. Graz, Leuschner u. Lubensky 1897. — Franz Joseph Pfleger u. Ludwig Schwindt: Börsenreform in Deutschland. 3. Abschn. Die Effectenbörse ꝛc. a. L. Schwindt. (Brentano u. Lotz, Münchener volkswirthschaftliche Studien. St. 22). Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Franz Ilwof: Die Grafen von Attems in ihrem Wirken (Forschungen zur Verfassungs- u. Verwaltungsgeschichte der Steiermark. II. Bd. 1. Heft.) Graz, Styria 1897. — Souvenirs du *Général Cte. Fleury*. T. I. 1827—1859. Paris, Plon 1897. — Dr. Adolbert a. Hanstein: Ibsen als Idealist, Vorträge. Leipzig, E. Freund 1897. — Arthur Böhtlingk: Doctor Martin Luther u. Ignaz v. Loyola, geschichtliche Parallele. Heidelberg, J. Hörning 1897. — Johannes Wilda: Die Seebraut und andere Novellen (Deutsche Seegeschichten III). Dresden u. Leipzig, Carl Reißner 1897. — Ernst Moellenbuch (E. Lenbach): Franz Friedrich Ferdinand u. anderes. Ebd. 1897. — Dr. G. a. Mayr: Ueber den Begriff der Staatswissenschaften, Vortrag (S.-A.). — Gregor Samarow: Transvaal, Roman. 2. Bde. Berlin, Ferd. Dümmler 1897. — Cosmopolis, Internationale Revue, bggb. u. F. Ortmans. Vol. VI. No. 17. Mai 1897. London, T. Fisher Unwin; Berlin, Rosenbaum u. Hart ꝛc. — Dr. Franz Schrichl: Glaubensflüchtige aus Deutschland seit d. J. 1500 und die Duldung im 16. Jahrhundert. Linz, E. Mareis 1897. — Guyer-Zeller: Der Türlenherrschaft Ende, Perspective. Zürich, Albert Müller 1897. — Dr. Oskar Hecker: Die italienische Umgangssprache. Braunschweig, George Westermann 1897. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort u. Bild. Lfg. 269. Galizien, Heft 1. Wien, Alfred Hölder. — Johs. Penzler: Die Reden Kaiser Wilhelms II. 1888—1895, gesammelt u. bggb. (Universalbibliothek 3658—3660). Leipzig, Philipp Reclam jun.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Samstag, 22. Mai. Nummer 115.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Don José Rizal, ein Märtyrer tagalischer Freiheit. Von F. Ratzel. — Ueber ästhetische Kritik bei Dichtungen. II. Von Hubert Rötteken. — Mittheilungen und Nachrichten.

Don José Rizal, ein Märtyrer tagalischer Freiheit.

Von F. Ratzel.

Von der geringen Theilnahme, die man bei uns, außerhalb Hamburgs und Bremens, den Wirren der spanischen Colonien entgegenbringt, haben die Philippinen unendlich wenig erhalten. Cuba liegt uns freilich räumlich näher, es gibt dort mehr Interessen deutscher Geschäftsleute — ich vermeide ausdrücklich zu sagen: deutsche Interessen, weil ich diese auch auf den Philippinen für groß, vielleicht für ungleich größer in der Zukunft halte — und außerdem wird uns alles Westindische durch die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika näher gerückt. Aber es ist sehr zu wünschen, daß man auch in Deutschland den Philippinen etwas mehr Aufmerksamkeit schenke. Der Aufstand mag ja gedämpft werden, die alte Stille wird im Archipel doch nicht wieder einkehren und in der Tiefe glüht es stärker, ausdauernder, als auf Cuba. Was kann Cuba's Zukunft sein? Es wird den Vereinigten Staaten zufallen, für die es schon Jefferson vor 70 Jahren wie eine ganz selbstverständliche Erwerbung gefordert hat. In welcher Form? Das steht dahin. Aber die Creolen werden auf Cuba immer eine schwache, unzuverlässige Gesellschaft sein, ein viel zu schwanker Boden für einen sicheren Staatsbau, die Neger werden nicht höher kommen als in Haiti oder Jamaica, und die Chinesen werden den Teig nicht würzen. Es sind zur Unsertigkeit und Abhängigkeit verurtheilte Verhältnisse. Die Abkömmlinge der Europäer haben ihre Kraft verloren, die aufsteigenden Massen können die ihre noch nicht gebrauchen. Für uns wird das sicherste Ergebniß der Verlust eines früher ausgezeichneten und noch in den letzten Jahren erträglichen Marktes sein. Wie anders auf den Philippinen! Da dringt ein naturkräftiges Volk zum Licht, das die spanische Verwaltung ihm vorenthält. Die Tagalen und ihre Verwandten auf den zahlreichen Inseln, ein Volk von 7 Millionen auf einem Boden, der größer ist als der des Königreichs Italien, fordern Befreiung von der geistigen Bevormundung durch die verschiedenen Mönchsorden, denen Spanien die Aufgabe überlassen hat, die Philippinen in Ruhe zu halten, und von der Mißwirthschaft des Abschaumes der spanischen Civil- und Militärbureaukratie. Hier steht den Spaniern ein begabtes Volk gegenüber, dessen Streben nach Entfaltung seiner Kräfte und der Gaben seines wunderbar schönen Landes die ganze Wärme und Wahrheit einer ersten und einzigen Leidenschaft hat; die Spanier sind im Vergleich mit den aufstrebenden Eingeborenen matt und geistlos. Ihre Politik ist die einförmige der Niederhaltung, ihre Verwaltung die brutale Methode der Ausbeutung. Nichts versöhnendes in ihrer ganzen Thätigkeit! Sogar alle höheren Aufgaben der wirthschaftlichen Entwicklung überläßt sie den Fremden und nicht einmal für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache und Ethnographie der Tagalen hat sie sich fähig gezeigt. Was würde darin geleistet ohne die Jesuiten in Manila? Die Schule hat sie der Geistlichkeit überlassen, die einen ungeheueren Grundbesitz verwaltet. Es sind genau die Zustände, wie sie Alexander v. Humboldt 1800 in Neuspanien fand und beschrieb. Das Ergebniß wird auch kein anderes sein können als dort: Losreißung und womöglich Selbständigkeit. Die Tagalen sind nun einmal wach geworden. Zwischen dem fortschreitenden Japan im Norden und den zum Theil vorzüglich verwalteten englischen und niederländischen Colonien im Süden können sie auch nicht mehr eingewiegt werden. Der Aufstand wird in ihrer Erinnerung auf einen blutigen Hintergrund eingezeichnet bleiben und seine Opfer werden als Märtyrer verehrt werden.

Aus der Menge der in Gefechten oder standrechtlich Gefallenen ragt als eine wahre Heldengestalt Dr. José Rizal hervor, den die Spanier am 30. December v. J. in Manila erschossen haben. Dieser hat den Tagalen gezeigt, was sie können. Sein Andenken wird daher mit unberechenbar nachwirkender Kraft an der Hebung des Volkes arbeiten. Rizal ist gerade der Mann, den ein Volk braucht, das sich emporkämpft. Sein Biograph, dem wir hier folgen,[1]) nennt ihn den bedeutendsten Mann seines Volkes, ja der malayischen Race überhaupt. Er ist jedenfalls der bedeutendste, der seine Gaben in den Dienst der Hebung seines Volkes gestellt und daran in einem ganz modernen Sinne gearbeitet hat. Es sind gleichzeitig neben ihm hoch begabte Tagalen hervorgetreten; ich erinnere nur an den ausgezeichneten Maler Luna, von dem auch München im Glaspalast Bilder gesehen hat. Aber nur Rizal hatte ein Studium aus den Mitteln und Wegen zur Hebung seines Volkes gemacht und sich in drei Erdtheilen die Bildung und die Weite des Gesichtskreises erworben, um die Stellung seines Volkes verstehen und seine Entwicklung errathen zu können. Dabei war er durchaus kein fanatischer Feind der Spanier, sondern ein maßvoller, praktischer Politiker. Dr. José Rizal war Tagale von Luzon, geboren in dem kleinen Städtchen Calamba der Provinz Laguna de Bay. Er war zuerst wie alle begabteren unter seinen Landsleuten für die Theologie bestimmt, ging aber in Manila und Madrid zur Medicin über. In Europa vervollständigte er seine Studien in Paris, Heidelberg, Leipzig und Berlin, kehrte dann nach seiner Heimath zurück, wo aber für ihn, der die spanische Mißwirthschaft in dem Roman „Noli me tangere“ allzu treu geschildert hatte, des Bleibens nicht mehr war. Er ging nach

[1]) Dr. José Rizal. Biographische Skizzen von Prof. Ferdinand Blumentritt in Leitmeritz' Internationalem Archiv für Ethnographie Bd. X, 1897. Der Biograph stand Rizal menschlich und wissenschaftlich am nächsten und konnte aus einem Schatze von Erinnerungen und Briefen schöpfen. Es ist dringend zu wünschen, daß er ein größeres Lebensbild des merkwürdigen Mannes, vielleicht mit einer Auswahl aus seinen Schriften und Briefen, entwerfe.

Digitized by Google

Japan und Nordamerika, vertiefte dann in London unter Rosts Leitung seine Sprachstudien, lebte in Biarritz, Paris, Gent und Brüssel und schrieb unter praktischen Kunststudien einen zweiten politischen Roman El Filibusterismo. Eine Zeit lang wirkte er als praktischer Arzt in Hongkong, besuchte Britisch-Borneo, mit der Absicht eine philippinische Bauerncolonie zu gründen, und kehrte dann nach den Philippinen zurück. Hier wurde er verhaftet, als man in seinem Gepäck antispanische Flugschriften fand, und nach Dapitan verbannt. Die Möglichkeit, zu entfliehen, die ihm hier geboten war, benützte er nicht, auch nicht, als der Aufstand ausgebrochen war. War es Trotz oder der seiner Rasse eigene Fatalismus, der ihn festhielt? Er wurde neuerdings verhaftet und am 30. December 1896 aus seinem schrecklichen Gefängniß in Manila herausgeführt, um erschossen zu werden. Es war nicht die Schwere der ihm zur Last gelegten politischen Verbrechen, die ihm das Todesurtheil sprach, sondern die Furcht der Spanier vor dem geistig über ihnen stehenden „Indio", der sogar gewagt hatte, ihre Schwächen und Fehler zu verspotten. Auch die Vermuthung, daß er ein Träger deutscher Bildung sei, spielte mit hinein. Es ist schon beim Ausbruch des Aufstandes darauf hingewiesen worden, welche übertriebenen Vorstellungen die Spanier sich von der Theilnahme Deutschlands an den Angelegenheiten der Philippinen machten. Tagalen, die in Deutschland gelebt hatten, wurden mit Argwohn betrachtet. Die selbstlose wissenschaftliche Thätigkeit eines Mannes wie Ferdinand Blumentritt, des besten Kenners der Philippinen in Europa, die spanischen Gelehrten nicht ausgenommen, wurde gar nicht verstanden. Daß Rizal mit diesem intim verkehrt hatte, machte ihn noch verdächtiger; überhaupt, daß er so lange in der Fremde verweilt hatte, so gern mit Fremden verkehrte. Es mögen auch persönliche Motive mit dem Wunsch zusammengetroffen sein, einen Schlag zu thun, der weithin Schrecken einflößen sollte.

Ja, Rizal war freilich kein ungefährlicher Mann. Er glaubte nicht an die angeborene Ueberlegenheit der Spanier und bewies durch seine Leistungen als Denker, Dichter und Bildhauer, wessen die Tagalen bei freierer Entfaltung fähig wären. Das gefährlichste an ihm war, daß er so viel über den Unterschied zwischen seinen Volksgenossen und den Spaniern dachte und schrieb. Schon in der Schule hatte er darüber nachgedacht, daß die tagalischen Schüler neben den spanischen einen schweren Stand hatten, da der Unterricht spanisch ertheilt wurde, wodurch jene gezwungen waren, in einer fremden Sprache zu lernen und zu denken. Ueberflügelten sie nun dennoch die spanischen Mitschüler, dann war es klar, daß sie mindestens nicht weniger begabt waren. Als Tagale hatte er Gelegenheit genug, die Gesinnung seiner Volksgenossen gegenüber den Spaniern kennen zu lernen, die sich einbilden, von jenen mit Ehrfurcht betrachtet zu werden, während sie nur aus Furcht und Gewohnheit ihnen die geforderte Achtung zollen. Hinter ihrem Rücken kritisiren und verspotten sie ihre Herren. Als er nach Spanien kam und die Leitung der urtheilslosen Massen durch einige gewissenlose Politiker sah, meinte er, so viel verstünden seine Landsleute auch. In Frankreich und Deutschland liebte er es, in der Einsamkeit kleinerer Städte und Dörfer zu leben, um das Leben und die Begabung der Leute kennen zu lernen, die nicht das Vorrecht der höchsten Bildung haben. Die Tagalen, die fast alle Ackerbauer sind, meinte er ganz treffend nur mit den europäischen Bauern vergleichen zu können. Aus den sehr interessanten Schlüssen, zu denen ihn diese vergleichenden Volksstudien führten, möchten wir nur die wichtigsten hervorheben, nicht ohne zu erinnern, daß man dabei immer an die Tagalen und die Spanier denken muß, die eben Rizal im Sinne hatte. Der Unterschied zwischen Farbigen und Weißen liegt ihm im Körper, nicht in der Seele, deßhalb mögen zwar die Anthropologen Racen unterscheiden, für den Beobachter des Volkslebens gibt es nur sociale Schichten. Die niedersten socialen Schichten sind allen Völkern gemein, in die höchsten ragen nicht alle hinauf. Die Hauptmasse der Bevölkerung der alten Culturländer Europa's steht nicht höher als die Masse der Tagalen. Die Völker wachsen allmählich in die höheren Schichten hinein, wobei nicht bloß ihre Gaben entscheiden. Die Schicksale der Völker sind ungleich vertheilt und die Vererbung erworbener Güter vergrößert die Ungleichheit. Die heute durch Intelligenz hervorragenden Völker sind durch Kampf und Vererbung emporgestiegen. Daß die Farbigen gerade von diesen so ungünstig beurtheilt werden, erklärte Rizal besonders damit, daß ihre Racenmerkmale ihnen allen in den Augen der Europäer denselben Stempel aufdrücken. Die wenigen Leute, die sich emporringen, werden als Ausnahmen betrachtet, und mit ihnen gerade kommen die Europäer in den Colonien am wenigsten in Berührung. Sie sehen um sich nur Angehörige niederer Schichten, die sich vor der Brutalität der Culturträger fürchten, oder durch Schlauheit sich Vortheile zu verschaffen suchen. Schließlich meinte Rizal, er wundere sich nicht mehr über die Vorurtheile der Spanier gegen die Farbigen, nachdem er gesehen, welche Vorurtheile die europäischen Nationen unter einander hegen.

Augenblicklich sind die Aussichten in die Zukunft der Philippinen trüber als je. Der Aufstand scheint niedergeschlagen zu werden. Und dort im fernen Osten dringt keine Furcht vor einem gefährlichen Nachbar auf Reformen wie in Cuba. Japan kann einmal diese Stelle einnehmen, heute ist es noch zu sehr mit sich selbst und der Organisation Formosa's beschäftigt. Es ist sehr möglich, daß dorthin die Blicke der Tagalen sich wenden, wo die malayisch-mongolische Kreuzung ein Volk hervorgebracht hat, mit dem die tagalische Volksseele sich tiefer verwandt fühlt als mit dem spanischen.

Ueber ästhetische Kritik bei Dichtungen.

Von Hubert Rötteken.

II.

Wir waren auf den Typus gekommen von der Frage aus, wie weit wir den Zufall in der Dichtung ohne Unlust vertragen. Wir können diese Frage jetzt einfach beantworten: wir vertragen ihn, soweit er im Typus Platz hat. In der Odyssee z. B. ohne weiteres. Wie Odysseus in die Schwierigkeiten hineingeräth und wieder herauskommt, ist gleichgültig, wenn er nur muthig darin aushält und sie besiegt. Ebenso vertragen wir es, wenn der Zufall sich dem feinen Intriganten des Lustspiels in den Weg stellt und seine Pläne kreuzt. Wir wollen uns ja gerade freuen an dem Schauspiel, wie ein überlegener Kopf alles zu lenken und für seine Zwecke zu benützen versteht, und je mehr der Zufall ihm in den Weg tritt, desto mehr kann er seine Schlagfertigkeit zeigen: es gehört geradezu zu seinem Typus, daß er auch das Unvorhergesehene meistert. Auch der Zufall, der dem prädestinirten Charakter als Gelegenheitsursache dient zur Entfaltung seines Schicksals, stört uns nicht, ja er ist uns geradezu willkommen, er erscheint uns gar nicht als Zufall, weil wir es von vornherein für äußerst wahrscheinlich halten, daß irgend eine derartige Gelegenheitsursache dem betreffenden Charakter einmal im Leben aufstoßen müsse.

Ganz anders liegt die Sache, wenn mein Interesse gerichtet ist auf die Frage, wie es einem Menschen gerade in einer bestimmten Situation ergehen, was er darin fühlen, welche Willensentschlüsse er darin fassen werde, und wie

die Willensentschlüsse auf ihn zurückwirken werden. Hier darf die Situation, der Verlauf, nicht zerbrochen werden durch einen hereinbrechenden Zufall. Ich will das gleich an einem Beispiel erläutern. In Sudermanns „Katzensteg" ist der Held der Sohn eines Mannes, der, wegen eines begangenen Verrathes von allen gehaßt und verachtet, in den Räumen seines abgebrannten Schlosses lebt, nur in Gesellschaft eines Mädchens, das seine Maitresse geworden ist und im übrigen mit rührender Treue für ihn sorgt. Der Alte stirbt, der Held kommt auf das Schloß und erkennt sofort, daß er nur die Lebensweise seines Vaters fortsetzen kann, auch des Mädchens unbedingt bedarf und in engster Gemeinschaft mit ihr leben muß. Und nun richtet sich die Spannung des Lesers darauf, wie er sich diesem Mädchen gegenüber benehmen wird; die Spannung wird uns dadurch geweckt, daß uns gleich anfangs gezeigt wird, wie er in ihr das Weib, das mit seinem Vater in intimem Umgang gestanden hat, halb verachtet, halb scheut und doch andrerseits sich persönlich für sie zu interessiren beginnt. Wir wollen wissen, wie diese Gefühle sich in ihm auseinandersetzen, und zwar bis zur vollen Beruhigung und Klarheit. Nun sehen wir, wie sich ihm das Mädchen enthüllt als ein ungemein treues, muthiges, zuverlässiges Geschöpf, das, um ihm zu dienen, keine Mühe und Gefahr scheut; auch wie sie ihm entgegentritt als lockendes Weib. Die Situationen, in denen das klar wird, werden vom Zufall herbeigeführt, aber diese Zufälle stören uns nicht, denn es gehört zum Typus des ganzen Lebens, wie beide es führen, daß derartige Situationen sich einstellen. Nun aber die Katastrophe. Er hat sich entschlossen, das Mädchen trotz allem an sein Herz zu nehmen, er kehrt mit diesem Entschlusse heim und findet das Mädchen getödtet durch einen Schuß, der eigentlich ihn hätte treffen sollen. Da ist also die Situation plötzlich abgekappt, unser Interesse genarrt, denn wir möchten auch wissen, ob er seinen Entschluß ausführt, ob die entgegenstehenden Motive so völlig besiegt sind, daß sie ihn auch am folgenden Morgen nicht quälen. Wäre uns das gezeigt, so daß wir es glauben könnten, so würden wir da einen typischen Verlauf, eine innere Gesetzmäßigkeit erkennen; jetzt erscheint uns die Katastrophe als etwas völlig fremdes, mit der ganzen Geschichte nicht zusammengehöriges, und das gibt uns eine starke Unlust.

Ein solcher störender Zufall braucht nicht von außen hereinzubrechen; auch wenn er etwa begründet wäre in einer Seltsamkeit des betreffenden Charakters, würde er nicht minder stören. Wäre der Held des Katzenstegs besonders abergläubisch, erführe er, daß das Mädchen an irgend einem Dreizehnten geboren sei, und wiche deßhalb von ihr zurück, so würden wir das natürlich ebenso als einen ärgerlichen Zufall empfinden.

Gerade in der Katastrophe stört ein derartiger Zufall am meisten, weil hier unsre Aufmerksamkeit schon lange Zeit auf das eine gespannt ist, das uns nun durch den Zufall unter der Hand wegescamotirt wird; aber auch in früheren Stadien der Entwicklung kann der Zufall den typischen Werth stark beeinträchtigen. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß Dreyer die Eifersucht des Mannes nicht einfach aus der Situation hervorgehen läßt, sondern eine besondere Motivirung dafür gibt. Er macht die Voraussetzung, daß auch der Ehemann einmal früher zu einem anderen Paar in demselben vertraulichen Verhältniß stand, und daß er es mißbraucht habe. Der von ihm betrogene Mann taucht gerade nach der Kußscene auf, und indem er an die alte Zeit erinnert und die alte Zeit lebhaft vor der Phantasie des Ehemanns auflebt, kommt diesem die Furcht, daß ihm nun vergolten werden möchte. An sich ist dieses Motiv vollkommen wahr und es ist gut durchgeführt, aber es ist überflüssig, und anstatt daß das Stück die nothwendige Entwicklung des Verhältnisses der drei Personen darstellen könnte, stellt es sie jetzt dar unter einer einschränkenden Bedingung, die in Bezug auf die ganze Situation rein zufällig ist und sich mit ihr und den weiteren Folgen nicht als etwas innerlich zusammengehöriges betrachten läßt. Der Eindruck der inneren Nothwendigkeit, die Lust an der Betrachtung des Zusammengehörigen wird dadurch gemindert. Ich will übrigens nicht unterlassen, ausdrücklich hinzuzufügen, daß die Wirkung der Eifersucht des Mannes auf die Frau vortrefflich geschildert ist.

Damit hätten wir die wichtigsten formalen Anforderungen erwähnt, die wir an das Bild stellen. Diese Anforderungen gruppiren sich um zwei Principien: das der Klarheit und Deutlichkeit und das der Zusammenstimmung. Ich könnte noch manches andere erwähnen, z. B. die Ansprüche, welche die moderne Bühne an eine Dichtung stellt, die aufführbar sein soll, doch ich darf mich nicht zu sehr in eine Specialisirung einlassen.

Ich habe oben bereits gesagt, das Bild enthält auch bereits Anweisungen auf bestimmte Gefühle, die sich innerhalb des Bildes entfalten müssen, die eigentlich noch zum Bilde gehören, und von denen ich bisher nur abstrahirt habe, die sogenannten Substitutionsgefühle. Das sind solche Gefühle, die ich den beseelten Objecten der Dichtung nachfühle, vor allem natürlich den Charaktereu, aber auch den Naturdingen, die der Dichter beseelt, personificirt. Wenn ich „Romeo und Julie" lese, so erlebe ich die Liebe und die Verzweiflung des Paares mit, ich versetze mich in ihre Lage, substituire mich ihnen. Wenn mir der Dichter von Meereswellen spricht, die in wildem Ansturm sich auf die Dünen stürzen, so muthet er mir zu, etwas von dieser angriffsfrohen Stimmung nachzuerleben, und wenn ich es nicht thue, bleiben die Worte todt für mich. Durch diese Substitutionsgefühle also belebe ich das Bild, sie werden in das Bild hineinprojicirt, denn es ist ja Romeo und Julie, die verzweifelt sind, nicht ich selbst. So gehören diese Gefühle also noch zum Bilde.

Endlich aber gibt es noch eine andere Gruppe von Gefühlen, die ich hier auch gleich erwähnen will, Gefühle, die nicht in das Bild hineinprojicirt werden, sondern die ich sehr deutlich als die meinigen unterscheide und in Anspruch nehme: es sind Gefühle, in denen sich das Verhältniß des ganzen Bildes zu dem Kern meines eigenen Wesens, zu meinen Grundsätzen, Sympathien, Antipathien kund gibt. Bewunderung für einen Helden, Entrüstung über eine That, das sind Gefühle, wie ich sie hier meine. Der Dichter kann mich zwingen, durch Substitution irgend eine Leidenschaft wie Eifersucht oder Haß eine Leidenschaft, die bis zum Mordgedanken und seiner Ausführung geht, durchzuerleben, und gleichzeitig kann ich doch ein tiefes Grausen empfinden über eben die Leidenschaft, die ich nacherlebe. Ich nenne diese zuletzt beschriebenen Gefühle zum Unterschied von den Substitutionsgefühlen Reactionsgefühle, und ich nenne sie inhaltlich bedingte Reactionsgefühle zum Unterschied von den durch die Form veranlaßten Gefühlen, die man ja auch als Reactionsgefühle bezeichnen kann.

Fragen wir uns nun, unter welchen Bedingungen diese beiden Gruppen von Gefühleu in uns entstehen können, so lautet die Antwort: es müssen vor allem alle die formalen Eigenschaften vorhanden sein, die ich eben als selbständig lusterweckend genannt habe. Klar, deutlich, mit brennenden Farben, ohne Widersprüche, geregelt von den Formen, nach denen ich die Eindrücke der Wirklichkeit ordne: so müssen die Dinge geschildert sein, wenn ich den Personen der Dichtung ihre Gefühle nacherleben, oder den Vorgängen gegenüber in Erregung gerathen will. Dieser Satz bedarf wohl keines Beweises und keiner Erklärung.

Digitized by Google

Jene Anforderungen erhalten also hier eine neue Stütze; wir erheben sie nicht nur, weil ihre Erfüllung Lust bringt, sondern auch, weil sie die Vorbedingung aller tieferen Wirkungen ist. Allerdings muß dabei zugegeben werden, daß diese tieferen Wirkungen je nach ihrer Qualität die Erfüllung jener Anforderungen in verschiedenem Maße verlangen. Amüsiren kann ich mich über eine poetische Figur, auch wenn das, was von ihr erzählt wird, nicht so streng geregelt wird durch die Formen, welche das wirkliche Leben beherrschen, d. h. wenn die Sache etwas unwahrscheinlich ist; mein Mitleid wird durch solche Unwahrscheinlichkeit viel leichter gestört. Manche Stimmungen lassen sich, wie schon oben angegeben, leichter durch eine andeutende Darstellung wecken, als durch eine ausgeführte. Doch ich kann auf diese Unterschiede hier nicht näher eingehen.

Als Vorbedingungen der tieferen Wirkung kommen dann noch einige andere Eigenschaften in Betracht, die ich vorhin nicht erwähnt habe. Das Ereigniß muß mir mit einer gewissen Ausführlichkeit mitgetheilt werden und die Darstellung darf nicht zu oft von einem Ereigniß zum anderen abspringen. Dies ist ein Fehler, den die Dramatiker der Sturm- und Drangperiode öfter gemacht haben: sie geben vielfach ganz kurze Scenen, Scenen von nur wenigen Zeilen. Am bekanntesten ist diese Manier aus Goethe's Götz. Aber andere, namentlich Lenz, gehen darin noch weiter. Gegen dieses Zerschlagen der Handlung in lauter kleine Stücke protestirt nicht nur die moderne Bühne, sondern es ist auch abgesehen davon zweckwidrig. Ich erfahre auf diese Weise wohl, was geschieht, aber ich erfahre es sozusagen in einer abstracten Form, es wird mir nicht lebendig, denn bei jeder Scene brauche ich einige Zeit, um mich in die Situation hineinzufinden und mich an sie hinzugeben. Ist die Scene ganz kurz, so schließt sie, noch bevor mir das gelungen ist, und je mehr solche kleine Scenen vorhanden sind, desto mehr von dem Stücke bleibt mir todt.

Sind alle genannten Bedingungen in genügendem Maß erfüllt, so werden die Substitutionsgefühle und inhaltlich bedingten Reactionsgefühle eintreten können; sie werden das aber natürlich nur dann thun, wenn die geschilderten Vorgänge auch inhaltlich geeignet sind, sie zu wecken. Diese Gefühle selbst sind angenehmer oder unangenehmer Art. Aber auch die unangenehmen sind uns bis zu einem gewissen Grade willkommen. Diese Thatsache, die für die Aesthetik von größter Bedeutung ist, wurde im vorigen Jahrhundert zum erstenmal ausgesprochen von einem Franzosen Du Bos. Er wies darauf hin, daß uns nichts verdrießlicher sei, als eine vollständige Ruhe unsrer geistigen Kräfte, und daß wir einem solchen Zustand die wildeste und leidenschaftlichste Bewegung unsres Gemüths selbst durch an sich unangenehme Gefühle vorzögen. Hebbel sagt einmal in seinem Tagebuch, wenn man Langeweile habe und gar nichts dagegen helfen wolle, so solle man sich schneiden und stechen; selbst dieser körperliche Schmerz scheint ihm angenehmer als die Langeweile. Das ist freilich ein stark heroisches Mittel; aber so viel jedenfalls ist sicher, daß wir ein Bedürfniß nach starken Emotionen haben, ein Bedürfniß, uns durchrütteln und packen zu lassen, und daß uns die Befriedigung dieses Bedürfnisses Lust gewährt. Freilich ist nicht zu leugnen: die Gefühle selbst können doch so quälend sein, daß sie diese Lust übercompensiren.

Nachdem wir nun auch von diesen Gefühlen gesprochen haben, müssen wir noch einen letzten, höchsten Formbegriff aufstellen: das Princip der Uebereinstimmung, das ich schon in Bezug auf das Vorstellungsmaterial des Bildes erörterte, kommt auch für die ganze Dichtung in Betracht und weist uns dann hin auf die Individualität des Dichters, d. h. die Individualität des Dichters, die im Moment des Schaffens bestand und die neben bleibenden Zügen gar viel Momentanes bieten kann: das momentane Individuum, das den Fischer gedichtet hat, ist ein anderes als dasjenige, das uns den Gott und die Bajadere schenkte. Wir finden Spuren dieser Individualität in den ethischen Anschauungen, in der Qualität der Stimmung, im Umriß der einzelnen Bilder, in Vers und Sprache und in allem anderen; und wenn alle diese Spuren deutlich hinweisen auf dasselbe Individuum, wenn dieses gewissermaßen in jedem Worte sich spiegelt, so werden wir diese Uebereinstimmung aller Einzelheiten mit der größten Lust genießen.

Damit habe ich, freilich in sehr kurzer Skizze, die Quellen genannt, aus denen die Gefühlswirkung einer Dichtung fließt. Wir hatten vorher gesehen, daß wir den Werth eines poetischen Werkes niemals von außen mit Regeln abmessen können, daß wir immer ausgehen müssen von dem Eindruck, den wir haben, und daß wir weiter nichts thun können, als diesen Eindruck zu analysiren, auf seine Gründe zurückzuführen. Die Aufzählung, die ich vornahm, sollte uns nur die Gesichtspunkte geben, nach denen wir jene Analyse vornehmen könnten.

Aber nehmen wir nun einmal an, wir hätten die Analyse durchgeführt, wir wüßten also jetzt, wie viel die einzelnen Seiten und Eigenschaften der Dichtung beitragen zu dem Gesammteffect von Lust und Unlust, den wir von ihr haben: was ist damit gewonnen? Es ist ja doch immer nur unser individueller Eindruck, den wir analysirt haben, und wenn dieser vorher keine objective Gültigkeit beanspruchen dürfte, so ist er doch nicht maßgebender geworden dadurch, daß ich nun weiß, wie er zustande kommt. Das ist richtig, aber überflüssig ist darum die Arbeit der Analyse doch nicht gewesen. Denn nun kann ich versuchen, diejenigen Seiten der Dichtung für mein Urtheil unberücksichtigt zu lassen, von denen mir selbst klar ist, daß ihr Lusteffect oder ihr Unlusteffect lediglich individuell bedingt ist. Mustern wir nun in Bezug darauf die angeführten Lustquellen.

Da treten uns denn wieder jene formalen Eigenthümlichkeiten als besonders wichtig entgegen. Deren Wirkung ist keine nur individuelle. Daß die Anschauung einer Uebereinstimmung, einer inneren Zusammengehörigkeit von einem Lustgefühl begleitet ist, ist ein psychologisches Gesetz. Finde ich also, daß eine Dichtung diese Eigenschaft besitzt, so werde ich ihr dies als objectiven Werth anrechnen können. Ferner werden wir als allgemein gültig hinstellen können, daß von der Poesie nicht nur die Erregung formaler, sondern auch der tiefer wühlenden Substitutionsgefühle und inhaltlich bedingten Reactionsgefühle verlangt wird. In dieser Beziehung sind gerade wir Kritiker keine ganz normalen Menschen; uns, die wir gewohnt sind, zu analysiren, die wir während der Analyse unwillkürlich kühler werden und, wenn wir nicht besondere Vorsichtsmaßregeln treffen, dabei die Substitutions- und die anderen genannten Gefühle weniger tief empfinden — uns geschieht es wohl, daß wir gegenüber diesen Gefühlen überhaupt gleichgültig werden und uns hauptsächlich oder ausschließlich für jene formalen Eigenschaften interessiren. Aber das ist ein abstracter Genuß, bei dem wir einen Theil des Kunstwerkes ungenossen lassen und uns durchaus trennen von dem Genuß auch der verständnißvollsten und empfänglichsten Menschen, die nur eben nicht Fachleute sind. Bei diesen spielen die Substitutionsgefühle und inhaltlich bedingten Reactionsgefühle sogar eine sehr große Rolle, eine größere als die von den formalen Eigenschaften ausgehenden; aber darum sind die Anforderungen an die Form auch für sie nicht weniger wichtig, weil ihre Erfüllung ja nicht nur selbst Lust gewährt, sondern auch die Vorbedingung ist für die Entstehung der anderen Gefühle.

Digitized by Google

Als solche Vorbedingung erhalten sie nochmals das Bürgerrecht unter den objectiv gültigen Merkmalen künstlerischen Werthes und mit ihnen die Erfüllung der anderen Forderungen, die ich oben noch andeutete. Aber weiter: wie ich oben schon gesagt habe, die Erfüllung dieser formalen Bedingungen genügt nicht, um die Substitutionsgefühle und inhaltlich bedingten Reactionsgefühle wirklich eintreten zu lassen. Dazu gehört auch, daß die Vorgänge selbst, die uns geschildert werden, geeignet sind, unser Gefühl irgendwie in Bewegung zu setzen, sei es in Heiterkeit oder Ernst; und auch daß sie das seien, wird uns zu einer Forderung von objectiver Gültigkeit.

Fassen wir nun zusammen, was wir bis jetzt haben. Wir werden eine Dichtung danach als ästhetisch werthvoll bezeichnen, wenn sie uns ein Bild liefert, das — die folgenden Worte in dem oben erörterten und hie und da eingeschränkten Sinne genommen — klar, deutlich, übersichtlich, ohne Widersprüche, geregelt von den Formen die die Wirklichkeit regieren, beherrscht von Gesichtspunkten, die die Einzelheiten zu typischen Zusammenhängen vereinigen, auch sonst formell und inhaltlich geeignet ist, Substitutionsgefühle und inhaltlich bedingte Reactionsgefühle zu erwecken, und die endlich in allen Einzelheiten mir das Bild einer bestimmten dichterischen Individualität zeigt. Wo eine dieser Eigenschaften fehlt, da muß ich annehmen, daß das für jeden eine Einbuße an Lust bedeutet, und darf daher die Dichtung als an diesem Punkte minderwerthig bezeichnen.

Das ist nun ein sehr allgemeines Schema und die Frage drängt sich auf, ob man denn nicht etwas genaueres sagen kann. Wir betrachten zuerst die Substitutionsgefühle und erkennen alsbald, daß sie für unsern Zweck äußerst wenig ergeben. Sie sind in ihrem Eintreten und in ihrer Stärke durchaus abhängig von individuellen Bedingungen. Nehmen wir zwei Dichtungen! In der einen ist der Held ein Kraftmensch, der seine Persönlichkeit sehr energisch zur Geltung bringt, alle Unbilden abwehrt und so sich durchsetzt; im Mittelpunkt der anderen steht ein Mensch, der alles duldet, durch die Geduld und Liebe, die er bewährt, seine Gegner entwaffnet, also auch glücklich durchkommt. Ein Leser, dessen eigenes Naturell nach der ersteren Richtung liegt, wird sich dem Kraftmenschen substituiren, er wird mit Ingrimm die Beleidigungen, die er erfährt, mit erleben und mit ihm aufjauchzen in der Freude des Kampfes und Sieges; ein Leser, der selbst mehr nach der Seite des Duldens neigt, wird nur sehr schwer jene Stimmungen mit erleben können und jedenfalls nicht in gleicher Stärke. Umgekehrt wird es den beiden vor der zweiten Dichtung gehen. Beide Dichtungen haben also für zwei verschiedene Leser einen Inhalt an Substitutionsgefühlen von ganz verschiedener Farbe und Stärke: welchen soll man ihnen auf das absolute Werthconto schreiben? Hier gilt es keine andere Entscheidung als, von der speciellen Farbe des Substitutionsgefühles überhaupt abzusehen und sich zu begnügen mit dem, was ich oben gesagt habe, nämlich zu loben, daß die Charaktere überhaupt die generellen Bedingungen zur Substitution bieten.

Und nicht viel anders ist es mit den inhaltlich bedingten Reactionsgefühlen. Eines der wichtigsten ist unser ethisches Urtheil, nicht in der theoretischen Form natürlich, sondern eben in der Form des Gefühls, unsre Freude an den Handlungen und Gesinnungen einer Gestalt oder unsre Entrüstung darüber. Es ist das etwas anderes als die Substitution; ich habe schon oben gesagt, daß durch den Abscheu vor einer Leidenschaft die Substitution nicht gehindert wird. Dieses ethische Gefühl nun wird bei verschiedenen Personen derselben Gestalt gegenüber verschieden sein. Ich erinnere nur an die beiden Beispiele, die ich eben bereits erwähnte. Wer sich hier an das Wort des Herrn hält: So dich einer auf die rechte Wange schlägt, so reiche ihm auch die linke dar! der wird den Dulder billigen; wer die ethische Ueberzeugung hat, daß es Pflicht sei, auf der eigenen Person nicht so herumtreten zu lassen, wird dieses Gefühl der Billigung nicht haben; während der eine bewundert, fühlt der andere eine leise Mißachtung. Aus dem Genuß lassen sich diese Gefühle nicht ausschalten, für das Werthurtheil aber sind sie nicht in Betracht zu ziehen, wieder, weil man nicht entscheiden kann, welche Qualität man dem Kunstwerke anrechnen soll. Man könnte versuchen, das Gefühl allein zu berücksichtigen, das bei dem ethisch richtig Denkenden entsteht, aber man würde sofort vor der Frage stehen, was denn ethisch richtig ist, und zum mindesten die Aesthetik hat diese Frage nicht zu entscheiden. In vielen Fällen läßt es sich wohl überhaupt nicht allgemein überzeugend entscheiden. Thatsache ist ja, daß wohl jeder seine ethische Privatansicht hat, daß es aber ein von allen Seiten anerkanntes ethisches System nicht gibt.

Ebenso liegt die Sache in den Fällen, wo der Dichter uns die Personen nicht einfach zur Begutachtung hinstellt, sondern sein eigenes Urtheil über sie uns mittheilt, für oder gegen sie Partei nimmt. Es gibt bekanntlich stets starke Unlust, wenn wir dem Dichter hier nicht folgen können, wenn wir also selbst auf einem anderen ethischen Standpunkt stehen; aber wieder, diese Unlust können wir auf den objectiven Werth der Dichtung nicht anrechnen. Denn wer hat Recht? Nach meiner Ueberzeugung natürlich ich, und ich werde für meinen Standpunkt auch kämpfen, ihn auch dem Dichter gegenüber vertreten; ich habe darüber schon im Anfange gesprochen. Aber für so unfehlbar halte ich meine ethische Ueberzeugung nicht, daß ich den Muth hätte, zu sagen: Gefühle, die mit einer anderen zusammenhängen, verdienten nicht zu sein und dürfen deßhalb nicht gerechnet werden. Also es bleibt wieder nur die formale Forderung übrig, daß das Urtheil des Dichters klar, in sich einheitlich sei.

Betrachten wir ferner die Schicksale, die der Dichter seinen Personen gönnt. Manches Buch wird mit Unbefriedigung aus der Hand gelegt, weil es den Wünschen des Lesers in dieser Beziehung nicht entspricht; daß aber die von dieser Seite der Dichtung veranlaßten Gefühle für den ästhetischen Werth nicht in Betracht kommen, versteht sich von selbst. Und ebenso irrelevant ist die ganze Färbung, die der Dichter seinem Weltbilde gibt. Wenn er etwa die Stimmung hat: alles, was besteht, ist werth, daß es zugrunde geht, und dem entsprechend sein Weltbild gestaltet, so kann meine eigene Lebensstimmung ja völlig entgegengesetzt sein, ich kann an den dunklen Schatten, die der Dichter über sein Bild fallen läßt, starke Unlust haben, aber ich werde die Unlust für die objective Feststellung des Werthes doch nicht gebrauchen können. Denn wieder dreht sich die Frage dahin, welche Auffassung des Lebens Recht hat, die optimistische oder die pessimistische; und wieder dürfte es schwer sein, hierauf eine Antwort zu geben, deren Allgemeingültigkeit so fest stünde, daß man allen aus einer anderen Auffassung fließenden Stimmungen das Existenzrecht absprechen könnte.

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß wir ein Bedürfniß haben, uns packen und durchrütteln zu lassen, und daß wir von diesem Standpunkte aus auch Gefühle willkommen heißen, die an sich Unlustbetonung haben. Der ganze Complex von Stimmungen, den wir mit dem Namen des Tragischen bezeichnen, wird getragen von diesem Bedürfniß. Aber ich erwähnte bereits: die Unlustbetonung der Gefühle selbst kann so groß werden, daß sie die Lust an der Emotion überwindet. Wann indessen dieser Fall eintritt, das hängt wieder ganz ab von individuellen Bedingungen. Das Tragische bietet viele Variationen: es gibt Fälle, wo wir bis zuletzt den gewaltigen Widerstand des

Digitized by Google

Helden gegen das hereinbrechende Unheil bewundern, wo ein stolzer Athemzug der Kraft uns mitten im Schmerze Erholung und Trost gewährt, oder wo wir dies aus irgend welchen anderen Eigenschaften der Dichtung schöpfen; und es gibt Fälle, wo alle Erholung, aller Trost fehlt, wo der Dichter uns zerschmettern und zermalmen läßt. Ein solcher Fall liegt vor in Ibsens Gespenstern, und mir persönlich ist diese Wirkung so peinlich, daß ich von irgend einem Genuß bei der Lectüre kaum noch reden kann. Aber auch da wage ich nicht einen objectiven Tadel auszusprechen, denn es gibt ja Leute, denen auch mit solchen Stimmungen gedient ist.

Kurzum bei allen diesen zuletzt behandelten Dingen gibt es nur eine Charakteristik, aber keine Kritik.

Und noch ein Moment muß aus dem Eindruck ausgeschieden werden, das individuell associative. Den associativen Factor im Kunstgenuß hat Fechner sehr stark betont, und er ist in der That recht wesentlich. Um ein Beispiel aus dem Leben anzuführen: der Geruch verbrannter Tannenzweige ist manchen Leuten angenehm, nicht an sich, sondern weil es nach Weihnachten riecht: der Geruch bringt ihnen etwas von der Weihnachtsstimmung mit. Eine derartige associative Wirkung darf natürlich der Dichtung nicht angerechnet werden, soweit eben nicht die betreffende Association eine allgemein gültige ist. Und dieser associative Factor kommt nicht nur bei Einzelheiten in Betracht, sondern auch die ganze Actualität einer Dichtung beruht ja nur auf ihm. Die Erörterungen des Grafen Trast über die Ehre sind an sich widerspruchsvoll und keineswegs bedeutend; aber das Thema der Standesehre wird ja heute vielfach ventilirt, das Interesse für derartige Erörterungen ist durch allerlei Gründe geweckt und kommt den Worten Trasts zugute. Dieses ganze Interesse ist abzuziehen, wenn wir versuchen wollen, den absoluten Werth des Schauspiels festzustellen. In unsern Kritiken wird allerdings oft eine sehr große Bedeutung darauf gelegt, daß der Dichter moderne Probleme behandeln soll, und einen Mann wie Ibsen sind manche seiner Bewunderer vor allem deßhalb bereit als einen großen Dichter anzuerkennen, weil er neue Wahrheiten ausgesprochen habe. Mir scheint dieser Maßstab der Werthung ein durchaus falscher; abgesehen davon daß Ibsens neue Wahrheiten zum Theil nicht so ganz neu sind, zum Theil auch kaum das im „Volksfeind" festgestellte Alter einer normal gebauten Wahrheit erreichen dürften, würde ja, wenn wirklich darauf der Hauptwerth von Ibsens Dramen beruhte, dieser Werth schwinden müssen, wenn eben die Ideen nicht mehr modern sind, und Ibsen würde weit zurückstehen hinter den großen Dramatikern der Vergangenheit, die uns noch immer fesseln, obgleich die Ideen, die sie ausgesprochen haben, keinen besonderen Anspruch auf Modernität mehr besitzen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß es ganz überflüssig sei, wenn der Dichter sich mit seinen Schöpfungen betheiligt an den geistigen Kämpfen seiner Zeit: thut er es, so sichert er seinem Werke dadurch jedenfalls momentan ein stärkeres Interesse und er trägt dazu bei, der Poesie überhaupt eine beachtetere Stellung im Culturleben der Zeit zu geben, was einerseits wieder befruchtend auf die Poesie zurückwirkt und andrerseits um mancher Nebenwirkungen der Poesie willen für die ganze Cultur von Werth ist. Und außerdem noch eines: gestaltet der Dichter in seinem Werk Ideen, um die der Kampf des Tages tobt, oder die noch halb verborgen sich heraufringen wollen, so wird er aller Wahrscheinlichkeit nach tief erregt werden und aus dieser tiefen Erregung heraus leidenschaftlich bewegte lebensvolle Bilder schaffen. Damit erhält sein Werk einen höheren ästhetischen Werth und diesen höheren ästhetischen Werth hat die Modernität der Ideen verursacht; aber nur indirect, sofern sie den Dichter tiefer erregte, nicht direct, sofern sie sich in dem vollendeten Werke spiegelt.

Wir bleiben also stehen bei der oben gegebenen Formulirung. Aber nachdem ich so vieles rein subjective zugegeben habe, wird man vielleicht einen Zweifel aussprechen, ob denn über die in jener Formulirung ausgesprochenen Dinge eine objective Feststellung mögtich sei. Wenn es auch ein psychologisches Gesetz ist, daß z. B. die Wahrnehmung einer Uebereinstimmung uns Lust gewährt und die Wahrnehmung eines Widerspruches Unlust, oder daß mein Mitleid nur geweckt wird, wenn die Vorgänge der Dichtung mir den Eindruck der Glaubhaftigkeit machen: wann erfolgt denn jene Wahrnehmung oder dieser Eindruck? Wird nicht meinem Stubenmädchen eine Figur ihres Colportageromans in viel höherem Grade lebensvoll erscheinen als irgend ein complicirter Charakter, den sie vielleicht gar nicht versteht, während er mir den Eindruck der höchsten Lebenswahrheit macht? Und wie steht es gar mit der historischen Entwicklung? Wenn wir heute manchen absolut gemeinten Tadel aussprechen zu dürfen glauben, etwa über die Werke Hartmanns von Aue, die doch der ästhetischen Wahrnehmungsfähigkeit seiner Zeitgenossen genügten, werden nicht in der Zukunft Männer kommen mit schärferen Augen und genaueren psychologischen Kenntnissen, als wir sie heute haben, und werden sie nicht manche Charakterzeichnung als weniger gelungen bezeichnen, die wir heute als vortrefflich bewundern?

Das sind allerdings Fragen, die erwogen zu werden verdienen; aber den Muth zu verlieren brauchen wir ihnen gegenüber doch nicht. Was zunächst das Bedenken anlangt, das ich in das Beispiel von dem Stubenmädchen und dem Colportageroman kleidete, so haben wir auf dem Gebiet des Erkennens und Verstehens ein allgemein anerkanntes Höher oder Tiefer, und ich werde mit gutem Recht den poetischen Charakter als den ästhetisch werthvolleren bezeichnen, der dem reicher durchgebildeten und verständnißvolleren Leser genügt. Praktisch kann ich natürlich nur mit mir selbst arbeiten und die Dinge betrachten mit dem Maße von Bildung und Auffassungsfähigkeit, das ich eben besitze; aber in dieser Beziehung hilft dann die öffentliche Discussion weiter, die mich auf etwa von mir übersehene Zusammenhänge aufmerksam macht und mir Unverstandenes erklärt. Ueber Wahrheit und Lebendigkeit der Charaktere und ähntiche Dinge pflegen sich die Meinungen schließlich zu leidlicher Uebereinstimmung abzuklären. Nicht immer allerdings: über manche Gestalten im zweiten Theile des Faust haben Männer wie Vischer und Löper lange hin und hergestritten, ohne daß es zu einem von allen Seiten anerkannten Resultat gekommen wäre; aber hier handelt es sich auch um ganz ausnahmsweise schwierige Verhältnisse.

Daß ferner unsre Urtheile Gefahr laufen, von späteren scharfsichtigeren Männern corrigirt zu werden, läßt sich nicht abstreiten, aber über die Größe dieser Gefahr mag es uns beruhigen, wenn wir einen Blick auf Shakespeare werfen. Seine Charaktere sind auch für uns noch die Hochschule dichterischer Psychologie, und wir sind in dieser Beziehung in den Jahrhunderten seit Shakespeare's Leben nicht über ihn hinausgekommen. Wir sehen daraus, daß der Fortschritt wenigstens ein recht langsamer ist und daß unsre Urtheile immerhin Aussicht haben, eine beträchtliche Zeit zu gelten.

Wir sind bei unsern Betrachtungen davon ausgegangen, daß wir uns zwei Streitende dachten, von denen der eine sagt: diese Dichtung gefällt mir, der andere: sie gefällt mir nicht. Ich sagte, über diese einfache Aussage ließe sich gar nicht discutiren. Wenn wir aber einen objectiven Werth constatiren konnen, haben wir dann nicht das Recht, dem

Manne, der da sagt: das gefällt mir nicht, zu antworten: das muß dir gefallen? Wenn wir unter „gefallen" den Gesammteindruck verstehen, so haben wir dieses Recht nicht, denn zu diesem Gesammteindruck gehören auch die rein subjectiven Wirkungen. Wohl aber dürfen wir verlangen, daß er das Werk als ein ästhetisch werthvolles anerkennt, auch wenn es ihm persönlich nicht gefällt. Und in seinem eigenen Interesse wird es liegen, wenn er sich übt, jene Analyse vorzunehmen, von der ich sprach: er wird dann dahin gelangen, sich das ästhetisch Werthvolle aus einer Dichtung bis zu einem gewissen Grad zu isoliren und sich daran zu erfreuen, während diese Freude vorher in dem Gesammteindruck unterging. Nur darf diese Selbsterziehung und Uebung niemals in die Gewohnheit ausarten, von vornherein die Aufmerksamkeit nur auf jene formalen Eigenschaften zu lenken, sonst entsteht ein abstracter Kunstgenuß, der Mensch verliert auf die Dauer die Fähigkeit, die Substitutionsgefühle und die inhaltlich bedingten Reactionsgefühle überhaupt in sich zu erleben, und damit die Fähigkeit zu dem höchsten Kunstgenuß, den es gibt und der entsteht, wenn wir ein Werk kennen lernen, in dem nun einmal wirklich unsre eigene Lebensstimmung stark und mächtig in künstlerischer Vollendung ausgeprägt ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. **Das Recht der Mutter.** Roman von Helene Böhlau (Frau al Raschid Bey). Berlin, F. Fontane u. Co., 1896. — Dieses neue Buch zeigt neuen Fortschritt der tüchtigen Verfasserin, namentlich nach der Seite der künstlerischen Technik. Es ist eine spannende Geschichte, reich an poetischen Schönheiten und mit einzelnen Scenen von tief ergreifender Wirkung. Die Menschen, die wir da kennen lernen, machen in noch höherem Grade, als es in den früheren Büchern Helene Böhlau's der Fall ist, den Eindruck, daß sie dem wirklichen Leben nachgezeichnet sind. Daß der Titel etwas provocirend klingt, wollen wir der Verfasserin nicht nutzen; es war ja auch wohl nicht ihre Absicht, eine allgemeine These aufzustellen, vielmehr wollte sie uns nur ein besonderes Menschenschicksal schildern. Wie das veronesische Liebespaar, so werden auch hier die Helden von der Liebe mit Sturmesgewalt erfaßt, und es ist gewiß ein Beweis für die große Meisterschaft der Verfasserin in der Charakterzeichnung, für die Zartheit der Töne, die sie anwendet, daß die liebliche Kristine uns auch immer den Eindruck der Frische und Reinheit, der vollen seelischen Unschuld macht, auch nachdem sie dem geliebten Manne so rasch nach der ersten Begegnung in die Arme gefallen. Die schweren Sorgen und Aengste, die sie dann durchmacht, die Erleichterung ihres gepreßten Herzens an der Brust des kranken Vaters und der Muth, den sie aus der liebevollen Milde schöpft, mit der dieser ihr Geständniß entgegennimmt, das lebt wie förmlich mit. Die Scene, in der die Tochter zu dem sterbenden Vater flüchtet, ist wundervoll schön ausgeführt, und von große Lebendigkeit sind die davon sich knüpfenden, die den Passionsweg Kristinens zeigen. Etwas mathematisch construirt ist vielleicht der Gegensatz zwischen der sorgsamen Pflege, die ihrer Schwester, der Praesidentin, bei der Geburt ihres Kindes zutheil wird, und der Verlassenheit Kristinens, die wie ein zermartertes, zerrissenes Thier mit irrem, wildem Blick in der Waldesdämmerung liegt. Der Geliebte ist fern von ihr, der treue Vater ist gestorben, die correcten Verwandten haben sich von ihr abgewandt, die schwache Mutter hatte nicht den Muth, dem geschmähten Kinde zur Seite zu stehen, und so ist Kristine, deren Jugend gehegt und gepflegt wurde, die in Wohlstand und geistig vornehmer Atmosphäre aufwuchs, als junge Mutter auf die Hülfe der armen alten Dorfbewohnerin und des plumpen, ungeschlachten, ehrlichen Fabrikarbeiters Rothplätz angewiesen. Ihr Kind aber vertheidigt sie gegen die wohlwollenden Verwandten „wie ein Thier, das sein Junges nicht hergeben will", und sie zieht es in der einsamen, engen Dorfschule auf, bis endlich ihr Hoffen belohnt wird, bis Er aus weiter Ferne, aus Sibirien, wohin Intriguen seiner Verwandten ihn gebracht hatten, heimkehrt, und alles zu gutem Ende kommt. Neben den Hauptfiguren Kristine und dem Studenten Kar sind besonders der leidende Vater, der elegante äußerliche Schwager, die prüde falsche Mathilde, die Professorin Masunke, der wackere unbeholfene Freund Peter Fuhls ganz vortrefflich gezeichnet. Es geht etwas romanhaft zu, aber die merkwürdigen Ereignisse sind so lebendig geschildert, daß wie stets den Eindruck der Wirklichkeit haben. Der Barmherzigkeit und Brauheit der armen Dorfmenschen gegenüber sind die vornehmeren Leute in der Universitätsstadt etwas hart behandelt. Die Geschichte spielt abwechselnd in Rußland, Finland und Deutschland (Jena und einem Dorfe in seiner Nähe), und überall, wo die Verfasserin uns hinführt, hat sie festen Boden unter den Füßen. In Summa ein Buch, das altmodische Leser gerade so wie moderne als ein „schönes und interessantes" bezeichnen können.

* Die „Gesellschaft für die Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß" hat einen Preis ausgesetzt für eine Untersuchung: „Ueber die archäologischen Ergebnisse der vorrömischen Grabhügelfunde des Elsasses". Für die Vorgeschichte des Elsasses haben Faudel und Bleicher eine Zusammenstellung der bisherigen Funde begonnen, sind aber über die Steingeräthe wenig hinausgekommen. Aus den folgenden Perioden fehlt nicht nur eine brauchbare Uebersicht, sondern auch eine erste wissenschaftliche Durcharbeitung des vorhandenen Materials. Ueber die älteste Metallzeit läßt der Stand der Ausgrabungen ein befriedigendes Resultat auch kaum erwarten. Dagegen ist die spätere Bronzeperiode mit den sogenannten Hallstatt-Funden und die sich anschließende norräumische La-Tène-Zeit in den Grabhügeln des Elsaß reichlich vertreten und besonders durch die im Unterelsaß vorgenommenen sorgfältigen Ausgrabungen bestens zu illustriren. Die Gesellschaft wünscht nun eine archäologische Gesammtdarstellung der elsässischen Grabhügelfunde beider Perioden, in der die sich gleich bleibenden und die abweichenden Merkmale, sowie die etwaigen Uebergangstypen möglichst vollständig erörtert werden sollen. Auch die Keramik wird dabei besonders zu berücksichtigen sein. Diese Darstellung soll auf den Originalfunden beruhen, deren Provenienz und Aufbewahrungsort genau angeben und die vorhandene Literatur sorgfältig verzeichnen. Die Beigabe illustrirender Abbildungen und eine kartographische Uebersicht der Fundorte wird erwartet. Der Preis beträgt 600 M., doch behält die Gesellschaft sich vor, wenn keine Gesammtbehandlung eingegangen ist, auch brauchbare Theilarbeiten entsprechend zu honoriren. Durch die Preisertheilung erwirbt die Gesellschaft den Besitz des Manuscripts. Die Arbeiten können in deutscher oder französischer Sprache abgefaßt werden und sind bis zum 1. April 1898 an den Präsidenten der Gesellschaft einzureichen.

* Einen entsprechenden Versuch, in einem Glase künstlichen Regen zu erzeugen, theilte kürzlich Prof. Leo Errera in Brüssel mit. Man nehme ein cylindrisches Glasgefäß von etwa 20 cm Höhe und 10 cm Durchmesser, fülle es zur Hälfte mit flüssigem (92 proc.) Alkohol, bedecke es mit einer Untertasse aus Porzellan und erwärme es im Wasserbad. Man muß ziemlich lange erwärmen, damit die Flüssigkeit, das ganze Gefäß und die Untertasse eine erhöhte Temperatur erlangen und sich ein gewisses Gleichgewicht zwischen ihnen herstellt, doch darf man es nicht bis zum Kochen des Alkohols kommen lassen. Nimmt man dann das Ganze vom Wasserbad weg, wobei man Sorge trägt, die Flüssigkeit nicht zu sehr zu bewegen, und stellt es auf einen Holztisch, so sieht man nach einigen Minuten, wenn die Untertasse genügend abgekühlt ist, wie die sich endlich entwickelnden Alkoholdämpfe in der Nachbarschaft der Untertasse sich zu verdichten beginnen. Bald bilden sich deutlich sichtbare Wolken, und diese lösen sich ihrerseits in feine Regentröpfchen auf, die in unzählbaren Mengen senkrecht und regelmäßig in die Flüssigkeit zurückfallen. Mit dem Horizontalmikroskop gemessen, haben die Tröpfchen durchschnittlich 40—50 Tausendstel Millimeter Durchmesser; einige sind größer, andere kleiner. Dieses interessante Schauspiel kann beinahe eine halbe Stunde dauern. Im Anfange steigen die Dämpfe bis an die Untertasse heran; aber in dem Maße, wie das Ganze erkaltet, senkt sich natürlich das Niveau, in dem die Verdichtung der Dämpfe vor sich geht, mehr und mehr und man nimmt nun oberhalb der Wolkenzone eine völlig klare Zone wahr. Man hat auf diese Weise im kleinen den ganzen Wasserkreislauf der Atmosphäre vor sich: die verdunstende Flüssigkeit stellt das Meer dar; ganz oben ist blauer Himmel; darunter sind die Wolken, die sich in wirklichen Regen auflösen, und dieser kehrt in das Meer zurück. Nur wird alles anstatt durch Wasser durch Alkohol gebildet. Wenn man gleich nach dem Wegnehmen des Gefäßes vom Wasserbad die warme

Digitized by Google

Untertasse durch eine kalte ersetzt, so werden die Temperaturunterschiede in dem Glase viel bedeutender und man beobachtet eine Steigerung des Vorganges; es treten Wirbelwinde und förmliche Regenböen auf.

* **Metz.** Der Proceß Dufresne (Urkundenentwendung). — Wir haben in Nr. 254 des Jahrgangs 1895 den Auszug einer Abhandlung von G. Wolfram über die „Dufresne'sche Urkundensammlung" mitgetheilt. Es wurde darin berichtet, wie ein früherer Präfecturrath in Metz, Namens Dufresne, im Jahre 1848 dem dortigen Departementalarchiv ebenso wie den Touler Archiven zahlreiche werthvolle Urkunden entwendet hat, die dann von seinem Sohne, einem in St. Avold lebenden Ehrennotar, nach Nancy gebracht worden waren. In Nancy hatte die französische Regierung die Sammlung kurzerhand mit Beschlag belegt und Hrn. Dufresne überlassen, auf civilrechtlichem Wege zu beweisen, daß die Documente ihm gehörten. Dufresne hat Klage angestrengt und ist in erster Instanz abgewiesen worden. In seiner Appellation scheint Dufresne zugegeben zu haben, daß seine Archivalien früher Bestandtheile der Kloster- und Kirchenarchive, die heute in den Bezirksarchiven lagern, gewesen sind, hat aber dem Staate den Beweis zuzuschieben versucht, daß gerade diese Urkunden thatsächlich schon den Bezirksarchiven einverleibt waren. Er stützt sich darauf, daß die Urkunden schon vor 1790 den Klöstern entwendet sein können, so daß dem Staate keine Eigenthumsansprüche zustünden.

Der Einwand Dufresnes ist sehr geschickt. Denn da man in Frankreich im allgemeinen erst Anfang der 50er Jahre mit der Inventarisirung der Archive begonnen hat und da nur bezweckte, Inventaires sommaires anzufertigen, so würde es in der That schwierig sein, von jedem einzelnen der gestohlenen Stücke zu beweisen, daß es Staatseigenthum war.

Diesem Schachzug begegnet nun in überlegener Weise eine Entscheidung des Appellhofes, die folgenden Wortlaut hat: Les manuscrits et titres de toute nature provenant des anciennes abbayes supprimées pendant la révolution font partie du domaine public et doivent être déposés aux Archives nationales ou départementales (L. 5 nov. 1790; L. 7 mess. an 2; L. 5 brum. an 5). Par suite la possession de ces manuscrits par les particuliers ne confère aucun des attributs de la propriété et la revendication de l'État est imprescriptible, sous la seule condition d'indemniser équitablement les possesseurs des sommes qu'ils justifieraient avoir dépensées par leur acquisition.

Hiezu wird bei Dalloz, Jurisprudence générale folgender Commentar gegeben:

L'attribution à l'État des biens des anciens ordres monastiques supprimés pendant la révolution résulte de la loi du 5. nov. 1790, mais non leur passage dans le domaine public. C'est la loi du 7. mess. an 2, sur l'organisation des archives qui a conféré ce caractère aux documents provenant des abbayes; son art. 12 ordonne expressément au comité chargé du triage des titres de faire rentrer dans les dépôts publics d'archives les documents „qui peuvent se trouver dans les collections et cabinets des particuliers" et notamment „les chartes et manuscrits qui appartiennent à l'histoire." (Bull. des lois t. 7 p. 247; jurispr. gén. v. Archives no 18 nota 2).

Hienach ist Dufresne's Einspruch abgewiesen. Es genügt der Beweis, daß die Archivalien ursprünglich Bestände der in Beschlag genommenen Klosterarchive gewesen sind. Man wird nicht verkennen, daß diese Entscheidung von außerordentlicher Tragweite ist; denn gerade in Frankreich sind in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts außerordentlich viele Archivalien den öffentlichen Beständen entzogen worden. Ich erinnere nur an die werthvolle Sammlung Clouet, in welcher sich eine Reihe deutscher Kaiserurkunden vorfindet.

Dufresne wird ohne Zweifel noch an den Cassationshof appelliren, der hoffentlich das Urtheil des Appellhofs aufrecht erhält. Aber selbst wenn das nicht der Fall sein sollte, wird es dem Ehrennotar kaum gelingen, mit seinen Ansprüchen durchzudringen. Mittlerweile hat sich neues Material gefunden, welches außer Zweifel stellt, daß die entwendeten Documente thatsächlich dem Metzer Bezirksarchiv angehörten. 1848 und 1878 hat Baron de Salis im Archiv gearbeitet und zu mehreren registrirten Stücken notirt: vu par moi à la préfecture en 1848 et que je n'ai pas revu en 1878. Gerade diese Urkunden aber finden sich heute unter den bei Dufresne mit Beschlag belegten Beständen. Auch haben sich wichtige moderne Urkundenstücke gefunden, von denen es schon durch ihre Datirung (1820, 1822, 1826) ausgeschlossen ist, daß sie vor Bildung der Departementalarchive entwendet sind.

* **Berlin.** Die Zeitschrift „Spiel und Sport" bringt die Bekanntmachung: „Gymnasium zum grauen Kloster, Berlin. Das erste Schülermeeting des grauen Klosters dürfte voraussichtlich Ende Mai auf der Bahn im Friedrichshain stattfinden. Um jedem Startenden Gelegenheit zu geben, sich auf das Meeting vorzubereiten, veröffentlichen wir bereits jetzt die höchst wahrscheinlich auszufechtenden Strecken: 1. Eröffnungslaufen über 100 Yards; 2. ¼00 m Hauptlaufen; 3. Kricketballwerfen; 4. Stafettenlaufen über 400 m; 5. Lauf über 5750 m; 6. Hauptlaufen über 100 m; 7. 200 Yards Laufen für Junioren; 8. Fußballweitstoßen; 9. Gäßelaufen über 100 m; 10. Lauf über 1609 m für Junioren; 11. Mallaufen über 800 m; 12. Trostlaufen über 100 Yards. Ehemalige Schüler höherer Lehranstalten, die bisher keine Preise auf Rennbahnen errungen haben, dürfen für ihre Schulen starten." — Das Gymnasium zum grauen Kloster, auf dem u. a. Bismarck seine Bildung empfing, stand früher nächst dem Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin unter Directoren wie Bellermann und Bonitz im Rufe besonders guten classischen Unterrichts. Jetzt scheint man es — realistisch antik — als Gymnasion im hellenischen Sinne vornehmlich für körperliche Abrichtung bestimmt zu haben.

* **Berlin.** Dr. med. Koblank, Assistent an der Universitäts-Frauenklinik ist als Privatdocent für Frauenheilkunde zugelassen worden.

eh. **Freiburg in der Schweiz.** Am 20. Mai starb im Alter von 74 Jahren der Historiker Abbé Jean Gremaud, zur Zeit Rector der hiesigen Universität.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

F. C. Köhler-Haußen: Kleine Geschichten. Leipzig-Reudnitz, August Hoffmann 1897. — Hermann Gutzmann: Die praktische Anwendung der Sprachphysiologie beim ersten Leseunterricht (Schiller-Ziehen, Slg. v. Abhdlg. d. pädagog. Psychologie u. Physiologie. I. Bd. 2. Heft). Berlin, Reuther u. Reichard 1897. — Griebens Reisebücher. Bd. 8: Wien u. Umgebungen. 14. Aufl. u. Oswald Möbius. Bd. 17: Badeorte, Heilquellen u. Heilanstalten. 20. Aufl. v. Dr. med. A. Schücking. Berlin, Albert Goldschmidt 1897. — Kritik u. Reform der Germanisation in Posen. Berlin, Th. Schoenfeldt 1897. — Dr. Oscar Martens: Die Einwirkungen des Werthverkehrs mit dem Ausland auf Volksvermögen u. Volkswirthschaft. Ebd. 1897. — Professor Dr. Karl Schumann: Gesammtbeschreibung der Kakteen. Probebogen. Neudamm, J. Neumann 1897. — Dr. Julius Jung: Grundriß der Geographie von Italien und dem Orbis Romanus. 2. Aufl. (J. v. Müller, Handbuch der classischen Alterthumswissenschaft. III. Bd. 3. Abth. 1. Hälfte). München, C. H. Beck 1897. — De. C. Güttler: Eduard Lord Herbert v. Cherbury. Ebd. 1897. — F. W.: Kochbuch für Zuckerkranke u. Fettleibige. 2. Aufl. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1897. — Geschichte der Eisenbahnen der Oesterreichisch-ungar. Monarchie, hggb. vom Oesterreichischen Eisenbahnbeamtenverein. 3. u. 4. Lfg. Wien rc., Karl Prochaska 1897. — Uebersicht über die Leistungen der Deutschen Böhmens auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst u. Literatur i. J. 1894, hggb. v. d. Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft rc. in Böhmen. Prag, Selbstverlag 1897. — A. v. Schweiger-Lerchenfeld: Atlas der Himmelskunde auf Grund der Ergebnisse der coelestischen Photographie. Lfg. 2—4. Wien, A. Hartleben. — Dr. Paul Deussen: Sechzig Upanishads des Veda, aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitungen u. Anmerkungen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Oswald Weigel's Bücher-Auction.

Am 17. bis 23. Juni kommen in meinem Auctionslocal mehrere Sammlungen von Büchern und Zeitschriften **aus allen Wissenschaften**, darunter werthvolle Werke aus der von Herrn Baurath **Professor Dr. Constantin Lipsius** hinterlassenen Bibliothek, zur Versteigerung. Der über 3200 Nummern starke Catalog steht auf Verlangen unentgeltlich zu Diensten; zur Besorgung von Aufträgen für diese Auction halte ich mich empfohlen. (8222)

Leipzig, Königsstrasse 1. **Oswald Weigel.**

Achtung! Beilage zur Allgem. Ztg. 1872—1880, gebd., billig abzugeben. Näheres in der Exped. d. Bl. (8107)

Jahrgang 1897. München, Montag, 24. Mai. Nummer 116.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Untersuchungen über die Grundlagen der Marschwirthschaft. Von Dr. rer. polit. Martin Kriele. — Der neue Regierungsentwurf zur Universitätsreform in Italien. Von Ernst Franz. — Dresdner Ausstellungsbriefe: III. Ankäufe und Auszeichnungen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Untersuchungen über die Grundlagen der Marschwirthschaft.

Mit dem Worte „Marschen" bezeichnet man zunächst einen an seiner Oberfläche thonhaltigen Boden, der entweder von der See oder von einem Flusse oder von beiden gemeinschaftlich angeschwemmt worden ist und sich so weit aus dem Wasser erhoben hat, daß er landwirthschaftlich nutzbar ist; in diesem Sinne ist das Wort gleichbedeutend mit „Marschland". Im besonderen versteht man dagegen unter den Marschen die großen Marschstriche Niederdeutschlands, welche sich zum Theil an der Nordsee, zum Theil an den in diese einmündenden Strömen, in der Hauptsache an der Elbe und an der Weser, erstrecken. Nur von diesen Marschen im engeren Sinne wird in dem Folgenden gesprochen.

Der Binnenländer verknüpft gewöhnlich mit dem Begriffe der Marschen ohne weiteres denjenigen des Reichthums. — Wenn man vom Hamburger Stadtdeich die Elbe hinauf nach dem Zollenspieker fährt, sieht man zur Rechten und zur Linken auf den vor dem Deiche gelegenen Weiden wohl gepflegte Heerden von Rindern und Pferden und jenseit desselben die sauberen Dächer der Bauernhäuser, welche in immer größer werdender Zahl im Laufe der Zeit das Aeußere städtischer Bauten annehmen; wandert man vom Zollenspieker landeinwärts durch die Marschen der Vierlande, so hat man die Empfindung, daß man sich in einem naturbegnadeten Garten von Blumen, Obst und Gemüsen befindet, in welchem das Bauernleben das glücklichste Leben unter Gottes Sonne sein muß. Nur das ernste, scharfe Antlitz der Bewohner scheint zu diesem Erdenglück so gar nicht zu passen. Und doch gehören beide zusammen: jene lachenden Fluren verdanken ja ihre Herrlichkeit im höchsten Maße dem Ernst, der sich auf diesen Gesichtern ausprägt als ein Zeichen des ständigen Kampfes der Bewohner mit den Fluthen des Stromes, die immer und immer wieder versuchen, jene Pracht zu zerstören, indem sie den schützenden Deich zu durchbrechen drohen. Was vom Flusse hier gilt, das trifft in noch weit großerem Umfange auf die See, die Nordsee, zu.

In großen Zügen hat uns die Wirthschaft hinter den Deichen, die Marschwirthschaft, und das Leben der Marschbewohner Hermann Allmers, der feinsinnige Poet Niedersachsens, in seinem „Marschenbuche" vorgeführt. Indessen, welche Entwicklung die Marschwirthschaft durchlaufen hat, von der Entstehung der Marsch bis zu dem gegenwärtigen Zustande: für die exacte Beantwortung dieser Frage fehlte bis jetzt noch die Lösung mancher einzelnen Vorfrage. Nunmehr ist nicht nur das letztere in erschöpfendem Maße geschehen, sondern auch das Ganze, der Gang der Entwicklung in seinen wesentlichen Erscheinungen, liegt in einer wissenschaftlichen, das Knacken vieler harter Nüsse bezeugenden Untersuchung vor uns. In dem Jahrgang 1896 der „Landwirthschaftlichen Jahrbücher" (Heft 4 und 5) bringt uns Dr. Otto Auhagen eine Arbeit (auch als Sonderabdruck erschienen), betitelt: „Zur Kenntniß der Marschwirthschaft"; sie zerfällt in zwei gesonderte Theile: 1. Die Grundlagen der Marschwirthschaft, und 2. Ländliche Verhältnisse im Lande Hadeln, insbesondere im Kirchspiel Westerende-Otterndorf. An dieser Stelle interessirt uns nur der erste Theil, ein wesentlicher Beitrag zur deutschen Wirthschafts- und Rechtsgeschichte.

Der Entwicklungsgang der Marschwirthschaft wird durch den Act der Eindeichung der Marschländereien in zwei ihrem Wesen nach ganz verschiedene Abschnitte getheilt. Bevor jedoch an eine Charakterisirung dieser beiden Perioden getreten werden kann, sind die beiden Fragen zu beantworten: wie und wann entstanden die Marschen?

Wie bereits erwähnt, werden diese durch Anschwemmungen gebildet. Hierfür boten die Küstenstriche an der Nordsee von jeher besonders günstige Bedingungen. Zunächst war die Thatsache von Bedeutung, daß sich das die Urküste darstellende sanftwellige Diluvium, die Geest, nicht steil, sondern in flachem Winkel ins Meer senkte, so daß die Brandung in der Regel verhältnißmäßig schwach war, zumal da die Nordsee in dem in Rede stehenden Gebiete eine eigene Strömung weder hatte, noch hat: Ruhe ist ein Haupterforderniß für Ablagerungen. Ferner wurde die Marschbildung durch den starken Salzgehalt der Nordsee erleichtert insofern, als dort, wo Fluß- und Seewasser sich mengten, einerseits eine chemische Ausscheidung, andrerseits ein ungeheures Sterben der Meeres- wie der Stromesinfusorien, deren Lebensbedingungen in diesem „Brackwasser" nicht erfüllt werden, bewirkt wurde. Diese die Marschbildung bedingenden Erscheinungen wurden in ihrer Kraft noch verstärkt durch den Wechsel von Ebbe und Fluth, wie Auhagen des näheren ausführt. Alle diese Factoren wirken noch heute, nur nicht in der Stärke wie früher. Diese Thatsache ist wichtig für die Beantwortung der Frage, wann die Marschen, wenigstens in ihrer Hauptmasse, entstanden sind.

Nach Auhagen ist diese Lösung nur auf dem folgenden Wege möglich. Die Hauptmasse der Marschen ist „zu einer Zeit entstanden, wo der Atlantische Ocean sich noch nicht das Thor zwischen den Kreidefelsen Frankreichs und Englands gebrochen hatte und die Nordsee in ihrem südlichen Theile ein wenig bewegtes Becken bildete. Denn wenn dem nicht so wäre, so würde die stetige Verbreiterung des Marschensaumes von den bezeichnend so genannten Tippern Jüttlands bis zu den Niederlanden hin kaum zu erklären sein. So lange die oceanischen Fluthen ihren Weg nur um Schottlands Nordspitze nehmen konnten, mußte in dem südwestlichen Winkel die größte Ruhe obwalten. Und wie wäre es überhaupt anders zu erklären, daß die See, die ehemals so freigebig Land aus ihren Fluthen entstehen ließ,

dasselbe in späterer Zeit zu großem Theile wieder fortgeschwemmt hat? Denn daß ein mächtiges Zerstörungswerk stattgefunden hat, daß die Nordseemarschen mit den vielen vorgelagerten Inselbrocken, mit den tief eingerissenen Buchten nur Trümmer eines einst compacten Alluvialsaumes bilden, ist nicht zu bezweifeln. Schon die Gestalt der Küste führt fast zwingend zu dieser Annahme; in den vorgelagerten Watten hat man an vielen Orten Spuren menschlicher Ansiedlungen gefunden; der Zuidersee, der früher ein Binnensee war, ist erst in historischer Zeit zum Meerbusen geworden; erst in unserm Jahrtausend entstand der Dollart, der Jadebusen; von den Inseln vor der Küste, deren Plinius vom Texel bis zur Eidermündung 23 zählte, sind jetzt nur noch 16 vorhanden; vor unsern Augen brechen die kleinen Halligen vor Nordfriesland mehr und mehr ab, und manche Marschstriche am Festlande würden ohne menschliche Schutzwerke der Vernichtung anheimfallen."

Wie wohnten und lebten nun die Bewohner dieser unumdeichten Marschen? Waren sie überhaupt bewohnt? Von größter Wichtigkeit für diese Fragen ist die bekannte Schilderung des Chaukenlandes in Plinius' Historia naturalis (lib. 16, cap. 1). Im Gegensatz zu den meisten Forschern (unter den Ausnahmen Haussen, Agrarhistorische Abhandlungen I, pag. 242)[1]) unterzieht Ruhagen die Angaben des Plinius einer scharfen und überzeugenden Kritik, deren Resultat das folgende ist. Zur Zeit des Plinius waren die Marschen bewohnt, und zwar lebten die Menschen in Dörfern auf künstlich aufgeführten Anhöhen, Wurthen; diese Wurthen standen auf dem Marschboden und nicht, wie Plinius annimmt, auf dem Watt (vasto ibi meatu bis dierum noctiumque singularum intervallis effusus in immensum agitur oceanus!); auf diesem „künstliche Hügel zu errichten, wäre ganz vergebliches Werk, denn bald würden die Fluthen den weichen Schlick, der doch zum mindesten die Grundlage des Baues gebildet hätte, unterwühlt haben". Falsch ist ferner ohne Zweifel die Angabe des Plinius, daß Fischfang die Haupterwerbsquelle jener Bewohner gebildet habe. „Denn eine so gewaltige Arbeit, wie sie die Erbauung der Wurthen beanspruchte, wurde nicht in der Absicht unternommen, auf diesen ein überaus dürftiges Leben zu führen und sich von Fischen zu ernähren. Von einem Fischhandel konnte damals doch wohl kaum die Rede sein, und darum sind Fischerwurthen im Alterthum noch unrentabler, ökonomisch (wenn man so sagen darf) unmöglicher, als sie es heutzutage wären." Hingegen spricht manches dafür, daß Viehzucht den Hauptberuf jener Marschbewohner bildete. Einmal war der Getreidebau, solange keine Deiche vorhanden waren, in einem für die Ernährung des Anbauers nothwendigen Umfange einfach nicht möglich, so daß schon aus diesem Grunde die Viehzucht den Bewohnern nahe liegen mußte; zweitens wird auf den Halligen, auf welche die Schilderung des Plinius insofern noch am meisten paßt, als nirgendwo auf Marschland die Verhältnisse dürftiger sind als dort, Viehzucht ausschließlich noch jetzt betrieben, und drittens bergen die Wurthen selbst reichliche Spuren von Viehzucht in sich. Ich sagte: Viehzucht bildete die Hauptbeschäftigung der Marschbewohner vor der Eindeichung; das schließt nicht aus, daß sie auch Fischfang trieben, was anzunehmen wohl sehr nahe liegt, und daß sie Getreide an den Abhängen der Wurthen und vielleicht auch hier und da auf einem der Marschstreifen bauten, die man schon durch niedrige Dämme, sogenannte Sommerdeiche, gegen Ueberschwemmungen im Sommer schützte.

Die Fragen, ob die einzelnen Wurthen durch ein wirthschaftliches Band zusammengeschlossen waren und ob eine Weidegemeinschaft in wurthgenossenschaftlichem Rahmen existirte, zwei Fragen, auf welche Ruhagen ausführlich und mit Schärfe eingeht, mögen an dieser Stelle übergangen werden: sie sind weder ganz zweifellos gelöst, noch ist ihre Beantwortung für die Erkenntniß der Hauptzüge der Entwicklung nothwendig.

Wir kommen nunmehr zu dem für die Entwicklung der Marschwirthschaft wohl wichtigsten Acte, zu der Eindeichung. Wann und durch wen wurden die Marschen eingedeicht?

Die Deiche im engeren Sinn, auch Winterdeiche genannt, sind streng zu unterscheiden von den Sommerdeichen. Nicht allein ihre Structur ist verschieden, wie Ruhagen zeigt, sondern auch ihr Zweck. Die Errichtung von Winterdeichen, die Eindeichung, hat ihren Grund in der Absicht, „Wintergetreide zu bauen und die Viehzucht zu gunsten des Ackerbaues zurückzudrängen. Letzterer wurde ja allerdings schon vorher innerhalb der von Sommerdeichen eingeschlossenen Fläche betrieben; doch angesichts der ständigen Gefahr, daß außerordentliche Sommerhochfluthen die Saaten schwer schädigen oder die gemähte Frucht gar hinwegführen konnten, wurde er über den eigenen Bedarf hinaus kaum ausgedehnt, um so weniger, solange allein für das leicht transportable Vieh Gelegenheit zum Absatz in größerem Umfang vorhanden war. Anders aber wird es, als sich die Transportverhältnisse und Marktconjuncturen für Getreide bessern. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß in dieselbe Zeit, wo sich die Dreifelderwirthschaft in Deutschland vermuthlich in weiterem Umfang ausbreitete, etwa in das 9. Jahrhundert, auch die ersten Indicien für den Bestand von Deichen fallen. Die Anlage von Winterdeichen aber und die Einführung des Dreifeldersystems bedeuten beide einen Uebergang von vorwiegender Viehhaltung zu vorwiegender Körnerwirthschaft, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Wandlungen nicht nur in zeitlichem, sondern auch in Causalzusammenhang standen, insofern die um sich greifende Differenzirung der Volkswirthschaft und der zunehmende Verkehr hier wie dort die Conjuncturen für Körnerbau gehoben hatten. Die mächtige Ergiebigkeit des Bodens an Getreide war schon durch den Sommerbau bekannt, und als sich nun für dasselbe Absatzwege öffneten, mochte man wohl zunächst das Areal für Sommerkorn erweitern; auf die Dauer aber war das Risico zu groß und der Anbau von Winterfrucht verhieß immer größeren Gewinn, so daß man sich schließlich entschloß, starke Winterdeiche zu errichten." Mit dieser ungemein lehrreichen Erklärung der That der Eindeichung steht in vollem Einklang die allgemeine, begründete Anschauung, der auch Ruhagen sich anschließt, daß die Niederländer ihre Marschen zuerst eingedeicht haben: bei ihnen war die Thatsache, die den Bewohnern erst den Gedanken an Eindeichung nahe legte, zuerst erfüllt, indem sich in den Niederlanden die Absatzverhältnisse für Getreide frühzeitiger entwickelten, als in den von der römisch-fränkischen Cultur unberührten Marschen Niederdeutschlands. Stimmt man dieser letzteren Anschauung bei, so sagt man damit keineswegs zugleich, daß die Gründung der Deiche in den niederdeutschen Marschen auf die Holländer zurückzuführen ist; mit Ruhagen bin ich der Meinung, daß man, als auch hier der Getreidebau von den Transport- und Marktverhältnissen mehr und mehr begünstigt wurde, selbständig zum Deichbau schritt. Die weit verbreitete, auf Urkunden gestützte Behauptung, daß die Marschen sowohl zwischen Weser und Elbe, wie auch in Holstein und Schleswig im 12. Jahrhundert von holländischen Colonisten eingedeicht worden seien, beruht, wie Ruhagen in einem Anhang zu seiner Untersuchung nachweist, auf einem Mißverständniß, das seinen Grund wahrscheinlich in der Unkenntniß der Marschnatur hat.

[1]) Auch in der Abhandlung von Robert Allmers, „Die Unfreiheit der Friesen zwischen Weser und Jade", Stuttgart 1896, wird die Stelle aus Plinius ohne weiteres als richtig aufgenommen.

Digitized by Google

Wann die ersten umfassenden Deiche in den Niederlanden errichtet worden sind, ist mit einiger Sicherheit nicht festzustellen. Die ältesten, von Auhagen im einzelnen untersuchten historischen Anzeichen für den Bestand von Deichen gestatten, so spärlich sie auch sind, mit Sicherheit zu schließen, daß die Niederlande zum mindesten um das Jahr 1100 mit umfassenden Deichanlagen versehen waren. Mit Hülfe der zehnten unter den siebzehn allgemeinen friesischen Küren und einer sehr werthvollen Stelle in Saxo Grammaticus, gesta Danorum, dürfen wir es als historisch erwiesen ansehen, daß im 11. Jahrhundert, wie in den Niederlanden, so auch in den deutschen Nordseemarschen die Deiche ein ununterbrochenes Bollwerk darstellten. Ohne Zweifel bestanden Deiche auch schon in viel älteren Zeiten nicht nur sporadisch, sondern auch in großer Ausdehnung. Abgesehen von historischen Nachrichten sprechen innere Gründe dafür, daß besonders in der Karolingerzeit bedeutende Eindeichungen in Friesland und Holland stattgefunden haben; gerade in jener Zeit drängten ja in den Marschen wie in anderen Gegenden des Frankenreiches gewichtige Umstände auf Ausdehnung des Getreidebaues.

Die inneren Gründe für die Eindeichung, sowie die sehr große Arbeit, welche die Errichtung von Deichen verursacht, veranlassen Auhagen zu der Ansicht, daß man es hier mit einem umfangreichen, planmäßigen, einheitlichen Werk zu thun hat, an welches sich nicht eine einzelne Gemeinde, geschweige denn einzelne, am meisten an der Eindeichung interessirte Grundbesitzer, sondern Vereinigungen von Gemeinden heranwagten, sei es in freier Form, sei es daß die politische Landschaft solche Functionen besaß, daß sie auf Grund eines gemeinsamen Beschlusses die einzelnen Gemeinden zum Anschluß an die Eindeichung zwingen konnte. — Die mannichfaltigen Schwierigkeiten, welche bei der Errichtung und Unterhaltung der Deiche zu überwinden sind, werden von dem Unkundigen gewöhnlich bedeutend unterschätzt.

An diesem Punkte drängt sich uns nun sofort die Frage auf: in welcher Weise wurde für die Unterhaltung der Deiche gesorgt? Diese Frage hat Auhagen mit ganz besonderer Schärfe auf Grund der zahlreichen Deichordnungen untersucht. Wem lag (und liegt) die Unterhaltung der Deiche ob, und in welcher Weise wurden (und sind) die Kosten hierfür zu vertheilen? Das Resultat dieser rechtsgeschichtlichen Untersuchung weicht von den bisher über diesen Gegenstand verbreiteten Anschauungen gänzlich ab und ist das folgende. Im Princip waren der Regel nach ursprünglich alle Ländereien, die durch den Deich vor Schaden geschützt wurden, zur Deichunterhaltung verpflichtet (sog. Deichpflicht), und zwar nicht nur Marschland, sondern auch angrenzende oder eingeschlossene cultivirte Geest- und Moorländereien. Den Maßstab der Vertheilung auf die Verpflichteten bildete meist nur der Flächeninhalt, seltener wurde daneben die Bonität der Ländereien berücksichtigt. Die Vertheilung der Lasten selbst geschah ursprünglich nach dem Princip der Pfanddeichung; d. h. der Deich, durch den die Ländereien einer Gemeinde geschützt wurden, wurde in einzelne Strecken eingetheilt, die durch Pfähle äußerlich erkennbar waren. Innerhalb dieser wurden nun den einzelnen Betheiligten nach dem genannten Grundsatz kleinere Strecken zugemessen, welche von dem Inhaber zu unterhalten waren. Unter den Deichlasten selbst unterschied man verschiedene Arten: ordentliche und außerordentliche, primäre und secundäre, worauf Auhagen im einzelnen eingeht. Für Unvermögende oder durch Unglücksfälle (Deichbruch u. a.) sehr Geschädigte traten meist zunächst, auf Grund der Deichordnung, andere ein; wo und in welchen Fällen eine solche Bestimmung dem unvermögenden Pfandinhaber nicht zu Hülfe kam, konnte das Spatenrecht zur Anwendung gelangen, ein Recht, über welches bisher eine falsche Vorstellung herrschte und welches erst durch Auhagen eine m. E. zutreffende Erklärung gefunden hat. Wer sich in dem genannten Fall befand, hatte das Recht, seinen Grundbesitz rechtsgültig aufzugeben (als äußeres Zeichen mußte er in Gegenwart der Deichgemeinschaft den Spaten in die [oder eine] ihm zugewiesene Deichstrecke stecken, also nicht bloße Dereliction!); dadurch löste er sich von jeder Verpflichtung in Hinsicht sowohl auf den Deich, als auch auf seinen Grundbesitz frei; er mußte aber auch seine fahrende Habe, mit Ausnahme des Nothwendigsten, aufgeben. Dieses Recht hatte man bisher kurz als eine Zwangsenteignung angesehen, als eine sehr grausame Institution. Nach Auhagen ist dies nicht im geringsten der Fall gewesen; „die Härte lag in der schroffen Durchführung des Princips der Pfanddeichung, und das Spatenrecht, das eben in erster Linie als subjectives Recht aufzufassen ist, milderte dieselbe". Das Nähere mag man bei Anhagen selbst nachlesen; hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß es nicht jedem gleichermaßen zustand, den Spaten, der von einem sein Spatenrecht ausübenden gestochen war, zu ziehen und dadurch das aufgegebene Land und die auf ihm liegende Deichpflicht zu übernehmen; hierfür gab es anfangs wahrscheinlich sogar bestimmte Näherpflichten, später Näherrechte. Allmählich ging man aus mancherlei Gründen von dem System der Pfanddeichung zu demjenigen der Communiondeichung über (in zahlreichen Abstufungen); „bei diesem werden sämmtliche Arbeiten auf gemeinsame Rechnung des natürlichen Deichverbandes ausgeführt". Man sieht sofort, daß hierzu eine Beamtenschaft nöthig ist, welche in älteren Zeiten überhaupt fehlte. Dieser Uebergang zu dem neuen System ist in der Gegenwart noch nicht abgeschlossen.

Mit ähnlichen Schwierigkeiten, wie sie bei dem Bau und der Unterhaltung des Deiches obwalten, hatten und haben die Marschbewohner auch bei der Entwässerung der Marschen zu rechnen; auch die Entwässerungspflicht ist meist so genau geregelt wie die Deichpflicht. — Die für die Entwässerung angelegten größeren und kleineren Gräben, Canäle führten naturgemäß bald und ohne bedeutende Schwierigkeiten zu einer Auftheilung der Flur.

Auf den Rest der Auhagen'schen Untersuchung soll hier nur ganz kurz aufmerksam gemacht sein; das bereits Hervorgehobene erscheint mir als das wichtigste. Aus der Natur des Landes und, damit in engem Zusammenhang stehend, aus derjenigen der Bewohner erklärt der Verfasser die persönliche Freiheit und das nur in Ausnahmefällen auftretende meierrechtliche Abhängigkeitsverhältniß der Marschbewohner für die ganze Zeit, soweit geschichtliche Kunde zurückreicht; aus denselben Gründen und im Zusammenhang mit dem eben Gesagten auch die Thatsache, daß die Liegenschaften unter gewissen Modificationen frei theilbar und veräußerlich waren. Die Grundbesitzer der Marsch ließen und lassen sich lediglich nach Maßgabe der Größe ihrer Landstelle classificiren; nur zwischen den bäuerlichen Besitzungen und den unselbständigen Besitzungen, meist Tagelöhnerstellen, besteht von jeher eine tiefe Kluft. Die freie ländliche Verfassung der Marschen, sowie das Fehlen eines Flurzwanges haben stets den Marschbauern die Möglichkeit gegeben, verhältnißmäßig leicht in der Bewirthschaftungsweise zu wechseln; indessen ist eine allmähliche Abnahme des Ackerbaues zu gunsten der Weidewirthschaft zu constatiren, was, um mit Auhagen zu reden, seinen „vornehmsten Grund in der gewissermaßen physiologischen Entwicklung des bewirthschafteten Marschbodens hat".

Die Untersuchungen Auhagens, soweit sie hier besprochen, zeigen ihn als den zähen, in die Tiefe des Gegenstandes eindringenden Sohn des Hannoverlandes und als den echten Schüler des ruhigen Agrarhistorikers Knapp;

der zweite, hier nicht in Betracht kommende Theil seiner Arbeit zeigt zugleich den echten Schüler des begeisterten Agrarpolitikers Sering.

Berlin. Dr. rer. polit. Martin Kriele.

Der neue Regierungsentwurf zur Universitätsreform in Italien.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts in Italien hat kürzlich der Deputirtenkammer einen bemerkenswerthen Gesetzentwurf über die italienischen Universitäten vorgelegt. Durch denselben sollen gewisse Uebelstände, welche den Universitäten anhaften, die sich im übrigen um Cultur und Wissenschaft ihres Landes so große Verdienste erworben haben, beseitigt und die Universitäten zu kraftvoller Entwicklung gebracht werden. Die wichtigsten Bestimmungen des Entwurfs beziehen sich auf die künftige Stellung der Privatdocenten, deren Ansehen und Bedeutung der Minister zu heben beabsichtigt. Gegenwärtig erhält der Docent für jeden Schüler, der bei ihm hört, ein jährliches Honorar (12—18 Frs.) in der Absicht, ihn so entsprechend seiner Tüchtigkeit zu bezahlen. Wenn auch im allgemeinen die italienischen Privatdocenten sich ihrer Stellung würdig erweisen, so gibt es doch einige, besonders in den frequentirtesten Universitäten, die vor allem darauf bedacht sind, sich eine möglichst große Zuhörerschaft zu verschaffen, in einzelnen Fällen unter Anwendung nicht würdiger Mittel.

Diesen Uebelständen abzuhelfen, schlägt der Minister vor, die staatliche Remuneration der Docenten zu beseitigen und letztere nach ihrem eigenen Ermessen von ihren Zuhörern selbst bezahlen zu lassen. Gleichzeitig soll die Stellung der Privatdocenten dadurch gehoben werden, daß sie kraft des Gesetzes das Recht erhalten, ordentliche Mitglieder der Prüfungscommissionen zu werden, und da in letztere auch eine verhältnißmäßige Anzahl der Universität nicht angehörender Personen eintreten soll, so ist ein Ueberwiegen des Einflusses der officiellen Professoren bei den Prüfungen ausgeschlossen. Zu gleichem Zweck, die Stellung der Docenten zu heben, sollen sich die Prüfungen der Candidaten nicht mehr bloß über das bei den officiellen Professoren Gehörte, sondern über die ganze betreffende Disciplin ausbreiten. Dadurch ist den Privatdocenten, deren Vorlesungen sich ebenfalls dem beschränkten Prüfungsgebiet im Interesse ihrer Zuhörer anschließen mußten, eine bedeutende Ausdehnung ihrer Lehrthätigkeit ermöglicht. Da aber die Gehälter der Professoren nach wie vor vom Staate, nicht von den Zuhörern bezahlt werden sollen, weil der Minister die Abgabe von Collegiengeldern an die officiellen Professoren für nicht räthlich hält, andrerseits die Docenten nur auf die Collegiengelder angewiesen wären, so würde doch voraussichtlich die Lehrthätigkeit der letzteren beschränkt bleiben; denn die Studenten werden wenig geneigt und vielfach nicht in der Lage sein, doppeltes Honorar zu zahlen, nämlich die feste Jahrestaxe an die Universität und ein Honorar an den Privatdocenten. Höchstens würden Curse von Docenten eine größere Zuhörerschaft finden, die einem wesentlich praktischen Zwecke dienen, oder bei denen wegen geringerer Zuhörerzahl die Ausnutzung der Lehrmittel und die Beziehungen der Zuhörer zum Lehrer sich besonders günstig gestalten. Die Majorität der Docenten aber wird wahrscheinlich genöthigt sein, gratis zu lesen, ohne dabei die Aussicht zu haben, wie die deutschen Privatdocenten infolge einer selbst erfolgreichen Thätigkeit zum officiellen Professor erwählt zu werden, da in Italien eine solche Wahl mit sehr wenigen Ausnahmen nur durch Concurs zu erreichen ist.

Der Minister gibt sich bezüglich seines Entwurfs der rosigen Hoffnung und dem festen Glauben hin, durch ihn nicht nur die oben gerügten Uebelstände in der Privatdocentur zu beseitigen, worin wir ihm zustimmen, sondern letzterer auch ein neues, kräftiges Leben einzuflößen, was uns allerdings zweifelhaft erscheinen will. Ebenso bezweifeln wir, daß die Privatdocenten selber, die von dem neuen Minister eine wesentliche Besserung ihrer Stellung erhofften, sich durch dessen Project befriedigt fühlen werden, trotz mancher anderer ihnen günstiger Bestimmungen.

Weitere wesentliche Bestimmungen des Entwurfs beziehen sich auf die Zulassung zur Privatdocentur und die Ernennung zum ordentlichen und außerordentlichen Professor. Die Zulassung zur Privatdocentur, bisher hauptsächlich von der Entscheidung derjenigen Universität, an welcher die Habilitation beabsichtigt war, abhängig, soll nunmehr den gleichen Normen unterworfen werden, wie die Erlangung des Extraordinariats, d. h. der Entscheidung einer vom Minister erwählten Commission, die aus fünf Mitgliedern — drei Professoren oder nicht docirende Gelehrte und zwei Privatdocenten, die alle auch anderen Landesuniversitäten angehören können — zusammengesetzt ist. Auf Grund dieser nicht mehr bloß local beschränkten Zulassungsbedingung soll dem Docenten das Recht zustehen, ohne weiteres auf jeder Landesuniversität zu docíren. — Zur Erlangung des Extraordinariats soll nach dem Entwurf außer dem Nachweis wissenschaftlicher Leistungen eine Prüfung vor einer wissenschaftlichen Commission, die vom Minister unter bestimmten Rechtsnormen ernannt ist, obligatorisch sein. Ihre Stellung soll eine dauernde werden, die der bisher in bestimmten Intervallen nothwendigen Wiederbestätigung nicht mehr bedarf. Die bisher beschränkte Zahl der Ordinariate soll nunmehr überschritten werden können, indem die außerordentlichen Professoren nach mindestens dreijähriger Lehrzeit zu ordentlichen Professoren ernannt werden können. Eine ordentliche Professur zu erlangen, soll nach dem neuen Entwurf nur möglich sein durch Avancement vom außerordentlichen Professor oder durch directe Ernennung von seiten des Ministers unter Zustimmung des consiglio superiore und der betreffenden Facultät. Letztere Art kommt nur bei Gelehrten von großem Ruf in Betracht und war auch bisher in Uebung, nur daß bisher der Minister nach freiem Gutdünken jene Ernennung verfügen konnte. Beide Arten haben Vortheile wie Nachtheile für sich. Kann der Minister einen Gelehrten auch gegen den Willen der betreffenden Facultät zum Professor ernennen, so ist dadurch die Boycottirung etwaiger neuer Richtungen, wie sie von seiten der fest angestellten Professoren durchaus nicht unmöglich erscheint, verhindert; so wurde z. B. vor längerer Zeit gegen den Willen der Facultät ein Vertreter des Materialismus zum Professor der Philosophie ernannt. Andrerseits, und auch solche Fälle sind unter früheren Ministerien vorgekommen, ist es dem Minister ermöglicht, seine Freunde und politischen Anhänger mit Professuren zu versorgen. Wenn nun die Entscheidung hierüber nicht mehr dem Minister allein überlassen bleibt, vielmehr die Facultät in die Lage versetzt wird, den ihr vorgeschlagenen Gelehrten als ihr Mitglied abzulehnen, so wird jener Mißbrauch von seiten des Ministers nicht mehr so leicht möglich sein; jedoch geht damit auch der oben berührte Vortheil verloren, der für die Freiheit der Forschung so sehr wichtig erscheint. Wenn wir nun auch die neuen Vorschriften über die Privatdocenten, denen sie eine würdigere und günstigere Stellung gewähren sollen, und über die außerordentlichen Professoren gutheißen, deren Wirken durch die feste Anstellung gesicherter und unabhängiger und deren Laufbahn auch eine leichtere wird, so können wir uns mit der Beschränkung des Ministers in der freien Ernennung von

Digitized by Google

bedeutenden Gelehrten, 24 ordentlichen Professoren, nicht befreunden, weil es uns dünkt, als ob der Freiheit der Wissenschaft daraus kein Vortheil erwachsen werde.

Eine ganz neue Einrichtung, die der Minister einzuführen gedenkt, ist die eines akademischen Curators. Demselben sollen die Verwaltung und die Disciplin der Universität übertragen werden, da nach der Meinung des Ministers der Rector, als Mann der Wissenschaft, häufig nicht geneigt und zuweilen auch nicht geschickt sei zur Wahrnehmung dieser beiden Aufgoben. Auch bleibt durch den ständigen Curator die Verwoltung und die Disciplin der Universität dauernd in denselben Händen, was bei der im Interesse der Universität liegenden jährlichen Neuwahl des Rectors eben ausgeschlossen war. Indeß glauben wir nicht, daß in Italien die Einführung eines Curators günstig aufgenommen werden wird, da die öffentliche Meinung in Italien der gouvernementalen Einmischung in die Universitätsangelegenheiten widerstrebt. Während wir der Ansicht sind, daß bezüglich der Administration die Einführung des Curators günstig wäre, halten wir die Wahrnehmung der Disciplin durch ihn nicht für opportun.

Es scheint uns keiner besonderen Regierungsinstanz zu bedürfen, um dos Universitätspersonal in der Wohrnehmung seiner Obliegenheiten zu überwachen, denn im Falle einer Pflichtverletzung haben sich die bestehenden Gesetze als ausreichend erwiesen, wie es der gegenwärtige Minister selbst in einigen derartigen Fällen zu erproben Gelegenheit hatte. Und wos die Studenten anlangt, so würde die Disciplin über dieselben sicherlich besser, geeigneter und wirkungsvoller von ihren Lehrern wahrgenommen, etwaige Bestrafungeu aber als weniger hart empfunden werden. Die in Italien nicht seltenen Studentenunruhen werden voraussichtlich unter dem Einfluß der durch das neue Gesetz begünstigten Vertiefung und Verschärfung der Studien mehr und mehr abnehmen. Endlich werden Reibungen zwischen dem Curator einerseits und dem Rector und den Professoren andrerseits schwerlich ganz zu vermeiden sein; auch scheint es uns nicht richtig, daß sowohl die disciplinaren Bestimmungen wie die bezüglichen Befugnisse des Curators einfach durch königliches Decret, nicht aber durch Gesetze festgesetzt werden sollen, besonders nach den Discussionen, die in letzter Zeit über einige Maßnahmen der Regierung gegen ordentliche Professoren stattgefunden haben. Es ist indeß nicht ausgeschlossen, daß der Curatorparagraph des ministeriellen Entwurfs in der Kammer Annahme findet infolge der in letzter Zeit vorgekommenen bedeutenderen Studentenunruhen, zumal der Minister beabsichtigt, diese Institution zunächst nur probeweise an einigen Universitäten einzuführen.

Der Minister berührt in seinem Project auch die Frage der Studien- und Prüfungsordnung und die Bestimmung der obligatorischen und freiwilligen Collegien, will diese Froge aber erst durch eine Commission, bestehend zur Hälfte aus Universitätsprofessoren (gewählt von den Facultäten), zur anderen aus Privatdocenten und anderen Gelehrten (diese beiden vom Minister gewählt) prüfen lassen und auf Grund des Ergebnisses die endgültige Entscheidung durch königliches Decret treffen.

Dos Project weist den Universitäten das Recht der juristischen Persönlichkeit zu nnd damit dos unbedingte Recht auf Besitz und eigene Verwaltung der ihnen zugefallenen Stiftungen, während bisher der Staat deren Zinsen zur Entlastung seiner Universitätsbeiträge verwenden konnte; man hofft, daß mit dieser Maßregel die Privatmunificenz, die sich in Italien vielfach öffentlichen Interessen zugewendet, nun auch den Universitäten in höherem Maße zutheil werde.

Bezüglich der Universitätstaxen schlägt der Entwurf für die meisten Disciplinen eine kleine Erhöhung vor, um so die Mittel zu gewinnen, die Universitätsinstitute besser auszustatten, Professorengehälter zu erhöhen und Staatsstipendien für würdige Studenten zu schaffen. Zu gleichem Zweck sollen auch die bisher den Privatdocenten gezahlten Honorarbeiträge verwandt werden.

Noch hot die öffentliche Meinung Italiens außer in einigen kurzen Artikeln sich nicht über diesen neuen Entwurf geäußert. Wir haben unsern Zweifel über die erhofften wohlthätigen Wirkungen und die Opportunität einiger Bestimmungen des Entwurfs ausgesprochen und glauben, daß er viel discutirt und wahrscheinlich mannichfachen Veränderungen unterworfen werden wird. Indeß darf man bei seiner Beurtheilung nicht außer Acht lassen, daß Italien nach dem alten, bereits vier Decennien bestehenden Allgemeinen Universitätsgesetz von Casati keine wesentliche Reform desselben erlebt hat, und daß die Schwierigkeiten einer solchen In Italien wegen der vielen Eigenthümlichkeiten nnd Sonderrechte der zahlreichen Landesuniversitäten viel größer sind als in jedem andern Lande. Der Minister hat deßhold ouch von vornherein nicht beabsichtigt, das schwierige Problem ganz zu lösen, sondern nur einige Punkte desselben durchzuführen unter möglichster Schonung bestehender Verhältnisse und Fortentwicklung der bewährten Casati'schen Bestimmungen. Aber trotz abweichender Ansicht bezüglich mancher Punkte des Entwurfs muß man doch das hohe ideale Interesse des Ministers Gianturco für Wissenschaft und Studium in Italien anerkennen, von dem sich derselbe stets beseelt gezeigt hat.

Rom, den 14. Mai 1897. Ernst Franz.

Dresdner Ausstellungsbriefe: III. Ankäufe und Auszeichnungen.

ei. Um den ausstellenden Künstlern zu zeigen, daß Dresden ein günstiger Boden für Verkäufe sei, wurde noch vor der Eröffnung der Ausstellung die Auswohl der in erster Linie für die Staatssammlungen zu erwerbenden Werke getroffeu, und zwar für die Gemälde deutscher Künstler durch den Akademischen Rath, der die Pröll-Hauer-Stiftung zu verwalten hat (deren Zinsen auf nahezu 80,000 M. aufgelaufen waren), für die ausländischen Bilder durch die Galeriecommission, während die übrigen Sammlungen ihre Auswahl selbständig durch ihre Directoren trafen (zu Erwerbungeu für die Staatssammlungen waren etwo 40,000 M. aufgespart worden). Weitere Ankäufe für öffentliche Sammlungen dürften noch bevorstehen und bei den Privaten beginnt sich auch die Theilnahme zu regen.

Angekauft wurden nun vor ollem ein großes Triptychon von Kühl, Lübecker in Noth gekleidete Waisenmädchen in der Küche, in der Schule, beim Spaziergang, eine wohl verdiente Auszeichnung für den rührigen Schöpfer dieser Ausstellung; ein Bildniß Paul Heyse's von Lenbach; ein sehr schönes Figurenbild von Thoma aus dessen frühester Zeit, vor fünfundzwanzig Jahren gemalt; weiterhin eine Studie von Liebermann, ein Olde, einige jüngere Dresdner, ein paar Worpsweder, einige Münchner, unter denen dos große Paradies von Riemerschmid mehr Kopfschütteln als Beifall beim Publicum zu erwecken scheint. Von den fremden Bildern fallen drei, nämlich das große Pastell des Puddlers von Constantin Meunier, das Geständniß, ein Bild mit lebensgroßen Halbfiguren von dem bisher kaum bekannt gewordenen Belgier David-Rillet, einem Schüler des Pariserś Lhermitte, und das Abendgebet von Laermans, gleichfalls einem jungen Belgier, durchaus aus der Art der sonst üblichen Galeriebilder heraus, da sie nichts von sauberer Mache und effectvoller Anordnung zeigen, sondern nur auf die große Durchbildung eines innerlich erfaßten Vorwurfs

Digitized by Google

ausgehen, wobei Laermans noch wird beweisen müssen, daß er über die etwas summarische, an den Placatstil erinnernde Behandlungsweise hinauszugehen vermag. Solche Bilder werden hoffentlich ihre gute Wirkung in der Galerie ausüben.

Der großen Bedeutung entsprechend, die der Bildhauerei und besonders wiederum der belgischen auf dieser Ausstellung zukommt, hat die Sculpturensammlung besonders zahlreiche Ankäufe gemacht. Da sind vor allem die großen Gruppen, in Gips, von Meunier, van der Stappen, Lagae, Lambeaux zu nennen; einige Bronzen von demselben Meunier, der Abguß des Rodin'schen Kopfes von Victor Hugo, eine Marmorstatue von Bartholomé in Paris, Medaillen von dem Maler Legros in London, eine kleine Tänzerin von Theodore Rivière, in Marmor und Elfenbein, getönt; Geygers wunderbarer Spiegel in Silber, sowie einige kleinere Werke; endlich zwei sehr lebensvolle Büsten von dem jungen Münchner Bildhauer August Hudler. — Der Porzellansammlung sind einige ausgewählte Stücke der Kopenhagener Manufactur einverleibt worden.

Sehr bald nach der Eröffnung der Ausstellung ging auch das Preisgericht an seine Arbeit. Da die Mehrzahl der ersten Künstler Deutschlands wie der anderen Länder theils als Preisrichter, theils als Inhaber früherer Auszeichnungen bereits außer Wettbewerb standen, oder, wie unter vielen anderen Meunier und Degas, außer Wettbewerb gestellt wurden, so galt es nun, durch die Verleihung der großen goldenen Auszeichnung (die übrigens diesmal nicht aus einer gleichgültigen Medaille, sondern aus einer Plakette bestehen wird, die der talentvolle Dresdner Bildhauer Hartmann eigens für diesen Zweck herstellt) einige Künstler besonders zu ehren und dabei zugleich diese Ehrungen möglichst gleichmäßig auf die verschiedenen Nationen zu vertheilen. Die Aufgabe, die sicher nicht leicht war, ist mit großem Tact gelöst worden. Dabei ist es denn merkwürdig, zu sehen, welche einzelne Namen nach lange fortgesetztem Ringen und trotz des Widerspruchs des Publicums durch den Beschluß einer aus den verschiedensten Bestandtheilen und den Vertretern aller Länder zusammengesetzten Künstlerschaft an die Oberfläche gekommen sind. Man wird gut thun, sie sich zu merken, denn sie werden noch häufig wiederkehren. Die Namen Angeli's, Pohle's, Leibls, Kühls, Stucks, Köppings sind bekannt genug; neu aber treten als Vorkämpfer besonderer Richtungen Liebermann in Berlin, Kalckreuth in Karlsruhe, Mackensen in Worpswede auf. Vergegenwärtigt man sich, wie Liebermann, der den Berliner Ausstellungen seit einem Jahrzehnt fern geblieben war, als einziger durch seine Sonderausstellung die diesjährige Berliner Ausstellung aus ihrer Oedigkeit herausreißt; wie Kalckreuth unentwegt für eine Erneuerung der Kunst in Karlsruhe kämpft und hier in Dresden gerade ein Bild hat, das den Beschauer auf den ersten Blick fogar abschrecken muß: das Alter, zwei von Alter und Müdigkeit niedergedrückte, hülflos, wie um Erlösung flehend, dasitzende Gänsehüterinnen auf freiem Feld, in Lebensgröße; wie endlich Mackensen als das anerkannte Haupt der Worpsweder durch seinen echt deutschen, gemüthvollen Idealismus die Bestrebungen dieser kleinen, von der Welt abgeschiedenen Gemeinde in der Richtung auf das Hohe zusammenhält — so wird man dem Preisgericht für die öffentliche Anerkennung solcher Verdienste nur dankbar sein können. Für Amerika entfiel der große Preis auf Harrison, für Frankreich auf Degnan-Bouveret, für Italien auf Segantini, für England auf den Schotten Strang, für Belgien auf die Maler Struys und Courtens und die Bildhauer Lagae und Lambeaux.

Der zweiten Preise waren offenbar zu viele vorhanden, denn sie sind zum Theil Künstlern zugefallen, deren Namen man weder vorher gehört hat, noch so leicht wieder hören wird. Als Ergänzung der vorstehend gegebenen Liste der ersten Preise seien hier nur einige Namen ohne Anspruch auf Vollständigkeit angeführt: von Dresdnern Baum, Strehmel, Zwintscher (in Meißen), Mediz, Lührig, der Bildhauer Pöppelmann, die Architekten Schilling und Gräbner; der Leipziger Greiner in München; Strobentz und die Bildhauer Maison und Floßmann in München; der Berliner v. Hofmann in Rom; die Worpsweder Vinnen, Overbeck, Vogeler; die französischen Maler Courtois, Carrière, Aman-Jean, die Bildhauer Gordet, Rivière, Charpentier; der Holländer Veth; die belgischen Bildhauer Samuel und Charlier, die Kopenhagener Porzellanmanufactur.

Gegen die Vertheilung von Preisen an Künstler ist genuglam geeifert worden. Abgesehen von der Schwierigkeit, sich darüber schlüssig zu machen, ob man nur ein einzelnes Werk, oder die Gesammtheit der ausgestellten Arbeiten, oder gar die gesammte Wirksamkeit eines Künstlers ins Auge zu fassen habe, liegt, wie die Erfahrung lehrt, die Gefahr nahe, daß solche Auszeichnungen zu bloßen Höflichkeitsbeweisen hinabgedrückt werden. Das ist nun bei dieser Gelegenheit in der Hauptsache entschieden nicht der Fall gewesen, sondern man kann ruhig sagen, dieses Preisgericht sei so sachlich und gerecht verfahren, wie es nur denkbar sei. Immerhin behält es sein mißliches, wenn eine Versammlung von Künstlern, und nun gar eine internationale, über ihre Berufsgenossen abzurtheilen hat. Wird der Grundsatz strenger Auswahl, der bei dieser Ausstellung mit so erfreulichem Erfolg aufgestellt worden ist, in Zukunft insofern noch schärfer gehandhabt, als die Auswahl an Ort und Stelle nicht durch die auswärtigen Vertrauensmänner allein, sondern in allen Fällen im Verein mit Abgesandten des betreffenden Ausstellungsortes ausgeführt wird, so stellt schon die Einladung zu der Ausstellung an sich eine Ehrung dar; will man noch ein übriges thun, so vertheilt man ein Dutzend Preise, aber damit ist es dann auch genug. Zur Aufmunterung aufstrebender Kräfte durch Auszeichnungen sind die localen Ausstellungen da.

Mittheilungen und Nachrichten.

Renaissance in der Schweiz. Studien über das Eindringen der Renaissance in die Kunst diesseits der Alpen von Gustav Schneeli. München, F. Bruckmann. A.-G. 1896. — Ein vortreffliches Buch; das Werden und Wachsen eines neuen Stils zu verfolgen, gehört zu den interessantesten Aufgaben der Kunsthistoriker: Schneeli hat sie in glänzender Weise gelöst. Daß gerade die Schweiz zum Ausgang der Darstellung gewählt wurde, hat seinen Grund darin, daß in einem Grenzland, wo sich deutsche und italienische Einflüsse kreuzen, am ersten Einblick in die Stilwandlung gewonnen werden kann. Wie in der bäuerlichen Kunst die Form ohne inniges Verständniß ihrer inneren Bedeutung nur äußerlich nachgeahmt wird, wie die Kunst in Holbein den Gipfel erreicht, „wo sie wieder das Gebiet des Unbewußten zu berühren scheint, indem ihr ewig geheimnißvoller Geist durch eine hohe Menschenseele die Mittel zur directen Offenbarung findet", das zeigt der Verfasser in klarster und fesselndster Weise. Er gibt uns zunächst ein Bild der politischen und historischen Zustände; wie kernen Reformation, Humanismus und Bürgerthum, die drei großen Factoren, in ihren Wechselbeziehungen kennen; wir sehen, wie die Schweiz den gewaltigen Geistes-kampf des 16. Jahrhunderts selbständig durchgekämpft hat. Die Renaissance kennt den später so verderblich gewordenen Unterschied zwischen hoher und niederer Kunst nicht; Malerei und Buchdruck, Scnlptur und Steinmetzkunst, Architektur, Glasmalerei und die Kunstgewerbe gehen ebenbürtig neben einander. Schneeli hat das Verdienst, uns ein Bild der ganzen Zeit zu geben. „Die Zeiten sind zu messen an ihren positiven Kräften, und dabei ergibt sich jene so verschwenderische und verhängnißreiche Zeit der Renaissance als die letzte große Zeit." Neben dem kritischen Blick des Historikers

bewahrt sich der Verfasser den warmen, offenen Sinn für das Schöne, den Kunstschätzen seiner Heimath bringt er überall liebevolles Verständniß entgegen. — Zahlreiche vortrefflich gewählte und vortrefflich ausgeführte Illustrationen erleichtern das Verständniß; so verbindet sich die Anschauung mit dem Worte und es ergibt sich der Begriff der Entwickelung. In der äußeren Ausstattung hat die Verlagsfirma Hervorragendes geleistet und verdient uneingeschränktes Lob. R. v. B.

Ecken Ausfaet. Augsburg 1491. Mit bibliographischen Nachweisen von Karl Schorbach. Leipzig. M. Spirgatis 1897. (Seltene Drucke in Nachbildungen, III) Preis 15 M. — Das Eckenlied erzählte ursprünglich, wie Dietrich von Bern mit dem jungen Riesen Ecken kämpfte und ihn besiegte, wurde später mannichfach erweitert und liegt uns heute in drei verschiedenen Bearbeitungen vor. Von diesen hat jede selbständigen Werth, weil keine als Reconstruction des Urtextes gestattet. Das Lied war früher beliebt und verbreitet wie wenig andere, es hat in der deutschen Heldensage eine beachtenswerthe Stellung, heute gibt es den Forschern viele Räthsel auf. Die dritte Bearbeitung, Ecken Ausfart, die bruchstückweise in Handschriften, vollständig in alten Drucken auf uns kam, veröffentlicht nun Karl Schorbach in Facsimile, nach der ältesten uns geretteten Ausgabe, der Augsburger von 1497. Wegen des Interesses, das sie um Eckenlied haben, werden die Germanisten diesen Abdruck mit Freuden begrüßen, wegen der großen Seltenheit des Druckes und wegen seiner hübschen Holzschnitte wird er den Bücherfreunden willkommen sein. — In einem kurzen Vorwort berichtet Schorbach über die Bedeutsamkeit des Eckenliedes und die Forschungen, die ihm galten. Dann gibt er eine peinlich genaue bibliographische Uebersicht über die Drucke von Ecken Ausfart, die uns erhalten blieben oder von denen wir sonst wissen. Diese beruht auf mühseligen Umfragen, bringt manches Neue zu Tage und soll auch denen, die etwa noch die Schätze solcher Drucke ängstlich hüten und die Welt davon nichts wissen lassen, eine liebenswürdige Mahnung sein, von ihrem kostbaren Besitz nunmehr Mittheilung zu machen. Nebenbei enthält die Uebersicht auch manche für die Geschichte von Buchhandel und Buchdruck wichtige Daten. — Es ist immerhin ein hübsches Zeichen und für den Herausgeber und Verleger ebenso ehrenvoll wie für das Publicum, daß solche Luxusbücher noch auf Käufer und Absatz rechnen. Ja die Kreise der Gebildeten wird nun soll dieser Druck nicht gelangen; es ist nicht ganz leicht, einen Druck des 15. Jahrhunderts zu lesen, auch der hohe Preis schreckt ab. Freilich: wie soll man solche Bücher billiger herstellen? F. v. d. L.

* Ueber Uhlands handschriftlichen Nachlaß hat Prof. Erich Schmidt, der eine Biographie des Dichters in Angriff genommen, der Gesellschaft für deutsche Literatur zu Berlin in einem Vortrag Mittheilungen gemacht, über welche die „Nat.-Ztg." folgendes berichtet. Außer dem, was in Autographensammlungen zerstreut ist, befinden sich wesentliche Theile des Nachlasses auf der Universitätsbibliothek in Tübingen; diese bestehen aus einer Brieftasche aus den Jahren 1799—1804, also aus den Knabenjahren des Dichters (geb. 1787), aus mehreren Heften poetischer Versuche, einigen Heften Gedichte, von denen viele ungedruckt sind und andere zahlreiche Varianten zu den bereits gedruckten aufweisen, dann einigen Heften, die wissenschaftliche Auszüge und die Uebersetzung einer Tragödie von Seneca bieten. Von diesen Tübinger Papieren hat Prof. Nägele 1893 in einem Gymnasialprogramm mancherlei in Vers und Prosa bekannt gemacht. Werthvoller ist der jüngst durch Dr. v. Steinen und andere Gönner von der Nichte des Dichters für das (leider nach Marbach bestimmte) Schwäbische Schiller-Archiv angekaufte Theil des Nachlasses, der Uhland im Werden und Schaffen, sein wissenschaftliches und politisches Wirken in Rede und Schrift, seinen Briefwechsel mit der Braut, der Gattin, der Familie, den Freunden und der gelehrten Welt, darunter viele inhaltreiche Briefreihen anderer Dichter und Germanisten, aufweist. Ein durchgehender Zug in allen diesen Papieren ist die mühevolle, sorgsame, sich nie genugthuende Art, mit der Uhland poetisch schuf, mit der er jeden Brief erst für sich concipirte, ehe er ihn in der Reinschrift abfaßte. Daneben ist auf den Tag, oft auf die Stunde notirt, wann es ein Gedicht schrieb, aus welcher Stimmung heraus es ihm gelang. So erblickt ihm durch einen Morgenspaziergang im Frühling ein ganzer Liedersträuß, der von seiner heiter gestimmten Stimmung, über die er an diesem Tag im Tagebuch berichtet, Zeugniß ablegt. Ein Tagebuch hat Uhland übrigens nur ein Jahrzehnt lang geführt. Wie verfolgen bekannte Gedichte von ihm in ihrer oft langsamen Entstehungsweise, so „Des Sängers Fluch", das zuerst im Präsens geschrieben war und allmählich viel kraftvoller und wirksamer in die Vergangenheit umgeschrieben wurde: „Es stand in alten Zeiten" u. s. w. In der schwungvollen Ballade „Taillefer" ist vielfach durch Einschiebung anapästischer Verse der Rhythmus lebhaft beflügelt, durch langsame, mehrfache Umarbeitung schwächerer Zeilen der Text voller und runder, der Reim wirksamer gemacht worden. „Schäfers Sonntagslied" wird durch wiederholte kleine und kleinste Aenderungen in den Eigenschafts- und Umstandswörtern erst zu voller poetischer Wirkung gebracht, so heißt es hier z. B. „als knieten viele neben mir", während wir jetzt das stimmungsvolle „als kneten viele ungesehn und beteten mit mir" im Druck lesen. Durch diese Eigenart Uhlands, jeden Brief, wie jede poetische und schriftstellerische Leistung erst für sich niederzuschreiben, erhalten wir lichtvolle Einblicke in die Entstehung seiner Arbeiten, in den Gang seines literarischen Verkehrs und in die Entwicklung seiner germanistischen Studien. Nicht ohne Heiterkeit bemerken wir dabei, daß sogar, als er der Köchin in seinem Hause einen ökonomischen Verweis zu ertheilen für nöthig findet, er diese schriftstellerische Leistung erst sorgfältig für sich niederschreibt und an dem Briefentwurf herumfeilt. Uhlands Lyrik wird durch diese Papiere vielfach bereichert, der Text zahlreicher Gedichte in den bisherigen Ausgaben berichtigt, was in besonders starker Weise den Dramen zugute kommen wird, die viel falsche und störende Lesarten aufweisen. Namentlich zahlreich sind politische Gedichte vorhanden, darunter ein prächtiger zweistrophiger Zuruf an Ferdinand Freiligrath über dessen Gedicht „Glaubensbekenntniß" von 1844; es betraf Freiligraths Ablehnung des Jahresgehalts, welches ihm der König von Preußen 1842 ausgesetzt hatte. Auch von Uhlands politischen Reden liegen hier Concepte und manche mitten im parlamentarischen Kampf, in der Paulskirche, in der Württembergischen Ständekammer schnell gemachte Anzeichnungen, oratorische Einfälle, Schlagworte u. a. m. vor. Uhlands berühmte Kaiserrede vom 22. Januar 1848 in Frankfurt mit der wunderbaren Schlußpointe von dem „Tropfen demokratischen Oels" liegt in mehrfacher Fassung vor, bei der diese berühmte Stelle sich erst nach drei oder vier maliger Aenderung herausbildet. Von den Briefen an Uhland sind außer der Correspondenz mit den Brüdern Grimm (bereits gedruckt), die Schreiben von Moriz Haupt, von dem alten Maßmann, von den Dichtern Joaquin und Platen, eine begeisterte Zuschrift von Heine, Briefe von Rückert, ein Briefchen von Lenau zu erwähnen. Auf Uhlands Ablehnung des Ordens pour le mérite fällt neues Licht; besonders Alexander v. Humboldt hat sich hierin (wie man schon aus dessen Biographie wußte) höchst tactvoll gegen den demokratischen Poeten benommen.

* In der „Berliner Thierärztlichen Wochenschrift", herausgegeben von Dr. W. Dieckerhoff, Dr. R. Schmaltz und Dr. R. Lothes, lesen wir (Jahrgang 1897, Nr. 20) folgende Bemerkungen zur Rinderpestimpfung: „In thierärztlichen Kreisen wurde es vielfach bedauert, sowohl daß seinerzeit die Erforschung des Maul- und Klauenseuchenerregers einer im wesentlichen aus Medicinern gebildeten Commission übertragen wurde, wie daß keine thierärztliche Kraft gefunden werden konnte, um den Kampf gegen die Rinderpest in Afrika zu organisiren. Beide Thatsachen dürften aber schließlich nur ein Vortheil für die Thierärzte sein, denn es würde leicht ein falsches Licht auf diese geworfen haben, wenn thierärztliche Bemühungen hier erfolglos geblieben wären, wie dies dem Anschein nach das Loos der jene Fragen betreffenden medicinischen Forschungen sein wird. Die Maul- und Klauenseuche ist augenscheinlich ein sehr steiniger Boden für den Bakteriologen. Und die Erfolge Robert Kochs in Afrika schrumpfen nach den neuesten Nachrichten ebenfalls bedenklich zusammen, was man vom deutsch nationalen Standpunkt aus seelisch nur recht bedauern kann. Die Aetiologie der Rinderpest weiter aufzuklären, ist Koch nicht gelungen. Die Erfindung einer annähernd zuverlässigen und praktisch, namentlich in Afrika, durchführbaren Impfung scheint ebenso in Frage gestellt. Der von Koch anerkannte Mangel, daß der Impfstoff sich nur im Gefrorenen hält, hat sich nicht beseitigen lassen. Nach neueren Meldungen sind von 6000 Impfthieren 1800 gestorben. Freilich werden diese Impfungen nicht von Koch selbst ausgeführt sein, aber der praktische Erfolg beruht doch eben auf einer Impfmethode, deren Ausführung einfach genug ist. Uebrigens ist gar nicht sicher, daß der Mißerfolg bloß in der schlechten Ausübung der Impfung liegt. Ganz ähnliche Wechselergebnisse hat man schon frühe erzielt. Denn die von Koch ausgeführte Rinderpestimpfung ist im Prinzip überhaupt nichts neues, sondern von der seit mehr als 100 Jahren

den Thierärzten bekannten Impfung kaum verschieden. Prof. Camper in Gröningen versicherte 1777, daß stets mehr als die Hälfte der von ihm geimpften Rinder die Pest überstanden hätten. Abildgaard berichtete schon 1771, daß auf einem Gute in Dänemark 496 Stück Rindvieh geimpft wurden, von denen 56 starben. Um dieselbe Zeit empfahl der mecklenburgische Amtmann Schumacher ebenfalls die Impfung. Zuweilen nahm die Impfung aber auch einen weit ungünstigeren Verlauf. Aus der neueren Zeit sind die Impfversuche bemerkenswerth, welche C. v. Knupach, Director der Veterinärakademie zu Dorpat, 1873 zu Kurlosin im Gouvernement Poltawa ausführte. Er impfte 865 Rinder, von denen 822 die Impfkrankheit überstanden und nur 43 eingingen. (Vgl. Diecterhuff, Geschichte der Rinderpest und ihrer Literatur. Berlin 1890.)"

* Die diesjährige Versammlung des hansischen Geschichtsvereins, wiederum in Gemeinschaft mit dem Verein für niederdeutsche Sprachforschung, findet am 8. und 9. Juni in Soest statt. Am ersten Tage wird Prof. Dr. Ed. Schröder aus Marburg einen Vortrag halten über die Namen des deutschen Handwerks, sodann wird Archivar Dr. Ilgen aus Münster über „Soest im Mittelalter" sprechen. Am zweiten Tage halten beide Vereine getrennte Sitzungen: für den hansischen Verein wird Dr. Mack aus Braunschweig in einem Vortrag über Stephan Paris die hansisch-französischen und niederländischen Beziehungen gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts beleuchten. Die geschichtlich höchst sehenswerthe alte Stadt Soest wird hoffentlich zahlreiche Gäste aus den ehemaligen Hansestädten in ihren Mauern sehen; die Theilnahme an den Versammlungen beider Vereine steht auch Nichtmitgliedern zu, nur Lösung einer Theilnehmerkarte beim Ortsausschuß ist erforderlich. Ein Ausflug nach dem landschaftlich anziehenden Arnsberg am 10. Juni wird den Abschluß der Vereinigung bilden.

* **Baden-Baden.** Am 24. Mai begeht im nahen Lichtenthal, wo er seit 1879 in stiller Gelehrtenarbeit lebt, Dr. Eduard Böhmer, in den siebziger Jahren Professor der romanischen Philologie an der neuen Straßburger Universität, den 70. Geburtstag. Geboren in Stettin, von Theologie und Philosophie erst in reifen Jahren zur romanischen Sprach- und Literaturforschung übergetreten, hat er sich in dieser durch Schrift und Lehre als Herausgeber, Kritiker und Historiker, als Gründer der ersten Fachzeitschrift und des ersten Fachseminars umfassendes Verdienst erworben.

* **Halle.** Prof. Dr. Fehling, Director der Universitätsfrauenklinik, erhielt einen Ruf nach Tübingen als Nachfolger des verstorbenen Prof. Säxinger.

* **Berlin.** Als Privatdocent für Astronomie habilitirt sich Dr. Adolf Marcuse, Mitarbeiter an der Sternwarte, mit einer Antrittsvorlesung über „Kritik der Sinneswahrnehmungen bei astronomischen Messungen".

* **Graz.** Die juridische Facultät berath gegenwärtig über die Berufung dreier Ordinarien für die Fächer des österreichischen Civilrechts, des deutschen Privatrechts, der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte, für österreichische Strafrechts-Philosophie und für Völkerrecht. Am Schluß des Semesters scheidet nämlich Hofrath Dr. Bischoff definitiv aus dem Lehramt, Prof. Dr. Baron Schey wurde nach Wien berufen, und Prof. Dr. Schütze wird nach Bewilligung des Ehrenjahres nur noch im nächsten Studienjahr Vorlesung halten.

* **Lemberg.** Am 22. d. M. wurden hier die für die neue medizinische Facultät bestimmten Gebäude und klinischen Institute in Gegenwart der galizischen Landesbehörden feierlich eingeweiht.

eh. **Genf.** Hier sind auch diesen Sommer wieder zwei Ferienkurse vorgesehen: vom 17. Juli bis zum 30. August und vom 1. bis zum 21. October. Die Einschreibegebühr beträgt für den ersten 30, für den zweiten 15 Frcs. Unter der Leitung des Professors Bonnier werden von einer Anzahl Lehrer Vorlesungen und praktische Uebungen gehalten: Studien über die Poesie im 19. Jahrhundert; der französische Roman von 1850—1890; Lectüre und Besprechung ausgewählter Abschnitte moderner Autoren; stilistische und grammatikalische Uebungen; Methodik des französischen Unterrichts; wichtige Capitel der Genfer Culturgeschichte (Calvin, Rousseau) u. a. Auskunft über diese Curse, auch über Pensionen ertheilt das Secretariat der Universität oder das Genfer Verkehrsbureau: 5, Quai du Mont-Blanc.

* **London.** Die Royal Society hielt am 19. d. M. eine „conversazione" in den Sälen des Gebäudes der kgl. Kunstakademie, des Burlington House, ab; wie gewöhnlich, war damit eine Ausstellung neuer wissenschaftlicher Apparate verbunden. Am meisten Aufsehen erregte die elektrische Influenzmaschine von Wimshurst, die einen 34zölligen Funken zwischen den Cuopunkten gibt. Die Sportswelt interessirte namentlich der Atkinson'sche Ruder-Indicator, der automatisch die Zahl der gethanen Ruderschläge verzeichnet. Sir Daniel Solomons stellte einen rotirenden Spiegel aus, der 48,000 Drehungen in der Minute macht; die Cambridger Instrumentengesellschaft hat ihn verfertigt. Der Liverpooler Physiker Oliver Lodge demonstrirte die Zeemann'sche Entdeckung, daß sich die Linien des Spectrums nicht nur erweitern, sondern theilen, wenn die Lichtquelle in ein magnetisches Feld geräth. Vom 13. bis 16. Juli findet in der Londoner Guildhall die zweite „Internationale Bibliothekenconferenz" statt; auch mit ihr ist eine Ausstellung verbunden. Nach der Liste der Vicepräsidenten zu schließen, scheint die Betheiligung seitens der deutschen Gelehrten weniger groß zu werden; von den Vereinigten Staaten dagegen werden nicht weniger als 300 Bibliothekare zur Conferenz nach England herüberkommen. — An der Universität Cambridge ist nunmehr die Frage entschieden worden, ob die Frauen zur Erwerbung aller wissenschaftlichen Grade zugelassen werden sollen. Die Frage wurde mit 1713 gegen 662 Stimmen verneint.

* **Paris.** Antoine-Thompson d'Abbadie, geboren 1810 in Dublin, doch von Kindheit an in Frankreich eingebürgert, bekannt durch die großen naturforschenden Reisen, die er mit seinem Bruder Arnauld zumal nach Aethiopien unternahm, sowie durch seine astronomischen Studien insbesondere zur Physik der Sonne, ist am 19. März ds. Js. auf seinem Schlosse Abbadia in den Pyrenäen gestorben und hat die Académie française, der er seit 30 Jahren als Mitglied angehörte, zur Erbin seiner auf jenem Schloß errichteten Privatsternwarte und seines ganzen Vermögens eingesetzt.

Neue Katalage: Monthly bulletin of books added to the public library of the city of *Boston*. Vol. II No. 5. May 1897. — J. Ricker (Antiquar), Gießen. Nr. 24. Neuere Sprachen. — Karl W. Hiersemann. Nr. 186. Manuscripte mit Miniaturen, Incunabeln, Bibliographie, Geschichte. — S. Kende, Wien („Wiener antiquarischer Büchermarkt") 1897 Nr. 2: 2000 Werke aus allen Wissenschaften. — N. Simrock: Berlin: Sämmtliche Werke von Johannes Brahms, nebst sämmtlichen Arrangements.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vergleichende Studien
über das
Seelenleben der Ameisen und der höhern Thiere.
Von
Erich Wasmann.
gr. 8°. (VIII und 122 S.) Mark 1.60.

Von demselben Verfasser ist vor kurzem erschienen:
Instinct und Intelligenz im Thierreich. Ein kritischer Beitrag zur modernen Thierpsychologie.
gr. 8°. (VIII und 94 S.) Mark 1.30. (8250)

Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin SW. 46, Hedemannstr. 2.

Carlyle.
Seine Welt- und Gesellschaftsanschauung.
Von
Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz.
Zweite, vermehrte u. verbesserte Aufl.
(Band 6 der Sammlung „Grisebriefe".)
Geheft. M. 2.40; Leinenb. M. 3.20; (6563) Halbfrzbd. M. 3.80.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Kerl in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 25. Mai. Nummer 117.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Elektrochemie. Von W. Berdrow. — Wilhelm Jensens Lyrik. Von Adolf Bartels. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Elektrochemie.

Skizze aus der modernen Technik.

Von W. Berdrow.

Vor denjenigen Zweigen der elektrotechnischen Industrie, welche infolge ihres unmittelbaren Eindringens in die Oeffentlichkeit so allbekannt und jedem Gebildeten vertraut geworden sind, wie das elektrische Licht, die elektrischen Bahnen, Telegraph und Fernsprecher, ist eine andere Classe elektrischer Erscheinungen fast unbekannt geblieben, obwohl auch sie aus dem Experimentirzimmer längst ins Leben hinausgetreten sind. Es sind dies alle die Anwendungen des elektrischen Stromes, die sich auf nicht mechanischem Wege abspielen und deßhalb in ihrem Verlaufe der Beobachtung und Controle mehr Schwierigkeiten in den Weg legen, als die durch Ampères und Pferdestärken meßbaren Größen und Kräfte. Die elektrische Heilkunde, die Einwirkung der Elektricität auf die Pflanzenwelt sind Beispiele dieser Art, am meisten aber trifft wohl das Gesagte zu auf dem ungeheuren Felde der Elektrochemie, die im wirthschaftlichen Leben der Völker bereits zu einem gefürchteten Kampfmittel des internationalen Weltbewerbs geworden ist, und über deren Aufgaben und Methoden in weiteren Kreisen doch noch eine nahezu vollständige Unbekanntschaft herrscht. Und das, während die Elektrochemie sich zu einer Rolle im industriellen Leben anschickt, gegen welche diejenige des elektrischen Lichtes fast verschwinden dürfte, denn eine einzige große Fabrik dieses Gebietes operirt schon jetzt oft mit Kräften, wie sie zum Behufe der elektrischen Beleuchtung ganze Städte kaum verbrauchen.

Die Elektricität besitzt neben ihren vielen sonstigen Eigenschaften das Vermögen, auf eine große Reihe der bekannten Urstoffe oder Elemente oder auf deren Verbindungen, die uns von der Natur dargebotenen Rohstoffe, in sehr unmittelbarer und außerordentlich kräftiger Weise einzuwirken. Auch an sich haben ja bekanntlich die Elemente gewisse Neigungen, mit einander Verbindungen einzugehen oder bestehende zugunsten anderer zu lösen; aber diese chemischen Verwandtschaften sind keineswegs immer so geartet, wie sie der Mensch zur Herstellung derjenigen Stoffe, die er gerade wünscht, gebrauchen könnte. Vielmehr laufen die Neigungen der Stoffe den Wünschen des Chemikers oft stracks entgegen, und es bedarf dann vieler Umwege und raffinirter Kunststücke, um endlich die Elemente zu bezwingen und in die erstrebten Verbindungen hineinzutreiben. Dies Streben aber wird in vielen Fällen, deren Zahl sich jährlich um neue Entdeckungen vermehrt, durch die Einwirkung der Elektricität auf die widerspenstigen Urstoffe erleichtert, und auf solchen Möglichkeiten, irgendwelche chemische Verbindungen oder Trennungen zu erzielen, sei es daß sie vorher nur mit größeren Umständen und Kosten, oder daß sie gar nicht erreichbar waren, beruht die ganze Elektrochemie. Wenn ihre Haupterfolge im folgenden an kurzen, schlagenden Beispielen gezeigt werden, so sehen wir dabei von den schwierigen chemischen Erklärungsversuchen der berührten Vorgänge ganz ab und richten unser Augenmerk nur auf die technischen oder industriellen Vortheile, welche sich im Gefolge der Einführung des elektrischen Verfahrens fast überall eingestellt haben.

Von den neueren Erfolgen der Elektrochemie sind wohl am bekanntesten diejenigen geworden, welche mit Hülfe des elektrischen Schmelzofens gemacht worden sind. Sehen wir von den, eine besondere Erscheinung bildenden Metallerschmelzungen im elektrischen Ofen ab, so bleiben vor allem zwei Stoffe übrig, welche ohne die Hülfe der Elektrochemie niemals in größeren Mengen und für industrielle Zwecke würden gewonnen sein: das Carborundum und das Calciumcarbid. Beide Stoffe sind Producte des Zufalls, beide sind, obwohl ihre Zusammensetzung gleichzeitig in europäischen Laboratorien gelang, ihrer zielbewußten industriellen Herstellung nach Kinder der amerikanischen Technik; aber so gleichmäßig ihr Ursprung, so verschieden waren ihre weiteren Geschicke. Das Carborundum, bei den Versuchen zur Edelsteinherstellung im elektrischen Ofen entdeckt und aus der Verbindung von Kohlen- und Kieselstoff, durch das Zusammenschmelzen von Coke- und Quarzsplittern entstehend, besitzt seinen einzigen Gebrauchswerth in einer phänomenalen Härte, die es selbst zum Schleifen von Edelsteinen geeignet macht. Ein solcher Stoff kann von hohem Werthe sein, aber keine weite Verbreitung erlangen, und so ist denn die bald nach der Entdeckung gegründete Carborundumfabrik an den Niagara-Elektricitätswerken hinreichend geblieben, um den Bedarf der Menschheit in diesem Artikel zu decken. Freilich scheint sich das Werk gut bezahlt zu machen, denn es gehört bereits zu den besten Abnehmern der großen Kraftcentrale, von der es elektrische Ströme im Werth von 1000 Pferdestärken entnimmt. Die Elektricität kann, da es sich hier nur um ihre Schmelzkraft handelt, direct von den großen Dynamos der Niagarawerke abgenommen werden und bedarf nur der Transformation auf eine niedrigere Spannung.

Ganz anders scheint sich die Entwicklung des jüngsten Kindes der mit feuerflüssigen Stoffen arbeitenden Elektrochemie, des in der letzten Zeit so oft genannten Calciumcarbids, zu gestalten. Eine Verbindung von Kohlenstoff und Calcium, wird das Carbid im Schmelzofen durch die Einwirkung starker Ströme auf eine gemahlene Mischung von Kalk und Kohle erhalten, und seine merkwürdigste Eigenschaft ist die, daß es nur in Wasser geworfen oder mit Wasser benetzt zu werden braucht, um sofort ein Leuchtgas von ausgezeichneten Eigenschaften, das Acetylen, in großen Mengen zu entwickeln. Das Acetylen, dessen hell leuchtende Bestandtheile, obwohl nur in geringen Spuren, auch im gewöhnlichen Leuchtgase enthalten sind, kann sowohl im reinen Zustande, bei zehn- bis fünfzehnmal höherer

Leuchtkraft als Steinkohlengas, wie auch mit letzterem vermischt verbrannt werden; und sobald die gegenwärtig noch etwas hohen Herstellungskosten des Carbids sich auf den nach zuständigen Fachleuten erreichbaren Stand von 80 M. pro Tonne ermäßigt haben, wird das Acetylen zweifellos zu einer hohen Rolle in der Beleuchtungstechnik gelangen. Die mehrfach aufgetretenen Acetylenexplosionen, die in weiten Kreisen viel Beunruhigung hervorgerufen haben, ändern daran nichts, da sie nur bei der Anwendung von stark zusammengepreßtem oder verflüssigtem Acetylen vorzukommen scheinen, und letztere sich sehr wohl vermeiden läßt. Aber die Bedeutung des Calciumcarbids liegt nicht allein, ja nicht einmal zum größten Theil in der Beleuchtungsbranche. Wie man längst wußte, als man das Acetylen nur im Laboratorium auf chemischem Wege in den kleinsten Mengen herzustellen verstand, ist dieses merkwürdige Gas von einer ganz erstaunlichen chemischen Reactionskraft. Eine ganze Reihe von organischen Verbindungen lassen sich mit seiner Hülfe auf ganz neue und in vielen Fällen große Kostenersparniß versprechende Weise herstellen, bei anderen ist die Darstellung überhaupt erst durch Vermittlung des Acetylens auf chemischem Wege möglich geworden. Der Alkohol, die Oxalsäure, das Benzol und andere Stoffe werden jetzt auf ganz neue Herstellungswege gewiesen, und die chemische Erzeugung von Lebensmitteln mit Hülfe der Elektricität, die schon dem großen Siemens als das höchste Ziel seiner Lieblingswissenschaft vorschwebte, erhält durch das Acetylen den ersten Hoffnungsschimmer einer zukünftigen, wenn auch noch so fernen Verwirklichung. Auch dem Calciumcarbid selbst scheint eine reiche Anwendung zu blühen; u. a. wird darauf hingewiesen, daß es in der Eisenindustrie, sowohl zur Entziehung von Phosphor und Schwefel, als zur Bereitung gewisser feiner Eisensorten, eine große Zukunft haben werde. — Bei einem so folgenreichen Zweige der Elektrochemie darf es nicht wundernehmen, wenn er seitens der Industrie rasch und vielfältig Beachtung fand. Während in Europa die Aluminiumgesellschaft zu Neuhausen am Rheinfall zu den ersten Fabriken gehörte, welche die Erzeugung von Carbid im großen aufnahm, wurde in Amerika u. a. die Acetylene L. H. a. P. Co. an den Niagarafällen zur Carbidfabrication begründet, welche ebenfalls, wie die Carborundfabrik, 1000 elektrische Pferdekräfte von den Fällen aus bezieht. Einige andere Fabriken in verschiedenen Ländern haben, zum Theil unter Benutzung von Dampfkraft für ihre Dynamomaschinen, die Carbiderzeugung ebenfalls aufgenommen.

So klein diese Gruppe der im elektrischen Schmelzofen hergestellten neuen Stoffe, wenn man von den ähnlich erzeugten Metallen absieht, auch vorläufig noch ist, so groß dürfte sie in einer, vielleicht gar nicht mehr fernen Zukunft werden. Die bisherigen Erfolge sind mehr dem Zufall zu verdanken, als der planmäßigen Forschung, während sich die letztere jetzt mit großem Eifer der weiteren Bearbeitung des breiten Feldes hingegeben hat, das überhaupt erst seit wenigen Jahren erschlossen ist. Große finanzkräftige Unternehmungen, wie die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft, sind jetzt mit der Einrichtung eigener elektrochemischer Laboratorien vorgegangen und werden es in der klaren Erkenntniß, daß die Elektrochemie unter sämmtlichen bisherigen Anwendungsarten der Elektricität der größten Zukunft entgegengeht, an nichts fehlen lassen, was zu ihrem Fortschritt dienen kann.

Indessen ist, wie schon erwähnt, der Schmelzofen nur das eine und zwar das kleinere Gebiet zur Ausführung elektrochemischer Reactionen. Viel umfassender sind die Aufgaben, die der Elektricität in der Zersetzung und Umwandlung chemischer Materialien auf kaltem Wege, indem man den elektrischen Strom durch entsprechende Salz- oder Alkalilösungen leitet, offen stehen. Viel größer ist auch die Zahl der auf diese Weise bereits gelungenen Processe, von denen manche wiederum ganz neue Gebiete öffnen, andere dagegen erhebliche Verbesserungen früherer Arbeits- und Herstellungsmethoden bedeuten. Und obwohl manche andere Länder an Unternehmungslust und auch an den zur Beschaffung wohlfeiler elektrischer Ströme so wichtigen, industriell verwerthbaren Wasserkräften viel reicher sind als Deutschland, so kann man doch sagen, daß letzteres seinen alten Ruf, in der chemischen Industrie das führende Land der Erde zu sein, auch in der neuesten Umwälzungsepoche der Chemie bis jetzt gerechtfertigt hat. Einer deutschen Fabrik von altem Rufe, Griesheim bei Frankfurt a. M., gelang im Jahre 1890 zuerst die elektrolytische Gewinnung von Chlor und Aetzkali aus den Abraumsalzen der Staßfurter Bergwerke, und diese nebst verwandten Stoffen der Kali- und Natrongruppe sind bis jetzt die hauptsächlichsten Gegenstände der Elektrochemie geblieben. Die elektrische Erzeugung chlorsauren Kalis, die jetzt von vielen Fabriken betrieben wird, fand ihre erste Anwendung im großen in den Werken der Soc. d'Electrochimie zu Vallorbes in der Schweiz, wo zur Erzeugung billiger Elektricität eine der starken Wasserkräfte des Jura zur Verfügung stand. In Dalekarlien ist eine der leistungsfähigsten Wasserkräfte Schwedens für denselben Zweck gewonnen worden, in Frankreich gibt es ähnliche Fabriken, in Deutschland beschäftigen sich die elektrochemischen Werke zu Bitterfeld und Griesheim mit der elektrolytischen Gewinnung von Kaliumchlorat, das infolge dessen in wenigen Jahren sehr stark im Preise gesunken ist. In den Vereinigten Staaten endlich ist es die unvermeidliche Fabrikstadt an den Niagarafällen, wo die Walton Ferguson Co., mit 500 elektrischen Pferdekräften beginnend, die Fabrication von chlorsaurem Kali übernommen hat. Ueberhaupt ist die elektrische Centrale des Niagara hervorragend zum Nutzen der Elektrochemie thätig. Außer 3000 Pferdekräften (immer in Gestalt von Elektricität) für die Aluminium- und je 1000 für die Carborundum- und Acetylenfabrik gibt sie bis jetzt 500 Pfd. für die Erzeugung von Kaliumchlorat und 400 für diejenige von Natriumsuperoxyd ab. Die Acetylengesellschaft hat ihre Kraftforderung an die Elektricitätswerke für den Februar dieses Jahres um 1000, für den März um weitere 1000 und zum November endlich um 2000 Pferdekräfte erhöht, so daß sie alsdann die Carbidfabrication mit dem Fünffachen des jetzigen Kraftumfanges betreiben kann; endlich wird im Sommer des laufenden Jahres noch eine Fabrik zur elektrolytischen Sodaerzeugung mit 2000 Pferdestärken eröffnet. Alsdann wird an den Niagarafällen die stärkste Concentration elektrochemischer Fabriken auf dem Erdenrund zu finden sein, wiewohl es zu erwarten ist, daß ihr Umfang sich in wenigen Jahren abermals verdoppeln und vervielfachen wird.

Kommen wir jedoch zu den elektrolytischen Processen im einzelnen zurück. Die Fabrication von Kalichlorat und chlorsaurem Natron oder Soda auf rein chemischem Wege ist, obwohl seit Menschenaltern geübt, dennoch keineswegs einfach oder bequem. Die in der Natur allenthalben, wenn auch selten in so unerschöpflichen Massen wie in den Staßfurter Gruben, vorhandenen Rohmaterialien, Chlorkalium (Staßfurter Abraumsalze) und Chlornatrium oder Kochsalz, bedürfen mannichfacher Behandlungen, Umwandlungsprocesse und Hülfsstoffe, wie Schwefelsäure oder Chlor, die wiederum erst in gesonderten Apparatgruppen herzustellen sind, bevor sie das gewünschte Endproduct abwerfen. Dafür entstehen dann andrerseits eine Menge von Nebenproducten, mit denen man nicht weiß wohin, oder welche, um eine verkaufliche Gestalt anzunehmen, wiederum erst durch gesonderte Verfahren behandelt werden müssen; kurz eine

Digitized by Google

umständliche, nur im größten Maßstab lohnende Geschichte. In dieser Art ist jedoch die Sodafabrication nach dem Verfahren von Leblanc seit 100 Jahren geübt worden. Nun kamen die elektrolytischen Processe mit ihrer wunderbaren Einfachheit. Eine je nach dem gewünschten Endproduct verschiedene Mischung von Rohstoffen wird in großen Bottichen in geeignete Lösung gebracht, der elektrische Strom von großer Stärke, aber geringer Spannung circulirt darin und läßt an dem einen Pol das begehrte Endresultat fast in gebrauchsfertigem Zustande sich ausscheiden, während Nebenproducte theils überhaupt nicht, theils von solcher Beschaffenheit entstehen, daß sie in dem elektrolytischen Proceß sofort wieder verbraucht werden können. Die Rohmaterialien bestehen auch hier aus Stein- oder Kochsalz für die Natronverbindungen oder aus Abraumsalzen in der Kaliindustrie; die Herstellungskosten hängen natürlich, da sie zur Hälfte ungefähr aus dem für die elektrische Energie nöthigen Aufwand bestehen, ganz davon ab, wie hoch sich die Kosten des Stromes belaufen. Die Wasserkräfte der einsameren, noch nicht in den Kreis der Industrie gezogenen Bergländer üben deßhalb eine große Anziehungskraft auf die elektrochemischen Unternehmungen aus; indessen beweisen die deutschen Fabriken dieser Art bei Frankfurt a. M. und im sächsischen Braunkohlenbezirk, daß bei der Verwendung billiger Kohlen die Dampfkraft mit dem Wasser concurriren kann. Immerhin macht sich die Zunahme elektrochemischer Gründungen in der Schweiz und in Schweden, wo hydraulische Energie noch am billigsten zu haben ist, sehr stark bemerkbar, und dieser Umstand wird die großen chemischen Werke Deutschlands, wenn sie ihr bisheriges Uebergewicht auf dem Weltmarkte nicht nach und nach einbüßen wollen, wohl zwingen, entweder auch ihrerseits ausländische Wasserkräfte zur Ausbeutung elektrochemischer Verfahren zu Hülfe zu nehmen, oder aber der industriellen Verwerthung der auch in unseren deutschen Mittelgebirgen noch in Fülle aufgespeicherten hydraulischen Energie eine größere Aufmerksamkeit als bisher zu schenken.

Von hervorragender Bedeutung ist die Elektrochemie in der Bleichindustrie geworden, worunter man nicht allein die früher meistens durch Rasenbleiche bewirkte Leinenbleicherei zu verstehen hat, sondern die verschiedenen Processe der Farbenentziehung in einer Reihe von Industrien. In erster Linie haben die elektrochemischen Verfahren die Darstellung von Chlor, Chlorkalk und chlorhaltigen bleichenden Flüssigkeiten ungemein gefördert und dahin gewirkt, daß Bleichereien, Holz- und Papierstofffabriken und ähnliche Anlagen ihre Bleichflüssigkeiten, anstatt durch den Bezug von Chlorkalk, nunmehr auf elektrischem Wege selbst herstellen. So z. B. die große Holzstofffabrik an der Salzach, welche als Filiale der weltbekannten Dr. Keller'schen Papierfabriken in England betrieben wird. Der Salzach ist hier, ohne ihre durch zahlreiche Schleusen ermöglichte Transportfähigkeit für ganze Legionen von Baumstämmen zu beeinträchtigen, ein Gefälle im Nutzwerth von 1600 Pferdestärken entzogen, welches zum Theil die Maschinen der Holzstoffwerke, zum Theil ihre elektrolytische Bleichanlage bethätigt. Die Bleichflüssigkeit wird aus der Soole des fiscalischen Salzwerkes Hallein in solchen Mengen hergestellt, daß damit täglich 300 Centner Holzstoff, von großen Zerreißmaschinen aus ganzen Baumstämmen gebildet, gebleicht werden können. Durch eine weitere Sperrung der Salzach oberhalb Golling wird jetzt, wiederum auf Anregung des gewiegten Chemikers Dr. Keller, dem Flusse eine Energie von abermals 3000 Pferdekräften entzogen, die zur elektrischen Erzeugung von Kali- und Natronchloraten verwendet werden sollen. Zum Bleichen von Wolle, Seide, Leder, Haar, Federn, Schwämmen, Horn u. s. w. eignet sich eine Lösung von Natriumsuperoxyd, welch letzteres sich wiederum sehr vortheilhaft durch einfache elektrische Processe herstellen läßt und bereits mehrere elektrochemische Werke beschäftigt. Unter anderen befindet sich eine solche an den Niagarafällen. Elektrisch hergestellte Hyperchloride dienen vielfach zum Bleichen von Baumwolle und Leinen und haben eine Reihe großer Bleichereien in Deutschland veranlaßt, die langsam wirkende und viel Arbeit, sowie große Räume im Freien beanspruchende Rasenbleiche ganz aufzugeben.

Hierzu hat übrigens noch ein weiteres specifisch elektrochemisches Product der Neuzeit, das Ozon, ebenfalls viel beigetragen. Der Ozongehalt der Luft, der ihr eine Reihe von ganz besonderen Eigenschaften gibt, läßt sich, wie längst bekannt war, durch die Einwirkung elektrischer Entladungen auf die Atmosphäre außerordentlich verstärken. Aber erst in der neueren Zeit, nach der Erfahrung, daß solche ozonisirte Luft technisch außerordentlich verwerthbar ist, begann man sie im großen darzustellen; in England wurde die Ozonfabrication von Fahrig und in den Siemens-Werken schon 1892 begonnen. Die Verfahren, Ozonluft herzustellen, sind außerordentlich einfach, und meist wird die Fabrication eben dort stattfinden, wo man die ozonisirte Luft unmittelbar verwenden will. In Leinenbleichereien findet das Ozon viel Anwendung, da es eine viel schnellere Bleiche im Hause gestattet, als die älteren Methoden im Freien. Bienenwachs wird ebenfalls durch Ozon gebleicht; andere Stoffe, wie Stärke, Dextrin, Krystallgummi werden damit raffinirt, sowohl bezüglich der Farbe als im Geruch und Geschmack. Zur Verbesserung von schlechten Tabak- und Kaffeesorten, zum künstlichen Altern von Spirituosen wird ebenfalls Ozonluft verwendet. In einer Stettiner Pianofortefabrik wird das Holz der Resonanztheile 12 bis 14 Stunden in einem erwärmten Raume mit Ozon behandelt und bekommt dadurch ganz die Widerstandsfähigkeit und Resonanz sehr alter Hölzer. Eine chemische Umwandlung des Harzgehaltes wird als Ursache dieser Einwirkung vermuthet. Bedeutender aber als alle diese Erfolge der Ozonfabrication ist die Entdeckung, daß sich der Stickstoffgehalt der Luft durch eine ähnliche Behandlung, wie sie bei der Ozonisirung stattfindet, in salpeterhaltige Verbindungen umwandeln läßt. Sollten die Salpeterlager der Erde über kurz oder lang einmal ihr Ende erreichen, so ist hier wenigstens die Möglichkeit eines Ersatzes gegeben.

Das sind ungefähr die bisherigen Haupterfolge der Elektrochemie, denen man noch die von Goppelsröder praktisch verwerthete elektrische Zeugfärberei und Kattundruckerei, die elektrische Ledergerbung und manches andere hinzufügen müßte, um ein vollständiges Bild einer Industrie zu geben, die bereits viel in kurzer Zeit erreicht hat, aber noch unendlich viel mehr für die nächste Zukunft verspricht.

Wilhelm Jensens Lyrik.

Daran, daß Wilhelm Jensens dichterische Begabung vor allem epischer Natur ist, kann auch ein oberflächlicher Kenner seiner Werke nicht zweifeln; denn nicht nur in ihrer Gesammtheit, sondern auch im einzelnen rufen diese den Eindruck hervor, daß sich da eine große Fabulirkunst offenbart, die das Geschehen aller Zeiten und bei allen Völkern mit seltener Phantasiegewalt lebendig zu machen weiß. Vergleichen wir aber Jensen mit den älteren großen Epikern unsres Jahrhunderts, etwa mit Walter Scott und Willibald Alexis, so finden wir, daß sein Roman, einerlei, ob er historisch, ob er der Gegenwart entnommen ist, neben rein epischen Bestandtheilen, energischer Bewegung der Handlung und Gestaltenfülle, doch ein überaus starkes lyrisches, ein Stimmungselement enthält, daß hin und wieder die Handlung überwuchert, ihr ein phantastisches Gepräge verleiht.

Digitized by Google

Den echten Dichter, sagt Otto Ludwig einmal, macht die Ganzheit und Fülle seiner Stimmung; darin liegt, daß jeder echte Dichter auch ein Lyriker ist, und mit Recht hat man jene Dramatiker und Romanschriftsteller, die sich nicht durch eine lyrische Sammlung als Poeten legitimirt, immer mit einem gewissen Argwohn betrachtet; andrerseits kommt es aber auch vor, daß sich jemand in seinen Dramen und Romanen als ein größerer Lyriker (dem Gehalt nach) erweist als in seinen Gedichten. Dies ist z. B., wie man öfter bemerkt hat, bei Schiller der Fall — man braucht nur an die Chöre der „Braut von Messina" zu denken — und etwas ähnliches läßt sich auch bei Wilhelm Jensen feststellen aus seinen Romanen, deren Charakteristicum eben ein Ueberschuß von Stimmungskraft ist, die sich, wenn auch nicht immer, so doch oft mit der epischen Phantasiegewalt zu großartiger Wirkung vereinigt, indem eins das andere steigert. Jensens lyrische Gedichte bringen ähnliche Wirkungen kaum hervor.

Dennoch soll man die Lyrik des Dichters, die, vielleicht in Zusammenhang mit seinem 60. Geburtstag, unter dem Titel „Vom Morgen bis zum Abend" vor einiger Zeit in endgültiger Ausgabe erschienen ist (Weimar, Emil Felber), nicht unterschätzen. Man wird nicht in Versuchung kommen, Jensen den deutschen Lyrikern ersten Ranges, als welche man neuerdings in ziemlicher Uebereinstimmung nach Goethe Uhland und Heine, Mörike und Hebbel, Storm, Groth und Keller hinstellt, hinzuzuzählen, ihm aber doch unter den zahlreichen begabten Lyrikern, die auf diese folgen, seinen Platz anweisen. Von einer lyrischen Sammlung, einer abschließenden Sammlung noch besonders, verlangen wir, daß sie ein Menschenleben und zugleich eine Persönlichkeit spiegelt, ferner, daß sie ihren eigenen Ton hat. Daß wir ein Menschenleben in Jensens Gedichten finden, deutet schon der Titel „Vom Morgen zum Abend" an, daß Jensen eine Persönlichkeit ist und daß seine Persönlichkeit in seiner Lyrik zur Erscheinung kommt, erkennt auch, wer nichts von ihm weiß, bereits nach der Lectüre einiger weniger Gedichte; auch empfindet man bald, daß wenigstens der Grundton der Gedichte ein eigener ist, wenn auch äußerlich manche Anklänge an frühere und zeitgenössische Dichter nicht zu verkennen sind.

Die neue Sammlung zerfällt in zehn Abtheilungen: „Im Jahreswechsel", „Aus dem Hause", „Unterwegs", „Jenseits der Berge", „Lyrisch-episch", „Erinnerungen", „Dem Vergangenen", „Kleines Gerank", „Um meines Lebens Mittag", „Lieder aus Frankreich". Die beiden zuletzt genannten Abtheilungen sind bekanntlich früher selbständig erschienen, gehören aber unbedingt auch in die abschließende Sammlung der Lyrik Jensens, da sie bestimmte Seiten seiner Dichternatur deutlicher als die übrige Lyrik offenbaren. Was den Stoff der Jensen'schen Gedichte anlangt (ich weiß wohl, daß seine Betrachtung nicht allzu viel Zweck hat), so lassen ja schon die Ueberschriften der einzelnen Abtheilungen manche Schlüsse darauf zu, wie, daß die erste Abtheilung namentlich das Naturleben im Wechsel des Jahres, die zweite des Dichters Familienleben, die vierte seine italienische Reise darstellt. Die fünfte bringt lyrisch-epische Stücke, von denen manche aus der Sammlung „Ein Skizzenbuch" her bekannt sind, die achte, „Kleines Gerank", vornehmlich Sprüche. Im ganzen weist Jensens Gedichtsammlung alles das auf, was die seiner Zeitgenossen auch enthalten, nur mag die Familienpoesie, die Darstellung des Verhältnisses zu Weib und Kind bei ihm einen verhältnißmäßig großen Raum einnehmen; dann wird vielleicht auffallen, daß die Mehrzahl der Gedichte, wie schon die Titel anzeigen, zunächst Naturbilder sind, was zwar für die moderne Lyrik überhaupt charakteristisch ist, aber nur in wenigen Sammlungen so scharf hervortritt; endlich wird man eigentliche Lieder fast ganz vermissen.

Die Empfindungswelt der Jensen'schen Lyrik erscheint auf den ersten Blick beschränkt, ihr Gefühlsgehalt nicht sehr vielseitig zu sein; ein oberflächlicher Beurtheiler würde vielleicht den Gesammteindruck nach dieser Richtung durch das eine Wort „Resignation" oder gar „Pessimismus" wiedergeben zu können glauben. Richtig ist, daß uns aus den meisten Gedichten Jensens „ein Anhauch der großen Trauer, die um den ganzen Erdkreis rinnt", wie es einmal heißt, entgegenweht; doch aber setzt sich der schmerzliche Grundton der Gedichte wieder aus einer solchen Fülle von Einzeltönen zusammen, daß der Eindruck der Monotonie für den genaueren Beobachter schwindet. Es ist ja nicht zu bestreiten, daß, wie schon die Sprache für Leidempfindungen eine viel größere Anzahl von Ausdrücken hat als für Lustempfindungen, der Schmerz in der lyrischen Dichtung überhaupt ganz natürlich viel voller und reicher zum Ausdruck gelangt als die Lust — so daß Goethe's „Ihm gab ein Gott zu sagen, was er leide", sogar zu einer Art Definition des Dichters werden konnte —; aber das hält die Banausen nicht ab, immer wieder von der „alten Manier, andere mit seinem eigenen — eingebildeten — Gram zu unterhalten", zu reden — als ob je ein echter Lyriker darauf ausgegangen wäre, andere zu unterhalten! — und so sollte es mich nicht wundern, wenn man auch gegen Jensens Gedichte jenen Vorwurf erheben würde, zumal ja auch sein sonstiges Schaffen dem des Pessimismus nicht entgangen ist. Ganz abgesehen jedoch davon, daß es für den Werth eines Gedichts völlig gleichgültig ist, ob es „optimistisch" oder „pessimistisch" ist — wenn es nur wahr ist —: Jensen ist gar kein Pessimist im Schulsinn, in seinen Gedichten tritt in der Hauptsache doch nur der uralte Lebensschmerz zutage, der so alt ist wie die Poesie selbst und erst mit ihr selber und dem letzten Menschen sterben wird. Gewiß, dieser Lebens- und Weltschmerz findet nicht zu jeder Zeit in der Dichtung gleich starke Vertretung, er kann auch unter Umständen krankhaft werden und wirken. Aber man soll nur nicht thun, als läge es in des Dichters und zumal des Lyrikers Willen, ihn einfach zu unterdrücken. Die Zeit, in der Jensens Lyrik entstand, begünstigte ihn, seit dem Ende der sechziger Jahre begannen sich ja auch in der deutschen Literatur Zeichen von Decadence zu zeigen, und Jensen blieb nicht ganz frei von ihr; doch aber findet sich bei ihm nirgends die raffinirte Decadence, die stolz auf ihr Raffinement ist, jedenfalls nicht in seinen Gedichten. Diese bleiben durchaus wahr und im ganzen auch schlicht und einfach empfunden, dies trotz des Strebens nach reicherer und beweglicherer Form, wie es von aller Culturpoesie nun einmal unzertrennlich ist.

Von Haus aus ist der Lyriker Jensen, wie alle Münchener Dichter, zu denen er denn doch wohl zunächst gerechnet werden muß, bis zu einem bestimmten Grade Eklektiker, und die Zahl der Dichter, die auf ihn Einfluß gehabt haben, ist ziemlich groß. So trifft man bei ihm beispielsweise noch die vollen pathetischen Töne Schillers, die der Lyrik von heute vollständig abhanden gekommen sind. Als Beweis diene die erste Strophe des Gedichtes „Dahin" (S. 247):

„O könnt' ich dich noch einmal wieder finden,
Du reiche Welt, so friedevoll umschränkt,
Wo still im süßen Abendduft der Linden
Dankbar das Herz des schönen Tags gedenkt,
Sein letztes Licht, sein letzter Laut entschwinden,
Die Sterne ziehen und die Wimper senkt
Sich leis herab, und holde Genien bringen
Im Traum den Tag zurück auf sanften Schwingen."

Die folgenden Strophen sind vielleicht noch charakteristischer. — An Hölderlins Jugendlyrik, die sich noch nicht der antiken Formen bediente, erinnern folgende Verse („Am Ufer", S. 238):

Digitized by Google

„Nun, da jegliches Verlangen
Sich gelöst von deinem Bild,
Nicht in Hoffen, nicht in Bangen
Mehr das Blut des Herzens schwillt —

Nun die Welle hingeglättet,
Die vermessen dich umfing,
Und uns ihrem Sturm errettet,
Aller Wahn zur Ruhe ging —

Meinen Abend zu begleiten
Auf dem dämmernden Gefild,
Wieder aus der Fluth der Zeiten
Heb' ich nun dein lichtes Bild" u. s. w.

Ganz Eichendorffisch ist das Gedicht „Gutnacht" (S. 254), auch „Auf eines Kindes Tod", mit der Schlußstrophe:

„All deine kleinen Sorgen
Sind nun für immer aus,
Du liegst so gut geborgen
In deinem stillen Haus;
Dir mag's gar thöricht scheinen
In deiner sichern Hut,
Daß wir so tödtlich weinen,
Weil dir 's so gut — so gut —"

Aber vor allem ist Heine's Einfluß gar nicht zu verkennen, doch glücklicherweise selten in den rein lyrischen Gedichten — „Letzte Stunde" (S. 246) und „Gelbe Blätter" klingen an die Lazarus-Lyrik an —, während er in den satirisch-plaudernden vorherrschend ist. Wer wollte das leugnen, wenn er das Gedicht „Eines" (S. 105) liest:

„Du verlachst die Tagesmode?
Du verachtest ihren Sold?
Narr! Es geht die Kunst nach Brode
Und die Schönheit geht nach Gold."

Oder „Fein" (S. 142):

„Er schwebt in Frack und weißer Binde
Mit ihr im Ballsaal rasch davon.
Ihr Kleid gleicht einer weißen Winde
Und ist von neuester Façon.

Untadelhaft sind alle beide
Vom Handschuh bis zur Kopffrisur,
Er aller Mütter Augenweide,
Sie die der doppelten Mantur."

Selbst in den „Liedern aus Frankreich" fand Jensen, als er die französische Wirthschaft verhöhnen mußte, keine anderen Klänge als die Heine'schen (vgl. S. 387. 388. 393). Wenn ich dann noch Geibel erwähne, dem Jensen bisweilen die lyrisch didaktischen („O warmen Herzens die umfangen, die noch mit uns auf Erden geh'n", S. 107) und auch die Töne wehmüthigen Abschieds, diese Geibels eigenste Domäne, ablauscht („Ferner Gruß", S. 25), und zuletzt Storm nenne (vgl. „Feste Liebe", S. 215), so sind die Dichter, deren Einfluß auf Jensen am augenscheinlichsten ist, aufgezählt. Trotz alledem kann man ihm der Gesammtheit seiner Gedichte nach die Selbständigkeit nicht absprechen; seine Lyrik hat, wie gesagt, ihren eigenen Grundton, und wenn auch manche seiner Weisen an ältere Dichter anklingen, so bezeichnet er andrerseits doch auch wieder einen Fortschritt über diese hinaus, und zwar nach der Seite der Durch- und Ausbildung der äußeren Form und der der reicheren und charakteristischeren, vor allem malerischen Ausgestaltung des Details. Jensen bildet mit den anderen sogenannten Jungmünchnern den Uebergang von der älteren zur modernen Lyrik.

Es würde hier zu weit führen, eine Charakteristik der Lyrik der Jungmünchner und der sich an sie anschließenden Dichter zu geben, einzelne Andeutungen müssen genügen. Schon Geibel hatte in seinen späteren Tagen den Cultus der äußeren Form sehr weit getrieben; unter seinen Schülern ist es dann vornehmlich Heinrich Leuthold, der in Formenwohlklang schwelgt und gelegentlich schon reine Formkunststücke macht. Aber man mag sagen, was man will, es sind die älteren und jüngeren Münchner, die weit über Platen hinaus die Technik des deutschen Verses ausgebildet, den höchsten sprachlichen Wohlklang erzielt haben; und wenn heute trotz des versfeindlichen Naturalismus manche der Jüngsten durch außerordentliche Formgewandtheit glänzen, so verdanken sie das allein ihren „conventionellen" Vorgängern. Wilhelm Jensen nun gehört zu den formgewandtesten Münchnern. Strophen wie:

„Sonnige Stille.
Nichts als in Blüthen die schwirrende Grille,
Gankelnder Falter Liebesidylle.
Wunschlos der Wille." (S. 31.)

mit ihrem viermal gleichen Reim. Oder wie:

„Wie die letzten rothen Säume
Nun am Horizont verglimmen
Und auf weichen Windesstimmen
Abendträume
Durch das Sommerdunkel schwimmen —
Denk' ich euer, deren Wangen
Blühend einst um mich gelacht,
Die mein volles Herz umfangen,
Die gegangen
Vor mir in die stille Nacht." (S. 81.)

mit dem besonderen Wechsel kurzer und langer Verse, oder endlich wie:

„Die Wolken ziehen von Mittag her,
Weiß leuchtende Segel im blauen Meer;
Wie alte Tempelsäulen steh'n
Ernst graue Felsen; im Windeswehn
Darüber wallend ein grüner Kranz,
Und um sie im schimmernden, flimmernden Glanz
Wie reiches Geschmeide
Roth blühende Haide." (S. 152.)

beweisen ohne weiteres, daß er zu den deutschen Dichtern gehört, die sich noch eine neue Strophe zu bauen vermögen und also als Tonerfinder in allen Zeiten gerühmt worden wären. Die Terzinen in Jensens „Um meines Lebens Mittag" verdienen vielleicht, wenigstens was Kraft und Wucht anbetrifft, unter allen, die in deutscher Sprache gedichtet worden sind, den Preis; auch Distichen gelingen Jensen zwanglos. Doch ist es weniger diese Beherrschung der äußeren Form, in der ich das in die Zukunft Weisende von Jensens Lyrik finden möchte, als seine Behandlung des lyrischen Details. Behandlung des lyrischen Details — das ist freilich kein sehr verständlicher Ausdruck; er soll sagen, daß bei Jensen (und einigen seiner Zeitgenossen) zuerst mehr Localfarbe in die Verse hineingelangt, als das bis dahin in der deutschen Lyrik der Fall war, daß bei ihnen der Ausdruck im einzelnen bezeichnender, reicher und kühner wird. Nicht bei Storm, wie man wohl gesagt hat, bei diesen Jungmünchnern und bei Gottfried Keller, deren Verbindung mit der bildenden Kunst ja auch genug bekannt ist, findet man zuerst den malerischen Zug der neuen Lyrik, der dann in voller Ausbildung, theilweise schon übertrieben (bei Detlev v. Liliencron und anderen) ihr Hauptkennzeichen wird. Man kann aus Jensens Gedichten hundert Beispiele dieser malerischen Richtung anführen; seine epitheta ornantia vor allem sind durchweg nicht mehr die hergebrachten, sondern eigen und neu — „weiß leuchtende" Segel statt weißer, „ernst graue" statt grauer Felsen, „roth blühende" Heide u. s. f. Schilderungen, wie die folgende:

„Ein Fels. Er streckt sein Haupt in Aetherblau
Und taucht den Fuß in tieferes Azur
Des Meeres ein. So steht er, röthlich grau,
Unglühend und doch todte Starre nur,

Es flimmert wie aus einem Flöckchen Schnee
Der Cistusrose gelber Blüthenstaub,
Darüber Feigencactus, Aloë,
Darunter Lorbeer, Mastix, Myrtenlaub.
Schweigsam und dunkel glimmend; tiefer Honig
Durchspinnt des Glases, als sei ein Rauchtopas
In Luft zerstäubt; und Felsen, Blume, Strauch,
Sie trinken stumm des Lichtes Uebermaß"

könnten, dünkt mich, den Neid der Modernen erregen. Und Jensens Schilderung kommt nicht bloß der Natur bei, in dem Gedicht „Rückkehr" (S. 254) finden sich Strophen wie:

„Der Spitzenschirm hält dich im Dämmerlicht,
D'raus sternenhaft sich nur die Augen heben,
Und aus dem Schatten flimmert dein Gesicht
Wie Pfirsichblüthen aus noch todten Reben."

Auch ein „perlenfarbener Handschuh" kommt in diesem Gedicht vor. Nun weiß ich nicht, wann es entstanden ist, aber im allgemeinen darf ich es aussprechen, daß unsre „Jungen", wenn sie sich nur einige Mühe gegeben hätten, sehr vieles, was sie mit so vielem Lärm in die Welt setzten, in den Werken der Alten bereits fertig vorgefunden haben würden. Jedenfalls war auch die lyrische Eigenart Jensens von vornherein so weit ausgeprägt, daß ihm die moderne Bewegung nichts mehr zu geben vermochte. Aber die Jungen behaupten nun, er sei, anstatt Theodor Storm, dem Vater der „charakteristischen Lyrik", zu folgen, auf halbem Wege stehen geblieben und habe sich der musikalischen Lyrik ergeben!

Doch was liegt an solchen Schuldingen, was liegt selbst daran, ob ein Lyriker ein neues Stadium in der Entwicklung der Lyrik bezeichnet oder nicht, wenn nur in seinen Gedichten, wie ich sagte, ein Menschenleben und eine Persönlichkeit steckt, und wenn sie nur eine größere oder geringere Anzahl künstlerisch vollendeter Gebilde enthält? Ist nun auch Jensens Leben, wie es sich in seiner Lyrik spiegelt, äußerlich kein sehr reiches, so ist dafür die Hingabe an den engeren Kreis des Lebens und an die Natur um so innlger und tiefer; wir erhalten z. B. eine Reihe von Familiengedichten, wie sie so rein und ergreifend die deutsche Dichtung nicht oft hervorgebracht hat. Der Dichter erscheint hier als einer jener weichen, liebefähigen, aber auch liebebedürftigen Menschen des deutschen Nordens, die gleichzeitig doch wieder so hart und spröde sein können. Als Mann erweist sich Jensen dann vor allem in seinen geistigen Kämpfen, die bei ihm heftiger gewesen zu sein scheinen, als bei den meisten seiner Münchner Genossen — einzelne Gedichte wie „Kraftlos" (S. 94) zeugen unbedingt von Decadence, aber der Dichter hat sich stets wieder zu männlich starker Resignation durchgearbeitet. Zeugniß der Schwere seiner Kämpfe gibt besonders die größere Dichtung „Um meines Lebens Mittag" (1872), die, obschon sie nicht alle Gedankenarbeit in Lyrik verwandeln konnte, doch großartige Partien aufweist und als charakteristisch für das Ringen jener Generation wohl bleiben wird: aus der äußersten Verzweiflung erhebt sich der Dichter zum Preise des einzigen, was bleibt, der menschlichen Liebe. — Und auch der Cyklus der „Lieder aus Frankreich" dürfte bleiben. Die Franzosen wissen wohl, was sie thun, wenn sie diese Gedichte als die besten unsrer Kriegslyrik von 1870 bezeichnen; denn bei aller Vaterlandsliebe ist der Dichter doch Mensch geblieben, er hat für das Elend des Krieges ein Auge, wenn er diesen auch für nöthig hält. Volksthümlich konnten diese Lieder „eines Soldaten" nicht werden, trotz gelegentlicher Versuche des Dichters, sich in den Ton W. Müllers oder Eichendorffs zu versetzen, der gebildete Kunstpoet verräth sich überall; aber wir haben doch kein Gedichtbuch aus jener Zeit, das als Ganzes dichterisch so hoch stünde und so frisch und unmittelbar wirkte.

Aus dem starken Bande nun die einzelnen Gedichte hervorzuheben, die den Namen „Perlen" verdienen, geht nicht so einfach — gewiß sind manche Krystallisationen, reine künstlerische Gebilde, oder nähern sich solchen, aber man muß sich doch erst vollständig einlesen, mehr, wieder und wieder lesen, ehe man zu nennen vermag, was jeder Probe Stich hält. Daß sich neben hervorragenden Stücken in einer so großen Sammlung auch schwächere finden, ist natürlich, aber im ganzen ist doch eine gleichmäßig hohe Haltung bewahrt — und übrigens, wer weiß nicht, daß eine lyrische Sammlung einem Baum zu vergleichen ist, der neben Blüthen auch Blätter trägt und tragen muß, in der Regel mehr Blätter als Blüthen? Als rein lyrische Stücke von charakteristischer Schönheit nenne ich für die, die nur Zeit haben, den Band zu durchblättern: „Sommermittag" (S. 18), „Aus erster Zeit" 5. 6. (S. 39), „Nach der Hochzeit" (S. 51), „Glocken" (S. 75), „Auf der Frohburg" 4 (S. 81), „Die Nacht" 2 (S. 97), „Sommerabend" (S. 218), „Blätter im Winde" 2 (S. 226); als bezeichnend für des Dichters Welt- und Lebensanschauung und seine Stellung zur Dichtung der Gegenwart „Meine Falter" (S. 112), „Heutige Jugend" (S. 104), „Unsere Zeit" (S. 206), „Vielschreiberei" (S. 282). Es ist eine herbe Anklage unsrer Zeit, wenn es in „Heutige Jugend" heißt:

„Was wir ersehnt, wohl ist's errungen,
Doch das, wofür wir es begehrt,
Wodurch es nur der Sehnsucht werth,
Von wildem Streben liegt's verschlossen.
Des Lebens Schönheit liegt begraben,
Die Jungen kennen sie nicht mehr" u. s. w.,

aber ich glaube nicht, daß dies Jensens letztes Wort ist. Schon ist der revolutionäre Sturm und Drang von 1889 begraben, die Sehnsucht nach Schönheit wenigstens ist wieder da, und die ruhigen, bedächtigen Beurtheiler der Lebens- und Literaturverhältnisse sind überhaupt nie ganz ausgestorben und haben sowohl der „Schönheit" der Alten wie der „Wahrheit" der Jungen die ihnen zustehende Berechtigung zuerkannt. Jensens großes Talent ist stets geschätzt worden, und in engeren Kreisen wenigstens wird man auch dem Bande Lyrik, der die Früchte eines ganzen Lebens enthält, die gebührende Aufmerksamkeit zutheil werden lassen.

Adolf Bartels.

Mittheilungen und Nachrichten.

Johann Peter Uz. Zum hundertsten Todestag des Dichters. Von Dr. Erich Petzet. Ansbach, Brügel u. S. 1896. — Im vorigen Jahr hat die kleine Stadt Ansbach manche literarischen Ehren erfahren, da man ihrer als der Vaterstadt zweier deutscher Dichter an den hundertjährigen Geburts- und Todestagen von Platen und Uz rühmlichst zu gedenken hatte. Auch in der vorliegenden Schrift kommt das Localcolorit passend zur Geltung, denn, einen kurzen Ausflug nach norddeutschen Universitäten ausgenommen, war so der gute Uz sein ganzes beschauliches Leben lang auf das sedatische Städtchen angewiesen. Von Natur zurückhaltend, aber doch ein theoretischer und in sich vergnügter Anakreontiker, ein Dichter, der mit der Philosophie liebäugelte und vor allem für den Vertrieb der voltairischen Ideen bestellt war, — sah Uz, als die neue Zeit und die neue Literatur kamen, nicht neugierig über die Mauern seiner Heimath weg und ließ, ohne zu grüßen, die Stürmer und Dränger draußen mit ihrem klingenden Spiel über die Haide ziehen. Sein Leben ward nie von Leidenschaften röther gefärbt. Eine einzige Liebe blieb unerwidert, aber die Wunden des Herzens vernarbten rasch im Drang der Rechtsgeschäfte und schönen Wissenschaften. Uz war ein friedlicher Geselle; so mußte der böse Zufall natürlich gerade ihm allerlei Polemiken bescheren, besonders als Jung-Wieland, der in jenen Tagen noch fromm that, die anakreontischen Plaudereien aus Ansbach für unsittlich erklärt hatte. In seiner Naivetät hatte sich Uz allerdings Andeutungen erlaubt, über die er selbst wohl kaum je ins klare

gekommen war; er widerlegte aber alle Verdächtigungen durch einen so tadellosen Lebenswandel, daß die mit der Tinte begangenen Exzesse bald vor der Welt verblaßten und vergessen wurden.

Es war gewiß für Petzet keine leichte Aufgabe, diesem Sänger aus alten Zeiten, der längst der allgemeinen Kenntniß des Volkes entschwunden und in die Präparirsäle der Fachwissenschaft gewandert war, das verschlissene Aeußere wieder aufzubürsten. Und doch hat er sich artig aus allen Schwierigkeiten herausgehalfen. Der Gelehrte muß ohne weiteres den soliden Unterbau, auf dem die Monographie ruht, anerkennen; aber eine geschmeidige, fließende Darstellung sorgt dafür, daß sich der Laie nirgends an den Materialien stoßen kann. Besonders gewandt greift Petzet die Beziehungen zur zeitgenössischen Literatur heraus und zeigt, weßhalb Uz lieber den tändelnden Weisen der Franzosen, als den sanitischen Harfen in England und in der Schweiz zuhörte. Die Einflüsse des Horaz auf die Lyrik des 18. Jahrhunderts hat der Verfasser mit ungewöhnlicher Belesenheit treffend erörtert; dies Feld wartet noch auf viele Arbeiter, denn einzelne Verse des römischen Dichters haben ihre unverwüstliche Lebenskraft bis weit in unsre Zeit erhalten; jenes fractus illabatur orbis will in der Fluth der Jahre nicht untergehen und tauchte noch neulich in einem holden Lied des Heyse'schen Merlin „Und stürzte selbst der Himmel ein, Eine Lerche käm' davon", mit anmuthigen Geberden wieder auf. — Sehr hübsch lesen sich die Abschnitte über die Stellung Uzens zu Deutschland. Das vorige Jahrhundert war die Zeit der Vorbereitung, auch für unser jüngstes nationales Auferstehen; geschichtlich bleibt es immer ein Schauspiel von wunderbarem Reiz, wie lange und wie zäh die besten Deutschen daran gearbeitet haben, damit das Nationalgefühl der Massen nie verloren ging. Neben dem Ansor im Streit, neben Klopstock, erhob Uz seine zwar minder dröhnende, aber allen Patrioten verständliche Stimme: „Wer nur einige Liebe zum Vaterlande hat, kann nicht gleichgültig bleiben," schrieb er beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges, „was für große Begebenheiten erleben wir nicht! Wenn die Laude Friedrichs keinen Virgil oder Horaz hervorbringen, so ist es eine Schande für die Nation... Verhehlen Sie mir nicht, wenn Sie etwas neues, etwas großes wissen; und glauben Sie, daß ich ein Deutscher bin."

Auf die Nachklänge, die seinem Dichter in der classischen Zeit, z. B. in Schillers Siegesfest, beschieden waren, hat Petzet eifrig, sicher und glücklich gelauscht; er ist immer bestrebt, seinem Stoff ein allgemeineres Interesse und der bescheidenen Gestalt des Ansbacher Sängers einen interessanten Hintergrund zu geben, so daß die treffliche Monographie sich mit vollem Recht an ein größeres Publicum wenden darf.

Bremen. Heinrich Kraeger.

* In der Sitzung der philosophisch-historischen Classe der Akademie der Wissenschaften zu Wien vom 17. Februar d. J. erstattete Professor Dr. Otto Benndorf Bericht über die von ihm im Auftrage des Ministers Frhrn. v. Gautsch unternommenen Ausgrabungen auf der Stätte von Ephesus, die 1895 unter Beirath Humanns vorbereitet, 1896 bereits zu einigen wichtigen Resultaten gefördert wurden. Die Oertlichkeit schildert der Berichterstatter folgendermaßen:

„In der weiten Thalebene des Kaystros, welche südlich von Smyrna sich im beständigen Vorrücken gegen den Golf von Scala nova öffnet, erhebt sich zwei Stunden von der Küstenlinie entfernt, in isolirter Lage die anmuthige Berglandschaft beherrschend, ein 87 Meter hoher Hügelrücken, der eine mittelalterliche Veste und das ärmliche Türkendorf Ajasoluk trägt. Nahe an seinem Westfuß stand einst der vom König Kroisos geschmückte Wunderbau der Artemis von Ephesus, bis zu dem einst die See heranreichte. Ueberlieferungsmäßig in der Umgebung dieses Heiligthums und zweifellos auf dem Hügel von Ajasoluk lag die altgriechische Stadt Ephesus, von der sich sonst kein Baurest mehr erhielt. Die Schicksale der Stadt sind hauptsächlich aus der Naturgeschichte des Tholos zu begreifen als ein in Etappen geführter Kampf mit dem Meere, von dem sie das fortschreitende Alluvium des Flusses und seiner Nebenbäche immer weiter abdrängte. Wie rasch sich die Baden erhöhte, zeigt der alte Stylobat des Artemision, der nach Humanns Nivellement rund dreithalb Meter über den Spiegel der See erhoben ist, heute aber durchschnittlich 7 Meter tief unter der offenen Feldebene liegt. Um 8 bis 9 Meter also hat sich der Thalgrund hier durch wechselnde Sand- und Lehmartig feste Erdschichten im Laufe von dreithalbtausend Jahren erhöht. Dieses Wachsthum der Alluvion erklärt, daß im 4. Jahrhundert v. Chr. der Stylobat des Tempels beim Neubau nach dem herostratischen Brande um beinahe drei Meter höher herausrückte, und daß zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. König Lysimachos die ganze Stadt eine halbe Stunde im Thale weiter westlich an die zurückgewichene Küste verlegte. Diese Neugründung, welche das Artemision außerhalb im Lande zurückließ, wurde in bedeutendem Maßstabe durchgeführt und mit einem noch großentheils aufrechten königlichen Mauerzug eingeschlossen, der über das Rückgrat zweier Berge hinweg in weitem, gegen 8 Kilometer langem Umkreise von Küste zu Küste lief. Doch das Naturgeschick verfolgte die Stadt auch hier; ein Hafen, der aller Wahrscheinlichkeit nach in ihr Weichbild hineinreichte, versandete trotz einer Dammwehr, die König Attalos errichten ließ, schon im 2. Jahrhundert. Erst die Verwaltung der Römer, unter der Ephesus die erste Stadt Asiens wurde, mit besonderem Nachdruck Kaiser Hadrian, nahm den Kampf mit dem Meere in weiteren Maßregeln wieder auf und schuf ein ausgedehntes tiefes Hafenbecken, dem starke Schutzbauten, die sich weithin längs der Dünen erstrecken, Jahrhunderte hindurch freie Ein- und Ausfahrt sicherten. Aber längst ist auch diese kaiserliche Anlage rettungslos versumpft, das Grundwasser des Hafenbeckens beinahe durchaus von einer dicken Vegetationskruste überzogen, aus der Schilf moorartig dicht und hoch emporschießt, und die Stadt jetzt durch Marschland fünf Kilometer weit vom Meere abgetrennt. Seit dem Ausgange des Mittelalters verließen sie die Bewohner, ihr Gebiet verödete und wird der herrschenden Fieberluft halber vom Verkehre gemieden. Aber mit seinen wild umwachsenen Trümmern, regellos emporstehenden Säulen und hoch ragenden Ruinen stellt es einen auch durch seine Räthsel reizvollen Complex historischer Ueberlieferung dar, der in neuerer Zeit glücklicherweise nur theilweise angetastet worden ist und in der That nicht um des Gewinnes einzelner Funde willen in Schatzgräberei, sondern in andauernd geduldiger Arbeit als Ganzes ausgebeutet sein will: ein schweres, aber lohnendes Pensum, das eine lange Reihe von Jahren und planmäßig energische Anstrengungen erfordert."

Das berühmte Artemision selbst ward 1870 von dem Engländer Wood, der dazu leider nicht technisch vorgebildet war, in tumultuarischer Weise durchforscht; das Terrain der damaligen Unternehmung, eine längliche Grube, von Hügeln ausgeworfenen Schuttes umgeben, befindet sich, durch eine Mauer eingefriedigt, im Besitz des Britischen Museums. Nachgrabungen in der Nachbarschaft brachten Benndorf geringen Ertrag; desto gewinnreicher erwiesen sich solche auf der jetzt Embronia genannten Stätte, dem Boden des späteren, hellenistisch-römischen Ephesus. Zunächst fand sich am römischen Hafen ein Quai mit Hallenanlage, die durch mehrere in die Stylobatplatten eingehöhlte römische Hohlmaße als Getreidebörse charakterisirt wird. Die Untersuchung der malerischen Ruine, die aus unbekannten Gründen als die des großen Gymnasiums bezeichnet wird, wurde einer späteren Zeit vorbehalten. Oestlich von ihr, gegen den verschütteten, hellenistischen Hafen zu, wurde eine von Säulenreihen und zurückliegenden öffentlichen Räumen umgebene großartige Platzanlage frührömischer Zeit theilweise aufgedeckt. Als ihr Centrum erwies sich eine propyläenartige Ein- und Durchgangshalle. Von dieser zog sich westlich gegen das große Gymnasium zu eine lange Colonnade, deren Südhälfte zum großen Theil ausgegraben wurde. Vor dieser Südcolonnade liegt, nach Norden offen, auf den drei übrigen Seiten geschlossen, ein in repräsentativer Pracht ausgestatteter Saalbau von außerordentlicher Größe. Dieser bildete das Hauptobject der im vergangenen Jahre ausgeführten Ausgrabungen.

„Der Saal", sagt Professor Benndorf, „ist rechteckig und mißt im Innern von Nord nach Süd 16, von West nach Ost 32 Meter. Im Norden communicirte er mit der Colonnade durch 8 breite Oeffnungen, welche von 7 gestalten Pfeilern korinthischer Ordnung gebildet waren. Die durch Halbsäulen mächtig verstärkten Pfeiler standen auf großen Postamenten und hatten etwa 8 Meter Höhe; ein nach Dübellöchern constatirbares niederes Gitter zwischen ihnen schloß den Saal gegen die Colonnade ab. Ueberdeckt war er, wie allenthalben vorhandene Kohlenreste und dutzende von 35 Centimeter langen Eisenkrampen bewiesen, von einer bei der gegebenen Spannweite enormen Holzconstruction, die ohne Innenträger war, wie der gut erhaltene Fußboden des Saales lehrte. Der Boden besteht aus einem teppichartig gegliederten Belag von Platten geometrischen Zuschnitts, hergestellt in Form von Kreisen, Quadraten, Rechtecken, kreisförmigen und rechteckigen Bordüren aus im ganzen 13 verschiedenfarbigen Marmorarten, die sich in gefälligem Wechsel beständig wiederholen und theilweise, wie namentlich ein sehr schöner Verde antico, aus

seltenem Werthe sind: unsres Wissens das einzige aus dem Alterthum erhaltene Beispiel eines derartigen Paaimentes. Mit seiner Eleganz wetteiferte die Marmorherrlichkeit der Wände. An und über dem erhaltenen Sockel mit polychromen Platten austapezirt, welche Bronzestifte auf einer Stuckaterlage festhielten, machten sie durch ihre fein in zwei Ordnungen über einander gestellten Säulen, durch ihre einspringenden Nischen, vorspringenden Tabernakel und den mannichfaltigsten Schmuck von Statuen und Statuetten, von Reliefstafeln, Friesen und Ornamentrahmen, in Form wie Farbe ein ähnliches Luxusspiel der Ausstattung entwickeln wie die Architekturgottung, welche der namentlich aus Pompeji bekannten stenographischen Wandmalerei als Vorbild diente. Mit Ausnahme der Nordostecke des Saales, wo im Mittelalter, wie es scheint, eine kleine Kirche eingebaut war, neben der wir eine Reihe Gräber, aus Thonplatten gebildet und ohne alle Beigaben, aushoben, hatte auf dem bis zu 7 Meter hohen Schutte des Gebäudes nichts späteres gestanden. Aber für die Baubedürfnisse jüngerer Epochen war er derart durchwühlt und ausgebeutet, daß erst ein sehr eingehendes Studium der ungezählten Decorationsreste, die wir auffammelten und geordnet in dem benachbarten Magazine bargen, lehren kann, ob und wie weit eine mehr als wahrscheinliche Reconstruction im einzelnen erreichbar sei. Von der Bauinschrift, die sich in kolossalen Lettern auf dem äußern Architrave hinzog, waren bloß 3 Blöcke übrig, welche das Datum, sei es der Errichtung oder der Restauration, den Charakteren nach aus Hadrianischer Zeit, *ἐπὶ] πρυτάνε[ως Κλ]ύτου τοῦ Ἀριστίωνος* ergaben, und für die speciellere Bestimmung des Saales hat sich etwas sicheres bisher nicht ermitteln lassen. Aufschluß darf man aber von den Grabungen erwarten, die wir hier in diesem Jahre fortzusetzen denken." (Schluß folgt.)

* Unter der Aufschrift „Zu Uhlands Nachlaß" gibt Prof. E. Nägele in Tübingen, der vor einigen Jahren die ersten biographischen Forschungen über den Dichter veröffentlichte, im „Schwäb. Merk." ergänzende Notizen zu dem Vortrag von Erich Schmidt (vgl. Beil. Nr. 116). Er spricht dabei kategorisch aus, daß „die Schätze des Nachlasses eigentlich nach Tübingen gehörten"; doch hätten dort „Behörde und Einwohnerschaft zu wenig Thatkraft bekundet, Uhland'sche Schriften und Erinnerungen zu sammeln". So ist es denn dahin gekommen, daß die kostbaren Papiere weder die Universitäts- noch die Hauptstadt Schwabens, sondern den literarhistorischen Luftkurort Marbach beziehen sollen.

* Der Congreß für innere Medicin wird heuer unter dem Präsidium des Geheimrath v. Leyden wieder in Berlin abgehalten, wo er zum letztenmale vor 13 Jahren zusammengetreten ist. Die Verhandlungen werden sich über eine große Zahl von Thematen erstrecken, denen wissenschaftliche und praktische Bedeutung zukommt; besonderes Interesse werden die beiden, auf Aufforderung des Vorstandes gehaltenen Vorträge des Geheimrath Liebreich über die Ziele der modernen medicamentösen Therapie und des Geheimrath Behring über experimentelle Therapie finden. Auch die Referate über actuelle und wichtige Fragen, wie sie auf jedem Congreß für innere Medicin erstattet werden, erfordern Beachtung: so über den chronischen Gelenkrheumatismus, über Epilepsie, über Basedow'sche Krankheit. Die diesmalige Tagung wird sich von früheren dadurch unterscheiden, daß eine eigene „Demonstrationssitzung" stattfindet, in der ausschließlich seltene Krankheitsfälle und besondere experimentelle Demonstrationen oder wissenschaftliche Präparate vorgeführt werden; so wird Prof. Ewald (Straßburg) dieselben Thiere sowohl vor als nach Großhirnoperationen demonstriren. Des weiteren wird mit dem Congreß im Architektenhause eine Ausstellung von wissenschaftlichen Instrumenten, Krankenpflegeapparaten, Arzneipräparaten und Krankennahrungsmitteln verbunden sein, die unter Leitung der HH. Geh. Obermedicinalrath Schoper und Privatdocent Meadelsohn die Berliner Leistungen auf diesen Gebieten vorzuführen sich bestrebt. Auch hat das Localcomité durch den medicinischen Historiker Privatdocenten Vogel eine Festschrift: „Die Entwicklung der Medicin in Berlin" abfassen lassen.

* Halle. Man denkt an der hiesigen Universität daran, das Fach der Staatswissenschaften von der philosophischen zur juristischen Facultät hinüberzuziehen und diese zu einer rechts- und staatswissenschaftlichen zu erweitern.

* Wien. Der Director der geologisch-paläontologischen Abtheilung des Naturhistorischen Hofmuseums, Privatdocent Dr. Theodor Fuchs, ist zum außerordentlichen Professor der Paläontologie an der Universität ernannt worden.

* New-York. Der Meteorolog Mr. Phillips hat in einer umfassenden Untersuchung über die Witterung des Monats August 1896, während dessen im Osten der Vereinigten Staaten über 2000 Todesfälle an Sonnenstich vorkamen, festgestellt, daß nur die hohe Temperatur und nicht, wie man vielfach annahm, ein höherer Feuchtigkeitsgehalt der Luft die Disposition zum Sonnenstich bedinge. — Eine Aztekenhandschrift, die fünfte, die man bis jetzt überhaupt nachgewiesen, ward in Fairfield (Jowa) in einem ausgegrabenen Holzbiod versteckt gefunden und von der Universität des Staates Ohio erworben.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Histoire de la langue et de la littérature française des origines à 1900, publiée sous la direction de *L. Petit de Julleville*. Tome I et II: Moyen âge. Tome III: Seizième siècle. Paris, Armand Colin 1896—97. — *Kelly's* Directory of the merchants, manufacturers and shippers of the United Kingdom. 11. edition. London, Kelly u. Co. 1897. — Georg Hirth: Aufgaben der Knastphysiologie. 2. Aufl. Lfg. 2. München u. Leipzig, G. Hirth 1897. — Rudolf Klinß: Der Bergarbeiterschutz. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller 1897. — Colonialies Jahrbuch, hgdb. v. Gustav Meinecke. X. Jahrg. Heft 1. Berlin, Deutscher Colonialverlag 1897. — La *Rassegna Nazionale*. Vol. XCV. Anno XIX, 1. Maggio 1897. Firenze u Milano. — Wolfgang Kirchbach: Was lehrte Jesus? Zwei Urevangelien. Berlin, Ferd. Dümmler 1897. — Paul Fleischer: Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich. — Werner Waiden: Ernste u. heitere Geschichten u. Gedanken. Ebd. — Dr. Wilhelm Ruland: Kleists Amphitryon, eine Studie. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1897. — Realistisches Hoteladreßbuch für die Reise. 1897. 8. Aufl. Berlin, Albert Goldschmidt. — Protokoll des VII. Verbandtages des Centralverbandes der Industriellen Oesterreichs. Wien, Verlag des Verbandes 1897. — Heinrich Schneegans: Was d' Stedelburjee von der „Universität" saane. Humoristisches Intermezzo zum Universitätsjubiläum. Straßburg i. E., Schlesier u. Schweikhardt 1897. — Dr. F. Debo: J. G. Fichte als Prophet einer nationalen Erziehung. Leipzig u. Emmendingen, Albert Dölter 1897. — Dr. Reinhold Seeberg: Die Stellung Melanchthons in der Geschichte der Kirche u. der Wissenschaft. Festrede. Erlangen, Fr. Junge 1897. — Dr. August Bludau: Die alexandrinische Uebersetzung des Buches Daniel (Biblische Studien, hgdb. v. O. Bardenhewer, II. Bd. Heft 2 u. 3). Freiburg i. B., Herder 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Bau und Leben des socialen Körpers

von

Dr. A. Schäffle. (8948)

Zweite Auflage.

I. Band: Allgemeine Sociologie. Preis: 12 M., geb. 14 M.
II. Band: Spezielle Sociologie. Preis: 13 M., geb. 15 M.

Verlag von **W. Deiters** in **Düsseldorf.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reichskanzler

Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst

und seine Brüder

Herzog von Ratibor, Cardinal Hohenlohe, Prinz Constantin Hohenlohe,

von **Hermann Rust.** [8261]

2 Bde. gr. 8°. 10 Mark, eleg. geb. 12 Mark.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keit in München.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 26. Mai. Nummer 118.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Der Landkreis Metz, ein Territorium aus römischer Zeit. Von G. Wolfram. — Vergleichende Rechts- und Sittengeschichte. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Landkreis Metz, ein Territorium aus römischer Zeit.[1])

Von G. Wolfram.

In den Nummern 243 und 244 vom Jahre 1894 hatte Hans Witte die Ergebnisse seiner Forschungen über das deutsche Sprachgebiet in Lothringen den Lesern dieser Beilage kurz und klar dargelegt. Zum erstenmal ist von ihm der wissenschaftliche Nachweis erbracht worden, wie der Verlauf der Sprach- und damit der Nationalitätsgrenze in Lothringen entstanden war und sich während des Mittelalters entwickelt hatte. Seine Resultate auf diesem Gebiete können als abschließend angesehen werden; vor allem dürfte ihm auch der Nachweis gelungen sein, daß die Gruppe der Weilerorte (auf ville, villers, court und masnil) von einer romanischen Bevölkerung ihre Benennung erhalten hat, obgleich eben diese Orte in ihrem Bestimmungswort germanische Personennamen enthalten. Wenn freilich Witte in diesen germanischen Bestimmungswörtern lediglich einen linguistischen Einfluß des Germanenthums annehmen zu dürfen meinte und die auffallende Erscheinung damit erklärte, daß die Romanen sehr bald germanische Namen angenommen hätten, so konnte er damit nicht überzeugen.

Vielfach im Gegensatz zu Witte steht die Publication des Landgerichtsraths Schiber „Die fränkischen und allemannischen Siedelungen in Gallien". Schiber hat die Witte'sche Classirungsart der Ortsnamen verworfen. Er sucht in dem Grundwort (heim hofen court ville) nicht ein Merkmal für die Nationalität des Ansiedlers, sondern ein Charakteristicum der Ansiedlungsart. Heim und hofen sind ihm durchaus gleichwerthig mit ville und court. Die gesammte Gruppe aber steht im Gegensatz zu den Dorfnamen auf ingen. Während die letzteren, wie er ausführlich darthut, Sippensiedlungen sind, haben wir in den ersteren Herrensiedlungen zu sehen. Für die Stammeszugehörigkeit beweisen die Grundwörter, resp. Endungen nichts. Sowohl Franken wie Allemannen haben in Sippen gesiedelt und dem entsprechend Dörfer auf ingen gegründet, ebenso wie beide Stämme Herrensiedlungen auf heim und hofen ausgesandt haben. Jedenfalls sind aber die Dörfer auf court und ville auf romanischem Sprachgebiet germanische Gründungen. Schibers Ausführungen haben vielfach Zustimmung gefunden. Einmal haben sich ihm die Romanisten, denen Witte's Resultate unbequem waren, angeschlossen, sodann hat ihm auch unter den Historikern vor allem Professor Heyck mit warmer Anerkennung zugestimmt. Auch wir sind der Meinung, daß Schibers Grundanschauung richtig ist. Trotzdem wird noch wie vor die Endung ingen ein Charakteristicum vorwiegend allemannischer Siedlungen bleiben dürfen, ebenso wie die Grundworte heim und hofen, ville und court auch jetzt noch für fränkische Gründung bezeichnend sind. Es stellt sich eben heraus, daß es vorwiegend die Franken waren, die Herrensiedlungen aussandten, während die Allemannen in geschlossener Masse vorrückten.

Was sodann die Identificirung von heim und hofen mit ville und court und die weitere Folgerung, daß auch die romanische Form eine germanische Gründung bezeichnete, angeht, so sind diese Ergebnisse recht wohl mit der Ansicht Witte's, der die Namen auf romanischen Ursprung zurückführt, zu vereinen. War doch die romanische Bevölkerung in dem fränkischen Eroberungsgebiet sitzen geblieben und hatte gemäß ihrer höheren Bildung ihre Sprache behauptet. Wenn auch die einzelnen Höfe oder Dörfer den germanischen Nomen ihres Herrn trugen, so waren doch Nomonen die Romengeber und damit erklärte sich zur Genüge die romanische Flexion des Bestimmungswortes in den zusammengesetzten Ortsnomen.

Sonach ergibt sich als Resultat, daß wir in den mit einem germanischen Appellativum zusammengesetzten Namen auf court und ville ebenso germanische Siedlungen zu sehen haben wie in den ange und ingen. Der Unterschied ist nur der, daß in den Dörfern der ersten Gruppe das germanische Element so spärlich vertreten war, daß es bald in der romanischen Volksmasse zugrunde ging, während in den Sippensiedlungen das Germanenthum imstande war, die romanischen Bewohner aufzusaugen oder zu vertreiben. So erklärt es sich, daß die mittelalterliche Sprach- und Nationalitätsgrenze fast genau mit den Dörfern auf ange und ingen zusammenfällt.

Als eine dritte Classe von Ortsnamen haben Schiber wie Witte diejenigen auf acum und etum ausgeschieden und beide sind in dieser Beziehung der bisherigen Ansicht beigetreten, daß wir in ihnen vorgermanische Gründungen zu sehen haben.

In einer vortrefflichen Karte hat Witte die verschiedenen Arten der Siedlungen zur Darstellung gebracht. Da fällt es nun sofort auf, daß wir in einem fast geschlossenen Kreis rings um Metz ganz ausschließlich kelto-romanische Gründungen finden, die nach Osten und Norden von den dicht gelagerten Ortschaften auf ingen, nach Westen und Süden von Dörfern auf court, ville und menil umgeben sind. Diese merkwürdige Erscheinung wird sich nur so erklären lassen, daß Metz mit seiner nächsten Umgebung dem germanischen Ansturm noch lange Zeit erfolgreichen Widerstand leistete, als schon ringsum alles Land den germanischen Scharen zur Beute geworden war. Erst als die neuen Ansiedler sich seßhaft gemacht hatten, ist Metz fränkisch geworden, und zwar muß es durch friedlichen Vertrag dem neuen Herrschaftsgebiet einverleibt worden sein, denn weder Geschichte noch Sage wissen von einer gewaltsamen Eroberung zu berichten. Mit dieser Annahme

[1]) Dieser Aufsatz ist ein Auszug aus einer ausführlichen Arbeit über das Pays Messin, die demnächst in den statistischen Mittheilungen des Ministeriums von Elsaß-Lothringen als eine Abtheilung des Bandes „Lothringische Territorien" veröffentlicht wird.

erklärt es sich denn auch, daß die Franken das alte noch übrige Gebiet der civitas völlig unberührt gelassen und nicht durch neue Herreusiedlungen durchsetzt haben.

Das Territorium, welches den Franken zufiel, ist, so wie es war, ein eigenes Verwaltungsgebiet geworden und als pagus Metensis mit einem fränkischen Grafen an der Spitze dem Frankenreich eingegliedert. Daß der pagus und damit sich deckend der spätere comitatus durchaus dieselben Grenzen hatte, wie jene gallorömische Insel, beweisen die merowingischen und karolingischen Urkunden, aus denen sich die Grafschaftsgrenzen ziemlich genau reconstruiren lassen. Die Grafschaft ist von Kaiser Otto I. um 960 angeblich dem Bischof Adelbero I. von Metz übertragen worden. Da die Verleihungsurkunde nicht mehr vorhanden ist, so sind wir für diese Nachricht auf eine secundäre Quelle, die sogenannte Chronik des Praillon, angewiesen. Hier heißt es nun aber nicht, wie man bisher angenommen hatte, la vouerie et la comté de Metz, sondern la vouerie de la comté de Metz. Das ist selbstverständlich ganz etwas anderes als die Verleihung der Grafschaft, und es wird jedenfalls nöthig sein, die Erörterung dieser Frage von neuem aufzunehmen. Wie aber auch die Untersuchung ausfallen mag, das eine steht jetzt schon fest: der Bischof hat es nicht vermocht, den alten pagus seinem Territorium einzuverleiben. Das ist einigermaßen auffallend; denn die bischöfliche Position innerhalb dieses Bezirks war so günstig wie möglich. Nicht nur verfügte der Bischof als solcher über eine Reihe von großen Frohnhöfen, sondern auch die Metzer Abteien hatten bedeutenden Grundbesitz erworben. Im 9. und 10. Jahrhundert galt aber dieser Besitz — das läßt sich für die beiden bedeutendsten Abteien St. Arnulf und Gorze durch zahlreiche Urkunden erweisen — als identisch mit dem Bisthumsgut.

Wenn der Bischof hier nun noch durch die Verleihung der Grafschaft die Hoheitsrechte erworben hätte, so wäre es schwer verständlich, daß im 13. Jahrhundert auch nicht ein Dorf des alten Comitats dem bischöflichen Territorium zugehört. Gewiß wird der in Metz mit besonderer Erbitterung ausgebrochene Investiturstreit die Stellung des Bischofs wesentlich geschwächt haben; von größerer Bedeutung ist es aber gewesen, daß der Graf nach wie vor „Richter der freien Leute der Pfalz" ist, daß er über die Allmende verfügt, den Fremdenschutz ausübt, die drei Villici in der Stadt Metz ernennt, kurz eine Reihe von Hoheitsrechten behalten hat, die ihn immer als den wahren Herrn dieses Gebiets erscheinen lassen mußten. Auch in Metz selbst galt der Bischof, wenigstens im 12. Jahrhundert, nicht als Stadtherr. Sein Frohnhof lag draußen vor den Mauern, nicht wie in Straßburg unmittelbar neben der Bischofskirche, und dem entsprechend wird von der eigentlichen „Stadt" die „ville l'évesque", die Bischofsstadt, das ist die Umgebung des Frohnhofs, das heutige Montigny, mit den alten Abteien S. Arnulf, S. Clemens und S. Symphorian scharf unterschieden.

Der alte comitatus hat sich als gräfliches Herrschaftsgebiet intact erhalten. Mit dem Anwachsen der bürgerlichen Macht sind aber die gräflichen Rechte mehr und mehr auf die städtischen Behörden selbst übergegangen, und wenn auch der Bischof wiederholt versucht, Hoheitsrechte geltend zu machen, insbesondere durch die Ernennung einer bischöflichen Gerichtsbarkeit der „treize" festen Fuß in der Stadt zu behalten, so sind doch die alten Freischöffen dadurch nicht beseitigt worden. Sie bilden mit den treize zusammen den späteren Rath und dieser übt nach dem Aussterben der Metzer Grafen in demselben Gebiet Hoheitsrechte aus, das einst dem Grafen unterstanden hatte.

Es ist ein stattliches Territorium, das sich um die Hauptstadt Metz gruppirt. Seinen Bereich lernen wir zum erstenmal genau kennen durch eine Aufzeichnung des Jahres 1404. Die Stadt hat durch Kriegsnöthe gelitten, und um eine gerechte Vertheilung der außerordentlichen Lasten zu bewirken, legt man ein Verzeichniß der Feuerstellen mit Aufzählung des Pferde- und Viehbestandes an. Es ergibt sich aus dieser Rolle, daß etwa 200 Dörfer dem Pays Messin zugehören, und zwar liegen diese in denselben Grenzen, die sich für die alte Grafschaft ermitteln ließen, sind aber auch im wesentlichen identisch mit der festgeschlossenen Masse keltoromanischer Namen, wie sie für die Zeit der fränkischen Eroberung constatirt worden war.

Grundeigenthümer auf diesem Territorium sind in erster Linie Metzer Bürger, jedoch haben auch Kirchen und Klöster nicht unbedeutenden Besitz. Die Hoheitsrechte aber übt die Stadt Metz aus; ihre coutûmes sind geltendes Recht für das Pays Messin, sie hat zeitweise Zollgrenzen errichtet, bestimmt Maß und Gewicht, fordert Heeresfolge und hat in einer Reihe von Grenzdörfern marches d'echault, d. h. Verhandlungsplätze für Streitigkeiten mit dem Gebietsnachbar, eingerichtet. Um gleichzeitig über den Umfang des Pays Messin zu orientiren, seien diese Grenzorte hier aufgeführt. Es sind Reichersberg (Richemont) gegen Luxemburg, Voysage bei Arry gegen Bar, Lüttingen gegen Deutsch-Lothringen, Courcelles-Chaussy gegen den deutschen Theil des Bisthums, Solgne gegen den französischen, Norroy-le-Veneur gegen das Bisthum Verdun. Das Metzer Territorium hat seinen geschlossenen Bestand bis in das 16. Jahrhundert gewahrt. Als im Jahre 1552 durch den Vertrag von Chambord die Stadt französisch wird, hat Frankreich selbstverständlich auch das städtische Gebiet mit occupirt, und diese Besitznahme wird durch die absichtlich unklaren Ausdrücke des westfälischen Friedensinstruments stillschweigend anerkannt. Im französischen Interesse mußte es liegen, den Begriff des Pays Messin so weit als möglich auszudehnen, und thatsächlich hat man versucht, die sogenannten Francs aloeufs, d. h. Ortschaften und Höfe, welche Metzer Bürger und Stifter außerhalb des Pays besaßen, in das städtische Territorium einzubeziehen. So besitzen wir aus dem Jahre 1645 eine in französischen Regierungskreisen aufgestellte Liste, die noch weitere 148 Ortschaften dem Pays hinzurechnet. Man hat jedoch diese Ansprüche nicht in vollem Maße aufrecht erhalten können; nur 19 Dörfer, die hart an der Grenze des alten Gebietes liegen, werden in die Occupation mit eingeschlossen.

Auch unter den neuen Verhältnissen hat das uralte Territorium wenigstens ideell seine Bedeutung behalten. Durch die für ganz Frankreich durchgeführte Einrichtung der Bailliages wird es allerdings mit anderen Gebieten zusammengeworfen; aber nach wie vor bleibt das alte Metzer Gewohnheitsrecht innerhalb der bisherigen Grenzen in Geltung. 1661 wird des weiteren die Terre de Gorze mit einigen 20 Ortschaften und Höfen angeschlossen, und in demselben Jahre vergrößert sich der Bezirk durch Angliederung von 16 Dörfern bis in die Gegend von Delme.

Aber schon die Revolution geht bei den Districtstheilungen auf die älteren territorialen Verhältnisse zurück und scheidet die südwärts liegenden Ortschaften aus. Und als in den Jahren III und VIII das Arrondissement de Metz gebildet wird, da entwickelt sich aus dem Chaos wieder unversehrt das alte Pays Messin. Nur die Terre de Gorze ist angeschlossen geblieben. Auch die deutsche Verwaltung hat an dem Arrondissement de Metz nichts geändert, und so sehen wir in dem heutigen Landkreis Metz fast noch genau dasselbe Territorium, das zu römischer Zeit den letzten Bestand der civitas Mediomatricorum gebildet hat, das sich unter den fränkischen und karolingischen Königen als pagus und comitatus Metensis behauptete

Digitized by Google

und das ganze Mittelalter hindurch als Pays Messin für die alte Moselfeste die Quelle ihres Reichthums, die Stütze ihrer Macht geblieben ist.

Vergleichende Rechts- und Sittengeschichte.

Skr. Daß die Wissenschaft im Gegensatz zu Gewerbe, Kunst und mehreren anderen menschlichen Gütern international ist, bedarf nicht erst einer besonderen Bestätigung, wohl aber eines richtigen Verständnisses, das diesen Satz theils einschränkt, theils über die gewöhnliche Auffassung hinaus erweitert. Die gewöhnliche und kaum mehr bestrittene Auffassung meint, daß die Wahrheit einer wissenschaftlichen Lehre und die Verläßlichkeit ihrer einmal vorhandenen Erweisung nicht von Volk zu Volk wechseln, sondern in Deutschland z. B. genau dieselben — nicht einmal die gleichen, sondern streng genommen dieselben — sind, wie etwa in Japan. Die zwei Quadrate der Katheten eines ebenen rechtwinkligen Dreiecks sind überall, unter jedem Klima und in jeder Sprache, gleich dem Quadrat der Hypotenuse; nicht etwa für Europäer größer und für Asiaten kleiner. Ein richtiger Schluß bleibt jenseits des Aequators ebenso richtig wie diesseits. Was aber wechselt, das sind die Schicksale der Wissenschaft in den verschiedenen Köpfen. Der eine begreift den pythagoräischen Lehrsatz, der andere begreift ihn nicht; der eine macht richtige Schlüsse, der andere falsche. Noch mehr: es ist nicht alles in der Wissenschaft, wie das Vorhergehende vermuthen ließ, schlechthin entweder wahr oder falsch; vielmehr gibt es einen großen Spielraum für das mehr oder minder Zweckmäßige. Dies gilt schon von der Wahl der behandelten Theilgebiete; dann aber besonders von der Auswahl gewisser Argumente unter mehreren zunächst gleich möglichen, von der Anwendung bestimmter Methoden, wo sich mehrere darbieten, namentlich von der Benützung besonderer Ausgangspunkte, sogenannter Prinzipien, unter verschiedenen mit einander concurrirenden. In diesem Spielraum haben die nationalen Unterschiede eine wichtige Stätte. Eine auch nur etwas breitere Beschäftigung mit wissenschaftlichen Dingen führt hier bald auf die feinen Unterschiede zwischen der Forschungsweise z. B. der Deutschen, Engländer und Franzosen, insonderheit zwischen dem verschiedenen Gewicht, das die einen auf diesen, die anderen auf jenen wissenschaftlichen Vorzug legen. So haben die deutschen Gelehrten eine besondere Vorliebe für die höchst mögliche Genauigkeit des Einzelnen mit vorzugsweisem Hinabsteigen zu den allerletzten, oft haarspalterisch aufgesuchten Elementen, auch wenn diese Elemente mehr nur in der Einbildung bestehen; so bevorzugt der Engländer die thatsächliche Wirklichkeit, mag er nun damit weit oder nicht weit kommen; so liebt hinwieder der Franzose die geistvollen Blicke in ein Ganzes, verbunden mit einer dem deutschen Denken überlegenen Klarheit u. s. w.

Wir nannten zuerst die Wahl der behandelten Theilgebiete. Hier liegen die nationalen Unterschiede wohl am nächsten. In Deutschland wird der Historiker die deutsche, in England die englische Geschichte bevorzugen; die auf bayerischem Boden wirkenden Geographen werden sich wohl weniger als die deutschrussischen mit den Ostseeprovinzen befassen. Indessen sind auch hier die rühmlichsten Ausnahmen bekannt: den Franzosen und übrigen Tochtervölkern der Römer ist die romanische Philologie durch Friedrich Diez aus Deutschland zugekommen u. s. w. Nun wird aber im allgemeinen der einem bestimmten Volk angehörige Forscher nicht nur absichtlich die nationalen Theile seines Gegenstandes bevorzugen, sondern dies auch absichtslos thun, so daß er leicht in Versuchung geräth, etwas beschränkt nationales für allgemein gültig zu halten. Es ist ihm vielleicht noch gar nie tiefer zu Bewußtsein gekommen, daß jenseits seiner Volksgrenzen die Dinge bedeutend verschieden von seinen bisher alleinigen Objecten sind. Bringt er sich dies genügend zum Bewußtsein, bezieht er auch ferner Liegendes in seine Betrachtung ein und benützt er dies, um über Einseitigkeiten seiner Auffassung hinauszukommen, dann hat er die Wissenschaft in einem neuen Sinn, der zu dem eingangs erwähnten hinzutritt, international gemacht. Und der springende Punkt davon ist die Vergleichung der nationalen, daneben auch der geographischen und geschichtlichen Verschiedenheiten.

Auf diesem Wege ist zweierlei zu erreichen: erstens die Schaffung eigener, den eben genannten Zwecken gewidmeter Disciplinen, zweitens die Veränderung und zwar die Hebung des gesammten Geistes einer Wissenschaft. Das zweite kann an dieser Stelle nicht gut Gegenstand einer übersichtlichen Betrachtung sein; wohl aber das erste. Hier sind manche der angedeuteten Theildisciplinen so selbstverständlich, daß sie kaum einen solchen Aufschwung des internationalen Interesses abzuwarten brauchen; trotzdem mögen auch sie vorwiegend diesem Aufschwung zu verdanken sein. So die Thiergeographie, die Pflanzengeographie. Daß wir solche Disciplinen selbstverständliche nennen durften, dürfte selbst wieder selbstverständlich sein; hat aber noch einen besonderen nicht so unmittelbar einleuchtenden Grund. Ausländische Pflanzen und Thiere sind nichts bedenkliches, und höchstens die fremden Bestien rütteln an einer bestehenden Ordnung, nämlich an der ihres Käfiggitters. Anders aber ausländische Rechts- und Sittlichkeitsbegriffe; die vermögen sowohl an dem theoretischen Bestand der Rechtswissenschaft und Sittenlehre, als auch an dem praktischen Bestand von Recht und Sitte im Volke zu rütteln. Sie entwöhnen uns davon, unser Recht für das Recht schlechtweg, unsre sittliche Anschauung für die einzig richtige zu halten. Und dies um so mehr, wenn sich auch fremde Rechts- und Sittenverhältnisse als solche herausstellen, die für das betreffende Volk abermals nicht die einzigen sind, sondern früher andere waren und so durch ihre eigene Entwicklung ein neues Zeugniß für die Auffassung der Welt vom Standpunkt der Entwicklung aus geben; was thatsächlich besteht, findet dann seine Erklärung weniger in Gedanken von dem, was für den Menschen allgemein gültig sei, als in Erwägungen, gültig für jene besonderen Verhältnisse, und in dem, was vorher dort war.

In diesem Sinn haben sich heute namentlich die „vergleichende Rechtswissenschaft“ und — bei der theilweise engen Beziehung zwischen Moral und Recht, die allerdings lange nicht zusammenfallen — eine vergleichende Wissenschaft der Sitten und sittlichen Anschauungen entfaltet, wenngleich diese keine so bestimmte Gestalt und so lebhafte Bearbeitung wie jene erlangt hat und vorwiegend in einer anderen Wissenschaft, der Völkerkunde oder Ethnographie, untergebracht wird. Nach dem oben Gesagten schließen sich an diese Fächer, deren Arbeit zunächst durch das geographische Nebeneinander bestimmt wird, ohne scharfen Unterschied die der Entwicklung von Recht und Sitte gewidmeten an, also die durch das historische Nacheinander bestimmten.

Die vergleichende Rechtswissenschaft ist einer der jüngsten Zweige der gesammten Wissenschaft. Die Römer waren keine vergleichenden Juristen. Eher noch hat die Theologie bei ihrem Interesse eines Naturrechts wenigstens das Uebereinstimmende, obgleich nicht das Unterscheidende verschiedener Rechtsgestaltungen betont. Aber gerade die Unterschiede hatten eine vergleichende Rechtswissenschaft anzuregen. In den 60er Jahren unsres Jahrhunderts begannen ihre hauptsächlichen Vorarbeiten durch Aufhellung der ursprünglichen Familienformen, insbesondere des „Mutterrechts“, das dem heute fast selbstverständlich erscheinenden

Vaterrecht vorangegangen sein sollte. Zu besonderer Anerkennung gelangten — abgesehen von populäreren Namen wie Friedrich Engels — die Arbeiten eines Privatgelehrten, des nun verstorbenen Landrichters Alb. Herm. Post zu Bremen, von seiner „Naturgeschichte des Rechts" (1867) an bis zu seinem letzten großen Werk „Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz" (I 1894). Zwei akademische Gelehrte, die Professoren Franz Bernhöft in Rostock und zumal Joseph Kohler in Berlin, von dessen eigenen Leistungen beispielsweise die zwei Bände „Aus dem babylonischen Rechtsleben" (1890/91) und sein „Altindisches Proceßrecht" (1891) erwähnt seien, begründeten im Jahre 1878 das Organ dieses Gebiets, die „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft". Der Jenenser Professor Burkard Wilhelm Leist hatte schon vor fünfzig Jahren ähnliche Studien begonnen mit einer Schrift „Ueber die Entwicklung eines positiv-gemeinen Rechts in der civilisirten Menschheit" (1846), und verwendete jetzt die Ergebnisse der indogermanischen Sprachwissenschaft zu einer Zeichnung der durch gemeinsame Sprachwurzeln angedeuteten Rechtsverhältnisse der Urarier: seinem „Altarischen Jus gentium" (1889) folgte die erste Abtheilung seines „Altarischen Jus civile" (1892), in sieben Abschnitten enthaltend die Götterehrung, die Elternehrung, die Vaterlandsehrung, die Gastfreundsehrung, das Reinlichkeitsgebot, das Verbot der drei großen Uuthaten (Schändung, Tödtung, Diebstahl) und das Fides-gebot (Verbot von Lüge und Untreue. — Die zweite Schlußabtheilung dieses Werks ist 1896 erschienen.). Merkwürdigerweise begann der neue, von Georg Bühler herausgegebene „Grundriß der Indo-Arischen Philologie" (Straßburg) die unregelmäßige Reihe seiner Einzeloeröffentlichungen mit dem Band (II/8) über „Recht und Sitte (einschließlich der einheimischen Literatur)" von Julius Jolly (abgeschlossen März 1895).

Aus dem Nachlaß R. v. Iherings hat B. Ehrenberg neben einer „Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts" (1894) ein Werk herausgegeben, dessen Titel bereits ganz besonders zeigt, in welchem Sinn heute die Juristen nach der historischen Seite neigen: „Vorgeschichte der Indoeuropäer" (1894; vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 166 f.). Die philosophischen Grund- und Hülfsbegriffe des juristischen Denkens kommen bei solchen Bestrebungen ebenfalls zur Geltung; neben kleinerem, wie den Beiträgen des schon erwähnten Post und anderer zu der länder- und völkerkundlichen Zeitschrift „Globus" (z. B. „zur Entwicklungsgeschichte der Strafe" in der Nummer vom 16. December 1894) seien erwähnt die zweibändigen „Ethnologischen Studien zur ersten Entwicklung der Strafe nebst einer psychologischen Abhandlung über Grausamkeit und Rachsucht" von S. R. Steinmetz (1894). In jüngster Zeit haben Uebersetzungen und Auffindungen älterer, namentlich orientalischer Rechtsquellen das fragliche Gebiet und den Blick für den weiten Umfang einer Behandlung des Rechts vom naturgeschichtlichen Standpunkt aus noch mehr erweitert. Eine „Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" zu Berlin (seit 1894) sorgt für persönliche Fühlung der Betheiligten und für weit umfassende Vorträge. So sprach z. B. in der Sitzung vom 10. Juni 1895 Dr. Ernst Schuster, Barrister-at-Law (London) über „die praktische Bedeutung der Rechtsvergleichung unter besonderer Berücksichtigung des Familienrechts und Erbrechts", die darauf folgende Besprechung erörterte namentlich die verschiedenen Rechtsbestimmungen über Gültigkeit der Ehe. Binnen kurzem will die Vereinigung auch die Herausgabe eines Jahrbuchs beginnen.

Selbst auf anderen Gebieten verspürt man, wie schon einige der oben erwähnten Werke von Ihering und Leist zeigen, den Einfluß solcher Erweiterungen. Auf dem Gebiet der Geschichtschreibung des Alterthums macht sich gegenüber der „philologisch-antiquarischen" Richtung eine „universalhistorische" geltend, bauend auf eine „Analyse, welche die den einzelnen Zuständen und Institutionen zu Grunde liegenden Entwicklungstendenzen, die ihre innere Structur bedingenden Entwicklungsreihen nachzuweisen imstande ist"; diese Analyse aber setze „eben eine universalgeschichtliche Kenntniß der typischen Entwicklungsstufen von Recht und Volkswirthschaft, von Staat und Gesellschaft" voraus, „welche die Menschheit überhaupt im Gange der Geschichte durchlaufen hat". So die Worte eines Hauptvertreters dieser Richtung, des Erlanger Geschichtsprofessors Robert Pöhlmann, dessen „Geschichte des antiken Communismus und Socialismus" (1893 ff.) als ein Zeugniß derartiger Absichten Anerkennung gefunden hat. Er sagt weiter: „Nur wer diese universalgeschichtliche Kenntniß besitzt, vermag z. B. den Zusammenhang der typischen Erscheinungen des Rechts mit den typischen Culturstufen zu erkennen, für welche es Geltung hat, vermag aus dem Vorhandensein dieser oder jener Entwicklungsstufen auf die Gesammtorganisation der Gesellschaft sichere Schlüsse zu ziehen" — und er verweist zur Bestätigung dessen auf die Schrift „Ueber den Begriff der Rechtsvergleichung" des Hallenser Juristen Franz v. Liszt. Auch dieser Forscher ist im Zusammenhang unsres Gebiets zu nennen; ihm dankt ja die moderne Rechts-, insbesondere Strafrechtswissenschaft eine angebahnte Ueberwindung, einerseits der idealistischen und speculativen Behandlung des Rechts — nach der die Strafe als Vergeltung gefaßt wird —, andrerseits seiner pathologisch-anthropologischen Behandlung, wie sie namentlich durch die italienischen Juristen, vorwiegend Lombroso, aufgekommen ist. Für ihn handelt es sich vorzugsweise um die Erklärung des Verbrechens aus den gesellschaftlichen Verhältnissen heraus, um die sogenannte sociologische Auffassung des Verbrechens; indem dieses dadurch in seiner Bedeutung je nach dem Milieu variirt, ist auf anderem Wege das gleiche erreicht, wie durch die Gegenüberstellung verschiedener Rechtsauffassungen: der Bruch mit der früheren Deutung der Gegenstände des Jus nach ebenso einzigen und unwandelbaren Maßstäben, wie sie etwa beim pythagoräischen Lehrsatz anzuwenden sind.

Für ein weiteres Publicum werden die Wege und Ergebnisse unsres Gebiets auf willkommene Weise faßlich durch die Grazer Rectoratsrede Richard Hildebrands vom 15. Nov. 1893: „Ueber das Problem einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte des Rechts und der Sitte" (Graz 1894); ihr sei darum noch ein Aufenthalt gewidmet.

Wie eben bei Pöhlmann, so sind es hier abermals die verschiedenen einander folgenden Culturstufen, die auch gewisse Stufen von Recht und Sitte in einer der Hauptsache nach gleichen Reihenfolge bedingen; und selbst die nationalen Unterschiede darin sollen zum größten Theil nur Unterschiede in der Entwicklungsstufe sein. Wie weit freilich der Verfasser den Begriff des wirthschaftlichen Gebiets ausgedehnt denkt, dürfte unbestimmt bleiben; zumal scheint er das Oekonomische selbst großentheils von einer immateriellen Macht abhängig zu denken. Denn er beklagt das Uebersehen, „daß alles Recht und alle Sitte ja doch immer einen Imperativ oder eine Herrschaft bedeuten — aus der Noth erst entsteht die Tugend —, und daß bei jeder Herrschaft, wie das ja gar nicht anders sein kann, das persönliche Wohl des einen Theils immer dem persönlichen Wohl des anderen Theiles mehr oder weniger geopfert oder untergeordnet wird. Gipfelt ja doch auch alle Cultur nicht sowohl in dem persönlichen Wohlbefinden, als vielmehr in dem schöpferischen Zusammenwirken der Menschen, welches bei der verschiedenen Veranlagung oder ungleichen Aus-

Digitized by Google

stattung der Individuen mit Mitteln und Kräften niemals ohne ein Herrschen und ein Dienen gedacht werden kann, so daß auch ein wesentlicher Bestandtheil aller Cultur immer die Kunst des Herrschens und des Dienens ist, und niemals die Cultur auf ein bloßes Rechenexempel oder eine bloße Frage der Majorität und Minorität hinausläuft."

Man sollte meinen, daß Professor Hildebrand die Erfolge, die auf solchen Wegen zu erwarten sind, im Bündniß mit der Philosophie anstrebe; daß sein Ausspruch: „die Dinge entwickeln sich eben immer nur psychologisch, nicht logisch, immer nur synthetisch, nicht analytisch", ihn zuvörderst auf die Psychologie hinweise; daß der College des Philosophen Alexius Meinong, des Verfassers der Schrift „Ueber philosophische Wissenschaft und ihre Propädeutik" (1885), dem die Psychologie philosophische Fundamentalwissenschaft ist, mit unter den ersten sein werde, die an Stelle des so häufigen verächtlichen Herabsehens der übrigen Wissenschaften auf die Philosophie und des Entfremdens zwischen dieser und jenen ein enges Zusammenwirken setzen. Statt dessen behauptet er tadelnd, bei den „meisten der Versuche, welche man bisher angestellt hat, die einzelnen Erscheinungen auf dem Gebiete des Rechts und der Sitte ihrem Ursprung oder ihrer allgemeinen entwicklungsgeschichtlichen Aufeinanderfolge und Verwandtschaft oder Zusammengehörigkeit nach zu bestimmen oder zu ordnen und zu gruppiren", spiele „noch immer die Philosophie die Rolle des wissenschaftlichen Lückenbüßers, d. h. man geht zum größten Theil nicht von Thatsachen, sondern von vorgefaßten Meinungen oder mehr oder weniger willkürlichen Voraussetzungen dabei aus. Und diese aprioristischen Ideen halten nicht einmal einer logischen Prüfung stand". Beispiele, die der Verfasser dafür bringt, stimmen allerdings; allein auch die Beispiele seines eigenen Benützens philosophischer Dinge stimmen dazu nicht minder. Die Fragen nach dem Ursprung solcher Besitzthümer wie Sprache u. s. w. führen naturgemäß auf gewisse ganz eigentlich menschliche Seelenthätigkeiten, unter denen die Abstraction besonders hervortritt. Auch Hildebrand kommt auf diese zu sprechen; man sollte meinen, er werde sich eine, wenngleich vielleicht irrige, so doch eindeutig bestimmte Auffassung von ihr zurecht gelegt haben. Statt dessen hören wir zuerst, jede Abstraction setze eine Vergleichung der Thatsachen voraus, müssen also annehmen, jene sei etwas anderes als diese, und bedauern, nicht zu erfahren, wie sie der Autor faßt. Bald darauf erfahren wir dies allerdings: jetzt wird gesprochen von der „Abstraction oder systematischen Vergleichung der Thatsachen". Daß irgend eine systematische Thätigkeit die Thätigkeit selbst voraussetzt, ist logisch allerdings richtig; allein Hildebrand hat es schwerlich so gemeint, um so weniger, als er kurz nachher „abstrahiren" und „vergleichen" im nämlichen Sinn zu gebrauchen scheint, nachdem eben vorher das eine das andere nur vorausgesetzt hatte.

Wenn ferner ein Fachmann das Ausgehen von „Thatsachen", nicht „von vorgefaßten Meinungen oder mehr oder weniger willkürlichen Voraussetzungen" verlangt, darf man auch von ihm erwarten, daß er außergewöhnliche Ansichten nicht als bloße Behauptungen vorbringe, sondern ihre thatsächliche Unterlage mindestens andeute; sonst ist der Verdacht des „Vorgefaßten", des „willkürlich Vorausgesetzten" kaum abzuweisen. Mit Recht betont Hildebrand, „daß es auf dem ethischen Gebiet ja überhaupt keine meßbaren Größen oder Distanzen, keine Gradunterschiede" gibt; mit Recht, obschon dabei nicht übersehen werden sollte, daß die Fiction einer solchen Meßbarkeit für ein System von Strafen und Belohnungen unentbehrlich ist und in jeder Strafgesetzgebung und strafrechtlichen Praxis, sowie einigermaßen auch in der katholischen Moralpflege mit ihren abgestuften Bußen hier und jenseits in ausgedehntem Maß zur Verwendung kommt. Allein der Verfasser leugnet nicht bloß die Grade an der Reihe, sondern auch die Reihe selbst, indem er unmittelbar fortsetzend behauptet, daß es auf dem ethischen Gebiet „kein Mehr oder Weniger, sondern nur ein Entweder-Oder, ein Sein oder Nichtsein, gibt; daher dann auch immer nur von einem Anderswerden, d. h. von einer Entwicklung, aber von keinem eigentlichen Fortschritt auf diesem Gebiet die Rede sein kann." Diese Worte sind doch einzig so zu deuten, daß Eine Handlung, Ein Mensch u. s. w. nur entweder sittlich oder nicht sittlich, nicht aber sittlicher oder unsittlicher sein kann als ein anderes Beispiel; ungefähr so, wie ein Urtheil entweder bejahend oder verneinend, wahr oder falsch, gewiß oder ungewiß u. dgl. ist. Indessen kennen wir an Urtheilen auch die abstufungsfähigen Eigenschaften der Evidenz und der Wahrscheinlichkeit; an Gegenständen von Gefühlen die ebenso abstufungsfähigen Eigenschaften der größeren oder geringeren Wohlgefälligkeit oder Mißfälligkeit, insbesondere der künstlerischen Schönheit; analog dürfte auch der ethische Werth eines Dinges oder speciell einer Person, einer Eigenschaft, eines Vorgangs, einer Beziehung die Möglichkeit enthalten, größer oder geringer, in einer einzigen Richtung veränderlich zu sein. Ferner scheint die genaue Deutung jener Worte zu einem Mißverständniß des Begriffs „Entwicklung" zu führen, als sei diese nicht imstande, irgend eine vorliegende Form zu höherer Vollkommenheit, mindestens in dem Sinn einer stärkeren Ausprägung des bereits Vorhandenen, zu führen. Dies dürfte aber doch z. B. bei der Entwicklung des Individuums der Fall sein; und wer sich der „ethischen Evolution" erinnert, die Friedrich Albert Lange gegen Schluß seiner „Geschichte des Materialismus" aufstellt, wird leicht auch darin eine Instanz gegen Hildebrand erblicken.

Was uns dieser jedoch in besonders glücklicher Weise bietet, sind Beispiele für die Altersbestimmung von Rechten und Sitten durch Beachtung der Culturstufen, auf denen sie auftreten. Die Reihenfolge vom Jäger- und Fischerleben zum Nomadenthum, dann zum Ackerbau, weiterhin zu Handel und Gewerbe bleibe der Richtung nach gleich; also lasse sich daran auch das Alter von Rechtsverhältnissen und Sitten ablesen. Der Verfasser veranschaulicht dies, mit reichlichen Belegen, durch ein paar praktische Beispiele aus dem Familienrecht, das bis jetzt noch im Vordergrund des entwicklungsgeschichtlichen Interesses gestanden sei. Man habe für die Formen der Eheschließung die Reihe vom Frauenraub durch den Frauenkauf bis zur bloßen Darbringung von Geschenken an die Eltern oder Vormünder der Braut aufgestellt: wie die Thatsachen zeigen, sei jedoch der ursprüngliche Entwicklungsgang der Dinge gerade umgekehrt und werde so durch den Gegensatz jener verschiedenen Culturstufen erklärt. Auch die Annahme, die Frau sei zuerst Gemeingut, in sogenannter „Stammes- oder Gruppenehe", gewesen, und erst später sei daraus allmählich die „Einzelehe" erwachsen, die denn zugleich an Stelle des „Mutterrechts" die „väterliche Gewalt" gesetzt hätte, bewährt sich nach dem Verfasser nicht; vielmehr ist die Herrschaft des einzelnen Mannes über seine Frau „auf der untersten Stufe sogar die allerunbedingteste und unumschränkteste", und erst später tritt Frauengemeinschaft auf. Für beide Beispiele sucht unser Gewährsmann die Erklärung in den durch die jeweilige Culturstufe gebotenen Besitzverhältnissen; ein Vermögen gebe es erst von der zweiten Stufe an, und so lange es noch nicht bestand, so lange über die bloß natürlichen Rücksichten noch nicht die ökonomischen die Oberhand gewonnen, sei die Verwandtschaft durchgängig nach der Mutter bestimmt worden.

Schließlich bemerkt der Verfasser, das Problem einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte des Rechts und der

Digitized by Google

Sitte sei eines von jenen, welche der Fachgrenzen spotten, ohne daß man jedoch daraus die Nothwendigkeit einer ganz neuen Disziplin ableiten dürfte; denn dazu gehöre ein Problem, dessen Lösung eine ganz neue, eigenartige Vorbildung voraussetzt. Auch die Existenzberechtigung einer eigenen Wissenschaft der „Sociologie" erscheint ihm mehr als zweifelhaft. Mit dem Dogma, auch dem menschlichen Leben gegenüber, gebe es schließlich nur einen wissenschaftlichen Standpunkt, den der Anatomie und Physiologie, und heute könne das Bindeglied der verschiedenen Disciplinen nur noch die Naturwissenschaft sein, womit nicht ihre Resultate gemeint sein sollen, sondern ihr Geist, d. h. die Art der Fragestellung und des wissenschaftlichen Verfahrens — damit schließt diese bedeutsame Rede.

In einem ganz anderen Sinn wird das Problem einer „Entwicklung der Sitte" genommen durch das Werk des österreichischen Gymnasialdirektors zu Arnau, Theodor Stieglitz: „Ueber den Ursprung des Sittlichen und die Formen seiner Erscheinung" (1894). Ursprung bedeutet darin die metaphysische Begründung; sie geschieht in einer uns hier nicht interessirenden Weise eines ziemlich einseitigen Dilettantismus. Doch seien ein paar Proben geboten, um schließlich noch diese Ergänzung des eigentlich evolutionistischen Bildes von Recht und Sitte anzudeuten. In interessanter Weise wird über die Entstehung der Familie und der „gesellschaftlichen Sphären" gesprochen; insofern jedes Individuum einem solchen Kreis angehört, müsse die Quelle der Sittlichkeit „in den aus dem verwandtschaftlichen Gefühle hervorgehenden Aeußerungen des Willens zu Sein" gesucht werden. Weiterhin entstehen „durch die unausgesetzte Ausübung solcher, dem verwandtschaftlichen Gefühle entsprechender, sittlicher Handlungen dauernde, sittliche Eigenschaften, d. i. Tugenden als bleibende, ja selbst vererbliche Eigenschaften des Individuums". Ausdrücklich unterschieden wird zwischen der „legalen" und der „humanen" Sittlichkeit; jene ist — wie allerdings erst später gesagt wird — der Inbegriff aller dort näher markirten „sittlichen Normen, auf welchen das Dasein der gesellschaftlichen Kreise beruht", diese gründet sich auf „solche Handlungen, welche zwar aus dem verwandtschaftlichen Gefühle hervorgehen, wozu aber der Einzelne durch kein Gesetz verpflichtet ist, durch deren Erfüllung aber auch für ihn kein Recht hervorgeht". Stieglitz stellt sich keineswegs bloß auf Seite dieser: er bemerkt, daß auf ihrer Ausübung „nicht das Dasein einer höheren Form der Gesellschaft beruht und daher durch dieselben der Wille zum Dasein weit weniger verwirklicht erscheint als durch die Ausübung" jener, die von weit größerer Bedeutung und Wichtigkeit sein werden als die humanen Aeußerungen Einzelner und einzelner Kreise; so gefährde „eine Vernachlässigung der nationalen Pflichten infolge humaner Aeußerungen" „in gleicher Weise das Zustandekommen eines internationalen Kreises, als es das Dasein eines schon bestehenden nationalen schädigt". Grund und Nothwendigkeit des Auftretens der Staatskunst und zugleich ihre Aufgabe liegen „in der Zurückdrängung der verwandtschaftlichen Liebe durch den individualen Egoismus und in dem Streben nach Verhütung des daraus hervorgehenden Kampfes aller gegen alle"; die Verfassung und Gesetzgebung des Staates, bestehend in der Aufstellung und Durchführung der gegenseitigen Rechte und Pflichten, „haben desto mehr sittlichen Gehalt, je mehr in ihnen der durch das verwandtschaftliche Gefühl gebotenen Gleichheit der gegenseitigen Rechte und Pflichten Rechnung getragen wird. Daher ist jedes Vorrecht . . . ein Unrecht". Dann noch einzelne Bemerkungen wie die, es sei „unpassend die Periode der sittlichen Entartung und Verkommenheit Griechenlands und Roms das Greisenalter zu nennen, das doch vor allen anderen Lebensaltern das ehrwürdigste ist"; oder über die „Wohlanständigkeit": sie bestehe in der Vermeidung solcher Aeußerungen, welche ein selbstisches Gepräge tragen, auch im geselligen Kreise; ihr Begriff sei stets mit dem Wort „Sitte, gesittet" verknüpft worden, und auf ihn könne die Entstehung und Bedeutung der geselligen Formen, das Wohlgefallen an der Freundlichkeit, Zuvorkommenheit, Höflichkeit u. a. zurückgeführt werden. Unter allen Tugenden sei die menschlichste der Edelmuth.

Fühlbar beeinträchtigt werden diese Ausführungen durch die Unvollkommenheit der sociologischen Einsichten des Verfassers. Er spricht so, als wäre die Gesellschaft oder gar der Staat immer das Vollkommenere, Sittlichere als jedes Individuum; er achtet erst im späteren Verlauf seiner Darstellung auf die wirthschaftlichen Mächte und auch da nur nebenbei, versteckt unter die Begriffe des „allgemeinen Nutzens" als des Maßes für das Wohlgefallen der sittlichen Handlungen, ferner des „Kampfes ums Dasein, den die Gesellschaft zu führen hat", der „natürlichen Forderungen jedes Volkes" u. dgl. Erst wenn diese Forderungen allseitig erfüllt werden, „erscheinen die Glieder zu einem politischen Ganzen durch ein sittliches, aus gegenseitigen Rechten und Pflichten bestehendes Band vereinigt"; daß sie selbst in diesem Fall nicht bloß durch ein sittliches, sondern auch durch ökonomische Bänder vereinigt sind, scheint der Verfasser zu übersehen. Daß „das Gesetz" im Staat als „der allgemeine Wille" aufgeführt wird, und daß in jedem gesellschaftlichen Kreise der Wille zum Dasein des Ganzen mächtiger sei als der zum Dasein eines einzelnen Mitgliedes, ist doch wohl mindestens eine gewaltsame Vereinfachung der Thatsachen; dies verräth sich z. B. durch die aus dem letzteren Satz gezogene Folgerung, „daß der gesellschaftliche Schutz des Einzelnen in gleichem Maße mit der Größe der Gesellschaft zunimmt, daß also in einem größeren Gemeinwesen der Wille zum Dasein des Einzelnen mehr begünstigt und gefördert erscheint, als in einem kleineren" — eine Folgerung, die sich durch einen Vergleich großer Staaten wie Rußland mit kleinen Staaten wie der Schweiz allzu leicht widerlegt.

Haben uns derart die wechselnden Bilder unsrer Betrachtung zwischen Thatsachendurst und Theoriendrang hin und her geführt, so geben sie uns doch zugleich die frohe Hoffnung, daß das „vergleichende" Hinübergreifen über alt gewohnte Grenzen uns mit der Zeit auch von sonstigen theoretischen Engen unsres Blicks befreien wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

Geiß, Prof. Dr. Die Elektricität und ihre Anwendungen. Ein Lehr- und Lesebuch. Mit 443 Abb. 6. vielfach umgearbeitete und vermehrte Aufl. Stuttgart, Engelhorn 1897. — Ein naturwissenschaftliches Werk, das die stattliche Zahl von sechs Auflagen aufweisen kann und dessen neuestes Erscheinen von dem letzten nur durch zwei Jahre getrennt ist, hat schon durch diese, eigentlich rein äußerliche Thatsache einen gewissen Nimbus, der den Leser mit großen Erwartungen erfüllt und hiedurch oft ungerecht macht, wenn er dieselben nicht verwirklicht findet. Sagen wir es gleich im voraus: wir sind eben aus diesen Gründen mit hoch gespannten Erwartungen an das Studium des Werkes gegangen, allein wir haben diese noch übertroffen gefunden. Das einzig mißliche an der neuen Auflage, die Vermehrung des Umfanges um 45 Seiten, wurde durch die nothwendige Einschaltung eines ganz neuen Capitels (des 12.) bedingt, in dem der Durchgang der Elektricität durch Gase und evacuirte Räume und die dabei auftretenden Röntgenstrahlen ihre Besprechung finden. Auch außerdem hat Verfasser alle wichtigen Neuerungen, seien sie nun von theoretischem oder praktisch technischem Interesse, erwähnt und so das Werk auf dem Stand der modernen Wissenschaft erhalten. Möge das treffliche Buch auch in dieser Bearbeitung Freunde finden und die Kenntniß der Elektricität, ihrer Erscheinungen und Anwendungen immer weiteren Kreisen erschließen! Sh.

Digitized by Google

Dr. S. Unter dem Titel „Kirchliche Blätter aus der evangelischen Landeskirche A. C. in den siebenbürgischen Landestheilen Ungarns“ erscheint zu Hermannstadt (Siebenbürgen) eine „evangelische Wochenschrift für die Glaubensgenossen aller Stände“. Das Blatt, welches einem tief gefühlten Bedürfniß nachkommt, „will ein kirchliches Blatt sein und unsere, d. i. der evangelischen Landeskirche A. C. in den siebenbürgischen Landestheilen Ungarns dienen. Es faßt als Leser nicht die Gelehrten uns nicht die ganz Ungebildeten ins Auge, sondern den in Stadt und Land zahlreich vorhandenen Mittelstand, Männer und Frauen, die Jugend und die Aelteren, denen die Erhaltung und Kräftigung dieser Kirche am Herzen liegt. Und es will einen geistigen Zusammenhang schaffen uns pflegen zwischen unsrer Kirche und den Glaubensverwandten in den übrigen Theilen des Vaterlandes und des Auslandes, insbesondere auch Deutschlands. Anderen Kirchen und Religionsgenossenschaften gegenüber soll die brüderliche Liebe walten; Angriffe jedoch und Gefährdungen würden nicht ohne Abwehr bleiben dürfen“. „Unerschütterlich fest haltens die auch gesetzlich gewährleistete Autonomie unsrer evangelischen Landeskirche uns dieselbe, wo es noth thut, mit aller Kraft vertheidigend; ebenso fest haltens an der presbyterial-synodalen, volksthümlichen Grundlage ihrer Verfassung, sowie endlich nicht minder an der treuen Verbindung unsrer Schule mit unsrer Kirche; aber fern stehend jeder Theilnahme am politischen Parteileben; — will das Blatt, was in uns noch lebendig und arbeitswillig für die auf das Evangelium gegründete Kirche, in gemeinsamer Thätigkeit verbinden, um, was wir in unsrer Kirche noch haben, zu erhalten, immer tiefer zu gründen und dadurch immer stärker und fruchtbarer zu machen.“ Mit dieser löblichen Tendenz traten die „Kirchlichen Blätter“ unter dem 5. Mai l. J. ins Leben; die erste Nummer enthält aus allem die gehaltvolle, auch in politischer Beziehung bedeutsame Rede des Bischofs Dr. Fr. Müller bei Eröffnung der 18. Landeskirchen-Versammlung zu Hermannstadt (28. April l. J.), dann außer kirchlichen Correspondenzen uns Nachrichten eine anziehende Betrachtung: „Miserricordias domini“ und einen liebevoll würdigenden Nachruf: „Eine evangelische Fürstin unsrer Tage“ (Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar, † 24. März 1897), sowie einen lehrreichen Aufsatz: „Aus der Werkstatt der Kunst“ (eine Darlegung der künstlerischen Vorzüge des bedeutenden siebenbürgisch-sächsischen Lyrikers Michael Albert), endlich die „Bücherschau“ und Anzeigen. Die auch äußerlich wohl ausgestatteten „Kirchlichen Blätter“ verdienen nicht nur die kräftigste Unterstützung der siebenbürgisch-sächsischen Glaubensgenossen, sondern auch des werkthätige Wohlwollen weiterer Kreise, insbesondere im Deutschen Reiche.

Prof. Bennborfs Bericht über seine Ausgrabungen in Ephesus (Schluß); agl. Beil. Nr. 117.

„Auch von den Bronzestatuen, die längs der Außenfront vor den gefaulten Pfeilern standen, desgleichen von den Inschriften ihres Postaments war nach bloßen Fragmenten meist nicht viel mehr als ihre Existenz festzustellen; die Inschriften sind noch Gymnasialarchen datirt. Nur gegen Westen in der Colonnade über die Saalanlage hinaus, wo die schwersten Gebälkstücke in unberührten Haufen zusammen lagen und der Schutt noch höher aufgeschichtet war, kamen zwei Statuen in Theilen zum Vorschein. Die eine ist aus Bronze, etwas Überlebensgroß, und stellt einen stehenden unbekleideten Jüngling von edlen Formen dar. Der Kopf, die rechte Hand und der rechte Fuß sind untadelhaft erhalten. So weit die Zusammensetzung des Uebrigen bisher gelang, erkennt man, daß die Figur fest auf dem rechten Beine stand und das Spielbein im Knie gebogen zur Seite setzte. Die Arme gingen abwärts, der rechte Unterarm quer über den Leib, die geschlossene Rechte hielt, noch ihrer inneren Höhlung zu schließen, einen irgendwie cylindrisch geformten Gegenstand; Reste der linken Hand lehren, daß sie mit gekrümmten Fingern, wahrscheinlich nach oben, offen war; der Kopf ist mit gesenktem Blick, die Augen hohl, nach der linken Schulter hin geneigt. In diesem Aufbaue und dem gesammten Schema der Bewegung gleicht die Figur einer Marmorstatue der Uffizien, welche (mit geringen Replilen im Louvre und Beaccio nuovo des Vatican) auf ein attisches Bronzewerk wohl noch des fünften Jahrhunderts zurückgeht und einen anscheinend sich salbenden und Oel eingießenden Athleten darstellt. Unsre Bronze, die in ihrer Vollendung an sich den Eindruck eines Originals gibt, wiederholt nun offenbar jenes attische Werk, jedoch nicht im Sinne einer Abschrift, sondern wie eine Uebersetzung in die freiere Vortragsweise einer jüngeren Zeit. Man verfolgt dieses Verhältniß an dem schönen, geschmeidigeren Flusse der überaus kräftigen Körperformen, soweit sie bis jetzt zurückgewonnen sind, und mit besonderer Bestimmtheit an der Eigenart des Kopfes. In der Haltung und im Grundbau, namentlich aber Zug für Zug in allen Eigenheiten des kurzlockigen Haares, sind sich beide Köpfe gleich. An dem Florentiner hat aber das Haar ein geringeres Relief und eine stumpfere, gröbere Ausgestaltung, während es sich an der Bronze in buntem, mannichfach unterhöhltem Lockenspiele ablöst, und das Gesicht hat eine Umformung aus schlichter Strenge in volle Anmuth erfahren. In der Vorderansicht ist das einfache Oval der älteren Zeit in eine volle Rundung der Gesammtform übergegangen, auch die Flächenentwicklung verschliffener, so daß man sich an jugendliche Kopftypen erinnert sieht, die mit der Kunst des Skopas im Zusammenhange stehen; in der Profilansicht, die sich durch feinste Zartheit der Durchbildung auszeichnet, glaubt man einen jüngeren Bruder oder einen jüngeren Verwandten des praxitelischen Hermes vor sich zu haben. Eine Verschmelzung solcher Elemente würde sich nun einem späteren Künstler der sogenannten zweiten attischen Schule sehr wohl nergegenwärtigen lassen, und vor Praxiteles und Skopas ist die Umbildung des älteren Typus, welche unsre Bronze erkennen läßt, keinesfalls vorstellbar. Die Statue lag vor einer ionischen Säulen gebildeten, quadratig wiederherstellbaren Wandnebenhalle, auf deren Boden ein niederes viereckiges Postament nicht viel unter Augenhöhe steht; augenscheinlich war sie von diesem Postament, das keine Spuren der Befestigung und nur Theile noch von der einstigen Inschrift trägt, herabgefallen. Die Inschrift war nach einem Proconsul, einem Schreiber und dem Gymnasiarchen L. Claudius Frugianus ontirt, ihre Charaktere schienen uns auf augusteische, jedenfalls frühkaiserliche Zeit zu deuten. Daß ein älteres Werk hier zu neuer Aufstellung kam, wäre nicht ausgeschlossen.

„Die zweite Statue wurde in der Nähe auf dem Boden der Halle gefunden, ihren ursprünglichen Standort kennen wir nicht. Sie ist in sorgsam polirtem weißen Marmor gearbeitet und stellt auf einer an den Schmalseiten gerundeten Plinthe in überlebensgroßen Formen einen nackten Knaben vor, der mit untergeschlagenem linken Beine auf dem Boden sitzt, eine eingefangene Ente mit dem linken Arme steif niederdrückt und, mit dem rechten Arm zur Abwehr in die Luft fahrend, in Erregung aufblickt. Das reizvolle Motiv, das in geringen Copien, die sich im Vatican und in Florenz finden, auch in ähnlicher Verwendung anderweitig sich wiederholt, ist vortrefflich durchgeführt, liebenswürdig namentlich das Gesicht des Kindes mit dem offenen Munde, und stellt sich dem berühmten Knaben mit der Gans zur Seite, dessen geschlossenere Composition auf Boethos zurückgeht. Die Figur ist jetzt wiederhergestellt.

„Im Bauschutt des Saales gewannen wir u. a. mannichfache schon unpassende Theile einer vorzüglich gearbeiteten Gruppe aus schwarzem Basalt, deren Composition sich in den Grundzügen allmählich herausklärte. Eine Sphinx, am Leibe wie eine Löwin geformt, hat sich mit emporgeschlagenen Flügeln auf einen rücklings über einem Felsen liegenden nackten Griechenjüngling geworfen, den sie mit den Tatzen zerfleischt. Die technische Durchführung dieser seltenen, statuarisch noch unbekannten Darstellung verräth in den fein polirten Fleischtheilen, den leicht geraubten und daher ins Grüne spielenden, höchst sauber gezeichneten Haarpartien, nach dem gewählten Steinmaterial nach die nämliche oft bezeugte Kunstschule, der die schönen Kentauren im Capitol entstammen, welche aus der Villa Hadrians von Tivoli herrühren und die Künstlerinschrift des Aristeas und Papias aus dem nahen Aphrodisias im Maianderthale tragen. Die Proportionen des Jünglings sind etwa ein Drittel unter Lebensgröße, alle Seiten der Sculptur von gleichmäßiger Sorgfalt; die für eine Mannorische ungeeignete Gruppe muß daher im Saale gestanden haben, wie ingleichen einige monumentale Becken, je ein wiederherstellbares großes Lutterion aus Basalt, wohl auch eine Kolossalfigur aus weißem Marmor, in der wir nach nackten Partien von Armen und Beinen ein heroisches Kaiserbildniß vermutheten. Von der Porträtstudie eines bärtigen Griechen ist namentlich der treffliche Kopf vorhanden, von einer weiblichen Idealstatue des reif archaischen Stils gleichfalls der Kopf, beide aus weißem Marmor, der letztere mit strähnig ciselirtem Haar und strengen edlen Gesichtsformen. In die Menge des Uebrigen, erst flüchtig untersuchten, will ich mich nicht verlieren, nur noch eines größeren Bronzefundes zu gedenken, den uns das Glück an einer offenbar ebenfalls unberührt gebliebenen Stelle in dem erwähnten mittelalterlichen Einbau der Nordostecke des Saales zuführte.

„Er bestand aus zahlreichen durch einander gefallenen Stücken, die sämmtlich mit einer dicken Kruste von Kohle und trockenem

Digitized by Google

Schlamm überzogen waren, aber theilweise schon in Ephesus sich ablösen ließen, vollkommen in Wien gereinigt werden. An einander gefügt sind jetzt die separat gegossenen oberen Bestandtheile eines kandelaberartigen Räuchergeräths. Sein etwa auf anderthalb bis zwei Meter Höhe zu schätzender Aufbau und die Art der reichen Verzierungen muthen pompejanisch an, finden für uns wenigstens heute in Pompeji die nächsten Parallelen. Das oberste Theilstück ist ein rechteckiges Becken, oben 27 × 24 Centimeter breit, durch das sich lanen ein Rost von Metallcylindern zog; außen ist es allseitig in Relief mit einem Flechtbande, Akanthusornamenten, einem Perlstab, Voluten und hängenden Palmetten verziert. Den nach unten nächst folgenden Theil bildet ein 9 Centimeter hohes, capitellartiges Kugelstück, das mit einem doppelten Blattkelche geschmückt ist. Dann folgt eine 14 Centimeter hohe Doppelbüste des bärtigen Herakles, der den Schleier der Omphale, und der Omphale, die das Löwenfell des Herakles auf dem Kopfe trägt; abgeschlossen ist sie unten durch einen separat gegossenen massiven Ring, der perlstabähnlich aus gleich großen Kugeln zusammengereiht ist. Der untere Aufbau des Geräthes ist noch nicht klar. Man hat u. a. 3 blattartig gebogene, 30 Centimeter hohe Fußständer, welche aus Platten zurecht geschnitten und auf der Außenseite mit Löwenmasken und Akanthus ausgestattet sind, eine oblonge, am Rande gerippte Platte, Theile einer vierkantigen hohen Mittelstütze, einen knorrigen Baumstamm, einige Blattzweige, 3 S-förmig gebogene Ranken, aus deren unteren Blattkelchen die 8 Centimeter hohen Oberbüsten von Eroten aufsteigen, ausstaffirt mit der Keule und dem Löwenfell des Herakles. Zugehörig waren wohl einige Reliefappliquen, ein in Ruhe gelagerter Herakles, zwei knieende Eroten. Nicht undenkbar wäre Zugehörigkeit selbst für die mit gefundene 40 Centimeter hohe Gruppe eines zusammenbrechenden Kentauren und des kämpfend auf ihm knieenden Herakles, da frei stehende Gruppen dieser Art öfters auf den Basen pompejanischer Candelaber neben Stützen oder knorrigen Baumstämmen vorkommen.

„Unter den sonstigen Funden und gelegentlichen Erwerbungen habe ich noch hervor das Untertheil einer marmornen Aphroditestatuette, die sich mit dem linken Ellenbogen auf ein archaisches Idol stützte und den linken Fuß wie die Aphrodite des Phidias auf eine Schildkröte setzt; eine anderthalb Meter hohe Gewandherme des bärtigen Dionysos (?) aus schönem gelblichen Marmor, eine decorativ feische Arbeit wohl noch des 5. Jahrhunderts, und einen ausgezeichnet erhaltenen polykletischen Hermeskopf von strenger Ausführung mit aus dem Haar emporstehenden Flügeln, ein Werk von kunstgeschichtlichem Interesse."

An Inschriften wurden aus Ephesus und Umgebung gegen 300, allerdings meist in Bruchstücken, gefunden und ein Areal von 840,000 Quadratmeter Stadtgebirts vom Fuß der Berge bis zum Hafensumpf, einbegriffen das aus der Apostelgeschichte bekannte Theater, angekauft, so daß noch reiche Gelegenheit für fortgesetzte Ausgrabungen geboten ist.

* **Freiburg i. Br.** Der außerordentliche Professor der Philosophie Dr. Hugo Münsterberg hat zum Herbst eine Professur für Psychologie an der Harvard-Universität in Cambridge (Massachusetts) angenommen.

* **Heidelberg.** Hier findet am zweiten Pfingstfeiertag die IV. Versammlung süddeutscher Laryngologen statt.

* **Gießen.** Der sprachwissenschaftliche, über 1000 Bände umfassende Theil der Bibliothek des am 7. März d. J. verstorbenen Prof. Dr. P. v. Brudke (vgl. Beil. Nr. 71) ist durch letztwillige Verfügung in den Besitz der hiesigen Universitätsbibliothek übergegangen, die durch diese hochsinnige Stiftung eine äußerst werthvolle Bereicherung erhält.

* **Hamburg.** Der Verein deutscher Chemiker hält vom 9. bis 13. Juni hier seine jährliche Hauptversammlung ab. Angemeldet sind folgende Vorträge: Dr. C. Gottsche, Hamburgs Bedeutung als Einfuhrhafen von Rohstoffen für die chemische Industrie; Dr. Brick: Ergänzungen dazu; Professor Voller, über Röntgenstrahlen in chemischer Beziehung; Prof. F. Fischer: Thermochemie in der chemischen Industrie; Prof. G. Lunge, über das Verhalten der verschiedenen Arten von Kieselsäure zu kaustischen und kohlensauren Alkalien; Dr. W. Leibold, chemische Processe in der Leuchtgasfabrication; Prof. F. Fischer, Industrie-Abwässer und der internationale Congreß; Dr. Richter, Theorie des Waschprocesses und Benzinbrände ꝛc. Für Besichtigungen sind in Aussicht genommen: Wasserfiltrationsanlagen, Quaianlagen, Müllverbrennungsanstalt, Desinfectionsanstalt, Elektricitätswerke, Seewarte, Preßhefe- und Maltonweinfabrik Mondbeck, Schiffswerfte von Blohm und Voß, Fünfmastsegler „Patosi" und Schnelldampfer in Brunshausen.

* **Berlin.** Der Lehrkörper der hiesigen Universität umfaßt augenblicklich 370 Personen, darunter 90 Ordinarien, 13 ordentliche Honorarprofessuren, 87 außerordentliche Professoren, 175 Privatdocenten, 4 Sprachlehrer und 1 Lehrer der Zahnheilkunde. Die stärkste Facultät, die philosophische, setzt sich bei einem Bestande von 190 Lehrkräften zusammen aus 50 Ordinarien, 5 Honorar-, 41 außerordentlichen Professoren, 90 Privatdocenten und 4 Sprachlehrern. Zur medicinischen Facultät zählen 127 Lehrer: 14 ordentliche, 4 Honorar-, 35 außerordentliche Professoren, 73 Privatdocenten und 1 Lehrer der Zahnheilkunde. Die juristische Facultät mit 33 Lehrkräften besteht aus 17 ordentlichen, 3 Honorar- und 4 außerordentlichen Professoren, sowie aus 9 Privatdocenten. Die theologische Facultät, die kleinste an Zahl, hat 9 Ordinarien, 1 Honorarprofessor, 7 Extraordinarien und 3 Privatdocenten, insgesammt also 20 Lehrkräfte.

* **Brüssel.** Gestorben ist Dr. L. Dereuboix, Honorarprofessor der Chirurgie an der Université libre.

* **London.** Sir Augustus Franks, Präsident der Gesellschaft der Antiquare, einer der größten Kenner der Keramik, ist am 21. d. M. gestorben. Lange Jahre war er am Britischen Museum als Bewahrer der britischen und mittelalterlichen Alterthümer angestellt. — Der erwähnte Beschluß der Universität Cambridge, den weiblichen Studirenden die akademischen Grade zu verleihen, ist von den „undergraduates" (Füchsen), die bereits mit Auswanderung nach Oxford gedroht hatten, durch ein Freudenfeuerwerk begrüßt worden.

* **Paris.** Der Physiolog P. Regnard und der Agriculturchemiker Th. Schlösing, Professoren am Institut national agronomique, haben Argon im Pferdeblut nachgewiesen (20 Cubikcm. Stickstoff und 0.4 Cubikcm. Argon in einem Liter Blut); man vermuthet danach, daß das neue Element auch im Menschenblut vorhanden sei.

* **St. Petersburg.** Wie die „Nowosti" dem „Kaßbek" entnehmen, hat sich der Minister der Volksaufklärung, Staatssecretär Graf Delianow, für die Gründung eines Polytechnikums in Wladikawkas ausgesprochen. — Hier starb Geh. R. Nikolai Alexejewitsch Ljubimow, Mitglied des Ministeriums für Volksaufklärung, weiland Professor der Physik am Institut der Großfürstin Helene.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Kalender des Deutschen u. Oesterreichischen Alpenvereins f. d. J. 1897, hrsgb. v. Johannes Emmer. 10. Jahrg. München, J. Lindauer 1897. — Karl Gustav Wilhelm Stenzel: Gustav Adolf Harald Stenzels Leben. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1897. — Dr. B. Burkhardt: Die Abwässer u. ihre Reinigung. Berlin, Julius Springer 1897. — Dr. Max Hachenburg: Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Vorträge. Mannheim, J. Bensheimer 1897. — Max Stoeßler: Chinesisch-deutscher Industrieanzeiger. Bremen, Selbstverlag. — Karl Grün: Gedichte. Wien, Wilhelm Frick 1897. — Dr. Paul Schwartzkopff: Die Irrthumslosigkeit Jesu Christi u. der christliche Glaube. Gießen, J. Ricker 1897. — Zur Entwicklung der internationalen Socialdemokratie. Bericht über den IV. internat. Socialistencongreß in London, mit Vorwort von Ludw. Bamberger. (Volkswirthschaftl. Zeitfragen Heft 145/146). Berlin, Leonhard Simion 1897. — Dr. Ferdinand Hueppe: Die Racen- u. Socialhygiene der Griechen im Alterthum u. in der Gegenwart. Mit Abbildungen. Wiesbaden, C. W. Kreidel 1897. — Emil Peschkau: Narren u. Närrchen, allerlei Humore. Berlin, Freund u. Jedel 1897. — Allgemeine Gartenbauausstellung in Hamburg 1897: Officieller Führer; officieller Hauptkatalog. Hamburg, Rudolf Mosse. — Das Museum, Anleitung zum Genuß ꝛc. v. Wilhelm Spemann. II. Jahrg. Lfg. 8. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — Rudolf Strowß: Novellen-Premieren, ein Vorschlag. Wien, Leopold Weiß 1897. — Allgemeine Nationalbibliothek, gegründet 1882 von Dr. H. Weichelt. Heft 156—162: Lenau, Savonarola; Kürnberger, Der Amerikamüde; Nestroy, Der Unbedeutende; v. Nadler, Pumphia; Das Amtsgeheimniß. Wien, C. Daberkow. — Theobald Ziegler: Versprechung von C. Vallmann, Vermächtniß eines armen Mädchens. Leipzig, Carl Güttich. — Emil Weisenböhler: Ein Auszug der feineren Küche mit einer Weinbehandlung, Kochbuchanalyse. Karlsruhe, Macklot.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 28. Mai. Nummer 119.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Deutsche Landeskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation. I. Von Dr. F. G. Schultheiß. — Dresdner Ausstellungsbriefe: IV. Sculptur. — Mittheilungen und Nachrichten.

Deutsche Landeskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

Von Dr. F. G. Schultheiß.

I.

„Ohne Kenntniß des Vaterlands keine Vaterlandsliebe.“ Wenn diesem mehrfach variirten Ausspruch ein Kern von Wahrheit innewohnt, so steht die mangelhafte Bethätigung deutschen Nationalgefühls im Mittelalter im engen Zusammenhang mit dem tiefen Stand geographischer Kenntnisse über Deutschland. Die jeweilige nächste Umgebung mußte ja mehr oder weniger bekannt sein, praktische Heimathskunde kann auch ohne geographische Belehrung getrieben werden, und es läßt sich kaum etwas gegen die Annahme Günthers[1]) einwenden: „Topographische Darstellungen kleinerer Gebiete waren zweifellos zu allen Zeiten vorhanden und konnten auch ohne Projection eine ziemliche Genauigkeit besitzen.“ Eine umfassendere Bekanntschaft mit ganz Deutschland durch eigene Anschauung zu gewinnen, lag im Bereich der Möglichkeit ebensowohl für die höchsten Schichten als den Bodensatz der Gesellschaft, für die Umgebung der Könige und Kaiser wie für die fahrenden Leute. Aber eine literarische Bezeugung dafür findet sich nicht; hat man doch vielfach hervorgehoben, wie z. B. im Nibelungenlied die Bekanntschaft mit den Donaugegenden ziemlich ausgiebig ist, der Rhein hingegen in eine unbestimmte Beleuchtung zurückweicht. Vereinzelt steht unter den Chronisten ein so realistischer Geist wie Adam von Bremen, der die Ostgrenze der Sachsen mit aller Sorgfalt feststellt, die Erkundigung bevorzugt vor der literarischen Tradition; mit Recht nennt ihn Günther den ersten deutschen Geographen. Zu derselben Zeit begegnet noch im Annolied die Stelle über die Schwaben:

„Rumia warin ubir meri
mit mislichemo volke,
sie flugen ir gecelte
ane dem berge Suevo,
danaen wurdia si geheizia Sunbo.“
(Kehrein 282—287)

im Anschluß an einen Satz des Hrabanus. Wie hätte diese traditionelle Alterthumsgelehrsamkeit, in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts noch einmal aufgewärmt in der Imago mundi des Honorius von Autun, eine Vorstellung von der Wirklichkeit gewähren können? Und wie dürftig, wie mißverständlich und irreführend ist der Fortschritt geographischer Kenntniß durch selbständige Zusätze, wenn dieser eine Germania superior unterscheidet von einer Germania inferior, aber nicht etwa im Sinne von Ober- und Niederdeutschland; denn die Germania superior reicht (est) von der Donau zu den Alpen und ist im Westen vom Rhein, im Norden von der Elbe begrenzt, sie enthält die Landschaften Schwaben, Bayern, Ostfranken, Thüringen und Sachsen; die Germania inferior, von der Elbe bis zum Ocean, enthält Dänemark und Norwegen! Rudolf von Ems, der etwa ein Jahrhundert später diesen geographischen Abriß in deutschen Versen paraphrasirt hat, gibt diese Stelle wieder mit den Zeilen:

„Von der Tuscowe, als sie gat,
und ir fluß du den namen hat,
unz an die hohsten Albe hin
ist — als ich bewiset bin —
diu ober Germania gelegen,
diu den namen hat gewegen[1])
noch ellen tiutschen landen.
Von den, die es sus nanden,
noch den sint elliu tiutschiu lant
noch Germania genannt.“

Zur Berichtigung aber und Vervollständigung der Liste deutscher Landschaften bei Honorius fühlt sich Rudolf gedrungen, zwischen Ostfranken und Thüringen die Verse einzuschieben:

„Du enzwischen und dem Rine lit
Rinfranken ze der western sit.
Tintscher lande gêt ein gêr[2])
über Rin. Des teiles hêr
gêt eiulit an welschia lant
als Holland unde Brabant
und Sêlant, da derselbe strich
von welschen landen scheidet sich.“

Darin liegt zugleich eine keineswegs selbstverständliche Emancipation von der Bezeichnung des Rheins als der Grenze zwischen Gallien und Germanien, die Honorius (Cap. 29) ebenso wie Wipo oder Otto von Freising unter antikem Einfluß festhalten trotz der sprachlichen und staatlichen Verschiebungen. Im übrigen theilt Rudolf von Ems die Schwäche dieser auf falschen Bahnen wandelnden Gelehrsamkeit, die Heimaths- und Vaterlandskunde gering zu schätzen und das Interesse lieber der verschwimmenden Ferne zuzuwenden, die nach der literarischen Tradition von fabelhaften Wesen bevölkert war, — eine Schwäche, von der sogar ein Adam von Bremen sich nicht frei halten konnte.

Einen Fortschritt der Heimathskunde, der geographischen Kenntnisse über Deutschland, darf man wohl dem Aufblühen der Städte, ihren lebhaften Verkehrsbeziehungen zuschreiben. Eine Probe davon bildet die knappe Beschreibung Deutschlands und des Elsasses aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, anscheinend von einem elsässischen Predigermönche herrührend, in der freilich das rein geographische Interesse völlig hinter das culturhistorische zurücktritt. Jedenfalls aber ist gerade in den deutschen Städten während des 14. und

[1]) „Adam von Bremen, der erste deutsche Geograph“, in den Sitzungsberichten der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Classe für Philosophie u. s. w. 1894, S. 16 u. 2.

[1]) Für „gewegen“ könnte man noch heute sagen: zugewogen.
[2]) gêr ist hier keilförmiges Stück.

15. Jahrhunderts der Schatz landeskundlichen Wissens über Deutschland zusammengeflossen, der dann einem humanistisch gebildeten Schriftsteller einen willkommenen Stoff der Darstellung bieten konnte. Daß dazu ein Fremder nach Deutschland kommen mußte, das ergab sich aus den Verhältnissen; daß es ein Aeneas Silvius war, ist ein glücklicher Zufall. Dem Geistlichen aus vornehmem Hause, dem Geheimschreiber des Kaisers und Vertrauten des Papstes, wurde alles, was er zu wissen wünschte, zugetragen; ihm wurde fast mühelos, was dem Stubengelehrten fast unerreichbar blieb, der umfassende Ueberblick über Deutschland und Europa eröffnet. Aeneas Silvius ist, wenn auch kaum der erste, dem der Unterschied des alten Germaniens und des neuen Deutschlands bewußt wurde, so doch der erste, der ihn scharf und klar den Zeitgenossen vor Augen gestellt hat. In seinem unter dem Titel Germania bekannten Brief an Martin Meyr, den Kanzler von Mainz, weist er darauf hin, wie der Rhein und die Donau, einst die Grenzen Germaniens, jetzt mitten durch deutsches Gebiet fließen. Belgien, früher der dritte Theil Galliens, habe sich zur größeren Hälfte der Sprache und Sitte Germaniens angeschlossen, ebenso Helvetien, Rhätien, Noricum und Vindelicien. Selbst die himmelhohen, im ewigen Schnee starrenden Alpen habe der germanische Name überstiegen und in Italien seinen Sitz aufgeschlagen, Brixen, Meran, Bozen im Etschthal gewonnen. Nach Osten hätten die Deutschen nicht nur die Elbe, sondern auch die Oder und Weichsel überschritten, sogar im Ocean und im baltischen Meerbusen die Inseln sich unterworfen.

Das hier angeschlagene Thema von der Ausbreitung des Deutschthums begegnet später immer wieder. Vor allem aber ist des Aeneas Silvius historisch-geographische Schrift In Europam ein kanonisches Buch geworden für seine Nachfolger auf dem Felde der Welt- und Völkerkunde, für Hartmann Schedel und Johannes Boëmus Aubanus, für Sebastian Franck und Sebastian Münster; als das Werk eines Gelehrten, der sogar auf den päpstlichen Thron gestiegen ist, galt es so ein Jahrhundert hindurch als Quelle unfehlbarer Belehrung, aus der im reichsten Maße zu schöpfen man um so weniger Anstand zu nehmen brauchte, als der Vorwurf des Plagiats kaum noch zu fürchten war. Thatsächlich enthält das Buch die Elemente einer deutschen Landes- und Volkskunde in so überraschender Fülle, daß Aeneas Silvius wohl oder übel als deren Vater anerkannt werden muß. Er selbst hält es am Platz, sich zu entschuldigen wegen der eingehenden Behandlung Sachsens: die alten Schriftsteller hätten gar zu dürftig über Germanien gesprochen und, als ob dieses Volk außer der Welt läge, nur wie im Traume sich damit befaßt. Das Urtheil über das Verdienst seiner nächsten Nachfolger kann nur gefällt werden auf Grund dessen, was sie selbständig zu seinem Stoff hinzugefügt haben. Vor allem gilt das für eine Abwägung der Leistungen Francks und Münsters als Kosmographen oder Geographen. Anscheinend wäre es doch so leicht gewesen, die Leistung des Aeneas Silvius zu übertreffen, indem man auf dem Grunde geographischer Eintheilung fortbaute, den geographischen und ethnographischen Stoff immer mehr in den Vordergrund, den historischen zurücktreten ließ. Im ganzen und großen ist ja auch dieser Fortschritt von Aeneas Silvius zu Sebastian Münster zu bemerken, aber doch nicht immer auch in den Einzelheiten. Wie sorgsam hat z. B. Aeneas Silvius schon die Sprachgrenze beachtet! Seinen Nachfolgern muß man es schon zugute rechnen, wenn sie seine wichtigen Bemerkungen nicht übersehen oder mißverstehen. Dafür nur ein Beispiel. Von der Steiermark sagt Aeneas, die Bevölkerungen der Städte seien meist Deutsche, Slaven seien die, die diesseit der Drau den Landbau treiben. Dieses „diesseit" ist natürlich vom Standpunkt des Italieners zu verstehen, für den deutschen Leser also mit „jenseit" zu übersetzen. In der deutschen Ausgabe von Hartmann Schedels liber chronicorum heißt es jedoch: „das volck in den stetten ist gewonlich teutsch, und das pawrsolck herdißhalb der Trayn windisch." Johannes Boëmus fügt die Erwähnung der steirischen Kröpfe ein, die das Reden erschweren; dann folgt die Notiz des Aeneas etwas umgebildet, die Steirer seien nach Sitte (cultu) und Sprache Deutsche, nur die Anwohner der Drau gebrauchten die illyrische Sprache. Sebastian Franck, der ihm folgt, zieht die beiden Sätze zusammen: „Die Männer hindert es an der Red, welche bäß teutsch ist, on die Drauni, die reden Windisch." Richtig erscheint es hingegen wieder bei Sebastian Munster: „Das volck so darin wonet, redt Teutsch, wiewol etlich hie jhenet dem Wasser Dravo sich der Windischen sprachen gebrauchen."

Aeneas Silvius beginnt seinen historisch-geographischen Rundgang mit den jüngsten Begebenheiten in Ungarn und gedenkt dabei der Deutschen in Ofen und in Siebenbürgen. Den Haß der Magyaren gegen alles Deutschthum kennt auch er schon zur Zeit des habsburgischen Königs Albrecht II., von den Deutschen in Siebenbürgern weiß er zu berichten, sie hätten aus Sachsen den Ursprung und seien tapfere, kriegsgeübte Männer, von den sieben Städten, die sie bewohnten, in der angestammten Sprache Siebenbürgen geheißen — die Ableitung, die man auch heute wieder für die richtige erklärt. Nach der Behandlung der Baltanländer kommt dann Aeneas auf Kärnten zu sprechen und schildert dabei[1]) die alten Gebräuche bei der Einsetzung der Herzoge auf dem Zollfeld. Für Oesterreich verweist er auf seine Geschichtsdarstellung. Ueber Mähren sagt er, die Sprache der Bevölkerung sei gemischt, deutsch und böhmisch, doch wögen die Böhmen vor, denen die Herrschaft über das Land gehöre — auch das ist richtiger ausgedrückt als Franck thut, „diß volcks gezung ist gemischt Deutsch und Böhmisch, etwan das Böhmisch gewonlicher an etlichen orten". Auch die Bemerkung des Aeneas Silvius über Schlesien ist von allen seinen Nachfolgern unbeirrt übernommen worden. Die Sprache des Volkes sei zum großeren Theil die deutsche, wiewohl jenseit der Oder die polnische Sprache vorwiege; deßhalb hatten einige nicht ohne Grund gemeint, daß hier die Oder die Grenze Germaniens sei, wiewohl derselbe Fluß weiter nördlich auf beiden Ufern deutsche Bevölkerung habe. Dann wird die Beschreibung Deutschlands unterbrochen durch das Ausgreifen nach Polen, Rußland (Ruthenei), wobei Naugarden (Nogardia, Groß-Nowgorod) erwähnt wird, wohin die deutschen Kaufleute mit großer Mühe gelangten, und Livland, das anders als bei den späteren Kosmographen noch nicht zu Deutschland gezogen wird, wohl aber Preußen. Hier fließt ihm freilich, veranlaßt durch die classische Geographie, eine Unklarheit in die Feder. Die Preußen bewohnen beide Ufer der Weichsel, der Fluß ist die Grenze zwischen Sarmatien und Germanien, also nicht mehr für die Gegenwart des Schreibers, er ist es aber auch gerade an dieser Stelle nur für die ungenaue Kenntniß des Alterthums gewesen. Eine ähnliche Unklarheit begegnet, wo Aeneas Silvius nach der eingehenden Behandlung Sachsens und Thüringens die Aufzählung der deutschen Länder zum zweitenmal unterbricht durch die Einschiebung der skandinavischen Länder und dabei Dänemark, genauer die jütische Halbinsel, als Theil Germaniens bezeichnet, obwohl er weiß, daß dessen Sprache den Deutschen (Germanier hier wenig passend) unbekannt sei. Aber mit vollem Bedacht verwahrt er sich gegen die zäh fortlebende Auffassung von dem Rhein als Grenze zwischen Gallien und Germanien, der historischen Wurzel der auch damals schon sich regenden französischen Begehrlichkeit nach der „natürlichen" Grenze Frankreichs.

[1]) Wohl nach Johannes v. Viktring II, 7, Böhmer, Fontes. I, 319.

Unwissenheit, wenn nicht gar Betrug nennt er es, daß man Utrecht bei der jüngsten Papstwahl für die gallische Nation in Anspruch genommen habe, da es doch jenseit der zwei Rheinarme gelegen sei und sogar diesseit des Rheins die Kölner und Clever bekanntermaßen Germanen seien. Lage, Sitte und Sprache stemple die Utrechter zu Germanen. Jenseit und diesseit ist dabei im römischen Sinne gemeint. Er kennt sehr wohl die deutschen Bevölkerungen links des Rheins, wenn er auch das rechtsrheinische Deutschland das alte und eigentliche Germanien nennt. Solche Einsicht war noch lange hin keineswegs Gemeingut der Gebildeten oder auch nur der Gelehrten. Es erscheint übrigens bemerkenswerth, daß Aeneas Silvius den Main als Scheide zwischen Ober- und Niederdeutschland betrachtet, mit einer freilich irrthümlichen Berufung auf die Autorität des Ptolemäus.[1])

Als einen Theil dieses alten und eigentlichen Germaniens oder Deutschlands hat Aeneas Silvius auch Böhmen betrachtet, trotz des Aufbäumens der Hussiten gegen diese geographische Thatsache. Es ergibt sich das nicht nur daraus, daß Aeneas Böhmen in der Schrift In Europam mitten unter die deutschen Länder stellt, zwischen Thüringen und Friesland, nach der Einschiebung Skandinaviens, wobei er es unter Verweisung auf seine Geschichte der Böhmen kurz abthut, sondern vor allem aus einem viel ausgeschriebenen Satze der Germania, Böhmen, wenn auch slawischer Zunge, stehe doch unter dem Deutschen Reich und gehöre zum deutschen Culturkreis; wenigstens die höheren Schichten seien fast durchaus zweisprachig, wie denn auch das Land rings von deutscher Bevölkerung umgeben sei. Daß Böhmen ein deutsches Land sei, beweise auch schon die Anwendung der deutschen und der slawischen Sprache von seiten der Kirche.[2])

[1]) Francontam perlubitur Moganos. Ptolemaus hunc fluvium obrincam appellare videtur, qui superiores Germanos ab inferioribus eundem dividere affirmat. Neque cuius alius fluvius est, qui eam divisionem aptius quam Moganus efficere possit. Et hodie quidem inferiores Germani usque ad Maganliam procedunt. (Druck von Albert Kunst von Duderstadt in Memmingen zwischen 1475 und 1491, Bogen l, Blatt 8 Rückseite.) Darnach wäre zu berichtigen die Angabe in Peschels Gesch. d. Erdkunde, 2. Aufl. von Ruge S. 447, daß zuerst bei Francesco Sansovino, del governo dei regni, Venezia 1566, S. 19, Ober- und Niederdeutschland durch den Main getheilt erscheine. Daß der Obrincas des Ptolemäus nicht der Main ist, sondern ein linker Nebenfluß — er meint die Mosel —, hat schon Pirckeymer gesehen. Es kann aber sehr wohl ein kleinerer gewesen sein, so der Primbach nördlich von Worms. (Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie, S. 521.)

[2]) Bohemia quamvis slavonico sermone utitur sub imperio tamen germanico esse continet, et moribus utitur theutonicis et pauci sunt inter Bohemos saltem nobiles qui non utramque noverint linguam et undique cincta est terra theutonicis plebibus. Illud quoque Germanicum esse Bohemiam palam ostendit quod inter ecclesias theutonico tamen sermone instruere populum sacerdotibus permissum est modo non, in cimiteriis autem slavonico. (Straßburger Druck von Renatus Beck, 1515, Bogen E, Blatt II.) Mit dem letzten Satz wußten auch schon die Nachtreter des Aeneas Silvius nichts rechtes anzufangen; es ist leichter, einen Sinn hinein zu interpretiren, als ihn heraus zu construiren. Die lateinische und die deutsche Ausgabe des liber chronicorum von Hartmann Schedel lassen ihn deshalb beiseite, und sagen nur, daß Böhmen innerhalb der deutschen Grenze liege (intra limites Germaniae inclusa) und daß die Böhmen, die allein als Fremde in teutschem Erdreich sitzen (soli ex alienis in germanico solo sedent), dem deutschen Kaiserthum gehorsam seien (Blatt 273 und 267). Johannes Boemus sieht sich zu einer Conjectur veranlaßt; er betont die Heimathsberechtigung der deutschen Sprache, die erst durch die Ankunft der Dalmater verdrängt worden sei, und sagt dann: Mos vetus et lingua a plerisque in hanc usque diem observantur. In templis enim plebes sermone Teutonico docentur, in coemeteriis autem Boemico. Solis mendicantibus olim liberum fuit qua vellent lingua populos instruere. Das übernimmt denn Sebastian Franck unbesehen, nur macht er aus dem plerique „noch etlich". Münster läßt die gewagte Behauptung fallen und sagt aus eigenem Wissen die Markomannen und Quaden als deutsche Bodenbewohner ein. Auch für seine Auffassung gehört Böhmen zu Deutschland; wenn es auch nicht mehr eigentlich ein deutsches Land ist wie vordem, so liegt es doch schier mitten in dem Teutschen land.

Freilich an der Hauptaufgabe deutscher Landeskunde, an der Schilderung des vielgestaltigen Stammeslebens, ist Aeneas Silvius flüchtig vorübergegangen. Aber wer möchte von ihm, dem Fremden, fordern, daß er schon eine Aufgabe gelöst haben sollte, die den einheimischen Kräften nur zögernd, höchstens stückweise vor ihr Bewußtsein trat? Es ist ja wahr, der Stoff lag in üppiger Fülle vor Augen, er war theilweise sogar schon in literarischen Rahmen gefaßt, im Sachsenspiegel, in manchem lehrhaften oder satirischen Werk der Volkssprache. Aber weit leichter gelangte die malende und zeichnende Kunst dazu, mit hellen, offenen Augen um sich zu schauen, als die lateinisch verschulte Wissenschaft. Es bedurfte nicht nur eines kecken Griffs ins volle ringsum wogende Menschenleben, es bedurfte auch einer gestaltenden Kraft, wie sie allerzeit nur ausnahmsweise mit der Gelehrsamkeit sich gepaart hat, und auch dann unter Gefahr, scheel angesehen zu werden von den zunftgerechten Meistern. Als solcher im besten Sinne darf wohl Sebastian Münster gelten; kann man die Spitze übersehen, die in seiner Verwahrung liegt: „es weißt fast jedermann, was und welche kleider und speis im Teutschen land ietz im brauch seind, darüber nit von nöten ist dar von etwas zu schreiben"? Heute wäre man ihm dankbar, wenn er es doch vonnöthen gehalten hätte, wenn sich auch die Lücke von anderher ausfüllen läßt.

Für Aeneas Silvius aber vollends, ein Jahrhundert vor Münster, versperrten auch noch die deutschen Ranken mittelalterlicher Fabellust den Blick auf die Wirklichkeit, und es muß ihm zum Lobe gerechnet werden, wenn er einmal mit dem scharfen Messer historischer Kritik in den Wust einschneidet. Vergeblich freilich zerbricht er sich den Kopf über das Verhältniß des deutschen Bayernstammes zu den keltischen Bojern. Gebannt in den engen Kreis der etymologischen Spielereien, die, ausgehend von Isidorus von Sevilla, die mittelalterliche Ethnographie zu einem geilen Schößling der Philologie gemacht haben, kommt Aeneas nicht über den Wahn hinweg, daß der Name der Bayern von den Bojern herkommen müsse. Da er weiß, daß die Bojer die längste Zeit in Pannonien gesessen sind, so müssen sie von dort nach Noricum, dem späteren Baiern, gezogen sein. Wie aus den gallischen Bojern ein deutscher Stamm geworden sein soll, das macht ihm weiter keine Scrupeln.

Und warum sollte es auch? Hat doch noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts der dem Mittelalter verzeihliche Irrthum seine fröhliche Urständ gefeiert in dem Garibald Pallhausens, der ergötzlichsten Blüthe gelehrten Aberwitzes. Zwar ist unerfüllt geblieben der Wunsch seines hoch gestellten Recensenten, des Hrn. v. Aretin, es möchte dieses bayerische Nationalepos in den vaterländischen Schulen gelesen werden statt hexametrischer Romane über die Leiden und Freuden von Pastorsfamilien. Pallhausen meinte in seiner Vorrede „Fern sei ein Nationalstolz, der sich auf das Alterthum gründet; aber bemerkenswerth ist es immer besonders für einen Vaterländer, daß seine Nation 2400 Jahre sich bemerkbar gemacht hat". Das Samenkörnlein ist doch nicht ganz in die Dornen gefallen. Noch über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus hat es Schulbücher gegeben, in denen die Heldenthaten eines Bellovesus und Sigovesus schon den zarten Kindlein zur Nahrung ihres bayerischen Separatpatriotismus eingeflößt wurden; noch heute trifft man hie und da einen alten Herrn, dem solche Erinnerungen in Fleisch und Blut übergegangen sind. Vielleicht ist das immer noch besser, als wenn etwa die andere Hypothese, die sich bei Joh. Boëmus, bei Sebastian Franck und Sebastian Münster findet, um sich gegriffen hätte, daß Bavaria so genannt sei von den Avaren, den Ueberbleibseln der Hunnen, mit einem hinzugefügten B. Das hat freilich schon Beatus Rhenanus für ein Gefasel erklärt und sich dafür entschieden,

daß die Markomannen, die Vorfahren der Bayern, in Böhmen auch den Namen der Vorbewohner übernommen hätten; und wenn man den Mann aus dem Volke frage, was für ein Landsmann er sei, so bezeichne er sich als Bojern, nicht als Bavaren oder Bojoarier.[1])

Noch sicherer als bei den Bayern ist Aeneas Silvius seiner Sache bei den Franken; die gelehrte Aftersage von ihrer trojanischen Abkunft, eines der merkwürdigsten Beispiele des Fortwucherns von Mißverständnissen und Erfindungen in der literarischen Tradition, gilt ihm noch unerschüttert als ein Stück Geschichte;[2]) doch huldigt er zugleich einem historischen Nationalismus, die fabelhafte Vorgeschichte trübt ihm nicht die Auffassung der historischen Thatsache, daß die Franken ein germanischer Volksstamm gewesen sind, Karl der Große, auf den das römische Kaiserthum überging, ein germanischer Herrscher. Mit Verzicht auf die wunderlichen Ausschmückungen eines Jordanus, der seine Franken Weiber aus den Deutschen wählen läßt, weil diese vom Riesengeschlechte[3]) stammen, stellt Aeneas einfach den Satz hin, daß die Franken aus Scythien nach Germanien eingewandert (allerdings erst zur Zeit des Kaisers Valentinian!) und, dort lange seßhaft, zu einem germanischen Stamme geworden seien. Er verwahrt sich auch gegen die historisch-politische Behauptung, daß als Franken nur die Leute um Paris, also die von der Isle de France gelten dürften, und daß auf sie das Kaiserthum übertragen worden sei, sie seien richtiger Francigenae (d. h. Franzosen) zu heißen.

Ablehnend verhält er sich zur gelehrten Stammessage von der Abkunft der Sachsen von den Macedoniern, freilich nur deßhalb, weil dabei die Thüringer als frühere Inwohner bezeichnet werden, deren Name aber später bezeugt sei als der sächsische. Seine Unterscheidung des ursprünglichen Sachsens von den später durch Colonisation sächsisch gewordenen Gegenden erschien den Nachfolgern des Aeneas Silvius so treffend, daß sie sie wiederholten. Von Pommern, Brandenburg, Meißen heißt es bei ihm, sie gebrauchen das sächsische Recht und erfreuen sich derselben Sprache und Sitte; die eigentlichen Sachsen aber sind die Einwohner von Magdeburg, Bremen, Halberstadt, Hildesheim, Werden, Braunschweig, Lüneburg und Lübeck. Sebastian Franck hielt für nöthig, Hamburg hinzuzusetzen; auffällig erscheinen seine Formen „die Madeburger und Lymburg", besonders weil die deutsche Ausgabe Schedels die Madeburgischen und Limeburg (Lime) bietet, letzteres ersichtlich nur Druckfehler.

Man darf die Bedeutung der paar Blätter, die Aeneas Silvius der deutschen Landeskunde gewidmet hat, nicht darnach bemessen, was sie etwa für die geographische Wissenschaft an bleibendem Zuwachs gebracht hätten. In einer Geschichte der Erdkunde, die von diesem Standpunkt aus geschrieben ist, findet Aeneas Silvius keinen Platz. Wohl aber verdient er ihn in der deutschen Geistesgeschichte, und zwar wegen des Interesses, das er, der Fremde, bei den deutschen Gelehrten für ihre Landeskunde erweckt hat. Ist er doch schon dem Schicksal nicht entgangen, populärisirt zu werden, ganz im heutigen Sinne des Wortes, in einem prächtigen Illustrationswerk. Denn in Hartmann Schedels Liber chronicarum (lateinisch 1493, deutsch Anfang 1494) ist so ziemlich alles herübergenommen, was von Aeneas nur irgendwie eingeflochten werden konnte; die große Geschichtschronik ist durch die zahlreichen geographischen Einschiebungen, als Legenden der Städtebilder und durch den geographischen Anhang, der sich ganz an des Aeneas In Europam anschließt, zugleich die erste populäre Kosmographie geworden. Nur aushülfsweise sind für die geographischen Abschnitte andere Quellen herangezogen, und das nicht in der glücklichsten Weise, wie der auf Honorius von Autun zurückzuführende Satz: Duero (statt duae) sunt Germaniae, superior juxta septentrionalem oceanum, inferior circa Rhenum, der in der deutschen Ausgabe offenbar aus Bedenken nur theilweise übersetzt wird: „Nu ist ein öbere Germania gein den mitternachtlichen Meer und ein nidern bey dem reyn." Mit Recht wird auf Lücken bei Aeneas Silvius hingewiesen, der gerade die Blume des obern und niedern Deutschland übergangen habe, das allerälteste Volk deutscher Nation, die Schwaben; und auch die Rheinufer vom Ursprung bis Köln, das Gebiet des Flusses Lyattung (limagas, Limmat) und ebenso Flandern, Hennegau, Brafant mit Brugk, Zheut, Mecheln, Antdorff (Antwerpen).

Selbständige Gesichtspunkte verfolgt Johannes Boëmus Aubanus in seinem Werk Omnium gentium mores leges et ritus (Memmingen 1520). Dem kosmographischen Zuge folgend, holt er von überall her den Stoff zusammen, um Aegypter, Inder, Skythen und Türken mit derselben Gründlichkeit vorführen zu können, wie die deutschen Stämme; die Scheidung des der historischen Vergangenheit Angehörigen von der Gegenwart läßt viel zu wünschen übrig, der übermächtige Einfluß der antiken Geographie läßt ihn nicht nur von Spaniern und Lusitaniern ganz ruhig Sitten der Vorzeit berichten. Der Werth der einzelnen Capitel ist demnach sehr verschieden; eine selbständige Leistung aber bilden gerade die Abschnitte über Deutschland und die deutschen Stämme, in denen er weit über Aeneas Silvius hinaus den Aufgaben deutscher Landeskunde mit Geschick nachstrebt. Ersichtlich standen dem Priester des deutschen Ritterordens eigene Beobachtungen und sachkundige Mittheilungen in ziemlichem Umfang zu Gebote. Eine culturhistorische Schilderung des damaligen Deutschlands findet bei ihm reiche Ausbeute. Was er aus Aeneas Silvius herübernimmt, darf als doppelt bezeugt angesehen werden; er widerspricht ihm, wo er besserer Einsicht sicher ist, so dessen Angabe, daß der Boden um Nürnberg herum allzu sandig sei. Er hält es für nicht zu gering, auch davon zu reden, wie die Bauern in Deutschland den Sonntag verbringen, Vormittags in der Kirche, um das Wort Gottes und die heilige Handlung zu hören; Nachmittags kommt alles unter der Linde oder an einem andern öffentlichen Ort zusammen, um von ihren Angelegenheiten zu plaudern. Die Jüngeren tanzen nach dem Klange der Pfeife, die Alten ziehen sich zur Schenke und trinken Wein — das ist angeschautes fränkisches Dorfleben. Oder von der Kinderernährung bei den Sachsen; nicht Milchbrei, wie sonst, sondern festere Speise wird von den Frauen vorgekaut und dann den Kindern in den Mund gegeben. Das reiche Material bei Boëmus ist allerdings nicht übersehen worden, denn die Abschnitte in Sebastian Francks Weltbuch über die deutschen Stämme sind fast durchaus eine Uebersetzung des Boëmus ins Deutsche. Auch die Schilderung der vier Stände des deutschen Volkes, der Geistlichkeit, des Adels, der Bürger und Bauern fand Franck schon bei Boëmus vor und führte sie nur weiter aus nach seinem Geschmack.

---

1) Bojernm ac esse dicet, non Bavarum nec Bojoarium, quorum prius ab imperitis natum est, a nasutioribus alterum. Tametsi inter Bojerum et Bojoarium parum est. Non minus hallucinari puto qui illud ab Avaribus deducant quam qui hoc a Bojis Gallis. Rerum Germanicarum libri III. (um 1531, also Franck und Münster schon zugänglich) Straßburger Ausgabe von 1610 S. 147.

2) Das Räthsel der Entstehung der Trojanersage ist wohl endgültig gelöst durch Krusch (Chronik des Fredegar, Neues Archiv. VII. 249, 623, und Herger, Trojanersage, Gymnasialprogramm von Landau 1891. Demnach hätte der erste der drei Verfasser des Fredegar um 613 mißverständlich Angaben des Hieronymus auf die Franken bezogen.

3) Diese Vorstellung ist aber nicht nur auf Jordanus beschränkt, ihr Vorkommen bei späteren muß nicht auf ihn zurückgehen, wie Waitz (Jordanus, Einl. S. 57) will. In der Descriptio Theutonicae MG. Ss. 17, 238 heißt es: Terra haec Theutonia dicitur a Theutone Gygante, qui in ea morabatur, et ejus sepulcrum prope Viennam transeuntibus monstratur.

Dresdner Ausstellungsbriefe: IV. Sculptur.

ei. Die Bildhauerkunst bildet diesmal nicht wie gewöhnlich einen mehr oder weniger nebensächlichen Bestandtheil der Ausstellung, sondern erweckt in nahezu gleichem Maß wie die Malerei die Aufmerksamkeit. Dies hängt damit zusammen, daß Dresden, welches seit zwei Menschenaltern eine unsrer Hauptbildhauerstädte gewesen ist, diesen Ruf nicht fahren zu lassen gedenkt, sondern auch mit den Kräften des neu aufkommenden Geschlechts ihn festhalten zu können hofft. Bewährt sich doch in keiner Kunstgattung der Segen der Ueberlieferung stärker als in der ganz vom Material und seinen stets gleich bleibenden Bedingungen abhängigen Bildhauerei. Freilich thut es deßhalb auf diesem Gebiete auch doppelt noth, stets wieder neue Anregung aus der Natur zu schöpfen, damit weder bestimmte Gewohnheiten und Manieren sich einnisten, noch der lähmende Einfluß einer in abgeschlossener Vollendung dastehenden Kunst, wie die Antike es war, übermächtig wird. Dieses die Beweggründe, die die Dresdner Künstler veranlaßten, namentlich die Bildhauerkunst derjenigen beiden Länder in möglichst großer Zahl heranzuziehen, wo jetzt am selbständigsten und zugleich im engsten Anschluß an die Natur gearbeitet wird: Frankreich und Belgien. Der Director der Dresdner Sculpturensammlung, Professor Treu, ist ihnen bei diesen Bemühungen mit seinem Verständniß und warmer Begeisterung zur Seite gestanden, indem er die Erwerbung der hervorragendsten Stücke für seine Sammlung gleich von vornherein ins Auge faßte, wo sie nunmehr als ein wesentliches Anregungs- und Bildungsmittel auf die Weiterentwicklung der heimischen Kunst einwirken sollen. Wird den Gefahren, die in der Vorführung einer jeden fertigen Kunstweise liegen, durch zweckmäßige Maßregeln, namentlich durch ein unermüdlich fortgesetztes Studium der Natur vorgebeugt werden, so steht auf solche Weise sicherlich ein bedeutender Nutzen für die Entwicklung der deutschen Kunst in Aussicht.

Dresdens eigene Bildhauerkunst ist nur schwach vertreten. Da muß man nach fünf Jahren nachfragen, und der Erfolg der jetzigen Bemühungen wird nicht ausbleiben. Der Altmeister Schilling hat im Bassin der Haupthalle eine Brunnenfigur in Bronze, ein junges Mädchen, das eine den Wasserstrahl entsendende Forelle in der Hand hält, ausgestellt, die ebenso den Naturalismus nach der Seite photographischer Naturtreue übertreibt, wie andrerseits ein bronzirtes Gipsmodell zu der Idealgruppe von Natur und Kunst in der Richtung des Conventionalismus sündigt. Daß beide Figuren dieser Gruppe, deren eine der anderen einen Spiegel, einen richtigen Spiegel mit Quecksilberunterlage vorhält, ebenso gut ihre Rollen vertauschen könnten — denn die Kunst spiegelt die Natur wieder, die Natur aber wiederum hält stets der Kunst den Spiegel vor —, zeigt schon, auf wie schwachen Füßen eine solche Gedankenspielerei steht. Der eigentliche Vorwurf, der der Gruppe zugrunde liegt, die Empfindung nämlich, die in der Beschauerin des Spiegelbildes geweckt wird, darf dabei gar nicht zum Ausdruck kommen, weil jede Regung wie Stolz oder Freude den Gegenstand sofort in das Menschliche und somit in das Lächerliche und Triviale hinabziehen würde. Es bleibt zu bedauern, daß Schilling hier nicht in seinen wirklich großen Eigenschaften, die ihn zum Monumentalbildhauer gestempelt haben, seinem Schwung, seiner Begeisterung, seinem wohl abgewogenen Aufbau von Massen vorgeführt werden konnte. Diez ist gar nicht vertreten. Ockelmann hat eine Nymphe in Marmor. Von der jungen Generation ist nur Poppelmann mit einem größeren Marmorwerk, der anmuthvollen Gestalt des Frühlings, vertreten; Hartmann hat einen Abguß seines Tanzreliefs, König einen seines Gerechtigkeitsbrunnens, Fabricius ein Grabmal, Hösel eine verkleinerte Nachbildung seines Hunnen, Schreitmüller seinen Stadtsoldaten eingesandt.

Der Leipziger Bildhauer Seffner ist hier leider gar nicht vertreten, da er alle seine Bildnißbüsten, die seinen Ruf bis nach Paris getragen haben, für die Ausstellung seiner Vaterstadt zurückgehalten hat. Dort sind sie, ein Dutzend an Zahl, alle in Marmor, voran der König von Sachsen (aus dem Besitz des Leipziger Museums), sein bestes Werk, dann die Professoren, voran der verstorbene Ludwig, die Commercienräthe u. s. w. in einem halb runden Raum in weihevoller Weise aufgestellt, ein Zeugniß für die gesunde Kraft, die trotz aller Ungunst der Zeit im stillen weiter wirkt und Großes schafft.

Da die Mehrzahl der Bildhauerwerke in der zu einem Wintergarten umgewandelten Haupthalle aufgestellt ist, so kann die Betrachtung der übrigen Deutschen, sowie der ausländischen Schulen mit einem Rundgang durch diese Halle verknüpft werden. Lange werden wir uns dabei nicht aufhalten können, da es drängt, zur Hauptsache zu kommen, zu den Werken der Belgier und namentlich Meuniers.

Berlin ist durch Begas' Büsten — bei seinem ausgezeichneten Moltke sind übrigens die Hautfalten des Halses, infolge eines zu weit getriebenen Naturalismus, thatsächlich versteinert —, Schotts etwas antikisirende Compositionen, Herters Frau mit dem Tintenfisch, endlich einer muuteren kleinen Gruppe von Tanzenden von Schauß vertreten; Kruse-Lietzenberg stellt in dem Berliner Saal ein etwas nüchternes, aber ehrlich wirkendes Bildniß seiner Mutter aus, in Holz geschnitzt und bemalt. Behrens in Breslau hat zwei wirkungsvolle, in der Art Goujons ganz flach gehaltene Reliefs. — Aus München sind kleinere Sachen von Rosse, Kaufmann da, von Floßmann die Gruppe einer Mutter mit ihren Kindern, von Maison außer den beiden großen Reitern zwei kleinere polychromirte Werke, ein Neger und ein Faunenkind (die beiden letzteren im Münchner Saal). So wunderbar die Schärfe der Beobachtung und Darstellung bei diesem Künstler ist, muß doch gehofft werden, daß er mit der Zeit seine große Kraft in den Dienst einer stilvollen Behandlung der Natur stellen werde, wozu er alles Zeug hat. Seine bisherigen Sachen wirken durch die Ueberfülle der Einzelheiten, die das Auge gar nicht zu umfassen vermag, fast ebenso verwirrend wie die Natur selbst; man glaubt, wirkliche, nur verkleinerte oder vergrößerte Wesen vor sich zu haben; eine solche Täuschung zu erwecken, ist die Kunst doch nicht da; und überdies wird wiederum jede Illusion durch die undurchsichtige Bemalung zerstört. Ein ganzer Rattenkönig von Stilfehlern steckt da drin. Man möchte die Oberfläche überhaupt abkratzen. Wie ganz anders sind August Hudlers lebensvolle, breit modellirte, nur leicht getönte Büsten (in der Graphischen Abtheilung) behandelt: dringt der junge Künstler zu einer festeren Behandlung des Knochengerüsts durch, so kann man noch Bedeutendes von ihm erwarten. Andere Wege wiederum geht Hermann Lang in seinen beiden höchst einfach, fast architektonisch und doch individuell behandelten Kinderköpfen aus Savonnière, die vom Einfluß Hildebrands zeugen und einigermaßen an frühgriechische Werke erinnern. Auch da ist ein gesunder Kern vorhanden.

Von den in Italien lebenden deutschen Künstlern hat Kopf gute Büsten und einen hübschen, aber wenig sagenden Mädchentorso (im Sculpturensaal), Hildebrand seine auf decorative Wirkung angelegte und daher für ihn wenig bezeichnende Bronzebüste des Herzogs Georg von Meiningen (im kleinen Münchner Zimmer), Geyger die bereits erwähnten decorativen Stücke eingesandt, die jedoch, so vollkommen sie ihrem Zweck angepaßt sind, auch eine

Betrachtung als selbständige Kunstwerke verdienen. Bei dem silbernen Spiegel (Graphische Abtheilung) ist die in dem allerflachsten Relief gehaltene Rückseite des Spiegels von einer Durchführung, die noch über Maisons Blickschärfe hinausgeht, jedoch sich weit weniger von der Grenze des Stils entfernt, als bei jenem; die Jünglingsstatuette aber, welche den Spiegel trägt, ist einfach als vollkommen zu bezeichnen. Das Capitäl aus graugrünem italienischen Sandstein (im Sculpturensaal) bedeutet insofern etwas neues und bahnbrechendes, als hier die Darstellung selbst zum Träger des architektonischen Gedankens gemacht worden ist. Ein Frosch, der einem Schmetterling nachjagt, wird von oben her durch einen Taschenkrebs gezwickt, von unten durch zwei Eidechsen gebissen. Die Schwänze der Eidechsen bilden die Voluten, der Kreds die Rosette, und zwar ergibt sich das ganz ungesucht; durch die zwischen Naturalismus und Stilisirung eine glückliche Mitte haltende Behandlung werden alle Einzelheiten dem decorativen Zweck durchaus untergeordnet.

Die Franzosen sind reichlich vertreten, Roty, Barrias, Frémiet, Dubois mit bekannteren Werken, der früh verstorbene Carriès mit einem ausgezeichneten Kopf Ludwig des Kindes (im Französischen Saal), Gardet mit einem Abguß seiner kämpfenden Panther im Luxembourg, Barlholomé, der jetzt an seinem großen „Denkmal der Todten" arbeitet, und Marqueste mit guten Marmorstatuetten. Auch Robin, der interessanteste unter den jetzigen Bildhauern Frankreichs, hat zwei seiner kleinen Marmorgruppen eingesendet: „die Woge und der Strand" — die Woge, weiblich gebildet, strömt zurück, die Hände über dem Hinterkopf gefaltet, der Strand als Jüngling Rücken an Rücken auf ihr liegend, sucht sie an Schulter und Brust zu fassen, zu halten; ferner die „Sphinx", ein Mädchen von zartem Körperbau, auf dem Rücken liegend und sich das Gesicht mit den gekreuzten Armen verdeckend, während eine andere sich über sie beugt und sie umarmt. Steckt auch in der Behandlungsweise, bei einer Fülle reizend beobachteter Einzelheiten, viel Manier, so stört das doch angesichts des traumhaft phantastischen Inhalts kaum. Ganz anders freilich wirkt der gewaltige Kopf Victor Hugo's aus dem großen Denkmal, das endlich nach mehr als zwanzigjähriger Arbeit seiner Vollendung entgegenzugehen scheint, da der Künstler sein Modell auf der diesjährigen Pariser Ausstellung vorgeführt hat. Zu diesem Denkmal gehört auch die unweit stehende Figur der „inneren Stimme", die in ihrer Einheitlichkeit und ihrem durchaus dem Willen des Künstlers gehorchenden Insichversunkensein an Michelangelo's Phantasiegebilde gemahnt. Endlich sind einige feine Statuetten von Théodore Rivière zu erwähnen, deren eine, die Serpentintänzerin (im Französischen Saal), in ihrer Verbindung von Marmor und getöntem Elfenbein (für die Fleischteile) einen neuen Versuch zur Wiederbelebung einer an das Allerlhum erinnernden Technik darstellt, und weiterhin Charpentiers mit ansprechenden Reliefs verzierte Thürschlösser.

Bei den Italienern, namentlich den Mailändern, herrscht noch immer die Virtuosität vor; auch Trubezkói, dessen große Büste Segantini's alle Frauen toll macht, droht ihr zu verfallen. Echte Empfindung spricht nur aus Bisi's etwas ungeschickt angeordneter Gruppe der Meernixe mit dem Leichnam des Jünglings; auch seine Bronzestatuette des stolzen Römerbürgers mit der erhandelten Gans unter der Toga (im Italienischen Saal) zeugt von gesundem Humor.

Die Engländer sind — bis auf die Medaillen von Legros (im Belgischen Saal) — allesamml im Englischen Saal oder in dessen unmittelbarer Nähe untergebracht. Sehr zu bedauern ist, daß Thornycroit und Gilbert fehlen. Onslow Ford will in seinen zu gleichmäßig patinirten ägyptisirenden Statuetten nicht recht ansprechen; Lucchesi's „Schicksal" überlassen wir den Freunden zwitterhafter Bildungen; hervorgehoben zu werden verdienen aber Pegram mit ein paar guten Büsten und dem Bronzerelief „Letzter Gesang", Framptons Reliefs (nicht seine unklare Medaille für die Universität Glasgow) und namentlich Bayes' sehr geschickte, für Füllungen bestimmte decorative Reliefs.

Nachdem wir so die Werke aller übrigen vertretenen Nationen überschaut, bleiben noch, als das eigentliche Ereigniß der Ausstellung, die Arbeiten der belgischen Künstler zu betrachten, die in ungewöhnlicher Zahl und in vorzüglicher Auswahl eingetroffen sind. Die Haupthalle enthält davon nur die beiden Kolossalgruppen von Lambeaux (geb. 1852), die „Ringer" und die „Trunkenheit", die ihn in ihrer schweren Fleischigkeit als echten Vlamen kennzeichnen, während die graciöse Gruppe des Kusses (inmitten des Sculpturensaals) die Vielseitigkeit seines Talents bezeugt. Sein Schüler Lagae (geb. 1862) dürfte ihn übrigens, nach seiner 1890 entstandenen Gruppe „Die Sühne" zu urtheilen, wenn auch nicht an Kühnheit, so doch an Beobachtungsschärfe überragen. Dargestellt sind in dieser Gruppe zwei Vatermörder, die mit einer Kette am Halse zusammengekoppelt heimathlos umherirren müssen und nun als erschöpfte, geknickte, ausgezehrte, zerlumpte Greise sich hinschleppen, wobei der kraftiger gebaute noch dem schwächeren als Halt zu dienen hat. Auch eine Männerbüste von Lagae (im Sculpturensaal) ist sehr gut. Von Samuel, einem Schüler des noch zu erwähnenden Van der Stappen, ist die Gruppe Eulenspiegels und Nèle's (nach De Costers Gedicht) in Gips vorhanden. Dillens (geb. 1849), der formvollendete Altersgenosse von Lambeaux, ist der einzige bedeutende belgische Künstler, der auf dieser Ausstellung fehlt. Erwähnen wir noch als Merkwürdigkeit den leicht getönten, trotz aller Sorgfalt der Behandlung aber doch nur aus dem Rohen gehauenen Marmorkopf des Malers Khnopff, so haben wir die Umschau in der Haupthalle beendigt. In dem Belgischen und dem Holländischen Saal sind noch De Groots wirkungsvolle Büste der Arbeit, sowie Büsten von Paul Maurice Dubois (nicht zu verwechseln mit dem Franzosen Paul Dubois) und kunstgewerbliche Arbeiten desselben Künstlers zu sehen.

In dem Sculpturensaal, dessen Wände nur mit einigen Blattpflanzen und im oberen Theil mit den bereits erwähnten Gobelins geschmückt sind, nehmen die in freier, aber harmonischer Weise vertheilten Werke der Belgier Van der Stappen und Constantin Meunier das Hauptinteresse in Anspruch. Wenn man Meuniers Arbeiten anblickt, sein Kolossalrelief der Industrie, echt lebensgroße, herkulische Gestalten mil nacktem Oberkörper, im Begriff, eine Eisenladung in den Schmelzofen zu schieben, und seinen überlebensgroßen Arbeiter, der ruhig auf seine Schürstange gestützt dasteht, die Linke in die Seite gestemmt, verlorenen Blicks in die Ferne schauend, Gestalten von solcher Schlichtheit und Natürlichkeit und dabei doch so architektonischer Größe, wie wir das an unsrer im Kleinen und Zierlichen sich verlierenden Plastik gar nicht mehr gewöhnt sind, so glaubt man es mit einem jungen Künstler, der der Zukunft die ersehnten Bahnen weist, zu thun zu haben, nicht aber mit einem Mann, der bereits seine 66 Jahre hinter sich hat (Meunier ist 1831 geboren) und in seinem früheren Wirken, als Maler und vor der Zeit, da er sich der Schilderung der Arbeilerwelt zuwendete, längst der Kunstgeschichte angehört. Freilich trägt Meunier seine Jahre auch mit einer ungewöhnlichen Frische, nicht wie ein schöner, würdevoller Greis, sondern als ein schlichter, ernster Mann, dem man etwa 50 Jahre geben würde. In seiner neuen Künstlergestalt ist er der Welt erst vor ein bis zwei Jahren offenbar geworden, als Bing seine Werke im Art Nouveau zu Paris ausstellte, und der ganze Umschwung in seinem

Digitized by Google

Wirken stammt erst von der Mitte der achtziger Jahre her. Anfangs Bildhauer, wandte er sich seit der Mitte der fünfziger Jahre der Historienmalerei zu, gewann gegen Ende der siebziger Interesse an dem Leben der Kohlenarbeiter und begann nun die Eindrücke, die er unter diesen, wie er sie selbst schildert, trotz ihrer Körperwucht gutmüthigen, einfachen, kindlichen Leuten empfangen, zuerst in Gemälden, dann in Bildhauerwerken zu verarbeiten. Ueber 25 Jahre hatte also seine Bildhauerei geruht. 1885 trat er mit dem kleinen Wachsmodell seines ausruhenden Puddlers, dieses thierisch mit offenem Mund und stierem Blick dastehenden Kolosses, hervor, dem bald die Ausführung im großen, in Bronze, folgte. Und nun folgte in ununterbrochenem Zuge eine Gestalt nach der andern, nicht bloß dem Leben der Kohlenarbeiter entnommen, wie der Trinkende und die kleine Minenarbeiterin in ihrer männerartigen Kleidung, sondern auch dem Bereich des Ackerbaues (der Säemann, der Mäher, der Pflüger), der Schiffahrt (der Antwerpener Auslader, der Fischer von Boulogne), dann der Glasbläser, der Schlächter, endlich auch ergreifende Darstellungen, wie der Schmerzensmann, der verlorene Sohn, das schlagende Wetter, das alte Minenpferd. Aus all diesen Werken, die in kleinen, wunderbar patinirten Bronzeausgüssen in einem besonderen, Meunier allein gewidmeten Raum am Anfang der Bing'schen Zimmerreihe vertreten sind (es ist die von Bing zusammengebrachte Sammlung, die auch des Künstlers Oelgemälde und Pastelle, seine Büsten und Reliefs enthält), spricht ein tiefes Mitgefühl mit dem harten, entsagungsvollen Leben einer Menschenclasse, die es gar nicht anders kennt, als daß das Leben durch ununterbrochene, stets gleich bleibende Arbeit gefristet werden muß. Und wie bei dem großen französischen Maler Millet, der unleugbar einen tief gehenden Einfluß auf Meuniers Wirksamkeit ausgeübt hat, so ist auch hier die Empfindung ohne jeden Rest, ohne Sentimentalität oder Doctrinarismus in der Form aufgegangen, die für diese Künstler den Ausgangs- wie den Zielpunkt ihres Wirkens bildet. Eine jede dieser Gestalten ist nach gesundem bildnerischen Grundsatz zu einer festen Masse gefügt, die von aller störenden Einzelausführung und allem überflüssigen Beiwerk absieht und dadurch den Eindruck der Monumentalität erweckt. Grundbedingung ist dabei, daß die Gestalten ihren festen Stand auf der Erde haben; die Schwere aber benimmt ihnen der Künstler nicht etwa dadurch, daß er ihre Glieder in einen ausgeklügelten und daher immer schief wirkenden Contrapost bringt, oder ihnen gar malerisch flatternde Gewänder umwirft, sondern einfach dadurch, daß er ihrem Bau Schwungkraft verleiht und dadurch das innere Gleichgewicht auf ganz natürliche Weise erwachsen läßt. Auch bei dem großen Relief der Industrie (von 1893), das für ein gewaltiges „Denkmal der Arbeit" geplant ist, dessen übrige drei Seiten die zum Theil bereits gleichfalls ausgearbeiteten Darstellungen des Feldbaues, der Hafenarbeit und der künstlerischen Thätigkeit enthalten sollen — ein Denkmal unsres Jahrhunderts, wie es sprechender nicht gedacht werden kann — sind die Gestalten durchaus im Hinblick auf ihre Wirkung als Massen verwendet worden, nicht aber um ihrer selbst willen und um etwa die Herrschaft des Künstlers über die Körperformen in allen ihren Einzelheiten zu erweisen.

Von seiten der Künstler hört man leicht den Einwurf, das sei eine billige Kunst, das könnten andere mit einigem guten Willen auch. Andere haben ein gleiches aber nicht geleistet, es sei denn als Nachahmer, was freilich keine Hexerei, wohl aber eine Schande und ein Verderb für jede Kunst ist. Wohl wäre es ein Ideal, wenn bei einem jeden in solcher Weise vereinfachten und in bestem Sinne stilisirten Werk alle Formen gleichzeitig in jener nie irrenden Bestimmtheit angegeben würden, die wir auf den Giebelgruppen des Parthenons treffen, jenen Wunderwerken der Kunst, die Meunier gleichwie Millet am stärksten zu ihrem Wirken angespornt haben. Aber wo findet sich diese Göttlichkeit, und zwar nicht als Copie, sondern aus der Natur gezogen, zum zweitenmal, und ist sie überhaupt außerhalb des alten Griechenlands möglich? Beruhigen wir uns doch dabei, daß der Künstler die nöthige Kenntniß der Körperformen in vollem Umfang besitzt, und halten wir uns vor, daß, wenn er sie nicht in jedem Fall für alle Einzelheiten anwendet, er solches aus gutem Grunde um der Stileinheit willen thut, die durch nichts mehr gestört wird als durch unpassende Verwendung einzelner der Natur abgelauschter Formen.

Nach Meunier ist es schwer, Van der Stappen, dem um zwölf Jahre jüngeren Künstler (geb. 1843), ganz gerecht zu werden. Hat er sich gleich in seinen Städterbauern, einer ein Jahr nach Meuniers Relief der Industrie entstandenen lebensgroßen Gruppe zweier ausruhender Arbeiter, mit Erfolg auf dem gleichen Gebiet wie Meunier versucht, wozu ihn seine souveräne Beherrschung der Körperformen wohl befähigte, so liegt der eigentliche Bereich seiner Wirksamkeit nach ganz anderen Seiten hin, nämlich einerseits in der Richtung auf die decorative Kunst, andrerseits im Bildnißfach. Die Bildnisse der Herren Duquesne und Chaudron sind denn auch in Bezug auf Treue der Wiedergabe, Gediegenheit der Arbeit und Größe des Stils ganz ausgezeichnet. Die rein decorative Sculptur wollen wir als ein vielleicht nicht ganz zu entbehrendes Uebel gelten lassen, wenngleich sie entschieden eine niedere, weil nicht freie Gattung der Kunst darstellt und daher wirklich großer Künstler nicht recht würdig erscheint. Von der Vielseitigkeit des Talents Van der Stappens zeugt auch die reizende, flott behandelte, ganz moderne Gruppe „Die große Schwester". Von seinen Schülern ist Samuel bereits erwähnt worden; ein anderer Schüler, Charlier, der auch durch Meunier beeinflußt ist, hat hier einige fein empfundene Gruppen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Frankfurter und Mainzer Drucker- und Verlegerzeichen. Herausgegeben von Paul Heitz. Straßburg, J. H. Ed. Heitz 1896. — Das Interesse für Drucker- und Verlegerzeichen bleibt nicht auf den engen Kreis der Sammler und Bücherfreunde beschränkt; die große Bedeutung der Buchdruckerkunst für das spontane Eindringen der Renaissance in Deutschland ist längst bekannt; durch sie fanden die neuen Formen jene rasche Verbreitung, die ihr fast gleichzeitiges Auftreten im ganzen Reich erklären. Biegil Solis, Sebald Beham, Tobias Stimmer und Jost Ammann waren mit der Herstellung von Buchtiteln, denen dann meist das Zeichen des Druckers einverleibt wurde, beschäftigt. Illustrirte Bibeln, Chroniken und weltliche Bücher entstanden in großer Anzahl. Paul Heitz, der sich in kunsthistorischen Kreisen bereits durch ähnliche Publicationen einen Namen gemacht hat, hat es unternommen, die Frankfurter und Mainzer Zeichen in Facsimilereproduction herauszugeben. Die Sammlung ist mit großem Fleiß und viel Geschick zusammengebracht. Vom kunsthistorischen Standpunkt sind besonders die bei Sigismund Feyerabend erschienenen Drucke interessant; sein Verlagszeichen, ein Engel mit Posaunen, gab den Künstlern Gelegenheit zu reizvollen Anordnungen. Ammanns und Stimmers Ornament, das Rollwerk, das schon der Spätrenaissance angehört und dann im Barock sich die ganze Architektur maßgebend wurde, läßt sich fast in seiner ganzen Entwicklung übersehen. In Mainz ist es besonders die Familie Schöffer, die unser Interesse erregt. — Die Ausstattung des Werkes ist vorzüglich; die großen Titel sind in Lichtdruck, die kleineren Zeichen in Zinkographie vervielfältigt; diese modernen Techniken ermöglichen eine getreue Nachbildung der alten Holzschnitte. R. v. B.

Privatdocent Dr. F. v. Wagner: **Thierkunde** mit 78 Abbildungen (Sammlung Göschen, Bd. 60). Leipzig, G. J. Göschen

1897. — Auf strenge Wissenschaftlichkeit macht dieser Band der Göschen'schen Sammlung so wenig Anspruch wie seine Vorgänger, dagegen erscheint das Werk als treffliche allgemein verständliche Bearbeitung des Gegenstandes. Als solche wird die „Thierkunde" jedermann willkommen sein, der, ohne tiefer gehende Studien — zu welchen das Bücherverzeichniß übrigens einen recht brauchbaren Führer durch die Literatur liefert — zu machen, sich allgemeine Kenntnisse über Anatomie, Ontogenie, Systematik des Thierreichs erwerben und sich über die Descendenz- und Selectionstheorie unterrichten will. Die Knappheit der Darstellung, gute Abbildungen, handliches Format und scharfer Druck, dazu, last, not least, der fabelhaft billige Preis — 80 Pf. für das hübsch gebundene Buch — lassen es besonders geeignet für den zoologischen Unterricht in Mittelschulen erscheinen. Dr. Schuh.

-γκ- Internationale bibliographische Conferenz. Anfang September 1895 fand bekanntlich in Brüssel die erste internationale bibliographische Conferenz statt, auf welche das Institut international de Bibliographie gegründet und die Herstellung und Veröffentlichung eines allgemeinen bibliographischen Repertoriums angebahnt wurde. Wenige Tage nach Schluß dieser Conferenz wurde dann von der belgischen Regierung ein Office international de Bibliographie errichtet, welches „die Herstellung und den Dienst dieses Repertoriums und das Studium aller Fragen, welche sich auf bibliographische Arbeiten beziehen", zum Zweck hat. Dieses Amt verfügt heute über mehrere hunderttausend Titelcopien und hat die Herausgabe einer Reihe nach einheitlichem Plan hergestellter periodischer Bibliographien veranlaßt. Das Institut hat sich seinerseits mit anderen wissenschaftlichen Körperschaften in verschiedenen Ländern in Verbindung gesetzt und versendet soeben die Einladungen zu einer zweiten internationalen bibliographischen Conferenz, um „aufs neue den gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Bibliographie zu prüfen und die praktischen Mittel, um sie auf internationaler Basis zu reorganisiren", zu berathen. Diese Conferenz wird, abermals unter dem Patronat der belgischen Regierung, vom 2.—4. August d. J. in Brüssel tagen. Eine detaillirte Tagesordnung wird später bekannt gemacht werden, doch sind schon jetzt folgende Programmpunkte vorgesehen:

1. Stand der bibliographischen Arbeiten im allgemeinen. Gegenwärtiger Stand der Bibliographie in den einzelnen Ländern und bei den verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens. Statistik. — 2. Organisation des allgemeinen bibliographischen Repertoriums. — 3. Internationale Betheiligung an der Ausarbeitung desselben a) durch die Regierungen: gesetzliche Hinterlegung von Pflichtexemplaren (dépôt légal), nationale Bibliographien, Kataloge großer nationaler Bibliotheken; b) durch wissenschaftliche Gesellschaften; c) durch Bibliotheken; d) durch die Verleger; e) durch die Autoren; f) durch die bestehenden periodischen Bibliographien. — 4. Internationale bibliographische Classification. — 5. Bibliographie der verschiedenen Arten von Druckerzeugnissen: Bücher, Zeitschriften, Veröffentlichungen gelehrter Gesellschaften, Zeitungen, officielle Documente, Karten, Kunstartikel, Musikalien. — 6. Bibliographie der einzelnen Wissenschaften. — 7. Redaction der Titelcopien: internationales Verzeichniß der auf die verschiedenen Theile eines vollständigen bibliographischen Titels sich beziehenden bibliographischen Regeln: Autorname, Angabe des Buchtitels, Seitenzahl, Format, Bezeichnung der Bände, Abkürzungen, Inhaltsangaben ꝛc. — 8. Herausgabe von Bibliographien; Anordnung des Textes: Zeilenlänge und Wahl der Schriftart. Form der Publicationen: Hefte und Zettelform. Verschiedene Herstellungsverfahren: Buchdruck, Lithographie, Heliographie, Aufbewahrung und Verwendung der Matrizen. — 9. Bibliographische Requisiten: Zettel und Zettelkästen, Mappen ꝛc.

Wie man sieht, ist infolge dieses vorzüglich disponirten Programms Gelegenheit geboten, alle möglichen bibliographischen Fragen zu erörtern. Die Referate für die einzelnen Punkte werden von der Conferenz vertheilt und ihre etwaigen Schlußanträge in Verhandlung gestellt werden. Sie müssen ebenso wie die Anzeige von Vorträgen vor dem 1. Juli an das Institut nach Brüssel (Place du Musée) gesandt werden. Das Institut wird sie und später auch die Verhandlungen der Conferenz veröffentlichen. Als officielle Sprachen wurden die französische, die deutsche und die englische bestimmt. Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit dieser Conferenz, sowie darauf, daß sie während der internationalen Ausstellung von Brüssel und zwischen einer Reihe anderer Congresse stattfinden wird, erwartet man eine bedeutende Anzahl von Theilnehmern, für welche natürlich auch Fest- und interessante Excursionen in Aussicht stehen. Anmeldungen nimmt das Institut und das österreichische Secretariat desselben (Wien III Hauptstraße 6) entgegen. Der Preis der Theilnehmerkarte und der Publicationen ist für Nichtmitglieder des Instituts auf 20 Francs festgesetzt worden. — Bei dieser Gelegenheit sei abermals darauf hingewiesen, daß eine die Ziele und bisherigen Arbeiten des internationalen Instituts für Bibliographie besprechende Broschüre gratis vom österreichischen Secretariat zu beziehen ist, welches auch weitere Auskünfte ertheilt.

* Bei den fortgesetzten Arbeiten zur Freilegung der römischen Stadtmauer von Trier ist man, wie die „Köln. Ztg." erfährt, von neuem auf einen werthvollen Fund gestoßen. Etwa 100 m von der Porta nigra hat man einen römischen Festungsthurm freigelegt, der den übrigen bereits aufgefundenen Thürmen in Anlage und Bau vollständig entspricht. Sein Durchmesser beträgt etwa 9 m. Auch die schon wiederholt gemachte Beobachtung, daß man in späterer Zeit die Reste der römischen Stadtmauer als Fundament für die viel schwächere mittelalterliche Befestigung benutzte, ist durch die jüngsten Ausgrabungen abermals bestätigt worden. Die Bauart dieser freigelegten nördlichen Mauerstrecke zeigt sich übrigens in der Bindung des Schieferbruchmauerwerks mittelst sauber zugerichteter Kalksteine, in dem niveauschichtigen schrägen Fundamentolansatz, sowie endlich in dem sorgfältigen rothen Fugenverputz vollständig gleichartig mit der ganzen freigelegten Stadtmauer, so daß der letzte Zweifel an der Gleichartigkeit und Gleichzeitigkeit dieser nördlichen Mauerstrecke mit den übrigen gehoben ist.

* **Berlin.** In der medicinischen Facultät habilitirte sich Dr. Hermann Steauß, Assistent an der Klinik des Prof. Senator. — Die durch Prof. Albert Naudé's Tod verwaiste Redaction der „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte" ist dem Privatdocenten Dr. Otto Hintze übertragen worden, einem Schüler Schmollers, der mit diesem zusammen in den Acta Borussica das große Quellenwerk über die preußische Seidenindustrie im 18. Jahrhundert herausgegeben hat.

* **Wien.** Der Feier des 50jährigen Bestehens der Akademie der Wissenschaften am 30. d. M. wird der Kaiser persönlich beiwohnen; Präsident v. Arneth wird ihn durch eine Ansprache begrüßen, die Festrede hält der Vicepräsident Professor Sneß.

* **Basel.** An Stelle des zum Abtheilungschef im eidgenössischen Justizdepartement gewählten Prof. v. Salis hat der außerordentliche Prof. Dr. F. Fleiner in Zürich einen Ruf für öffentliches Recht an die hiesige Universität erhalten.

* **Rom.** Das Preußische historische Institut hat sich entschlossen, außer den jetzt schon periodisch erscheinenden Veröffentlichungen „Repertorium Germanicum" und „Nuntiaturberichte aus Deutschland" eine jährlich zweimal herauskommende Zeitschrift „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken" erscheinen zu lassen. Das erste Heft, das schon nächsten Juni hier im Loescher'schen Verlag erscheint, bringt u. a. „Aufzeichnungen über den päpstlichen Haushalt aus avignonesischer Zeit" von J. Haller, „Acten über die Reformthätigkeit Felician Ninguarda's in Bayern und Oesterreich 1572—1576" von K. Schellhaas und „Der preußische Hof vor hundert Jahren. Berichte eines spanischen Diplomaten aus Berlin vom Jahre 1797" von G. Kupke.

* **Warschau.** Der Rector der Universität, Wirkl. Staatsrath Prof. emer. Dr. med. Paul Iwanowitsch Kowalewski, dessen Aufmerksamkeit eine in der Cassenverwaltung eingetretene Unordnung entgangen war, hat auf sein Ersuchen den Abschied erhalten.

* **Helsingfors.** Die finnische Literaturgesellschaft hatte die Errichtung einer Statue zum Gedächtniß des bekannten finnischen Sprachforschers und Herausgebers der „Kalevala", Elias Lönnrot, beschlossen. Zu diesem Zweck ist eine Sammlung von Geldbeiträgen in Gang gebracht worden. Leider aber knüpft sich sofort ein nationaler Sprachenstreit daran: die finnische Presse verlangt eine bloß finnische Inschrift, die schwedische eine in beiden Landessprachen, mit Recht, da die Beiträge von dem einen wie dem andern Theil der Bevölkerung Finlands eingehen.

Neue Kataloge. Joseph Baer u. Co., Frankfurt a. M. Nr. 459: Byzantinisches Reich. Griechenland, griechische Inseln. — Ernst Carlebach, Heidelberg. Nr. 120: Theologie und Philosophie. — F. H. Schimpff, Teiest. Nr. 5: Geschichte und Archäologie. — Mayer u. Müller, Berlin. Nr. 163: Englisch, Angelsächsisch (Julius Zupitza's Bibliothek Th. II).

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Samstag, 29. Mai. Nummer 120.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein Proletarierdrama. Von Moritz Necker. — Deutsche Landeskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation. II. Von Dr. F. G. Schultheiß. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Proletarierdrama.

Es hat sich die Gewohnheit eingebürgert, über dramatische Dichtungen nicht früher zu schreiben, als bis sie gespielt wurden. Ueber Dramen, sagt man, entscheide nur die Darstellung auf der Bühne; Buchdramen hätten keine Berechtigung. Ich will hier nichts gegen diese Gepflogenheit einwenden, obwohl manches dagegen zu sagen wäre. Allein wenn mir eine Dichtung in die Hand fällt, die schon beim Lesen einen mächtigen Eindruck auf mich macht, so bin ich mir selbst Theatermann genug, um es auf seinen dramatischen Werth zu beurtheilen. Und da mir sein dichterischer und literarischer ganz außer Zweifel steht, so halte ich es für eine Pflicht der Kritik, die Aufmerksamkeit auf dieses Werk zu lenken.

Eine solche Dichtung ist das Drama in drei Acten: „Bartel Turaser“ von Philipp Langmann.[1]) Ein Proletarierdrama, das man ohne Bedenken, trotz einzelner Schwächen, den „Webern“ von Gerhart Hauptmann zur Seite stellen darf; ja von mehr als einem wichtigen Gesichtspunkte hat es mancherlei vor den „Webern“ voraus.

Wer ist Philipp Langmann? Der Name dieses jungen (in Brünn lebenden) Dichters ist derzeit nur den engeren literarischen Kreisen bekannt. Er hat bisher drei Bändchen Erzählungen veröffentlicht, von denen ich nur zwei gelesen habe: „Realistische Erzählungen“ und „Ein junger Mann von 1895 und andere Novellen“ (beide im gleichen Verlage). Es sind keine Werke von durchschlagender Kraft und Originalität. Der Autor ringt noch mit der Form, er erzählt nicht plan und durchsichtig genug. Allein man merkt doch: ein tief Gemüth, ein ursprüngliches poetisches Gefühl, ein nachdenklicher, empfindsamer Geist spricht da zu uns, ein selbständiger Mensch, der ehrlich schaffen, nicht etwa der Mode nachgehen will, um äußerliche Erfolge zu erringen. Er steht natürlich im Banne seiner Zeit. Auch er ist von der Neigung zur sogenannten Armeleutmalerei ergriffen; er fühlt sich auch von der modernen Sentimentalität, dem überempfindsamen, zum Thun, zum Angriff unfähigen Wesen ergriffen. Aber es ist doch wieder etwas anderes, was in ihm zur Geltung ringt. Er steht gleichzeitig über sich und über den Zeitgefühlen. Er ist Realist, aber nicht im Sinne Zola's, sondern im Sinne Otto Ludwigs, Gottfried Kellers, Theodor Fontane's, Storms, die er auch ausdrücklich feiert. „Es gibt nur eine Kunst“ — ruft er aus — „und diese ist realistisch. Nicht allein realistisch, sondern immer auch deutsam.“ Also: den „poetischen Realismus“ Otto Ludwigs will Langmann fortbilden, und in der That legt er aufs „Deutsame“ überall mehr Gewicht, als aufs Realistische. Er führt uns unter die armen Leute der Fabrikstadt, zeigt uns ihre kümmerliche Lebensweise, ihre Noth, ihre jämmerlich kleinen Leiden und Freuden. Aber es tritt doch mehr die sittliche Seite dieser Menschen zutage, als die materielle: ihre innere Haltlosigkeit, ihre Schwäche und ihre Güte, ihre Laster und ihre verkrüppelten Tugenden. Man sieht in die Herzen, nicht bloß in die Stuben und Werkstätten; seine Proletarier sind wirkliche Menschen. Und der specifisch poetische Sinn Langmanns bricht überall in ungemein schönen Naturschilderungen durch, welche die Bilder des Elends elegisch beleuchten, oder in seiner Neigung, unbelebte Dinge oder Thiere wie im Märchen zu beseelen oder geradezu auch reden zu lassen. Kurz: man sieht, das ist ein wirklicher Dichter. Wenn er sich auch derzeit von großen Vorbildern beeinflussen läßt, so zeugt doch die Richtung, in der er sich bestimmen ließ, für seinen specifisch poetischen Sinn. Die Erinnerung an Otto Ludwig, den Dichter der Heiterethei, drängt sich auf bei der Lectüre. Aber man begreift auch, warum diese Erzählungen nicht durchdringen konnten. Solcher Kleinmalereien, auch poetischer (ich erinnere bei dieser Gelegenheit an Reichenau's „Aus unsern vier Wänden“) haben wir nachgerade genug. Und die größere Erzählung in Tagebuchform: „Ein junger Mann vom Jahre 1895“ ist halb wertherisch, halb modern decadent, sie konnte darum auch nicht weitere Kreise interessiren.

Nun aber das Drama: „Bartel Turaser“. Wenn ich sage, daß es sich den „Webern“ von Hauptmann ohne Bedenken zur Seite stellen darf, so geschieht es daeum, weil es vor diesem Werke eine geschlossene Composition und die Abwesenheit tendenziöser Leidenschaft beim Dichter voraus hat. „Bartel Turaser“ ist die bedeutendste Proletariertragödie, die wir bisher kennen gelernt haben. Hier wird das Problem in wahrhaft dichterischer Weise ausgetragen. Sie ist so einfach, daß man ihren Inhalt in eine Nußschale bringen könnte, wie man von den großen tragischen Werken zu sagen pflegt, und doch ist wieder derselbe Inhalt gar nicht auszuschopfen.

Doch anstatt Unbekanntes zu loben, will ich von dem Stücke selbst erzählen. Ort der Handlung: „am Rande einer großen Stadt“; man kann sich Brünn dabei denken, wo der Dichter lebt. Scene: in einer Scheune, „die das letzte Erbstück der in früheren Geschlechtern wohlhabenden Bauernfamilie der Turasers ist“.

Die Färbereiarbeiter in der Baumwollenwaarenfabrik vormals Daberger & Sohn stehen seit 14 Tagen im Strike. Der Lohn ist gar zu jammerlich gering. Der Färbereimeister Kleppl ein Schuft, der es mit dem Director gegen die Arbeiter hält; er tyrannisirt sie und mißbraucht (als Wittwer) seine Macht über die jungen Arbeiterinnen. Der Unwille gährt schon lange in den Färbern; aber Zaghaftigkeit, Sklavensinn, Schwäche hielt sie bisher ab, zu striken. Nun haben sie sich dazu aufgerafft. Gleichzeitig ist eine gute Gelegenheit gekommen, den verhaßten Kleppl zu Fall zu bringen. Er hat der Arbeiterin Marie Zelber gesagt, daß er ihre junge Schwester Anna nur dann wieder aufnehmen werde,

[1]) Leipzig, Verlag von Robert Friese.

Digitized by Google

wenn diese ihm zu Willen sein werde: „es kost't nicht gleich ein Kindbett", fügte er noch cynisch hinzu. Marie Zelber hat diese Aeußerung Kteppls verbreitet und auch, daß der Arbeiter Bartel Turaser, ein von seinen Kameraden sehr geachteter Mann, sie gehört habe. Bartel bestätigte ausdrücklich, den gemeinen Antrag gehört zu haben. Kteppl verklagte die Zetber auf Ehrenbeleidigung; er mußte es thun, denn er riskirt seine Stellung, wenn er dem Gerücht nicht entgegentritt. Morgen — zugleich dem fünfzehnten Tag des Strikes — soll die Gerichtsverhandlung stattfinden.

So steht die Handlung bei Beginn des Stückes. Die Noth unter den Färbern ist groß. Für über 40 Strikende sind wenig mehr als 100 Gulden von gemeinsamen Cassen und Genossen eingelaufen. Nirgends ist die Noth größer als bei Bartel Turaser. Er hat zwei Kinder und ein Weib, das auch nur 60 Kreuzer täglich verdient. Ein paar Würstet gelten als übermüthige Näscherei. Wir lernen Bartel schon nach den ersten Worten als eine tiefere, aber auch weiche Natur kennen. Das höchste Gut ist ihm ein reines Gewissen. Mit rührender Liebe hängt er an seinen Kindern, zumal an seinem kranken Knaben Bartel. Er ist stolz auf seine Ehrlichkeit, aber es ist ein elegischer, ein trüber, unsicherer Stolz. Denn was hat man von ihr? Gerade nur den inneren Frieden. Da tritt die Versuchung an ihn heran. Kleppl kommt zu ihm und bietet ihm 200 Gulden baar, sofort, und nach der Arbeitsaufnahme eine Lohnerhöhung von 1.10 auf 1.70 pro Tag an, wofern er nur bei der morgigen Gerichtsverhandlung aussage, daß er nicht beschwören könne, die fatalen Worte des Färbermeisters wirklich gehört zu haben: die Zelber hätte sie ihm gesagt, dann hätte er geglaubt, sie selbst gehört zu haben — aber beschwören könne er sie nicht. Mehr verlangt Kteppl nicht von ihm. Bartel widersteht der Versuchung und lehnt das Anerbieten ab. Sein reines Gewissen, sein ehrlicher Name, die Achtung der Kameraden sind ihm werthvoller. Die Strikegenossen besuchen ihn, sprechen die Erwartung aus, daß er morgen schwören werde, und bestärken ihn in diesem Entschluß. Da kommt sein Weib Albine von der Arbeit heim. Bartel erzählt ihr — um sie zu prüfen —, daß Kleppl den Kameraden Meixner mit 100 Gulden zu bestechen versucht hätte. Da fährt sie in Entrüstung über diese Schändlichkeit zunächst auf. Dann aber — 100 Gulden! Soviel schönes Geld! Und so leicht erworben! Warum ist Kleppt nicht lieber zu Bartel gekommen? Sie könnten's ja auch brauchen. Die Gerichtsverhandlung werde Klepps Macht doch nicht brechen.... Da erzählt ihr Bartel den wahren Vorgang, und nun weiß sich Albine über die übertriebene Ehrlichkeit ihres Gatten gar nicht zu fassen. Was könnt' man mit 200 Gulden nicht alles schaffen! Was hat man denn davon, daß man ehrlich ist? Und was liegt an der Meinung der Arbeiter? „Glaubst, die Leute haben nichts anderes zu thun, als fortwährend an dich zu denken? Die Menschen reden eine Wochen, nicht einmal, drei Tage davon, dann spricht noch manchmal der eine oder der andere, und nach einem Monat ist alles vergessen. Die Menschen vergessen alles, sie reden viel, aber sie merken sich nur das, was sie angeht. Dann kommt ein frischer Strike, wieder Aufsehen, wieder Verhandlungen, dann stirbt der eine, der andere kommt weg, der geht in eine andere Stadt, und langsam ist es vergessen. Und dann, beim ärgsten bleibt man hübsch zu Haus, kümmert sich um nichts, in einem Viertetjahr ist das ganze Wasser abgelaufen. Und wir haben uns gehotzen. Ja, wir könnten einmal aufathmen!" So die proletarische Moral. Und indem Albine so spricht, kommt der Versucher wie angekündigt neuerdings herein, legt die Banknoten auf den Tisch — und Bartet kann dem doppetten Eindringen des Weibes und des Versuchers nicht widerstehen. Er geht auf den Pact ein, unter der Bedingung allerdings, daß der Färbermeister die Strikenden ohne Rancune wieder aufnehmen werde. „Geh in die Stadt, aber nicht in die Nähe, in die Stadt geh und kauf ein gutes Fleisch," ruft er seiner Frau zu, und der Vorhang fällt über diesen meisterlich exponirenden und die Spannung mächtig erregenden ersten Art.

Im zweiten Art sind die Strikenden alle beisammen. Es soll über die nächste Zukunft ein Entschluß gefaßt werden. Aber die Proletarier sind sich nicht klar genug über das, was sie wollen sollen. Es sind arme Teufel. Wären sie entschiedenere Charaktere, stünden sie alle anders da. Sie kennen nur das nächst liegende: den Hunger, und was ihnen fehlt: das Geld. Gemeinsinn haben diese Jämmerlinge nicht, jeder denkt nur an sich. Sie sind froh, wenn sie jemand führt, wenn jemand für sie denkt und beschließt, sie können nicht anders.... In diesem Licht stellt sie uns die große, dramatisch so wirksame Massenscene dar. Und nun folgt ein Schlag nach dem andern. Sämmtliche Arbeiter, ohne Ausnahme, erhalten die Kündigung, die Arbeitsbücher werden ihnen zurückgebracht. Kleppl hat sein Bartet gegebenes Wort gebrochen, nachdem er sich dessen Schweigen versichert. Allgemeine Verzweiflung. Und nun kommt noch der Ausfall der Gerichtsverhandlung: Kleppl ist freigesprochen, Marie Zetber zu 8 Tagen Arrest verurtheilt worden. Sofort wird den Strikenden die Situation klar: Bartet hat sich bestechen lassen, und ihre ganze Wuth wendet sich gegen ihn. Da stürmt seine Frau Albine herein, um ihres Mannes Ruf zu retten. Echt weiblich dreht sie den Spieß um, bringt alte, vergessene Geschichten wieder vor, und statt zu vertheidigen greift sie an. Konnte denn ihr Mann anders? „Hätt' er es ganz sicher gehört, so hätte er geschworen. Es hat's aber nur die Zetber gehört, und ich sag' euch, sie tügt, ... die Zelber ist schlecht, sie ist ein böses Weib, weil sie einen unschuldigen Menschen ins Unglück bringen will, mit Gewalt ins Unglück bringt mitsammt den unschutdigen Kindern." Die Zelber wolle sich rächen, weil sie selbst einmal den Bartel haben wollte u. s. w. Die Scene ist von packender dramatischer Kraft: wie Atbine in der Verzweiflung für ihren Mann kämpft und mit ihrer rasenden Entschlossenheit die waschlappigen Proletarier in der That zum Schweigen bringt. Ein einziges Weib treibt eine ganze Heerde von Männern zu Paaren. Das ist der „deutsame" Realismus. Albine behauptet das Feld, aber von draußen bewerfen die Arbeiter ihre Hütte mit Steinen, indessen sich Bartel, vom bösen Gewissen getrieben, ängstlich verrammelt und schließlich, wie um sich selbst zu betäuben, mit seinem Knaben „hoppe hoppe Reiter" spielt.

Auf diesen stürmisch bewegten zweiten Act folgt nun ein dritter, der äußertich viel stiller ist, innertich aber voll tragisch erschütternder Bewegung.

Zehn Tage später. Bartels Kinder sind beide gestorben; wir sehen gerade ihre Särge hinaus tragen. Woran gestorben? „Sie haben sich übergessen." In dieser einen Aeußerung liegt eine Ironie, wie sie tragischer nicht gedacht werden kann. Die Kinder des Protetariers waren das Essen nicht gewöhnt, ein paar Würstel gatt ja als Näscherei. Wer kann es den Eltern verargen, daß sie — zu Geld gekommen — den Kindern alles zukommen ließen, was sie wollten? Aber der Dichter verweilt gar nicht bei den Kindern, sondern roncentrirt alle unsre Aufmerksamkeit auf seinen traurigen Helden. Bartet Turaser ist ganz gebrochen; den Kindern opferte er alles, worauf er Werth legte: den ehrlichen Namen, die Achtung der Kameraden, das reine Gewissen, die Selbstachtung. Und so wurde ihm mitgespielt! So rächte sich das unrecht Gut! Seine Kameraden sind von seinem Unglück erschüttert; sie denken schon wirklich nicht mehr an seine Schlechtigkeit; ja sogar Marie Zetber kommt direct aus der Strafanstalt zu Bartel, nachdem sie

Digitized by Google

ihre 8 Tage abgesessen hat, um ihm zu versichern, daß sie ihm nichts nachtrage; sie hat ihn wirklich einmal geliebt und etwas von dem Gefühl ist noch in ihr zurückgeblieben. Mehr noch. In einer Hallucination erscheint ihm der eigene geliebte Knabe und tröstet ihn und versichert ihn seiner Verzeihung. Aber es nützt das alles nichts. Bartel hat den strengsten Richter in der eigenen Brust. Er kommt über sein Unrechthandeln nicht hinweg, und er kann seinen Frieden erst dann finden, wenn er gesühnt hat. Ausschreien will er sein Unrecht; ist auch das Geschehene, der Tod der Kinder, die Haft der Zelber nicht mehr rückgängig zu machen, so soll doch die Wahrheit gesagt werden, und ginge er selbst darüber zugrunde. Er läßt den Advocaten wieder kommen und theilt ihm seinen Entschluß mit: sich dem Gericht zu stellen, und wie eindringlich ihm auch der Advocat die Folgen seiner Selbstanklage, falsch ausgesagt zu haben, darlegt: Bartel beharrt auf seinem Entschluß und macht sich auf den Weg zum Richter.

Dies der Inhalt von Philipp Langmanns Proletariertragödie, und man erkennt schon daraus, worin ihre Bedeutung und insbesondere ihr echt poetischer Charakter liegt. So viel scharfe Lichter auf das Verhältniß von Arbeitgebern zu Arbeitnehmern auch fallen mögen, so ist der Dichter doch weit entfernt davon, politisch Partei zu nehmen und gegen die „Ausbeuter“ zu hetzen. Nach seiner Grundanschauung steckt die Ursache des Proletarierelends in ihm selbst. Allerdings betont er öfter: „es ist schwer, ehrlich zu sein, wenn man Hunger hat“; er wird nicht zum harten, doctrinären Sittenrichter der Menschheit, sein Mitgefühl mit der menschlichen Schwäche führte ihn zu dem tragischen Gemälde. Allein, daß er so nachdrücklich die sittliche Forderung betont, daß er sich nicht mit dem rührenden Schauspiel menschlichen Elends und kümmerlicher Charaktere begnügt, das macht ihn eben zum gesunden Dichter. Und aus dem Kern seiner Anschauung von der Natur des Proletariats ist ihm seine Tragödie herausgewachsen. Ein Proletarier, der nicht charakterlos sein kann wie alle anderen, der allein ist tragisch. Und für die Schwäche, die tragisch erscheinen soll, gibt es keinen anderen Conflict als den der Entzweiung des Menschen mit sich selbst. Nichts ist trauriger als der Verlust des inneren Friedens, nichts erhebender und würdiger als das Streben nach ihm, auf Kosten aller anderen äußeren Güter. Künstlerisch bedeutend wird Langmanns Drama durch die meisterliche Scenenführung, die besonders in den Einzelheiten, in der kunstvollen Steigerung und Entwicklung der Vorgänge sichtbar wird, und sodann durch die große innere Wahrheit, mit der er alle seine typischen Gestalten und insbesondere seinen Bartel Tnraser gezeichnet hat. Vom Anfang an wissen wir, woran wir mit ihm sind, ahnen wir sein Verhängniß. Seine Gestalt, ohne besonders reich individualisirt zu sein, leibt und lebt vor uns und ist unsrer Theilnahme sicher: ein schwacher, aber guter Mensch. Und dazu der prächtige Gegensatz seiner stürmischen Frau! Es ist mehr als bloß ein Proletarierbild in dieser Ehe gegeben; Langmanns „deutsamer“ Realismus hat das Verhältniß der zwei Geschlechter überhaupt darin dargestellt. Albinen ist der letzte Entschluß Bartels zunächst unverständlich, unbegreiflich; aber als sie seine Festigkeit merkt, will sie mit dem Gatten in den Kerker. Doch wird nicht sie, sondern Kleppl wegen Verführung und Bestechung zu falscher Zeugenaussage dahin mitwandern.

Es soll auch nicht verhehlt werden, daß das Stück, zumal in den Schlußscenen, einige Schwächen hat und an kleinen Unklarheiten leidet. Aus Bartels Klagen spricht öfter mehr der Dichter als seine Gestalt, und das fällt um so mehr auf, als sonst nirgends dieser Fehler vorkommt. Langmann ging im Streben, den tragischen Conflict seines Helden ja recht deutlich zu machen, stellenweise zu weit. Er commentirt sich selbst unnöthigerweise. Ferner ist die juristische Seite des Processes nicht ganz klar. Bartel klagt sich am Schlusse des Meineids an, und wir haben doch immer nur gehört, daß er gar nicht geschworen hätte. Woher also der Meineid? Es war nur eine falsche Zeugenaussage... Doch sind das Einzelheiten, die für den dichterischen Gehalt und literarischen Werth des Werkes von keiner Bedeutung sind. Das Große daran: die lebendige Kraft der Gestaltung und der Adel der Gesinnung wird sich seine Anerkennung erringen und hoffentlich auch bald von den deutschen Bühnen herab wirken.

Moriz Necker.

Deutsche Landeskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

Von Dr. F. G. Schultheiß.

II.

In Sebastian Francks Weltbuch (zuerst 1534) ist ferner die kleine Schrift Willibald Pirckeymers Germaniae explicatio 1530 völlig aufgenommen und füllt dort zehn Blätter. Pirckeymer setzt sich zur Aufgabe die Geographie des alten Germaniens und die Identificirung der in classischer Form überlieferten Ortsnamen mit deutschen seiner Zeit. Ein bedenklicher Mißgriff ist es demnach, daß Franck die Namen Germania und Gallia ohne weiteres mit Deutschland und Frankreich übersetzt. Und diesen Fehler schleppt dann Franck weiter; er übersetzt später eine Stelle des Boëmus, in der vom Rhein als ehemaliger Grenze zwischen Germanien und Gallien, von der Donau als solcher gegen die Rhätier und Pannonier die Rede ist, mit den Worten: „Germania, von den Frantzosen mit dem Rein, von Oesterreich mit der Tonauw außgezeichnet.“ Irreführend hat auf ihn auch gewirkt die weite Fassung des Begriffs Germania bei Pirckeymer über die Weichsel hinaus bis zum Tanais auf die Autorität der alten Schriftsteller hin; Franck übersetzt die Stelle der Vorrede Pirckeymers, wie folgt: „diß mag den Teutschen nicht verarget werden, das sye so ein mechtig weitte gegen haben verloren, oder vil meer verlassen, weil sy so für ein ungnedigen himmel und unfruchtbar boden ein so hübsch fruchtreich holdselig erdtreich als da ist Hispaniam, Franckreich, ja auch Italiam darfür haben eingenummen und besessen, das ist von Aphrica aus was sye in Asia haben vollbracht, geschweig“. In der Vorrede nennt Franck „Teutschtand nur einen kleynen teyl Germaniä“. Vielleicht ist es dadurch zu erklären, daß die Blattüberschrift von Germania bei Franck nicht nur über ganz Osteuropa reicht, sondern erst bei Italien vertauscht wird mit Europa. Pirckeymer nennt auch die Gothen in der Krim als Ueberbleibsel der Ostgothen und erwähnt der Einnahme ihrer Feste Manttup durch die Türken. Seine Angabe, daß noch Ueberbleibsel der Gothen in den dortigen Gebirgen als Weindauer sich fänden, hat Franck ausnahmsweise nicht übersetzt. Getreulich aber übersetzt er die Behauptung Pirckeymers, daß jetzt von allen gothischen Völkern keines mehr in Germania übrig sei als die Styren oder Steirer und die Turcilinger oder Thüringer. Auch Pirckeymers Notiz über die Siebenbürger Sachsen läßt er sich nicht entgehen: „Peucinos und Bastarnos, sagt Plinius, stossen an die Walachey in Germania (Dacis conterminos esse — in Germania setzt Franck sinnlos hinzu) es seind auch noch heut Teutsche in Siebenbürgen, ob sy aber erst dahin seyen kummen oder allweg disen flecken inn haben gehabt (ibi habitarint), hab ich nichts das ich gewiß dar thu.“ Weiter hinten im Buch hat er eine Stelle des Boëmus: Walachia Dacia „nun haben es die teutschen Siculi und Walachi inne. Die

teutschen sein auß Sachsen von Carolo Magno dahin geschickt. Von siben stetten oder bergen werden sie von vilen die Sibenbürger genannt." Er erwähnt dann auch „eine andere Dacia, gegen Mitternacht gelegen, Denumarckt genant, davon anderßwa!" Die mittelalterliche Verwechslung der Wenden und Vandalen weist Pirckeymer eingehend als irrig nach, während selbst noch Münster sich darüber nicht recht klar wird. Auch mit der trojanischen Abkunft der Frauken macht Pirckeymer kurzen Proceß, indem er von den Sicambern als Vorfahren der Franken spricht („Franken oder Franzosen" bei Franck). Windbeutelei sei, was französische Schriftsteller von dem trojanischen Ursprung berichten[1]) — ein erfrischender Luftzug historischer Kritik.

Ist nun diese Art von Kritik, die aus den Nebeln des Wahns zum Wissen strebt, ein Ding, wie die Franck nachgerühmte „eigenartige, alles auflösende und zersetzende Kritik seines scharfen Geistes?"[2])

Allerdings rühmt sich Franck selbst seiner kritischen Richtung. In dem nach Sitte der Zeit weitschweifigen Titel finden sich die Worte „nitt aus Berosо Joanne de monte villa, S. Brandons Histori vn dergleichen fabeln". Und in der sehr bemerkenswerthen Vorrede heißt es in weiterer Ausführung dieser Worte, „Wir haben sovil uns müglich ist, der warheyt geflissen und niemandt initiiert, denn glaubwirdigen angenommenen weltschreibern, die yr reyß vnnd historien großmechtigen Künigen und Keysern haben dediciert, da ye nit zu vermutten, das sy disen lugen haben zugeschriben vnd mit eitteln erdichten worten hofirt". Näher kommt er dem Wesen der wissenschaftlichen Kritik mit dem späteren Satz, „und hat mir kein Buch ye gnug gethon, hab allweg etwas ein fäl [Fehl] deren ich besorg auch mein bücher nit on sein werden gleich als durch ein nebel gsehen". Von solchem Mißtrauen gegen seine Vorlagen ist nun aber in dem Weltbuch doch nur recht wenig zu finden. Die Geschichte von den Baumgänsen, deren Aufnahme Münster von Löwenberg verdacht wird, findet sich auch bei Franck (Blatt 69), und kann man ein stärkeres Stück mittelalterlichen Wunderglaubens finden, als den Satz über Wiland (zwischen Norwegen und dem Oceanischen mör), dessen Bewohner „der schwarzen kunst und zauberey ergeben, den schiffleuten den Wind verkaufen, so sie des mangeln oder Widerwind haben, wie sie ihn haben wollen"? Und das wäre noch nicht der schlimmste Vorwurf. Infolge der Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit Francks beim Uebersetzen wimmelt das Weltbuch von Verstößen, die man keineswegs seiner Zeit, dem niederen Stand der Geographie zuschreiben darf. Von Eyfland oder Liefland sagt er, „an disе gegen rürt vom nidergang das Teutsch mör, das etlich das alt Wendelmör heissen". Was das bedeuten soll, sieht man erst, wenn man auf Aeneas Silvius[3]) zurückgeht, die Stelle lautet in der deutschen Ausgabe Hartmann Schedels: „An disе gegent rürt vom Nydergang das baltisch meer, das etlich das alt wendelmeer geheissen haben, die weil die mitternachtlich gegent als yetzo den kriechen und walchen nochmals nit bekannt." Aeneas Silvius bezieht sich unverkennbar auf das irrthümliche Weltbild, wie es noch Adam von Bremen vorschwebte: das baltische Meer, so genannt von balteus (Gürtel), erstrecke sich in langem Zuge durch die scythischen Gegenden bis nach Griechenland.[1]) Weil Sebastian Franck Dacia und Dania mit einander verwechselt, kann er bei der Einschiebung von Dänemark (nach Aeneas Silvius, der sich aber deßhalb entschuldigt) den Satz niederschreiben, „es seind zwey Denumarckt, das ensserst in den zipfel des Pommerischen oder Teutschen mör rinnend, das ander gegen nuttag baß, darfür die Elb rint, von dem anderßwa." Dieses andere Dänemark ist die Walachei, Dacia! Daß es mit der Kritik Francks an seinen Vorlagen nicht weit her ist, mag noch ein Beispiel zeigen. Boëmus nimmt unter Berufung auf Diodorus Siculus ein Capitel über das europäische Galatien und die alten Sitten der Galater auf, das er vor Gallien stellt. Es liege über Celtica hinaus, gegen Süden und den Ocean zu und das Hercynische Gebirge und erstrecke sich von diesen Grenzen bis nach Scythien. Durchströmt wird es vom Rhein, der Donau und dem Eridanus. Es ist zu verwundern, daß nicht schon Boëmus trotz dieser verworrenen Angabe gesehen hat, daß es sich hier um einen irrthümlichen Gesammtnamen für Gallien und Germanien oder um Germanien allein in weiterem Begriff handeln müsse. Aber was macht vollends Franck damit! Es ist ihm „eine große Gegend in Europa diß an Scythiam sich erstreckende als Diodoro Siculo gesellt", er stellt es an den Schluß der Theile Italiens, unmittelbar vor der Insel Taprobane, der freilich wieder Böhmen folgt. Am Schlusse der Schilderung der Galater, einer bloßen Uebersetzung aus Boëmus, bemerkt dann Franck, „Galatia hat eyn groß teyl der Ruthener, das ist der Reussen, yetz inne." Offenbar verwechselt er es momentan mit Galizien. Er bringt dann später, aber auch noch unter Europa, ein Land Gallatia, zwischen „Bithynia in kleyner asia" und Arcadia, und sagt, „diß weit und fruchbar land helt ein grossen teyl deß lands in sich, das man yetz Reussen oder Ruteniam nennt. Von disen seiten sihe oben. Zu diesen völckern in Reussen Galatern hat Paulus sein Epistel gerichtet." Kann hier noch von irgend einer geographischen Anschauung die Rede sein?

Schon die heillose Verwirrung aller Länder Europa's und die zahllosen Wiederholungen müssen dem urtheilsfähigen Leser des Weltbuchs — trotz der Anpreisung auf dem Titel „ein handtbuch, vormals dergleichen in Teutsch nie außgangen" — den Eindruck einer wüsten Compilation machen; selbst die besseren Abschnitte müssen Verdacht erregen, auf fremdem Felde gewachsen zu sein. Das Räthsel der Unordnung löst sich, sobald man Francks Reihenfolge mit der bei Aeneas Silvius vergleicht. Franck hat diese einfach in der Mitte entzwei geschnitten zwischen Steiermark und Oesterreich; er beginnt mit Deutschland im allgemeinen, schiebt zuerst die betreffenden Capitel des Boëmus an passend erscheinender Stelle ein, verfolgt dann die Reihenfolge der zweiten Hälfte bei Aeneas Silvius, wieder mit Einfügung von Capiteln aus Boëmus und einzelnen Ländern, wie sie ihm, meist veranlaßt durch den Anklang der Namen, in den Wurf kommen — so die französische Normandie als Norwegen, nach Schweden, neben Norwegen — aber auch ohne jeden vernünftigen Anlaß. Von Italien kommt er über Galatien, Taprobane, Böhmen und Polen zum Anfang des

---

1) Nugantur Gallici scriptores quicquid velint de Trojana gentis origine. Bogen A. Blatt 8 Rückseite.

2) So J. Löwenberg in dem Schriftchen „Das Weltbuch Sebastian Francks. Die erste allgemeine Geographie in deutscher Sprache". Hamburg 1893. (Heft 117 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge), S. 6. Löwenberg hat sich nicht im mindesten um das Verhältniß Francks zu seinen Vorgängern, die er meist einfach ausgeschrieben hat, gekümmert; er hat auch das Weltbuch selbst nur sehr oberflächlich angesehen und gelangt so zu einem Urtheil über das Buch als geographische Leistung, das in keinem Punkt aufrecht erhalten werden kann.

3) Livoniam alluit ab occidenti mare Balthoum quod plerique veterum oceanum esse putaverunt, nondum septentrio ut hodie cognitus grecis atque italis. Bogen a, Bl. 3 Rückseite.

1) Adam von Bremen IV, 10 (in drei Handschriften) nach Marianus Capella. Vgl. Günther, Adam von Bremen S. 31 f. Die Uebersetzung von oceanus mit Wendelmeer entspricht dem ahd. und mhd. Sprachgebrauch; bei Franck liegt Creta (nach Apianus) im Wendelmör (Bl. 24), später freilich im Ponto Bl. 85. Die falsche Uebersetzung von veterum hat Franck wohl nur aus Hartmann Schedel, den er auch sonst in der deutschen Ausgabe benützt, und nicht wegen des gleichen Lesefehlers der Abkürzung bei Aeneas Silvius.

Digitized by Google

Aeneas Silvius, zu Ungarn, folgt ihm dann wieder bis zu Steier, Scythien (mit den Amazonen, Menschenfressern u. s. w.) und den Türken (nach dem tractatus de ritu moribus et multiplicatione Turcarum eines Siebenbürgers; 1460 lateinisch, 1530 deutsch übersetzt erschienen). Bei seiner Compilation hat aber Franck außer den von ihm genannten Vorlagen auch solche benützt, die er nicht zu nennen für gut befindet. Dazu gehört Hartmann Schedels liber chronicarum; dessen deutscher Ausgabe verdankt Franck insbesondere den drei Foliosеiten füllenden Abschnitt „Von Germania und der Teutschen leben und sitten vor zeiten etwas in gemeyn, auß Cor. Tacito und anderen" (Bl. 47 b bis 48 b). Es sind zwei Stellen Schedels, die er zusammengeschweißt hat, mit geringfügigen, aber charakteristischen Aenderungen und Einfügungen. So ersetzt er die Sätze, in denen Schedels altkirchliche Gesinnung zum Ausdruck kommt, durch Lobsprüche auf die Deutschen im Sinne der anderen Ausführungen Schedels. Minder glücklich ist eine andere Stelle Schedels, in der vom Kreuzzug König Konrads III. die Rede ist, von Franck vertauscht mit einem Preis der Landsknechte, sie gälten als Teufel oder stählen, und alle Fürsten, auch der Türke, hielten, die Schlacht sei schon halb gewonnen, wo der Mehrtheil Deutscher in der Ordnung streite. Ein recht bedenkliches Licht aber auf Francks geographische Kenntnisse fällt durch seinen Zusatz zu Schedels Angabe, daß die Donau 60 meist schiffbare Zuflüsse erhalte, „als diſe bekanten, die Etſch, Ader und Saw" — läßt er doch, ein geborener Donauwörther, bei Passau die Isar in die Donau münden! Und nicht besser sieht es mit Francks Kenntniß der Gebirge aus. Er ist hoch erfreut, aus Hartmann Schedel dessen Schilderung des hercinischen Waldes abschreiben zu können, der mit viel Hörnern und Aesten von der Donauquelle durch Deutschland und zwischen Ungarn und Polen bis zu dem danischen (statt dacischen bei Schedel) und getischen Volk sich erstreckt. Pyrenäa ist ihm eine bürgige Provinz Europe, welcher berg Pyrenei genant haben von auffgang Teutschland, von mittag Ytaliam, von nidergang Hispaniam, von mitternacht Galliam; Subaudia ist ein sicher fridlich land des Pyreneischen Gebirgs. Hier fließen also Pyrenäen, Cevennen und Alpen zu einem Gebirgssystem zusammen. Entschuldigung könnte freilich der mittelalterliche Gebrauch von Pyrenäus für Alpen und Apenninen sein.[1])

Diese Stichproben genügen wohl zu einem Urtheil, ob Franck berufen war, gerade ein geographisches Handbuch zu schreiben. Genialität, schöpferische Kraft darf man ihm wenigstens auf diesem Gebiet nicht nachrühmen — schöpferische Geister schreiben überhaupt kein Handbuch. Und ob er, wenn auch selbst kein Gelehrter, doch gezeigt hat, daß er ein gelehrtes Werk zur Stütze eigener Erfahrung zu gebrauchen wisse? Man wird sogar daran irre. Zu wissenschaftlicher Verarbeitung des Geleenten war er ein viel zu unruhiger Kopf. Läßt sich ein schärferes Urtheil denken, als es der gewissenhafte, wohlwollende Sebastian Münster über Francks Weltbuch fällt — indem er es in seiner zehn Jahre später erschienenen Cosmographie völlig ignorirt und in der Widmung an den König Gustav Wasa von Schweden sagt, vor ihm habe sich keiner unterstanden, in solcher Gestalt und in deutscher Zunge dieses Buch zu schreiben? Man braucht nicht an gelehrten Brodneid zu denken; seine Behauptung, vor 18 Jahren die Arbeit begonnen zu haben, ist durchaus glaubwürdig, er hat sich nach allen Seiten um Auskunft und Beiträge bemüht — kann nicht Franck, ein fingerfertiger Literat, von dem Plane gehört und sein Weltbuch in größter Eile zusammengeschrieben haben? Münster aber, der nach dem Ruhm des deutschen Strabo geizte, ließ sich Zeit zu seinem Werk, das als wissenschaftliche Leistung nicht nur im Sinne seiner Zeit das Weltbuch Francks weitaus übertrifft und mit Recht auch durch die äußere Verbreitung in zahlreichen Auflagen in den tiefsten Schatten gestellt hat: fast ein Jahrhundert hat es der Gefahr des Veraltens Trotz bieten können, bei allen Schwächen, die der höhere Standpunkt unsrer Tage darin aufspürt.

Nur wird man Franck überhaupt nicht gerecht, wenn man ihn als Geographen oder überhaupt als Gelehrten mit dem Maßstab seiner oder unsrer Zeit beurtheilt. Die Kritik als wissenschaftliches Werkzeug, als Methode war ihm fremd, aber er war Kritiker, oder, wie man vielleicht sagen sollte, Krittler aus Temperament, er ist ein geborner Polemiker. Das Urtheil Luthers über Franck, er nähre sich mehr von Lästern und Schimpfen als von Essen und Trinken, ist nicht ohne Berechtigung, so sehr es feindselig klingt. Ein dissentirender Theolog wie Luther und anfangs dessen Anhänger, ward Franck durch die Selbständigkeit seines Denkens weit über die Schranken hinausgeführt, an denen Luther nicht aus Furchtsamkeit, sondern in Erkenntniß der Bedürfnisse seiner Zeit und seines Volkes Halt machte. Liest man Franck mit den Augen unsrer Zeit, so erscheint er als ein freier und consequenter Vertreter des Princips der Reformation, man fühlt sich erfüllt von Sympathie mit dem Manne, der, seiner Zeit voraus eilend, keine geeignete Stätte der Wirksamkeit in ihr finden konnte. Theolog, Sittenprediger, Reformator und Erzieher seines Volks, das er liebte in seiner Art, ist Franck auch nach der Aufgabe des Pfarrdienstes geblieben, trotz der Verwerfung jeder historisch gewordenen Autorität, die sein hohes Selbstgefühl für ihn ersetzte, nach dem Satz der Vorrede zum Weltbuch: „darumb auff kein Buch sich sicher zu verlassen ist auch mit der h. Schrifft, man hab denn von Gott gelert das urteyl bei sich und verstee es nach dem geyst und sinn Christi, wie es Gott gemeynt hab". Freilich war solche Auffassung weder neu noch vereinzelt; auch Luther nimmt sich der Freiheit, einen Apostelbrief, dessen Gedankenkreis ihm nicht recht zusagt, als stroherne Epistel zu bezeichnen, sein Urtheil zum Maßstab für den Werth des Buchstabens zu machen, aber er geht doch nicht gern so weit. Und ein so gewaltiger Polemiker er war und sein mußte, so wollte er doch mehr sein. Für Franck aber ist die Opposition die Lebensluft. Er hätte von sich sagen können, wie Walther von der Vogelweide: „Mein Mund war so des Scheltens voll, daß mein Athem stank" — aber nicht im gleichen Sinne einer Müdigkeit vom aufgezwungenen Amt des Rügens. Denn Franck ist nur da ein wirkungsvoller Schriftsteller voll Kraft und Geist, wo er aus vollem Herzen tadeln kann; mit Recht rühmt man seine Charakteristik der Deutschen, obgleich das Gerüst dazu aus Boëmus entlehnt ist und obgleich sie über den Rahmen einer Cosmographie oder einer deutschen Landeskunde hinauswächst. Franck folgt eben seinem Naturtrieb, wenn er in dem

[1]) Pyreneus für Alpen zuerst bei Benzo, dann bei Otto von Freising und noch für die Apenninen. Pyrenaeae Alpes für die Pyrenäen schon in der vita Hludovici. Thomä, Chronik des Otto von Blasien, 1877 (Leipziger Dissertation) S. 11 meint, daß Pyreneus, Alpes und Apennicus im Mittelalter schlechthin die Bedeutung von Gebirge angenommen habe. Das verträgt sich nicht mit Liguinus VI, 70 at pyreneum vero sit numine tutum, totius partes sunt Apenninus et Alpes. Thomä führt selbst an die Stelle Otto's v. Fr. G. Frid. I, 1, wonach Brixen in ipso Pyreneo liegt. Münster hat auf der Karte Spaniens den Namen Pyrenaei montes an richtiger Stelle; in der Legende heißt es der Berg Rontzeval vor zeit mons pyrenaeus genannt. Der Gesammtname der Alpen ist nicht genannt (er nennt jedoch die siebenbürgischen Gebirge Alpes); auf der Uebersichtskarte Deutschlands ist auch von allen Theilnamen nur der Name Brenner an der entsprechenden Stelle angebracht. Beatus Rhenanus sagt um 1531 in den Rerum Germ. libri III (Druck von 1610, S. 242): Inter Alpes Rhetiae Pyreneus mons est, quum Germani Prenner-um vocant. Sollte diese Gleichsetzung älter sein und so für den Namen ein weiterer Sinn sich gebildet haben? Noch Büsching nennt den Berlinger, Bernina, Pyreneus mons.

Digitized by Google

Gewand des Geographen seinem Grimm Luft macht über Pfaffen und Junker und Pfefferſäcke und über den Pöbel, Herrn Omnes. Der opponirende Theolog kommt auch ſonſt immer zur Ausſprache, wo nur Gelegenheit ſich zeigt.

Als Geographen, als Förderer deutſcher Landeskunde kann man alſo Sebaſtian Franck nur in dem Sinne gelten laſſen, daß er den Aeneas Silvius, Pirckeymer und beſonders Boëmus durch die Uebertragung in ſein temperamentvolles friſches Deutſch populariſirt hat. Dasſelbe Verdienſt kommt ihm als Hiſtoriker zu. Ein Verdienſt aber muß man gelten laſſen: er hat zuerſt den bezeichnenden Ausdruck für den geographiſchen Begriff des hiſtoriſch gewordenen Deutſchlands geprägt. „Teutſchlandt oder Germania wirt ietzt ſo weit gerechnet, ſo weit Teutſch zung, ſie ſei ja gut oder böß, weret und geredt wird“ — ſo weit die deutſche Zunge klingt! Es mag wohl überraſchen, daß dieſe ſcheinbar ſelbſtverſtändliche Definition ſich nicht früher finden ſoll als in Francks Vorrede zum Germaniae chronicon, das 1538, alſo 4 Jahre nach ſeinem Weltbuch, gedruckt worden iſt. Nun iſt ja immerhin möglich, daß irgend jemond ſchon früher darauf gekommen wäre, und man wird ſogar einwenden, wer es nicht gethan, hätte den Wald vor lauter Bäumen nicht geſehen. Aber thatſächlich hat man ja ſchon frühzeitig den Sinn des Wortes Deutſch mißverſtanden oder vergeſſen und dabei an den Rieſen Theuto oder ſpäter an den Tuisko gedacht, den mythiſchen Ahnherrn, den man dann zu einem Sohne Noahs machte. Und auch das anſcheinend Selbſtverſtändliche tritt allenthalben und jederzeit nur unter Geburtswehen in die Welt ein. Wie weit iſt nun auch Franck ſelbſt noch im Weltbuch entfernt von einer klaren Beſtimmung Deutſchlands! Nicht nur durch die grenzenloſe Unordnung beſonders der öſtlichen Länder verſchwimmt ihm der Begriff, er kommt auch über die Auffaſſung des Rheins als weſtlicher Grenze nicht hinweg, und da er beſtändig Germanien und Teutſchland, Gallien und Frankreich verwechſelt, ſo rechnet er auch bei der allgemeinen Eintheilung Europo's „Brabant, Flandern, Luxemburg, Gülch, Gellern, Cleff“ zu Frankreich und nennt bei Deutſchland das Frankenland oder aber Frankreich; ſpäter führt er unter Francia, Gallia oder Frankreich als Theile von Gallia Belgica auf Lothringen, Schweiz, Holland, Seeland, Elſoß, „welche alle zu Teutſchland ſollten gezölet werden, wo der Rhein nit thet und enzwiſchen läge, welcher etwa die Malſtatt und markſtein Gallie iſt geweſen“. Er läßt dabei auffallenderweiſe den Satz ſeiner Vorlage, des Boëmus weg, daß heutzutoge und folgerichtig nicht Wege oder Flüſſe für Grenzen der Gegenden gehalten würden, ſondern Sprachen und Herrſchaften. Ja Franck verſteigt ſich ſogar zu dem Satz, daß Gallien eine gute Zeit das Kaiſerthum innegehabt habe. Solche Auffaſſungen hatten auch ihre politiſchen Conſequenzen, wie ſich beim Streit zwiſchen dem Humaniſten Wimpheling und dem Franciscaner Murner über die rechtlich hiſtoriſche Zugehörigkeit von Straßburg gezeigt hatte. Der erſte Brief berief ſich darauf, daß ſchon zu den Zeiten der Römer Germanen auf dem linken Rheinufer geſeſſen wären und im Elſaß ſeit langen Zeiten die deutſche Sprache herrſche. Murner erwiderte dreiſt genug, nach den vier dort geſprochenen Sprachen müßte dann auch Böhmen in vier Herrſchaften getheilt werden.

Woher kam nun Franck die ſpätere Erleuchtung in den vier Jahren ſeit der Ausgabe des Weltbuchs? Man ſieht ganz genau den Umweg, der ihn auf ſeinen knappen Satz hingeleitet hat. In der Vorrede und auf einem der erſten Blätter ſind die Theile des neuen Deutſchlands aufgezählt, freilich immer noch mit Unrichtigkeiten (Gallia Cisalpina, Dänemark, Polen); auf Blatt 75, das ja früher geſchrieben iſt als die Vorrede, wird ausgeführt, daß Karl der Große ein Deutſcher geweſen, wie auch ſeine Kinder und die Franken in Gallia zu ſeiner Zeit gemiſcht deutſch geredet hätten, ſo auch die Lombarden, Burgunder und andere „Anſtöſſer Germaniä“. Aber wie durch Kriege die Völker und Länder verändert und vermiſcht ſeien, ſo auch die Sprachen. Es gebe hebräiſche und lateiniſche Wörter im Deutſchen und „ſer vil teutſche Wörter in Gallia bezeugen, das Gallia etwa Teutſch hat geredt. Nun iſt das gewiß das Germania oder Teutſchland ſich allweg ſo weit hat erſtreckt, ſoweit teutſch Zung iſt gangen, wie Nauclerus anzeigt“.

Wie dicht lagern hier noch die mittelalterlichen Nebel hiſtoriſirender Deduction über dem Gedanken! Die gemeinte Stelle des Nauclerus ſpricht von der Uebertragung des Kaiſerthums auf Karl den Großen, den König der Franken, was damals Germanien und Gallien zuſammen bezeichnet habe. Francia habe gereicht von den Pyrenäen bis nach Pommern. Man müſſe auch wiſſen, daß damals Germanien ſich ſo weit ausdehnte, wie die germaniſche Sprache, Gallien aber, ſoweit die galliſche, das ſei vom britanniſchen Meere bis zum Fluſſe Maas. Und dieſe Stelle wieder iſt auf Aeneas Silvius zurückzuführen, der, denſelben Punkt beſprechend, ſagt, alles, was den Franken unterthan war, hieß Francia. Es war in zwei Theile geſchieden; was zu Gallien gehörte, hieß das weſtliche Frauken, was zu Germanien, das öſtliche. Und Germanien dehnten ſie ſo weit aus, als die germaniſche Sprache ſich erſtreckt.[1]) Franck hat dieſe Stelle nicht beachtet, ſondern aus der verdämmernden Erinnerung an das hiſtoriſche Citat aus Nauclerus iſt ſein allgemeiner Satz für die Gegenwart erſt beim Niederſchreiben der Vorrede entſtanden. So findet eine blinde Henne zuweilen ein gutes Ei.

Dabei iſt es wohl auch bemerkenswerth, daß Münſter wenige Jahre noch Franck, unabhängig von ihm und in unverkennbarem Anſchluß an Boëmus die nunmehr in der Luft ſchwebende Begriffsumſchreibung gleichfalls feſtlegt. „Man theilet vor zeyten die Lender von einander durch Berg und Waſſer, aber ietzund ſcheiden die ſprachen, regiment und herrſchafften ein land von dem andern. Und demnach nennen wir zu unſern zeyten Teutſchland alles das ſich Teutſcher ſprachen gebraucht, es lig gleich über oder ſie jhenet dem Rhein oder der Tonaw. Und ſtreckt ſich ietzund Teutſchland im Occident bis an die Mas ja auch etwas darüber in Niderland do es an Flandern reicht.“ (Blatt 146.) Früher ſchon hat er ſich dahin erklärt, daß zwar früher Gallia Belgica biß an den Rhein gegangen wäre, aber „zu unſern zeyten machen die ſprachen und herrſchafften underſcheidt zwiſchen den Lendern und darumb wirt das land Elſaß, Weſtrich, Braband, Holland, Gellern und andere Tütſch tendern uit Franckreich, ſondern dem Tütſchland zugeſchriben.“ Es iſt denn freilich ein Mauget an Conſequenz, daß er Lothringen und Braband, Flandern und Lützelburg, Limburg, Holland und Löwen ſchon unter Frankreich berührt, mehr oder minder ausführlich, und dann unter Deutſchland darauf zurückkommt. Dieſer allzu conſervative Sinn läßt Münſter auch noch an der fränkiſchen Trojonerſage feſthatten, weil die „Hiſtorien alſo ſagen“, und ſein kritiſches Gewiſſen regt ſich nicht einmal bei dem Satze: „kein ältere ſtatt findt man in Gallia denn Trier“, bei der Erzählung ſeiner Gründung durch Trebetas, den Stiefſohn der Semiramis. So ſteht Münſter noch mit einem Fuß im Mittelalter.

Doch hat ihn das nicht verhindert, das erſte Handbuch der deutſchen Landeskunde zuſammenzutragen, das dieſen Namen auch im modernen Sinn verdient. Füllt doch die

[1]) Nauclerus historiarum chronicarum 1514. tom. II 119a Aeneas Silvius in Europam f. 8a (si germanicam quidem ea tenus extendsrunt quante (!) sermo germanicus protenditur.

Beschreibung Deutschlands die größere Hälfte der Cosmographie, 370 Blätter von den 659. Die historische Erzählung spielt noch eine allzu große Rolle, und das topographische überwiegt das anthropogeographische Moment. Aber das Werk achtzehnjährigen Fleißes und allseitiger Erkundigung bietet ein im Sinne der Zeit erschöpfendes Wissen, ein in allen Hauptzügen richtiges Bild Deutschlands. Dadurch ward zum erstenmal in der deutschen Bildungsgeschichte jedem, der nur lesen konnte, die Möglichkeit gegeben, sich eine umfassende Vorstellung über das Vaterland und dessen einzelne Theile mühelos zu verschaffen, — eine Gelegenheit, die auch ausgiebig benützt worden ist. Die 24 Auflagen in 100 Jahren bedeuten eine Summe von Einwirkungen auf die lesenden Schichten der Nation, die sich keineswegs mit dem deckt, was er für die richtigere Auffassung geographischer Einzelheiten geleistet hat. Man darf auch das nicht unterschätzen, weil es im Gang der Wissenschaft verschwindet. Nicht unverdient feiert ihn sein Grabmal in Basel als den deutschen Strabo. Noch 1580 bedauert ein so modern angehauchter Geist wie Michel Montaigne auf seiner Reise durch Süddeutschland, daß er keinen Münster, d. h. eine französische Uebersetzung in seinem Koffer habe. Mit Recht galt Münsters Cosmographie auch in den Einzelheilen über Deutschland als vertrauenswürdiger Geleiter. Vor den Verstößen Francks schützte ihn sein besser gefüllter Schulsack, noch mehr seine Gewissenhaftigkeit, und schon die beigegebenen Karten waren ein Schutz gegen so naive Irrthümer, wie sie Franck allenthalben vorbringt, gleich als hätte er noch nie eine Karte gesehen und alles nur vom Hörensagen, wie seine Angaben über Flüsse und Gebirge. Es ist auffallend, daß auch Münster den Gesammtnamen der Alpen gar nicht nennt und bei Wallis und Bayern nur das hohe Schneegebirge anführt; auch die Grenze ganz Deutschlands im Süden sind bei ihm die hohen Schneeberge. Aber er beschreibt schon die Gletscher und bemüht sich sogar, auf den Karten die höheren Gebirge von den Bergwäldern zu unterscheiden; die einzelnen Gebirge treten in der Beschreibung in ziemlich scharfer Individualisirung entgegen. Der gesammte Umfang Deutschlands, zu dem damals von Rechtswegen auch Livland (bei Münster Eisland) gehörte, ist in scharfer Sonderung von den Nachbarländern in dem dritten Buch im Zusammenhang dargestellt; nur im Westen ist er wegen der politischen Schwankungen selbst etwas schwankend und wiederholt deßhalb manches. Von den Deutschen in Siebenbürgen weiß er, daß sie dutzen und watten wie die Niederdeutschen. Was aber all diesen kleinen Einzelheiten erst die rechte Weihe gibt, das ist die patriotische Wärme in der Schilderung Deutschlands, die behagliche Freude an der großen Vergangenheit und der stattlichen Gegenwart des weiten Vaterlandes. So hat Münsters Cosmographie ihren guten Theil dazu gethan, daß in den Deutschen des ausgehenden 16. Jahrhunderts mitten in der politischen und religiösen Zerfahrenheit das stolze Selbstgefühl, der Anspruch, als die erste Nation der Welt dazustehen, fortlebte und selbst im Schrecken und Jammer des dreißigjährigen Krieges nicht ganz erlöschen konnte.

Mittheilungen und Nachrichten.

Jung Ununz. Scheimrulieder von Ferdinand Wittenbauer. Wien, Konegen 1897. — In Nr. 192 von 1896 dieser Beilage wurde Wittenbauers episches Gedicht „Der Narr von Nürnberg" kurz angezeigt; daß die anerkennenden Worte, welche ihm gewidmet wurden, begründet waren, beweist der Umstand, daß bereits nach kaum Jahresfrist eine zweite Auflage des „Narra" erforderlich geworden ist. Nun liegt von demselben Verfasser, Professor an der Technischen Hochschule zu Graz (nicht zu Prag, wozu ihn in jener ersten Anzeige ein Druckfehler machte), eine neue poetische Leistung vor. Die Scheimenlieder des Jung Ununz sind vorwaltend lyrisch, doch zieht sich ein epischer Faden durch das Ganze, indem ein Fahrender seine Erlebnisse, seine Empfindungen, seine Anschauungen in ihnen zum Ausdruck bringt. So singt er „vor dem Thore":

„Ei, strenger Herr am Schalter,
Wie mein Gewerb sich nennt?
Ich bin ein loser Fulter
Und schreibe mich Student.
. . . . . .
Viel Universitäten
Hab' ich im Reich probirt,
Wo von Geheimen Räthen
Schweinslieder wird docirt.

Die konnten mir nichts geben,
Sie sah'n zu gemütlich drein;
Ich lieb' das frohe Leben,
Den Wald, die Weiber, Wein.
. . . . . .
— was die Vöglein sangen
Im lauschigen Revier,
Das hab' ich eingefangen,
Das trag' ich hier bei mir.

Und dünkt euch armen Schranzen
Solch Studium zu kraus —
Ich öffne meinen Ranzen —
Da fliegt die Brut hinaus."

So geht es fort heiter und fröhlich, hie und da, wenn auch selten, ernst und tiefsinnig. Jedes einzelne Lied steht für sich da, sie hängen aber als Jung Ununz' Bekenntnisse von Anfang bis zu Ende innig an einander. Trefflich in der Wahl des Stoffes, sind sie auch formvollendet, wie es vom Dichter des „Narren von Nürnberg" nicht anders zu erwarten war.

Graz. Franz Ilwof.

Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer. Unter Mitwirkung der k. k. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproductionsverfahren in Wien herausgegeben von Franz Hauffe. Vollständig in 30 Tafeln (Lichtdruck). Wien, Karl Graeser, 1896. (Preis per Tafel 30 Heller oder 15 Kreuzer.) — Seit Jahren ist die österreichische Unterrichtsverwaltung consequent und mit Ernst bemüht, den philologischen Unterricht an den Gymnasien des Formalismus zu entkleiden und an dessen Stelle eine reale Auffassung des classischen Alterthums treten zu lassen. In diesem Sinne bewegt sich auch eine Reihe von behördlichen Verordnungen und Maßnahmen behufs stärkeren Heranziehens der die Anschauung fördernden Hilfsmittel und schärferer Betonung des bildenden Moments als des eigentlichen Zwecks bei den classischen Studien. Die Verwerthung der Archäologie, die bislang nur an den Universitäten gepflegt wurde, auch für die Gymnasialdisciplinen mußte bei solchen Bestrebungen in die erste Linie rücken, und es ist entschieden ein großes Verdienst der Beiräthe der österreichischen Unterrichtsverwaltung: Sectionschefs D. v. Hartel, Landesschulinspectors D. Huemer und des Professors der Archäologie an der Wiener Universität, Hofrath D. Benndorf, durch mannichfache Anregung und Förderung, so u. a. auch durch das Abhalten eines Cyclus von Vorlesungen für Gymnasiallehrer, nach solcher Richtung thätig gewesen zu sein, welche Thätigkeit schließlich zur Gründung einer archäologischen Commission in Wien führte, der die Aufgabe zukommt, diesen Zweig der classischen Disciplinen an den österreichischen Gymnasien zu besserer Geltung zu bringen. Allen diesen Bestrebungen gegenüber verhielt sich die Unterrichtsverwaltung auf das wohlwollendste und unterstützte sie auch auf das thatkräftigste. So kam die anliegende, vom österreichischen Ministerium für Cultus und Unterricht empfahlene und von diesem auch geförderte Publication der derzeitigen Schriftführers der erwähnten archäologischen Commission und Obmanns des Wiener Vereins „Mittelschule", in welchem jene Anregungen seitens der genannten und anderer zumeist gegeben wurden, zustande. Sie wird wegen ihres Werthes und des doch dabei in niedrig bemessenen Preises zweifellos die größte Verbreitung in Schule und Haus finden. Der Inhalt der Tafeln mythologischer Natur, welche zwei Drittel der Gesammtzahl ausmachen, ist folgender: 1. Zeus von Otricoli, 2. Hera Ludovisi, 3. und 4. Apollo vom Belvedere und als Kitharöde, 5. und 6. Athena Parthenos und Pallas Giustiniani, 7. Ares nach dem in der Münchener Glyptothek, 8. Venus von Milo, 9. Diana von Versailles, 10. Dionysos nach dem im capitolinischen Museum, 11. Hermes nach dem im Neapeler Museum, 12. Poseidon nach dem im Lateran, 13. Niobe mit ihrer Tochter nach der Gruppe in den Uffizien zu Florenz, 14. die Medusa Rondanini, 15. Satyr nach dem in der Münchener Glyptothek, 16. Orpheus, Eurydike und Hermes nach dem Relief in der Villa Albani, 17. Teiresias und Odysseus nach dem Relief im Louvre und, last not least, 18. die Laokoongruppe. Der Rest entfällt auf die Bilder zur Geschichte der Griechen und Römer.

Digitized by Google

Wir zählen in dieser Hinsicht weiter: 19. Homer nach dem in Sanssouci, 20. und 21. Herodot und Thukydides nach der Doppelherme im Neapeler Museum, 22. Sophokles nach dem im Lateran, 23. Perikles nach dem im Britischen Museum, 24. Sokrates nach dem in der Villa Albani, 25. und 26. Platon und Demosthenes nach denen im Vatican, 27. Alexander der Große nach der Büste im Louvre, 28. Cäsar nach der im Britischen Museum, 29. Augustus von Primu Porta und endlich 30. die gemma Augustea nach der im Wiener kunsthistorischen Hofmuseum. Sollte sich auch der vielfach geäußerte Wunsch, daß die ebenso schöne und interessante als instructive und billig zu beschaffende Publication eine Fortsetzung erfahren möge, aus äußeren Gründen nicht verwirklichen, so können wir schon für das bisher Gebotene, das übrigens für die Gymnasialzwecke vollkommen ausreicht, nur dankbar sein. S. Gorge.

* **Stuttgart.** Am 28. d. M. beging der Senior unter den Lehrern an der Technischen Hochschule Oberbaurath Prof. v. Hänel (geb. 1824 in Dresden) das fünfzigjährige Jubiläum seiner Berufung an diese (ehedem „Polytechnische Schule" genannte) Anstalt. Eine akademische Feier (mit Commers) ist auf den 19. Juni angesetzt.

* **Münster.** Der Professor der classischen Philologie an der Akademie Geh.-R. Dr. Peter Lungen ist nach kurzer Krankheit im Alter von 63 Jahren gestorben.

* **Leipzig.** Der Director der Geologischen Landesuntersuchung, Prof. Dr. Credner, ist von der russischen Mineralogischen Gesellschaft in Petersburg zum auswärtigen Mitglied ernannt worden.

* **Berlin.** Die Reichsdruckerei bereitet für die Pariser Weltausstellung von 1900 eine Ausgabe des Nibelungenliedes vor, die den Stand der deutschen Buchtechnik in Druck, Bild, Einband u. s. w. würdig darlegen soll; die Illustrationen ist Joseph Sattler übertragen. — Der hiesige Verlagsbuchhändler Otto Müller (i. F. G. W. F. Müller) ist wegen seiner durch Studien und Editionen erworbenen Verdienste um die Botanik zu seinem 60. Geburtstag von der philosophischen Facultät unserer Universität zum Ehrendoctor erhoben worden.

* **Troppau.** Zum Leiter des Franz Joseph-Museums wurde an Stelle des nach Frankfurt berufenen Dr. v. Trenkwald Dr. Edmund Brunn, Praticant am Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, ernannt.

eh. **Basel.** An der hiesigen Universität habilitirte sich als Privatdocent für classische Philologie Dr. Friedrich Münzer mit einer Antrittsvorlesung über „die Einigung Italiens im Alterthum".

* **Kopenhagen.** Die Leitung des von dem Brauer Jacobsen gestifteten Carlsbergfonds hat der Commission für die geologische und geographische Untersuchung Grönlands den Betrag von 150,000 Kronen zur Verfügung gestellt.

* **Kairo.** Der Generaldirector der ägyptischen Alterthümer, de Morgan, hat noch kurz vor seinem Ausscheiden aus dem Amt eine interessante Entdeckung gemacht. In der Nähe des Dorfes Negadah, hart am Wüstensaume, fand er ein Königsgrab, das nicht weniger als 21 Säle umfaßt und aus rohen Backsteinen ausgeführt ist, was auf hohes Alter deutet, da derartiges Material nach der III. Dynastie nicht mehr benutzt wurde. Verschiedene in dem Grabe gefundene Gegenstände sprechen aber dafür, daß der Bau aus noch früherer Zeit, aus der II., vielleicht sogar aus der I. Dynastie, stammt. Leider ist ein großer Theil des einstigen Inhalts durch einen Brand zerstört, der bald nach erfolgter Beerdigung des betreffenden Königs ausgebrochen sein muß. Immerhin hat man des Interessanten noch genug gefunden, so namentlich eine große Anzahl langer Dolche aus Schwerter aus Kiesel, die mit überraschender Genauigkeit geschnitten waren, ferner einen kleinen Löwen aus reinem Bergkrystall, verschiedene Löwen, Hunde und Fische aus Elfenbein, Möbelfüße und Decorationen aus dem gleichen Material, die zum Theil kunstvoll geschnitzt sind, Krystallflacons, Schmucksachen aus Obsidian, zahlreiche Vasen aus hartem Stein und endlich mehr als 300 irdene Töpfe und Stelukrüge, sowie Ueberreste eines fein ciselirten goldenen Halsbundes. Daß man es wirklich mit einem Königsgrab zu thun hat, erhellt daraus, daß das den Aegyptologen wohlbekannte Königszeichen auf den Gefäßen eingravirt ist. Es findet sich auch auf mehreren Elfenbeinplatten, auch thönerne Siegel mit dem Bannner des Königs sieht man auf verschiedenen anderen Gegenständen. Das Banner läßt einen Sperber erkennen, der einen Schild und eine Keule in seinen Fängen hält. Bis jetzt ist es nicht gelungen, die Inschriften zu entziffern, deren Schriftzeichen zu den ältesten bekannten gehören. Die Funde sollen demnächst im ägyptischen Museum von Gizeh ausgestellt werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Puni Gruwitz: Ueber Leben und Tod, Rectoratsrede. Greifswald, Julius Abel 1896. — Friedrich Löffler: Ueber die Fortschritte in der Bekämpfung der Infectionskrankheiten. Festrede. Ebd. 1896. — Dr. Georg Schanz: Das Erbe der Wittwen und Waisen der Universitätsprofessoren, Beitrag zur Lösung der Collegiengeldfrage in Bayern. Bamberg, C. C. Buchner 1897. — M. v. Brandt: Ostasiatische Fragen. China, Japan, Korea. Altes u. Neues. Berlin, Gebr. Paetel 1897. — A. v. Gersdorff: Idealismus oder Thatheit? Roman. Berlin, Otto Janke. — Rudolf Herzog: Nur eine Schauspielerin. Roman. Ebd. — Ludovica Hesekiel: Prinz Wilhelm, vaterländische Erzählung. 2. Aufl. Ebd. — Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. III. Th. Die Neuzeit. 2. Bd. Nachkantische Systeme u. Philosophie der Gegenwart. 8. Aufl. bearb. u. hggb. v. Dr. Max Heinze. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1897. — v. Reichenau: Einfluß der Cultur auf Krieg und Kriegführung. Ebd. 1897. — Frhr. v. Freytag-Loringhofen: Die Heerführung Napoleons und Moltke's, vergleichende Studie. Ebd. 1897. — F. Thomas: Kurze Anleitung zur Zimmercultur der Cacteen. 2. Aufl. Mit Abbildungen. Neudamm, J. Neumann 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Vervielfältigung (17119)

von Schriftstücken jeder Art (sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an **A. Seuse** in **Neuburg a. D.**

Verlag von FERDINAND ENKE in Stuttgart.

Soeben erschien:

Stein, Prof. Dr. L., Die sociale Frage im Lichte der Philosophie. Vorlesungen über Socialphilosophie und ihre Geschichte. gr. 8. 1897. Preis geheftet M. 16.— [8405]

Tauchnitz Edition.
May 27, 1897.
A
Child of the Jago.
By (8354)
Arthur Morrison,
Author of
„Tales of Mean Streets" etc.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Bücherkäufer

wollen mir mittheilen, welche Werke sie suchen. Ludwig Groß, Nachfolger C. Richter, Antiquarial, Nürnberg, Hauptmarkt 3. Auch Angebote von Bibliotheken und einzelnen guten Büchern mit Preisforderung erbeten! Kataloge gratis.

In Fr. Frommann's Verlag in **Stuttgart** sind soeben erschienen: (8355)

Klassiker der Philosophie.

IV. **Rousseau als Philosoph.** Von Höffding.
V. **Herbert Spencer.** Mit Bildniss. Von Gnapp.
VI. **Nietzsche als Künstler und Denker.** Mit Bildniss. Von **Riehl.**

Jeder Band broch. 1.75, gebd. 2.25.

Zur Theorie des Geisteskampfes.
Von Chr. Schrempf.
Broch. 80 Pf.

Schiller
in seinen Dramen.
Von **Carl Weitbrecht.**
Broch. 3.60, eleg. geb. 4.50.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 31. Mai. Nummer 121.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Napoleon und seine Familie. Von Paul Holzhausen. — F. Jodls Lehrbuch der Psychologie. Von Dr. Rudolf Eisler. — Mittheilungen und Nachrichten.

Napoleon und seine Familie.[1])

Von Paul Holzhausen.

Der Name des Napoleonforschers Frédéric Masson ist in Deutschland zuerst durch das im Jahre 1892 erschienene Werk „Napoléon et les femmes" bekannt geworden. Er versuchte in diesem Buche zu zeigen, inwieweit das Weib als solches auf das Denken, Fühlen und Thun des eminenten Mannes eingewirkt hat, ein physiologisch-psychologisches Problem von der Art, wie sie die moderne Naturalistenschule der Balzac, Goncourt, Flaubert, Zola im Roman und die Stendhal, Taine, Léoy u. a. in der geschichtlichen Forschung zu lösen versucht haben. Im Jahre 1894 folgte der „Napoléon chez lui", ein in Nr. 258 desselben Jahrgangs der „Beilage" von mir besprochenes Werk, welches, nach denselben Grundsätzen gearbeitet, gewissermaßen ein Bild von dem animalischen und vegetativen Lebensprocesse Napoleons entwirft, während der wiederum ein Jahr später erschienene „Napoléon inconnu" einerseits die Genealogie der bonapartischen Familie bis ins zehnte Jahrhundert hinein verfolgt und zugleich an der Hand neu aufgefundener Documente über das Jugendleben des berühmtesten Mitgliedes derselben überraschende Aufschlüsse gibt. Im vorigen Jahre schenkte uns Hr. Masson seine militärgeschichtliche Studie „Les cavaliers de Napoléon", gewissermaßen ein Zwischenstück; denn die Hauptaufgabe, die er sich gestellt hat, ist die Erforschung des Charakters seines Helden, wie er sich in den intimeren Beziehungen des Familien- und Liebeslebens, überhaupt der persönlichen Verhältnisse spiegelt und wie er sich gleichzeitig aus der bunten Menge der mit ihm lebenden Menschen abhebt.

Wenn man die exacte Methode Massons betrachtet, zugleich aber die Resultate in Rücksicht zieht, zu welchen er mit Hülfe derselben gelangt, so könnte man versucht sein, diesen Forscher einen „Anti-Taine" zu nennen. Vielleicht wird mir derjenige beipflichten, der gleich mir das literarisch hoch interessante Experiment anstellt, auf die Lectüre des Masson'schen Werkes die des betreffenden Abschnittes in Taine's „Origines de la France contemporaine" unmittelbar folgen zu lassen. Nichts packenderes, nichts instructiveres als diese Parallele. Beide Männer sind physiologisch-psychologische Geschichtsunterfucher exactester Richtung; für beide existirt nur die Urkunde, der Brief und in zweiter und dritter Linie das Memoire des Zeitgenossen — und beide kommen, an demselben Punkte startend, zu den entgegengesetztesten Zielen.

Napoleons Vater, Charles Bonaparte, war ein Mann von fieberhafter Thätigkeit, immer Pläne schmiedend, immer auf Reisen, immer in den Vorzimmern der Minister, alles versuchend, alles unternehmend, aber selten zum Ziele gelangend. Taine nennt das einen „leichtfertigen Schwachkopf", aber Masson läßt durchblicken, daß dieses Treiben eher auf eine bedeutende, wenn auch nicht abgeklärte Persönlichkeit schließen lasse. Und siehe da! Sofort eröffnet sich für den, gleich Taine, nach Darwin'schen Principien arbeitenden Forscher eine weite Perspective: finden wir nicht alle diese Züge des ewig unternehmenden, verlangenden, petitionirenden und querulirenden Vaters bei den Söhnen wieder? Napoleon bestürmt als einfacher Hauptmann den Kriegsminister, Joseph Bonaparte die sämmtlichen Ressortminister und Deputirten mit Bitten und Anliegen, Lucian richtet an den gefürchteten Nationalconvent, dem andere wohlweislich aus dem Wege zu gehen pflegen, Denkschriften über Denkschriften; der kleine Louis, der sich für das Idyll von „Paul und Virginie" begeistert, scheut sich nicht, so mir nichts dir nichts an den berühmten Verfasser des Werkes zu schreiben. Sie kennen keine Gêne, diese Bonaparte; an Minister, Intendanten, den Convent, an Gelehrte und Schriftsteller, kurz an alle Welt wenden sie sich und alle behandeln sie wie ihresgleichen.

Und Mutter Laetitia? Taine weiß, daß sie ungebildet, geizig, selbst physisch schmutzig gewesen sei. Masson widerlegt den letzten Punkt und beweist durch übrigens weltbekannte Thatsachen, daß im Gegentheil die ganze Familie eine wahre passion de l'eau gehabt habe. Ist doch noch der gefangene Kaiser auf St. Helena, wie O'Meara und Montholon melden, mit seinem Kerkermeister Hudson Lowe über die Menge des für seine Bäder consumirten Wassers in Streit gerathen! In Betreff der anderen Punkte aber erscheint dem neuen Napoleonbiographen die Mutter seines Helden, diese literarisch ungebildete Frau, ganz besonders respectabel, ja von alt römischer Matronenwürde. Sie nährt, kleidet und erzieht ihr Dutzend Kinder, von denen acht am Leben bleiben, selber, versteht ihren Haushalt wie keine, und wenn sie von dem Tone und der Lebensart der feinen, üppigen und verschwenderischen Pariserin so gut wie gar nichts weiß, so rettet sie mit den haushälterisch zusammengehaltenen Sousstücken die durch des Vaters in der Regel fehlschlagenden Pläne gefährdete Existenz der Familie.

Taine und neben ihm andere Forscher haben Napoleon das Aufgeben der corsischen Unabhängigkeitssache und seinen Anschluß an Frankreich als Fahnenflucht, Selbstsucht und Mangel an Patriotismus vorgeworfen. Masson gibt die Thatsache zu, aber er findet es ohne weiteres natürlich, daß Napoleon, den localpatriotischen Verhältnissen innerlich entwachsen, sich dem größeren Vaterlande Frankreich anschließt, auf dessen weites Arbeitsfeld ihn innere Bestimmung treibt, ja nöthigt.

Und die Familie Bonaparte, diese im corsischen Sinne uneigentliche „Familie", dieser clan, wie sie Masson mit dem alt keltischen Worte nennt, mit ihrem ausgeprägt patriarchalischen Sinne, sie ist vorzüglich von dem Biographen

[1]) *Frédéric Masson*, Napoléon et sa famille I (1769—1802), Paris, Ollendorff, 1897.

Digitized by Google

gezeichnet worden. Auch Arthur Lévy hatte in seinem werthvollen Werke „Napoléon intime“, freilich mehr auf Grund des Studiums zeitgenössischer Memoiren als mit Benutzung archivalischen Materials, auseinandergesetzt, wie Napoleon von der frühesten Zeit an bis zu seinem Sturze unablässig für seine Geschwister sorgte, und wie diese die Sorge des berühmten Bruders als etwas selbstverständliches hinnahmen. Nach Massons Untersuchungen geht die Sache noch viel weiter. Nicht nur betrachtet sich Joseph, der älteste, trotz der glänzenden Siege und geistigen Thaten Napoleons, den corsischen „clan“-Ideen entsprechend, nach wie vor als das Haupt der Sippe, sondern auch Napoleon selber nimmt auf den trotz einer gewissen geistigen Indolenz der Intrigue keineswegs abgeneigten „großen Bruder“ tausendmal mehr Rücksichten als man seinem cholerischen Temperamente zutrauen sollte. Ist doch Josephs Carriere so recht der Gradmesser für die steigende Bahn des brüderlichen Meteors! Einst konnte er froh sein, die Tochter des Hrn. Clary zu heirathen, eines wohlhabenden Marseiller Seifensabrikanten; bald ist er Gesandter in Rom, wo der Aufstand gegen die Republik und die Ermordung Duphots ihm, der bürgerlichen Philisternatur, einen guten Abgang mit einem Stich ins Heroische sichert; dann leitet er die Friedensverhandlungen in Amiens, d. h. er setzt seine Signatur unter Schriftstücke, die von Klügeren ersonnen und ausgearbeitet sind — und der sonst so scharf blickende Napoleon sieht oder will in dem „großen Bruder“ nach wie vor das non plus ultra eines Diplomaten sehen.

Und nun dieser Lucian, das enfant terrible der Familie! Auch er ist von Masson in den verschiedenen Phasen seiner Existenz prächtig gezeichnet worden. Alles will dieser Schwarmgeist besser machen als andere, und alles verdirbt er. In Ajaccio ist er es, der durch eine seiner fulminanten Reden die Bombe zum Platzen und das Rachesschwert der Anhänger Paoli's zum Niedersausen auf die Bonaparte bringt: die alte Heimath Corsica geht verloren, und damit wird freilich Napoleons Geschick für immer an Frankreich gekettet, obgleich das Auge des Corsen noch manchmal nach der wilden Insel sehnend zurückschaut und mehrere Mitglieder der Familie dieselbe auch späterhin bewohnen.

Vorderhand muß der ganze „clan“ auf das Festland flüchten, und während Mutter Laetitia, woran sich in Massons Jugend noch die Alten von Antibes erinnerten, in diesem kleinen Mittelmeerstädtchen höchst eigenhändig die Wäsche der Familie im Rioulflüßchen wäscht und Napoleon dem großen Tage entgegengeht, wo die ehernen Münder der Batterien von Toulon seine Größe verkünden, spielt Bruder Lucian in St. Maximin, wo er eine Stelle als garde-magasin bekleidet, die köstliche Rolle des republicanischen Tugendredners „Brutus-Bonaparte“. Es ist die Zeit, wo die Sonne des Schreckenssystems im Zenith steht und das biedere Philisternest St. Maximin seinen ehrlichen Namen verloren hat, um ihn mit dem besser klingenden Namen „Marathon“ zu vertauschen. Und dieser Lucian, dieser marathonische Brutus-Bonaparte hilft später am 18. Brumaire mit, läßt sich nach dem Staatsstreich mit royalistischen Intriganten ein, spielt den Fontanes, La Harpe, Chateaubriand, Esménard, Boufflers und noch lustigerem Poetengesindel gegenüber den augusteischen Kunstmäcen und setzt bei seiner, ebenso wie bei Joseph, stark entwickelten Besorgniß, ob ihm im Falle des Todes seines großen Bruders dessen Erbschaft zufallen werde, den ersten Consul durch die verdächtige Broschüre Parallèle entre César, Cromwell et Bonaparte in nicht geringe Verlegenheit!

Liebenswürdiger als Joseph und Lucian erscheint Ludwig Bonaparte, gleichfalls eine viel umstrittene Persönlichkeit. Die Rémusat in ihren bekannten Memoiren malt ihn als vollendetes Scheusal, eigensinnigen und egoistischen Haustyrannen; aber die Rémusat war den Bonapartes sehr abhold und zudem eine Freundin von Hortense, Josephinens Tochter, die mit Ludwig in einer notorisch unglücklichen Ehe lebte. Von anderer, namentlich deutscher Seite ist dagegen Louis vieles Lob gespendet worden, und besonders Goethe („Gespräche“, Biedermann II, 337—344), der ihn persönlich kannte, spricht von ihm mit großer Achtung und Sympathie. In Massons Werk erscheint er, im ersten Theil, noch als Knabe, seinem Bruder Napoleon, der bei ihm das Amt des Erziehers verwaltet, welches sich bis auf die Repetitionen in den mathematischen Formeln erstreckt, herzlich zugethan. Später durch des Bruders Gunst erhoben und Offizier — wenn auch kein Militär — wird er als Hortensens Gatte und Vater des präsumtiven Theonerben doppelt an den Bruder gefesselt. Krankheit verändert und verdirbt den ursprünglich reinen Charakter; Ludwig wird Hypochonder und ist und bleibt sein Lebenlang ein verdrießlicher malade imaginaire.

Die Heirath mit Hortense, der in Madame Campans Institut höchst wohl erzogenen, liebenswürdigen, mehr anmuthigen als schönen, aber trotz ihrer schlechten Zähne auch äußerlich nicht unangenehmen Tochter Josephinens, ja, das war das große Familienereigniß der Consulatszeit. Das war der Staatsstreich der Beaumarchais, mit denen diese den Einfluß der Bonaparte auf den Kaiser zu paralysiren hofften. Man kennt heutzutage Josephinens Vorleben, und wenn man es nicht schon aus den u. a. auch von Arthur Lévy zusammengetragenen Quellen wüßte, so wird man aus den Memoiren des Dictators Barras lernen können, daß dieses Vorleben dem Sumpfe der Directorialzeit, in der sich wenigstens seine letzte Periode abspielt, auf ein Haar ähnlich sieht. Keineswegs war Josephine, wie unsre Großmütter aus ihren Jugenderinnerungen so rührend zu erzählen wußten, die himmlisch gute, unschuldige Frau, die Napoleon zuerst betrog, um sie später zu verlassen. Die geschmeidige, sinnliche, weiche Creolin ist es gewesen, die den himmelstürmenden jungen Titanen von Arcole, der den Werther las und in Rousseau'scher Geschmacksmanier, aber mit der ganzen Gluth einer Corsicanernatur für seine nicht mehr so ganz junge Gattin schwärmte, um den schönsten Preis seiner Siege betrogen hat. Und wenn auch nicht der ganze Schmutz echt ist, den der gehässige und unritterliche Barras — einst ihr Liebhaber! — an die Ferse der schönen Creolin zu heften bestrebt war, so ist doch die Rolle, welche Masson mit seinem gründlichen Quellenstudium der Frau des Consuls noch nach dem Brumaire zuweisen muß, für diese im höchsten Grade compromittirend. Zu der Zeit, als der Sieger von Marengo von dem bourbonischen Prätendenten, dem nachmaligen König Ludwig XVIII., beflissen aufgefordert wird, ihm den Theon Frankreichs zu überlassen und sich als Entgelt seinen eigenen Rang und Titel selbst zu bestimmen, diesen Vorschlag aber selbstredend ablehnt, — um dieselbe Zeit unterhält, wie Masson nachweist, die Gattin des ersten Consuls intime Beziehungen mit royalistischen Herren und Damen, deren Mission es war, mit allen Mitteln auf eine Umstimmung des Consuls hinzuarbeiten. Das wäre nun am Ende noch gar nicht so auffallend und von Josephinens Seite nicht so durchaus tadelnswerth gewesen, wenn nicht gleichzeitig die Königlichen eine Propaganda der That in Paris betrieben hätten und gegen das Leben des zeitigen Machthabers einen Anschlag nach dem andern geplant und auch ausgeführt hätten. Der berüchtigtste von diesen war das große Höllenmaschinenattentat in der Rue Nicaise am 3. Nioôse des Jahres IX. (24. December 1800). In dem Théâtre de la République wurde Haydns Schöpfung gegeben, bei der Garat und Madame Bardier Valbonne

fangen und das Orchester auf 52 Musiker verstärkt worden war. Schlag 8 Uhr, mit militärischer Pünktlichkeit, verließ der erste Consul, von dem Marschall Bessières und seinem dienstthuenden Adjutanten begleitet, die Tuilerien, um sich nach dem nahe gelegenen Theater in der Rue de la Loi, der jetzigen Rue Richelieu, zu begeben. In der Nähe des Carrousselplatzes, in der heutzutage längst verschwundenen Rue Nicaise, stand, den Weg versperrend, ein Karren, davor noch eine Droschke, so daß der Weg völlig unfahrbar war. Aber der Grenadier der Consulargarde, welcher dem Wagen Bonaparte's vorausging, zwang mit blankem Säbel den Droschkenkutscher sofort den Platz zu räumen und schleuderte einen bei dem erwähnten Karren stehenden Mann gegen die Mauer. So wurde der Weg frei und der Kutscher des ersten Consuls, dem nach den verdächtigen Anstalten nichts gutes ahnen mochte, jagte vorüber. Kaum war der Wagen 15 Schritte weit in die Rue de la Loi gefahren, als eine furchtbare Detonation erfolgte, der Karren in die Luft flog und über 20 Menschen zerrissen auf dem Straßenpflaster lagen. Die Damen des ersten Consuls, Josephine, Hortense und Madame Murat, hatten sich glücklicherweise durch eine Toilettenfrage etwas länger aufhalten lassen, so daß ihr Wagen noch zurück war. Von der kaiserlichen Suite war niemand verletzt worden.

Es stellte sich heraus, daß das greuliche Attentat, welches den schlimmsten Versuchen der zeitgenössischen Anarchisten an Verruchtheit nichts nachgibt, von royalistischer Seite angezettelt war. Aber auch nach diesem Ereigniß kam es Josephinen nicht in den Sinn, ihre Verbindungen mit dieser Partei abzubrechen. Masson hat uns die Fäden dieser Intrigue bloßgelegt, die merkwürdigerweise in des Consuls eigenem Hause zusammenliefen. Was wollte Josephine durch diese eigenthümliche Verbindung erreichen? Ihr ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, die Stellung zu behalten, die ihr die Siege des von ihr betrogenen Mannes verschafft hatten. Ihre einzige Furcht war schon damals die Scheidung wegen ihrer Unfruchtbarkeit. Sie war unmöglich, wenn sich der Consul darein fügte, den Bourbonen den Thron abzutreten und sich an dem Range eines connétable oder ersten Kronfeldherrn genügen zu lassen. Sie war unmöglich; denn es war undenkbar, daß der König und seine Umgebung die verwittwete Beaumarchais, die geborene Tascher de la Pagerie, hätten fallen lassen, die Frau, welche durch ihre aristokratische Abkunft und ihre Beziehungen die Verbindung des Generals Bonaparte mit dem Throne der allerchristlichsten Könige würde hergestellt haben. Im andern Falle — nun die Geschichte hat gesprochen und Josephine hat das Diadem hergeben müssen, das ihr an der Seite des kaiserlichen Gemahls zu tragen nur wenige Jahre vergönnt war.

Aber noch gab es ein Mittel, um alledem, wie sie hoffte, vorzubeugen — es war die Verbindung Ludwig Bonaparte's mit ihrer Tochter Hortense. Der aus dieser Ehe hervorgehende Sohn würde der präsumtive Thronfolger sein, und alles könnte noch gut werden. Aus Staatsraison geschlossen, war diese Heirath doch auch eine Neigungsheirath. Denn Louis, der zu schwärmen verstand und, wie uns Masson an einem köstlichen Beispiele zeigt, hübschen Mädchen in platonischer Jünglingsverehrung durch den Tuileriengarten nachzulaufen pflegte, verliebte sich in die schlanke Hortense — und am 4. Januar 1802 wurde das junge Paar von dem Cardinal-Legaten Caprara getraut.

Als die Ceremonie vorüber war, trat aus dem Kreis der Hochzeitsgäste ein schönes Paar, ein hoch gewachsener, riesiger Cavalleriegeneral, mit kohlschwarzen Haaren und Augen, und eine junge, volle, uppige Frau. Sie baten den Cardinal-Legaten, auch ihnen den kirchlichen Segen zu ertheilen, da sie bisher nur nach bürgerlichem Ritus vermählt seien. Der riesige Cavallerist — 5 Fuß 6 Zoll und 2 Linien — war Joachim Murat, der Schwager des ersten Consuls, die junge, üppige Schönheit hatte sich bis zum 18. Januar 1800 Caroline Bonaparte genannt. Das wäre also der ménage Murat, und auch über diesen hat uns die gewissenhafte Forschung Massons manches neue gebracht und an dem Bilde des tragischen Helden Joachim Murat nach Wegputz des Theaterglanzes, der diesen Namen umstrahlte, die Flecken der gemeinen Wirklichkeit zu Tage gefördert. Der erste Consul hatte lange, sehr lange gezögert, ehe er Murat seine Schwester gab. Er hatte seine Gründe dazu. Freilich, daß Murat ein Wirthssohn aus Bastide-Fortunières, einem Dörfchen bei Cahors, gewesen, wußten wir längst, und darin liegt sicherlich für jene Zeit republicanischen Denkens und Fühlens nichts allzu sehr befremdendes. Wie sein Landsmann Bessières, der spätere Marschall und Herzog von Istrien, und wie sein noch berühmterer Landsmann Gambetta, der große Improvisator von 1870, war aus Murat etwas geworden. Aber wie? Hören wir darüber unsern Historiker! Der Vater, Herbergswirth und zugleich eine Art von Unterverwalter auf den dortigen Gütern des reichen Talleyrand, hatte seinen Sohn für den geistlichen Stand bestimmt, und mit den Talleyrands als Hintermännern ließ sich auch in diesem Stande schon etwas machen. Aber Joachim Murat fand an den lateinischen Brocken des Gymnasiums zu Cahors keinen sonderlichen Geschmack und entlief, um Reiter zu werden, der Schulstube. Sein Schicksal verschlug ihn in das 12. Chasseurregiment, mit dem er nach Schlettstadt kam. Hier hatte er zuerst eine böse Affaire, deren Charakter zwar nicht ganz aufgeklärt zu sein scheint, die ihn aber zwang, den Dienst zu verlassen. Dies war im Jahre 1791. Am 8. Februar 1792 trat er wieder ein, bei der constitutionellen Garde des Königs, welche er indessen schon am 4. März desselben Jahres wieder verließ. Weßhalb? Sein Oberstlieutenant, ein eifriger Royalist, hatte ihm 40 blanke Louisdor gezeigt, die den prächtigen Reiter überreden sollten, in das Emigrantencorps zu Coblenz einzutreten, und Murat hatte den Oberstlieutenant verrathen.

Das kann als republicanischer Eifer gelten, und wir würden uns mit dem superben Reitersmann vielleicht aussöhnen, wenn wir ihn nicht bald in eine andere und weit häßlichere Affaire verwickelt sähen. Bei seinem alten Regiment (12. Chasseurs) wieder eingetreten, avancirt er rapide und wird am 14. April 1793 zum Capitän ernannt. Um diese Zeit macht er in Arras die Bekanntschaft eines gewissen Landrieux, eines ehemaligen Domestiken der Bourbons, eines mordschlechten Subjects, der eine Freischaar anwirbt, welche schon durch ihren Namen — Hussards-braconniers, Wildschützenhusaren — Verdacht erweckt, in Wirklichkeit nichts anderes als eine Räuberbande, deren Hauptaufgabe wird, zu requiriren und arretiren und von den „Verdächtigen" Geld zu erpressen. Murat wurde bei dieser noblen Truppe chef d'escadron, vertrug sich aber mit seinem „Regimentscommandeur" Landrieux so wenig, daß er diesen wegen royalistischer Gesinnungen anklagte. Und er selbst, der sich erst kurz zuvor durch fünf von Conventsmitgliedern ausgestellte Certificate von dem Verdacht hatte reinigen müssen, mit den Grafen von Murat verwandt zu sein, er selbst hatte ein köstliches Mittel erfunden, um sich als Sansculotte vom reinsten Wasser zu legitimiren. Durch eine ganz geringfügige Aenderung hatte er seinen Namen in den Namen Marat umgestaltet, dessen Wohlklang ein echtes Terroristenohr nur schwer widerstehen konnte. Aber die Zeiten ändern sich; nach Landrieux wurde bald auch der Escadronschef eingekerkert, und da inzwischen der 9. Thermidor den Sturz Robespierre's herbeigeführt

Digitized by Google

hatte, wurde nunmehr Marat, der sich indessen plötzlich wieder Murat schrieb, von seinem alten Gegner des Jacobinismus bezichtigt. Schließlich aus dem Gefängniß entlassen, kommt der Mann mit dem Proteusnamen empor, als er am Vorabend des 13. Vendémiaire in der Umgegend von Paris 40 Kanonen rettet, deren Besitz den Tag für den Nationalconvent entscheiden hilft. 1796 Adjutant im Generalstab Bonaparte's, wird er von diesem, der offenbar einen Theil seiner Vergangenheit kennt, noch immer zurückgesetzt, bis ihm endlich der Tag von Abukir, wo der unüberwindliche Reiter den Seraskier Mustapha Pascha gefangen einbringt, das Herz des Höchstcommandirenden gewinnt.

Aus dem kolossalen Sumpfe der Directorialzeit ist die gewaltige Bronzefigur Bonaparte's emporgestiegen. Mag er sein, wie er will, mag er später thun, was auch immer, er ist damals der Retter seines Landes gewesen.

F. Jodls Lehrbuch der Psychologie.[1])

Von Dr. Rudolf Eisler.

Die Psychologie ist „die Wissenschaft von den Formen und Naturgesetzen des normalen Verlaufs der Bewußtseinserscheinungen, welche im menschlich-thierischen Organismus mit den Vorgängen des Lebens und der Anpassung des Organismus an die ihn umgebenden Medien verbunden sind und deren Gesammtheit wir als seelische (psychische) Functionen oder Processe bezeichnen". Diese Definition der Psychologie ist an und für sich schon geeignet, den Standpunkt, den Jodl in Bezug auf die Auffassung des eigentlichen Gegenstandes dieser Disciplin einnimmt, hervortreten zu lassen. Es sind hier zwei Extreme glücklich vermieden, deren eines durch die speculative Metaphysik, deren anderes durch die materialistische Psychologie oder auch durch den sogenannten „psychophysischen Materialismus" vertreten ist. Während auf der einen Seite der Gegenstand der Psychologie durch eine Causaldefinition, nämlich durch die Seelensubstanz bestimmt wird, aus welcher die psychischen Vorgänge abgeleitet werden, macht man sich auf der anderen Seite einer *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* schuldig, indem unter „Erklärung" der Bewußtseinsvorgänge die (theilweise rein hypothetische) Darlegung der begleitenden physischen Erscheinungen verstanden wird. Der Gesichtspunkt, den Jodl sich gewählt hat, ist der aller wahrhaften Psychologie, welche die Untersuchung der psychischen Vorgänge als solcher in ihrer unmittelbar gegebenen Beschaffenheit und Gesetzmäßigkeit sich zur Aufgabe macht. Jodls Definition der Psychologie, die deßhalb wichtig ist, weil ihr Gesichtspunkt in allen Einzelheiten der Ausführung bemerkbar ist, enthält aber auch einen teleologischen Factor, wodurch eine Verwandtschaft besonders mit der Evolutionspsychologie Herbert Spencers zutage tritt. Das Sein einer Sache kann man nämlich nicht bloß darnach beurtheilen, was sie unmittelbar in sich enthält, als fertiges oder gewordenes, sondern auch im Hinblick auf die Momente ihres Werdens und schließlich auf ihr Endmoment, das, zu dem sie wird, um dessentwillen sie gewissermaßen da ist. Nirgends vielleicht erweist sich das regulative Zweckprinzip fruchtbarer als auf dem Gebiete der Psychologie. Eine große Zahl psychischer Vorgänge ist erst dann voll begreiflich, wenn sie neben der Aufzeigung ihrer Beschaffenheit, ferner ihrer Beziehungen zu den physiologischen Processen, mit denen sie ein Ganzes bilden, zugleich in ihrer Bedeutung, ihrer Leistung für den Organismus gekennzeichnet sind. In diesem Sinne müssen wir anerkennen, daß Jodl die Aufgabe der Psychologie mit großer Besonnenheit erkannt und mit strenger Consequenz durchgeführt hat, wenn es uns auch scheinen will, als trete in manchen Partien das Teleologische oder besser Evolutionistische allzu sehr zu ungunsten des rein Psychologischen hervor.

Die Gliederung des „Lehrbuchs" ist sodann recht übersichtlich. Nach Besprechung der Aufgabe und Methode der Psychologie wird der Unterschied des Psychischen vom Physischen und die wechselseitige Beziehung beider erörtert und dann zur Darstellung des Wesens, der Grundfunctionen und der Entwicklungsstufen des Bewußtseins übergegangen. Dem ersten allgemeinen Theil folgt der specielle, in welchem nach der Reihe das Allgemeine der Empfindungen, die Sinnesgebiete, die Gefühle der primären Stufe, die Willenserscheinungen der primären Stufe, die secundären Phänomene als: die Vorstellungen von Zeit, Raum, Außen- und Innenwelt, das Denken (Begriff, Urtheil, Schluß) und die Sprache, endlich die Gefühle und Willenserscheinungen der secundären und tertiären Stufe zur Sprache kommen. Die Eintheilung der Bewußtseinsgebilde in primäre und secundäre geht auf Hume (impressions and ideas) zurück; sie beruht auf der Grundansicht, daß sich innerhalb des Bewußtseins verschiedene Entwicklungsstufen finden, so daß die höchsten psychischen Acte nicht den elementaren schroff gegenüberstehen, wobei aber im Unterschiede von allem Sensualismus die stete Mitwirkung des activ-subjectiven Factors des Bewußtseins betont wird. Unter „primären" Bewußtseinsvorgängen versteht Jodl jedes unmittelbare Erlebniß (Empfindung, Wahrnehmung, Lust und Unlust, Streben und Wollen), unter „secundären" die Reproductionen aller dieser Vorgänge in einer „Vorstellung", die hier also viel weiter gefaßt ist als z. B. in der Wundtschen Psychologie. „Tertiäre" Gebilde endlich sind nach Jodl die Complexe von primären und secundären Bewußtseinsinhalten.

Was zunächst die Methoden betrifft, so sieht Jodl ganz richtig den Ausgangspunkt aller psychologischen Forschung in der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen seelischen Erlebnisse, die von der Selbstbeobachtung wohl zu unterscheiden ist, welch letztere in ihrer Unzuverlässigkeit charakterisirt wird. Obzwar Jodl nicht selbst experimentirt, erkennt er die Berechtigung und den Werth der experimentellen Methode durchaus an und macht dem entsprechend von den Ergebnissen derselben umfassenden Gebrauch, wie auch die Heranziehung der vergleichenden Methode, der Psychopathologie und der Physiologie als nothwendig betrachtet wird.

Das Verhältniß des Psychischen zum Physischen bestimmt Jodl dahin, daß zwischen beiden Reihen des Geschehens eine Verschiedenheit in der Art des Daseins oder der Qualität besteht, der zufolge eine Wechselwirkung zwischen beiden nicht stattfinden kann. Andererseits ist der Dualismus eine Ansicht, die auf einer Verkennung des Thatbestandes beruht. In Wahrheit sind uns nur psychophysische Vorgänge gegeben, welche den nämlichen Inhalt in zwei verschiedenen Sprachen ausdrücken. Betont man den einen, den subjectiven Factor der durchaus einheitlichen Erfahrung, dann nimmt man den psychologischen Standpunkt ein; wird vom subjectiven Factor abstrahirt, wie dies die Naturwissenschaft thut, dann gilt uns das Gegebene als physisches, scheinbar absolut selbständiges Ereigniß oder Ding. Psychisches und Physisches sind also nur Glieder einer Wirksamkeit, die sich gegenseitig als solche bedingen: als die subjectiven und objectiven Bestandtheile unsrer Erfahrung. Jedem seelischen entspricht ein bestimmter körperlicher Vorgang, auch auf den höchsten Entwicklungsstufen des Bewußtseins. Der Parallelismus darf aber nicht um-

[1]) Lehrbuch der Psychologie. Von Friedrich Jodl, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität zu Wien. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1896.

Digitized by Google

gekehrt werden, da nicht anzunehmen sei, es entspreche auch jedem körperlichen Vorgange ein seelischer, weder im menschlich-thierischen Organismus noch etwa im Anorganischen. Denn, meint Jodl, unbewußte seelische Vorgänge sind ein Unding, man kann nur von unbewußter Gehirnthätigkeit sprechen, die auch da, wo das Bewußtsein, als intermittirende Function eines lebenden Organismus, ausgeschaltet ist, weiter läuft. Ist ja doch das Bewußtsein nur „ein nothwendiger Erfolg, der zu dem Kreislauf des kosmischen Werdens als integrirendes Glied gehört, der überall da eintritt, wo die Organisation eines Weltkörpers die Bedingungen dafür geschaffen hat, und überall wieder verschwindet, sobald diese Bedingungen aufhören". Wir können dieser Ansicht, die mit der A. Riehls übereinstimmt, nicht ganz beipflichten. Eben weil das unmittelbar Gegebene einen objectiven und einen subjectiven Factor aufweist, haben wir allen Grund, anzunehmen, daß beide Factoren in allem Gegebenen vorkommen, d. h. daß jedes Geschehen ein Sein für andere und ein Für-sich-sein darstellt. Nun leugnet dies Riehl und gewiß auch Jodl nicht, nur werden wir hören: das Für-sich der Dinge ist eine unbekannte Qualität (ein An-sich), die wir eben nur in ihrer Wirkung auf uns kennen. Weil entfernt, allen Dingen etwa ein Bewußtsein wie das unsrige oder auch nur das thierische zuzuschreiben, müssen wir doch, gerade in Consequenz des Entwicklungsprinzips und der Stetigkeit alles Werdens, behaupten, daß der subjective Factor eines jeden Geschehens in seiner eigenen Unmittelbarkeit psychischer Natur ist, etwa ein einfaches Streben, das sich objectiv, für erkennende Wesen, als Bewegung bekundet. Ein physischer Vorgang, der nur physisch sein soll, ist wohl vom Standpunkt der Naturwissenschaft begreiflich, nicht aber für die Philosophie als eine abschließende Wissenschaft [1]). Die Auffassung der Seele im Sinne der Actualitätsansicht können wir dagegen unterschreiben, wenn auch der Satz Jodls „Die Seele hat nicht Zustände oder Vermögen, wie Denken, Vorstellen, Fühlen, Haß u. s. w., sondern diese Zustände in ihrer Gesammtheit sind die Seele" cum grano salis hinzunehmen ist und „Gesammtheit" nicht Humes „bundle" gleichkommt, was uns schon dadurch als ausgeschlossen erscheint, daß Jodl ganz richtig das Vorkommen des „primären Ich" als integrirenden Factors in jedem Bewußtseinsvorgang betont. Denn das Bewußtsein ist von Anfang an activ und passiv zugleich.

Was irgendwie in das Bewußtsein (ein Collectivum für die einzelnen Bewußtseinsvorgänge selbst) fällt, ist nach Jodl eine Wahrnehmung im weitesten Sinne. Alle Wahrnehmung ist zunächst eine innere, sie wird zur äußeren dadurch, daß wir sie auf von uns unterschiedene Gegenstände beziehen, und hat als solche den Charakter des Objectseins für ein Subject. Bewußtsein = Sein = Wahrgenommenwerden, in diesem Sinne ist Berkeley's esse = percipi wahr. Das in der Wahrnehmung Gegebene ist also keineswegs subjectiv, sondern objectiv, d. h. seiner Beschaffenheit nach für ein Subject da. Wir möchten hinzufügen: seiner Wirklichkeit (Actualität) nach ist es nicht unmittelbar Wahrnehmungsinhalt, nicht Object, wie auch die eigene Wirklichkeit des Ich (der subjective Factor des eigenen Erlebens) nicht eigentlich zum Wahrnehmungsinhalt gehört, nicht völlig Object wird. Darum ist alles „Sein" (Bewußtsein) Wahrgenommenwerden, nicht aber die „Wirklichkeit" der Objecte, das, was sie zu wirklichen, von uns unabhängigen Dingen macht und was wir ursprünglich von der eigenen Wirksamkeit unmittelbar unterscheiden [2]). Jene Wirklichkeit wird entweder begrifflich construirt (von den Einzelwissenschaften) oder nach Analogie der selbsterlebten gedeutet (von der Philosophie als Metaphysik).

Sehr klar ist bei Jodl die Erörterung des Verhältnisses zwischen dem Gesetz der Erhaltung der physischen und dem des Wachsthums der geistigen Energie, welches Wundt auch unsrer Ansicht nach zu schroff formulirt. Schon der leibliche Organismus weist gegenüber der (relativen) Constanz des Unorganischen ein stetiges Wachsthum, innere Entwicklung auf, auch da, wo sie nicht ohne weiteres in die Erscheinung tritt. So ist auch das Wachsthum der psychischen Energie in dem Sinne zu verstehen, daß der Mensch jedem Reize der Außenwelt ein mehr oder minder geformtes psycho-physisches System entgegenbringt, das durch jeden neuen Reiz, den es verarbeitet, etwas modificirt wird, indem es sich ihm ebenso anpaßt, wie diesen sich selbst. So entstehen aus elementaren Bewußtseinsformen complicirtere, die als solche in ihnen noch nicht enthalten sind, weil von einem bloßen Mechanismus hier keine Rede sein kann, ebenso wenig wie von einem genauen Vorherbestimmen der Entwicklungsproducte.

Natürlich gestattet es der zur Verfügung stehende Raum nicht, auf die reichen Einzelheiten des speciellen Theiles der Psychologie Jodls einzugehen. Die Behandlung derselben zeugt ebenso sehr von scharfer Beobachtung und unbefangener Auffassung der Bewußtseinsfunctionen als von kritischer Benutzung des bisher vorliegenden Forschungsmaterials, die sich in einem äußerst brauchbaren, ungemein reichhaltigen Literaturnachweise bekundet. Die innige Zusammengehörigkeit des Empfindens, Fühlens und Strebens (Wollens) zu einem einheitlichen Bewußtseinsact als dessen bloß begrifflich fixirter Momente wird hervorgehoben, nicht minder die Bedeutung der synthetischen und vereinheitlichenden Function des Bewußtseins im Unterschied von der bloßen Associationsthätigkeit, im Gegensatz zur sogenannten Associationspsychologie; so daß Jodls Psychologie eine Mittelstellung zwischen dieser und der Wundt'schen einnimmt. Einige fundamentale Definitionen seien angeführt. Unter Empfindung versteht Jodl „einen im Centralorgan auf Veranlassung eines ihm von den peripherischen Organen zugeführten Nervenreizes entwickelten Bewußtseinszustand, in welchem ein qualitativ und quantitativ bestimmtes Etwas (Inhalt, Aliquid) zur innerlichen Erscheinung kommt." Zutreffend ist die Unterscheidung der Localisation der Empfindung (Verlegung an eine Leibesstelle) von ihrer Externalisation (Verlegung außerhalb des Leibes). Das Weber'sche Gesetz wird in seiner relativen begrenzten Thätigkeit anerkannt und auf das Verhältniß zwischen Empfindung und Nervenproceß bezogen. Das Gefühl wird definirt als eine „psychische Erregung, in welcher der Werth einer im Zustande des lebendigen Organismus oder im Zustande des Bewußtseins eingetretenen Aenderung für das Wohl oder Wehe des Subjects unmittelbar als Lust oder Schmerz wahrgenommen wird." Natürlich ist damit nicht etwa eine „verworrene" Erkenntniß des Gefühlszweckes gemeint, sondern nur die Thatsache, daß sich dieser eben im Zustande der Lust oder Unlust unmittelbar verräth. Die höheren, d. h. mit secundären und tertiären Bewußtseinsinhalten verknüpften Gefühle, welche in Formalgefühle (Kraft- und Spannungsgefühle) und Personengefühle eingetheilt werden, erfahren durch Jodl eine ungemein fein zergliedernde Untersuchung. Das Streben ist „der Gesammtbegriff für diejenigen Erregungen, in welchen ein Bedürfniß des Organismus nach Reizen hervortritt, oder die Rückwirkung desselben auf empfangene und im Gefühl gewerthete Eindrücke durch Entladung von Energie zur Herbeiführung von Veränderungen in dem Verhältniß des Organismus zur Außenwelt, welche im Bewußtsein zum Ausdruck kommt". Diejenigen Strebungen,

1) Das einzige Sein, das uns außer dem Objectiv-sein gegeben, ist eben das Subjectiv-sein, alles andere ist transcendent.

2) Vgl. des Ref. „Einführung in die Philosophie", Leipzig, G. Schnurpfeil 1897. S. 116 ff.

„welche durch wiederholte Befriedigung lebend geworden, d. h. mit der Vorstellung eines Zweckes oder Zieles associirt sind", bilden in ihrer Gesammtheit den Willen. Sehr sympathisch ist uns die Bemerkung, daß schon in der Empfindung ein Streben enthalten ist, das mehr oder weniger stark zur Wirksamkeit gelangt. Die Aufmerksamkeit ist gleichfalls eine Bethätigung des Strebens als „Act der Spontaneität", durch welchen bei einer Anzahl neben einander gegebener Wahrnehmungen eine Hinwendung des Bewußtseins zu einer bestimmten und eine gewisse Bevorzugung derselben erfolgt". Stimmt in dieser Definition Jodl mit Wundt überein, so ist dies nicht der Fall mit seiner Auffassung der Apperception, die er mehr im Sinne Herbarts nimmt. Lichtvoll auseinandergesetzt ist die Bildung der Sprache und ihrer Beziehung zum Denken, ihre Abhängigkeit vom objectiven Geiste (den Mitmenschen) und die Bedeutung des socialen Factors der Erkenntniß überhaupt. Die Urtheilsfunction ist nach Jodl ein „Act der psychischen Thätigkeit, wodurch eine im Bewußtsein gegenwärtige Wahrnehmung oder Vorstellung als ein Bestimmtes bezeichnet, eine andere Vorstellung als mit ihr verknüpft oder in ihr enthalten ins Bewußtsein gehoben, bemerkt und so eines durch das andere verdeutlicht und erklärt wird". Mit dieser Definition scheint uns freilich mehr das Resultat des Urtheilsprocesses als dieser selbst in seinen Momenten gekennzeichnet zu sein. Einen „Glauben", irgend welche Anerkennung einer Existenz soll das Urtheil noch keineswegs einschließen. Die Vorstellungen des Raumes und der Zeit, des Dinges, der Außenwelt und des Ich sind von Jodl gut analysirt, wobei das Räumliche (Extensive) als ursprünglich (schon mit der Empfindung gesetzt) aufgefaßt, ferner ganz richtig ein primäres, ursprüngliches von dem secundären, entwickelten Ich unterschieden wird. Schließlich sei noch das Verhältniß des Denkens zur Wirklichkeit in seiner Beleuchtung durch Jodl dargethan: „Das Denken des Menschen folgt seinen eigenen Gesetzen; aber diese Gesetze des Denkens sind nur der Reflex jener Gesetzmäßigkeit, welche unser Bewußtsein schon auf primärer Stufe im Zusammenwirken mit den Dingen erzeugt".

Die angeführten Proben dürften genügen, um ein allgemeines Bild von der Eigenthümlichkeit der Jodl'schen Psychologie zu geben, wobei natürlich die große Zahl ihrer Feinheiten nicht zur Geltung kommen kann. Mag man betreffs mancher Einzelheiten, ja auch einiger Grundprinzipien, wie z. B. der allzu starken Betonung des Psychischen als secundärer Function des Organismus (die aber nicht mit Materialismus verwechselt werden darf!) anderer Meinung sein; die besonnene, objective und erschöpfende Behandlung des Stoffes, die klare, präcise und fließende Darstellung, die Gewichtlegung auf Seiten des psychischen Lebens, die von anderen Psychologen kurz abgethan zu werden pflegen, verleihen dem Buche einen selbständigen Werth und machen es insbesondere für didaktische Zwecke geeignet. Es kann mit bestem Gewissen allen, die sich für Psychologie interessiren, empfohlen werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Herausg. von Kehrbach. (Berlin 1897, A. Hofmann u. Comp.) Jahrgang VII. Heft 1. (Bayern-Heft.) — Die territoriale Gruppenbildung, welche auf Initiative des Hrn. Professor Dr. Kehrbach im Interesse der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in anerkennenswerther Weise vor sich geht, beginnt bereits Früchte zu tragen. Der Zweck der Errichtung solcher Gruppen bestand in der Ueberzeugung, daß es für Förderer der Gesammtidee ungleich vortheilhafter wäre, wenn sie in enger umgrenzten Bezirken die nöthigen Forschungen in den Archiven, Bibliotheken und anderen Sammlungen vornehmen und sich dieselben gegenseitig leichter mittheilen und ergänzen könnten, als wenn sie sich mit ihren Funden und Berichten stets an das Centrum nach Berlin wenden müßten. Durch eine weitschweifige Procedur wird mancher abgeschreckt, während er in kleinerem Kreise Anregungen erhält und oft den Werth einer anscheinend unbedeutenden Mittheilung kennen lernt, auf deren Zusammenhang mit anderen er aufmerksam gemacht und zu wissenschaftlicher Bearbeitung angespornt wird. Die Thätigkeit, welche ein solch engerer Verein entfaltet, bewies vor nicht allzu langer Zeit die Gruppe Oesterreich, welcher ein eigenes Heft der Mittheilungen gewidmet wurde; die zweite Gruppe, welche denselben Erfolg aufzuweisen hat, ist die bayerische und das gegenwärtig veröffentlichte 1. Heft des siebenten Jahrgangs dieser Zeitschrift wird als Bayernheft bezeichnet, da es nur Bavarica enthält. Es ist ein überaus ehrendes Zeugniß, das sich diese Gruppe durch die publicirten Beiträge ausstellt, da sie kaum ein Jahr constituirt ist und schon so Hervorragendes leistet. Da ist vor allem die umfassende Thätigkeit des Universitätsprofessors Dr. Joseph Bach zu erwähnen, welcher durch den mit Erläuterungen versehenen Abdruck eines Protokolls aus 1708 ein interessantes Streiflicht auf die Reform der bayerischen Gymnasien des Benedictinerordens wirft. Hiebei werden nicht bloß Local- und Personalfragen erledigt, sondern auch pädagogische Principien ausgesprochen, wie z. B. das Verbot des Privatstudiums, die Anordnung der philosophischen Collegien, die Aufnahme fremder Religiosen in die Schule, die Entscheidung über Stundeneintheilung u. dgl. Aus den kurzen Auszügen läßt sich schließen, wie gerecht der Wunsch des Hrn. Professors ist, wenn er die Herausgabe der handschriftlich vorhandenen Annales congregationis Benedicto-Bavaricae als äußerst interessant und für die Schulgeschichte gewinnbringend erklärt. Dr. Bach stellt noch zwei Beiträge in diesem Heft zur Verfügung, wovon der eine über die vom Propst Gerhoch zu Reichersberg vorgebrachten Klagen bezüglich der verlotterten Klosterzucht im 12. Jahrhundert und der zweite Schülervorstellungen handelt, der zweite aber den mit einem Texte versehenen Abdruck dreier Bilder enthält, von denen eins das Titelbild zu Donatus, das zweite den Albertus Magnus mit der Ruthe in der Hand und das dritte einen alten Holzschnitt von Lucas Cranach vorstellt.

Von ganz besonderem Interesse ist die vom Beneficiaten Thalhofer bearbeitete Geschichte des Joseph Schneller, Directors der Normalschule zu Dillingen in den Jahren 1774—1787. War letzterer auch kein bahnbrechender Reformator auf pädagogischem Gebiete, so sammelte er sich doch durch die Verbreitung aller Erziehungsfortschritte seiner Zeit, durch das warme Herz für die Jugend, durch die Bemühungen, das Schulwesen Dillingens auf eine hohe Stufe zu heben, solche Verdienste, daß Thalhofer ganz Recht hat, wenn er ihn einem Felbiger und Braun an die Seite setzt. Mit welch zäher Ausdauer, mit welch unermüdlicher Geduld er all die Hindernisse, die ihm von der ungebildeten Bevölkerung und selbst von den Behörden in den Weg gelegt wurden, überwand, wird lebhaft und eingehend geschildert, so daß ein echtes Lebensbild entsteht und das Andenken eines verdienstvollen Mannes gerettet wird. Es war diesem Pädagogen auch darum zu thun, den Lehrerstand zu heben und ihm auch beim Publicum wieder Achtung zu verschaffen. Man konnte es aber in der That der Bevölkerung nicht übelnehmen, daß sie das Präceptorenwesen auf eine tiefe Stufe herabdrückte, wenn man liest, was Director Marschall im vorliegenden Hefte von der „Schuelhalterzunft" des 17. und 18. Jahrhunderts in München erzählt. Dieses Einreihen der „conecssionirten" Schulmeister in das bereits dem Verfalle entgegengehende Zunftwesen geschah nicht etwa auf obrigkeitlichen Befehl, sondern auf Wunsch der Lehrer selbst, die einerseits durch ihr höheres Wissen über das gewöhnliche Bildungsmaß der kleinbürgerlichen Kreise hinausragen, andrerseits aber doch wieder sich unter die Schuster und Schneider stellen wollten. Offenbar geschah letzteres nur, um einen numerus clausus bewahren zu können, weshalb sie sogar eine Zeit lang die eigene Prüfung der Candidaten durchsetzten, um jede Concurrenz im Keime auszurotten. Zum Glück wurde dieser Zustand nicht lange geduldet und das Approbationsexamen einer staatlichen Commission übertragen. Wie tief gesunken aber übrigens der Lehrerstand durch eigene Schuld war, zeigte sich am besten, als der edle Kurfürst Maximilian III., die Wichtigkeit der Volkserziehung erkennend, die Lehrer von dem Zunftzwange befreien wollte, um sie „nicht unter andere Zünfte stoßen und den Handwerkern gleichhalten" zu müssen. Es wurde ihnen daher für

Digitized by Google

die Fronleichnamsprocession 1771 ihr Platz nicht mehr bei den Zünften, sondern bei den öffentlichen Bediensteten angewiesen. Allein sie fühlten sich zurückgesetzt, da sie nicht wie sonst mit Spießen, Standarten und mit Kerzen auf der Stange, sondern einfach mit den Kerzen in der Hand ausrücken sollten, und setzten es bei dem gutmüthigen Fürsten nach einigen Jahren durch, den alten Usus herzustellen und wieder unter den anderen Zünften zu prangiren.

Da thut es einem wohl, von der Familie Thomn zu lesen, die, wie Heigenmooser mittheilt, seit 1582 in ununterbrochener Reihenfolge zweihundert Jahre lang im Schulamt in Tuzing thätig war und somit den Beweis lieferte, daß es — vielleicht nur an Klosterschulen — doch kein so trauriges Loos gewesen sein mag, als das Sprichwort sagt: „Quem Dii odere, paedagogum fecere.“ Besser als die Volksschulen waren selbstverständlich die Mittelschulen daran, wenn auch hier nicht alles so glatt ging, als es wünschenswerth war. Wenn wie die Briefe betrachten, die Professor Dr. Krallinger über den Bau des Jesuitengymnasiums zu Landsberg am Lech 1688—1692 mittheilt, die zwischen der Stadtgemeinde und dem Jesuitenconvente gewechselt wurden, so finden wir, daß die Schwierigkeiten, die sich erhoben, gerade so genannt sind, wie heutzutage. Damals wie jetzt sind die Gemeinden ungemein bereitwillig, die Baulichkeiten herzustellen, wenn ihnen die Beistellung der Lehrkräfte für ein Gymnasium keine Kosten verursacht, während sie bei der Ausführung zögern und sich ihren Verpflichtungen gern in größerem oder geringerem Grade entschlagen möchten. Das war 1688 zu Landsberg der Fall, wo die Stadt ohne Genehmigung des Kurfürsten den Gymnasialbau begonnen hatte, ihn aber beim Mangel an Geld nicht fortzusetzen imstande war. Interessant sind besonders die Briefe des Jesuitenrectors Müller. Da kann man zwischen den Zeilen lesen, wie ungern er die bereits bestehende Anstalt aufheben würde und wie wenig Ernst es ihm mit solch derartigen Drohungen ist. Auch sein Anerbieten, Geld vorzustrecken, deutet darauf hin, und wenn er — allerdings ganz gegen kanonisches Recht — Zinsen dafür begehrt, so thut er dies unter dem nicht sehr wahrscheinlichen Vorwande, selbst Geld aufnehmen zu müssen, um der Stadt gefällig zu sein.

An Melanchthon erinnern uns zwei Aufsätze. Der eine stellt uns übersichtlich aus Hartfelders großem, in den „Monumentis Germaniae paedagogicis“ veröffentlichtem Werk die Beziehungen des Praeceptor Germaniae zu Bayern zusammen. An letzteren knüpft auch Prof. Dr. Günther an, aber nur, um den geographischen Unterricht in jenen Tagen zu schildern und darauf aufmerksam zu machen, daß der Mann, der zuerst in Deutschland Geographie in einer Mittelschule obligatorisch lehrte, der Schulrector in Nürnberg Johann Cochlaeus war, der daselbst von 1510—1514 wirkte und mit Umgehung des Plinius die Meteorologie des Aristoteles als Grundlage für sein Lehrbuch nahm, auch Landkarten beim Unterricht gebrauchte und selbst von den Schülern zeichnen ließ. Es ist ein großes Verdienst Günthers, auf Cochlaeus und seine Bemühungen um die Geographie aufmerksam gemacht zu haben.

Erwähnen wir schließlich noch der bayerischen Edellaabenordnung vom 1576, die als ein kleiner Beitrag zur „Geschichte der Erziehung der bayerischen Wittelsbacher“ angesehen werden kann, so haben wir aller Leistungen des vorliegenden Heftes gedacht, welches der Gruppe alle Ehre macht und auch die Wichtigkeit und Ersprießlichkeit der Gruppenbildung aufs beste documentirt.

Karl Werner.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 13. Mai. Vorsitzender Secretar: Hr. Auwers. 1. Hr. Schulze las über eine „Revision des Systems der Asconematiden und Rossellinen“. Nach wiederholter sorgfältiger Durcharbeitung des auch erhaltenen Untersuchungsmaterials der älteren Autoren wird unter Berücksichtigung aller bisherigen Mittheilungen über Asconematiden und Rossellinen eine zusammenfassende übersichtliche Darstellung eines nach neuen Gesichtspunkten reformirten Systems dieser beiden Hexactinelliden-Familien gegeben. 2. Hr. Conze überreichte den Jahresbericht des kk. Deutschen Archäologischen Instituts. 3. Hr. v. Bezold legte eine Mittheilung des Prof. Dr. A. König hierselbst vor: „Die Abhängigkeit der Sehschärfe von der Beleuchtungsintensität.“ Bei farbentüchtigen Augen geschieht die Wahrnehmung der Formen bei wachsender Beleuchtung zunächst durch die Stäbchen und später erst durch die Zapfen, es vollzieht sich also hierbei ein ganz analoger Vorgang wie bei der Lichtempfindung selbst. Die Schärfe dieser Formenwahrnehmung S (Sehschärfe) ist für beide Elemente eine lineare Function des Logarithmus der Beleuchtungsintensität B des gesehenen Objects, $S = a(\log B - \log C)$. Der Factor a ist von der Natur des benutzten Lichtes unabhängig, aber für die Zapfen-Sehschärfe ungefähr 10mal so groß als für die Stäbchen-Sehschärfe. Die Constante C ist umgekehrt proportional dem Helligkeitswerth des benutzten Lichtes, wobei zu berücksichtigen ist, daß diese Helligkeitswerthe wesentlich verschieden sind, je nachdem Stäbchen oder Zapfen zur Aufnahme des Lichtreizes dienen. Bei angeborener totaler Farbenblindheit fällt die stärker ansteigende Zapfen-Sehschärfe fort, dafür wächst aber die Stäbchen-Sehschärfe noch über denjenigen Betrag hinaus, den sie bei Farbentüchtigen erreicht hat, wenn die Wirksamkeit der Zapfen einsetzt.

Sitzungen vom 20. Mai. Philosophisch-historische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Diels. Hr. Weber las: „Vedische Beiträge. VI.“ Der Buddhismus, als ein Appell an die eigene Kraft des Menschen, sich aus den Leiden des Lebens, den Wirren der Existenz ohne fremde, göttliche, Beihülfe selbst zu befreien, hat im Anschluß daran u. a. die principielle Unterordnung der Götter unter den Menschen zur Folge gehabt. Er fand dieselbe im übrigen thatsächlich bereits vor. Die Entwicklung des vedischen Rituals hatte es mit sich gebracht, daß die Priester, als die Kenner der Mittel und Wege, wie die göttliche Hülfe zu gewinnen sei, schließlich dazu gelangten, dieselbe durch ihre Sprüche und Riten unbedingt zu erzwingen und so Gebietee der Götter selbst zu werden. Ebenso hatte auch die monotheistisch-pantheistische Richtung, welche dem Veda von Anfang an zu eigen ist und schließlich in der Erkenntniß der Einheit der Weltseele mit der Einzelseele gipfelt, theils bei den Kennern dieser Einheit zur Selbstüberhebung, theils bei den übrigen zu der Vorstellung von der unbedingten Erhabenheit der Träger dieser Kunde resp. geradezu zu ihrer directen Vergottung geführt, — eine Vergottung, welche im weiteren Verlaufe auf alle diejenigen überhaupt überging, die durch ihre Lehrstellung die Spitze einer bestimmten Glaubensrichtung bildeten. Auch der Buddhismus hat, entsprechend den sonstigen Wandlungen seiner Metaphysik und Dogmatik, in Tibet schließlich mit der Vergottung des Dalai Lama geendet. — Physikalisch-mathematische Classe. Vorsitzender Secretar: Hr. Auwers. 1. Hr. Fuchs las „zur Theorie der Abel'schen Transcendenten“. Es werden verschiedene Methoden zur Berechnung der Coefficienten derjenigen linearen homogenen Differentialgleichungen entwickelt, welchen die Periodicitäts-Moduln der Abel'schen Integrale genügen. 2. Hr. Schwarz legte eine Mittheilung des Prof. Dr. Hr. v. Mangoldt in Aachen vor: „Beweis der Gleichung $\sum_{k=1}^{\infty} \frac{\mu(k)}{k} = 0$.“ Euler hat behauptet, aber nicht ausreichend bewiesen, daß die unendliche Reihe $1 - \frac{1}{2} - \frac{1}{3} - \frac{1}{5} + \frac{1}{6} - \frac{1}{7} + \frac{1}{10} - \frac{1}{11} - \frac{1}{13} + \frac{1}{14} + \ldots$ die Summe Null habe. Die vorgelegte Abhandlung hat einen auf Untersuchungen der HH. Hadamard und de la Vallée-Poussin sich stützenden Beweis dieses Satzes zum Gegenstande.

* **Würzburg.** Wie bereits telegraphisch gemeldet wurde, starb hier am 29. Mai im 65. Lebensjahr der Botaniker Prof. Dr. Julius v. Sachs, seit 1874 auswärtiges Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften. Geboren in Breslau, Schüler und Privatassistent des Physiologen Purkinje, trat er selbst in die erste Reihe der Forscher, die das physiologische Experiment auf das Gebiet des Pflanzenlebens übertrugen. Eine Zeit lang Docent an Lehranstalten angewandter Naturwissenschaft, der Forstakademie zu Thaerand, der landwirthschaftlichen zu Poppelsdorf, bildete er sich weiter in dieser Richtung auf Biologie der Gewächse aus. Von Freiburg i. Br. ward er 1868 hieher berufen, wo er ein großes pflanzenphysiologisches Institut errichtet und lange Zeit einflußreich gewirkt hat. Seine eigenen zahlreichen Untersuchungen beziehen sich hauptsächlich auf die Einwirkungen des Lichts und der Wärme auf die Lebensprocesse der Pflanze, auf die Stoffbildungen, die Keimung, das Wachsthum und auf die Bewegung der assimilirten Stoffe in den Pflanzen. Seit 1873 ließ er unter seiner Leitung ausgeführte „Arbeiten des botanischen Instituts in Würzburg“ erscheinen. Zugleich jedoch faßte er auch in Hand- und Lehrbüchern, sowie Ausgaben von Vorlesungen den Stoff seiner Wissenschaft mehr als einmal übersichtlich zusammen. Endlich fand die historische Commission bei der Münchener Akademie in ihm den geeigneten Mann, der zur „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ eine

Digitized by Google

anschauliche Darstellung der Entwicklung der Botanik seit dem 16. Jahrhundert beizutragen übernahm.

* **Heidelberg.** Dr. J. Schottländer, Privatdocent der Gynäkologie, hat den Charakter als außerordentlicher Professor erhalten.

* **Göttingen.** Bei der philosophischen Facultät hat sich Dr. E. Wiechert als Privatdocent habilitirt mit einer Probevorlesung über Pendelmessungen und ihre Ergebnisse in Bezug auf die Massenvertheilung in der Erdrinde.

* **Halle a. S.** Prof. Fehling, Director der Universitäts-Frauenklinik, hat den erwähnten, dem Tübinger an ihn ergangenen Ruf als Director des dortigen Gynäkologischen Instituts abgelehnt.

* **Berlin.** Der Lehrauftrag für specielle Pathologie und Therapie an der hiesigen Universität, den jetzt Prof. Paul Ehrlich inne hat, ist der „Berl. klin. Wochenschr." zufolge Prof. Ludwig Brieger, dem Vorsteher der Krankenabtheilung des Instituts für Infectionskrankheiten, übertragen worden. Prof. Ehrlich, Vorsteher der Staatsanstalt für Serumprüfung und Serumforschung in Steglitz, siedelt mit dieser Anstalt nach Frankfurt a. M. über. — Bei der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ist Dr. Golland, Privatdocent für Kunstwissenschaft, zum Professor ernannt worden.

* **Wien,** 31. Mai. Zur Feier des 50jährigen Bestehens der Akademie der Wissenschaften fand gestern in Anwesenheit des Kaisers, des Curators Erzherzog Rainer, der übrigen Erzherzoge, der Minister, Würdenträger und zahlreicher Mitglieder des diplomatischen Corps die Festsitzung statt, in welcher der Präsident der Akademie, Geheimrath Alfred Ritter v. Arneth für das erwiesene Wohlwollen dankte, mit der Versicherung unerschütterlicher Treue und dem Gelöbniß, auf dem eingeschlagenen Wege zum Ruhme Oesterreichs und zum Besten der Wissenschaft fortzufahren. Redner schloß mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf den Kaiser. Der Kaiser gedachte in seiner Antwort des erzielten Erfolges, sowie des siegreichen Wettkampfes mit älteren berühmten Anstalten anderer Staaten. Die Akademie habe die wissenschaftliche Arbeit erweitert und vertieft in dem Geiste des erhabenen Gründers, erfüllt von patriotischer Gesinnung. Durch Förderung der Wissenschaft und Erweiterung gediegener Kenntnisse habe sie nicht bloß dem Wohle der bürgerlichen Gesellschaft genützt, sondern auch wesentlich zum Ansehen des Staats beigetragen, das mit dem Erwerb idealer Güter wachse und daure. Der Kaiser versichert die Akademie, die in weiterem Wirken und Schaffen ihren hohen Zielen zustrebe, seines unveränderten Wohlwollens und seiner Fürsorge und Anerkennung. Den Worten des Kaisers folgten begeisterte Kundgebungen. Sodann hielt der Vicepräsident Prof. Dr. Eduard Suess die Gedenkrede und schloß mit dem ehrfurchtsvollsten Dank für das Erscheinen des Kaisers unter begeisterten Hochrufen auf denselben. Der Kaiser richtete einige Worte an die ihm vorgestellten Mitglieder der Akademie und verlieh dann das Ehrenzeichen. In der am 29. vorausgegangenen außerordentlichen Gesammtsitzung der Akademie wurden folgende Wahlen vorgenommen: als Präsident der Akademie wurde der bisherige Präsident Ritter v. Arneth zum siebentenmal, als Vicepräsident der seitherige Vicepräsident, Prof. Dr. Eduard Sueß zum drittenmal, je für eine weitere dreijährige Functionsdauer, als Generalsecretär der bisherige Generalsecretär Hofrath Prof. Dr. Aloys Huber zum zweitenmal, als Secretär der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der bisherige Secretär, Hofrath Prof. Dr. Julius Hann ebenfalls zum zweitenmal für die nächsten vier Jahre wiedergewählt. Hierauf wurden gewählt, und zwar für die Gesammtakademie: zum Ehrenmitglied der Unterrichtsminister Dr. Paul Frhr. v. Gautsch, für die philosophisch-historische Classe zum inländischen correspondirenden Mitglied Prof. Alfred Ludwig an der deutschen Universität in Prag; zum ausländischen Ehrenmitglied Prof. Max Müller in Oxford; für die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe zum inländischen correspondirenden Mitglied Prof. Dr. Karl Exner an der Universität in Innsbruck; zum ausländischen Ehrenmitglied Sir J. Lister, Präsident der Royal society in London; zu ausländischen correspondirenden Mitgliedern Prof. Dr. Karl Gegenbaur an der Universität in Heidelberg; F. Brioschi, Director des Instituto tecnico superiore in Mailand; Prof. Dr. H. C. Vogel, Director des astro-physikalischen Observatoriums in Potsdam; Prof. Dr. W. v. Bezold, Director des meteorologischen Instituts in Berlin; A. Kurpinsky, Director der geologischen Anstalt in St. Petersburg.

* **Madrid.** Der IX. internationale Congreß für Hygiene und Demographie, der am 11. October d. J. hier eröffnet werden sollte, ist auf die Zeit vom 10. bis 17. April 1898 verschoben worden.

* **Warschau.** An der hiesigen Universität ist ein Lehrstuhl für baltisches Provinzialrecht errichtet worden, den Professor F. D. Dydinski einnehmen wird.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Gesammelte Werke

des Grafen

Adolf Friedrich von Schack.

In zehn Bänden.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck.

Inhalt: Nächte des Orients oder Die Weltreise. — Episteln.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Es gereicht uns zur Freude, hiermit die dritte Auflage der „Gesammelten Werke" des Grafen Schack ankündigen zu können. Die Ausgabe ist unter Benützung der hinterlassenen Papiere des Dichters sorgfältig revidiert und durch die Werke „Weltmacht", „Sirio", „Das Jahr Eintausend", „Epistel und Elegien" und die „Nachgelassenen Dichtungen" vermehrt; sie enthält somit seine sämtlichen poetischen Schriften.

Die Werke des Grafen Adolf Friedrich von Schack zeichnen sich bekanntlich nicht nur durch ihre Formvollendung und die meisterhafte Behandlung der Sprache, sondern auch durch ihren großen Gedankenreichtum und glühende Farbenpracht aus.

Durch Veranstaltung einer Subskription auf diese neue wohlfeile Ausgabe, von der alle zwei Monate ein Band erscheinen soll, geben wir jedem Gebildeten Gelegenheit, sich die Werke eines der bedeutendsten Dichter der Gegenwart auf bequeme Weise zu eigen zu machen. (6158)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Dur und Moll.

Gedichte

von

Paul Heinz u. Anna Heinz.

Preis geh. M. 3.50; in Leinwand geb. M. 4.50.

Den zahlreichen Verehrern des früheren Herausgebers des „Deutschen Dichterheims" dürften diese Gedichte hochwillkommen sein. (6180)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart.

Der deutsche Satzbau.

Dargestellt von

Hermann Wunderlich.

Preis geheftet 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandl.

Statt M. 180 für M. 90.

Geschichte d. deutschen Höfe

seit der Reformation

von

Dr. Eduard Vehse.

Komplett. 48 Bände.

Das interessante Werk, welches einen vielbenützte Quelle für die Geschichte der jetzigen Dynastien bietet, wird wieder wesentlich im Preise steigen, sobald die derzeitigen Vorräte absorbiert.

Vorrätig bei (6001)

Oskar Gerschel,

Antiquariat,

Stuttgart, Calwerstr. 16.

Gratis steht zu Diensten: Katalog 58: Geographie, Geschichte, Biographien.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Kerr in München.

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 1. Juni. Nummer 122.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XXIV. Von Spectator. — Elli's Ehe. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1])

XXIV.

„Monstrabo tibi cujus rei inopia laborent magna fastigia, quid omnia possidentibus desit; sc. illo qui veritatem dicat.“

Senec. De Benef. VI, 30.

Berlin, 20. Mai. Wir sind von unsrer Fahrt nach Nordamerika wieder glücklich heimgekehrt; den Wunsch einiger unsrer freundlichen Leser, für den Rest unsres Lebens drüben zu bleiben, konnten wir leider nicht erfüllen. Aber wir hoffen bald wieder dahin zu kehren, denn es hat uns, offen gestanden, bei den Yankees viel besser gefallen, als wir erwartet hatten.

Als wir vor nahezu 40 Jahren die erste Bekanntschaft mit dem Atlantischen Ocean machten, war so eine Fahrt nach New-York noch ein beträchtliches Unternehmen; heute ist es kaum mehr eine Reise zu nennen. Aber so rasch die sechs Tage der Rückfahrt uns auch verstrichen, sie ließen uns Zeit zu mancherlei sonderbaren Betrachtungen. Es ist kein Zweifel, daß die Menschheit auf ihrem siegreichen Zug nach dem Westen von den kleinen und engen Gesichtspunkten der alten Welt vieles aufgegeben und tausend Fesseln gesprengt hat, welche das geistige Leben einengten. Aber dieser Ocean ist ein so breites und tiefes Gewässer, daß, je mehr wir uns unserm Continent näherten, uns immer mehr wundernahm, weßhalb man auf dem Wege über denselben nicht noch mehr, viel mehr von dem Quark und den Thorheiten versenkt hat, an denen diese old mortality der alten Welt nunmehr seit so vielen Jahrtausenden krankt.

Von solch unerquicklichem Plunder haben wir bei der Rückkehr haufenweise Nachrichten auf unserm Tisch gefunden, auf welchem unser sorgsamer Nachbar aus der Uckermark ganze Pyramiden kirchenpolitischer Neuigkeiten aufgethürmt hatte. Der große Papierkorb, den uns eine mitleidige Leserin des Spectator zu Neujahr gestiftet, hat sofort einen guten Theil derselben als keines besseren Schicksales werth in seine erbarmungsvollen Tiefen aufgenommen. Wir haben für heute nur einiges herausgewählt, was wir als Entrée für die nunmehr wieder aufzunehmende Revue europäischer Dinge unsern Lesern vorsetzen.

Da sind, während wir uns in Amerika umsahen, in zwei Staaten große Wahlschlachten geschlagen worden, die beide kirchenpolitisch durchaus nicht ohne Belang sind.

Die Auflösung der Kammer und die Anordnung einer Neuwahl in Italien wird jetzt allgemein als ein großer und entscheidender Fehler des Ministeriums Rudinì angesehen. Dieses Ministerium hatte bekanntlich im März 1896 die Regierung unter eigenthümlichen Umständen übernommen. Es lag kein Kammervotum vor, welches das vorhergehende Cabinet nach den Regeln des Parlamentarismus zum Rücktritt genöthigt hätte; ebensowenig lag ein solches vor, welches di Rudinì und seinen Freunden eine Majorität zusicherte. Die Mehrheit der Kammer war ihm im Anfang entschieden unfreundlich gesinnt. Gleichwohl gingen die Dinge leidlich. Seit die Regierung ihre Recriminationen gegen ihre Vorgängerin einstellte oder beiseite setzte und seit es ihr gelungen war, einen wenn auch nicht ruhmvollen, aber immerhin annehmbaren Frieden mit Abessynien zu schließen, war ihre parlamentarische Lage, wie man in gewissen Krankheitsberichten sagt, „den Umständen nach befriedigend“; sie mußte es schon deßhalb sein, weil die crispinianische Opposition bei der Lage der Dinge nicht begierig sein konnte, die Geschäfte wieder zu übernehmen. Sie überließ es dem Marchese di Rudinì mit Vergnügen, den bittern Kelch der erythräischen Herrlichkeit auszutrinken.

Es war immer unsre Ansicht, daß das Ministerium di Rudinì sich auf die Dauer nur werde halten können, wenn es durch entschiedenes Eintreten in die Bahn einer conservativen Politik und unentwegtes Festhalten an dem Programm der Tripelallianz die besseren und einsichtigeren Elemente der Nation, selbst aus der Crispi'schen Opposition, zu sich herüberzuziehen und an sich zu fesseln wüßte. Aber schon die ursprüngliche Zusammensetzung des Ministeriums mußte Zweifel an der Möglichkeit einer derartigen Politik erwecken. Das Ministerium di Rudinì setzte sich ungefähr zu gleichen Theilen aus conservativen und radicalen Elementen zusammen. Damit war die Einheitlichkeit der Politik von Anfang an in Frage gestellt. Es kam hinzu, daß der Ministerpräsident die im Kampfe gegen Crispi gewonnene und erprobte Bundesgenossenschaft mit dem extremen Flügel der Cavallotti und Consorten nicht aufgeben konnte oder wollte. Der Radicalismus hing sich wie ein Bleigewicht an die Sohlen dieses conservativen Staatsmannes, und sein Versuch, sich durch Verständigung mit den Gruppen Zanardelli und Giolitti eine Mehrheit in Montecitorio zu schaffen, führte dazu, daß ihm die Auflösung und Neuwahl von diesen beiden Parteien als conditio sine qua non auferlegt wurde. Das Ergebniß war allerdings eine Zerstückelung der Crispi'schen Majorität, aber nicht die Schaffung einer Mehrheit, auf welche die Regierung zu zählen imstande ist. Die Signatur der neuen Kammer war Zanardelli's Wahl zum Präsidenten, welche nur als die Einleitung zu einem baldigen Ministerium Zanardelli(-Giolitti?) betrachtet wird. Die vier oder fünf conservativen Mitglieder des Ministeriums Rudinì, vorab Visconti-Venosta und Costa, denken schon daran, ihre Koffer zu packen und werden bis zum Spätjahr sich wohl zurückgezogen haben. Mit ihrem Austritt ist die Uebermacht Zanardelli's besiegelt.

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 97 vom 1. Mai d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

Kirchenpolitisch werden diese parlamentarischen Verschiebungen nicht ganz ohne Bedeutung sein.

Wir haben seinerzeit gesehen, daß das Ministerium di Rudinì den aufrichtigen Willen gehabt hat, ein freundlicheres Verhältniß der Regierung zur Kirche aufzusuchen und den nutz- und würdelosen Plackereien ein Ende zu machen, denen unter früheren Ministerien Curie und Klerus noch vielfach ausgesetzt waren. Neben dem Präsidenten des Conseils war es namentlich der jetzige Inhaber des Portefeuille's der Justiz, welcher nach dieser Richtung bessere Zeiten herbeiführte. Ein Irrthum di Rudinì's war es, directe und geheime Verhandlungen mit Rampolla anzuknüpfen, die bei der jetzigen Lage der Dinge und bei der Gesinnung dieses päpstlichen Staatsmannes von vornherein als fruchtlos erscheinen mußten. In der Stunde der Wahlen sah sich das Ministerium denn auch richtig im Stiche gelassen. Sehr merkwürdig war bei diesen letzten Wahlen das Verhältniß der Stimmenabgabe, soweit es erweisbarermaßen durch das Non expedit seitens des Vaticans beeinflußt war. Im ganzen Süden, dem ehemaligen Königreich Neapel, hat man keine irgend nennenswerthe Einwirkung des päpstlichen Wahlverbots auf die katholischen Wähler bemerken können. Um so fühlbarer war aber gerade diesmal diese Einwirkung in Oberitalien, selbst in Provinzen, deren legitimen Besitz auf Grund der völkerrechtlich unanfechtbaren Abtretung der Lombardei und Venetiens durch Oesterreich niemand dem König von Italien bestreiten kann. Die von uns mehrfach geschilderten Bestrebungen auf dem Gebiete der katholischen Associationen, die Ruralcassen und andere Institutionen derart haben sich hier offenbar als ein geeignetes Instrument bei den politischen Wahlen erprobt.

Es war ein zweiter Fehler di Rudinì's, daß, während seine Beziehungen zu Rampolla ihm das Mißtrauen seiner eigenen liberalen Freunde eintrug, er es versäumte, der Partei der religiösen nicht ultramontanen Katholiken die Hand zu bieten und sich ihre Hülfe auszubitten. Wiederum einmal ein Beispiel dafür, wie schwer es unsern Staatsmännern wird, zu begreifen, daß sie nur im Bunde mit diesem Element imstande sind, die Probleme der Gegenwart zu lösen und den Ausweg aus den Schwierigkeiten zu finden, welche durch die Unaufrichtigkeit einer nur den Mantel der Religion umhängenden Politik Tag für Tag geschaffen werden. Unsre italienischen Freunde klagen bitter darüber, daß, ihren Erwartungen entgegen, auch das Ministerium Rudinì kein Verständniß für diesen Punkt gezeigt habe. Man muß da allerdings sagen, daß einer solchen zielbewußten religiösen Politik der Regierung schon der Mangel der Homogenität in der Zusammensetzung des Ministeriums entgegenstand. Mit dem Emporkommen Zanardelli's werden alle kirchenfreundlichen Velleitäten von selbst zurückgedrängt, und dem auf vielen Punkten doch sichtbaren Wohlwollen in Behandlung kirchlich-administrativer Fragen würde mit dem Sturz des Ministeriums Rudinì wohl bald ein Ziel gesetzt sein. Man könnte den eventuellen Fall dieses Ministeriums auch schon deßhalb bedauern, weil es wirklich eine Regierung honnetter Männer war.

Das hindert uns nicht, auszusprechen, daß unter diesem selben Ministerium sich allmählich eine andere bedenkliche Wendung vollzogen hat. Die Tripelallianz besteht noch dem Namen nach; welchen realen Inhalt sie zur Stunde noch hat, ist dagegen sehr schwer zu sagen. Das Ministerium neigt in mehreren seiner Mitglieder mehr zu Frankreich als zu Deutschland. Man kann ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß es die acute Verstimmung, welche seit Jahren zwischen Italien und Frankreich bestand, zu beseitigen versuchte. Aber man muß besorgen, daß es der auswärtigen Politik Italiens jetzt an klarer Erkenntniß seiner Lage und seiner Aufgaben im Mittelmeer und Frankreich gegenüber fehlt, und daß es letzterem gelungen ist, die italienischen Staatsmänner von einer festen Erfassung ihrer Aufgaben allmählich abzuziehen und einigermaßen ins Schlepptau zu nehmen. Die Entwicklung der orientalischen Frage hat in dieser Hinsicht ungünstig gewirkt. Die romanischen Völker leben wie die Frauen vor allem von Sensationen. Wir alle wissen, daß der Aufstand in Kreta und der griechisch-türkische Krieg lediglich auf Rechnung des Revolutionscomités zu London und Athen zu setzen sind. Trotzdem ließen sich die Italiener rasch beredeu, daß die griechische Bewegung durchaus der italienischen von 1848, 1859 und 1866—1870 analog sei und es sich hier um die Sache der Freiheit handle. Auch die katholischen Kreise, und zwar bis in das Cardinalat hinein, zeigen sich von dieser Empfindung ergriffen. Sie hat mit einem Schlage das Solidaritätsbewußtsein der Romanen zu neuem Leben geweckt, und wir hörten zu unsrer Verwunderung aus dem Munde eines namhaften Historikers die Erwartung aussprechen, es werde die gegenwärtige Krisis im Orient schließlich zu einer engen Verbrüderung der „frei“ (d. h. parlamentarisch) regirten Nationen — also Italiens, Frankreichs, Englands etwa mit dem Appendix von Griechenland und Spanien — gegenüber den drei großen, wie man sich jenseit der Alpen vorstellt, noch immer absolutistisch regierten Monarchien Deutschland, Oesterreich und Rußland führen. Die Tripelallianz wird vielleicht vermöge ihrer äußerlichen Leibesconstitution diese Krisis noch einmal überleben. Fällt sie zusammen, so sinkt Italien ganz von selbst in die Arme und unter die Hegemonie Frankreichs, und es braucht dann nur noch weniger Jahre, um den nationalen Gedanken zum Absterben zu bringen. Dann wird der Weizen der ultramontanen Kirchenpolitik wieder zum Blühen kommen und man wird die Zustände Venezuela's und Ecuadors in Genua oder Palermo studiren können.

Nicht sehr viel erfreulicheres ist von dem Ausfall der Neuwahlen in unserm lieben Bruderstaate Oesterreich zu sagen. Hr. Dr. Lueger bestätigter erster Bürgermeister der Kaiserstadt Wien — das ist die Ueberschrift des Capitels, welches hier zu schreiben wäre. Kaiser Franz Joseph hat sich zur Uebergabe der Regierung an ein tschechisch-antisemitisch-klerikales Ministerium vorläufig noch nicht zu entschließen vermocht, und Graf Badeni versucht es noch einmal, nach den Recepten des Grafen Taaffe sein Leben weiterzufristen. Lange wird das kaum möglich sein. Das Scheitern der Quotenverhandlungen in Budapest und die Obstructionspolitik, mit welcher die deutsche Partei die Sprachenverordnung des Ministeriums beantwortet hat, müßte an sich schon auf eine rasche parlamentarische Krisis hindrängen: nun kommt der Ebenhoch'sche Schulantrag, zu dem die Regierung nothwendig Stellung zu nehmen hat. Auch dem Blindesten muß ersichtlich sein, daß die Sprachenverordnung und der Ebenhoch'sche Antrag, falls er Gesetz würde, mit dem Begriff von Deutsch-Oesterreich aufräumen und die staatliche Oberhoheit über die Schule zugunsten der „betreffenden Kirchenbehörden“ zerstören müssen. Man kann der „N. Fr. Pr.“ nicht Unrecht geben, wenn sie (4. Mai) sagt: „Die Regierungen, welche die Deutschen dahin brachten, daß sie im Kampf ums Dasein auf ihr eigenes, ihr bestes Werk, das Centralparlament, keine Rücksicht mehr nehmen, haben es zu verantworten, wenn am Horizont die furchtbare Alternative sich zu erheben beginnt: Absolutismus oder Föderalismus. Aus tausend von selbst einleuchtenden Gründen, vor allem schon wegen Ungarns, das sich in seiner Verfassung permanent bedroht fühlen mußte, ist der Absolutismus keine Lösung. Der Föderalismus aber ist — die Auflösung.“ Das ist immer unsre Meinung gewesen, aber wir hatten nicht erwartet, daß die Krisis noch in diesem Jahrhundert eintreten werde. Jetzt steht sie schon

faſt vor der Thüre. Tſchechen, Antiſemiten, Chriſtlich-Sociale, trotz allem Diſſens zuſammengeführt und zu gemeinſchaftlicher Action durch das Prinzip des politiſchen Ultramontanismus, reichen ſich hier die Hand, um die Habsburgiſche Monarchie zu zertrümmern und die deutſche Oſtmark aus der Karte Europa's verſchwinden zu machen. Es läge eine ſeltſame Ironie des Schickſals darin, wenn die „katholiſche“ Großmacht par excellence berufen wäre, an ihrem eigenen Leibe vor unſer aller Augen das erſte Beiſpiel des Zerſtörungswerkes ſtatuirt zu ſehen, welches die ultramontane Regirung der Staatsidee theoretiſch überall, praktiſch ſicher auf vielen Punkten herbeiführen muß.

Durch unſre deutſche Heimath wollen wir heute nur einen flüchtigen Streifzug machen. Die Centenarfeier Wilhelms I. konnte nicht vorübergehen, ohne auch das kirchenpolitiſche Gebiet zu ſtreifen. Aus den Kreiſen der bayeriſchen „Patrioten“ ſind etliche recht niedliche Stilblüthen jener Geſinnung hervorgetreten, deren wir „Preußen“ uns bekanntlich dort zu erfreuen haben; auch der Herr Biſchof von Regensburg hat bekanntlich ſeiner Empfindung für das große, deutſche Vaterland bei dieſem Anlaß einen bemerkenswerthen und mit Recht viel bemerkten Ausdruck zu verleihen geruht. Die Art, wie das Kaiſerfeſt in der Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Bayern begangen wurde, ſtand im denkbar günſtigſten Gegenſatz zu der durch die Ereigniſſe des letzten halben Jahrhunderts etwas überholten ligiſtiſch-patriotiſchen Denkart. Der in aller Weiſe erhebenden und würdigen offiziellen Feier trat eine ſo ſpontane und allgemeine Mitfeier in der geſammten Bürgerſchaft und allen Geſellſchaftskreiſen zur Seite, daß jeder, der an dieſem Tage die Straßen Münchens durchſchritt, die Empfindung haben mußte: hier habe der deutſche Reichs- und Einheitsgedanke ebenſo feſt als in irgend einer Stadt Norddeutſchlands Wurzel geſchlagen. Mehr als je mußte man es fühlen, wie weit die wahre Herzensmeinung des Volkes entfernt iſt von der mesquinen, jedes großen Zuges entbehrenden Parteipolitik, welche in unſern Kammern getrieben wird.

In Baden gibt die Vacanz des erzbiſchöflichen Stuhles von Freiburg der ultramontanen Parteileitung willkommenen Anlaß zu einer nuancirten Hetze gegen die Regierung und deren vermeintliche Rathgeber. Der Krieg, der hier gegen Profeſſor F. X. Kraus geführt wird, gehört ſicher zu den anmuthigſten Thaten, welche ſich dieſe Geſellſchaft geleiſtet hat. Nur thäte man Unrecht, die hirnverbrannten Erzeugniſſe aufgeregter Demagogen zu tragiſch zu nehmen. Wir ſind überzeugt, daß ſowohl die Regierung als Profeſſor Kraus dieſer ganzen Donquichotiade mit größtem Humor zuſehen. Charakteriſtiſch iſt, daß es dieſer von einer kindiſchen Angſt vor einem etwa drohenden Ende ihrer Herrlichkeit eingegebenen, mit allen Mitteln der Lüge und Verleumdung betriebenen Agitation nicht gelungen iſt, auch nur den Schatten einer wirklichen Beunruhigung in das Volk hinein zu werfen. Der einzige Erfolg derſelben konnte nur ſein, alle verſtändigen Kreiſe davon zu überzeugen, wie weiſe die Regierung handelt, wenn ſie ſich nicht einen Erzbiſchof aufdringen läßt, der dieſer ultramontan-demagogiſchen Revolutionspartei das Heft des geiſtlichen Regimentes länger überläßt. „Non ragioniam di lor, ma guarda e passa.“

In Elſaß-Lothringen hat die ultramontane Partei ſeit Juli v. J. eine Reihe von Angriffen gegen die Schulverwaltung gerichtet, die ſich ſchließlich zu einer völlig kopfloſen Campagne gegen den Staatsſecretär v. Puttkamer zugeſpitzt haben. Die Berichte, welche die ultramontanen Organe Altdeutſchlands ſich aus dem Reichslande ſeit 1870 verſchrieben, haben ſich allezeit durch ein beſonderes Maß von Unkenntniß und Verlogenheit ausgezeichnet. Einer unſrer Bekannten hat vor vielen Jahren den Beſitzer eines großen „katholiſchen“ Journals darüber zur Rede geſtellt. Er erhielt die Antwort, man ſei ebenſo gut wie er über die Unrichtigkeit und Unwahrhaftigkeit dieſer Correſpondenzen aufgeklärt, aber man müſſe ſie eben abdrucken, weil man ſonſt ſeine Leſer in Elſaß und Lothringen verliere. Dieſer Zuſtand wird auch heute noch der geltende ſein. Wir ſind weit entfernt, die Zuſtände des Landes auch auf dem Gebiet der Schule für allweg ideal zu erklären. Aber die Klagen und Anklagen der ultramontanen Oppoſition ſchießen weit übers Ziel hinaus, ſind durchweg auf ganz falſchen Informationen aufgebaut und ermangeln jedes guten Willens, der thatſächlichen Lage gerecht zu werden. Die Polemik gegen den Staatsſecretär v. Puttkamer war vollends das thörichtſte, was dieſe Herren verüben konnten; denn von allen bisherigen Chefs der Landesregierung iſt ſicher keiner den Wünſchen und Bedürfniſſen der Katholiken weiter und bereitwilliger entgegengekommen, als Hr. v. Puttkamer. Auch hier hat ſich wieder einmal gezeigt, wie blinde Wuth ſich nur ſelber ins Fleiſch zu ſchneiden weiß.

In Preußen hat in den Wintermonaten die Polendebatte die Gemüther wieder lebhaft aufgeregt. Wir haben den Eindruck, daß die gegenwärtige Regierung Hohenlohe die richtige Mitte einnimmt zwiſchen jener Gewaltpolitik, welche ſeinerzeit der General v. Grolman empfohlen, und jener Politik ſchwächlicher Conceſſionen, welche den Uebermuth der Polen herausfordern mußte. Dieſe Sache hat eine politiſche und eine kirchenpolitiſche Bedeutung. Man wird nicht behaupten können, daß namentlich die letztere ſtets, beſonders in den untergeordneten Kreiſen unſrer Beamtenwelt, richtig erkannt worden iſt. Auch derjenige, welcher eine Amalgamirung der polniſchen mit der deutſchen Bevölkerung des Großherzogthums Poſen möglichſt befürwortet, muß gerechterweiſe anerkennen, daß die Polen ein Recht haben auf Bewahrung ihrer Nationalität innerhalb des Rahmens der preußiſchen Monarchie. Ihnen den Gebrauch ihrer Sprache, die Freiheit ihrer religiöſen Ueberzeugung verkümmern, wäre ein Unrecht und ein Fehler. Die polniſchen Kinder haben ein zweifelloſes Recht, in ihrer Mutterſprache den Unterricht in der Religion zu empfangen. Ueber die Frage, ob man ein Recht habe, den Polen bei öffentlichen Verſammlungen die Unterhaltung in ihrer Sprache zu verbieten, haben ſich bekanntlich Reichstag und Regierung vorläufig nicht zu einigen vermocht (ſ. A. Z., 1897, Nr. 90 Abendbl.), und ſie dürfte wohl auch eigentlich vor das Forum des Abgeordnetenhauſes fallen. Die Regierung konnte ſich jedenfalls auf eine alte Entſcheidung des Oberſten Verwaltungsgerichtshofes berufen. Man ſagt, daß den Polen deutſch und proteſtantiſch gleich gelte; beſteht dieſe Volksvorſtellung wirklich, ſo hat eine erleuchtete Regierung die Pflicht, nicht ſie durch ungeſchickte Brüskirung der religiöſen Ueberzeugungen zu beſtätigen, ſondern ſie durch eine geduldige und wohlwollende Haltung zu widerlegen. Die Weiſungen, welche in den letzten ſechs oder ſieben Jahren ſeitens der noch immer fortbeſtehenden geheimen „Regierung“ Ruſſiſch-Polens ertheilt wurden, waren ſo wenig feindlich gegen uns, daß ſich eine Verſchärfung der adminiſtrativen Maßregeln in Poſen nicht rechtfertigen läßt. In den letzten Zeiten ſind freilich bedauerliche Reibungen vorgekommen, was kaum verwundern kann, wenn man ſich Unterbeamter wie eines Hrn. v. Carnap bedienen muß. Man hat bei dieſem wie einem jüngſten Anlaſſe (dem Empfang des Herausgebers eines polniſchen Hetzblattes in Graudenz durch Hrn. v. Stablewski) auch den Erzbiſchof von Poſen-Gneſen hart angegriffen und der Begünſtigung der polniſchen Actionspolitik bezichtigt. Wie es ſich mit der Graudenzer Geſellſchaft und ihrer Aufnahme im erzbiſchöflichen Palais zu Poſen verhält, iſt ſeither in den Blättern aufgeklärt worden, und es hat ſich herausgeſtellt, daß der Verleger der Graudenzer Zeitung, Hr. Kulerski, in cumulo mit vielen anderen

Digitized by Google

Tausenden bei der Adelbertsfeier in Gnesen einen erzbischöflichen Segen empfangen hat, der in keiner Weise als eine Billigung seiner politischen Haltung erachtet werden kann. Die Angriffe auf den Erzbischof von Posen-Gnesen erscheinen uns als chauvinistische Verhetzungen. Wir haben uns seinerzeit angelegen sein lassen, uns ein Bild von den Thätigkeiten und Gesinnungen dieses Prälaten zu sichern. Der Spectator würde durchaus gegen die Objectivität, welche er sich zum Gesetz gemacht hat, fehlen, wenn er hier nicht die Ueberzeugung ausspräche, daß die loyale und königstreue Gesinnung des Hrn. Erzbischofs von Posen ihm außer Zweifel steht. Daß er für die Erhaltung des Religionsunterrichts in der Volkssprache eintritt, können wir unmöglich tadeln; daß er gethan hat, was er konnte, um seinen Geistlichen die politische Agitation zu verwehren, sollte man billigerweise anerkennen und einsehen, daß man in seiner hoch conservativen Gesinnung stets eine Unterstützung gegen die demokratische Bewegung in Volk und Klerus haben wird. Daß er Pole ist, wußte man, ehe er Erzbischof wurde, und niemand konnte erwarten, daß er seine Nationalität ganz vergessen werde. Daß er zu denen zähle, welche diese Nationalität in Gegensatz gegen die Pflichten des preußischen Unterthanen setzen, scheint uns nicht bloß unbewiesen, sondern durchaus unannehmbar. Die Regierung müßte unsres Erachtens schon recht sonderbare Schnitzer begehen, um sich diesen Kirchenfürsten zum Gegner zu machen. Uns scheint, daß man in der Behandlung der religiösen Angelegenheiten der Polen alles zu vermeiden hat, was diesen einen unliebsamen Vergleich mit den Freiheiten, welche sie in Galizien genießen, aufnöthigen müßte.

Im deutschen Reichstag ist der Antrag des Centrums auf Aufhebung des Jesuitengesetzes vom Jahr 1872 abermals zur Annahme gelangt. Wir wissen nicht, ob und in wie weit eine Bestätigung dieses Beschlusses durch den Bundesrath diesmal zu erwarten ist.

Das Gesetz vom 4. Juli 1872 bestimmte in seinen drei Paragraphen dieses: 1) Der Orden der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Congregationen sind vom Gebiete des Deutschen Reichs ausgeschlossen; die Errichtung von Niederlassungen derselben ist untersagt. Die zur Zeit bestehenden Niederlassungen sind binnen einer vom Bundesrath zu bestimmenden Frist, welche sechs Monate nicht übersteigen kann, aufzulösen. 2) Die Angehörigen des Ordens der Gesellschaft Jesu oder der ihm verwandten Orden oder ordensähnlichen Congregationen können, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiete ausgewiesen werden; wenn sie Inländer sind, kann ihnen der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden. 3) Die zur Ausführung und zur Sicherstellung des Vollzugs dieses Gesetzes erforderlichen Anordnungen werden vom Bundesrath erlassen.

Die Ausführungsordre dieses Gesetzes ist in den Bekanntmachungen des Bundesraths vom 5. Juli 1872 und 20. Mai 1873 gegeben, in welch letzterer die Congregationen der Redemptoristen, Lazaristen, der Priester vom ht. Geiste, die Gesellschaft vom hl. Herzen Jesu als im Sinne des Gesetzes mit dem Jesuitenorden verwandt und aufgelöst erklärt werden.

Seither ist bekanntlich die Congregation der Redemptoristen von der Liste der „verwandten" Orden gestrichen und den Redemptoristen die Wiedereröffnung ihrer Niederlassungen in Preußen, Elsaß-Lothringen und Bayern gestattet worden.

Was uns betrifft, so würden wir seinerzeit, falls wir im Reichstage gesessen, nicht in der Lage gewesen sein, für den Tenor des Gesetzes vom 4. Juli zu stimmen, und nie haben wir ein Hehl daraus gemacht, daß unsrer Ansicht nach die Bekanntmachung vom 20. Mai 1873 auf zum Theil unrichtigen Informationen beruht. Die Redemptoristen kommen heute nicht mehr in Betracht. Die Congregationen der Lazaristen und der Priester des hl. Geistes verfolgen keine politischen Tendenzen. Ihre Unterordnung unter französische Obere konnte nach dem Jahr 1870 beunruhigen, aber kein Grund sein, sie als Affiliirte der Jesuiten zu behandeln. Ihre Streichung von der Liste der „verwandten" Orden kann keiner ernsten Schwierigkeit mehr begegnen.

Anders verhält es sich mit den Damen vom Sacré Coeur, welche notorisch der geistlichen Leitung der Jesuiten unterstellt sind und also deren Schicksal zu theilen haben. Was man aus den Instituten dieser Damen hört, kann eine Niederlassung derselben innerhalb des Deutschen Reiches nicht empfehlen. Die ganze Organisation auch der deutschen, beziehungsweise österreichischen Häuser dieser Congregation ist eine durchaus französische: sie geht immer noch auf die Vorstellung zurück, der Zweck und das Ideal der weiblichen Erziehungskunst sei die Façonnirung der jungen Mädchen à la française und die Umwandlung ihrer ehrlichen deutschen Gottesfurcht in die Formen französischer Devotion. In den großen Pensionaten, in welchen ein namhafter Theil der süddeutschen weiblichen „Gesellschaft" ihre Erziehung erhielt, wird in dem Geschichtsunterricht die Existenz des Deutschen Reiches geflissentlich ignorirt. Die jungen Edelfräulein kommen mit ausgesprochener Antipathie gegen Preußen und Deutschland ausgerüstet aus dem Kloster zurück und bringen diese Gesinnungen selbstverständlich ins Haus und in die Ehe hinein. Dagegen hat man sie angehalten, jeden Abend pour le retour des Jésuites en Allemagne ein Gebet zu verrichten, und läßt man sie schließlich ein Gelöbniß ablegen, keine gemischte Ehe einzugehen. Man kann die Eltern nicht verhindern, ihre Töchter in ausländischen Pensionaten von so ausgesprochen undeutscher Gesinnung erziehen zu lassen, aber es kann schwerlich angebracht sein, ihnen die Gelegenheit dazu dicht vor die Thüre zu setzen. Nichts wäre ungerechtfertigter, als die Behauptung, ein Theil unsres Adels bevorzuge die Institute des Sacré Coeur gerade wegen dessen undeutscher Haltung; wir wissen sehr wohl, daß die Gründe der Bevorzugung wesentlich in dem Umstande liegen, daß die Anstalten des Sacré Coeur die Crême der weiblichen Jugend in sich aufnehmen, daher den Eltern die Bürgschaft guter und im späteren Leben vortheilhafter Gesellschaft gewährt und die Zöglinge an die besten Formen des gesellschaftlichen Lebens gewöhnt werden. Aber auch unsre kerndeutschen Erziehungsschwestern, die Ursulinerinnen, Franciscanerinnen, die englischen Fräulein u. s. f. geben nach allem, was wir beobachtet haben, eine vortreffliche weibliche Erziehung, die zudem in keinem Gegensatz zu dem nationalen Empfinden und den Pflichten einer deutschen Frau steht. Man möge sie heben und unterstützen, und lasse einstweilen den Anstalten des „Sacré Coeur" die Zeit, ihre geographischen und historischen Kenntnisse durch Entdeckung Deutschlands und des Deutschen Reiches zu erweitern.

Eine Aufhebung des Gesetzes vom 4. Juli könnte der Bundesrath auf Grund verschiedener Erwägungen beschließen.

Er könnte zu der Ansicht gelangt sein, daß das Gesetz ein ungerechtes war, indem man dem Jesuitenorden politische Tendenzen unterschob, welche er nicht hat.

Oder er könnte die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das Gesetz vom Jahre 1872 den beabsichtigten Erfolg nicht gehabt, oder drittens, daß der erreichte oder noch zu erreichende Erfolg in keinem Verhältniß stehe zu den schädlichen Wirkungen des Gesetzes oder zu den Vortheilen, mit welchen die Aufhebung des Gesetzes verbunden wäre.

Digitized by Google

Nach der letzteren Richtung wird gesagt, daß die Aufhebung des Gesetzes eine große Beruhigung der katholischen Bevölkerung und eine Zufriedenstellung des Centrums darstellen werde. Dem gegenüber wird andrerseits geltend gemacht, daß weder der katholische Klerus noch das Volk hinsichtlich der Jesuiten jemals sonderlich beunruhigt war, daß die betreffende Agitation eine rein künstliche ist, und, falls sie befriedigt würde, sofort irgend ein anderer Agitationsgegenstand hervorgeholt und als Rest der Culturkampfepoche bei Wahlen und Kammerverhandlungen vorgeritten würde.

Es wird auch geltend gemacht, daß man der Jesuiten zur Niederhaltung der socialistischen und revolutionären Bewegungen bedürfe. Dem wird andrerseits erwidert, daß in den Staaten, in welchen die Thätigkeit des Ordens sich ungehindert entfalten kann, von irgend einer erfolgreichen Einwirkung desselben gegen die sociale Gefahr bis jetzt nichts verspürt worden sei.

Das Gesetz vom Jahre 1872 ging von der Annahme aus, der Jesuitenorden verfolge politische Zwecke, welche mit den Interessen des Deutschen Reiches nicht vereinbar seien. Ueber die Berechtigung dieser Annahme gehen bekanntlich die Meinungen weit aus einander. Jedenfalls konnte man erwarten, daß der Jesuitenorden selbst sich angelegen sein lasse, dem Bundesrath eine andere Ansicht über seine Ziele und Absichten beizubringen. Es ist, wenigstens hier in Berlin, nicht bekannt, daß seit einem Vierteljahrhundert die officielle Leitung des Jesuitenordens irgend etwas gethan hätte, um eine derartige Aenderung des Urtheils herbeizuführen oder zu rechtfertigen. Im Gegentheil hat die leitende Zeitschrift des Ordens fast in jeder ihrer Nummern den Beweis einer unausrottbaren und tiefen Feindschaft gegen das Deutsche Reich und Preußen geliefert. Die giftige Befeindung der Tripelallianz durch die „Civiltà cattolica" hat selbst ultramontane Journale in Deutschland genöthigt, Stellung gegen die „Civiltà" zu nehmen. Man weiß, daß der Provincial der deutschen Jesuitenprovinz, P. Heinrich Haan im dritten Hefte der „Laacher Stimmen" d. J. eine Erklärung veröffentlicht hat, in welcher er versichert, der Artikel der „Civ. catt." stelle nicht die Anschauung der Gesellschaft Jesu dar und die deutschen Jesuiten bedauerten lebhaft dessen Erscheinen (vgl. A. Z. 1897, Nr. 92, Abendbl.). In der Debatte des Reichstags hat man sich auf diese Erklärung als auf einen Beweis für die deutsche patriotische Gesinnung der Väter der deutschen Provinz berufen und damit das Auftreten der „Civ. catt." als abgethan erklärt. Das war entschieden zu weit gegangen. Es ist leicht begreiflich, daß P. Haan das Auftreten der „Civ. catt." gerade in diesem Augenblick bedauert, wo es so inopportun wie möglich war, und es ist immerhin schon eine recht acceptable Thatsache, daß die deutsche Jesuitenprovinz die Erklärung abgeben muß, sie sei unangenehm von dem berührt, was in Fiesole unter den Augen des Ordensgenerals gedruckt wird. Sie selber aber hat leider ihren Standpunkt in keiner Weise dargelegt, angeblich, weil die „Laacher Stimmen" keine Politik treiben dürfen. Aber wenn die „Laacher Stimmen" die Erklärung des P. Haan aufnehmen durften, so konnten sie wohl auch eine Begründung derselben bringen, und wenn P. Haan sie dafür nicht in Anspruch nehmen wollte, so standen ihm gewiß „katholische" Journale in Menge zur Verfügung, welche seine Ausführungen gern abgedruckt hätten. Ja, einer der Tripelallianz und Deutschland freundlichen Darlegung seitens unsrer deutschen Jesuiten würde der „Spectator" selbst mit Vergnügen den ihm zur Verfügung gestellten Raum überlassen haben, und er glaubt, die Redaction der A. Z. würde die ehrwürdigen Väter sofort haben zu Wort kommen lassen; die betreffende Nummer wäre ohne Zweifel in zahlreichen Exemplaren verkauft worden. Da nun P. Haan die Herzensmeinungen der Seinigen in keiner Weise bekannt gegeben und jedem überlassen hat, den Einspruch gegen das Vorgehen der „Civ. catt." auf Opportunitätsgründe oder auf eine wirklich entgegengesetzte Ueberzeugung zurückzuführen, so kann er es den Gegnern seines Ordens nicht verdenken, wenn dieselben sich bei Beurtheilung der politischen Ziele und Absichten desselben an das vorliegende, dem Orden nicht gerade günstige Material halten. Es kann nicht als ein sonderlicher Beweis von Geschicklichkeit und Tact betrachtet werden, daß die Jesuiten selbst an der Mehrung dieses Materials unverdrossen fortarbeiten. Schon von verschiedenen Seiten ist z. B. auf die Publication des P. Mury als auf ein Symptom ungeschminkten Deutschenhasses hingewiesen worden. Andrerseits hat man den guten P. Mury als ein Lamm frommer Denkungsart und seine Ausweisung aus Metz als einen neuen Gewaltstreich der „Prussiens" dargestellt. Das von P. Mury eingeleitete und bevorwortete Buch des Hrn. Biaussou-Ponté zu Nancy enthält nun freilich eine Darstellung der auf die Einnahme von Metz folgenden „Leiden" des Jesuitencollegs St. Clément, welche ohne Zweifel auf groben Uebertreibungen beruht und an nicht gerade verbindlichen Aeußerungen über die deutsche Regierung und das preußische Militär ziemlich reich ist.[1]) Ein Ausländer, welcher solche Dinge auf deutschem Boden druckt oder verbreiten hilft, mußte sich doch sagen, daß dies eine etwas unstatthafte Ausnutzung der Gastfreundschaft eines fremden Landes ist, und er darf sich nicht wundern, wenn man ihm den Stuhl vor die Thüre stellt. Im übrigen begreift es sich, wenn die Jesuiten von ihrer Ausbreibung nicht gerade entzückt waren und ihr sunt lacrymae rerum auch einmal schwarz auf weiß zu Papier brachten. Vorsichtig war es nicht.

Niemand kann verkennen, daß namentlich die Regierungen protestantischer oder confessionell stark gemischter

---

[1]) *Vianzson-Ponté:* Les Jésuites à Metz. Collège Saint-Louis 1622—1762. Collège Saint-Clément 1852—1872. Strasbourg, Le Roux 1897. Die Préface des P. Mury beginnt p. XIII mit den Worten: „Il y a vingt-trois ans qu'en vertu de le fameuse maxime „la force prime le droit" les Jésuites d'Alsace-Lorraine ont dû prendre le chemin d'exil etc. — P. 257 heißt es von einem Bataillon, welches das Collège besetzte: „le bataillon se composait de Brandebourgeois et de Poméraniens, race grossière, particulièrement laide et malpropre. Les officiers etaient aussi désagreables que leurs soldats. ... Les Prussiens commencerent à tracasser les élèves, crachent sur eux et leur jetant de l'eau par leurs habits. Voyant qu'on ne répondait pas à leurs insultes, ils résolurent d'attaquer. ... Le Père Patris y était ensi, mais sa taille le fit respecter. Les Prussiens n'aiment pas à s'attaquer à ces gens-là. ... Plusieurs Pères furent brutalement frappés etc.

Ueber die Aufhebung im September 1872 heißt es p. 302 f.: „Au commencement de septembre, pressé par les brutales injonctions de le chancellerie de Berlin, le président revint, demandant qu'on se hâtât, pour éviter de fâcheuses complications. La police allemande savait à Metz l'élément populaire très surexcité, elle craignit que les Jésuites ne se servissent de leur influence pour soulever la population contre leurs oppresseurs. Aussi grande fut la différence dans les procédés employés. Tandis qu'en Alsace, les Jésuites furent l'objet de persécutions lâches et odieuses, qu'ils furent jetés brutalement hors de leurs maisons (elles infâme Unwahrheiten!), que nul délai ne leur fut accordé et que défense fut faite et affichée à la porte des Résidents de confesser, d'administrer les sacraments et de célébrer l'office divin: à Metz, toute rigueur de ce genre fut épargnée.

Der ehrenwerthe Verfasser vergißt zu erzählen, daß die Straßburger Jesuiten einen förmlichen kleinen Volksauflauf herbeigeführt hatten, indem sie den Tag verherverkündigt hatten, an dem die Prussiens die Stadt wieder räumen müßten. Der Tag war vorübergegangen, aber die maudits Prussiens wollten nicht abziehen, so daß es klar wurde, daß die Prophezeiung sich in dem Datum geirrt hatte.

S. 311 des Buches schließt sich der Verfasser dieses auf deutschem Boden gedruckten Buches den emphotischen Hoffnungen des verewigten P. Stumpf auf Wiederherstellung der französischen Herrschaft in Lothringen an.

Digitized by Google

Länder sich hinsichtlich dieses Gegenstandes in einer durchaus delicaten Lage befinden. Sie sagen sich, daß, wenn unter den Katholiken die Rückberufung der Jesuiten auch wirklich allgemein gewünscht werden sollte (was bekanntlich keineswegs der Fall ist), die immense Mehrheit der protestantischen Bevölkerung derselben offen widerstrebt, so daß ein Ministerium, welches das Gesetz vom Jahre 1872 aufhöbe, sofort die Sympathien weiter Kreise und die Unterstützung der gesammten liberalen Parteien verlieren würde.

Wir nehmen keinen Anstand, zuzugestehen, daß die starken Antipathien, welche nicht bloß in Norddeutschland, sondern auch anderwärts, z. B. in Hessen, gegen den Jesuitenorden herrschen, zum Theil auf unrichtigen Voraussetzungen beruhen. Die radicalen Gegner der Gesellschaft Jesu haben Ansichten über die in derselben herrschenden sittlichen Grundsätze verbreitet, welche ungerecht und unhaltbar sind. Der theoretische Laxismus der Probabilisten des 17. und 18. Jahrhunderts kann nicht den Maßstab bilden für die praktische Moral der heutigen Jesuiten, deren große Mehrzahl gewiß brave und individuell unantastbare Geistliche sind. Ein ebenso großer Irrthum ist es, zu glauben, daß alle Jesuiten ohne weiteres politisch verdächtig oder gefährlich sind. Wir könnten eine gute Anzahl sehr hervorragender und edler Mitglieder des Ordens nennen, welche die von der Civiltà cattolica vertretene Richtung ebenso tief beklagen wie wir. Wir haben daher auch stets den § 2 des Gesetzes vom 4. Juli 1872 für unhaltbar erachtet. Für die Ausländer bedurfte man dieses Paragraphen nicht; deutschen Bürgern kann man auf Grund einen bloßen Verdachtes die Freiheit der Bewegung und des Aufenthaltes in ihrer Heimath nicht verkümmern. Wir befürworten daher gern, daß dieser Paragraph beseitigt werde.

Wer das deutsche Vaterland liebt, kann nur wünschen, daß alle diese Dinge der Region leidenschaftlicher Parteidebatte enthoben und von einem höheren Gesichtspunkt aus betrachtet werden. Man wird gern Bestimmungen beseitigt sehen, welche das Individuum in seinen bürgerlichen Rechten beeinträchtigen oder als unverdiente Härten empfunden werden. Andrerseits werden die Freunde der Jesuiten denselben am besten dienen, wenn sie den ehrwürdigen Vätern den Rath ertheilen, durch eine lange fortgesetzte und ehrliche Arbeit den Beweis zu liefern, daß ihre Tendenzen sich nicht im Widerspruch mit den nationalen Aufgaben des Deutschen Reiches, den Forderungen unsres Rechtsstaates, dem gesammten geistigen Leben des deutschen Volkes bewegen und — daß die deutschen Jesuiten nicht gebunden sind, nach allen diesen Richtungen der Directive ausländischer Oberer zu gehorchen. Es wird vielleicht manches Jahr vergehen, bis dieser Erweis erbracht ist. Ist er überhaupt nicht beizubringen und lautet die Antwort auch heute wieder sint ut sunt aut non sint, so wird im zwanzigsten Jahrhundert von neuem sich bewahrheiten, was Papst Benedict XIV. in einem Briefe an einen seiner Vertrauten aussprach: es sei überflüssig, die Jesuiten aufzuheben, sie selber arbeiteten am emsigsten daran, ihren Sturz herbeizuführen.

SPECTATOR.

Elli's Ehe.

tt. „Juhani Aho: Elli's Ehe. Roman. Ins Deutsche übertragen von Ernst Brausewetter. Berlin, Schuster u. Loeffler 1896." — so heißt es auf dem Titelblatt dieses Buches. Auf dem äußern Blatt ist ein vergrämter Frauenkopf mit geschlossenem Auge abgebildet, umgeben von Seepflanzen, zugleich fällt der Blick auf ein Stück Meer, in das schroffe Felsen ragen, und an der Seite steigen arabeskenförmig Nebel auf. Eine Angabe, aus welcher Sprache der Roman übertragen wurde, ist nicht vorhanden, und in das seltsame Bild läßt sich mancherlei hineindeuten. Der Name Juhani Aho kam uns zuerst etwas japanisch vor und anderen, die das Buch zur Hand nahmen, ging's auch so. Nach den ersten Seiten wurden wir uns aber darüber klar, daß es eine nordische Geschichte ist, worauf übrigens auch das aus Runeberg entnommene Motto hindeutet. Der Autorname ist, wie wir erfuhren, ein Pseudonym, in dem sich der finnische Pfarrerssohn J. Brofeldt verbirgt. Nach dem ganzen Ton des Buches, nach der mitempfindenden Versenkung in die feinsten und intimsten Regungen der Weibesseele hätte man eher einen weiblichen Autor vermuthen können. Die kühnen Probleme, die sonst bei den nordischen Autoren behandelt sind, würde man in „Elli's Ehe" vergebens suchen. Es ist eine einfache Geschichte, die das Byron'sche Wort illustrirt: „Man's love is of man's life but a thing apart, it is woman's whole existence." Pastor Aarnio in Tynelä hatte eines Tages im Hochsommer von seinem alten Studiengenossen Olaf Kolm einen Brief bekommen mit der Nachricht, daß dieser heute mit dem Dampfboot aukommen würde, um den Sommer über bei ihm zu bleiben. Er war dem Freunde mit dem Ruderboote entgegengefahren. Elli, des Pastors Frau, war daheim geblieben, um das Haus würdig in Stand zu setzen. Sie hatte Olaf einmal vor sechs Jahren gesehen, da er als junger Student in ihrem Vaterhause einen Abend verbrachte. Noch ein dritter war damals dabei, der zukünftige Adjunct, mit dem sie ihre Scherze trieben; sie fanden ihn komisch und ein wenig dumm. Und dieser Adjunct mit den plumpen Manieren, mit der weichen und feuchten Hand, wird bald nach jener Begegnung ihr Gatte. Ihre zaghaften Einwendungen, wie man denn als Eheleute zusammenleben könne, wenn man sich nicht liebt, begegneten einem traurigen Lächeln der Mutter. Jahre lang hatte sie beständig an Olaf gedacht, und nun kam er. Er hatte jene flüchtige Begegnung längst vergessen, aber wie er die anmuthige Pfarrersfrau mit den großen schwärmerischen Augen beobachtet, wie er sie still hantieren sieht, da erwacht plötzlich das Bild jenes Abends wieder in ihm. Bald nimmt er wahr, daß sie ihn liebt, daß sie ihn vielleicht schon liebte, als sie sich vor sechs Jahren zum erstenmale sahen. Das schmeichelt seiner Eigenliebe und erweckt wärmere Gefühle in ihm für das sympathische Wesen, das, an einen derben Alltagsmenschen gefesselt, sich unglücklich fühlen muß. Olaf bekam den Eindruck, daß sie sein war, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um sie ganz zu nehmen. Aber das wollte er nicht thun, er liebte sie nicht genug, um ihren äußeren Frieden zu stören. Dieser Entschluß kam ihm so edel vor, daß er sich selbst im stillen bewunderte. Olaf ist nicht nur der Mann, dessen Bild Elli lange Zeit im Herzen getragen hatte, er bedeutet auch in dem öden Einerlei ihres jetzigen Lebens das Hineinragen der modernen Welt, der Cultur, der geistigen Anregung. Sie gibt sich ganz dem Gefühle der Freude hin, in seiner Nähe zu sein, sich für ihn zu schmücken und für ihn zu thun, was sie ihm an den Augen ablesen kann. Wunschlos und frei von jedem sündigen Gedanken, genießt sie den Augenblick, ohne daran zu denken, was daraus werden möge. In ihm aber erwacht die Begehrlichkeit, die noch wächst, da Elli, einmal vom Augenblick übermannt, ihre Jahre lang zurückgehaltene Liebe in Kuß und Umarmung ausdrückt. Dann aber weicht sie wieder scheu zurück, und er kommt sich schließlich in dem zwecklosen Getändel ganz lächerlich vor, so daß er plötzlich den Entschluß faßt, das Pfarrhaus zu verlassen und nach der Stadt zurückzukehren. Elli empfindet nun, da er fort ist, den sie in ihrem Sinnen und Denken mit allen idealen Vorzügen ausgestattet hatte, den Druck ihrer

Digitized by Google

trüben Existenz noch mehr. „Ewig würde das Dampfboot hier vorbeigehen, ewig würde die Welt ihr von der düstern Hoffnungslosigkeit und von der Leere des Lebens singen.“ Aber die Kraft, ganz sich loszureißen oder ein Ende zu machen, fehlt ihr, und zerknirscht und müde schleppt sie ihr Leben weiter.

Den Inhalt einer Geschichte wiederzugeben, die eigentlich kaum Inhalt hat, ist nicht ganz leicht. Es ist alles Stimmung und Seelenmalerei, diese aber mit großer Kunst und Feinheit ausgeführt. Elli hatte die Entwürdigung, die in dem Eheleben mit dem ungeliebten Manne liegt, in dumpfem Gleichmuth hingenommen; voll zum Bewußtsein kam sie ihr erst wieder, seitdem der, dem sie in ihrem Herzen einen Altar aufgerichtet hatte, in ihrer Nähe weilte. Wie die plumpen Liebkosungen des etwas täppischen Gatten sie jetzt in Scham und Verlegenheit bringen, wie sie gleichsam das Gefühl hat, als müsse sie sich ihm versagen, da sie dem andern nicht angehören kann, das ist mit psychologischer Schärfe dargestellt. Und in Olaf wieder entstehen peinliche Empfindungen, wenn Aarnio ihm mit der behaglichen Breite des sich im Besitz Wissenden sein Eheglück schildert, und manchmal, wenn er die Gatten beisammen hört oder denkt, wird er von toller Eifersucht gemartert. Für Elli ist Olaf der Feiertag, der ihr das Alltagsleben erst ganz unerträglich macht. Sie will nichts, als daß er in ihrer Nähe sei, daß er ihr gut sein solle, und sie denkt gar nicht an die Gefahren ihrer Neigung, die sie rein und reuelos erhalten will. Recht fein ist dargestellt, wie beide glückliche Stunden verleben, da der Pfarrer in benachbarten Dörfern zu thun hat, und wie seine Rückkehr von ihnen als Störung empfunden wird.

Das Buch, dem man nur selten die Uebersetzung anmerkt, wirkt nicht durch das Localcolorit, sondern es ist das rein Menschliche, was uns daran fesselt. Kaum jemals ist aber wohl der Kampf eines weiblichen Gemüths, der durch den Hinzutritt des Dritten veranlaßt wurde, so schlicht und ergreifend geschildert worden.

Mittheilungen und Nachrichten.

b. **Spanien und Portugal.** Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 6 Karten, 31 Plänen und 11 Grundrissen. Leipzig, Verlag von Karl Baedeker. 1897. LXXXII + 582 S. — R. Foulché-Delbosc, der Herausgeber der Revue Hispanique, hat in dem vor kurzem abgeschlossenen dritten Bande seiner Zeitschrift eine überraschend reiche Bibliographie der Reisen in Spanien und Portugal geliefert. Nicht weniger als 858 Reisebeschreibungen, die sämmtlich die iberische Halbinsel betreffen, sind da zusammengetragen, und wer nur einigermaßen die einschlägige Literatur verfolgt, ist leicht in der Lage, selbst zu dieser stattlichen Zahl noch beträchtliche Nachträge zu liefern. Allein Zahl und Werth dieser Berichte stehen nicht in dem richtigen Verhältniß — scheinet man aus der Summe der Reisebücher und Skizzen alle jene aus, die sich lediglich mit ein paar erlebten oder auch nicht erlebten Abenteuern, mit Stierkämpfen, andalusischen Tänzen u. dgl. oder gar mit burleskem Gezänke über ein unverstandenes Volksleben beschäftigen, so bleiben eigentlich nur einige wenige Werke übrig, in denen man wirklich etwas gründliches über die Eigenart des spanischen Landes und ihrer Bewohner erfahren kann. Das ist auch der Grund, warum die horazische Regel nonum prematur in annum auch von der Baedeker'schen Verlagsbuchhandlung, der es ja an Mitteln und Arbeitskräften nicht mangelt, bei Herstellung eines Reisehandbuchs für Spanien befolgt und für die Herstellung des Werkes lange Jahre verwendet werden mußten: handelte es sich ja darum, eine wissenschaftlich gründliche Leistung zu bieten, für welche die Vorarbeiten so gut wie vollständig fehlten. Daß der oder vielmehr die Bearbeiter — auf Grund einer älteren Beschreibung hat Dr. Friedrich Propyläg aus Wiesbaden das Werk zum Abschluß geführt — ihre Aufgabe ernst nahmen, lehrt das gleich auf der ersten Seite gegebene Verzeichniß der benutzten Quellen, unter denen wir allerdings die grandiosen Monumentos arquitectónicos, ferner Parcerisa's Recuerdos y bellezas de España, beziehungsweise die schöne Neubearbeitung dieses groß angelegten Werkes unter dem Titel España, Sus Monumentos u. s. w. vermißt haben. Wer immer genaueres über die in dem Reisebuche natürlich nur knapp behandelten Gegenden, Städte, Alterthümer u. dgl. erfahren will, wird das letztgenannte Werk befragen müssen. Im übrigen ist das sonst vorhandene Quellenmaterial in so vollständiger und gewissenhafter Weise ausgenützt, daß das stolze Wort des Herausgebers, er glaube, „dem Publikum ein Reisebuch zu bieten, wie es für Spanien und Portugal noch nicht vorhanden ist“ ganz gerechtfertigt erscheint. Höchstens Germond de Vigne's Itinéraires de l'Espagne et du Portugal (namentlich in der neuen verbesserten Auflage) könnte rücksichtlich einzelner Theile, wie der Städtegeschichte und Denkmälerbeschreibung, dem jüngsten Baedeker die Palme streitig machen. Dieser hat aber wieder vor allen ähnlichen Büchern das voraus, was wir „Schule des Verlags“ nennen möchten. Er weiß genau, was der Reisende braucht und will, scheidet streng zwischen Wesentlichem und Unwichtigem und hält auch in jenem aufs gewissenhafteste Maß. Auch in der sogenannten „Unterkunftstopographie“ steht unser letztes Handbuch für Spanien unerreicht da. Wir haben wiederholt Nachprüfungen angestellt und nicht bloß auf diesem Gebiete, sondern auch dort, wo Ausflüge, Verkehrsmittel, Belustigungsorte empfohlen werden, immer das Richtige hervorgehoben gefunden. Ein Cabinetstück ist beispielsweise die Beschreibung der Excursion auf den unweit von Barcelona gelegenen Montserrat, welcher sieben Seiten gewidmet werden. Der Ausflug wird uns dadurch so geläufig, als ob es sich um den Rigi handeln würde — natürlich fehlt auch nicht die Sonderkarte zu demselben, wie denn überhaupt das kartographische Beiwerk mustergültig genannt werden darf. Es übertrifft an Reichhaltigkeit selbst die den einzelnen Artikeln in Meyers großem Conversationslexikon beigegebenen Karten und Pläne, auf die wir zu bis jetzt immer behufs Orientirung in einschlägigen Fragen zurückkommen mußten. — Besonderes Lob verdient die Verlagsbuchhandlung auch dadurch, daß sie sich bemühte, für die Darstellung des so überaus wichtigen Capitels der Kunstgeschichte Spaniens den ersten jetzt lebenden Fachmann, Karl Justi in Bonn, zu gewinnen. „Die erste Gesammtübersicht der spanischen Kunst“ wird dieses Capitel in der Vorrede genannt, und das ist buchstäblich richtig. Es gewährt einen wahren Genuß, dem auch in der Form der Rede so hervorragenden Meister des Fachs auf den Gebieten der Entwicklung der spanischen Architektur, Sculptur und Malerei und Plastik und bei der Bloßlegung fremder — französischer, arabischer, italienischer und niederländischer — Einflüsse zu folgen. Da der Appetit bekanntlich beim Essen kommt, so möge man es verzeihlich finden, wenn namentlich ein Abschnitt, die Miniaturmalerei — Proben derselben sieht der Reisende ja in den meisten Bibliotheken ausgelegt — von uns als noch weiterer Ausgestaltung fähig bezeichnet wird. Vorarbeiten hiezu sind in dem Aufsatz von Amador de los Rios: La pintura en pergamino (Museo Español de Antigüedades Vol. III), in dem Supplemente Viñaza's zu Ceán Bermúdez, sowie in den Verzeichnissen der Miniaturisten und illustrirten Codices der „Handschriftenschätze Spaniens“ vorhanden. Ueber die Reliquien der römischen Kaiserzeit, über die Antiken auf spanischem Boden überhaupt eine allgemein verständliche Darstellung für unsern Baedeker zu liefern, läßt sich vielleicht unsre erste Autorität auf diesem Felde, Professor Emil Hübner, bewegen. Leicht wäre auch die Beigabe einer kurzen Uebersicht über die Geschichte des Landes unter Hervorhebung der Hauptdaten, die ja bei den Reisehandbüchern für andere Länder von der Baedeker'schen Firma schon eingeführt ist. Schlimmer ist die Lücke in der Beschreibung der nordwestlichen Provinzen. Hoch interessante Städte: León, Oviedo, St. Jago de Compostela, haben keine Berücksichtigung gefunden. Hier muß also noch immer Germond de la Vigne, eventuell der Hartleben'sche Führer aushelfen. Doch wir wollen nicht bei solchen Desiderien und der Ausstellung geringfügiger Mängel (so ist z. B. der Verfasser der berühmten Verse an der Treppe des Toledaner Rathhauses [S. 147] nicht Jorge, sondern Gomez Manrique, wie Paz y Melia in der Ausgabe des Cancionero des Gomez M. dargethan hat) verweilen. Wir haben eine für einen ersten Wurf geradezu glänzend zu nennende Leistung vor uns, und allen, die zum Zustandekommen derselben beigetragen haben, gebühret der aufrichtigste Dank nicht nur des reisenden Publicums, sondern auch der Spanier selbst, deren Land durch dieses neueste Reisehandbuch erst recht bekannt gemacht und erschlossen worden ist.

Digitized by Google

Italienische Bibliothekstatistik. Bei der Mittheilung vom Erscheinen des zweiten Bandes der italienischen Bibliothekstatistik (1895. Beil. Nr. 29 S. 7) ist darauf hingewiesen worden, daß der noch ausständige dritte Band den Rest der Nachweisungen bringen solle, welche der Generaldirection der italienischen Statistik über die öffentlichen und einzelne Privatbibliotheken des Landes zugekommen sind. Dieser Schlußband ist nunmehr erschienen. (Ministero di agricoltura, industria e commercio. Direzione generale della Statistica. Statistica delle biblioteche. Parte II. Biblioteche appartenenti ad accademie, scuole secondarie, seminari, biblioteche militari, gabinetti di lettura e biblioteche private non comprese nella Parte I. Roma, Tipogr.-nazionale 1896. XVI und 154 S. gr. 8°.) Die in diesem Schlußband gebotenen Aufschlüsse über die an verschiedenen Orten Italiens zerstreuten Bücherschätze, welche gewissermaßen nur eine Nachlese darstellen, sind von erheblich geringerer Bedeutung, als die in den beiden ersten Bänden enthaltenen; doch findet sich immerhin manche schätzbare Notiz über Handschriften und seltene Drucke. Von Interesse sind noch u. a. die Angaben über den Verbleib älterer aufgelöster Bibliotheken, namentlich von aufgehobenen Klöstern. Der nunmehr vorliegende statistische Abschluß ergibt, daß in den drei Bänden der Bibliothekstatistik im ganzen 1831 Bibliotheken behandelt sind, davon mit mehr oder minder eingehenden Notizen in den beiden ersten Bänden 591, in dem vorliegenden Schlußband 1084; für den Restbestand von 156 waren die von den betreffenden Bibliothekaren erbetenen Notizen nicht geliefert; in den Tabellen aber sind auch diese Bibliotheken gleichwohl berücksichtigt. v. M.

* **Wiesbaden.** Hier starb im Ruhestande Archivrath Rudolf Philippi, von Geburt Königsberger, längere Zeit Beamter am dortigen Provinzialarchiv und zuletzt dessen Leiter; durch Edition von Quellen und Urkunden, wie durch eigene Untersuchungen und Darstellungen hat er sich um die preußische Landesgeschichte in historischer, biographischer und literarhistorischer Richtung vielfach verdient gemacht. — Der Kaiser hat die vom Großherzog von Luxemburg erbetene Genehmigung zur Auslieferung der noch im hiesigen königlichen Archiv befindlichen nassauischen Hausacten bereitwilligst ertheilt. Eine von der großherzoglichen Hausverwaltung vorgeschlagene Commission nassauischer Historiker nimmt nunmehr in Gemeinschaft mit der hiesigen kgl. Archivverwaltung die Ausscheidung der von letzterer bereits gesichteten Acten vor.

* **Berlin.** Zu ungewöhnlicher Zeit — in der Regel pflegen derartige Wahlen alljährlich im Januar zum Geburtstage Friedrichs des Großen verkündet zu werden — meldet der „Staats-Anzeiger" drei neu erkorene stimmfähige Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste, die Professoren Albrecht Weber, Sanskritforscher in Berlin, Rudolf Leuckart, Zoolog, und Karl Neumann, mathematischer Physiker, beide in Leipzig. Die letztgenannten treten an die Stelle von du Bois-Reymond und Weierstraß; Webers Wahl knüpft dagegen nur indirect an den Hingang Treitschke's an, da für diesen Winter eigentlich ein anderer Ersatzmann aus der Abstimmung der Ritter hervorging, der jedoch die königliche Bestätigung nicht erlangte. Ein deutscher Dichter findet sich seit Gustav Freytags Tode nicht mehr unter den Trägern dieser höchsten preußischen Anerkennung für geistige Leistung und Bedeutung. — Bei der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ist der Architektur- und Landschaftsmaler Otto Günther-Naumburg, Privatdocent in der Abtheilung für Architektur, zum Professor ernannt worden.

* **Wien.** Wie verlautet, werden in den Arcadengängen der Universität schon in nächster Zeit 7 Denkmäler feierlich enthüllt werden. 1. Theologische Facultät: Prof. Wernec, dessen Denkmal vom Unterrichtsministerium gespendet und vom Bildhauer Franz Koch verfertigt wurde; 2. juristische Facultät: Prof. Demelius (Spender: Unterrichtsministerium, Bildhauer: Seib); 3. medicinische Facultät: Prof. Sloda (Spender: Hofrath Prof. Albert, Bildhauer: Kundmann); Prof. Billroth (Spender: die Familienangehörigen, Bildhauer: Zumbusch), und Prof. Rokitansky (Spender: Unterrichtsministerium, Bildhauer: Alexius Swoboda); 4. philosophische Facultät: Prof. Gadlicher (Spender: Zoologisch-botanische Gesellschaft, Bildhauer: Balmsteiner) und Prof. Miklosich (Spender: Unterrichtsministerium, Bildhauer: Scherpe).

* **Iraknu.** Dem Privatdocenten für Philosophie, Gymnasialprofessor Dr. Theophil Ziembicki ist der Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors verliehen worden.

* **Tromsö.** Die Andrée'sche Nordpolexpedition ist an Bord des „Swensksund" eingetroffen und erwartet hier den zweite Fahrzeug, die „Virgo", die als Transportschiff dient, um sodann die Weiterreise nach Spitzbergen fortzusetzen. Ein soeben von der Bäreninsel heimkehrender Capitän eines Walfischfangschiffes berichtet über günstige Eisverhältnisse im Eismeer, so daß die Expedition wahrscheinlich sehr frühzeitig ungehindert bis nach Ziel, die Dänische Insel, kommt. Nördlich von der Bäreninsel sah der Capitän kein Eis und auch am Horizont deutete nichts an, daß sich Eis in der Nähe befand. Wie bekannt, spiegelt sich in den Polargebieten bei klarem kalten Wetter das Eis am Himmel wider, eine Erscheinung, die mit „Eisblink" bezeichnet wird und die das Vorhandensein von Eis schon auf 40—50 Seemeilen, oft auf noch weitere Entfernung anzeigt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Adolf Buff: Die Anfänge der Stuccaturkunst in Augsburg bis in das 18. Jahrhundert. (Sonderabdruck aus Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. XXIII. Jahrg.) — Dr. Georg Friedrich Wachsmuth: Die Hygiene des täglichen Lebens. Leipzig. H. Hartung u. S. 1897. — Victor Heyfelder: Ueber den Begriff der Erfahrung bei Helmholtz. Berlin, R. Gaertner 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Hypnosis perennis.

Ein Wunder des heiligen Sebastian.

Zwei Wiener Geschichten

von

Moriz von Ebner-Eschenbach.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

In den Wiener Geschichten dieses Buches läßt sich der Gemahl der berühmten Erzählerin gleichfalls auf dem Felde der Erzählung vernehmen. Seine Kunst ist ungesuchte Schlichtheit, womit er auch seltsame und geheimnisvolle Vorgänge uns nahe zu bringen weiß. Zwei Menschen, Bruder und Schwester, herausgehoben von der Höhe des Lebens, führen in der ersten Erzählung ein neues Leben in Selbstverleugnung und Arbeit, das nur gestört wird durch den Hinzutritt einer wie durch magische Kraft in diesen Kreis gezogenen Persönlichkeit, doch so, daß die Verwicklung nur zu höherem Glücke überleitet. Die zweite Erzählung gibt ein rührendes, von dem warmen Hauche inniger Frömmigkeit durchwehtes Bild aus dem kleinbürgerlichen Leben, das der von Menschenliebe geführte Feder des Verfassers treu zu schildern weiß. Der unverkennbar echte Wiener Lokalton verleiht dem ganzen Buche einen anheimelnden Charakter. (8159)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlage: (8000)

Das

Ebenburtsrecht des Lippischen Hauses

nach Hausgesetzen und Hausobservanz.

Rechtsgutachten Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Schaumburg-Lippe erstattet

von

61 Bog. Lex. 8°. **Dr. W. Reuling,** kais. Justizrath. Preis 24 Mark.

Mit einem Anlagenheft.

Carl Heymanns Verlag, Berlin W., Mauerstraße 44.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 2. Juni. Nummer 123.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die ersten Aufführungen der Jugenddramen Schillers in Wien. Von Dr. Emil Horner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die ersten Aufführungen der Jugenddramen Schillers in Wien.

Von Dr. Emil Horner.

So segensreich sich die Reformen des Jahres 1776 für die Entwicklung des Burgtheaters erwiesen, so ungünstig wirkten sie auf das Kärntnerthortheater zurück. Seit dem Tage, da die Mitglieder der alten deutschen Gesellschaft dieser Bühne Valet saglen, um als wohl bestallte k. k. Nationalhofschauspieler in das Theatergebäude „nächst der Burg" überzusiedeln, schien sie ihrer einstigen Herrlichkeit für immer verlustig gegangen zu sein. Zwar des Kaisers Absichten waren die besten, seine Verfügungen betreffs der Benützung des leer stehenden Theaters die denkbar liberalsten. Ein ausschließliches Privileg wurde fortan nicht mehr ertheilt, sondern es blieb jeder Schauspielertruppe des In- und Auslandes freigestellt, bloß nach geschehener Anmeldung bei der Polizei das Theater völlig kostenlos auf die Dauer eines Jahres, auch wohl für längere Zeit, zu beziehen und darin Vorstellungen auf eigenes Risico zu veranstalten. Im Bedarfsfalle durfte man sich sogar des Vorraths der Hofbühne an Costümen und Decorationen bedienen. Sichtlich zielte die Maßnahme des Kaisers darauf ab, durch die Darbietungen einer zweiten, wenn auch auf minder hohem Niveau stehendeu Bühne willkommene Abwechslung im theatralischen Genusse zu ermöglichen; ein Bemühen, das ohne Zweifel vom schönsten Erfolge gekrönt worden wäre, hätte nicht die gar zu drückende Concurrenz des Nationaltheaters gleich von vorn herein einen argen Strich durch die Rechnung gemacht. Die Darsteller zweiten, drillen, mitunter letzten Grades, die sich im Kärntnerthortheater um die Gunst des verwöhnten Publicums bewarben, konnten unmöglich aus ihren Rollen ebenso viel machen wie etwa Brockmann aus dem Hamlet oder Lear, die Sacco aus der Emilia Galotti, Katharina Jacquet (die leider allzu früh verblichene) aus der Ophelia oder Elisabeth in Weisse's Richard III. Vollends als man während des Quadrienniums von Schröders Engagement (April 1781 bis 9. Februar 1785) die viel bewunderten Leistungen Brockmanns noch um ein erkleckliches überboten sah, faßte das schon früher verbreitete Vorurtheil nur noch festere Wurzel, daß regelmäßige Stücke einzig im Nationalhealer würdig aufgeführt werden könnten.

Wenn daher der Thealerhistoriker eines Tages daran gehen wird, die Geschichte des Theaters „nächst dem Kärntnerthore" in Angriff zu nehmen, wird er aus dem ersten Decennium nach der Begründung des Nationaltheaters nur von fehlgeschlagenen Versuchen, kläglichen Mißerfolgen und Verlusten an Geld und Mühe zu berichten haben. Obwohl die Mehrzahl der Unternehmer, um sich vor den gefährlichen Vergleichen mit der Hofbühne zu bewahren, das Hauptgewicht auf dramatische Sondergattungen legte, mit deren Pflege sich das Nationaltheater nicht befaßte, verpflichteten sie sich dennoch das Publicum keineswegs zu Danke. Und während die einen, von dem Wunsche beseelt, der Stadt so rasch wie möglich den Rücken zu kehren, vielleicht noch mit dem Packen der Reisekoffer beschäftigt waren, erschienen bereits andere auf dem Plane — es war ein beständiges Kommen und Gehen. Und doch gab es unter den Schauspielergesellschaften, die in Wien ihr Glück versuchten, manch eine von unverächtlichem Können, deren Mitglieder sich anderwärts eines wohl begründelen Rufes erfreuten. Dies gilt namentlich von dem Ehepaare Gensike, das während der drei letzten Monate des Jahres 1782 der sonst mittelmäßigen Gesellschafl eines Hrn. Jehn als vorzüglichste Kraft angehörte. Vorher waren die Gensikes geschätzte Mitglieder der Bühnen zu Berlin, Hannover, Köln und Münster gewesen. Im ernsten und komischen Charakterfache fühlte er sich zuhause, sie glänzte in Rollen tragischer Liebhaberinnen und Heldinnen. Auch nachher erweckte Madame Gensike in Mannheim, als sie sich dem dortigen Publicum Ende Mai 1784 in der schon in Wien erfolgreich gespielten Titelrolle von Gotters Marianne vorstellte, den günstigsten Eindruck, so daß Schiller bei dem Frhrn. v. Dalberg ihr Engagement befürworten konnte. In der Folge, als sie wirklich für die Mannheimer Nationalbühne gewonnen worden war, spendete der Dichter ihrer Juliane v. Lindorak und Gräfin Orsina noch gelegentlich ein flüchtiges Lob.

Mit dem Anbruche des Jahres 1783 schwang sich Gensike zum Director eines Theiles der Truppe auf, welcher er bis dahin als Mitglied angehört hatte, nachdem ihr Principal Jehn infolge seiner Unfähigkeit zugrunde gegangen war. An die Spitze des anderen Theiles trat Rouseul, gleichfalls früher Mitglied der Jehn'schen Gesellschaft, und die beiden Truppen gaben nun seit dem Neujahrstage abwechselnd im Kärntnerthortheater Vorstellungen. Aber schon nach einem Vierteljahre hatte Rouseul abgewirthschaftet, worauf er in Gemeinschaft mit dem Dramaturgen Joh. Friedr. Schink Wien verließ, um sich in Graz einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Gensike, auf diese Weise des einen Rivalen ledig, setzte alle Hebel in Bewegung, um sich auch der nächligen Concurrenz des Nationaltheaters zu erwehren. Er entwickelte namentlich in der Richtung einen schönen Eifer, seinem Publicum gerade solche Stücke vorzuführen, die nicht „hoffähig" waren. Shakespeare war im Repertoir auch durch den Macbeth vertreten, den der erste deutsche Bearbeiter des Trauerspiels Stephanie der Jüngere 1777 selbst als zu craß von der Hofbuhne zurückgezogen hatte; der junge Goethe kam im Götz und Clavigo zu Worte und Schiller in seinem kraftgenialischen Erstlingsdrama, den Räubern. Aber allen Bemühungen Gensike's zum Trotze brachte das Wiener Theaterpublicum den Vorstellungen seiner Gesellschaft nur geringes Interesse entgegen, und auch die Kritik nahm von ihnen kaum Notiz, weßhalb wir über die Besetzung, Darstellung und Aufnahme der

Digitized by Google

vorgestellten Stücke recht unvollkommen unterrichtet sind. Ein gewisser Dunst, der sich auf verschiedenen deutschen Bühnen Ungarns seine Sporen verdient hatte und nach den übereinstimmenden Urtheilen der Recensenten ein Schauspieler von hoher Begabung war, soll sich in der That als Weislingen, Clavigo und Karl Moor ausgezeichnet haben. Den Franz Moor hat wohl Gensike selbst gespielt, da als einziger Darsteller von Hauptrollen außer Dunst und Beff, dem Interpreten des alten Moor, nur noch ein Schauspieler Namens Baumann in Betracht kam, der indeß ausschließlich in komischen Rollen verwendet wurde. Beff war ein noch jugendlicher Mime von guten Fähigkeiten, der nur leider von seinem Genie so völlig durchdrungen war, daß er sich mit der ganzen Ungezwungenheit eines solchen gehen zu lassen liebte; daher es denn ab und zu an Conflicten zwischen ihm und dem mit Recht erzürnten Publicum nicht fehlte. Er war so vielseitig verwendbar, daß in sein Fach außer zweiten Liebhabern auch alte Väter einschlugen, Weislingens Knappe Franz sowohl wie der alte Moor. In der letztgenannten Rolle „malte er ganz nach der Natur", wie ihm ein Kritiker nachrühmt; die einander widerstreitenden Empfindungen des alten Grafen für seine beiden Söhne, das Wiedererwachen seiner unterdrückten väterlichen Liebe bei der Nachricht vom Tode Karls, dann das Erstaunen, die Freude und Schwäche infolge der abnehmenden Lebenskräfte, wie er sich aus dem Thurm durch den verstoßenen Sohn befreit, zugleich aber diesen Sohn als Räuber unter Räubern sieht, endlich die Gewissensbisse wegen der ungerechten Härte gegen seinen Karl brachte Beff vortrefflich zum Ausdruck. Die ferneren Schicksale dieses ersten Darstellers des alten Moor in Wien sind, so weit wir sie überblicken können, ziemlich unerfreulich. Er verließ die Residenz schon Ende 1783, nicht lange nach einem Theaterscandal, den er gelegentlich seiner eigenen Benefizvorstellung durch sein unglaublich nachlässiges Spiel provocirte. Erst nachdem er von der Bühne herab um Entschuldigung gebeten hatte, gab sich das Publicum zufrieden. Ende 1788 begegnen wir ihm neuerdings in Wien. Jetzt buhlte er um die Gunst der untersten Volksschichten, indem er als Leiter der Theaterbude am Neustift Vorstellungen von Ritterstücken und Possen veranstaltete; aber die jämmerlichen Aufführungen genügten nicht einmal diesem anspruchslosen Vorstadtpublicum.

Von der ersten Vorstellung der Räuber in Wien läßt sich ganz und gar nicht behaupten, daß sie ein Ereigniß war, an Bedeutung etwa der ersten Mannheimer Aufführung vergleichbar. Wenn zu dieser am 13. Januar 1782 die Leute scharenweise, zu Roß und zu Wagen, selbst aus der Umgebung herbeiströmten, so scheint umgekehrt die Wiener Aufführung bei einem recht spärlich besetzten Hause vor sich gegangen zu sein. Es ist uns nicht einmal das genaue Datum überliefert, so daß wir uns mit der ungefähren Angabe der ersten Hälfte 1783 bescheiden müssen. Im Monat Juni sah sich nämlich Gensike mit Rücksicht auf den geringen Zuspruch genöthigt, die Vorstellungen bis auf weiteres abzubrechen. Auch über die Aufnahme des Stückes, ob sie günstig oder abfällig war, erfahren wir nichts, wir dürfen indeß muthmaßen, daß sie keineswegs besonders begeistert war. Sonst hätte Madame Fuhrmann, die unmittelbar nachfolgende Unternehmerin im Kärntnerthortheater, zugleich mit dem größten Theile des Gensike'schen Ensembles wohl auch die Räuber aus dem Repertoir ihres Vorgängers mit herübergenommen. Es wäre ja beinahe ein Wunder gewesen, wenn die Räuber, gesetzt auch, das Nationaltheater hätte sich des Schiller'schen Erstlingsdramas angenommen, damals in Wien durchgegriffen hätten. Moderne Richtungen kamen hier entsprechend dem fast traditionell gewordenen Abstand von der Literatur des Nordens in der Regel erst dann zu Worte, wenn sie anderwärts bereits ein überwundener Standpunkt waren. Trotz der sichtlichen Beschleunigung des Schrittes konnte die beträchtliche Differenz auch in der josephinischen Epoche nicht völlig wettgemacht werden. Wohl bemühte sich Schröder im Nationaltheater nicht ohne erfreuliche Anerkennung seitens der gebildeten Kreise, ein besseres Verständniß Shakespeare's anzubahnen und gewisse Unterströmungen zugunsten der veralteten Alexandrinertragödie zu bekämpfen. Aber das Regellose des Sturmes und Dranges war ihm zu sehr verhaßt, als daß er ungeachtet seines wirklich hohen Interesses für den Verfasser der Räuber der Aufführung dieses seiner Ansicht nach für die Bühne ungeeigneten Stückes das Wort geredet hätte.

In der That haben die Räuber, wie bekannt, erst nach der Revolution von 1848 dank der thatkräftigen Unterstützung Laube's ihren Einzug in das Burgtheater halten können (am 18. October 1850), nachdem seine timiden Directionsvorgänger auch nicht einmal den Versuch gewagt hatten, die Censurbehörden zur Bewilligung der Aufführung zu bestimmen. In welch anachronistischem Lichte erscheint dem gegenüber die durch Gensike veranstaltete Aufführung aus der ersten Hälfte des Jahres 1783! Damals wäre der Warnruf „viel zu früh", der sechs Jahre später dem ersten Director des neu begründeten Josephstädter Theaters Karl Mayer entgegentönte, weit eher berechtigt gewesen, als er die Kühnheit hatte, dem Publicum eine Aufführung der Räuber anzukündigen. Aber er ließ sich noch rechtzeitig durch einen ängstlichen Kritiker von diesem Stücke abbringen, „das äußerst behutsam behandelt werden muß, um es dem nicht denkenden Theile des Volkes nicht gefährlich zu machen". Damals hatte aber gerade der „nicht denkende Theil des Volkes" die Räuber auch aus anderen Vorstellungen kennen gelernt, ohne daß die Gefährlichkeit des Dramas in einer irgendwie nachweisbaren Form zum Ausdruck gelangt wäre. Schon seit dem 21. October 1783 figurirten die Räuber oder der Fall des Moor'schen Hauses, wie der Untertitel lautete, im Repertoir der berühmten Kindertruppe des Principals Felix Beiner, den seine unaufhörlichen Wanderzüge wiederholt auch nach Wien führten; im Jahre darauf nahm er auch Kabale und Liebe, gleich den Räubern „vom Herrn Schüller", in sein Programm auf. Er spielte in dem schon erwähnten Theater („zum weißen Fasan") am Neustift, wo die Räuber oder der Fall des Moor'schen Hauses 1787 auch von einer anderen Gesellschaft gegeben wurden. Noch im nämlichen Jahre 1787 kam das Stück auch in der Vorstadt Mariahilf im Theater auf dem Spittelberge, das von Christian Roßbach im Juli neu eröffnet worden war, zur Aufführung. Und sechs Jahre später (Sommer 1793) hatten die Räuber ihr Terrain schon wieder um ein gut Stück weiter ausgedehnt, da sie von Christoph Seipp auch auf der Landstraße in dem 1789 erbauten Theater hinter den Augustinern (nächst der heutigen Rochusgasse) zur Darstellung gebracht wurden. Bei all diesen Aufführungen ging es gewiß in einer weit weniger turbulenten und die Massen aufregenden Weise zu, als es an vielen Provinzbühnen üblich war. Man denke nur an Schikaneder, der, begünstigt durch die warme Jahreszeit, die Räuber am 10. August 1788 in Regensburg unter freiem Himmel aufführte, wobei er mit Hülfe eines Massenaufgebots von Mitwirkenden die Schlacht zwischen den Räubern und dem Militär so darstellen ließ, wie sie im Stücke nur geschildert wird; auch der schauerliche Brand des Moor'schen Schlosses mag seine Wirkung nicht verfehlt haben. So grob wie in diesem Falle verfuhr die Hand des Bearbeiters freilich nur selten, aber geändert wurde immer. In Wien bemächtigten sich im Jahre 1808 zwei weitere Bühnen des Schiller'schen Drama's: das Theater in der Leopoldstadt führte einen

Digitized by Google

„Karl Moor“ auf, in dem Schiller sein Stück kaum mehr wiedererkannt hätte, das Theater an der Wien gab (am 10. August) zum erstenmale „Die Räuber“, mit dem Zusatze: „für diese Bühne bearbeitet“. Karl und Franz erschienen nicht als Söhne, sondern bloß als Neffen des alten Grafen Moor, wodurch man die grausame Behandlung des Alten durch Franz in ihrem empörenden Charakter einigermaßen gemildert zu haben glaubte; auch sonst nahm man im Dialog Abkürzungen und Abschwächungen vor. Unter den Darstellern that sich am meisten Grüner als Karl Moor hervor, eine Rolle, zu der er durch Gestalt, Organ und Gehaben geradezu prädestinirt war. Auch Ochsenheimer, einer der besten Intriganten, welche die Wiener Bühne je besessen hat, war ein vortrefflicher Interpret des Scheusals Franz. Seitdem blieben die Räuber ein Repertoirstück des Theaters an der Wien, in dem sie bis zum Jahre 1840 nicht weniger als 116 mal wiederholt wurden; aber noch ein ganzes Jahrzehnt mußte verstreichen, ehe sie sich auch das Burgtheater zu erobern vermochten. —

Auf Gensike folgte im Kärntnerthortheater Madame Barbara Fuhrmann mit ihrer Gesellschaft. Ihrem Ehrgeize behagte die untergeordnete Rolle einer, wie es scheint, mit Recht wenig beachteten Schauspielerin in Gensike's Truppe ganz und gar nicht, weßhalb sie sich schon vor den Ostern 1783 von ihrem Principale lossagte, um als ihre eigene Directrice das Theater „beim Wasen“ auf der Wieden zu übernehmen. Aber in diesen bescheidenen Musentempel sah sie sich bloß für wenige Monate verbannt. Nach Gensike's Zusammenbruch konnte sie nämlich eine noch kühnere Lieblingsidee verwirklichen, indem sie an seiner statt das Kärntnerthortheater bezog und zugleich die Mehrzahl ihrer früheren Mitacteurs, die sonst brodlos geworden wären, für ihre Gesellschaft engagirte. Am 29. August eröffnete sie ihre Vorstellungen, die sie zwar vor Beginn der Fasten 1784 abbrach, aber nach Ostern wieder aufnahm. Noch vor dem Herbst dieses Jahres muß sie Wien verlassen haben, da in der Folge nirgends mehr von ihr die Rede ist. Ihr Programm glich im großen und ganzen jenem Gensike's, nur führte sie außer Trauer-, Lust- und Singspielen auch die beim Publicum beliebten Pantomimen und Ballette auf, was jener unterlassen hatte. Ihre Zauberspiele und Pantomimen kündigte Madame Fuhrmann, in der Verwerthung von Reclamemitteln geschickter, obschon minder wählerisch als ihr Vorgänger, an allen Orten der Stadt durch grotesle, in den schreiendsten Farben auf Papier oder Leinwand gemalte Bilder an. Im übrigen bezeigte sie den gleichen, freilich ebenso schlecht belohnten Eifer wie Gensike, es dem Nationaltheater durch die Aufführung der neuesten dramatischen Erscheinungen zuvorzuthun, welchem Bemühen wir, wie ihrem Vorgänger die erste Vorstellung der Räuber, die früheste Aufführung des Fiesco in Wien zu danken haben. Das Datum ist uns diesmal bekannt, wenigstens das ungefähre, aber freilich auch bloß dieses. Die Vorstellung fand etwa 14 Tage nach der Mannheimer Premiere (11. Januar 1784) statt. Was die Besetzung betrifft, so hatte Beß vermuthlich wieder die eine oder andere hervorragende Rolle in Händen. Bald darnach verließ er die Gesellschaft und wurde durch einen gewissen Dahmen ersetzt, der indeß nur kurze Zeit bei der Madame Fuhrmann in Engagement gestanden sein kann. Noch im nämlichen Jahre 1784 trat er nämlich zur Diwald'schen Gesellschaft über, die in Esterház, dem Besitzthum des kunstsinnigen Fürsten Nikolaus Joseph Esterhazy (dessen Musikdirector bekanntlich Joseph Haydn war), ständig Vorstellungen gab. Schon vor dem September 1784 kamen hier Fiesco, sowie — erstaunlich genug — Kabale und Liebe zur Aufführung. Das letzgenannte Drama Schillers kam erst zur Ostermesse 1784 im Druck heraus, worauf es am 15. April in Mannheim zum erstenmal über die Bretter ging. Die Raschheit, mit der Diwald zu Werke ging, ist daher der höchsten Anerkennung werth.

Diese Aufführungen scheinen doch nicht so ganz spurlos vorübergegangen zu sein, wie jene der Räuber durch Gensike. Allmählich begann man dem Dichter erhöhtes Augenmerk zuzuwenden. Zwar die vereinigte Gesellschaft der Herren Schikaneder und Kumpf, die nach dem Abgange der Madame Fuhrmann im Kärntnerthortheater, vom 5. November 1784 bis zum 6. Februar 1785 jeden Freitag und Sonnabend spielend, im ganzen 31 Vorstellungen gab, führte keines der Dramen Schillers auf. Aber sie hatte in ihrer Mitte einen Schauspieler, der als solcher wohl nicht sehr hervorragend, jedoch in literarischen Dingen sehr gut unterrichtet und speciell von dem Fiesco so mächtig ergriffen worden war, daß er sich zu einer kleinen Nachdichtung angeregt fühlte. Sein Name war Johann Friedel, und seine Nachdichtung, enthalten in dem „Quodlibet zum Abschiede“, einem dünnen Büchlein, das Friedel aus Anlaß seiner Verabschiedung vom Wiener Publicum erscheinen ließ (Abdera 1785), führt den Titel „Größe der Seele“. Schon darin wird man den Hinweis auf den Fiesco erkennen, der in jenem entscheidenden Hamletmonologe des dritten Actes, zwischen Gehorchen und Herrschen schwankend, das Verbrechen des Staatsstreiches gerade durch seine Größe entschuldigt, wenn er sagt: „Es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen.“ An diesen Monolog knüpft denn auch bei Friedel das einleitende Selbstgespräch Fiesco's an:

„Revolutionen träumen, ist Menschenglück! Revolutionen vollenden — Schöpfersmacht. Und du, Mensch, stellst dich hin, drehst mit kühner Faust den ganzen Erdball auf einer Nadelspitze herum, bis dir dein Auge sagt: hier halte still? Fiesko, Fiesko! Wo hinaus mit deinem Herzen, das am Rande des Weltgebäudes noch aufrufen würde: giebt's kein zweites mehr! Unersättlich, Durst nach Größe, nach Ehre, unersättlich bist du; und doch schmiegt sich nur des großen Mannes große Seele in deine Fesseln — schleppt Welten in seinem Triumphe daher, und bleibt selbst dieses Phanthoms gebeugtester Sklav? Sonderbar!“

Seine letzten Worte vernimmt noch der Mohr im Eintreten. In jovialer Weise begrüßt dieser den Kameraden — den Kameraden, weil nach seiner Ansicht einzig der größere Magen einen Unterschied zugunsten Fiesco's mache, der sich nicht wie er mit tausend Zechinen oder dergleichen Lumpereien begnügt, sondern große Bissen, Republiken hinunterschluckt. Wie Schillers Mohr auf seine Ehre was hält, die Ehre der Gurgelschneider, so gibt auch Friedels Muley Hassan nicht zu, daß die „große Seele“ vor der seinigen einen Vorzug besitze: „Glaubt mir, keiner hat eine kleine Seele oder jeder hat eine große — in seiner Sphäre versteht sich.“ Die genaue Parallele, die er zwischen sich und seinem Herrn zieht, erstreckt sich bis auf das Ende. Ihm selbst sind Galgennagel und Strick gewiß, Fiesco möge sich — eine billige Prophezeiung! — auf eine Krone gefaßt machen, die auf dem Wasser schwimmt: „Ich sag's Euch, geht auf kein Wasser zu Fuß, Ihr purzelt sonst hinein!“ Dann aber ist der Mohr wieder ganz geschäftiger Zwischenträger. Er kündigt Verrina's Erscheinen an und weist auch wie bei Schiller (III, 4) die von der Imperiali empfangenen Giftpulver vor, die er zu dem Zwecke erhalten, sie der Gräfin Leonore in die Chocolade zu rühren; worauf Fiesco, der bei Schiller mit keiner Silbe auf die beabsichtigte Demüthigung der Giftmischerin vorausdeutet, dem Zuschauer mit einem: „Züchtigung in vollem Maße sey dir aufbehalten, Scheusal“ Einblick in sein Spiel gewährt. Die dritte Scene spielt sich zwischen Fiesco und Verrina ab, der sich mit der besorgten Frage: „Meynst du's redlich mit Genua?“ sogleich als starren Republicaner charakteristisch einführt. Die

Drohung fügt er sofort hinzu: „Vergißt du deine Pflicht, so lief're ich dich dem Schaffot.“ Besonders die Liebelei mit der Imperiali beunruhigt sein Gemüth, aber Fiesco zerstreut seine Bedenken, indem er ihn, abermals sein Visir lüftend, mit dem grausamen Plane vertraut macht, „durch Liebe des Tyrannen Schwester zu morden“. Verrina empfängt sodann noch einige Ordres für die Ausführung des Staatsstreiches, womit das Fragment schließt.

Aber nicht bloß für Schillers Dichtung, auch für die Persönlichkeit selbst, die sich darin aussprach, begann man in den Wiener literarischen Kreisen ein stetig wachsendes Interesse zu bezeigen. Da war es denn eine glückliche Fügung, daß ein Exemplar jenes Avertissements, worin Schiller unter dem 11. November 1784 von dem Erscheinen seiner neuen Zeitschrift, der Rheinischen Thalia, Nachricht gab, vermuthlich durch Reinwalds Vermittlung, auch nach Wien gelangte. Den Herausgeber der „Wiener Chronik“, Franz Nebu, dünkte der Aufsatz wichtig genug, um ihn in seinem Blatte vollinhaltlich zum Abdrucke zu bringen; ja er hielt in den einbegleitenden Sätzen mit der Ansicht nicht hinter dem Berge, daß Schiller an die Seite Shakespeare's gehöre, den er sich freilich auch in der Vernachlässigung des Planes zum Muster genommen habe. Schon vorher hatte die Wiener Chronik, die, wie man sieht, von einem sehr vorgeschrittenen Standpunkte aus Theaterkritik übte, für Schiller ein günstiges Vorurtheil erweckt, indem sie gelegentlich der Recension von Shakespeare's Cymbeline, der im Nationaltheater in der Bearbeitung Mayers (des bekannten Schröderbiographen) unter dem Titel „Imogen“ aufgeführt wurde, den Ausspruch that: „Wären wir auf der glücklichen, von Weissen und Lessingen ausgezeichneten Bahn geblieben, und wäre Lessing selbst in seinem Eifer gegen die Franzosen nicht zu weit gegangen, so würden vielleicht unsre Goethe, Klinger und Schiller die Crébillons, Racine's und Corneilles erreicht oder übertroffen haben.“ Schade, so führt der Recensent weiter aus, daß Shakespeare diese Dichter aus dem Geleise gebracht habe, so daß sie nicht mehr die Regeln der Kunst einhalten wollten. Die Zusammenstellung mit Dichtern wie Goethe und Klinger, die ihm schon in früher Jugend als Muster vorgeschwebt hatten, konnte sich Schiller wohl gefallen lassen. Vollends mußte der nachdrückliche, persönliche Stil des Avertissements, einer selbstbiographischen Skizze von ungewöhnlichem Reiz, das Wiener literarische Publicum völlig gefangen nehmen; es mußte sich die Ueberzeugung Bahn brechen, daß man es hier mit einem bedeutenden Talente, einer starken Individualität zu thun habe, die näher kennen zu lernen sich wohl der Mühe lohne. Nachdem Schiller selbst von seinem Unglück, den erlittenen Bedrückungen und Verfolgungen Nachricht gegeben, erhielt man ab und zu auch von den Lichtmomenten seines Lebens Kenntniß durch die Zeitung, und es bereitete sicherlich vielen eine nicht geringe Freude, im Wienerblättchen vom 14. Januar 1785 die (vom 30. December datirte) Darmstädter Correspondenznachricht zu lesen: „Vorigen Sonntag las der Verfasser der Räuber, Herr Schiller aus Mannheim, am hiesigen Hof in Gegenwart unsrer durchlauchtigsten Herrschaft und des Herrn Herzogs von Weimar den ersten Act aus einem noch unvollendeten Trauerspiele Don Carlos vor. Den Tag darauf wurde eben derselbe von Sr. hochfürstl. Durchlaucht dem Herrn Herzog von Weimar zum Rath in dero Dienste gnädigst ernannt.“ Durch die Verleihung des ehrenden Titels erwarb sich Karl August um Schiller das nicht genug zu würdigende Verdienst, ihn gesellschaftlich rehabilitirt zu haben. Nun erst dämmerte in den Köpfen der Herren, die als Ausschußmitglieder des Nationaltheaters das große Wort führten, die Erkenntniß auf, daß sich einem Dichter von der Bedeutung Schillers gegenüber die Taktik des völligen Ignorirens nicht länger beobachten ließe. Trotzdem müssen heftige Kämpfe im Schoße des Ausschusses vorhergegangen sein, bis die erste Aufführung des Fiesco auf den 1. December 1787 anberaumt wurde. Die „Verschwörung“ des Fiesco, woran man in späterer Zeit Anstoß nahm, ließ man im Titel noch bestehen, strich aber den Zusatz, daß es ein „republicanisches“ Trauerspiel sei. Aber an dem Charakter selbst etwas zu ändern, wagte man nicht; nur im Texte ließ man einiges weg, z. B. spöttische Anspielungen im Munde des Mohren und des jungen Doria, die für das Ansehen der Kirche abträglich schienen. Der Bearbeiter nannte sich nur mit dem Initialen M. (Joh. Heinr. Friedr. Müller?). Die Titelrolle erhielt das begabteste Mitglied der Bühne, Joseph Lange, zugewiesen. Dieser hatte auf einer Gastspielreise im Jahre 1784 den großen Fleck, den glänzendsten Fiescodarsteller des vorigen Jahrhunderts, in Berlin spielen sehen, und es ist möglich, daß das Vorbild dieses Künstlers an Lange's allgemein mit Bewunderung aufgenommener Leistung einen gewissen Antheil gehabt hat. Sogar — im Soufleurkasten erstand ihm in der Person eines gewissen F. Kasimir Kunz ein Lobredner, der seine Begeisterung in den gut gemeinten, aber wenig glücklich gerathenen Versen aussprach:

„Längst hast du dir, wie Deutschlands Fama spricht,
Die Krone der Unsterblichkeit erworben;
Für Genua starb so schön Fiesco nicht,
Als du zum Ruhm der Schauspielkunst gestorben.“

Um so schlechter führten sich Lange's Partner auf, insbesondere Brockmann als Verrina, Ziegler als Gianettino, Müller der Jüngere als Burgognino und die sonst strebsame Rouseul als Julia Imperiali. Nur die Sacco war in der Rolle der Leonore von guter Wirkung, erträglich Schütz als Muley Hassan. Die Mehrzahl der Schauspieler vermochte dem an ihr Können ungewöhnliche Anforderungen stellenden Stücke keinen Geschmack abzugewinnen und führte sich so widerwillig auf, daß Lange im Unmuthe darüber das Publicum unter der Aufführung wiederholt merken ließ, wie wenig er durch seinen Partner unterstützt werde. Als sich bei der zweiten Aufführung, die vor einem zum Erdrücken vollen Hause eine Woche später stattfand, dasselbe scandalöse, mit der Würde des Nationaltheaters unvereinbare Spiel wiederholte, fühlte sich ein Anonymus veranlaßt, das Verhalten der Schauspieler in einer Flugschrift gebührend zu brandmarken. Sie führt den Titel: „Ein paar nachdrückliche Worte über die Aufführung des Trauerspiels die Verschwörung des Fiesko genannt, als es zum zweyteumale mit einigen Abkürzungen den 8. December 1787 auf der Nationalhofschaubühne vorgestellt ward“, und wurde vom 20. December an in der Kunst- und Buchhandlung von Lukas Hochenleiter am Kohlmarkt gratis vertheilt. Mit beißendem Spotte wirft der Verfasser in der nicht ohne Einsicht geschriebenen Broschüre die Frage auf, warum man denn immer Stücke auftische, „die in der Aufführung das Podagra bekommen und vor dem Zuschauer hinkend werden“. Sein Tadel erregte natürlich den Unwillen derjenigen, die sich getroffen fühlten und nun ihrerseits eine Erwiderung inspirirten. Diese „Warnung und Belehrung an den Verfasser der nachdrücklichen Worte über die Aufführung des Fiesko“ war vom 7. Januar an bei dem Buchhändler Hartl in der Singerstraße für 7 Kreuzer erhältlich. Aber noch während dieser unerquickliche Streit für und gegen die Schauspieler tobte, erschien ein Dritter auf dem Plane, der über dem Conflicte des Dichters nicht vergaß und sich seiner in einer so hohe Bewunderung verrathenden Weise annahm, daß man höchlich erstaunen muß. Man denke nur: während bis dahin Schillers und Shakespeare's Namen in einem Athem auszusprechen vielleicht nur irgend einem Kritiker zu dem Zwecke nöthig schien,

Digitized by Google

um zu constatiren, wie sehr Schiller (nach Herders Wort über Goethe) durch Shakespeare verdorben worden sei, kam nun einer, der im Gegentheil von Schillers und Shakespeare's Vorzügen vergleichsweise sprach. Dieser Mann hieß Gottfried Brun (ein gebürtiger Danziger) und sein, wie es scheint, unter dem Eindruck der Wiener Fiesco-aufführung entstandenes Buch ist betitelt „Shakespeare's und Friedrich Schillers auserlesene Früchte des Geistes" (Wien, Hörling 1788, aber schon December 1787 erschienen). Die Ueberschätzung Schillers, die sich darin kundgibt, berührt doch um vieles wohlthuender als die geflissentliche Verkleinerung, die sich unser Dichter gerade damals seitens namhafter Kritiker gefallen lassen mußte. Und wenn auch die Zusammenstellung von aus dem Context gerissenen Sentenzen, Einfällen und Gleichnissen kaum geeignet war, bei irgend jemandem eine richtige Vorstellung von der besonderen Art der beiden Dichter zu erwecken, so konnte sie immerhin popularisirend zu deren gunsten wirken. Aus dem für Brun überaus charakteristischen Vorbericht, den ich vollinhaltlich wiedergebe, wird man übrigens selbst ersehen, wie warm seine Begeisterung für die beiden großen Dramatiker war: „Shakespear und Schiller? Wie die beide zusammen kommen, das möchte ich wissen? Sehr natürlich, lieber Kritikaster, weil beide von der wohlthätigen Mutter Natur mit vorzüglichern und überflüssigern Geisteskräften versehen wurden als Millionen ihrer Brüder. Aber hat man nicht grössere deutsche Schauspieldichter dem Engländer entgegen, oder an die Seite zu setzen? Dies wage ich nicht zu entscheiden, denn ich bin nicht Dramaturg genug, um die Geistesproducte unserer Genies nach Aristoteles' Waageschaale gehörig und richtig abwägen und ächten zu können; aber das behaupte ich kühn, daß Schiller sich zwischen Shakespear und Lessing dreist setzen darf; auch das, daß sich einer in des andern Gesellschaft auf diesen Blättern zu finden, nicht zu schämen Ursache hat. Und mehr darf ich nicht zu meiner Entschuldigung, die Sache mag sich selbst rechtfertigen. Daß es mir mit der Auswahl dieser Schönheiten ungemein schwer fallen mußte, ist wohl begreiflich. Es ging mir wie einem, der an einer mit den ausgesuchtesten Leckerbissen versehenen Tafel sitzt, dieses kostet, jenes schmeckt, bis er die Gänge durchgekostet, aber dennoch der großen Menge von Speisen wegen leicht eine oder die andere eben so wohl schmeckende übergangen seyn kann. So viel bin ich unstreitig überzeugt, daß diejenigen, die die Werke dieser Männer noch nicht gelesen haben, durch diese Auszüge aufgemuntert werden müssen, sie zur Hand zu nehmen, und auch denen wird es nicht unangenehm seyn, die sie schon kennen."

Solchem Enthusiasmus gegenüber macht das Zetergeschrei derjenigen, die als Vertreter der alten Schule die erbittertsten Gegner des Sturmes und Dranges waren, einen beinahe widerlichen Eindruck. Namentlich Cornelius v. Ayrenhoff, den seine Zeitgenossen wohl längst vergessen hätten, wäre nicht sein mittelmäßiges Lustspiel „Der Postzug" dank dem ihm von Friedrich d. Gr. ertheilten Lobe zu einer gewissen Berühmtheit gelangt, erboste sich über den Verfasser des Fiesco, „den uns einige Journalisten für einen überaus originellen Kopf aufbinden wollen", in seiner bekannten, blind wüthigen Weise. Und er fällte über das Stück leichtherzig das harte Urtheil, daß es sowohl als Ganzes wie in allen seinen Theilen unter der Kritik und einer Analyse unwürdig sei, entsetzte sich über die Nothzüchtigung, tadelte die Figur des Mohren und deren ungeschickte Verwendung für die Intrigue und belustigte sich an dem bilderreichen sprachlichen Ausdruck. Das einzig Positive seiner Kritik ist der Hinweis auf den nahen Zusammenhang zwischen der Emilia Galotti und dem Fiesco. Zum Glücke gehörte Ayrenhoff, seitdem Wieland seine lächerlichen Ausfälle gegen Shakespeare im Teutschen Merkur gebührend zurückgewiesen hatte, nicht mehr zu den Literaten, die man ernst nahm, und so verhallte seine Stimme auch diesmal ungehört.

Bei der zweiten Aufführung des Fiesco trug der Theaterzettel den Vermerk: „mit einigen Abkürzungen". Diese bestanden darin, daß man auf den Wunsch des Kaisers die Bertha-Episode, sowie gewisse sittlich bedenkliche Stellen ausmerzte. In dieser Gestalt wurde das Stück noch einigemale wiederholt, bis ein weltbewegendes Ereigniß, der Ausbruch der französischen Revolution, die Ursache wurde, daß das Verschwörerstück vom Repertoir abgesetzt wurde. Als die Wasser sich jedoch wieder verlaufen hatten, wurde der Fiesco aufs neue inscenirt und in einer allerdings geistlosen Verstümmelung aufgeführt. Es ist bezeichnend, daß das Stück jetzt einfach „Fiesko. Ein Trauerspiel in 5 Alten" genannt wird und daß es dem Helden (um nur ein Beispiel anzuführen) in seinem Monologe verwehrt ist, zu sagen: „Es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen"; es heißt vielmehr: „Es ist namenlos groß, ein Diadem zu stehlen". Diese Bearbeituug mit der Bezeichnung „für die k. k. Hoftheater" wurde im Jahre 1807 auch in Druck gelegt (Wien, Wallishauser). Lange, mittlerweile grau geworden, spielte auch jetzt noch seine Paraderolle. Im Jahre 1810 ging der verdiente Schauspieler in Pension, aber er konnte die Bühne trotzdem nicht lassen und spielte in der That noch durch ein weiteres Jahrzehnt (bis 27. April 1821) als Gast, später sogar als reactivirtes Mitglied. So wirkte er am 22. December 1813 bei der ersten Fiescoaufführung, die im Theater an der Wien stattfand, als Verrina mit. Das Stück wurde hier eigenthümlicherweise ohne Fallen des Vorhanges in continuo gegeben, und eine schlechte Musik füllte die kurzen Pausen der Verwandlungen aus. Kein Wunder daher, wenn das Stück nicht gefiel. Den Verrina spielte Lange sodann auch im Burgtheater noch zu einer Zeit, als bereits eine Reihe Vertreter der neuen Schauspielergeneration in das Haus eingezogen war. Von der declamatorischen Weise Lange's stachen nun die modernen Töne, die etwa Korn als Fiesco oder die Schröder als Julia anschlugen, gar seltsam ab. Ein Stück Tradition des ältesten Burgtheaters verschwand mit ihm von der Bildfläche, als er sich, von seinem Kaiser, den Collegen und dem dankbaren Publicum hoch geehrt, endlich doch entschloß, vom Schauplatze abzutreten.

Die erste Aufführung des Fiesco im Nationaltheater bot dem Wiener Publicum den willkommenen Anlaß, wieder einmal nach Herzenslust räsonniren zu können. Ohne dem Ausschusse Dank dafür zu wissen, daß er nicht länger gezögert habe, den Dichter auf der Hofbühne zu Worte kommen zu lassen, machte man es ihm vielmehr zum Vorwurfe, daß seine Wahl gerade auf den Fiesco gefallen sei. „Mußte gerade Fiesco gegeben werden, um uns mit des Herrn Hofraths Schiller vortrefflichen Stücken bekannt zu machen?" ließ sich der Verfasser der „Nachdrücklichen Worte" vernehmen. „Warum zog man sein bürgerliches Trauerspiel Kabale und Liebe dem Fiesco nicht vor? Längst wünschten Kenner und Publicum dies Stück, längst erwartete man es, aber immer vergebens." Und er scheute sich nicht, den ohnehin viel angefeindeten Ausschuß des Bestrebens zu verdächtigen, daß er das Publicum prinzipiell nicht durch gute Ausländerstücke verwöhnen wolle, um die schlechte inländische Waare vor der Discreditirung zu behüten. In der That reagirte der Ausschuß weder auf diesen Appell, noch auf andere Stimmen aus dem Publicum, die sich zugunsten des Stückes erhoben, und überließ willig dem Director eines kleinen, eben erst erbauten Musentempels in der Vorstadt Wieden den Ruhm, Schillers Kabale und Liebe als der erste in Wien zur Aufführung gebracht zu haben.

Digitized by Google

Am 7. October 1787 war das neue zweistöckige Theatergebäude — etwa von der Größe unsrer Josephstädter Bühne — eröffnet worden. Der uns bereits bekannte Christian Roßbach hatte es an Stelle der provisorischen Bude im Hofe des fürstlich Starhembergischen Freihauses, worin schon 1776 die Brüder Käß Vorstellungen gegeben hatten, errichtet und etwa durch ein halbes Jahr auch selbst als Director mit seiner Gesellschaft bewohnt. Sein Nachfolger wurde Johann Friedel, der zuletzt die Klagenfurter Bühne geleitet hatte. Der neue Unternehmer hielt am 24. März 1788 eine Antrittsrede, deren Tenor, wie üblich, auf einen Appell an die Nachsicht des Publicums und der Kritik hinauslief; man möge ihn nicht gleich im Stiche lassen, bat er, wenn er statt der erwarteten goldenen Früchte aus den hesperischen Gärten der Kunst bloß bescheidene Grasblümchen darbiete. Von einem Programm war nicht die Rede; es bestand, wie sich bald zeigte, gerade in der Programmlosigkeit. Die Rücksicht auf sein nicht so sehr qualitativ als quantitativ schwaches Ensemble hätte ihm eine weise Beschränkung in der Pflege der dramatischen Species nahe legen sollen; statt dessen gewährte er dem Trauer-, Lust- und Singspiel, der Posse und dem Ritterstücke gleich liebevolle Aufnahme, zwang seine vier Schauspieler und „dritthalb" Schauspielerinnen (die mitunter nothgedrungen auch Hosenrollen spielen mußten) heute zu recitiren, morgen zu singen und muthete ihnen sogar einmal zu, in zwei Wochen neun Novitäten einzustudiren. Hätte Friedel nicht an Joseph Rouseul, der nach dem raschen Ende seines Grazer Engagements wieder nach Wien zurückgekehrt war, eine routinirte Kraft besessen, die sich in allen Sätteln gerecht fühlte, er wäre kaum über die ersten Schwierigkeiten hinweggekommen. Neben Rouseul erwies sich noch das Ehepaar Kettner in größeren, das Ehepaar Korndorfer in kleineren Rollen verwendbar. Die weiblichen Hauptrollen spielte Madame Eleonore Schikaneder, eine damals bereits 36 Jahre zählende, überaus corpulente Dame, in zumeist unzulänglicher Weise. Ob sie nun die Luise oder Lady Milford darstellte, als Friedel 1788 Kabale und Liebe auf die Bühne brachte: sich von ihrer Leistung eine hohe Vorstellung zu machen, ist man auf keinen Fall berechtigt. Kettner, der den Ferdinand später, als er sich zum Director des Theaters auf der Landstraße aufgeschwungen hatte, zu seinen Paraderollen zählte, hat den Präsidentensohn gewiß auch schon 1788 mit Bravour gespielt, und ebenso können wir vermuthen, daß die Charakterrolle des Musikus Miller in Rouseuls Händen gut aufgehoben war. Das Stück muß überhaupt gefallen haben, da wir für den Monat November drei Reprisen (am 2., 3. und 12.) angesetzt finden. Diese Daten entnehmen wir der am 6. November 1788 zum erstenmal erschienenen Wochenschrift „Kritisches Theater-Journal von Wien". In diesem Blatte begegnen wir einer besseren Erscheinung unter den periodischen Theaterzeitungen jener Tage, deren Motto, Lessings Satz: „Das Schauspiel ist das Supplement der Gesetze" schon ein günstiges Vorurtheil erweckt; noch mehr die Thatsache, daß sie in ihrer Eröffnungsnummer mit dem Abdrucke des Vortrages beginnt, den Schiller am 26. Juni in der kurpfälzischen Gesellschaft zu Mannheim hielt: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?"

Vielleicht hätte Friedel, dem man weder Geschmack noch guten Willen absprechen kann, die Wiedener Bühne mit der Zeit auf ein höheres Niveau gehoben; daran hinderte ihn jedoch ein auszehrendes Leiden, das ihn gegen das Ende des Jahres 1788 auf das Krankenlager warf. Bald gab es keine Rettung mehr, und nur der Tod, der am 31. März 1789 eintrat, konnte ihn von seinem Leiden befreien. Nun erschien Schikaneder, der die Leitung der Regensburger Bühne schleunigst auf seinen Schauspieler Rechenmacher übertragen hatte, auf dem Plan, um im Verein mit Anton Edlem von Bauernfeld, einem Ahnen des Lustspieldichters, Friedels Erbe anzutreten. Da Bauernfeld bereits nach kurzer Zeit zurücktrat, blieb Schikaneder, der 1790 ein Privileg für sein Theater erwirkte, Alleindirector. Obwohl er in der ersten Zeit an die Traditionen seines Vorgängers anknüpfte und auch dessen Repertoir zum Theil übernahm, ließ er doch sechs Jahre verstreichen, ehe er Kabale und Liebe aufführte. Erst am 14. Mai 1795 griff Schikaneder auf das Stück zurück, das jedoch, wie es scheint, beim Publicum eine sehr kühle Aufnahme fand. Es wurde auf der alten Bühne und sodann auch auf der neuen im Theater an der Wien nur noch wenigemale, bis 1840 im ganzen nicht öfter als zehnmal gegeben. Um so nachhaltiger war die Wirkung des Stückes, als es am 23. Juli 1808 zum erstenmal über die Bretter des Burgtheaters ging, freilich nicht ganz in der ursprünglichen Gestalt, sondern mit ziemlich einschneidenden Veränderungen. Mit Ferdinand wurde die nämliche Procedur vorgenommen wie mit dem Brüderpaar aus den Räubern, indem er nicht als Sohn, sondern bloß als Neffe dessen vorgeführt wurde, dem er droht, der Stadt zu verrathen, wie man Vicedom (nicht Präsident) wird; auch in diesem Falle sollte das Empörende in dem wechselseitigen Verhältniß der beiden Männer durch die Aenderung abgeschwächt werden. Einige Auftritte wurden gestrichen, darunter, wie nicht verwunderlich ist, auch die aufreizende Scene zwischen Lady Milford und dem Kammerdiener, die in einem Hoftheater kaum möglich ist. Auch den Auftritt, da der alte Miller nach dem Tode seiner Tochter erscheint, tilgte man sowie auch die allzu derben Redewendungen, deren er sich zu bedienen pflegt. Die Rolle wurde übrigens von Koch vortrefflich gegeben, wie sich denn auch nachher im Burgtheater stets der richtige Künstler für sie gefunden hat. Nicht minder wirkungsvoll war der „Obergarderobenmeister" v. Kalb Herrn Krügers und die Luise der Madame Koberwein, wie wenigstens die zeitgenössische Kritik versichert. Wir freilich werden nicht ganz in den Beifall einstimmen, den die letztgenannte Künstlerin für den naturalistischen Zug einheimst, daß sie, um die Wirkung des Giftes zu veranschaulichen, mit den Zähnen hörbar klapperte. Das bürgerliche Trauerspiel Kabale und Liebe hat sich seitdem als ein Zugstück ersten Ranges im Repertoir des Burgtheaters erwiesen; es hat die 150. Aufführung schon lange hinter sich, so die zeitgenössische Kritik, welche das Stück bei seinem Erscheinen fast einhellig verwarf, in der überzeugendsten Weise ad absurdum führend. Stünde heute etwa Karl Philipp Moriz aus dem Grabe auf, er würde gewiß nicht mehr fragen: „Wie kann man solchen Unsinn schreiben und drucken lassen?"

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien.** Philosophisch-historische Classe. Sitzung vom 31. März. Der Secretär legt Berichte des Dr. Rudolf Beer und des Hrn. Ludwig Bittner über die Vorarbeiten für die Einleitung zu Johannes de Segovia's „Historia gestorum concilii Basileensis" vor. Dieselben werden der Conciliencommission überwiesen. — Sitzung vom 7. April. Das w. M. Hofrath Friedrich Müller legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Arbeit: „Die Transcription fremder Alphabete", vor. Die Abhandlung ist eine eingehende Kritik der gleichnamigen soeben erschienenen Broschüre von C. Kuhn und H. Schnorr v. Carolsfeld, welche wiederum auf den Vorschlägen des Genfer Comités des Orientalistencongresses fußt. Der Verfasser geht von streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus, welche in das schon ganz von Orientalisten und Sprachforschern erörterte Problem Licht bringen dürften. Das w. M. Hofrath Jagić hält einen Vortrag über „die Aufgaben der Erforschung der südslavischen Dialekte, erläutert an dem Verhältniß der serbo-croatischen Schriftsprache zu

bosnisch-hercegovinischen Mundart". Ein serbisches Sprichwort sagt, Hercegovina habe alle Länder bevölkert, ohne sich entvölkert zu haben. Je nachdem glücklichen oder unglücklichen Zeiten diese von poetischer Uebertreibung nicht ganz freie Volksspruch auch entstanden sein mag, auf die Geschichte der serbo-croatischen Schriftsprache kann er vollinhaltlich angewendet werden. Hercegovina, der südliche Theil Bosniens und der südwestliche Theil Serbiens, ist der eigentliche Herd derjenigen Literatursprache, welche gegenwärtig in Serbien, Bosnien-Hercegovina, Montenegro, Dalmatien, Croatien-Slavonien nebst Südungarn und dem größten Theil Istriens sammt den Quarneroinseln ihre Geltung hat und im Osten und Süden dieses Sprachgebietes den Namen serbisch, im Nordwesten den Namen croatisch führt. In der Wissenschaft, welche jeder leidenschaftlichen Aufregung gern aus dem Wege gehen möchte, pflegt man in neuerer Zeit den combinirten, den einzelnen Theilen gerecht sein wollenden Ausdruck serbo-croatisch als die entsprechendste Bezeichnung anzuwenden. Für dieselbe Sprache kann man auch die Benennung illyrisch (hauptsächlich im Küstenland, z. B. in den Kreisen der österreichischen Marine), bosnisch (in Bosnien), slavonisch (in Slavonien) hören. Bedenkt man, daß die Sprache, welche gegenwärtig als Trägerin und Vermittlerin des geistigen Lebens aller dieser Länder fungirt, aus Hercegovina gleichwie aus einem Bienenkorb herausgeflogen ist, so kann man ohne Uebertreibung sagen, daß dieses Land mit seiner schönen, wohlklingenden Mundart in der That große Eroberungen gemacht hat. Diese datiren nicht etwa erst aus der neuesten Zeit, da unter dem Einfluß moderner Ideen, auf Grund sprachlicher Gleichheit, literarische und culturelle Einheitsbestrebungen aufzukommen pflegen. Nein, die Reize der bosnisch-hercegovinischen Mundart wurden schon im 16. Jahrhundert und später von den weitklugen und weit blickenden Ragusanern nach Gebühr gewürdigt. Sie lag ja ihnen auch nicht fern, sie reichte bis an die Mauern ihrer Republik. Bezüglich eines Dichters dieser einstigen Culturträgerin auf der Balkanhalbinsel wird ausdrücklich hervorgehoben (es ist Junius Palmotić gemeint), er habe für seine dichterischen Leistungen dem reinen bosnischen Dialekt vor der stark mit Italianismen vermischten localen Mundart den Vorzug gegeben. Dieses Zeugniß kann füglich verallgemeinert und nicht nur auf die bedeutendsten Dichter Ragusa's im 17. und 18. Jahrhundert überhaupt, sondern auch bei den meisten Schriftstellern Dalmatiens stillschweigend vorausgesetzt werden, da schon damals das Bestreben sich regte und häufig zum Ausdruck kam, in sprachlicher Beziehung aus dem engen Rahmen der Befriedigung localer Bedürfnisse herauszutreten und weiteren Lesekreisen zu dienen. Alle ohne Ausnahme wiesen dabei auf Bosnien und Hercegovina als dasjenige Land hin, an dessen schöne und reine Mundart man sich vorzüglich halten müsse. Statt vieler nehme Jagić zwei solche Zeugnisse heraus. Bartholomäus Kašić war ein geborener Norddalmatiner (er stammte aus Pago), und doch entschloß er sich, sein „Rituale illyricum" (herausgegeben in Rom 1640) in bosnischer Mundart abzufassen, weil er diese für die schönste, wohlklingendste und am weitesten verbreitete hielt. Auch der höchst verdienstliche Lexikograph des 17. Jahrhunderts, der Jesuit Jacobus Micalia, dessen im Jahre 1649 in Loreto gedrucktes Wörterbuch (Dictionarium illyricum) sehr großen wissenschaftlichen Werth hat, berührt in der Vorrede zu seinem Werk die Frage von den Mundarten, und als sehr feiner Kenner des Illyrischen, wie man damals die Sprache nannte, gibt er der bosnischen Mundart den Vorzug. Er vergleicht die Eleganz derselben innerhalb des Illyrischen mit den Vorzügen der toscanischen und römischen Mundart innerhalb des Italienischen, so es folgert daraus, daß alle illyrischen Schriftsteller in dieser Mundart schreiben sollten. Der hier laut gewordene Wunsch diente in der That den hervorragendsten Dichtern und Schriftstellern des 17. und 18. Jahrhunderts als leitender Gedanke und Micalia's Wörterbuch als leuchtendes Vorbild. Das lag um so näher, als ja gerade in dieser Epoche Bosnien ein nicht geringes Contingent von Vertretern der Literatur zugeführt hatte. Allerdings ist dabei nur der katholische Theil Bosniens gemeint, dessen literarische Repräsentanten die Priester des Franciscanerordens waren, während bei den Anhängern der griechisch-slavischen orthodoxen Kirche damals in allen Schriftäußerungen die kirchenslavische Sprache vorherrschte. Die Katholiken dieses Landes schrieben anfangs nur mit cyrillischer, später auch mit lateinischer Schrift Werke erbaulichen, katechetischen, ja selbst dogmatischen Inhalts. Ihre Thätigkeit tritt zu den gleichzeitigen Leistungen der westlichen Nachbarn (in Dalmatien und Ragusa) ergänzend hinzu und verdient namentlich in sprachlicher Hinsicht rühmlich hervorgehoben zu werden. Vuk Stefanović Karadžić, der Begründer der modernen serbischen Literatursprache, kam im Verlauf seines retrospectiven sprachgeschichtlichen Studiums auch auf einen der ältesten bosnischen Schriftsteller, auf Fra Matija Divković, und war von der Schönheit der Sprache desselben sichtlich überrascht. Er sagt darüber in seinen „Primjeri": „Die Sprache in diesem Büchlein (es ist „Nauk Krstianski" gemeint) ist die serbische nach der südwestlichen Mundart, aber wie sie Divković selbst bezeichnet, die bosnische; im ganzen genommen könnte man sagen, sie sei besser als jene des Daskthems." Diese Werthschätzung trifft das Richtige, ja sie bleibt nach Jagić' Dafürhalten selbst hinter der Wirklichkeit noch zurück. Was hätte Vuk gesagt, wenn ihm die ganze bosnische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts bekannt gewesen wäre? Wenn er neben Divković auch noch Posilović und Margitić oder Bandalović, Knežić, Filipović, Dobretić u. a. gelesen hätte? Er würde wahrscheinlich noch dringender den Wunsch wiederholt haben, den er betreffs Divković an seinen Schüler und Mitkämpfer Gj. Daničić gerichtet hatte: dieser möge den schönen und reichen Sprachschatz Divkoviés für das serbische Lexikon verwerthen. Den Wunsch Vuks faßte Daničić als ein Vermächtniß auf, welches er in noch größerem Maßstabe in dem Wörterbuch der südslavischen Akademie zur Ausführung zu bringen gesonnen war, als er schon bei den ersten Anfängen gebrochen dahinsank. Während im 17. und 18. Jahrhundert in dem westlichen Sprachgebiet, wozu Bosnien und Hercegovina, Dalmatien und Ragusa, zuletzt auch Slavonien zählten, die Idee der literarischen Einheit durch einzelne Vertreter und durch isolirte Bestrebungen gefördert wurde, trat zu Anfang unsres Jahrhunderts für das östliche, specifisch serbische Sprachgebiet als zielbewußter Regenerator und Reformator der geniale Vuk Stefanović Karadžić auf. Es muß natürlich nicht anders als ein glücklicher Zufall genannt werden, daß auch die Vorfahren Vuks aus Hercegovina stammten, und daß er selbst in einer Gegend, wo die hercegovinische Mundart zuhause war, geboren wurde; allein es ist kein Zufall mehr, sondern eine wohl durchdachte Combination, daß er sich als das Ideal einer serbischen Literatursprache die geläuterte hercegovinische Mundart dachte. Seit 1818 schrieb und druckte er alles in dieser Mundart (bis auf die Lebensbeschreibung Miloš Obrenović') und im Jahre 1845 begründete er seine These in einer etwas ausführlicheren Auseinandersetzung, in welcher er auf die relativ weiteste Verbreitung dieser Mundart in der gegenwärtigen Zeit großes Gewicht legte und auch die Vorherrschaft derselben in der reichen Literatur Ragusa's aus früheren Zeiten stark betonte. Um Vuks Ideen zu verstehen, dazu gehörte ein hoher Grad geistiger Reife, der fürs erste nur bei wenigen vorausgesetzt werden konnte. In der That, dem Gedankengang Vuks schloß sich seitens der Serben zunächst und vor allen sein ebenso begabter Schüler Gj. Daničić an. Diese beiden Koryphäen begründeten denn auch sowohl durch die Herausgabe der herrlichen Schätze serbischer Volksdichtung und auch anderer wichtiger Werke (u. a. z. B. der Uebersetzung der Bibel), als auch durch die Erforschung der Sprache nach ihrem grammatischen Wesen und ihrem lexikalischen Reichthum die heutige serbische Literatursprache für diejenigen, die sich im schriftlichen Verkehr der cyrillischen Schrift bedienen. Kurze Zeit nach Vuks Auftreten machte sich durch die Macht der Umstände die Anziehungskraft derselben dalmatisch-hercegovinischen Mundart auch im westlichen Sprachgebiete geltend. Schon zu Anfang des Jahrhunderts war das Ansehen dieser Mundart sehr groß. Während der napoleonischen Herrschaft in der neu geschaffenen Provinz Illyrien dachte man in einem fort daran, das ragusäische Illyrisch zur Sprache der Schule und des Amtes zu machen. Und ebenso schloß sich in den vierziger Jahren der in Agram begründete Illyrismus wieder an die glorreiche Glanzperiode Ragusa's an, und soweit es unter veränderten Bedürfnissen thunlich war, suchte er in die Fußstapfen jener Zeit zu treten, gleichsam um den Faden jener Epoche fortzuspinnen. Doch aus der idealen Höhe der Sprache eines Gundulić kehrte man bald auf den realeren Boden der echten Volkssprache, die ja durch die Leistungen Vuks mit so musterhaften Vorbildern reichlich ausgestattet war, zurück; das größte Verdienst für diese Schwenkung gebührt dem literarisch hoch gebildeten illyrischen Dichter Stanko Vraz. Daß der illyrische Name später aufgegeben wurde, das änderte an der Thatsache der sprachlichen Einheit nichts; die heutige croatische Literatursprache hat im Grunde genommen denselben Ausgangspunkt wie die serbische, der Unterschied beschränkt sich auf die Benennung und auf den Gebrauch der Schrift. Endlich bekam die hercegovinische Mundart einen neuen Spielraum in ihrer

Digitized by Google

eigenen Heimath, in Bosnien und Hercegovina. Als diese Länder durch Schicksalsfügung vor mehr als einem Decennium zum neuen Culturleben berufen worden, bekamen sie als eine der ersten Gaben des neuen Regimes ihren schönen Heimathsdialekt als das Organ und den Träger des gesammten öffentlichen und Culturlebens wieder; die Sprache des Landes wurde in der geläuterten Form nach den theoretischen Grundsätzen eines Vuk und Daničić unter Anwendung beider Schriften in die Schule und ins Amt, in den Verkehr und in die Literatur eingeführt. Möge sie auch da den immer mehr zunehmenden Culturbedürfnissen gute Dienste leisten, ohne selbst dabei Schaden zu leiden. So vollzog sich der stille Eroberungszug der Volkssprache Hercegovina's und Bosniens, dank sei es der unwiderstehlichen Kraft ihrer inneren Vorzüge. Außerhalb ihrer engeren Grenzen hat sie im ganzen Osten, Westen und Norden festen Fuß gefaßt und viel Terrain erobert. Der Vortragende ließ seine Blicke in die Vergangenheit schweifen, um die allmähliche Gestaltung einer einheitlichen und serbo-croatischen Literatursprache, ohne welche ja kein nationales Culturleben geführt werden kann, ins richtige Licht zu stellen. Die großen Vorzüge, welche dabei Bosnien und Hercegovina im Buche des Schicksals zuerkannt wurden, sind indeß durch die vorausgegangene Betrachtung noch nicht erschöpft. Bosnien war außerdem vorbehalten, in die Schoßkammer der Reliquien der serbo-croatischen Sprache die schönsten Stücke niederzulegen. Unter allen südslavischen Ländern brachte Bosnien zuerst seine Volkssprache auch in schriftlichen Aufzeichnungen zur Geltung. In diesem Lande, wie vielleicht nirgends so stark und unmittelbar, bekämpften sich durch Jahrhunderte die Gegensätze zweier Culturströmungen Europa's; aus diesem Kampf, der in mancher Beziehung von sehr bedauerlichen Folgen begleitet war, ging wenigstens die Volkssprache als Siegerin hervor. Frägt man, aus welcher Zeit und aus welcher Gegend das älteste Denkmal der serbo-croatischen Sprache herrührt, so rückt Bosnien mit der Urkunde Kulins vom Jahre 1189 heraus, und dieses älteste Original ist in schöner Volkssprache geschrieben, mit nur ganz geringer Beimischung des kirchenslavischen Elements. Die Urkunde hat nur einen Mangel, daß sie für unsere Wünsche viel zu kurz ist; und doch, so kurz sie auch ist, sie gestattet tiefen Einblick in die damaligen geistigen Zustände des Landes. Sie zeigt, daß die in der nächsten Nachbarschaft zur absoluten Herrschaft gelangte Macht der lateinischen Sprache (in Ungarn, Slavonien, Croatien) hier noch nicht die Grundsätze einer anderen geistigen Richtung, welche auf der Zusammengehörigkeit dieser Länder mit der byzantinisch-slavischen Cultur beruhte, gänzlich verdrängen konnte. Der Ban bediente sich im Verkehr mit der schon damals halb slavischen Republik Ragusa der Sprache seines Herzens und Gewissens. Sein dijak (Cancellarius, eigentlich Diaconus), Namens Radoje, höchst wahrscheinlich ein bosnischer Bogomile, war mit den literarischen Ueberlieferungen der slavischen Sprache in der cyrillischen Schrift wohl vertraut, er wendete sie mit einigen seinen Eigenthümlichkeiten an, die uns vermuthen lassen, daß sich der Cyrillismus hier wie in der ganzen westlichen Hälfte von Bosnien bis hinab nach Macedonien im engsten Anschluß an den älteren Glagolismus eingerichtet hatte und von dem östlichen Cyrillismus (in Serbien und Bulgarien) in manchen charakteristischen Punkten verschieden war. Aus diesen schon in der ältesten Urkunde zum Vorschein tretenden Eigenthümlichkeiten sind im Laufe der nächstfolgenden Jahrhunderte die typischen Züge jener Abart der cyrillischen Schrift und Orthographie hervorgegangen, die in Bosnien und Dalmatien bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts allgemein bekannt und verbreitet war und im 17. und 18. Jahrhundert, wie schon oben berührt wurde, mehrere gedruckte Werke lieferte. Die Urkunde Kulin-Bans blieb nicht vereinzelt. Auch die nächstfolgenden Jahrhunderte (13.—15.) liefern gerade aus Bosnien und Hercegovina eine Anzahl der schönsten Miniaturbilder der volksthümlichen Sprache jener entlegenen Zeiten. Die bosnischen, in cyrillischer Schrift geschriebenen Urkunden über die politischen und Handelsbeziehungen dieses Landes zur Republik Ragusa bilden für uns die reichste Fundgrube zur Beleuchtung des geschichtlichen Entwicklungsganges der serbo-croatischen Sprache und enthalten viele Winke über die dialektischen Eigenthümlichkeiten, die noch nicht gehörig ausgebeutet sind. Der Rückstand erklärt sich zum Theil aus der noch ganz mangelhaften Kenntniß der dialektischen Eigenheiten innerhalb der heutigen Volkssprache Bosniens und Hercegovina's, von denen man nur im allgemeinen weiß, daß sie vorhanden sind; eingehender hat man sich bisher damit nicht beschäftigt. Kaum die eine oder andere Abhandlung aus neuester Zeit liegt vor. So lange aber das nicht geschieht, geht uns der sichere Maßstab zur Beurtheilung ab, ob die eine oder die andere Eigenthümlichkeit, die uns durch die Urkunden fürs 14. bis 15. Jahrhundert bezeugt wird und immerhin einen localen mundartigen Charakterzug abgeben kann, durch die Erscheinungen in der heutigen Volkssprache bestätigt und gestützt wird oder nicht. Der Wunsch nach eingehenderer Belehrung entspricht nicht bloß dem engen philologischen Interesse, die Lösung dieser Frage würde im Zusammenhang mit einigen anderen noch für die Geschichte der Besiedelung dieses Landes, für die eventuellen Stammeseigenthümlichkeiten und für die nachträglichen Mischungsprocesse von allergrößter Wichtigkeit sein. In der That scheitert die richtige Beurtheilung des alten Sprachmaterials fortwährend an der einen Klippe, die man einfach Unkenntniß der heutigen Volkssprache in allen ihren dialektischen Nuancen nennen muß. Möge es auch in dieser Beziehung bald besser werden. Die wissenschaftliche Erforschung der Volkssprache sowohl Bosniens als auch jedes anderen Landes auf der Balkanhalbinsel sollte hinter jener der natürlichen Beschaffenheiten der betreffenden Länder nicht zurückbleiben, ja womöglich in erster Linie stehen. Denn die Natur des Landes ändert sich nicht so leicht und so schnell wie die seiner Bewohner. Und gerade jetzt treten alle diese Länder in neue Lebensbedingungen ein, die so manches Stück alter Sitte beiseite zu schieben drohen; dahre sollte die ethnographische Erforschung dieser Länder, die ohne genaue Berücksichtigung der Volkssprache sehr lückenhaft ausfallen würde, an die Tagesordnung gesetzt werden. Daß die kaiserliche Akademie der Wissenschaften an dieser Arbeit sich betheiligen will, wird gewiß in weitesten Kreisen ein sympathisches Echo erwecken.

* **Heidelberg.** In der naturwissenschaftlich-mathematischen Facultät hat sich Dr. Max **Dittrich**, der hier ein chemisch-bacteriologisches Institut innehat, mit einer Probevorlesung über die wirksamen chemischen Bestandtheile der Genußmittel als Privatdocent habilitirt.

* **Düsseldorf.** Der **Historische Verein für den Niederrhein** hält seine erste diesjährige Hauptversammlung am 2. Juni hier im neuen Rathhaussaale ab. Vorträge halten: Conservator der Kunstakademie, Dr. Schaarschmidt, „Aus Düsseldorfs Vergangenheit als Knotenstadt", Prof. Dr. Hüffer (Bonn) „Zu Goethe's Briefwechsel mit Sulpiz Boisserée" und Dr. Tille „Forschungen in rheinischen Archiven".

* **Leipzig.** Wie das „Tgbl." mittheilt, erhielt der Privatdocent an der hiesigen Universität Dr. Ernst **Neumann** einen Ruf als außerordentlicher Professor der Philosophie und Pädagogik an die Universität **Zürich**.

* **Berlin.** Am 29. vor. Mts. fand eine Ausschußsitzung des **Orientcomités** statt, in welcher über die eventuelle **Auflösung**, bezw. das Fortbestehen dieser um die **deutschen Ausgrabungen in Vorderasien** verdienten Körperschaft Beschluß gefaßt werden sollte. Da jedoch die erforderliche Anzahl von zwei Dritteln aller Stimmen nicht vertreten war, so konnte keine Entscheidung herbeigeführt werden, vielmehr gewinnt die Hoffnung Raum, daß das Comité erhalten bleiben und seine Aufgabe, die Erforschung des alten Orients zu fördern, wieder mit Nachdruck aufnehmen werde.

Kasan. Vorige Woche fand hier die Grundsteinlegung des **Bacteriologischen Instituts** statt. Die Mittel zur Errichtung des Instituts belaufen sich bis jetzt auf 43,000 Rbl., wovon 42,000 Rbl. auf den Bau zu verwenden sind.

* **Kunst-Auction** von **C. G. Boerner** in **Leipzig.** *

Dienstag, den 15. Juni 1897.

Sammlung Rodenacker.

Prachtvolle Kupferstiche und Radierungen alter Meister,

darunter viele grosse Seltenheiten.

Kunstbücher und Kataloge.

Reiches Werk des D. Chodowiecki.

Kataloge zu beziehen von der

Kunsthandlung von C. G. Boerner in Leipzig,

Nürnbergerstrasse 44. (8398)

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 3. Juni. Nummer 124.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Vom Jenaer Bier und Lichtenhainer. Von Hugo Böttger. — Ueber die Volksnamen: Wälsche (Italiener), Walach, Wlach (Rumäne) und Lach (Pole). I. Von Dr. W. Milkowicz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Vom Jenaer Bier und Lichtenhainer.

Von Hugo Böttger.

Im Haushalt von Jena und den umliegenden Bierdörfern — bei Lichtenhain, Ziegenhain, Wöllnitz ꝛc. darf man mit Fug und Recht diese Bezeichnung gebrauchen — spielt das Bier eine wichtige finanzpolitische Rolle; auch in und um Jena ist der genius loci feucht und es kann nicht überraschen, einmal daß die Bierproduction in Jena und Umgegend seit altersher ein blühendes Gewerbe und eine munter sprudelnde Steuerquelle bildet, und zum zweiten, daß die Herstellung und Veräußerung des Gerstensaftes dort von Gemeindewegen besorgt wird und, was wenigstens Jena anbetrifft, ein sehr ergiebiges Geschäft der Stadt geworden und wohl geeignet ist, den überall sonst wachsenden Communalsteuern gewisse Schranken zu setzen. Zudem haben sich im Brauwesen Jena's und seiner Umgegend, in der Stadt bis vor wenigen Jahren und auf den Dörfern bis heute, die genossenschaftlichen Productionsformen in mittelalterlicher Eigenart erhalten, so daß in der That die Jenaer Bierverhältnisse etwas eigenes an sich haben, was sie auch dem Cultur- und Wirthschaftshistoriker interessant macht. Im 9. Bande der Untersuchungen des „Vereins für Socialpolitik" über die Lage des Handwerks gibt nun Dr. Horst Hoffmann, ein Schüler des Hrn. Professor Pierstorff in Jena, ein anziehendes Bild von der Entwicklung des Brauwesens in Jena und Umgegend; an dem reichen Material, das in dieser Abhandlung gesammelt ist, dürfte auch ein allgemeineres Publicum Antheil nehmen.

Die ersten Urkunden, die vom Jenaer Bier berichten, datiren aus dem 13. Jahrhundert. Die Einzelwirthschaften der befestigten Stadt fingen an, über den Hausbedarf hinaus für fremde Wirthschaften Bier zu erzeugen, und die Stadtgemeinde nahm die Brau- und Schenkbefugniß alsbald ausschließlich für ihre steuerpflichtigen Bürger in Anspruch. Die Stadt bildete zum Schutz der heimischen Production das Bannrecht zu voller Schroffheit aus. Den Juständern war verboten, Bier von außerhalb zu holen oder zum Biertrinken aus der Stadt zu gehen, und die Vorstädter sollten vor dem Thore weder schenken, noch Bierhandel treiben; aber sie durften, wenn sie die vorgeschriebenen städtischen Steuern entrichteten, sowohl für den Hausbedarf mälzen und brauen, als auch ihr Getränke in der Stadt an den Mann bringen. In den Jenaischen Statuten von 1404 finden sich die ersten näheren Angaben über die Braugerechtsame der Bürger. Nach ihnen wurde die Brau- und Schenkbefugniß von dem Grade der Stadtsteuerleistung und der Wehrhaftigkeit des Bürgers abhängig gemacht. Für das höchste Brauquantum war eine Abgabe von 15 Schillingen nebst einem Wacheschilling vorgeschrieben und der Besitz eines vollständigen Harnisches. Die Bürger brauten das einfache Bier in ihren Häusern mit den Hülfskräften ihres eigentlichen Berufsgewerbes. Den Ueberschuß über den eigenen Bedarf gab man nach außen ab und tauschte dafür Brodgetreide ein, das im coupirten Jenaer weinbebauten Gebiete keinen rechten Nährboden hatte. Von tiefst gehender Bedeutung für die Bierproduction der ganzen Gegend waren um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Rückgang des Weinbaues und des Weinhandels und die Gründung der Universität. Seitdem 1548 die ersten Studenten, meist biergewohnte Norddeutsche, in Jena eingezogen waren, wurden natürlich bedeutend umfangreichere Anforderungen an die Brauthätigkeit gestellt. Die Biernachfrage wuchs proportional der schnell steigenden Zahl der Immatriculationen und konnte in der ersten Zeit nicht immer befriedigt werden.

Der Consum der sehr „trinkbaren" Lehrer und Schüler jener Zeit wurde freilich durch allerhand landesherrliche Privilegien gefördert. So war unter anderem das im Collegium und später in der von der Universität angekauften „Rose" verzapfte Bier vom Zehnten befreit. Es berührt heute eigenthümlich, daß die ansässigen Professoren befugt waren, fremdes Bier einzulegen und an Universitätsmitglieder abzugeben. Daraus, daß es zu groben Mißbräuchen und Ausschreitungen kam, darf man schließen, daß die akademischen Lehrer jener Zeit manchmal vielleicht ebenso viel Bier wie Weisheit verzapft haben. 1558 erhielten sie nun auch noch das Recht, so viel Bier steuerfrei im Brauhause des ehemaligen Paulinerklosters zu brauen, als sie für ihren Hausbedarf und für ihre Tischgenossen brauchten; sie machten daraus ein schwunghaftes Gewerbe, schädigten den bürgerlichen Erwerb und leisteten dem Trinkunwesen in so großem Stile Vorschub, daß eine Polizei- und Landordnung gegen das „Zutrinken und Vollsaufen" erlassen werden mußte, die aber, wie manche ihrer Nachfolgerinnen, ein erfolgloses papiernes Dasein geführt hat.

Mit der Zeit verfeinerte sich der Geschmack und schritt die Technik vorwärts. Der einzelne Bürger konnte im eigenen Hause die umfangreichen und kostspieligen Productionsmittel nicht mehr halten, und so baute denn die Stadt Gemeindebrauhäuser; dank dem guten Durste der Studenten begann in Jena das Braugewerbe in communal-genossenschaftlicher Weise aufzublühen, als der Verfall dieser Productionsform in Norddeutschland bereits längst eingesetzt hatte. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erreichte der Besuch der Universität mit annähernd 3000 Studenten seinen Höhepunkt. Das Trink- und Kneipwesen entwickelte sich zu einer sadelhaften Blüthe. In wie hohem Maße aber auch der innere Bierconsum stieg, die Stadt hatte dennoch wenig Nutzen davon, da seit Ende des 17. Jahrhunderts auch in Jena das städtische Bier durch dauernd schlechte Qualität und die ganze Braucommune durch mancherlei Unregelmäßigkeiten beim Mälzen, Brauen und Schenken in bösen

Digitized by Google

Ruf gekommen war. Neben dem städtischen Bier wurde akademisches und fürstliches Bier gebraut. Concurrenz- und Steuerstreitigkeiten gingen infolge dessen hin und her. Als 1712 die Jenaer Stadtordnung revidirt wurde, verbot man den Bürgern, auf die auswärtigen Dörfer oder in bestimmte Schankhäuser, wie den Rosenkeller und die Schenke zu Wenigenjena, zum Zechen zu gehen oder von dort ohne Erlaubniß Getränke zu holen. Wer an den bezeichneten Orten geschäftlich zu thun hatte, dem sollte ein Trunk daselbst unbenommen sein, aber er mußte vorher oder sofort nachher dem Bürgermeister Anzeige machen und seine Entschuldigungsgründe vordringen (!). Auch die Schenkbefugniß wurde neu geordnet. Die Professoren sollten in Zukunft nur an die bei ihnen wohnenden Studenten eigen gebrautes oder aus dem Rosenkeller bezogenes Bier schenken dürfen. Der Ausschank unterlag gewissen polizeilichen Beschränkungen. An Sonn- und Festtagen war nur der Verkauf von Bier über die Straße erlaubt, nicht aber das Bewirthen von Zechgästen. Wer seine Zeche nicht bezahlte, wurde mit Geld- oder Gefängnißstrafe bedroht; nur den Studenten sollte von den Tischwirthen bis zu 10 Rth. und von den Kellerwirthen bis zu 5 Gulden Bier creditirt werden dürfen. Diese Vorschriften werden in weitestem Umfange ignorirt worden sein.

Andrerseits nahmen die Studenten wiederholt Gelegenheit, gegen fiscalische Absichten des Staates und daraus resultirende Preisaufschläge auf das Bier in Unruhen und Bierkrawallen entschiedenen Einspruch zu erheben. Als 1715 der Bierpreis um 1 Pfennig erhöht werden sollte, wurde ein achttägiger Studentenaufstand ins Werk gesetzt, bei dem es wiederholt zu regelrechten Kämpfen zwischen der Stadtwache und den Empörten kam und schließlich sogar vom Herzog militärische Unterstützung nach Jena gesandt werden mußte.

Die Braugerechtsame war inzwischen einem größeren Kreise von Bürgern zugänglich gemacht worden. Neben den „Häuserbraukompen", den Kompanen, Genossen, deren Privilegium sich an den Hausbesitz knüpften, gab es „Geschoßbraukompen", die ihr Recht aus einem bestimmten Gemeindesteuersatz ableiten konnten; zwischen beiden gab es viel Streit, bei dem schließlich der Rath der Stadt eine immer größere Gewalt über das Brauwesen erhielt und diese im ganzen zu recht wohlthätigen, aber bis ins einzelne gehende Gewerbevorschriften benützte. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte auch dem Jenaer Brauwesen einen starken Niedergang seines Absatzes, besonders deßhalb, weil der Universitätsbesuch seit dem siebenjährigen Kriege beständig und schnell abgenommen hatte, so daß in den siebziger Jahren kaum noch 500 Studenten immatriculirt waren. Von da ab stieg die Zahl wieder langsam und hielt sich um die Wende des Jahrhunderts auf der Höhe von 900, bei einer Gesammtbevölkerung von 5000 bis 6000 Seelen. Der Bierconsum wurde auch dadurch geschmälert, daß es unter der stark zusammengeschmolzenen Zahl der Studenten jetzt viel weniger Studenten gab, welche die Hochschule besuchten, nur um dort einige flotte Jahre zu verleben. So gingen der Absatz des Stadtbieres und des akademischen Gebräus ziemlich gleichmäßig zurück, wogegen das eigenartige Dorfbier sich ziemlich auf der Höhe hielt. Gegen die Concurrenz der Umgegend, gegen das „Dorflaufen" der dierfröhlichen und veränderungslustigen Jenaer Bürger ging man nun wieder mit strengen Verboten — Gefängnißstrafen und im Wiederholungsfalle Zwangsarbeit! — vor. Der gesammte Bierconsum der Stadt betrug 1785 gegen 30,000 Eimer (1 Eimer gleich 0.72 hl). Es wurden insgesammt 28,537 Eimer Bier zur Versteuerung herangezogen, die sich auf folgende Sorten vertheilen:

4,036	Eimer	Stadtbier (aus 2 Brauhäusern),
1,960	„	Collegienbier,
21,654	„	Dorfbier,
339	„	Lichtenhainer Bier,
527	„	Köstritzer Bier,
21	„	Breyhahnbier.

Im großen und ganzen war das städtische Brauwesen im Anfang unsres Jahrhunderts nicht in den besten Heften. 1831 hatte der Stadtrath die Braugerechtsame gänzlich vom Steuersatz abhängig gemacht; er selbst hatte die Verwaltung und Leitung des Betriebes, und da kein Capital in das Unternehmen gesteckt wurde, so kränkelten Betrieb und genossenschaftliche Wirthschaft dahin. Die förmliche Besitzergreifung durch die Stadtbehörden konnte nur noch eine Frage der Zeit sein. 1856 betrug die Gesammtschuld der Brauerschaft 47,378 Thaler, ihr stand nur ein Gesammtvermögen von 7028 Thaler gegenüber, so daß die Gemeindecasse fortdauernd mit Vorschüssen einspringen mußte. Die Universität hatte bereits in den 20er Jahren mit der alten Wirthschaftsorganisation gebrochen und das akademische Brauhaus an einen Braumeister verpachtet. Sehr viel später erst konnte die städtische Bierbrauerei in mehr rentirende Bahnen geleitet werden; es waren unendliche Widerstände der einzelnen Baugenossen zu überwinden, und erst 1881 gelang es, aus dem verschuldeten, uninteressirt und ziemlich planlos geleiteten Genossenschaftsbetriebe eine sicher fundirte großcapitalistische Unternehmung der Stadt Jena zu machen. Die Gemeinde gewährte jedem Braugenossen 100 M. Vergütung für das ganze Braulos — 1876 betrug die Zahl der brauberechtigten Bürger 441 mit 194¾ Braulosen —, und denjenigen Braugenossen, welche 1868 Braulosgelder zur Deckung des Deficits bezahlt hatten, wurden, falls sie zur Zeit noch der Braugenossenschaft angehörten, die Beträge zurückgezahlt. In den letzten 10 Jahren hat sich das städtische Unternehmen unter der Leitung eines tüchtigen Fachmannes zu einer kleinen Musteranstalt entwickelt, die mit einem Bruttogewinn von 32 Procent arbeitet und aus welcher die Stadt 1893/94, abgesehen vom Steuerertrage, 54,138 M. Reingewinn gezogen hat. Während vordem die Braugenossen nur den Anspruch auf einen dubiosen Gewinn hatten, der fast immer ausblieb, genießt jetzt die ganze Gemeinde die Erträge des Betriebes. Das Geheimniß des Erfolges liegt in der guten, einheitlich geschlossenen Leitung und in der finanziellen Leistungsfähigkeit des Unternehmers, der keine Kosten für nothwendige Betriebsverbesserungen zu scheuen braucht.

Wie sehr ausschlaggebend diese beiden großen Voraussetzungen für ein communales Gewerbeunternehmen sind, und wie wenig auf die Dauer aus rein genossenschaftlichen Kräften in der Bierproduction auszurichten ist, das zeigt besonders die Entwicklung des Brauwesens der Dörfer um Jena. Wenn diese auch in der Erzeugung ihres obergährigen Bieres mit der trüben grüngelben Farbe, mit dem sahnigen Schaum und dem eigenartig pridelnden Rauchgeschmack eine Monopolstellung einnehmen — es soll wegen des besonderen Quellwassers der Jenaer Umgegend anderswo nicht herzustellen sein —, so scheint dennoch der besondere genossenschaftliche Charakter der dörflichen Bierproduction gegen die allgemeinen umgestaltenden Einflüsse der Zeit nicht auf die Dauer geschützt zu sein; und daß die alte Gewerbeverfassung in eine communale Verwaltung hinübergerettet werden könnte, das dürfte bei dem Mißtrauen und Eigensinn jener Kleinbauern als ausgeschlossen gelten. Vermuthlich wird also dort das genossenschaftliche System durch das rein capitalistische demnächst endgültig abgelöst werden.

Die ältesten urkundlichen Nachrichten über das Brauwesen der Dörfer bei Jena stammen aus Lichtenhain, das ja auch dem kühlen, erfrischenden und für gesunde Mägen harmlosen Getränke den Namen geliehen hat. Seit etwa

Digitized by Google

1570 sollen die Einwohner gewerbsmäßig Bier brauen; sicher ist, daß sich in Lichtenhain eine ländliche Braucommune am frühesten und am reinsten ausgebildet hat. 1756 erließ die altenburgische Regierung ein besonderes Braustatut, wonach jeder Brauberechtigte, Hausbesitzer oder Grundsteuerzahler, das gebraute Bier in seinem Hause schenken wie über die Gasse verkaufen konnte. Die Zehntmeister hatten dafür zu sorgen, daß nur gute Braugerste verwendet und beim Schanke mit richtigem Maße gemessen wurde. Auf das Pantschen war die humorvolle Strafe gesetzt, daß die Gemeindeältesten das verdünnte Bier in der Gemeindestube austrinken durften. Das Brauen geschah in einem bestimmten Turnus, der den Berechtigten zur rechten Zeit mitgetheilt wurde. In ähnlicher Weise entwickelte sich die Bierproduction in Wöllnitz und Ziegenhain, die bis auf den heutigen Tag in scharfem Wettbewerbe mit dem benachbarten Lichtenhain steht. Eine wie große Nachfrage nach dem leichten süffigen Stoff in der Musenstadt herrschte, ist schon in der obigen kleinen Tabelle zum Ausdruck gekommen; aber sein Ruhm, durch die akademischen Bürger in alle Welt getragen, ist auch weit über die Thüringer Lande hinausgedrungen, und heute ist das „Lichtenhainer", mag es auch zum großen Theil aus Wöllnitz und Ziegenhain stammen, ein keineswegs unbedeutender Exportartikel, den man z. B. in der Reichshauptstadt in vielen Restaurants und Kneipen antrifft. Seit der Mitte der 70er Jahre, wo Jena Bahnstation wurde, hat der Gesammtabsatz der Dörfer einen recht großen Aufschwung genommen. Gerade die neue Verkehrstechnik, die für die Jenaer Braucommune eine verstärkte auswärtige Concurrenz brachte, hat der alten Genossenschaftsorganisation auf dem Lande zunächst unerwartet neue Lebenskräfte zugeführt. Freilich haben dort mit der steigenden Conjunctur neben dem Gemeindebrauhaus auch sofort einzelne brauberechtigte Bauern selbständige Betriebe eröffnet. Im Jahre 1894 betrug die Gesammtbierausfuhr mit der Bahn aus Lichtenhain, Wöllnitz und Ziegenhain, ausschließlich des mit Fuhrwerk vermittelten Absatzes nach Jena und der näheren Umgegend, 14,595 Hektoliter. Hievon entfielen allerdings drei Viertel auf die Privatbetriebe und nur ein Viertel auf die Communebrauereien. Lichtenhain war an der Gesammtzahl mit 9875 hl, Wöllnitz mit 3155 hl und Ziegenhain mit 1565 hl betheiligt.

Vorläufig führt der Gemeindebetrieb noch einen Kampf mit den concurrirenden Privatunternehmungen, aber es ist kaum ein Zweifel statthaft, wohin sich der Sieg wenden wird: die bessere Technik, einheitliche kaufmännisch geschickte Leitung und die Capitalkraft wird die in viele Einzelinteressen zersplitterte Genossenschaft aufreiben. Interessant ist die Geschichte des ersten privaten Brauhauses in Lichtenhain, das der dortige Ortsvorstand Ende der 70er Jahre errichtet hat. Dieser hatte in aller Stille das Grundstück erworben, auf dem sich der von der Commune zum Brauen benutzte Brunnen befindet, und wollte auf diese Weise der Gemeinde das best geeignete Wasser entziehen und für seine neu zu errichtende Brauerei benutzen. Der Kauf wurde jedoch nach Intervention der Regierung für ungültig erklärt und der Betreffende, der inzwischen auf sein Amt und sein Communebraurecht verzichtet hatte, konnte sich nur noch zunutze machen, daß er, da auswärtige Bestellungen gewöhnlich an den Ortsvorstand gerichtet werden, im Besitz einer großen Zahl von Kundenadressen war. Dieser erste Privatbetrieb ist, da er unter beständigem Wassermangel zu leiden hat, unbedeutend geblieben. Bedeutender ist die zweite private Brauerei, die 1881 wiederum vom damaligen Ortsvorstande in Gemeinschaft mit dem Gemeindeeinnehmer eröffnet wurde. Der Betrieb hat die Communebrauerei bei weitem überflügelt; an Reibungen hat es nicht gefehlt, kurz nach der Gründung der Brauerei gruben die benachbarten Bauern den Eigenthümern das Wasser gänzlich ab, bis diese nach langem Streite mit der Gemeinde sich einen artesischen Brunnen anlegten. Nun florirt das Unternehmen, mit den besten Mitteln ausgestattet, in jeder Weise, während die Production der Braugemeinde sich wohl allmählich wieder auf den bescheideneren Umfang des Haus- und Ortsbedarfs beschränken wird.

Nirgends im modernen Wirthschaftsleben, so schließt Hoffmann seine dankenswerthe Studie, ist das Großcapital und die technische Vollkommenheit von bedeutenderem Einfluß als gerade im Braugewerbe, und die Thatsache, daß mit jedem Jahre die Anzahl der Braubetriebe zurückgeht, die Production zunimmt und der Steuerertrag ungefähr gleich bleibt, ist oftmals zahlenmäßig belegt worden. Dieser allgemeinen Entwicklung, der das städtische Brauwesen in Jena, als es bereits in den letzten Zügen lag, sich mit großem Erfolge angepaßt hat, können selbstverständlich die ländlichen Communebetriebe, trotz ihrer heutigen Prosperität, keinen langen Widerstand mehr leisten. Abgesehen davon, daß die Umstände, die diese Brauorganisation hier noch möglich machen, rein örtlich bedingt sind und somit eine Uebertragung auf andere Gegenden ausschließen, steht auch eine weitere Ausbildung der Communebetriebe im Sinne neuer Productivgenossenschaften oder öffentlicher Unternehmungen kaum zu erwarten. In absehbarer Zeit werden die in jeder Hinsicht beweglicheren Privatbrauereien den gesammten außerlocalen Absatz an sich gerissen haben.

Ueber die Volksnamen: Wälsche (Italiener), Wlach, Wlach (Rumäne) und Lach (Pole).

Von Privatdocent Dr. W. Milkowicz (Czernowitz).

I.

Die Erklärung der Namen, sowohl der Orts- wie auch der Personen- und der Volksnamen, ist nicht nur für die Philologie, sondern in noch höherem Maße für die Geschichte wichtig. Daher das Bestreben der Gelehrten aller Zeiten, dieselben zu erklären. Besonders beliebt waren solche Erklärungen im Mittelalter. Aber wie die Chronisten jeden Namen gern und angeblich ohne Schwierigkeiten zu erklären wußten, so haben ihre Deutungen nur selten einen Werth; meist sind dieselben vielmehr so naiv, daß man geneigt sein könnte, einen Scherz darunter zu vermuthen. Sie meinten es jedoch damit ernst. Wenn wir aber heute darüber lachen, so beweist das noch nicht, daß die Namenerklärungen der Gelehrten von heute, wo doch unsre philologischen und historischen Kenntnisse auf der Höhe stehen, unbedingt richtig sein müßten. Neben vielen freilich scharfsinnigen und richtigen Namenerklärungen gibt es eine Menge solcher, welche den mittelalterlichen an evidenter Sinnlosigkeit und Naivetät nicht nachstehen. Ja, wie man heute auf fast allen Gebieten des menschlichen Lebens auf absichtliche Fälschungen stößt, so fanden sich nicht wenige, welche zu verschiedenen Zwecken auch die Namen absichtlich falsch erklärten. Dies geschah, wo es sich um nationale Interessen handelte, wenn, sagen wir, ein Gelehrter einen Volksstamm, ein Land oder einen Ort auf Grund philologischer Deductionen für seine Nation vindiciren wollte. Aber auch in diesen Fällen, in welchen man ernstlich bemüht war, die Wahrheit zu finden, erschien dies schwer, ja oft unmöglich, denn eine absolute Sicherheit ist da manchmal nicht zu erreichen. Die Geschichte hat nicht immer die Mittel, den richtigen Weg zu zeigen, wenn sie nicht über die nöthigen Quellen verfügt, und die Philologie genügt auch nicht, um jedes Räthsel zu lösen und jeden Zweifel zu beheben, denn sie leidet manchmal an innerer Schwäche selbst dort, wo sie berechtigt

scheint, etwas sagen zu können. Nie dürfen wir nämlich den ironischen Ausspruch des bekannten Linguisten Schleicher vergessen, der da sagte, daß bei philologischen Deductionen die Vocale nichts und die Consonanten nur wenig bedeuten. Man kann also ein und dasselbe Wort auf verschiedene Weise erklären. So müssen sich auch die Philologen öfters sagen: est quaedam philolagis nescire. Liest man verschiedene Erklärungen, die nur von der Einfältigkeit der Autoren und der Oberflächlichkeit ihrer Bildung Zeugniß geben, so kommen einem unwillkürlich die Worte des redegewandten Cicero in den Sinn, welcher wahrscheinlich bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte: nulla sententia est tam absurda, ut non placuerit alicui phitasophorum.

Dies ist auch nicht zu verwundern, denn das einfache Richtige muß oft lange auf Umwegen gesucht werden. Und die richtige Deutung der Namen ist keine leichte Sache. Oft sprechen für eine bestimmte Auslegung eines Namens die historischen Gründe und die Philologie hätte auch nichts dagegen, und doch belehrt uns der Vergleich mit anderen ähnlichen Namensformen, daß die betreffende Deutung unhaltbar ist.

Ich habe nun einige Volksnamen gewählt, über deren Erklärung viel gestritten wurde, weil sie für die Geschichte von besonderer Wichtigkeit war. Es sind dies die Namen Walch, Wälsche, Woloch, Walach, Wlach und Lach.

Bekanntlich wurden und werden noch heute die Italiener oder besser gesagt alle Romanen von den Germanen Wälsche, früher Walche, genannt und bedeutet wälsch überhaupt romanisch. Aehnlich werden die Romanen von anderen Völkern genannt. Die Slawen, und zwar der slowenische Stamm nennt die Italiener Wlachy, Lachy, Lach; von den Polen wird Italien Wlochy, ein Italiener Wloch pl. Włosi genannt. Von den westlichen slawischen Stämmen haben diesen Namen die Ungarn übernommen und nennen einen Italiener Olasz. Die russischen Stämme nannten die Italiener Wolochy, welche Form sich in der ältesten russischen Chronik findet. Neben dem germanischen Walch finden wir also zur Bezeichnung der Italiener die slawischen Namensformen Woloch, Wloch, Wlach, Lach. Es ist evident, daß alle die germanischen und slawischen Namensformen auf eine Sprachwurzel zurückgehen, und es würde sich nur darum handeln, zu erforschen, welchem Sprachschatze dieses Wort angehöre und was es bedeute. Hier war also der wissenschaftliche Hebel anzusetzen. Dies geschah auch von mehreren Seiten und es liegen uns verschiedene Deutungsversuche vor. Doch ehe wir darauf zu sprechen kommen, müssen wir noch andere Völkernamen des Vergleiches halber in unsre Untersuchung hineinziehen.

Einen ähnlichen Namen wie die Italiener führen nämlich auch die Rumänen. Diese werden von den Deutschen Walachen, Wlachen, Flachen (13. Jahrhundert), von den slawischen Stämmen Walachy, Wolochy genannt. Von den Slawen haben diese Benennung ebenfalls die Ungarn entlehnt und nennen einen Rumänen Olah. In den ungarischen Urkunden des 13., 14. und späterer Jahrhunderte finden wir zur Bezeichnung des Rumänen die Namensformen: Olah, Olach, Oulach, Walach, Wlach. Die Lithauer nennen einen Rumänen Wolokas. Natürlich hat man wieder versucht, zu erklären, was dieser Name bedeute, wozu selbstverständlich in erster Linie die rumänischen Gelehrten berufen waren. Und wieder wurde dieser Name auf verschiedene Weise erklärt.

Wir dürfen aber auch dabei nicht stehen bleiben, sondern müssen noch nach anderen Völkernamen suchen, die dieselbe Form haben. Dazu gehören zunächst die Kroaten. Diese wurden bis ins 16. und 17. Jahrhundert hinein von den nördlichen slawischen Stämmen Walachen genannt. Außer diesen bekamen auch die Bulgaren von den byzantinischen Autoren oft den Namen Wlachen. Endlich wurden auch die Polen von den nördlichen Stämmen Lachen genannt. Der Name Lach zur Bezeichnung eines Polen findet sich schon in der ältesten russischen Chronik, bei dem sogenannten Nestor oder der Grundchronik des 11. bis 12. Jahrhunderts. Aehnlich haben dafür die Rumänen: Leh, Les, die Albanesen: Ljahi, die Türken: Leh, die Lithauer: Lenkas, die Magjaren: Lengyel. Auch dieser Name, nämlich: Lah, Leh, mit dem die Polen von ihren Nachbarn benannt werden, wurde von polnischen und anderen Gelehrten erklärt, und zwar ebenfalls auf verschiedene Weise.

Hervorzuheben ist, daß bei der Erklärung aller oben angeführten Völkernamen zwar auf ihre Aehnlichkeit hingewiesen wurde, jedoch sowohl das germanische: der Wälsche (Italiener), wie auch das slawisch-germanische: Walach, Wlach (Rumäne) nebst seinen verwandten Formen und schließlich das slawische Lach, Lech (Pole) als von einander unabhängige Formen erklärt wurden.

Wir müssen zunächst in Kürze die Erklärungen obiger Namen kennen lernen. Was den Namen betrifft, mit welchem die Germanen die romanische Bevölkerung nannten, so ist die fast allgemein angenommene Erklärung — zunächst von Miklosich, zuletzt auch in dem Etymologischen Wörterbuch von Kluge 1894 — die folgende: der germanische Name Walh, Wälsche in der Bedeutung: der Romane, sei eigentlich kein germanischer, sondern ein keltischer Name, und zwar entnommen einem keltischen Stamme in Gallien Namens Volcae, worauf, wie man behauptet, das germanische Walha beruht. Dieser Name wurde dann, so heißt es, auf die angrenzende romanische Bevölkerung übertragen, welche das Erbe der Kelten angetreten hatte. Derselbe Name, wird weiter behauptet, wurde nicht nur von allen germanischen, sondern auch von allen slawischen Völkern angenommen und die Romanen nun von allen: Walchen, Wälsche, Wlachy 2c. genannt. Dies ist das Ergebniß der bisherigen Forschung. Versuchen wir dagegen zu oppouiren! Kann man denn wirklich so leicht glauben, daß der Name eines unbedeutenden keltischen Stammes, welcher keine hervorragende geschichtliche Rolle spielte und dessen Name nur durch einen glücklichen Zufall uns bei Caesar erhalten blieb, von allen deutschen Stämmen, die doch auf der ganzen langen Linie vom Atlantischen bis zum Adriatischen und Schwarzen Meere einer- und bis zur Nordsee andrerseits gelagert waren, angenommen und dann der ganzen Bevölkerung des großen römischen Reiches angeblich durch Uebertragung gegeben und außerdem noch von den slawischen Stämmen angenommen worden wäre? Seit dem Auftreten der germanischen Volker auf der Bühne der Geschichte traten dieselben in eine immer nachhaltigere und öftere Berührung mit dem römischen Reiche, bis sie später zu unmittelbaren Nachbarn, dann Bedrängern und schließlich zu Eroberern desselben wurden. Die Berührung zwischen der germanischen und der romanischen Race fand aber gleichzeitig auf mehreren Punkten statt, sagen wir auf der ganzen nördlichen Linie des Mittelmeergestades. Es gab ferner mehrere deutsche Stämme. Und nun fragen wir: hat denn z. B. der östlichste deutsche Stamm, die Gothen, keine eigene Benennung für die Romanen, eigentlich für die Römer, gehabt? Es ist uns kein solcher Name bekannt. Sollen wir nun in dem Falle wirklich an eine Entlehnung dieses Namens von den auf dem gallischen Boden ansässigen deutschen Stämmen denken? Die Analogie mit anderen ähnlichen Fällen spricht entschieden dagegen. Nehmen wir als Beispiel die Benennungen, welche die Germanen von ihren Nachbarn bekommen haben. Die Italiener nennen alle Deutschen Tedeschi, und zwar haben sie nach jenem germanischen Stamm der Deutschen, mit dem sie in Berührung kamen, auch alle anderen germanischen Stämme durch einfache Uebertragung

Digitized by Google

des Namens Deutsche, Tedeschi genannt. Die Franzosen nennen alle Deutschen Allemands nach dem Namen des germanischen Stammes der Alemannen, mit dem sie benachbart waren. Die Völker an der Nordsee nennen die Deutschen Saxen, weil sie an der Grenze mit dem sächsischen Stamme in Berührung kamen und nach ihm also auch alle anderen germanischen Stämme benannten. Aehnlich verhält es sich auch mit den Benennungen, die die Deutschen von ihren slawischen Nachbarn erhielten. Die Südslawen, welche mit dem schwäbischen Stamme in Nachbarschaft wohnten, nennen jeden Deutschen einen Schwaben. Die Westslawen und mit ihnen auch die Ungarn nennen die Deutschen Nemci, ungarisch Nemet, wohl nach dem Namen eines anderen deutschen Stammes, mit welchem sie in Nachbarschaft wohnten. Man sieht daraus, daß jedes Volk seine eigene Benennung für ein fremdes Nachbarvolk zu haben pflegt. So etwas müßten wir also auch bei den Benennungen voraussetzen, welche die deutschen Stämme den Romanen gaben. Wenn dies aber nicht der Fall ist, so wäre der Grund dessen in dem Umstande zu suchen, daß die Römer einen einzigen in der Welt wohl bekannten Namen hatten, der auch allen deutschen Stämmen bekannt sein mußte. Wenn aber trotzdem alle deutschen Stämme die Romanen Wälsche nannten, so kann man da am allerwenigsten an eine Uebertragung eines keltischen Namens auf die Römer denken. Vielmehr liegt die Vermuthung nahe, daß der Name Wälsche eine Eigenschaft der Romanen bedeuten muß, welche einem jeden Deutschen, welchem Stamme er auch angehören mochte, sofort auffiel, so daß er das Volk nach dieser Eigenschaft benannte, woraus allein sich erklären ließe, warum die Benennung für das romanische Volk bei allen deutschen Stämmen gleich war. Die Germanen waren ja, wie gesagt, mit den Römern auf der langen Linie von West nach Ost bekannt geworden. Die römischen Colonien und die römische Cultur drangen immer weiter gegen Norden vor. Mit dem Verfall des Reiches wurde zwar die Existenz der romanischen Bevölkerung mitten unter den Barbaren gefährdet und sah man sich römischerseits gezwungen, die Legionen abzuberufen und die vorgeschobenen Posten aufzugeben, doch blieb immer ein Theil der romanischen Bevölkerung versprengt in den Alpenländern unter den Germanen zurück. Die heutigen und mittelalterlichen Namen der Ortschaften, die wir in Masse in den Alpenländern finden, wie Walchstadt, Wallersdorf (Walhinesdorf), Walchensee, Straßwalchen, Seewalchen, Traunwalchen ꝛc., bezeugen die Spuren der alten romanischen Niederlassungen; ja bis an die Nordsee drangen die römischen Colonisten, wo sie Walchonen oder Wallonen genannt wurden. Nach dem Verfall des römischen Reiches begann der Entnationalisirungsproceß der Romanen. Im 12. und 13. Jahrhundert finden wir die Romanen nur in sehr geringer Zahl, die romanischen Ortsnamen wurden schon hie und da durch germanische ersetzt, ja sogar die romanischen Personennamen verschwinden immer mehr. In derselben Weise aber, wie die romanischen Auswanderer im Norden germanisirt wurden, wurden auch diejenigen germanischen Stämme, welche die Linie des nördlichen Mittelmeergestades in der Richtung gegen Süden überschritten und auf dem Boden des alten Römerreiches sich niedergelassen hatten, mit der Zeit romanisirt. Uns interessirt hier aber das Schicksal oder vielmehr bloß der Name, den die römischen Colonien im Norden führten. Mit Ausnahme eines Bruchtheiles der romanischen Bevölkerung in Tirol, welcher den Namen Ladiner (Lateiner) führte, wurden überall, wie die oben angeführten Beispiele zeigen, die Romanen Walche, Wälsche oder ähnlich genannt. Die germanische Bevölkerung, welche also so im Osten wie im Westen in dem unmittelbaren Verkehr mit den Romanen stand, müßte offenbar aus anderen, und zwar inneren Gründen den Romanen diesen Namen, wie oben gesagt wurde, gegeben und nicht bloß einen fertigen Namen eines keltischen Stammes genommen haben, weil die östlichen germanischen Stämme eben gleichzeitig und unabhängig von den gallischen Stämmen mit den Römern zusammenstießen.

Daraus folgt, daß die oben besprochene und allgemein angenommene Erklärung des Namens Wälsche unhaltbar ist. Man darf ja nicht den ersten besten ähnlichen Namen, den man bei einem römischen Autor findet, ohne genügende Motivirung mit einem anderen in Verbindung bringen, denn die Aehnlichkeit beweist noch nicht die Identität. In unserm Fall ist es um so bedenklicher, als wir nicht wissen, wann der Name Wälsche aufgekommen ist, und es wahrscheinlich ist, daß zur selben Zeit, als die keltischen Volcae in Gallien lebten, die germanischen Stämme des Ostens die Römer Walchen nannten, und zwar unabhängig von den westlichen Stämmen.

Nicht besser steht es mit der Erklärung der Benennung: Wlachen oder Walachen, die die Rumänen führen. In erster Linie waren es natürlich die rumänischen Gelehrten, welche sich für verpflichtet erachteten, den Namen zu erklären, obwohl sie nicht die ersten waren, welche die Deutungsversuche machten. Neben den rumänischen Gelehrten ist besonders Miklosich zu nennen, der eine Erklärung dieses Namens gab, welche jedoch die rumänischen Gelehrten nicht befriedigte. Besonders eingehend beschäftigten sich mit dieser Frage B. P. Hasdeu, ein um die rumänische Geschichte wohl verdienter Gelehrter, in seiner „Istoria critica a Romaniloru“ I, p. 38 ff., dann Cogolniceanu, Xenopol u. a., in der letzten Zeit Ar. Densusianu. Daß der Name Walach verschieden gedeutet wurde, braucht nicht erst gesagt zu werden, doch wir müssen darauf verzichten, hier alle Erklärungen vorzubringen; es genügt, bloß auf die letzte von Densusianu gegebene näher einzugehen.

Im Jahre 1894 erschien in der rumänischen „Revista critica literara“ ein Aufsatz von Ar. Densusianu, welcher sich eigens damit beschäftigt. Der Aufsatz führt den Titel „Originea cuvêntului vlachu“ („Der Ursprung des Namens Wlach“). Dem Verfasser ist die Geschichte und auch die classische Literatur nicht fremd, was ein besonderes Lob verdient. Auch hat er seinen Gedanken consequent und scharfsinnig durchzuführen verstanden. Er hat auch die einschlägige Literatur, auf die ich hiemit verweise, fleißig zusammengestellt. Kurz, wir haben vor uns die Arbeit eines ernsten und gewissenhaften Forschers, welchen Namen er um so mehr verdient, als er Sachen vorbringt, die andere rumänische Schriftsteller mit der nationalen Würde vielleicht nicht vereinbar gefunden hätten.

Das Ergebniß seiner Untersuchung ist nämlich folgendes: die Römer wie die Griechen haben den umwohnenden barbarischen Völkern oft einen verächtlichen Spitznamen gegeben, welcher sich dann für immer behauptete. So haben die Römer einem in Italien, in Campanien wohnenden Volksstamm den Namen Opici gegeben, die Griechen: *οἱ Ὄπικες*, das heißt sie nannten dieselben dumm, von opicus-a-um, roh, einfältig, dumm. Die Griechen haben nun auch in ähnlicher Weise demjenigen Stamm, welcher im Donaugebiet wohnte, den Namen *βλαχοι* gegeben, von *βλάξ-κος*: träg, stumpfsinnig, dumm, weil es ein ungebildetes, rohes Hirtenvolk war. Er sucht nun die betreffenden Stellen zusammen und findet, daß auch die umwohnenden Völker den Walachen ähnliche Epitheta gaben. Er kommt daher zum Schluß, daß die griechische Benennung *βλαχοι* in der Bedeutung: ein rohes, dummes Hirtenvolk von anderen Völkern übernommen wurde, woraus dann Wlach, Walach und Woloch wurde. Wie sorgfältig auch der Autor alle möglichen Belege zusammen-

Digitized by Google

gestellt hat, so erheben sich doch sehr ernste Bedenken gegen seine Hypothese. Zunächst darf man nicht alle Worte, welche ähnlich klingen, für verwandt halten. Das griechische βλάξ bedeutet: träg, dumm; aber das Wort Wlach, wenn auch seine Entstehung aus βλάξ formell sich ableiten ließe, kann zu einer ganz anderen Wortgruppe gehören, wie es z. B. niemandem einfallen würde, die Wurzel rus (Russen) mit dem lateinischen rusticus in Verbindung zu bringen. Bei jedem Wort muß man außer dem äußerlichen Klang auch eine innere Verwandtschaft sozusagen genealogisch nachweisen, ehe man es einer gewissen Wortsippschaft zutheilt. Somit braucht auch die Verbindung des Wortes βλάξ mit Wlach nicht zwingend zu sein. Ferner muß man vor allem fragen, wer, welches Volk den Bewohnern des Donaugebietes den Namen Wlach zuerst gab? Ob es wirklich die Griechen oder ein anderes Volk war? Der Autor nimmt aber von vornherein als selbstverständlich an, daß die Walachen von den Griechen also benannt wurden. In seinem Beweise führt er unter anderem an, daß es in Konstantinopel eine Kirche namens Blachernae gab, welche schon im 5. Jahrhundert genannt wird und von welcher auch die ganze Vorstadt Blachernae genannt wurde. Dies wird auch von anderen Schriftstellern angeführt. Doch kann man das nicht recht verstehen. Das erstemal finden wir die Walachen als ein besonderes Volk erst in den Quellen des 12. Jahrhunderts genannt, was allein zur Genüge beweist, daß wir da mit einem späteren Volksgebilde zu thun haben. Uebrigens scheint mir, daß auch der Name der oben erwähnten byzantinischen Kirche und der Vorstadt Blachernae mit dem Namen Wlach trotz der scheinbaren Aehnlichkeit nichts zu thun habe. Aus den byzantinischen Chroniken wissen wir, daß diese Kirche von der Kaiserin Pulcheria gegründet wurde. Und nun liegt es näher, zu vermuthen, daß man die Kirche und die Vorstadt nach dem Namen der Kaiserin benannte, daß also der Name Blachernae mit dem Namen Pulcheria zusammenhänge, wofür besonders der erhaltene Consonant r spricht. Würde aber der Name Blachernae von dem Volksnamen Wlach in der ihm von Densusianu beigelegten Bedeutung herzuleiten sein, dann müßte man sagen, daß in jener Konstantinopeler Vorstadt lauter arme Leute wohnten, also gleich der Mailänder Pataria, und daß nach ihnen dann die Vorstadt und die Kirche also genannt wurden. Dieser Name würde aber dann keine Nationalität, sondern eine Volksschicht bedeuten. Folglich könnte man auch in dem Falle nicht daran denken, daß bereits im 5. Jahrhundert die Walachen in Konstantinopel zu finden waren, denn ein jedes andere Volk, sogar die griechische vorstädtische Bevölkerung selbst hätte diesen Spottnamen bekommen können. So muß man von vornherein bezweifeln, daß der Volksname Walach, Wlach byzantinischen, also griechischen Ursprungs wäre, und zwar auch aus dem Grunde, weil wir uns sonst gar nicht erklären könnten, wieso es kam, daß die reiche byzantinische Literatur diesen Volksnamen bis ins 11. Jahrhundert hinein gar nicht kennt. Im Grunde genommen ist eigentlich Densusianu bei der Erklärung des Namens Wlach, Walach darauf zurückgekommen, was seine Vorgänger mehr auf Grund historischer Zeugnisse als philologischer Beweisführung behaupteten, nämlich, daß Walach so viel als Hirte, Barbar, Walachen also ein Hirtenvolk bedeute, sei es nun, daß die einen das Wort Walach für ein albanesisches, die anderen für ein anderes hielten.

Aber nicht nur die oben angeführten historischen Zeugnisse, auch die Analogie mit anderen Volksnamen spricht gegen die Behauptung Densusianu's. Denn zumeist geschieht es, daß nicht von seiner Beschäftigung das Volk seinen Namen bekommt, sondern umgekehrt der Name eines Volkes später zur Bezeichnung einer gewissen Eigenschaft resp. Beschäftigung dient. Die Zigeuner, welche sich bei den slawischen Völkern durch Schwindeln und Lügen einen Namen machten, gaben auch vice versa dieser Eigenschaft ihren Namen, cyganiti heißt lügen, schwindeln. Die Polen nennen einen Riesen olbrzym. Der Name kommt von einem Volke Namens Ombri, welches durch seine Riesengestalt einen besonderen Eindruck auf sie machte, so daß jeder Riese dann ombr, olbrzym genannt wurde. Der Name Vandalismus kommt bekanntlich auch von dem Volksnamen. Die Franzosen nennen Räuber und Diebe bohèmes, weil einst die Böhmen durch ihre Plünderungssucht sich einen Namen machten. Und mit dem Namen bougre (der Bulgare) bezeichnet der Franzose heute überhaupt einen Ketzer, weil die bulgarische Secte der Paulikianer (Bogomilen) so stark in Frankreich verbreitet war, daß schließlich die Ketzer insgemein Bulgaren genannt wurden. Als die Franken Gallien unterworfen hatten, bezeichnete die unterjochte gallische Bevölkerung mit dem Namen ihrer Herren, der Franken, überhaupt alle freien Leute, daher französisch franc, franche = frei. Und weil auf den Sklavenmärkten in Italien und Byzanz meist die nordischen Slawen zum Kauf angeboten wurden, welche wegen ihrer kräftigen Gestalt eine gesuchte Waare im Süden waren, so haben die Südländer, Griechen sowohl als Romanen und nach ihnen die Germanen, jeden gekauften Knecht einen Slawen oder, wie dieser Name im Griechischen lautete σκλάβος (das Land Σκλαβηνία) einen Sklaven genannt. So war es auch mit den Personennamen. Caesar wurde als Gründer der römischen Monarchie so berühmt, daß fortan nicht nur bei den Römern ein jeder Thronfolger officiell Caesar genannt wurde, sondern auch bei Slawen und Germanen dieser Name einen Herrscher bedeutete. Die Titel: Kaiser, cesar, czar sind nur andere Formen von Caesar. Und Karl der Große hat durch seine Kriege und besonders dadurch, daß er römischer Kaiser wurde, im ganzen Osten einen solchen Ruhm sich erworben, daß bei den slawischen Stämmen jeder König: Kral, Korol genannt wurde. Ein ähnliches Beispiel haben wir in der byzantinischen Geschichte. Der Glanz der Regierungen der Mitglieder der Dynastie der Komnenen war so bedeutend, daß die späteren Nachfolger in Byzanz, wenn sie auch einem anderen Hause entstammten, den Titel Komnene oder gar Großkomnene annahmen. So könnten wir eine Masse solcher Beispiele anführen. Ja ich möchte sogar, um auf die Beweisführung Densusianu's zurückzukommen, die Vermuthung wagen, daß auch das lateinische opicus von dem Namen des Volkes abgeleitet wurde und nicht umgekehrt, wie er meint. Und diese Analogie behält ihr Recht auch in Bezug auf den Namen Wlach, Walach. Weil dieser Stamm lange Zeit keine politische Selbständigkeit hatte und nur immer fremden Herren unterthan war, so bedeutete mit der Zeit Walach so viel als einen Hörigen oder einen Hirten, weil sich das Volk in großem Maße mit Viehzucht abgegeben hatte. Aber diese Bezeichnung: Walach = Hirt, Höriger kommt erst später vor, vielleicht nach dem 12. Jahrhundert, denn aus früherer Zeit haben wir keine Zeugnisse. So war es z. B. und mußte es sein auf dem Boden des ungarischen Reiches, besonders in Siebenbürgen, wo die Wlachen in compacter Masse wohnten.

Nur drei Völker haben dort Rechte gehabt: die Szekler, die Sachsen und die Ungarn, aber die Walachen waren, trotzdem sie die überwiegende Majorität bildeten, ein rechtloses Volk, welches nur Abgaben zahlen und den „drei Nationen" dienen mußte. Und so blieb es lange Jahrhunderte hindurch. Was Wunder, daß schließlich Walach so viel als Höriger, Hirt, Landmann (siehe auch Rößler „Romänische Studien" S. 119) bedeutete, daß er zum

Digitized by Google

Spottnamen wurde? Aber dadurch ist der Name Walach nicht erklärt worden, denn diese Bedeutung, die er hier hatte, bekam er erst später infolge eigenthümlicher Verhältnisse, während seine wahre Bedeutung erst zu suchen ist und seine Entstehung vielleicht um tausend Jahre zurück oder weiter noch fällt. So müssen wir erst fragen, was dieser Name ursprünglich bedeutete und wer ihn diesem Volke gegeben hat. Daß die Erklärung Densusianu's nicht als eine Lösung der Frage betrachtet werden kann, haben wir gesehen. Somit müssen wir diese Frage für offen erklären. Dies gilt selbstverständlich auch für den Namen Walach, welchen hie und da die Kroaten und Bulgaren in den Chroniken und Urkunden führen.

Es bleibt uns nur noch übrig, die Erklärungen, welche für die Namen Lach, Lech, Lengyel, Lenkas, die die Polen von ihren Nachbarn bekommen haben, in Kürze kennen zu lernen. Neben Erklärungen von Miklosich haben wir solche von polnischen Gelehrten.

Wie bei dem Namen Walach, Wlach, so wurden auch hier alle möglichen Hypothesen aufgestellt. Die polnischen Historiker wie Naruszewicz, Lelewel, W. Maciéjowski, K. Szajnocha, J. Szujski und andere haben sich mit der Erklärung dieses Namens befaßt. Szajnocha hat sogar in einem eigenen Aufsatz „Lechicki początek Polski" nachweisen wollen, daß der polnische Adel von Skandinavien stamme und daß nach diesem Adel, schlachta genannt, auch das ganze Volk so benannt wurde. Es war die bekannte skandinavische Hypothese, ein Seitenstück zu der Hypothese über die skandinavische Abstammung der Russen, die schon der alte Gelehrte Schlözer mit Erfolg vertrat. Der Grundgedanke aber aller dieser Ausführungen war, daß lach lech einen Ritter bedeute, daß szlachcic (ein Adeliger) so viel als z + lech + ow, also einen, der vom Adel ist, bedeute. Nun ist aber das polnische Wort schlachcic aus dem deutschen „Geschlecht" entstanden und konnte nur mit der Verbreitung der Wappen, welche den Adel nach Geschlechtern theilte, aufgekommen sein, steht somit zu dem Worte lach in keiner Beziehung.

Wir können andere Erklärungen dieses Namens mit Stillschweigen übergehen, denn sie haben doch keine allgemeine Anerkennung gewonnen, und müssen also sagen, daß auch der Name Lach, Lech keine befriedigende Deutung gefunden hat.

Mittheilungen und Nachrichten.

Verzeichniß der durch Kunstdruck vervielfältigten Arbeiten Adolf Menzels. Beschrieben von A. Dargerloh. Leipzig, E. A. Seemann. — Zu den herrlichsten Blättern, die der Radirnadel Max Klingers entstammen, gehört das Fest- und Widmungsblatt zur Menzelfeier, auf dem aus lichten Wolkenhöhen herab zwei starke Riesenhände einen mächtigen Felsblock auf drei emporstrebende Menschengestalten drücken, der den Namen „Menzel" trägt. Die gigantische Größe des alten Meisters hat ihn bereits unter Zeit entrückt, er ist bei Lebzeiten schon eine mächtige historische Persönlichkeit geworden, einer der bedeutendsten bewegenden Factoren in der künstlerischen Cultur unsrer Zeit. Wie groß und reich, wie vielumfassend, alles Menschliche ergreifend dies Künstlerleben gewesen, das beweist auch das hier angezeigte Buch, welches das durch den Kunstdruck vervielfältigte Oeuvre des Meisters enthält. „Keine Vervielfältigungsart ist ihm fremd geblieben und jeder Sammler und Kenner bedauert, daß derselbe nicht in jeder Manier mehr geschaffen hat. Zuerst griff er zur lithographischen Kreide; dann zeichnete er mit der Feder auf Stein; dann schuf er die fast einzig in ihrer Art gebliebenen „Versuche mit Pinsel und Schabeisen", in einer Technik, wovon leider nur vereinzelte Versuche gemacht sind; ferner hat er die Radirnadel meisterhaft geführt; zuletzt hat er seine geistreichen Compositionen auf Holzstöcke gezeichnet und die Holzschneider in ihrer Technik zu einer bisher ungeahnten Vollkommenheit gebracht, daß ihre Erzeugnisse sogar von fremden Autoritäten für Radierungen gehalten sind." 1393 Nummern zählt der Dorgerloh'sche Katalog an. Rechnet man dazu die zahllose Menge seiner Zeichnungen, Gouachen, Pastelle, Aquarelle und Oelbilder, so stehen wir vor einem künstlerischen Schaffen von beispielloser Ausdehnung und freudigster müheloser Productionsfähigkeit, die für das Kleinste wie das Größte den richtigen Ausdruck findet, weil des Meisters echtes Künstlerherz, weil sein heiliger Ernst sich dem Werke ganz und völlig hingibt. Gerade die in dem Dorgerloh'schen Buch zum erstenmale vollständig zusammengestellten Arbeiten wollen wie die Kunstblätter Dürers und Rembrandts in unlöslichem Zusammenhang mit den Bildern des Meisters betrachtet sein, weil sie die nothwendige psychologische Ergänzung derselben bilden, in denen ihre Schöpfer den grandiosen Reichthum ihrer Phantasie und ihres Geistes in genialer, alle technischen Schwierigkeiten überwindender Vollkommenheit ausgesprochen haben. Dr. Edmund Braun.

* Eine Anwendung der Röntgen'schen Strahlen in der Metallurgie. Einem englischen hüttenmännischen Journal entnimmt die „Köln. Ztg." die Mittheilung, daß die Röntgen'schen Strahlen zur Untersuchung einer Mischung von Gold und Natrium angewandt werden können, die dadurch erhalten wird, daß man das Gold in dem metallischen Natrium auflöst und das Gemenge sich langsam verfestigen läßt. Der erhaltene Stoff erscheint hart und vollkommen gleichartig; wenn man aber ein Stück davon auf eine photographische Platte bringt und der Wirkung der Strahlen unterwirft, so erhält man ein genaues Bild von der Structur dieses metallischen Gemisches, da das Gold für die Strahlen undurchlässig und das Natrium durchlässig ist. Die Photographie zeigte, daß das Natrium in krystallinischen Blättern die Masse in allen Richtungen durchsetzt und daß das Gold sich zwischen den Blättern angesammelt hat, nach Maßgabe seiner Verfestigung.

* Papyrus-Fund in Aegypten. Das „Times" geht die Meldung zu, daß die Oxforder Gelehrten Bernard P. Grenfell und A. S. Hunt im vergangenen Winter in Behnesa, dem alten Oxyrhynchos in Aegypten, eine Menge werthvoller Papyri entdeckt haben. Behnesa liegt am Saume der westlichen Wüste zwischen Fayum und Minya. Archäologen und Alterthumshändler haben den Ort bisher kaum berührt. Die beiden Gelehrten fanden wenig Ueberreste von Gebäuden vor, Felssteine und Ziegel waren längst zum Bau verwendet worden, aber unter dem uralten Schutte lagen die Papyri verborgen. Der Zeit nach datiren sie von der römischen Eroberung bis zu den Anfängen der arabischen Herrschaft und jedes Jahrhundert dieser Periode ist unter ihnen vertreten. Die meisten sind in griechischer Sprache geschrieben, es finden sich jedoch auch lateinische, koptische und arabische Stellen. Der Inhalt der gefundenen Papyri ist bis jetzt kaum bekannt. Einer enthält eine Sammlung der „Logia", d. h. der Aussprüche Christi. Einige von diesen Aussprüchen befinden sich nicht in den Evangelien, während andere unwesentlich von dem Text des neuen Testaments abweichen. Die Bestimmung des Alters dieser „Logia" wird den Theologen ein interessantes Feld der Forschung bieten. Die Perle der entdeckten Papyri, eine aus 150 großen und vollständig erhaltenen, theilweise mehrere Fuß langen Rollen bestehende Handschrift, hat das Gizeh-Museum zurückbehalten. Der Rest ist unterwegs nach England, wo der Fund wissenschaftlich untersucht und bearbeitet werden soll. Außer den Papyri haben die HH. Grenfell und Hunt eine Menge Münzen, etwa 200 mit Inschriften versehene Ostraka, bronzene und elfenbeinerne Zierrathe und andere Gegenstände aus der römischen und byzantinischen Periode ans Licht geschafft.

* Berlin. Wie die „Voss. Ztg." meldet, wird der Amtsgerichtsrath Dr. Reinhard in Wiesbaden zum 1. Sept. d. J. nach Berlin versetzt unter Ernennung zum außerordentlichen Professor für Nationalökonomie an der Universität.

* Wien. Das vom Ministerium für Cultus und Unterricht gewidmete Denkmal für den im Jahre 1883 in Wien verstorbenen ordentlichen Professor an der theologischen Facultät der Wiener Universität, Hofrath Dr. Karl Werner, wurde am 1. d. M. im Säulengange des Universitätsgebäudes aufgestellt. Die feierliche Enthüllung wird demnächst stattfinden. Professor Werner, in Hainerbach in Niederösterreich im Jahre 1821 geboren, hat nu der Universität Ober Theologie und Philosophie des Mittelalters, in welchen Disciplinen er Hervorragendes leistete. Auf der Sockelinschrift heißt es: „De theologia et philonophia medine aetatin exemplifiende egregie meritum."

* Prag. Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen hat die Universitätsprofessoren Dr. A. Hauffen und Dr. H. Schuster zu ihren ordentlichen Mitgliedern erwählt.

* **Bern.** Am 1. ds. Mts. starb hier, 59 Jahre alt, nach langen Leiden infolge eines Schlaganfalles Dr. Ludwig Hirzel, seit 1874 Professor für Literaturgeschichte an der Universität. Seine Specialstudien erstreckten sich auf die classische Periode unsrer Literatur, er verfaßte zahlreiche schätzenswerthe Schriften über Goethe, Schiller, Wieland u. s. w., insbesondere aber die Biographie Hallers.

* **London.** Letzter Tage führte Lord Kelvin (Sir William Thomson) in der Royal Institution ein lehrreiches Experiment über das Wesen der Berührungselektricität vor. Lord Kelvin gestand selbst ein, daß der Versuch schon Volta bekannt gewesen sei, sich demnach aber kaum in irgend einem Lehrbuch befinde. Wenn eine Kupfer- und eine Zinkplatte in Berührung träten, so zeige das Elektrometer die Entstehung eines elektrischen Stromes an. Die billigste Erklärung sei, daß er eine Folge chemischer Einwirkung sei: das Zink werde oxydiert. Dem widerstreite aber der Umstand, daß kein Strom entstehe, wenn beide Metalle befeuchtet werden. Andere Elektriker führten die geheimnißvolle Einwirkung der Luft als Ursache an. Die Luft aber störe mehr als sie nütze; je weniger Luft, desto besser, am besten gar keine. Lord Kelvin führte noch einige andere interessante elektrische Versuche über das Wesen der Contact-Elektricität vor, besonders über die merkwürdigen Eigenschaften des Uraniums. Wenn eine Uraniumplatte mit einer Aluminiumplatte in Berührung gebracht werde, so trete im Uranium zuerst positive Elektricität auf, die sich allmählich aber in negative verwandle. Lord Kelvin versuchte nicht einmal eine Erklärung dieses Phänomens. Am Schluß seines Vortrages meinte er, man könne von dem alten Volta noch recht viel lernen. Es sei nicht richtig, die Lehre von der Elektricität mit dem Elektromagnetismus zu beginnen; die alte Weise, mit den Thatsachen über positive und negative Elektricität anzufangen, sei vielmehr vorzuziehen.

Warschau. Zum Rector der Universität wurde der ordentliche Professor für lateinische Literatur Senger ernannt.

St. Petersburg. Nach Nachrichten, die die kaiserl. russ. Geographische Gesellschaft erhalten hat, gedenkt der Polarreisende Fridtjof Nansen Mitte August d. J. hier einzutreffen und nach einem Vortrag auf dem bevorstehenden internationalen geologischen Congreß zu halten. — Gestorben ist der Geh. Rath Dr. med. Beaun, ordentlicher Professor emer. der kaiserl. Universität Moskau. — Die kaiserl. russische Geographische Gesellschaft entsendet in diesem Sommer drei Mitglieder: v. Henning-Michaelis, Peeololtschin und Schastakowitsch zu wissenschaftlichen Expeditionen nach Ostsibirien ab, wo sie den Kassagol-See, den Munku-Saedyl-Berg und das Thal des Kitai-Flusses erforschen werden. Diese Oertlichkeiten sind bisher noch sehr wenig bekannt.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

= Ein historischer Roman vom Verf. der „Fahrt nach der alten Urkunde". =

Soeben ist erschienen:

Die Söhne des Herrn Budiwoj

von

August Sperl.

Zwei Bände. Eleg. geh. 10 M. Geb. 12 M.

Sperls neuer historischer Roman: „Die Söhne des Herrn Budiwoj" spielt im Königreich Böhmen in den Zeiten Ottokars und Rudolfs von Habsburg. Aus den seit dem Erscheinen erfolgten Besprechungen des nach der einstimmigen Ansicht der Berufenen hochbedeutenden Dichtungswerkes seien folgende Urteile angeführt: **Max Bardeleben** urteilt in der „Kreuzzeitung", „seit Konrad Ferdinand Meyer habe kein Erzähler so unmittelbar und tief in die Anschauung und den Geist einer weit entlegenen Zeit einzuführen vermocht." **Friedrich v. Oertzen** („Christl. Welt"): „Endlich wieder einmal ein geschichtlicher Roman, der den an diese Dichtungsform zu stellenden Bedingungen entspricht! . . . Seit Scheffels Ekkehard verdienen wenige Werke unter den vielen, das hier ausgesprochene Lob." Prof. Dr. **Heinr. Pesch** („Die Zeit") nennt die Dichtung einen historischen Roman in großem Stile und rühmt die stimmungsvollen, großartig gehaltenen dramatischen Bilder, die Tiefe der sittlichen Lebensauffassung. Die Wiener „Deutsche Ztg." sagt, das Werk könne mit vollem Rechte den bedeutendsten deutschen historischen Romanen an die Seite gestellt werden. In ähnlicher Weise urteilen die „Grenzboten": „Wir stehen nicht an, die Söhne des Herrn Budiwoj für einen der besten historischen Romane zu erklären, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind. Wir sind überzeugt, daß das ausgezeichnete Buch weitere Auflagen erleben wird." Prof. **Lambel** („Mitteilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen") nennt das Werk ein Buch, „das man mit Genuß und Gewinn wieder und wieder lesen kann". Prof. **Ammann** („Budweiser Volkswehr") sagt, Sperl sei mit der Wünschelruthe in die unergründlichen Waldungen des südlichen Böhmens, gar die gewaltigen Burgen und Burgruinen gekommen und habe die ganze Zauberwelt wieder belebt. **Helene Lange** („Die Frau") bezeichnet den Roman als eines der in Deutschland selten gewordenen „Familienbücher". Oberbibliothekar Dr. **Kerler**-Würzburg kann das Werk solchen „gar nicht warm genug empfehlen, die sich aus dem Dunstkreis der Alltäglichkeit in eine höhere Sphäre zu erheben wünschen, die gerne mit einem Dichter von großen Gedanken, von reicher Phantasie, von echt poetischem und reinem Empfinden verkehren". Gymn.-Direktor **Matthias**-Düsseldorf schreibt: „Die ganze sinnliche Macht klangvoll bezaubernder Sprache verbindet sich mit tiefen und schönen Gedanken, denen nachzudenken sittliche Erquickung bringt, und die es wert sind, Eigentum des deutschen Hauses zu werden." Prof. Dr. **Alfred Biese**-Coblenz schreibt: „Es ist in ihm etwas Eigenartiges, etwas Fesselndes, ja Hinreißendes in dieser Verschmelzung von Epos und Drama und Lyrik, denn auch Lieder voll stimmungsvoller Weihe und erhabener Kraft fehlen nicht. Es ist die echt künstlerische poetische Anschauung und der Adel einer gehobenen, in allen Tonstufen wirkungsvollen Sprache, die einen wundersamen Zauber über diese Kunstschöpfung breiten. Der Dichter macht sich überall geltend, der Dichter voll Phantasie, voll Geist, voll Kunst." Dir. Dr. **Herm. Oeser**-Karlsruhe sagt in einer zweiten Kritik in der „Christl. Welt": „Gerade dadurch ist dieser Roman ein verpflichtendes Buch, daß er die Ueberzeugung im Leser erneuert, daß Seelenadel ein köstliches Ding ist. Ein Buch für Alte, um sich zu prüfen, ob sie Treue gehalten haben, ein Buch für Junge, um die Wange von der Glut anflenchten zu lassen, die die Offenbarung adliger Seelen in jungen Herzen entzündet." (8996)

Von demselben Verfasser ist früher erschienen:

Die Fahrt nach der alten Urkunde. Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigrantengeschlechts von **August Sperl.** 2. Auflage. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Lebensfragen. Aus den Papieren eines Denkers herausgegeben von **August Sperl.** Geh. 3 M. Geb. in Goldschn. 4 M.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band. (8870)

Erste Hälfte. 3. Auflage. 7 Mark.
Zweite Hälfte. 2. Auflage. 7 Mark.

Zweiter Band.

Erste Hälfte . . . . . 6 Mark.
Zweite Hälfte. . . . . 6 Mark.

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.

Tauchnitz Edition.

Juni 2, 1897.

Lovice.

By (8060)

Mrs. Hungerford,

Author of „Molly Bawn".

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Dur und Moll.

Gedichte

von

Paul Heinze u. Anna Heinze.

Preis geh. M. 3.50; in Leinwand geb. M. 4.50.

Den zahlreichen Verehrern des früheren Herausgebers des „Deutschen Dichterheims" dürfte diese Gedichte hochwillkommen sein. (8585)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Krit in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 4. Juni. Nummer 125.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Meusl in München.

Uebersicht.

Altes und Neues aus der Sixtinischen Capelle. I. Von Ernst Steinmann. — Ueber die Volksnamen: Wälsche (Italiener), Walach, Vlach (Rumäne) und Lach (Pole). II. Von Dr. W. Miltowicz. — Mittheilungen und Nachrichten.

Altes und Neues aus der Sixtinischen Capelle.

Von Ernst Steinmann.

I.

Wenn einmal kommenden Geschlechtern das Zeitalter der Renaissance ebenso fern gerückt sein wird, wie uns heute die Antike, wenn sich am Vaticau das ungeheure Verhängniß vollzogen haben wird, das die Kaiserpaläste des Palatin in Trümmer legte und den Tempel Jupiters auf dem Capitol dem Erdboden gleichmachte, wenn den Romfahrer auf den Ruinen von St. Peter ähnlich ernste Erinnerungen heimsuchen werden wie jetzt im Colosseum, dann wird sich um die grauen Häupter der Päpste ein ebenso reicher Kranz von Sage und Legende geschlungen haben wie um die glorreichen Bilder der römischen Caesaren. Julius II. wird seinen Ruhm mit Julius Caesar theilen und Nero seine Schmach mit Alexander VI. und um Raffael und Michelangelo wird die Zeit einen mythischen Schleier weben, wie um Zeuxis und Apelles. Geheimnißvoll flüsternd aber werden Lieder und Legenden von der sixtinischen Capelle erzählen, von der pomphaften Würde kirchlicher Feste, die sie belebten, von den herrlichen Gesängen, welche hier ertönten, von den unvergleichlichen Gemälden, die sie schmückten, von frommen Pilgerscharen, die ein Jahr wie das andere Jahrhunderte lang hier vorübergingen, all solche Wunder zu schauen, — von allmählichem Schweigen und Verfall. Dann wird vielleicht nur noch der Moses von San Pietro in Vincoli Michelangelo's Ruhm verkünden und nach den Madonnen Raffaels wird man vergebens fragen. Denn nichts ist ewig auf dieser Erde, als der Proceß des Werdens und Vergehens, und nichts hat Menschenhand geschaffen, was Menschenhand nicht auch zerstören muß. Als Wahrzeichen aber jener merkwürdigen Culturepoche wird man das Wappen Sixtus' IV. ehren wie die Wölfin als Symbol des alten Rom, und der Eichbaum der Rovere wird vielleicht noch grünen, wenn man vom Stier der Borgia, den Kugeln der Medici und den Lilien der Farnese nichts mehr weiß.

Die allegorischen Darstellungen aller Tugenden, Wissenschaften und Künste scharen sich in St. Peter um die eherne Grabstätte Sixtus' IV., jenes kraftvollen Papstes, den noch heute eine Inschrift auf dem Capitol als „Restaurator urbis“ preist, dessen rastlose Thätigkeit als Begründer von Kirchen, Klöstern und Schlössern nicht nur zahllose Monumente Roms bezeugen, sondern auch die großartigen Bauten in Assisi und Padua, in Civita Vecchia und Viterbo, in Ostia und Grottaferrata, den Burgen seines kriegerischen Nepoten Giuliano. Die Capelle, in welcher der Papst begraben wurde, wo ihm die Brüder Antonio und Piero Pollajuolo im Auftrag seines Neffen das prächtige Denkmal errichteten, wurde im Jahre 1609 zerstört, als das ehrwürdige Langhaus von Alt-St. Peter dem neuen Prachtbau Pauls V. weichen mußte. Das von seinem Gründer der Jungfrau Maria und den Heiligen Franciscus und Antonius geweihte Heiligthum, welches schon deßhalb besonderes Interesse erregt, weil es eher als die weltberühmte Palastcapelle nach seinem Stifter Sistina genannt wurde, muß einst der schönste Edelstein im Mosaik und Marmor strahlenden Capellenkranze gewesen sein, der die alte Basilica umschloß; aber leider geben ein armseliges Frescobildchen in den vaticanischen Grotten[1]) und eine flüchtige Zeichnung im Codex Grimaldi[2]) in der Barberiana heute nur noch einen schwachen Begriff von der zerstörten Herrlichkeit dieses Raumes. Hier sah man in dem farbenprächtigen Abfisgemälde Perugino's Sixtus IV., vom Apostelfürsten selbst empfohlen, vor der in Wolken thronenden Madonna mit ihrem Kinde knieen; Paulus mit dem Schwert, Franciscus und Antonius von Padua nahmen an der Vision theil, und darunter waren in Chiaroscuro die vier Evangelisten gemalt. Ein farbiger Majolicafußboden mit den Wappenemblemen des Geschlechtes bedeckte die Erde, Chorstühle, mit reichster Holzmosaik verziert, liefen an den Wänden entlang; herrliche Porphyrsäulen, aus einem Stück gehauen, stützten den Bogen der Absis, am oberen Ende mit Reliefs verziert, die zwei Kaiser in inniger Umarmung darstellten, ganz ähnlich dem räthselhaften Porphyrrelief, welches man heute draußen an San Marco in Venedig erblickt. Unter Gregor XIII. ließ Cardinal Caraffa sogar Michelangelo's Pietà in dieser Capelle über dem Hochaltar aufstellen — eine würdige Stätte für das rührend schöne, vom Geist Savonarola's beseelte Jugendwerk des Meisters, das heute, in der barocken Seitencapelle St. Peters in schwindelnder Höhe angebracht, nur mühsam genossen werden kann.

In der Mitte der Capelle erhob sich auf einem mächtigen Unterbau von grünem lacedämonischen Marmor das Grabmal des ersten Roverepapstes († 1484) und zu seinen Füßen wurde im Jahre 1504 auch der Cardinal von S. Apostoli beigesetzt.[3]) Noch schwerer traf Julius II. der Tod des Galeotto della Rovere († 1508), seines viel geliebten Neffen, der wie er selbst den Cardinalstitel von S. Pietro in Vincoli besessen hatte.[4])

Von tiefstem Schmerz erschüttert, befahl der Papst, den Leichnam mit einer herrlichen Pianeta zu schmücken, er sandte drei kostbare Ringe für die Finger des Todten und

---

1) Platner und Bunsen, Beschreibung der Stadt Rom. Stuttgart, 1832. II 1, p. 216 n. 35.

2) Barberiana Cod. No. XXXIV, 50 Fol. 66. Vgl. die treffliche Studie von E. Müntz, recherches sur l'oeuvre archéologique de Jacques Grimaldi. Bibliothèque des écoles Françaises d'Athènes et de Rome I p. 258. XXVIII, 1 (Les arts à la cour des papes) p. 147.

3) Ceremonienbuch des Paris de Grassis. Cod. Vaticanus. 5635 p. 20a.

4) Ebendort Cod. Corsinianus 981 I, p. 192a, 194a. Vergl. Ciacconio, vitae Pontificum, Romae 1677, Tom. III, p. 252 u. 253.

trug seinem Ceremonienmeister unter vielen Thränen auf, den Verstorbenen einstweilen in der Capelle seines Oheims beizusetzen, später aber mit seinen eigenen Gebeinen in das gigantische Grabmal zu legen, dessen Ausführung Michelangelo schon seit mehr als drei Jahren begonnen hatte. Bekanntlich ist Julius II., dessen eiserner Charakter in spätesten Lebensjahren häufig Züge von großer Milde und tiefer Empfindung an den Tag legte, niemals in S. Pietro in Vincoli begraben worden, wo endlich sein verstümmeltes Denkmal aufgestellt worden ist; neben Sixtus IV. fand er die letzte Ruhestatt in der Geschlechtscapelle der Rovere in St. Peter, deren Frieden schon im Jahre 1527 die tempelschänderischen spanischen und deutschen Soldaten des unseligen Connetable von Bourbon zu stören wagten.

Allerdings fand man den Leichnam Sixtus' IV. noch unberührt, als am 11. Februar 1610 die Gräber der Chorcapelle geöffnet wurden. Das schwere Erzdenkmal hatte die Marmorurne des Papstes wie ein Schild beschützt, unter welchem der Todte friedlich schlummerte, angethan mit den päpstlichen Gewändern aus Goldbrocat, wie sie Pollajuolo in Erz gebildet hat, einen Ring, mit herrlichem Saphir geschmückt, am Finger, der Wappen und Namenszug seines Vorgängers Pauls II. trug. Aber die Gebeine Julius' II. waren zerstreut, der Ring gestohlen, die herrlichen, goldgewirkten Paramente durch einander gewühlt, und dasselbe Loos scheint auch die Gräber seiner Nepoten getroffen zu haben, von denen in der Beschreibung Grimaldi's [1]) überhaupt nicht mehr die Rede ist.

Seit dem Jahre 1625 ruhen die beiden Roverepäpste und mit ihnen der Cardinal Galeotto in der Sacramentscapelle in St. Peter unter dem Grabmal Sixtus' IV., das seine Marmorbasis verloren hat.[2]) Die große Schar der Brüder und Neffen aber der beiden Päpste — man hat vor allem Sixtus IV. mit Recht den verderblichsten Nepotismus vorgeworfen — sind in S. Maria del Popolo in glänzenden Denkmälern beigesetzt, der Gründung der Rovere und ihrer Geschlechtskirche, welche sie, wie fast alle ihre Kirchen und Capellen, der Mutter Gottes geweiht hatten.

Michelangelo hat sich mit Recht geweigert, den Wunsch Pauls III. zu erfüllen, der ihn bestimmen wollte, das Roverewappen aus der Sixtinischen Capelle zu entfernen und das Farnesewappen unter dem Jonas über der Altarwand anzubringen, als er das jüngste Gericht zu malen begann. Er war zu tief von dem Bewußtsein durchdrungen, daß die Sistina eine Schöpfung Sixtus' IV. und Julius' II. sei, er empfand persönlich zu viel Pietät für den gewaltigen Julius und er mußte sich erinnern, welche Verehrung dieser Papst stets für seinen Oheim an den Tag gelegt.[3]) Als Schöpfung der Rovere sollte und mußte die päpstliche Palastcapelle auch von kommenden Geschlechtern gepriesen werden, ist doch selbst der Freskenschmuck, durch den sie so berühmt geworden ist, so eng mit den Persönlichkeiten beider Päpste, ihren Charakteren, ihren Lebensschicksalen verknüpft, daß man ohne eine Kenntniß der letzteren den ersteren niemals völlig verstehen kann.

Neffe und Onkel, die in St. Peter in einem Grabe ruhen, treten uns aus Melozzo da Forli's berühmtem Fresco in der vaticanischen Pinakothek heute noch mit unvergleichlich lebendiger Wirklichkeit entgegen. Vor dem in einer prächtigen Loggia sitzenden Papst kniet Platina, der neue Präfect der Bibliothek, und weist mit dem Zeigefinger der Rechten auf die Distichen unter dem Bilde, welche mit rühmender Rede die Verdienste Sixtus' IV. um Rom preisen. Zwischen dem Papst und dem berühmten Humanisten erscheint in aufrechter Haltung in vornehmer Cardinalstracht Giuliano della Rovere, ein wahrer Riese unter den Zwerggestalten der übrigen Höflinge. Den ausdrucksvollen Kopf ein wenig vorgebeugt, schaut er ruhig und ernst auf den sitzenden Oheim hernieder, dessen Blick gedankenvoll über den knieenden Platina hinweg in die Ferne schweift. Ein eiserner Wille, eine außerordentliche Fähigkeit, klar zu denken und zielbewußt zu handeln, spricht aus beiden mit größter Schärfe und Sicherheit gezeichneten Köpfen, mag auch das hohe Alter des einen, die glänzende Cultur des anderen den herben Ausdruck ihrer Züge ein wenig gemildert haben. Ja, sie sind sich der hohen Bedeutung ihrer Machtstellung wohl bewußt, und sie kennen genau die Wege, wie noch unerfüllte Wünsche zu verwirklichen sind; sie wissen aber auch wohl, daß viele sie hassen und noch mehr sie fürchten. Aber wehe den Feinden! Sixtus IV. und sein Neffe sind die Männer, jeden Widerstand erbarmungslos zu brechen.

Ueber wenige geschichtliche Persönlichkeiten hat Mit- und Nachwelt so völlig entgegengesetzte Urtheile gefällt, wie über den ersten Papst aus dem Geschlecht der Rovere von Savona, den Antonio Pollajuolo in starrer Todesruhe ausgestreckt, die Hände über die Brust gelegt, das mit der schweren Tiara geschmückte Haupt auf hohen Kissen ruhend mit fast erschreckendem Naturalismus geschildert hat, dessen Züge auch Raffael in dem glänzenden Idealbilde eines Papstes festhielt, der in der Disputa mitten zwischen den Helden und Heiligen der streitenden Kirche erscheint. Ein langathmiges Lobgedicht, dessen zierlich geschriebenes Manuscript in der Wiener Hofbibliothek bewahrt wird, die Ergüsse des Naldo Naldi, des Aurelio Brandolini, des Francesco Albertini in Poesie und Prosa, um aus den vielen nur einige zu nennen, preisen den Papst als das Muster aller Tugend, aller Weisheit, aller menschlichen Größe und Würde. Und beredter noch vielleicht verkünden die zahllosen Inschriften an den Monumenten Roms seinen Ruhm und der vertraute Eichbaum, der immer wieder das Auge des Forschers auf seinen Wanderungen durch Rom begrüßt.

Und doch gibt es keine Schmach, keine Laster, kein Verbrechen, das nicht der coterische Insessura auf das geheiligte Haupt dieses Tiaraträgers gehäuft hätte, der einer der ersten Päpste gewesen ist, dessen rücksichtslose Verwandtenliebe Pasquino Stoff geboten hat für seine gefürchteten Epigramme voll spöttischen Hohns und beißender Satire. Gewiß hat sich Sixtus IV. weder als Mensch noch als Regent so rühmenswerth gezeigt, wie seine blinden Lobredner uns glauben machen wollen, aber ebenso sicher hat er sich nicht der furchtbaren Verbrechen schuldig gemacht, die seine Feinde ihm vorgeworfen haben. In seiner Politik ebenso gewissenlos, in seinem Privatleben kaum weniger vorwurfsfrei als die meisten Fürsten der Renaissance in Italien, übertraf der gelehrte, willensstarke Franciscaner sie doch alle durch seine unermüdliche Fürsorge für die praktischen Bedürfnisse seiner Unterthanen, durch ein lebendiges Bewußtsein von der Würde und den Pflichten seiner erhabenen Stellung, durch eine so großartige Förderung aller Künste und Wissenschaften, daß es schien, als ob durch ihn die phantastischen Pläne Nicolaus' V. Wirklichkeit werden sollten [1]).

---

[1]) Münz, bibl. des écoles Françaises I, p. 262.

[2]) Die culturgeschichtlich interessanten Inschriften der Theologie, der Philosophie und der sieben freien Künste hat Laurentius Schrader (Monumentorum Italiae libri quatuor 1592 p. 169b u. 170) mit einigen Ungenauigkeiten zum erstenmal gesammelt und gedruckt.

[3]) Höchst charakteristisch für die enge Beziehung zwischen Onkel und Neffen ist eine Aeußerung bei Paris de Grassis (Cod. Vat. 5635). Als der Papst die Allerheiligenvigilie, welche früher in St. Peter gefeiert wurde, in der Palastcapelle vorzubereiten befahl, gibt er seiner Verwunderung Ausdruck, daß Julius hierin von der Gewohnheit seines Oheims abwich, „cum fuerit et sit nepos ipsius Sixti et in multis, quasi omnibus imitari studeat Sixtum patrouum".

[1]) Die Werke Sixtus' IV., drei umfangreiche Tractate, de sanguine Christi, de dei potentia, de futuris contingentibus werden im Vatican (Cod. Urbin. 151) in einer überaus prächtigen, mit den

Allerdings werden heute die hoch gewölbten Räume der alten Bibliothek Sixtus' IV., wo nur noch die Wappenembleme und einige halb erloschene Lünettenbilder an ihren Gründer erinnern, als Magazin benutzt [1]); das Spital von San Spirito am Tiberufer, wo noch ein umfangreicher Bilderkreis die Geschichte des Roverepapstes erzählt, hat durch spätere Umbauten seinen Charakter verloren; die Sixtusbrücke wurde völlig neu gebaut, und die ernste Pracht der Kirchen (Maria del Popolo, San Pietro in Vincoli und SS. Apostoli) ist durch barockes Zierwerk schwer geschädigt worden. Schlimmer noch erging es den Roveredenkmälern in St. Peter. Das Grabmal Julius' II., die Tragödie im Leben Michelangelo's, hat niemals den Platz im neuen Chor erhalten, den Papst und Künstler ihm bestimmt; die Capelle Sixtus' IV. wurde dem Erdboden gleich gemacht und ihre Fresken, Majoliken und Holzschnitzereien gingen spurlos zugrunde; das bilderreiche Marmortabernakel über dem Apostelgrab — so unendlich viel edler und würdiger als Bernini's moderner Barockbau — liegt zerstückelt in den vaticanischen Grotten, und die Reste eines Reiterdenkmals, das Sixtus seinem glücklichen Feldherrn Roberto Malatesta setzen ließ, muß man heute im Louvre suchen.

So ist es in der That nur noch die Hauscapelle im Vatican, welche mit dem Namen ihres Gründers auch den Charakter der Quattrocentokunst fast ungetrübt bewahrt hat, die sich unter dem Schatten des Eichbaums zu so herrlicher Blüthe entwickelt hat. Man versetze das ehrwürdige Heiligthum in den alten Vatican, neben den alten St. Peter zurück, man suche aus der Erinnerung die hoch ragende Peterskuppel, Maderna's Façade, Bernini's prächtige Säulenanlage zu verdrängen und trete durch das alte schmucklose Thor der Torre dell' orologio in den geräumigen Hof, wo die Cardinäle die Pferde zu besteigen pflegten. Von hier aus führte eine Treppe zur Sala regia empor — die aula magna oder prima wie sie in den Ceremonienbüchern genannt wird — und durch diese gelangte man wie noch jetzt durch das mit reichen ornamentalen Sculpturen geschmückte Portal in die Capelle selbst.

Der noch ganz in der Art mittelalterlicher Bauwerke mit Zinnen gekrönte äußerst schmucklose Capellenbau des Florentiner Architekten Giovanni de' Dolci mit den heute nur noch in der Sarristei erhaltenen gothischen Fenstern erhebt sich auf etwa 6 Meter hohem Grundstock über mächtigen Pfeilerreihen, die durch Gewölbebogen verbunden sind. Für die Innendecoration hatte der Papst als leitenden Gesichtspunkt die Ausstattung der altchristlichen Basiliken im allgemeinen vorgeschrieben, im besonderen scheint ihm St. Peters innere Anlage als Ideal auch für seine Palastcapelle vorgeschwebt zu haben. Darum sehen wir hoch oben zwischen den Fenstern die statuarischen Bildnisse der Märtyrerpäpste wie eine Ahnengalerie angebracht, darum wurde das Hauptgewicht des ganzen malerischen Schmuckes auf den monumentalen Bilderkreis der Hochwände gelegt, unter denen nach alt hergebrachtem Gebrauch gemalte Teppiche herabhingen, die an hohen Feiertagen durch prächtige Stoffe ersetzt wurden. Selbst die Marmorschranken zwischen Presbyterium und Laienraum lassen sich in ihrer eigenthümlichen Gestalt auf das Gitter um das Grab St. Peters zurückführen, wie man es noch heute in einem der Fresken der Sala di Costantino sieht. Das reizende Gebilde des Mino da Fiesole und des Giovanni Dalmata wurde in späteren Jahren mehr als drei Meter weit zurückgeschoben; es erhob sich ursprünglich auf der heute noch erhaltenen Stufe, die aus dem Laienraum in die Quadratura der Cardinäle führt, und traf den anmuthigen Sängerchor rechtwinklig im zweiten Pfeilerchen.

Auch sonst ist die Capelle im Laufe der Jahrhunderte keineswegs ganz unverändert geblieben. Ein blauer, goldgestirnter Himmel überwölbte das Heiligthum,[1]) ehe Michelangelo an der Decke seine unsterblichen Bilder malte und damit erst eigentlich dem gewaltigsten Denkmal der Fresromalerei in der Renaissance den krönenden Abschluß verlieh. Aber wird man auch das jüngste Gericht der Altarwand noch in den Kreis der ungeheuer folgerichtigen Kunstentwicklung ziehen dürfen, die wir an den Gemälden der Sistina verfolgen können, gehört diese merkwürdige Schöpfung, ebenso gigantisch in der äußeren Erscheinung wie unfaßbar groß in den Gedanken, die es verkörpert, wirklich noch in eine geschlossene Composition von Kunstwerken, an denen uns die maßvolle Schönheit, die harmonische Verbindung von Idee und Ausdruck am meisten entzückt? Michelangelo's Darstellung der letzten Dinge hat nicht nur die wohl durchdachte architektonische Gliederung der Capelle zerstört und ihre Gemälde des Lichtes zweier Fenster beraubt; sie schnitt aus dem Bilderkreise der älteren Florentiner Meister erbarmungslos auch den Anfang heraus, zerstörte das herrliche Altargemälde mit dem Portrait des Stifters und bedeckte des Meisters eigene Malereien, die Vorfahren Christi über den Feusterlünetten. Dräuend wie eine Gewitterwolke am Horizont einer friedlich sonnigen Landschaft erhebt sich dies Bild vor dem erschrockenen Beschauer, der sich vergebens bemüht, seine Geheimnisse zu enträthseln, und das Gleichmaß der Empfindungen an den Malereien der Decke wiederzufinden sucht, die Michelangelo in den glücklicheren Jahren seiner Jugend schuf.

„Einen Tölpel in der Kunst" soll einmal der rücksichtslose Buonarotti vor aller Welt den Umbrier Perugino genannt haben, dessen zarte Farbentöne, dessen weiche, oft monotone Art, sich auszudrücken, dem kraftvollen, gedankenreichen Florentiner allerdings nichts weniger als sympathisch sein konnte. Was Wunder, daß er so ohne weiteres daran ging, die Fresken, welche der Lehrer Raffaels an der Altarwand der Capelle gemalt hatte, durch eine Mauer aus Backsteinen zu verdecken, wodurch zugleich die ursprüngliche Eintheilung in horizontale Felder unsichtbar gemacht wurde? Vielleicht waren gerade die Findung des Moses, die Geburt Christi, die Himmelfahrt Maria's, wo man unter der Schar der zwölf Apostel den knieenden Papst erblickte, die besten Leistungen Perugino's, der sich des Vorzugs wohl bewußt sein mußte, gerade die Altarwand der Capelle ausmalen zu dürfen.

Allerdings ist im Contract, welchen die Florentiner Cosimo Rosselli, Sandro Botticelli, Domenico Ghirlandajo und endlich der Umbrier Pietro Perugino am 27. October 1481 mit dem päpstlichen Commissar und „superstans fabrice palacii apostolici" Giovanni de' Dolci abschlossen [2]) von einer Stellung Perugino's über seinen Genossen nicht die Rede, und Vasari berichtet sogar ausdrücklich, daß Papst Sixtus den Botticelli zum Haupt der Künstlerschar erkor, welche wahrscheinlich sein Neffe Giuliano selbst verpflichtet hatte, als er im Frühjahr 1481 auf der Reise nach Frankreich Florenz passirte. Jedenfalls hat Perugino in Gemein-

Portrait des thronenden Papstes verzierten Handschrift bewahrt, die einst dem Herzog Federigo von Urbino gehörte.

[1]) Vgl. über die Vaticana Sixtus' IV., die moderne Florerin, die ergebnißreichen Untersuchungen von M. Paul Fabre in den Mélanges d'archéologie 1895 S. 455 ff.

[1]) Die Zeichnung der ursprünglichen Volta befindet sich, bis heute unbekannt, obwohl im Katalog der Handzeichnungen bereits erwähnt (Nr. 711), unter den nicht ausgestellten Zeichnungen der Uffizien in Florenz. Hr. Dr. Cornelius v. Fabricyy hatte die Güte, mich zuerst auf dies interessante Blatt aufmerksam zu machen, das Giuliano da Sangallo unter seinen Handzeichnungen bewahrte und mit einer Aufschrift versehen hat.

[2]) Publicirt von Domenico Gnoli im Archivio stor. dell' Arte Vt. 1893 p. 128.

schaft mit seinem thätigen Gehülfen Pintoricchio von den 16 Bildern aus dem alten und neuen Testament nicht weniger als fünf und überdies noch das Altarbild gemalt; auf Cosimo Rosselli und Pier di Cosimo fallen vier Fresken, auf Botticelli drei. Von Ghirlandajo's und Signorelli's beiden Wandgemälden dagegen ist heute nur noch je eins erhalten, da unter Pius IV. die Eingangswand der Capelle einstürzte, wobei die Auferstehung Christi der ersteren, der Tod Mosis der letzteren zugrunde gegangen sind und später im Stile höchsten Verfalls erneuert wurden. Ebenso wie Signorelli ist auch Fra Diamante, der Freund, Schüler und Gehülfe Fra Filippo's bei den Chormalereien der Kathedrale von Prato, im Contract vom Jahr 1481 nicht genannt, obwohl wir aus der Belohnung, die er für seine Arbeiten im Sacellum Sixtus' IV. empfing, annehmen müssen, daß dieselben ziemlich umfangreich waren. [1]) Wahrscheinlich hat er die Decoration der Decke vor Michelangelo ausgeführt, und ebenso schreibt man ihm heute mit Recht den größten Theil der Papstportraits zu, an welche auch Botticelli und Ghirlandajo Hand angelegt.

„Am feierlichen Tage der Himmelfahrt Mariä, der auf einen Sonnabend fiel", so lesen wir im Diarium Romanum des Jacob von Volterra vom Jahr 1483, „begab sich der Pontifex in Procession in das neu erbaute Sacrarium, wo er, von dem Cardinal von San Giorgio und einigen Hausprälaten begleitet, in aller Stille die Messe horte. Das war der erste Gottesdienst, der hier gefeiert wurde, und zur Erinnerung an solch Ereigniß verkündete der Papst allen Indulgenz, die die Capelle besuchen würden, sogar den Frauen. Kaum hatte dies Gerücht sich in der Stadt verbreitet, da gerieth die ganze Bürgerschaft in Aufregung, und kaum konnte man vor der Menschenmenge in der Capelle ein- und ausgehen. Ja, es dauerte bis Mitternacht, bis sich der fürchterliche Menschenandrang endlich verlief."

Zehn Tage darauf, am Krönungstage des Papstes, wurde dann die sixtinische Capelle von ihrem Gründer und dem ganzen Cardinalscollegium feierlich geweiht. Giuliano della Rovere, der Cardinal von San Pietro in Vincoli, celebrirte die Messe, und bei hereinbrechender Dunkelheit verkündeten Freudenfeuer in der ganzen Stadt den römischen Bürgern das glückliche Ereigniß. [2])

Man sieht, der greise Papst war sich der Bedeutung seiner großartigen Schöpfung für Mit- und Nachwelt wohl bewußt; innerlich beglückt, wie er selber war, wollte er, daß ganz Rom seine Freude theilen sollte. So wurde die Weihe der Sistina schon damals als ein herrliches Ereigniß aufs festlichste begangen und in solchem Act ist ihre Bedeutung für spätere Zeiten gleichsam vorausgeahnt.

Nicht lange hat sich Sixtus IV. seines großen Werkes gefreut, denn schon am 12. August des Jahres 1484 ist der erste Roverepapst gestorben. Kann man auch mit Recht seinem Neffen Giuliano den größten Antheil an allen künstlerischen Unternehmungen des Oheims zuschreiben: gerade in den Wandgemälden der Sistina darf man wohl schon deßhalb einen persönlichen Einfluß des Papstes vermuthen, weil der Cardinal von San Pietro in Vincoli, der erst im Frühjahr des Jahres 1482 nach Rom zurückkehrte, einen großen Theil ihrer Entstehungszeit in Frankreich zubrachte.

[1]) Vgl. Milanesi's documentarische Belege im Commentar zur Vita des Fra Filippo Lippi, Vasari II p. 641 und das von Venturi in Arte e Storia 1884 p. 1014 publicirte Actenstück.

[2]) Vgl. Muratori, Rerum Ital. script. XXIII p. 159.

Ueber die Volksnamen: Wälsche (Italiener), Walach, Wlach (Rumäne) und Lach (Pole).

Von Privatdocent Dr. W. Miłkowicz (Tzernowitz).

II.

Ich habe absichtlich alle jene Völkernamen, die drei verschiedenen Völkern angehören und als verschieden von einander auch unabhängig von einander erklärt wurden, zusammengestellt, denn einem jeden, der die bezüglichen Literaturen und die Geschichte kennt, müßte sich die Frage von selbst aufdrängen, ob denn alle die Völkernamen: Wälsche, Walch, Wlach, Lach (Italiener), Walach, Wlach (Rumäne) und Lach (Pole) mit ihren vielen Varianten im Grunde nicht ein und derselbe Name sind.

Daß die Namensformen: Wälsche, Walch und Walach Wlach zu einander gehören, darauf hat man zwar schon hingewiesen, nur die Erklärung dieser Erscheinung nicht consequent durchgeführt. Man sagte, aus Walch sei durch Umstellung (metathesis) Wlach und dann Walach entstanden. Dieses philologische Gesetz der Metathesis betonte bei jeder Gelegenheit Miklosich. Doch ist es einfacher und natürlicher, anzunehmen, daß beiden Formen Walch und Wlach ursprünglich die Form Walach zu Grunde lag, aus der beide durch Verschiebung des Accentes entstanden sind. Fiel der Accent auf das erste a, so fiel das zweite a leicht aus und es blieb Walch; lag aber der Accent auf dem zweiten a, je nach dem Volksdialekte, so fiel das erste a aus und es entstand die Form Wlach. Zu dieser letzteren gehört auch die Namensform Lach, welche die Slowenen zur Bezeichnung eines Italieners haben und welche durch Weglassung des w entstanden ist. Dies w fiel jedoch nicht bei den Germanen, sondern bei den Slawen weg, so wie bei denselben dem gothischen vlitz (bei Ulfilas) Ant-litz, die Form lic, lice (Angesicht) gegenübersteht und wie es z. B. statt vlastovice (Schwalbe) im Slawischen die Formen lastoviška und lastivka oder statt Wladislaw die Form Ladislaw gibt. So wäre daran gar nicht zu zweifeln, daß die germanischen und slawischen Namensformen: Walach, Wlach, Walch, Wälsch, Lach ursprünglich ein und derselbe Name waren und somit die Italiener wie auch die Rumänen und mit ihnen die Croaten und Bulgaren von den Germanen und einigen anderen Stämmen mit demselben Namen benannt wurden. Daraus geht zunächst mit Gewißheit hervor, daß dieser Name weder das griechische *βλάξ* in der Bedeutung: dumm, noch das albanesische oder andere Wort in der Bedeutung: Hirt, sein kann, denn alles das paßt auf Italien und auf die Romanen überhaupt nicht. Das Wort konnte im Laufe der Zeit je nach den Umständen verschiedene Nebenbedeutungen bekommen, aber ursprünglich muß es etwas anderes bedeutet haben. Ferner ergibt sich daraus, daß die ganze große romanische Völkerfamilie, soweit dieselbe mit den Germanen und Slawen in Berührung kam, von ihnen Walchen, Wlachen, Walachen genannt wurde. Ja wenn sogar die Bulgaren und Croaten hie und da so benannt wurden, so scheint daraus hervorzugehen, daß man mit der Zeit mit dem Namen Walchen, Walachen wohl durch Uebertragung des Namens, alle Südländer bezeichnete. Es muß nämlich dazu bemerkt werden, daß man die ursprüngliche Bedeutung des Namens schon längst vergessen hatte, als man damit die Rumänen und andere Völkerschaften bezeichnete, und es daher leicht erklärlich ist, warum man alle Stämme, welche im Gebiete des Römerreiches lebten, gleichviel ob es Romanen waren oder nicht, insgemein Walchen, Wlachen nannte.

Wie verhält sich aber dazu die dritte Namengruppe nämlich: Lach, Leh, Lengyel, Lenkas, mit welchen die Polen von ihren Nachbarn bezeichnet werden? Ist die russische Form Lach, welche den Polen bedeutet, verschieden von

Digitized by Google

jener Namensform Lach, mit welcher die Slowenen alle Italiener benennen? Die Gleichheit der Formen würde noch gar nicht ihre Identität beweisen, es müßten denn auch andere Momente dafür sprechen. Man hat sie auch, wie wir gesehen haben, als verschieden betrachtet und auch unabhängig von einander erklärt. Den Stein des Anstoßes bildeten nämlich die nasalirten Formen Lengyel (ungar.) Lenkas (lith.), denen das russische lach entsprechen sollte, denn das russische lach, sagte man, sei aus lench entstanden, welches in den Formen lengyel, lenkas vertreten ist und als solches, nämlich ursprünglich nasalirtes, mit den anderen Formen wie Walach, Wlach, Lach, welche den Germanen und Slawen zur Bezeichnung der Romanen dienten, nichts gemein hat.

Diese Behauptung hälte schon etwas für sich, wenn es nur sicher wäre, daß die russische Form lach (der Pole) ursprünglich nasalirt war und aus lench entstanden ist, obwohl es auch in dem Falle nicht gar schwierig wäre, die Identität beider zu beweisen. Indessen liegt gar kein Grund vor, zu behaupten, daß lach nur aus lench entstehen konnte, denn mit demselben Recht kann man annehmen, daß lench aus lach, lech entstanden ist. Zunächst spricht dafür der Umstand, daß wir die nasalirten Formen erst spät finden, während die Formen Wlach, Lach sehr früh sich nachweisen lassen. Ferner finden sich die nasalirten Formen nur bei solchen Volksstämmen, bei welchen die nasalirten Formen so zu sagen zu Hause waren und selbst dort gebraucht wurden, wo ursprünglich keine Nasalirung war, welche also die Stammwurzeln durch Nasalirung zu verstärken pflegten. Die Formen lench finden sich ja nur bei den westlichen Stämmen, bei den Polen, in deren Sprache die Nasalirung sich erhalten hat, und auf der Form lench beruht das ungarische lengyel und das lithauische lenkas. So liegt es doch in dem Falle näher, anzunehmen, daß lench aus lach, lech entstanden ist, daß also die Form lech durch Nasalirung verstärkt wurde. Die Form Lach, welche bei westlichen Stämmen zu lech geschwächt wurde, wurde dann durch Nasalirung verstärkt. Solche Namenänderungen kommen öfters vor. Wir finden z. B. statt Domitius (Dometius), Bonifatius, Meletius, Adrian die nasalirten: Domentij, Bonifantij, Melentij, Andrian und mehrere ähnliche. Es liegt also von philologischer Seite der Annahme gar nichts im Wege, daß auch die Namen Lach, Lech, welche einen Polen bedeuten, mit den Formen Wlach, Lach, welche zur Bezeichnung der Romanen dienen, identisch sind. Es ist also anzunehmen, daß die russische Form lach von den Slowenen oder anderen übernommen wurde, um damit die Polen zu benennen, sowie die Bulgaren und Croaten damit benannt wurden. Hier muß also von der Uebertragung eines Namens auf einen anderen Stamm gesprochen werden. Und wenn wir auch vor der Eventualität stünden, daß die russische Form nicht von anderen Stämmen einfach geborgt, sondern aus lench entstanden wäre, so würde das nichts an der Sache ändern; denn dann wäre die Entstehung des lench aus dem anderen lach, lech zu erklären, wenn dieses lach ein anderes Wort sein sollte als das russische lach, das heißt wenn die Russen nicht von den Slowenen das fertige Lach, sondern zuerst von anderen Stämmen die Form lench übernommen und aus diesen erst lach gemacht haben. Man kann aber die Entstehung der Form lench noch anders erklären, nicht bloß durch Nasalirung des lech, was in manchen Sprachen der Fall ist. Unzweifelhaft ist die Form lach die ältere. Wie haben nun, fragen wir, diesen Namen die Slawen geschrieben? Für den Nasallaut en gab es in der alten, slawischen, cyrillisch genannten Schrift nur ein einziges Zeichen. Dieses Zeichen hat aber bei manchen Stämmen sehr früh den Nasalwerth verloren oder von Anfang keinen Nasalwerth gehabt und gilt als: ja. So bei den Russen, denen der Nasalismus unbekannt war. Die einen haben nun obiges Zeichen als ja, die anderen Stämme gleichzeitig als en gelesen. Hat nun ein russischer Chronist den Namen Lach geschrieben, so hat er dieses Zeichen anwenden müssen. Er schrieb also und las auch: lach. Aber wenn andere Stämme dieses Wort zu lesen bekamen, so lasen sie es nicht lach, sondern lench. Also auch aus diesem Grunde ist es nicht nothwendig anzunehmen, daß die Form lench älter oder verschieden wäre von der Form lach, lech. Mag nun diese Erklärung der Form lench oder die andere richtiger sein, dies erschüttert die Grundhypothesen nicht. Die Behauptung, daß das russische Lach (Pole) und das slowenische Lach (Italiener) ursprünglich nur ein und dasselbe Wort gewesen sein können, welches ein Volk von dem anderen entlehnte, und daß die Russen durch Uebertragung des Namens die Polen ebenfalls Lahy nannten, ist so natürlich und den Verhältnissen entsprechend, daß wir darüber nicht zweifeln können.

Aber es darf hier der Umstand nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß die Polen nicht nur Lachy, sondern auch Wlachy genannt wurden, und zwar zunächst von den Byzantinern, welche immer *Βλάχοι* schrieben. Auch der polnische König Kasimir der Große nennt sich in seinem Schreiben an den Patriarchen von Konstantinopel Philotheus König „*τῆς Βλαχίας*“ was gewiß traditionell nach der Vorlage geschrieben wurde. So spielen, wie wir sehen, alle die Formen in einander über.

Wollen wir den Beweis consequent durchführen und sollen alle Momente übereinstimmen, so müssen wir unter Berufung auf die oben aufgestellte Behauptung, daß die Germanen und Slawen alle Südländer Walachen, Wlachen, Lachen ꝛc. nannten, jetzt uns die Frage stellen, wieso denn die Polen dazu gekommen sind, zusammen mit Bulgaren und Kroaten, Italienern und Rumänen zu den Südländern gezählt zu werden und demgemäß auch denselben Namen bekommen zu haben. Die Frage ist an die Geschichte gerichtet und wir sind in der glücklichen Lage, constatiren zu können, daß dieselbe uns hiefür auch wirklich die genügende Erklärung gibt. Die älteste russische Chronik, der oben schon erwähnte sogenannte Nestor, erzählt folgendes: „Nach vielen Jahren ließen sich die Slawen an der Donau nieder, wo heute das ungarische und bulgarische Land ist. Von diesen Slawen trennten sich viele und wurden mit verschiedenen Namen benannt, je nach dem, wo sie sich niederließen. So wurden diejenigen, welche an den Fluß Morawa kamen, Morawaner genannt, die anderen Czechen, wieder andere Kroaten, Serben oder Korutaner. Als nämlich die Welochy (Römer) unter die Donauslawen kamen und sich unter ihnen niederließen, bedrückten sie dieselben, weßhalb die letzteren zum Theil auswanderten. Diejenigen Slawen nun, welche vom Süden, von der Donau her an die Weichsel kamen, wurden Lachen genannt.“ So die älteste slawische Chronik, und der Autor schöpfte aus guten Quellen. Seine Lehrmeister in der Geschichte waren die wohl unterrichteten byzantinischen Chronisten und andere alte und, wie es sich herausgestellt hat, verläßliche Gewährsmänner. Und für unsre Behauptung kann ein besseres historisches Zeugniß nicht gefunden werden. Aber auch die polnische schwungvolle Chronik des sogenannten Kadlubek aus dem 13. Jahrhundert weiß zu erzählen, daß die Lechen vom Süden gekommen sind. Dieser Chronist fabelt sogar davon, daß diese Lechen Ablömmlinge der Römer waren. Freilich dürfen wir dies nicht als einen Beweis für unsere Hypothese gelten lassen, denn es war damals Mode, die Herkunft von den Römern abzuleiten. So mancher Name einer stolzen Patricierfamilie des alten Roms mußte sich gefallen lassen, an die Spitze einer Ahnen-

Digitized by Google

galerie so manchen barbarischen Volkes oder Geschlechtes gesetzt zu werden. Nur der Bericht dieses Chronisten von der Ankunft der Lechen von Süden her ist ernst zu nehmen. Also die Polen, eigentlich die Lachen, kamen doch vom Süden. Somit stimmen alle Momente überein, und es kann also keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Polen sammt anderen südlichen Völkern mit einem und demselben Namen benannt wurden und daß die Namensformen: Walach, Wlach, Lach, Wälsch, Lench, Lenkas, Lengyel ꝛc. mit ihren vielen Varianten auf eine Grundform zurückzuführen sind.

Die Stelle der russischen Chronik bedarf aber noch einiger Interpretation, denn sie wurde von Historikern nicht recht verstanden, und dies kann für unsre Zwecke dienlich sein.

Es muß nämlich zunächst hervorgehoben werden, daß der Name Lach auch bei den Russen ursprünglich nicht einen Polen bedeutete. Auch in Polen selbst waren unter dem Namen Polen, Polonia, nicht alle polnischen Provinzen verstanden. Mit dem Namen Polonia bezeichnete man bis ins 14. Jahrhundert hinein bloß das großpolnische Land, also Gnesen, Posen, was in allen Urkunden constant wiederkehrt. Das Krakauische aber, also Südpolen, welches von Boleslaw I. erobert und dem Reiche einverleibt wurde, führte immer den Titel: terra Cracoviae und nie Polonia. Nur die päpstliche Kanzlei, welche die ganze polnische Kirche als eine Provinz, also als eine Einheit betrachtete und behandelte, nannte auch Krakau ein polnisches Bisthum, zählte das Land zu Polen und nannte es Polen. Somit war die päpstliche Kanzlei vielleicht die erste, welche die Veranlassung gab, daß der Name der nördlichen Provinzen auch auf die neu eroberte südliche Provinz Polens übertragen wurde. In der Erinnerung und in der Sprache des Volkes blieb aber der alte Unterschied in der Benennung der Provinzen bestehen, und um ihn auszugleichen und mit dem officiellen Titel in Einklang zu bringen, wurden die nördlichen Provinzen als der alte Stock des Reiches Großpolen (major Polonia) und die junge südliche Provinz Kleinpolen (minor Polonia) genannt; ähnlich wie in Rußland nach der Vereinigung der südlichen Provinzen, der Ukraine, mit Moskau Nordrußland Großrußland und Ukraine Kleinrußland genannt wurde. Ein ähnlicher Proceß in der Verwandlung der Namen von Ländern und Völkern fand in fast allen Reichen statt, denn immer hat der herrschende Stamm allen anderen seinen Namen aufoctroyirt; wenigstens haben die Nachbarn unter dem Namen des herrschenden Stammes auch alle anderen Volksstämme in dessen Reich verstanden. Dieser Brauch muß als ein sozusagen philologisches Gesetz betrachtet werden. Nach diesem Gesetz wurden auch, wie wir gesehen haben, alle Stämme des römischen Reiches Wlachen, Walchen genannt, gleichviel ob es Römer oder andere waren. Nach demselben sprachlichen Volks- oder richtiger gesagt internationalen Sprachgesetz wurden nun in Polen auch die südlichen Provinzen Polen genannt. Diese hießen aber, wie oben gesagt wurde, anfangs officiell Cracovienses, das Land hieß terra Cracoviae. Wurden aber diese Provinzen auch von den Nachbarn so oder ausschließlich so genannt? Die ältesten polnischen Quellen, besonders aber die in Polen viel gelesene Chronik des Kadlubek lassen die Vermuthung zu, daß diese südliche Provinz Polens Lechia, die Einwohner Lechitae also Lachy genannt wurden. Davon weiß Kadlubek öfters zu erzählen. Das Krakauerland deckt sich mit dem heutigen Westgalizien und bildete, bevor es von dem polnischen Fürsten Boleslaw I. erobert wurde, einen Theil eines anderen Reiches. Welches Reiches? Man vermuthete nach einer Angabe bei Thietmar die Herrschaft der Croaten, glaubte also die Spuren des croatischen Reiches hier gefunden zu haben. Von einem byzantinischen Schriftsteller, dem Kaiser Constantin Porphyrogennetos († 959) erfahren wir, daß aus diesen Gegenden, welche an die Karpathen sich anlehnen, früher einmal der Stamm der Croaten, welcher hier saß, gegen Süden auswanderte. Die obige Vermuthung von einem Reiche der Croaten in diesen Gegenden fände also durch einen und noch dazu wohl unterrichteten und verläßlichen byzantinischen Chronisten ihre Bestätigung. Auch die russischen Quellen wissen von Croaten in Galizien zu erzählen. Nur wüßten wir die Grenzen dieses croatischen Reiches nicht genau anzugeben. Sind die Croaten von hier ausgezogen und nannte man das Land um Krakau Lechia, so blieb der Name auch nach dem Auszug der Croaten an dem Lande haften. Ist nun dann an Stelle der Croaten ein anderes Volk hier eingezogen, so wird es von den Nachbarn mit demselben Namen Lachy benannt worden sein, welchen die früheren Einwohner führten. So wurde es in Bayern, so in Böhmen und anderwärts, daß nach dem Lande auch die später gekommenen Stämme benannt wurden.

Dies ist auch ein internationales Sprachgesetz. Hat nun der ins krakauische Land eingewanderte neue slawische Volksstamm nach den alten Bewohnern des Landes den Namen erhalten, oder brachten die neuen Ankömmlinge ihren Namen schon mit, was wahrscheinlicher ist: in jedem Falle wurde dann dieser Name von den Nachbarn auch auf die nördlichen Provinzen Polens übertragen, nach demselben Gesetz, nach welchem, wie oben angeführt wurde, die Slawen je nach der Nachbarschaft eines germanischen Stammes alle Germanen entweder Schwaben oder Sachsen oder Nemci ꝛc. nannten. So breitete sich der Name Lach über Polen von Süden nach Norden, sowie der Name Polonia von Norden nach Süden seinen Gang nahm.

Kann man nun nach all dem Gesagten daran zweifeln, daß alle die oben zusammengestellten Völkernamen eigentlich ein und derselbe Name sind und daß von den Nordländern die Südländer so benannt wurden? Daß bestimmte Varianten der Grundform dann fixirt und jede zur Bezeichnung eines bestimmten Stammes oder Volkes gebraucht wurde, dies beruht auch auf dem allgemeinen Sprachgebrauch, wovon viele Beispiele sich in allen Sprachen finden.

Und jetzt können wir weiter gehen und fragen, wer, welches Volk der Namengeber war, und was dieser Name ursprünglich bedeuten mochte.

Griechisch ist er also nicht, lateinisch ebenfalls nicht, und der Umstand, daß er nur bei den Nordvölkern, Slawen und Germanen heimisch ist, führt uns zur Vermuthung, daß wir auch dort, also in dem germanisch-slawischen Sprachschatze, den Ursprung dieses Wortes zu suchen haben. Und bei der Wahl zwischen diesen zwei Völkern würde die Geschichte auf die Germanen als auf diejenigen hinweisen, welche diesen Namen den Romanen gegeben hätten. Denn die germanischen Völker traten, wie gesagt, sehr früh in Berührung mit den Romanen. Während wir von den Slawen lange Zeit keine oder wenigstens keine deutliche Kunde haben, haben die Germanen schon starke Reiche hart an der Grenze, ja auf dem Boden des römischen Reiches selbst gegründet. Dies würde jedoch wenig bedeuten, denn auch die unterjochten Völker geben den Eroberern ihre Cultur. Vielmehr ist es der germanische Sprachschatz selbst, der uns das Recht zu geben scheint, die Vermuthung zu wagen, daß der Name Wlach ihm angehöre.

Dem germanisch-slawischen Namen Wlach entspricht nämlich das nordgermanische Wort blak, blök, welche Form zu wlach in demselben Verhältniß steht, wie zu „Reich“ das nordgermanische Wort rik. Der Isländer Snorri Sturluson, welcher zwischen 1179—1241 lebte, nennt nun in seiner Heimskringla Wlachien „Blökumannaland“. Das nordgermanische blak, blök bedeutet: schwarz. Auch im

Digitized by Google

Altenglischen bedeutete blace, blac, blaec: schwarz, und die schwarzen Neger wurden auch genannt blacs (Mure). Im Althochdeutschen finden wir für schwarz: blah, plah, was dann zur Bezeichnung der Tinte diente. Daß das Wort blak, blah in der Bedeutung schwarz nicht nur im Norden, sondern auch anderwärts bekannt wurde, beweist das neugriechische *βλαχομάδα*, welches eine (schwarze) Pockennarbe bedeutet. Als ein einziges Wort in dieser Bedeutung ist es sichtlich ein entlehntes. Von wem aber die heutigen Griechen dieses Wort entlehnt haben, können wir nicht sagen. Die Länder nördlich von Hellas, Thrakien und Moesien, waren der Tummelplatz verschiedener Völker, es waren, wie Anna Comnena richtig sagt, *μιξοβάρβαροι*, das heißt ein Gemisch verschiedener Völkerstämme. Von diesen haben nun die Griechen wahrscheinlich das Wort entlehnt. Der Name Wlachen würde also so viel bedeuten als die Schwarzen.

Es ist auch nichts natürlicheres, als daß den blonden Normannen die Farbe der Südländer auffiel und sie dieselben kurzweg Schwarze nannten. Wer mit der Geschichte ein wenig vertraut ist, der wird wissen, daß die Völker einander gern nach der Farbe benannten. Ich erinnere nur im Osten Europa's an Weißrußland, Schwarzrußland, Rothrußland, an die weißen Croaten, an die schwarzen Klohuben, an die Polowcer (Falben) ꝛc. Schließlich ist der Name Neger doch nichts anderes als das lateinische niger, oder der Name Mauren das griechische *μαῦρος*, wenn in dem letzteren Falle nicht das umgekehrte geschehen ist und das griechische *μαῦρος* nicht von dem Namen des Volkes abgeleitet wurde. Denn man weiß nicht, wie alt das griechische Wort *μαῦρος* ist und ob dasselbe überhaupt ein ursprünglich griechisches Wort ist.

Und so könnten wir viele solcher Beispiele anführen, daß ein Volk nach der Farbe benannt wurde. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß es sich in diesen Fällen nicht bloß um die Haar- oder Gesichtsfarbe handelt, wie manche glaubten, sondern auch um die Farbe der Kleidung. So ist z. B. anzunehmen, daß die Rothrussen ihren Namen von ihrer Vorliebe für die rothe Farbe, mit der sie sich gern kleideten, bekommen haben. Roth, krasny, bedeutet auch überhaupt schön, so daß die Worte roth und schön Synonyma wurden. Ich bleibe also dabei, daß Walchen, Walachen, Wlachen, Lachen soviel als schwarze Leute bedeutete.

Doch es bleibt noch übrig, etwas zu erklären, nämlich die Entlehnung dieses Namens von einem Volke durch das andere und die Uebertragung dieses Namens von einem Volke auf die weiter wohnenden Stämme.

Den ganzen Vorgang werden wir uns folgendermaßen vorstellen. Nachdem die Germanen in Berührung mit den Römanen gekommen waren, nannten sie dieselben Wlachen. Von ihnen entlehnten das Wort die Slawen, bei welchen die Formen Wlachen, Walachen, Wolochy, Wlochy, Lachy ꝛc. entstanden sind. Um nun die Benennungen einzelner Stämme zu fixiren, diente dann die Form Walch bei den Deutschen zur Benennung der Italiener. Nachdem dann die Rumänen von den Slawen, Byzantinern und anderen Völkern mit dem Namen Walachen, Wlachen benannt wurden, entlehnten die Deutschen diese Namensform von den Slawen und nannten so nur die Rumänen. Kurz jedes Volk hat mit einer anderen Form desselben Namens einen anderen romanischen Stamm benannt; gerade so wie von den Namensformen Romanen und Rumänen, obwohl beide ursprünglich ein und derselbe Name sind, mit dem ersteren alle romanischen Stämme, mit dem zweiten bloß der eine, der walachische, genannt wurde. Dies geschah, nachdem die ursprüngliche Bedeutung dieses Namens ganz in Vergessenheit gerathen war.

Die Bedeutung des Namens muß aber bei den Germanen selbst sehr früh in Vergessenheit gerathen sein, so wie es mit der Bedeutung der Personennamen der Fall ist. Dadurch ist es zu erklären, wie sodann solche Wortbildungen entstehen konnten, wie z. B. Maurowlachen, was mit „schwarze Wlachen" zu übersetzen, also als ein Pleonasmus zu betrachten wäre. Den ursprünglichen Namen hat dann jedes Volk nach seinen Sprachgesetzen geändert.

Ich bin weit davon entfernt, meine Hypothese als eine unfehlbare zu betrachten, überlasse es vielmehr bewährteren Kräften, dieselbe zu berichtigen oder eventuell zu ergänzen, glaube jedoch dieselbe wenigstens plausibel gemacht zu haben. Und sollte sich ein Theil oder die ganze obige Untersuchung als falsch erweisen, so glaube ich, in Anbetracht so vieler in der Richtung unternommener und von Grund aus verfehlter Versuche, wenigstens auf die richtige Methode, die man bei ähnlichen Untersuchungen anwenden soll, hingewiesen zu haben. Denn man darf sich dabei, wie es viele thaten, nie auf ein enges Gebiet beschränken, vielmehr kann die Basis solcher Untersuchungen nie breit genug sein. Die Analogie spielt ja bei den Sprachgebilden eine sehr große Rolle und nur mit ihrer Zuhülfenahme kann man so manches erklären. Daß schließlich in diesen Dingen absolute Sicherheit nicht zu erreichen ist, ist selbstverständlich, aber darf uns nicht abschrecken, denn einen Vortheil zieht die Wissenschaft immer daraus, nämlich die Vervollkommnung der kritischen Methode.

Mittheilungen und Nachrichten.

Ernst Schultze (Berlin), „Das letzte Aufflackern der Alchemie in Deutschland vor 100 Jahren". Leipzig, Georg Freund 1897. — Eine hoch interessante Schrift, welche über die „Hermetische Gesellschaft" und deren Hauptrepräsentanten berichtet. Einer der letzteren ist der durch seine Jobsiade bekannte Dr. med. Carl Anton Kortum, der andere spiritus rector der Gesellschaft war ein Dr. Bährens. Verfasser gewährt uns an der Hand von Originalbriefen aus dem Archiv der Hermetischen Gesellschaft, welches sich im Besitz der Universitätsbibliothek zu Gießen befindet, einen Einblick in diese Periode (1796—1819) und liefert so einen werthvollen Beitrag zur deutschen Culturgeschichte und speciell zur Geschichte der Chemie. Sh.

* **Freiburg i. Br.** In der philosophischen Facultät habilitirte sich für Mineralogie und Petrographie Dr. Wilhelm Meigen aus Stuttgart, der in München promovirt und mehrfach große Reisen, besonders nach Südamerika zur Untersuchung von Erzlagern, unternommen hat.

* **Weimar.** Die diesjährige Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar, die bekanntlich wegen des Todes der Großherzogin verschoben wurde, wird einer dem „Leipz. Tgbl." zugegangenen Meldung zufolge am Sonnabend, 9. October, dem Hochzeitstag der Großherzogin, stattfinden. Von Festmahl, Festrede und Festvorstellung wird dieses Jahr abgesehen. Doch werden sich am 8. October die Goethe-Gesellschaft, die Shakespeare-Gesellschaft, die Schiller-Stiftung, das Goethe- und Schiller-Archiv und das Hoftheater zu einer Gedenkfeier in den Sälen des Sophienstifts vereinigen, bei der Professor Kuno Fischer aus Heidelberg die Rede halten wird.

* **Wien.** Aus der Festrede des Prof. Dr. Eduard Sueß, die derselbe am Jubiläumstage der Akademie der Wissenschaften gehalten, heben wir nach dem Bericht der „N. Fr. Pr." nachfolgende Stellen heraus, die in großen Zügen die Gründung und Geschichte der Akademie schildern: Daß im Jahre 1837 zwölf hervorragende Männer dem Kaiser Ferdinand eine Denkschrift überreichten, in welcher sie freimüthig die Verelendung des geistigen Lebens in Oesterreich darlegten, auf die naturwissenschaftlichen Entdeckungen in benachbarten Ländern hinwiesen und um die Errichtung einer Akademie baten, daß diese Denkschrift eine Anzahl von Jahren schlummerte, bis Ende des Jahres 1845 Staatskanzler Fürst Metternich den Freiherrn v. Kübeck aufforderte, seine Ansicht über die Bildung einer Akademie der Wissenschaften in Wien auszusprechen. Die Aeußerung Kübecks, der in der Akademie ein neues Symbol der Einheit der Monarchie zu schaffen wünschte, lautete zustimmend; zwei Wochen später legte Metternich dem Kaiser den

Antrag auf Errichtung der Akademie vor und am 30. Mai 1846 erfloß das a. h. Cabinetsschreiben, durch welches die Gründung der Akademie ausgesprochen wurde. Der 14. Mai 1847 brachte endlich das a. h. Patent, die Statuten und die Namen der vierzig ersten, vom Kaiser ernannten Akademiker. Noch im selben Jahre begonnen die Arbeiten der Akademie, die sich sofort mit selbstbewußter Initiative Aufgaben zu stellen und sich als der neue, beherrschende Sammelpunkt forschender Geister geltend zu machen wußte. Die Herausgabe von Quellen zur Geschichte Oesterreichs, Preisaufgaben über die Geschichte des Hauses Habsburg, dann die Publication verschiedener orientalischer Werke, die Schaffung einer geologischen Karte der Monarchie, eines meteorologischen Instituts, einer Commission zur Prüfung des Brennwerthes von Steinkohlen und zahlreiche ähnliche Anregungen sind die Zeichen ihres Dranges nach Bethätigung. Zahl und Mannichfaltigkeit der behandelten Stoffe mehrten sich, der neue geistige Mittelpunkt begann sich zu verdichten. Professor Sueß wies hier auf die Arbeiten von Christian Doppler, Miloſich, Safarik, Rokitansky, Brücke, Ettmel, Proleſch, Hammer-Purgſtall, Burg hin und ſuhr fort: Wie in der Bergluft der Ermüdete Erholung ſucht, ſo iſt in dieſer Atmoſphäre die Akademie zu einem Sammelpunkte der erleſenſten Geiſter herangewachſen. . . . Wer möchte es verſuchen, ſei es nur flüchtig, den Inhalt der Hunderte von Bänden darzuſtellen, welche die Akademie in dieſen Jahren herausgegeben hat und unter denen ſich zum Beiſpiel das ausgedehnte Reiſewerk der Fregatte „Novara" und der Canon Oppolzers befinden, in welch letzterem Zeit und Verbreitung der Finſterniſſe auf Jahrtauſende zurück feſtgeſtellt und dadurch der Zeitrechnung der älteſten Völkergeſchichte ein unſchätzbarer Maßſtab geboten iſt! Das Archiv für Kunde öſterreichiſcher Geſchichtsquellen, die Fontes rerum Austriacarum, die Monumenta Habsburgica, die Mittheilungen aus dem vaticaniſchen Archiv, die Berichte der venetianiſchen Botſchafter an unſerm Kaiſerhofe, ferner die Acten des Baſeler Concils, ſie erhellen die ereigniſsreiche Geſchichte unſres Vaterlandes und ſeines Herrſcherhauſes. Durch die Veröffentlichung des Corpus scriptorum ecclesiasticorum wurde ein wichtiges Quellenmaterial für die Kenntniß der altchriſtlichen Literatur, ſowie zugleich der ſpäteren Entwicklung der lateiniſchen Sprache geliefert. Die Schätze der Hofbibliothek wurden durch die Herausgabe einer Ueberſicht der lateiniſchen Codices zugänglich gemacht und der claſſiſchen Archäologie durch die Veröffentlichung der attiſchen Grabreliefs ein Dienſt erwieſen. Durch hervorragende Mäcenaten iſt ein planmäßiges Studium der Alterthümer Kleinaſiens und ſind Ausgrabungen zu Epheſus möglich gemacht worden. Aus der Fülle naturwiſſenſchaftlicher Arbeiten nannte der Redner als Beiſpiele aus den letzten Jahren die neue magnetiſche Vermeſſung des Reiches, die Organiſation von Beobachtungsſtationen für Erdbeben, die naturwiſſenſchaftliche Erforſchung gewiſſer Theile des Orients, die geologiſchen Arbeiten in den öſterreichiſchen Hochalpen und im Himalaya, die Bemühungen zur näheren Erkenntniß des Weſens der Beulenpeſt in Bombay. Durch die Beihülfe der Kriegsmarine iſt es möglich geworden, die Erforſchung der Tiefen des öſtlichen Mittelmeeres, dann des Rothen Meeres in Angriff zu nehmen. Beide Claſſen der Akademie haben ſich vereinigt zu einer ſyſtematiſchen Aufſuchung der Spuren vorhiſtoriſcher Culturepochen. Zur Bewältigung gewiſſer größerer Aufgaben iſt die Akademie vor wenigen Jahren in einen Cartellverband mit den Akademien von Göttingen, Leipzig und München getreten. Ein erſter Erfolg, an welchem auch die Akademie zu Berlin theilnimmt, iſt die Herausgabe des Thesaurus linguae latinae, welcher gleichſam die Lebensgeſchichte und zugleich den ganzen Reichthum der lateiniſchen Sprache darzuſtellen berufen iſt. Eine zweite Frucht iſt die gemeinſame Veröffentlichung einer Encyklopädie der mathematiſchen Wiſſenſchaften. Durch das Entgegenkommen des Unterrichtsminiſteriums iſt es der Akademie möglich geworden, in regelmäßigen Zeitabſtänden öſterreichiſche Botaniker zum Studium der Tropenflora an den von der holländiſchen Regierung eingerichteten botaniſchen Garten zu Buitenzorg auf der Inſel Java zu entſenden. Von den zahlreichen wiſſenſchaftlichen Unternehmungen, an welchen die Akademie durch die Thätigkeit einzelner ihrer Mitglieder betheiligt iſt, nannte Profeſſor Sueß nur eine, die fortſchreitende Erſchließung der faſt unerſchöpflichen Schätze des Museum Rainerianum.

* **Baſel.** Zum ordentlichen Profeſſor des öffentlichen Rechts an hieſiger Univerſität wurde Prof. Dr. Felix Fleiner in Zürich gewählt.

* **London.** Hier hat ſich eine ausſchließlich für wiſſenſchaftlich gebildete Leute beſtimmte Geſellſchaft für Röntgen-Photographie (ſkiographiſche Geſellſchaft) gebildet. An ihrer Spitze ſteht Dr. David Woiſh von dem Krankenhaus für Hautkrankheiten in Weſt-London.

* **Paris.** Wiederum tritt ein Forſcher mit einer Recenſion der Venus von Milo auf. Hr. de Trogoff will nach, daß ſein Großvater als Seeofficier 1820 in Milo das Standbild vollſtändig geſehen hat, wie er in ſeinen Denkwürdigkeiten erzählt. In der linken Hand hielt es einen Apfel, der rechte Arm lehnte nachläſſig auf der Gewandung der Hüften. Trogoff behauptet weiter, das Bild ſtelle nicht die Venus, ſondern die Nymphe der Inſel Milo vor, deren Frauen bei den alten Griechen ſich eines großen Rufes der Schönheit erfreuten. Dies ſoll noch heute der Fall ſein, das urmloſe Standbild ſtelle, wie Trogoff ſich an Ort und Stelle überzeugt haben will, deßhalb den treueſten Typus der noetigen Frauenſchönheit dar. In Zeitſchriften wie in öffentlichen Vorträgen verfolgt He. de Trogoff den Zweck, das Bild im Louvre endlich mit dem nach ihm allein richtigen Namen bezeichnet zu ſehen. Inwieweit er mit ſeinen Entdeckungen Anklang finden wird, dürfte ſich ja bald ergeben.

Neue Kataloge. Karl W. Hiersemann, Leipzig, Nr. 190: Baldogeographie, Archivweſen, Siegelkunde ꝛc. — C. Feeſe's Nachf., Straßburg i. E., Nr. 27: Claſſiſche Philologie.

Inſertionspreis für die 42 mm breite Zeile 20 Pf.

C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben iſt erſchienen:

Dr. C. Güttler, Privatdocent an der Univerſität München:

Eduard Lord Herbert von Cherburg.

Ein kritiſcher Beitrag zur Geſchichte des Pyrrhonismus und der Religionsphiloſophie. Mit einem Bildniſſe. gr. 8°. VI u. 248 Seiten. Preis geheftet 6 M.

Vorſtehende Monographie iſt bereits jenſeits des Kanals von competenter Seite als: „the most thorough trustiso an the subject that has yet appeared" and „a most valuable contribution to the history of English philosophy" anerkannt worden. Der Verfaſſer bleibt jedoch bei der Perſönlichkeit des engliſchen Philoſophen keineswegs ſtehen, ſondern giebt eine gedrängte Entwickelungsgeſchichte der Pſychologie bis zur jüngſten Gegenwart. Bei dem lebhaften Intereſſe, welches die Individualpſychologie erregt, wird dieſer Beitrag höchſt willkommen ſein. (9057)

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erſchienen!

Der weiße Tod.

Roman aus der Gletſcherwelt

von

Rudolph Stratz.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Das Buch führt uns in die Welt des Hochgebirge, die es uns in ſo eigenartig feſſelnder Weiſe erſchließt in ihrer Pracht und Herrlichkeit, in den Schauern ihrer Größe und Einſamkeit, daß wir gleichſam kein Auge abwenden können, daß wir glauben, ſelbſt die Hochwanderer zu ſein, die der Majeſtät des „weißen Todes" ins Angeſicht ſehen. Dazwiſchen wird mit behaglichem Humor das Modetreiben geſtreift, das dort in lächerlichem Widerſpruch zu den umgebenden Eindrücken aus der Ewigkeit Platz gegriffen hat. Den Helden der Erzählung aber nahen Gefahren, die größer ſind als die des Erklimmens der Hochgipfel. Vor dem Abſturz in ſittliche Tiefen rettet ſie die Erhebung auf den Felſengrund der Pflicht. (8161)

Zu beziehen durch die meiſten Buchhandlungen.

Für den Inſeratentheil verantwortlich: W. Keit in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Samstag, 5. Juni. Nummer 126.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Altrömische Colonialpolitik in Afrika. Von Paul Markus. — Altes und Neues aus der Sixtinischen Capelle. II. Von Ernst Steinmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Altrömische Colonialpolitik in Afrika.

Von Paul Markus.

Wenn man im tunisischen Kairwan ein Roß besteigt und südwärts die Straße nach Gafsa oder Gabes verfolgt, so führt der Weg auf mehr als 20 Meilen durch öde, fast vegetationslose und menschenleere Strecken röthlichen Sandes. Diese Wüste war im Alterthum das wegen seines Reichthums und seiner Fruchtbarkeit gerühmte Byzacium. Noch erheben sich hier als Zeugen der verschwundenen Herrlichkeit zahlreiche Ruinen, Reste ansehnlicher Städte, deren größte, Thysdrus, obwohl der literarischen Ueberlieferung so gut wie unbekannt, über 100,000 Seelen gezählt haben muß und so reichlich mit Wasser versorgt war, daß selbst Privathäuser an die Leitung angeschlossen werden konnten. Da ist man versucht, anzunehmen, daß wohl das Klima ein anderes geworden sei, daß die Gebirge ehemals waldreicher, die Niederschläge häufiger, die Quellen ergiebiger, die Wasserläufe ausdauernder waren.

Doch alles spricht für das Gegentheil. Als Marius seinen Marsch auf Gafsa antrat, war Byzacium unangebaut, baumlos, wasserlos, kurz eine Wüste wie heute. Was die ersten römischen Ansiedler in Afrika am meisten frappirte, war die caelo terraque penuria aquarum. Ja, Himmel und Erde lechzte nach Wasser, und noch zur Zeit des Hadrian, als die Römer bereits 300 Jahre Meister des Landes waren, soll einmal fünf Jahre hinter einander kein Regen gefallen sein.

Die Natur also ist sich gleich geblieben, und was das scheinbar Unerreichbare dennoch ermöglichte, was die Einöden zuletzt in einen blühenden Garten verwandelte, den man unter einem ununterbrochenen Laubdach durchwandern konnte, das war einzig und allein die intensive Culturarbeit der Römer. Zweifellos verdient dieses großartige Culturwerk ebenso allgemeine Aufmerksamkeit wie die Thatsache, daß die Erfolge desselben auf weiten Flächen so total wieder verloren gehen konnten.

Wer die Dinge in Afrika — wobei wir hier in erster Linie die Atlasländer im Sinne haben — beurtheilen will, der muß vor allem die eingeborene Bevölkerung kennen. Ihr Grundstock war im Alterthum derselbe wie in der Gegenwart: es war die fast über ein Viertel des Erdtheils verbreitete, ihre starken Wurzeln tief in die Sahara erstreckende, unbändige und unverwüstliche Rasse der Libyer oder, wie die Araber sagen, Berbern. Von jeher in eine Unzahl stets eifersüchtiger, oft verfeindeter Stämme gespalten, bilden sie doch im Grunde eine nationale Einheit, deren Kitt eine gemeinsame, überall in diesem ungeheuren Gebiete verstandenen Sprache ist. Es ist dieselbe Sprache, die Jugurtha sprach; inschriftliche Denkmäler derselben, in einer eigenartigen, vorpunischen, noch jetzt gebrauchten Schrift mit der Dolchspitze eingegraben, mit Theer oder Ocker gemalt, finden sich an den Wänden der Höhlen auf glatten Felsflächen, neben Brunnen und Quellen vom Sinai bis nach den kanarischen Inseln.

Zu einer dauerhaften Staatsbildung hat es das freiheitliebende Volk jedoch nur einmal gebracht. In den letzten Jahren des hannibalischen Krieges ging aus den in karthagischen Sold getretenen Stammeshäuptern eine Art militärischer Aristokratie und aus dieser dann bald die stattliche Macht des von Karthago sich trennenden, aber desto nachdrücklicher von Rom geförderten Numidiers Masinissa hervor. Masinissa ist der größte aller Berbern, der vollkommenste Repräsentant der Race. Er war punisch gebildet und doch Karthago's Todfeind; er war von unverfälschter Einfachheit; er war der kühnste aller Reiter; nimmer müde, gleichgültig gegen Hunger und Durst; verschwenderisch gegen die Tapferen, unerbittlich gegen Feiglinge und Verräther, deren er eines Tages 2000 hinrichten ließ — ganz im Sinne seines Volkes, dem Verzeihung und Schwäche heute noch gleichbedeutend sind. Vor allem konnte ihn nichts entmuthigen; auch in den schlimmsten Lagen blieb er unverzagt. Kurz vor dem letzten, entscheidenden Kampfe hatte er eine furchtbare Niederlage erlitten. Er selbst war zum Tode verwundet, von seinem Heere nur noch vier Reiter übrig. Da warf er sich in einen hoch angeschwollenen Bergstrom, dessen reißende Fluthen ihn den Verfolgern entführten; nothdürftig geheilt, warb er in den Wildnissen der Hochgebirge und der Wüste ein neues Heer, mit dem er den Kampf, und diesmal mit römischem Beistand siegreich, erneuerte.

Was die Römer nach Afrika führte, war der Daseinskampf mit dem mächtigen Karthago. Durch ihren numidischen Bundesgenossen wurde ihnen die Kuebelung, dann die Vernichtung des Gegners ganz wesentlich erleichtert. Als aber der Pflug über die Trümmerstätten gegangen war, als die punische Nation in Afrika — sie glich hier ohnehin nur einem aufgepfropften Reis, dem nun die Krone ausgebrochen war — in den dritten Rang hinabgedrückt wurde, da zeigte sich bald, daß der römische Adler den numidischen Löwen nicht als gleichberechtigt anerkannte. Rom nahm den besten Theil der Beute, Numidien aber, dessen Gebiet die neu begründete römische Provinz wie ein schützender Gürtel umschloß, erhielt die Aufgabe, den Ansturm der Wüstenhorden abzuwehren. Unter dieser Voraussetzung bestand das Einvernehmen fort: aber der Freund Roms wurde damit zum Vasallen. Diese Politik war für Rom bequem, aber sie war ein zweischneidiges Schwert. Noch fühlte der Löwe das Mark in seinen Knochen, und ein kühner Geist wie Jugurtha konnte seine Stellung mißbrauchen, um den römischen Besitzstand aufs gewaltsamste zu erschüttern. Erst Cäsars Scharfblick machte diesem System der Halbheit ein Ende, er zog Numidien ein und übernahm die Vertheidigung selbst. Zwar errichtete Augustus

Digitized by Google

der Dynastie des Masinissa noch einmal einen neuen Thron in Mauretanien, wo sich der völlig hellenisirte, schöngeistige König Juba II. und seine Gattin Kleopatra Selene, eine Tochter des Antonius von der Aegypterin, zu Jol-Cäsarea einen glänzenden Herrschersitz schufen. Allein die mauretanischen Lehensfürsten besaßen keine selbständige Macht mehr; sie hatten die Fühlung mit ihrem Volke völlig verloren, sie waren nur Organe der kaiserlichen Regierung. Und nachdem der letzte dieses Geschlechtes, Ptolemäus, der von Caligula in sein Gefolge berufen wurde und den eitlen Kaiser an Schönheit überstrahlte, dieses Verbrechen mit dem Hungertode gebüßt hatte, so hörte auch dieses Schattenkönigthum auf, und ganz Nordafrika wurde unter directe Verwaltung genommen.

An dieser Verwaltung interessirt besonders das Verhältniß der Civil- zur Militärgewalt. Die Römer theilten nicht die Gewalten, die sie dadurch zu schwächen fürchteten; sie theilten die Territorien. Das Gebiet von Karthago, auf der Landseite rings durch die neue Provinz Numidien gedeckt, erhielt einen jährlich wechselnden Civilgouverneur, dessen Bestellung dem Senat überlassen blieb. Alles Land westwärts, das an die Wüste grenzte und von dort her steten Gefahren ausgesetzt war, unterstand drei Militärgouverneuren, die der Kaiser als oberster Kriegsherr selbst und auf unbestimmte Dauer ernannte.

Die Armee war für moderne Begriffe sehr mäßig. Sie bestand aus einer Legion römischer Bürgersoldaten und etwa 20,000 Mann Hülfsvölkern, meist berberischen Reitern, während die Franzosen für ihr weit kleineres Gebiet 48,000 Mann Truppen brauchen. Aber diese Armee war äußerst geschickt (z. B. für die Wüstenplätze aus den Palmyrenern) recrutirt, nach ihrem eigenen Geständniß glänzend bezahlt und mit bewunderungswürdiger Umsicht vertheilt. Ueberall, wo Gefahr von unbotmäßigen Stämmen drohte, an allen Pforten der Wüste, an allen Ausfallsthoren der Hochgebirge, finden wir die Spuren der antiken Castelle; die Franzosen konnten meist nichts besseres thun, als dem Vorgang der Römer folgen. Treffliche, plattenbelegte Militärstraßen, uneinnehmbare Thürme für die optischen Telegraphen mit ihren Feuer- und Armsignalen verbanden die Castelle mit dem Hauptlager der Legion zur Lambäsis, von dem noch bedeutende Reste erhalten sind.

War das Heer politisch der Hauptfaktor des afrikanischen Lebens, so war es wirthschaftlich das Wasser. Der Kampf gegen die Dürre war vielleicht noch schwieriger als der gegen den äußeren Feind. Wenn nicht ungeheure Anstrengungen gemacht wurden, so verdurstete Mensch und Pflanze. Da galt es, mit jedem Tropfen hauszuhalten. Sammelgruben für das Regenwasser befanden sich fast unter jedem Haus; daneben gab es auch große öffentliche Cisternen mit einer Bodenfläche bis zu 3000 Quadratmetern. Damit die Flüsse, meist Gießbäche, ihre Fluthen nicht zwecklos ins Meer wälzten, legte man die Ufer entlang, oft zu dreien hinter einander, mächtige cementirte Bassins an, um darin das wohlthätige Naß zurückzuhalten und für trockene Perioden aufzusparen. Jede Quelle wurde sorglich gepflegt, tiefe Brunnen gegraben und das Wasser durch gewaltige Aquäducte oft meilenweit geleitet.

Den Erfolg solcher Bemühungen haben wir in Thysdrus beobachtet. Die Ebenen schmückten sich mit goldnen Saatfeldern, die bei oberflächlicher Bestellung vierhundertfältige Frucht trugen; die Hügel mit mattgrünen Oelhainen, mit Gärten voll edler Reben; die Gebirge mit rauschenden Eichen- und Cedernwäldern. Der Herdenreichthum wuchs ins unermeßliche. Während zu Cäsars Zeiten Kamele noch eine Seltenheit waren, requirirten 300 Jahre später die römischen Generale vor einem Wüstenzuge tausende dieser Thiere. Bis hinauf in die Einsamkeiten des auraſischen Gebirgsstockes, bis hinab auf die südlichste Terrasse des Berglandes, die dann hinabschaut auf das grenzenlose, wellenförmige, sturmbewegte Sandmeer, war das Land zuletzt durchzogen von einem dichten Netz von Verkehrstraßen, übersäet mit Farmen, Dörfern, Villen und Städten, in denen sich eine wohlhabende und thätige Bevölkerung drängte. Was sind die armseligen Städte der Gegenwart gegen diese Römerstädte mit ihren säulenumkränzten Foren, ihren ragenden Capitolen, ihren marmorschimmernden Tempeln, ihren Triumphbogen, Theatern und Bädern — und, um auch das nicht zu vergessen, ihren wohl gespülten, selbst des künstlerischen Schmuckes nicht ermangelnden öffentlichen Aborten! Und welche Verfeinerung der Lebensführung lassen die im Gebiet von Constantine aufgedeckten Ruinen jener fürstlichen Thermen des reichen Farmers Pompejanus ahnen, in deren kostbaren Mosaiken sich die ganze Pracht des luxuriösen Edelsitzes, das Schloß, der Hirschgarten, selbst die edlen Rennpferde verewigt finden! Das wieder erstandene, nunmehr vollkommen römische Karthago war nächst Rom nicht nur die volkreichste, sondern auch die lebhafteste und unterhaltendste Stadt der lateinischen Reichshälfte, und man begreift, daß es Verbannten untersagt war, ihren Aufenthalt in Afrika zu nehmen: ein Exil in Afrika konnte überhaupt nicht als Strafe gelten.

Der Höhe der materiellen Cultur entsprach die der geistigen. Auch in dieser Hinsicht wetteiferte Afrika mit dem Mutterland. Freilich haftet der stark rhetorisch gefärbten afrikanischen Literatur meist etwas schulmäßiges an; die natürliche Grazie des Griechen ist ihr ebenso unerreichbar wie die ungesuchte Würde des Römers. Aber ein Zweig der afrikanischen Literatur ist geradezu von universaler Bedeutung geworden, das ist die christliche Literatur. Hier in Afrika vollzog sich die Latinisirung des Christenthums, wodurch es erst wirklich Weltreligion wurde, und nur ein großer Name sei statt vieler genannt: „ein von flammender Begeisterung trunkenes Gemüth", sagt Mommsen, „wie es aus Augustins Confessionen spricht, hat seinesgleichen nicht im übrigen Alterthum."

Und diese lateinische Cultur war nicht ein Vorrecht der oberen Stände. Sie erstreckte ihre Einflüsse bis in die untersten Schichten der Gesellschaft. Schon der äußere Glanz des römischen Lebens übte einen mächtigen Zauber auf die naiven Söhne der Natur. Eine so tiefe Kluft, wie sie heute der Gegensatz der Religionen geschaffen hat, bestand damals ebensowenig, wie ein unheilbarer Gegensatz nationaler oder politischer Art. Die Göttergestalten der Alten mit ihren nicht ganz fest bestimmten Umrissen schlossen sich gegenseitig nicht aus. Die Götter der Libyer lebten mit den römischen im besten Verständniß. Den Römern waren die Religionen etwas locales, die Götter Schutzgeister des Landes, und sie trugen kein Bedenken, sich unter die Obhut derselben zu stellen, wenn sie das Land bewohnten. Auch der Begriff des römischen Staates war kein solcher, daß für die Eingeborenen darin kein Raum gewesen wäre. Nur Karthago wurde vollständig von der Erde vertilgt; im übrigen verfuhren die Römer mit vorsichtigster Schonung des Bestehenden. So behielten die Berberstämme ruhig ihre Stammverfassung, nur daß ihr Scheich direct oder indirect dem Gouverneur unterstellt wurde. Die Eingeborenen waren für die Römer überhaupt nicht die Parias, wie für die modernen Eroberer die Neger und die Rothhäute. Das Bürgerrecht war ihnen nicht unerreichbar und darum bei den damit verbundenen Vortheilen sogleich das Ziel ihres Ehrgeizes. Und da das Abzeichen des Bürgers ein römischer Name, die Vorbedingung seiner Würde die Kenntniß der römischen Sprache war, so gab es viele, die, um als Angehörige der bevorzugten Kaste

zu erscheinen, wenigstens äußerlich, in Namen und Sprache, als Römer auftraten. Ein Sohn des Judchad nimmt kühn den stolzen Namen Quintus Postumius Celsus an. Die christliche Predigt trug viel dazu bei, auch die niedrigsten Classen für die lateinische Sprache zu gewinnen. Es haben sich auf dem Lande zahlreiche aus diesen Kreisen hervorgegangene Inschriften in lateinischer Sprache gefunden. Zwar ist es oft ein armseliges Latein, das diese kleinen Leute schreiben. Aber eben diese Armseligkeit beweist, daß es ihr eigenes Latein ist, kein von fremder Hand redigirtes. Sie sprachen das Latein schlecht, aber sie sprachen es: es war auch bei diesen Geringsten Gebrauchssprache geworden.

Was aber ist aus dieser Römerherrlichkeit geworden?

Wenn man heute auf der Burghöhe von Karthago steht, so genießt das Auge einen Blick von unbeschreiblicher Schönheit. Auf der einen Seite das wunderbar blaue Meer, auf der andern einen Kranz lachender Gärten: der üppige Reichthum des Südens, vermählt mit der Poesie der griechischen Landschaft. Die Natur ist so herrlich wie je. Aber vom Alterthum keine Spur. An der Stelle, wo nach einander zwei der größten Städte der alten Welt gestanden haben, ist alles leer. Die Trümmer der punischen Stadt suchen wir ja nicht. Wir wissen, sie ruhen tief im Schoß der Erde. Fünf bis sechs Meter tief erstreckt sich die Schicht von Asche, von berußten Steinen, von verkohltem Holz, von geschmolzenen und verbogenen Metallresten, die von dem Todeskampf des ersten Karthago zeugt. Aber wo ist die neue, die römische Stadt? Auch sie ist nicht mehr und selbst ihre Ruinen sind verschwunden. Ihre Trümmerstätte hat der ganzen Nachbarschaft als Marmorbruch gedient, und auf diesen ehrwürdigen Fluren neigen sich wogend unter dem Hauche des Seewinds die Gerstenfelder.

Und spurlos, wie die volkreiche Stadt, ist die ganze römische Nationalität verschwunden. Vergebens sucht man in Afrika nach einem selbständigen Rest römischer Sprache. Um diese auffallende Thatsache zu verstehen, müssen wir nochmals den Blick auf die Berbern lenken. Die Berbern sind nicht unempfänglich für die Einflüsse einer höheren Cultur, nicht ohne ein gewisses Talent, sich einer überlegenen Race zu assimiliren. Aber sie verbinden damit eine große Zähigkeit in der Bewahrung ihrer ursprünglichen Eigenart. Sie geben sich selbst nicht auf. Sie verlieren nirgends den Zusammenhang mit den urwüchsigen Stämmen der Wüste und schöpfen daraus die Kraft, sich selbst treu zu bleiben und die zugewanderten Völkerschaaren, sobald deren Stern erbleicht, allmählich aufzusaugen. Das war das Schicksal der Punier, der Römer, der Vandalen, der Byzantiner. Auf den großen Märkten der Berbern sieht man Leute aller Hautfarben, vom Sammetschwarz der Sudanneger durch alle Schattirungen von Braun hindurch bis zum matten Weiß der Zeltaraber; auch einen anscheinend arischen, vielleicht gar germanischen Typus mit blauen Augen und blonden oder röthlichen Haaren. Man meint die Vertreter der verschiedensten Racen vor sich zu haben. Das sind sie gewiß auch im Grunde. Aber sie sind alle geeint durch das Band einer gemeinsamen Muttersprache, sie sind sämmtlich aufgegangen in der großen Einheit der berberischen Nation.

Diese Beobachtungen geben zu denken. Sie sind nicht nur von hoher geschichtlicher, sondern auch von eminent praktischer Bedeutung. Eine tausendjährige arabische Verwahrlosung hat Nordafrika zum großen Theil auf eine sozusagen prähistorische Stufe zurückgeworfen. Es gilt vielfach, ganz von vorn anzufangen. Da kann nichts tröstlicher sein, als der Gedanke an die Erfolge der Römer, aber auch nichts heilsamer, als eine vollkommene Klarheit über die Natur und Größe der zu überwindenden Schwierigkeiten.

Wer sich für diese afrikanischen Dinge interessirt, der versäume nicht, das geistvolle Buch von Gaston Boissier über Römisch-Afrika zu lesen (L'Afrique Romaine, Paris, Hachette et Cie.). Auch dieses neueste Werk des liebenswürdigen Nestors der französischen Philologen ist von erquickender Jugendfrische. Er überschüttet uns nicht mit einer verwirrenden Menge von Einzelheiten; aber mit sicherem Griff erfaßt er das Charakteristische und Typische und verarbeitet es mit vollendeter Kunst zu einer Reihe anziehender Gemälde, umwoben von einer Fülle tiefer und feiner Bemerkungen. Von hoher, geschichtsphilosophischer Warte überschaut er die Jahrhunderte des Werdens und Vergehens. Unübertrefflich sind seine abgeklärten Urtheile in literarischen Dingen. Die Episode über das vierte Buch der Aeneide wird jedem Verehrer der Vergilischen Muse eine wahre Freude sein: diese Ausführungen über den Fortschritt des römischen Dichters über sein homerisches Vorbild hinaus, über die bahnbrechende Art, wie er das moderne Motiv der Liebe in das Epos einführt, über den warmen Antheil, den er der durch ihre echte und edle Empfindung verklärten Dido gegenüber einer Kalypso sichert, sie gehören auch nach Ribbeck zu dem Besten, was darüber gesagt werden kann. Der eigenthümlichste Vorzug des vielseitig anregenden Buches aber ist vielleicht der, daß die Alterthumsforschung hier wirklich praktisch wird. Darum sei es allen Freunden einer geistvollen Geschichtsbetrachtung angelegentlich empfohlen.

Altes und Neues aus der Sixtinischen Capelle.

Von Ernst Steinmann.

II.

Das jüngste Gericht und die Deckengemälde Michelangelo's bemächtigen sich sofort der Phantasie des Besuchers, betritt er das große, durch Kunst und Cultus zwiefach geweihte Heiligthum der Renaissance. Der Bilderkreis der älteren Meister an den Langwänden tritt in der Wanddecoration selbst verhältnißmäßig zurück, und überdies sind die nachgedunkelten, theilweise übermalten, staubbedeckten Gemälde so hoch über den gemalten Teppichen angebracht, daß man sie nicht ohne Mühe studiren kann. Ist doch auch der Sinn des Dargestellten nicht immer ohne weiteres verständlich, die Bilder wimmeln von Figuren, und die Composition der in einem Bilde oft arg gehäuften Scenen ist nur selten übersichtlich und klar. Wer wendete da nicht lieber den Blick hinauf zu den hohen, ruhigen Gestalten an der Decke, die so eindringlich zu uns reden und so unmittelbar von uns verstanden werden? Ueber Zeit und Raum erhaben, ist die Decke die persönliche Schöpfung eines Genius; sie wirkt auf uns groß und erhebend wie ein Naturschauspiel, das wir voraussetzungslos genießen, ohne nach dem warum, woher, wohin zu fragen. Die Wandbilder dagegen bieten ein unübertreffliches Zeitgemälde, sie geben die markigen Persönlichkeiten des Quattrocento, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Anschauungen und Urtheile mit größter Treue wieder, sie sind aber auch zugleich das letzte große Denkmal der historischen Wandmalerei in Rom, welche Sixtus III. (432—440), dessen Namen Francesco von Savona gewiß nicht ohne Grund zu seinem eigenen gemacht hatte, mit den Mosaiken im Langhaus von S. Maria Maggiore so glorreich begonnen hatte.

Besäßen wir noch den vollständigen Bilderkreis, wie ihn die Päpste Formosus (891—896) und Nicolaus III. (1277—1281) im alten St. Peter ausführen ließen, so würde uns der enge Zusammenhang dieser Mosaiken mit den Gemälden der Sistina überraschen. Aber selbst die Aufzeichnungen des wackeren Grimaldi, der im Auftrag

Pauls V. die mühevolle Arbeit auf sich genommen hatte, die Monumente der alten Basilica zu beschreiben und zu zeichnen, müssen genügen, um uns zu überzeugen, daß die Decoration der Langwände von St. Peter den Malern der Sistina als Muster aufgestellt worden ist.[1]) Allerdings war schon ein großer Theil dieser ehrwürdigen Mosaiken zerstört, als Grimaldi sein Werk begann; aber wir sehen doch, daß auch in St. Peter zwischen den Fenstern die Bilder der Märtyrerpäpste angebracht waren, daß hier sogar die Wahl des Moses als Typus Christi in den Gemälden unter den Fenstern vorgebildet war. Behandeln doch von den 22 Darstellungen aus dem Alten Testament nicht weniger als die Hälfte Scenen aus dem Leben des Moses von seinem ersten Auftreten vor Pharao bis zum Durchzug durchs Rothe Meer und der Gesetzgebung auf Sinai.

Aber niemals ist bisher in der Typologie das persönliche Element so stark betont worden, wie in der Sixtinischen Capelle, niemals hat man Moses in allen Begebenheiten seines Lebens so scharf als Vorbild Christi gefaßt wie hier. Entsprach an der Altarwand die Findung des jüdischen Knäbleins im Nil der Geburt des Herrn, so setzt sich auf der Evangelienseite das Leben des Moses in der Beschneidung seiner Söhne fort, welcher auf der Epistelseite die Taufe Christi entspricht, beides Arbeiten des Pintoricchio, die er mit Hülfe Perugino's ausgeführt hat.

Das Jugendleben des Moses, welches, eben um die typologischen Beziehungen fortzusetzen, jetzt erst folgt, hat Botticelli mit reizender Naivetät geschildert; ihm entspricht im Neuen Testament die merkwürdige Darstellung der Versuchung Christi. Wie sich der Welterlöser in die Einsamkeit zurückzieht, um sich dort für seinen ernsten Beruf zu rüsten, so flieht auch Moses nach dem Todtschlag des Aegypters schuldbeladen in die Wüste, um dort nach einer langen Prüfungszeit innerer Läuterung von Gott den Ruf zu empfangen als Hirte Israels.

Zwischen Pier di Cosimo's Durchzug durchs Rothe Meer und Ghirlandajo's würdevoller Berufung der ersten Jünger fehlt jede typologische Beziehung — wir werden bald sehen, warum —, um so deutlicher tritt sie aber in den zwei folgenden, allzu figurenreichen Fresken hervor, ziemlich schwächlichen Leistungen des Cosimo Rosselli. Der Gesetzgebung auf Sinai ist hier die Bergpredigt am See Genezareth gegenübergestellt: dem Gesetz, auf welches Moses den Alten Bund gegründet hat, das Evangelium, durch welches Christus den Neuen Bund geschaffen hat — der Zusammenhang kann nicht klarer sein.

Nicht minder scharf wird Moses in den letzten zwei Bilderpaaren als Prototypus Christi gefaßt. Botticelli's hoch dramatische Schilderung des Untergangs der aufrührerischen Rotte Korah wird durch Perugino's ruhig schöne Schilderung der Schlüsselübergabe an Petrus gleichsam erläutert und bestätigt. Die von Gott verordneten Diener allein dürfen das Heiligthum verwalten; wehe den Frevlern, die sich auflehnen gegen seine ewigen Gesetze!

Die letzten Mahnungen und Prophezeiungen, welche der greise Moses den zwölf Stämmen Israels gleichsam als Testament hinterläßt, ehe er den Hirtenstab in Josua's Hände legt, deuten im Neuen Bund auf das Abendmahl des Herrn, wo Christus gleichfalls noch einmal seine zwölf Jünger um sich sammelt, ihnen das letzte seiner heiligen Gebote, das der Liebe, zu verkündigen. Aber Signorelli's großartige Schöpfung, die selbst in den kleinen Scenen des Hintergrundes noch ergreifend wirkt, wo wir den jugendschönen Engel sehen, der mit königlicher Geberde dem müden Greis die ganze Herrlichkeit des gelobten Landes zeigt, steht unendlich viel höher als Rosselli's monotones Abendmahl, an welchem selbst Vasari nur die kunstvolle Perspective der architektonischen Anlage, in der die Handlung vor sich geht, zu loben wußte.

Nach mehr als einer Richtung regen diese Wandbilder unser Nachdenken an, und je länger wir sie fragen, desto mehr wissen sie uns zu erzählen. Haben doch hier so große Meister wie Botticelli, Ghirlandajo, Signorelli und Perugino ihr bestes Können und Vermögen aufgewandt, haben sie doch alle ihre Bilder, die für die Fernansicht bestimmt waren, so gewissenhaft ausgeführt, daß man ihren Werth nur zu schätzen vermag, wenn man sie aus nächster Nähe betrachtet, was leider ohne besondere Vorrichtungen nicht geschehen kann.

Welch munteres Treiben, welch edler Wettkampf wackerer Männer hat sich damals zwischen den Mauern der Sistina abgespielt! Wer mag von ihnen allen den Preis errungen haben? Vasari's Legende, der Papst habe gerade dem schwächsten unter ihnen, dem Cosimo Rosselli, wegen seiner schönen Goldornamente die Palme ertheilt, hat von jeher bei seinen Lesern wenig Glauben gefunden. Botticelli allein oder Perugino können den besonderen Lohn erhalten haben, den Sixtus immerhin dem Künstler versprochen haben mag, der ihn am meisten befriedigte. Hat man dem ersteren die stofflich schwierigsten Gegenstände anvertraut, so spricht sich des anderen Vorzug darin aus, daß er allein die ganze Altarwand bemalt hat.

Wie viele bekannte Persönlichkeiten vom Hofe Sixtus' IV. würden wir in den Wandbildern der Capelle begrüßen, könnten wir aus ihren Zügen ihre Namen lesen! Wie früher schon Pier della Francesca[1]) in der Sala d'Eliodoro zahllose Portraits berühmter Zeitgenossen gemalt hatte, so haben auch die Florentiner Meister ihre Fresken mit Bildnissen angefüllt. Alle die weltlichen und geistlichen Herren, welche das Recht hatten, in der päpstlichen Capelle zu erscheinen, wollen hier an den Wänden sich selber wieder finden. Was werden die Künstler für Mühe gehabt haben, alle solche Wünsche zu befriedigen! Perugino malte, wie wir sahen, den knieenden Papst an der Altarwand, und wie sein eigenes Bildniß, so sind gewiß zahlreiche Portraits seiner ersten Würdenträger, die an der Geburt Christi und der Findung des Moses theilnahmen, dem jüngsten Gericht Michelangelo's zum Opfer gefallen; in der Taufe Christi, in der Reise des Moses, in der Schlüsselübergabe endlich sind nur noch die handelnden Personen Schöpfungen der Phantasie, für alle Theilnehmer und Zuschauer aber haben Perugino und Pintoricchio ihre Vorbilder der römischen Gesellschaft entlehnt. Ja in der Schlüsselübergabe entdecken wir den behäbigen Perugino[2]) selbst in schwarzem Barett mit flatternden Haaren, nur durch einen päpstlichen Hofbeamten von den beiden Architekten in der Ecke rechts getrennt, von denen der vornehmere im Vordergrunde, am erhobenen Richtmaß kenntlich, wohl ohne Zweifel Giovanni de' Dolci selber ist.

Auch Botticelli malte viele Prälaten, vornehme weltliche Herren und Gelehrte, Pier di Cosimo portraitirte eine Kriegerschar im Durchgang durchs Rothe Meer, Ghirlandajo malte die ganze Florentiner Colonie in Rom in seiner Berufung der ersten Jünger. Wir sehen in seinem Fresco den reichen Giovanni Tornabuoni, den Stifter des Freskencyclus in S. Maria Novella in Florenz, den gelehrten Griechen Argyropulos, den tüchtigen Gesandten Guw' Antonio Vespucci, den Erzbischof von Florenz Rainaldo Orsini und endlich den alten Diotisalvi Neroni,

1) Bibl. des écoles Fr. d'Athènes et de Rome I (E. Müntz, a. a. O. p. 226).

1) Vasari ed. Milanesi II, p. 492.

2) Pintoricchio's Portrait befindet sich in der Sistina nicht, wir müssen es im Appartamento Borgia in dem herrlichsten Fresco dort, in der Disputation der h. Caterina, suchen.

Digitized by Google

einen Verbannten, dessen prächtiges Marmorgrab heute noch in S. Maria sopra Minerva erhalten ist. [1])

Aber nicht nur die Portraits allein bezeugen die Theilnahme, welche alle Welt in Rom an dem Bildercyclus der päpstlichen Palastcapelle nahm; im Dargestellten selbst ist mehr als einmal Heiliges und Profanes in wunderbarster Weise vermengt und die ehrwürdig alten Begebenheiten der Heilsgeschichte dienten oft zu nichts anderem, als brennende Zeitfragen zu illustriren, politische Triumphe des Papstes zu verherrlichen, oder seine glänzende Thätigkeit als Wiedererbauer Roms zu preisen.

Nach dieser Richtung hin verdienen drei Fresken aus dem am Anfang und am Ende verstümmelten Bildercyklus besonderes Interesse, die, ob sie wohl in der Capelle selbst zerstreut sind, doch ein in sich geschlossenes Ganze bilden, in dem sie den Papst als das Muster eines Regenten preisen und seine glücklichen Erfolge verherrlichen, die er als Hüter und Bewahrer seiner geistlichen Rechte abtrünnigen Usurpatoren gegenüber, als siegreicher Bezwinger seiner äußeren Feinde und endlich als Beschützer aller Künste, aller Segnungen des Friedens während seiner stürmischen Regierungszeit errungen hat.

Es scheint, daß der greise Sixtus, als echter Mäcen, sich des letzteren Ruhmestitels am meisten gefreut hat. Warum hätte er sonst dies Frescogemälde, welches seine Bauthätigkeit und specielle Sorge für die römischen Unterthanen pries, gerade seinem Thron gegenüber anbringen lassen? Botticelli hat hier unter der Versuchung Christi, welche, im Hintergrund des Bildes in kleinen Verhältnissen angebracht, nur dazu dient, den Zusammenhang zwischen Perugino's Taufe Christi und Ghirlandajo's Berufung der ersten Jünger herzustellen, ein merkwürdiges, ja in der ganzen Kunstgeschichte einzig dastehendes Bild gemalt.

Vor der Façade eines prächtigen Tempels, in dessen Stil sich Gothik und Renaissance bekämpfen, hat sich um einen mächtigen Altar eine anbetende Menge geschart. Sie preisen Jehova für die Heilung eines Aussätzigen, der, eben von zwei Freunden geleitet, die Stufen des Altars hinaufsteigt, damit er sich dem Priester zeige und sich den feierlichen Ceremonien unterwerfe, die das strenge Gesetz des alten Bundes für den vom Aussatz rein gewordenen vorgeschrieben hat. (3. Mose, Cap. 14, V. 2—7.)

Ueber dem lodernden Feuer sieht man in ehernem Kessel das Cedernholz verkohlen, dessen Rauch die Luft von allen Keimen der Ansteckung befreit, und aus dem Hintergrund eilt eine Frau herbei, genau nach der Vorschrift in irdener Schüssel zwei Hühner tragend, die am fließenden Wasser rechts zu waschen sind. Dort wird sie den einen Vogel schlachten und den anderen ins freie Feld fliegen lassen und wird das Blut des geschlachteten Thieres dem Priesterknaben in die goldene Schüssel gießen, damit dieser es dem Hohenpriester bringe. In der That ganz vorn im Centrum des Bildes, um welches sich die Jungen in athemloser Spannung, die Alten in bedächtig abwartender Haltung versammelt haben, sehen wir den weiß gekleideten Knaben, wie er eiligen Schrittes herbeikommt, dem ehrwürdigen Diener Gottes, welchen die Pracht seiner priesterlichen Gewänder vortrefflich kleidet, das Blut des Vogels darzubieten. Schon hat der Hohepriester die goldene Schüssel erfaßt und in das Blut die grünen, genau nach dem Gesetz mit rothem Wollfaden umwickelten Myrtenreiser getaucht, deren sich die christliche Kirche statt der Hyssopusreiser des alten Bundes für ähnliche Reinigungsceremonien bedienle. [2]) Noch wenige Minuten, und die Neugierde der Umstehenden wird befriedigt sein, der rein gewordene wird sich dem Hohenpriester nahen und dieser wird ihn mit dem Blut besprengen und damit zugleich von dem Fluch seiner Krankheit befreien. Ein merkwürdiger Vorgang in der That, der selbst unter all den Ceremonien, welche im Kreislauf des Jahres am päpstlichen Hof gefeiert wurden, nicht seines gleichen fand.

Was mochte den Papst bestimmt haben, die Gestaltungskraft seines phantasiereichsten Künstlers auf eine so harte Probe zu stellen? Warum muthete er ihm die Bearbeitung eines Stoffes zu, der so spröde war, daß sich weder vor ihm noch nach ihm ein Künstler an seiner Behandlung versucht hat? Wenn man weiß, daß in jener prächtigen Tempelfaçade ein Bild des alten Sto. Spirito wiedergegeben ist, jenes berühmten, von Innocenz III. erbauten, von Sixtus IV. [3]) aus höchstem Verfall wiederhergestellten Spitals, so ergibt sich die Antwort auf solche Frage fast von selbst. Zu einer Verherrlichung der Bauthätigkeit des Papstes und seiner Sorge für die Kranken und Armen Roms hat das alttestamentliche Reinigungsopfer des Aussätzigen den Stoff bieten müssen, und man darf behaupten, daß von den mannichfachen Bildern und Allegorien, unter denen die Päpste der Renaissance ihre Verdienste feiern ließen, diese eine der best gewählten ist. War nicht Franeesco von Savona aus dem Franciscanerorden hervorgegangen? Hatte er nicht von jeher dem hl. Franz besondere Verehrung erwiesen? Was Wunder, daß er gerade den Aussatz als Typus aller Krankheiten wählte, welche in dem von ihm erbauten und reich bedachten Hospital bekämpft und geheilt werden sollten, da doch auch der hl. Franciscus, seinen Ekel überwindend, mit der Pflege der Aussätzigen seine glorreiche Laufbahn begann?

Ob Leo XIII., dessen klares Auge sich so oft zu diesem Gemälde emporrichtet, wenn er in den feierlichen Messen der Sistina den kirchlichen Gesängen lauscht, den Sinn dieses Bildes ahnt und die Bedeutung, welche es einst für den Gründer der Capelle gehabt hat? Sixtus IV. aber hat das Reinigungsopfer des Aussätzigen stofflich allen übrigen Bildern vorgezogen; darum befahl er, diesen Vorgang in den Bilderkreis des Neuen Testaments einzufügen und seinem Throne gerade gegenüber anzubringen. Es mochte das durch mancherlei Uebelthaten beschwerte Gewissen des greisen Mannes beruhigen, sich hier als würdigen Jünger des hl. Franciscus verherrlicht zu sehen.

Hannibal vor den Thoren! hieß es wieder einmal in Rom im Frühling des Jahres 1482. Herzog Alfons von Calabrien, der Thronfolger Neapels, wollte den nach Mohammeds II. Tod aufs heftigste ausgebrochenen Kampf Herzog Este's von Ferrara gegen die Venezianer unterstützen und hatte von Sixtus IV. freien Durchzug durch päpstliches Gebiet verlangt. Als dieser versagt wurde, begann er den Kirchenstaat aufs schonungsloseste zu verwüsten und drang, da er keinen Widerstand fand, bis vor die Mauern Roms, das die Orsini und der allmächtige Nepot Girolamo Riario mit verzweifelten Anstrengungen

[1]) Aus dem Freskencyclus in S. Maria Novella in Florenz, aus Paolo Giovio's Portraits berühmter Männer, aus dem Grabmal in S. Maria sopra Minerva in Rom läßt sich die Identität des Giovanni Tornabuoni, des Argyropulos, des Diotisalvi Nerони mit Bestimmtheit nachweisen. Nachdem einmal die vornehmsten Mitglieder der Florentiner Colonie festgestellt sind, darf man auch in dem Prälaten im violetten Mantel den Erzbischof von Florenz erkennen, und Gud' Antonio Vespucci — wahrscheinlich ist er der vornehme Mann ganz rechts im rothen Mantel — wird schwerlich unter der Schar seiner Landsleute gefehlt haben, deren Interessen er in Rom vertrat.

[2]) In einem Bilde des Bergognone in der Munkipalgalerie von Bergamo sehen wie, wie die hl. Margaretha den Drachen mit denselben Myrtellarreisern besprengt, die einer großblätterigen Myrte gleichen. Vgl. für diese und die folgenden Erörterungen: Repertorium für Kunstwissenschaft Bd. 1895, XVIII, p. 1, Jahrbuch der kgl. preuß. Kunstsammlungen 1895, p. 176, und eine demnächst bei Velhagen und Klasing erscheinende Monographie Botticelli's desselben Verfassers.

[3]) Vgl. Heinrich Brockhaus, das Spital von Sto. Spirito. Repert. f. Kunstwissenschaft 1884, Bd. VII, p. 281.

zu schützen versuchten. Rom wäre verloren gewesen, hätten nicht die Venezianer dem Hülferuf des Papstes Folge geleistet. Unbeschreiblich war der Jubel, als am 23. Juli endlich Roberto Malatesta, der Herr von Rimini, mit starken Truppen in der geängsteten Stadt erschien, die Girolamo Riario öffentlich der Feigheit zieh. Schon am 15. August fand die feierliche Segnung der Truppen statt und am 22. desselben Monats — „dies laudabilis et memoranda“ — erfochten die Päpstlichen bei Campomorto in der Nähe von Velletri einen vollständigen Sieg. Allerdings erlag Roberto Malatesta schon nach wenigen Tagen einem todbringenden Fieber, aber der dankbare Papst hat seinem Erretter nicht nur in St. Peter ein prächtiges Reiterdenkmal aufstellen lassen: auch in den Gemälden der Sixtinischen Capelle wollte Sixtus IV. das Andenken an eines der glorreichsten Ereignisse seiner Regierung erhalten sehen.

Sandro Botticelli und Pier di Cosimo mögen damals wacker auf den Papst und seine Politik gescholten haben. Verlangte man doch nichts geringeres von ihnen, als die völlig neue Composition zu zweien der umfangreichen Fresken. Ohne Frage war die Aufgabe ursprünglich so vertheilt, daß Botticelli der Versuchung Christi entsprechend aus dem Leben des Moses vor allem seine Flucht in die Wüste schildern sollte. Die Berufung des Moses hatte danu Pier di Cosimo als Typus der Berufung der ersten Jünger darzustellen und gleichzeitig werden ihm nach der Sitte der Zeit, auf einem Bilde mehrere Scenen anzubringen, der Auszug Israels aus Aegypten und Pharao's Untergang im Rothen Meer zugefallen sein. Da wurde die Schlacht von Campomorto geschlagen, und Sixtus befahl, in dem Untergang Pharao's im Rothen Meer und der Errettung Israels seinen Sieg über Alfons von Calabrien zu verherrlichen und diesem einen Vorgang eine ganze Bildfläche einzuräumen. Darum erscheint heute die Gestalt des Moses siebenmal neben einander in Botticelli's Fresco, wo nun auch seine Berufung dargestellt werden mußte, darum sucht man zwischen Pier di Cosimo's Durchzug durchs Rothe Meer nnd Ghirlandajo's Berufung der ersten Jünger vergebens nach typologischen Beziehungen, darum erscheint Moses in diesem Fresco nur ein einzigesmal, während sonst überall wenigstens drei Vorgänge aus seinem Leben auf einer Bildfläche dargestellt werden.

Die Portraitgestalten der Sieger von Campomorto also sind die vornehmen Krieger, welche sich um Moses, Mirjam und Aron geschart haben. Roberto Malatesta erscheint im Vordergruude in goldschimmernder Rüstung, einen prächtigen rothen Mantel über die Schulter geschlagen, und hinter der knieenden Mirjam entdecken wir den viel genannten und gefürchteten Verginio Orsini und seine Söhne, deren allerdings arg übermalte Bildnisse, von Antoniasso Romano's Hand gemalt, auch heute noch im Stammschloß des Geschlechtes in Bracciano erhalten sind. Die ganze rechte Seite des Bildes, das als Denkmal der Schlacht von Campomorto das Interesse des Beschauers noch mehr erregt denn als Kunstwerk an und für sich, hat ein unbekannter, handwerksmäßig gebildeter Schüler Cosimo Rosselli's ausgeführt. Der strömende Regen, welcher sich hier auf die Aegypter ergießt, erhält durch den Bericht Infessura's seine Erklärung, der ausdrücklich erwähnt, daß die Schlacht durch einen Regenguß, der die feindlichen Geschütze unbrauchbar machte, gewonnen wurde.[1]) Andrerseits bezieht sich der Priester mit dem weißen Pelzkragen in der Tracht der Chorherren von St. Peter, welcher rechts neben Moses erscheint und in halb verhülltem Kelch die Hostie emporhält, auf die sichtbar gewordene Gegenwart Gottes, der die gerechte Sache seiner Streiter nicht verlassen hat.

[1]) Ed. Tommasini, p. 108, 10.

Als einzige Frescomalerei, die wir von dem begabtesten Schüler Cosimo Rosselli's kennen, verdient die ganze Gruppe der geretteten Juden eine weit größere Beachtung, als ihr gewöhnlich zutheil wird; hat sie doch überdies der Künstler mit seinem Selbstportrait signirt, das gleich hinter Moses sichtbar wird. „Seltsam war ich selbst und seltsam war meine Kunst“, heißt es in einem Epitaph, das man auf Pier di Cosimo gedichtet hat, und uns fesselt in der That der fremdartige Ausdruck in den Zügen des originellen Künstlers, von dem Vasari so wundersame Dinge zu erzählen weiß.

Hat Botticelli im Reinigungsopfer des Aussätzigen die Bauthätigkeit Sixtus' IV. und seine Sorge für die Kranken und Elenden Roms verherrlicht, die im Neubau von Sto. Spirito ihren großartigsten Ausdruck fand; hat Pier di Cosimo im Durchzug durchs Rothe Meer dem größten Siege des kriegerischen Papstes ein Denkmal gesetzt, dem seine Feinde nachsagten, daß ihn der Kummer über den endlichen Frieden nach so viel Kriegen, der zu Bagnolo geschlossen wurde, getödtet habe — so erhält ein letzter großer Erfolg, den der Papst in rein kirchlichen Angelegenheiten zu verzeichnen hatte, durch Botticelli's Bestrafung der Rotte Korah eine höchst eigenartige Beleuchtung.

Zu derselben Zeit, als Sixtus durch Alfons von Calabrien in Rom selber belagert wurde und die Florentiner Meister im Vatican die Künste des Friedens übten, ängstigte auch eine drohende Kirchenspaltung den schwer bedrängten Papst. Andrea Zamometic, Erzbischof von Krain, ein ehrgeiziger Prälat, der im Jahre 1478 zuerst in Rom als Gesandter des Kaisers aufgetreten war, hatte, in seiner Erwartung, den Cardinalshut zu erlangen, getäuscht, eine so feindselige Haltung gegen die Curie angenommen, daß Sixtus ihn zwei Jahre in der Engelsburg gefangen hielt. Endlich auf Fürsprache des Kaisers befreit, kehrte der tief gekränkte nach Deutschland zurück, wo er erst in Basel, dann in Bern öffentlich gegen die römische Kirche auftrat, alle ihre Schäden schonungslos enthüllte und die Abhaltung eines allgemeinen Concils in Basel verkündete. Als die Bewegung immer größere Verhältnisse annahm und Andrea, der den Titel eines Cardinals von S. Sisto usurpirt hatte, so weit in seinen Schmähungen des Papstes ging, daß er ihn einen Sohn des Teufels nannte und ihn aufforderte, von seinem Stuhl herabzusteigeu, zeigte sich Sixtus aufs höchste beunruhigt. Er richtete mehrere Breven an den Kaiser, der anfangs den Empörer begünstigt hatte, sandte Nuntien über Nuntien nach Deutschland und brachte es endlich dahin, daß der Baseler Rath am 18. December 1482 den Erzbischof verhaften ließ.[1])

Die dräuende Inschrift am Constantinsbogen: „Nemo sibi assumat honorem nisi vocatus a deo tanquam Aron“,[2]) vor welchem Botticelli in wild bewegter Darstellung die Bestrafung der Rotte Korah geschildert hat, erläutert sofort die Beziehung des alttestamentlichen Vorganges zu den Ereignissen der Zeitgeschichte. In der Mittelgruppe sehen wir Moses — die herrlichste Idealgestalt des Capitano degli Ebrei in der ganzen Freskenreihe — wie er mit erhobenem Stab die Rache des Himmels auf die Abtrünnigen herniederfleht, die entsetzt vom Altar zurückweichen. Mit dem Feuer vom Himmel ist das göttliche Strafgericht über sie hereingebrochen, und vergebens suchen sie ihm zu entrinnen. Wie vom Blitz getroffen, taumelt der frechste zurück, mit gräßlichem Aufschrei stürzt ein anderer zu Boden und ein dritter sucht, verzweiflungsvoll

[1]) Vgl. Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. II, p. 545—549, der auch im Anhang p. 736 ein neues Breve veröffentlicht, das Sixtus IV. in dieser Angelegenheit an Friedrich III. richtete.

[2]) Niemand maße sich die Ehre an, er sei denn wie Aron von Gott berufen.

auf der Erde sich krümmend, das glühende Haupt im Sande zu verbergen. Links öffnet sich die Erde, wie die Schollen allzu dünnen Eises zerbrechen, und Dathan und Abiram stürzen in die Tiefe; über ihnen aber erscheinen auf Wolken wandelnd Eldad und Medad, die weissagenden, welche, der Eingriffe in die priesterlichen Hoheitsrechte des Moses angeklagt, von diesem mit den Worten gerechtfertigt werden: „Wollte Gott, daß alles Volk des Herrn weissagte und der Herr seinen Geist über sie gäbe.“ (4. Mose Cap. 11, V. 26 bis 29.) Rechts setzen sich die Strafgerichte Gottes durch die Hand des Moses fort. Hier wird in unverkennbarer Anspielung auf den Erzbischof von Krain der Lästerer gesteinigt. (3. Mose Cap. 24., V. 10 ff.) Ja, wenn man den Ungtücklichen näher betrachtet in seiner fremdartigen Tracht mit dem spitz geschnittenen weißen Pelzkragen über der Schulter, wie er sich mühsam des Ansturms der unbarmherzigen Menge erwehrt, wie Moses mitleidlos den Verdammungsspruch auf ihn herabschleudert, so meinen wir hier den abtrünnigen Prälaten selber zu erblicken, den Botticelli so schlecht und recht geschildert hat, wie es seine Phantasie ihm eingab.

Niemand erhebe sich gegen die heiligen Gesetze der Kirche, niemand maße sich unerlaubte Würden an, niemand lästere den Namen Gottes und seines Stellvertreters auf Erden, wie Andrea Zamometic es gethan: das ist die Tendenz dieses bis heute unverstandenen Bildes, welches durch Perugino's Schlüsselübergabe gegenüber gleichsam erläutert und besiegelt wird. Wie es Dathan und Abiram, wie es Korah und dem Lästerer erging, so muß es auch dem Erzbischof von Krain, so muß es jedem Abtrünnigen ergehen. Hat nicht Christus selber die Schlüssel des Himmelreichs in Petri Hände gelegt, und gewinnt das inhaltschwere „Tu es Petrus“ nicht in jedem seiner Nachfolger erneute Bedeutung? Gewiß nicht ohne Grund hat Perugino in seiner Schlüsselübergabe der von leidenschaftlichster Erregung getragenen Schilderung Botticelli's die erhabenste Ruhe entgegengesetzt. Wie die empörten Meereswogen sich am Felsen zerschlagen und gebrochen in die Fluth zurücksinken, so müssen alle Anschläge auf den Bau der Kirche zunichte werden, deren Eckstein Petrus ist. Als leise sich andeutendes Bewußtsein beginnender Unsicherheit, als Vorahnung kommender Ereignisse, welche man sogar durch die Kunst beschwören zu müssen glaubte, erhält dies wundersame Gemälde aber auch noch einen ganz anderen Sinn. Stand es wirklich so sicher um das Schiff der Kirche, wie es Perugino's bestes Frescogemälde in der Sistina so überzeugend schildert, fühlten sich die Nachfolger Petri wirklich noch von demselben zuversichtlichen Geiste beseelt, wie der Apostelfürst, als Christus ihm die höchste geistliche Gewalt auf Erden übertrug? Warum dann so viel Aufhebens um einen einzigen Abtrünnigen, der in einigen Städten der Schweiz die Gemüther eine Zeitlang erregt hatte, warum solch lauter Jubel über die Vernichtung seiner Ansichtäge, daß dieser selbst im Bilderkreis der päpstlichen Palastcapelle wiederklingt?

Uebrigens hatte sich Sixtus IV. getäuscht, wenn er meinte, seine Nachfolger würden sich beim Anblick des Frescos Botticelli's über ihrem Thron der Gründung des Spitals von Sto. Spirito erinnern, wenn er glaubte, durch Pier di Cosimo's Durchzug durch's Rothe Meer den Ruhm der Schlacht von Campomorto allen künftigen Geschlechtern überliefert zu haben, wenn er endlich hoffte, beim Anblick der Bestrafung der Rotte Korah werde jedermann das energische und erfolgreiche Vorgehen des Roverepapstes gegen den ketzerischen Erzbischof von Kraina preisen. Es ist im letzten Grunde nicht das Endziel der Kunst, als Werkzeug zu dienen zur Verherrlichung eitlen menschlichen Ruhmes. Wie ihre Schöpfungen von Geschlecht zu Geschlecht sich forterben und mehr und mehr sich von der Umgebung befreien, aus der sie hervorgegangen sind, so wollen sie voraussetzungslos verstanden werden, wie die ewig sich verjüngende Schöpfung der Natur.

Es ist in der That auffallend, wie schnell die Erinnerung an den persönlichen Zusammenhang dieser drei Fresken mit dem Gründer der Capelle verloren ging. Hat sich doch nur von einem einzigen unter ihnen die Beziehung auf ein Zeitereigniß dunkel und verworren durch zwei Menschenalter fortgepflanzt, wenn Vasari noch zu berichten weiß, daß Pier di Cosimo den Roberto Sanseverino — wie er versehentlich für Roberto Malatesta schreibt — und den Virginio Orsini in eines der Gemälde der Capelle Sixtus' IV. portraitirt habe. Von der Schlacht von Campomorto aber, vom Opfer des Aussätzigen, von Andrea Zamometic weiß er ebenso wenig zu berichten, wie von den zahllosen Portraitgestalten in den Fresken selbst, deren Namen längst vergessen waren und die doch sicher gehofft hatten, durch ihre lebensvollen Bildnisse in der Palastcapelle des Papstes ihr Andenken für alle Zeit bei der Nachwelt lebendig zu erhalten.

Die Renaissance war zu productiv und zu naiv, um die hohe Bedeutung dessen, was sie schuf, für die Cultur der Menschheit zu begreifen. Als man anfing, über Kunst zu schreiben, war der Verfall schon da. Die folgenden Jahrhunderte behandelten das Quattro- und das Cinquecento mit der größten Indifferenz. So blieb die Erforschung jenes glorreichen Zeitalters der Kunst unsern Tagen vorbehalten, für welche die Cultur der Renaissance mehr und mehr dieselbe Bedeutung gewinnt, wie sie die Antike für die Renaissance besaß.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Zwei wissenschaftliche Expeditionen** werden es gleichzeitig versuchen, den bisher noch unbezwungenen, um 5500 Meter hohen St. Eliasberg in Nordamerika zu ersteigen. Die erste der beiden Expeditionen ist unter Beistand der Regierung der Vereinigten Staaten ausgerüstet und steht unter Führung von Henry G. Brynnt von Philadelphia, der am 18. Mai mit mehreren Begleitern, von denen zwei bereits früher die Ersteigung des Berges versuchten, nach Alaska aufgebrochen ist. Die zweite Expedition ist von dem italienischen Prinzen Luigi Amadeo von Savoyen, einem Neffen des Königs von Italien, geplant. Er verließ in Gesellschaft mehrerer Alpenführer am 17. Mai Rom und hofft gegen Ende Juni am Fuße des St. Eliasgebirges anzukommen. In den Vereinigten Staaten gedenken verschiedene Professoren des Geologischen Bureaus, sowie der Präsident des Appalachian-Gebirgsvereins sich der Expedition des Prinzen anzuschließen.

* **München.** Theodor Mommsen weilt seit einigen Tagen hier, um Studien zu einer neuen Handausgabe der Vita Severini des Eugippius für die Monumenta Germaniae zu machen und zugleich dem Meister Lenbach zu einem Bildniß zu sitzen, das Verehrer des großen Gelehrten zu dessen 80. Geburtstag (am 30. Nov. d. J.) in Auftrag gegeben haben.

* **Berlin.** Hier starb am 30. Mai der Architekt Franz Mertens, der sich durch seine werthvollen Forschungen über den Ursprung der Gothik, sowie durch seine grundlegende „Denkmalkarte des Abendlandes“ in der Baugeschichte einen Namen gemacht hat. Er war 1808 in Düsseldorf geboren.

* **Breslau.** Der großherzoglich hessische Culturinspector Dr. Karl Luedecke aus Mainz ist als außerordentlicher Professor für Culturtechnik an die hiesige Universität berufen worden.

* **Krakau.** Dr. Valerian v. Klecki wurde als Privatdocent für landwirthschaftliche Mikrobiologie und Molkereiwesen an der philosophischen Facultät der Universität bestätigt.

* **London.** Der englische Forschungsreisende Roy Elias ist am 31. Mai gestorben. Seine ergebnißreichste Reise führte er 1885 aus, als er vom chinesischen Turkestan durch die Pamirs bis nach Herat zog und über Tschitral nach Indien zurückkehrte. 1890 half er die Grenze zwischen Birma und Siam regeln. Elias war Beamter der indischen Regierung.

Digitized by Google

* **Kopenhagen.** Die dänische Regierung hat 150,000 Kronen zu einer neuen Expedition bewilligt, die die Ostküste Grönlands erforschen soll. Die Expedition, die vom Marineofficier Amdrup geleitet wird, soll zwei Jahre dauern und in diesem Herbst in Angmagsalik ihr Werk beginnen. Drei Botaniker, zwei Marineofficiere und sieben Mann Besatzung sollen an der Expedition theilnehmen.

* In **Blumenau** (Brasilien) starb am 21. Mai der Naturforscher **Fritz Müller.** Er war am 31. März 1821 in Windischholzhausen bei Erfurt geboren und hatte sich anfänglich dem Apothekerberufe gewidmet, dann aber Naturwissenschaften und endlich Medicin studirt. Im Jahre 1852 wanderte er nach Brasilien aus. Von der Verwaltung der Provinz Sta. Catarina mit der naturwissenschaftlichen Erforschung der Provinz beauftragt, war Müller unermüdlich thätig in der Anlegung von naturwissenschaftlichen Sammlungen, von denen manche die europäischen und namentlich die deutschen Museen bereichert haben. Fritz Müller war einer der ersten und begeistertsten Verfechter der Lehren Darwins; sein Buch „Für Darwin" (1864), in dem er diese auszubilden und näher zu begründen suchte, rief Aufsehen hervor und machte den Forscher zuerst weiteren Kreisen bekannt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Hildegard Mahlmann.

Roman von

Adolf Wilbrandt.

Preis geheftet 3 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Die Hauptperson des neuesten Wildbrandtschen Romans ist eine im Konflikt zwischen des Lebens Not und den höheren Ansprüchen ihrer reich angelegten Natur zur Volksdichterin heranreifende mecklenburgische Bäuerin. Der Dichter schildert uns den psychologischen Prozeß des Ringens eines Niederen nach geistiger Freiheit in ebenso überzeugender, wie ergreifender Weise. Wilbrandt hat hier wiederum ein prächtiges Buch geschaffen, das um so größere Wirkung erzielen wird, als der in seiner Heimat spielende Roman auf durchaus realem Boden steht und uns in spannender Handlung eine Reihe vorzüglich charakterisierter völlig lebenswahrer Figuren vors Auge führt. (8162)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Johann Orth.

Historischer Roman aus der Gegenwart von Leo von Reinhold (Ludwig Rotter).

Budapest 1897. 360 Seiten stark.

Mark 3.—

Dieser sensationelle Roman verschafft klaren Einblick in die Ereignisse der letzten Jahre am Wiener Hofe und findet der Leser die Erklärung, warum Erzherzog Johann Salvator Allem entsagte, um mit seiner angetrauten Frau (Stubel Milly) in einer neuen Welt in Liebe ungestört leben zu können. Das intime Verhältniß zwischen dem verewigten Kronprinzen Rudolf und Erzherzog Johann Salvator ist in diesem Romane mit vielen Details aus dem Leben dieser hehen Geister geschildert, so daß alles Geheimnißvolle aus dem Leben dieser zwei edlen Sprossen des erlauchten Habsburger Kaiserhauses klar faßlich sich unserem Auge darbietet. Nahezu alle Personen, welche in diesem Roman zur Geltung kommen, sind mit ihrem wahren Namen angeführt, so die Familie Stubel, Dr. Wiederhofer, Baron Dunkelstern, Major Laaba, Abt Kainzel, Polizeikommissär Rahl ꝛc. ꝛc. — Die Lectüre dieses Romanes ist ein Hochgenuß für Personen, welche die intimsten Vorgänge der letzten Jahre am Wiener Hofe und in der Wiener hohen Gesellschaft kennen lernen wollen.

Bei vorheriger Anweisung des Betrages franco zu beziehen durch die

Buchhandlung Sachs & Polläk,

Budapest, VI., Andrassystraße 37. (9201)

Neuigkeit 1897:

Köst und Kinnerbeer

(Hochzeit und Kindtaufe).

Und sowat mehr.

Zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben von

Adolf Holm.

gr. 8°. III u. 136 S. — Preis gebunden M. 2.40.

Früher erschienen von demselben Verfasser:

Holsteinische Gewächse.

Aufgezogen und zur Schau gestellt (in Wort und Bild) von

Adolf Holm.

Inhalt: Schön ist die Jugend, ja! — Die Post holen. — Die Bratpfanne. — Hexenkram. — Das Backhaus. — Gausharr (Gänsehirt).

gr. 8°. III u. 163 S. — Preis gebunden M. 3.—

Allen Freunden mundartlicher Dichtung, **keineswegs nur** im niederdeutschen Sprachgebiet, ferner Allen, die für gute Volksliteratur Interesse haben, seien die **Holm**'schen Bücher besonders empfohlen.

Zu haben in allen guten Buchhandlungen.

Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Soeben erschien im Verlage von **Walther Fiedler, Leipzig,** nachstehendes epochemachendes Werk:

Fürst Bismarck

nach seiner Entlassung.

Leben und Politik des Fürsten seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen.

Herausgeg. u. mit histor. Erläutergn. versehen von Johs. Penzler. **Erster Band. Geh. 8 Mark. In Halbfranzbd. geb. 10 Mark.**

Obiges Werk schafft, gestützt auf durchaus authentisches Material, in seiner Gesamtheit endlich **vollständige Klarheit darüber, was** seit der Entlassung des Fürsten Bismarck **von ihm selbst veranlaßt** und was ihm nur angedichtet worden ist. — Das Werk bietet somit ein getreues und vollständiges Bild aller, teilweise ganz neu betrachteten, politischen Vorgänge und Ereignisse der letzten 7 Jahre.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 8. Juni. Nummer 127.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.20. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Ueber den Unterschied zwischen todter und lebender Substanz. I. Von Prof. Dr. C. A. Pekelharing. — Hieronymus Lorms Lyrik. Von A. K. T. Tielo. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber den Unterschied zwischen todter und lebender Substanz.

Von Prof. Dr. C. A. Pekelharing.*)

I.

In jedem Jahre die Eröffnung des akademischen Cursus durch eine feierliche Zusammenkunft zu feiern, ist eine Verpflichtung uns von oben her auferlegt, den Geburtstag unsrer Alma Mater aber feiern wir aus eigener Initiative. Der 26. März, der Tag, an dem vor 261 Jahren Utrechts illustre Schule zur Universität geweiht wurde, darf nicht ohne festliche Erinnerung vorübergehen. Unsre Universität ist uns ein lebendes Wesen, das wir lieb haben, das uns zum Herzen spricht, sowohl wegen seiner ehrenvollen Vergangenheit, als wegen des hohen Werthes, den es jetzt für uns hat, ein Wesen, dem wir auch für die Zukunft ein glückliches und kräftiges Leben wünschen. Und darum feiern wir den Geburtstag unsrer Universität wie den eines unsrer Familienglieder.

Es ist keine kühne Bildersprache, wenn wir die Anstalt, deren Stiftungstag wir heute feiern, ein lebendes Individuum nennen; es ist mehr als einfache Personification, aus dichterischer Phantasie entsprungen.

Nicht unabhängig von ihrer Umgebung, aber doch selbständig, besitzt unsre Universität eine Geschichte, die zum Theil Ausfluß ihrer eigenen Arbeit ist. Um im stande zu sein, die Arbeit fortdauernd zu verrichten, um ihre Kraft zu erhalten, muß sie anhaltend neuen Baustoff in sich aufnehmen. Sie ist nicht wie eine Bildsäule, an der man renoviren kann, was etwa beschädigt ist, sie ist ein activer, zur Weiterentwicklung fähiger Organismus, der seine Rolle als Alma Mater für eine Reihe von Geschlechtern nur erfüllen kann, wenn alles, was ihm hinzugefügt wird, auch in Wahrheit assimilirt und mitwirkend gemacht wird. Von außen kommende Kräfte können günstig oder hindernd auftreten, aber keine Unterstützung könnte eine Universität retten, deren Organe zu einem Zusammenwirken nicht mehr fähig wären, und nur durch eigene Arbeitskraft darf sie den Kopf hoch tragen, ob der Kampf ums Leben vielleicht auch schwer falle.

Es ist mir sogar zweifelhaft, ob es wohl Bildersprache ist, wenn man eine Universität, eine Gesellschaft, einen Staat einen lebenden Organismus nennt. Denn darin finden wir ja das Eigenartige eines Organismus, daß er aus lebenden, mit einander aufgewachsenen Theilen, Organen, besteht, die zur Erhaltung des Ganzen zusammenwirken.

*) Rede, gehalten am Stiftungstage der Utrechter Universität (26. März 1897).

Aber was ist denn Leben, was sind lebende Organe? Wer auf diese Frage eine Antwort sucht, wird seine Nachforschungen wohl schwerlich mit so complicirten Organismen beginnen, so schwer zugänglich für genaue Untersuchung, so unerreichbar für das Experiment, sondern sich zu den einfacheren Formen wenden, unter denen das Leben sich zeigt.

Das Geheimnißvolle liegt obendrein nicht im Leben des Ganzen, sondern im Leben der Theile. Wenn wir einmal die Eigenschaften, durch die der Mensch sich unterscheidet, als gegeben betrachten, dann glauben wir die organisirte Gesammtleistung in dem Körper einer Universität wohl in der Hauptsache begreifen zu können. So ist es auch mit dem Leben des einzelnen Menschen. Wie viel unsrer Erkenntniß auch noch mangelt, so haben Anatomie und Physiologie die Kenntniß der Zusammensetzung des menschlichen Körpers doch so weit gefördert, daß man in den Hauptzügen verfolgen kann, wie die verschiedenen Gruppen von Organen ineinander arbeiten. Die große Schwierigkeit, auf die wir stoßen, sowie wir uns Rechenschaft davon geben wollen, was ein lebendes Wesen kennzeichnet, zeigt sich je mehr, je weiter die Untersuchung fortgesetzt wird. In der menschlichen Gesellschaft können wir die Functionen jeder einzelnen Person verfolgen und in dem Körper von Thier oder Pflanze ist gleichfalls die Function einer großen Anzahl von Organen in zufriedenstellender Weise an das Licht gebracht. Das große Räthsel liegt in der Wirksamkeit der kleinsten lebenden Theilchen.

Wie verschieden in Größe, Bau und Verrichtungen die meist abweichenden Vertreter des Pflanzen- und Thierreichs sich auch zeigen mögen, alle sind doch aufgebaut aus eigenartigen, gewisse Kennzeichen gemeinsam besitzenden Körperchen, gewöhnlich so klein, daß nur das bewaffnete Auge sie zu unterscheiden vermag; man nennt sie Zellen. Bei einer großen Gruppe lebender Wesen besteht der Körper aus einer einzigen Zelle. In dieser wohnt das Leben, und hier muß es studirt werden. Die Substanz, aus der eine solche Zelle aufgebaut ist, besitzt Eigenschaften, die der todte Stoff nicht besitzt. Wird es dem Menschen je möglich sein, sich von der Art dieses Unterschieds eine Vorstellung zu machen, wird er je eine Erklärung für die merkwürdigen Eigenschaften finden, welche die lebende Substanz von der todten unterscheiden?

Im folgenden möchte ich einige Bemerkungen in Veranlassung dieser Frage machen.

Es gibt in der lebenden Natur wohl keine Erscheinung, die dem Beobachter so auffällt, wie das Vermögen lebender Wesen, sich durch eigene Kraft zu bewegen. Ja, oftmals sind wir geneigt, aus der Bewegung allein schon auf Leben zu schließen, wenn wir nur nicht sehen oder wissen, daß die Kraft, welche die Veränderung von Form oder Platz hervorbringt, nicht untrennbar mit dem sich bewegenden Gegenstand verbunden ist. Auch die Bildersprache beweist dies. Man unterscheidet den murmelnden Bach und den brausenden Bergstrom als „lebendes Wasser" von dem „todten" Teich. Und umgekehrt, was man lebend nennt,

hält man auch der Bewegung fähig. Als in der Kiste, in der Hugo de Groot aus Loevesteyn floh, Bewegung bemerkt wurde, war die kühne Versicherung Elzjes van Houweningen, daß Bücher Geist und Leben hätten, genügend, den einfachen Schiffern die Bewegung zu erklären.

Aber Jeder weiß doch, daß selbständige Bewegung durch einen Augenaufschlag oder einen einzigen Tasteindruck bemerkbar, nicht das allgemein gültige Kennzeichen ist, durch das lebender und todter Stoff sich unterscheiden. Wenn wir auch mit absoluter Sicherheit wissen, daß das Gesäusel der Blätter durch den Wind, also eine Kraft von Außen, hervorgerufen wird, so zweifeln wir doch keinen Augenblick daran, daß der Baum, dessen Laubdach uns verlockt in seinem Schatten zu ruhen, ein lebender Organismus ist.

Auch die Vergänglichkeit alles Lebenden gibt an und für sich kein Mittel an die Hand, Lebendes und Todtes zu unterscheiden. Die nachgeahmte, eiserne Zierpflanze verändert sich auch und Appelles Meisterwerke, die, wie erzählt wird, die bewundernden Zuschauer in Entzücken versetzten, sind gleichfalls vergangen.

Die Eigenschaft, wachsen zu können, ist ebenso wenig ausschließlich den lebenden Körpern zuzuerkennen. „Mineralia crescunt", sagten die Alten, um anzudeuten, daß in dem Wachsen allein der Unterschied zwischen der lebenden und todten Natur nicht gelegen ist.

Aber das Wachsthum bringt uns doch auf die Spur des Unterschieds. Sowie man näher untersucht, worin das Größerwerden, das Wachsen eines todten Gegenstandes beruht und was bei dem Wachsen eines lebenden Wesens vor sich geht, erkennt man den himmelweiten Unterschied, der besteht. Wenn sich aus einer Zuckerauflösung stets größer werdende Krystalle absetzen, wenn an der Innenseite eines Kessels eine Lage Kesselstein stets anwächst, wenn im Winter bei feuchtem Wetter die Zweige der Bäume sich beugen, ja sogar brechen unter der Last der stets dicker und dicker werdenden Lage von Eiskrystallen, dann werden nur Theilchen abgesetzt, die schon vorher, wenn auch nicht in fester Form, anwesend waren. Das Eis hat dieselbe Zusammensetzung wie der Wasserdampf, aus dem es entstanden ist, und der Zucker der Krystalle ist derselbe Zucker, der in der Flüssigkeit aufgelöst vorhanden war. Dasjenige was schon abgesetzt ist, übt keinen Einfluß aus auf die Zusammensetzung des Stoffes, der das Wachsen hervorbringt. Das Wachsen kommt hier von außen: der todte Gegenstand, der an Umfang zunimmt, ist, soweit es die Zusammensetzung des Stoffes betrifft, passiv.

Ganz anders ist das Wachsen lebender Wesen. Hier werden Stoffe von Außen aufgenommen, verändert und in sehr zusammengesetzte Verbindungen übergeführt. Der lebende Organismus baut aus der Nahrung, die er aufnimmt, neue lebende Substanz auf. Und dies gilt für alles, was lebt, für den Menschen sowohl, als für den allerniedrigsten uns bekannten Organismus.

Man hat wohl einmal behauptet, daß die Fähigkeit, aus einfachen Stoffen zusammengesetzte Verbindungen aufzubauen, das Vorrecht der Pflanzen sei, während die Thierwelt nur die für sie bereits vorbereitete Nahrung verdauen könne. Nichts ist minder wahr. Die Pflanze kann mit einfacheren Baumaterialien beginnen, aus Kohlensäure, Ammoniak, Phosphorsäure, Wasser u. dgl. wenig zusammengesetzten Stoffen kann sie den geheimnißvollen Tempel bauen, worin das Leben heimisch ist. Für den thierischen Körper sind so primitive Bausteine nicht ausreichend. Dennoch aber sind die complicirtesten Stoffe, die er dem Getreidekorn entnimmt, auch nur Bausteine. Eiweiß, Fette, Kohlenhydrate werden der animalischen Zelle nicht beigefügt, wie die Zuckertheilchen dem anwachsenden Krystall, sondern werden von ihr aufgenommen und zu Verbindungen von schwindelerregender Complicirtheit verarbeitet. Das Eiweiß, von der Zelle als Nahrungsstoff aufgenommen, ist in ihr, so lange sie lebt, ebenso wenig mit den gewöhnlichen Mitteln, mit denen man Eiweiß nachweist, zu erkennen, wie wir die Eigenschaften des Kohlenstoffs in der ausgeathmeten Kohlensäure wahrnehmen. Eine Zelle, die gegen die Säure des Magensaftes widerstandsfähig ist, behält im Magen, in dem das todte Eiweiß verzehrt wird, ihr Eiweiß unverändert. Erst wenn die Zelle abgestorben, die organische Verbindung vernichtet ist, kommt das Eiweiß in ihr mit all seinen Eigenschaften zutage.

Wo und in welcher Form sie auch auftritt, unterscheidet sich deßhalb die lebende Substanz von der todten durch ihre Fähigkeit der Assimilation, durch ihre Fähigkeit, aus unorganisirtem Stoff neuen organisirten aufzubauen. Darin liegt das hauptsächlichste Kennzeichen des Lebens. Jeder Versuch, das Leben zu erklären, muß deßhalb davon ausgehen, zu erforschen, welche Veränderungen bei der Assimilation platzgreifen und wie diese Veränderungen mit den Erscheinungen, die sonst in der Natur zu beobachten sind, in Uebereinstimmung gebracht werden können.

Da fortwährend todter Stoff in lebenden umgesetzt wird, ist es unvermeidlich, wenn man nach einer Erklärung vom Leben suchen will, den Standpunkt zu bestimmen, von wo der menschliche Geist die Erscheinungen in der Natur, der anorganischen sowohl, als der organischen, am besten glaubt übersehen zu können.

Der Standpunkt, der in unsrer Zeit von den meisten eingenommen wird, ist besonders scharf umschrieben von Dubois-Reymond in seiner berühmten vor einem Vierteljahrhundert gehaltenen Rede: Ueber die Grenzen des Naturerkennens. „Denken wir uns", so sagt er, „alle Veränderungen in der Körperwelt in Bewegungen von Atomen aufgelöst, die durch deren constante Centralkräfte bewirkt werden, so wäre das Weltall naturwissenschaftlich erkannt." Diese Auffassung mag sich in späteren Jahren bei vielen geändert haben, hauptsächlich darin, daß die schon von Huygens vertretene Vorstellung, der zufolge alle Bewegung unmittelbar von Masse auf Masse übergeführt wird, wieder mehr Eingang gefunden hat. Die Hauptsache ist, daß man sich die Welt aufgebaut denkt aus in Bewegung befindlichen Stofftheilchen. Nach diesem Gedankengang würde also das Leben erklärt sein, wenn es möglich wäre, zu bestimmen, wie die Atome, aus denen ein lebendes Theilchen aufgebaut ist, mit einander verbunden sind, wie neue Atome und Gruppen von Atomen in solch einem Theilchen aufgenommen werden, welche Veränderung diese Verbindung beim Absterben erleidet und welche Veränderung in der Bewegung der Atome mit dieser Veränderung der Verbindung zusammengeht.

Aber dieser von Dubois-Reymond eingenommene Standpunkt wird von Ostwald für unhaltbar erklärt.

Nach diesem Naturforscher darf man nicht länger die Hoffnung hegen, durch Kraft und Stoff die Welt erklären zu können. Er verwirft den Begriff „Materie" als Grundvorstellung und will den Begriff „Energie" dafür an den Platz stellen. Die Beobachtung, sagt er, lehrt uns keinen Stoff und keine Kraft kennen, nur Unterschiede in Energie. Wie allgemein verbreitet der Glaube auch sein möge, daß die Unterschiede in Energie auf dem Vorhandensein von Stoff beruhen, durch eine Anzahl Eigenschaften gekennzeichnet und durch Kräfte bewegt, so müßte man doch den Glauben fahren lassen, weil er keineswegs fähig ist, alle die Erscheinungen, deren Erklärung man sucht, auch wirklich zu erklären. Die Energie selbst müsse zur Grundlage des naturkundigen Denkens angenommen werden.

Es liegt außerhalb meines Weges, mich in den Streit zu mischen, der zwischen den Physikern darüber geführt wird, ob Ostwald Recht hat bei der gänzlichen Verurtheilung

Digitized by Google

der Mechanik, die das Endziel der Naturwissenschaft in der Auflösung der Erscheinungen in ein System von in Bewegung befindlichen Stofftheilchen sieht. Aber ich möchte hier auf die Rede hinweisen, die hier im Auditorium vor einigen Monaten von meinem Collegen W. H. Julius gehalten wurde, als auf einen Beweis, daß vor befugten Beurtheilern Ostwald seine Sache noch durchaus nicht als gewonnen betrachten darf.

Und so lange vor dem Richterstuhle der Physik und Mathematik Ostwalds Spruch noch nicht bestätigt ist, scheint es mir durchaus erlaubt, die Erklärung der Erscheinungen, die in der Natur wahrgenommen werden, auch weiterhin in Wirkung von Kraft und Stoff zu suchen. Wirklich bestehende Dinge, sagt Ostwald, nachweisbare und meßbare Größen mit einander in bestimmte Beziehung zu bringen, daß, wenn die eine Reihe gegeben ist, die andere daraus abgeleitet werden kann, das ist die Aufgabe der Wissenschaft. — Und Energie ist Wirklichkeit, nach Ostwald, Materie aber besteht nur in unsrer Vorstellung.

Aber was wissen wir von Wirklichkeit? Wenn wir nach dem Augenschein auf eine Energie außer uns schließen, betreten wir doch das Feld der Hypothesen ebenso gut, als wenn wir sagen, daß Materie außer uns besteht. Der Augenschein lehrt uns, genau genommen, nichts als Veränderungen in unserm Bewußtsein. Aber Niemand in der Welt unterläßt es, aus diesem Augenschein zu schließen, daß außerhalb von uns etwas besteht. Und solange man zurückdenken kann, ist der Mensch gewohnt gewesen, aus dem, was durch seine Sinnesorgane in ihm verändert wird, den Schluß zu ziehen, daß außerhalb von ihm Materie besteht, die in Bewegung sich befinden kann, Materie, die Raum einnimmt und Gewicht besitzt und nur dann in Bewegung kommt, wenn sie die Wirkung einer Kraft erleidet. Der Begriff „Masse" ist erst durch Reflexion aus der Beobachtung abgeleitet, ebenso der Begriff „Energie". Wohl lehrt Nachdenken uns, daß die Begriffe Kraft und Stoff nur Bilder sind, um die durch das Unbegreifliche in uns hervorgebrachten Eindrücke in Worte bringen zu können, und wer je über diese Dinge nachgedacht hat, wird die Möglichkeit wohl einsehen, daß diese Bilder einmal durch bessers ersetzt werden könnten. Aber ehe diese neuen Bilder bei der Naturbeobachtung allgemein in Gebrauch kommen, muß erst erwiesen sein, daß sie in Präcision und Zweckmäßigkeit einen Vorzug vor den alten verdienen. Und darin scheint mir Ostwalds Plaidoyer nicht überzeugend genug. Auch wer sich in mathematischer Physik nicht zu Hause fühlt, kann doch wohl die Unbilligkeit seiner Worte einsehen: „Die Behauptung, alle Naturerscheinungen ließen sich in letzter Linie auf mechanische zurückführen, darf nicht einmal als eine brauchbare Arbeitshypothese bezeichnet werden." Und kann man glauben, an Deutlichkeit gewonnen zu haben, wenn man mit Ostwald von Capacität für Bewegungsenergie, von Volumenenergie und von Lagenenergie spricht? Sollte man wirklich mit Ostwald die Hoffnung hegen dürfen, daß Dubois-Reymonds ignorabimus seinen Sinn verlieren würde, daß das Bewußtsein in uns und die Welt außer uns für den Menschen erkennbar gemacht würden, wenn man den Glauben an Kraft und Stoff vertauscht gegen den Glauben an Energie?

Sind denn, fragt Ostwald, Materie und Energie wirklich etwas so von einander abweichendes, wie z. B. Körper und Seele? — Ich möchte dagegen die Frage stellen, wer kann, auf dem Boden der Naturwissenschaft bleibend, fußend auf den Ergebnissen sinnlicher Wahrnehmung, darüber sprechen? Wir wissen es nicht und werden es nicht wissen. Aber wir sind einmal gewohnt, aus unsern Wahrnehmungen den Schluß zu ziehen, daß außerhalb unsres Bewußtseins Stoff besteht, undurchdringlicher Stoff, der durch Kraft in Bewegung versetzt wird, mit wie viel Sorgsamkeit wir auch erkennen mögen, daß Stoff und Kraft jedes für sich uns undenkbar sind. Es sind doch Bilder, die, in unserm Denken untrennbar mit einander verbunden, uns ein Mittel sind, das Unbegreifliche, wie unvollkommen auch, faßlicher zu machen.

Der Stock, von dem Ostwald spricht, mag für unser Gefühl nicht bestehen, solange wir uns nicht daran stoßen oder damit geschlagen werden — sowie wir den Stock bemerken, erhalten wir den Eindruck eines stofflichen Körpers, und werden wir damit geschlagen, dann schließen wir daraus, daß eine Kraft existirt, die den Stoff in Bewegung bringt.

Trotz Ostwalds Ausspruch, daß die mechanische Weltanschauung unwiderruflich gefallen sei und durch die Energetik ersetzt werden müsse, brauchen wir, denke ich, das Recht noch nicht fahren zu lassen, von Kraft und Stoff zu sprechen, und dürfen wir, bei dem Suchen nach Mitteln, die uns ein Verständniß der Erscheinungen der lebenden Natur erleichtern, auf dem bisher von den Naturwissenschaften eingenommenen, von Dubois-Reymond so präcis charakterisirten Standpunkt beharren. Die Frage, ob man annehmen darf, daß Bewegung durch auf Abstand wirkende Kraft hervorgebracht werden kann, oder ob man sich vorstellen muß, daß alle Bewegung unmittelbar von Masse auf Masse übertragen wird, kann hier ganz von der Betrachtung ausgeschieden werden, wenn wir nur im Auge behalten, daß mit dem Worte Kraft nichts gesagt werden soll als: die Ursache einer Bewegung.

Dann muß also untersucht werden, ob aus den Eigenartigkeiten, welche die lebende Substanz im Gegensatz zur todten zeigt, geschlossen werden darf, daß der Unterschied in der Weise, in der die Atome im einen und anderen Falle mit einander verbunden sind und sich bewegen, zu suchen ist.

Die Annahme einer besonderen Kraft, einer Lebenskraft, die nicht in der todten, sondern nur in der lebenden Welt ihre Wirkung spüren ließe, ist unmöglich, solange man nicht durch die Macht der Thatsachen gezwungen wird, den Standpunkt der mechanischen Anschauung zu verlassen.

Es ist nicht wunderbar, daß man damit begonnen hat, das Leben durch eine Beseelung des todten Stoffes zu erklären. Im allgemeinen erkennen wir das Leben am schnellsten an der Activität, an Bewegungserscheinungen, deren Kraftursache innerhalb des sich bewegenden Körpers zu suchen ist. Beim Tode erleidet die stoffliche Zusammensetzung von Mensch oder Thier für den Augenblick keine auffallende Veränderung. Auch die Bewegbarkeit ist geblieben: wenn man eine Kraft von Außen wirken läßt, kann man die Theile des todten Körpers in Bewegung bringen. Aber die spontane Bewegung hat aufgehört. Der Schluß liegt auf der Hand: so lange er lebte, ward der Körper beseelt von einer Kraft, die, im Tode von dem Körper Abschied nehmend, eine Leiche zurückläßt.

Aber diese Auffassung konnte nicht Stand halten, sowie die Wissenschaft fortschritt. Je mehr man die Eigenschaften, die an todten und lebenden Körpern wahrgenommen werden, mit einander verglich, desto mehr trat hervor, wie nebelhaft der Begriff war, den man mit solcher Lebenskraft verband. Wenn ein losgelassener Stein fällt, wenn der Magnet ein Stück Eisen, das sich in seiner Nähe befindet, anzieht, wenn die Sonnenwärme das Wasser verdampft oder das Quecksilber im Thermometer steigen macht, wenn das Eisen rostet, sowie es sich mit Sauerstoff verbindet, oder die auf dem Herde verbrennende Kohle Wärme entwickelt, — dann stehen wir vor Erscheinungen, die bei genauer Analyse für unser Begriffsvermögen auf die Wirkung von Kraft und Stoff zurückgebracht werden können und in unveränderlicher Menge mit einander verbunden sind.

Die Lebenskraft hingegen würde eine Kraft sein, die sich vom Stoff befreien könnte und ihn beherrschend nicht

nur Bewegung der kleinsten Theilchen verursachen, sondern als ein wahrer spiritus rector regelnd eingreifen könnte, in die Verrichtungen des ganzen Organismus. Sie war nicht eine Kraft im Sinne der Naturwissenschaft, sondern ein Geist, der jenseits der Physik gesucht werden mußte.

Diese Lebenskraft haben auch diejenigen nicht wieder zu Hülfe gerufen, die sich in letzter Zeit Vitalisten oder Neovitalisten genannt haben. Sie sind nicht zufrieden mit den Resultaten der Naturwissenschaft. Sie machen den übrigen Biologen einen Vorwurf daraus, daß diese sich mit dem Bekenntniß ihres Unvermögens, Kraft und Stoff zu begreifen und das Bewußtsein zu ergründen, bescheiden. Aber Huizinga, der in seiner vor vier Jahren in Groningen gehaltenen Rede die mechanische Auffassung so energisch gegen den neueren Vitalismus vertheidigt hat, sagt doch mit Recht: „In seinem Arbeitsrock ist der Vitalist von anderen nicht zu unterscheiden." Bei der Untersuchung der lebenden Natur stellt er sich dieselben Probleme und arbeitet er nach denselben Methoden wie diejenigen, welche den von Dubois-Reymond bezeichneten Standpunkt einnehmen. „Die Methode (der mechanistischen Richtung)," sagt Bunge, „ist durchaus fruchtbringend; wir müssen es versuchen, wie weit wir mit alleiniger Hülfe der Physik und Chemie gelangen."

In derselben Versammlung der deutschen Naturforscher, in der Ostwald die Atome ins Gespensterreich verwies, hielt der Patholog-Anatom Rindfleisch einen Vortrag, Neo-Vitalismus betitelt, um, wenn ich mich nicht täusche, zu beweisen, daß ein höheres, edleres Eindringen in das Leben als durch Physik und Chemie gewonnen wird und nur dadurch zu erreichen ist, wenn man den Zusammenhang der Dinge in der Natur ins Auge faßt, woraus dann hervorgehen soll, daß Sucht nach Freiheit und Nächstenliebe die Kennzeichen des Lebens bei allen, den niedrigst organisirten Wesen sowohl als bei dem Menschen sein soll. Aber auch er versichert ausdrücklich, weit davon entfernt zu sein, eine bevorrechtete Lebenskraft wieder einführen zu wollen, und spricht die Hoffnung aus, daß es „der messenden und zählenden Naturforschung gelingen wird, für alle Vorgänge des Lebens gewisse Atomverschiebungen aufzustellen und dieselben äußerlich zu erklären".

Ohne Zweifel gibt es viele, die mit Balfour Spencers Naturalismus „a poor creed" nennen und glauben, daß „if the certitudes of science lose themselves in depths of unfathomable mystery, it may well be that out of these same depths there should emerge the certitudes of religion". Hat doch einer der größten Naturforscher, der unsterbliche Pasteur, durch sein Beispiel gezeigt, daß man die Exactheit der Wissenschaft benutzen kann, um mehr Wohlfahrt zu verbreiten und mehr Menschenleben zu retten, als ein Krieg zu Grunde richtet, und dennoch ein gläubiger Katholik bleiben kann!

Brunetière hätte wahrlich bei seinem großen Landsgenossen in die Schule gehen können, um zu begreifen, daß es nicht Art der Naturwissenschaft ist, zu glauben, daß sie alles ergründen kann und sich für eine Macht auszugeben, vor der alles, was dem Menschen sonst werth ist, zu weichen hätte.

Aber wie man auch über den Glauben an höhere Mächte denken mag, so kommt man, will man das Leben als Naturerscheinung studiren, nicht vorwärts, wenn man der Vorstellung von Kraft und Stoff neue Mysterien hinzufügt, und man ist durch alles, was die Erfahrung gelehrt hat, genöthigt anzunehmen, nicht nur daß die Substanz dieselbe ist in der todten wie in der lebenden Natur, sondern auch daß die Stofftheilchen durch dieselben Kräfte bewegt werden. Keine neu hinzutretende Kraft unterscheidet das Lebende vom Todten, aber der Mechanismus verändert sich beim Tode, wie das Uhrwerk stillsteht, wenn das Räderwerk nicht mehr in einander greift.

Hieronymus Lorms Lyrik.

Von A. K. T. Tiele.

Vor nunmehr fünfzig Jahren that sich unter den erbitterten Angreifern auf das Metternich'sche Regiment ein junger Literat der schönen Kaiserstadt Wien derartig erfolgreich hervor, daß er von der Metternich'schen Polizei aus der schönen Kaiserstadt an der Donau schleunigst nach der schönen Kaiserstadt an der Spree übersiedeln mußte. Nur auf kurze Zeit. 1848 konnte er wieder zurückkehren, ungefährdet und vor allen Dingen als ein self made man. Es war Heinrich Landesmann, der sich pseudonym als Hieronymus Lorm durch seine geharnischten politischen Satiren „Wiens poetische Schwingen und Federn" Aufsehen erregend in die Oeffentlichkeit eingeführt hatte. Seitdem ließ er eine bunte Reihe von lebensphilosophischen und literarhistorischen Essays, Romanen und Gedichten erscheinen. Mittlerweile ist der junge Literat der revolutionären Bewegung ein alter Mann geworden; er steht dem Alter nach gleich hinter Hermann Rollet, dem Nestor der lebenden österreichischen Schriftsteller — und doch, als er am 8. August vorigen Jahres seinen 75. Geburtstag feierte, da ging die gesammte deutsche Presse an ihm mit vornehmem Stillschweigen vorüber und fand für seinen „Nachsommer",[1]) vielleicht seine letzte Dichtergabe, kein Wort des Dankes und der Anerkennung. Die nachstehende Würdigung dieser „Neuen Gedichte" soll das Versäumniß wieder einzuholen suchen.

„Nachsommer" schließt sich seinen früher publicirten Dichtungen folgerichtig an. Auf den spärlichen Blättern liegt deutlich sichtbar der Reif des Alters, und der Autor spürte selber deutlich genug „bei dem Schauspiel äußerer Blüthe unsichtbares Welken im Gemüthe". Aber bei ihm hat es eigentlich niemals gelenzt, seinen jugendlichen Schöpfungen haften bereits greisenhafte Züge an, er hat niemals Jubelhymnen gesungen. Das macht die ganze Art und Eigenart seiner Poesie aus. —

Physiologie und Psychologie weisen nicht bloß in ihrem oberflächlichen Wortlaut eine hervorstechende Aehnlichkeit auf; sie stehen zu einander vielmehr in innigster Beziehung. Dieser Thatsache wird sich der aufmerksame Beobachter von Lorms dichterischem Schaffen nicht verschließen. Man muß sich klar zu machen suchen, was es bedeutet, seit dem 15. Lebensjahr des Gehörs ganz und des Augenlichts fast völlig beraubt zu sein. Eine solche mühselige verkümmernde Lage hat unsern Dichter ohne Unterbrechung festgehalten und seinem Suchen und Sehnen die entscheidende und entschiedene Richtung verliehen. Sie hat ihn allmählich der formen- und farbenreichen Wirklichkeit entfremdet und ihn zugleich mit der unstillbaren, schmerzhaft heißen Sucht erfüllt, sie schauend in sich aufzunehmen und genießend auszuschöpfen. Er arbeitet nach der abschwächenden Erinnerung; alles dringt zu ihm gedämpft und gemildert herüber wie durch einen grauen Schleier und ungeheuern leeren Raum. Infolge seiner andauernden Isolirung vermag er nicht sicher greifbare, lebenswahre und lebenswarme Geschöpfe von Fleisch und Blut zu zeichnen; sein „Arbeiter" und seine „lyrischen Gestalten", selbst der mittelalterliche Herr Gawin in den straff gebauten Terzinen seines „Zauberschwertes", alle diese verschiedenen Menschen sind typisch erfaßt, als Inbegriff einer ganzen Classe von Lebewesen. Ein Einzelner hat ihm vielleicht in diesen umfangreichen Perspectiven vorgeschwebt, aber entworfen hat er immer eine ganze große Erscheinung. Der epischen Stoffe hat er sich durchweg lyrisch bemächtigt, er hat sich durchweg selbst regiert, am

[1]) Nachsommer. Neue Gedichte. Dresden und Leipzig 1897. Verlag von Heinrich Minden.

Digitized by Google

vorzüglichsten und prägnantesten wohl in seinem „Köhler“ S. 73. Ihm fehlen eben die klar erreichbaren Vorlagen, er ist auf selbstschöpferische Construction ausdrücklich angewiesen. Sein Blick, vor dem die Außenwelt allmählich nebelhaft versunken ist, hat sich auf die Innenwelt gerichtet, und in der friedlichen Beschränkung beschwichtigenden Ersatz, Maß und Ziel gesucht. Die äußere Umgebung charakterisirt er demnach am liebsten unter dem Symbol einer dunkeln, sternlosen Nacht, gelegentlich als einen rastlosen, brausenden Sturm; sein Geist ruht darin als ein stilles Licht oder eine lichte Stille. Ferner meidet er jede grelle Beleuchtung, als fürchte er, geblendet zu werden; weder Farben noch Klänge vermag er feinfühlig zu nuanciren und abzutönen. Er gibt sich in auffallend anspruchlosem Gewande; nur um das Innenwesen dreht sich seine Sorge. Die bedeutungsvollen Substantiva seiner Sätze treten häufig ohne attributive Bestimmung auf, und wenn es doch geschieht, vorwiegend mit rein räumlichen und zeitlichen Angaben. Eher bedient er sich zur packenden Hervorhebung seiner Anschauung der Antithese und des Wortspiels: „beständig todt, beständig auferstehend“ — „grollend segnen, liebend hassen“ — „verwandelt in Wonne meine Wunde“ — „das einzig wahre Glück der Liebe ist das Lieben“, und so fort. Paradoxon und Sentenz bilden den Schmuck seiner Sprache; dieser Schmuck kann sich zu entfaltungsstolzer Pracht nirgends emporschwingen. Wenn er also im Gegensatz zu dem wahlverwandten Robert Hamerling jeden üppigen Bilderprunk und ebenso jeden kühnen Odenschwung verschmähen muß, so ist seinen kühl gemessenen Versen musikalischer Reiz durchaus nicht abzusprechen. Dieser anmuthende Wohlklang resultirt aus der rhythmisch und strophisch gedrungenen Structur der Verse und aus der Vermeidung aller hemmenden Perioden und schwerfälligen Wortungeheuer. Aber die Reime, welche das Hauptgewicht der Tonwirkungen tragen, besitzen häufig nur äußere belanglose Stärke. Sie sind in Wahrheit, wenn auch nicht sinnlos, so doch häufig unsinnlich, abstract, mathematisch und philosophisch bezeichnend. Diese schädliche, trübende Absonderlichkeit wird zum großen Theil durch die absondernde Sphäre seines poetischen Gesichtskreises hervorgebracht.

Man kann Hieronymus Lorm ebenso gut einen philosophischen Dichter wie einen dichtenden Philosophen nennen. In dieser Doppelgestalt ist er von jeher aufgetreten. Von jeher gingen bei ihm Gefühl und Erkennen Hand in Hand; aber die beiden verkehren mit einander wie feindliche Brüder. Sie kommen immer unbeabsichtigt in einen regen Wettstreit, und fast immer erweist sich der philosophus als der Gewaltigere. Daher kann unser Poet mit vollem Recht von „des Fühlens Nacht“ und von „des Geistes Morgen“ sprechen. Er dichtet mit dem Verstande und nicht mit dem Herzen; den kalten Inhalt des Gedachten und Bedachten hat er selten — wenigstens in seinen Spätlingen — mit dem Feuer des Gemüthes zu erwärmen vermocht. Er ist mehr geistreich als gemüthreich, mehr speculativ als phantasievoll, mehr Dialektiker als Stimmungsmaler. Deßhalb vermißt man bei ihm außer der allzu stark verdunnelichten und verflüchtigten Gestaltungskraft manchmal empfindlich den specifisch lyrischen Zauber, freilich eine überwältigende Gefahr jeder gnomischen Poesie. „Lauter Sinn, lauter Sinn! indeß die Poesie der Prosa gegenüber doch eine Art Unsinn sein sollte,“ mochte man hier zuweilen mit Grillparzer ausrufen. Hieronymus Lorms Dichtung zeugt nicht von hinreißender Begeisterung, sondern von sinnender Betrachtung; sie ist allenfalls Erhebung, niemals Leidenschaft. Am nächsten steht ihm in dieser Hinsicht der Verfasser der „Strophen und Stäbe“, der Epiker Wilhelm Jordan; nur beobachtet dieser das Detail schärfer und anhaltender, nur arbeitet dieser seine Gedanken figuren- und farbenreicher aus, um freilich hie und da in einem breiten Plauderton zu verfallen. Unser Poet hantirt nicht mit der verfeinernden Lupe, er forscht mit dem erweiternden Fernrohr. Er nimmt immer ein großes Ganzes in Augenschein, und er hält immer bei jedem Gegenstand, der ihm aufstößt, gleich ein ganzes Dutzend Fragen in Bereitschaft. Er beschränkt sich nicht auf die einfache Aufnahme eines Bildes. Immer will er wissen, was hinter dem Bild steckt, was es bedeutet, wie viel es zu gelten hat, wie lange es dauert. Diese beständige wache Wiß- und Neubegierde bringt ihn um jeden unbefangenen, ruhigen Genuß; er ist so eifrig mit der Deutung und Erklärung der Blüthen beschäftigt, daß er sie bei der Gesammtuntersuchung unbarmherzig und unvermerkt zerpflückt. Er mag sich nicht gutwillig eindämmen. Ihm ist es, „als spräche jedes Glücks Enthüllung noch eine Hülle hat das Glück“; sein zersetzender, forschender Geist steht ihm überall im Wege. Trotzdem er dieses Denken als ein „hartes Denken“ und das „dunkle Fühlen“ als Bedingung seines inneren Gleichgewichts erkennt, will er doch „nach Freud' und Lust die Frage“ nicht aufgeben. Selbstquälerisch, tüftelnd, skeptisch sieht er so allen Erscheinungen des Raumes und der Zeit entgegen; ein Wahrheitssucher von wahrhaft grausamer Consequenz, geht er von dem Problem der Ewigkeit aus und gelangt, dieses immer fest im Auge behaltend, zur trostlosesten Entsagung. Dahin leitet ihn aber nicht körperliches Unwohlsein und wandelbare Mißstimmung, sondern seine heiligste Ueberzeugung. Unter dem unverkennbaren Einfluß Darwins und Schopenhauers fügt er tiefgreifende Ideen zu einer herben, schweren Weltanschauung zusammen; diese Reflexionen in poetischer Verklärung nehmen sich ebenso interessant wie tragisch aus und müssen ebenso viel aufrichtige Achtung wie antheilnehmende Beachtung für den unglücklichen Mann erwecken.

„Es gilt, sich mit dem Abendschein
Des Lebens zu begnügen,
Beglückt noch im Gefühl zu sein,
Daß alle Freuden trügen,“

leitet er seinen sonnenlosen „Nachsommer“ ein. „Alle Freuden trügen,“ diese Lehre taucht bei ihm wieder und wieder auf. „Nichts erscheint beständig, als der Unbestand,“ den Wechsel schildert er als die Ewigkeit. Aber in der allgemeinen Vergänglichkeit hat er wenigstens etwas erfreuliches herausgefunden: würde dieses Schattenspiel nicht gar so schattenhaft vorüberhuschen, so wäre es gar nicht zu ertragen. Denn an ein besseres Jenseits vermag er nicht zu glauben.[1]) Das Leben bedeute einen rückhaltlosen und rücksichtslosen Kampf, es sei die bare Noth, und doch hält gerade dieses „Lebensleid“ sein „gequältes Ich“ an das „nackte Sein“ gebunden, erregend und anregend. Aber die „Trauer um das Dasein“ kann er nicht überwinden. Der Christus einer Waldcapelle erinnert ihn an die arme Menschheit, die auch, dorngekrönt und ans Kreuz geschlagen, schmerzlich seufze: „Mein Gott, mein Gott, was hast du mich verlassen!“ Und hätte wenigstens der Mensch über einen freien Willen zu verfügen! Aber Hieronymus Lorm bekennt sich ohne Einschränkung zum blinden Fatalismus:

„Den Gewalten der Natur erliegt
Alles Wollen und Entscheiden,
Wer sich Sieger wähnt, ist selbst besiegt,
Denn sein Thun ist nur ein Leiden.“

Trotz dieser niederschmetternden Erkenntniß will er nicht die Hände in den Schoß legen. Er will ankämpfen,

[1]) Vergleiche „Die Trauerglocke“ in den gesammelten Gedichten. 1880. 4. Aufl. 1886.

in des Einzelnen That liege die menschliche Größe. Freilich dünkt es ihm süß, das Sein schlafumfangen zu vergessen und „vom Dasein zu genesen". Erlöst werde man eigentlich erst durch den Tod; man athme auf, mit der Natur vereinigt, „die nie Schmerz empfunden". Einmal meint er sogar, selbst die Natur fühle sich unbehaglich und unmuthig; gleich ihren Creaturen halte sie banges „Erlösungssehnen" durchdrungen.[1]) Aber diese Ansicht wird von dem kritischen Denker wieder verworfen; in die Natur konnte er sich, schon seiner Constitution zufolge, nicht einleben, er konnte sich nicht in ihr wiederfinden: er hat sie nimmer lieben gelernt. Schroff stellt er ihr vielmehr den Menschengeist gegenüber — einmal, weil sie gefühllos und antheillos sei, „eine kalte Welt": „Von Lust und Qual gibt die Natur nicht Kunde," und andrerseits, weil sie zu seinem ruhebedürftigen Ich im harten Widerspruch steht: „Natur begehrt den Kampf, der Geist die Stille". Daß sie mit ihm verwandt ist, gibt er freilich zu: sie wäre das „unerkennbare Eine". Eben dieses Unerkennbare an ihr stempelt sie in seinen Augen zur „falschen Mutter". Sie gebe sich nicht, wie sie ist, sie öffne ihren Kindern nicht ihr Herz und bringe daher nur trübe Täuschung und betrübende Enttäuschung. Ihre Schuld schiebt er aber mehr auf unsre Sinne: unsre Sinne sind es, welche bloß den richtigen Schein auffangen und zu der wichtigen Wahrheit nicht herabzudringen vermögen.

„Der Sinne grosses Wonnereich
Kommt doch verborgnen Schmerzen gleich".

„Zauber gab mein eigner Traum" — „Der Mai fürwahr ist des Dichters Empfindung," und

„Staub und Asche nur
Ist im Grund Natur
Schönheit gibt ihr meine Seele" —

damit weist er Lenau's liebevolle Naturbeseelung klipp und klar zurück; die Außenwelt bleibt ihm ein unlösbares Räthsel, in seiner Ausdrucksweise: „ein Nachtgebiet".

Kurzum, die Natur ist unfähig, seinen eindringlichen, aber nicht durchdringenden Wunschen zu genügen; die Wünsche verheißen ihm immer viel köstlicheres Gut, als ihm die Erfüllung zu gewähren vermag. Darum „ist die Sehnsucht immer der Grundton dieses Lebens". „Die Sehnsucht nach dem Glück" durchzieht seine gesammte Dichtung; sie kann nicht wegen der Unzulänglichkeit aller Dinge gestillt werden, von dem holdesten Wunder läßt sich kaum ein schwacher Duft bewahren, es war für ihn „ein Verklingen und Vorüberflug".

So breitet sich um ihn graue Nacht, und nur zeitweilig wird die dicke Finsterniß durch einen schönen Lichtstrahl erhellt, durch die Liebe. Seiner Nachsommerliebe zumal geht jede glühende Färbung und körperliche Sinnlichkeit ab; sie ist im Grunde — wie sollte man das von einem Greis anders erwarten — eine innige, anmuthige Freundschaft. In diesen hellen Momenten durchbebt es ihn wie der wunderbare Klang einer Glocke „von unsichtbarer Hand geschwungen," und doch, unversehens drängt sich ihm die dunkle Erfahrung auf: „Der Sinn des Klangs ist nicht zu deuten". Er muß wieder das verhaßte Gebiet der Mystik streifen, und das klare Ewigkeitsgefühl, das ihn beseeligt hatte, erblaßt kläglich. Ihm ist eigentlich nur „tiefbetrübte Wonne" widerfahren, und bereits in der frohen Erhebung mußte er sich gestehen: „Wir sind verbunden durch gleichen Schmerz." Das Ende vom Lied ist wieder ein mattes Adagio:

„Als Lenz und Liebe drang
Zu raschem Untergang
Das Glück durch mein Gemüth".

[1]) Man vergleiche „Sphärengesang" in den gesammelten Gedichten.

Also auch die Liebe ist ein verlorener Hauch, ein leeres Nichts. „Ein Menschenherz ist immer ein verwaistes." Aus den zerfallenden Freuden will er sich nothgedrungen zur höchsten und reinsten Erkenntniß emporraffen, zur „Verneinung der traurigen Welt", zur Resignation. Er macht jetzt, der sich früher in seinem Poem „Nach hundert Jahren"[1]) gegen die asketische Entsagung gewendet hatte, den gelassenen Lobredner des „Ritters Toggenburg":

„Glück erlangt durch Kampf und Schmerzen
Ist ein eoich erloschner Blitz;
Was Entsagung gibt dem Herzen
Bleibt für alle Zeit Besitz".

Verständiges Alter predigt natürlich immer verständige Selbstbeschränkung. Nolens volens zieht er sich auf sich selbst zurück, er sammelt sich, er errichtet zwischen dem Außen und Innen starre Schranken. Da schweigen die Stürme, da erbaut er „der Schönheit Tempelhalle" und entzündet in schweigender Beschaulichkeit eine geborgene Leuchte.

„Alte Lebenswonnen
Halten mich umsponnen,
Wenn ein still Betrachten mich verklärt".

Ihn umfängt ein besänftigendes Nirwana: „Und bluten meine Wunden, ich fühl' die Qual nicht mehr." Alle peinigenden Wünsche glaubt er selbstherrlich von sich abgeschüttelt zu haben, „des Wunsches wie des Unglücks Joch"; aber es ist abermals nur ein liebreizender Frühlingsglaube. Schon wenn er seine Lust über dieses Innere, weihevolle Heiligthum ausspricht, nennt er seine Seligkeit „unerklärt"; es tauchen wieder endlose Fragen und Zweifel empor, seiner „Seele Sterne aus Gram und Noth" verdämmern in der alten, mächtigen Melancholie. So hütet er im Geheimen einen „schmerzensreichen Opferbrand", „ein Märtyrer seines freien Selbst", und nicht ohne Wehmuth lauscht man den verhallenden Schlußversen seines Buches:

„Im Schmerz ist ganz
Der Seele Glanz
Ans Licht gekommen,
Er wär' versteckt
Und unentdeckt
Im Glück verglommen".

Hieronymus Lorms „Neue Gedichte" werden allein durch ihren düstern Pessimismus, durch ihre Friedenslosigkeit und Unzufriedenheit lebensfrohe und sorglose Gemüther zurückschrecken. Aber selbst der unparteiische Aesthetiker jenseits von Gut und Böse wird trotz der vorherrschend individuellen Sprache und Aussprache des Dichters viele harte, taube Schalen zu knacken bekommen. Für die aufgewandte Mühe entschädigen glücklicherweise ein paar kleine Kunstwerke, die in ihrer classischen Harmonie von äußerer und innerer Form den Schatz unsrer deutschen Lyrik sehr achtbar bereichern. Zu diesen makellosen Auserwählten gehören „Herzensklang", „Grillparzer" und einige knappe „Sprüche und Epigramme"; ihr goldener Kern läßt sich nicht verkennen.

[1]) In den gesammelten Gedichten.

Mittheilungen und Nachrichten.

„Aus siebzig Jahren nennen sich die Lebenserinnerungen, die Wilh. Jos. v. Wasielewski kurz vor seinem im December vorigen Jahres erfolgten Tode herausgegeben hat. Wasielewski ist insbesondere durch seine Schumann- und Beethoven-Biographien, sowie durch seine Geschichte der Violine bekannt geworden. Wer den (im Verlag der Stuttgarter Deutschen Verlagsanstalt erschienenen)

geschmackvoll ausgestatteten Band durchblätteet, lernt den Verfasser der genannten Werke auch von der persönlichen Seite, d. i. von seiner liebenswürdigsten, kennen. Diese Erinnerungen athmen eine seltene Bescheidenheit. Weit mehr als es in ähnlichen Memoirenwerken der Fall zu sein pflegt, tritt die Person des Verfassers zu Gunsten des von ihm Gesehenen und Gelebten in den Hintergrund. Freilich war das Leben Wasielewski's, eines „Wahlleutchen", wie es gegenwärtig unter seinen Landsleuten wohl kaum mehr viele geben wird, nicht sehr bewegt. Er erzählt seine Jugend und wie er zur Musik gekommen ist, seine kleinen Erlebnisse und Reisen. Am interessantesten wird er, wenn er auf Schumann und Mendelssohn und ihre Zeit zu sprechen kommt, denn der Musikepoche, die diesen folgte, brachte er kein ähnliches Interesse entgegen. Eine Fülle von interessanten und bezeichnenden Anekdoten ist über diese beiden Musikheroen zu finden, die gegenwärtig fast ebenso unterschätzt werden, wie sie einst überschätzt worden sein mögen. Den ersteren, Mendelssohn, beschreibt der Verfasser u. a.: „Die mäßig gebogene Nase erinnerte an den römischen Schnitt und verrieth die orientalische Abkunft. Der äußerst fein geformte Mund war von sprechendem Ausdruck. Wenn er sich bei der Unterhaltung oder beim Lachen öffnete, so erblickte man zwei Reihen blendend weißer Zähne. Im Verkehr mit befreundeten Personen war er gesprächig, heiter und gemüthlich; wenn er gute Laune hatte, außerordentlich lustig, wobei er, ein wenig lispelnd, unter Anbringung von Scherzworten geistig belebt sprach." Lange bevor die Mode der Pultvirtuosen aufkam, war Mendelssohn ein berühmter Dirigent: „Sein feuriges Auge überschaute und beherrschte das ganze Orchester. Umgetrieben hingen aber auch Aller Blicke an der Spitze seines Dirigentenstabes. Daher vermochte er mit souveräner Freiheit die Massen in jedem Augenblick nach seinem Willen zu leiten. Wenn er sich bei den Aufführungen mitunter kleine Abweichungen im Tempo durch improvisirte Ritardandos und Accelerandos gestattete, so gelangen dieselben in einer Weise, daß man hätte glauben können, sie wären in der Probe eingeübt worden." — Näher als Mendelssohn stand Wasielewski Robert und Clara Schumann, welch letztere im Musikleben Leipzigs weit mehr hervortrat als ihr Gatte. Von Schumann sagt Wasielewski: „Nur im vertraulichen Verkehr ging er etwas aus sich heraus. Dann enthüllte sich bis zu einem gewissen Grade sein reiches Seelen- und Gemüthsleben, welches sich so schön und bedeutend in seiner Musik offenbart." An einen ihm befreundeten Künstler schrieb er: „Herzlich freue ich mich, Sie hier zu sehen. Da mir ist indeß nichts zu haben; ich spreche fast gar nichts, Abends mehr und am Claviere das meiste." Sein volles, etwas geröthetes Antlitz war von gutmüthigem, aber keineswegs bedeutendem Ausdruck. Die Nase hatte eine ziemlich stumpfe Form und war nicht sehr hervorspringend. Seine Figur war bei behäbiger Körperfülle etwas über mittelgroß. Der Gang hatte etwas Schleifendes und Schwerfälliges. Doch hatte er zuweilen witzige Einfälle. So, als der eitle und vielschreibende Concertmeister David Mendelssohns schönes Violinconcert zum erstenmal gespielt hatte, klopfte er ihm freundlich auf die Schulter mit den Worten: „Siehst du, lieber David, das ist so ein Concert, wie du immer componiren wolltest." David hielt sich im stillen dafür schadlos, indem er vor seinen Schülern Mendelssohn im Vergleich mit Beethoven für ein kleines Licht erklärte. — Der Name Richard Wagners wird bei Wasielewski nur einmal vorübergehend genannt. Auch der „Schwiegervatermusik" Liszts konnte er keinen rechten Geschmack abgewinnen, aber dessen edle und liebenswürdige Persönlichkeit schätzt er hoch. Auch Brahms wird nur gestreift. Jedenfalls hatte sich dieser bereits zugewendet, als er 1857 an Liszt schrieb: „Ich bin Deiner Musik gänzlich unzugänglich, sie widerspricht Allem, was mein Fassungsvermögen und dem Geist unsers Großen seit früher Jugend als Nahrung sog." Wie ganz anders Bülow, dessen schneidige Persönlichkeit auch nur an dieser Stelle auftaucht, schon in demselben Jahre der Liszt'schen Musik gegenüberstand, beweist ein bezeichnendes Erlebniß, das Wasielewski mittheilt: „Im November 1857 kam Liszt, von Bülow und anderen Künstlern begleitet, nach Dresden, um mehrere seiner Compositionen in einem Concert des Hoftheaterzangchors aufzuführen. Die Aufführung fand am 7. November im Hoftheater statt. Zahlreiches Publicum hatte sich dazu eingefunden. Liszts Erscheinen am Dirigentenpult wurde, wie billig, mit großem Beifall begrüßt. Aber seine Werke fanden doch nur theilweise Anklang, und in der Hörerschaft bildeten sich sogar entgegengesetzte Strömungen, die endlich zum offenen, unzweideutigen Ausdruck kamen. Denn am Schluß des Abends wurde durch den Beifall von Liszts Verehrern die laute Opposition der Gegenpartei hervorgerufen, was Hans v. Bülow dazu veranlaßte, auf den Sessel eines Sperrsitzes zu steigen und mit laut schallender Stimme ins Publicum die Worte zu rufen: „Bischer raus!" Leidee wurde der Erfolg dadurch nicht gehoben." Es handelte sich um Liszts symphonische Dichtungen Prometheus und zu Dante's Divina commedia, deren Bewanderung auch heute noch sehr Geschmackssache ist. Der Mittelpunkt des Buches bleibt aber immer Schumann und dessen Kreis; hier pulsirt das volle Herz des Verfassers, hier tritt uns dessen liebenswürdige, künstlerische und menschliche Persönlichkeit am sprechendsten entgegen. „Aus 70 Jahren" wird der Fülle seiner Erinnerungen und der schlichten Wahrhaftigkeit seiner Mittheilungen wegen um so dauernder seinen Werth behalten, als die geschilderten Personen dem lebenden Geschlecht von Jahr zu Jahre weniger vertraut werden. Das schöne Buch ist mit dem Bilde des Verfassers und einem sehr dankenswerthen Namen- und Sachregister ausgestattet.

* **Heidelberg.** Die hiesige Universität wird im laufenden Sommersemester von 1230 Studirenden besucht. Davon sind 59 Theologen, 470 Juristen, 234 Mediciner, 188 Philosophen, 279 Naturwissenschaftler. Nach der Nationalität sind darunter 1053 Deutsche und 177 Ausländer, letztere theilen sich in 38 Russen, 30 Oesterreicher und Ungarn, 27 Schweizer, 15 Engländer, 29 Amerikaner und 5 Asiaten. Mit 92 Hospitanten beläuft sich die Gesammtzahl der Hörer auf 1322, gegen 1309 im vorigen Sommersemester. Im letzten Wintersemestre belief sich die Zahl der eingeschriebenen Studirenden auf 1001. — Der Rector des humanistischen Gymnasiums in Speyer a. Rh., Prof. Friedr. Ohlenschlager, wurde von der philosophischen Facultät der Universität Heidelberg wegen seiner hervorragenden Forschungen besonders auf altrömischem Gebiete zum Doctor honoris causa ernannt.

* **Baden-Baden.** Professor Heinrich Kiepert, der Berliner Kartograph, weilt seit kurzem hier, um Heilung von einem Fußleiden zu suchen, das den jetzt 79jährigen Gelehrten im Gehen stark behindert.

* **Frankfurt a. M.** Bei der nahen Günthersburg haben vor kurzem Aufdeckungen römischer Bauwerke stattgefunden. Ein abschließendes Urtheil über die Bedeutung der Funde wird indeß erst möglich sein, wenn die Ausgrabungen in umfassender Weise durchgeführt sein werden.

* **Kassel.** Auf der vom 14.—16. August d. J. hier stattfindenden 38. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure werden folgende Vorträge gehalten: Director Rieppel (Nürnberg): „Die Thalbrücke bei Müngsten"; Prof. M. Schröter und Ingenieur R. Diesel (München): „Diesels rationelle Wärmemotor"; Oberingenieur W. Müller (Kassel): „Die hessische Industrie". Die Vormittage der drei Versammlungstage sind den Vorträgen und Verhandlungen gewidmet. Nachmittags finden Ausflüge zur Besichtigung gewerblicher Anlagen statt.

* **Göttingen.** Der Professor der Botanik und Director des Botanischen Gartens, Dr. Peter, hat mit etwa 16 Studirenden und Assistenten eine wissenschaftliche Reise angetreten zur Erforschung der Flora in der Puszta und auf den Inseln im Adriatischen Meere.

* **Berlin.** Der preußische Cultusminister Dr. Bosse hatte kürzlich im Abgeordnetenhause erklärt, daß er einer Vereinigung der Nationalökonomie mit der juristischen Facultät sympathisch gegenüberstehe. Hiezu bemerkten einige Blätter, daß man in den „maßgebenden Kreisen der Nationalökonomie" dieser Vereinigung weit weniger sympathisch gegenüberstehe, weil dieselbe zu einer Einseitigkeit in der Vorbildung unserer künftigen Nationalökonomen führen würde. Diese Mittheilung entspricht indeß, wie die „Nat.-Ztg." mittheilt, nicht ganz den Thatsachen, vielmehr soll die Stimmung darüber in Universitätskreisen getheilt sein. In Berlin dürfte allerdings wenig Neigung zu der angeregten Vereinigung der Nationalökonomie mit der Juristenfacultät vorhanden sein, was vielleicht damit zusammenhänge, daß die hiesigen Vertreter der Nationalökonomie, zumal diejenigen der historischen Schule, ihre Verbindung mit den eigentlichen Fachhistorikern nicht aufgeben möchten. An anderen Universitäten sei aber die Stimmung entgegengesetzt. So erfährt das Blatt, daß nicht nur in Halle, von wo es schon gemeldet wurde, sondern auch an einzelnen anderen Universitäten Anträge vorbereitet werden, um die Vereinigung der Nationalökonomie mit den juristischen Facultäten herbeizuführen.

* **Berlin.** Der Privatdocent für Hautkrankheiten Dr. Gustav Behrend von der Universität hat den Professor-Titel erhalten. — Die medicinische Facultät der Universität hat den Preis der

Lippert-Stiftung dem Dr. med. Ernst Stoech, Assistenten an der pathologischen Universitätsanstalt in Breslau, zuerkannt.

* **Leipzig.** Die Universität Leipzig wird in diesem Sommersemester von 3064 Studirenden besucht. Nach dem dieser Tage zur Ausgabe gelangten Personalverzeichniß besitzen von diesen 3064 inscribirten Studirenden 2173 (nämlich 1312 Sachsen, 840 aus anderen deutschen Staaten und 21 Ausländer) das Reifezeugniß eines deutschen Gymnasiums; 174 (nämlich 103 Sachsen, 70 aus anderen deutschen Staaten und 1 Ausländer) das Reifezeugniß eines deutschen Realgymnasiums (Realschule 1. Ordnung); 717 (nämlich 213 Sachsen, 220 aus anderen deutschen Staaten und 284 Ausländer) kein deutsches Reifezeugniß. Außerdem haben noch 157 Personen, ohne inscribirt zu sein, die Erlaubniß zum Besuch der akademischen Vorlesungen erhalten; daher stellt sich die Gesammtsumme der Hörer auf 3221.

* **Wien.** Am 30. vor. Mts. fand auf dem Centralfriedhof die feierliche Wiederbestattung der sterblichen Ueberreste des ehemaligen Professors an der Technischen Hochschule in Wien G. A. Marin statt, welcher im Jahre 1866 gestorben und bislang auf dem Matzleinsdorfer Friedhof beigesetzt war. Marin, der bis zum Jahre 1863 an der Brünner Technik als Professor gewirkt und sich als theoretischer und praktischer Maschinenbauer einen bedeutenden Ruf erworben hatte, war mit der im genannten Jahre vollzogenen Reorganisation der österreichischen technischen Lehranstalten nach Wien berufen worden und hat als Erster die an der Wiener Technischen Hochschule neu creirte Lehrkanzel für Maschinenbau eingenommen; leider war er schon nach zwei Jahren einer tückischen Krankheit im Alter von 45 Jahren erlegen. Sein hervorragendes Wissen und sein vielversprechendes Talent hat bei seinen damaligen Schülern eine solche bleibende Erinnerung zurückgelassen, daß sich nach mehr als dreißig Jahren eine Anzahl von Freunden und Schülern zusammengethan hatte, um aus Anlaß der bevorstehenden Auflassung des Matzleinsdorfer Friedhofs die Leiche exhumiren und auf dem Centralfriedhof in eigenem Grabe, geschmückt mit einem aus gesammelten Beiträgen angeschafften Monument, beisetzen zu lassen. Der Director der österreichisch-ungarischen Staatseisenbahngesellschaft, Hofrath v. Grimburg, würdigte in der Gedenkrede die Bedeutung Marins für die Wissenschaft und das Aufblühen des Maschinenbauwesens in Oesterreich.

* **Wien.** Der außerordentliche Professor der römischen Alterthumskunde an der Universität in Graz, Dr. Wilhelm Kubitschek, wurde zum außerordentlichen Professor dieses Faches an hiesiger Universität ernannt. — Dr. Rudolf Wegscheider wurde als Privatdocent für theoretische Chemie an der Wiener technischen Hochschule, dem Privatdocenten für Anatomie und Physiologie der Pflanzen an der Universität Dr. Fridolin Kenssen die Erweiterung der venia legendi auf das Gebiet der Phytopaläontologie bestätigt.

* **Prag.** Dem Privatdocenten für deutsches Recht an der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät der hiesigen deutschen Universität, Dr. Hans Schreuer, wurde die Erweiterung der venia legendi auf das Gebiet der österreichischen Reichsgeschichte an der genannten Hochschule bestätigt.

* **Graz.** Dieser Tage wurde der Universitätsprofessor Dr. Gustav Meyer, rühmlichst bekannt durch seine Leistungen auf dem Gebiete der griechischen und albanesischen Sprachforschung, wegen eines schon lange vorhandenen, jetzt erheblich verschlimmerten Nervenleidens einer Heilanstalt übergeben.

* **Bern.** Hiesige Universität besitzt den ältesten Privatdocenten der Schweiz, wo nicht der ganzen Welt, in der Person des Hrn. Dr. Jahn, Kanzlist beim eidgenössischen Departement des Innern. Hr. Jahn ist etwa 80 Jahre alt, seit der Gründung der Berner Hochschule ist er Privatdocent der philosophischen Facultät für classische Philologie. Er kündigt seine Vorlesungen jedes Semester an, liest aber thatsächlich nicht.

—e **Basel.** Dr. Franz Bergbohm-Isling in Berlin wurde zum außerordentlichen Professor der Nationalökonomie an hiesiger Universität ernannt.

* **Belgrad.** Kürzlich fand auf dem großen Platze vor dem Hochschulgebäude in Gegenwart des Königs die Enthüllung eines von der Gemeinde errichteten Denkmals des verstorbenen Professors an der Hochschule und Botanikers Dr. Pantschitsch statt, welcher durch seine Studien sich einen Weltruf erworben. Pantschitsch war ein Serbe aus Oesterreich und leistete in seinem Adoptivvaterlande Ausgezeichnetes auf naturhistorischem Gebiete. Fachgelehrten auch des übrigen Europa wird der Name geläufig sein. Das Denkmal, eine Statue in Ueberlebensgröße aus Bronze, rührt, der „Frkf. Ztg." zufolge, von einem in Paris lebenden Serben Jovanovitsch her und stellt den Gelehrten stehend, eine Blume in der Hand haltend, dar. Der Sockel ist aus farbigem Teptschider Marmor. Das Denkmal steht inmitten eines kleinen Parks, welcher den Namen des Gelehrten trägt.

* **Athen,** 8. Juni. Tel. Bei dem Bau am Vertheidigungsanlagen auf dem Hallomatahügel in der Delagebirgskette wurden die Ruinen eines Tempels im dorischen Stile aufgefunden, der mit dem Tempel der Nike Apteros auf der Akropolis große Aehnlichkeit hat.

* **Upsala.** Am 31. Mai wurde an der Universität Frln. Elsa Eschelsson nach der Vertheidigung ihrer Abhandlung „Ueber den Begriff Geschenk nach schwedischem Recht" zum Doctor juris promovirt; Schweden erhält damit seinen ersten weiblichen juristischen Doctor und seine Zugehörigkeit zu den Culturländern ersten Ranges erscheint durch diesen Gewinn gesichert. Bei der Promovirung erhielt Frln. Eschelsson die üblichen Abzeichen: Ring, Doctorbrief und Doctorhut. Dieser unterschied sich, wie die „Wes. Ztg." mitzutheilen weiß, nun dem für Männer bestimmten insofern, als er bedeutend niedriger war.

Soeben erschien im Verlage von Walther Fiedler, Leipzig, nachstehendes epochemachendes Werk:

Fürst Bismarck
nach seiner Entlassung.

Leben und Politik des Fürsten seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen.

Herausgeg. u. mit histor. Erläutergn. versehen von John. Penzler.
Erster Band. Geh. 8 Mark. In Halbfranzbd. geb. 10 Mark.

Obiges Werk schafft, gestützt auf durchaus **authentisches Material**, in seiner Gesammtheit endlich **vollständige Klarheit darüber, was** seit der Entlassung des Fürsten Bismarck von ihm selbst veranlaßt und was ihm nur angedichtet worden ist. — Das Werk bietet somit ein getreues und vollständiges Bild aller, theilweise **ganz** neu beleuchteten, politischen Vorgänge und Ereignisse der letzten 7 Jahre.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

's Reis am Weg.

Eine Geschichte aus dem Isarwinkel

von

Wilhelmine von Hillern.

Preis geheftet 1 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 2 Mark 50 Pf.

Die ausgezeichnete Schriftstellerin erfreut ihre vielen Verehrer wieder einmal mit einer Dorfgeschichte, welche uns treffende Charakteristik bayrischer Typen bietet, unter anderm auch eine köstliche Schilderung der Kirchweihfeier im Hause eines Großbauern bringt. Mit Meisterschaft ist das Leben des „Bauern" und seiner Frau, der „Tugendbäuern" auf dem „Heiligenhof", geschildert, die verschlossen und liebeleer, aber liebebedürftig, nebeneinander hergehen, bis ein schwerer Konflikt für das Ehepaar hereinbricht und die Bäuerin sich durch großmüthige und fromme Selbstüberwindung die Liebe ihres Mannes sichert. (8160)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 9. Juni. Nummer 128.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Fehr. v. Meufl in München.

Uebersicht.

Mihirunnissa, die Sonne der Frauen. Von Dr. Kurt Klemm. — Ueber den Unterschied zwischen todter und lebender Substanz. II. Von Prof. Dr. C. A. Pekelharing. — Mittheilungen und Nachrichten.

Mihirunnissa, die Sonne der Frauen.

Von Dr. Kurt Klemm.

Lahore, die Hauptstadt des Pendschab, wurde von dem Kaiser Dschehangir zur Residenz des großen Moghulreiches erhoben, welches im Jahre 1526 durch Baber gegründet und dessen letzter Herrscher erst infolge des Aufstandes von 1857 abgesetzt wurde. Eines der bedeutendsten Baudenkmäler jener an Prachtbauten so reichen Zeit, ist das Mausoleum des Kaisers Dschehangir, in einem Park am Ufer der Rawi. Aus abwechselnden Schichten von Marmor und rothem Stein errichtet, ist es an den vier Ecken mit Minarets geziert. Zur Seite Dschehangirs sind die sterblichen Reste seiner Gemahlin beigesetzt, einer genialen Frau, deren wunderbaren Schicksalen die folgenden Zeilen gewidmet sind.

Mihirunnissa, unstreitig das größte Weib, welches in der Neuzeit einen orientalischen Thron geziert hat, ist auch in Europa nicht unbekannt. Thomas Moore hat ihr in seiner unsterblichen Lalla Rookh den letzten Gesang gewidmet, den Nurmahal, d. i. „Leuchte des Harems“; der Name, der die Heldin Moore's führt, ist der Titel, den Dschehangir seiner geliebten Mihirunnissa verlieh. Weniger bekannt sind die Züge aus der Jugend der großen Kaiserin, welche zum Theil in den Roman Kopal Kundala des berühmten bengalischen Dichters Baukim Tschandra Tschattopädhjäja verwebt sind, der übrigens auch in deutscher Bearbeitung vorliegt. Eine Darstellung des Lebensganges jener durch körperliche Schönheit wie durch Geistesgaben gleich ausgezeichneten Frau, welche wenige Jahre nach dem Hinscheiden der großen Elisabeth die Zügel des damals noch gewaltigen Moghulreiches ergriff, darf daher Anspruch auf die Theilnahme weiterer Kreise erheben.

Zuvor aber sei es gestattet, noch an einige Thatsachen zu erinnern, deren Kenntnisse für die folgende Darstellung vorausgesetzt werden muß. Unter dem großen durch seine Toleranz ausgezeichneten Kaiser Akbar hatte die Herrschaft der Moghuls in Indien ihren Höhepunkt erreicht. Nach dem Tode des glorreichen Herrschers im Jahre 1605 erhielt die weise Politik Mihirunnissas das gewaltige Reich aufrecht, wenn es auch bereits den Keim zum Verfall in sich trug. Schon zu Akbars Zeiten war der Grund zu einem Unternehmen gelegt worden, welches bestimmt war, dereinst die Herrschaft über Indien zu erlangen. Am 23. September 1599 hatten Londoner Kaufleute die ostindische Handelscompagnie gegründet, eine Gesellschaft, welche bald darauf die königliche Bestätigung erhielt, deren Tragweite freilich die Königin Elisabeth kaum ahnen mochte. So treten in den ersten Tagen der Regierung Dschehangirs, der seinem Vater Akbar folgte, die englischen Kaufleute auf den Plan, die wenige Menschenalter darauf sich zu den alleinigen Herren Indiens aufschwingen. Wir stehen also hier gerade in der Peripetie einer der großen Dramen, die sich im Laufe der Jahrtausende in Indien abgespielt haben.

Der Vater unsrer Heldin hieß Khadscha Ajas und stammte aus einer vornehmen, aber verarmten Familie von Khorassan. Während der Regierung des Kaisers Akbar (1556—1605) wanderte er nach Indien, um dort sein Glück zu versuchen. Nachdem er seine geringe Habe zusammengerafft, schloß er sich mit seinem Weibe einer Karawane an. Sein ganzes Vermögen bestand aus einem alten Pferde und einer winzigen Summe Geldes; doch noch bevor er die Grenzen Indiens erreichte, war die kleine Baarschaft aufgezehrt. Als dann das Weib des Armen einem Mädchen das Leben schenkte, da erreichte die Noth der Wanderer ihren Höhepunkt. Das in den ärmlichsten Verhältnissen geborene Kind war Mihirunnissa, die dereinst das Moghulreich beherrschen sollte. Die Angaben über ihr Geburtsjahr schwanken zwischen 1572 und 1585, erwägen wir jedoch, daß sie im Jahre 1611, da der Kaiser Dschehangir sie zu seiner Gemahlin erkor, in voller Blüthe stand, so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir als ihr Geburtsjahr etwa 1585 annehmen. Sobald die Umstände es erlaubten, setzte die kleine Familie ihre Reise fort. Khadschah Ajas nahm das Kind auf den Arm und führte den Gaul, der die junge Mutter trug. Nach wenigen Tagen gingen die Nahrungsmittel, die sie sich hatten verschaffen können, zur Neige, und die Armen erwarteten mitten in der Wüste den Tod durch Hunger oder wilde Thiere. In dieser Noth mußten die Eltern sich entschließen, das junge Neugeborene in der Einöde zurückzulassen, da sie beide zu erschöpft waren, die geringe Last zu tragen. So setzten sie allein ihren Weg fort, aber kaum waren sie eine Meile weiter gezogen, da trug die Mutterliebe den Sieg über die Qualen des Hungers und Durstes davon und Khadscha Ajas ließ sich durch die Klagen seines Weibes bestimmen umzukehren, um sein Kind der jammernden Mutter wieder in den Schoß zu legen. Jähes Entsetzen aber erfaßte ihn, da er an den Ort zurückkam, an dem er das Mädchen ausgesetzt hatte, denn eine große schwarze Schlange hielt das hülflose Wesen umschlungen. Rasch sprang er auf das Ungethüm zu, und blitzschnell verschwand die Schlange, ohne dem Mädchen ein Leid zuzufügen. Freudig bewegt brachte Khadschah Ajas sein Töchterchen der besorgten Mutter und bald wurden die Wanderer von einer Karawane eingeholt, welche sie mit den nothwendigsten Bedürfnissen versah.

Nach einer anderen Darstellung fand der Führer einer Karawane die Ausgesetzte und beschloß, von Mitleid ergriffen, das schöne Mädchen als sein eigenes Kind zu erziehen. Die Umstände fügten es, daß der Kaufmann die Mutter des Kindes als Amme aufnahm, und so wurde er auf Khadscha Ajas aufmerksam. Bald erkannte er seine Tüchtigkeit und Redlichkeit und unterstützte ihn, indem er ihm Beschäftigung verschaffte. Khadscha Ajas erwies sich

Digitized by Google

als guter Geschäftsmann, schrieb ein elegantes Persisch und beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit literarischen Studien. Nachdem er, durch Vermittlung seines Wohlthäters am Hofe Akbars eingeführt worden war, machte er sich vermöge seiner Fähigkeiten dem Kaiser rasch unentbehrlich, erhielt eine Vertrauensstellung und später den Posten des Schatzmeisters. Auch seine Gemahlin erfreute sich großen Ansehens bei Hofe; Dschehangir bezeichnet sie in seinen Memoiren als Erfinderin des Rosenöls. Das ist nun zwar nicht richtig, immerhin mag sie zuerst den Damen des Hofes die Bereitung jener kostbaren Essenz gelehrt haben.

Inzwischen wuchs die Tochter des Khadscha Ajas heran und erregte durch ihre Schönheit und Eleganz allgemeine Bewunderung. Mit größter Sorgfalt wurde das Mädchen in allen Künsten und Wissenschaften unterwiesen, so daß ihr an Lebhaftigkeit des Geistes bald niemand gleichkam und sie an Verstand und Thatkraft die meisten Männer übertraf. Unübertroffen in Gesang und Tanz, wußte sie durch glänzende Unterhaltungsgabe noch mehr zu fesseln als durch ihre Schönheit; dabei war sie eine talentvolle Dichterin und eine tüchtige Malerin. Kein Wunder, daß der Ruf ihrer Vorzüge sich über ganz Hindustan verbreitete und ihr den Namen Mihirunnissa, d. i. Sonne der Frauen, verschaffte.

Gelegentlich eines Besuches im Harem des Kaisers oder, nach anderen Berichten, bei einem Gastmahle im Hause ihres Vaters erblickte Prinz Selim die Tochter des Schatzmeisters und verliebte sich in die Schöne. Doch Mihirunnissa war bereits mit einem tapferen jungen Adeligen Namens Schir Afghan verlobt. Das Benehmen des Prinzen, des nachmaligen Kaisers Dschehangir, beunruhigte die Mutter Mihirunnissa's, und diese vertraute einer Prinzessin ihre Besorgniß an. Von dieser erfuhr Akbar die Leidenschaft seines Sohnes. Blind vor Liebe bat Selim seinen Vater, die Verlobung aufzuheben, erhielt jedoch nur einen Verweis von dem gerechten Herrscher. Um aber die Tochter seines Ministers den Nachstellungen Selims zu entziehen, beschleunigte Akbar ihre Vermählung mit Schir Afghan und übertrug ihrem Gemahl die Statthalterschaft von Burdwan in Bengalen. So schien die aufgeflammte Leidenschaft Selims im Keime erstickt zu sein. Der Prinz fand in anderen Zerstreuungen Ersatz für den Verlust der Geliebten; Mihirunnissa verlebte glückliche Tage an der Seite eines berühmten Gatten, dem sie aufrichtig ergeben war. Doch in Selim war die Liebe zu der schönen Frau nicht erloschen, wenn er sich auch nothgedrungen dem Machtwort des Vaters hatte beugen müssen.

Da nahte das Leben des glorreichen Kaisers Akbar seinem Ende. „Jene strahlende Sonne, deren Glanz alle Länder von der Türkei bis zum Brahmaputra erleuchtet hatte, jene Sonne neigte sich zum Untergang.“ Prinz Selim bestieg unter dem Namen Dschehangir den Thron der Moghuls (1605). Zunächst versuchte der neue Kaiser auf gütlichem Wege von Schir Afghan die Abtretung der Gemahlin zu erlangen. In diesem Sinne unterhandelte sein Milchbruder, den er zum Vicekönig von Bengalen eingesetzt hatte, mit Schir Afghan, allein sein Ansinnen scheiterte an dem Ehrgefühl des stolzen Mannes. Da auf dem eingeschlagenen Wege das erstrebte Ziel nicht zu erreichen war, suchten liebedienerische Creaturen den Herrscher durch Beseitigung seines Nebenbuhlers der Erfüllung seiner Wünsche näher zu bringen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, welche die Urheber mit ihrem Leben bezahlen mußten, gelang endlich im zweiten Regierungsjahre die Ermordung Schir Afghans, über deren Einzelheiten die Nachrichten auseinandergehen.

So war nun das letzte Hinderniß, welches den Kaiser von der Vereinigung mit der Geliebten trennte, aus dem Wege geräumt. Mihirunnissa wurde nach Agra gebracht, doch die Wittwe des Ermordeten weigerte sich, dem Mörder ihres Gemahls die Hand zu reichen. Beleidigt zog sich der Kaiser zurück und gab Befehl, Mihirunnissa in einem der schlechtesten Zimmer des Serails zu verwahren und nur mit dem nothdürftigsten Unterhalt für sich und ihre Sklavinnen zu versehen. Vergeblich bemühte sich Dschehangirs Mutter, eine Versöhnung zwischen den Beiden zustande zu bringen; vier Jahre lang weigerte sich der Kaiser, Mihirunnissa zu sehen. Diese vermochte die demüthigende Behandlung, welche ihr widerfuhr, kaum zu ertragen. Um einen standesgemäßen Unterhalt zu ermöglichen und auch wohl um Dschehangirs Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken, fertigte sie kunstvolle Tapeten, Stickereien und allerlei weiblichen Putz, den sie durch ihre Dienerinnen an die Damen des Hofes vertrieb. Bald war in den vornehmen Kreisen von Agra und Delhi nichts mehr Mode, was nicht aus ihrem Atelier hervorgegangen war. Auf diese Weise erwarb sich Mihirunnissa ein hübsches Vermögen, das sie in Stand setzte, ihre Wohnung behaglich einzurichten und ihre Sklavinnen in die kostbarsten Stoffe zu kleiden. Sie selbst trug sich hingegen ausgesucht einfach.

So blieb Schir Afghans Wittwe vier Jahre lang verborgen, während ihr Name auf aller Lippen schwebte. Auch Dschehangir wurde durch die von ihr angefertigten Arbeiten oft an die Jugendgeliebte erinnert und beschloß endlich, sie zu überraschen. Einst betrat er unerwartet ihr Gemach, durch dessen geschmackvolle Einrichtung er aufs angenehmste überrascht wurde. Allein die größte Zierde des Zimmers war Mihirunnissa selbst. Auf schön gesticktem Diwan ruhte sie in einem weißen Muslingewande, das ihre tadellosen Formen aufs beste zur Geltung brachte. Rings um sie her saßen, reich in Brocat gehüllt, ihre Dienerinnen. Langsam erhob sie sich und begrüßte sprachlos den Kaiser, wie es die Etikette vorschrieb. Auch Dschehangir schwieg in stummem Entzücken. Er bewunderte ihre reizende Gestalt, ihre lieblichen Züge und die unaussprechlich würdevolle Miene. Nachdem er sich von seiner Verwirrung erholt hatte, ließ sich der Kaiser an Mihirunnissa's Seite nieder und fragte, warum sie solchen Unterschied in ihrer und ihrer Sklavinnen Kleidung mache. Sie aber antwortete: „Diejenigen, welche als Sklaven geboren sind, müssen sich kleiden, wie es ihren Herren gefällt. Diese sind meine Sklavinnen, deßhalb suche ich ihnen ihre drückende Lage nach Kräften zu erleichtern. Ich aber, o König der Moghuls, bin deine Sklavin, darum muß ich mich nach deinem und nicht nach meinem Willen kleiden.“ Diese Antwort gefiel dem Fürsten so wohl, daß er Mihirunnissa sogleich in seine Arme schloß. Seine Liebe entbrannte in ihrer alten Heftigkeit und schon am folgenden Tage wurde das Fest der Vermählung gefeiert (1611). Der Name der neuen Favoritin wurde durch ein Edict in Nur Mahal, d. i. Licht des Harems, verwandelt, um bald darauf durch Nur Dschehan, Licht der Welt, ersetzt zu werden.

Mihirunnissa, oder wie sie nun hieß, Nur Dschehan, übte von jetzt ab nicht nur den heilsamsten Einfluß auf ihren Gemahl aus, sondern sie lenkte auch die bis dahin schwankende Politik in festere Bahnen. Zwar war Dschehangir noch immer launenhaft und tyrannisch, doch verübte er nicht mehr so barbarische Grausamkeiten wie vorher. Pflegte er früher täglich zwanzig Humpen zu leeren, so trank er während seiner Ehe (wie er selbst berichtet) nur noch sechs und zechte nur noch Nachts im Innern des Palastes; in der Oeffentlichkeit aber wahrte er Anstand und Würde.

Die Pracht des glänzenden Hofes wurde durch den geläuterten Geschmack der Favoritin gehoben, die Ausgaben durch geschickte Haushaltung verringert. Mihirunnissa erhielt den Titel Königin und ihr Name wurde neben den ihres Gemahls auf die Münzen geprägt. „Auf Befehl des Königs

Digitized by Google

Dschehangir. Gold erlangt hundertfachen Glanz, wenn ihm der Name der Königin Nur Dschehan aufgeprägt ist", lautet die Inschrift eines Goldmohurs. Täglich empfing die Gemahlin des Großmoghuls die Edlen des Hofes, hielt mit ihnen Rath und ertheilte ihnen Befehle. Mit Leichtigkeit löste sie die schwierigsten Fragen; alle Erlasse zeichnete sie gemeinsam mit ihrem Gemahl. Kurz, jedes große Unternehmen, sei es des Krieges wie des Friedens, wurde durch sie und ihren Vater beeinflußt. Denn ihre Erhöhung zog auch die ihrer Familie nach sich. Ihr Vater wurde Premierminister und ihre übrigen Verwandten erlangten hohe Stellen bei Hofe. Nach dem Tode ihres Vaters trat an seine Stelle der Bruder der Favoritin, dessen Tochter mit Dschehangirs Nachfolger vermählt wurde. Nur Dschehans Tochter aus ihrer ersten Ehe mit Schir Afghan verlobte sich mit dem jüngsten Sohne des Kaisers. Frauen, die der Kaiserin im Wege standen, wurden auf geschickte Weise, z. B. durch Verheirathung, aus dem Harem entfernt, alte Beamte abgesetzt und durch gefügige Werkzeuge ersetzt.

Doch auch dieser gewaltigen Frau war es nicht beschieden, auf der Höhe ihres Ruhmes zu sterben. Schon zu Lebzeiten Dschehangirs begann der Streit um die Nachfolge, und der Gegensatz, in den die Kaiserin zu dem befähigtsten General des Reiches, Mohabet Khan, gerieth, zwang diesen, sich der Person Dschehangirs zu bemächtigen. Bei dem Kampfe am Hydaspes um die Befreiung ihres Gemahls bestieg Nur Dschehan einen Elephanten und leerte selbst mehrere Köcher Pfeile auf die andringenden Radschputen. Von zahlreichen Feinden umzingelt, wurde ihre kleine Enkelin, die sie bei sich auf dem Elephanten hatte, verwundet, ihre Begleitung niedergemetzelt. Pfeile und Kugeln schwirrten und pfiffen um die Unerschrockene. Da fällt auch der Treiber des Elephanten, das verwundete Thier sinkt in den Fluß und wird von der Strömung davongetragen. Endlich erreicht es das Ufer, wo die Fürstin von ihren jammernden und klagenden Frauen in Empfang genommen wird. Blutbesudelt zieht sie den Pfeil aus der Hand der Enkelin und verbindet ihre Wunde. Ueberzeugt, daß keine Hoffnung auf Befreiung Dschehangirs durch Gewalt oder List möglich sei, entschließt sich Mihirunnissa, seine Gefangenschaft zu theilen, um vielleicht durch List zum Ziele zu gelangen.

Mohabet aber klagt sie des Hochverraths an und weiß von ihrem Gemahl die Unterzeichnung des Todesurtheils zu erwirken. Gefaßt nimmt sie den Richterspruch entgegen und erbittet nur die Vergünstigung, ihren Gemahl noch einmal sehen zu dürfen. Die Bitte wird gewährt. Schweigend tritt die Königin vor Dschehangir. Dieser, noch immer in ihrem Banne, zerfließt in Thränen und ruft: „Willst du nicht diese Frau verschonen, Mohabet!" „Der König der Moghuls," antwortet Mohabet, „soll niemals vergeblich bitten." Und auf einen Wink verlassen die Wachen die Königin, welche bald wieder ihre alte Macht und ihren früheren Einfluß erlangt. Daß Mohabet nicht von der Rache der Königin ereilt wurde, hatte er der Gewandtheit zu verdanken, mit der er ihren Anschlägen auszuweichen verstand, zumal der im Jahre 1627 erfolgte Tod des Kaisers (er starb im Alter von 59 Jahren) ihrer politischen Laufbahn ein Ziel setzte.

Von da ab wurde die stolze Herrscherin nahezu zwanzig Jahre im Palaste in ehrenvoller Gefangenschaft gehalten. Bis zu ihrem im Jahre 1646 eintretenden Tode trug sie nur weiße Kleider, enthielt sich jeglicher Zerstreuung und weihte den Rest ihres Daseins der Pflege des Andenkens an ihren Gemahl. Ihre sterbliche Hülle wurde in dem Mausoleum zu Lahore beigesetzt, welches sie sich neben dem Grabe ihres Gatten hatte errichten lassen.

Ueber den Unterschied zwischen todter und lebender Substanz.

Von Prof. Dr. C. A. Pekelharing.

II.

Die Assimilation ist der meist kennzeichnende Unterschied zwischen Organischem und Anorganischem. Explosive Stoffe und Mischungen besitzen das Vermögen gewaltiger Kraftentfaltung und können durch einen verhältnißmäßig sehr unbedeutenden Stoß in Thätigkeit gebracht werden, aber sie sind nicht imstande, aus einfachen, der Umgebung entlehnten Stoffen sich aus eigener Kraft wieder aufzubauen. Und umgekehrt, lebender Stoff, der noch Arbeit verrichten, aber sich nicht mehr ernähren kann, hat seine Integrität verloren; er kann noch einen Schein von Leben zeigen, aber sein Todesurtheil ist gefällt und wird in kurzer Zeit, spätestens nach einigen Stunden, vollzogen.

Nehmen wir an, daß die Gegenstände, die wir in der Natur wahrnehmen, aus sich bewegenden Stofftheilchen bestehen, so lautet nun die Frage, ob man sich eine Vorstellung machen kann, was die lebende Substanz mit ihrer Fähigkeit der Assimilation von der todten unterscheidet, die dieses Vermögen nicht besitzt.

Dazu ist es zuerst nöthig, den lebenden Stoff genauer zu zergliedern. Eine seiner Haupteigenschaften liegt, wie sich bald zeigt, darin, daß er aus eigener Kraft Arbeit verrichten kann. Er kann nicht nur sichtbare Bewegung hervorrufen, sondern er kann auch seiner Umgebung Wärme mittheilen, Elektricität entwickeln, mitunter selbst Licht leuchten lassen. In dieser Hinsicht jedoch ist der Unterschied zwischen lebender und todter Substanz nicht prinzipiell. Was da lebt, besitzt dieses Arbeitsvermögen immer, bei der todten Substanz aber kann es vorkommen. So gut wie das Pferd durch einen Peitschenhieb zum Fortziehen einer schweren Last angetrieben wird, so kann durch einen Hammerschlag ein Häufchen Dynamit zur Explosion gebracht werden, bei der eine Kraftentwicklung stattfindet, die Felsen auseinander reißt.

Nach der gangbaren atomistischen Lehre hat diese Arbeitskraft ihren Grund in der Weise, in der die Atome mit einander verbunden sind, in dem Falle vom Dynamit also in der Weise, in der die Atome Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff zu dem Theilchen, dem Molecul Nitroglycerin vereinigt sind.

Wenn ein Gewicht in gewisser Höhe über dem Boden aufgehängt ist, besitzt es potentielles Arbeitsvermögen, es wird, wie man sagt, von der Erde angezogen. Schneidet man das Tau durch, durch welches es verhindert war, der Anziehung Folge zu leisten, so erhält es actuelles Arbeitsvermögen und theilt seine Bewegung allem mit, womit es beim Fallen in Berührung kommt. Man nimmt an, daß ein Atom in derselben Weise potentielles Arbeitsvermögen besitzt, wenn es sich in der Nähe eines andern Atoms befindet, durch welches es angezogen wird und daß es actuelles Arbeitsvermögen erhält, sowie es dieser Anziehung folgen kann. Kohlenstoffatome und Wasserstoffatome ziehen Sauerstoffatome an. In einem Molecul Nitroglycerin nun sind diese Atome nicht unmittelbar mit einander verbunden: Stickstoffatome sind dazwischen gestellt. Es ist wohl eine Verbindung vorhanden — aber wie in einem aus Steinen kunstvoll aufgebauten Thurm, der nur einen Stoß nöthig hat, um zusammen zu fallen. So bringt ein Stoß die Atome des Nitroglycerins in Bewegung, das Gleichgewicht wird gestört, die Sauerstoffatome stürzen auf die Kohlenstoff- und Wasserstoffatome nieder, es entstehen Gase, deren Theilchen sich in heftiger Bewegung befinden und die mit Donnergewalt alles auseinander reißen, was ihnen in den Weg kommt.

Die Atome, aus denen ein Stofftheilchen besteht, können auch potentielles Arbeitsvermögen in Beziehung zu anderen Atomen besitzen, mit denen sie nicht schon, wie in den sogenannten explosiven Verbindungen, wenn auch nur lose, vereinigt sind, sondern die sich nur in ihrer Nähe befinden. Vorbilder hiefür liefern alle Substanzen, die als Brennstoffe gebraucht werden.

Das gewöhnliche Leuchtgas ist eine Mischung von Stoffen, unter denen Verbindungen von Kohlenstoff mit Wasserstoff die hauptsächlichsten sind. Die Verwandtschaft zwischen Kohlenstoff- und Wasserstoffatomen nun ist nicht so groß wie die Anziehungskraft, die Sauerstoffatome auf die Atome von Kohlenstoff und Wasserstoff ausüben. Mischt sich das Gas mit dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft, so ist starke Erhitzung einzelner Theilchen genügend, um die Entzündung zu veranlassen. Die durch einen Funken hervorgebrachte Erhitzung verursacht heftige zitternde Bewegung sowohl der Kohlenstoff- und Wasserstoffatome des Gases, als auch der zwei zu zwei mit einander verbundenen Sauerstoffatome der atmosphärischen Luft. Bei dieser Erschütterung gerathen die einzelnen bisher mit einander verbundenen Theilchen weit genug aus einander, um unter den Einfluß anderer kommen zu können. Der Sauerstoff macht sich zum Meister über den Kohlenstoff und den Wasserstoff, und bei der Erschütterung, die durch die Vereinigung der sich stark anziehenden Theilchen entsteht, ist die Bewegung der neugeformten Molecule von Kohlensäure und Wasser, mit anderen Worten die Entwicklung von Wärme, so groß, daß die Verbrennung anhält, so lange noch Kohlenwasserstoff und Sauerstoff in der Umgebung vorhanden sind. So wird das in den Brandstoffen verborgene potentielle Arbeitsvermögen der Atome zu Wärme, das ist zu actuellem Arbeitsvermögen.

Die lebende Substanz nun scheint als eine explosive Verbindung angesehen werden zu müssen. Wenn ein Muskel sich zusammenzieht, einerlei ob er durch den Nerv dazu veranlaßt wird, durch einen Stoß oder einen elektrischen Reiz, dann werden einfache, feste Verbindungen frei, die reich sind an Sauerstoff, an erster Stelle Kohlensäure. Aber der hiezu nöthige Sauerstoff wird nicht im Augenblick der Kraftentfaltung von außen aufgenommen, wie bei Verbrennung der Kohle im Ofen oder dem Gase in unsern Lampen. Er macht schon vorher einen Theil des lebenden Stoffes aus, an den er mit großem potentiellen Arbeitsvermögen gebunden ist, ebenso wie im Nitroglycerin. Der Muskel kann seine Arbeit lange Zeit andauernd in einer von Sauerstoff freien Umgebung verrichten, in der eine Flamme sofort erlischt.

Wenn ein Organismus fortdauernd Zufuhr von neuem Sauerstoff braucht, dann liegt der Grund darin, daß stets lebende Substanz, reich an Spannkraft verbraucht wird und das Verlorene nur durch Beihülfe von außen zugeführten Sauerstoffs ersetzt werden kann. Die früher oft vertheidigte Ansicht, daß bei den höheren Thieren der durch die Athmungsorgane aufgenommene Sauerstoff im Blut unmittelbar zur Verbrennung diene, hat man ganz fallen lassen. Der Sauerstoff wird durch das Blut nur nach den verschiedenen Theilen des Körpers übergeführt. Dort angelangt, wird er von den lebenden Geweben aufgenommen und vorläufig gebunden gehalten. In der ganzen lebenden Natur sowohl bei Pflanzen als bei Thieren sieht man den Verbrauch an Spannkraft des lebenden Stoffes gepaart gehen mit dem Freiwerden von Kohlensäure. Alles was man bisher über die dabei stattfindenden chemischen Veränderungen hat erkennen können, spricht für die Annahme, daß alle Oxydation auf Kosten des Sauerstoffs, der vorher bereits in die organische Verbindung aufgenommen ist, geschieht.

Darum ist auch der Unterschied zwischen der durch Pasteur entdeckten Gruppe von Amaërobionten, die keinen freien Sauerstoff aus ihrer Umgebung aufnehmen, und den Aërobionten, den Sauerstoff einathmenden Organismen, nicht so groß, wie es auf den ersten Blick erscheint. In beiden Fällen wird Sauerstoff aufgenommen, um wieder zu ergänzen, was bei der Arbeit des Lebens verbraucht ist, aber im ersten Falle ist der Sauerstoff an andere Elemente gebunden, im zweiten hingegen sind zwei Sauerstoffatome mit einander zu einem Molecul vereinigt.

Wir stehen hier schon vor der Erscheinung der Assimilation. Der lebende Stoff unterscheidet sich von den explosiven Verbindungen, die wir in der leblosen Natur kennen, zuerst durch die wohl mit seiner großen Complicirtheit zusammenhängende Eigenschaft, daß bei jeder Explosion nur ein kleiner Theil der Verbindung einstürzt, und zweitens durch das Vermögen des Zurückbleibenden, neue Atomgruppen aus der Umgebung aufzunehmen und sich so zu regeneriren. Die zu dieser Regeneration als Nahrung aufgenommenen Theilchen können äußerst einfach sein, wie ein aus zwei Atomen zusammengesetztes Molecul Sauerstoff, oder auch sehr complicirt, wie das Eiweiß, das in einem Molecul Hunderte von Atomen von mindestens fünf verschiedenen Elementen enthält; in jedem Falle wird doch das neu Aufgenommene nicht einfach mit der bereits vorhandenen lebenden Substanz gemischt, sondern es wird damit chemisch verbunden. Wie bei dem Bau eines Kunstwerkes der Arbeiter hie und da von einem Stein etwas fortnimmt, das Holz und das Eisen biegt, um durch die Verbindung der Theile ein schönes und zweckmäßiges Ganzes zu machen, so auch wird von dem lebenden Stoff, die Nahrung, sein Baumaterial bearbeitet, hier, indem einige Atome von der Oberfläche der Molecule entfernt werden, da, durch Verschiebung der Atome, um so das Aufgenommene theilnehmen zu lassen an der Arbeit.

Der Assimilation, dem Formen eines zusammengesetzten Ganzen mit großer Spannkraft aus einfachen Verbindungen, muß natürlich Arbeitsvermögen zu Grunde gelegt werden, und zwar um so mehr, je einfacher und fester die als Baustoffe gebrauchten Verbindungen sind. Um sich zu nähren, ist die Pflanze gezwungen, Sauerstoff aus seiner festen Verbindung mit Kohlenstoff zu lösen und Wasserstoff und Stickstoff, die sie erst aus anderen Verbindungen frei machen muß, dazwischen zu schieben. Die mit den Sonnenstrahlen ihr zugeführte Energie befähigt sie dazu. So wird die Arbeitskraft von der Sonne geliefert, in der Pflanze festgelegt und aufgestapelt in Stoffen, die den thierischen Körpern als Nahrung dienen können. Bei den niederen Thieren, die noch Wärme aus ihrer Umgebung aufnehmen, braucht die zur Assimilation nöthige Arbeit nicht ganz auf eigene Kosten verrichtet zu werden, bei den höheren warmblütigen Thieren hingegen, die sogar Arbeitsvermögen in der Form von Wärme an die Umgebung mittheilen, wohl. Hier fehlt denn auch die Fähigkeit, so feste Verbindungen wie Kohlensäure und Ammoniak zu zersetzen und zum Aufbauen zusammengesetzter Stoffe, wie Stärkemehl und Eiweiß, zu gebrauchen. Die Assimilation ist hier dem Ineinandersetzen eines Gebäudes zu vergleichen, dessen Haupttheile schon vorher zusammengefügt sind. Das hierzu nöthige Arbeitsvermögen wird bei den warmblütigen Thieren durch die überall und ununterbrochen stattfindenden explosiven Zersetzungen geliefert.

Man darf daher die Nahrungsassimilation des lebenden Stoffes als eine chemische Reaction betrachten, die zwar in der todten Natur ihresgleichen nicht hat, aber dennoch mit den Wirkungen, die todte Stoffe auf einander ausüben, verglichen werden kann. Das Aufbauen zusammengesetzter Verbindungen aus einfachen Grundstoffen

Digitized by Google

ist in den chemischen Laboratorien tägliche Arbeit geworden. Auf diesem Gebiete sind Siege errungen, an die früher Niemand geglaubt hätte. Zucker ist schon jetzt künstlich bereitet, und daß es allmählich auch gelingen wird, das Eiweiß, von dem jetzt selbst die Structur, die Weise, in der die Hunderte von Atomen verbunden sind, noch durchaus nicht bekannt ist, im Laboratorium, außerhalb der lebenden Substanz zu gewinnen, darf wohl kaum mehr bezweifelt werden.

Es gilt als allgemeine Regel, daß, um aus zwei Moleculen ein complicirteres, mit mehr Spannkraft versehenes zu gewinnen, die Atome der Molecule in starke Bewegung gebracht werden müssen. Auf intramoleculärer Bewegung beruht alle Synthese. Ebenso muß in intramoleculärer Bewegung, der Erschütterung der im lebenden Stoffe miteinander verbundenen Atome, die Ursache der Zersetzung zusammengesetzter Verbindungen gesucht werden, deren Kraftäußerungen wir als Veränderung von Form und Platz, als Wärmeerzeugung, als Elektricität, als Licht wahrnehmen. „Die intramoleculäre Wärme der Zelle ist ihr Leben," sagt Pflüger in seiner berühmten Abhandlung „Ueber die physiologische Verbrennung in den lebendigen Organismen". Denn Wärme ist nach der uns geläufigen Auffassung nichts als actuelle Energie der kleinsten Theilchen.

So wird auch verständlich, daß in der ganzen lebenden Natur die Intensität der Lebensprocesse steigt und fällt mit der Temperatur, der die Zellen ausgesetzt sind, wenn diese wenigstens nicht einen solchen Grad erreicht, daß dabei die lebende Substanz geschädigt oder vernichtet wird. Wie durch ausführliche experimentelle Untersuchungen in Pflügers Laboratorium bewiesen ist, machen die warmblütigen Thiere, die bei höherer Temperatur gerade träger, durch die Kälte zu größerer Activität angespornt werden, von dieser Regel nur scheinbar eine Ausnahme. Je stärker die intramoleculäre Bewegung, je größer die Amplitude der schwingenden Atome ist, je eher wird es geschehen können, daß Atome, die große Verwandtschaft miteinander haben, wie die von Kohlenstoff und Sauerstoff, sich nahe genug kommen, um, andere loslassend, sich miteinander zu vereinigen. Auf anderen Stellen der, vergleichungsweise gesprochen, riesenhaft großen lebenden Molecule haben solche starke Schwingungen das Anhaken von in der Umgebung gelegenen Atomgruppen, Assimilation also, zur Folge. In seiner eben erwähnten Abhandlung hat Pflüger darauf hingewiesen und ist in einer kurz darnach erschienenen Nachschrift specieller darauf zurückgekommen, daß in der so äußerst complicirten lebenden Substanz die actuelle Energie des einen Atoms viel größer als die eines andern sein kann. Damit fällt der Einwand, den man gegen die Annahme, daß im lebenden Stoff dieselben Kräfte wirkten wie im todten, in dem Umstand gesucht hat, daß im lebenden Organismus Synthesen bei einer Temperatur von 37° C. platzgriffen, die außerhalb des Organismus erst bei viel höheren Wärmegraden erreicht werden könnten. Die Temperatur, die man messen kann, gibt Rechenschaft von der durchschnittlichen actuellen Energie der Theilchen, die den Gegenstand, dessen Temperatur bestimmt wird, zusammensetzen. Es ist nicht nur nicht unwahrscheintich, sondern es spricht sogar Vieles dafür, daß in dem lebenden Stoff, wenn auch die Temperatur der Zelle, die derselbe bilden hilft, nur 37° C. beträgt, hier und da einzelne Atome oder kleine Gruppen von Atomen vorkommen, die ein actuelles Arbeitsvermögen besitzen, das einer sehr viel hoheren Temperatur entspricht.

Der Unterschied zwischen lebender und todter Substanz muß daher darin gesucht werden, daß bei der erstgenannten durch eine eigenartige und höchst complicirte Verbindung einer Menge von Atomen untereinander ein labiles Gleichgewicht erhalten ist infolge dessen nicht nur oft kleine Gruppen von Atomen zusammenstürzen oder sich befreien, sondern auch leicht neue Gruppen aus der Umgebung aufgenommen werden können. Unter einigen besonderen Verhältnissen kann die Beweglichkeit wohl so gering sein, daß die Verbindung unverändert bestehen bleibt. An dem Saatkorn, an den Sporen der niederen Pflanzen werden, so lange sie sich in trockenem Zustand befinden, kein Stoffwechsel, keine Assimilation und keine Production einfacher Stoffe wahrgenommen. Aber Imbibition mit Wasser, bei nicht zu geringer Temperatur, erweckt das Leben in ihnen. Ist dann nur Nahrung vorhanden, die assimilirt werden kann, so läßt die merkwürdige Erscheinung des Keimens nicht auf sich warten und der neue Organismus wächst, so lange die Assimilation die Oberhand hat über das Bilden und Ausscheiden, das Dissociiren von einfacheren Verbindungen.

Faßt man so mit Pflüger die Lebenserscheinungen auf als die Folge von intramoleculärer Bewegung, dann muß man daraus auch ableiten, daß Reizung des lebenden Stoffes, das Anfeuern der Lebensthätigkeit auch zur Beschleunigung der Assimilation muß führen können, mit andern Worten, daß Verstärkung der Function dem Wachsthum in die Hand arbeitet. Im ausgewachsenen Korper der höheren Thiere wiegt unter normalen Umständen der Verbrauch die Assimilation der Nahrung auf. Die verschiedenen Organe arbeiten regelmäßig fort, halten sich im Zaum und bleiben jedes, was sie sind. Aber wenn ein Muskel oder eine Gruppe von Muskeln mehr als gewöhnlich gereizt oder geübt wird, dann erhält das Wachsthum die Oberhand über den Verbrauch: der Muskel wird größer und kräftiger. Auch bei einigen Drüsen wird diese Erscheinung wahrgenommen. Der Reiz führt, genau genommen, nur zur Zersetzung der lebenden Substanz, zum Umsetzen von potentieller in actuelle Energie. Stellt man sich nun auf den von Weigert eingenommenen und noch kürzlich wieder vertheidigten Standpunkt und betrachtet diese Zersetzung als eine Erscheinung, die in keinerlei unmittelbarem Verband mit der Assimilation steht, dann stößt man bei jedem Versuch, die sogenannte functionelle Hypertrophie zu verstehen, auf die größten Schwierigkeiten. Aber nimmt man an, daß bei dieser Zersetzung potentielles Arbeitsvermögen in actuelles Arbeitsvermögen übergeht, daß demzufolge Bewegung nicht allein nach außen, sondern auch auf andere Atome der lebenden Molecule übertragen wird, und daß die Assimilation durch intramoleculäre Bewegung befördert wird, dann erscheint die functionelle Hypertrophie in demselben Lichte wie das Wachsen des Baumes unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen, wie die üppige Entwicklung von Bacterien, sowie man ihnen Wärme zuführt.

Ob es je gelingen wird, sich eine einigermaßen befriedigende Vorstellung von der Art zu machen, in der die einzelnen Atome zu dem stets sich verändernden Conglomerat, das den lebenden Stoff bildet, mit einander verbunden sind, ob man je die verschiedene Thätigkeit der zahllosen Arten von Zellen, die in der Natur vorkommen, aus der Verschiedenheit der Atomgruppirung wird erklären können? Ich möchte keine solche Prophezeiung wagen. Noch bedecken dichte Nebel das ganze Arbeitsfeld. Wer, seiner Einbildungskraft vertrauend, vorwärts rennt, läuft große Gefahr, sich den Kopf zu zerschlagen. Nur wenigen bevorzugten Sterblichen ist es gestattet, durch einen kühnen Sprung eine Bergspitze zu erreichen, von wo der Ueberblick neues Licht zeigt. So gab van 't Hoff uns die Stereochemie und eröffnete damit den Einblick in die Art, wie die Atome mit einander verbunden sein können, was ohne Zweifel späterhin auch für das Verständniß des lebenden Stoffes von größtem Werthe sein wird. Aber im allgemeinen sind wir verpflichtet, suchend und tastend fortzu-

Digitized by Google

schreiten, Schritt für Schritt, immer sorgsam Acht gebend, ob etwa Zeichen auftreten, die uns zeigen, daß wir auf einem Irrweg sind.

Eine der ersten Forderungen ist wohl, daß man die dem Auge wahrnehmbare Form der lebenden Substanz so genau als möglich kennen zu lernen sucht. Sie zeigt immer, je nachdem sie in einem oder dem andern „elementaren Organismus", wie Brücke die Zelle genannt hat, vorkommt, allerlei Verschiedenheit in Form, Eigenschaften und Stoffwechsel — ist auch der Stoffwechsel immer auf Assimilation, Syntheſe und explosive Zersetzung zurückzuführen. Die sichtbare Structur und die Lebensäußerungen müssen die Anweisung geben, nach der die chemische Untersuchung sich zu richten hat.

So hat die mikroskopische Untersuchung ans Licht gebracht, daß in jeder Zelle Theile vorkommen, die durch Form und Eigenschaften von einander verschieden sind. Im allgemeinen findet man in jeder Zelle ein Körperchen, dem man den Namen Zellkern gegeben hat und das ohne Zweifel bei allen Lebenserscheinungen in mehr als einer Hinsicht eine sehr wichtige Rolle spielt. Untersuchungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß bei verschiedenen im Wasser lebenden, aus einer einzigen Zelle bestehenden Thierchen die Assimilation der Nahrung ausschließlich mit Hülfe des Zellkerns stattfindet, und es ist höchst wahrscheinlich als allgemeine Regel anzunehmen, daß der Kern das Organ ist, durch welches die Zelle zur Assimilation befähigt ist. Wird solch ein einzelliges Thier in zwei Hälften geschnitten, dann fährt das Stück, in dem der Kern sich nicht befindet, anfänglich wenigstens, noch fort Bewegungen zu machen. Es kann noch Körperchen, die es gewohnt ist, als Nahrung zu gebrauchen, in sich aufnehmen, ja noch beginnen sie zu digeriren. Aber die Fähigkeit, Nahrung zu assimiliren, geht verloren und nach wenig Stunden ist der Vorrath an Spannkraft verbraucht: die Substanz der Zelle ohne Kern stirbt. Das Stück hingegen, das den Kern enthält, assimilirt die Nahrung, die es aufnimmt und regenerirt sich vollkommen.

Nur mit Hülfe des Zellkerns werden daher die Atomgruppen an die lebenden Molecule angefügt, welche die Erhaltung der zum Leben nöthigen Spannkraft gewährleisten.

Wie solch ein Einfluß zu erklären, ist noch nicht annähernd zu vermuthen. Der Zellkern ist selbst schon ein Körper von sehr complicirtem Bau. Es wäre undankbar, nicht anzuerkennen, daß die eifrigen Forschungen der letzten zwanzig Jahre darüber mehr, als man früher hoffen durfte, ans Licht gebracht haben. Aber wer je einen, wenn auch nur flüchtigen Einblick gewonnen hat in dasjenige, was die Histologie über die Structur des Zellkerns und die Veränderungen, die darin vor sich gehen, bisher gelehrt hat, weiß wohl, daß die mikroskopische Untersuchung noch lange mit ganzer Kraft fortgesetzt werden muß, ehe es möglich ist, mehr als einzelne Wissenswürdigkeiten über die Gruppirung der Atome in den verschiedenen Bestandtheilen des Zellkerns an das Licht zu bringen.

Auch der Zellenkörper, der den Kern umschließt, darf durchaus nicht als aus einem Stoff bestehend, der zu chemischer Untersuchung brauchbar, angesehen werden. „Die Hauptmasse des Zellenleibes ist für uns ein complicirter Aufbau aus festen und flüssigen Theilen", sagte Brücke vor nun 35 Jahren. Und viel weiter sind wir auch jetzt noch nicht gekommen. Nur weiß man jetzt noch besser als früher, daß auch das stärkst bewaffnete Auge des besten Beobachters bei der Untersuchung des Zellenbaues fortwährend auf Rätsel stößt, die vorläufig auch dem scharfsinnigsten Geiste unauflöslich sind.

Aber hier und da fällt doch ein Lichtstrahl in die Finsterniß. Ich möchte an Engelmanns musterhafte Untersuchungen über den Ursprung der Muskelkraft erinnern. Musterhaft in Betreff des Eifers und der jahrelangen Ausdauer, erreichbar aber nur dem, dem solch reicher Geist zutheil geworden ist. Indem er die Untersuchung der Form auf die glücklichste Weise mit der Untersuchung der Function verband, gelangte Engelmann zu der Schlußfolgerung, daß alle Contractilität auf der Anwesenheit äußerst kleiner länglicher Körperchen in den Zellen beruht, die durch Erwärmung kürzer und dicker werden. Diese Körperchen — Engelmann gab ihnen den Namen Inotagmen — werden aus und durch lebenden Stoff geformt, aber brauchen selbst nicht als lebend angesehen zu werden. Die todte Faser des Bindgewebes besitzt dieselbe Eigenschaft. Aber es ist der lebende Stoff des contractilen Organismus, der beim Niederstürzen des Sauerstoffs auf die Kohlenstoffatome das actuelle Arbeitsvermögen, die Wärme, liefert und die Verkürzung der Inotagmen zur Folge hat. Gerade durch sorgfältigste mikroskopische Untersuchung der complicirtesten contractilen Organe, der quergestreiften Muskelfasern, ist es Engelmann möglich geworden, zu einer allgemeinen Erklärung der Contractilität, auch bei den, scheinbar wenigstens, einfacheren Zellen zu gelangen. Das Studium der Histologie und der Physiologie haben ihn befähigt, demjenigen einen Fingerzeig zu geben, der in den Muskeln den eigentlich lebenden, assimilirenden und explodirenden Stoff genauer zu ergründen wünscht.

Solch ein Fingerzeig ist, bei der Finsterniß, in der wir uns noch befinden, von unschätzbarem Werthe, wenn auch noch die Mittel nicht vorhanden sind, auf dem eröffneten Wege weiter zu schreiten. Er ermuthigt uns in dem Glauben, daß mit vereinter Kraft, unverdrossener Arbeit in jeder Richtung, das Streben nach Auflösung der höchsten Räthsel, die sich dem Menschen aufdrängen, fruchtbar sein werde. Mag man sich auch jetzt nur eine schwache Vorstellung von der Ursache machen können, auf der der Unterschied zwischen lebender und todter Substanz beruht, — wer verfolgt, was noch vor einem Jahrhundert durch den doch so genialen Bichat geschrieben wurde, wird zugeben, daß der Fortschritt der Wissenschaft kein eitler Klang ist.

Die Ueberzeugung, daß jede Vermehrung unsres Wissens zu diesem Fortschritt beiträgt, gibt auch dem bescheidenen Arbeiter Muth in seinen Untersuchungen auszuharren, wie groß auch die Gefahr sein mag, fruchtlose Mühe gehabt zu haben. Aber diese Ueberzeugung gibt nur dem festen Grund, der einsieht, daß die Arbeit des Einzelnen hauptsächlich Bedeutung hat, soweit sie mit den Ergebnissen Anderer, auch derer, die in anderer Richtung arbeiten, in Verbindung gebracht werden kann. Glücklich also wir, die einen Theil einer Universität ausmachen, eines Körpers, der das commune vinculum scientiarum in Ehren hält!

Auch von solchem Organismus gilt, was Virchow von der Zelle gesagt hat: er wird nicht genährt, er ernährt sich selbst. Je größer die Kraftentwicklung, je stärker wird auch die Assimilation neuer Bestandtheile sein. Wir feiern das Fest unsrer Universität in dem Wunsche, daß es ihr wohl ergehen möge — uns, ihren Gliedern, kommt es zu, durch eigene Arbeit ihre Blüthe nach Kräften zu befördern.

Mittheilungen und Nachrichten.

Kgr. Heinrich Bulthaupt: Ganymed. Breslauische Kunstanstalt 1897. — Der Stoff zu dieser Novelle ist im bayerischen Gebirge aus harten Steinen gebrochen worden, deren rauhe Flächen immer wieder die zarten Linien der sonst so kunstmäßig gearbeiteten Form zersprengen wollen. Der Dichter sah in einem abgelegenen Thal die Hütte eines Sonderlings, trat ein und gewann mit dem Vertrauen des alten Malers, der darin hauste, auch Einsicht in alle die wilden Schichten, die dieser Mensch überstanden und in der Einsamkeit vergeblich zu vergessen gesucht hatte. Denn vom eigenen

Digitized by Google

Bruder einst schmerzlich um die Braut beteagen, hatte der Maler Böse mit Gutem gelohnt, und, da die Eltern vorzeitig starben, ihr Kind als sein eigenes zu sich genommen und mit aller Liebe eines sich willig aufopfernden Lebens beschenkt. Aber das leichtsinnige Blut der Mutter begehrt im Sohn wieder auf, der das Herz des Alten mit jedem Griff zum zweitenmale bricht. In mächtigen Kataraften stürzt und verschäumt die Erzählung: der Jüngling begeht Selbstmord, und der Alte zerfleischt in grimmem Wahnsinn die schöne Verführerin, die ihn, den er wie einen Sohn geliebt, in den Tod getrieben hatte.

Die Novelle ist an den Rembrandt'schen „Ganymed" geknüpft, an das Bild des zappelnden Knaben, der sich vom Adler nicht in den Himmel tragen lassen wollte. Denn gerade so sträubt sich der Jüngling in dieser Novelle wider die reine und ernste Lebensanschauung und die klare, frische Luft des Geistes und der Kunst, in der er gemeinsam mit seinem väterlichen Freunde leben sollte. Das Kind der Welt verlangt nach irdischeren Freuden und nach der warmen Luft der Sonne und Sinne. Die ernste Erzählung wächst gewaltig aus; die beiden Lebensanschauungen, die sich schon in der Schiller'schen Resignation feindlich gegenüberstanden, greifen hier wieder zu den Waffen, die auf beiden Seiten tödtlich werden, weil dem Gegner hier jedes Verständniß für den andern ganz fehlt und damit auch eine Versöhnung ausgeschlossen ist. Dieser Conflict trägt etwas von herbster Tragik in sich, weil wir, die unbefangenen Dritten, beiden Parteien auf ihre Art Recht geben und doch dem Vernichtungskampf hülflos zusehen müssen. In das montere Kriegslied der Frohen, die das Leben bei dem jauchzenden Bekenntniß, daß Rosenblüthe ihre Zeit hat, genießen:

„Pflücke sie, jetzt wird dir's leid,
Eh' mit ihrem Prangen
Lenz und Jugend vergangen",

dröhnt der schwermüthige, bittere Gesang des Puritaners, der zu dem heidnischen Gotte betet:

„Steig' hernieder, hilf, errette,
Daß ich im Olympus wohne,
Oder mich zu Grabe bette."

Wie der alte Maler in einer Copie dem Ganymed das Antlitz seines Neffen lieh, so zieht die griechische Fabel aus dieser Novelle mit neuen, tiefsinnigen Zügen hervor und breitet sich zu einem großen Symbol unsres Lebens aus.

Bulthaupt weiß sehr geschickt zu erzählen; die leidenschaftlichen Elemente sind nicht der Steigerung zuliebe ausschließlich ans Ende geschoben, sondern rütteln, als könnten sie ihre Zeit nicht erwarten, schon am Anfang gewaltsam die Theilnahme des Lesers auf. Daß der feinsinnige Verfasser der Opern- und Schauspieldramaturgie auch auf anderen Gottesschen Gebieten zu Hause ist, zeigt die eigenartige, in glänzenden Strichen entworfene Charakteristik Rembrandts, die seine Erzählung einleitet und auf die mit Recht Maler und Kunstgelehrte von Beruf neidisch werden dürften.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe.** Sitzung vom 6. Mai. Von den Mitgliedern der ärztlichen Mission nach Bombay ist folgender Bericht an die Akademie gelangt: „Bombay, 16. April 1897. Der Grund, warum wir erst nach so langer Zeit einen weiteren Bericht über unsre Thätigkeit folgen lassen können, liegt in der erfreulichen Thatsache, daß wir bisher so viel Material bekamen, daß wir gerade noch Zeit genug hatten, dasselbe in entsprechender Weise nutzzuarbeiten. Es sind nun 7 Wochen seit unsere Ankunft verstrichen, in welcher Zeit wir ununterbrochen thätig waren. Nachdem es uns gelungen war, uns im Arthur Road-Hospital, dem allgemeinen Infectionsspital Bombay's, festzusetzen und den dirigierenden Parsi-Arzt desselben, Dr. Choviser, für uns vollständig zu gewinnen, benützten wir gleich die erste Zeit unsres hiesigen Aufenthaltes, in der die Pest noch heftig wüthete, möglichst viele Fälle anatomisch und klinisch zu Gesicht zu bekommen. Zu jener Zeit schwankte die Anzahl der Pesttodesfälle in der Stadt Bombay noch zwischen 120 und 130 pro die. Dadurch war es möglich, daß wir heute über eine Reihe von 44 Sectionsprotokollen verfügen, unter welchen sich 40 Pestfälle befinden; desgleichen verfügen wir über eine große Anzahl von klinisch genau beobachteten Pestfällen. Soweit wie die Sache bisher überblicken, bietet diese geradezu schauerliche Krankheit anatomisch und klinisch im allgemeinen das Bild einer schweren Septichaemie, deutet jedoch klinisch in den meisten und anatomisch in allen frischen Fällen ein so besonderes Gepräge, daß sich die Diagnose leicht stellen läßt. Doch können in seltenen Fällen, wo keine Bubonen bestehen, oder wo es sich um primäre Pestpneumonien handelt, wenigstens im Anfang der Erkrankung diagnostische Schwierigkeiten erwachsen, ein Umstand, der uns in mancher Hinsicht wichtig erscheint. In solchen Fällen gibt dann meist die bakteriologische Untersuchung raschen Aufschluß. Bisher haben wir von keiner Therapie Erfolg gesehen, weder Yersins noch Haffkins Serum sind in dieser Beziehung nach dem, was wir erfahren und gehört haben, wirksam. Jedenfalls muß durch exacte Laboratoriumsversuche die ganze Frage des Pestserums nachgeprüft werden. Was die Eingangspforte des Pestbacillus betrifft, so liegt dieselbe den anatomischen Befunden gemäß sicherlich in den meisten Fällen in der Haut, obgleich sie weder klinisch noch anatomisch in den einzelnen Fällen mit Sicherheit zu eruiren ist; in einer zweiten, der Zahl nach kleineren Reihe kann mit Sicherheit die Lunge als Eintrittspforte angesehen werden; eine Infection vom Darm aus konnten weder wir noch andere constatiren. Bei der Verbreitung der Krankheit spielen unserer Ansicht nach die Ratten eine große Rolle; es gelang uns, in den Besitz einer Reihe in den Straßen und Häusern inficirter Stadttheile todt aufgefundener Ratten zu gelangen und bei ihnen anatomisch und bakteriologisch Pest nachzuweisen. Experimentell angestellte Verfütterungsversuche mit diesen Thieren fielen auch positiv aus. Von anderen Thieren ergab sich leichte Empfänglichkeit bei Affen, Schakalen, Hyänen und Zchneumonratten; völlige Unempfänglichkeit jedoch bei Nagern. Weitere Versuche sind theils im Gange, theils müssen sie in Europa vollendet werden. Seit ca. 14 Tagen ist die Epidemie in entschiedener Abnahme. Die Gesammtmortalität beträgt nur mehr circa 110 pro Tag, darunter 40—50 Pesttodesfälle, in pestfreier Zeit ist die tägliche Sterblichkeitsziffer durchschnittlich 70. Dazu kommt der Umstand, daß die Kranken derzeit in mehr als 40 kleinere Spitäler vertheilt und die nicht von Seite der Angehörigen reclamirten Todten sehr spärlich werden. Daher haben wir jetzt nur so wenig Material, daß wir daran denken, unsre Arbeiten zu schließen. Wir versuchen zwar mit Anwendung aller denkbaren Mittel noch so viel wie möglich zu erreichen, werden aber, wenn trotzdem nicht mehr zu erreichen ist, am 1. Mai die Rückreise antreten, um dann in Wien unser gesammtes Material zu verarbeiten. Dr. Müller, Dr. Albrecht, Dr. Ghon." (Die Rückkehr ist bekanntlich seitdem erfolgt.) Das w. M. Professor L. Pfaundler übersendet eine Arbeit von Hrn. A. v. Pniischek, Assistent am physikalischen Institute der Universität Graz: „Ueber Verdunstung aus einem offenen kreisförmigen Becken". Es handelt sich um eine experimentelle Untersuchung der Niveauflächen gleicher Dampfspannung über einer Wasseroberfläche von kreisrunder Form und um die Ermittelung der aus den einzelnen Theilen dieser Oberfläche in der Zeiteinheit verdunstenden Dampfmengen. Das c. M. Oberst Albert v. Obermayer übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Schießversuche gegen plastischen Thon". Es wurden mit 8 mm-Mannlicher-Geschossen massive und geschichtete, dann massive, einseitig mit Blech bedeckte Thonplatten, endlich cylindrische, mit Thon gefüllte Blechbüchsen beschossen. Auch wurde die Wirkung von Streifschüssen gegen plastischen Thon untersucht. Die aus der Entfernung von 25 Schritten mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 620 m/sec. geschossenen Projectile erzeugen im Thon stets eine Explosionswirkung, es mag derselbe in freistehenden oder einseitig bedeckten Platten oder in allseitig geschlossene Büchsen eingefüllt angewendet werden. Ein Abfließen des Thones an der Oberfläche des Geschosses findet nicht statt, es werden vielmehr die durch das Geschoß getroffenen Thontheilchen in das umgebende Material hineingeschleudert, wobei dieses nach den Richtungen des kleinsten Widerstandes, d. i. sowohl nach rückwärts, als nach seit- und vorwärts ausweicht. Insbesondere in dem von Büchsen umschlossenen Thone bilden sich Explosionshöhlungen aus, wobei das Material größtentheils senkrecht zur Geschoßbewegung verschoben und wenig aus der Austrittsöffnung hinausgeschleudert wird, wenn die Büchse nicht zu kleine Dimensionen hat. In dem letzteren Falle wird dieselbe durch den Schuß zersprengt. Das c. M. Prof. V. Uhlig in Prag übersendet den ersten Theil einer für die Denkschriften bestimmten Arbeit über die „Geologie des Tatragebirges". Der erste Abschnitt der Arbeit behandelt die Stratigraphie, der zweite die Tektonik und die geologische Geschichte des Gebirges und zum Schluß sind einige Bemerkungen über das Diluvium und die Oberflächengeologie der Tatra beigefügt. Dr. Alfred Nalepa, Prof. am Elisabethgymnasium in Wien, übersendet eine vorläufige Mittheilung über „Neue Gallmilben" (14. Fortsetzung). Prof. Wilhelm Binder an der Landes-Oberrealschule

in Wiener-Neustadt übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Die Undulationen ebener Curven C_n^4 (II. Mittheilung). Curven mit zwei imaginären Doppelpunkten". Hr. Heinrich Mannaberg in Csalokö-Abony (Ungarn) übermittelt ein versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität mit der Aufschrift: „Meine Erfahrungen über Entstehung und Verhütung der Peelsucht der Rinder". Das w. M. Hofrath Director A. Kerner R. v. Marilaun überreicht eine Abhandlung von Prof. Dr. J. Steiner in Wien, unter dem Titel: „Flechten aus Britisch Ost-Afrika". Dieselbe zählt die vom Prinzen Heinrich Liechtenstein und seinem Begleiter Dr. Posp'schil in dem Gebiete südlich von Kenia, nämlich auf dem Ulu Kenia und auf den Alti Plains gesammelten Flechten auf, enthält auch ausführliche Beschreibungen der darunter befindlichen neuen Arten. Die Zahl der aufgezählten Arten beträgt 47, darunter 18 bisher noch nicht beschriebene. Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht zwei Arbeiten aus dem I. chemischen Universitätslaboratorium in Wien: 1. „Ueber die Darstellung der s-Tribrombenzoësäure aus s-Tribromanilin" von Dr. R. Weglscheider, 2. „Ueber die Esterificirung der $\alpha\beta\gamma$-Pyridintricarbonsäure", von D. Rint. Das w. M. Prof. Sigm. Exner überreicht eine Abhandlung von Dr. Karl Storch, Professor und Adjunct am Militäräthiernrzneiinstitut in Wien, betitelt: „Beiträge zur Kenntniß der Eiweißkörper der Kuhmilch".

* Eine Anstellung, die alle Völker der Erde umfaßt, soll, der „N. Z." zufolge, in einflußreichen Hamburger und weiteren Kreisen für die nächsten Jahre in Hamburg geplant sein. Es wird beabsichtigt, sämmtliche Völker in Wirklichkeit und durch Abbildungen u. s. w. in ihren Sitten und Gebräuchen zur Anschauung zu bringen. Wenn das Vorhaben sich in Wirklichkeit so ausgestaltet, wie es angelegt und erdacht ist, so wird es eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten der Welt werden. Die Ausführung des Planes soll schon jetzt ziemlich gesichert sein.

* Ueber Verletzungen durch Röntgen-Strahlen hielt kürzlich He. d'Arsonval der Académie des sciences zu Paris Vortrag. Redner erklärte, daß er mehrere Fälle von Erythem und Verletzungen der Haut und der Nägel bei Personen beobachtet habe, die sich mehrere Monate hindurch als Versuchsobjecte zum Studium der Röntgen'schen Radiographie hergegeben hatten. Es wurde bei ihnen eine Verminderung des Tastsinnes und Fingerspitzenkrampf constatirt, wie ihn das Tragen zu enger Handschuhe hervorbringt. Auch die Nägel zeigten sich besonders empfindlich bei der Berührung.

g. **Karlsruhe.** Die Technische Hochschule erfreut sich wie im letzten Winter-, ja auch im gegenwärtigen Sommersemester eines so starken Besuchs, wie er in den früheren Jahren noch nicht erreicht worden ist. Die Frequenz setzt sich zusammen aus 732 Studirenden, 54 Hospitanten und 78 Theilnehmern an einzelnen Vorlesungen, im ganzen 864, gegenüber 806 im Sommersemester des vergangenen Jahres und 834 im Jahre 1895. — Die Studirenden und Hospitanten (786) vertheilen sich auf die einzelnen Abtheilungen wie folgt: Allgemeine Abtheilung (Mathematik und allgemein bildende Fächer) 24, Architektur 128, Ingenieurwesen 102, Maschinenwesen 270, Elektrotechnik 97, Chemie 131, Forstwesen 34. — 295 Studirende und Hospitanten stammen aus Baden, 372 aus andern deutschen Staaten, 119 aus außerdeutschen, bezw. außereuropäischen Ländern.

* **Rostock.** An den Privatdocenten und Lector Dr. Schneegans in Straßburg ist ein Ruf als außerordentlicher Professor für romanische Philologie an hiesiger Universität ergangen.

* **Basel.** Im heurigen Sommersemester zählt die hiesige Universität 444 immatriculirte Studirende, wovon 152 Basler, 194 aus der übrigen Schweiz und 98 Ausländer. Dazu kommen 127 Auditoren.

* **Stockholm.** Am 6. d. M. ist auf seinem Gut Almaas in Schweden der Mäcen der Nordenskjöld'schen Polarfahrten, Dr. Oskar v. Dickson gestorben. Er war 1823 in Gothenburg geboren; was ihn, den Geschäftsmann, dem Studium der geographischen Wissenschaft zuführte, war das Interesse für die Jagd und die Thierwelt. Seit 1868 ließ er sich die Förderung von Nordenskjölds arktischen Expeditionen angelegen sein. So trug er allein die Kosten der 1870er Expedition nach Grönland, den größten Theil der Kosten für die Ueberwinterungsexpedition auf Spitzbergen von 1872—73, auch als diese weit über die erste Berechnung hinausgingen. Die Expeditionen 1875 und 1876 bestritt er, erstere ganz allein, die andere zum Theil. Sein Antheil an den Kosten der Vegaexpedition von 1878—1880 betrug 120,000 Kronen. Auch trug er die Kosten der Grönlandexpedition von 1883. Vier Könige haben Dickson für diese Verdienste um die Wissenschaft ausgezeichnet. Die philosophische Facultät von Upsala ernannte ihn 1877 zum Doctor und die geographischen Gesellschaften von London und Paris überreichten ihm ihre Goldmedaillen. Infolge der Vegaexpedition wurde Dickson geadelt.

* **Tomsk.** Die juristische Facultät an der Universität soll, wenn keine unvorhergesehenen finanziellen Schwierigkeiten eintreten, am 1. Januar 1898 eröffnet werden. Schon jetzt sollen Anmeldungen von Candidaten auf eine Professur entgegengenommen werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Gustav Jacobsthal: Die chromatische Alteration im liturgischen Gesang der abendländischen Kirche. Berlin, Julius Springer 1897. — Historische Zeitschrift, begründet von H. v. Sybel, herausgegeben von Friedrich Meinecke. N. F. 43. Bd. (der ganzen Reihe 79.) Heft I. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1897. — Max Ostermeyer: Blätter aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch besprochen und mit dem Preuß. Allg. Landrecht verglichen. Heft I: Erstes Buch. Allg. Theil §§ 1—240. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt. — Johannes Timm: Die Conservenindustrie und ihre Arbeiter. Flensburg, Fr. Holzhäuser 1897. — Gustav Meinecke: Dr arme Sidi Abderrachman, ostafrikanische Geschichte (Exotische Novellenbibliothek IV). Berlin, Deutscher Colonialverlag. — Rückerts Werke, hrsgg. v. Georg Ellinger, kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Bd. I u. II. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. — E. Pfizer: Die Rechtskraft des Verbrechens und der Niedergang der deutschen Strafrechtspflege. Zürich, C. Speidel 1897. — Heinrich Murei: Zinseszinsen-, Einlage-, Renten- und Amortisationstabellen, auf 10 Decimalstellen berechnet. Mit 362 ausgearbeiteten Amortisationsplänen. Budapest, Selbstverlag 1897. — Johannes Brahms und die „Ungarischen Tänze", zur Abwehr. Berlin, N. Simrock 1897. — Himmel und Erde, illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift, hrsgg. v. d. Ges. „Urania". IX. Jahrg. 8. Heft. Mai 1897. Berlin, Hermann Paetel. — Dr. Otto Heubner: Säuglingsernährung und Säuglingsspitäler. Berlin, August Hirschwald 1897. — Dr. med. Ralf Wichmann: Die Neurasthenie und ihre naturgemäße Behandlung. Berlin, Otto Salle 1897. — Eisenbahn-Auskunftsbuch für den Personenverkehr auf deutschen Eisenbahnen. Von Fachmännern nach den amtlichen Bestimmungen bearbeitet. 1.—10. Tausend. Dresden, Alexander Köhler (Comm.) 1897. — Harald Höffding: Rousseau und seine Philosophie. Otto Gaupp: Herbert Spencer. Alois Riehl: Fr. Nietzsche, der Künstler und der Denker. (Frommanns Classiker der Philosophie IV—VI.) Stuttgart, Fr. Frommann 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

L. Ehlermann
Verlag in Dresden

Die geschichtliche Entwickelung der Gegenwart seit 1815

unter Berücksichtigung
der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse
in Deutschland

von Ferdinand Schultz

Mit 1 Karte Kolonien und Weltverkehr
Vollständig in 2 Bänden. Geheftet M. 5.—, geb. M. 7.—

Der deutschen Volkswirtschaft — sowie der sozialen Bewegung — sind besonders Abschnitte gewidmet

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Jahrgang 1897. München, Donnerstag, 10. Juni. Nummer 129.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Vergleichende Sprachforschung und Philologie. Von Paul Horn. — Die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs und das juristische Prüfungswesen in Bayern. — Mittheilungen und Nachrichten.

Vergleichende Sprachforschung und Philologie.

Von Paul Horn.

In sprachvergleichenden und verwandten Doctordissertationen kann man bisweilen die These finden, das Studium des Sanskrit sei für den classischen Philologen und den Germanisten nothwendig. Auch Schreiber dieses hat, wohl nicht zum erstenmal, 1885 bei seiner Promotion in Halle diesen Satz öffentlich zu vertheidigen versucht, allerdings nicht ohne Widerspruch von seiten des promovirenden Dekans Professor H. Keil.

Eine These wie die genannte wäre vor dem Jahre 1862 kaum denkbar gewesen. Erst seit Georg Curtius' Leipziger Antrittsvorlesung vom 30. April 1862, „Philologie und Sprachwissenschaft“, und dem enormen Einfluß, den dieser Forscher bald in der Wissenschaft gewann, konnte man wagen, von classischen oder deutschen Philologen Beschäftigung mit dem Sanskrit zu verlangen. Der ungeheure Eindruck von Curtius' „Grundzügen der griechischen Etymologie“ (von 1858—1879 erschienen fünf Auflagen des starken Buches, und zwar 1866, 1869, 1873, 1879) und seine nicht minder hoch anzuschlagende persönliche Einwirkung auf seine zahlreichen Zuhörer (in 47 Semestern ist die Anzahl derselben nur in den Privatvorlesungen auf 7592 berechnet worden), zeigte sich drastisch auch darin, daß die Lehrer in den Gymnasien den Schülern verschiedentlich vom Sanskrit sprachen. Vorlesungen über Sanskritgrammatik erreichten eine bislang unerhörte Besucherzahl, vor allem dauernd außer in Leipzig wohl in Tübingen. Allmählich ist dann aber wieder ein Rückschritt eingetreten, und gegenwärtig haben die Philologen im ganzen wenig Sympathie für die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft übrig. Das ist zum Theil begreiflich.

Die vergleichende indogermanische Sprachforschung ist zwar noch eine junge Wissenschaft, aber sie hat doch im Laufe der Zeit allmählich die größeren, allgemeineren Probleme, die ihr zunächst aufstießen, ziemlich eingehend erörtert und muß sich daher ganz natürlicherweise mehr und mehr zu Detailforschungen wenden. Solches vielfache Specialisiren in Einzelfragen bringt es mit sich, daß die Untersuchungen häufig nicht allein bloß von Specialisten ausgeführt werden, sondern daß sie auch nur von solchen verstanden und controlirt werden können. Wer nicht unausgesetzt auf dem laufenden bleibt, würde heute sogar als Sprachvergleicher bald in seinem Fach veralten. In accenttheoretischen Fragen, die sicher noch eine Zukunft haben, führen nur einzelne Gelehrte das Wort. Ein bis in das Einzelne gehendes Mitarbeiten auf sprachwissenschaftlichem Gebiet ist aber von dem Philologen, der seine die volle Kraft fordernde große eigene Domäne hat, nicht zu verlangen. Es müssen ihm also die durch Specialforschung gewonnenen neuen Ergebnisse der Linguistik, soweit sie von allgemeinerer Bedeutung sind, zugänglich gemacht werden. Auf der Universität, für die jungen Philologen, muß dies durch Vorlesungen geschehen, für die der Universität nicht mehr Angehörigen müßten von Zeit zu Zeit orientirende kurze Aufsätze aus berufener, geschickter Feder, etwa in philologischen Zeitschriften, sorgen. Die beiden über das Verhältniß von Sprachwissenschaft und Philologie (ich behalte beide technische Ausdrücke bei) gehaltenen akademischen Antrittsreden von Curtius (Leipzig) und Brugmann (Freiburg i. B.) [1]) erörtern im wesentlichen nur die allgemeinen Gesichtspunkte der Frage, ich lasse diese als genügend discutirt daher hier beiseite. Brugmann schließt mit einem sehr beherzigenswerthen praktischen Vorschlag, den ich hier in extenso wiederzugeben mir nicht versagen möchte: „Man pflegte den angehenden Jüngern der classischen und der germanischen Philologie früherhin den Rath zu ertheilen, ihre Sprachstudien mit dem Erlernen des Sanskrit zu beginnen. Ich unterschätze die Wichtigkeit des Sanskritstudiums keineswegs und möchte nicht, daß dasselbe aus dem Studienplan dieser Philologen gestrichen werde. Aber wichtiger für die sprachwissenschaftliche Ausbildung erscheint mir, daß der Philolog, und zwar der Philolog jedweder Gattung, zunächst eine Vorlesung zu hören bekomme, in der er über das Wesen der Sprache und ihrer Entwicklung orientirt wird, damit er befähigt werde in allem, was die Sprache betrifft, wirklich wissenschaftlich zu denken und die Dinge so zu schauen, wie sie sind. Je weiter er dieses Studium hinausschiebt, um so schwerer wird es ihm, sich den durch die Macht der Gewohnheit groß gezogenen Fundamentalirrthümern zu entwinden. Von dieser Seite her in die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache einzutreten, möchte sich auch darum empfehlen, weil dabei überall an Bekanntes und an das, was den verschiedenen Specialphilologen jedesmal am nächsten liegt, angeknüpft werden könnte. Eine solche Vorlesung brauchte übrigens nicht ausschließlich den „Linguisten“ überlassen zu werden. Jeder Docent der Philologie, der zu sprachlichen Forschungen besonderen Beruf fühlt, könnte sie halten.“

Wenn solche Vorlesungen an allen Universitäten gehalten und — besucht würden, so würden classische Philologen wie Germanisten in der That dadurch eine linguistische Grundlage und allgemeine Ausbildung erhalten, die ihnen für ihre fachwissenschaftlichen Specialsprachstudien von unschätzbarem Werthe sein müßten. Außerdem gewönnen sie so die Möglichkeit, Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft von allgemeinerem Interesse zu verfolgen und bis zu einem gewissen Grad auch nachzuprüfen.

[1]) Curtius' Rede ist bereits oben citirt, diejenige Brugmanns findet man in dessen Schrift „Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft“ Straßburg 1885, S. 1—41.

Digitized by Google

Allerdings nur bis zu einem gewissen Grad. Aber das ist auch ausreichend. Curtius (S. 17) und nach ihm Brugmann (S. 25) meinen, es vertrage sich mit dem Wesen der Wissenschaft schlecht, daß man „Arbeit bei anderen bestelle, ohne sie selbst auf ihren Werth und ihre Zuverlässigkeit nachprüfen zu können. So schroff ausgedrückt, klingt allerdings eine „Arbeitsbestellung" unwissenschaftlich, aber schließlich ist doch überall Arbeitstheilung unerläßlich. Wenn es häufig genug vorkommt, daß competente Forscher ein und desselben Faches auf Grund des gleichen Materials zu ganz verschiedenen Meinungen über eine Thatsache gelangen, wie sollten sich da nicht ferner Stehende bescheiden dürfen, von Specialisten gewonnene Resultate nach Anhörung der Gründe anzunehmen, auch wenn sie der Beweisführung nicht in jedem Punkte zu folgen vermögen? Es verträgt sich doch mit dem Wesen wahrer Wissenschaft, anderer Arbeit zu benutzen, auch wenn man nicht imstande ist, sie selbst nachzuschaffen; und Brugmann weist S. 28 selbst auf solche Fälle hin. Unsre Erkenntniß der Dinge mit voll umfassendem Wissen muß überall ihre Lücken behalten. Im classischen Philologen soll das griechisch-römische Alterthum wieder lebendig werden. Am idealsten kann dies doch geschehen, wenn er mit eigenen Augen Griechenland und Italien sehen kann; aber wie wenigen nur von vielen ist dies vergönnt! Die meisten müssen sich mit den Schilderungen der anderen, also mit Schauen aus der Ferne, begnügen. So mag der Philolog des Sprachforschers Vermittlung annehmen in Fragen, die ihn interessiren müssen, deren Beantwortung er aber nicht selbst leisten kann.

Neben der Schwierigkeit und Unmöglichkeit, vielen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen zu folgen, liegt nun aber auf philologischer Seite häufig auch Unlust dazu vor. Man glaubt einerseits, der Sprachvergleichung für seinen philologischen Betrieb entrathen zu können, und andrerseits bringt man der Linguistik auch offenes Mißtrauen entgegen. Gerade der Einfluß von Curtius hat schließlich dem weiteren Vereinigtbleiben von Philologie und Sprachwissenschaft stark geschadet. Seit 1879 haben seine „Grundzüge" keine weitere Auflage erlebt, das Bedürfniß zu einer solchen war also geschwunden; auch sind sie nach ihres Verfassers Tode nicht etwa durch ein anderes Werk ersetzt worden. Aus Curtius' Schule, von seinen Schülern selbst ging der Widerspruch gegen ihn hervor, sein Standpunkt wurde mehr und mehr als unhaltbar erkannt. Die allgemeine Einigkeit, welche bis dahin in der vergleichenden Sprachwissenschaft geherrscht und welche kein principieller Gegensatz getrübt hatte, wurde durch eine neue Richtung gestört. Die Sätze von der Ausnahmlosigkeit der Lautgesetze (gegen die bisherige Annahme mehr sporadischen Lautwandels), der fünf kurzen und langen Vocale der Ursprache (gegen die bisherigen drei), die ausgedehntere Heranziehung der Analogiebildung zur Erklärung sprachlicher Erscheinungen auch in alten Sprachperioden als bisher, sowie eine prinzipiell andere Auffassung über die Entstehung der urindogermanischen Formen (glottogonische oder morphogonische Fragen, die sogen. Bedeutungselemente), diese waren es hauptsächlich, welche die schroffsten Gegensätze herbeiführten. Das Schlagwort „Junggrammatiker", mit dem die im wesentlichen auf dem bisherigen Standpunkt Beharrenden die Neuen belegten, mußte diese in den Augen konservativ Gesinnter von vornherein etwas discreditiren, wie, sich zu „Jungdeutschland" in der Literatur zu bekennen, in weiten Kreisen heute keine Empfehlung ist. Es entbrannte ein erbitterter, bisweilen höchst persönlich geführter Streit in den Reihen der Sprachvergleicher, dem die Philologen unthätig zusehen mußten und bei dem sie ganz natürlich an Zutrauen für eine Wissenschaft verloren, die über fundamentale Fragen so uneinig war. Aber mindestens in der Vocaltheorie mußte der Standpunkt der Aelteren als unhaltbar bald augenfällig werden; Curtius, der ihn bis zuletzt nicht aufgab, büßte bedenklich an Autorität ein, und da auf der anderen Seite nur jüngere Forscher standen, die seinen Einfluß auf die Philologen nicht an sich reißen konnten, wennschon sie hierzu genügend philologisch geschult waren, so wandte sich die Philologie mehr und mehr von der Sprachwissenschaft ab. Mit umzulernen war zu beschwerlich, auf Curtius' Standpunkt stehen zu bleiben ging, so bequem es auch war, auf die Dauer nicht an — so blieb als drittes nichts übrig, als die Sprachwissenschaft beiseite zu lassen, was in ziemlich weitem Umfange seitdem die Parole ward. An manchen Universitäten hörten und hören noch heute die Studenten der Philologie grundsätzlich keine Vorlesungen bei Sprachvergleichern mehr. Eingewurzelte Vorurtheile sind immer schwer wieder zu beseitigen; die Assyriologie, die allmählich doch bereits schöne Erfolge erzielt hat, hat noch heute unter Gutschmids jetzt veraltetem Urtheil vom Jahre 1876 zu leiden.

Heute ist nun die neue Richtung in den wesentlichen Punkten die herrschende geworden, ihre Hauptvertreter haben überall Lehrstühle inne und genießen volle Achtung auch bei den Philologen. Sollte es da nicht möglich sein, wieder eine innigere Annäherung zwischen Philologie und Sprachwissenschaft anzubahnen? An Sprachvergleichern, die eine gründliche philologische Bildung genossen haben, fehlt es nicht so sehr als an Philologen mit linguistischer Schulung. Wo erstere an Universitäten lehren, legen sie oder müssen sie natürlich das Hauptgewicht auf die philologische Seite legen, aber dabei werden doch schon die Körner für eine künftig aufgehende Saat eingeerntet. Besondere Uebungen an der Sprache einzelner älterer Schriftsteller können philologischen wie sprachwissenschaftlichen Bedürfnissen gleichzeitig gerecht werden.

Die classische Philologie verliert, wie die Statistik beweist, an Nachwuchs, die classische Bildung ist, das hat sich im Verlauf der letzten Zeit ganz unverkennbar gezeigt, mehr und mehr unpopulär geworden. Die moderne Entwicklung könnte sich sehr leicht so gestalten, daß immer mehr Schulen den Beginn des Lateins nach der Tertia verlegen; wenn man dann einsieht, daß dadurch die Sache eher schlimmer als besser wird, so wird man es vielleicht bald ganz fallen lassen, nachdem ihm das Griechische schon vorausgegangen ist. Dann wird die classische Philologie wie das Sanskrit nur noch akademisch betrieben werden. Der Sprachvergleichung bleibt dann noch die Germanistik, die unter solchen geänderten Verhältnissen wohl mehr in den Vordergrund treten wird; die classische Philologie dürfte jedenfalls in solcher, hoffentlich noch fernen Verbannung aus unsrer höheren Bildung eine Annäherung an die Sprachwissenschaft weniger von der Hand weisen, als sie jetzt vielfach geneigt scheint. Daß die Linguistik der Philologie nicht entrathen kann, wird jeder Linguist zugestehen, liefert diese ihm doch einen großen Theil des Materials, das er braucht. Wie die Dinge augenblicklich noch liegen, hat die Philologie den größeren Einfluß in weiteren Kreisen, die Sprachwissenschaft muß ihr also entgegenkommen, im Interesse der Sache, nicht als ob sie solches um ihrer selbst willen nöthig hätte. Vielleicht wartet die Philologie nur darauf; wie manche Entfremdung ist schon gehoben, wenn bloß der eine Theil in dem Gedanken „Der Klügere gibt nach" dem anderen einen Schritt wieder entgegen thut! Ein solches Entgegenkommen würde sich von seiten der Sprachvergleichung in einer theilweisen Anpassung ihrer Darstellungsmethode an den Geschmack und die Bedürfnisse der Philologen äußern, sei es in gedruckten Publicationen, sei es in akademischen Vorlesungen.

Digitized by Google

Die jetzigen Resultate der Sprachwissenschaft, welche allgemein am deutlichsten und greifbarsten ins Auge fallen, sind die Etymologien, die Reconstructionen einzel- wie gemeinsprachlicher Formen, nebst den damit zusammenhängenden linguistischen Hauptproblemen und endlich die aus allem sich ergebenden culturhistorischen Ausblicke.

Für etymologische Verknüpfungen einzelner Worte hat der Philolog ein natürliches Interesse. Fick's vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen steht in seiner vierten Auflage und erlebt hoffentlich eine im arischen Theil verbesserte fünfte. Curtius' Grundzüge brachten es, wie schon erwähnt, auf fünf. Curtius' etwas breite Anordnung war die richtige, für den Philologen sind Literaturangaben und Excurse, wie er sie bot, nothwendig, und der Sprachforscher wird sie ebenfalls mit in den Kauf nehmen, wenn sie ihm auch bisweilen nichts Neues bringen werden. Prellwitz' „Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache", das sich gerade an weitere Kreise wenden soll, konnte daher trotz mancher Verdienste die vorhandene Lücke nicht ausfüllen; ohne jede Erläuterung, sondern seine Etymologien häufig zu sehr zum Widerspruch heraus, und Philologen müssen Berücksichtigung der Semasiologie verlangen, für die sie besonders interessirt sind. Einem wirklichen Bedürfniß wird L. Meyers „Handbuch der griechischen Etymologie" entgegenkommen, dessen Manuscript, die Arbeit einer langen Reihe von Jahren, wohl demnächst der Druckerei übergeben werden kann. In seiner 26. Präsidentenrede zum Stiftungsfest der „Gelehrten estnischen Gesellschaft", der ich in Dorpat bewohnte, am 30. (8.) Januar 1896, hat L. Meyer über sein Buch berichtet (vergl. Sitzungsberichte der Gelehrten estnischen Gesellschaft von 1896); möge es dem hoch verehrten Mann vergönnt sein, den Druck des großen Werkes in der Heimath zu leiten.

Für die lateinische Sprache ist ein etymologisches Wörterbuch ein dringendes Bedürfniß. Bréal-Bailly's Dictionnaire étymologique könnte für ein solches in mancher Beziehung als Vorbild dienen, insofern die äußere Anordnung den Philologen entgegenkommt. Eine gedrängte Uebersicht über die wichtigeren lautlichen Entsprechungen in den Einzelsprachen, wie sie Wharton in seinen Etyma latina im Verhältniß zu dem von ihm behandelten Lateinischen als „Comparative Etymology" bietet, kann auch als praktische Idee empfohlen werden.

Eine Behandlung der griechischen und lateinischen Sprache zugleich hat zwar insofern keine Berechtigung, als die Theorie von der einstigen gräco-italischen Einheit nicht begründet ist. Praktisch werden indeß derartige Unternehmungen, die sich speciell an classische Philologen richten, ihren Vortheil haben. Ein sehr nützliches Buch ist in dieser Beziehung wegen seiner gedrängten Kürze Henry's Précis de grammaire comparée du grec et du latin (bereits in vierter Auflage).

Vorlesungen über vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache, entweder zugleich oder beide getrennt, werden wohl an allen deutschen Universitäten angekündigt — bisweilen wird in der Ankündigung auch noch das Gothische ausdrücklich herangezogen — aber vielerorten nur wenig gehört. Der philologische Student wird durch seine Examenstudien meist gleich von Anbeginn stark in Anspruch genommen, in vergleichender Grammatik wird er nicht geprüft; wozu soll er also eine vierstündige Vorlesung — das ist ja der gewöhnliche Umfang eines solchen Collegs — noch besonders hören, bezw. wo soll er auch die Zeit für sie hernehmen? Besucht er sie doch, so klingen ihm als Grundton fortwährend Sanskritformen ins Ohr, daß es schließlich nothwendig wäre, er lernte auch dieses. Und damit sind wir bei der eingangs erwähnten Forderung wieder angekommen. Jeder, der selbst Sanskrit getrieben hat und sich seiner Anfänge in dieser Sprache erinnert, weiß nun, wie schwer sie ist. Ohne wirklich fleißiges Arbeiten ist es ganz unmöglich, auch nur ein wenig in ihr heimisch zu werden. Ein Curs, das ist also meist eine vierstündige Vorlesung, genügt nicht, derselbe muß fortgesetzt werden. Nun kann ein Philolog, betreibe er Griechisch, Lateinisch oder Germanistik, nicht so viel Zeit nebenbei erübrigen, wenn er nicht einige Semester länger studiren will, als üblich ist. Die generelle Forderung des Sanskritstudiums muß daher wohl als eine positive Unmöglichkeit wegfallen. Ohne Hinweise auf Sanskrit läßt sich andrerseits aber eine sprachvergleichende Vorlesung über Griechisch, Lateinisch oder Gothisch nicht halten, man bedarf ihrer auf Schritt und Tritt. Nun, jedenfalls ist in solchen zunächst möglichste Beschränkung zu üben. Im Eingang der Vorlesung empfiehlt sich eine kurze Charakterisirung des Altindischen nach seiner Wichtigkeit für das Verständniß der Formen der Schwestersprachen, seine Stellung unter ihnen mag kurz skizzirt werden. Ein Student, der nur flüchtig eine Sanskritvorlesung gehört hat, wie es der Philolog doch so gut wie stets nur thun kann, ist im Grunde genommen in einem sprachvergleichenden Colleg gar nicht, oder nur ganz wenig besser daran, als sein Nachbar, der vom Altindischen gar nichts weiß. Beide brauchen jedesmal, wenn eine sanskritische Form vorkommt, eine Erläuterung, die bei ersterem im günstigsten Fall die schwache Erinnerung an früher schon einmal Gehörtes weckt. In solchen Vorlesungen für Philologen darf das Sanskrit überhaupt nicht alles andere überwuchern oder dem Hörer dies auch nur zu thun scheinen. In der Lautlehre kann es verschiedentlich (Vocalismus) stark zurücktreten, dafür dürfte eine breitere Heranziehung des Germanischen zu empfehlen sein (die Grimm'schen und Verner'schen Gesetze über die germanische Lautverschiebung müssen als hervorragend illustrativ für sprachliche Vorgänge jedem Philologen vorgeführt werden); bei den k-Reihen, welche dem classischen Philologen die wichtige Erkenntniß liefern, daß Worte wie bōs „Rind", popīna „Schenke", palumbēs „wilde Taube" im Lateinischen oskisch-umbrische Lehnworte sind, läßt es sich allerdings weniger entbehren. Ebenso ist seine ausgedehnte Heranziehung in der Formenlehre vielfach unerläßlich. Da das Einzelne im Verlauf der Vorlesung mehr und mehr in Zusammenhang mit dem übrigen gebracht wird, so bleibt es für den Hörer nicht nur Brockenwissen, sondern schließt sich doch zu einem Gesammtbilde zusammen. Im Grunde ist das Sanskrit aber nur Mittel zum Zweck, das, wenn es seine Schuldigkeit gethan und zum Verständniß der betreffenden griechischen, lateinischen und germanischen Entwicklung verholfen hat, wieder beiseite gelassen werden kann. Zu dem Wunsche, diese selbst richtig zu erkennen, muß den Philologen schon der Grundzweck aller wissenschaftlichen Forschung führen: die Wahrheit zu suchen. Dinge, mit denen man sich sein Leben lang beschäftigt, muß man möglichst genau verstehen. Für die meisten sprachlichen Formen ist ihre Erklärung an sich völlig nebensächlich, man kann sie handhaben auch ohne diese. Ist die richtige Deutung aber einmal gefunden, so ist es Erforderniß jedes wissenschaftlichen Betriebs, sie sich anzueignen und eine bisherige falsche aufzugeben. Der verschiedentlich von Sprachforschern gegen Philologen mit vollstem Recht erhobene Vorwurf, daß sie längst fest stehende Wahrheiten ignoriren und hartnäckig beim Alten verharren, ist nicht schmeichelhaft für die, welche er trifft. Eine Depesche kann jeder aufgeben, ohne zu wissen, nach welchen physikalischen Gesetzen ihre Beförderung bewirkt wird; ist solche Unkenntniß aber schon für jeden Gebildeten peinlich, so wäre sie bei einem Telegraphenbeamten einfach unerträglich. Das gleiche gilt für den Philologen betreffs der Sprache,

die ihm das nothwendigste Rüstzeug für alle seine Forschungen ist. Ein Soldat, der sein Gewehr nicht in allen seinen Theilen kennt, steht nicht auf der Höhe der Ausbildung, wenn er auch noch so gut mit ihm trifft. Daß Ficks Reconstructionen der homerischen und hesiodeischen Gedichte „in ihrer ursprünglichen Sprachform" den Beifall der Philologen nicht gefunden haben, ist begreiflich; der Werth dieser Bücher liegt mehr in der Anregung, die sie bieten, als in den Resultaten, die sie vortragen wollen. Wenn sich einmal jemand entschließen würde, die Consequenzen zu ziehen aus der längst erkannten Thatsache, daß unser heutiger Text des Avesta ursprünglich in Pehlevischrift niedergeschrieben gewesen und aus dieser erst in das jetzige Alphabet umgeschrieben worden ist, so würde er einen gereinigten Text herstellen müssen, der sich auch vielfach von jeder Ueberlieferung zu emancipiren hätte. Doch wer wollte das wohl ernstlich durchzuführen wagen?

Was nun allen oder unter Umständen auch nur einer Reihe einzelner indogermanischer Sprachen gemeinsam ist, das weist man oftmals einer Periode zu, in welcher die Völker unsres Sprachstammes noch ein ungetrenntes Ganzes bildeten. Dieser Urzeit gehörte also ein Urvolk an, das eine indogermanische Ursprache sprach. Auf sie wie auf den Culturzustand des Urvolks, die Gegend, welche es als Heimath bewohnte, einzugehen, ist unerläßlich und lohnend. Wegen der Unsicherheit in diesen Fragen ist allerdings Maß halten geboten; Ablehnung solcher früher als sicher vorgetragenen Gleichungen wie Kentauren und sanskrit Gandharva ꝛc. ist immer von neuem nothwendig. Auch ist fortgesetzt dringend davor zu warnen, alles Gemeinindogermanische sofort als urindogermanisch zu erklären. Die vergleichende Mythologie und die linguistische Paläontologie sind vielfach viel zu üppig ins Kraut geschossen, ihre auf den ersten Blick für den Laien häufig so ansprechenden Combinationen sind sehr oft in weiten Kreisen zu gläubig angenommen und weiter mißbraucht worden. Die allerverschiedensten Erwägungen sind neben den häufig nur sehr wenig verrathenden rein sprachlichen Zusammenstellungen prüfend anzustellen. So ist es, um hiezu nur ein Beispiel zu geben, immer noch eine Streitfrage, ob die Urindogermanen das Salz gekannt haben oder nicht. Die asiatischen Glieder des Sprachstammes haben nämlich das den Europäern gemeinsame, unserm „Salz" entsprechende Wort nicht; man hat also vielfach angenommen, das Urvolk habe keine Kenntniß dieses wichtigen Gewürzes besessen. Für die Bestimmung der Urheimath kam die Frage von jeher stark in Betracht. Nun besuchte ich vor Jahresfrist bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Dorpat die auch für Laien zumeist verständliche und höchst interessante Vorlesung meines Gastfreundes Professor Dr. med. R. Kobert über Diätetik. Bei der Besprechung der Menge des Kochsalzes, deren der menschliche Organismus täglich bedürfe, kam hier die Thatsache zur Sprache, daß diejenigen Völker, die wesentlich von Fleischkost leben, verschiedentlich gar kein Wort für „Salz" haben, da sie schon in ihrer Fleischnahrung die genügende Quantität Salz vorfinden. Die pflanzenessenden Völker können dagegen das Salz nicht entbehren, sondern gehen, wenn sie zu solchem Verzicht gezwungen werden, sogar zugrunde. Wendet man diesen Erfahrungssatz auf die indogermanischen Verhältnisse an, so können diese unter Umständen ein ganz anderes Aussehen gewinnen.

Was über die vergleichenden Sprachstudien des classischen Philologen gesagt worden ist, gilt auch für die der Germanisten (ebenso auch für Slavisten, die aber bei uns in Deutschland, als zu schwach vertreten, hier nicht in Betracht kommen). Bei dem geringen Umfang des gothischen Sprachschatzes werden auch seine sprachwissenschaftlichen Bearbeitungen kürzer sein. Die von Streitberg neuerdings begründete Sammlung von Elementarbüchern altgermanischer Dialekte scheint ein glücklicher Gedanke, auch Nichtspecialisten finden hier knappe Einführung. Wer die Nibelungen von Theodor Horstmann hat recitiren hören, wird es bedauern, daß unsre alte Poesie unserm Volk so wenig vertraut ist. Der Jugend in den höheren Schulen wäre eine eingehendere Bekanntschaft mit ihr als jetzt wohl zu wünschen; dem philologischen Studenten verhilft die Einsicht in die Entwicklung der jüngeren Sprachperioden aus den älteren, und sei sie auch nur lückenhaft, zu einem Verständniß des intimen Wesens der Sprache, das ihm Griechisch und Latein nicht annähernd ähnlich bieten können.

Das gründliche Studium der classischen Philologie erfordert heute eine große Vielseitigkeit. Archäologie ist ihr unentbehrlich, bei dem tiefen Einfluß Etruriens auf Latium wird für den Latinisten ein Seitenblick auf die Etruskologie mehr und mehr wünschenswerth (sind doch neuerdings sogar auch Mars und Minerva als ursprünglich tuskisch in Anspruch genommen worden). Wenn der classische Philolog wie der Germanist auch die Sprachwissenschaft wieder mehr verfolgen soll, so wird ihn doch darum noch kein Uebermaß von Anforderungen unterdrücken; jedenfalls wird ihm die Zeit, die er ihr widmet, bald hundertfältige Frucht tragen.

Die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs und das juristische Prüfungswesen in Bayern.

⚖ Bekanntlich sind die Prüfungen für den höheren Justiz- und Verwaltungsdienst durch die allerhöchste Verordnung vom 12. Juli 1893 und die zur Ausführung derselben erlassene gemeinsame Bekanntmachung des Justiz-, Innern-, Cultus- und Finanzministeriums vom 14. Juli 1893 einer Neuregelung unterzogen worden. Schon damals war zu erwarten, daß die Vorarbeiten zur Schaffung eines bürgerlichen Gesetzbuchs in nicht allzu ferner Zeit ihren Abschluß finden würden. Mit Recht wurde aber die Reform des Prüfungswesens nicht bis zu diesem letzteren Zeitpunkt aufgeschoben, weil allseitig die Ueberzeugung von der Dringlichkeit dieser Maßregel verbreitet war. Jetzt, nachdem das große Werk gelungen ist, mußte allerdings auch daran gegangen werden, die Prüfungsvorschriften den neuen Rechtszuständen anzupassen.

Den ersten Schritt hiezu bildet eine gemeinschaftliche Bekanntmachung der fünf Civilstaatsministerien vom 3. Mai 1897, durch welche die Gesichtspunkte veröffentlicht wurden, nach welchen in Zukunft der civilrechtliche Unterricht und das juristische Prüfungswesen eingerichtet werden soll; gleichzeitig hat das Cultusministerium in einer Entschließung an die drei Landesuniversitäten die nöthigen Anordnungen erlassen, um deren Ausführung anzubahnen und zu sichern. Die wichtigste Neuerung besteht darin, daß in Zukunft Geschichte und System des römischen Rechts, sowie des sogenannten deutschen Privatrechts nur mehr eine propädeutische Bedeutung haben und der Schwerpunkt des civilrechtlichen Unterrichts auf das deutsche bürgerliche Recht nach Maßgabe des Reichsgesetzbuches und auf die Berücksichtigung der Particularrechte verlegt wird.

Mit dieser Aenderung im Studienplan hat sich auch die Möglichkeit ergeben, dem nicht selten geäußerten Wunsch nach Entlastung des Schlußexamens einerseits und andrerseits nach Schaffung einer Einrichtung, durch welche die leider mit Recht beklagte, bei den Themisjüngern übliche Zeitvergeudung in den ersten Studiensemestern möglichst eingeschränkt würde, Rechnung zu tragen. Die erwähnte Ministerialbekanntmachung kündigt nämlich an, daß die in Aussicht genommenen neuen Prüfungsvorschriften auch eine,

Digitized by Google

frühestens nach drei Semestern der Studienzeit abzulegende Zwischenprüfung einführen werden, deren Gegenstand die vorerwähnten propädeutischen Vorlesungen bilden sollen. Zum erstenmal soll diese Zwischenprüfung im Jahr 1899 stattfinden, so daß also diejenigen Studirenden, welche im kommenden Wintersemester die Universität beziehen und demgemäß im Jahre 1901 absolviren, schon ganz und gar ihre Studien nach dem neuen Plan einrichten können und müssen. Die Prüfungscandidaten der Jahre 1897 und 1898 werden noch ganz nach den bisherigen Normen behandelt, jene der Jahre 1899 und 1900 müssen sich bereits mit den Vorschriften des neuen Gesetzbuchs mehr oder minder bekannt gemacht haben.

Es wäre nun dringend zu wünschen, daß man sich bei der neuen Redaction der Prüfungsvorschriften nicht darauf beschränkte, einfach diese Grundsätze genauer zu formuliren, daß man vielmehr diese Gelegenheit wahrnehmen würde, um ganze Arbeit zu machen, um auch Sorge zu tragen für die Sicherung der angedeuteten pädagogischen oder moralischen Wirkung der Zwischenprüfung und gleichzeitig für die Durchdringung des Lern- und Prüfungsstoffes seitens der Studirenden. Die Hauptquelle für die bis in die neueste Zeit beklagten Mißstände ist nämlich, wie schon bemerkt, darin zu suchen, daß die Studirenden der Jurisprudenz vielfach in ihren ersten Semestern überhaupt nichts oder höchstens ihrem künftigen Lebensberuf gänzlich fremde Gegenstände lernen und erst das letzte Jahr auf ihr Fach verwenden, indem sie sich durch einen Einpauker, der, weil noch nichts zum Wiederholen vorliegt, mit Unrecht als Repetitor bezeichnet wird, nothdürftig für das Examen vorbereiten lassen. Auf diese Weise entwöhnen sie sich des eigentlichen geistigen Studirens und finden auch nicht mehr die nöthige Zeit, um sich in die einzelnen Fächer so zu vertiefen, wie dies im Interesse eines gedeihlichen Wirkens im praktischen Leben unerläßlich ist. All dem kann nun aber vorgebeugt werden, wenn die Staatsregierung sich dazu entschließen könnte, in die neuen Prüfungsvorschriften die Bestimmung aufzunehmen, daß zwischen dem Bestehen der „Zwischenprüfung" und der Zulassung zur Schlußprüfung ein Zwischenraum von mindestens drei Semestern liegen müsse. Hiedurch wären die Studirenden genöthigt, schon kurz nach dem Beziehen der Universität sich eifrig dem Studium der propädeutischen Fächer zu widmen, damit sie möglichst frühzeitig sich der Zwischenprüfung unterziehen können; so würden sie dann in der Lage sein, während eines längeren Zwischenraums sich in genügender Muße mit den Gegenständen der Schlußprüfung zu beschäftigen. Daß hiedurch die Resultate der letzteren voraussichtlich günstiger ausfallen würden als bisher, wäre eine gewiß nur wünschenswerthe Folge.

Mit der vorgedachten Bestimmung würde übrigens auch keineswegs etwas Unerhörtes und bisher noch nicht Dagewesenes geschaffen werden. Zunächst verlangen nämlich die dermalen für die Mediciner geltenden Prüfungsvorschriften (Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 2. Juni 1883 und 25. April 1887, § 4, IV, Ziff. 3), daß der Candidat nach Bestehen der sogenannten ärztlichen Vorprüfung, welcher er sich frühestens gegen Ende des vierten Studienhalbjahrs unterziehen kann, noch mindestens vier Halbjahre den Universitätsstudien gewidmet habe, ehe er zur Schlußprüfung zugelassen werden kann. Außerdem aber besteht sogar für die Juristen ein Präcedenzfall in dem österreichischen Gesetz vom 20. April 1893, betreffend die rechts- und staatswissenschaftlichen Studien und Staatsprüfungen. Nach diesem (§ 2) beträgt die Studiendauer — wie in Bayern — mindestens acht Semester, von welchen mindestens drei vor, die übrigen, jedoch mindestens vier, nach Ablegung der „rechtshistorischen Staatsprüfung" zurückzulegen sind. Diese Anordnung ist so streng vermeint, daß (nach § 4) die Vorlesungen über die dem Schlußexamen zugewiesenen Fächer nur dann angerechnet werden, wenn sie nach Ablegung der rechtshistorischen Staatsprüfung gehört worden sind.

Bedenken könnten etwa entstehen im Hinblick auf die akademische Freizügigkeit; allein wenn die Möglichkeit eröffnet würde, die Zwischenprüfung nach Belieben in der Zeit vom Schluß des dritten bis zum Ende des fünften Semesters zu machen, so würde das Recht der bayerischen Rechtsbeflissenen, auch auswärtige Universitäten zu besuchen, nur in ganz geringem Maße beeinträchtigt werden. Jeder Schein einer solchen Beschränkung aber würde wegfallen, wenn es erlaubt würde, die Zwischenprüfung an einer (bayerischen) Universität abzulegen, ohne daß der Candidat während des fraglichen Semesters auch an derselben immatriculirt sein müßte. Für selbstverständlich erachten wir es auch, daß die Befugniß eingeräumt werde, das Schlußexamen an einer anderen (bayerischen) Universität zu machen als derjenigen, bei welcher die Zwischenprüfung bestanden worden ist. Durch die Eröffnung des Spielraums vom dritten bis zum fünften Semester würde gleichzeitig auch den Interessen derjenigen Studirenden Rechnung getragen werden, welche in den ersten Semestern ihrer Studienzeit als Einjährigfreiwillige ihrer Militärdienstpflicht Genüge leisten. Sollten übrigens einem derselben auch noch an dem letztgenannten Termin Bedenken über einen günstigen Ausgang der Zwischenprüfung bestehen, so erübrigte ihm immer noch eine entsprechende Verlängerung seiner Studien ohne wesentliche Nachtheile für die spätere Carriere, da vermuthlich der § 44 der allerhöchsten Verordnung vom 12. Juni 1893, wonach solche Candidaten nach bestandener zweiter Prüfung (Staatsexamen) auf Ansuchen in die Reihenfolge der im vorhergehenden Jahr Geprüften einzustellen sind, in der künftigen neuen Prüfungsordnung aufrecht erhalten werden wird.

Bei solcher Sachlage dürften also von der Aufnahme der von uns gewünschten Bestimmung keinerlei Nachtheile, wohl aber wesentliche Vortheile gegenüber den dermaligen Verhältnissen zu erwarten stehen: Quod bonum felix faustumque esse jubeat Deus ter optimus maximus!

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. Türkische Geschichten von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane a. Cie. — Nach vielerlei Wanderungen durch die weite und doch so kleine Welt ist Rudolf Lindau seit einigen Jahren in Konstantinopel seßhaft geworden. Die politisch finanzielle Stellung, die er dort als deutscher Delegirter bei der Verwaltung der türkischen Staatsschuld einnimmt, hat ihm offenbar reiche Gelegenheit und Muße geboten, sich mit altürkischem Wesen vertraut zu machen, und in diesem mag ihn manches sympathisch berühren. „Ruhiger, würdiger Ernst, nach türkischer Auffassung nächst Gottesfurcht und Tapferkeit die Eigenschaft, die den Mann am meisten ziert," trat auch schon bisher in der literarischen Physiognomie Lindau's hervor. Während er aber in seinen früheren Büchern vielfach den nervösen, modernen Kulturmenschen darstellte, während er dort zertrümmerte Existenzen und die hohle „gute Gesellschaft" behandelte, ist er durch die nahe Berührung mit dem Sitz der alten Märchenwelt zur Anwendung des einfachsten Erzählertonus angeregt worden. Die Geschichten, die er als Ausbeute seines Aufenthalts in der Türkei bietet, dankt er zum Theil seinem türkischen Sprachlehrer, zum Theil einem Gastfreund am Bosporus. Gegenüber den „heute beliebten psychologischen Klügeleien" enthalten diese Erzählungen nur eine schlichte, ungekünstelte Wiedergabe dessen, was geschieht. In der ersten der „Erzählungen eines Effendi" berichtet dieser, daß er in verhältnißmäßig jungen Jahren mit einigen nicht unwichtigen Missionen betraut worden sei. „Jene Missionen haben mich in entlegene Theile des Reiches geführt und auf diese Weise habe ich viele merkwürdige Stätten

Digitized by Google

und eigenthümliche Menschen kennen gelernt. Was ich gesehen und erlebt habe, bildet den Schatz, an dem meine Erinnerung mit Vorliebe zehrt" — das könnte wohl auch auf den Vermittler der Erzählungen angewandt werden. — Von diesen fünf Erzählungen, die alle den Eindruck des Gelebten machen, ist „Salibah" die poetischste und in dieser sind auch anschauliche Schilderungen der Seenerie enthalten, mit denen so den übrigen sehr sparsam gehaust wird. Die beranschende Schönheit der Nacht am Tigris ist in knappen Worten hinreißend dargestellt (Seite 44). „Hassan" und „Neiban" sind wehmüthig ergreifende Knabengeschichten, die charakteristischsten sind „Djino und Mansine", an der jeder Pferdefreund seine Freude haben wird, und „Halidja, die Rosseln im Streit". — Die im gleichen Bande enthaltenen „Drei türkischen Geschichten" sind lustige Schnurren, nicht so lehrreich, wie die Erzählungen, die dem anderen stärkeren Bande den Namen gegeben haben. In diesem wird wie in den guten alten Volksmärchen die Tugend belohnt, das Laster bestraft, der Unbesonnene und Leichtsertige durch Prüfungen belehrt. Eine hervorragende Rolle spielt der Padischah, der in „hoher Gestalt mit weißer seiner Hand" „würdevoll und ruhig" erscheint, als „ein Mann mit gebieterischer Stimme, von hoher Gestalt und edlem Anstand. Auf seinem weißen Gesicht lagert ein Ausdruck tiefer Ruhe." Oder wenn einmal ein Sultan von kleinerer Statur vorkommt, dann hat er immer etwas Majestätisches in seinem Wesen „große, dunkle Augen, die mit tiefem, fast unheimlichem Feuer glühen," aber auch „in unbeschreiblich mildem schönen Lichte erglänzen". Er durchschaut die Ränke der Hinterlistigen, rettet die unschuldig Verfolgten und richtet streng aber gerecht. Welche kulturpsychologische Betrachtungen ließen sich an die blinde Unterwerfung unter den Willen des Großherrn knüpfen, an die Volksvorstellung der Allmacht, welche ihm eigen ist! — Die Sultanstochter erscheint lieblich und hingebend in „Der Klageschrei", „Der Sebildschi", „Tisti Kulchan Bey", nur einmal in „Die Prinzessin Djevherli Hammun" grausam und verbrecherisch. Märchenhaften Anstrich haben die Geschichten wohl, aber Uebernatürliches geht darin nicht vor. Sie spielen in einem unbestimmten früheren Zeitalter, nur die vom „verlorenen Freund", die den herzlosen Egoisten und seinen in der Treue unerschütterlichen Freund gut charakterisirt, weist auf moderne Zeiten hin. In den Erklärungen hat Lindau sich auf das Nothwendigste beschränkt; auch Schilderungen und Reflexionen sind vermieden. Eine Aeußerung eines Derwischs, „Nur wer nichts besitzt, hat keinen Verlust zu fürchten, und wer nichts begehrt, ist vor Enttäuschung sicher", stimmt ganz mit den Anschauungen des Leistiger Derwischs überein. Es ist die Weisheit des Reifen. Wir haben sämmtliche Geschichten mit Vergnügen gelesen, am besten gefiel uns „Die schöne Dschanfeda", die geradezu nach dem Librettisten und Componisten ruft, auch in manchen anderen macht sich ein starker dramatischer Pulsschlag fühlbar. — Es gehört ja ein naiv gebliebenes Gemüth dazu, über Unwahrscheinlichkeiten hinauszusehen, auf exacte Motivirung, psychologische Vertiefung zu verzichten, und wir bezweifeln nicht, daß Leserinnen, bei denen Lindau's moderne Novellen prickelnden Reiz hervorriefen, über diese neuen Bücher die Achseln zucken mögen. Wer sich aber ein kindlich fröhliches Gemüth zu erhalten wußte, wer dem Fabulirkünstler mit derselben Andacht zu lauschen vermag, wie einst der märchenerzählenden Großmutter in der Kinderstube, der wird die Gaben Lindau's freudig willkommen heißen.

* Karl Domanig hat seine Dramen-Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf" beendet. Den beiden ersten: „Braut des Vaterlandes — Speckbacher" und „Der Kronenwirth von Hall", die wir seinerzeit in dieser Zeitung angezeigt, ist nunmehr (in demselben Verlage der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck) in der äußerlichen ebenso geschmackvollen wie handlichen Ausstattung das dritte Stück „Der Sandwirth. — Andreas Hofers Denkmal" gefolgt. Es ist der tragische Ausgang des Freiheitskampfes, der sich uns hier in der Form eines echten, schlichten, ans Herz greifenden Volksstückes zeigt. Um mit keinem düsteren Anblick zu schließen, hat der Dichter — auf den Namen eines solchen hat der Verfasser nach diesen drei von dichterischem wie nicht minder von patriotischem Geiste durchwebten Dramen Anspruch — in „Andreas Hofers Denkmal", einer dramatischen Scene, eine Apotheose seines Helden dem Ganzen angefügt, die den Tiroler Freiheitskampf im versöhnenden geschichtlichen Lichte verklärt. Es wäre zu wünschen, daß diese Dramen-Epilog an Ort und Stelle, etwa im Innsbrucker Stadttheater, aufgeführt würde, um dadurch erst recht zu Blut und Leben zu gelangen.

ah. **Sterblichkeits- und Gesundheits-Verhältnisse während des Monats April 1897.** Gemäß den Veröffentlichungen des Kaiserl. Gesundheitsamtes sind während des Monats April c. als gestorben gemeldet: in Augsburg 23.6, München 25.5, Nürnberg 26.9, Würzburg 24.6, Altona 15.8, Berlin 17.4, Breslau 24.3, Frankfurt a. M. 18.6, Hannover 18.3, Kassel 19.0, Köln 20.0, Königsberg 25.2, Magdeburg 18.4, Stettin 20.5, Wiesbaden 20.1, Dresden 21.4, Leipzig 18.1, Stuttgart 21.1, Karlsruhe 17.0, Braunschweig 22.8, Straßburg i. Els. 22.2, Metz 17.7, Amsterdam 18.1, Brüssel 20.8, Budapest 23.6, Christiania 15.4, Edinburg 28.0, Glasgow 22.5, Kopenhagen 18.8, Krakau 31.9, London 17.1, Lyon 18.3, Moskau 34.8, Odessa 20.4, Paris 20.6, St. Petersburg 34.0, Prag 26.5, Rom (März) 18.5, Stockholm 19.7, Triest 23.6, Turin (März) 22.7, Venedig 18.3, Warschau 19.5, Wien 23.7, New-York 20.2 pr. M. (Für die nicht deutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 4. April bis einschließlich 1. Mai d. J. zusammengefaßt und den Berechnungen zu Grunde gelegt worden.)

Der Gesundheitszustand im Monat April war in der überwiegenden Mehrzahl der größeren deutschen sowie der ausländischen Städte günstiger als im März und die Sterblichkeit, namentlich in deutschen Städten geringer als im vorigen Monat. Insbesondere hat die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pr. M.) zugenommen und ist von 15 im März auf 30 im April gestiegen. Einer solch geringen Sterblichkeit erfreuten sich Erlangen, Rummelsburg, Schöneberg, Steglitz, Weißensee (4 Vororte Berlins), Bielefeld, Charlottenburg, Eisleben, Giebichenstein, Gleiwitz, Grünberg, Jastrow, Langendreer, Minden, Mülheim a. R., Neumünster, Nordhausen, Potsdam, Rathenow, Ratibor, Weibert, Wanb, Wilhelmshaven, Döbeln, Meißen, Wurzen, Gmünd, Ludwigsburg, Hagenau, Lübeck. Dagegen glag die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer über 35.0 pr. M.) von 5 im März auf 2 im April herab, und zwar war dies in Bocholt und Colmar i. E. der Fall. Das Sterblichkeitsmaximum, das im März 42.3 betrug, erreichte im April wiederum Bochum mit 38.8 pr. M. — Eine kleine Steigerung zeigt die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15.0 bis 20.0 pr. M.) von 76 auf 86. Aus ihrer Zahl seien hier genannt Aschaffenburg, Bayreuth, Altona, Barmen, Berlin (Lichterfelde, Nixdorf, Vororte Berlins), Beuthen i. O.-S., Celle, Dortmund, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Essen, Flensburg, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Göttingen, Hannover, Hildesheim, Kassel, Kiel, Koblenz, Krefeld, Magdeburg, Osnabrück, Stralsund, Wesel, Bautzen, Leipzig, Zittau, Cannstatt, Eßlingen, Heilbronn, Ulm, Karlsruhe, Mannheim, Offenbach, Darmstadt, Weimar, Bremen, Hamburg, Dessau, Eisenach, Gotha, Metz und von nicht deutschen Städten Amsterdam, Christiania, Kopenhagen, Landau, Lyon, Stockholm, Venedig, Warschau und Rom (März). Auch die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 20.0 bis 23.0 pr. M.) war nur wenig größer als im Monat vorher (63 gegen 60), darunter befanden sich Bamberg, Hof, Kaiserslautern, Ludwigshafen, Neustadt a. d. H., Aachen, Brandenburg, Duisburg, M.-Gladbach, Görlitz, Halle, Köln, Münster, Posen, Spandau, Stettin, Trier, Wiesbaden, Dresden, Plauen, Reichenbach, Werdau, Göppingen, Stuttgart, Freiburg i. Br., Konstanz, Pforzheim, Mainz, Schwerin i. M., Braunschweig, Coburg, Straßburg i. E. und von nicht deutschen Städten Brüssel, Glasgow, Odessa, Paris, New-York, Turin und andere. — Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war im allgemeinen etwas geringer. Von je 10,000 Lebenden starben, aufs Jahr berechnet, in Berlin und Hamburg je 48, in Stuttgart 53, in Dresden 61, in München 102 Säuglinge. Diese Abnahme der Säuglingssterblichkeit beruhte zumeist auf dem im ganzen seltenen Vorkommen von acuten Darmkrankheiten, die nur in wenigen Orten (darunter München, Nürnberg, Bremen, Berlin, Elbing, Köln, Gera, Straßburg, Kopenhagen, Stockholm, Triest, Turin) etwas mehr Opfer als im März forderten. Eine größere Abnahme erfuhr jedoch die Sterblichkeit in den höheren Altersclassen, zumeist wohl infolge der Abnahme von Sterbefällen an acuten Entzündungen der Athmungsorgane, obwohl dieselben bei der überwiegend kalten Witterung während des Monats immer noch in großer Zahl zum Vorschein kamen und außergewöhnlich zahlreiche Todesfälle veranlaßten. Ein größerer Nachlaß der durch sie bedingten Sterbefälle war in Augsburg, München, Altona, Berlin, Bochum, Breslau, Charlottenburg, Danzig, Dortmund, Duisburg, Elberfeld, Köln, Königsberg,

Digitized by Google

Magdeburg, Stettin, Dresden, Hamburg, Leipzig, Amsterdam, Christiania, Budapest, Kopenhagen, Krakau, London, Lyon, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Triest, Venedig, Warschau, Wien, New-York ersichtlich, während in Fürth, Frankfurt a. M., Halle, Stuttgart, Plauen, Petersburg die Zahl der letzteren sich gleich blieb oder wie in Nürnberg, Würzburg, Aachen, Düsseldorf, Essen, Hannover, Wiesbaden, Freiburg i. Br., Mannheim, Braunschweig, Bremen, Straßburg i. E., Brüssel, Edinburg größer als im März war. Auch Erkrankungen und Sterbefälle an Influenza haben abgenommen. Es kamen aus Aschersleben, Celle, Frankfurt a. O., Lüneburg, Mühlhausen i. Th., Stettin, Stralsund und Stockholm je 2 und aus Soest, Quedlinburg, Freiberg i. S. je 3, aus Hannover, Elberfeld, Kreuznach, Altenburg, Amsterdam je 4, aus Bremen 5, aus Braunschweig und Kopenhagen je 6, aus Paris 7, aus Danzig 8, aus Halle 9, aus Hamburg, Moskau und Rom (März) je 11, aus Berlin 20, aus Petersburg 30, aus New-York 50, aus London 133 Todesfälle an Influenza zum Bericht. Sterbefälle an Lungenschwindsucht kamen in wenig geänderter Zahl zur Anzeige.

In Calcutta hat die Cholera anscheinend am Mitte März ihren Höhepunkt erreicht. Es wurden aus der Zeit von 5 Wochen (vom 14. März bis 17. April) daselbst 689 Todesfälle an Cholera festgestellt. Ferner ist in Kamaran ein am 23. April mit einem Dampfer aus Maskat in Persien eingetroffener Pilger am 24. April unter Choleraerscheinungen gestorben. An Gelbfieber wurden in Rio de Janeiro vom 21. Februar bis 13. März 25, in Para (7. Februar bis 6. März) 11 Todesfälle gezählt. Auf Cuba erlagen in Havana vom 19. März bis 22. April 75 Personen dem Gelbfieber, von denen 56 dem Militär angehörten. In Sagua la Grande und Santiago war die Zahl der Sterbefälle an Gelbfieber im März klein; aus Matanzas und Cienfuegos kamen anfangs April nur noch wenige Fälle zur Mittheilung. In Panama starben vom 8. bis 14. April 17 Personen am Gelbfieber. Ueber die Pest in Bombay lauten die Nachrichten andauernd günstiger. Die Seuche nimmt langsam ab, während in der ersten Aprilwoche noch 437, in der zweiten 378 Todesfälle an Pest gezählt wurden, betrug deren Zahl in der letzten Aprilwoche nur noch 195. Auch in Karachee ist die Epidemie ersichtlich im Rückgange. In Makau (dem Hinterlande von Swatau) und in Südformosa wurde der Ausbruch von Pest festgestellt, während sie in Hongkong und Amoy erlosch und in Nordformosa im Erlöschen ist.

Von den anderen Infectionskrankheiten wurden von den meisten derselben (Masern, Scharlach, Diphtherie, Typhus und Keuchhusten) weniger, von Pocken und Genickstarre mehr Todesfälle als im März berichtet. Auch in diesem Monat zeigten Masern noch immer eine große Verbreitung; aus zahlreichen Städten und Bezirken werden Masernepidemien berichtet, so aus München, Nürnberg, Berlin, Budapest, Dublin, Edinburg, Glasgow, Paris, Prag, Petersburg, Wien, den Reg.-Bezirken Düsseldorf, Osnabrück, Posen, Wiesbaden u. a. Doch hat die Epidemie an vielen Orten einen milderen Verlauf angenommen, wie in Zürich, Nürnberg, Berlin, Budapest, Dublin, Glasgow, Moskau, Prag, Triest, Warschau, New-York, während sie in Augsburg, München, Stuttgart, Edinburg, London, Madrid, Paris, Petersburg, Wien, Rom (März) die Zahl der Todesfälle größer geworden ist. Auch das Scharlachfieber forderte in Breslau, Edinburg, London, Moskau, Odessa, Petersburg, Prag, Warschau weniger, in Krefeld mehr Opfer, während in Berlin, Dresden, Krakau, Paris, Stockholm, Triest, Wien, New-York die Zahl der Sterbefälle fast die gleiche wie im Vormonat blieb. Erkrankungen wurden aus London, Paris, Petersburg, Wien und aus dem Reg.-Bezirk Königsberg zahlreich gemeldet. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup blieb in fast allen größeren Orten Deutschlands beschränkt, wie in Nürnberg, Berlin, Breslau, Dortmund, Dresden, Hamburg, Köln, Leipzig, Magdeburg, Stettin, ferner in Amsterdam, Budapest, Glasgow, Lyon, Odessa, Paris, Prag, Triest u. a. In Danzig, Halle, Königsberg, Edinburg, Kopenhagen, Warschau war die Zahl der Sterbefälle etwas größer, in München, London, Moskau, Petersburg, Wien, New-York etwas kleiner als im März. Aus München, Nürnberg, Berlin, Kopenhagen, London, Paris, Petersburg, Wien und aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf kamen noch zahlreiche Erkrankungen zur Mittheilung. — Todesfälle an Unterleibstyphus waren nur in Petersburg häufig, doch seltener als im Monat vorher; in Paris war die Zahl der Todesfälle dagegen etwas größer als im März. An Flecktyphus wurden aus Petersburg 1, aus Warschau 2, aus Moskau 5 Todesfälle, aus Petersburg auch 10 Erkrankungen berichtet. Dem Keuchhusten erlagen in Berlin, Glasgow, London weniger, in Edinburg mehr Kinder als im vorangegangenen Monat. Häufiger als im März wurden Erkrankungen an Genickstarre gemeldet; doch blieben sie meist vereinzelt, wie in Nürnberg, Hamburg, in den Regierungsbezirken Düsseldorf, Osnabrück, Posen, Schleswig. Aus Berlin und Wien kamen je 4 Erkrankungen zur Anzeige. Todesfälle daran wurden aus Kopenhagen, Moskau, Prag je 1, aus Rom (März) 2, aus Wien 3, aus New-York 27 mitgetheilt. Pocken riefen in Lyon 1, in Triest 3, in Moskau 5, in New-York 7, in Petersburg 8, in Bukarest 12, in Odessa 13, in Warschau 14, in Madrid 12, in Calcutta (14. März bis 17. April) 38 Todesfälle hervor. In Bahia (Brasilien) ist in einer Straße in der Nähe des Hafens ein heftiger Ausbruch der Pocken erfolgt. Pockenerkrankungen kamen aus Kopenhagen, Budapest, London und dem Regierungsbezirk Marienwerder in vereinzelten, aus Petersburg in 34, aus Paris in 37 Fällen zur Anzeige. — Von seltener vorkommenden Infectionskrankheiten wurden aus Braunschweig 1 Todesfall, aus Leipzig 2 Erkrankungen an Trichinosis, aus Amsterdam 1 Todesfall an Lepra, aus Petersburg je 1 Todesfall an Milzbrand und Rotz, aus Moskau 3 Todesfälle an Tollwuth mitgetheilt.

Zum 70. Geburtstag von Joseph Bayer. Am 13. Juni erreicht Joseph Bayer sein siebzigstes Lebensjahr. Jugendfrisch wirkt er als Professor der Aesthetik (seit kurzem auch als Ersatzmann Lützows als Professor der Kunstgeschichte) am Wiener Polytechnikum. Jugendfrisch wie nur je zuvor bethätigt er sich auch als Schriftsteller, der jüngst seine große Monographie über Semper-Hasenauers Neuen Burgtheaterbau nach jahrelangen, gewissenhaften und mühseligen Studien und Forschungen zum Abschluß gebracht hat. Geboren am 13. Juni 1827 in Prag, absolvirte er dort auch das Gymnasium und die juridische Facultät. Eng befreundet mit den besten seiner engeren Landsleute, Alfred Meißner, Hanslick, Anton Springer ꝛc., pflegte er als eifriger Autodidakt philosophische und literarhistorische Studien. Hegel und Schnaase, Schelling, Vischer und der von ihm besonders hochgehaltene Aug. Wilhelm Schlegel wurden seine Führer, die Classiker seine Lebensfreunde. Als Patriot kerndeutsch und gut österreichisch zugleich, gewann er mit seinen publicistischen Erstlingen in den „Grenzboten" den Antheil von Gustav Freytag und Julian Schmidt, die ihm bis an ihr Lebensende treugesinnt blieben. Aus einer Reihe von Vorlesungen erwuchsen seine ersten Bücher, die er in einem Prager Verlag mehr versteckt als veröffentlichte: die feine Charakteristik unserer literarischen Entwicklung „Von Gottsched bis Schiller", eine „Aesthetik in Umrissen" und die wohldurchdachte Abhandlung „Goethe's Verhältniß zu religiösen Fragen". Anfangs der siebziger Jahre wurde er auf Anregung des Sectionschefs Zelinek als Extraordinarius der Aesthetik an die Wiener Technik berufen. Zugleich übernahm er das Burg- und Stadttheaterreferat in der „Presse". Diese publicistische Wirksamkeit währte vom October 1871 bis zum Jahre 1882, in dem der charaktervolle Mann der politischen Haltung des Blattes halber mit anderen Collegen aus dem Verband dieser Redaction schied. Was Joseph Bayer als Kritiker der „Presse" geleistet, wird aller Welt offenbar werden, wenn es endlich zu einer (lang und allzulang verzögerten) Sammlung seiner Theaterreferate kommt. Neben dem Weltmann Uhl, dem Epigrammatiker Speidel und dem Jünger Schreyvogels, Rudolf Baldel, behauptet sich Bayer ebenbürtig als selbständiger Kopf, der, wie selten einer, die edelste deutsche Bildung in sich aufgenommen. Der Umfang seines Wissens, eines ehrlich und gründlich erarbeiteten, nicht flüchtig zusammengerafften Wissens ist erstaunlich. Noch erstaunlicher bleibt die Anmuth, mit der er seine Gelehrsamkeit den Anforderungen einer augenblicklichen Selbstlektüre dienstbar zu machen weiß. Niemals verliegend, verstand er es doch allezeit, aufgedunsene Mittelmäßigkeiten elegant abzuführen. Ueberlegener Humor half ihm in heiklen Fällen über den Widerwillen hinweg. Steifleinen und Stümpern die Meinung rundweg herunterzusagen. Herzlich und wahrhaftig, geschmackvoll und tapfer, war er ein Liebling der Leser vom ersten Tage seiner journalistischen Wirksamkeit. Ueber Shakespeare und Grillparzer, Schiller und Hebbel, Lessing und — Schönthan, Bauernfeld und Raimund, Weilen und Calderon, Wilbrandt und Laube, Anzengruber und Anzengruber, Große und Kleine, Halbe und Ganze, äußerte er sich mit demselben Freimuth, mit derselben Zuverlässigkeit. Selten nur griff er über den Stoffkreis der literarischen und Kunstkritik hinaus. Geschah dies einmal ausnahmsweise, dann überraschte er seine Freunde durch runde Meisterstücke der Kleinkunst: so z. B. in der gemüthvollen Betrachtung „über Schreibtische", in den biographischen Blättern über A. W. Ambros, Bernhard Grueber, Eduard Schelle

und in den Reiseſtudien aus Ravenna, Parma, Venedig ꝛc. (eine Auswahl der letzteren hat Bayer in dem Bande „Aus Italien“ wiederholt). „Die bildende Kunſt der Gegenwart“ auf der Wiener Weltausſtellung 1873 hat er (im officiellen Bericht) behandelt oder vielmehr vergraben, wie ſo viele andere ſeiner tüchtigſten an wenig beachteten Orten erſchienenen Arbeiten, die — nicht nur im Vergleich mit den Schreileiſtungen der Allerneu'ſten — durch Gediegenheit und Bedeutung obenan ſtehen in der Proſa Deutſchöſterreichs. Mit Recht werden deßhalb Gelehrte und Jouenaliſten, Künſtler und Forſcher wetteifern, den ſtillen, weltabgeſchiedenen Joaggeſellen zum 70. Geburtstag zu beglückwünſchen. Die beſte und ſchönſte Feſtgabe erwarten wir indeſſen aan Joſeph Bayer ſelbſt: eine Sammlung ſeiner Eſſays, einen aufrichtigen Beeicht über ſeine Schickſale, in dem er die Summe ſeiner Exiſtenz zieht.

Wien. A. Bettelheim.

* Anthropologiſche Forſchungen in Mexico. Vor kurzem iſt der norwegiſche Forſchangsreiſende Karl Lamholtz, der drei Jahre hindurch unter den wilden Indianerſtämmen im ſüdweſtlichen Mexico weilte, wo er im Auftrage des American Museum for Natural History in New-York Foeſchungen unternahm, nach New-York zurückgekehrt, um nan die Gegebniſſe in einem umfangreichen Werke niederzulegen. Bei dem außerordentlichen Mißtrauen der Indianer war er, wie die „K. Ztg.“ erzählt, oft nicht geringen Gefahren ausgeſetzt, doch wußte er ſich ihr Vertrauen zu erwerben, indem er Liedee in der Sprache der Eingeborenen ſang. Er pries darin die alten Götter der Indianer und die Zeit, in der ſie auf Erden wandelten, damit beſänftigte er die Indianer und dieſe glaubten ſchließlich, Lumholtz ſei ein Freund der Götter. Mit dem Koeaſtamme ſtand Lumholtz auf ſo freundſchaftlichem Fuße, daß der Stamm ihm zu Ehren ein Feſt veranſtaltete, dos die ganze Nacht hindurch währte und wobei die wunderlichſten Tänze aufgeführt wurden. Lumholtz bemühte ſich beſonders, Schädel zu ſammeln; ſobald er aber dieſen Waaſch den Indianern gegenüber äußerte, drohten ſie ihn zu tödten, denn die Schädel ſind ihnen heilig. Aber eines Tages erzählte der Medicinmann, er habe geträumt, der Weiße komme aus weiter Ferne und ſtehe unter dem Schutze der Göttee, ſo daß man ihm nichts verweigern dürfe. Lumholtz durfte daeauf Schädel ſammeln und er brachte ſogae die Indianer dazu, ihm die Höhlen zu zeigen, wo dieſe verwahrt werden. Unglücklicherweiſe hatte der Mediciamann nach acht Tagen einen neuen Traum, der die Zurückaahme der Erlaubniß gebot, und Lumholtz mußte nun auf eigene Hand nach weiteren Schädela ſuchen. Die Sammlung voa Schädeln, die er mitgebracht hat, bezeichnet er als äußerſt werthvoll.

* Der Foeſchungsreiſende Peofeſſor W. Jaeſt, der ſich wäheend der Moaate Februae und März auf Neuſeelaad aufgehalten hat, reiſte am 5. Mai von Sydney nach Port Moresby in Britiſch-Neaguinea, um dou dort aus eine Forſchungsreiſe nach den Salomansinſeln zu unternehmea.

* Berlin. Bei dee Univerſität Berlia ſind im laufeadea Sommerhalbjahre nach dem ſoeben ausgegebeaeu Perſoaalverzeichniſſe insgeſammt 4705 Studirende ordnungsmäßig eingeſchriebea, 56 mehr als im Sommee vorigea Jahres. Dazu kommen noch 280 Studiende dee Kaiſer Wilhelms-Akademie für das militäeärztliche Bildungsweſen, die als Militärperſonen aicht immatriculirt weidea, den Civilſtudirenden der Medicin aber ouchaus gleichſtehea. Ihre Zahl iſt um zwölf im Vergleiche zum Sommer 1896 geſtiegen. In Rechnang zu ſtellea ſiad noch für die Geſammtzahl dee Studirenden die Frauen, die grundſätzlich nur als Gaſthörerinnea zugelaſſea werdea, gleichviel ob ſie das Reifezeugniß erworben haben oder nicht. Die Zahl der Studirenden weiblichea Geſchlechts beträgt la dieſem Halbjahr 114, gegea 35 im vorigen Sommer. Der Zudrang der Frauen zue Berliner Univerſität nimmt alſo, trotzdem ihnea die vollen Rechte dee Stadirenden noch nicht zugeſtanden werden, raſch zu. Von den 4705 Studirenden ſiad 364 Theologea (gegen 376 im vorigen Sammee), 1358 Juriſten (gegen 1396), 1122 Medicinee (gegea 1118); die übrigea 1861 (gegen 1759 im vorigen Sommer) gehören der philoſophiſchen Facultät aa. Heradgegangen iſt die Zahl der Juriſten und der Theologen, uad zwae diejenige der Juriſtea relativ erheblich. Geſtiegen iſt etwas die Zahl dee Medicaer und beträchtlich diejenige dee Höree dee philoſophiſchen Facultät. Die 1861 Angehörigen dee philoſophiſchen Facultät vertheilen ſich auf die veeſchiedenen Wiſſenszweige, die in der philoſophiſchen Facultät vereinigt ſind, wie folgt: Philoſophie, Philologie und Geſchichte 825 (gegen 846 im voetgen Sommer), Mathematik und Naturwiſſenſchaften 650 (gegen 589), Cameralien uad Landwirthſchaft 108 (gegen 88), Pharmacie und Zahnheilkunde 278 (gegen 236). Ihrer Heimath nach ſind von den 4705 eingeſchriebenen Studirenden 3998 Reichsdeutſche. Darunter ſind 3441 Preußen, 65 Bayera, 59 Württembergee, 52 Hamburger, 47 aus dem Königreich Sachſea, 46 Badenier, je 34 Mecklenburg-Schweriner und Elſaß-Lothringer, 32 Heſſen, 29 Braunſchweiger, 25 Bremenſer und je 22 aos Anhalt und dem Großherzogthum Sachſea. Aus der Schweiz ſtammen 47 Berliaer Studirende, aus Oeſterreich-Ungarn 107. Die anderea europäiſchen Staatea ſind mit folgenden Zahlen betheiligt: Rußlaad 211, Großbritannien und Irland und Italien je 21, Frankreich 18, Schwedea und Norwegen 17, Bulgarien 13, Rumänien 9, Griechenland aad Luxemburg je 7, Türlei 6, Belgien und Serbien je 5, Niederlande 4, Dänemark und Spaniea je 2. Aus fremden Erdtheilen ſind 205 Stadieeade, davon aus Amerika 174, aus Aſien 29 und aus Afrika 2.

* Königsberg i. Pr. Die Albertus-Univerſität zählt im laufenden Semeſter 116 Doceaten, 695 Immatriculirte und 31 zugelaſſene Höeee. Unter den letzteren befinden ſich — zum eeſtenmale — 11 Damen. Die Zahl der deutſch-ruſſiſchen Studenten beträgt 41.

* In Wien erſchoß ſich, der „Voſſ. Ztg.“ zufolge, der Profeſſoe der Phyſiologie Willeus wegen eines unheilbaeen Leidens.

* Leoben. Hiee ſtaeb, 88 Jahre alt, Hofrath Peeee v. Tunner, ein auf dem Gebiet des Berg- aad Hüttenweſens in weiten Kreiſen bekaanter Gelehrter, der Begründer der auf wiſſenſchaftlicher Baſis aafgebaatea Hüttenbauluade in Steiermark.

* Brüſſel. Hiet ſtarb am 5. d. M., erſt 42 Jahre alt, der Peofeſſor der Anatomie an der Brüſſeler Univerſität Dr. Alfred Stocquaet, der Leiter der anatomiſchen Arbeitea. Er hatte ſich voe einiger Zeit bei der Zergliederung einee Leiche eine Blutvergiftung zugezogen, ſchien davoa geheilt, iſt ihe aber doch ſchließlich erlegen. Sein Hauptſtudium war den Unregelmäßigkeiten und Veränderungea gewiomet, die ſich in den Geſäßen, Muskeln und Nerven des menſchlichen Körpers zeigen. Die Ergebniſſe ſeiaer Arbeitea hat er in zahlreichen Abhandlungen in den „Bulletins de la Société d'Anatomie pathologique“ veröffentlicht.

* Upſala. Fräulein Elſa Eſchelſion, kürzlich von der hieſigen Univerſität zum Doctor juris promovirt, iſt von der juriſtiſchea Facultät derſelbea Univerſität zum Doceaten für Civilrecht ernoant worden, womit Schweden ſeinen eeſten weiblichen Univerſitätslehrer erhielt.

* In Pretoria iſt am 6. Mai dee aus Deutſchland gebürtige Sprachgelehrte Dr. Wilhelm Kuful, Profeſſor für fremde Sprachen am doetigen Staatsgymnaſium, geſtorben.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. ſind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Waiſenlaabe, Künſtler und Mathematiker. Leipzig, Conſtantin Wild 1897. — Haana Schubert: Geiſter u. Stimmen dee Zeee, Zeit- und Zukunftsroman. Ebd. 1896. — Caligula Oulttе: Das Vermächtniß des Tacitus. Ebd. 1896. — Paul Helaze und Aana Heinze: Aus Dur und Moll, Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1897. — Jaheesbeelchte der kgl. ſächſiſchea Gewerbeinſpectoreu für 1896, nebſt Berichten der k. ſ. Beeginſpectoren, die Verwendung jugendlichee und weiblichee Arbeiter beim Bergbau beteeffend, zuſammengeſtellt im Miaiſterium des Inneen. Dresden, F. Lommatzſch 1897. — *M. Samuel Denis:* Histoire contemporaine: la chute de l'empire, le gouvernement de la défense nationale, l'assemblée nationale. T. I. Paris, E. Plon, Nourrit et Co. 1897. — Johaaaes Mathefius: Ausgewählte Werke. II. Bd. Hochzeitspredigten, hggb. a. Dr. Georg Loeſche. Joſeph Meßaer: Ausgewählte Werke, hggb. v. Paul Meßner. (Bibliothek deutſcher Schriftſteller aus Böhmen. Bd. 6 u. 7.) Prag u. Wien, F. Tempſky; Leipzig, G. Freytag 1897. — Illuſtrirter Führee durch Teieſt aad Umgebungea. Mit Abbildungen und Karten. 4. Aufl. (Hartlebens Illuſtrirter Führer Nr. 10.) Wiea ꝛc., A. Hartleben 1897. — Gaſtav af Geijerſtam: Meine Jungen, Sommerbuch für Groß und Klea; aus dem Schwediſchen aon Feaacis Maro. München ꝛc., Albert Langen 1897. — Maurice Maeterlinck: Der Eindringling; aus dem Franzöſiſchen von Leopold v. Schlözer. Ebd. — Friz Mauthner: Die böhmiſche Handſchrift, Roman. Ebd. 1897. — Victor Silbeeer: Handbuch des Ruderſpoet. Mit Holzſchnitten. 3. Aaſl. Wien ꝛc., A. Hartleben 1897. — M. A. Nobbe: Der evangeliſch-ſociale Congreß und ſeine Gegner. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 11. Juni. Nummer 130.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber l. V.: Alfred Frhr. v. Meusl in München.

Uebersicht.

Nikolaus I. von Rußland. I. Von Arthur Kleinschmidt. — Zur bayerischen Generalsynode. Von Julius Schiller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Nikolaus I. von Rußland.

Von Arthur Kleinschmidt.

I.

Großfürst Nikolaus Pawlowitsch wurde am 6. Juli (25. Juni) 1796 als dritter Sohn des Großfürstenthronfolgers und nachmaligen Kaisers Paul Petrowitsch und der Maria Fedorowna von Württemberg im Schlosse von Zarskoje Sselo geboren; schon mit fünf Jahren verlor er den kaiserlichen Vater durch Meuchelmord, und seitdem vereinigte er seine ganze Liebe auf die treue Mutter; die innigste Gesinnung verband ihn mit seinen Geschwistern. In Alexander I. verehrte er den Kaiser und Herrn, sein leuchtendes Vorbild, im „Großfürsten-Cäsarewitsch" Konstantin sah er den Thronerben, und sein jüngster Bruder und Mitschuler, Großfürst Michael, war ihm ein lieber Freund. Neben der Mutter gewann auf seine Schulung die Erzieherin mächtigen Einfluß; Gräfin Charlotte Lieven war eine geistvolle, unbeugsam consequente Frau, nach Guizots Wort von etwas rauhem Freimuth; ihre großfürstlichen Schüler hingen an ihr mit unbegrenzter Verehrung, zumal Nikolaus, der „die Großmama", wie er sie gern nannte, mit ihrer Descendenz bei seiner Krönung in den Fürstenstand und zur Durchlaucht erhob. Um so weniger Autorität genoß bei Nikolaus und Michael ihr Gouverneur, der General Graf Lambsdorff, wie die Lieven Balte. Die Schul- und die literarische Bildung Nikolaus' war sehr gering, doch füllte gesunder Verstand manche Lücke aus; von Storch erhielt er Unterricht in politischer Oekonomie, von Adelung in etwas Latein und Griechisch, Duputget, der ihm einen gründlichen Haß gegen die französische Revolution einflößte und somit von Bedeutung für ihn werden sollte, lehrte ihn Französisch und Geschichte. Nikolaus sprach mit Leichtigkeit Französisch, mit vielen Freunden, z. B. mit Diebitsch, führte er die Correspondenz in dieser Sprache, besonders bevorzugte er dieselbe bei diplomatischem Verkehr; im Russischen schrieb er stilistisch musterhaft, aber die Orthographie war originell, einen Buchstaben ignorirte er prinzipiell; im Deutschen drückte er sich leicht aus. An der Geschichte fand er viel Geschmack; weniger lebhaft waren seine künstlerischen Interessen. Er protegirte zwar Malerei, Sculptur und Baukunst, vergrößerte die Eremitage, zeigte Geschmack im Winterpalais wie im Palaste zu Moskau, von Musik gefiel ihm aber am besten die Trommel, die er eigenhändig vortrefflich schlug. Mit Leib und Seele war der in allen ritterlichen Künsten erfahrene Mann Soldat, alles Militärische fesselte ihn; am liebsten betrieb er Kriegswissenschaft, Befestigungskunde u. s. w.

Kaiser Alexander hielt den Bruder eifersüchtig fern von jeder Betheiligung an Politik und Staatsgeschäften, Lambsdorff befolgte seine strengen Befehle, bestärkte des Großfürsten Bewunderung für Alexander und ließ ihn ohne Kenntniß der Ereignisse; ja als Nikolaus, ein begeisterter Patriot, 1812 im Vollbewußtsein seiner Standespflicht verlangte, gegen Napoleon mitkämpfen zu dürfen, wurde er abgewiesen. Ohne Geschmack am Treiben des Hofes, abhold rauschenden Vergnügen, lebte er ernst, gemessen und verschlossen dahin. Als Alexander ihn 1813 ins Hauptquartier berief, kam er voll Freude, doch hielt man ihn wieder von jeder Action zurück. Er zog mit in Paris ein, wo alle Augen den bildschönen Jüngling suchten, ging bis Herbst 1814 auf Reisen und wurde durch den Ablauf der hundert Tage wieder verhindert, als Stabsofficier bei dem Heere des Fürsten Barclay de Tolly Napoleon bekämpfen zu dürfen; er stieß zu Alexander, dessen heilige Allianz so ganz nach seinem Sinne war. Auf kaiserlichen Befehl bereiste er Rußland, dann Deutschland, Frankreich, England und die Niederlande, wobei er Kanzler der finnländischen Universität Abo und Dr. juris in Oxford wurde.

Die Liebe trat in ihre Rechte, Nikolaus lernte in Berlin Charlotte kennen, die schöne Tochter König Friedrich Wilhelms III.; Charlotte nahm nach der Verlobung bei dem Uebertritte zu seiner Religion den Namen Alexandra Fedorowna an, am 13./1. Juli 1817 fand in St. Petersburg die Trauung statt, er zählte 21, sie 19 Jahre, und bei dieser Gelegenheit wurde Nikolaus Bataillonschef der Garde-Sappeurs und Generalinspector des Geniecorps. Das reizendste Familienleben begann nun im Anitschkow-Palais, das einst der geniale Rastrelli für Elisabeths Günstling Razumowski gebaut hatte, eine Schaar Kinder entsproß dem Bunde, an den vorerst die Politik nicht rührte, denn Nikolaus bekam keinerlei Einblick und sein Tagwerk blieb der Garnisonsdienst; nur während Alexander auf dem Congresse zu Aachen weilte, überwachte der Bruder die Staatsgeschäfte. Seit August 1818 Commandant der 2. Brigade der 1. Garde-Infanteriedivision, versah er den Dienst mit peinlicher Sorgfalt, in der Strategie bildete ihn General Jomini aus, der für ein Orakel galt, und die Soldaten fürchteten zwar den Großfürsten, erkannten jedoch auch seine Gerechtigkeit an. Zu Louis Schneider hat er selbst einmal gesagt, als er Kaiser war: „Ich betrachte das ganze menschliche Leben nur wie einen Dienst, denn jeder dient, viele freilich nur ihren Leidenschaften, und denen darf eben der Soldat nicht dienen, kaum seinen Neigungen.... Hier ist Ordnung, strenge, rücksichtslose Gesetzlichkeit, kein Besserwissen und Widersprechen, hier paßt alles und fügt sich alles an einander und in einander. Hier befiehlt niemand eher, bis er gehorchen gelernt hat.... Hier allein sind keine Phrasen, ist also auch keine Lüge, die sonst überall ist. Hir hilft auch kein Verstellen und Täuschen, denn jeder muß endlich der Gefahr und dem Tode gegenüber zeigen, was an ihm ist. Darum ist mir so wohl unter diesen Männern und darum werde ich auch immer den Soldatenstand in Ehren halten. In ihm ist alles Dienst, und auch der höchste Befehlshaber dient."

Nach Alexanders einstigem Tode mußte die Krone an den Cäsarewitsch Konstantin fallen, doch erklärte derselbe dem Kaiser, er würde sie nie annehmen, sondern wünsche seinem Herzen zu folgen und sich mit einer Polin und Katholikin zu verheirathen; im August 1819 sprach Alexander zum erstenmale mit Nikolaus davon, daß er dann Aussichten auf den Thron habe, wie dies die kürzlich in der Rußkaja Starina erschienenen, bis 1820 reichenden Memoiren von Nikolaus' Gemahlin bestätigten. Außerhalb Rußlands mag man etwas gewittert haben, denn Nikolaus wurde auf seiner Reise zum Troppauer Congresse in Wien als künftiger Vorkämpfer der heiligen Allianz gefeiert. Er aber wußte nicht, daß Alexander und die Kaiserin-Mutter Maria Fedorowna Konstantins Absicht der Thronentsagung billigten, er wußte nichts von Konstantins feierlicher Entsagung, die Alexander am 14. Februar 1822 bestätigt hatte, nichts von dem vom Metropoliten Philaret verfaßten kaiserlichen Manifeste vom 28. August 1823, das ihn zum Thronfolger anstatt Konstantins bestimmte und das gleich ersterem Documente nicht im Reichsrathe aufbewahrt, sondern, der mystischen Richtung des Kaisers entsprechend, unter der Altardecke der Uspenskikathedrale in Moskau deponirt wurde[1]) und Staatsgeheimniß bleiben sollte. Der Kaiser, der Nikolaus am 15. März 1825 zum Chef der 2. Garde-Infanteriedivision ernannte, machte ihm zwar manchmal Andeutungen über seine Thronfolge, äußerte sich aber nie definitiv. Als er nach Taganrog abreiste, übertrug er Nikolaus einen gewissen Antheil an den laufenden Geschäften in der Residenz; er starb in Taganrog am 1. December 1825.

Am 7. December langte die Trauerkunde in Warschau an, wo Konstantin und Michael verweilten; Konstantin erklärte alsbald den Würdenträgern, er habe zu Nikolaus' Gunsten abgedankt, ließ diesem Treue schwören, schwur selbst auf Kreuz und Evangelium und sandte Michael mit Briefen an die Kaiserin-Mutter und an „den Kaiser Nikolaus" ab. Nochmals verzichtete er zu seinen Gunsten und schwur ihm den Eid der Treue. In St. Petersburg traf erst am 9. December die Trauerbotschaft ein, worauf Nikolaus sofort die Würdenträger, den Rath, den Senat und die Garden dem Kaiser Konstantin I. huldigen ließ und ihm selbst in der kleinen Palastkirche huldigte; zwar stellte ihm seine Mutter vor, er sei ja zur Thronfolge bestimmt worden, trotzdem weigerte er sich, die Krone anzunehmen und sandte seine Huldigung nach Warschau ein; gleich ihm huldigten die anderen Truppen und alle Civilbeamten Konstantin. So hatte Rußland zwei Kaiser. Der Senat erließ in alle Provinzen einen Ukas zur Vornahme der Huldigung für Konstantin, alle Regierungsacte ergingen in Konstantins Namen, Nikolaus führte nur einstweilen die Geschäfte. Konstantin aber blieb standhaft; er ging nicht nach St. Petersburg, sondern schrieb wiederholt an Nikolaus, er beharre bei dem Verzicht auf den Thron. Da ließ nun Nikolaus durch Speranski das Manifest seiner Thronbesteigung entwerfen, datirte es vom 24. December, unterzeichnete es Tags darauf und bezog das Winterpalais.

In Alexanders letzten Zeiten hatte sich in aller Stille eine Verschwörung zusammengezogen, sie brach jetzt los und heißt darum der Decemberaufstand. „Die Delabristen" stellten es so hin, als verdränge Nikolaus gewaltsam den älteren Bruder; der Ruf nach „Constitution" ward laut und viele hielten sie für Konstantins polnische Frau. Vom Nordbunde der Verschwörer bearbeitet, erhoben sich am 26. December einige Regimenter gegen Nikolaus, Pöbel lief ihnen zu und alles hing von Nikolaus' persönlicher Haltung ab. Wie er Leopold v. Gerlach sagte, wußte er seit vier Tagen, daß etwas gegen sein und seiner Familie Leben im Werke war, und hatte keinen Vertrauten außer seiner Gemahlin. Das erste Bataillon des berühmten Preobraschenski'schen Leibgarderegiments unter Adlerberg schloß sich ihm sofort an, rasch folgten andere Truppen, als er zu Pferd vor dem Winterpalais hielt. Als einer der fünf Unterofficiere sich weigerte, auf die Rebellen in der Galernajastraße den ersten Kanonenschuß abzugeben, that dies, vom Großfürsten Michael beordert, ein Officier, nicht Michael selbst, wie man oft liest. Bald waren die Straßen ein Blutbad, der Kaiser war mit knapper Noth Mörderhänden entgangen, während der Generalgouverneur Graf Miloradowitsch ihnen zum Opfer fiel. Nikolaus blieb Sieger, vergaß aber niemals diesen Anfang seiner Regierung; an jedem Jahrestage desselben trug er beim Gebete in der kleinen Kirche des Winterpalais den Degen des für ihn gefallenen Miloradowitsch, dem er durch Prinz Eugen von Württemberg auf das Sterbebett ein Billet gesandt hatte: „Könnte ich meinem Herzen folgen, so wäre ich schon bei Dir; meine Pflicht hält mich aber hier. Mir ist der heutige Tag schwer, aber ich hatte einen mit nichts zu vergleichenden Trost, denn ich sah auf Dich, auf alle, auf sämmtliche Freunde des Volks; so gebe mir der allgütige Gott Kräfte, ihnen dafür zu lohnen, mein ganzes Leben wird dem geweiht sein. Dein aufrichtiger Freund Nikolaus". Das thatkräftige Eingreifen Alexei F. Orlows, des Commandeurs der Leibgarde zu Pferd, der fünfmal das Carré der Rebellen angriff, erwarb ihm auf ewig Nikolaus' Huld; ebenso treu blieb Nikolaus' Gedächtniß an die Tapferkeit von Eduard Wladimir F. Adlerberg, mit dem er seit seiner Jugend unzertrennlich verbunden war; „sein Eduard", wie er ihn stets nannte, blieb ihm unentbehrlich und noch im Testamente sagte er, er liebe ihn wie einen Bruder. Wer an jenem Decembertage ihm rasch Hülfe geleistet, stand in seinem Herzen eingegraben; wer ausgeblieben war oder gar die Hand gegen ihn erhoben hatte, war verloren auf Zeit seines Lebens. „Ich werde nie mit dem Verbrechen pactiren; und wenn ich darüber zu Grunde gehen sollte, so ist mein Bruder Konstantin da, mein Bruder Michael, mein Sohn Alexander, und endlich setzen wir es durch". Fünf Anführer der Verschwörung wurden gehängt, 85 Schuldige zu lebenslänglicher Zwangsarbeit nach Sibirien geschickt oder auf immer dahin verbannt. Da sich während der langen Untersuchung viele Mißbräuche in der Administration ergaben, so wurden zahlreiche untreue Beamte abgesetzt, die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben unterlagen schärferer Controle, wobei das Hauptverdienst dem „Colbert Rußlands", dem mit den Staatsgeldern sehr sparsamen Grafen Cancrin, gebührte. Am 3. September 1826 fand in Anwesenheit Konstantins die Krönung des Kaiserpaares in Moskau statt und auf Konstantins Drängen ließ sich dasselbe am 24. Mai 1829 auch in Warschau für Polen krönen. Welche Persönlichkeit war doch dieser Kaiser und König! „Wer den Kaiser Nikolaus gesehen", sagt Schneider, „wird mir Recht geben, wenn ich ihn den schönsten Mann nenne. Seine ungewöhnliche Größe, das Ebenmaß seiner Glieder, die edle Haltung, der imponirende Blick, die Gewohnheit des Befehlens, das alles vereinigte sich bei ihm zu einem Bilde der vollendetsten Männerschönheit", und Vitzthum v. Eckstädt schildert ihn 1852: „Trotz der 56 Jahre, die er zählte, waren die classischen griechischen Züge und die Hünengestalt Nikolaus' I. noch jugendlich kräftig. Phidias hätte einen Zeus oder einen Kriegsgott nach diesem Modell meißeln können.... Das Hinterhaupt, wo die Phrenologen die Willenskraft suchen, schien außergewöhnlich stark und der kleine Kopf auf einem des farnesischen Herkules würdigen Nacken zu ruhen". Der Gott des Salons, war Nikolaus vor seinen Truppen am wirkungsvollsten.

1) Nach Philarets eigener Erzählung.

Digitized by Google

Autokrat vom Scheitel bis zur Sohle, betrachtete Nikolaus als sein Ziel, im Innern seines Riesenreiches der unbedingte Alleinherr zu sein und jede Opposition, sei es auch auf Kosten des Fortschritts, auszurotten; zu diesem Behuf brauchte er eine blind ergebene Bureaukratie, und gewissermaßen stellte er die Civilverwaltung unter Aufsicht seiner Generaladjutanten. Ein Polizei- und Spionirnetz umspannte das ganze Reich, rigorose Censur wurde zum Schaden der Intelligenz geübt, zumal Nikolaus alles Liberale als bedenkliche Spielart des Revolutionären ansah, und zum Nachtheil der Industrie verfolgte seine Regierung die Irrbahn der Prohibitivpolitik. Nikolaus vermied nach Vermögen die Berührung Rußlands mit dem Westen, erschwerte das Reisen ins Ausland, und wenn er auch die ersten Eisenbahnlinien St. Petersburg-Zarskoje Sselo und St. Petersburg-Moskau persönlich eröffnete, so betrachtete er doch wie Cancrin die Eisenbahnen als Vermittler revolutionärer Anschauungen. Die moderne Bildung erschien ihm ein überflüssiger Luxus, zumal seit 1848 zwängte er Universitätsleben und Presse in Schnürstiefel und kein annähernd liberales Blatt durfte die Grenze passiren. Hingegen pflegte er die nationale Schulung der Russen, begünstigte die Entfaltung der heimischen Literatur, besonders der Poesie und der Geschichte, und wendete dem Nationaltheater rege Fürsorge zu. Trotz seiner Ausschweifungen fand Puschkin am Kaiser einen aufrichtigen Bewunderer und Gönner, einen Vertheidiger gegen Geheimpolizei und Censur; von Puschkins Genie entzückt, erklärte Nikolaus sich zu seinem alleinigen Censor,[1]) und zum großen Aerger Benckendorffs, des Chefs der dritten Abtheilung, adressirte nun Puschkin alles, was er drucken ließ, direct an den Kaiser. Der Minister der Volksaufklärung, Graf Uwarow, veranlaßte zwar die Gründung der Universität Kiew, schnitt aber dem Unterrichtswesen jede freie Bewegung ab, ertödtete die Lust am Lehren und am Lernen und zeigte seine ganze Gehässigkeit in Puschkins Verfolgung. Puschkin hatte 1835 eine Satire, „Zur Genesung des Lucullus", gegen ihn geschrieben und sie dem Fürsten Jussupow gewidmet, auf dessen Tod Uwarow gehofft hatte; seitdem wuchs Uwarows Haß und er scheint den anonymen Briefen, die Puschkin empfing und die zum Duell mit George d'Anthès de Heeckeren und zu Puschkins Tod führten, nicht fern gestanden zu sein. Noch schlimmer als unter Uwarow wurde es mit den Universitäten unter seinen Nachfolgern, Fürst Schirinsky-Schichmatow und Norow, sie erstarrten nun zu Eis. An der Spitze der gefürchteten dritten Abtheilung der kaiserlichen Privatkanzlei stand der zwar bornirte, aber pflichteifrige und höchst ehrenhafte Graf Benckendorff; er hielt die Fäden der Geheimpolizei in seiner Hand, wich nicht von Nikolaus' Seite und wurde ihm so unentbehrlich, daß Nikolaus einmal äußerte: „Ich bin wohl für Rußland zu ersetzen, nicht aber Benckendorff"; ihm folgte 1844 Graf Orlow, der nie so gefürchtet ward wie er, ein glatter Höfling und Mann der Vergangenheit.

Nikolaus dachte an die Verbesserung des Looses, welches die Gutsbauern hatten, Speranski arbeitete auch darauf hin und in Zusammenhang damit stand die Schöpfung eines Ministeriums der Reichsdomänen unter Kisselew, der eine allgemeine Prüfung der Lage der Bauern verfügte und dieselben gern von der Leibeigenschaft befreit hätte; die Adeligen in und um St. Petersburg aber waren außer sich über die Möglichkeit einer Einschränkung ihrer Herrenrechte, warfen ihrem Kaiser vor, er verfolge den ersten Stand seines Reichs, sei ein halber Deutscher und antinational, und unter dem Eindruck des Jahres 1848 sah er sich veranlaßt, vor einer Deputation dieser reactionären Adeligen seine Entwürfe zu verleugnen und sich als „Gutsbesitzer in St. Petersburg" in ihre Reihen zu stellen. Einen Gesetzgeber ersten Rangs besaß Nikolaus in dem Popensohn Speranski, wohl dem größten Russen des Jahrhunderts, der dem Gedanken lebte: „Das Gesetz ist für alle und für jeden ein Pfeiler"; Speranski veranstaltete in Nikolaus' Auftrag eine vollständige Sammlung der russischen Gesetze. Als ihm Speranski den „Swod sakonow" überbrachte, der mit Neujahr 1835 in Kraft trat, nahm Nikolaus den Stern des St. Andreasordens von der Brust und heftete ihn „dem Tribonian Rußlands" an; 1840 folgte der militärische Swod, mächtig hob sich die Rechtskenntniß, junge Russen studirten zumal bei Savigny in Berlin, und auch Speranski's Erbe, Graf Bludow, ein für die Bauernbefreiung eifrigst thätiger Staatsmann, blieb in seinen Fußstapfen. Fremden Einfluß suchte Nikolaus auszuschließen, während er bemüht war, seinen Einfluß im Ausland zu erhöhen, was ihm in Preußen, Oesterreich u. s. w. vorzüglich gelang. Er russificirte, die griechische Kirche bekehrte systematisch auf dem Boden anderer Confessionen, fünfthalb Millionen unirter Griechen traten in ihren Schooß zurück, hingegen mißlang trotz aller Gewaltthätigkeiten der Versuch einer Bekehrung der Raskolniks und Starowerzen. Seit dem Besuch Nikolaus' bei Papst Gregor XVI. erwarteten die Katholiken viel von ihm, doch blieb das von Bludow vermittelte Concordat vom August 1847 hinter ihren Hoffnungen weit zurück. In Westeuropa wuchs immer mehr die Furcht vor der Person des Zaren und vor dem Umsichgreifen Rußlands; man zitterte vor dem Gespenst einer Entwicklung des Panslavismus, vor der Erdrückung durch den slavischen Koloß; man sah mit Unruhe auf die Vervollkommnung des Heerwesens und auf die Vermehrung der Militärmacht. Nur in seinem Hause russificirte Nikolaus nicht, und die bornirten Nationalen nannten ihn grollend nur „Karl Iwanowitsch"; nie waren Balten und andere Deutsche so stark am Hofe und im Heere vertreten, so viele in der Garde, wie unter Nikolaus, in der Cavallerie waren fast durchgängig die Stellen vom Regimentscommandeur an in deutschen Händen; die treuesten Kammerdiener des Zaren, Müller und Grimm, waren Deutsche; deutsche Sitte und vielfach auch deutsche Sprache beherrschten den Hof.

[1]) Am 12. Oct. 1826 schrieb Benckendorff an Puschkin: „Seine Majestät bleibt vollkommen überzeugt, daß Sie Ihre ausgezeichneten Talente verwenden, um der Nachwelt den Ruhm unsres Vaterlandes zu übermitteln, indem Sie ihr zugleich Ihre Unsterblichkeit übermachen. . . . Niemand wird Ihre Werke prüfen: für dieselben gibt es keine Censur. Der kaiserliche Gebieter selbst wird der erste Schätzer Ihrer Producte und Censor sein." Puschkin pochte Uwarow gegenüber auf diese Ausnahmestellung, z. B. in einem Briefe an das Hauptcomité der Censur, October 1835.

Zur bayerischen Generalsynode 1897.

Seelsorgesprengel und Stolgebührenablösung.

Nur wenige Monate noch und die Generalsynode wird unter einem neuen Präsidenten zusammentreten, um ihre Berathungen zum Wohl der protestantischen Landeskirche aufzunehmen. Schon ist die Vorarbeit besorgt, welche Sache des Generalsynodalausschusses ist. Der officielle Bericht, welchen der Schriftleiter desselben den verschiedenen Zeitungen übermittelt hat, macht uns mit den einzelnen Gegenständen bekannt, welche im Herbst vor und mit dem Plenum verhandelt werden. Es kann nicht unsre Aufgabe sein, alle einzelnen Punkte hier im voraus erörtern zu wollen. Aber es wird gestattet sein, auf einen Berathungsgegenstand hinzuweisen, der uns der wichtigste und bedeutungsvollste zu sein scheint, wie er auch in den Sitzungen allen übrigen vorangestellt wurde. So sehr wir uns nun in Uebereinstimmung mit dem Generalsynodalausschuß befinden, was

die Nothwendigkeit der Bildung leicht übersehbarer Seelsorgesprengel anlangt, so wenig können wir der Meinung beipflichten, nach welcher es nicht nothwendig sei, erst eine Ablösung der Stolgebühren zu bewerkstelligen, ehe man diese Sprengeleintheilung einführe. Unsre Anschauung geht vielmehr darauf hin, daß die Schaffung von Seelsorgebezirken nur dann sich heilsam und erfolgreich erweist, wenn gleichzeitig sämmtliche Stolgebühren beseitigt werden. Wer wie wir mitten im großstädtischen Leben und Wirken steht, wer wie wir den kirchenregimentlichen Aufforderungen zufolge die Bildung dieser Sprengel versucht hat, ohne die geringste Besserung der kirchlichen Zustände zu erzielen, dem wird es nicht als Anmaßung ausgelegt werden, wenn er es versucht, diese in die kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart tief einschneidende Frage vor dem Forum der Oeffentlichkeit zu erörtern. Es ist nicht die Geistlichkeit allein, welche ihr ganzes Interesse diesem hochwichtigen Problem zuwendet; es ist vielmehr wünschenswerth, daß die Gesammtgemeinde sich ein klares Bild von der Lage macht, in der wir uns befinden. Daher wird sich die Behandlung dieser Frage auch für ein Blatt eignen, welches der Besprechung ernster, bedeutsamer kirchlicher Fragen nie aus dem Wege gegangen ist.

Bereits die Generalsynode vom Jahre 1893 hatte sich in richtiger Erkenntniß dessen, was unsrer Kirche noth that, mit der Sprengeleintheilung beschäftigt und es ausgesprochen, daß eine solche eingeführt werden müsse, um dem Sprengelgeistlichen es zu ermöglichen und zur Pflicht zu machen, aller Gemeindeglieder in gleicher Weise sich anzunehmen. Die freie Wahl des Beichtvaters sollte dabei nicht ausgeschlossen werden. Handelte es sich doch vornehmlich um Heranziehung jener Gemeindeglieder, welche ohne jedes beichtväterliche Verhältniß wären.

Leider besteht schon über diesen Punkt keine völlige Uebereinstimmung unter der Geistlichkeit und es finden sich bis zur Stunde nicht wenige, welchen das Verständniß für die Nothwendigkeit dieser Reform fehlt. Als ob die kirchenregimentlichen Wünsche etwas anderes bezweckten als eine Renaissance, ein Wiederaufleben der ältesten kirchlichen Ordnung. Oder ist die christliche Religionsgesellschaft bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte nicht als Gemeinde aufgetaucht? Von der Muttergemeinde zu Jerusalem ging die Predigt vom Kreuz in die Welt hinaus. Was im Verlaufe von zwei Jahrtausenden der Welt an christlichen Gaben, Kräften und Segnungen zugute kam: aus der Gemeinde flossen diese Ströme hervor. An Gemeinden haben die Apostel ihre Briefe geschrieben und St. Paulus zog auf seinen Missionsreisen erst dann mit Befriedigung weiter, wenn es ihm gelungen war, eine Gemeinde zu gründen. In Gemeinden lebendiger Christen liegen die starken Wurzeln ihrer Kraft, und Gemeinden zu schaffen — darauf war die Reformation im 16. Jahrhundert angelegt. Wollen wir es unsern Vätern verargen, daß die Gebilde, welche sie zustande brachten, nur höchst mangelhaft und lückenhaft waren? Sie haben geleistet, was sie konnten, wenn wir brachten, welche Hindernisse sie zu überwinden, mit welchen Schwierigkeiten sie zu rechnen hatten. War doch Jahrhunderte lang jede Selbständigkeitsregung geflissentlich unterdrückt, jede Freiheitsbewegung im Keim erstickt worden! Luthers Hände waren gebunden. Er konnte nicht, wie er wollte. Die Gemeinden waren nicht reif genug für Ausführung schwieriger Verfassungsfragen. Sie waren zu schwach und zu unfertig, um auf eigenen Füßen zu stehen. Man griff zum landesherrlichen Summepiskopat, weil kein anderer Weg offen stand, nicht darum, weil man sein Ideal darin erblickt hätte. Die Gemeinde zu einem selbständigen Organismus heranzubilden, das sollte einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Man kann von einigen nicht alles verlangen. Jeder, auch der größte Mensch, ist ein Kind seiner Zeit und abhängig von seinen Zeitgenossen. Man darf es beklagen, daß die Gemeinde aus ihren eigensten Angelegenheiten hinausgedrängt wurde, aber Vorwürfe darob zu erheben, das ist ungerechtfertigt. Gewiß hängt die Entkirchlichung unsres gesammten Volkslebens damit zusammen. Aber die Schuld lag mehr an ungünstigen Verhältnissen als an unkirchlichen Menschen. Seien wir lieber froh darüber und dankbar dafür, daß ein nicht geringer Bruchtheil unsres Volkes das religiöse Erbe der Väter treu bewahrt hat. Welche unverwüstliche Lebenskraft eignet der Reformation, welch tief religiöse Anlage unserm Volk, daß wir noch so viel religiösen Fonds besitzen, als wir haben. Ohne diesen wäre es der Kirche der Gegenwart unmöglich, die Mängel der früheren Zeit auszugleichen, die Lücken zu ergänzen und die Verpflichtung einzulösen, welche die Reformation den späteren Geschlechtern auferlegt hat: wirkliche Gemeinden zu bilden und ein kräftiges Gemeindeleben zu erwecken. Unsre Kirche erkennt es jetzt, daß dies der Schwerpunkt ihrer verantwortungsreichen Aufgaben, daß dies die Lebensfrage des gesammten Protestantismus ist, von deren Lösung in Zukunft Sein oder Nichtsein abhängt, ob er lebendige Gemeinden bilden und erhalten kann. Daß Massengemeinden auf die Dauer nichts werth sind, das sieht heute jeder ein. Daß das Vereinsleben nur ein kümmerlicher Ersatz für das Gemeindeleben ist, dies wird auch der eifrigste Vertreter der Inneren Mission nicht bestreiten wollen. Ein rechtes, gesundes, evangelisches Christenthum kann sich nur auf dem Grunde eines gesunden Gemeindelebens erheben. Wo dieses fehlt, ist jenes krank. Altem Gesetz zufolge pflegt jede Lebensrichtung durch das erhalten zu werden, wodurch sie entstanden ist. So die christliche durch die christlichen Gemeinden. Sie sind die Feder in der Uhr, die alle Räder bewegt; sie gleichen dem Herzen, das in steter Wechselwirkung mit den Gliedern den Umlauf des Blutes bedingt. Und da sollten die Kirchengemeinden ohne planvolle Pflege gedeihen können? Was ist der einzelne Mensch? Ein leicht verwehendes Blatt. Ist der Mensch nicht von Anfang an auf Gemeinschaft angelegt? Nur die Gemeinschaft kann ihn tragen und halten. In ihr entfaltet sich seine Kraft, in ihr lebt er auf, in ihr gewinnen auch die höheren Mächte, welche aus der Ewigkeit in das Menschenleben hereinragen, Concentration und Kraft.

Im allgemein menschlichen, wie im religiösen Gebiet, was sind wir ohne Anlehnung an die Gemeinschaft? Freilich, wo sind die Gemeinden, wie wir sie benöthigen? Was nützt es, wenn die theologische Wissenschaft mit Ernst und Eifer arbeitet, um der Kirche das Rüstzeug blank und das Schwert scharf zu erhalten, wenn die Gemeinden fehlen, welchen die Wissenschaft zuletzt dienen soll? Was hilft es, wenn die Innere Mission in bewundernswerther Entfaltung ihrer Streitkräfte den Kampf mit allen möglichen Feinden des Volkslebens aufnimmt, wenn der Rufer im Streit, die Gemeinde, nicht am Platze ist? Ja, was will die Kirche mit all ihren Predigten und ihrem ganzen Cultus, wenn die Masse sich immer weiter von ihr zurückzieht?

Mag man hundert Rettungsmittel den bisher vorgeschlagenen beifügen, sie fuhren zu nichts, wenn die Hauptsache übersehen wird. Soll das Volksgewissen aus dem Todesschlaf gerissen werden, soll das Volksleben sittlich erneuert, christlich veredelt werden, dann müssen zuvor lebendige Gemeinden gebildet, dann muß ein energisches Gemeinschaftsbewußtsein geweckt werden. Das ist die erste Forderung der Gegenwart. Hier muß die Hülfe beginnen.

Das ist der eigentliche Schaden, daß wir Kirchengemeinden nur dem Namen nach haben. Es fehlt der Einheitssinn, das Gemeinschaftsbewußtsein. Vor allem in unsern Städten hat infolge uneingeschränkter Freizügigkeit in kirch-

Digitized by Google

lichen Dingen die größte Ordnungslosigkeit um sich gegriffen. Nach Sulze ist „das heillose Personalgemeindethum der Antipode des Gemeindeprincips“. Unter Personalgemeinde verstehen wie jenen Kreis von Anhängern, den der einzelne Geistliche durch seine Person und durch sein Wirken um sich vereinigt. Da in unsern Städten jedes Gemeindeglied das Recht hat, nach Gutdünken sich seinen Pfarrer selbst zu bestimmen und da auch der Geistliche seine Thätigkeit auf alle die erstrecken kann, welche für ihn erreichbar sind, ist die Personalgemeinde entstanden, welche nach dem Weggang des Pfarrers auseinander stiebt und sich auflöst. Wie weit ist dieses Zerrbild von einer Idealgemeinde entfernt! Bei solchen Verhältnissen fragt man nicht: Was predigt der Pfarrer? sondern wie spricht er? Bald gibt man dem pietistisch Gerichteten den Vorzug, bald dem liberalen. Die Person wiegt schwerer als die kirchlichen Handlungen. Und da wundert man sich, wenn der Lebensgrund zersetzt, wenn Ansehen und Macht des kirchlichen Lebens zerstört wird. So gewiß ein Schiff verloren ist, das dem Wind und Wellenspiel preisgegeben ist, so unausbleiblich ist der Ruin und die Auflösung des kirchlichen Verbandes, wenn eine Neuordnung noch lange auf sich warten läßt. Wer zählt die Schaaren, welche dadurch verloren gehen, daß die Kirche den Flugsand der Personalgemeinden über sich dahin wehen läßt? Kann doch die Personalgemeinde um den Einzelnen sich nimmermehr kümmern! Wie viele haben sich den Secten angeschlossen, weil dort ihr Verlangen nach Gemeinschaft eine gewisse Befriedigung fand! Nach dem Evangelium hat jede Seele einen ewigen Werth. Aber welche Personalgemeinde handelt darnach? Gegensätze des Standes, der Bildung, des Besitzes scheiden die Geister und die Herzen.

Warum hat die Kirche heute keine Macht mehr, social versöhnend zu wirken?

Dazu, in welcher unwürdigen Abhängigkeit stehen die Geistlichen gegenüber den Gemeinden und umgekehrt! Wie muß der Pfarrer im alten Geleise bleiben, wenn er nicht die Gunst der Leute verscherzen will! Wie vielen sittlichen Gefahren ist er ausgesetzt, wenn er seine Popularität zu erhalten strebt! Als Spielball der wandelbaren Neigungen der Menschen muß er sich in den Concurrenzkampf stürzen, wenn er nicht unbeachtet bleiben will. Die fortgesetzte Erregung und Vielgeschäftigkeit, die stete Angst, er möchte nicht genug thun, um seine Personalgemeinde zusammenzuhalten, läßt ihn innerlich immer mehr verarmen und er sinkt zuletzt zum Kundschaftspfarrer herab.

Ein ganz anderes Bild thut sich vor uns auf, wo wie Seelsorgesprengel antreffen. Hier gehört jeder zu einer bestimmten Gemeinde und der Geistliche weiß, wer Mitglied seiner Gemeinde ist. Selbst die Fluctuation der großstädtischen Bevölkerung hat bisher sich nicht als unüberwindliches Hinderniß erwiesen. Gegenseitige Verständigung beseitigt Hemmnisse, Versehen und Irrungen. Sind zwei oder drei Geistliche in einem bisherigen Pfarrsprengel angestellt, so wird je ein bestimmter Theil des Sprengels durch Loos, Wahl oder gegenseitiges Uebereinkommen dem einzelnen Pfarree zur seelsorgerlichen Verwaltung zugewiesen. Die Freiheit der Wahl des Beichtvaters aber bleibt trotz alledem dem Gemeindeglied offen.

So weit stimmen wir rückhaltlos den Anschauungen der kirchlichen Obrigkeit zu. Abee nun kommen wir zu dem zweiten Punkt.

Läßt sich die Einführung der Seelsorgebezirke bewerkstelligen, während das alte System der Stolgebühren beibehalten bleibt? Gesetzt, der Pfarrer beginnt die in seinem Sprengel sich aufhaltenden, außer allem beichtväterlichen Verhältniß stehenden Familien oder Einzelnen pflichtgemäß seelsorgerlich aufzusuchen: setzt er sich dann nicht dem Verdacht aus, ee komme doch nur des Geldes wegen? Wird er nicht auf tiefes Mißtrauen stoßen? Wird er nicht nur persönlich höchst unliebsame Erfahrungen machen, sondern auch Mißerfolge aller Art zu verzeichnen haben? Ist dadurch der geplanten Seelsorge nicht von vornherein der eigentliche Lebensnerv durchschnitten? Kann ein Geistlicher unter dem Verdacht des Eigennutzes und der Gewinnsucht — mag derselbe nun berechtigt sein oder nicht — mit Freudigkeit, mit Ernst, mit gesegnetem Erfolg Seelsorge treiben? Werden sich in diesem Fall Beichtgeld und Stolgebühren nicht als unüberwindliche Hindernisse erweisen? Wird nicht gerade der Gewissenhafte, das zarter besaitete Gemüth in peinlichen Zwiespalt mit sich selbst, mit seiner Auffassung vom pastoralen Beruf kommen? Man heiße das doch ja nicht übertriebene Aengstlichkeit, Scrupelosität und Sentimentalität! Wer für diese Bedenken kein Sensorium besitzt, der handle nach eigenem Ermessen, aber er muthe solchen, die anders darüber denken, nicht zu, ihren Standpunkt zu verlassen.

Wie aber? Gibt es gar keinen Ausweg? Soll deßhalb alles beim alten bleiben, soll die Sprengeleintheilung fallen? Das sei ferne. Es gibt schon Mittel und Wege. Andere Landeskirchen sind seit Jahren, seit Jahrzehnten schon vorangegangen. Wir haben nur ihrem Beispiel zu folgen.

Man schaffe die Stolgebühren ab und führe Kirchenumlagen in allen den Städten ein, in welchen die Seelsorgebezirke zur Anwendung kommen sollen. Man regle die Gehalte der Geistlichen und setze sie dadurch in den Stand, sich und ihre Kräfte ausschließlich ihrem eigentlichen Beruf zu widmen. Oder sollte das, was allen übrigen Landeskirchen möglich war, für uns allein ein Ding der Unmöglichkeit sein?

Das führt uns zum Capitel der Stolgebühren, über die schon vielfach füe und wider gesprochen worden ist.

Auch hier werden einige geschichtliche Bemerkungen zur Klarheit dienen. Es hat niemals eine Zeit gegeben, in welcher das Gebührenwesen der Kirche sich des Beifalls der Gesammtheit erfreut hätte. Das Wort Christi: „Ein Arbeiter ist seiner Speise werth“ (Matth. 10, 10), will keine Vorschriften über bestimmte Einnahmsquellen des geistlichen Amtes geben. Die Aufforderung aber: „Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebet es auch!“ (V. 10), drückt deutlich genug des Herrn Willen aus. Die mancherlei Gabeu und Kräfte, welche den Jüngern zutheil geworden, sollten sie ganz und gar umsonst in den Dienst der Menschheit stellen. Auch das neunte Capitel des ersten Korintherbriefes ist nichts weiter als eine Schutzschrift für das Recht der Dienee Christi auf ihren leiblichen Unterhalt. Der Apostel Paulus, welcher die Nächte mit Weben von Teppichen und Zelttüchern zubringt, um nne ja in keiner Weise den Gemeinden zur Last zu fallen, hatte wie kein anderer das Recht, einmal auf den Unterhalt der Apostel die Sprache zu bringen. Es ist ganz undenkbar, daß einer der Jünger für die Spendung des Abeudmahls jemals eine Gebühr angenommen oder gar beansprucht hätte. Dagegen brauchten sie nichts darin zu finden, freiwillig gespendete Liebesgaben unter Geistliche und Arme zu vertheilen. Sie mußten doch auch etwas zum Leben haben. Von Stolgebühren weiß die ganze atte Kirche nichts. Nicht einmal freiwillige Geschenke an die Geistlichen halten die alten Synoden für zuläßig. Die Erhebung von Stolgebühren gilt für schriftwidrig, ja sie wird geradezu für Simonie erklärt. Papst Alexander III. verbietet jede Bezahlnng auf der Synode zu Tours (1163) und auf dem dritteu Lateranconcil (1179). Junocenz III. gibt seinem Befremdeu über Aehnliches Ausdruck im Jahre 1215. Unter den hundert Beschwerden, welche die deutsche Nation 1522 dem Papst Hadrian VI. einreichte, findet sich auch die Beitreibung der Stolgebühren. Das tridentinische Concil verwirft dieselben auf das entschiedenste.

Digitized by Google

Daß die Reformation that, was sie konnte, um die Gebühren zu beseitigen, ist erklärlich. Sie würde dieselben ganz abgeschafft haben, wenn sie ein anderes Mittel gefunden hätte, um den Unterhalt der Geistlichen zu sichern. Einer Kirche darf man's nachrühmen, daß sie radical eingriff: es ist die reformirte. Spener und Francke halten mit ihrer Mißbilligung nicht zurück, ohne daß sie einen Ersatz angeben können.

Aufs neue wurde die Angelegenheit ausgetragen, als im ganzen Deutschen Reich das Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Form der Eheschließung mit dem 1. Januar 1876 in Kraft trat. Eine protestantische Kirche um die andere nahm jetzt Veranlassung, die Sache endgiltig zu regeln, und so sind wir jetzt so weit, daß außer Bayern nur wenige Staaten mit der Erledigung im Rückstand sind. Es muß schon ein sehr lebhaftes Tempo eingeschlagen werden, wenn wir noch in diesem Jahrhundert die so nothwendige Reform begrüßen dürfen.

Doch wir müssen auch den Vertheidigern der Stolgebühren das Wort gestatten. Sonst möchten wir der Einseitigkeit geziehen werden.

Die Stolgebühren, so hält man uns vor, sind ein Erzeugniß germanischer Denkweise, sie sind auf deutschem Boden erwachsen, also ein echt germanisches Gewächs. Sie sind viel zu tief in der germanischen Natur begründet, als daß sie mit einem Federstrich aus dem Sinn und Herzen des Volkes entfernt werden können. Der Germane legt allen Nachdruck auf die Persönlichkeit, auf die Individualität, er achtet die persönliche Leistung, er fordert, daß dieselbe ihre genügende Anerkennung finde; er trägt in sich ein peinliches Gefühl, wenn er eine persönliche Diensterweisung erfahren hat, ohne seinen Dank erwidern zu können. Noch heute will der deutsche Bauer sich nichts umsonst thun lassen. Mit den Stolgebühren wird ein gutes Stück echt germanischen Wesens zu Grab getragen und sittliches Capital verloren. Sie sind aus dem Leben selbst erwachsen. Kein Gesetz, keine Verordnung hat sie eingeführt. Sie haben ihr Leben fortgesetzt erhalten, so sehr sie bekämpft und unterdrückt wurden. Immer wieder haben sie den Sieg über die Verbote davongetragen. Man thut Unrecht, diese Hauptstütze eines gemüthlich-patriarchalischen Verkehrs des Seelsorgers mit seinen Gemeindegliedern einzureißen, anstatt in unsrer gemüthlosen Zeit die wenigen Bräuche aufrecht zu erhalten, welche von früher her auf uns gekommen sind. Laßt die Geld- und Naturalangaben wegfallen, und der Pfarrer sinkt alsbald in den Augen der Gemeinde zum Beamten herab, der mit dem Volk nicht mehr fühlt noch denkt. Wird der Opfersinn der Gemeinden nicht völlig in die Brüche gehen? Wäre es nicht besser, diesen Sinn noch mehr zu wecken? Was hat denn der Geist der Gleichmacherei, des Nivellirungssystems, des Materialismus in der Welt schon Gutes ausgerichtet? Die Commune ist ohnedies heutzutage alles, der Einzelne nichts. Es thut nicht gut, diese modernen Grundsätze auch auf das Land hinauszutragen und sie den Gemeinden aufzunöthigen, welche davon nichts wissen wollen. Liebe und Dankbarkeit stirbt ohnedies mehr und mehr in der Welt aus. Wer will die Verantwortung auf sich nehmen, diese Tugenden mit Gewalt aus der Welt hinauszutreiben? (cf. Ed. Engelhardt auf der bayer. Past. Conf. 1875).

Wir sehen: man ist auf der Gegenseite um Gründe nicht verlegen, um die Position zu vertheidigen. Wir wollen auch nicht behaupten, daß diese Gründe haltlos sind. Gewiß, es läßt sich so manches für die alte Sitte ins Feld führen. Eben darum wäre es ungeschickt, eine Kirchensteuer zwangsmäßig allüberall einführen zu wollen. Was dem einen frommt, kann dem andern schädlich sein. Eines schickt sich nicht für alle. Mögen die isolirten Landgemeinden immerhin ihre alten Wege wandeln!

Aber ein anderes ist es um die Städte. Hier steht das Dorngestrüpp der Gebühren einem segensreichen Wirken der Geistlichkeit durchaus hindernd im Wege, lähmt nicht bloß ihre Freudigkeit, sondern untergräbt nicht selten ihre Autorität. Der Städter ist aufgeklärt. Er versteht es nicht, warum Richtern und Lehrern verboten ist, Geschenke anzunehmen, während der Geistliche nimmt, was ihm zugetragen wird. Es ist ihm anstößig, daß die Kirche Luthers heute noch das Beichtgeld hat, während die Kirche Tetzels es längst abgeschafft hat. Man wende auch nicht ein, daß die unkirchlichen Führer verblendeter Volksmassen den Anlaß der Kirchenumlagen dazu ausnützen werden, um zum Austritt aus der Kirche aufzufordern. Wie kläglich ist das Unternehmen des berüchtigten Most in Berlin in den siebziger Jahren gescheitert! Die Arbeiter waren durch stärkere Fesseln gebunden, als durch die der fanatischen Führer, der falschen Propheten. Die Frauen zu Hause haben den Austritt aus der Kirche nicht geduldet. Sie hatten fast alle ein feines Gefühl dafür, daß mit dem Abbrechen dieser Brücke Gefahren für sie selbst und ihre Kinder entstehen würden. Und das nicht mit Unrecht.

Mag immerhin die Vorstellung von Leistung und Gegenleistung im Landvolk, soweit es von den Städten sich fernhält, die herrschende sein, der Städter denkt darüber anders. Wenn dieser nun einen Unterschied macht zwischen den materiellen Gütern, welche käuflich erworben werden, und den ethischen, deren Aneignung doch wirklich keinen Metallklang verträgt: ist sein Urtheil etwa ein falsches? Oder sollte das protestantisch heißen, wahre Meinungen, gesunde Anschauungen mit Sophisterei in Zweifel ziehen und anfechten zu wollen?

Wir sind die letzten, welche die mancherlei Schwierigkeiten übersehen wollten, welche die Neueinführung von besonderen Kirchenumlagen mit sich bringen wird. Das heikle unbeliebte Thema von Steuern aller Art ist vielen ein Gräuel. Soll unter solchen Verhältnissen die Kirche selber weiteren Zündstoff herbeitragen? Wird sie den Rest von Popularität, den sie noch besitzt, nicht vollends einbüßen? Sollen der Verstimmungen noch mehr werden? So sprechen manche. Allein das alles darf die Kirche und die, welche sie lieb haben, nicht abhalten, mit der Wahrheit freimüthig herauszugehen. Oder sollte das wirklich ein solch unerschwingliches Opfer sein, wenn mit wenigen Procenten der Staatssteuer die Stolgebühren entsprechend umgewandelt und abgelöst werden können? Was leisten unsre deutschen Brüder in Amerika für die gleichen Zwecke! Man macht dort gar kein Wesen daraus und hält es für selbstverständlich. Auch die Versuche, welche man in einzelnen bayerischen Städten in Verbindung mit neuen Kirchenbauten und Aehnlichem gemacht hat, sind sofort geglückt. Die Gemeinden gewöhnten sich viel rascher als man glaubte an das Neue. Fast in allen deutschen Staaten ist die Kirchensteuer eingeführt. Ein weiterer günstiger Factor bei uns in Bayern ist die Thatsache, daß auch die Staatsregierung wohlwollend der Frage der Pfarrgehaltsaufbesserung gegenübersteht. Das bedeutet eine wesentliche Entlastung der Gemeinden. Es handelt sich um die Beseitigung eines Krebsschadens, welcher unser ganzes kirchliches Leben fort und fort beeinträchtigt. Scheffels Wort sollte zum Nachdenken reizen:

„Sollten Segner sein, sind Flucher,
Treiben mit dem Heiligen Wucher,
Taufen, Chrisam, Seelenheil,
Alles um den Pfennig feil!"

Das Stolgebührenwesen kann mit evangelischen Prinzipien nimmermehr in Einklang gebracht werden. Zu einem gesunden Gemeindeleben kann es nur kommen, wenn die Gebührenfrage endgültig beseitigt ist. Und sicherlich wird es bald dahin kommen, wenn alle ihre Pflicht thun.

Digitized by Google

Zum letztenmal in diesem Jahrhundert tagt die bayerische Generalsynode. Wir haben keine Ursache, pessimistisch auf die Zukunft unsrer Landeskirche hinauszusehen. Ihre Entwicklung ist eine stetige und sie entbehrt des providentiellen Charakters nicht. Neue Formen und Einrichtungen thun's freilich nicht allein. Der äußere Apparat muß mit rechtem Geist gefüllt werden. Auch daran fehlt es nicht bei uns, weder bei der Geistlichkeit noch bei der Gemeinde. Es gibt oft Feuer, das im Verborgenen glüht. Zur rechten Stunde wird es gewiß aufleuchten, licht machen und erwärmen. Die Menschheitsentwicklung im großen wie im kleinen verläuft oft in seltsamen Bahnen. Der Sumpf des geistesbaren Materialismus liegt hinter uns. Das ist ein Verdienst des Protestantismus, welcher seit vierhundert Jahren den Culturvölkern seinen Charakter aufgeprägt hat. Die neuere Zeit mit allen ihren Erscheinungen geht von ihm aus. Auch am Ausgang unsres Jahrhunderts weht Morgenluft. Der Protestantismus wird und muß mehr und mehr der beherrschende Mittelpunkt des gesammten Lebens in Familie und Schule, in Staat und Kirche werden. Es ist uns, seinen Söhnen, die große Aufgabe aufgelegt, ein theures Erbe, kostbare Güter richtig und würdig zu verwalten. Es ist etwas schönes um den Dank kommender Geschlechter. Laßt uns suchen, diesen Dank zu verdienen!

Nürnberg. Julius Schiller.

Mittheilungen und Nachrichten.

E-m. Bei Spemann in Berlin erschien die 5. Auflage des von der Generalverwaltung der kgl. Museen in Berlin herausgegebenen Kunsthandbuches für Deutschland. Das Buch ist sehr verdienstlich und gibt das Verzeichniß aller staatlichen Anstalten, die mit Kunst zu thun haben, also der Museen, Universitäten, Akademien u. s. w., zugleich auch die Namen des Lehr- und Verwaltungspersonals. Dann folgt das Verzeichniß der Vereine für Kunst und Alterthum, der Kunstzeitschriften und der Institute für Kunstauctionen. Werthvoll ist die genaue Angabe der vielen Privatsammlungen, auch der kleineren. Daß sich hier Lücken constatiren lassen, war nicht zu vermeiden; denn mancher Sammler will nicht in ein derartiges Buch aufgenommen sein, um nicht von den Neugierigen und Alterthumshändlern überlaufen zu werden. Die Benützung des vorzüglichen Werkes ist durch die Anfügung eines Orts- und Personenregisters sehr erleichtert. Das Ganze ist ein starkes Band von 676 Seiten in deutlichem Druck und bequemer Anordnung.

* XV. Congreß für Innere Medicin zu Berlin (9. bis 12. Juni). Die erste Sitzung, Mittwoch Morgen, wird durch eine Rede E. v. Leydens, verlesen durch Prof. M. Schmidt (Frankfurt a. M.), eröffnet, der wir Folgendes entnehmen: In den seit der Gründung des Congresses vergangenen anderthalb Jahrzehnten hat sich in der inneren Medicin vieles geändert; die Reformen und Entdeckungen, die unsrer Zeit den Stempel geben, haben auch die innere Heilkunde auswärts gebracht; deren Umgestaltung spiegeln die Arbeiten gerade des Congresses deutlich wieder. Die innere Klinik steht heute unter dem Zeichen der wissenschaftlichen Therapie, nachdem die Diagnostik exact und fest begründet worden; die Therapie ist und bleibt daneben auch eine Kunst, letztere lehrt die Klinik, und ihr höchstes Ziel ist, zu helfen. Auch in der Therapie wurde der Dogmatismus, die Systemsucht, abgeschüttelt; der umsichtige Arzt ist therapeutisch ein Eklektiker, der das Gute von allen Richtungen her nimmt und nicht nur das wissenschaftliche Interesse, das ihm der Krankheits-„Fall" darbietet, sondern auch die persönlichen und humanen Seiten seines „Kranken" und diese in erster Linie beobachtet und im Auge behält. Früherer Nihilismus und Pessimismus sind überwunden, ebenso wie das abwartende Verhalten; die Bewerthung der Gesundheit und des Lebens ist für den modernen Menschen eine andere, höhere geworden. Keine Verordnung, kein Wort des Arztes ist von gleichgültigem Interesse für den Kranken; auch die sogenannten kleinen Mittel sind von Bedeutung. Daß der Glaube an Medicamente, über dessen Niedergang schon der ehrliche Arzt Celsus klagte, verschwunden sei, ist ein Irrthum, die große Entwicklung, welche die chemische Pharmakologie genommen, spricht dagegen; nur sind die modernen Mittel einfacher, ihre Zusammensetzung und physiologische Wirkung genauer gekannt als früher. Arzt und Patient verlangen von selbst nach dem Neuen, welches die schwindende Hoffnung belebt. Der Arzneimittellehre sind die Serumtherapie und die Organsafttherapie zu Hülfe gekommen; in ersterer Hinsicht behauptet das Behring'sche Diphtherieheilserum allen Angriffen gegenüber seinen Platz, während das Rothlaufserum, das des Wundstarrkrampfs u. a. in ihren Erfolgen vorläufig noch recht bestritten sind. In Hinsicht auf die Organtherapie hat sich bislang nur die Entdeckung des Jodothyrins durch Baumann, den zu früh der Wissenschaft Entrissenen, als wirksame Substanz der Schilddrüse bei gewissen Stoffwechselkrankheiten zu erhalten vermocht. Im allgemeinen aber sollte doch die Anpreisung neuer Mittel, die sich nicht scheut, „auf Giebel und Häuser zu steigen", wieder zu den alten würdevolleren Formen zurückkehren. Den rein chemischen Heilmitteln stehen gegenüber die physikalischen, namentlich die Ernährungstherapie, Krankenpflege, die Wasser- und Badecuren, endlich auch die Psychotherapie (Suggestion), letztere bilden nicht selten den Tummelplatz von Charlatanen, denen die Macht des Glaubens und des Aberglaubens seitens des Rathsuchenden zu Hülfe kommt. Vortragender bespricht die einzelnen Zweige der echt-wissenschaftlichen „Naturheilkunde" und ihre strikten Indicationen. — Beim ersten Gegenstand der wissenschaftlichen Tagesordnung, „chronischer Gelenkrheumatismus", betont Referent, Geh. Rath Dr. Bäumler (Freiburg i. B.), vor allem die Nothwendigkeit einer Verständigung über die Bezeichnung „Rheumatismus". Nach dem Vorschlage Immermanns sei dieselbe zu beschränken auf den gewöhnlichen acuten Gelenkrheumatismus und dessen Varianten. Alle anderen Gelenkentzündungen sollten möglichst nach ihrer Aetiologie als traumatische, tuberculöse Arthritis u. s. w. bezeichnet werden. Die Bezeichnung „chronischer Gelenkrheumatismus" als Thema für die heutige Discussion sei im Sinne der Nomenclatur v. Volkmanns und der französischen Schriftsteller gewählt. Es handle sich dabei um eine Erkrankung der Gelenke von noch ganz dunkler Aetiologie, häufig, wenn nicht stets viele Gelenke gleichzeitig befallend, mit frühzeitig zu Stande kommender Mitgestaltung der Gelenke, die im weiteren Verlaufe durch tiefgreifende Veränderungen der das Gelenk bildenden Gewebe dauernd wird. Eine auf ein einzelnes Gelenk sich beschränkende derartige Erkrankung sei meist traumatischen oder traumatisch-infectiösen Ursprungs; Typen dieser Form stelle das sogenannte Malum coxae und die Spondylitis deformans dar. Zur Pathogenese der Krankheit übergehend, erwähnt Referent zunächst der so vielfach als Ursache beschuldigten Feuchtigkeit und Kälte, deren Wirkungsweise jedoch nichts weniger als erkannt sei und deren Einfluß auf die Entstehung der Krankheit von manchem geradezu geleugnet wurde. Eine humorale, d. h. auf die Blutveränderung zurückzuführende Ursache, wie bei der echten Gicht, sei nicht nachgewiesen; die Annahme einer besonderen „arthritischen", „rheumatischen" oder „herpetischen" (Lancereaux) Diathese sei nur der Ausdruck für das Zusammenvorkommen gewisser Erscheinungen in manchen Fällen, vor allem für die Prädisposition zu Gelenkerkrankungen. Das Wesen dieser Diathese sei aber etwas ganz Unbekanntes. Eingehend werden nun vom Vortragenden die Ansichten erörtert, welche eine Abhängigkeit der Arthritis deformans von Störungen des Nervensystems centraler oder reflectorischer Natur wahrscheinlich zu machen suchen. Dabei wird hervorgehoben, daß, wie schon Charcot, der französische Neurologe, betonte, die bei Tabes zuweilen auftretende Gelenkerkrankung ihrem Wesen und Verlauf nach trotz der Zerstörung, die das Gelenk dabei erfährt, doch von der Arthritis deformans sehr verschieden sei. Diese Analogie beweise für die Annahme eines nervösen Ursprungs der Arthritis deformans nicht mehr, als die Möglichkeit, daß bei Rückenmarkserkrankung secundär auch Gelenkerkrankungen schwererer Art vorkommen können. Die ganze Art des Auftretens der A. deformans mit raschem Befallenwerden zahlreicher Gelenke und oft ziemlich acut einsetzend, wenn auch ohne oder mit nur ganz geringem Fieber, dann in wiederholten subacuten Schüben verlaufend, habe längst den Gedanken nahegelegt, daß es sich um eine Infectionskrankheit handle. Dieser Gedanke habe eine Stütze erfahren durch die mehr und mehr zur Gewißheit gewordene Annahme, daß der gewöhnlich acute Gelenkrheumatismus eine Infectionskrankheit darstelle. So sei es wohl auch erklärlich, daß man irrthümlicherweise die in Rede stehende Krankheit mit dem typischen acuten Gelenkrheumatismus in nähere Beziehung gebracht habe, was in Bezeichnungen wie „chronischer Gelenkrheumatismus" oder geradezu „Rheumatisme chronique

Digitized by Google

infectieux“ französischer Schriftsteller seinen Ausdruck gefunden hat. Wenn es sich wirklich bei Arthritis deformans um eine Infectionskrankheit handle, ja sei dieselbe sicher ganz anders geartet, als bei dem gewöhnlichen acuten Gelenkrheumatismus. In den letzten Jahren seien nun von Schüller (1892) und neuerdings von Bannatyne (1894), Wohlmann und Biagall Bakterien in den an A. def. erkrankten Gelenken gefunden worden. Sollten diese bemerkenswerthen Funde sich weiter bestätigen, so würde dadurch ein neuer Ausgangspunkt für weitere Forschungen, für die Erklärung mancher die Krankheit begleitenden Erscheinungen, insbesondere aber auch für die Prophylaxis und Behandlung der Krankheit gewonnen werden. Anschließend an das erste Referat, erörterte Prof. Adolf Ott (Prag-Marienbad) die Behandlung des chronischen Gelenkrheumatismus. Ott stellte drei in weitesten Kreisen beachtenswerthen Grundsatz auf, daß die Anfänge der in Rede stehenden Krankheitsformen zu behandeln seien, und zwar unter Berücksichtigung aller Lebensverhältnisse, welche dem Entstehen und Fortschreiten der Krankheit Vorschub leisten. Es gehören dahin erbliche Anlage, schlechte Wohnungsverhältnisse, deren genauere Kenntniß durch eine Reihe kurz erwähnter Forschungen in den letzten Jahrzehnten angebahnt ist; auch die Erkältung ist als disponirendes Moment anzusehen, daher denn Kleidung und Hautpflege Berücksichtigung erheischen. Von dem über die Ernährung in diesen Krankheitszuständen Gesagten sei nur noch erwähnt, daß Correferent in dem Genuß alkoholischer Getränke große Mäßigkeit anräth. Endlich gedenkt Vortragender des üblen Einflusses, welchen Gemüthsbewegungen, Kummer, Sorgen auf den Verlauf der Krankheit haben. Gelingt es nicht, durch Versetzen in möglichst günstige Lebensbedingungen die Krankheit zu verhüten, bezw. zu bessern, so tritt die eigentliche Behandlung in ihr Recht. Bis heute sind es drei Ansichten, welche je nach der Auffassung des ursächlichen Zusammenhangs der Erkrankung die diesen Gesichtspunkten entsprechende Behandlung begründen sollen. Die erste derselben sucht die Grundursache in dem gestörten Stoffwechsel, der vermehrten Säurebildung im Organismus. Die entsprechende Behandlung besteht in Zufuhr von Alkalien in hohen Dosen (Charcot, A. E. Garrod ꝛc.); auch der Gebrauch der alkalischen Wässer gehört hieher. Die zweite Ansicht vertritt den ursächlichen Zusammenhang des Leidens mit Veränderungen im Nervensystem und gründet darauf die Behandlung (Neurotonica, Elektricität, Hydrotherapie). Die dritte Auffassung ist diejenige, welche die Polyarthritis deformans als infectiöse Erkrankung, durch Vorhandensein von Mikroorganismen und deren Producte bedingt, betrachtet; dieser Anschauung entspricht die locale Behandlung mit Antisepticis (Hueter, Schüller) und die innerliche mit Kreosot, Guajakolkarbonat ꝛc. Redner bespricht sodann eingehend die symptomatische Therapie der acuten Verschlimmerungen und Nachschübe des Leidens durch mechanische, hydriatische, medicamentöse und andere Maßnahmen. — Mit dem Congreß ist im Architektenhause eine auch für Nichttheilnehmer zugängliche Ausstellung von wissenschaftlichen Instrumenten, Krankenpflegeapparaten, Arzneipräparaten und Krankennahrungsmitteln verbunden. Das Berliner Localcomité hat durch den Privatdocenten Pagel eine Festschrift: „Die Entwicklung der Medicin in Berlin“ abfassen lassen, welche mit authentischen, zeitgenössischen Portraits der Hauptvertreter der medicinischen Vergangenheit Berlins, wie Chr. W. Hufeland (1762 bis 1836), E. W. Heim (1747 bis 1834), Joh. Müller (1801 bis 1858), J. Lukas Schönlein (1793 bis 1864) u. a. geschmückt, eine bisher noch nicht vorhandene, ebenso kurze als gehaltvolle Darstellung des Entwicklungsganges, welchen die Medicin in Berlin genommen hat, gibt und den Congreßmitgliedern überreicht wird.

* **Svendrup'sche Polarexpedition.** Die neue norwegische Expedition, die im nächsten Jahre unter Führung Otto Svendrups, des Capitäns des „Fram“, ausgehen wird, hat sich die Erforschung der Polargebiete nördlich von Grönland zum Ziele gesetzt, nachdem der östliche Theil der gegen Europa belegenen Hälfte des Nordpolargebiets durch die Nansen'sche Expedition vielfach aufgeschlossen worden ist. Svendrup hat jetzt bei der Regierung den Antrag auf einen Staatsbeitrag von 20,000 Kronen gestellt, um den „Fram“ nach seetüchtiger und zur Mitnahme von 16 Theilnehmern, statt wie unter Nansen 13, geeignet zu machen. Svendrup hat sich für die nördlich vom Grönland belegenen Meerestheile auch besonders deshalb entschieden, weil die Jackson'sche Expedition noch immer auf Franz Joseph-Land weilt und weil in Schweden eine Polarexpedition geplant wird, deren Forschungsgebiet das östliche Spitzbergen und das unbekannte König Karl-Land sein soll. Svendrup will durch den seit Mitte dieses Jahrhunderts viel benutzten amerikanischen Nordpolweg, den Smith-Sund, fahren und längs der nordwestlichen Küste Grönlands gegen Norden vordringen. Zu den wichtigsten Aufgaben der Expedition gehören: Feststellung der Ausdehnung Grönlands gegen Norden und Erforschung des nördlichsten Theils, um Klarheit darüber zu gewinnen, ob Grönland, wie Peary annimmt, eine Insel ist oder nicht; Erforschung der bisher noch unbekannten Nordostküste und der Naturverhältnisse daselbst, ferner, ob noch diesen Landestheilen Inseln liegen. Unter anderem soll auch festgestellt werden, wie weit sich Spuren der Wanderungen der Eskimos gegen Norden finden.

* **Heidelberg.** Während der Pfingstfeiertage ist hier die IV. Versammlung süddeutscher Laryngologen abgehalten worden. Die Zahl der Theilnehmer betrug 52; vom Auslande hatten die Schweiz, Holland und Belgien Vertreter gesandt. Das Präsidium führte Prof. Siebenmann-Basel. 16 Vorträge wurden gehalten.

* **Darmstadt.** Die hiesige Technische Hochschule zählt im laufenden Semester 1150 Hörer (1057 Studirende und 93 Hospitanten), von denen 93 sich der Architektur, 135 dem Ingenieurwesen, 316 dem Maschinenbau, 435 der Elektrotechnik, 129 der Chemie widmen, 42 gehören der allgemeinen Abtheilung an.

* **Halle a. S.** Die Zahl der Studirenden der Vereinigten Universität Halle-Wittenberg beläuft sich im Sommersemester auf 1534 gegen 1511 im letzten Winter. Es entfallen davon auf die theologische Facultät 419, die juristische 335, die medicinische 240 und die philosophische 540. Außerdem nehmen noch 101 Hörer an den Vorlesungen theil, so daß die Gesammtzahl der Berechtigten 1635 gegen 1647 im vorigen Semester beträgt. Der Nationalität nach sind von den Studirenden 1395 Deutsche, 38 Oesterreicher, 44 Russen, 14 Bulgaren, 9 Schweizer, 4 Engländer, 2 Belgier, 2 Niederländer, 2 Serben, 1 Franzose, 1 Rumäniер, 1 Schwede, 17 Amerikaner, 4 Asiaten.

* **London.** Auf der letzten sogenannten Conversazione der kgl. britischen Gesellschaft der Wissenschaft legte H. W. Seton-Karr eine Reihe höchst interessanter Steinwerkzeuge vor, welche er in den Kiesel-Fundorten in Aegypten aufgefunden hat, desgleichen eine Anzahl Steinwerkzeuge aus der palaeolithischen Stadt, die er kürzlich in Ostafrika entdeckte. Um seinen Entdeckungen in Aegypten und Somaliland ein möglichst großes Ansehen zu verschaffen, benutzt Seton-Karr dieselben flugs zur Begründung der Hypothese, daß die Wiege des Menschengeschlechts in Afrika oder wenigstens in einem tropischen Lande, das Paradies im Somalilande zu suchen ist. Die Paläolithen, welche er auf seinen fünf Zügen im Somalilande fand, sind der Form nach identisch mit den englischen und französischen, was die Einheit der Menschenrace während des Steinzeitalters beweisen soll. — Kürzlich wurden die in Welbeck Abbey, dem Schlosse des Herzogs von Portland, aufbewahrten historischen Urkunden herausgegeben. Sie sind namentlich von großem biographischen Interesse und enthalten u. a. viele merkwürdige Briefe des Verfassers von Robinson Crusoe, Daniel Defoe's.

* **Paris.** Die Akademie der Wissenschaften einigte sich in geschlossener Ausschußsitzung dahin, Rudolf Virchow, der seit 38 Jahren ihr correspondirendes Mitglied ist, zum auswärtigen Mitglied zu wählen.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Neu! Neu!

Dr. F. Tetzner:

Geschichte der deutschen Bildung

und Jugenderziehung

von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen.

Mit 14 Abbildungen.

(9457) 5.50 M., geb. 6.50 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 12. Juni. Nummer 131.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7. 50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Technischer Brief. — Nikolaus I. von Rußland. II. Von Arthur Kleinschmidt. — Mittheilungen und Nachrichten.

Technische Briefe.

XXIII.[1])

Die Sächsisch-Thüringische Industrie- und Gewerbe-Ausstellung in Leipzig. Allgemeines über Ausstellungen und ihre Berechtigung.

In diesem Sommer finden drei große Ausstellungen von mehr als localer Bedeutung statt, in Leipzig, Brüssel und Stockholm. Das Comité der Leipziger Ausstellung hat außer dem Königreich Sachsen und den thüringischen Staaten auch die benachbarten Gebietstheile Preußens und Bayerns zur Betheiligung eingeladen. Manche Industriellen in diesen Landestheilen haben dem Rufe Folge geleistet. Es sind u. a. Halle, Magdeburg, Charlottenburg, Görlitz, Hirschberg, Hof und Nürnberg vertreten; doch sind dies Ausnahmen, welche nur die Regel bestätigen, daß die überwiegende Anzahl der Aussteller dem Königreich Sachsen und den thüringischen Staaten, somit einem Gebiet angehören, das auf dem Continent bei weitem das industriellste ist und in seiner Bevölkerungsdichte, sowie in seinem engmaschigen Verkehrsstraßennetz sogar England hinter sich läßt. Man ist folgerichtig zu der Erwartung berechtigt, eine großartige Entfaltung von Industrie und Gewerbe in Leipzig zu finden. Wenn das Bild in Wirklichkeit hinter dieser Voraussicht zurückbleibt, so hängt dies mit der Ausstellungsmüdigkeit zusammen, der je länger je mehr im besonderen die Großindustrie verfällt. Es fehlen in Leipzig gerade sehr viele der ersten Namen; doch scheint deren Fernbleiben eher antreibend als zurückhaltend auf viele strebsame kleinere Existenzen des jüngeren Nachwuchses eingewirkt zu haben, darunter manche, die höchst Interessantes darbieten. So ist auf alle Fälle dafür gesorgt, daß die Leipziger Industrie-Ausstellung zwar nicht entfernt an das heranreicht, was bei allgemeinerer Betheiligung hätte geboten werden können, daß die Besucher aber einen sehr starken Eindruck von der Vielseitigkeit und Vortrefflichkeit der gewerblichen Leistungen dieses Bezirks gewinnen und kaum die vorhandenen großen Lücken empfinden. Die Ausstellung ist so inhaltreich, daß ein Mehr beinahe ein Zuviel gewesen sein würde.

Aeußerlich hat die Leipziger Ausstellung viel Aehnlichkeit mit der vorjährigen Berliner. Auch hier ein weites, schönes Gelände, zu $^3/_4$ früherer Wiesengrund, bewässert von der Pleiße, zu $^1/_4$ alter Laubwald, das Hauptgebäude beinahe am entferntesten Ende, kleinere Gebäude und Pavillons über das Gelände zerstreut, zwei große Wasserflächen, von Springbrunnen — auch einer Lichtfontaine — und Gondeln belebt, eine elektrische Rundbahn, ein Alpenpanorama, ein thüringisches Dorfchen, eine Colonialausstellung mit den unvermeidlichen Schwarzen, ein Alt-Leipzig — das Meßviertel — aus Rabitz-Putzbau hergestellt und last not least: ein ausgedehntes „nasses Revier“ und ein Vergnügungspark mit Fesselballon, Wasserbahn, automatischem Restaurant und noch manchem Neuen. Auf der weiten Rasenfläche erfreuen wohlgepflegte Beete, Blumen, wie die Jahreszeit sie bringt, bald wird ein herrlicher Rosenflor hier in Blüthe stehen. Die Verbindung mit der Stadt durch mehrere elektrische Bahnen ist die bequemste von der Welt. Die Stadt ist nicht fern. Das Ausstellungsgelände schließt sich hart an den schönsten und elegantesten Theil Neu-Leipzigs, den Südwesten der Stadt an, wo u. a. der Palast des Reichsgerichts, die neue Concerthalle, die Universitätsbibliothek, das Conservatorium errichtet sind. Es bedarf kaum der Hervorhebung, daß bei solcher Gunst der Lage und bei so vielen Anziehungspunkten das Ausstellungsgelände ganz ebenso zum täglichen Stelldichein aller Classen der Bevölkerung geworden ist, wie es im vorigen Sommer Treptow für die Reichshauptstadt war.

Das eigentliche Ausstellungsgebäude entspricht, wie alle Schöpfungen dieser Art, nicht ganz einem einheitlichen Bauplane. Fast immer geht der Voranschlag in solchen Fällen darin fehl, daß die Räume nicht groß genug gewählt werden. Dann muß angebaut und eingebaut werden, und die beabsichtigte Einheitlichkeit der äußeren Erscheinung geht in die Brüche. Nichtsdestoweniger ist sie in Leipzig in der Vorderfront gewahrt, das Conglomerat der hinteren Hallen und Anbauten braucht man von der Seite ja nicht anzusehen. Die Hauptfront wird durch fünf von Kuppeln überhöhte, mit einander verbundene, vierseitige Pavillons gebildet, unter denen der mittelste bedeutend hervorragt. Das Baumaterial ist meist Holz und Glas, stellenweise ist auch in der bekannten Art der Schein massiver Bauart und massiver Wölbung geschaffen, doch überwiegt auch im inneren Schmuck das Einfache und nur dem praktischen Zweck Dienende.

Von dem reichen Inhalt ist vor allem die Ausstellung der graphischen Gewerbe hervorzuheben, der berechtigte Stolz Leipzigs, das als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels natürlich große Anstrengungen zu einer würdigen Vertretung gemacht hat. Hier fehlt wohl niemand, auf dessen Anwesenheit Werth zu legen ist. Tauchnitz und Reclam führen unter anderem ihre ganze, nach vielen Hunderten von Bänden zählende Bibliothek vor. In der Maschinenhalle ist etwa der vierte Theil den in Thätigkeit befindlichen Druckmaschinen und Vervielfältigungsverfahren aller Art zugewiesen. Von entsprechender Entfaltung ist die sächsische Papierindustrie. Sie zeigt einige ganz imposante Aufbaue. Im Hauptpavillon fesselt der Blick vor allem die entzückende Ausstellung der Meißener Porzellanmanufactur. Die chemische Industrie glänzt durch eine Anzahl wundervoller Krystallschreine, die ein ästhetisches Vergnügen gewähren, indessen sie Bewunderung für die Geschicklichkeit des Chemikers herausfordern. Die Möbelbranche, obleich reich vertreten, läßt erkennen, daß sie im Augenblick auf dem Boden eines schwankenden Geschmackes steht. Die deutsche Renaissance

[1]) Vergl. Beilage Nr. 18.

scheint überwundener Standpunkt, vielleicht auch ist sie unter dem Ueberwuchern des Zierwerkes erstickt, während die empfohlene einfache Rückkehr zu schlichteren Formen unter dem Andrängen des sogenannten englischen Geschmackes fraglich geworden zu sein scheint, vor dessen Aufnahme uns der Himmel bewahren möge. Musikalische Instrumente und mechanische Musikwerke sind in großer Menge vorhanden, sie gehen von Leipzig aus bekanntlich in alle Welt und erzählen vom liederfrohen Deutschland unter allen Zonen. Sehr bedeutend ist der Inhalt der Maschinenhalle auch in ihren nicht dem Druckgewerbe vorbehaltenen Theilen. Die Elektrotechnik ist dabei hervorragend vertreten; doch auch die Werkzeugmaschinen-Industrie in einer ganz überraschenden Vielseitigkeit. Motore aller Art erfüllen mit ihrem Geräusch die stets von einer großen Schaar von Zuschauern besuchte Halle.

Zu den bedeutendsten Industrien Sachsen-Thüringens gehört die Textilindustrie. Von ihr gilt besonders das im Eingang von mangelhafter Betheiligung, doch auch das gleichzeitig von einem vorhandenen Ausgleich Gesagte. Diese Specialausstellung birgt nämlich einige sensationelle Neuheiten, an erster Stelle der Claviez'sche Webstuhl, dadurch gekennzeichnet, daß er, um einen neuen Webeschützen einzulegen, nicht mehr angehalten zu werden braucht. Er entledigt sich automatisch der abgelaufenen Spule sammt des sie tragenden Schützens und holt sich ebenso eine volle Spule bezw. den damit beschickten Schützen herbei. Hier ist also das aristotelische Wort von den selbstfliegenden Webeschützen, welche die goldene Zeit herbeiführen würden, in vollem Maße verwirklicht, nur die goldene Zeit bleibt aus. Claviez ist auch Erfinder eines Verfahrens, zwei Plüsche gleichzeitig mit der Florseide gegeneinander zu weben, die während des Webens sogleich geschnitten werden. Die so dargestellten Moquettes und Möbelplüsche sind in Ausführung und wunderschöner Musterung allerersten Ranges, freilich auch nur für die oberen Zehntausend erschwinglich. Dagegen sorgt eine andere Erfindung für die große Masse der Bevölkerung. Claviez ist Hersteller eines von ihm Xylolin genannten Garns, welches durch Zusammendrehen sehr schmaler Streifen von dünnem Holzstoffpapier gebildet wird und als Einschlag in baumwollene Ketten verarbeitet einen bewundernswerth hübschen, billigen und haltbaren Stoff gibt. Der Erfinder hat den guten Gedanken gehabt, seine Fabricate gleich in vielseitigen, praktischen Verwendungen vorzuführen und damit einen eleganten Pavillon gefüllt, der zu den ersten Sehenswürdigkeiten der Ausstellung gehört. In die Räume desselben theilt sich mit Claviez die Stöhr'sche Kammgarnspinnerei in Leipzig und die sächsische Filiale der Elberfelder Farbenfabriken Friedrich Bayer u. Co. Beider Darbietungen sind äußerst unterrichtend, die eine über den Werdeproceß des Kammgarns, von der rohen Wolle ab bis zu seinen complicirtesten Formen, der Kammgarnmelange, die andere, indem sie die Entstehung der wunderbaren, alle Tönungen des Sonnenspectrums und alle denklichen Milchfarben — wie sie in Färbungen von Stöhr gezeigt worden — umfassender Theerfarbstoffe in ihrer stufenweisen Entstehung aus der Steinkohle erläutert. Ueberhaupt enthält die Ausstellung viele solcher einen Unterrichtscursus ersetzenden, lehrhaften Vorführungen. Von der Leipziger Baumwollspinnerei wird eine vollständige Baumwollspinnerei in Thätigkeit gezeigt, an anderen Stellen sind eine Schuhfabrik, eine Feilenfabrik, Holzbearbeitungsmaschinen ꝛc. im Betriebe. Den Röntgenstrahlen gehört ein kleiner Pavillon. Bau- und Ingenieurwesen sind hervorragend vertreten, ein hoher thurmartiger Bau enthält eine Wasserreinigungsanstalt und Wasserkühlung mittelst Gradirung.

Höchst lehrreich sind vor allem auch die Ausstellungen des sächsischen Staates und der Gemeinden. Diese Darbietungen werden immer mehr zu einer stehenden Rubrik aller solcher Veranstaltungen. Man darf damit wohl zufrieden sein. Hier fließt eine unerschöpfliche Quelle der Anregung und Belehrung. Freilich hat den ganzen Nutzen nur, wer Zeit zu eingehendem Studium erübrigen kann. Mit großer Genugthuung darf der Staat Sachsen besonders auf die Leistungen seiner zahlreichen gewerblichen Lehranstalten blicken, ebenso auf die Vorführungen der Universität Leipzig und der Technischen Hochschule Dresden. Die Stadt Leipzig gibt in einem eigenen, ausgedehnten Gebäude Rechenschaft von ihrer fürsorglichen Thätigkeit für Gesundheit und Behagen der Einwohnerschaft. Die Fülle des Verdienstlichen und Interessanten ist in diesen Abtheilungen der Ausstellung unmeßbar.

Auch eine Kunstausstellung in eigenem Tempel befindet sich im Ausstellungsgelände, besonderen Obolus heischend. Das scheint fast des Guten zu viel! Doch will uns bedünken, daß eine gelegentliche Abwechslung im Schauen zwischen den Gegenständen der Kunst und des Gewerbes erfrischend und belebend wirkt. Damit soll nicht gesagt sein, daß beide Arten des Genusses in einem gewissen, einander ausschließenden Gegensatz stehen, etwa jede eine besondere Provinz des Gehirns beansprucht, während die andere sich auszuruhen vermag. Ganz im Gegentheil, es wächst von Ausstellung zu Ausstellung der Antheil derjenigen Darbietungen, bei deren Prüfung man auch ästhetische Befriedigung empfindet, und immer berechtigter darf man von diesen unsrer Culturepoche in Saft und Blut übergegangenen Veranstaltungen sagen: Et hic dü sunt! Auch hier wird für die Ewigkeit gebaut! Sei es, da diese Seite des Ausstellungswesens einmal angeschlagen ist, gestattet, einige allgemeinere Bemerkungen einzuflechten. Mit Unrecht wird Uebles von den Ausstellungen in dem Sinne gesagt: sie degradirten sich allmählich zu Jahrmärkten. Die so Urtheilenden knüpfen an einige zweifellos gegebene Vergleichspunkte mit Jahrmärkten ein übertriebenes und ungebührlich abfälliges Urtheil. Es ist ja richtig, die Vergnügungsecke, stolzer der Vergnügungspark genannt, den keine Ausstellung mehr entbehren will und kann, hat inhaltlich eine sehr nahe Verwandtschaft mit dem auf keinem Jahrmarkt fehlenden, gern besuchten Winkel, wo Thierbuden, Carousels, Wachsfigurencabinette u. s. w. ihren Platz finden, und auch darin gleichen sich Ausstellung und Jahrmarkt, daß dieselben Unternehmer jetzt von Ausstellung zu Ausstellung ziehen, wie andere etwas weniger vornehm auftretende von Jahrmarkt zu Jahrmarkt. Fahrendes Volk hier und dort! Indessen, abgesehen von der besseren Qualität der im Vergnügungspark einer Ausstellung gebotenen Genüsse, mit diesem Punkt ist auch die Aehnlichkeit zwischen beiden öffentlichen Veranstaltungen erschöpft. Die Ausstellung an sich ist kein Markt, und wo hin und wieder eine Ausnahme gemacht und das Verkaufen gestattet wird, da sind solche Fälle in verschwindender Minderheit und bestätigen nur die Regel, daß hier Erzeugnisse aller Art ausschließlich zur Vermittlung ihres Bekanntwerdens oder Bekanterhaltens in möglichst gefälliger Art zur Schau gestellt werden, ohne daß ihre unmittelbare Verwerthung beabsichtigt und betrieben wird. Aehnliche Absicht verfolgen allerdings auch Märkte und Messen, aber mit dem wesentlichen Unterschied, daß die unmittelbare Verwerthung des Dargebotenen die Hauptabsicht ist. So erscheinen Ausstellungen, verglichen mit der früher alleinigen Form öffentlicher Schaustellung und dem von ihr unzertrennlichen, häßlichen Anhängsel des lärmenden Ausrufens, des Marktens und Feilschens, als die ungleich vornehmere Form der Bekanntgabe neuer Erzeugnisse der Gewerbthätigkeit. Im Grunde genommen ist diese Form als das naturgemäße Ergebniß sowohl des erleichterten Verkehrs, als der riesigen

Fortschritte der Technik zu betrachten. Die alten Formen waren der neuen Zeit gegenüber viel zu eng geworden, sie mußten durch andere ersetzt werden, und es ergab sich die Ausstellung als die geeignetste gewissermaßen von selbst, und sie drängte sich immer unentbehrlicher und zwingender als passendes Befriedigungsmittel eines unleugbar vorhandenen Bedürfnisses der Orientirung auf, je vielseitiger die gewerblichen Erzeugnisse und vor allem, je verwickelter die von Maschinerie beeinflußten Verfahrungsweisen wurden, die kennen zu lernen nicht bloß als ein allgemeines Bildungsbedürfniß, sondern für alle im praktischen Leben stehenden als eine Nothwendigkeit anzuerkennen ist. An diesem Punkt lenkte das Ausstellungswesen endgültig von dem Wege ab, auf welchem es eine Zeit lang wieder sich den Formen der Märkte und Messen zu nähern schien. Fortan blieb als Regel alles Kaufen und Verkaufen von Ausstellungen verbannt, und ihr Nutzen allgemeiner und besonderer Art wuchs in dem Grade, als auf ihnen Maschinen und ganze Fabricationen genau so im Betrieb gezeigt wurden, wie sie sonst nur in den betreffenden Fabriken zu sehen waren. Je länger, desto mehr führte sich eine fernere Hebung des Ausstellungswesens, auch die Betheiligung von Stadt und Gemeinden an der oben an dem Leipziger Beispiel erörterten Art ein. Auch hier findet ebenso das allgemeine Bildungs-, als das praktische Orientirungsbedürfniß seine Befriedigung.

Man sage nicht, diese unzweifelhaft vorhandenen Bedürfnisse können auch anderswie befriedigt werden, bei heutigen Verkehrsverhältnissen um so bequemer, als Jedermann leicht an die betreffenden Erzeugungsstätten reisen könne. Vielleicht wird in Zukunft diese Anschauung einmal in beschränkter Weise Recht behalten, wenn der Zonentarif mit sehr billigem Fahrpreise allgemein eingeführt werden sollte. Dann wird dem ein bestimmtes Fabricat Suchenden oder dem für eine bestimmte Verfahrungsweise Interessirten sich die Aufsuchung der betreffenden Erzeugungsstätte vielleicht als das billigere und wirksamere Mittel zur Erreichung seines Sonderzweckes empfehlen. Einstweilen orientirt man sich viel billiger und umfassender auf einer Ausstellung. Und für das allgemeine Bildungsbedürfniß, das bei fortschreitender Cultur sich immer mehr mit Entschiedenheit geltend machen wird, dürften trotz aller weiteren Verkehrserleichterungen Ausstellungen unentbehrlich und zugleich das bequemste, billigste und wirksamste Befriedigungsmittel bleiben. Würde beispielsweise verhältnißmäßig so viel Wissen über elektrotechnische Dinge verbreitet sein ohne die mühelos orientirenden Ausstellungen?

Thöricht erscheinen deßhalb, einer tieferen Erfassung des Ausstellungswesens als eines naturnothwendigen Entwicklungsergebnisses gegenüber, alle Declamationen gegen die Ausstellungen, alle Voraussagungen, daß es mit dieser „Modekrankheit" bald ein Ende nehmen werde. Thöricht und unbegründet dünken vor allem die Enthaltungen und angeblichen Ausstellungsmüdigkeiten. Es hat damit aber keine Noth: die sich blasirt von Ausstellungen Ablehrenden werden schon ihren Schaden besehen und erkennen, was ihr Interesse gebietet; und wo sie Schädigungen durch Nachahmung z. B. neuester Muster befürchten, da wird es vollkommen genügen, die Welt und sie selber befriedigen, wenn sie das Beste der letzten Saison zur Anschauung bringen. Werden Ausstellungen aber als Einrichtungen anerkannt, die mittelbar oder unmittelbar der allgemeinen Wohlfahrt dienen, dann erwächst der tüchtigen Leistung auch die Pflicht, sich zu zeigen, und es darf nicht ferner als Entschuldigung gelten, „man habe es nicht nöthig, auszustellen". Vor dem neuen socialen Geist, der trotz seiner Befehdung durch die Stumm und verwandte Naturen die Geister erobert und alle Besorgnisse vor einem zur Uncultur zurücklenkenden Umsturz zu Schanden machen wird, bestehen solche Engherzigkeiten nicht. Das sei mit aller Schärfe gesagt im Augenblick, wo die Entscheidungen für eine Betheiligung der deutschen Industrie an der Pariser Weltausstellung getroffen werden. Es könnte unserm Vaterland, unsrer aufstrebenden Industrie, unsrer achtunggebietenden Ausfuhr kein schlimmerer Streich versetzt werden, als wenn Deutschland nicht mit allem Glanz in Paris vertreten wäre!

Nikolaus I. von Rußland.

Von Arthur Kleinschmidt.

II.

Die auswärtige Politik war von Nikolaus' Thronbesteigung bis zu seinem Tode emsig thätig; der Reichskanzler Graf Nesselrode wußte sich zwar zu schmiegen, sprach aber im Sinne der Mäßigung, wenn seinen Gebieter der Uebermuth zu sehr anwandelte, und behauptete die leitende Rolle. Auf die Nachricht vom Dekabristenaufstande waren die Perser in Rußland eingefallen, General Jermolow aber, gegen den der Kaiser bald einen ungerechtfertigten Groll kehrte, und sein glücklicher Nebenbuhler Paskewitsch schlugen sie wiederholt, und bei dem Friedensschlusse in Turkmantschai trug Rußland 1828 Armenien davon. Lediglich aus politischen Beweggründen, keineswegs aus Sympathie trat Nikolaus 1827 für die Unabhängigkeit der Griechen vom Sultan ein, seine Flotte vereinigte sich mit den Flotten Frankreichs und Großbritanniens, und die türkische ging bei Navarin zu Grunde; Nikolaus selbst zog in den Türkenkrieg, Graf Diebitsch überstieg, was noch keiner gewagt, als Oberbefehlshaber den Balkan, drang fast ungehindert bis Adrianopel vor, erlangte den Ehrennamen „Sabalkanski", und Friedrich Wilhelm III. bezeichnete ihn als „zweiten Hannibal". Unter preußischer Vermittlung erfolgte 1829 der Friede von Adrianopel. „Sabalkanski" befestigte sich immer mehr in des Kaisers Huld, wie ihr Briefwechsel uns bezeugt, und während er in Europa siegte, drang gleichzeitig Paskewitsch-Eriwanski in der asiatischen Türkei weithin vor.

Hatte Nikolaus den Verfassungsbruch Karls X. von Frankreich mißbilligt, ja war er doch entrüstet über den Raub der Krone durch Herzog Ludwig Philipp von Orleans und wollte mit dem „fluchwürdigen Usurpator" nichts zu thun haben. Er fühlte sich wegen der Erfolge des Türkenkriegs unüberwindlich und dachte an Krieg gegen den „Unterthan der Pöbelmeinung"; er rief alle Russen aus Frankreich ab und verbot den Franzosen Rußland, nahm aber diese Schritte nach wenigen Tagen zurück. Einerseits Fürst Lieven und Graf Pozzo di Borgo, andrerseits Nesselrode und Großfürst Konstantin riethen vom Kampfe ab und Graf Cancrin stellte dem Kaiser vor, Rußland habe kein Geld zu einem neuen Kriege. Diebitsch hingegen und der Kriegsminister Graf Tschernitschew theilten die Kriegslust Nikolaus', der glaubte, im Sinne der heiligen Allianz und der Legitimität auftreten zu müssen; Diebitsch ging nach Berlin, wo ihm die Legitimisten große Verehrung erwiesen und der König im Bunde mit Rußland sein Heil erblickte. Trotzdem lehnte Friedrich Wilhelm III. es ab, anzugreifen, und wollte nur dann das Schwert ziehen, wenn Frankreich Uebergriffe nach außen mache; ebenso verweigerte er ein Eingreifen in Holland, wo König Wilhelm I. Hülfe gegen die Belgier erbat, und Nikolaus, der Wilhelm so gern ein Heer gesandt hätte, mußte sich bequemen, Frieden zu halten, ja er erwies sich dann Belgiens gerechten Forderungen sogar geneigt. Von allen Mächten zuletzt erkannte er Ludwig Philipp als König an, ließ es aber noch lange an diplomatischen Unhöflichkeiten nicht mangeln. Diebitsch verließ

unverrichteter Dinge Berlin. Und nun stand Polen auf, die Revolution ergriff immer mehr Länder. Alle Freundlichkeit gegen Polen hatte nichts gefruchtet, selbst die Errichtung eines Denkmals für König Johann III. Sobieski als seinen Vorgänger wurde Nikolaus nicht gedankt; am 25. Januar 1831 entsetzte ein Reichstag ihn und seine Dynastie des polnischen Thrones. Nikolaus schickte ein gewaltiges Heer unter Diebitsch gegen die Polen, doch stand Diebitsch zu sehr unter der Einwirkung des Großfürsten Konstantin, dem er von früher Dank schuldete und von dem er wußte, daß er Polen heiß liebte und zumal für Warschau zitterte. Nach dem unentschieden gebliebenen Kampfe bei Grochow mußte Diebitsch sofort Praga erstürmen, wo sein Vortrab bereits eingedrungen war, und mußte von Praga aus Warschau bombardiren, doch unterließ er es, Konstantin zuliebe und weil der Trunk ihn um alle Energie brachte. Prinz Eugen von Württemberg, sein Feind, behauptet geradezu, Diebitsch habe absichtlich Fehler begangen, um Rußlands Waffen in Polen Unglück zu bereiten; jedenfalls beeinträchtigte er seinen eigenen Feldherrenruhm und soll später selbst seine Reue über die Connivenz an Konstantin ausgesprochen haben. Nikolaus verhehlte ihm sein Mißfallen nicht, und eben sollte Diebitsch abberufen werden, da starb er, und sein Nachfolger Paskewitsch machte seine Fehler gut, erstürmte Warschau, unterwarf mit großer Härte das Land und vollzog laut organischem Statut vom Februar 1832 die Vereinigung desselben mit Rußland; er pacificirte so gründlich, daß selbst das Jahr 1848 an Polen ruhig vorüberging.

Indem Nikolaus der Pforte Hülfe gegen Mohammed Ali von Aegypten leistete, brachte er sie unter seine Tutel und bewirkte 1833 durch die Defensiv-Allianz von Hunkiar-Skelessi, daß das Schwarze Meer zum russischen Binnensee und daß die Dardanellen allen fremden Kriegsschiffen gesperrt wurden. Im Geiste Peters des Großen und der zweiten Katharina schritt er, unbekümmert um die Eifersucht der Westmächte, auf der Straße nach Konstantinopel voran. Während sein Einfluß in Persien wie in den Donaufürstenthümern entschied, kam er in Centralasien in Conflict mit Großbritannien; die Expedition des Generals Perowski nach Khiwa verunglückte zwar 1840, doch eine zweite von 1854 machte Khiwa zum russischen Dependenzstaate. Da es in russischem Interesse lag, so näherte sich Nikolaus dem britischen Cabinet, vortrefflich von seinem Gesandten Brunnow unterstützt, und die Quadrupelallianz vom 15. Juli 1840 löste Großbritannien von Frankreich, verknüpfte es in der Orientfrage mit Rußland und isolirte Frankreich. Preußens fühlte sich Nikolaus völlig sicher, nicht nur verketteten Verwandtschaftsbande ihn intim mit dem König, dieser bewies auch dem Schwager die größte Willfährigkeit und fürchtete ihn; die reactionär-pietistische Hofcamarilla in Berlin sah in Nikolaus, dem Horte der Legitimität, ihren Heiland, und noch 1863 führte General v. Wrangel den russischen General Katzow mit den Worten vor des Zaren Todtenmaske: „Täglich bete ich zu ihm, weil er ein Monarch und ein Mensch war, wie es keinen mehr gibt." Nikolaus aber sah mit stetem Verdacht auf Friedrich Wilhelms IV. unberechenbare Neuerungslust, wie er sich selbst als Gottes auserlesenes Rüstzeug im Vernichtungskampfe gegen die Revolution betrachtete. In den Revolutionsjahren 1848 und 1849 beobachtete er anfangs eine zurückhaltende Rolle, lehnte die ihm von Dänemark angebotene Intervention ab, begünstigte aber nachher diesen Staat gegenüber den deutschen Mächten. Die Haltuug des Königs von Preußen gegenüber der Revolution erfüllte ihn mit begreiflicher Mißachtung, die er durchaus nicht verhehlte; der König war kein Soldat, Nikolaus desto mehr, und ihr gemeinsamer Feind, der Feind aller Fürsten war die Revolution. „Wir sind alle solidarisch," sagte er zu Graf Bißthum, „hier aber fürchte ich augenblicklich nichts; so lange ich lebe, wird man sich nicht rühren." Die Kaiserin weinte über die demüthigenden Nachrichten aus Berlin, Nikolaus polterte und war, wie Bernhardi erzählt, in der gereiztesten Stimmung. Trotzdem Oesterreich in Zerrüttung war, schützte es Nikolaus mit seinem Nimbus und litt nicht, daß Preußen sich an Oesterreichs Stelle im Deutschen Bunde setze. Als Ludwig Philipp, der ihm ja stets unsympathisch gewesen, im Februar 1848 entthront wurde, zeigte Nikolaus eine maßlose Freude und erkannte die Republik an. Da brach der ungarische Aufstand los; Nikolaus, der für Polen fürchtete, ging gern auf die vom Kaiser Franz Joseph erbetene bewaffnete Intervention ein und schrieb an Paskewitsch: „Es ist Mein Wille, die Mir von der Vorsehung anvertraute Macht dem Kaiser von Oesterreich zur Verfügung zu stellen." Er sprach wiederholt dem schneidigen Windischgrätz seine Anerkennung aus und übertrug Paskewitsch den Oberbefehl der Interventionsarmee. Der Feldmarschall führte den Auftrag mit altem Glücke, wenn auch nicht mit alter Energie durch; beide Kaiser trafen sich in Warschau, und als Görgey im August 1849 bei Vilagos vor den Russen capitulirte, stieg ihnen dies gewaltig zu Kopfe. Paskewitsch meldete Nikolaus die Botschaft mit den bekannten Worten: „Ungarn liegt zu Eurer Majestät Füßen!" Daß aber sein Heer für die besiegten Ungarn offene Sympathien bekundete, verdroß Nikolaus nicht wenig, auch war dem Ausmarsche nach Ungarn die Entdeckung einer socialistischen Verschwörung in Rußland (Petraschewski'sche Verschwörung) vorausgegangen, in die fast nur Adel verwickelt war, die auf Proudhons Lehren schwur und die Ermordung der kaiserlichen Familie plante, um dann die Republik zu proclamiren; Dostojewski gehörte diesem Complot an. Nikolaus war trotz Paskewitschs Siegen verstimmt, der Tod seines geliebten letzten Bruders Michael, der an der Cholera starb, erhöhte seine üble Laune; sein Haar begann zu ergrauen, in seine Stirn gruben sich Furchen ein, mehr als je zog er sich in sich selbst zurück. Man ging ihm gern aus dem Wege, und die Reaction benutzte die Verstimmung, um noch schroffer aufzutreten und die Bande noch schärfer anzuziehen.

Daß Preußen ein constitutioneller Staat wurde und Verhandlungen anknüpfte, um sein Unionsproject durchzuführen, reizte des Zaren Grimm; er dachte an eine Intervention zugunsten der Schwarzenbergischen Politik, an einen Krieg gegen Preußen, zumal es ihm nicht gelang, dort ein Cabinet Gerlach zustande zu bringen. Er kam 1850 in Warschau mit Franz Joseph und Friedrich Wilhelm, Fürst Felix Schwarzenberg und Graf Brandenburg zusammen, verhandelte mit ihnen wegen der deutschen Frage, stützte sich auf die Verträge von 1815 und widersprach Preußens Vergrößerungsprojecten. Brandenburg mußte auf die Unionspolitik verzichten, sich Nikolaus' Schiedsspruch unterwerfen und eine Oesterreich günstige vorläufige Uebereinkunft abschließen. Edwin v. Manteuffels Sendung nach Warschau erzielte nichts, er brachte nur die Alternative heim, entweder müsse Preußen zum alten Bundestage zurückkehren, oder es riskire den Krieg gegen Rußland, Oesterreich und Großbritannien. Nikolaus ließ durchaus keinen Zweifel daran, daß er im Kriege auf Oesterreichs Seite stehen werde, und Brandenburgs Nachfolger, Frhr. Otto v. Manteuffel, ging die Olmützer Punctationen mit Schwarzenberg nothgedrungen ein. In bester Laune war Nikolaus von Warschau heimgekehrt, die Monarchen von Oesterreich und Preußen dünkten ihm Vasallen und er sagte zum britischen Botschafter, er sei Oesterreichs ganz sicher und in Berlin werde man jedem seiner Winke gehorchen.

Louis Napoleon machte seinen Staatsstreich, von dem Leopold v. Gerlach schreibt: „Der Leichtsinn, mit dem man die Usurpation Louis Bonapartes beurtheilt, grenzt an das

Digitized by Google

Unglaubliche. Man fühlt nicht, daß damit die letzte Frucht unsrer Siege von 1813—1815 zerstört wird; die vertragsmäßig aus Frankreich verbannte Familie Bonaparte, die Europa 15 Jahre lang auf das schmachvollste tyrannisirt, regiert wieder. Von dem rechtmäßigen Könige von Frankreich stiegen wir zu Louis Philippe, dann zur Republik, dann zu Louis Bonaparte hinunter." Der russische Botschafter Kisselew soll Kunde vom bevorstehenden Staatsstreiche gehabt haben, und Nikolaus überlegte, was er thun solle, falls sich Napoleon zum Kaiser erkläre. Er wollte ihm die oberste Gewalt, die Dictatur, das Consulat zugestehen, nicht aber die Annahme des Kaisertitels wegen der imperialistischen Erinnerungen der französischen Armee, Napoleon aber lehnte seine Vorstellungen unbedingt ab und verbat sich als Repräsentant der Unabhängigkeit Frankreichs jede Einrede. In Wien und in Potsdam conferirte Nikolaus mit beiden Herrschern; er schickte Anerkennungsschreiben und Creditive nach Paris, erkannte im Januar 1853 Napoleon III. zwar als Kaiser an, weil derselbe den Sieg des monarchischen Princips über die Revolution bedeutete, verweigerte aber die Anrede „Monsieur mon frère", da Napoleon nicht wie er von Gottes Gnaden sei, und gab ihm nur „Mon bon ami". Die französische Regierung verhehlte ihren Aerger nicht, Napoleon aber nahm Kisselew trotz des verweigerten Brudertitels an, rächte sich freilich durch seine Allianz mit Großbritannien.

Seine Machtstellung in Europa verblendete Nikolaus; seiner Meinung nach sollte die Türkei nicht fortbestehen; da aber ihr Verfall wie ihre Unterjochung nothwendig zu einem europäischen Kriege führen mußte, so hätte er am liebsten in Verständigung mit Großbritannien die Türkei friedlich getheilt und die orientalischen Verhältnisse geordnet; das war, nach Baron Meyendorffs Wort, sein Steckenpferd. Nach Nikolaus' Meinung mußte man die Türkei anders behandeln als andere Staaten, mußte sie brüskiren und durch Brutalität „den kranken Mann" einschüchtern, um ihn gefügig zu machen; er besprach sich mit dem britischen Gesandten Sir J. Seymour, war aber zu einem Kriege nicht vorbereitet und glaubte nur, seine autokratischen Wünsche auch bei der Türkei durchzusetzen. So faßt wenigstens Edwin v. Manteuffel in seinen Briefen an Ranke, welche diese „Beilage" jüngst publicirte, die Lage auf. Alle Cabinette aber waren voll Neid auf Nikolaus' Stellung, Großbritannien wollte seine Macht schwächen, Napoleon III. die eigene Rolle erhöhen und Frankreichs Autorität rehabilitiren, Oesterreich war voll Undankbarkeit für 1849, der Ministerpräsident Graf Buol-Schauenstein haßte Nikolaus ganz persönlich und schürte bei den Westmächten. In Preußen war ja eine starke Partei durchaus für Rußland, und Wrangel erklärte dem König: „Wir können nicht anders, wir müssen mit Rußland gehen", Nikolaus hatte ja doch nicht nur Oesterreich gerettet, sondern auch Preußen sein Heer gegen die Revolution angeboten und seinem Schwager nur dabei gerathen, lieber mit eigener Hand als mit fremden Bayonetten den Frieden im Lande wieder herzustellen. Nikolaus rüstete und schickte im Februar 1853 den Admiral Fürsten Menschikow als außerordentlichen Gesandten an den Divan ab, um Rußlands Stellung gegenüber Oesterreich und Frankreich zu befestigen; er achtete nicht auf die bestehenden Verträge, und Menschikow benahm sich ebenso brutal wie ungeschickt. Trotz aller Vorstellungen Nesselrode's und trotz seiner Unzufriedenheit mit Menschikow machte Nikolaus zwei Armeecorps mobil. Die falsche Lage, in die er nun gerieth, benützten Frankreich, Oesterreich und Großbritannien; Napoleon zog aus dem Staub der Archive das französische Schutzrecht über die Katholiken in Palästina hervor, auch Oesterreich sprach in diesem Sinne, und Nikolaus betonte nun sein Schutzrecht über die orthodoxen Unterthanen des Sultans, obwohl, wie Gerlach sagt, die griechische Kirche von ihm gar nicht beschützt zu sein wünschte; er wollte „sein Volk montiren", meint Manteuffel. Die Pforte lehnte Menschikows Ultimatum ab, Menschikow verließ Konstantinopel, ohne etwas erreicht zu haben, und Nikolaus erklärte im Juni dem Sultan den Krieg; machttrunken taumelte er in denselben, wie Orlow sich äußerte, der auch zu Manteuffel sagte: „Die Kunst des Regierens besteht darin, daß man zur rechten Zeit streichelt, zur rechten Zeit eine Ohrfeige gibt; der Kaiser hat der Pforte zur unrechten Zeit eine Ohrfeige gegeben und sitzt nun in der Patsche." Trotzdem alle Mächte, selbst Preußen, ihre Mißbilligung aussprachen und Nesselrode abrieth, ließ Nikolaus durch den Fürsten Gortschakow die Donaufürstenthümer im Juli besetzen. Später hätte Nikolaus wohl nachgegeben, man verlangte aber sein Einlenken unter ihn verletzenden Formen, die Westmächte drüskirten, Oesterreich und Preußen verließen ihn. Edwin Manteuffel ging im Juni 1854 nach St. Petersburg, um dem Kaiser vorzustellen, Preußen sei durch den Vertrag vom 20. April d. J. genöthigt, Oesterreich beizuspringen, wenn die Russen in den Donaufürstenthümern blieben, und Nikolaus blieb Manteuffels Entschiedenheit und Redekunst gegenüber nichts übrig, als seine Truppen über die Donau zurückzurufen; am 21. Juni trat Gortschakow den Rückzug an. Frieden zu schließen war jedoch der immer mehr isolirte Kaiser nicht gewillt und zu Manteuffel sagte er erregt: „Ich bin gefaßt, daß ich Petersburg verliere — dann gehe ich nach Moskau, und daß ich auch das verliere — dann gehe ich nach Sibirien oder Kamtschatka. Frieden schließe ich nicht. Ich aber, oder, wenn nicht ich, mein Sohn oder, wenn nicht der, mein Enkel kehren wieder zurück nach Petersburg und bleiben auf dem Thron. Was dann aber aus den übrigen Monarchien in Europa geworden sein wird, weiß ich nicht." Bernhardi traf den Nagel auf den Kopf: „Sehr klar ist, daß die Dinge dem Kaiser vollkommen über den Kopf gewachsen sind und daß er ihrer durchaus nicht mehr Herr ist. Er ist nicht mehr der Treibende, sondern der Getriebene, und kann weder stillstehen noch umkehren, er muß vorwärts!" ... Der Kaiser ist jetzt, da man ihn auf dem rechten Wege hat, bei allen Parteien populär wie nie zuvor: wollte er aber einen Frieden schließen, der nicht Rußlands ausschweifendste Hoffnungen und Forderungen erfüllte, so würde ... kein Mensch im weiten Rußland begreifen wollen, warum. Wie ein Verräther an der Sache des heiligen Vaterlandes und der griechischen Kirche würde der Kaiser dastehen, und wie schnell, wie viel allgemeiner würde dann die Erinnerung wiederkehren, daß er ein Fremder ist, ein Deutscher, ein Prinz von Holstein-Gottorp!" In St. Petersburg redete man sich immer mehr in die Selbsttäuschung hinein, die Slawophilen führten das Wort, und Fürst Wassiltschikow erklärte rundweg in Berlin im Herbst 1854, Rußland könne nur in Konstantinopel Frieden schließen.

Den Oberbefehl über die Südarmee übertrug Nikolaus im October 1854 neuerdings dem Fürsten Michail D. Gortschakow, obwohl er ihn als unfähig im April d. J. desselben enthoben hatte; der Fürst operirte so ziellos, daß ihn eine französische Caricatur mit Recht im August 1855 darstellte, in einer Hand das Wort „ordre", in der andern „contreordre" haltend, auf den Lippen „désordre", und Fürst Menschikow, der trotz des Fiasco bei dem Divan den Oberbefehl über Land- und Seemacht in der Krim führte, war so wenig dazu geeignet, daß General Popow in seinen Denkwürdigkeiten meinte, „man könne ihm nicht über zwei Mann das Commando anvertrauen". Einen vorzüglichen Alliirten fanden die Feinde Rußlands in des Zaren Eigensinn, er wollte die gezogenen Gewehre nicht einführen,

Digitized by Google

und die Feinde konnten aus einer Distance schießen, wo an das Ripostiren nicht zu denken war; selbst die russischen Garden hatten keinen Begriff von der Fernwirkung des gezogenen Gewehrs, womit sogar die Türken bewaffnet waren, und als z. B. bei Eupatoria die ersten Flintenkugeln sie umsausten, waren die sie abgebenden Schützen so weit entfernt, daß man sie anfangs gar nicht sah und meinte, das Geräusch komme von Brennsen; die Russen hatten nur einige Scharfschützenbataillone, die Alliirten alle gezogene Gewehre. Dies entschied in hervorragendem Maße den Mißerfolg. Am 20. September erlitt Menschikow die Niederlage an der Alma durch die Franzosen und die Briten, die übrigens in der Krim bedeutend weniger schadeten als erstere, und mußte auf Sewastopol zurückgehen. Nikolaus sagte zu Graf Münster, der Verlust der ganzen Krim stehe in Möglichkeit, er aber werde nicht um das geringste von dem abweichen, was er für den Frieden verlangt habe und verlangen müsse; er setzte hinzu: „Verliere ich die Flotte und Sewastopol, worauf ich ganz vorbereitet bin, so bin ich auch ganz darauf gefaßt, daß Oesterreich, von meiner Lage profitirend, mir den coup de pied de l'âne versetzen wird. . . . Sagen Sie dem König, daß ich auf ihn rechne, daß er Oesterreich wenigstens von dieser Infamie abhalten würde. Von einer Alliance der drei Mächte ist leider nicht mehr die Rede, hoffentlich läßt mich aber der König hiebei nicht im Stich und hält mir Oesterreich vom Leibe." Münster fand Nikolaus sehr angegriffen, doch gottergeben, und Nikolaus betheuerte ihm: „Für den Glauben habe ich mein Volk aufgerufen, für den Glauben sind meine Armeen marschirt." Menschikow konnte nicht verhindern, daß Briten und Franzosen bei Eupatoria landeten, er warf sie nicht ins Meer, wie der Gebieter forderte; die Alliirten umgingen die Bucht von Sewastopol, nahmen Balaklawa ein und bombardirten Sewastopol. Menschikow wurde wiederholt geschlagen; auf die Nachricht, daß er am 17. Februar 1855 abermals eine Schlappe erlitten habe, entließ ihn Nikolaus, der bereits kränkelte, am 24. d. M. und ersetzte ihn durch Gortschakow. Nikolaus' herrischer Sinn, sein persönliches und nationales Selbstbewußtsein bluteten unter den Schlägen, die ihn im Cabinet und im Felde fortgesetzt trafen, der Sturz aus der Höhe war zu jäh. Seine Gesundheit war gebrochen, die majestätischen Züge verlängerten sich, er war nur noch der Schatten von ehedem; einst das Bild der Kraft und des Lebens, jetzt von Kummer gebeugt. „Wie hat sich unser armer Kaiser verändert", sagten die Muschiks, sich bekreuzigend, zu einander, wenn er im Schlitten vorüber fuhr. Trotz seiner Leiden arbeitete er voll Pflichttreue von 6 Uhr früh bis tief in die Nacht. Bei einer Revue baschkirischer Truppen erkältete er sich, sein Leibarzt Dr. Mandt hatte ihm abgerathen, sie abzuhalten; er aber hatte ihm geantwortet: „Ihr habt Eure Pflicht gethan, Doctor, nun laßt mich die meine thun." Als er heimkehrte, ergriff ihn die Grippe; trotz aller Bitten nahm er keine Medicin, er wollte sterben; erst am fünften Tage der Krankheit legte er sich, vom Fieber bezwungen, zu Bett, die Lungenentzündung brach aus, und nachdem er das Abendmahl genommen, fragte er die Aerzte, wann er gelähmt sein und wann er ersticken würde. Seine letzten deutlichen Worte galten dem König von Preußen, dem sie durch die Kaiserin bestellt wurden: „Sagt Fritz, er soll stets derselbe für Rußland bleiben und Papa's Worte nicht vergessen." Dann nahm er Abschied von seiner Familie, von Adlerberg, Orlow und anderen Freunden und starb am 2. März 1855, kurz nach Mittag am Lungenschlag. An seiner Auffassung bis zuletzt festhaltend, hatte er noch kurz zuvor ein Manifest erlassen, er habe den Krieg völlig uneigennützig, lediglich zum Zweck der Befreiung der orthodoxen Kirche eröffnet. Am Berliner Hof brachte der Tod eine große Erschütterung hervor; der König, der laut weinend die Kunde mittheilte, telegraphirte der verwittweten Kaiserin: „Wir grüßen die geliebte Schwester unter tausend heißen Thränen mit den Worten des Herrn: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Wir umarmen den geliebten Alexander und sagen, des geliebten Kaisers Vermächtnißworte „An Fritz" sind ein Heiligthum". Und an seinen Freund v. Bunsen, der Nikolaus als den Darsteller des Prinzips der Gewaltthat gehaßt hatte, schrieb er tadelnd und unter der Versicherung, im Himmel werde Bunsen dem Todten einst abbitten, am 4. März: „Einer der edelsten Menschen, eine der herrlichsten Erscheinungen in der Geschichte, eines der treuesten Herzen und zugleich einer der höchsten Herren dieser engen Welt ist vom Glauben zum Schauen abgerufen worden. Ich danke Gott auf Knieen, daß Er mich würdigte, bei dem Tode des Kaisers Nikolaus tiefbetrübt zu sein, daß er mich gewürdigt, sein Freund im schönsten Sinne des Wortes zu werden und in Treue zu bleiben." Ganz anders dachten viele in Preußen, voran Bernhardi, der den dortigen „Kaisercultus" geißelte. Nikolaus' Tod war ein welthistorisches Ereigniß; sein Sohn, Alexander II., sollte Rußland bald den Frieden bringen, dessen es so dringend bedurfte.

Mittheilungen und Nachrichten.

* XV. Congreß für innere Medicin zu Berlin. In der Donnerstag-Vormittagssitzung referirte Prof. Dr. Unverricht, Leiter des Magdeburg-Sudenburger Krankenhauses, über Epilepsie. 100,000 Epileptiker — so führt Vortragender aus — sollen im Deutschen Reich vorhanden sein, daraus geht die große sociale Bedeutung der Epilepsiefrage hervor. Unverricht beschäftigt sich darauf, die Pathogenese der Epilepsie zum Gegenstand seiner Auseinandersetzungen zu machen. Die Berechtigung, aus Thierversuchen auf die menschliche Epilepsie Schlüsse zu ziehen, bestreitet er, weil die so erzeugten Krampfanfälle in vielen Punkten von den Anfällen der echten Epilepsie abweichen. Auch die durch Gifte, z. B. Strychnin, erzeugten Anfälle hält Unverricht zu Analogieschlüssen nicht für so werthvoll, weil bei der menschlichen Epilepsie wenig Wahrscheinlichkeitsgründe dafür sprechen, daß es sich um innere Vergiftungen handelt. Vortragender hat deßhalb selbst die durch elektrische Reizung der Hirnrinde (cortex cerebri) erzeugten Anfälle zum Studium gewählt und ist dabei zu dem Ergebniß gelangt, daß die Hirnrinde nicht nur für die Entstehung, sondern auch für die Fortentwicklung des Anfalls das bestimmende Organ ist. Bei den durch Rindenreizung erzielten Krampfanfällen erscheint vor allen Dingen die Thatsache bemerkenswerth, daß jeder complete epileptische Anfall sich aus zwei Hälften zusammensetzt, welche die aufeinanderfolgende Erregung der beiden Großhirnhälften widerspiegeln. Es zucken zuerst sämmtliche Muskeln der einen, dann in ganz typischer, von der hinteren Extremität beginnender Reihenfolge die der anderen Körperhälfte. Folgen sich die Anfälle in schnellerem Tempo, so wird dieser Gang verwischt und es tritt das vorhergehin wie bei der genuinen, d. h. echten Epilepsie ein verbreiteter Muskelkrampf ein. Unter Umständen entsteht durch spontane Rückfälle ein status epilepticus, welcher Unverricht Gelegenheit gab, die Einwirkung der verschiedenen Beruhigungsmittel zu studiren. Es sei uns hervorgehoben, daß sich das Morphium hiebei gar nicht bewährte, während das Chloral von auffälliger Wirkung war — eine Erfahrung, die auch klinisch vom Vortragenden vielfach bestätigt worden ist. Wenn man Theile der motorischen Region fortnimmt, so werden auch die Krampfanfälle verändert und verstümmelt. Die entsprechenden Muskeln zeigen dann keine Zuckungen mehr. Nimmt man, wie es der Vortragende in seinem sogen. „Fundamentalversuch" schildert, die ganze motorische Region einer Seite fort, so treten nur halbseitige Krampfanfälle auf. In den zu den exstirpirten Centren gehörigen Muskelgruppen kommen aber noch geringe Krampferscheinungen — secundäre Krämpfe — zu Stande, entweder klonischer Natur, d. h. Anfälle von kurzer, unterbrochener Dauer (secundärer Klonus) oder tonischer Natur, die Dauerkrämpfe (secundärer Tonus). Sie begleiten nur die Krämpfe der andern Seite (die primären Krämpfe) und fallen

mit diesen fort, wenn man auch die andere motorische Region exstirpirt. Aus dem „Fundamentalversuch“ geht weiter hervor, daß auch die hinteren Rindengebilde epileptogene, d. i. zur Epilepsie führende Eigenschaften haben. Bezüglich der Athmung weist Unterricht nach, daß die krampfhafte Erregung einer bestimmten Rindenstelle einen langdauernden Athemstillstand hervorruft. Greift der Muskelkrampf weiter, so kann man an der Athemeurve häufig eine Phase unterscheiden, in welcher die Exspirationsmuskeln, und eine andere, in welcher die Inspirationsmuskeln Krämpfe zeigen. Von principieller Bedeutung ist der Athemstillstand, welcher durch einen „Hemmungskrampf“ zu Stande kommt, eine Form der Erregung, welche physiologisch noch wenig beachtet worden ist. Am Gefäßapparat spielen sich Veränderungen ab, welche eine Eintheilung in vier Stadien gestatten. Im ersten Stadium kommt Beschleunigung des Pulses und Blutdrucksteigerung, im zweiten Verlangsamung, im dritten eine weitere Beschleunigung bei hohen Pulsen und im vierten die Rückkehr zur Norm zur Beobachtung. Greift der Anfall auf die andere Körperhälfte über, so wiederholen sich die Stadien noch einmal und es zeigt sich also auch am Gefäßapparat eine Zweitheilung des Anfalls, welche auf die getrennte krampfhafte Erregung der beiden Hirnhälften hinweist. Die Veränderungen am Gefäßapparat sind von den Muskelkrämpfen unabhängig, denn sie bleiben auch nach Curarevergiftung bestehen, welches Gift zu die Muskeln lähmt und ausschaltet. Man kann dann einen rein vasomotorischen, auf die Gefäßkrämpfe beschränkten epileptischen Anfall beobachten. Bei der Uebertragung der Thierversuche auf die menschliche Epilepsie gilt die vergleichende Physiologie als Leitstern. Diese beweist, daß die Hirnrinde in der stufenartigen Entwicklung der Organismen immer höher hinauf von den motorischen Functionen Besitz ergreift, und es ist daraus zu schließen, daß beim Menschen die Epilepsie erst recht corticaler Natur sein muß, wenn sie schon beim Hunde von der Hirnrinde ausgeht. Es spricht dafür auch die klinische Beobachtung selbst, welche mit zwingender Nothwendigkeit auf die Hirnrinde hinweist. Zwischen der sogenannten corticalen Epilepsie und der genuinen und einfachen besteht kein grundsätzlicher Unterschied, sondern nur ein Unterschied in Bezug auf die Heftigkeit in dem Ablauf des Anfalls. Es muß also auch die genuine Epilepsie als corticale bezeichnet werden. Bei dieser corticalen Natur des Krampfes ist es begreiflich, wenn auch andere krankhafte Erregungen sich in der Hirnrinde abspielen, wie es bei Epileptikern in den sogenannten Aequivalenten geschieht. Diese sind aber nur Complicationen der Epilepsie; aus dem ruhigen Aequivalenten darf man nicht auf das Vorhandensein von Epilepsie schließen, nur das Auftreten von Rindenkrämpfen ist das ausschlaggebende. Es würde sonst der Begriff so verschwommen werden, daß man, wie es leider z. B. seitens Lombroso, dessen Leistungen und Bedeutung in Deutschland vielfach weit überschätzt werden (Ref.), geschehen ist, alle explosiven Charaktere als Epileptiker bezeichnen müßte. Die Epilepsie ist nur ein symptomatischer, d. i. gewisse sinnfällige Erscheinungen zusammenfassender Begriff, der allmählich ganz die Bedeutung einer genuinen Erkrankung verlieren wird, wenn man erst die Ursache des Krampfes in den einzelnen Fällen genauer kennt. Bei den Alkohol-, Blei-, uretischen und urämischen Krämpfen weiß man, daß die Epilepsie ein Symptom einer bestimmten Erkrankung ist. Je weiter unser Erkenntniß vordringt, desto mehr wird das Gebiet der genuinen Epilepsie eingeengt werden.

* **Wiesbaden.** Hier starb der Geh. Hofrath Prof. Dr. Karl Remigius Fresenius an einem Schlaganfall. Er war einer der hervorragendsten Forscher auf dem Gebiet der analytischen Chemie und ein vielgesuchter Lehrer. Am 28. December 1818 zu Frankfurt a. M. geboren, widmete er sich zunächst der Pharmacie, studirte dann in Bonn und Gießen Chemie und wurde 1841 Assistent bei Justus v. Liebig. 1843 habilitirte er sich daselbst als Privatdocent, wurde 1845 als Professor an das Landwirthschaftliche Institut in Wiesbaden berufen und begründete hier 1848 ein chemisches Laboratorium für Forschungs- und Unterrichtszwecke, das im Laufe der Jahre mehrfach erweitert und seit 1884 mit einem hygienisch-bacteriologischen Laboratorium verbunden wurde. Das Fresenius'sche Laboratorium erfreut sich seit Jahren eines ungesehenen Rufes und wird vorzugsweise von Chemikern, Technikern und Aerzten besucht, auch vielfach für Untersuchungen im Interesse der Industrie, des Bergbaues, der Landwirthschaft und Gesundheitspflege in Anspruch genommen. Fresenius' Hauptwerke, „Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse“ und „Anleitung zur quantitativen chemischen Analyse“, sind in 16, bezw. 6 Auflagen erschienen und in fast alle lebenden Sprachen übersetzt worden. Seine in Gemeinschaft mit Will angegebene Methode zur Prüfung von Alkalien und Säuren hat in der Technik allgemeine Anerkennung und Anwendung gefunden. Ferner schrieb Fresenius ein Lehrbuch der Chemie für Landwirthe und gab eine „Zeitschrift für analytische Chemie“ heraus. Vielfach beschäftigte er sich auch mit der Untersuchung von Mineralwässern, deren Resultate in den „Chemischen Untersuchungen der wichtigsten Mineralwässer des Herzogthums Nassau“ und in mehreren Monographien niedergelegt sind.

ɑɑ **Berlin.** In der letzten Sitzung der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre zu Berlin sprach Hof- und Gerichts-Advocat Dr. Alexander Nicolaeni (Linz) über „Geschlechtsvormundschaft und hausherrliche Gewalt vom Standpunkt der Rechtsvergleichung“. Während, so begann der Redner, man früher das Princip vertrat, daß die Organisation der menschlichen Gesellschaft auf der Abstammung vom Manne beruhe und daß so die auf dem Mannesstamm aufgebaute Familie grundlegend sei, hat der befruchtende Einfluß der Naturwissenschaften, die uns des genaueren über die Bildung des Rechtes und der Sitten belehrt haben, diese Ueberzeugung erschüttert. Wenn wir zurückgreifen auf frühere Tage der Menschheitsgeschichte, so begegnen wir einer anderen Art der Familie, die sich um die Frau, um die Mutter gliedert. In unseren Tagen finden wir diesen Zustand in der Irokesenfamilie. Die Frau ist hier Hüterin des Hauses und der Wirthschaft, sie bestellt das Feld, besorgt die Hütte aus, unterhält das Feuer und conservirt die Jagdbeute. Der Mann hält sich nur vorübergehend bei der Frau auf, er kommt zu ihr, wenn er nicht mehr zu essen hat. Benimmt er sich ungebührlich, so wirft ihn die Frau hinaus. Bei der Scheidung behält die Frau das Haus und die Kinder. Solcher und ähnlicher Gestalt war die auf der Vorherrschaft der Mutter aufgebaute Familie. Um die Mutter bildete sich ein gewisses Band der Blutsverwandtschaft, alle sich an die Mutter anschließenden Gruppen sind genossenschaftlich organisirt. In dieser Genossenschaft gibt es keine Unterschiede, weder Herren noch Sklaven. Eine solche Periode des Matriarchats ist zweifellos bei allen Nationen dem Patriarchat vorausgegangen. Mythen und Sagen deuten darauf hin; in Tacitus' Germania sehen wir germanische Stämme unter römischem Einfluß im Uebergang zum Patriarchat befindlich, wie wir überhaupt alle Ursache haben, anzunehmen, daß auch die „wandernden Krieger“ sich in der mutterrechtlichen Periode befunden. Auch bei Strabo finden wir Berichte über mutterrechtliche Verhältnisse bei den Iberern, die nordischen Sagen zeigen uns die Frau in öffentlicher Versammlung und bei vielen orientalischen Völkern ist wohl die bevorzugte Stellung der Königin-Mutter ein Ueberbleibsel aus vergangenen Zeiten. Herodots Beschreibungen endlich bieten ein reiches Material von Zuständen und Ereignissen der mutterrechtlichen Periode. Die aufkommende Gewohnheit, daß ein männliches Mitglied des Stammes die Rechte von den Stammesgenossen kaufte und sich dadurch die Frau erwarb, bereitete die Herrschaft des Mannes vor. Allmählich erweitert sich das Ansehen des vom Manne gegründeten Hauses, seine Macht beruht auf dem Schutzbedürfniß der Weiber und Kinder. Der Vater (= Herr) verpflichtete sich zum Schutze, doch konnten ihm seine Schutzbefohlenen das Verhältniß kündigen. Nunmehr bilden sich Rangabstufungen heraus, wie Schwesterbruder, Mutterbruder. Mit dem Jagdrecht als Vorrecht des Mannes fällt diesem der Nahrungserwerb und damit die Herrschaft über die Frau zu, welche die Dienerin des Mannes wird. Mit der Zucht des Hausthiere und der Zunahme der Bevölkerung, unter welcher die Blutsverwandtschaft zum Stamme erwächst, steigt das Schutzbedürfniß der Weiber und Kinder in demselben Maße, wie der Eigenthumsbegriff sich entwickelt. Der Mann erfindet die Mittel, fremde Stämme dem seinigen einzuverleiben. Aus dieser Unterjochungsperiode der Frau unter die Herrschaft des Mannes bei den Griechen stammt auch Herakles, der Weiberfeind, der durch Kampf die Welt von der Weiberherrschaft befreit. Die Führung der Waffen wird das vornehmste Geschäft, die Grundbedingung zum höheren socialen Rang. Bezeichnend für diese Periode ist z. B. das Resultat des Kampfes als Gottesurtheil; nur Waffenfähige können in der Volksversammlung sprechen, woselbst auch alle Rechtssachen erledigt werden. Hier beginnt die Geschlechtsvormundschaft. Die Frau hat ihre Selbständigkeit verloren, sie kann ohne Vormund kein Rechtsgeschäft vornehmen. Die verschiedenen Beschränkungen der Frau hängen von Zeit- und Culturzustand eines Volkes ab. In der Ehe übt der Mann die Geschlechtsvormundschaft für seine Frau aus. Er ist der Herr, sie ist ihm Gehorsam schuldig als ihrem Beschützer. Wenn auch die genn der Römer und Griechen und die Sippe der Germanen letzte Züge

einer mutterrechtlichen Structur tragen, so verrathen sie doch ihren Ursprung aus derselben. Schon im Anfang der römischen Geschichte spielt die gens eine große Rolle. Nur Angehörige einer gens konnten politische Rechte ausüben. In den Heeren der Republik tritt die gens ebenfalls in den Vordergrund. Die patria potestas bildete sich erst allmählich heraus. Im Rom der Republik war das Haus eia durch die Religion geschütztes Heiligthum, in dem der Vater der Herr war. Dennoch war die Stellung der Frau hoch geachtet und der Gatte, der sich gegen seine Frau verging, war, wenn es zu Unrecht geschah, der öffentlichen Verurtheilung sicher, die unter Umständen den Verlust politischer and bürgerlicher Rechte nach sich ziehen konnte. Im römischen Rechte aller Zeiten finden wir die Geschlechtsvormundschaft, selbst im Rom der Kaiserzeit, in welchem die weitgehende Frauenemancipation sogar manche schlimme Erscheinung hervorbrachte. (Nur während der Dauer des Codex Theodosianus hatte die Frau das Recht, sich selbständig vor Gericht zu vertreten. Justinian hob dieses Recht schon wieder auf.) Der Sippe der Germanen stand unter ihren vielen Unerechten auch das Recht der Verheirathung zu, wie das des Schutzes der mißhandelten oder verwittweten Frau. Im letzteren Falle steht überhaupt der Sippe die Vormundschaft zu, während unter normalen Verhältnissen der Ehegatte der Vormund seiner Frau in allen rechtlichen Angelegenheiten ist. Die Wittwe zahlt der Sippe eine Schutzsteuer gewäß gesetzlicher Vorschrift. Von den Berathungen der Sippe ist die Frau ausgeschlossen und hat, da sie nicht waffenfähig ist, auch keinen Antheil am Wehrgelde. Im allgemeinen war, was Tacitus anerkennend bemerkt, die germanische Ehe monogamisch, wenn es auch den Fürsten gestattet war, Kebsweiber zu halten. Der germanische Mann übt energisches Hausherrenrecht und hat weitgehende Befugnisse. Jahrhundertelang übte die Sippe vormundschaftliche Gewalt aus and erst die fränkische Zeit kennzeichnet das Schwinden ihres Einflusses. Hier beginnt die Zeit des Königsschutzes. Wittwen und Waisen stehen unter dem besonderen Rechte des Königs, wie der Königsschutz überhaupt auf alle außerhalb der Sippe stehenden Personen sich erstreckte. Dem immer größer werdenden Mißbrauch der vormundschaftlichen Königsrechte durch mächtige Günstlinge tritt die Kirche entgegen, welche, die Frau schützend, die bestehenden Härten des handherrlichen Regiments abzuschleifen suchte. Die Bischöfe schützten ihre Schutzbefohlenen, Arme, Waisen und hülflose Personen. Dennoch aber erhielten sich die alten starken germanischen hausherrlichen Rechte durch das ganze Mittelalter hindurch im wesentlichen unverkümmert. Trotz alledem aber war das Eheleben keine Tyrannei. In allen Zeiten hat bei den Griechen, Römern und Germanen die sexus dignitas eine große Rolle gespielt. Auch in den Rechten der Gegenwart nimmt die Frau als Hausmutter eine bevorzugte Stellung ein, trotzdem sie in privatrechtlicher Beziehung häufig hinter dem Manne zurücksteht. In Oesterreich ist die rechtliche Stellung der Frau etwa folgende: Noch dem bürgerlichen Recht erhält die Gattin den Namen und Stand des Gatten, unter dessen Gewalt sie auch rücksichtlich ihrer Person und ihres Vermögens kommt. Sogar das Züchtigungsrecht steht dem Manne zu, ebenso wie die Gewalt über die Kinder, deren Erziehung er bestimmen kann. Bei Eingehen der Ehe kann die Frau einen Ehecontract mit ihrem Gatten schließen, in Ermangelung eines solchen sagt jedoch das Gesetz, daß aller Erwerb vom Manne herrührt und daß die Gattin ihr Vermögen dem Manne anvertraut hat. Der väterliche Verwandte ist als Vormund bestimmt. Das österreichische Gesetz ist also streng vaterrechtlich. Die Frauen dürfen wohl Herrscherinnen sein, aber sie dürfen keinem politischen Vereine angehören. Das Züchtigungsrecht des Mannes erklärt auch das Hamburger Stadtrecht gültig, sofern es nicht in Mißhandlung ausartet. Nach dem preußischen Landrecht besitzt der Gatte das uneingeschränkte Benützungs- und Verwaltungsrecht in Vermögensangelegenheiten. Er muß seine Ehefrau vor Gericht vertreten. Im Vergleich zum gemeinen Recht erscheinen die Bestimmungen des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches als ein großer Fortschritt. Hier finden wir eine elterliche Gewalt und damit wird die Frau für fähig zur Uebernahme von Vormundschaften erklärt. Das englische Recht gab früher in Vermögenssachen nur den weiblichen Actionären der ostindischen Company gleiches Recht mit den männlichen, in letzter Zeit hat es sich jedoch sehr zu Gunsten der Frau entwickelt. Die nordischen Völker, die in dieser Beziehung am weitesten vorgeschritten sind, haben die Geschlechtsvormundschaft aufgehoben und halten nur in Streitigkeiten an der patria potestas fest. In den Vereinigten Staaten von Amerika existirt dem Buchstaben des Gesetzes nach die patria potestas noch, nur im Staate Massachusetts ist sie ausdrücklich aufgehoben worden. In Frankreich hält der Code Napoléon die Geschlechtsvormundschaft fest. Der Mann schützt die Frau und die Frau gehorcht dem Manne. Die Frau hat kein Recht, sich selbst vor Gericht zu vertreten; ein Dritttheil ihres Einkommens hat sie zur Verfügung und Verwaltung des Mannes zu stellen. Aehnlich ist es in Italien, Belgien und Spanien. In Rußland ist die Frau dem Manne fast gleichberechtigt und hat Sitz und Stimme im Mir. Die Principien der Frauenemancipation sind nicht die des Rechtes, sondern die der Macht. Die wirthschaftliche Macht aber ist die Grundlage des Rechtes. Die wirthschaftliche Arbeit der Frau als Hausfrau, Gattin und Mutter ist stets der männlichen Arbeit würdig gewesen; zu allen Zeiten war die Frau sich dieser Bedeutung bewußt, hat diese aber Jahrhunderte lang niemals im öffentlichen Leben geltend gemacht. Jetzt fangen die Frauen an, ihre wirthschaftliche Bedeutung in jeder Beziehung zu erkennen.

* **Wien**, 12. Juni. Tel. Der Cultur- und Kunsthistoriker, ehemaliger Director des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, Hofrath Jakob v. Falke, ist, 73 Jahre alt, gestorben.

* **Paris.** Die Frage, wem der akademische Sessel des verstorbenen Herzogs von Aumale zufallen werde, ist der Gegenstand eifriger Discussionen in der Pariser akademischen Welt. Die Partei der Herzoge, zu deren Wortführer sich der „Figaro" macht, begünstigt die Candidatur des Generals du Barail, der in Afrika der Kampfgenosse des Herzogs von Aumale gewesen und nach dem Kriege von 1870 Kriegsminister war. Als literarische Leistung hat der General drei Bände Memoiren aufzuweisen, die inhaltlich interessant und lebendig geschrieben sind. Man sagt aber allgemein, daß sie von fremder Feder, einer der gewandtesten des conservativen Journalismus, stark überarbeitet seien, so daß sie eher gegen, als für die Candidatur des Generals du Barail sprechen dürften.

* **New-York.** Alvan Clark, der berühmte Teleskoplinsen-Schleifer, ist am 9. d. M. einem Schlagflusse erlegen. Schon der Vater des Verstorbenen fertigte unübertroffene Linsen für astronomische Zwecke an und ergründete das Geheimniß, wie man sie ohne Blasen darstellen könne. Der Sohn, welcher die Methode verbesserte, war auch ein Astronom von Ruf. Die größten Linsen, welche Alvan Clark je hergestellt hat, waren die für das Lick-Observatorium in Californien, 92 cm im Durchmesser, und die für die neue Universitäts-Sternwarte in Chicago, 102 cm im Durchmesser.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Dr. Gustav Waniek: Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1897. — Th. Stromer: Die Schweiz, praktisches Handbuch für Reisende. 18. Aufl. (Griebens Reisebücher, Bd. 23.) Berlin, Albert Goldschmidt 1897. — Führer durch Ueberlingen am Bodensee und Umgebung, bggb. v. Leo Woerl. Würzburg und Leipzig, Woerls Reisebücherverlag.

Neuigkeit 1897.

Liebe will keine Meisterin.

Lustspiel in drei Aufzügen

von **Ed. Aly.**

Ort und Zeit der Handlung: **Rom um 1530.**

Von besonderem Interesse für alle Freunde des **Michelangelo Buonarroti.**

80. VI u. 145 Seiten. Preis geheftet 2 M.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Vervielfältigung (17110)

von Schriftstücken jeder Art (sowohl in großer als auch in geringer Zahl von Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semle in Neuburg a. D.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 14. Juni. Nummer 132.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Naturheilkunde und Wissenschaft. Von Dr. J. Schuh. — Das 104. Blatt aus dem Register des Thorscheibers von Jerusalem vom Jahre 27 mit der Meldung Jesu u. a. Von Prof. Dr. David Kaufmann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Naturheilkunde und Wissenschaft.

Von Dr. J. Schuh.

„Natura sanat, medicus curat“, das ist der Grundsatz der wissenschaftlichen Medicin, der auf der Thatsache beruht, daß Krankheit ein „Leben unter veränderten, i. e. anormalen Bedingungen“ ist. Das „Sanare“ der Natur äußert sich in dem Bestreben, die veränderten Bedingungen aufzuheben oder sonstwie auszugleichen. Die bekanntesten unter den hieraus hervorgehenden Erscheinungen sind das Fieber und die Entzündung, welche aber oft höhere Grade annehmen, als der Heilung zuträglich ist; mit anderen Worten: Die Heilbestrebungen der Natur können dadurch, daß sie eine über die Erfordernisse der betreffenden Krankheit hinausgehende Intensität erreichen, selbst zu einer Gefahr werden. Hiedurch ist auch schon der Begriff des „Curare“ gegeben: der Arzt hat die Aufgabe, den Heilungsproceß zu überwachen und unter gegebenen Umständen regelnd in denselben einzugreifen. Um diesen Anforderungen genügen zu können, muß der Arzt einen bestimmten Bildungsgang durchgemacht haben, in welchem er folgendes lernen muß: die normale Anatomie und die normale Physiologie, ferner die Bedingungen, unter welchen der normale Zustand in den pathologischen übergeht, sowie welche Erscheinungen und Veränderungen hiedurch entstehen, endlich in welcher Weise solchen Veränderungen der normalen Function vorgebeugt werden kann und wie dieselben zu behandeln, d. h. günstig zu beeinflussen sind.

Hienach dürfte jedem, der sehen und urtheilen will, die Richtung und das Wesen dessen, was man unter wissenschaftlicher Medicin versteht, klar sein; und es ist daher das Auftauchen einer sogenannten „Naturheilkunde“, da diese Bezeichnung, wie wir sehen, der wissenschaftlichen Heilkunde κατ' ἐξοχήν zukommt, um so weniger erklärlich, als deren Programm eigentlich nur negativer Art ist, indem ihr Hauptstreben darauf gerichtet ist, sich in Gegensatz zur Wissenschaft zu setzen. Daher müssen wir uns in Ermangelung einer Definition des Begriffes Naturheilkunde darauf beschränken, diese Gegensätze, soweit sie überhaupt der Besprechung würdig sind, zu beleuchten.

Der erste in Betracht kommende Vorwurf, der immer wieder erhoben wird, liegt in der von „Naturärzten“ beliebten Bezeichnung unsrer Wissenschaft als „Schulmedicin“. Wie absurd solche Bezeichnung ist, lehrt die einfache Ueberlegung, daß es überhaupt keine Wissenschaft gibt, die nicht von Lehrern ihren Schülern überliefert und so weiter gepflanzt wird. Wenn speciell in der Medicin jeder nur das gelten ließe, was er durch eigenes Forschen, d. h. durch mehr oder minder glückliches Experimentiren am Kranken, sich an Fähigkeiten aneignet, und wenn jeder wieder von vorn anfangen müßte — das wäre die wahre Nichtschulmedicin — dann möchte ich den Patienten sehen, der sich zu solchen Versuchen hergäbe. — Ueberdies ist aber auch die ganze „Naturheilkunde“ nichts als eine auf dem Boden der wissenschaftlichen Medicin gegründete Lehre, denn wenn die Vertreter derselben auch bei jeder Gelegenheit gegen ihre Feindin losziehen, so haben sie doch die Grundlagen unsrer Wissenschaft, wie die Lehren der Anatomie, Physiologie ꝛc., einfach übernommen; sie sind also der verhaßten „Schulmedicin“ nicht weniger als alles schuldig. Sollte aber der in dieser Bezeichnung liegende Vorwurf so gemeint sein, daß da mit den Aerzten das „Jurare in verba magistri“ als Grundzug ihres Handelns imputirt wird, so können wir uns zur Widerlegung dieser Behauptung viele Worte ersparen und brauchen nur auf den steten Fortschritt der Medicin hinzuweisen, sowie auf den aus jeder Nummer der wissenschaftlichen Journale leicht festzustellenden lebhaften Meinungsaustausch; denn das „Jurare in verba magistri“ bedingt Stagnation, in unsrer Aerztewelt aber herrscht ein kritischer, stets weiterstrebender Geist.

Ein weiteres Gebiet für ihre Angriffe haben die Naturärzte darin gefunden, daß sie immer und immer wieder dem Aerztestand die Anwendung von „Giften“ vorwerfen. Damit schlagen sie zwei Fliegen mit einer Klappe, denn erstens ist dies ein Punkt, der, weil theilweise wahr, in populärer Form nicht zu widerlegen ist, obgleich jeder halbwegs naturwissenschaftlich Gebildete den Schwindel — wir finden kein anderes Wort — durchschaut, und zweitens läßt sich das Publicum durch solche Behauptungen am leichtesten fangen. Wenn wir aber nun in der naturmedicinischen Literatur nach einer Definition des Begriffes „Gift“ suchen, so finden wir keine solche, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Gegner selbst nicht im klaren darüber sind; denn die wissenschaftliche Anschauung, nach welcher die allermeisten therapeutischen Mittel schädlich wirken können, wenn sie unrichtig angewendet werden, wiederzugeben, hieße soviel, als den Laien vor Nichtfachleuten, d. h. vor „Aerzten“, die sich von der Wissenschaft losgesagt haben oder überhaupt nie studirten, warnen.

Im Durchschnitt genommen, nennen die Gegner jedes chemische Präparat ein Gift und sind besonders schlecht auf die Alkaloide zu sprechen, welche die künstlich isolirten Bestandtheile verschiedener Pflanzen und Droguen darstellen. Denn nach dem „Gedanken“-gang der „Natur“-Fanatiker muß doch die natürliche Pflanze viel mehr Einfluß auf Störungen der Natur haben, als ein künstlich daraus gewonnenes Präparat! Um diesen Punkt klar zu legen, genügt ein besonders prägnantes Beispiel, zu dem noch Analogien in großer Zahl ohne Mühe zu finden wären: Das Opium entstammt direct der Mohnpflanze[1]) (es ist der

[1]) Kobert, Lehrb. d. Pharmakotherapie. Stuttgart, Ende 1897.

aus angeschnittenen Mohnköpfen austretende getrocknete Saft) und enthält außer 10 Proc. Morphin und circa 14 Proc. Narcotin noch 17 andere stickstoffhaltige meist alkaloidische Substanzen, wie Codein, Thebain, Papaverin ꝛc. — Dieses Mixtum compositum mit dem Namen Opium entfaltet nun seine Wirkung speciell im Darm, und zwar in der Weise, daß es die Peristaltik vermindert; mit anderen Worten, es wirkt stopfend. Wollte man das Opium aber anwenden, um die Wirkung des in ihm enthaltenen Morphins zur Geltung kommen zu lassen, so wäre der Erfolg der, daß man ein Quantum benöthigen würde, dessen Gehalt an anderen Alkaloiden Vergiftungserscheinungen hervorrufen müßte.[1]) Deßhalb hat man das Morphin rein dargestellt, und ich möchte den Arzt kennen lernen, der ein Gefühl für die Leiden seiner Patienten hat und trotzdem aus „Prinzip" das „Gift" nicht anwendet. Aehnlich verhält es sich mit dem Chinin, Cocain, Atropin, Eserin ꝛc.

Außer diesen hat uns die Chemie mit einer Anzahl rein künstlich hergestellter Präparate beschenkt, von denen ich exempli causa nur das Antipyrin, Phenacetin ꝛc. nenne. Dieselben bilden eine werthvolle Bereicherung unsres Arzneischatzes. Und doch sind dies alles Gifte, ebenso wie auch der Alkohol, der ein so werthvolles Stärkungsmittel ist, zum Gift werden kann, wenn er in Uebermaß genossen wird; ebenso wie auch das Wasser den Menschen tödten kann, wenn es irrationell oder ohne Kenntniß seiner Wirkung auf den Organismus zu Heilzwecken gebraucht wird. Denn — wir wiederholen — der kundige Arzt wird mit demselben Morphin einen Kranken retten können, mit dem der Laie einen anderen ganz gesunden Menschen vergiftet. Es kommt eben nur auf die Anwendung an. Das weiß wenigstens der gebildete Theil der Naturärzte ebenso gut wie wir, und wir können das Urtheil über die Beweggründe der trotzdem stets fortgesetzten Hetze dem gesunden Verstande der Leser überlassen. Einzelne Punkte dieses Abschnittes werden wir im zweiten Haupttheil unsrer Arbeit weiter auszuführen haben.

Der dritte beliebte Vorwurf der „Naturärzte" gegen die wissenschaftliche Medicin geht dahin, daß die Aerzte nicht genügend individualisirten. Diese Anklage ist so lächerlich, daß sie kaum der Widerlegung werth ist. Wir brauchen ja nur daran zu erinnern, wie es z. B. in der „Sprechstunde" eines Kneipp zugeht, wo Patienten-Untersuchung, also Diagnose, überhaupt nicht ausgeübt wird; der Patient wird mit dem „ärztlichen Scharfblick" angeguckt, die „Anwendungen" dictirt, fertig! Außerdem betrachte man die Hunderte von Mitteln der wissenschaftlichen Medicin und dagegen die wenigen Heilfactoren der Gegner, und man wird sehen, auf welcher Seite mehr Fähigkeit und Gelegenheit zum Individualisiren ist und wo die Schablone und Einseitigkeit herrscht. Wir könnten uns hiemit genügen lassen, jedoch werden wir uns die einzelnen Methoden der Pfuscher im zweiten Theil genauer ansehen.

Ebenso leicht zu widerlegen ist der vierte Vorwurf, nämlich die Abneigung der Aerzte gegen die natürlichen Heilfactoren, Luft, Wasser ꝛc. Hier lassen wir einige Thatsachen sprechen: Das Paradepferd der Natur-Enthusiasten ist immer noch der Bauer Prießnitz, dessen Umschlag in der Medicin — übrigens in modificirter Form — noch heute angewendet wird. Aber diesem einen therapeutischen Agens, das einem Laien seine Entstehung verdankt, stehen zahllose Erfindungen, die von Aerzten gemacht wurden, gegenüber. Wir haben eine wissenschaftliche Wasserheilkunde schon lange vor Kneipp gehabt,[2]) und der Begründer derselben ist Winternitz, Professor der Hydrotherapie in Wien; wir haben schon lange Wasserheilanstalten, die zu einer Zeit bestanden, wo niemand noch den Namen Kneipp kannte;[3]) wir hatten endlich dank der genialen Erfindung Brandts schon lange vor Kneipp die Kaltwasserbehandlung des Typhus (die von seinen Anhängern jetzt Kneipp zugeschrieben wird) — nur daß die Aerzte genau wissen, in welchen Fällen sie dieselbe ohne Schaden für den Patienten anwenden dürfen, während die Wasser-Laien kritiklos jedesmal den Kranken mit kaltem Wasser behandeln und dadurch schon manchen Todesfall verschuldet haben dürften. Lange vor Auftreten der Naturheilkunde wurde bei Lungen- und Herzaffectionen die Luft- oder Terraincur angewendet; lange vorher waren Diätcuren in Gebrauch, wir erinnern nur an die Traubencuren, und lange vorher kannte man die Heilwirkung gymnastischer und ähnlicher Uebungen.

Wir sehen also, daß ein Bedürfniß für eine neue Lehre nicht besteht und nie bestand, da die wissenschaftliche Medicin die Naturheilkunde κατ' ἐξοχήν ist, und dem, was sich „Naturheilkunde" nennt, resp. den Vertretern derselben, vor allem die Kenntniß der menschlichen Natur, dann aber auch die Einsicht in die Wirkung der sogenannten Naturheilfactoren fehlt. Sie lassen nur die erste Hälfte unsres Wahlspruchs, nämlich das „Natura sanat" gelten und vergessen ganz, daß das „Curare" seine wichtige Bedeutung hat, indem der Arzt „tuto, cito et jucunde" curiren soll, was so viel heißt, als daß er in den Gang der Krankheit eingreifen muß, um zu verhindern, daß dieselbe zu große Macht erhält, zu lange dauert und dem Kranken unnöthige Schmerzen verursacht.

Von vornherein theilen sich die Naturärzte in zwei Classen: die Aerzte mit wissenschaftlicher Vorbildung und die Laien, welche durch Lectüre ein oder des anderen Buches sich die „nöthigen Kenntnisse" angeeignet haben, also die eigentlichen Pfuscher. Da wir gesehen haben, in welcher Weise die Lehren der Naturheilkunde denen der wissenschaftlichen Medicin widersprechen, ist es einfach unerklärlich, daß Leute mit der Vorbildung staatlich approbirter Aerzte sich so weit vergessen können, ebenso wie man nicht begreifen kann, daß Naturärzte, die sich doch nicht genug darin thun können, die Wissenschaft und ihre Vertreter fort und fort zu beschimpfen, dennoch den einzigen Titel, den diese Wissenschaft zu verleihen vermag, den „Doctor", stolz ihrem Namen voransetzen.[3]) Denn ein Band vereinigt Naturärzte und -Pfuscher, das ist der Haß gegen die wissenschaftliche Medicin und gegen die Vertreter derselben, die Aerzte. Eine besondere Species von Naturärzten sind die Anhänger Kneipps, die wir deßhalb hier nur zu erwähnen brauchen, weil über sie bereits genügend geschrieben wurde und sie stets daran weiter arbeiten, sich selbst zu richten.

Gehen wir nun auf die verschiedenen Arten der

---

[1]) Lassar-Cohn, Die Chemie im täglichen Leben. 2. Aufl. Hamburg, Voß 1897. Seite 280.

Diese beiden Werke dürften (das erste rein wissenschaftlich, das zweite populär) jedem die nöthigen aber gewünschten näheren Aufschlüsse geben.

[2]) Interessant ist es, in den Kneipp-Blättern es immer so dargestellt zu finden, als ob Winternitz erst nach Kneipp aufgetreten wäre, sowie jede Aeußerung eines Arztes über Wasserheilkunde auf das Kneipp-Verfahren bezogen zu sehen, obwohl selbstverständlich nur die wissenschaftliche Hydrotherapie gemeint ist.

[2]) z. B. Brunnthal, Thalkirchen ꝛc.

[3]) Eine Blüthenlese solcher Beschimpfungen, deren mildeste noch Bezeichnungen wie „Receptschreiberinnung", „Medicinwahn", „Giftmischerei" u. a. sind, findet sich in der 1891 begründeten Zeitschrift „Naturärztl. Sprechstunden", sowie in Arnolds „Schulmedicin und Wundercuren", Leipzig, Spohr 1892, dessen Vorwort sich sehr hübsch und versöhnlich liest und nur das übergroße Selbstbewußtsein des Verfassers unangenehm hervortreten läßt, der die Aerzte zur „Einkehr" veranlassen möchte; dann aber folgt eine durch das ganze Buch sich fortsetzende formliche Sammlung von Schmähungen, Verdächtigungen und Verleumdungen des ärztlichen Standes. Und das heißt man eine „kritische Studie".

Digitized by Google

Naturheilkunde etwas näher ein![1]) Da ist in erster Linie die Licht-Luft-Behandlung, die ihren extremsten Vertreter in dem ehemaligen Buchhändler und jetzigen Verkünder seiner neuen Lehre, A. Just, hat. Seine Anstalt mit dem schönen Namen „Jungborn" liegt im Ederthal im Harz und umfaßt zwei große Parks mit je einem „Lichtlufthäuschen" für jeden Patienten. Diese leben dort wie Adam und Eva im Paradies — nur daß jedes Genus seinen eigenen Park hat — die Cur besteht nämlich im Mangel jeder Kleidung und im Genusse nur ungekochter Nahrung, da ja auch Eva für Adam nicht kochte. Nur ganz ausnahmsweise, wenn sonst das Bleiben des Patienten in Frage stünde, gestattet Just „naturwidrige" Nahrung in Form von gekochten Speisen, selbst Fleisch. Universalmittel ist warme Erde, der Just besondere Heilkraft zuschreibt. Daher müssen die Patienten viel auf bloßer Erde liegen, auch wohl bei günstigem Wetter darauf schlafen, als Salbe für Wunden und Geschwüre dient feuchte warme Erde 2c. 2c.

Die übrigen Naturheilkundigen gehen meist nicht so weit, sie begnügen sich, alle Arzneimittel zu verwerfen, und Körperübungen incl. Massage,[2]) Wasser innerlich und äußerlich, Sonnenbäder und Lufteinathmen zu empfehlen. Einer der thätigsten und ungebildetsten (auf medicinischem Gebiet) ist der ehemalige deutsche Strumpfwirker Richter, der durch längeren Aufenthalt in Amerika zum geriebenen Geschäftsmann wurde und das weit verbreitete Buch „Dr. Airy's Naturheilmethode" verfaßte, sowie eine Unzahl von sogenannten „Anker"-Mitteln herstellt[3]) — nach der Fabrikmarke benannt —, die natürlich alle Krankheiten zu heilen vermögen. Eine weitere Methode, die ebenfalls als Panacee angepriesen wird, ist die der Sonnenbäder — der Patient liegt dabei möglichst entkleidet in der Sonne —, welche ja durch Steigerung der Hautathmung manchen Nutzen schaffen können, aber natürlich als Allheilmittel ein Nonsens sind. Die „Sonnenäther-Strahlenapparate" des „Professor" O. Korschelt haben nach Kobert[4]) „nur die Bedeutung eines unverschämten Schwindels".

Die Athmungscuren — Atmiatrie — genannt, sind der wissenschaftlichen Medicin, die in ihnen ein werthvolles Mittel besonders zur Heilung von Anfangsstadien der Tuberculose ausnützt — Anstalten zu Görbersdorf, St. Blasien 2c. — entlehnt.

Die Diätcuren der Naturheilkundigen sind ebenso einseitig wie die bisherigen. In erster Linie ist der Vegetarianer zu gedenken. Dieselben vertreten bekanntlich den Grundsatz, daß der Mensch nicht für Fleischgenuß bestimmt sei — dem widerspricht aber der ganze anatomische Bau des Verdauungsapparats und dessen physiologische Verrichtungen — und stellen daher den Satz auf, daß die einzig naturgemäße Ernährung die vegetabilische sei, d. h. sie verlangen den Ausschluß aller thierischen Producte aus der menschlichen Nahrung. In der That sehen wir auch oft, daß Menschen unter dem Einfluß rein vegetarischer Ernährung eine geradezu blühende Gesichtsfarbe bekommen — indessen hält dies nicht auf die Dauer an. Verfasser kennt mehrere schon seit langer Zeit dieser Diät ergebene Leute, die ein geradezu erschreckendes Aussehen zeigen. Die bedenklichste Folge dieser Ernährungsart ist aber die oft beobachtete, ziemlich bald auftretende Verkalkung der Arterien.

Eine andere Diätcur, welche die Wissenschaft längst rationell ausgearbeitet hat,[5]) die aber genauester ärztlicher Beobachtung erfordert, soll sie nicht schlimme Folgen nach sich ziehen, ist die sogenannte Schroth'sche Methode, erfunden von dem Bauern Schroth und seitdem kritiklos von Naturheilkünstlern für die verschiedensten Affectionen angewandt. Dieselbe besteht darin, daß eine möglichst wasser- und fettarme Kost auf den Organismus eine wasserentziehende Wirkung ausübt. Daß damit Erfolge erzielt werden können, ist erklärlich; allein ebenso erklärlich und begreiflich ist es auch, daß eine solche Methode ernste Gefahren in sich birgt und nur in die Hände von solchen gehört, welche diese Gefahren zu beurtheilen vermögen und auf Grund ihrer Kenntnisse des menschlichen Körpers und seiner Verrichtungen zu entscheiden im stande sind, in welchen Fällen die Cur angebracht ist.

Ein dem vorigen entgegengesetztes Verfahren besteht in einer Ueberschwemmung des ganzen inneren Menschen mit Wasser oder einer anderen Flüssigkeit, wodurch besonders Giftstoffe aus dem Organismus entfernt werden sollen. Auch dieses Verfahren gehört, obwohl die Urheberschaft von den Naturärzten beansprucht wird, der wissenschaftlichen Medicin an.[1])

Die verschiedenen Wasserheilmethoden können wir kurz abmachen. Auf Kneipp näher einzugehen haben wir keine Veranlassung, da, wie gesagt, hierüber schon eine zu große Literatur besteht. Doch möchte ich nicht falsch verstanden werden. Der Grund, warum ich mich mit dieser Abart der Wasserheilkunde hier nicht weiter beschäftige, liegt lediglich darin, daß der Leser sich in dieser Beziehung mühelos Aufklärung verschaffen kann,[2]) nicht aber darin, daß ich der Ansicht wäre, die wissenschaftliche Medicin dürfe sich solchen Vorkommnissen gegenüber in das Schweigen der Verachtung hüllen. Denn dadurch, daß sie dies vielfach thut, wird der Anschein erweckt, als wäre man außer stande, Kneipp und seinen Anhängern wirksam zu erwidern, was doch nicht der Fall ist.

Nach dieser Abschweifung berühren wir kurz ein geradezu unqualificirbares Verfahren, wir meinen die „Sitzreibebäder", erfunden von dem früheren Tischler und jetzigen „Naturarzt" Louis Kuhne. Hierbei wird dem Patienten im Sitzbade vom Naturarzt mittelst der mit einem Frottirhandschuh bekleideten Hand nicht nur die Haut des Gesäßes, sondern auch die benachbarte Gegend frottirt. Und dazu geben sich, wie von glaubwürdiger Seite[3]) versichert wird, zahlreiche Vertreter der oberen Zehntausend her!!

Ueber die Senftenberg'sche Heilmethode, die schon ans Lächerliche mehr als nur streift, zu sprechen, können wir uns versagen, denn derartiger Wahnsinn, der das Abwaschen des Körpers und darauffolgendes Abreiben mit Heu als Panacee preist, weil die „Hirschkuh ihr Junges auf eine Unterlage von Heu bettet, und wenn ein rauher Wind oder Regen kommt, zieht sie aus dieser Unterlage ein Büschel Heu hervor und reibt das zarte Thier damit ein" und so weiter mit Grazie ad infinitum — derartiger Wahnsinn, sage ich, mag allerdings sehr lucrativ sein, aber vernünftiger wird er auch dadurch nicht, daß sein Erfinder — ein approbirter Arzt ist!

Ueber den Rahmen unsrer Arbeit geht auch das nähere Eingehen auf all die Somnambulismus, Magnetismus u. a. genannten Heilkräfte hinaus; doch möchten wir betonen, daß all die zum größten Theil auf Schwindel

---

[1]) cf. hierzu: Kobert, Lehrbuch der Pharmakotherapie. Stuttgart, Enke 1897.

[2]) Ueber Laienmassage hat sich erst kürzlich Hoffa, der als Autorität in diesem Fach gilt, sehr treffend ausgesprochen in seiner „Technik der Massage".

[3]) Daneben auch Ankersteinbaukasten.

[4]) loc. citat.

[5]) Oertel, Schweninger.

[1]) cf. Nußbaums herrliches, populäres Schriftchen „Eine kleine Hausapotheke". Berlin, Janke 1881. 2. Aufl., Seite 64 ff.

[2]) Besonders empfehlenswerth sind die Schriften: 1. Kneipp und seine ärztlichen Jünger von Niemann, Frankfurt a. M. 1894. Verlag von Joh. Alt. 2. Chalybaeus, Pfarrer Kneipp und seine Cur. Berlin-Neuwied 1893. Heusers Verlag.

[3]) Kobert, loc. citat.

Digitized by Google

gegründeten Heilverfahren dieser Art etwas ganz anderes sind als der von der Wissenschaft längst anerkannte und therapeutisch vielfach verwerthete Hypnotismus.[1])

Unsre Ausführungen wären unvollständig, wenn wir unterlassen würden, darauf einzugehen, wie denn die Naturheilkunde trotz all dieser directen Schädlichkeiten immer weiter sich ausdehnen konnte? — Die Antwort lautet: daran tragen Schuld einmal die großartige Reclame, zweitens die Aerzte selbst und drittens das Publicum.

Also in erster Linie die Reclame. Diese ist ja anerkanntermaßen eine Großmacht in unsern heutigen Verhältnissen, und die Naturheilkünstler haben dies wohl eingesehen und wissen sie zu nützen. Wer kennte nicht Beispiele von solchen Anpreisungen, in denen nichts weniger als die Heilung aller Krankheiten, besonders aber solcher, die von Aerzten aufgegeben wurden, wenigstens versprochen wird? Daß die Diagnose bei den geheilten Fällen, die als Lockmittel zu dienen haben, auch nur hie und da richtig angegeben wäre, ist kaum anzunehmen, wenn man bedenkt, daß die Angabe derselben lediglich vom Patienten ausgeht: „Der Herr Dr. X. hat gesagt, das sei die und die Krankheit." Man muß nur das Publicum, besonders das der niederen Stände kennen, um zu wissen, was für unglaubliche „Diagnosen" oft dem Arzte zugeschoben werden. Um aber auf die Reclame zurückzukommen, so können wir uns ein Bild von deren Wirksamkeit machen, wenn wir daran erinnern, daß z. B. Volbeding, der circa 100,000 Mark jährlich für Reclame ausgab, eine durchschnittliche Jahreseinnahme von 4—500,000 Mark hatte.[2]) Nun wird der Unkundige fragen: Warum machen denn die Aerzte nicht auch von dieser Waffe Gebrauch? Die Antwort lautet: weil die Standesehre es verbietet. Denn nicht Großsprecherei, sondern eigene Tüchtigkeit müssen den Arzt empfehlen und ihm Praxis schaffen.

Die Schuld der Aerzte an dem Ueberhandnehmen der Pfuscherei in jeglicher Gestalt liegt darin, daß man stets meint, sich etwas zu vergeben, wenn man gegen derartige Auswüchse auftritt. Es ist aber doch die Pflicht des Arztes, das Publicum auch vor Schaden zu bewahren. Ueben wir daher eine Art geistiger Hygiene, indem wir den Leuten die Augen öffnen über das, was ihnen die Pfuscher bieten. Die Gegner werden dann zwar von Brodneid, Verläumdung, und wie die Schlagworte alle heißen, fabeln, allein all dieses Geschrei kann den nicht irre machen, der sich bewußt ist, für das Wohl der Allgemeinheit zu kämpfen.

Aber auch das Publicum hat viel Theil an dieser Thatsache, die jeder Einsichtige beklagt. Denn es hilft am meisten dazu, den Pfuschern einen Nimbus zu verschaffen, indem jedesmal, wenn die Cur eines solchen glückte (was gar nicht immer das Verdienst des Naturarztes zu sein braucht), sein Name weitergetragen und lobend erwähnt wird, während bei ungünstigem Ausgang des Experiments der Kranke oder dessen Hinterbliebene still schweigen, um nicht den Fluch der Lächerlichkeit oder Schuld auf sich zu laden. Bei der Beurtheilung der Aerzte ist gerade das Gegentheil der Fall! — Daraus ersieht man aber, daß das Publicum die Inferiorität der Pfuscher wohl beurtheilen kann, also keine Entschuldigung dafür hat, wenn es sich in die Hände derselben gibt.

Daß und in welcher Beziehung dieses Anwachsen der Curpfuscherei schädlich ist, geht aus unsern Ausführungen hervor; nur einen Punkt haben wir in dieser Beziehung speciell zu beleuchten: einen ganz unberechenbaren Schaden übt die Freigabe des ärztlichen Berufes in socialem Sinn aus, da so und so viele Krüppel und Sieche, wenn sie rechtzeitig in sachverständige Behandlung gekommen wären, zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft wirken könnten, der sie unter diesen Umständen nur zur Last fallen.

Daher müssen wir immer und immer wieder die Forderung erheben, daß die Aerzte aus der Gewerbeordnung ausgeschieden werden und damit die ihnen gebührende Stellung einnehmen. Auf diese Weise wird die Curpfuscherei um so schneller von der Bildfläche verschwinden, wenn auch noch auf unbefugte ärztliche Wirksamkeit schwere Strafen gesetzt und in der That verhängt werden. Dann wird endlich der Stand der Aerzte dieselben Rechte haben wie die Anwälte, die Theologen, kurz alle Berufsarten, und es wird auch der Krebsschaden, der an der Volksgesundheit zehrt, verschwinden, nämlich die Curpfuscherei oder, euphemistisch ausgedrückt, die „Naturheilkunde".

---

[1]) Winde: Der Hypnotismus, München, Diepolder 1891.

[2]) Eine ganz neue Art der Reclame, die ebenso originell als schamlos ist, scheint ein gewisser A. Spranger einführen zu wollen. Bisher wurden Broschüren mit Empfehlung bestimmter Naturheilverfahren umsonst versandt, aber dieser Herr scheint nach dem Grundsatz: Doppelt „geleimt" hält besser, zu handeln und verlangt seine Schrift „Ozon-Therapie, eine wissenschaftliche (!) Studie (!) ꝛc., populär bearbeitet von A. Spranger" Selbstverlag des Verf., Commiss.-Verlag Wilhelm u. Brasch Berlin 1897 II. Aufl. um 1 Mk. pro Exemplar! Wie es mit der „Wissenschaftlichkeit" steht, ersehen wie aus der zwar wissenschaftlich klingenden, aber für einen Schüler der zweiten Lateinclasse lächerlichen Uebersetzung von Husten mit Tussis statt tussis (T. convulsiva). Und das ist kein Druckfehler, sondern die Schreibweise findet sich im Inhaltsverzeichniß und als Capitelüberschrift. Im übrigen enthält das Buch nichts als eine Empfehlung der Ozonpräparate S.'s, wobei Gutachten von Autoritäten über Sauerstoff und Ozon so gegeben werden, als seien damit die Ozonpräparate des Verfassers gemeint. Wir warnen daher vor diesem Machwerk.

Das 104. Blatt aus dem Register des Thorschreibers von Jerusalem vom Jahre 27 mit der Meldung Jesu u. a.[1])

Von Prof. Dr. David Kaufmann.

Ueberraschende Botschaft kommt aus Crefeld. Ein Ungenannter, der hinter der Größe seines Fundes verschwinden zu müssen glaubt, hat ein Document ans Licht gezogen, das bei Grabungen in Jerusalem unter Trümmern zum Vorschein gekommen sein soll. Das denkwürdige Blatt, das Gott so sichtbarlich, wie der glückliche Entdecker sagt, „mit seiner schützenden Hand erhalten hat", bringt die erste zeitgenössische Bezeugung für keinen Geringeren als Jesus von Nazareth. Wir haben 4 Columnen aus dem Register vor uns, in dem der Thorschreiber von Jerusalem die Namen der an jedem Tage die Stadt Verlassenden und Betretenden sorgfältig zu verzeichnen hatte. Es fügt sich nun überaus merkwürdig, daß uns gerade das Blatt vom Neujahrstage des Jahres 27 unsrer Zeitrechnung von der Vorsehung zu Crefeld in die Hand gespielt wurde. Der arme Thorschreiber von Jerusalem hat nicht geahnt, was einst bei dem Anblick der Reihen seines Registers im Geiste der späten Nachgeborenen so wundersam sich regen wird, aber seiner Zeit war er dennoch beträchtlich vorangeeilt. Er schrieb schon damals statt Jesus von Nazareth: „Der Gottesmann Jesus kam und ging." Und mit ihm gingen und kamen an jenem Tage: „Joseph als Bildmensch", was so viel wie Künstler bedeuten soll, Jakobus, sein Bruder, und wie ein Wink des Schicksals zugleich auch sein Richter, Kaiphas, der Oberpriester, der sich an jenem Tage eben zum Winteraufenthalt nach Jericho begeben haben soll, Hillel auch, den sie sonst den Weisen nennen, den der Thorschreiber aber als den Weißen einträgt, da der Rabbi schon in den Achtzigern gestanden haben soll; ein schlimmer Gast aus Rom, Sejan, der Prätorianergeneral, das Verhängniß des Tiberius, der Gönner des Pilatus, zu dessen Besuch er

[1]) Aramäisch und deutsch. Palästina-Funde Nr. 1. Crefeld (G. A. Hohns).

eben eingetroffen war, und unter so manchen alten Bekannten und neuen Unbekannten ein „Dorfrabbiner“, Graf Schez, ein hoher Herr, der „zu 3 kam“, was offenbar auf die begleitende Dienerschaft bezogen werden muß.

Ich beeile mich hinzuzufügen, daß hier jeder Gedanke einer Fälschung ausgeschlossen ist. Es ist hier alles echt: echter Papyrus, echte Schriftzeichen, aber auch echte — Unwissenheit. Der Traum, dem der Ungenannte von Crefeld im besten Glauben und in rührender Naivetät zum Opfer gefallen ist, löst sich auf die harmloseste Weise von der Welt. Das althebräische Schriftstück, aus dem seine Gesichte stammen, ist eine arabische Liste von Namen und Zahlen, eine Rechnung, deren Posten am Fuße jeder Columne für jeden, der Augen hat, um zu sehen, sichtbarlich summirt werden; „kam und ging und wohnte“ verwandelt sich in Ganze, Halbe und Viertel, Jerusalem in Kairo und die ganze erlauchte Gesellschaft in ehrsame Steuerträger einer ägyptischen Judengemeinde. Jerusalem ist verschwunden, und vom Zeitpunkt der neutestamentlichen Geschichte trennt uns mehr als ein Jahrtausend. Wie Verkleidete, die ihre Theaterrüstung ablegen, schlüpfen die Helden alle aus der Vermummung, die sie ein toller Einfall zu tragen verurtheilt hat. Jesus wird der ägyptische Chaber, d. h. Rabbiner oder Gesetzeskundige Jeschua, Joseph als Bildmensch enthüllt sich uns als Bürger des ägyptischen Ortes Dumuioa, in dem einst eine berühmte Synagoge stand, aus dem Oberpriester Kaiphas werden die Waisenkinder des Vorbeters Joseph, Sejan schrumpft zu einem Fürsten aus dem Stamme Levi zusammen und Graf Schez sinkt vollends noch unter die Stufe eines Dorfrabbiners, da sich in ihm ein jüdischer Gemeindebeamter vorstellt, der offenbar ein Eingewanderter gewesen sein und aus seiner europäischen Heimath den Namen Anatole mitgebracht haben dürfte. Diese possirlichen Metamorphosen sind aber nur das Vorspiel dessen, was uns an anderen, weniger wegsamen Stellen dieses Registers erwartet. Die arabischen Namen in ihrer hebräischen Umschrift müssen sich die grausamsten Mißhandlungen und Verdeutschungen gefallen lassen. Da erscheint ein Achus Sahal der Aufseher, der im Leben auf den bürgerlichen Namen Abu Sahal, der Vorbeter, gehört hat. Hinter ihm treten Mysus und Ledah auf, die unser Regisseur aus Musa, dem Sohne dieses Abu Sahal, herausstaffirt hat. Leichtbeschwingt, von gelehrtem Ballast unbehindert, von keines Gedankens Blässe angekränkelt, sieht unser Rätselrather über die Buchstaben seiner Vorlage hinweg, macht aus Abu Achus, aus Umm Os und so weiter ins Uneudliche. Da erscheinen dann solche Fabelgebilde wie Os bo aus Nazareth oder gar ein Os Bo des Augias. Os, so werden wir belehrt, bedeutet römisch Mund und im Crefelder Hebräisch: Nasloch. Den Namen Bo erwähnt auch, wie mit beneidenswerther Unverfrorenheit versichert wird, „die Gemara aus dieser Zeit“. Die beiden Mondkälber verwandeln sich aber in zwei Frauen, in die Mutter des Abu Nazar, wie z. B. der berühmte arabische Philosoph Alfarabi geheißen hat, und die Mutter des Ibn ul-Wahsch. Acmullatus der Fremdling, was „der morgenländische Ausdruck“ für Romulus sein soll, ist vollends aus einer armen Wittwe verzaubert. In eine solche löst sich auch eine zweite gar befremdliche Spukgestalt auf: Damalos Bo aus Nazareth; es ist die Wittwe eines Abu Nazar, die wir hier in ihre Rechte einsetzen. Ameran Abanah ist natürlich ihr Sohn Amram. Achus der Starke ist Abul Hassan, einer der häufigsten arabischen Namen, von Mohammedanern und Juden gleich häufig angewendet. Pezailos, „der fußbehaarte“, verwandelt sich in Fadhâil. Damalos Kalil, der Sohn des Dikellos, hieß, bevor er in Crefeld verhext wurde, die Wittwe Chalils des Mandelklopfers. Semadih, der Censor von Lesefehlers Gnaden, muß unbarmherzig zu Schemarja aus Askalon degradirt werden. Gareb Aisa heißt einfach zu deutsch: noch ein Fremder; Akoah Aisa: ferner sein Bruder. Avelad Sugatha verliert seine Fremdartigkeit, wenn wir einfach: die Kinder seiner Gattin übersetzen. Ein Mann aus Kaljûb, eine Angabe, die allein genügte, den Ursprung dieses Blattes in Kairo zu suchen, wird zu einem Pferdehändler. Ein wahres Rettungswerk geschieht an dem Sohne des Serur, Al-Aschkar, dem der Schimpf angethan wird, als Abanah der Betrüger zu figuriren, dessen Vermerk „ging“ obendrein noch besagen soll: „wurde abgeführt“. Zum Schlusse möge noch das Monstrum: Sezsil des Aamas und Astha, eine der grausamsten Gruppen im Hause der Circe von Crefeld, in den triefäugigen Fadhâil und seine Schwester zurückverwandelt werden.

Allein dieser ganze Mummenschanz mit seiner Auflösung, die ihre belustigende Wirkung doch nur beim Licht des arabischen Originals in seiner hebräischen Umschrift voll zu entfalten vermag, würde trotz aller Bedeutung der darin auftretenden Personen keine Beachtung verdient haben, wenn hinter dieser scheinbaren Harmlosigkeit nicht eine ernstliche Gefahr für die Wissenschaft zu fürchten wäre, die wahrlich dringendere und fruchtbarere Aufgaben zu lösen hat, als die Hindernisse und Fallstricke aus dem Wege zu räumen, die Betrogene oder Verblendete für sie bereit halten. Was uns da aus Crefeld über den Weg gelaufen kommt, betitelt sich, drohend genug, als: Palästinafunde. Nr. 1. Der ungenannte Entdecker betreibt, wie er in kostbarer Selbstvergessenheit betheuert, die palästinensische Alterthumskunde „systematisch“. Die Erklärung dafür scheinen die Ankündigungen der beiden inneren Umschlagsseiten zu bieten. Da wird ein Papyrussetzen der Genesis c. 21 aus dem Jahre 330 v. Chr. zum Preise von 10,000, unser Register vom Jahre 27 mit Beilagen vollends für die Summe von 20,000 Mark angeboten. Bei anderen Schätzen wagt der glückliche Besitzer gar keinen Preis zu nennen, begnügt sich vielmehr, die Käufer durch die Drohung „sehr theuer“ anzulocken. Man erinnert sich hierbei sofort der Auction in Köln, bei der Stücke der Bibel aus dem Jahre 1 und Blätter „unbekannter Propheten“ versteigert wurden, lauter Palästinafunde, meistens zu Lakisch aus der Erde gestiegen. Zweitausendjährige Fragmente der hl. Schrift mit Vocalen und Accenten versehen! Das hätten die Buxtorf und Cappellus erleben müssen, um ihre Controversen über das Alter der hebräischen Vocalisation mit einem Schlage gelöst zu sehen. Hier war also durch einen Zauberstreich die Wahrheit zu Tage gekommen, zu deren Erwägung Jakob Bachrach in Bialystok noch vor seinem Tod ein zweibändiges hebräisches Werk von stupender Gelehrsamkeit und tiefbohrendem Scharfsinn Ende 1896 in die Welt gehen ließ. Aber ein Blick auf diese staunenerregenden Funde, und der Zauber war verflogen. Alte Bekannte, die niemals der Boden Palästina's beherbergt hat, man müßte sie denn zu Zwecken der Täuschung für eine Weile in jüngster Zeit darin vergraben haben, Bibelhandschriften, die den vollen Verfall der Vocalisation unter dem Einfluß des arabischen Dialektes Aegyptens in brennenden Zeichen an der Stirne tragen, hebräische Gebete mit arabischen Briefen auf der Rückseite, Producte späterer Jahrhunderte, meist nach dem Jahre 1000 unsrer Zeitrechnung, lauter Stücke ägyptischer Provenienz lagen da zu Tage, die alle gebieterisch nach einem Ursprungsort wiesen: nach der Geniza von Fostat oder Alt-Kairo.

Dieser Fragmentenschatz mittelalterlichen, jüdischen Schriftthums, auf den seit der Auffindung echter Reste vom hebräischen Original der Weisheit Jesus Sirachs die Augen aller Freunde und Pfleger des biblischen Schriftthums sich zu richten angefangen haben, war lange Zeit ein herrenloses Gut. Auf dem Dache der Esrasynagoge in Alt-Kairo in einem viereckigen, ummauerten und nur

Digitized by Google

an der Decke mit einer Oeffnung versehenen Raum untergebracht, lag dieser von der Pietät zahlloser Generationen ängstlich und abergläubisch gehütete Wust uralter Papiere und Pergamente hier unberührt, bis vor wenigen Jahren Neugier und Habsucht verstohlen sich den Zugang zu diesem Versteck eröffneten. Anfangs sickernd, tropfenweise, später in Menge drang der Inhalt dieser Ansammlung alter Literaturreste auf den europäischen Markt. Dank der feuchtigkeitsfreien Luft Aegyptens, die dieses Land zu einem wahren Conservatorenpalast des Alterthums gleichsam vorherbestimmt hat, aus dem heute unter unsern Augen eine wahre Wiedergeburt der classischen und so vieler anderer Literaturen hervorgeht, haben die nach der Bestimmung des jüdischen Gesetzes vor Vernichtung zu schützenden Reste aller hebräischen Schriftwerke und in heiligen Zeichen geschriebenen Urkunden unter dem Schutte und Staube einer ganzen Flucht von Jahrhunderten in dieser Genisa, d. h. Bergungsanstalt, Schutz und unvergängliche Dauer gefunden, so daß sie fast unversehrt, jedenfalls aber in dem gleichen Zustand, in dem sie hinweggeräumt wurden, uns gegenübertreten. Die Wissenschaft hat kaum noch angefangen, die fast unabsehbare Fülle neuer Erkenntniß und ungeahnter Ueberlieferung, die ihr da in den Schoß gefallen, zu verzeichnen oder vollends zu bearbeiten. Aber das Wenige, was daraus vorgelegt worden ist, genügt, um die hochgespannten Erwartungen zu rechtfertigen, die allerorten an diese Funde geknüpft werden. Mag auch, wie es ja auch bei den Fragmenten des altgriechischen Schriftthums so vielfach der Fall ist, das Glück uns äffen und den Faden der Ueberlieferung abreißen, wo wir sie gerade am ungeduldigsten verfolgen mögen, so wird doch trotz allen Stückwerks, diesem Fluche alles menschlichen Wissens, durch diese ungeahnten Schätze unsre Kenntniß des jüdischen Schriftthums und Lebens in einem heute noch gar nicht abzusehenden Maße steigen.

Die Auctionsopfer von Köln und die Entdeckungen von Crefeld sind die Schatten, die jenes große wissenschaftliche Ereigniß vorausgeworfen hat. Auf dem Wege über Palästina, wohin die Fragmente aus den Beständen der Genisa in Alt-Kairo Jahre hindurch verschleppt wurden, ist gar vieles, wenn nicht alles von dem, was heute „systematisch" für die Alterthumskunde Palästina's ausgeschroten zu werden droht, nach Deutschland gekommen. Vielleicht genügt dieses Ursprungscertificat, wenn nicht Selbstbetrug und Gewinnsucht stärker sind als Wahrheit und Urtheilsfähigkeit, um selbst den Urhebern dieser der Wissenschaft so schädlichen und hinderlichen Machenschaften die Augen zu öffnen. Es ist übrigens zum Glück dafür gesorgt, daß die Quelle dieser Ueberraschungen auf die Dauer gründlich verstopft werde. Was jetzt auf den Markt kommt, sind die letzten Spolien jener Beute aus der Esrasynagoge von Alt-Kairo, die so lange im geheimen Langfinger und Händler genährt hat. Mag auch bei der definitiven Ausschöpfung der Genisa, die durch L. Schechter zu Anfang dieses Jahres mit englischen Mitteln durchgeführt wurde, noch manches von Arbeitern und Trägern auf die Seite gebracht worden sein, die große Masse der Urkunden, Literaturdenkmäler und Fragmente jenes Schatzes ruht heute, der Schatzgräberarbeit der Wissenschaft gewärtig, in elf Kisten wohlverwahrt in Cambridge.

Mittheilungen und Nachrichten.

μ Die Çukasaptati (textus simplicior) aus dem Sanskrit übersetzt von Richard Schmidt. (Kiel, C. F. Haeseler, Verlag für orientalische Literatur 1894.) — Der Verfasser hat die berühmte indische Märchensammlung angenehmlich für die des Sanskrit Unkundigen übersetzt, die aber aus Neigung oder Beruf mit der Märchenliteratur sich beschäftigen. Die Uebersetzung ist möglichst wortgetreu, was stilistische Vollendung in ziemlich von vornherein ausschloß. Aus demselben Grunde hat der Verfasser darauf verzichtet, gewisse allzu stark gewürzte Stellen zu mildern oder gar auszulassen. Der Leser wird dieselben ohnehin durch die vielen eingestreuten Sprüche, für die Böthlingks Uebersetzung adoptirt wurde, gemildert finden, denn diese heben in der Thal die ganze Sammlung durch ihren populärphilosophischen Gehalt auf ein höheres Niveau. Der Vergleich mit anderen „Fadenerzählungen", wie Tausend und Eine Nacht und Boccaccio's Decamerone, liegt sehr nahe. Nach die „Çukasaptati" besteht aus solch einer Schnur, an der als Perlen die einzelnen Erzählungen gereiht sind. Während aber bei Boccaccio reine Unterhaltung und Zeitvertreib die Veranlassung zu den hundert Geschichten bietet, entstehen die 69 Erzählungen der Çukasaptati aus einem höheren Motive. Ein sprachbegabter Papagei erzählt sie alle der jungen liebebedürftigen Frau Prabhávatí, um sie davon abzuhalten, in Abwesenheit ihres Mannes Abends das Haus zu verlassen und mit einem anderen Manne zusammenzukommen. Jeden Abend sagt der Papagei etwa: Gehe nach Herzenslust, Schadenfrohe oder Schlaflebige aber Langäugige, wenn du dich in der Gefahr so zu benehmen weißt, wie Yaçódhará oder eine andere Frau, und jeden Abend erzählt ihr dann der Papagei eine Geschichte, worauf sich Prabhávatí ruhig schlafen legt — bis nach der 69. der Mann wieder erscheint und seine Frau dank dem philosophischen Papagei — nach indischen Begriffen — in treuem Ausharren zu Hause wiederfindet. Die Frauen, von denen der Papagei erzählt, haben nun freilich keinen so braven Keuschheitswächter wie Prabhávatí gehabt, denn fast alle der 69 Geschichten laufen, wie bei Boccaccio, auf den glücklich gelungenen Betrug der Weiber an haemlosen Männern hinaus. Eine der Geschichten, die 28., vom vibhîtaka-Baum, findet sogar im Decamerone ein ziemlich genaues Analogon, was nasmerksame Späher nach wandernden Literaturstoffen interessiren dürfte. Ueberhaupt braucht wohl nicht erst versichert zu werden, daß die berühmte Çukasaptati zue erclusiosten Männerlectüre zu zählen ist.

ll. Walther Amelung, Führer durch die Antiken von Florenz. München, F. Bruckmann 1897. — In ähnlicher Weise wie Helbig für die öffentlichen Antikensammlungen Roms, bietet Amelung eine Behandlung der in den verschiedenen Sammlungen von Florenz aufbewahrten Antiken. Doch hat er nach mehr wie Helbig Werth darauf gelegt, den gebildeten Italienfahrer, für den das in handlichem Taschenformat gedruckte Buch in erster Linie bestimmt ist, in Geist und Eigenart der antiken Kunst einzuführen, indem er, wo sich Gelegenheit bietet, zusammenfassende Ueberblicke einschiebt. So werden z. B. an vier Götterstatuen des Palazzo Vecchio die wichtigsten Entwicklungsstufen in der Auffassung der stehenden entblätterten Männesfigur ausführlicher geschildert, zum Verständniß der etruskischen Kunst wird ein Capitel über Geschichte und Eigenart der Etrusker vorangeschickt und bei den Einzelbeschreibungen wird überall darauf hingewirkt, in dem Beschauer ein klares Bild von dem geistigen und künstlerischen Zusammenhange des einzelnen Kunstwerkes mit dem großen Strome der Entwicklung hervorzubringen. Durch geschickten Wechsel der Letterngröße wird für den Eiligeren das Wesentlichste herausgehoben. Eine besonders glückliche Neuerung ist die Ausstattung des Führers mit zahlreichen Abbildungen solcher Werke, die, an anderen Orten befindlich, zum Verständniß der Florentiner Antiken dem Betrachter nothwendig bekannt sein müssen. Mit der im besten Sinne populären, d. h. jedem Gebildeten verständlichen Art der Besprechung, bei der auch gelegentlich alte und neue Poesie zur Erläuterung der Kunstwerke herangezogen wird, verbindet sich die gediegenste wissenschaftliche Einzelarbeit, so daß für den Kunstforscher das ältere, vielfach unzuverlässige und unkritische Verzeichniß von Dütschke für alle Denkmäler, die der Führer behandelt, überflüssig gemacht wird. Im ganzen scheint mir an dem Führer das Erfreulichste, daß sich mit der kritischen Schärfe im einzelnen ein eindringendes künstlerisches Verständniß verbindet, wie es sich keineswegs in allen archäologischen Erzeugnissen zu finden pflegt.

* XV. Congreß für innere Medicin zu Berlin. (9. bis 12. Juni.) Dr. Benedikt (Wien) bespricht „den Werth des Röntgenverfahrens für die innere Medicin". Er hebt die Bedeutung dieses Verfahrens zunächst für die Erkenntniß der Leistungen des Herzens im gesunden und kranken Zustande hervor. Wir haben mit einem Schlage eine richtige Anschauung über die Arbeitsleistung des Herzens bei Gesunden bekommen, welche früher

arg überschätzt wurde. Dadurch wurden auch die Ausgleichsvorgänge bei kranken Herzen viel verständlicher. Weiterhin sind wir dadurch in der Lage, die Größen- und Lagerungsverhältnisse des gesunden und des kranken Herzens am Lebenden genau zu erkennen, auch in Fällen, bei denen die frühere Methode der Beharchung und Beklopfung im Stiche ließen. Ferner sind wir in der Lage, Veränderungen an den Gefäßen zu einer Zeit zu erkennen, in der wir früher keinen sicheren Anhaltspunkt hatten, und dadurch steigt auch die Chance, günstige Heilerfolge zu erzielen. Ferner haben wir eine genaue Einsicht in die Beziehung zwischen Herz und Zwerchfell gewonnen und wir sind vollständig im Stande, die Bewegungsverhältnisse des Zwerchfells, dessen einzelne Theile als unabhängig von einander erkannt wurden, zu sehen. Dies ist besonders wichtig für die Fälle von Verwachsungen des Herzbeutels mit dem Zwerchfell und in Fällen von Verwachsungen des letzteren mit dem Rippenfell. Was die Lungen anbetrifft, so zeigt das Verfahren die Füllungsverhältnisse dieses Organs mit Luft und gestattet so Rückschlüsse auf krankhafte Vorgänge. Eine gewisse Bedeutung hat das Verfahren für die frühzeitige Erkenntniß von Knochenkrankheiten, besonders jener der Wirbel; dieses Studium wurde jedoch meist den „röntgenenden" Chirurgen überlassen. Für den Nachweis vieler Arten von Fremdkörpern in der Brust- und Bauchhöhle leistet das Verfahren Vorzügliches. Bei den Erkrankungen des Unterleibs ist das Verfahren noch unsicher; am sichersten ist vorläufig noch die Erkenntniß von Nieren- und Blasenconcretionen. — In der Freitags-Vormittagssitzung erstattete Geh. Medicinalrath Prof. Eulenburg (Berlin) das Referat über „Basedow'sche Krankheit". Er bespricht zuerst die Definition dieser Krankheit, die Unterscheidung völlig entwickelter und unvollkommener (abortiver, rudimentärer) Formen — sog. formes frustes — und erörtert dann im Anschluß an die geschichtliche Entwicklung die Vorstellungen, die man sich in den ungefähr 60 Jahren unserer Kenntniß der Krankheit über ihr Wesen und ihre Entstehung allmählich gebildet hat. Drei verschiedene Grundanschauungen lassen sich der Hauptsache nach unterscheiden, die den Ausgangspunkt der Erkrankung in einer fehlerhaften Blutmischung, oder in einer primären Affection des Nervensystems, speciell einzelner Theile desselben, oder endlich in einer primären Localerkrankung des dabei constant vergrößerten Organs, der Schilddrüse, zu suchen geneigt sind: Hämatogene, neurogene und thyreogene Theorien der Krankheit. Während in jeder von diesen dreien ein richtiger Kern steckt, enthält doch keine für sich allein die ganze und volle Wahrheit; vielmehr ergänzen sie sich gegenseitig, insofern der allerdings bedeutungsvollen Schilddrüsenerkrankung nicht nur eine Blutüberfüllung der Drüse, sondern auch eine abnorme Blutbeschaffenheit vielfach zugrunde zu liegen scheint — andererseits das von der erkrankten Drüse gelieferte abnorme Secret ganz besonders im Nervensystem seinen Angriffspunkt findet und auf dieses krankmachend (pathogen) einwirkt. Alle drei auseinandergehenden Grundanschauungen haben denn auch, ihrer relativen Berechtigung entsprechend, für die Behandlung der Krankheit Schätzbares geleistet: die „hämatogene" nicht bloß durch Anwendung der die Blutbeschaffenheit bessernden medicamentösen Mittel, sondern noch mehr durch energische Besämoetung des die Constitution kräftigenden Verfahrens in Form geeigneter Diätcuren, Warm- und Kaltwassercuren und besonders der Klimacuren (Höhenklima), die sich bei Basedowkranken ausgezeichnet bewährt haben. Den „neurogenen" Theorien verdanken wir neben manchen Fehlgriffen doch auch die keineswegs erfolglosen elektrischen und psychischen Behandlungsweisen; der „thyreogenen" Theorie endlich die neueste vom operativen Eingriffe durch partielle Ausschneidungen der vergrößerten Schilddrüse („Strumektomie"), über deren definitiven Heilwerth die Acten noch nicht geschlossen sind, während die auf Mißverständniß dieser Theorie vorgeschlagene innere Behandlung mit Schilddrüsenpräparaten sich, wie voranzusehen war, nicht als erfolgreich bewährt hat. Denn müssen wir festhalten, daß eine Heilung der Krankheit in vielen Fällen zu erreichen ist und daß es Sache des kundigen Arztes sein wird, unter der großen Anzahl zu Gebote stehender Mittel und Heilverfahren die dem jedesmaligen Einzelfalle entsprechenden in der nothwendigen Weise zur Anwendung zu bringen. — Prof. Dr. Biernadt (Heidelberg) bespricht die „Wirkungen des Jods bei Erkrankungen des Circulationsapparats" und besonders bei Angina pectoris. Die Ergebnisse, welche bei Gefäßerkrankungen und insbesondere bei den von denselben verursachten Anfällen von Angina pectoris (Herzkrampf) durch diätetische Vorschriften, Hydrotherapie ꝛc., Mineralbadecuren erzielt werden, sind oft von vornherein unbefriedigend; werden aber Erfolge erzielt, so sind sie nur in seltenen Fällen von Dauer. Dies hat den Vortragenden veranlaßt, in einer Reihe von zum Theil sehr schweren, lange beobachteten Erkrankungen Versuche mit lange fortgesetzter Darreichung kleiner Dosen von Jodsalzen zu machen, in ähnlicher Weise, wie dies schon seit einiger Zeit von französischen Autoren empfohlen wird. Das Ergebniß dieser Behandlung ist in der Mehrzahl der Fälle höchst bemerkenswerth und ermunternd zu weiteren Versuchen. Es bestand in einer auffälligen Besserung des Allgemeinbefindens, Hebung der Herzkraft und Abschwächung der Anfälle zum Theil bis zum Verschwinden. Einer dieser Patienten, der vorher beim Treppensteigen mehrfach nach wenigen Stufen schwere Anfälle gehabt, stieg später über hundert Meter auf Beergwegen; ein anderer, der von täglichen Anfällen auf der Straße heimgesucht und vollkommen dienstunfähig geworden war, versieht jetzt seit zwei Jahren seinen Beruf. Vortragender bespricht sodann die Gegenanzeigen der Jodbehandlung, die Höhe der Dosis, die beste Form der Darreichung und die vorläufig hypothetische Art der Einwirkung des Mittels auf die Erkrankung und warnt schließlich vor dem Mißbrauch; die sogfältige Regelung der Lebensweise, Badecuren ꝛc. bleiben daneben zu Recht bestehen.

* **Nordpolar-Expeditionen.** Am 10. ds. Mts. segelte das Nordpolschiff „Windward" von dem Londoner Katharinen-Dock nach dem Franz-Josephs-Land ab. Es ist seine dritte Nordpolfahrt. Das Schiff hat die Kajaks an Bord, die zusammenklappbaren Boote, welche Nansen für seinen Retter Jackson erfunden hat. Sie bestehen aus getränktem Segeltuch und dünnen, harten Holzrippen. Das Schiff führt auch ein Boot für Dr. Andree bei sich. Der Zweck der jetzigen Fahrt des „Windward" ist bekanntlich, den Nordpolreisenden Jackson, den Leiter der Harmsworth'schen Nordpol-Expedition, aufzusuchen und ihm Hülfe zu bringen. Der Secretär des Zuges zweifelt übrigens selbst, ob dieses Ziel gleich erreicht werden wird und Jackson sich noch im Lager von Elmwood befindet. Jackson beabsichtigte, in diesem Frühjahr höhere Breiten zu erreichen. — Lieutenant Peary wird seine Nordpolfahrt am 10. Juli antreten. Er hat fünf Jahre Urlaub erhalten. Peary wird im Baffins-Land, in Labrador und in Grönland die Pflanzenwelt, die Gletscher und die Volksstämme in diesem Jahr studiren. Im Juli 1899 aber wird er einen Zug antreten, welcher mindestens zwei, wenn nicht vier Jahre in Anspruch nehmen wird. Peary selbst und ein Arzt werden die einzigen Weißen dieses Zuges sein. Weiße brauchen nach Peary's Erfahrung zu viel Nahrung. Vom Whalesund, an der Nordwestküste von Grönland, will der amerikanische Nordpolfahrer mit sechs Eskimofamilien nach Ghecard Osheenesjoeb vordringen. Dieser liegt auf dem 81. Breitengrad. Dort soll eine Station gegründet werden, die mittelst Schlitten fortwährend mit dem Whalesund in Verbindung bleiben wird. Im März 1899 will Peary den Nordpol zu erreichen suchen. Er und seine Begleiter gedenken soweit vorzudringen, bis Grönland zu Ende ist, und dann nöthigenfalls den Marsch über das Eis fortsetzen.

-y- **Heidelberg**, 10. Juni. Internationale kriminalistische Vereinigung. Die fünfte Hauptversammlung der Landesgruppe „Deutsches Reich" hat gestern in der Aula der Universität ihre Arbeiten begonnen. Zum Vorsitzenden wurde Unterstaatssecretär z. D. Professor v. Mayr aus Straßburg gewählt, zu dessen Stellvertretern Prorector G. Meyer und Professor v. Jellinek, Dekan der juristischen Facultät. Den Hauptgegenstand der Verhandlungen bilden die Thesen von Professor H. Seuffert (Bonn) über das Strafensystem und die dazu vorliegenden Thesen des Correferenten Geh. Regierungsraths Krohne (Berlin). Man einigte sich darüber zunächst, die Grundfragen der in Vorschlag gebrachten Gliederung sowohl der Verbrecher als der Strafen in Erörterung zu nehmen, was denn auch in der That so reichen Verhandlungsstoff bot, daß die gestrige, nur durch eine kurze Mittagspause unterbrochene Sitzung vollkommen damit ausgefüllt wurde. Seuffert schlug vor: I. Bei der richterlichen Bestimmung der Strafen und bei der Strafvollstreckung (Verordnung und Reglement, Vollzug im einzelnen) ist auf die Individualität der Verurtheilten Rücksicht zu nehmen, soweit das Gesetz dies ermöglicht. II. Zu unterscheiden sind: 1. Augenblicksverbrecher (acute Verbrecher) und zwar a) erstmalige, b) einfach rückfällige. 2. Zustandsverbrecher. 3. Unverbesserliche. III. Demnach sind zu unterscheiden: 1. (individuelle) Abschreckungsstrafen. 2. Erziehungs- und Besserungsstrafen. 3. Sicherungsstrafen. — Insoweit die baulichen Einrichtungen es ermög-

Digitized by Google

liches, sind die Freiheitsstrafen in verschiedenen Anstalten oder wenigstens in verschiedenen Abtheilungen derselben Anstalt zu vollziehen. Krohne nahm zu i die Senffert'sche Fassung an, dagegen schlug er zu II und III folgendes vor: II. Zu unterscheiden sind: 1. Erstbestrafte, 2. Wiederholtbestrafte, a) wegen leichterer Verfehlungen, b) wegen schwerer Vergehen und Verbrechen. III. Strafzumessung. 1. Für Erstbestrafte ist, soweit das Gesetz es zuläßt und die Schwere des Rechtsbruches oder die Individualität des Schuldigen nicht eine Freiheitsstrafe erfordert, vorwiegend Geldstrafe anzuwenden. Die Strafen sind nach Anhalt der Steuerkraft zu bemessen, die aus den Steuerlisten zu ermitteln ist. Maß auf Freiheitsstrafen erkannt werden, so sind sie, wenn nicht besondere Umstände eine mildere Strafe bedingen, auf mindestens sieben Tage zu bemessen. 2. Für Wiederholtbestrafte sind sowohl Geld- wie Freiheitsstrafen mit jeder neuen Verurtheilung, eventuell bis zum Höchstmaße, zu steigern, mildernde Umstände in der Regel auszuschließen. Die Debatte über die in diesen verschiedenen Formulirungen enthaltenen Gegensätze füllte den ganzen gestrigen Sitzungstag aus. Es machte sich eine starke Strömung gegen die auf subjective Momente begründete Dreigliederung der Verbrecher in Augenblicksverbrecher, Zustandsverbrecher und Unverbesserliche geltend, ebenso gegen die scharfe Abgrenzung der Strafen in Abschreckungs-, Erziehungs- und Sicherungsstrafen. Senffert hatte diese Classificirungen in vortrefflicher Ausführung vom Standpunkt des Theoretikers begründet, während Krohne in gleichfalls ausgezeichneter Weise die entgegenstehenden Bedenken des Praktikers geltend machte. Unter den Theilnehmern an der Debatte seien außerdem hervorgehoben Liszt (Halle), Aschrott (Berlin), v. Engelberg (Mannheim), v. Kodisoltt (Düsseldorf), Kraepelin (Heidelberg), Fraat (Gießen), Dr. Leppmann (Berlin), Feilsch und Köbner (Berlin). Eine Einigung der entgegenstehenden Auffassungen war in der gestrigen Verhandlung noch nicht zu erzielen, wohl aber zeigte sich eine solche in Sicht. Man nahm deßhalb für heute eine Vorberathung der Sache im engeren Kreise der Referenten und der dafür sich besonders interessirenden Theilnehmer an der Debatte in Aussicht, vor der man sich eine befriedigende Ausgestaltung der Vorschläge nach der heute vorzunehmenden Abstimmung versprach. Zu welchem Ergebniß das geführt hat, wird im nächsten Berichte dargelegt werden. Bemerkt sei noch, daß die Versammlung seitens der badischen Regierung durch den Ministerialrath Hübsch, Vertreter des Justizministeriums, seitens der Universität durch den Prorector G. Meyer und seitens der Stadt durch den Oberbürgermeister Wilckens begrüßt worden war. Das badische Ministerium des Innern war durch den Ministerialrath Glockner, die elsaß-lothringische Ministerialabtheilung für Justiz durch den Ministerialrath Städler vertreten, welcher gleichfalls dem Interesse der Justizverwaltung des Reichslandes an den Arbeiten der Landesgruppe Ausdruck gab.

* **Marburg.** Die Frequenz der Universität hat in diesem Sommer den höchsten Bestand erreicht, der jemals verzeichnet werden konnte. Die Zahl der Immatriculirten beträgt 1042, dazu kommen 48 Hörer, unter denen sich sieben Damen befinden. Von den Studirenden entfallen 330 auf die theologische Facultät, Juristen sind 283, Mediciner 273, Philosophen 356. Die Zahl der Ausländer beläuft sich auf 71.

* **Bonn.** Dem Oberbibliothekar an der hiesigen Universitätsbibliothek, Dr. Hermann Rau, ist der Titel „Professor" verliehen worden.

* **Leipzig.** Morgen, den 15., beginnen die Feierlichkeiten aus Anlaß der Einweihung des neuen Universitätsgebäude.

* **Kopenhagen.** Die philosophische Facultät der Kopenhagener Universität hat statt „Tidens Krav" mit allen Stimmen gegen diejenige des Professors Johannes Steenstrup beschlossen, der Regierung anheim zu stellen, den Dr. Georg Brandes als außerordentlichen Professor der Aesthetik anzustellen.

* **Aus Perth** (Westaustralien) wird vom 10. Juni telegraphisch gemeldet, daß die Leichen der vermißten Forschungsreisenden Jones und Weils aufgefunden wurden. Die Reisenden sind verdurstet.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Aug. Kayßer: Stellbein, heilwissenschaftlich-volkswirthschaftliche Betrachtung, die sich bei Heilung eines kranken Magens ergab. Leipzig, H. Hartung u. S. 1897. — Bertha v. Suttner: Der Kaiser von Europa, nach dem Englischen des F. A. Fawlet. Berlin, Verlag der Romanwelt. — Hermann Bang: Die vier Teufel, excentrische Novelle. Autoris. Uebersetzung v. Ernst Brausewetter. Berlin, S. Fischer 1897. — Peter Altenberg: Ashantee. Ebd. 1897. — Marin Janitschek: Raoul und Irene. Ebd. 1897. — Peter Nansen: Aus dem Tagebuch eines Verliebten. Ebd. 1897. — Ferdinand Kraus: Die ebene Mark, Wanderung durch das steierische Oberland. II. (Schluß-)Band. Graz, Leykam 1897. — Dr. Adolbert v. Lonna: Metternich u. seine Politik, historische Skizze. Triest, F. H. Schimpff 1897. — Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte 1788—1805, hggb. u. erläutert v. Wilhelm Fielitz. Bd. II u. III (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur). Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — F. E. Köhler-Haußen: Universitas litterarum, Festspiel. Leipzig, Walther Fiedler 1897. — Ernst Rosmer: Themistokles, Tragödie. Berlin, S. Fischer 1897. — Leonie Meyerhof (Lea Hildeck): Das Zaubergewand, die Beichte einer Frau. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. — Jahresbericht der Handels- u. Gewerbekammer in Stuttgart. Stuttgart, Carl Grüninger 1897. — Dr. G. Rayinger: Bauern, einigt euch! Mahnruf. Kempten, Jos. Kösel 1897. — *Albert Lavignac:* Le voyage artistique à Bayreuth. Ouvrage contenant de nombreuses figures et 280 exemples en musique. Paris, Ch. Delagrave 1897. — Dr. Otto Dornblüth: Die geistigen Fähigkeiten der Frau. Rostock, Wilh. Werther 1897. — Prof. Dr. Ferdinand Tönnies: Der Hamburger Streik von 1896/97. (Sonderabdruck aus Bd. X Heft 5 des „Archivs für sociale Gesetzgebung u. Statistik, hggb. v. Dr. Heinrich Braun.) Berlin, Carl Heymann. — Shakespeare's dramatische Werke übersetzt v. A. W. v. Schlegel u. L. Tieck. Herausgegeben von Alois Brandl. Bd. I u. II. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. — Johs. Penzlee: Fürst Bismarck nach seiner Entlassung..., auf Grund aller authentischen Kundgebungen herausgegeben u. historisch erläutert. I. Bd. 20. März 1890—11. Febr. 1891. Leipzig, Walther Fiedler 1897. — Württembergische Jahrbücher für Statistik u. Landeskunde, hggb. v. d. k. Statistischen Landesamt. Jahrg. 1896. Stuttgart, W. Kohlhammer 1897. — Statistisches Handbuch für das Königreich Württemberg. Jahrg. 1896, bearb. im k. Statistischen Landesamt (Sonderabdruck aus den Jahrbüchern). Ebd. 1897. — *Edmond Demolins:* A quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons? Paris, Firmin-Didot et Cie. — Friedrich Polleyn: Die Appreturmittel u. ihre Verwendung. 2. Aufl. (Chemisch-technische Bibliothek Bd. 134.) Wien &c., A. Hartleben 1897. — J. G. Poestion: Lehrbuch der schwedischen Sprache für den Selbstunterricht. 2. Aufl. (Die Kunst der Polyglotte. 19. Th.) Ebd. — Dr. A. Petermanns Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. Hggb. von Dr. A. Supan. 43. Bd. 1897. 5. Heft. Gotha, Justus Perthes. — Dr. Jacobi, Sedláček: Eine Reise nach Karthago. Wien, Selbstverlag 1897. — Borkum. Kleines Taschenbuch für Badegäste. 15. Jahrg. 1897. Emden u. Borkum, W. Haymel. — F. L. Rhode's praktisches Handbuch der Handels-Correspondenz und des Geschäftsstils in deutscher, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache. 10. Aufl. Bearb. von Carl Wilh. Degner. 2. u. 3. Lfg. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer 1897. — Graf Adolf Friedrich v. Schack: Gesammelte Werke. 3. Aufl. Bd. I. Nächte des Orients, Episoden. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1897. — Adolf Wilbrandt: Hildegard Mahlmann, Roman. 2. Aufl. Ebd. 1897. — Rudolph Stratz: Der weiße Tod, Roman aus der Gletscherwelt. 2. Aufl. Ebd. 1897. — Wilhelmine v. Hillern: 's Reis am Weg, Geschichte aus dem Isarwinkel. Ebd. 1897. — Moriz v. Ebner-Eschenbach: Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. 2 Wiener Geschichten. Ebd. 1897. — *Victor Basch:* Essai critique sur l'esthétique de Kant. Thèse presentée à la Faculté des Lettres de Paris. Paris, Félix Alcan 1896. — Unsere Monarchie. Die österreichischen Kronländer zur Zeit des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Franz Josephs I. Hggb. von Julius Laurencic. Nr. 1. Wien, Georg Szelinski. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Galizien, 2. Heft. Lfg. 277. Wien, Alfr. Hölder. — Centralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich. Z. A. des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht redig. von Dr. Franz Ritter v. Hoyneria. Bd. 15. Heft 4. Ebd. 1896.

Neue Kataloge: Karl J. Trübner, Straßburg i. E., Verlagskatalog 1872—1897. — F. A. Brockhaus, Leipzig, Mittheilungen aus dem Verlag 1897, Nr. 1.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 15. Juni. Nummer 133.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Menzl in München.

Uebersicht.

Karoline v. Wolzogen. Von Dr. Ernst Müller. — Römische Licht- und Schattenbilder. — Mittheilungen und Nachrichten.

Karoline v. Wolzogen.

Von Dr. Ernst Müller (Tübingen).

In der Lebensgeschichte Schillers nimmt K. v. Wolzogen eine hervorragende Stellung ein. Sie war seine Schwägerin, aber es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie seine Frau geworden. Diese Vermuthung darf man, glaube ich, wohl aussprechen. Der ganze Briefwechsel zwischen ihr und Schiller gibt uns das Recht dazu. Wäre sie früher von ihrem ersten Gatten, dem Herrn v. Beulwitz, getrennt worden und damals frei gewesen, sie hätte, meines Erachtens wenigstens, sicher den Sieg über ihre Schwester Charlotte davon getragen. Schiller hatte, als ein zweiter Graf v. Gleichen, beide Schwestern mit gleicher Liebe umfaßt. Ja, die Briefe des erklärten Bräutigams sind immer noch an beide Schwestern zugleich gerichtet in einer Weise, daß es nicht immer leicht fällt, zu entscheiden, welche von beiden eigentlich die Braut sei. Das hat Charlotte tief geschmerzt. Der Briefwechsel, den sie mit ihrer Freundin Karoline v. Dachröden, der nachmaligen Gattin von Wilhelm v. Humboldt, geführt hat, gibt uns sichere Kunde davon. Der Dichter selbst hat es auch gefühlt, und darum fand er es nöthig — aber bezeichnenderweise wieder in einem Briefe an beide Schwestern — sich offen über das Verhältniß auszusprechen. Darin schrieb er am 15. Nov. 1789: „Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unsrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest als Du bist. Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt Du sein, Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen.“

Allein vierzehn Tage nachher, am 30. Nov. 1789, schreibt der Dichter wieder an das Schwesterpaar: „Wäret Ihr schon mein! Wäre dieses jetzige Erwarten das Erwarten unsrer ewigen Vereinigung! Meine Seele vergeht in diesem Traume. Schon im lebhaften Gedanken an Euch fühl' ich meine Seele reicher, göttlicher und reiner.... Was wird es sein, wenn Ihr mir wirklich gegeben seid, Ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von Euren Lippen athmen kann.“ In der That eine starke Schwärmerei eines Bräutigams, mit der eine andere Braut wohl ebenso wenig einverstanden sein würde, als sie Charlotte v. Lengefeld gefallen konnte.

Und wie verhielt sich Karoline dazu?

Schon am 18. Nov. 1788 schrieb sie dem Dichter: „Ach ich kenne keinen Ersatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben! So frei und lebendig existirte mein Geist von Ihnen! So wie Sie hat es noch niemand verstanden, die Saiten meines innersten Wesens zu rühren — bis zu Thränen hat es mich oft bewegt, mit welcher Zartheit Sie meine Seele in trüben Momenten gepflegt, getragen haben. — Wie nöthig ist es mir, in der Hoffnung zu leben! Erinnerung allein würde mein Herz zerreißen, aber so schöpfe ich aus ihr Ahnungen künftiger Glückseligkeit.“

„Meine Freundschaft für Sie ist von meinem Dasein unzertrennlich“, schreibt sie später (18. März 1789), und am 29. April 1789: „Ihr Umgang war das Element meines besseren Lebens, kein anderer kann mir das je sein.“ Am 3. Juni desselben Jahres schreibt sie sodann die merkwürdigen Worte, die noch folgen mögen: „Mein Herz und alles, was Sie ihm sind, muß klar vor Ihnen stehen. Unser enggebundenes Frauendasein ist Schuld, daß ich Worte brauche für diese Gefühle, die an sich zu heilig dazu sind; wäre ich ein Mann, so sollten Sie meinen Umgang nicht vergebens wünschen, wäre es Ihnen auch gefällig, in Nova Sembla oder an den Mondsbergen zu wohnen.“

Diese Liebe Karolinens zu ihrem Schwager hat noch spät einen beredten Ausdruck gefunden in der Biographie des Dichters, die sie im Jahre 1828 auf Cotta's Aufforderung hin unternahm und im Jahre 1830 erscheinen ließ. Das Buch, mit großer Pietät und Wärme geschrieben, ist noch heute in seiner Art eine der werthvollsten Schillerbiographien. Noch heute liest man mit Interesse und Spannung die geistreiche Darstellung von Schillers Schwägerin. Durch dieses Werk allein schon hat sich die Verfasserin für immer einen ehrenvollen Platz in der Schiller-Literatur gesichert, um so mehr, da sie die erste war, die uns genauere authentische Nachrichten über Schillers Leben brachte. Nur die in das Werk eingeflochtenen Briefe sind nicht zuverlässig, Karoline hat dieselben, wie wir jetzt aus Schillers Briefwechsel wissen, nicht wörtlich getreu mitgetheilt, sondern zu diesem Zweck aus leicht begreiflichen Gründen einer besonderen Redaction unterworfen.

In neuester Zeit hat die Literatur über Karoline v. Wolzogen eine wesentliche Bereicherung erfahren. Infolge der Gründung des Schwäbischen Schillervereins durch S. M. König Wilhelm ist am 10. Nov. 1895 von einem begeisterten schwäbischen Schillerverehrer unter anderen Schätzen auch ein Theil des literarischen Nachlasses von K. v. Wolzogen in das Schillerarchiv nach Marbach gestiftet worden. Dieses Material ist bis jetzt unbekannt und ungedruckt, wie ich mich bei der mir gütigst gestatteten Durchsicht desselben überzeugen konnte. Nur ein paar Briefe davon sind gedruckt. Wir gewinnen durch das neue Material in Verbindung mit dem alten, bekannten, einen gründlichen Einblick in das literarische Thun und Treiben Karolinens, in ihre persönlichen und literarischen Beziehungen.

Ihr Leben ist äußerst wechselreich und von einschneidender Wirkung, bedeutend durch ihre Beziehung zu Schiller, Humboldt, Dalberg und anderen hervorragenden Persönlichkeiten jener Zeit. Sodann verdient sie als Schrift-

Digitized by Google

stellerin noch heute alle Anerkennung. Sie erhielt zugleich mit ihrer um drei Jahre jüngeren Schwester Charlotte eine vortreffliche Erziehung. Ihr Vater, Oberlandjägermeister v. Lengefeld in Rudolstadt, war für eine gleichmäßige Ausbildung des Geistes und Körpers bei seinen Töchtern sehr besorgt. Leider starb er aber schon im Jahre 1776, als Karoline, am 3. Februar 1763 geboren, erst 13 Jahre alt war. Drei Jahre nachher ward Karoline die Braut des Herrn v. Beulwitz. Im Jahre 1783 ging sie, von ihrem Bräutigam begleitet, mit ihrer Mutter und Schwester auf ein Jahr in die Schweiz. Sie machten den Weg über Stuttgart. Dort lebte nämlich eine mit ihnen verwandte Dame, Henriette v. Wolzogen aus Bauerbach, die bekannte Gönnerin und Freundin Schillers, die sich um ihrer auf der Karlsschule studirenden Söhne willen damals in Stuttgart aufhielt. Bei diesem Besuche lernte Karoline zuerst ihren Vetter Wilhelm v. Wolzogen, ihren späteren zweiten Gatten, kennen. Sie fühlten sich beide lebhaft zu einander hingezogen und ein eifriger Briefwechsel entstand in der Folgezeit zwischen ihnen. Mit Wolzogens besuchte Frau v. Lengefeld auch Schillers Eltern auf der Solitude.

Doch der Aufenthalt in Stuttgart war nur von kurzer Dauer. Das Endziel der Reise war das liebliche Vevey am Genfersee. Dort verbrachten sie die meiste Zeit. Es wurde eifrig französisch getrieben. Das war der Hauptzweck der unternommenen Reise. Doch wurde auch der Schönheit der Natur in der Schweiz volle Beachtung geschenkt. Einen tiefen, bleibenden Eindruck machte die Schweiz besonders auf Karoline. Ihre hinterlassenen Tagebücher erzählen uns davon. Eine höchst willkommene Erscheinung war ihnen Lavater, den sie in Richterswyl kennen lernten.

Im Sommer 1784 traten sie die Heimreise an. Sie kehrten über Mannheim zurück, um auch Schiller kennen zu lernen. Leider trafen sie ihn nicht zu Hause und sahen ihn erst kurz vor ihrer Abreise. Schiller schrieb darüber an seine Wohlthäterin H. v. Wolzogen (7. Juni): „Gestern bekomme ich wieder" — vorher redet er von anderen Besuchen — „Visitenkarten von Herrn v. Beulwitz und Frau v. Lengefeld, die aus der Schweiz zurückkommen. — Das Unglück aber traf es, daß ich eben nicht zu Hause bin, und kaum kam ich noch zeitig genug, Abschied von ihnen zu nehmen." Karoline v. Wolzogen schreibt über diesen Besuch in ihrer Biographie Schillers: „Er erschien bei uns, als wir eben abreisen wollten. Seine hohe, edle Gestalt frappirte uns; aber es fiel kein Wort, das lebhafteren Antheil erregte."

Kurz nach der Rückkehr aus der Schweiz erfolgte die Vermählung Karolinens mit Herrn v. Beulwitz, der inzwischen Geheimer Legationsrath geworden war. Die Ehe war unglücklich. Herr v. Beulwitz war zwar ein kenntnißreicher, gebildeter Mann, der sich alle Mühe gab, seine Frau glücklich zu machen, aber er konnte dem hohen idealen Gedankenflug Karolinens nicht folgen. So trat bald eine Entfremdung, eine zunehmende Kälte zwischen beiden Gatten ein.

Eine gewisse Entschädigung gewährte Karolinen die Freundschaft mit Karoline v. Dachröden, der schon erwähnten späteren Frau W. v. Humboldts. Durch sie lernte sie auch den Coadjutor des Kurfürsten von Mainz, Karl v. Dalberg, damals Statthalter von Erfurt, kennen. Eine innige Freundschaft verband sie mit diesem edlen Manne, dem Bruder des bekannten Mannheimer Theaterintendanten, bis an sein Lebensende. Karl v. Dalberg ist es bekanntlich gewesen, der Schiller in uneigennützigster Weise unterstützte und damit wieder gut machte, was sein Bruder, der Intendant, an ihm sündigte. Wäre es von ihm abgehangen, er hätte Schiller eine durchaus freie, unabhängige Stellung durch Gewährung eines hohen Gehalts gegeben. Aber die politischen Verhältnisse machten es ihm leider unmöglich. Wie viel Schiller ihm aber dennoch zu verdanken hat, das zeigen die Notizen in seinem Kalender.

So wird es uns nicht wundern, wenn Karoline das Leben Dalbergs, der 1817 als Fürstprimas des Rheinbundes starb, schreiben wollte. Sie sah ihn oft und stand mit ihm bis an seinen Tod im Briefwechsel. Leider kam sie nicht zur Ausführung des Werks, das „im Geiste verarbeitet wurde". Nur ein kleines Bruchstück, offenbar aus der Einleitung, hat sich neuestens in dem Marbacher Material gefunden. Es ist zwar nicht viel, aber um so interessanter, da bisher eben gar nichts davon bekannt war, wie wir aus Abekens Biographie Karolinens im 1. Bande ihres Nachlasses wissen.

Noch eine andere Persönlichkeit ließ Karoline das Unglück ihres Ehestandes vergessen. Es war Schiller. Im Jahre 1787 trat er zuerst in ihren Kreis. Sie selbst erzählt darüber: „An einem trüben Novembertage im Jahre 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter; sie waren in Mäntel gehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wolzogen, der scherzend das halbe Gesicht im Mantel verbarg; der andere Reiter war uns unbekannt, und erregte unsre Neugier. Bald löste sich das Räthsel durch den Besuch des Vetters, der um die Erlaubniß bat, seinen Reisegefährten Schiller am Abend bei uns einzuführen. Schillers Zukunft knüpfte sich an diesen Abend. Er blieb nur einen Tag, aber doch genügte diese kurze Zeit, um ihn für immer mit dem Hause Lengefeld zu verbinden."

Ich habe bereits in der Einleitung Anlaß genommen von dem Verhältniß Schillers zu Karoline zu reden. Hier sei nur noch erwähnt, daß es Karoline war, die schließlich in uneigennütziger Selbstverleugnung und voll hohen Idealismus zurücktrat und die Heirath ihrer Schwester zu rascher Durchführung brachte. Karoline war ja wohl damals — Schillers Hochzeit fand am 20. Februar 1790 statt — noch verheirathet. Aber wenn sie sich vier Jahre nachher von Beulwitz scheiden ließ, so wäre das immerhin wohl auch früher schon möglich gewesen. Das Verhältniß zu Beulwitz war ja immer dasselbe; es war eben eine Convenienzheirath. Ein solches Verhältniß aber dauernd zu ertragen, dessen war eben Karoline nicht fähig. Sie zog sich deßhalb von ihren Gatten immer mehr zurück und lebte seit 1793 in Württemberg, meist in Gaisburg bei Stuttgart auf dem Landgut einer Freundin. Sie suchte damals auch im Cannstatter Bad Heilung von einem Nervenleiden, das sie sich durch ein Bad im kalten Genfersee zugezogen hatte. Ihre Mußezeit füllte sie mit literarischen Arbeiten aus. So veröffentlichte sie „Briefe aus der Schweiz" in Sophie La Roche's „Pomona". Im Jahre 1792 brachte Schillers „Neue Thalia" ein Schauspiel von ihr: „Der Leukadische Fels". Das Jahr darauf kam sie wieder mit ihrer Schwester und Schiller in nähere Berührung. Der Dichter lebte bekanntlich von August 1793 bis Mai 1794 in Schwaben. Der Verkehr mit ihnen brachte der Alleinstehenden eine angenehme Unterbrechung ihrer Einsamkeit.

Um diese Zeit vollzog sie auch den Schritt, den sie längst vorbereitet hatte: sie ließ sich von Hrn. v. Beulwitz, von dem sie längst getrennt lebte, gerichtlich scheiden. In „Schillers Leben" begründet sie ihren Entschluß mit den Worten: „Meine Krankheit hatte in den letzten Jahren so zugenommen, eine solche Verstimmung erzeugt, daß ichs billig fand, einem von vielen Seiten achtungswürdigen Manne durch eine Trennung seine Freiheit wieder zu geben." Die Scheidung ward dadurch erleichtert, daß die Ehe kinderlos geblieben war. Die Geschiedenen sahen sich nachmals nie wieder. Herr v. Beulwitz blieb jedoch „stets

ein theilnehmender, zuverlässiger Freund der Muller Karolinens, wie der ganzen Familie". Karoline sollte jedoch nicht lange vereinsammt sein. Es traf sich, daß um jene Zeit ihr Vetter Wilhelm v. Wolzogen aus Paris zurückkehrte. Er war dort mit diplomatischen Geschäften von Herzog Karl betraut gewesen und hatte nun Aussicht, auch weiterhin im württembergischen Staatsdienst Verwendung zu finden. „So fand er die Jugendfreundin, für welche die frühere Neigung nicht erloschen war, wieder, und bat, sie möge ihr Schicksal an das seinige knüpfen." Es geschah: Herbst 1794 fand die Hochzeit in Bauerbach statt. Diese Ehe Karolinens war um so glücklicher, je weniger es die erste gewesen war. Sie brachte ihr auch wieder, was sie so schwer vermißte, die Wiedervereinigung mit ihrer Schwester und Schiller. Wolzogen verzichtete nämlich, infolge der französischen Einfälle in Schwaben, auf eine weitere Anstellung in Württemberg und wurde 1797 Kammerherr und Kammerrath in Weimar. So gestaltete sich ihr Leben aufs schönste. Von jener Zeit gibt uns Karolinens Roman „Agnes v. Lilien", der beste, den sie geschrieben hat, Kunde. Er erschien zuerst anonym in Schillers Horen 1796 und dann zwei Jahre nachher bei Unger in Berlin. Das Werk machte bekanntlich seinerzeit großes Aufsehen in der literarischen Welt. Hervorragende Kritiker wie die Gebrüder Schlegel hielten es für ein Product Goethe's.

Letzterer interessirte sich in der That aufs lebhafteste dafür. Er äußerte Schiller gegenüber die Ansicht, daß sein (Schillers) Einfluß und seine Mitwirkung bei dem Werke nicht zu verkennen sei. Dagegen bemerkte Schiller: „Sie scheinen mir auf das Product meiner Schwägerin einen größeren Einfluß einzuräumen, als ich mir gerechterweise anmaßen kann. Plan und Ausführung sind völlig frei und ohne mein Zuthun entstanden. Bei dem ersten Theile habe ich gar nichts zu sprechen gehabt und er war fertig, ehe ich nur um seine Existenz wußte. Bloß dies dankt er mir, daß ich ihn von den auffallenden Mängeln einer gewissen Manier in der Darstellung befreite, aber auch nur von solchen, die sich durch Wegstreichen nehmen ließen.... Bei dem zweiten Theil war an nichts zu denken als an das Fertigwerden, und bei diesem habe ich nicht einmal mehr auf die Sprache Einfluß gehabt."

In der That scheint es auch über allem Zweifel erhaben, daß der Roman, so gut wie die späteren nach Schillers Tod erschienenen — ganz das Product Karolinens ist, auch wenn wir nicht dieses bestimmte Zeugniß Schillers dafür hätten. Karoline hat in denselben ihre ganze Lebensgeschichte verflochten, ihre Jugendzeit, ihre Heirath mit Beulwitz, ihr Verhältniß zu Schiller und dann schließlich ihre Heirath mit Wolzogen. Alles hat darin seinen Platz gefunden. Bei aufmerksamem Lesen kann man sich dieses Eindrucks gar nicht erwehren. Wie hätte auch eine so geistreiche und lebhafte Frau, wie Karoline es war, es unterlassen können, das nicht darzustellen, was ihr Innerstes bewegte? Das scheint mir nicht denkbar. Sie hat vor allem Selbsterlebtes dargestellt. Das zeigt ein kurzer Einblick in den Roman. Die Titelheldin Agnes v. Lilien, um die sich das Ganze gruppirt, ist die Enkelin eines regierenden Fürsten. Sie wird, um vor ihrem Großvater sicher zu sein, der die Heirath ihrer Eltern nicht geduldet, aber doch nicht hatte verhindern können, in einem ländlichen Pfarrhaus aufgezogen. Die Schilderung dieser ländlichen Zustände und der einfachen natürlichen Erziehung die Agnes zutheil wird, erinnert ganz an die Lengefeld'schen Verhältnisse in Rudolstadt. Nun kommt unerwartet ein Graf Nordheim, dessen Urbild Wilhelm v. Wolzogen ist, in das Haus in Begleitung einer Gräfin Amalie. Letztere lebt ebenfalls wie Karoline v. Wolzogen getrennt von ihrem Gatten. Agnes wird nun Gesellschaftsdame in Amaliens Haus. Letztere lebt mit Nordheim in einem sehr freundschaftlichen Verhältniß. Dieser aber hat schon bei seinem Besuch im Pfarrhaus lebhaft sich für Agnes interessirt. Es entsteht nun eine gewisse Rivalität zwischen den beiden Frauen. Endlich gesteht Amalie ihrer nichtsahnenden Nebenbuhlerin, daß sie verheirathet sei, und tritt ihr alle Rechte an Nordheim ab, ja begünstigt ihre Liebe zu Nordheim. Ganz dasselbe, wie bei den Schwestern Lengefeld Beulwitz und Schiller gegenüber. Doch ist damit die Heirath noch in weiter Ferne. Die Verwicklungen mehren sich. Der Fürst sucht die Sache mit allen nur möglichen Mitteln zu hintertreiben. Ja er scheut auch vor der Gewalt nicht zurück. Nach seinem Wunsch soll seine Enkelin einen Hrn. v. Alban heirathen, der dann als Gesandter ins Ausland zu gehen hätte, damit die Sache nicht weiter bekannt würde. Erst der unerwartete Tod des Fürsten führt eine glückliche Lösung herbei; erst jetzt wird die Heirath zwischen Agnes und Nordheim möglich. In diesem letzten Theil hat Karoline sich sicher durch Schillers „Kabale und Liebe", worin auch das Hofleben behandelt ist, beeinflussen lassen.

So bildet der Roman „Agnes von Lilien", wie wohl aus der kurzen Darlegung ersichtlich ist, ein wenn auch verschleiertes Bild von Karolinens Lebens- und Liebeserfahrungen. Er ist noch heute sehr lesenswerth und im Jahre 1881 von Ludw. Salomon neu herausgegeben worden. Ende 1799 übersiedelte Schiller nach Weimar. Nun wurde das Wolzogen'sche Haus der Mittelpunkt für die ganze Weimarer Geistesaristokratie. Goethe, Wieland, Fichte, Schelling, W. v. Humboldt und Dalberg verkehrten darin zugleich mit dem Hofe. Der Herzog Karl August, seine Gemahlin Luise und seine Mutter, die geistreiche Herzogin Amalie, die ja selbst stets die edelsten Geister Weimars um sich versammelte, fühlten sich unendlich wohl in diesem Hause. Es war „ein schönes Asyl für gemüthvollen und ungezwungenen Geistesaustausch".

Karoline wurde jetzt, da sie wieder in unmittelbarer Nähe Schillers lebte, zu immer lebhafterer literarischer Thätigkeit angespornt. Schillers Beispiel wirkte mächtig. Davon zeugt ein dickes Heft aus ihrem Nachlaß. Dasselbe befindet sich wiederum im Marbacher Archiv. Es hat die Aufschrift „Livre de plans". Im Anfang desselben stehen die Worte: „Schiller hat mir dieses Buch geschenkt anno 1801. — Mögen alle Plane werth seiner Sinnesart sein — Das Schöne und Edle aussprechend und belebend nach Vermögen." Das Heft enthält 37 größere und kleinere Pläne zu Erzählungen und Romanen; manche davon hat Karoline noch selbst ausgeführt wie z. B. „Die Zigeuner" und „Walther und Nany", die in Cotta's Taschenkalender für Damen erschienen. Andere dagegen harren noch ihrer Ausführung. Mit Rücksicht auf diese schrieb sie am 31. Nov. 1825 auf eines der letzten Blätter: „Nur auf Gott, auf sein Wort durch Christus, auf die Ewigkeit, die es verkündet, ist meine Seele gerichtet. Die Blüthen sind mit dem Glauben an Erdenglück von meiner Seele gefallen — Auch soll die Poesie nur aufs ewige deuten. In diesem Sinn arbeite ein anderer Geist diese Plane aus."

Außerdem ist noch auf einzelnen losen Blättern eine größere Anzahl solcher Pläne zu Erzählungen ꝛc. erhalten. Insgesammt nach meiner Zählung etwa 50 an Zahl. Sie lassen uns einen Blick thun in die Geisteswerkstatt Karolinens; aus ihnen kann man ersehen, wie verschieden von heute damals die Anschauungen und Anforderungen in Bezug auf den Roman waren. Zweifellos lag in jenen Romanen mehr Poesie als in den heutigen, wenn sie auch im Aufbau und in der Spannung diesen nachstehen müssen.

Karoline hatte sehr viel freie Zeit zu literarischer Beschäftigung, daher auch dieser Reichthum von Skizzen.

Sie hatte nur ein einziges Kind, und ihr Gemahl war öfters auf Reisen abwesend. Er wurde als kluger, gewandter Diplomat von Karl August mit den wichtigsten Aufträgen betraut. So war er es, der durch wiederholte Reisen nach Petersburg und Moskau die Hand der russischen Großfürstin Maria Paulowna für den Erbprinzen Karl Friedrich, 1804, errang. Bekanntlich hat Schiller zur Vermählung des erbprinzlichen Paares das Festspiel „Die Huldigung der Künste" gedichtet. Wolzogen wurde in gerechter Anerkennung seiner Verdienste Geheimrath und dann Oberhofmeister des jungen Paares. Im Jahre 1807 wurde er jedoch nach Paris gesandt zur Unterstützung des weimarischen Gesandten daselbst. Er sollte selbst diese Gesandtschaft übernehmen, mußte es aber mit Rücksicht auf seine durch die russischen Reisen geschwächte Gesundheit unterlassen. Diesmal begleitete ihn seine Frau Karoline; sie fand sich in Paris mächtig angeregt durch die reichen Kunstschätze und den Umgang mit bedeutenden Menschen, aber leider nöthigte das zunehmende Leiden ihres Mannes diesen seinen Posten aufzugeben und wieder heimzureisen. Er suchte nun Heilung in verschiedenen Bädern — aber vergeblich. Er starb am 17. December 1809 in den Armen seiner Gattin. Es war ein harter Schlag für sie, um so schwerer, da vor einigen Jahren (1805) auch Schiller gestorben war. Dazu kam noch, daß ihr einziger Sohn Adolf ihr viele Sorgen machte. Dieser war ein hochbegabter junger Mann, aber zügellos in seinem Lebenswandel. Er war daher gezwungen, den Militärdienst, dem er sich gewidmet hatte, aufzugeben; seine Gesundheit war den militärischen Anforderungen nicht gewachsen. Er starb 1825. Seine Mutter wurde durch seinen Tod aufs tiefste erschüttert. Die Welt war ihr nun „wie verödet". „Alle Freude, alle Hoffnung für diese Welt hab ich in meinem Sohn verloren. Ich litt, was ein menschliches Herz zu leiden vermag; und ohne Hülfe von oben hätte ich verzweifeln müssen." So schrieb sie einem Freunde.

Nach Adolfs Tod übersiedelte Karoline nach Jena. Sie wohnte zuerst in einem Gartenhaus der Großherzogin, das die fürstliche Frau ihr angeboten hatte, da sie ohne ihre Schuld einen großen Theil ihres Vermögens verloren hatte. Nach einem halben Jahr jedoch bezog sie eine eigene Wohnung in Jena, in der sie die beiden letzten Jahrzehnte ihres Lebens zubrachte. Sie lebte nun ganz zurückgezogen. Ruhe und Einsamkeit waren ihr Bedürfniß. Nur einzelne Reisen unterbrachen die Stille ihres täglichen Lebens. Aber ihr reicher Geist ruhte darum nicht. Anhaltende schriftstellerische Thätigkeit war ihr Lebenselement. Sie erkannte darin einen Tröster in schweren Tagen. So ließ sie ein Jahr nach ihres Sohnes Tod (1826 f.) zwei Bände Erzählungen erscheinen. Bald darauf begann sie Schillers Biographie. Unter den späteren Schriften ist noch der zweibändige Roman „Cordelia" zu erwähnen, den sie im Jahre 1840, also mit 77 Jahren, vollendete. In demselben kommt sie auf das alte Thema der Convenienzheirath zurück. Sie hatte ja selbst unter diesem Loos schwer zu leiden gehabt; kein Wunder also, wenn sie davor warnen wollte. Ueber den Zweck dieses Romans hat sie sich selbst in einem Briefe ausgesprochen. Darnach schilderte sie „die Hauptklippen der Existenz der Weiber, daß die Armen bei der Heirath, woran ihr ganzes Lebensglück hängt, meist blind zutappen, und daß eine Uebergeschäftigkeit, mit der man in ein fremdes Schicksal eingreift, immer nachtheilig wirkt." Die Cordelia war ihre letzte Arbeit. Sie begann zwar noch einen neuen Roman, aber ihre Kraft erlahmte daran. Das Alter machte sich immer fühlbarer; ihre geistigen und körperlichen Kräfte nahmen immer mehr ab. Ende 1846 konnte sie das Bett nicht mehr verlassen. Am 11. Januar 1847, also fast 84jährig, entschlief sie sanft. Ihr letzter Wille war, daß man sie ganz einfach begraben und auf ihren Leichenstein die Worte setzen solle: „Sie irrte, litt, liebte, verschied im Glauben an Christum die erbarmende Liebe."

Bald nach ihrem Tode unternahm es der große Theolog Kirchenrath Karl Hase in Jena, den literarischen Nachlaß Karolinens herauszugeben. Die Verstorbene hatte selbst noch bei Lebzeiten einen Theil ihres Nachlasses zu diesem Zweck bestimmt, einen andern Theil zur Vernichtung bezeichnet und einen dritten ihrer treuen Pflegerin Wilhelmine Schwenke, die fast 50 Jahre lang mit unwandelbarer Treue ihr gedient hatte, testamentarisch zum Geschenk gemacht.

Der von Karl Hase herausgegebene Nachlaß erschien in zwei starken Bänden, die im Jahre 1867 eine zweite Auflage erlebten. Er enthält hauptsächlich den reichen Briefwechsel Karolinens mit Schiller, Wolzogen, Goethe, Karl August u. a. Das neue Marbacher Material, vermuthlich aus dem Nachlaß von Wilhelmine Schwenke stammend, umfaßt außer dem schon oben Erwähnten: Briefe Karolinens an ihren Sohn, Betrachtungen über historische und religiöse Dinge, z. B. über die Epistel Pauli an die Galater, eine Ritterdichtung u. a.; vor allem noch einen reichen Briefwechsel mit den Freunden des Wolzogen'schen Hauses aus späterer Zeit. Immerhin füllt dieser Stoff einen weiteren dritten Band des Nachlasses, der nicht ohne Interesse sein wird. Dadurch wird das Andenken an Karoline v. Wolzogen aufs schönste erneuert werden. Ihr Name wird übrigens auch ohne das mit Ehren genannt werden, so lange Schiller im deutschen Volke fortlebt. Sie steht und fällt mit Schiller.

Römische Licht- und Schattenbilder.

M. H. Roms unerschöpflicher Boden hat in den letzten Jahren der Umwälzung ein ganzes Museum von sich gegeben. Die enorme, fast fieberhafte Bauthätigkeit, die Viminal und Esquilin mit Zinscasernen schmückt, im Marsfeld die Patina der Jahrhunderte rücksichtslos durchbricht und goldenes, südliches Sonnenlicht in die feuchte Dämmerung des Ghetto leitet, hat die Eingeweide der alten Roma gründlicher als je durchstöbert. Kein Organismus verträgt einen solchen Eingriff ohne tiefere Schädigung. Wer an den meist recht conventionellen Neubauten der Roma capitale vorüberwandelt, gesteht sich gähnend, daß sie ebenso gut in eine deutsche Industriestadt passen würden. Der intime Reiz des Localcharakters fehlt, es sind gedankenlos wiederholte Formeln, Behausungen, aber keine Gebäude. In öffentlichen Bauten macht sich wohl ein Prunkstil geltend, der manches Erfreuliche bietet und öfters guten römischen Traditionen folgt. Meist aber handelt es sich doch nur um viel Lärm, und weder die kecke Selbstherrlichkeit eines Bernini, noch Bramante's wohllautende Quadernsprache ist darin zu entdecken.

Rom, das alte Rom, wandert immer mehr in die Museen, es wird rubricirt und classificirt, und der träumerische Reiz, der das riesige Agglomerat der Jahrhunderte umfing, wird sorgfältig beseitigt. Forderung der Gegenwart! — sagt man mit Emphase, Hygieniker und Patrioten werfen sich dabei in die Brust, und in der Theorie wenigstens kann man sie nicht widerlegen. Wer eine alte Bronzestatue des Edelrostes berauben und blank putzen wollte, würde ihre correcte Entrüstung erregen, die Parallele aber leuchtet ihnen nicht ein. Das junge Königreich, das leider mit dem alten Staate Dänemark eine bedenkliche Eigenschaft gemein hat, braucht eine repräsentative Hauptstadt, und wenn die glorioſen Vorfahren das Stadtbauen nicht an

Digitized by Google

einem Tage fertigbrachten, so wollen die Epigonen — dem Sprichwort zum Trotz — beweisen, daß sie darin wenigstens gründlich „über" sind. Da geht es nun wie mit den Treibhauspflanzen. In der künstlich gesteigerten Atmosphäre bringt man sie freilich überraschend schnell zur Blüthe, aber die innere Gesundheit, die ein kräftiges Fortleben allein gewährleistet, fehlt. Auch Städte sind Organismen, einem Zellenstaat vergleichbar, der sich nur nach Maßgabe der innerlich wachsenden Kraft fortentwickelt. Man kann ihm fremde Theile künstlich einpflanzen, und das Experiment mag gelingen, aber gesund gewachsene Körpermasse ist dies nicht. Die rücksichtslose Transformation der päpstlichen Stadt ist ebenso wenig gesunde Fortentwicklung, und vor diesen Bau-Palier-Ideen in der Architektur verkriecht sich der Genius der Kunst. Noch ein anderer Gesichtspunkt ist wichtig. Wer je die Sommermonate in Rom zugebracht hat, der weiß, wie empfindlich der geborene Römer gegen Sonnengluth ist. Fast ängstlich weicht er den neuen breiten Straßen aus und sucht die Kühle des angrenzenden mittelalterlichen Labyrinths. Rom brauchte Verkehrsstraßen, gewiß, aber Rom ist auch eine recht heiße Stadt, und seit dem Mittelalter hat sich darin wohl nichts geändert. Ein Compromiß war da nothwendig und wäre bei natürlicher Fortentwicklung auch durchführbar gewesen. Aber die Patrioten erwarteten den Zufluß ungeheurer Menschenmassen und hatten ihre Eitelkeit zu lieb. Rom mußte eine Weltstadt von internationalem Zuschnitt werden — um jeden Preis. Er war das historische Gepräge, der genius loci ihrer Stadt. Man baut auch anderwärts nicht lediglich unter dem Patronat Vitruvs und Alberti's — heißt es. Leider verehrte Quiriten, aber ein solches Erbe ist eine ideale Verpflichtung, und selbstbewußt genug habt ihr es angetreten. Vandalismus — das Wort haben auch die Enkel der Wolfsbrut gebildet und plumpe Germanenhorden für die Zerstörung ihrer Stadt verantwortlich gemacht. Sie selbst aber brannten Kalk aus griechischen Marmorgöttern, machten den Coliseo zum Steinbruch, rissen Triumphbogen nieder, raubten kostbare Marmorsäulen unbekümmert um den Einsturz der von diesen getragenen Gebäudedecke und schonten nicht einmal die Bronzeklammern der Quaderfügung, die vergoldeten Bronzebuchstaben der Tempelinschriften. Heute bedauert man solche Roheit dunkler Zeiten, die Cypressenhaine der Villa Ludovisi sind aber doch nicht geschont worden.

Ein Museum voll Kunstschätzen, wie gesagt, das ist der Lichtpunkt in dem gewaltsamen Transformationsproceß der Stadt. Man hat es als museo nazionale in dem schönen Karthäuserkloster bei Santa Maria degli Angeli aufgestellt und Michel Angelo's Kreuzgang mit seinen mächtig fluthenden Lichtmassen verhilft den antiken Göttern und dem liebenswürdigen mythologischen Gesindel zu würdiger Auferstehung. Kunstwerke ersten Ranges darf man nicht erwarten, aber auch aus der vergröberten Nachbildung leuchtet oft noch die Linienschönheit des Urbildes. Wer die antike Formensprache versteht, vernimmt auch im Stammeln des fabrikmäßigen Copisten noch etwas von dem griechischen Wohllaut. Bis in die frühchristliche Zeit reichen die Funde. Gelegentlich durchdringt christliche Empfindung die heidnische Vorstellung. Etwas von Weltflucht und memento mori lag eben schon in der Luft. Da ist ein ziemlich roh gearbeitetes Mosaik, schwarz auf weißem Grund mit der Inschrift γνῶθι σεαυτόν — erkenne dich selbst. Ein liegendes Gerippe, besser gesagt ein Körper im Zustand äußerster Abmagerung, weist mit der Rechten auf flammen- oder zapfenartige Gebilde am Boden, welche die Asphodeloswiese der Unterwelt darstellen sollen. Die Auffassung ist noch heidnisch, die Moral darin bereits specifisch christlich. Auch der Römer der Cäsarenzeit ließ sich gelegentlich an den Tod erinnern und zwar bei heiteren Gelagen durch ein silbernes Gerippe, das herumgereicht wurde. „Heu, heu nos miseros quum totus homuncio nil est, sic erimus cuncti, postquam nos auferet orcus", heißt es bei Petronius, aber er setzt sofort hinzu: Ergo vivamus, dum licet esse bene. Die Lebensfreude sollte durch solche Erinnerung an den Tod nur gesteigert werden. Diese war wie ein Gewürz, das raffinirter Lebensgenuß in den rosenbekränzten Becher that. Ganz anders das junge Christenthum, das den Tod gegen den Rausch der Sinne ausspielte. — Für den Kunstfreund eine Offenbarung sind die Stuckdecken eines Hauses, das man bei den Fundirungsarbeiten des Ponte Garibaldi in Trastevere bloßlegte. Sulpicius Platerinus hieß der einstige glückliche Besitzer. In der Landstadt Pompeji lernt man die freie, von Modell und Schablone noch unberührte Gestaltungskraft der Alten bewundern. Die reizenden Genrescenen dieser Stuckcassetten lassen ahnen, was in der vornehmen Hauptstadt an Kunstwerth verloren gegangen ist. Es sind ganz einfache Bildchen — Kühe, Stiere, Ziegen, eine Wasserträgerin, Silen, Gestalten in mannichfaltiger einfacher Thätigkeit, zudem auf größere Entfernung berechnet, rein decorativ gedacht. Deckenschmuck bei den Alten macht keinen Anspruch auf ernsthafte sinnende Betrachtung, der zufällig emporschweifende Blick sollte nur angenehmer Gesetzmäßigkeit, heiterer Anregung begegnen. Und doch geben diese graziösen Figürchen alle individuell empfundene Linienführung einer echten Künstlerskizze. Alles lebt in ihnen, Haltung und Absicht sind sprechend ausgedrückt ohne viel Detail. — Dutzende von Kisten voll Gegenständen des täglichen Gebrauches harren noch ihrer Aufstellung. Wo der vieltausendjährige Boden der Stadt aufgebrochen wird, gibt er ja Gebrauchsobjecte, Schmuck und Münzen in Menge, und der Campagnabauer, der Obst und Grünzeug in die Stadt fährt, nimmt auch die Münze und die Fibel mit, die sein Pflug aus der Ackerfurche warf. Wer sich früh Morgens, namentlich an Sountagen, auf Piazza Montanara oder Piazza Farnese einfindet, hört den monotonen Ruf der Händler zwischen den Bauerngruppen: antica—i, antica—i!

Und doch gibt der Boden noch immer nicht genug für die Sammelwuth der Fremden und die Gewinnsucht der Verkäufer. Dem hilft man nun durch regelrechte Antiquitätenfabrilen ab, und der Glückliche, der seine reichgeschmückte Thonlampe für schweres Geld nach Hause trägt, hat keine Ahnung, wie jung und wie — unappetitlich diese ehrwürdige Patina ist. Menschenkenntniß gehört zum Fundus instructus eines rechten Antiquitätenhändlers. Arbeitet er für Engländer, Amerikaner und russische Nabobs, so ist ein Laden in der Nähe des Spanischen Platzes oder am Corso mit Sammetmöbeln und Spiegelscheiben angezeigt. Speculirt er auf Deutsche und schlichte Zugvögel, so befleißigt er sich möglichster Schlichtheit, legt seine Waare auf einer alten Mauer beim Titusbogen aus oder miethet ein bescheidenes Gewölbe in der Nähe der ehemaligen Goethe-Kneipe des Marcellustheaters, oder im Borgo. Es handelt sich darum, „Stimmung" zu inscenircn. Von den verkäuflichen Wunderdingen sind im besten Fall nur die Prachtstücke falsch. Fragt man nach der Herkunft eines solchen, so kommt in dem edlen Römer der Poet zum Durchbruch. Die Tiberregulirung namentlich bietet seiner Phantasie ein Thema für unerschöpfliche Variationen. Er zieht den Fremden in eine Ecke des Ladens und theilt ihm geheimnißvoll flüsternd mit, ein Arbeiter habe diesen Marmortopf trotz strengster Ueberwachung unter seiner Jacke verborgen und bei Nacht hergebracht. Der Kopf starrt auch von Tiberschlamm und hat überdies stellenweise eine sinterartige Kruste. Diese wunderbare Uebereinstimmung entzückt den Zweifler, die pantomimische Darstellung des

Digitized by Google

Verkäufers ist so sprechend, Facit: muthige Empfindungen in der Brieftaschengegend. Und doch ist der Marmorkopf nur das geschickte Werk eines sehr neurömischen Arbeiters und die Patina — abgesehen von dem echten Tiberschlamm — eine dunkle Schandthat, sie besteht aus Uraten — sapienti sat. An abgelegeneren Orten darf der Händler noch dreister sein. In Capua z. B. findet man ein ganzes Magazin gefälschter Antiquitäten, jedes Stück gleich in Dutzenden von Exemplaren vertreten. Munter geheuchelte Biederkeit sucht beim Eintritt des Fremden etwaige Zweifel zu verscheuchen; man empfängt ihn mit einem Händedruck, wie ihn nur ein lauteres Gemüth verabreichen kann, und läßt er dennoch einige Bedenken laut werden, so hat man naturfrisches Gelächter bereit: Ma chè — unecht? Da sehen Sie Eccellenza! — Er zerschlägt eine Thontasse an dem nächsten Stuhl und zeigt dem verblüfften Thomas die Scherben. An diesen ist freilich für den Laien nichts Besonderes zu erkennen, aber ein rechter Italien-Pilger mag sich keine Blöße geben und betrachtet tiefsinnig das fragliche Beweismaterial. Noch einige Kunstgriffe und der Fisch hängt an der Angel.

Eine andere Sorte von Käufern gibt es, die über Italien gelesen hat und dem Professionshändler, selbst in seinen unverdächtigsten Erscheinungen, scheu ausweicht. Auch für diese wird väterlich gesorgt. Bei einem kleinen Schlosser oder Steinarbeiter hinterlegt der sachkundige Unternehmer einige Fälschungen unter Gerümpel und zerbrochenem Hausrath und vertraut der Zeit und der germanischen Specialität seiner Opfer. Diese wollen selbst entdecken, sie haben sich klug berechnet, daß bei Gewerbsleuten noch eine Fülle ungehobener Schätze zu holen sein müsse, sie sehen in dieser Methode des Sammelns unbedingte Garantie für die Echtheit ihrer Ankäufe und ringen ihrem mageren Wortschatz eine landläufige Einleitungsphrase ab. Der biedere Meister kennt die tactische Finte natürlich sofort, und wenn der Fremde nun so gelegentlich nach Antiquitäten fragt, müßte er kein Italiener sein, wenn er seine Rolle nicht mit aller Kunst eines geborenen Mimen erfaßte. Er versichert also gutmüthig, nichts zu besitzen, er bedauert das, ja, vor zwei Monaten, da hatte er einige Münzen und Thonlampen. (Die Augen des Käufers beginnen zu funkeln.) Er weiß auch nicht, wer in der Nähe etwas haben könnte; Mamma mia, die Sachen werden immer seltener; aber per bacco, hat da nicht neulich der kleine Ulisse mit ein paar solchen Dingern gespielt? — wo sie nur sein mögen? Gewiß hat er sie irgendwo im Gerümpel versteckt. — Die Peripetie ist glänzend gelungen, es beginnt die Durchsuchung des bedenklichen Abfallswinkels, der in keinem italienischen Kleingewerbeladen fehlt. Der Germane sucht athemlos mit, er überwindet muthig alle berechtigten Regungen seiner propren Seele. Und merkwürdig, sie finden richtig zwei Thonlampen, so gut wie neu, aber richtig geschwärzt am Lichtschnabel und eine gelbgrün patinirte Bronzestatuette von entschieden archaischen Formen. Wenn der Fremde auch so weit auf Italien dressirt ist, daß er den dritten Theil der horrenden Forderung bietet und die kostbaren Entdeckungen nach einiger Entrüstung des Biedermanns dafür erflieht, einen lächerlich hohen Preis hat er immer gezahlt. Der einträgliche Schutzact lohnt die ganze Komödie reichlich und deckt auch die Provision des edlen Quiriten. Derartiges kann man nicht bloß in Rom, sondern auch in der Provinz, in abgelegenen Städten der Osttüste erleben, Echtes und Falsches finden sich da oft beisammen und der Verkäufer selbst kann es nicht unterscheiden.

Die Drastik, mit welcher derartige Geschäfte in Scene gesetzt werden, verträgt aber noch eine ungeahnte Steigerung. Nicht bloß Fremde, Römer selbst bilden gelegentlich die Opfer. Eine lehrreiche Geschichte theilte mir ein römischer Marmista — largo mesto — mit. Hr. B. blieb eines Tages, von einem Geschäftsgang zurückkehrend, bei den Straßenregulirungsarbeiten des Esquilin stehen. Da sah er einen Arbeiter ganz in seiner Nähe scheu um sich blicken und einen kleinen Gegenstand in die Tasche stecken. Mezza voce entspann sich folgendes Gespräch: Haben Sie etwas gefunden? — Still! Der Aufseher beobachtet mich. Dann nach einer Kunstpause: Ja, einen geschnittenen Carneol, einen Kopf. — Hm, wie viel? — Vierzig Lire. — Zu viel, fünfzehn Lire. — Sprechen Sie nicht weiter mit mir, der Aufseher wird argwöhnisch. — Lassen Sie doch sehen. — Daß ich ein Narr wäre, mich ertappen zu lassen. Fünfundzwanzig Lire, damit ich das Ding loskriege. — Gut geben Sie her. Der Arbeiter strich tief gebückt die Summe ein, der Marmista empfing einen großen, noch mit Erde verunreinigten Carneol, auf dem Theile eines Kopfes erkennbar waren. In heller Freude langte er zu Hause an, glücklich, einen kostbaren, alten Intaglio seiner kleinen Privatsammlung einverleiben zu können. Der Carneol wurde gewaschen, und ein Kopf kam allerdings zum Vorschein, aber von recenter stümperhafter Roheit — wie ihn Fachleute später belehrten: modern französische Arbeit. Das Uebungsmaterial französischer Steinschneideschulen, an dem sich Lehrlinge die Anfangsgründe der Technik aneignen, vollständig werthloser Plunder also wird nämlich von Italienern aufgekauft und in so raffinirter Weise glänzend verwerthet. Mancher glückliche Käufer nimmt auch die unbeholfene Linienführung für archaischen Reiz und bewahrt sich wenigstens den Glauben an sein Glück und die Ehrlichkeit der Romulusenkel. Der Marmista aber brauchte eine Fagliette Frascati vecchio, um über diese Tücke des Schicksals hinwegzukommen. Wir hatten den Intaglio und das Gegengift vor uns, als er den lehrreichen Fall erzählte, an einem jener römischen Sammelabende, wo die Stadt sich in ein Farbenwunder verwandelt. Und mit allem Ernst eines Propheten der Sistina erhob er die Hände und sprach: „Canaglia! Echt ist nur, was man selber aus der Erde gräbt." Ein Straßenzug, der vor einigen Jahren durch seinen Garten auf dem Gebiet der alten Suburra gelegt wurde, hatte denn auch genug echte Antiquitäten zutage gefördert, Statuetten, Thongefäße, Lampen, Münzen, eine vollständige antike Mühle und vor allem kostbaren alten Marmor, für den Marmista das Wichtigste.

Die römische Marmorindustrie, die das Erbe der alten Stadt, namentlich für Museen und Kirchen weiter verarbeitet, hat eine eigene Nomenclatur der alten Gesteinsarten ausgebildet, wunderliche Namen oft, die nur der Eingeweihte versteht. Jahrhunderte haben daran gearbeitet, wie an allem, was die wundersame Stadt charakterisirt. Farbe, Provenienz, Aehnlichkeit der Zeichnung mit manchmal recht fern liegenden Dingen, besondere historische Verwendung bestimmten von Fall zu Fall die Bezeichnung. Auch wahre Curiosa sind darunter anzutreffen. Eine röthlichgelbe Marmorart mit einem Dutzend Variationen führt den Namen Porta santa. Die fünf Patriarchalkirchen Roms haben nämlich eine heilige Thüre, die vermauert und mit einem Metallkreuz geziert ist! Nur am Weihnachtsabend vor einem Jubiläumsjahr wird sie von einem eigens designirten Cardinal geöffnet und bleibt dann bis zum nächsten Weihnachtsfest offen. Der Stock dieser Thüre muß aus röthlich-gelbem Marmor bestehen, daher die Bezeichnung. Eine weiß und purpur geflammte Marmorart heißt: Settebase, in der Bezeichnung lebt der Name eines antiken Villenbesitzers Septimius Bassus fort, den man sich mundgerecht machte und entsprechend abschliff. Der Name Pudinga Egiziana soll ein Compliment für die englische Nationalspeise sein, Granita Napoletana und Sardegna sind kein Granit, sondern erinnern an das körnige Fruchteis, das

in ganz Italien erst gegen Abend von dem normalen Gelato abgelöst wird. Vor einigen Jahren fand man in einem tiefen Schacht des Palatin eigenthümliche Gesteinsmassen, deren Wesen lange unklar blieb, bis ein scharfsinniger Archäologe die Ueberzeugung aussprach, daß es sich um den versteinerten Inhalt einer Cloake der Kaiserpaläste handle. Das pretiöse Material wurde geschliffen und kam in theuer bezahlten Museumsstücken in den Handel. Die merkwürdigen Residua des Cäsarenwahnsinns aber brauchten auch einen Namen, man bildete ihn mit römischer Prägnanz und nannte sie: Stercore imperiale, eine Bezeichnung, die in der Uebersetzung wesentlich an Großartigkeit verliert.

Unmassen des herrlichsten antiken Marmors schmücken die Kirchen und Paläste ganz Italiens oder wurden ins Ausland entführt, womit bereits Karl der Große den Anfang machte. Kein Fremder verläßt Rom, ohne wenigstens ein paar Serpentinplättchen vom Palatin oder ein Stück blaßrosenfarbigen Fior di Persico von der Via Appia mitzunehmen, und noch immer ist der Vorrath nicht erschöpft, den die prunkvolle Cäsarenzeit aufhäufte. Solchen Betrachtungen mag man an goldenen Sommerabenden nachhängen, wenn das flavische Amphitheater feurig zu glühen beginnt und über Forum, Capitol und Triumphbogen sich blaue, phantastische Schatten strecken. Ein für Hyperbeln veranlagter Perserprinz meinte angesichts der alten Marmorstadt, nur dies eine mißfalle ihm, daß Menschen auch hier sterblich seien. Man begreift ihn dann — auch in der Roma terza.

Mittheilungen und Nachrichten.

Bibeltext und Bibelübersetzungen. Die Artikel „Bibeltext" und „Bibelübersetzungen" in der dritten Auflage der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, Bd. II und III (vergl. Beilage 1897 Nr. 39 und 114) haben sich unter den Händen der ausgezeichneten Gelehrten, denen ihre Bearbeitung, bez. Neubearbeitung anvertraut wurde (O. v. Gebhardt, S. Berger, E. Nestle u. a.), zu so geringen Zusammenfassungen unseres gegenwärtigen Wissens vom Originaltext des alten und neuen Testaments und dessen griechischen (LXX), lateinischen, deutschen, romanischen, slavischen und orientalischen Uebersetzungen gestaltet, daß es als ein glücklicher Gedanke der Hinrichs'schen Verlagsbuchhandlung bezeichnet werden muß, dieselben in einer Separatausgabe auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Der Sonderdruck führt den Titel „Urtext und Uebersetzungen der Bibel in übersichtlicher Darstellung. Sonderabdruck der Artikel a. l. w." W.

Dr. S. **Der Nestor unter den Gelehrten Ungarns.** Am 15. d. M. feiert der emeritirte Universitätsprofessor in Klausenburg Dr. Samuel **Brassai** seinen **hundertsten** Geburtstag. Brassai hat bis vor wenigen Jahren im activen Lehramte gestanden und am literarischen Leben werkthätigen Antheil genommen. Bei einfacher puritanischer Lebensweise erhielt er sich bis in sein hohes Alter körperlich und geistig frisch und pflegt nebst einer Reihe von Wissenschaften (Mathematik, Physik, Philologie, Philosophie u. a.) noch mit besonderer Vorliebe die Musik. Der alte Brassai ist einer der leidenschaftlichsten Verehrer und Anhänger Richard Wagners und es unternahm häufige Fahrten nach Pest und Wien, blos um dieses Meisters Werke genießen zu können.

-y- **Heidelberg**, 11. Juni. **Internationale kriminalistische Vereinigung.** V. Hauptversammlung der Landesgruppe „Deutsches Reich". Zu Beginn der gestrigen zweiten und letzten Sitzung der Landesversammlung gab der Vorsitzende u. a. eine Mittheilung des Kaiserl. Statistischen Amts bekannt, nach welcher die vor zwei Jahren in Gießen empfohlene probeweise Auszählung der Strafregister eines größeren deutschen Gerichtsbezirks nicht stattgefunden hat, indem er daran die weitere Bemerkung knüpfte, daß hienach die bei der Gießener Versammlung niedergesetzten Spezialcommission für Criminalstatistik die Aufgabe erwachse, die Frage der statistischen Nutzbarmachung der Strafregister für eine zuverlässige Rückfallstatistik erneut in Angriff zu nehmen. Ueber den Hauptgegenstand der Verhandlungen war — wie berichtet — an dem ersten Verhandlungstage eine Ausgleichung der theilweise gegensätzlichen Auffassungen des Referenten **Seuffert** und Correferenten **Krohne** nicht möglich gewesen. In der gestrigen Vorbesprechung der Angelegenheit, welche der Schlußsitzung vorausging, ist eine solche Verständigung erzielt und von der Landesversammlung gebilligt worden. Hienach ist die Ansicht der Versammlung über die **Gliederung der Verbrecher und der Strafen** folgende: I. Bei der richterlichen Bestimmung der Strafen und bei der Strafvollstreckung (Verordnung und Reglement, Vollzug im einzelnen) ist auf die Individualität der Verurtheilten Rücksicht zu nehmen, soweit das Gesetz dies ermöglicht. II. Zu unterscheiden sind: 1. Augenblicks- (Gelegenheits-) Verbrecher. 2. Solche Verbrecher, bei denen die That nach das Vorleben erkennen lassen, daß in Folge mangelhafter Veranlagung oder Erziehung, oder in Folge späterer Einflüsse die Fähigkeit der Schuldigen, sich den bestehenden Normen zu unterwerfen, erheblich geschwächt ist, und bei denen die Gefahr als begründet erscheint, daß bei ihnen Geld- oder kürzere Freiheitsstrafen ohne ausreichende Wirkung bleiben. 3. Verbrecher, deren Einordnung in das gesetzmäßige gesellschaftliche Leben nicht mehr erwartet wird. III. Für die **Strafzumessung** empfehlen sich folgende Grundsätze: 1. Für Augenblicks- (Gelegenheits-) Verbrecher ist, soweit das Gesetz es zuläßt und die Schwere des Rechtsbruchs oder die Individualität des Schuldigen nicht eine Freiheitsstrafe erfordert, vorwiegend Geldstrafe anzuwenden. Muß auf Freiheitsstrafe erkannt werden, so ist sie, wenn nicht besondere Umstände eine mildere Strafe bedingen, auf mindestens eine Woche zu bemessen. 2. Für die unter II 2 und 3 Genannten sind die Freiheitsstrafen regelmäßig mit jeder neuen Verurtheilung, eventuell bis zum Höchstmaß, zu steigern; mildernde Umstände sind nur ausnahmsweise zuzubilligen. IV. Für den **Vollzug der Freiheitsstrafen** empfehlen sich folgende Grundsätze: 1. Es ist zu unterscheiden zwischen kurzen Freiheitsstrafen bis zu drei Monaten und längeren über drei Monate. Die ersteren sind stets in Einzelhaft zu vollziehen. Bei längeren Freiheitsstrafen ist zu unterscheiden zwischen jüngeren — bis 25 (30) Jahre alten — und älteren — über 25 (30) Jahre alten — Verurtheilten. Die Strafe an jüngeren Gefangenen ist, soweit dies das Gesetz und die Individualität zuläßt, in Einzelhaft zu vollziehen. Bei älteren Erstbestraften ist die Strafe ebenfalls in Einzelhaft zu vollziehen; bei älteren Wiederholtbestraften nur, soweit die Disciplin es erfordert oder die vorhandenen Einrichtungen es zulassen. Aeltere Wiederholtbestrafte sind von den jüngeren Gefangenen und älteren Erstbestraften vollständig getrennt zu halten, wenn möglich in besonderen Abtheilungen oder Anstalten. Alle Gefangenen der Gemeinschaftshaft sind nachts zu trennen. 2. Aufgabe des Vollzugs der Freiheitsstrafen ist, durch den Ernst der Strafe die Verurtheilten unter die Rechtsordnung zu beugen und sie zu einem geordneten, gesetzmäßigen Leben nach der Entlassung zu erziehen. Dies ist nur möglich durch eingehende Kenntniß und Berücksichtigung der Individualität der Gefangenen. Alle zu längerer Freiheitsstrafe Verurtheilten müssen daher in ihrem Vorleben, ihrer leiblichen, geistigen, sittlichen und socialen Entwicklung aufs eingehendste erforscht und dementsprechend im Strafvollzug behandelt werden. Dazu gehört ein tüchtiges, für seinen Beruf vorgebildetes Beamtenpersonal und Einrichtungen, wie sie sich nur in größeren Anstalten treffen lassen. Die kleineren Gefängnisse sind daher als Strafgefängnisse aufzugeben oder nur zum Vollzuge ganz kurzer Strafen zu benützen, sofern sie darin in Einzelhaft vollzogen werden können. Für die Gewinnung eines seiner Aufgabe gewachsenen Ober- und Unterbeamtenpersonals ist zu sorgen, wobei zu beachten ist, daß im Dienste der Frauengefängnisse thunlichst Frauen verwendet werden dürfen. Die Debatte, welche sich vor Annahme der im Vorstehenden angeführten Ziffer IV entsponnen hatte, gehörte zu den anregendsten und fruchtbarsten der diesmaligen Landesversammlung. Hochbedeutungsvoll waren namentlich die sachkundigen Ausführungen **Krohne's** über die Nothwendigkeit der weitestgehenden „Zurückschneidung der kleinen Gefängnisse" und über die in dieser Hinsicht in der Rheinprovinz in Ausführung begriffenen Einrichtungen. Die Versammlung war von der Wichtigkeit zielbewußten, energischen Vorgehens nach dieser Richtung in ihrer Mehrheit so fest überzeugt, daß eine in Anregung gebrachte Abschwächung, welche nur die „möglichste" Beseitigung der kleineren Gefängnisse als Strafgefängnisse erstreben wollte, keine Billigung fand. An der Debatte betheiligten sich außer den Referenten Aschrott (Berlin), Haupt (Kissingen), Mumm (Straßburg), Schwandner (Schwäbisch-Hall). — Den nächsten Verhandlungsgegenstand bildete die Frage der Straf-

vollzugscommissionen. Der Referent Seuffert wollte eine durchgreifende Ausbildung solcher Commissionen in Gestalt eines besonderen, neben der staatlichen Gefängnißleitung stehenden Organs der Selbstverwaltung. Der Correferent Krohne beschränkte sich auf Regelung der Beiordnung dazu geeigneter Personen zu den Conferenzen der Strafanstaltsbeamten. Im Verlauf der Debatte, bei welcher sich bei einer Anzahl von Strafanstaltsbeamten zum Theil recht erhebliche Bedenken gegen die vorgeschlagene Einrichtung herausstellten, trat der Referent Seuffert der Auffassung des Correferenten bei. Als einer der Redner die Laienconferenz als eine „Verbeugung vor der öffentlichen Meinung" bezeichnet hatte, machte sich eine gewisse Erregung in der Debatte bemerkbar; doch glätteten sich die Wogen dieser Erregung alsbald und man gelangte — allerdings im Gegensatz zu den übrigen einstimmig oder nahezu einstimmig gefaßten Beschlüssen — zu folgender gegen eine nicht unerhebliche Minorität angenommenen Formulirung: V. Zur Sicherung eines zweckmäßigen Strafvollzugs haben in regelmäßiger Wiederkehr an den Conferenzen der Oberbeamten bei den größeren Gefängnissen und Strafanstalten von der Oberaufsichtsbehörde abgeordnete Vertrauensmänner mitzuwirken; unter diesen dürfen Mitglieder der Fürsorgeorgane nicht fehlen. Zu den Frauengefängnissen sind auch Frauen abzuordnen. Die abgeordneten Personen haben das Recht, die Gefangenen ohne Zeugen zu besuchen. Sie haben namentlich bei den Beschlüssen über die Strafunterbrechung, vorläufige Entlassung und Begnadigung mitzuwirken. An der Debatte über die vorgenannte These hatten sich betheiligt: Frisch (Berlin), Fuchs (Karlsruhe), Leppmann (Berlin), Städter (Straßburg), die Strafanstaltsdirectoren a. Engelberg (Mannheim), Ruhstrat (Vechta i. O.), Schwandner (Schwäbisch-Hall) und der Strafanstaltsgeistliche Reuß (Preungesheim). Nachdem die vorgenannte These zur Annahme gelangt war, kam noch die ursprünglich vorbehaltene Frage zur Erörterung, ob die befürworteten Reformen als im Rahmen der bestehenden Gesetzgebung ausführbar anzusehen seien oder ob hiezu neue gesetzgeberische Maßnahmen erforderlich seien. Einzelne Stimmen neigten sich der letzteren Auffassung zu. Im ganzen kam jedoch die im Schlußworte des Vorsitzenden hervorgehobene Auffassung zum Ausdruck, daß thatsächlich die sämmtlichen Vorschläge des Referenten wie die bei der Debatte vorgebrachten Anregungen sich auf dem Boden der Anschauung bewegten, es handle sich um Maßnahmen, welche im Rahmen der bestehenden Gesetzgebung ausführbar seien. Hinsichtlich der Strafzumessung kommt hierbei die moralische Einwirkung auf den Richter, bezüglich des Strafvollzugs dagegen auch die formale Ausgestaltung der maßgebenden Anschauungen in den auf dem Verwaltungswege zu erlassenden Vorschriften in Betracht. — Der letzte von den Beschlüssen, welche die Versammlung faßte, bezieht sich auf die Frage der Wiedereinordnung der Bestraften in die Gesellschaft. Hiezu gelangten die Vorschläge Krohne's unter allseitiger Billigung zur Annahme. Hienach ist beschlossen: VI. 1. Für Erstbestrafte mit Freiheitsstrafen von kurzer Dauer sind die Versuche mit dem Strafaufschub und Aussicht auf Straferlaß bei guter Führung fortzusetzen. 2. Für Erstbestrafte mit Strafen von längerer Dauer sind die Versuche der Strafunterbrechung nach Verbüßung eines Theils der Strafe — etwa die Hälfte — mit Aussicht auf Erlaß des Strafrestes auszudehnen. 3. Bei Wiederholtbestraften mit Strafen von längerer Dauer — drei Jahre und darüber — bildet die vorläufige Entlassung (Str.-G.-B. § 23) die Regel. Hauptbedingung für die Anwendung dieser Maßregeln sind geordnete Lebens- und Erwerbsverhältnisse der Verurtheilten, welche durch Angehörige oder Fürsorgeorgane zu beschaffen oder zu gewährleisten sind. Auch kann die Befriedigung des durch die Straftat Geschädigten zur Bedingung gemacht werden. Bei den unter 2 und 3 Genannten ist auch gute Führung während der Haft erforderlich. 4. Das Fürsorgewesen ist dementsprechend weiter auszugestalten. 5. Von der Ausführung der als zulässig erkannten Polizeiaufsicht ist überall da Abstand zu nehmen, wo der Entlassene der Fürsorge untersteht, — sie hat unbedingt einzutreten und ist mit Schärfe durchzuführen, wo der Entlassene die Annahme der Fürsorge verweigert oder sich der angenommenen Fürsorge entzieht. — Durch die vorstehenden Beschlüsse war der gesammte Rahmen der Vorschläge zu dem ersten Verhandlungsgegenstand (das Strafensystem) erschöpft. Als zweiter Verhandlungsgegenstand standen Thesen von Seuffert (Bonn) über die Verwerflichkeit der Erfolgsstrafen und das Dogma von der Unentschuldbarkeit des sogen. Irrthums über das Strafgesetz auf der Tagesordnung. Der Referent nahm Anlaß, in kurzen Worten auf die Bedeutung dieser Fragen hinzuweisen, im übrigen aber die eingehende Behandlung derselben für die nächste Landesversammlung zu empfehlen, womit die Versammlung sich einverstanden erklärte. Den dritten Verhandlungsgegenstand sollte ein Antrag von v. Liszt (Halle) auf Berathung von Satzungen für die Landesgruppe bilden. Der Antrag wurde jedoch zurückgezogen, nachdem die Versammlung sich auf Vorschlag des Vorstandes über folgende Punkte geeinigt hatte: Jährlich findet zu Ostern eine Vorstandsversammlung in Heidelberg statt, welcher zu Pfingsten eine Landesversammlung — im Jahre 1898, wenn thunlich, in München — folgt. (Auf die Tagesordnung der nächsten Versammlung werden außer dem vorgenannten Gegenstand gesetzt: Zeugnißzwang und Uebertretungen.) Unter Genehmhaltung durch die Landesversammlung erwählt der Vorstand einen Vorsitzenden und einen Stellvertreter desselben, einen Schriftführer und einen Stellvertreter desselben. Gewählt wurden: als Vorsitzender Unterstaatssecretär z. D. Professor v. Mayr (Straßburg), als Stellvertreter des Vorsitzenden Geh. Justizrath Professor Seuffert (Bonn), als Schriftführer Geh. Justizrath Professor v. Liszt (Halle), als Stellvertreter Professor Heimberger (Straßburg). Außerdem wurden außer den bisherigen Mitgliedern neu in den Vorstand gewählt: Reichsgerichtsrath Dietz (Leipzig) und Landgerichtsrath Felisch (Berlin). Der Vorsitzende schloß die Versammlung mit herzlichem Dank an die Referenten und die Theilnehmer der Versammlung für deren erfolgreiche Arbeit. Schon in den Einleitungsworten hatte v. Mayr darauf hingewiesen, daß die zu Ostern in Lissabon abgehaltene Gesammtversammlung der Vereinigung die bisherige beengende Dogmatisirung einzelner specieller Fragen in Art. II der Statuten beseitigt habe. Es steht zu erwarten, daß hiedurch der Kreis der Mitglieder der Vereinigung eine erhebliche Erweiterung erfahren wird; denn die Ueberzeugung, daß bei der Strafrechtspflege nicht nur juristische, sondern vor allem sociale Probleme erster Ordnung in Frage stehen, muß in stets weiteren Kreisen Anerkennung finden.

* **Freiburg i. Br.** Die Universität ist in diesem Semester von 1449 Studirenden und 95 Hospitanten, im ganzen von 1544 Hörern besucht; diese Zahl ist bis jetzt erst einmal im Sommersemester 1894 mit 1573 (1477 + 94) Hörern übertroffen worden; im Sommersemester 1896 betrug sie 1453 (1379 + 74), so daß eine erfreuliche Steigerung der Frequenz sich ergibt. Auf die theologische Facultät entfallen 218 (152 Badener und 66 Nichtbadener, gegen 226 im Sommersemester 1896), auf die rechts- und staatswissenschaftliche 467 (127 Badener, 340 Nichtbadener, 1896 457), auf die medicinische 511 (104 Badener, 407 Nichtbadener, 1896 458), und auf die philosophische 253 Studirende (86 Badener und 167 Nichtbadener, 1896 238). Aus Preußen stammen 644, aus Baden 469, aus dem Königreich Sachsen 50, aus Elsaß-Lothringen 33, aus Hessen 29, aus Bayern 25 und aus Württemberg 19, aus dem Deutschen Reich zusammen 1352, aus den übrigen Europa 83 und aus außereuropäischen Ländern 14 Studenten; die Zahl der letzteren hat im Verhältniß zu den Deutschen etwas abgenommen.

* **Berlin.** Von der Akademie der Wissenschaften wurden bewilligt: 832 M. dem Professor Dr. Dessau in Charlottenburg zur Bearbeitung des zweiten Bandes der Prosopographie der römischen Kaiserzeit, 500 M. dem Oberlehrer Dr. Ellinger in Berlin zum Zwecke bibliothekarischer Untersuchungen über neulateinische Literatur in Süddeutschland und Oberitalien, 3300 M. dem Professor Dr. Paschen in Hannover zu Versuchen über die Energie in den Spectren schwarzer Körper, 1500 M. dem Professor Dr. Drechsel in Bern zur Fortsetzung seiner Untersuchungen über organische Jodverbindungen bei Thieren auf der zoologischen Station in Neapel, 1000 M. dem Dr. Robert Herz in Heidelberg zur weiteren Reduction der von ihm auf der k. Kuffner'schen Sternwarte in Wien beobachteten Zonen.

* **Brünn.** Die seit Jahren gewünschte Erweiterung der hiesigen Technischen Hochschule wird nun zur Thatsache. Die Statthalterei hat bereits die Bauarbeiten ausgeschrieben, deren Kosten sich einschließlich derjenigen für ein selbständiges Laboratorium auf 310,000 Gulden belaufen.

* **Utrecht.** Der Physiolog Prof. Dr. Th. W. Engelmann erhielt einen Ruf als Nachfolger Dubois-Reymonds nach Berlin.

Neuer Katalog: Ernst Carlebach, Heidelberg: Classische Philologie.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Freitag, 18. Juni. Nummer 134.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Aus der Geschichte des Creditverkehrs. Von W. Lotz. — Dichternachlässe (Graf Schack und Roquette). Von A. R. T. Tielo. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus der Geschichte des Creditverkehrs.[1]

Von W. Lotz.

Dr. Richard Ehrenberg, Secretär des kgl. Commerzcollegiums zu Altona, hat schon durch verschiedene handelsgeschichtliche Forschungen die nationalökonomische Literatur bereichert. Das umfangreiche zweibändige Werk, welches er nunmehr unter dem Titel „Das Zeitalter der Fugger" publicirt hat, ist mehr als ein schlichter Beitrag zur Handelsgeschichte. Unter Benutzung von oberdeutschen Familienacten, Archivmaterial und gedruckter Literatur ist eine wirthschaftsgeschichtliche Darstellung versucht, die die wichtigsten Erscheinungen des modernen Capitalverkehrs in ihre Entstehungszeit zurückverfolgt. Ehrenbergs Buch ist reich an Anregungen der verschiedensten Art; es werden darin von einem vielbelesenen Autor die Ursprünge des Börsenverkehrs, der fundirten Staatsschuld, das Aufkommen einer rentenbeziehenden Capitalistenclasse, es werden aber auch die Zusammenhänge der hohen Politik mit der wirthschaftlichen und finanziellen Verfassung der wichtigsten Staaten des europäischen Continents im 16. Jahrhundert berührt. Ob über eines der großen Probleme, die berührt werden, durch Ehrenbergs Buch endgültig Klarheit verbreitet ist, erscheint zweifelhaft. Der Verfasser selbst beklagt, daß sein Material — so viel ihm auch davon zu Gebote stand — nicht immer ausreichend gewesen sei, um die Fragen endgültig zu beantworten, die ihm vorschwebten. Der Leser ist bisweilen versucht, die Bemerkung hinzuzufügen, daß man über manches, was in Ehrenbergs Quellen enthalten sein muß, nicht genug positive Details erfährt.[2] Anderseits ist eine gewisse Breite der Darstellung, bei der Ehrenberg sich häufig in Auszüge und ermüdende chronikartige Aufzählung von subalternen Einzelvorgängen verliert, ein Mangel, insbesondere des ersten Bandes, welcher vielleicht manchen Leser verführen mag zu unterschätzen, wie viel verdienstliches in dem Buche enthalten ist. Zunächst haben wir unzweifelhaft ein wichtiges Ergebniß nach Durchlesen der Ehrenberg'schen Veröffentlichung festzustellen: es ist nunmehr nachgewiesen, daß wir bisher über den Ursprung des modernen Börsenverkehrs, über die Voraussetzungen, welche in einer bestimmten Entwicklungsstufe gewisse Einrichtungen der Börsentechnik nothwendig machen, ferner über die Banktechnik des 16. Jahrhunderts recht wenig gewußt haben, und daß wir darüber sehr viel Lehrreiches erfahren könnten, wenn die kaufmännischen Correspondenzen, die Archive der italienischen und oberdeutschen Handelshäuser und die damalige Literatur gründlich durchforscht würden. Daß bei einer solchen Durchforschung des Quellenmaterials auch noch eine Menge sonstiger wissenswerther Dinge von selbst sich ergeben würden, hat Ehrenberg sehr wahrscheinlich gemacht. Wer künftig diese Gebiete durcharbeiten will, findet eine Menge Quellenmaterial bei Ehrenberg aufgeführt. Ehrenberg selbst gibt Proben, wie viel Anregungen zu weiteren Gedanken dem Quellenmaterial zu entnehmen seien.

Den Hauptinhalt des ersten Bandes von Ehrenbergs Werk bildet die im ersten Capitel desselben enthaltene Schilderung des Aufkommens, der Blüthe und des Verfalls der größten deutschen Geldfürsten des 16. Jahrhunderts, der Fugger. In einem zweiten Capitel wird uns kürzer das Schicksal der Welser, Höchstetter und der anderen deutschen Geldmächte geschildert. Daran schließt sich ein Ueberblick über die Geschäftspraxis florentinischer und sonstiger toscanischer Bankhäuser, schließlich eine cursorische Darstellung der Geldgeschäfte der Genuesen, Spanier und Niederländer im 16. Jahrhundert. Diese vier mit Einzeldarstellung erfüllten Capitel sind eingeleitet durch allgemeine orientirende Bemerkungen über Geldcapital und öffentlichen Credit gegen Ende des Mittelalters. Das Ergebniß des Inhalts des ersten Bandes wird am Schlusse in einem resümirenden Capitel: „Wesen und Bedeutung der Geldmächte des 16. Jahrhunderts" dargestellt. Es ist begreiflich, daß Ehrenberg die Geschichte der Fugger, für die er am meisten Material hatte, deßhalb an erster Stelle behandelt hat. Vielleicht wird aber gerade durch seine Disponirung des Stoffs, bei welcher Toscana später als Oberdeutschland behandelt wird, erst recht der Beweis erbracht, daß die Technik der oberdeutschen Bankgeschäfte recht anschaulich nur geschildert und vollständig in ihrer Bedeutung nur gewürdigt werden kann, wenn wir zuvor die italienischen Lehrmeister Oberdeutschlands in ihrer Geschäftstechnik beobachtet haben.

Der zweite Band des Ehrenberg'schen Werks zerfällt in zwei Hauptabschnitte: in dem einen wird das Aufkommen der Weltbörsen Antwerpen und Lyon und der daselbst Mitte des 16. Jahrhunderts stattfindende Capitalverkehr geschildert. Dieser Abschnitt ist der bestgeschriebene des ganzen Werkes und ziemlich einheitlich ausgestaltet; wenn Ehrenberg nichts anderes als diesen Abschnitt geliefert hätte, wäre sein Buch schon als eine bedeutungsvolle wissenschaftliche Forschung zu begrüßen. Ehrenberg hat indeß noch mehr zu bieten versucht. Die zweite Hälfte des zweiten Bandes ist der Darstellung der internationalen Finanzkrisen, der spanischen Staatsbankerotte seit 1557 und des französischen Staatsbankerotts von 1557 sammt Wirkungen

---

1) Ehrenberg, Richard. Das Zeitalter der Fugger. Geldcapital und Creditverkehr im 16. Jahrhundert. I. Band: Die Geldmächte des 16. Jahrhunderts, 420 S. II. Band: Die Weltbörsen und Finanzkrisen des 16. Jahrhunderts, 367 S. 1896, Jena, bei G. Fischer.

2) Es ist z. B. bedauerlich, daß Verfasser bei seinen hochinteressanten Ausführungen über Geschichte der Tratten- und Terminengeschäfte, der Arbitrage, der Accorsanwechsel, ferner über die Rentmeisterbriefe u. s. w. nicht mehr Einzelheiten über Technik und Formulare mittheilt. Für die spanischen Geschäfte der Fugger hat nach Ehrenberg in den Fugger'schen Acten Conrad Haebler noch eine reiche Nachlese gehalten und im 1. Ergänzungsheft der Zeitschrift für Social- und Wirthschaftsgeschichte 1897 veröffentlicht.

gewidmet. Hier fehlten die finanzgeschichtlichen Vorarbeiten. Was Ursache, was Wirkung war, bleibt auch nach Ehrenbergs Buch vielfach dunkel. Ebenso ist auch nicht alles anschaulich, was uns nach Schilderung des Verfalls von Lyon und Antwerpen über die Genueser und Frankfurter Messen, über die Entwicklung des Staatsschuldenwesens und der modernen Fondsbörsen vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart am Schlusse des zweiten Bandes erzählt wird. Aber es ist in dem hier vielfach nur als Notiz Mitgetheilten immerhin so viel Merkwürdiges und Interessantes angedeutet, daß wir nur wünschen können, andere möchten das hier von Ehrenberg Skizzirte weiter durchforschen. Und für viele fleißige Forscher gibt es da noch genug zu thun.

Ich möchte mich im Folgenden darauf beschränken, aus dem m. E. gelungensten Abschnitt des Ehrenberg'schen Buches über die „Weltbörsen des 16. Jahrhunderts" einiges zu referiren.

Während Brügge als Mittelpunkt des hanseatischen Handels um 1500 schon den Höhepunkt der Blüthe überschritten hat, nimmt Antwerpen seit Mitte des 15. Jahrhunderts als Stapelplatz des Handels in englischem Tuch, von Beginn des 16. Jahrhunderts an als internationaler Gewürzmarkt einen großen Aufschwung. Mehr als die gebürtigen Antwerpener spielen die entscheidende Rolle in diesem Handel die fremden in Antwerpen vertretenen Kaufleute: die Portugiesen, Spanier, Engländer, vor allem die Oberdeutschen. Zu den nach Antwerpen als Mittelpunkt des Welthandels gebrachten Waaren gehören außer dem englischen Tuch und den ostindischen Gewürzen auch Kupfer und oberdeutscher Barchent.[1]) Eine wesentliche, wenn nicht die wesentlichste Ursache des Aufkommens von Antwerpen erblickt Ehrenberg in der dort den fremden Kaufleuten gewährten wirthschaftlichen Freiheit, ferner darin, daß nicht eine nach Nationen abgestufte Privilegirung, sondern gleichartige Rechtsbehandlung allen fremden und inländischen Kaufleuten garantirt wird, mithin eine Kaufmannschaft mit freier Concurrenz und gleichartigen Interessen hier existirt. Im Mittelalter war Freiheit des Umsatzes die Ausnahme gewesen, in zeitlich kurzen Fristen jährlich wurde sie an Messen und Märkten ausnahmsweise gewährt; in Antwerpen dagegen sei das ganze Jahr Markt und Messe, so definiren die Kaufleute des 16. Jahrhunderts den neuen Zustand. In der rechtlichen Ordnung und in der Massenhaftigkeit des Waarenverkehrs, der das ganze Jahr über den Kaufleuten in Antwerpen zu thun gibt, erblickt Ehrenberg die Gründe der Umwandlung Antwerpens aus einem Meßplatz in einen Börsenplatz. Es ist fraglich, ob mit dieser Beschreibung der äußeren Hergänge derjenige ganz befriedigt sein darf, der die Causalzusammenhänge erklärt wissen will. Mir scheint, als ob die Concentration der großen unter einem Herrscher vereinten Gebiete, die Einzelheiten in den Veränderungen der Verkehrstechnik, die positiven Maßnahmen der portugiesischen Regierung bezüglich des Gewürzhandels in einer neuen Auflage — die Ehrenbergs Buch ja wohl zu gönnen ist — ausführlicher an dieser Stelle erörtert werden sollten, wenn anders alles begreiflich werden soll.

Wirklich anschaulich wird es uns nach Ehrenbergs Darstellung, wie die Speculation allmählich an der Weltbörse Antwerpen im 16. Jahrhundert sich entwickelt. In aller Naivetät sucht zunächst der Speculant die Preisschwankungen von Pfeffer, Ingwer, Safran nach einem confusen astrologischen System vorauszuberechnen. Bald entwickelt sich in Antwerpen ein brauchbares Hülfsmittel für den Speculanten, der sein Nachdenken für Beobachtung und Voraussicht von Preisschwankungen verwerthen will: Antwerpen wird in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Centrum der politischen und kaufmännischen Nachrichten aus aller Herren Ländern. Mit Verwerthung des Nachrichtendienstes sucht man auf Preisveränderungen der Waare zu speculiren, vor allem aber die Schwankungen in den Wechselcursen, welche damals überaus heftige waren, vorauszuberechnen. Ehrenberg schildert, wie in Antwerpen in Form von Wetten auf die Veränderungen der Wechselcurse die ersten Prämiengeschäfte im 16. Jahrhundert abgeschlossen wurden. Der Begriff des Börsenpreises taucht schon um 1530 in Antwerpen auf; man versteht dort unter Börsenpreis den factischen Marktpreis, zu welchem man Waaren verkaufen, bezw. einkaufen kann, nicht einen durch irgend eine amtliche Instanz festgesetzten Durchschnittspreis. Zahlreiche geschriebene Wechselcurszettel werden von Antwerpen aus im Anfang des 16. Jahrhunderts verbreitet. Verfasser legt dann dar, wie die „Finanz" genannten Geschäfte — d. h. ursprünglich alle verzinslichen Darlehensgeschäfte, später speciell die mit Fürsten, Provinzen, Städten in verbriefter Form abgeschlossenen Geldgeschäfte — sich entwickeln. Mit Inhaberclausel versehen, waren die fiscalischen Schuldverschreibungen ein leicht umsetzbarer Handelsartikel, sie schwanken im Curse infolge der wechselnden Meinung über die Zahlungsfähigkeit und Zahlungswilligkeit der Schuldner, der hierauf einwirkenden politischen Ereignisse, endlich auch der wechselnden Geldfülle am Antwerpener Platz. Als leicht umsetzbare, vertretbare Waare von schwankendem Preise werden die fiscalischen Schuldverschreibungen Speculationsobject. In Antwerpen strömen die Gelder der Speculationslustigen, strömen die — eine feste Rentenanlage suchenden — Capitalien zusammen, in Antwerpen unterhält die portugiesische, niederländische, spanische, englische Regierung Finanzagenten, um Geldzahlungen vermitteln zu lassen, vor allem um Geld zu borgen, bisweilen auch Schulden heimzuzahlen. Im Wettlauf bemühen sich um die Regierungsschuldverschreibungen die Geldgeber — oft in Consortien vereint, deren Theilnehmer nicht selten wieder Unterbetheiligungen abgeben.

Ebenso wie Antwerpen der Sammelpunkt wird, wo die Ersparnisse Deutschlands zusammenfließen, um in Darlehen an die österreichischen und spanischen Habsburger, die englischen Herrscher und die niederländischen öffentlichen Körper nutzbar gemacht, später großentheils verloren zu werden, so entwickelt sich gleichzeitig als zweiter großer internationaler Geldmarkt, im Dienst der französischen Politik, Lyon. Ludwig XI. hatte 1462 allen französischen Kaufleuten den Besuch der bis dahin für das südliche Europa maßgebenden Genfer Messen verboten. Seit 1463 nimmt Lyon unter dem Schutz der französischen Könige und allmählich befreit von den Fesseln des mittelalterlichen Geldverkehrs, einen großen Aufschwung. Die Hauptbedeutung Lyons von 1463 bis 1562 erblickt Ehrenberg nicht so sehr im Waarenhandel, als im Geld- und Wechselhandel, sowie in der Concentration des südeuropäischen Nachrichtendienstes. Der Abrechnungsverkehr in Lyon — durch die Florentiner beeinflußt — erspart eine Menge Edelmetallumsätze, der Capitalverkehr muthet ganz modern an. Das interessanteste ist aber die Ausnützung des kaufmännischen in Lyon zusammenströmenden Capitals durch die französische Krone für die Entwicklung des öffentlichen Credits. Die französischen Könige — vielfach in Kämpfe mit den Habsburgern verwickelt — verstehen es meisterhaft, nach Lyon Geld aus dem Ausland heranzuziehen. Da die französische Regierung durch Jahrzehnte weniger brutal und unpunktlich

[1]) Die Bedeutung der Ulmer Barchentweberei als eines formell zünftigen, thatsächlich aber capitalistisch für den Export im großen arbeitenden Gewerbes im 15. Jahrhundert scheint Ehrenberg Bd. II S. 7 nicht genügend zu würdigen. Sonst würde er auf die dort entwickelten börsenartigen Speculationen wohl hingewiesen haben. Vgl. meine Anzeige des Rübling'schen Buchs: Ulms Baumwollweberei im Mittelalter in Brauns Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik Bd. IV, S. 553 ff.

Digitized by Google

als die Habsburger ihre Gläubiger behandelt und zunächst regelmäßig und pünktlich Zinsen zahlt, ist der französische Staatscredit zeitweilig scheinbar unerschöpflich. Das Capital Oberdeutschlands, und zwar damals nicht jüdischer, sondern frommer christlicher Geldgeber, zeigt sich genau so „international", wie das Capital von heutzutage; trotz aller Verbote des Deutschen Kaisers leiht man Geld aus Deutschland nach Lyon an den französischen König, wenn diese Anlage rentabler und sicherer erscheint als die bei den Habsburgern. Von deutschen und schweizerischen Patriciern wie von Italienern wurden dem französischen König Heinrich II. beträchtliche Geldsummen dargeliehen, gerade während er das Deutsche Reich der Städte Metz, Toul, Verdun beraubt hat. Mit der Subscriptionsanleihe, mit dem Tilgungsplan, mit Zinseszinsrechnung und anderen Zugmitteln der modernen Staatsschuldenpolitik versucht es schon Mitte des 16. Jahrhunderts der französische König, um das ausländische Capital anzulocken. Ebensowenig aber wie bei den Habsburgern entsprach bei den französischen Herrschern damals ein geordneter Zustand der Finanzen der schnell entwickelten Creditausnützung. Im gleichen Jahre, 1557, endet in Lyon wie in Antwerpen die erste Periode der modernen Creditentwicklung mit einer großen Krisis: die fürstlichen Schuldner, die spanische und die französische Krone, brachen in beiden Fällen das den Gläubigern gegebene Wort und erklärten den Staatsbankerott. Bei der Betrachtung der kurzen, schnell entschwundenen Blüthe der Weltbörsen von Antwerpen und Lyon legt Ehrenberg insbesondere auf die Schilderung der Entwicklung der Börsenmeinung und der Speculation Werth. Die Börsenmeinung bezieht sich auf den Credit der Börsenbesucher, die Qualität der gehandelten Börsenpapiere und deren Preise. Die Speculation in den verbrieften Schuldverschreibungen tritt schon sowohl als Baisse- wie als Hausse-Speculation zu Tage.

Antwerpen und Lyon verfallen noch im 16. Jahrhundert. Die nationalen Börsen in den nunmehr aufkommenden Handelsstaaten, Amsterdam, später London, führen die Entwicklung im 17. und 18. Jahrhundert weiter, die an den Weltbörsen Antwerpen und Lyon im 16. Jahrhundert begonnen hatte. Die Entwicklung der Bank- und Geldgeschäfte, welche im 16. Jahrhundert immer mehr zu Darlehen an die Regierungen fortgeschritten war, wurde noch im 16. Jahrhundert durch die Staatsbankerotte, religiösen Fanatismus und brutale Eingriffe der Regierungen in den Credit- und Zahlungsverkehr jäh unterbrochen, ehe Antwerpen durch den Krieg verwüstet ward. Wie viel deutsche Ersparnisse damals an die Habsburger und die französischen Könige verloren gingen, läßt sich auch nach Ehrenberg schwer taxiren. So hohes Interesse vom technischen Standpunkt aus das Studium der Geschäftspraxis im Zeitalter der Fugger bietet, so ist doch der Gesammteindruck vom Standpunkt der vaterländischen deutschen Geschichte aus ein recht unerfreulicher. Die Reichthümer des deutschen Bürgerthums — mit Geschäftsgeist, aber auch mit zu großem Zutrauen in das Wort der verschuldeten Herrscher verwaltet — suchen in dem beginnenden 16. Jahrhundert in Deutschland, da es an einer die wirthschaftlichen Gesammtinteressen vertretenden nationalen Handelspolitik fehlt, und da der technische Fortschritt im Gewerbe durch Zunftorganisationen und Polizeimaßregeln, in der Landwirthschaft durch die grundherrliche Verfassung verhindert ist, nicht in der deutschen Waarenproduction, sondern anfangs in Ringbildungen des Metall- und Gewürzhandels, dann in Darlehen an die Regierungen eine rentirliche Anlage. Die Darlehen an die Regierungen, schließlich nur sehr selten zurückbezahlt oder dem Versprechen gemäß verzinst, ermöglichen es dem französischen König, das Deutsche Reich zu schwächen, ermöglichen es Karl V., eine dynastische antideutsche Politik zu treiben, ermöglichen es Karl V. und Philipp II., in Spanien reactionäre, für Spanien verderbliche Maßregeln durchzuführen. Der Ehrgeiz der deutschen Handelsfürsten reicht nicht, wie der der Florentiner, so weit, Einfluß auf die Politik der ihnen verschuldeten Herrscher zu gewinnen, ihr Einfluß reicht nicht einmal so weit, auf dauernde Reorganisation von deren Finanzen hinzudrängen. Meist als unterwürfige Diener — von Jakob Fugger abgesehen — unterstützen die Handelsleute mit ihrem und ihrer Gläubiger Gelde die jeweils von den Herrschern beliebte Politik. Soweit sie nicht wie die Fugger und einzelne niederländische Kaufherren ihr Vermögen rechtzeitig in Grund und Boden realisirten, verloren schließlich die Capitalisten durch die Finanzzerrüttung der Staaten, denen sie Geld geliehen hatten, obendrein Capital und Zinsen. Es ist nicht mehr eine gesunde, Fortschritt verheißende Wirthschaftsblüthe, die in dem Zeitalter der Fugger, mindestens um 1550, entgegentritt. Das gierige Drängen der Capitalisten, ihr im Waarenhandel erworbenes Geld unpünktlich zahlenden und schlecht wirthschaftenden Fürsten darzuleihen, ist ein Zeichen des Verfalls der Privatinitiative im deutschen Erwerbsleben der damaligen Zeit.

Was sich später mit dem Wiederaufblühen des modernen deutschen Waarenhandels und Effectenverkehrs im 19. Jahrhundert an deutschen Börsen von Geschäftstechnik entwickelt hat, hängt — wenn wir von Hamburg absehen — nicht continuirlich mit der deutschen Wirthschaftscultur des 16. Jahrhunderts direct zusammen, sondern knüpft an die Weiterbildung an, die die italienisch-deutsche Handelstechnik des endenden Mittelalters in denjenigen Ländern, welche Deutschland im Welthandel ablösten, in Holland, England, Frankreich, inzwischen gefunden hatte.

Dichternachlässe[1]) (Graf Schack und Roquette).

Von A. K. T. Tiele.

Dichternachlässe pflegen selten „in weitesten Kreisen" Interesse zu erregen. Das ist aber nicht bloß, wie man meinen sollte, eine abgedroschene Redensart. Man bekommt die Ausläufer und Spätgeborenen des Poeten zu Gesicht, vom Reif des Alters getrübt und durchfröstelt; Erinnerung und Resignation sind an ihrer Wiege gestanden. Meist sind bisher ungedruckte oder in Zeitschriften verstreute Jugendpoesien hinzugethan, die der gereifte Autor aus Selbstachtung oder Achtung vor seinem Publicum nicht weiter bekannt machen wollte; der pietätvolle Herausgeber glaubt sie dem werthen Publicum, gewöhnlich vielfachen Wünschen entsprechend, nicht länger vorenthalten zu dürfen. Summa summarum: der Blick auf ein gewisses, dichterisches Schaffen erhält eine umfangreichere und festere Basis, die Basis wird vervollständigt und begrenzt, und das ist der Vortheil. Der rein ästhetische Genuß rückt hingegen unter den dünnen Nachklängen und verblassenden Farben stark in den Hintergrund; und das ist der verstimmende Nachtheil. Doch der Literarhistoriker von Profession reibt sich seelenvergnügt die Hände; treten noch die Briefe und Tagebücher des Verstorbenen ans Licht, so läßt sich dem Dinge der richtige Name geben. Der Mann ist todt; ergo kann er nach exacter philologisch-kritischer Methode secirt, einbalsamirt und in einem bestrenommirten, wohlgeordneten Museum zum ermuthigenden oder abschreckenden Exempel aufgestellt

[1]) Nachgelassene Dichtungen des Grafen Adolf Friedrich v. Schack. Herausgegeben von Georg Winkler. — Von Tag zu Tage. Dichtungen von Otto Roquette. Aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben von Ludwig Fulda. Beide Bücher: Stuttgart, J. G. Cotta 1896.

werden: in der Geschichte der Nationalliteratur. Beide Arten der Würdigung stützen sich auf ihr gutes Recht; die eine erstrebt die unbefangene, aber eigenwillige Ausnutzung der dichterischen Production, die andere eine möglichst objective, vollkommene und wahrheitsgemäße Erfassung der dichterischen Individualität. Jene dient einzig und allein der persönlichen Neigung, diese der Gesammtheit des weltgeschichtlichen Volkslebens.

Mehr oder minder finden diese Glossen in den nachgelassenen Dichtungen des Grafen Schack und Otto Roquette's ihre Bestätigung; der eklektische Feinschmecker wird besonders bei jenem vorsichtig zugreifen müssen. Nur der Zufall, die gleichzeitige Ausgabe ihrer letzten Papiere, drängt sie auf einen Fleck zusammen; sie haben mit einander so viel gemeinsam wie Feuer und Wasser — sie vertreten die schroffsten Gegensätze. Der unüberbrückbare Abstand ihres Lebens und Strebens erhellt sich unverzüglich, ob man sie mittelbar aus ihren Werken oder unmittelbar aus ihren Autobiographien[1]) kennen lernt. „Ein halbes Jahrhundert." Man wird gleichsam in einen uralten, schimmernden Griechentempel versetzt, an dessen säulenhohen Marmorwänden sich lebende, wunderbar prangende Bilder und seltsam leuchtende Zeichen hinziehen. In diesem erhabenen Bau wandelt Adolf v. Schack im Feiertagskleide wie ein opfernder Priester oder begeisterter Seher umher, und wo er anhält und Figuren und Formen deutend und bedenkend überfliegt, da quillt er von reichem Wissen und reifer Weltweisheit über. Ein Wahlverwandter Victor Hugo's, sucht er sich „die Vergangenheit zur dauernden Gegenwart zu machen" (E. h. J. I, 4). Ueber Geschichte, Religion, Philosophie, Kunst und Poesie verbreitet er sich mit dem tiefsten und eindringendsten Verständniß. — „Siebzig Jahre." Man steht in einem guten deutschen Bürgerhause; ein ungemein liebenswürdiger, alter Herr, der in seinem jugendlich rosigen Wesen etwas vom Professor und viel mehr vom Poeten an sich trägt, weist dem Besucher allerlei anmuthende Holzschnitte und Zeichnungen vor und weiß dazu so ausnehmend gefällig und amüsant den Text zu plaudern, daß man selber einen kleinen, etwas länglichen Roman zu erleben meint.

Denselben Eindruck empfängt man aus ihren Dichtungen. Schacks Poesie erhebt sich sinnend aus den wüsten Trümmern untergegangener Städte, aus der ungeheuern Einsamkeit umwolkter Felsengipfel und aus der brennenden Sandwüste. Trotzig brütet sie auf den Rätseln des Daseins, sie träumt sich in die heitere Schönheit des Alterthums zurück und schaut mit zukunftsfrohem Idealismus in die Ferne; Fortschritt und Humanität begleiten ihre Wege. Roquette's Poesie blüht wie ein liebliches Vergißmeinnicht im Verborgenen; zart und anmuthig, weicht sie allen Zeittendenzen aus und findet ihr Genüge in der freundlichen Natur- und Menschenbetrachtung Goethe's und Mörike's. Dort lauter weitreichende Perspectiven von Abend gen Morgen, hymnenhafter Schwung und eine schier orientalisch überschwellende, didaktische Phantasie; hier eine ländliche Enge und Zurückgezogenheit, liederartige Gemessenheit und rein germanische Gefühlsseligkeit. Auf der einen Seite erscheint alles großartig, glanz- und gedankenvoll, auf der andern alles einfach, schlicht und fast eintönig. Im abirrenden Extrem ergibt sich rechts ein prätentiös gelehrter Anstrich, ein überwiegender Formalismus, links eine gelinde Belanglosigkeit, eine volksthümliche Naivetät ohne tieferen Gehalt.

Auch in ihrem Verhältniß zur Tageskritik nahmen die beiden Dichter eine gesonderte Stellung ein; Schack bringt ihr stolzes Selbstbewußtsein, Roquette eine fast demüthige Bescheidenheit entgegen. Schack hörte den Tadel und Widerspruch von Freunden und Feinden mit überlegener Miene an und besserte nur, wenn er die Aussetzungen wirklich als vollbegründet anerkennen mußte. Anders sein Widerpart: „Jedes kritische Wort, das nur halbwegs an das Richtige streifte, gab mir sofort die Ueberzeugung meiner Mängel und bewog mich, an eine Umgestaltung zu gehen oder nach einiger Ueberlegung das Geschaffene zu vernichten" (Siebzig Jahre I, 159). Schack wollte anfänglich seine Werke posthum zutage treten lassen. Die spärliche Verbreitung seiner Firdusi-Uebersetzung (1851, 53) habe ihn vergewissert, „die heutige Generation besitze überhaupt wenig Empfänglichkeit für Poesie" (Ein halbes Jahrhundert II, 92). Roquette gestand seinem getreuen Collegen Ludwig Fulda erst in späten Jahren: „Ich arbeite eigentlich nur noch für meinen Nachlaß." Schack belohnte man zu seinen Lebzeiten häufig mit überschwänglichem Lobe; aber er wollte weniger erhoben und fleißiger gelesen sein. Er wurde selbst in der erneuten Sturm- und Drangperiode des letzten Decenniums von Julius Hart, dem tonangebenden Kritiker der Modernen, in Ehren gehalten, und erst nach seinem Heimgange gewöhnte man sich daran, ihn mit dem wenig respectvollen Titel eines „alexandrinischen Poeten" abzufertigen. Wer aber bloß einmal flüchtig seine „Gedichte" (1866) durchblättert, der wird frappirt werden von der Fülle hoheitsvoller Gemälde, von dem üppigen, narkotisch berauschenden Duft und dem wohllautenden Pathos dieser Verse. Da gelingen dem alexandrinischen Poeten sogar einige wundervolle Liebesweisen und Serenaden, und einige — so das „Geheimniß": „Du fragst mich, Mädchen, was flüsternd der West vertraue den Bluthenglocken?" — sind ohne Schwierigkeit in Musik gesetzt worden. Roquette wurde niemals verhätschelt. Die Modernen schwiegen ihn entweder todt oder sie wie seine übrigen Sangesgenossen mäkelten an ihm — zu Gunsten von „Waldmeisters Brautfahrt". „In dieser unabänderlichen Lobpreisung sah er den Fluch seines Lebens", bedeutet Ludwig Fulda, und er selbst hält mit seiner leicht begreiflichen Unzufriedenheit nicht hinter dem Berge:

„Daß jung ich sang, was mich erfreute,
Ihr machtet, daß ich's längst bereute,
Denn daß ich auch andres als Freud' erfahren,
Ist nun Verbrechen seit vierzig Jahren."

Prutz[1]) 1859 und Ignaz Hub[2]) 1869 constatirten bei ihm „von Buch zu Buch einen immer größeren Rückschritt", und doch wurde er von jenem als „der wahre Repräsentant der Neuen Menschen" ausgeschrieen — und herabgesetzt. Er übertreibt daher keineswegs, wenn er sich in seiner Autobiographie wehmüthig äußert: „Mode habe ich nie gemacht, wenngleich mein Jugendgedicht mit der Zeit eine große Verbreitung gefunden hat. Spätere Werke, auf die ich selbst etwas gab, wurden entweder übersehen oder kühl beiseite geschoben" (S. J. II, 277). Schack, der sich „vor vielen hoch begnadet" fühlte und erwartet hatte, „daß dereinst Unsterblichkeit ihn krönen", stößt bei dem sichtbaren Zusammenbruch seiner Hoffnungen ein ingrimmiges „Après nous le déluge" aus:

„... mein Volk, das Sinn nur hat für Stümper,
Verschloß in ew'gem Stumpfsinn mir das Ohr
Und klatschte Beifall niedrigem Geklimper.
So seh' ich meines Lebens Wert verstümmelt,
Vernichtet — treten mag an meinen Platz
Der Dichterlinge Schwarm, der ringsum wimmelt."

Der Schüler Platens — als solchen bekennt er sich (E. h. J. I, 25) ausdrücklich — hat sich nicht bloß des

[1]) Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Ad. Fr. v. Schack. 3 Bde. Stuttgart und Leipzig 1888. — Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens von Otto Roquette. 2 Bde. Darmstadt 1894.

[1]) Robert Prutz, Die deutsche Literatur in der Gegenwart. 1848—1858. 2 Bde. 1. Aufl. 1859, 2. Aufl. 1870. Leipzig. I, 241 f.

[2]) Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. 3 Bde. Würzburg und Karlsruhe. 4. Aufl. 1873. III, 560 f.

Digitized by Google

Meisters hochentwickelten Formensinn, sondern auch des Meisters große Empfindlichkeit und übergroße Ruhmredigkeit angeeignet. Ein Spötter wird sich bei dieser gar nicht blöden Selbsteinschätzung gewiß jenes scharfen Votums erinnern, das sich Graf Schack einst über Friedrich Rückert notirte (E. h. J. II, 37): „Autoren haben in der Regel am wenigsten ein richtiges Urtheil über ihre eigenen Werke." — Roquette hat sich von jeder verblendenden Eitelkeit freigehalten: „Nicht nach Ruhm und großem Namen habe ich gestrebt, sondern nach dem inneren Genügen, etwas Künstlerisches zu gestalten, meine Kunst nach meinen Mitteln zu entwickeln. Ich weiß, daß das meiste von dem, was ich geschaffen, weit hinter den Zielen, die ich mir ausersehen, geblieben ist . . ." (S. J. I, 2). Mit verhöhnendem Galgenhumor sucht er sich über seine fatale Isolirung hinwegzusetzen:

„Fand dein Schaffen wenig Huld,
Warte nur, denn mit Geduld
Kommst du doch nach deinem Tode
Auf sechs Wochen in die Mode."

Der Schack'sche Nachlaß umfaßt größtentheils Altersposien und nur in wenigen Fällen „Erzeugnisse aus einer ganz frühen Zeit seines Schaffens", wie der Herausgeber Georg Winkler mittheilt. „Aber selbst einem scharfen Auge wird es kaum gelingen, diese herauszufinden." Die beiden Erotika „Neues Leben" und „Das offene Fenster", namentlich dieses schwärmerische Sonett, dürften indessen mit ziemlicher Sicherheit in eine frühere Periode des Dichters einzuordnen sein.

Graf Schack schweift auch in seinen „Nachgelassenen Dichtungen" weltflüchtig und kosmopolitisch umher. Ein Morgenritt durch die schweigende Wüste (vergl. die Aufzeichnungen „Unter dem Wüstenzelt. Im Herbst 1839", E. h. J. II, 210), Venedigs San Marco, ein Maulthierzug in der wilden Sierra Morena, die maurische Alhambra mit ihrem sagenumwobenen Löwenhof, schon einmal in den träumerischen „Gedichten aus Granada" (1—11) fixirt, die verschieden geartetsten Regionen werden von seinem unermüdlichen Geiste in Verse gebannt. Mit Vorliebe knüpft er an die jeweilig geschilderten Orte national- oder kunst- und literarhistorische Ereignisse an, um diese in ihren Trägern zu neuem Leben zu erwecken; über blasse Gelegenheitspoeme und matte Reisepisteln rückt er meistens um ein gutes Stück hinaus. In der Lagunenstadt ruft er seine verehrten Maler Palma, Tizian und Giorgione auf; um ein merkwürdiges Tempelbild des letzteren, den er bereits 1869 in seinen „Episoden" poetisch packend festgehalten hat, spinnt er eine ebenso merkwürdige Liebesgeschichte. In Florenz tauchen die Schatten Dante's und Tasso's vor ihm auf, und in Rom entrüstet er sich über den rauchenden Scheiterhaufen Giordano Bruno's. Unter den spanischen Maulthiertreibern glaubt er Cervantes' dicken Sancho Pansa anzutreffen. Seine letzten Verserzählungen, exclusive „ein Abenteuer Giorgione's", sind der Anzahl wie dem Werthe nach unbedeutend. Fremde Einflüsse, von denen namentlich in seinen früheren klanglich und farbig prächtigen Balladen[1]) aus dem Alterthum derjenige Schillers hervorragt, machen sich nirgends geltend. Aber der schwerfälligen, unökonomischen Breite und allzu gleichmüthigen Führung des Vortrags — meistens in unstrophischen, irregulären Abschnitten aufgebaut — wird man nicht übermäßigen Geschmack abgewinnen können. Der Romanzencyklus „Robin Hood",[1]) in Form und Ton noch am gediegensten, kann neben Percy's ancient ballads nicht aufkommen. Aus der „Chronik des Klosters Gandersheim", einer Wiedererweckung der gelehrten Dramendichterin Roswitha und aus „Giulio und Emilia", der Verherrlichung eines opfermuthigen Freundes, zieht man nur die Einsicht, beide Gedichte wären besser sowohl ungeschrieben wie ungedruckt geblieben. „Ein Liebespaar" bringt eine moderne Geschichte in Briefen; der Candidat Robert und seine Verlobte, die Gouvernante Ida, erleben, jedes in einem andern Himmelsstrich, als Reisebegleiter ihrer Schutzbefohlenen höchst romantische Fahrten und Irrfahrten. Um nur ein paar Haupt- und Höhepunkte dieser bunten Reiseberichte à la Friedrich Gerstäcker anzudeuten: türkischer Mädchenraub, indische Tigerjagd, Niagarafall, Alligatorenritt in Brasilien und Chimborasso. Das Liebespaar empfindet beständige Sehnsucht und der Leser beständige Langeweile; und schließlich nach dem ewigen Hangen und Bangen kriegen sich die Armen nicht einmal. Ihre religiösen Anschauungen führen den scheidenden casus belli herbei. Ida heirathet einen freigeistigen Engländer, Robert, der „seit seiner Kindheit halb nur an den Katechismus glaubte", bekehrt sich zur allein selig machenden römischen Kirche und ehelicht eine strenggläubige Spanierin. Damit ist die verlorene Liebesmüh' zu Ende und das Lied aus. Kurzum, bei diesen gereimten Ungereimtheiten kann das Urtheil Adolf Sterns, das, zu weit gehend, die gesammte Dichtung Schacks betrifft, zu vollem Recht bestehen: „Es fehlt ihnen jene Wärme und Stärke des eigenen Lebens, durch welche der ergriffene Stoff erst völlig zum Eigenthum des Dichters, zum Spiegel seiner inneren Welt wird." Eine höhere Stufe nehmen seine Visionen ein. Freilich vermögen sich diese Spätlinge zu der Leuchtkraft seiner kühn angelegten „Nächte des Orients" (1874), nach Goltschall „eine Art traumhafter Gedankensymphonie und märchenhafter Geschichtsphilosophie", nirgends aufzuschwingen. Immerhin entrollt seine „Novembernacht" in Dante'schen Traumwanderungen und Wandlungen weitsichtige Culturbilder; seine Lieblingsprobleme Unendlichkeit und Ewigkeit, Anfang und Ziel kommen zur Aussprache, und dazwischen findet er zu ungeschwächten Herzensergießungen Zeit. Dieses Wandelpanorama ist gewandt in jenen Halbterzinen abgefaßt, welche u. a. A. W. Schlegel in seiner fragmentarischen Uebersetzung der divina comedia gebrauchte. Eine ebenso bewundernswerthe formale Gewandtheit, bei ihm eigentlich selbstverständlich, beweist er in gelegentlichen Gruß- und Huldigungssonetten. Sein „Schubert" und „Bismarck" gefallen durch die edle Herzlichkeit der Ausdrucksweise; Paul Heyse hingegen drakonisch als obscuren „Pastetenbäcker" und faden „Süßholzraspler" abthun zu wollen, war doch schon im Keime ein verfehltes Unternehmen. Ebenso bitter und sarkastisch verlacht er die philologische Vielwisserei, die Goethe-Manie und die moderne Historiographie. Mit ungetheiltem Vergnügen versenkt man sich dagegen in die beiden liederartigen Gesänge „Im Frühling" und „Abendruhe"; hier ein frohes Willkommen dem neuen Erdenjahr und dort ein müder Sehnsuchtsruf nach dem letzten Schlummer.

Roquette's Muse bewährt im großen Ganzen eine widerstandsfähigere Constitution. Abgesehen von der hübschen Vorrede, in welcher die liebenswürdige Persönlichkeit des Verblichenen die denkbar günstigste Beleuchtung erfährt, bietet Ludwig Fulda eine mannichfache Auswahl: Lyrik, vier gereimte Erzählungen und ein Drama. Ueber die lyrischen Gedichte werde ich mich kurz fassen; ich habe über „Otto Roquette als Lyriker" in der Beilage der

[1]) „Himilkon" und der „Triumphator" in den „Gedichten" (3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta 1874) S. 75 und 246 verkörpern die viel citirten Worte von „der Götter Neide": „Noch keinen sah ich fröhlich enden, auf den mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben streu'n." — Vergl. Beilage der Allg. Ztg. 1865, Nr. 59 und 155; 1866 Nr. 62 f.; 1869 Nr. 98 ꝛc.

[1]) Vergl. *Ritson*, Collection of Ballads relating to Robin Hood. London 1795. Von Robin Hood existiren ca. ein halbes Hundert englischer Volksballaden.

Allgemeinen Zeitung 1896, Nr. 238 ausführlich gehandelt. Aus den „Liedern in allerlei Tönen“ wären die mondscheinselige „Heimwanderung von der Geliebten“ und die „Lieder vom Inselstrande“ vor allem hoch zu halten; namentlich erfreut aus dem letztgenannten Cyclus das humorumflossene „Hünengrab“, während „Am Herd“ mit seinem stimmungsvollen Fischeridyll von fern an das Heine'sche „Wir saßen im Fischerhause“ gemahnt. Das „Satyrspiel“ soll nach des Herausgebers Meinung „die Scala seiner lyrischen Töne um einige Noten bereichern“; das trifft nicht zu. Die Vorführung des dumpfen Philisteriums und des eigenen feinsinnigen Kunstlebens vollzieht sich in reizender Laune; damit ist aber auch das Lob erschöpft. Die antiken Metren wollen dem leichtbeschwingten Sänger hier wie in den beiläufigen „Vermischten Gedichten“ nicht sonderlich zu Gesicht stehen. Seine patriotische Poesie „Aus großer Zeit“ kommt an poetischem Gehalt etwa Uhlands „Vaterländischen Gedichten“ gleich; über tönende Phrasen und schöne Floskeln, wie sie 1870/71 aus eines jeden deutschen Biedermannes Munde gingen, schreitet sie selten hinaus. Die tüchtige Gesinnung soll alles thun. „Wir ... kamen ganz unerwartet ins Kriegsfeuer hinein, und wenige der überraschten Poeten wußten mehr als ‚Hurrah‘ zu rufen,“ erklärte Roquette in seiner Autobiographie (II, 197). Er gab diese Erklärung pro domo ab.

Die höchste Anerkennung erheischen hingegen die Sprüchlein „Von Tag zu Tage“, welche dem Buche den Titel verliehen haben. „Sie traten in allen Zeiten ungesucht vor seine Seele und bilden so beinahe die zusammenhängende poetische Chronik seines Lebens.“ In ihnen prägen sich vollkommen individuelle Reflexe aus, munter, oft herb und derb, kernig und kantig, spitzig und witzig vorgebracht. Ein milder Klang der Bescheidung bricht hie und da heraus; das Glück der Selbsteinkehr und des still beschaulichen Erlebnisses wird wieder und wieder verkündet.

Die gereimten Erzählungen halten sich nicht auf dem gleichen Niveau. Den tragisch gefärbten „Sturmvogel“ hatte Roquette bereits 1852 in dem Cotta'schen Morgenblatt publicirt — und nach dem Abdrucke selber mit dem Prädicat „scheußlich“ bedacht (S. J. I, 308). In der 30 Jahre später erfolgten Umarbeitung hat das sentimentale Liebesdrama in Form und Figuren zweifellos eine gründliche Läuterung durchgemacht, aber mit Tennysons genialem „Enoch Arden“, mit dem sich manche gemeinsame Linien ergeben, kann es nicht im entferntesten concurriren. „Das Wormser Schießen“ spricht mit der dona fidelitas der lebhaften Exposition außerordentlich an; nur muß man sich bei der Lectüre dieser Geschichte aus der guten, alten Zeit Kinkels farbenprächtigeren „Otto den Schützen“ aus dem Sinn schlagen. In der Wurzelmannsmär „Der Findling“ verfährt der Verfasser in den Grundmotiven verblüffend primitiv; Zank und Schmollen zwischen Hans und Grete, nichts weiter, und wie man bei Beginn der furchtbaren Fehde gleich voraussieht, löst sich der ganze, große Lärm um nichts in eitel Sonnenschein und Wohlgefallen auf. Das Mädel gesteht: „Ich — war nicht gescheit“, und der Chorus der Wurzelmännchen kann um die Glücklichen einen obligaten „Ringel-Rosen-Reigentanz“ aufführen. „Ein Teufel auf Urlaub“ kann sich mit Ehren sehen lassen. Wie das blitzdumme Teufelein Fax eine irdische Pilgerfahrt antritt, um mit aller Gewalt die Menschenseligkeit der Liebe zu kosten: „die Liebe soll was Gutes sein!“, und wie er bei seiner tölpelhaften Narretei überall grausam geprellt wird — das hat Roquette mit wahrhaft sonnigem Humor dargestellt. Das erste Abenteuer, schon im Cotta'schen Musenalmanach abgedruckt, steht auch der künstlerischen Abrundung nach weitaus obenan; die beiden folgenden ergehen sich nur noch in geringfügigen Variationen des bekannten Themas. Der Höhepunkt des Interesses ist in dem Rencontre mit der schönen Müllerin erstiegen, und so kann der täppische Hokuspokus des Barons v. Feuerscheit in der Universitätsstadt und in der Spielhölle nicht mehr eindringlich überraschen. Aber auch in ihnen wird man sich manche ergötzliche Scene anmerken.

Das fünfactige Schauspiel „Lanzelot“ zieht durch helle Anmuth und gesunde Frische an. Ort und Zeit der Handlung: das blühende Venedig des 16. Jahrhunderts. Der Held des Stückes, ein Findling, wird zur rechten Zeit von Manfrin, dem berühmten venetianischen Admiral, als Sohn erkannt; die Fesseln, die sich der Verliebte durch seine Verwegenheit und des Vaters ungezähmte Heftigkeit zugezogen hat, fallen und seine Giralda sinkt ihm in die Arme. Die Charaktere von dem alten, jähzornigen Deutschenfresser Manfrin an bis auf den goldehrlichen Frankfurter Juden Isaschar sind ausnehmend geschickt gezeichnet, und höchstens dürfte die beständig geschäftige Handelsluft des Nürnberger Kaufmanns Veit Imhof, zu der bezaubernden Ritterlichkeit seines Adoptivbruders Lanzelot allerdings ein sehr wirksamer Contrast, ein wenig zu stark betont worden sein. Jedenfalls ist diese halb ernste, halb heitere Komödie an „intimen Feinheiten“ reich, und es läßt sich wohl glauben, daß sich ihre Theaterwirkung auf mehreren großen Bühnen bereits „rühmlich“ erprobte (1888, S. J. II, 285).

Mittheilungen und Nachrichten.

* Der um die Förderung der deutschen wissenschaftlichen Literatur hoch verdiente Verlagsbuchhändler Karl J. Trübner in Straßburg i. E. hat einen die 25 Jahre von 1872—1897 umfassenden Verlagskatalog herausgegeben. Im Vorwort stellt er neben anziehenden persönlichen Mittheilungen folgende allgemeine Betrachtung an, die, auf Erfahrung und Einsicht gegründet, von allen Freunden des deutschen Buchhandels wie der Wissenschaft mit Dank zur Kenntniß genommen werden wird.

„Der deutsche Verleger steht in einer Gesammtheit, die auch die bescheidenste Thätigkeit des Einzelnen hebt. Denn der deutsche Verlagsbuchhandel, wenigstens derjenige Theil, der sich mit wissenschaftlicher Literatur befaßt und über den allein ich mit voller Sachkenntniß urtheilen kann, erfreut sich seit Jahrzehnten einer zweifellosen Blüthe. Während in Frankreich der Verlag wissenschaftlicher Werke theilweise nur durch staatliche Subvention [1]) aufrecht erhalten werden kann und die englischen Collegen über schlechten Geschäftsgang klagen, obgleich sie sich größter Vorsicht befleißigen und alle schwierigeren wissenschaftlichen Unternehmungen den zahlreichen gelehrten Gesellschaften und den reichen Universitäten Oxford und Cambridge überlassen, wird in Deutschland nahezu die ganze Production wissenschaftlicher Werke und Monographien vom Verlagsbuchhandel übernommen, wobei allerdings, dank dem ihm eigenen unverbesserlichen Idealismus, manches stattliche Opfer zur Ehre der deutschen Wissenschaft gebracht wird. Wer wollte leugnen, daß dieses Kraftbewußtsein in erster Linie auf dem hohen Ansehen und der Blüthe der deutschen Wissenschaft beruht — dieser geistigen, aber auch einzigen Weltherrschaft, deren wir Deutsche uns rühmen können, die unsern Büchern die Wege in fremde Länder bahnt und Franzosen, Engländer, Amerikaner nöthigt, die „Schrecken der deutschen Sprache“ zu bemeistern? Und doch würden die hohen Leistungen des deutschen Gelehrtenthums allein nicht ausreichen, die höhere Leistungsfähigkeit des deutschen Verlagsbuchhandels zu erklären. Denn die wissenschaftliche Literatur Frankreichs und Englands ist in vielen Fächern, namentlich in den exacten Wissenschaften, der unsrigen mindestens ebenbürtig und

[1]) Im französischen Budget für 1896 finden sich allein beim Ministère de l'instruction publique folgende Summen:

Sociétés savantes	fr. 78,000
Souscriptions scientifiques et littéraires etc.	„ 198,000
Encouragements aux savants etc.	„ 180,000
Voyages et missions scientifiques (darunter auch die Kosten der Publicationen)	„ 145,250
Publications diverses	„ 165,000
Publications et souscriptions aux ouvrages d'art	„ 70,000

Digitized by Google

Bücher in französischer oder englischer Sprache haben an und für sich im internationalen Verkehr den Vortritt vor den deutschen.

„Der Unterschied liegt in der verschiedenartigen Organisation des Buchhandels in den drei Ländern oder vielmehr in dem Mangel einer Organisation in Frankreich und England gegenüber den trefflichen Einrichtungen des Buchhandels im deutschen Sprachgebiet, wie er im „Börsenverein der deutschen Buchhändler" verkörpert ist. In Frankreich und England sind die Verlags- und Sortimentsbuchhandlungen schon seit langer Zeit ganz getrennt und haben keinen organischen Zusammenhang, die Verleger ließen es geschehen, daß die Sortimente in der Provinz durch die hauptstädtischen Firmen erdrückt wurden. In England hat es die zügellose Concurrenz so weit gebracht, daß den Sortimenter auf den vom Verleger festgestellten Ladenpreis 20 und 25 Proc. Rabatt an das Publicum gewährt, während er selbst nur 25—30 Proc. Rabatt vom Verleger erhält.[1]) In vielen Fällen besteht sein Gewinn nur in den Freiexemplaren, die er bei Bezug einer sogenannten Partie (7/6½ oder 13/12 Exemplare) vom Verleger erhält. Es ist klar, daß unter so drückenden Verhältnissen ein leistungsfähiger Sortimentsbuchhandel nicht bestehen kann, daß sich der Sortimenter auf den Vertrieb derjenigen Bücher beschränken muß, die er „in Partien" absetzen kann, daß damit die ganze wissenschaftliche Literatur ausgeschlossen ist und daß die Provincialbuchhandlung selbst in größeren Städten allmählich zu einem Papierladen herabgesunken ist, wo man neben Briefpapier und Tinte nur noch Gebet- und Gesangbücher, Kochbücher, Briefsteller für Liebende, Bilderbücher u. dgl. antrifft. Es ist aber ebenso klar, daß der Verleger wissenschaftlicher Werke nur dann seine Verlagswerke sachgemäß verbreiten kann, wenn ihm ein tüchtiger, mit dem Verlag organisch verbundener und gleichberechtigter Sortimentsbuchhandel zur Seite steht, der wie ein feines Gräber das ganze Land durchzieht und die Fähigkeit und Unverdrossenheit hat, die wissenschaftliche Literatur auch dem entlegensten Interessenten und namentlich den Bibliotheken zur Kenntniß zu bringen. Und deßhalb ist es an und für sich ein Gebot der Selbsterhaltung für die Verleger, den Sortimenter mit allen Mitteln vor centralistischer Unterdrückung zu schützen, damit ein möglichst dichtmaschiges Netz von Provincialbuchhandlungen für seinen Verlagsbetrieb in voller Wirksamkeit erhalten bleibe, ganz abgesehen davon, daß es nie eine Frage der Würde des Verlegers zu sein scheint, daß der von ihm angesetzte Verkaufspreis seiner Verlagswerke, die größtentheils bis zum Augenblick des Verkaufs im Buchladen sein Eigenthum sind, eingehalten werde.

„In England und Frankreich hat man an diesen innigen Zusammenhang zwischen Verlag und Sortiment nicht eher gedacht, bis man vor dem Trümmerfeld des Provinzialbuchhandels stand. Erst jetzt fängt man allmählich an — ob es vielleicht zu spät ist —, an die Errichtung einer der deutschen ähnlichen Organisation zu denken.

„Wie ist es zur Zeit dem englischen Verleger möglich, sein Buch ins Publicum zu bringen? Er läßt es bei den Londoner Buchhandlungen herumzeigen und darauf „subscribiren". Man begreift das Entsetzen des Verlegers, wenn der „Subscriber" zurückkommt und kaum 25 Exemplare subscribirt sind. „Der Londoner Buchhandel hat keine günstige Meinung für das Buch", so berichtet als dieser interessanteste aller Angestellten eines Londoner Verlagshauses. Nun ist des Verlegers einzige Rettung: die Kritik der Presse und die Annonce; denn die Provinz kommt, wie wir gesehen haben, nicht in Betracht. Er sendet also Recensionsexemplare aus und ist gezwungen, in einem Umfange Annoncen in Zeitschriften ꝛc. zu erlassen, wovon unsre deutschen Collegen schwerlich einen Begriff haben. In dem Geschäfte meines seligen Oheims (Teubner u. Co.), dem ich vor meiner Niederlassung in Straßburg 5½ Jahre angehörte, wurden für Anzeigen und Prospecte einschließlich des „Oriental Literary Record" jährlich 2000—3000 Pfd. St. ausgegeben. Und doch ist diese kostspielige Annonce ein armseliger Nothbehelf gegenüber unsrer Ansichtsversendung durch den Sortimentsbuchhandel. Viele Bücher bleiben trotz aller Annoncen in der gesammten Auflage im Lagerhaus des Verlegers schwer wie Blei liegen und werden schon nach wenigen Jahren durch den Auctionator in Partien von 10, 20, 50 Exemplaren für kaum mehr als den Maculaturwerth „verramscht".

[1]) Selbst die Reisehandbücher von Baedeker werden in London mit 20 Proc. Rabatt an den Schaufenstern angeboten, so daß sich der reisende Engländer daß verwundert, wenn er im Ursprungsland dieser Bücher den vollen Ladenpreis bezahlen soll und muß.

„Was den französischen Verleger wissenschaftlicher Werke betrifft, so hat sich dieser schon seit Jahrzehnten daran gewöhnt, die spärlichen Reste eines Sortimentsbuchhandels in der Provinz zu ignoriren und seine Geschäfte direct mit dem Publicum zu machen. Daß dies aber bei neuen Erscheinungen seine Schwierigkeiten hat und mit großen Kosten verbunden ist, liegt auf der Hand.

„Unter solchen Umständen erklärt sich die Vorsicht des englischen und französischen Verlegers und die Nothwendigkeit von gelehrten Gesellschaften mit Verlagsthätigkeit in dem einen Land und dann staatlicher Subvention in dem andern.

„Es ist hinlänglich bekannt, wie ganz anders sich die Verhältnisse in Deutschland entwickelt haben. Die meisten der großen Verlagsbuchhandlungen wissenschaftlicher Richtung sind aus Sortimentsbuchhandlungen hervorgegangen und die Sortimentertraditionen sind darin noch lebendig. Production und Vertrieb war und ist zur Zeit noch decentralisirt, als Ergebniß früherer politischer Zustände. Die zwanzig Universitätsstädte und die Sitze technischer Hochschulen bilden im großen und ganzen auch die Verlagsorte für die wissenschaftliche Literatur Deutschlands. In diesen Städten haben zugleich mehrere hundert Sortimentsbuchhandlungen ihren Sitz, in enger Fühlung mit dem wissenschaftlichen Verlag und auf den Vertrieb wissenschaftlicher Werke ausschließlich und meistens in ausgezeichneter Weise eingerichtet. Verleger und Sortimenter bilden eine Organisation mit gleichen Rechten und gemeinschaftlichen Einrichtungen, die nicht nur das ganze deutsche Sprachgebiet umfaßt, sondern der sich auch die niederländische, dänische, norwegische und schwedische Sortimentsbuchhandel — immer soweit es sich um wissenschaftliche Literatur handelte — eng angeschlossen hat. Denn in diesen Ländern existirt ein ebenso hochgebildeter und leistungsfähiger Sortimenterstand wie im deutschen Sprachgebiet. Aber da, wo der Sortimentsbuchhandel aus den oben angeführten Gründen für den Vertrieb der einheimischen, wie viel mehr der fremden, wissenschaftlichen Literatur versagt: in Frankreich, England, Belgien, ferner in Italien, Rußland und den Vereinigten Staaten haben sich deutsche Sortimentsbuchhändler, meistens aus der strengen Schulung der deutschen Universitätsbuchhandlungen hervorgegangen, niedergelassen und erfüllen die überaus wichtige Mission, die wissenschaftliche Literatur Deutschlands in jenen Ländern einzuführen und zu verbreiten. Jeder Verleger weiß, mit welch glänzendem Erfolg viele der wackeren Pionniere diese Mission erfüllen. Es ist nicht zu viel gesagt, daß man mindestens ein Drittel des Absatzes der meisten wissenschaftlichen Werke diesen deutschen Buchhandlungen im Auslande verdankt.[1]) So kommt es, daß der deutsche Verleger über einen Apparat für die intensive Verbreitung seiner Erzeugnisse verfügt wie kein Verlegerstand in fremden Ländern, und so kommt es auch, daß er, immer abgesehen von seinem unverbesserlichen deutschen Idealismus, mehr leisten und mehr wagen kann, als sein französischer und englischer College.

„Ob dies immer so bleiben wird? Ich will mit dem Bekenntniß nicht zurückhalten, daß ich nicht all zu vertrauensvoll in die Zukunft sehe. An mehreren Punkten zugleich zeigt sich eine Wendung zum Schlimmern. Zunächst in dem Mangel an Nachwuchs für die wichtigen Außenposten in der Fremde. Belgien ist nach meiner Erfahrung für die deutsche wissenschaftliche Literatur zur Zeit nahezu verloren, obwohl es dies bis vor kurzem nicht

[1]) Nach genauen statistischen Ermittelungen geht von meinem Verlag durchschnittlich ein Drittel direct ins Ausland, wobei Oesterreich und die Schweiz als Ausland gerechnet sind. Dieses Drittel vertheilt sich auf die einzelnen Länder wie folgt (in Klammer der Procentsatz vom ganzen):

Oesterreich-Ungarn	23.8 %	(7.1 %)
Großbritannien	16.3 %	(5.4 %)
Frankreich	9.3 %	(3.1 %)
Italien	7.4 %	(2.4 %)
Niederlande	6.2 %	(2 %)
Schweiz	4.9 %	(1.6 %)
Vereinigte Staaten	12.7 %	(4.2 %)
Rußland	9.5 %	(3.1 %)
Schweden und Norwegen	4.7 %	(1.5 %)
Dänemark	2.2 %	(0.7 %)
Belgien	0.7 %	(0.2 %)
Die übrigen Länder	3 %	(1 %)

Dies stellt natürlich nicht den Gesammtbedarf des Auslandes dar, da außerdem eine Anzahl großer Exportbuchhandlungen in Leipzig und fast alle Universitätsbuchhandlungen beträchtliche Lieferungen ins Ausland machen.

war. Hier einzugreifen und jungen Sortimentern, die eine tüchtige fachliche Schulung hinter sich haben, die Niederlassung in solchem verlorenen Gebiet zu erleichtern oder sie gar dazu zu veranlassen, wäre eine würdige gemeinsame Aufgabe des deutschen Verlagsbuchhandels. Sodann stößt die enorme Zunahme der Centralisation in den letzten 25 Jahren ernste Bedenken ein. Das Wachsthum Leipzigs und bis zu einem gewissen Grade auch Berlins als Centralpunkte des Buchhandels ist unaufhaltsam und ebenso das Bestreben, von dort aus das ganze Land zu versorgen. Freilich läßt sich der im großen und ganzen tüchtige, energische, intelligente Provincialbuchhändler nicht so leicht vernichten; er hat die nachdrückliche Wahrung seiner Rechte und Interessen in der Gesammtorganisation durchgesetzt. Auch sei es zur Ehre des Verlagsbuchhandels gesagt, daß die weitaus überwiegende Mehrheit ein klares Verständniß für den Ernst der Lage hat und den Provincialbuchhandel gegen Unterbietung von außen zu schützen sucht. Aber es gibt doch eine Anzahl bedeutender Verleger, die die Reformbewegung des deutschen Gesammtbuchhandels zum Schutz der Sortimenter nur mit Widerstreben mitmachte. Es ist dies eine Art buchhändlerischer „Uebermenschen", die sich nun auf sich selbst stellen wollen und der Vernichtung des Provinzialsortiments mit manchesterlichem Gleichmuth entgegensehen. Wir wollen hoffen, daß sie nie in die Lage kommen, das Verlorene zurückzuwünschen. Und wieder andere Verleger können den Verlockungen eines Briefzettels nicht widerstehen und liefern unter allerlei Gründen an Schleuderfirmen, die vom Börsenverein wegen Verletzung der Satzungen ausgeschlossen sind. Wieder andere liefern direct an Behörden und Publicum, sobald ihnen die Vermittelung des Sortiments überflüssig erscheint. Was soll man aber dazu sagen, wenn Leipziger Commissionäre, denen die Interessen ihrer Sortimentercommittenten vor allem heilig sein sollten, den Schutz dieser „Committenten" so lax betreiben, daß dem geächteten Schleuderer direct Vorschub geleistet wird? Mit Recht fragt im Börsenblatt vom 11. März d. J. eine angesehene Verlagshandlung, die es mit dem Schutz des Sortiments und den zu diesem Zweck eingegangenen Verpflichtungen ernst nimmt: „Wenn die Commissionäre nicht für den Schutz des Provincialsortiments Opfer bringen wollten, wer sollte es dann noch thun?"

„Außerdem stellen sich noch andere Schwierigkeiten ein. Zunächst das Entstehen zahlreicher Zwischenhändler in Leipzig. Eine Anzahl davon üben nun auch für sich sehr nützliche Functionen aus, weil sie sich loyal in den bestehenden Organismus einordnen; andere aber sind uncontrolirbar und unterminiren von Leipzig aus, das auf Kosten der Gesammtheit zum Centrum gemacht ist, den Provincialbuchhandel. Wenn z. B. die Studenten der Schweiz, wie es heißt, eine Genossenschaft gründen wollen, um ihren Bücherbedarf mit Umgehung des schweizerischen Sortimentsbuchhandels direct von Leipzig, und zwar von einem solchen Zwischenhändler zu beziehen, zu Bedingungen, die allen Anordnungen des Verlegers und der buchhändlerischen Corporationen zuwiderlaufen, so fordert dies den intensivsten Schutz des Verlagsbuchhandels für das schweizerische Sortiment heraus. Oder will man ruhig zusehen, wie der Sortimentsbuchhandel eines ganzen Landes lahmgelegt werden soll und damit auch der ganze Vertrieb wissenschaftlicher Literatur? Der Rückschlag auf den Verlagsbuchhandel würde nicht ausbleiben, so wenig wie voehee in England und Frankreich.

„Hier bestehen also nach meiner Ansicht wichtige moralische Verpflichtungen der Verlagsbuchhandlungen (bei den Commissionären verstehen sie sich von selbst), die sich freilich weniger durch Gesetzesparagraphen, als durch ernstes Wollen jedes Einzelnen durchführen lassen: unnachsichtliche Bekämpfung der unlauteren Elemente in den Centren; ehrliche Durchführung der vom Börsenverein beschlossenen Sperrmaßregeln gegen Schleuderer und ihre Helfershelfer; Vermeiden directer Lieferungen an Behörden und Private. Ich hoffe es noch zu erleben, daß die Gesammtheit der Verlagshandlungen sich der freiwilligen Controle eines Ehrenraths von Verlegern unterzieht, der auch ihre Pflichten gegenüber der Gesammtheit wenigstens moralisch festlegt. Denn wenn auch theoretisch nichts dagegen einzuwenden ist, daß der Verleger sich in das Verfügungsrecht über sein Eigenthum nichts hineinsprechen zu lassen braucht: jeder, der in einer Gesammtheit steht und dessen Gedeihen auf dem Organismus dieser Gesammtheit beruht, hat Pflichten gegen diese Gesammtheit. Wenn es dahin vorkommt, daß ein Verleger Manipulationen vornimmt, die diesen Organismus schädigen, wenn z. B. ein Verleger ein neues Werk schon bei Erscheinen theilweise „verramscht", so daß es vom ersten Tage an zu zweierlei Preisen feilgeboten wird, so sehe ich mich vergeblich nach einer börsenvereinlichen Instanz um, die ein solches gegen die guten Sitten verstoßendes Verfahren rügt und brandmarkt. Hat nicht der Verlagshandel ebenso das Recht und die Pflicht, wie jede andere Vereinigung, seinen Stand rein zu halten von querköpfigen, schädigenden Elementen?

„Aber der Schutz des Sortiments in seiner bisherigen Decentralisation ist nicht nur eine innere buchhändlerische Frage, sondern geht auch weitere Kreise an. Es mag für manchen Gelehrten und Bibliothekar ganz profitabel erscheinen, sich die mühsamen und wenig einträglichen Dienste der örtlichen Sortimente gefallen zu lassen, aber alle theureren Werke, deren Einsicht vielleicht erst durch diesen Localbuchhändler vermittelt wurde, mit etwas höherem Rabatt von Leipzig zu beziehen. Und es scheint neuerdings bei der preußischen Regierung für volkswirthschaftlich richtig zu gelten, Volksschriften, die sie veranlaßt hat, mit Umgehung des Sortimentsbuchhandels an die Schulen und ans Publicum zu bringen. Solches Verfahren kann nicht tief genug beklagt werden. Der Gelehrte, der Bibliothekar und die Regierung arbeiten damit an der Zertrümmerung des Sortiments, folglich indirect an der Einengung des Verlags, und fördern Zustände, ähnlich den geschilderten in anderen Ländern, die wahrlich als abschreckendes Beispiel wirken sollten.

„Sollte einmal der Buchhandel durch die Verhältnisse gezwungen werden, jenen Idealismus endgültig über Bord zu werfen, der ihn zu zahlreichen opfervollen Leistungen für das Gesammtwohl führt — so werden Staat und Einzelne nur zu oft Geld in den Beutel thun müssen, um das zu leisten, was jetzt der Buchhandel auf sein Conto übernimmt.

„So kommt ein deutscher Verlagsbuchhändler bei seinem Umblick am 25jährigen Rasttage zur innersten Ueberzeugung, daß das Wohl des wissenschaftlichen Verlags mit dem Wohl des Sortimentsbuchhandels untrennbar verbunden ist und daß der Schutz und die Festigung des bestehenden Gesammtorganismus nicht nur für ihn und seinen engeren Berufsgenossen eine der wichtigsten Aufgaben bildet, sondern auch für weitere Kreise und den Staat von volkswirthschaftlicher Bedeutung ist. Freilich, wo Fleiß, Umsicht, sorgfältige Berufsausbildung fehlt, da kann auch die intensivste Unterstützung nichts helfen, aber der deutsche Sortimentsbuchhandel weist Gott sei Dank in seiner Mehrheit so tüchtige Elemente auf, daß er der wärmsten Sympathien des Verlages würdig ist. Möchte diese Erkenntniß im deutschen Verlagsbuchhandel stets herrschend bleiben."

* Die Zahl der **Bibliotheken**, die sich zur **unmittelbaren Verleihung** ihrer Bestände bereit finden, ist in steter Zunahme begriffen. In der letzten Zeit sind dem „Centralbl. für Bibliothekew." zufolge in den Verband für unmittelbaren leihweisen Austausch von Büchern und Handschriften die Royal Asiatic Society in London, die Athenäumbibliothek in Deventer, die Provincialbibliothek zu Leeuwarden, das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien, die Universitätsbibliothek in Lemberg und die kgl. Bibliothek in Kopenhagen eingetreten.

* **Heidelberg.** In der naturwissenschaftlich-mathematischen Facultät hat sich für Mineralogie und Geologie Dr. W. **Salomon**, bisher an der Universität Pavia, habilitirt.

* **Lemberg.** Der außerordentliche Professor Dr. **Zulczewski** wurde zum ordentlichen Professor der Experimentalphysik an hiesiger Universität ernannt.

* **Bern.** Der durch den Rücktritt des Professors A. Kaiser erledigte Lehrstuhl für Chemie an der hiesigen Universität soll einer Blättermeldung zufolge dem Professor E. **Drechsel** hier übertragen werden.

* **Rom.** Professor Salvatore Cognetti de **Martiis** tritt an die Spitze eines wissenschaftlichen Unternehmens, das als Rivista Italiana di Sociologia vom 1. Juli ab in Rom erscheinen wird. Zu den Mitarbeitern gehören nicht bloß italienische, sondern auch Gelehrte anderer Länder, darunter mehrere aus Deutschland.

* In **Montevideo** hielt, wie das Reuter'sche Bureau meldet, Dr. **Sanarelli** dieser Tage eine Vorlesung über die **Ursachen des gelben Fiebers**, der Aerzte aus allen Theilen Südamerika's beiwohnten. Die Ursache der Krankheit bildet nach Sanarelli ein Bazillus, der aber nach dem Tode des Gelbfieberkranken verschwindet. Die Isolirung der Mikroben sei schwierig, die bakteriologische Diagnose aber immerhin möglich. 24 Stunden alte Gelatineculturen ließen die Mikroben ohne Mühestor erkennen. (?). Dr. Sanarelli hofft durch Einimpfung kleiner Gaben des Toxins den Menschen gegen das gelbe Fieber immun machen zu können.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 19. Juni. Nummer 135.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Ein Besuch der kinematischen Reuleaux-Sammlung. Von Dr. Wilhelm Wendlandt. — Das Triopium und die Villa des Herodes Attikus. Von Gräfin Ersilia Caetani-Lovatelli. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Besuch der kinematischen Reuleaux-Sammlung.

Von Dr. Wilhelm Wendlandt.

Unsre Zeit leidet an einer ausgesprochenen Scheu vor der Theorie, vor dem Allgemeinen, weil die Sonderforschungen eine für den Durchschnittsmenschen überwältigende Fülle von Thatsachen ans Licht gefördert haben und der sogenannte praktische Theil unsrer Studirten und Studirenden sich mit philiströser Wohlweisheit hinter dem engen Zaun seines „Faches" verschanzt. Der Blick ins Weite wird als eine Abschweifung von dem, was die „Praxis" erfordert, betrachtet und von den gegenwärtigen Lehrern unsrer Hochschulen theilweise nicht eröffnet oder schlechterdings abgeschnitten. Darunter leidet die Philosophie als Sammelpunkt und Einordnungsstelle aller Sonderergebnisse, die geistige Höhe unsres wissenschaftlichen Rufes wird auf das Niveau des Brod- und Butterstudententhums herabgeschraubt und dem Engländerthum in der Pädagogik nachgeeifert. Dinge, die in eine Gewerbe- oder Fachschule gehören, in denen allerdings nur von der „Regel", und dem „Vorbild", nicht aber von „Gesetz" die Rede sein dürfte, werden namentlich auf unsrer technischen Hochschule mit einer Breite und einem Zeitaufwand gelehrt, daß die Folge davon nothgedrungen die Ablenkung der zu einer Gesammtthätigkeit befähigten Köpfe vom Allgemeinen und Einfachen, d. h. vom Gesetze, sein muß. Dieser opportunistische Geist der Praxis gilt augenblicklich für „modern" und scheint, nachdem Reuleaux von seiner führenden Stellung im Lehramt an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg zurückgetreten ist, hier und auch andernorts ungehinderten Einzug gehalten zu haben.

Als ich vor kurzem mit dem genialen Verfasser der „Kinematik" durch eine Hinterpforte in den Garten der genannten Hochschule trat, um einen Vormittag mit ihm in seiner eigensten Schöpfung, der kinematischen Sammlung, zuzubringen, fiel unser Blick auf Hochschüler, die in der hellen Frühlingssonne Lichtpausen von Grundrissen und dergleichen anzufertigen hatten — Handfertigkeiten, die der künftige Bauführer, -meister und -inspector wohl kennen, aber nicht selbst ausführen muß, — wie man das Briefcopieren eben einem Bureaubeamten überträgt! Der Eindruck dieser Fachschulübungen der Hochschüler wurde noch verschärft durch die Nähe des öde und verschlossen daliegenden Saales, worin die Maschinenphilosophie ihren Grundzügen nach in Hunderten von Modellen aus Erz, die, aere perennius, wie plastische Lehrsätze vor uns stehen, durch die Kraft eines einzigen überragenden Geistes ein bis dahin nur geahntes logisches System gefunden hat. In der That erschien mir die an der Eingangsthür von unserm kurzlebigen jüngeren Geschlecht angebrachte Tafel („Kinematische [Reuleaux-] Sammlung") fast wie eine Grabschrift, die an längst überholte Zeiten erinnern solle. Die Klammern um den Namen ihres Schöpfers verrathen überdies, daß es Ueberwindung gekostet hat, die Sammlung überhaupt als solche der „Nachwelt" zu überliefern. Es hat auch wohl Ueberwindung gekostet, den zeitweilig ganz beseitigten Unterricht in der Kinematik an der Hand der Reuleaux-Sammlung wieder in den Lehrplan aufzunehmen. Daß es geschehen ist, mag als ein erfreuliches Zeichen für die Rückkehr des Pendels vom banalen Opportunismus zur „Wissenschaft des Schaffens" angesehen werden.

Noch hält ja auch der „Vater des Gedankens" den Schlüssel zu seinem Lebenswerk buchstäblich in Händen: Reuleaux öffnet die Thür des Saales und beginnt die „Entwicklungsgeschichte" der Maschine an den in großen länglichen Glaskästen aufgestellten, nach seinen Anweisungen angefertigten Modellen, die nach Hunderten zählen, indem er zunächst die Idee der Schraube, die mit der Schraubenmutter ein Urelementenpaar bildet, als sowohl für prismatische wie cylindrische Führung gleichbedeutend nachweist. Das zwangsläufig umhüllte Prisma oder der zwangsläufig umhüllte Kolben sind logisch betrachtet nur Erscheinungsformen der durch eine Mutter umhüllten Schraube: im ersten Falle ist der Zwangslauf geradlinig und rechtswinklig, im zweiten geradlinig und kreisförmig, im letzten kreisförmig und gewunden — die wesentlichen Merkmale, füllendes und umhüllendes Element, aber sind dieselben. Wir haben die erste Einheit gefunden, aus der sich durch Verbindung der Variationen dieses Elementenpaares wie von selbst die vielgenannte „kinematische Kette" Reuleaux' ergibt, deren Glieder mit der Zahl zwei beginnend ins Unendliche fortgesetzt gedacht werden kann. Auch löst sich mit einem Schlage die bisher stets ungelöste Frage: was ist das Gestell der Maschine? — Es ist nichts anderes, als nur ein beliebig festgelegtes Glied der kinematischen Kette, deren Bewegungen ihren Elementenpaaren entsprechend variirt, beziehungsweise einfach umgekehrt werden können, weil man die Schraube in der Mutter oder die Mutter um die Schraube drehen, weil man die Mutter auf dem Prisma oder das Prisma in der Mutter und weil man drittens den Cylinder um den Kolben oder den Kolben im Cylinder bewegen kann. Je nachdem man nun den einen oder den andern Theil des Elementenpaares festlegt, ergibt sich diese oder jene Bewegung, oder, auf die kinematische Kette übertragen, dieses oder jenes „Gestell" für die Bewegungen der Kette.

Haben wir auf diesem Boden festen Fuß gefaßt, so übersehen wir mit einem Schlage die ganze höhere Ordnung des Maschinenwesens. Denn die für eine aus festen Elementen (Eisen oder Stahl) bestehende kinematische Kette gefundenen kinematischen Gesetze gelten auch für alle anderen Zusammensetzungen der Maschine, die außer festen, (oder wie Reuleaux sagt) starren Elementen auch Treibriemen, Züge, Wasser, Dampf, Gas aufzuweisen hat. Wie ist das alles logisch vereinbar?

Reuleaux hat auch hier die innere Einheit gefunden: er unterscheidet 1. starres Element (Erze, Holz, Stein), 2. Zugelement (Seile, Treibriemen) und 3. Druckelement (Wasser, Dampf, Gas, körnige Masse), die in der kinematischen Kette in jeder beliebigen Combination mit einander verbunden werden können und in jeder Verbindung dem oben entwickelten Grundsatz unterliegen. Beispiele veranschaulichen das am besten: die Schraube ist die Verbindung eines starren Elements mit einem starren Element; das Gewinde die Verbindung eines starren Elements mit einem Zugelement; das Wasserrad die Verbindung eines starren Elements mit einem Druckelement; ferner: Zugelement mit Zugelement, z. B. zwei herabhängende Seile, die vermöge eines drehbaren Gewichts um einander laufen, oder, aus dem Gebiet der „natürlichen Maschine", Muskel und Sehne; Zugelement mit Druckelement, z. B. das angefeuchtete, sich verkürzende Seil, oder, wiederum aus dem Gebiet der „natürlichen Maschine", der Muskel; und endlich Druckelement mit Druckelement, z. B. der Dampfeinspritzer zur Füllung von Dampfmaschinenkesseln mit Wasser.

So haben wir alle in der Maschine vorkommenden Verbindungen von Elementenpaaren vor Augen! Wir sehen zugleich, daß Zugelement und Druckelement ideell wieder dasselbe wird: denn das Zugseil verrichtet genau dieselben Aufgaben wie das zwangslaufig gehaltene Wasser, der Dampf, das Gas oder die körnige Masse in einer geschlossenen Röhre. Reuleaux bezeichnet diese Arten von Druckelementen mit dem volapükischen Wort „Flud" und setzt „Flud" gleich „Zug", wogegen sich logisch nichts einwenden läßt, während für den Lernenden wieder „mit einem Schlag" — nicht tausend — aber doch mehrere Verbindungen geschlagen werden.

Hierin liegt überhaupt der große Vortheil der Reuleaux'schen Maschinenlogik: sie schafft Begriffe für eine ganze Reihe von identischen Vorgängen, die einzeln verwirren und verblüffen, untergeordnet aber spielend selbst von einem Laien im Maschinenfach beherrscht werden können. Der beste Beweis für den praktischen Werth dieser neuen Methode ist die Wahrnehmung, daß selbst ein classischer Philologe mit seinen geringen Resten an mathematischen und physikalischen Vorkenntnissen und ohne jede technische Ausbildung aus den reinen Gesetzen des philosophischen Denkens heraus die Begriffsordnung der Mechanismen in 2—3 Stunden zu erklimmen und von Stund an die Maschine in ihren wesentlichen Merkmalen logisch zu beherrschen vermag. Reuleaux hat den gleichen Versuch mit einem Mediciner gemacht; und das Ergebniß war das gleiche: die allgemeine philosophische Vorbildung genügt, um die Reuleaux'schen Abstractionen als Grundpfeiler eines Lehrgebäudes der Maschinenlogik zu erkennen. Wie viel mehr muß einem denkenden Schüler der Technischen Hochschule mit dieser Methode gedient sein, zumal er Tage und Monate Zeit hat, sich in die Entwicklung der Begriffe und Gesetze hineinzuleben. Voraussetzung ist allerdings, daß ihm nicht jede philosophische Ader und jede philosophische Vorbildung abgeht. Leider wird in diesem Punkte von der Realschule fast gar nichts für ihn gethan, da die Meinung herrschend geworden ist, daß der für einen „praktischen" Beruf bestimmte Zögling von Philosophie nichts zu wissen braucht. Das ist ein verhängnißvolles Verkennen des Wesens und der Macht philosophischen Denkens. Nur aus diesem Verkennen heraus ist auch das zaghafte Ablehnen der Reuleaux'schen Maschinenphilosophie seitens berufener Technologen abzuleiten. Man verkennt dabei ein zweites, viel weiter tragendes Moment: die kinematische Sammlung bringt nicht nur die Logik der Maschine in demonstrativen Formeln und plastischen Lehrsätzen vor Augen, sondern sie weist auch auf die letzte Identität der künstlichen und natürlichen Maschine hinüber und eröffnet somit die engste Berührung mit der Biologie, ja mit dem „Wissen ums Leben", mit der Philosophie als der Allumfasserin des Erkennens überhaupt. Reciprok öffnet die Sammlung, als auf dem Extract von Gesetzen aufgebaut und zur Speculation beflügelnd, dem Geiste der Erfindung Thür und Thor. In der Erfindung aber liegt die ganze Zukunft der Maschine, deren Gegenwart erst vor kurzem begonnen und bereits die Herrschaft im Gebiet der oceanischen, das heißt europäisch-amerikanischen Völker angetreten hat. Reuleaux hat auch für den auffallenden Stillstand der Cultur bei den nicht-oceanischen Völkern einerseits und dem erstaunlichen Vorsprung der oceanischen Racen andrerseits einen zureichenden Begriff in dem Worte „Manganismus", abgeleitet vom griechischen *μαγγανόν*, zu finden gewußt. Er nennt diejenigen Völker, bei denen die religiöse Reaction besiegt und der Dienstbarmachung der Naturkräfte für Zwecke des Menschen alle Wege durch die Maschine geebnet sind, die „manganistischen Völker" im Gegensatz zu den im abergläubischen Respect vor der Natur und ihren heiligen Kräften stehen gebliebenen „naturistischen Völkern". Auch dieser Begriff ist so schlagend und erschöpfend, daß er als eine reife Frucht der machinalen Abstraction in die Philosophie übernommen werden kann und übernommen werden sollte.

Es erscheint mir als über allem Zweifel erhaben, daß das größte, ja unsterbliche Verdienst dieses Forschers darin besteht, die Verbindungslinie zwischen der jungen Maschinenwissenschaft und der neueren Philosophie gezogen zu haben. Nur auf dem Boden der Philosophie war die Entstehung eines engen geistigen Zusammenwirkens des Maschinenfachmannes mit mir, als einem „Laien" in der Technologie, möglich; und dasselbe steht demgemäß jedem gebildeten Menschen offen. Veranlassung dazu gab mir das Werk eines Philosophen aus dem jugendfrischen und kühnen Amerika.[1]) Diese in großen Strichen hingeworfene Skizze eines neuen philosophischen Systems des Weltalls begreift meines Wissens zum erstenmal die Lehre von der Maschine in ihren Rahmen und verwerthet sie zu einer grundlegenden Prämisse des Systems. Reuleaux hat eine bislang unübertroffene Definition der künstlichen Maschine gegeben: Abbot fand eine Definition, die alle Merkmale der künstlichen und natürlichen Maschine in sich schließt. Das Werk trägt zwar noch einen präliminarischen Charakter, wird aber vom Verfasser, einem früheren Docenten der Philosophie an der Harward Universität, im einzelnen ausgebaut werden und verdient als die Aeußerung einer grandiosen Speculationskraft die Beachtung aller Denker. Die zweite verbesserte Auflage wird demnächst mit einer Einleitung von Professor Dr. Reuleaux auch in deutscher Sprache zur Ausgabe gelangen.

Das Triopium und die Villa des Herodes Attikus.

Von Gräfin Cristilla Castani-Lovatetti.

Hic gelidi fontes; hic mollia prata. . . .
Hic nemus; hic tecum consumere aevo.
Virgil, Ecl. X.

Wer, aus dem römischen Stadtthore des hl. Sebastian tretend, der appischen Straße zugeht, der durchwandert eine Gegend voll classischer Erinnerungen. Hier das Flüßchen Almone, in dessen Gewässern die gallischen Priester das Bildniß ihrer Göttin Cybele wuschen; zur Rechten das Grabmal, das Statius[2]) beschreibt, das der Priscilla — Gattin des Abascantus, Freigelassenen von Domitian —; dort der Fried-

[1]) Dr. Francis Ellingwood Abbot. Der Weg aus dem Agnosticismus, autor. Uebers. d. 2. Aufl. von Dr. Hermann Schonfeld, Berlin 1893. (Vergriffen.)

[2]) Silv. V, 1.

hof des Callistus und der des Prätextatus und die jüdischen Grabstätten in der Vigna Randanini; und etwas weiter die alte Basilika des hl. Sebastian mit den darunter befindlichen Katakomben; und dort im Hintergrunde das Grab der Cäcilia Metella, das sich auf der Höhe thürmt, von Epheu und einer Flora von wilden Blumen umrankt, daran die mittelalterliche Burg der Caëtani.

Wie viele Erinnerungen, welche Visionen weckt das auf Schritt und Tritt! Wie viele Ueberreste antiker Grabstätten, die weder die Gesichtszüge noch den Namen derer mehr bewahren, die sie einst bedeckten, die aber trotz der vielen Wandlungen und Zerstörungen der Zeiten den pietätvollen Tribut eines letzten „vale!“ zu erhalten scheinen.

In derlei Gedanken wandelte ich an einem schönen Sommernachmittage, zur Vesperzeit, dem Thale der Egeria, dem Ziel meines Spazierganges, zu.

Die frischen und stärkenden Wohlgerüche von Tymian und Pfeffermünzkraut erhoben sich aus der Campagna, während die Sonne am äußersten Rande der Ebene röthlich unterging, die Hügel von Albano und Tusculum mit ihren von heiteren Villen bedeckten Abhängen in Goldlicht tauchend.

Das anmuthige Thal der Egeria, gemeiniglich die Caffarella[1]) genannt, das ich insbesondere hier zu behandeln gedenke, liegt etwa zwei Milien vor dem Thore St. Sebastiano, zwischen der appischen und der lateinischen Straße. Zur Kaiserzeit erhob sich hier das Triopium des Herodes Attikus und seine prunkvolle Villa — deren bedeutende Ueberreste noch zu sehen sind, — sein vornehmes Grabmal und der heilige Hain und schließlich das elegante Nymphäum, — seit der Renaissance fälschlich Grotte der Egeria getauft — darin seit Jahrhunderten eine Quelle zwischen den grünen Nesseln und dem sammetweichen Moose in ewiger Frische ihr Wasser ergießt.

Zweifellos war es wenigen beschieden, sich bei ihren Zeitgenossen in solches Ansehen zu setzen wie der griechische Rhetor Herodes Attikus; wozu übrigens seine ungewöhnlichen Reichthümer und seine literarische Begabung nicht weniger beitrugen als seine sonderbare Gemüthsart und seine eigenartigen Lebensschicksale.

Tiberius Claudius Attikus Herodes, aus edelster athenischer Familie, deren Abstammung man auf die Aciden zurückführte, wurde als Sohn des Attikus und Enkel des Hipparchus in Marathon unter Kaiser Trajan geboren und lebte entweder bis zu den letzten Jahren des Mark Aurel oder zu den ersten des Commodus.

Philostratus, dessen zweites Buch über das Leben der Sophisten mit dem seinen anhebt, berichtet uns, wie dessen Vorfahren zu wiederholtenmalen die oberste Gerichtsbarkeit in der Republik ausübten und auch sonst die höchsten Stellen bekleideten. Einzelne Angaben über das Leben des Herodes finden sich bei Gellius, Lucian, Pausanias und Suidas zerstreut; wiederum ergeben verschiedene Inschriften mancherlei Nachrichten, unter denen die triopeischen Inschriften — so nach dem Burgflecken Triopium benannt, auf den sie sich beziehen — die bedeutendsten sind.[2])

Was seinen ungewöhnlichen Reichthum betrifft, so kam ihm der von dem abenteuerlichen Fund eines Schatzes durch seinen Vater Attikus. Dieser, Sohn des Hipparchus, dem wegen eines Staatsverbrechens die Güter eingezogen worden waren, würde ohne die reiche Mitgift seiner Gattin nicht imstande gewesen sein, dem väterlichen Ruine zu steuern, als er — infolge des erwähnten Fundes, eines der größten Schätze, welche die Geschichte je verzeichnet hat — mit einemmale der reichste Mann nicht allein von ganz Griechenland, sondern überhaupt der ganzen Welt wurde.

Er entdeckte ihn in den Grundmauern eines ihm eigenen Hauses, zu Füßen der Akropolis, neben dem Theater des Bacchus. Statt sich seines märchenhaften Fundes zu freuen, erschrak Attikus eher darüber, denn nur zu gut waren ihm die neuen Grundsätze der fiscalischen Rechtspflege sowohl als die Habsucht der obersten Richter bekannt, die damals die Provinzen verwalteten. Er beeilte sich deßhalb Nerva, der in jenen Tagen die Zügel des Kaiserreichs hielt, davon zu unterrichten. „Ich habe,“ so schrieb er ihm, „einen Schatz in meinem Hause gefunden; was soll ich jetzt damit beginnen?“ Worauf der Kaiser bündig entgegnete: „Benütze ihn.“ Dessen ungeachtet wurde des Attikus innere Angst davon nicht beschwichtigt, da er nicht gewagt hatte, die außerordentliche Bedeutung seines Schatzes genau anzugeben; ebensowenig vermochte er es diesmal. Er schrieb dem Kaiser nun abermals und deutete ihm an, daß dieser Schatz jedes Maß eines Privatvermögens übersteige. Mit einer Uneigennützigkeit, von welcher der Fiscus selten ein Beispiel gab, antwortete Nerva darauf: „Und du, mißbrauche ihn“, womit er ihm bedeuten wollte, großartigen Gebrauch davon zu machen, da er solchen Reichthum einzig und allein dem Glück zu danken habe.[1])

Die Herkunft solch ungewöhnlichen Schatzes bleibt schwer zu ergründen. Ennio Visconti hielt dafür: irgend ein reicher Römer habe während der Bürgerkriege der Republik oder unter den darauf folgenden Verbannungen seinen Besitz dort verborgen, um ihn sich zu sichern.[2])

Wogegen Lanciani mit Ausschluß der Möglichkeit, daß irgend ein römischer Feldherr, Beamter oder Kaufmann solche Reichthümer, vollends im damals arg verarmten Griechenland angesammelt haben könnte, eine andere und, meines Erachtens, weit wahrscheinlichere Vermuthung aufstellt. Er meint: als Xerxes, nach der Schlacht von Salamis, sich zum schleunigen Rückzuge genöthigt gesehen, das eigene Heil in der Flucht suchend, — dürften die großen Summen zur Bestreitung der Kriegskosten in der Hut des Großschatzmeisters dorthin verbracht und in einer der Spalten der Akropolis verborgen worden sein, in der Hoffnung einer baldigen und günstigeren Wiederkehr, die sich nicht verwirklichte.[3])

Sei dem wie immer, so viel steht fest, daß, woher auch der Reichthum des Herodes stammen mochte, der nach dem Tode des Vaters sich Herr sowohl des väterlichen wie des mütterlichen Vermögens sah — niemand davon besseren Gebrauch zu machen wußte als er. Denn nicht nur erwies er sich freigebig gegen die Freunde sowohl und die Literaten, als auch gegen die Bedürftigen, sondern er stiftete außerdem in Griechenland wie auch in Kleinasien und Italien viele öffentliche Werke, bald durch das Aufführen von neuen Bauten, bald durch Vollenden, Vervollkommnen oder Wiederherstellen von schon bestehenden. Schließlich entfaltete er in den von ihm bekleideten Staatsämtern eine außerordentliche Pracht.

Da nun der Ruf, dessen er sich weit und breit erfreute, der Adel seiner Abstammung und seine reichen persönlichen Vorzüge — wobei nicht minder sein unermeßliches Erbe in die Wagschale fiel — ihn dazu auserkoren, in der Hauptstadt des Reiches zu glänzen, dauerte es nicht lange, bis er sich dahin verfügte. Kaum war er dort angelangt, so ernannte ihn Kaiser Antoninus, der ihn ungemein schätzte, zum Erzieher seiner beiden Adoptivsöhne, der späteren kaiserlichen Collegen Mark Aurel und Lucius

[1]) Der Besitz hieß Caffarella nach der alten Familie, der er zuerst gehörte; heute ist er den Torlonia eigen. (Tomassetti, Della Campagna romana nel medio evo, vol. II, p. 38.)

[2]) *Visconti*, Iscrizioni greche Triopee im Vol. I seiner Opere varie, Seite 239 u. w. *Kaibel*, Inscript. graecae Italiae et Siciliae, nn. 1389—91, p. 699.

[1]) Philostratus, Leben des Sophokles. II, 2.

[2]) Visconti, wie oben Seite 241—242.

[3]) *Lanciani*, Pagan and christian Rome, pag. 289.

Verus. Ohne mich über die vielen und mannichfachen Auszeichnungen zu verbreiten, die ihm wurden, erinnere ich nur daran, daß er Präfect von Asien und Archont Eponymos von Athen war, und daß man ihm in Rom zugleich mit C. Bellicius Torquatus alsbald die höchste Würde des Consulats übertrug. Sothane Vorzüge und Ehren sicherten ihm eine römische Gemahlin aus hervorragend edlem und begütertem Hause, das seine Abstammung auf denselben fabelhaften Ursprung wie die Familie der Julier, und zwar auf Aeneas und die Trojaner zurückführte. Die Gattin aber war Anna Regilla, Schwester des Appius Annius Braduas, der später im Jahre 160 Consul war.

Sie hatte Herodes bereits vier Kinder — zwei Knaben und zwei Mädchen — geschenkt und war zum fünftenmal gesegneten Leibes, als sie im achten Monat unversehens an einer Frühgeburt starb. Die heftige Gemüthsart des Herodes veranlaßte den Braduas in seinem Schmerze, dem Gerücht Glauben zu schenken, das den Gatten dieses Todes beschuldigte, so daß er sich von seiner leidenschaftlichen Trauer hinreißen ließ, den Schwager vor Gericht eines solchen Verbrechens anzuklagen. Da ihm indeß die vollgültigen Beweise zu dessen Ueberführung fehlten, ging Herodes frei aus. Dessenungeachtet verstummten im Volke die darüber verbreiteten Gerüchte nicht, die Herodes durch die übertriebene Schaustellung seiner Trauer wegen dieses Verlustes und die vielen damit verbundenen Sonderlichkeiten allein einigermaßen Lügen zu strafen vermochte. So befahl er u. a. sein ganzes Haus schwarz auszuschlagen, und als ihm dies nicht genügte, hieß er die Wände mit grauem, lesbischen Marmor bekleiden. Daher der Scherz jenes Philosophen, der, als er eines Tages die Sklaven des Herodes beim Rethigputzen für dessen Abendessen traf, sich stellte, als ob es ihn höchlich verwundere, wie man in einem kohlschwarzen Hause ganz weiße Gerichte zuzubereiten wage.[1]) Von da an scheint die Furcht, sich lächerlich zu machen, ihn bewogen zu haben, derartige übertriebene Trauerkundgebungen einzustellen. In Eleusis widmete er trotzdem den dort verehrten Gottheiten Ceres und Proserpina noch alle Juwelen seiner verstorbenen Gattin; auch stiftete er ihr zu Ehren verschiedene Sanctuarien, was fast denken läßt, daß er sich in der That nicht frei von Schuld gefühlt und solcherweise gesucht habe, jedweden Argwohn von sich zu entfernen.

Aus eben demselben Grunde ist es glaubwürdig, daß er den vorgenannten Gottheiten auch Anna Regilla's Güter weihte, die sich weithin der appischen Straße und dem Thale des Baches Almo entlang ausdehnten — an deren Grenzen er Säulen setzte, die in kurzen, aber liebevollen zweisprachigen Inschriften auf griechisch und lateinisch daran erinnerten, „wie diese Ländereien das Eigenthum der Anna Regilla, Gattin des Herodes und Leuchte seines Hauses, gewesen seien".[2])

1) Philostratus, op. cit. II, 9.

2) Als Maxentius i. J. 309 die Via Appia erneute, wurde eine dieser Gedenksäulen zum Meilenstein, zum siebenten vor der Porta Capena. Im Mittelalter nach der Kirche des hl. Eusebius auf dem Esquilin versetzt, blieb sie dort bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts, wo sie — zum Verkaufe ausgeboten — vom Cardinal Alexander Albani erworben wurde. Heute gehört sie dem capitolinischen Museum. Ueber sie möge man den Bureſch (Rhein. Museum 1889, S. 489 u. f.), sowie Hülsens ebenso gelehrte als richtige Widerlegung desſelben (ebenda 1890, S. 284 u. f.) nachlesen. Eine ganz gleichlautende Inschrift wie die auf der obigen Säule fand man in Griechenland bei Kephissia und sie gehörte bestimmt irgend einem Monument der Regilla an, wenn auch der Name des Besitzers, auf dessen Boden sie gefunden wurde, nicht erwähnt wird. Es ist jedoch anzunehmen, daß dies Herodes Attikus war, der in Kephissia eine Prachtvilla besaß, wo es sehr wahrscheinlich ist, daß er der geliebten Gattin zu Ehren Denkmäler errichtete. (C. I. Att. Bd. III, n. 1417; über andere der Regilla zusammende Benennungen: ebenda n. 1333 a. b. 3698.) Annia Regilla heißt meistens auf den Inschriften die Leuchte des Hauses, τὸ φῶς τῆς οἰκίας.

Innerhalb dieser Umfriedung gründete Herodes den pagus oder Burgflecken, den ich eingangs genannt und der fast den ganzen Raum zwischen dem linken Ufer des Almo und der alten Via Appia einnahm. Er benannte ihn Triopium, nach dem berühmten Triopium von Knidos, oder etwa, noch wahrscheinlicher, nach dem älteren und nicht weniger berühmten der pelasgischen Ceres, um so mehr, als das von Knidos nicht der Ceres, sondern dem Apoll geweiht war. Diesen pagus nannte man, wegen seiner vielen Einwohner, den gastlichen (φιλόξενος) und aus den vorerwähnten triopeischen Inschriften, die gerade in jener Umgebung zu Beginn des 17. Jahrhunderts gefunden wurden, schöpfen wir die ausführlichsten Nachrichten darüber.[1]) Hier gab es außerdem Weizenfelder, Rebengärten, Oethaine und Wiesengründe. Hier stand ein Tempel der Ceres und der ersten Faustina, unter dem Titel der neuen Ceres[2]) und ein der Minerva und der Nemesis heiliger Friedhof auf dem — laut einer der befagten Inschriften — das Begraben feierlich verboten war, da es nur Nachkommen des Herodes zukomme, hier beigesetzt zu werden. Indem die Inschrift sich an die Bewohner des pagus, der benachbarten Vorstädte und der Campagna wendet, thut sie ihnen zu wissen, daß sie im Uebertretungsfall sich der Verfolgung der Nemesis wie der anderen Wegegötter nicht würden entziehen können.

Sollte das Familiengrab des Herodes mit Regilla und den Kindern etwa in dem eleganten tempelförmigen Bau zu suchen sein, der an dem kleinen poetischen Ufer des Almo gelegen, heute gemeinhin unter dem Namen Tempel des Gottes Redicotus[3]) bekannt ist? Denn, obwohl er durch keinerlei Inschrift ausdrücklich bezeugt ist, veranlaßt uns doch alles, ihn dafür zu halten.[4])

Es sei jedoch bemerkt, daß die Asche des Herodes nicht in diesem Grabe geruht hat, da ihm — wie man seinerzeit sehen wird — in Athen ein ehrenvolles Begräbniß wurde.[5])

Außerdem gab es da noch ein Grundstück neben der Ceres und der Proserpina, das der Regilla selbst heilig war. Nach ihrem Tode zur Heldin geworden, erhielt sie von Herodes zu ihrem Gedächtniß eine Bildsäule — die uns die zweite der triopeischen Inschriften genau beschreibt — im Tempel und unter der Obhut der Ceres und Proserpina. Dieser Tempel, der höher im Thal stand, ist's vielleicht, der seit dem 9. Jahrhundert zur Kirche umgewandelt, dem heiligen Urban geweiht war, weil man im nahen Cömeterium des Prätextatus in der Krypta Magna das Grab dieses päpstlichen Märtyrers verehrte.[6])

Heute gibt ein alter Einsiedler, Custos der Kirche, dem Fremden Einlaß in den ehemaligen Tempel, auf dessen Wänden er noch die Namen der Ceres und Faustina, des Herodes und der Regilla mit denen der Märtyrer Cäcilia und Valerianus, wie der Päpste Pascalis I. und Urban VIII. vermengt, lesen kann. Der erste dieser beiden Päpste weihte das Gebäude dem christlichen Gottesdienst, der zweite stellte es vollständig wieder her.

Welch sonderbare Wandlung fürwahr der menschlichen Dinge! Im Mittelalter hieß dieser Bau: Columbarium Vespasiani. Da nun in etlichen handschriftlichen Berichten

1) **Visconti** op. cit. vol. I, pag. 296 u. ff.; **Kaibel** op. cit. nn. 1389—92.

2) **Bulle**, Mittheilungen des k. d. arch. Instituts 1894, S. 142. Nach Visconti wäre es hingegen Faustina die Jüngere (op. cit. p. 246).

3) Der Tempel des Gottes Redicolus befand sich gleichfalls vor der Porta Capena.

4) *Lanciani*, op. cit. pag. 291—292.

5) Auch Regilla ward in Griechenland begraben. (C. I. G. n. 6185; **Kaibel** op. cit. n. 1392.)

6) *Armellini*, Le chiese di Roma dal secolo IV al XIX, pag. 909.

über das Leben des heiligen Papstes Urban ein Haus der heiligen Marmenia vorkommt, nahe bei den Katakomben der Via Appia [1]) außerhalb des Palastes des Vespasian gelegen, läßt sich daraus folgern, daß dieser antike Tempel — nach seinem Verfall eine Zuflucht der wilden Tauben geworden, woher seine Bezeichnung als Columbarium — den Zunamen Columbarium Vespasiani durch die Tradition vom benachbarten Palaste des Kaisers Vespasian erhalten habe, um ihn solcherweise von anderen in der römischen Campagna unter der gleichen Benennung von Columbarien zerstreuten Gebäuden zu unterscheiden. Wissen wir doch, wie im Mittelalter viele Monumente von einer gewissen Höhe mit diesem Namen bezeichnet wurden.

Dies nur nebenher gesagt. — Auf des Herodes Prachtvilla zurückkommend, sei bemerkt, daß ihr auch das Gehölz zu eigen war, von den Modernen das der Kamönen genannt, damals der Regilla heilig, sowie das anmuthige Nymphäum, seit der Renaissance Grotte der Egeria geheißen. [2]) Wogegen die Höhle, in der Numa nächtlicherweile zum Zwiegespräche mit jener antiken Nymphe Latiums sich eingefunden haben soll, die ihn über seine römische Regierung berieth — nach Juvenal [3]) — bei der Porta Capena war, die unterhalb der Villa Coelimontana (früher Mattei) im Garten von Sanct Gregorio, unweit der heutigen Via della Ferratella, stand.

Verweilen wir aber jetzt ein wenig bei der sogenannten Grotte der Egeria oder Fontana Bella, malerisch inmitten von Wiesengrün gelegen und Lieblingsstelle nicht nur der Landschaftsmaler, sondern auch der Dichter und der Verliebten.

Sowohl die Wände als der Boden dieses Nymphäums waren dereinst mit Serpentin und Verde antico bekleidet. Die Nischen, im Runde mit weißem Marmor und vielfarbiger Mosaik eingelegt, bargen aufrechtstehende Statuen, gleichfalls aus Marmor, [4]) in der Mittelnische dagegen befand sich, wie noch heute sichtbar, eine ruhende Statuette zu oberst von den drei vorspringenden Marmorconsolen. Ohne Kopf und sehr schlecht erhalten, mag diese Figur, die den linken Arm auf eine durchlöcherte Urne stützt, aus der vermuthlich einst Wasser floß, das Bächlein Almo dargestellt haben, das eben diesem Thale entspringt. Wasser entquoll auch den drei Consolen, so daß sich aufs lieblichste in der Mitte vier Springbrunnen bildeten. Wir erfahren durch Ficoroni, daß das Volk zu seiner Zeit am ersten Sonntag des Monats Mai sich dorthin zu begeben pflegte, um, mit Blumen bekränzt, da zu schmausen und Kurzweil zu treiben. [5])

Jedenfalls ist dies reizende Nymphäum mit dem kleinen heiligen Hain und den Wiesen ringsum voll flammenden Mohnes, einer der entzückendsten Punkte der römischen Campagna. Ein Hauch poetischer Einsamkeit umweht und hebt hier die Seele, während die Sonne sich hinter den Gräbern der Via Appia neigt und der Abend von den lateinischen Hügeln emporsteigt. Welch süße Wehmuth, welch unsägliche Empfindungen im unendlichen Zauber von Ort und Stunde!

Auf dem hellen, smaragdgrünen Wasser des Brunnens zittert das Frauenhaar und langsam fließt das Bächlein zwischen den Gräsern und Moosen und sonstigem kleinen Gesträuche dahin. [1]) Bekannt sind die anmuthigen Verse, zu denen Lord Byrons dichterische Phantasie der Brunnen der Egeria anregte. [2])

Von der Fülle an Meisterwerken und kostbaren Marmorgattungen dieses Besitzes legen die Karyatiden genügend Zeugniß ab, die längs der Via Appia, in der Nähe des Triopiums zu Tage gekommen, heute in verschiedene Museen vertheilt, ohne Zweifel eines der Gebäude der besagten Villa schmückten. [3])

Früher schon deutete ich an, wie Herodes auch Griechenland mit Monumenten und Bauwerken von prächtigstem Stile bereicherte. Wenn ich schon nur beabsichtigte, das Triopium und seine römische Villa zu besprechen, halte ich es angesichts einer so hervorragenden Persönlichkeit nicht für unangemessen, einige der wichtigsten von ihm in Griechenland und anderwärts aufgeführten Bauten hier zu erwähnen. So errichtete er in Athen ein Stadium aus pentelischem Marmor und ein Odeon oder Theater, das er — weil seiner Gattin zu Ehren geschaffen — nach ihr benannte. [4]) Beides hervorragende Werke, die ungemein hoch geschätzt, ihresgleichen — wie man behauptete — im ganzen Reiche nicht hatten. In diesem Stadium gab er hierauf das ganz neue und außerordentlich bewunderte Schauspiel eines vollkommen ausgerüsteten Schiffes, das durch unterirdische Maschinerie unsichtbar in Bewegung gesetzt, zum Staunen der Zuschauer von selbst dahinglitt. Außerdem erneute und verschönte er viele Städte, wie verschiedene Inschriften es bezeugen, auf denen der Dank der Griechen an ihren Wohlthäter verzeichnet steht.

In Olympia stiftete er — gleichfalls der Gattin zu Ehren — eine Wasserleitung mit dem Abschluß einer Exedra in Brunnenform, dessen weites Becken aus so und so vielen marmornen Löwenköpfen gespeist wurde. Und auf die Vorderseite dieses Beckens setzte er einen Stier aus Marmor — Symbol des fließenden Wassers und seiner Kraft — auf dessen rechter Flanke eine griechische Inschrift besagt, wie Regilla, Priesterin der Ceres, den Brunnen und die ihn umgebenden Dinge dem Zeus gewidmet habe. Dieser Stier wurde 1878 in Olympia wieder aufgefunden und zwar genau auf dem Platz, wo die Exedra einst stand; er lag umgestürzt. [5]) Die Inschrift ist heute noch zu sehen.

Außerdem baute er ein Theater in Korinth und ein Stadium in Delphi, und bei den Thermopylen stiftete er warme Bäder zum öffentlichen Gebrauch. Und weil der Stadt Canosa in Süditalien das Wasser fehlte, versorgte Herodes er sie mit einem prächtigen Aquäduct, von dem noch einige Reste vorhanden sind. Schließlich erinnere ich daran, daß Herodes auch den Gedanken faßte, die Landenge von Korinth zu durchstechen, um das Aegäische mit dem Jonischen Meer

---

1) *Bosio*, Roma sotterranea III, cap. 22, pag. 277, Ausgabe in Quarto; cfr.: *Fioravante Martinelli*, Roma ex ethnica sacra, cap. XI de sacro Romae suburbio, Appia Via; sowie der Codex topographicus Urbis Romae, von Urlichs compiliri, Seiten 116, 128, 157. Um ein Beispiel anzuführen, erinnere ich an das große Rundgrab, bei der neunten Meile auf der appischen Straße gelegen, das gleichfalls Columbarium von den darauf nistenden wilden Tauben heißt. Und dieser Name ging in der Folge auf den ganzen Grundbesitz über, darauf es steht. (*Canina* Via Appia, pag. 183; *Nibby*, Dintorni di Roma, II, pag. 535).

2) *Lanciani*, op. cit. pag. 293—294.

3) Sat. III, V, 11—12.

4) Der schlechte Zustand des Marmors gestattet kaum mehr, die Urne zu unterscheiden, auf die sich die Statue stützt.

5) *Ficoroni*, Le Vestigia e rarità di Roma antica, p. 163. Die Wassermündungen wurden 1828 auf Verwendung des Fea wiederhergestellt, der ausdrücklich die falsche Bezeichnung dieses Ortes als Grotte der Egeria heervorhob. *Fea*, Varietà di Notizie u. s. w. p. 181 u. f. f. ebendort: Considerazioni storiche fisiche, u. s. f. p. 170; id. l'rodromo etc. p. 28; *Guattani*, Mem. rom. di antichità, II, p. 5; id. Monum. Sabini, I, p. 238; *Nibby*, Dintorni di Roma, I, p. 352.

1) Der Sauerbrunnen der Egerischen Quelle ist nicht mit der neuerdings wieder aufgekommenen Acqua santa zu verwechseln. Diese, ein eisenhaltiger Säuerling, bildet eine der Quellen des Almo (*Tomassetti*, op. cit. II, p. 33 u. 46).

2) Childe Harold, IV, 113—119.

3) Bulle, Mittheilungen des kais. deutschen arch. Instituts, 1891. S. 137—142.

4) Schillbach, Ueber das Odeion des Herodes Attikus. Die Ruinen dieses Theaters kamen 1845 zu Tage.

5) Dittenbergee, Inschriften aus Olympia in der Archäol. Zeitung, 1878, S. 94.

Digitized by Google

zu vereinen, auf daß man ohne Umweg über den Peloponnes vom einen zum andern gelangen könne. Doch kam dieser Plan, in den er seinen größten Ehrgeiz gesetzt hatte und von dem er unsterblichen Ruhm erhoffte, nicht zur Ausführung. Denn, so sicher er auch des Gelingens, wagte er nicht, sich die kaiserliche Genehmigung dazu einzuholen, aus Furcht, für verrückt zu gelten, insofern alle bislang in dieser selben Absicht gemachten Versuche sowohl von Nero als von anderen fehlgeschlagen waren. [1])

Eine weitere entzückende Villa besaß Herodes am Fuße des Pentelikon, in der Umgebung von Athen. Sie hieß Kephissia, nach dem alten gleichnamigen Orte, bei dem sie lag, und weil sie im Sommer sein Lieblingsaufenthalt war, schmückte er sie besonders prachtvoll mit eleganten Bauten, Gärten, Statuen, Zierbrunnen und Bädern, überreich an hellstem und reinstem Wasser, [2]) ganz in derselben Art, wie er es in Rom für seine triopeische Villa angeordnet hatte.

Gellius, der uns eine genaue Beschreibung davon hinterlassen hat, [3]) erzählt, wie er daselbst einem ebenso geistsprühenden als witzigen Wortgefecht zwischen Herodes und einem aufschneiderischen jungen Manne beigewohnt habe. [4])

Dieser merkwürdige Mann, der bei seinen Zeitgenossen für etwas ganz Besonderes galt, besaß jedenfalls ungewöhnliche Gaben und Eigenschaften. Freund der Künstler und Schriftsteller, pflegte er selber die Literatur, doch ist von seinen Werken nichts auf uns gekommen. [5]) Wir wissen trotzdem, daß sie dem Felde der declamatorischen Rhetorik zugehörten, da er sich viel darauf zu gute that, beredt und elegant über was immer für ein ihm vorgeschlagenes Thema aus dem Stegreif zu sprechen — ein Beruf, dem er sich mit rastlosem Eifer und unermüdlichem Studium gewidmet hatte. Dessen ungeachtet fielen seine Anfänge in der Rhetorik nicht günstig aus; denn achtzehnjährig dem Kaiser Hadrian — der eben erst nach Pannonien gekommen war — vorgestellt, damit er des Jünglings frühreifes Talent bewundern möge, kam der unglückliche Erfolg seiner Proberede sozusagen der Vermessenheit seines Unterfangens gleich. Herodes ging dies so nahe, daß er sich um ein Haar aus Verzweiflung in die Donau gestürzt hätte. [6])

Daß er heftigen und leidenschaftlichen Gemüths war, wie schon bemerkt, beweist nicht nur das Gerücht, das ihn des Todes seiner Frau zieh, wie seine übertriebene Art sie zu betrauern, um damit jeden Argwohn zu zerstreuen, sondern ebenso sehr der Schmerz, dem er sich beim Verluste des Sohnes hingab. So verzweifelt war dieser Schmerz, daß Herodes sich ganz allein in die Finsterniß verschlossen hatte. Da geschah es, daß der Philosoph Demonactus in der Absicht ihn von solch thörichtem Entschlusse abzubringen, sich zu ihm verfügte und ihm mittheilte: er sei in den magischen Künsten bewandert; daher vermöge er, so es ihm beliebe, den Schatten des verstorbenen Sohnes zu citiren, vorausgesetzt er könne ihm nur drei Menschen nennen, die nie den Tod von wem immer beweint hätten. Als Herodes zögernd niemand fand, rief Demonactus: „O Thor, der du wähnst allein Unerträgliches zu leiden! Nun siehst du selber wie es niemand gibt, der davon befreit wäre!“ [1])

Mit einer so heftigen und ungestümen Gemüthsart wußte Herodes jedoch eine gewisse angeborene Menschenfreundlichkeit zu verbinden und war oft dem Elend Anderer gegenüber voll Mitgefühl. Folgender Vorfall möge dies passend erläutern. Eines Tages von einem Manne angehalten, der, in einen weiten Mantel gehüllt, mit langem Barte und wallendem Haupthaare, ihn um die Mittel anging, sich Brod zu kaufen, fragte Herodes diesen, ehe er ihn beschenkte, nach seinem Namen. Als er hierauf mit herausforderndem Tone erwiderte: er sei Philosoph, bemerkte ein Anwesender: Nichts sei er als ein elender Tagedieb, Besucher von Kneipen und anrüchigen Häusern, der ans Betteln gewöhnt, die Leute, die ihm nichts gäben, zu lästern pflege. Herodes aber entgegnete ohne zu zögern: „Sei dem wie immer; was uns betrifft, so haben wir ihn zu unterstützen, nicht weil er ein Mensch ist, vielmehr weil wir Menschen sind.“ Und sofort ließ er ihm genug geben, um sich für dreißig Tage Brod zu kaufen. [2])

Herodes verbrachte seine letzten Lebensjahre in Marathon, wo ihn der Tod, etwa im Alter von sechsundsiebzig Jahren, hinwegnahm. Obwohl er seinen Freigelassenen eingeschärft hatte, ihn dort zu begraben, geschah dies nicht, weil die Athener, vom Wunsche beseelt, ihn bei sich zu haben, seine Leiche durch die Epheben entführen und nach Athen bringen ließen, wo alles ihr mit offenkundigen Zeichen der Liebe und Trauer entgegenzog und um sie ehrenvoll im panathenäischen Stadium mit folgender kündigen und treffenden Grabschrift beisetzte: In diesem Grabe ruhen die Gebeine des Herodes, Sohn des Attikus, aus Marathon gebürtig, dessen Ruhm überallhin verbreitet war. [3])

Die Leichenfeier gestaltete sich überaus feierlich und würdig, wie es, der Sitte gemäß, seiner Stellung zukam, und Hadrian von Tyrus rührte durch seine Trauerrede zu Ehren seines alten Meisters die Anwesenden zu Thränen.

* * *

Solcherlei Dinge erfüllten meine Phantasie während meines Spazierganges zu dem Thale der Caffarella, wo das liebliche Nymphäum und das Wäldchen und die Ruinen in der Nähe daran gemahnen, daß hier dereinst das Triopium und die Prachtvilla des Herodes Attikus standen. Aus diesem Boden, auf dem an sommerlichen Nachmittagen baumreicher Schatten, das Gezirpe der Cicaden und das Gemurmel des hernieder rieselnden Wassers den Besucher erfreut, steigt spontan ein wehmüthiges Gefühl von der unendlichen Eitelkeit von Allem empor. Denn gar Wenige sind es von all denen, die den sogenannten Brunnen der Egeria, das nahe Wäldchen und den antiken Tempel der Ceres und Faustina besuchen, die wissen, wer und was Herodes Attikus war und welche Menge von ansehnlichen Gebäuden diesen Ort adelten: allesammt stolze Werke eines Mannes und wie dieser dem Verfall unterworfen!

Der Tag neigte sich im Thale wie auf den grünen Hügeln von Albano und Tusculum und schwermüthig erklang aus der Ferne der Gesang der Dreschen.

---

1) Der Erste, der einen solchen Plan entwarf, war Periander (Diog., Laert. I, 99); dann Demetrius Poliorcetes (Strabo, I, p. 54), Julius Cäsar (Sueton, Caesar 44; Dio Cassius, XLIV, 5); Caligula (Sueton, Calig. 21); Nero (Sueton, Nero, 19); und schließlich Herodes Attikus (Philostrat., Vit. Soph. II, 6) als letzter dieser cupitores incredibilium.

2) Gellius, I, 2; XVIII, 10; Stephani, Reise durch Griechenland. S. 1; u. a. Wir erfahren durch verschiedene moderne Reisende, daß es dort heute noch einen Brunnen mit dem allerklarsten Wasser, von einer Baumgruppe beschattet, gibt.

3) I, 2; XVIII, 10.

4) cf. Révue Archéol., 1844, p. 50—52.

5) Ueber die vermeintlichen Bruchstücke der Werke des Herodes Attikus, wie über die ihn betreffenden Inschriften sehe man *Fwrillo*, Herodis Attici quae supersunt, Leipzig, 1801.

6) *Vidal Lablache*, Hérode Atticus, p. 19.

1) *Lucianus*, Demonactis vita, 25.

2) Gellius, IX, 2. Ein ähnlicher Gedanke, den man ebenso menschlich als christlich nennen kann, findet sich bei Epiktet, Epicteti fragmenta, CVIII u. CIX.

3) *Philostratus*, op. cit. II, 15.

Mittheilungen und Nachrichten.

Prof. Lassar-Cohn, Die Chemie im täglichen Leben. 2. Aufl. Hamburg, Leop. Voß 1897. — Ein Buch, das genau nach einem Jahre in zweiter Auflage erscheint, obgleich es sich an das große Publicum wendet, das für derartige Themata für gewöhnlich leider nicht allzuviel Interesse hat, empfiehlt sich schon allein durch diese Thatsache. Wir können von demselben nur sagen, daß das, was hier geboten wird, als wahre Popularisation einer wissenschaftlichen Disziplin erscheint. Verfasser bringt nicht, wie man sonst in „populären" Darstellungen der Chemie so oft sieht, Curiositäten und Anleitung zu mehr oder weniger unnützen Versuchen, sondern er vermittelt dem Leser die Kenntniß der „Chemie des täglichen Lebens", d. h. er bespricht die Thatsachen und Erscheinungen, welche dem denkenden Menschen tagtäglich auffallen müssen, gibt Winke zur praktischen Anwendung der so gewonnenen Kenntnisse und erweckt das Interesse für die verschiedensten Capitel dieser Wissenschaft; kurz, es liefert ein Buch, aus dem jeder lernen kann und Anregung empfängt. Die Verlagsbuchhandlung hat das Werk trefflich ausgestattet. Sh.

* XV. Congreß für innere Medicin zu Berlin. (9. bis 12. Juni.) Unter den gehaltenen Vorträgen sind noch hervorzuheben die des Prof. Dr. Behring (Marburg) über „experimentelle Therapie" und des Prof. Dr. Liebreich (Berlin) über verwandte Probleme. Nach einem geschichtlichen Abriß der Entwicklung der ätiologischen Heilmittel kennzeichnet Behring die Bedeutung der letztern. Bei den ersten Versuchen über die Wirkungen einer Heilsubstanz wurden gesunde Thiere, später gesunde Menschen (Selbstversuche) benutzt und daraus die Grundsätze für die Darreichung des Mittels am Krankenbett hergeleitet. Im bewußten Gegensatz zu dieser Methodik arbeitet die moderne ätiologische Therapie, welche die Heilmittel an künstlich, und zwar ansteckend krank gemachten Thieren erprobt. Dem Organismus stehen Mittel zu Gebote, sich der Infectionserreger zu erwehren (vis medicatrix naturae); ferner ist derjenige, der gewisse ansteckende Krankheiten überstanden, immun, d. h. gefeit gegen eine neue Ansteckung; hierauf beruht die Jenner'sche Impfung. Weiter kommen noch die Neigungen und Fähigkeiten der weißen Körperchen des Blutes, eingedrungene Krankheitserreger aufzufressen und zu vernichten (Phagocytose), sowie die Ausscheidung von Bakterien durch die Körpersecrete (Harn, Schweiß rc.) in Betracht, die letztgenannten Schutzmittel sind individuell. Diese aus Einzelindividuum und dessen Blut gebundenen Heilkräfte in der Form des Impfschutzes auf ein von derselben Krankheit bedrohtes oder in der Form eines Gegengiftes (Antitoxin) auf das schon kranke Individuum zu übertragen, ist Zweck und Ziel der ätiologischen Therapie. Specifische Gegengifte sind bereits für eine Reihe von Krankheiten dargestellt worden, so für die Diphtherie, für den Wundstarrkrampf; das antitoxische Serum der jetzt glücklicherweise recht seltenen letzteren Krankheit sollten die Krankenhausleitungen vorräthig halten, um es bei Bedarf sofort anzuwenden. Die andern Sera (für die Pest u. s. w.) sind kaum von irgend einer Bedeutung. Was sind diese Gegengifte? Worin besteht ihr Wesen? Die beiden hervorstechendsten Eigenschaften eines Antitoxins sind seine Unschädlichkeit und seine durchaus specifische Wirkung. Durch Vervollkommnung der Technik der Antitoxindarstellung wurden diejenigen Beimengungen zu der wirksamen Potenz, die Schuld an den Nebenwirkungen sind, immer mehr und mehr beseitigt. So ist aus dem Diphtherieserum neuerdings diejenige Substanz entfernt worden, welche die zuweilen auftretende unschädliche Urticaria (Nesselausschlag) verursacht. Das Antitoxin selbst ist unschädlich. Das Antitoxin wirkt, in den Organismus eingebracht, einzig allein auf das specifische Gift, das dieser in sich birgt, auf nichts sonst im Organismus. Dies zeigt sich unter anderem darin, daß das Antitoxin, wenn es Individuen gegeben wird, die nicht an der specifischen Erkrankung leiden, wieder ausgeschieden wird. Es greift im Organismus nur dort an, wo es die specifischen Gifte findet. Die Wirkungen der Antitoxine auf die Toxine werden verständlicher gemacht durch die Paul Ehrlich'schen Versuche mit Ricin, durch die dargelegt wurde, daß diese Wirkung auch unabhängig von der Mitwirkung des Thierkörpers stattfindet. Um die chemische Eigenheit der Antitoxine zu studiren, bedarf es der Reindarstellung der Antitoxine. Diese ist bisher nicht gelungen und wird auch allen Anschein nach überhaupt nicht gelingen, weil sie an Eiweiß gebunden sind, etwa wie die magnetische Kraft an das Eisen. Es kommt aber auch gar nicht so sehr auf die chemische Zusammensetzung des Antitoxins an, denn nicht in dieser liegt die Besonderheit des Antitoxins, sondern in seiner Eigenschaft, dem Toxin gegenüber eine ganz specifische Einwirkung auszuüben. Die Herstellung eines specifischen Antitoxins hat die Kenntniß der specifischen Gifte zur Voraussetzung, und indem man Thieren diese einverleibt, gelangt man zu den Antitoxinen. Einen anderen Weg gibt es nicht. Die unmittelbare Umwandlung von Toxinen in Antitoxine gelingt nicht. Bei Cholera, Roy, Milzbrand können die Gifte zwar gewonnen werden, sie sind aber zu schwach und deßwegen nicht praktisch verwerthbar. Aehnlich stand es lange Zeit mit der Tuberculose. Das erste Tuberculin war ganz schwach. Stärkere Gifte fand man später. In Marburg ist jetzt die Herstellung eines starken Tuberculosetoxins, stärker als das R. Koch'sche, gelungen, von dem zu erwarten ist, daß es praktisch ausgenutzt werden kann. Der Weg dazu war die Verwendung sehr virulenter Culturen und die Ausscheidung aller Nebensubstanzen aus den Bacillenleibern. Die Aussicht, ein Tuberculoseantitoxin zu gewinnen, ist erhöht worden, aber viel Arbeit wird freilich noch nöthig sein. Auf dem zweiten Congreß für innere Medicin, so schloß Behring, wurde einer Richtung, wie die von der Koch'schen Schule begründete ätiologische Therapie es ist, jede Aussicht abgesprochen. Die Geschichte der Antitoxinlehre hat diese Voraussage Lügen gestraft; ihre Erfolge werden immer größer werden. — Zu dem Vortrag Behrings, welcher die lebhafteste Discussion hervorrief, die überhaupt auf dem Congreß geführt wurde, stehen die Ausführungen Liebreichs, der sich gegen die Serumtherapie als allgemeine Methode aussprach, in einem bemerkenswerthen Gegensatz. Liebreich hatte sein Thema formulirt: „Über die Ziele der modernen medicamentösen Therapie" und berührte zuerst die Entwicklung der Lehre von den Heilmitteln, die sich auf der Grundlage der Erfahrung aufgebaut hat, wie die Lehre von der Wirkung der Digitalis und der Jodpräparate beweist. Schon von Anfang an hat sich die Eintheilung in symptomatisch und causal wirkende, d. h. die Krankheitserscheinungen und die Krankheitsursachen bekämpfende Heilmittel als wichtig ergeben. Die Bedeutung der ersten Gruppe darf nicht unterschätzt werden, da symptomatische Mittel direct lebensrettend wirken können. Seitdem die moderne Chemie die Auffindung zahlreicher neuer Körper ermöglicht, ist die Pharmakodynamik nicht mehr auf die Empirie beschränkt, ihr Untersuchungsfeld ist auf die Prüfung der neuen Körper ausgedehnt, deren Wirkung zuweilen in einem Zusammenhang mit der chemischen Constitution steht, meist aber von den viel complicirteren Bedingungen des menschlichen und thierischen Organismus abhängt. Auf diesem Wege wird sicher die Auffindung noch vieler symptomatischer Mittel gelingen, deren specielle Verwendung der individualisirenden Kunst der Aerzte überlassen bleibt, welche aber wichtige Indicationen erfüllen und unsern medicamentösen Apparat zur Heilung und Linderung von Schmerz und Krankheit vervollständigen. Bei der Neuauffindung causaler Mittel hat der Empirismus große Dienste geleistet, wenn wir auch noch heute nicht so weit sind, daß wir auf therapeutischem Wege das Chinin entdecken würden. Die Auffindung causaler Mittel ist von der Feststellung der „causa morbi", der Krankheitsursache, abhängig, für deren Bestimmung seit den grundlegenden Versuchen von Davaine, Obermeier und seit der Angabe von Methoden durch Koch die Spaltpilze gelten. Aber die Vernichtung der Bakterien ist nicht gleichwerthig mit der Heilung der Krankheit, weil die Krankheitsursache nicht allein durch den äußeren Fremdkörper, sondern auch durch den Vitalismus der befallenen Wirbelzelle gegeben wird. Im Beispiel der Lungenschwindsucht ruft das bloße Eindringen des Tuberkelbacillus nicht die Krankheit hervor, wie andererseits nach der Beobachtung Hansemanns eine Phthisis der Lungen noch ohne Tuberkelbacillen möglich ist. Es müssen sich erst in der Lunge Veränderungen abgespielt haben, welche überhaupt das Hosten des Bazillus ermöglichen; diese Veränderungen werden durch den Begriff der Prädisposition nicht erschöpft, denn es sind wirkliche krankhafte Zustände; derartige dartilläre Erkrankungen fallen demnach unter den vom Vortragenden aufgestellten Begriff des „Nosoparasitismus". Eine Therapie, welche nur den Tuberkelbacillus zu vernichten sich bemüht, ist deßhalb aussichtslos, weil immer der krankhafte Zustand der Lungen bestehen bleibt und nur zum Angriffsfeld für andere Parasiten wird. Wenn man aber nach dem Vorgange der Heilstättenbewegung die Abwehrkraft der Zellen zu steigern sich bemüht, so stützt man sich auf die Thatsache, daß der gesunde und gesottende Organismus die Bacillen abstößt; die Anwendung von Mitteln, welche gleichzeitig nach den Bacillus bekämpfen, ist natürlich als Erleichterungsmittel nicht werthlos und die Auffindung solcher

Mittel auch nicht aussichtslos, wie des Vortragenden Versuche mit dem im Körper selbst sich entwickelnden Schwefelcyanallyl beweisen. Man darf freilich bei solchen Versuchen nicht von der Reaction der Zellen des domesticirten Meerschweinchens, welches jeder Widerstandskraft entbehrt, auf die Abwehrkraft der Zellen des Menschen schließen wollen. Für Menschen existiren außer den allgemeinen Factoren, wie Luft und Nahrung, welche die vitale Kraft der Zellen heben, noch pharmakologische Zellexcitantien, zu denen der Vortragende auf Grund sechsjähriger Prüfung das Cantharidin rechnet. Auch sonst besitzt der Körper Abwehrmaßregeln gegen Mikroorganismen, nämlich den schützenden Ueberzug des Cholesterinäthers auf der äußeren Haut und eine gährungsherabsetzende Thätigkeit der Schleimhäute, wie sie sich aus des Vortragenden Versuchen ergibt, nach welchen die gesunde Blasenschleimhaut die Hefengährung verringert. Aus den Gründen des Roseparasitismus ist Vortragender ein Gegner der Tuberculin- und der Serumtherapie als allgemeiner Methode. Die Tuberculintherapie auch in der neuesten Form muß scheitern, weil sie die vorausgehende Erkrankung der Zelle nicht berücksichtigt. Was die Serumtherapie Behrings betrifft, so übergeht Vortragender die Diphtherie, weil hier epidemiologische Momente die Frage compliciren und wie bei Pest und Cholera beim Absinken der Epidemie die Sterblichkeit von selbst fällt. Eine solche Complication liegt bei der Serumtherapie des Wundstarrkrampfes aber nicht vor. Hier jedoch hat die Serumbehandlung vollständig versagt, und zwar nicht nur bei dem ursprünglichen Behring'schen Präparate, wie dies die soeben erschienene Monographie von E. Rose aufs genaueste feststellt, sondern auch bei dem stärkeren der neuesten Zeit, wofür Vortragender außer den schon bekannten Fällen von Blumenthal einen neuen, noch nicht veröffentlichten Beitrag liefert. — In den Ausschuß für den nächsten Congreß, der in Wiesbaden wieder tagen wird, wurden die HH. Naunyn (Straßburg), v. Mering (Halle), Strümpell (Erlangen), Fiedler (Dresden), Ott (Prag) gewählt.

* Alfred Nobels Testament. Man schreibt uns aus Stockholm unterm 15. d. M.: Die Befürchtung schwedischer Kreise, daß die Realisation der im Nobel'schen Testamente niedergelegten Bestimmungen auf erhebliche Schwierigkeiten äußerer Art stoßen würden, haben sich leider schon jetzt, nachdem kaum sechs Monate seit dem Ableben des großherzigen Testators verflossen sind, erfüllen sollen. Abgesehen von dem persönlichen Einspruch einer Anzahl Leibeserben, die sich im Nobel'schen Testamente nicht oder nach ihrer Meinung ungenügend berücksichtigt sehen, hat es sich immer deutlicher erwiesen, daß die sehr allgemein gehaltenen Ausführungsbestimmungen jener großartigen Stiftungen zur Belohnung „menschlicher Culturbestrebungen" ein Chaos von gegensätzlichen Meinungen auf Seite der vollstreckenden Instanzen herausbilden mußten. Am günstigsten hat sich noch jener Theil des Vermächtnisses erledigen lassen, welcher die auf „Verwirklichung der Friedensidee gerichteten Bestrebungen" betrifft. Das norwegische Storthing, dem hiefür die Rolle eines internationalen Curators angewiesen ist, hat sich mit bemerkenswerthem Eifer beeilt, seine Ehrenaufgabe zu übernehmen. Die pathetischen Worte, welche bei dieser Gelegenheit von dem ultraradicalen Präsidenten des Großthings ausgesprochen wurden, täuschen jedoch nur sehr oberflächlich über das Gefühl innerer Unruhe hinweg, das auch in Norwegen darüber obwaltet, wie denn nun thatsächlich am „klarsten" der Wille des verstorbenen Geschenkgebers zu erfüllen sein wird. Wesentlich zurückhaltender haben sich die schwedischen Institute gezeigt, denen die Aufgabe zufiel, gleichfalls an der Verwaltung des riesigen Vermögens Dr. Alfred Nobels theilzunehmen. Da ist zunächst „Svenska Akademien", welche am Freitag voriger Woche ordnungsmäßig den Beschluß faßte, die Administration des auf sie entfallenden Antheils zwar anzunehmen, indessen unter der Bedingung, daß sie mangels vorhandener näherer Bestimmungen die Details der Ausführung selbständig veranlassen dürfe, wobei sie lediglich an die Sanction der Krone gebunden sein wolle. In diesem Sinne delegirte die „Svenska Akademien" ihren Generalsecretär Dr. af Wirsén zu den weiteren Verhandlungen mit den Testamentsexecutoren. Das Karolinische Institut als zweiter Hauptempfänger hat verschiedene Grundbedingungen stipulirt, von denen die Annahme der Schenkung abhängig gemacht wird. Ein Fünftel des Fonds wäre nach Meinung des Testators auszuscheiden, um durch seine Renteneinkünfte die Inanspruchnahme des genannten Instituts zu entschädigen. Das „Karolinska Institutet" hält demgegenüber eine directe Uebernahme der Verwaltung in staatliche Regie für geboten und stellt den officiellen Factoren anheim, inwieweit dieselben einen Gefaß für ihre Administrationsbemühungen beanspruchen wollen. Im übrigen behält sich auch das Institut volle Bewegungsfreiheit vor, um nicht bei späterem Anlaß sich der Gefahr etwaiger Correcturen von competenter und incompetenter Seite auszusetzen. Die Weiterführung der Unterhandlungen ist dem Rector des Instituts, Professor Axel Key, übertragen worden. Am vorsichtigsten hat sich die „Vetenskaps-Akademien" (königl. Akademie der Wissenschaften) bei der Eröffnung der Uebernahmeverhandlungen gezeigt. Die genannte Akademie beschloß nämlich bei ihrem gestrigen Zusammentreten zunächst die Ablehnung des Referendums einer eingesetzten Specialcommission, welches in Uebereinstimmung mit den von dem „Karolinska Institutet" und der „Svenska Akademien" gefaßten Beschlüssen die Annahme der Stiftung von gewissen administrativen Freiheiten abhängig machte. Dagegen beschloß der Senat der Akademie von der gewünschten Erklärung an die Executoren, ob man den von Alfred Nobel ihr zugewiesenen Auftrag zu erfüllen gedenke, vorläufig ganz abzusehen. Aus diesem Grunde liege auch kein Anlaß vor, die Wahl eines wortführenden Delegirten schon jetzt ins Auge zu fassen. — So stehen die Dinge im Augenblick. Man wird vielleicht im ersten Moment des Eindruckes sich nicht erwehren, daß Nobels großmüthige Schenkung wenig Begeisterung auf nächstbetheiligter Seite erweckt habe. Man hat indeß zu erwägen, daß die Schenkung in Skandinavien und unter Skandinaviern sich ganz anderer Voraussetzungen zu versehen hat, als anderwärts. Das wissen die genannten Institute sehr genau und richten danach von vornherein ihr Verhalten ein, um nicht etwa hinterher des zweifelhaften Vergnügens theilhaftig zu werden, die Form ihrer Geschäftsführung als Grundlage politischer Parteitreibereien ausgenutzt zu sehen.

* Preisausschreibung. Der Magistrat von Barcelona hat in Ausführung einer letztwilligen Verfügung des Don Francisco Martorell y Pena einen Preis von 20,000 Pesetas (= 15,000 Mark) für das beste, einen Gegenstand der spanischen Archäologie behandelnde Originalwerk ausgesetzt. Zur Bewerbung werden sowohl spanische als auch fremde Verfasser zugelassen; das betreffende Manuscript, bezw. Druckwerk muß mindestens bis spätestens 23. October 1901, 12 Uhr Mittags, bei dem Secretariat des Gemeinderathes in Barcelona eingereicht werden. Das Werk kann in spanischer, lateinischer, französischer, italienischer oder portugiesischer Sprache verfaßt sein. Die Zuerkennung des Preises erfolgt am 23. April 1902 durch eine von dem Magistrat in Barcelona zu ernennende sachverständige Jury.

* Berlin. Hier starb der um den wissenschaftlichen Ausbau der Kernmik verdiente Dr. Julius Aron. — Amtsgerichtsrath Dr. Reinhold, der eine außerordentliche Professur für Nationalökonomie in der rechtswissenschaftlichen Facultät der hiesigen Universität übernimmt, wird, der „Köln. Ztg." zufolge, im nächsten Halbjahre an der Universität über „Geschichte, Berechtigung und Aussichtslosigkeit des Socialismus" lesen. — Dr. Wilhelm Jäger von der physikalisch-technischen Reichsanstalt, bekannt namentlich durch seine thermometrischen Arbeiten, ist zum Professor ernannt worden.

* Wien. Zum Rector der Technischen Hochschule für das Studienjahr 1897/98 wurde der Professor für Brückenbau Johann Weiß gewählt.

* Krakau. Zum Rector der Jagellonischen Universität für das Studienjahr 1897/98 wurde der Professor der Theologie Dr. Knapinski gewählt.

* Aus Amsterdam wird der „Frkf. Ztg." mitgetheilt: Der Lector an der Universität Leyden, Mr. P. A. Tichelaer, wurde zum Professor für römisches Recht daselbst ernannt.

* Bibliographie. Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Die Kunst für Alle. 12. Jahrg. 1896/97. 18. Heft. München, F. Bruckmann. — Dr. Hermann Staub: Commentar zum allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch. 5. Aufl. 4. u. 5. Lfg. Berlin, J. J. Heine t 897. — Wilhelm Haacke: Grundriß der Entwicklungsmechanik. Mit 143 Textfiguren. Leipzig, Arthur Georgi 1897. — Kosi Wolf: Geschichten aus Tirol. 3. Samml. Innsbruck, A. Edlinger 1897. — Joh. Ev. Engl: Dr. Frz. Valentin Zillner. Beiträge zur Schilderung seines Lebensganges. Salzburg, Herm. Kerber 1897. — Wiener Rundschau. 2. Bd. Nr. 14. Juni 1897. Wien, Rudolf Strauß. — Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Hggb. vom Großen Generalstab, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Heft 20 und 21: Die Operationen gegen Binoy im September 1870. Mit Karte ꝛc. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Montag, 21. Juni. Nummer 136.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Südtirolische Landschaften: Der Nonsberg (Val di Non). I. Von Christian Schneller. — Buddha's Botschaft und Tugendlehre. Von E. P. Evans. — Mittheilungen und Nachrichten.

Südtirolische Landschaften: Der Nonsberg (Val di Non).

Von Christian Schneller (Innsbruck).

I.

Salurn ist im Etschthale von Bozen abwärts das letzte deutsche Dorf. Von beiden Seiten schieben sich die rauhen Berge mit ihren steilen Abfällen enger zusammen. Da das Thal weiter unten zugleich nach links biegt, so scheinen die Berge, oberhalb oder auf der italienischen Seite unterhalb gesehen, das Etschthal dort förmlich zu sperren. Man hat diese Enge schon öfter auch als eine Völkerpforte bezeichnet. Doch nicht die Verengung des Thales selbst, das dort noch immerhin ziemlich breit bleibt, wohl aber der durch das geringe Gefälle der Etsch noch heute ziemlich versumpfte Thalboden konnte einst durchziehenden Völker- und Heeresschaaren nicht geringe Hindernisse bereiten. Von der Eisenbahn und der Reichsstraße durchzogen, stellt diese Enge bei geregeltem Laufe des Flusses heute, so lange nicht wieder Ueberschwemmungen, wie es die der Jahre 1882 und 1885 waren, das Thal in einen See verwandeln, dem friedlichen Verkehre kein Hinderniß mehr entgegen.

Wir gelangen zum Bahnhofe von San Michéle. Auf der Ostseite gehen die massigen Felsenberge in ein weites wohlbebautes, mit Dörfern und Höfen besätes Berggelände über, dort winkt das Schloß Königsberg (italienisch Chenigsperg geschrieben) von einem Hügel nieder; es mag einst, schon seinem Namen zuliebe, stattlicher als heute ausgesehen haben. Seitlich darunter, am linken Etschufer, liegt das Dorf San Michéle, von den Deutschen Wälsch-Michél genannt, mit einem die übrigen Häuser überragenden großen Gebäude, das unsre Neugier erregt. Es war früher ein an der Stelle eines älteren Schlosses erbautes Augustinerstift, das aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts stammt und als dessen Gründer die rauhen, sonst auf Sicherung ihres Seelenheiles durch kirchliche Stiftungen wenig oder gar nicht bedachten Herren von Eppan anzusehen sind. Das Stift wuchs durch Schenkungen und Erbschaft, wurde aber demungeachtet von Kaiser Joseph II. gleich manchen anderen aufgehoben. Statt der längst verblichenen Mönche schalten und walten dort jetzt, Deutsche und Italiener durcheinander, des Lebens und der Arbeit froh, Lehrer und Zöglinge einer landwirthschaftlichen Landeslehranstalt, was man schier von selbst errathen kann, wenn man am Bergabhange darüber fleißig und schön angelegte Pflanzungen sieht.

Nach Westen hin streckt sich noch die Ebene in einem Winkel einwärts, aber die Berge bleiben dort rauh und unwirthlich und starren, namentlich auf der Nordseite sich massig vorschiebend, wie Riesenthürme auf. Sie lassen eine tiefe, enge Spalte zwischen sich, die auch als Felsenthor bezeichnet werden darf und den Eingang zum Nons- und Sulzberg bildet. Dieser Paß heißt La Rochetta nach der kleinen Festungsanlage, mit der er bewehrt ist.

Der Weg in den Nonsberg führt entweder rechts durch das nahe Dorf Mezzotedesco oder Deutschmetz oder gewöhnlich gerade aus durch die größere Ortschaft Mezzolombardo oder Wälschmetz. Da fallen uns noch einige anziehende Dinge auf, zunächst schon die Namen beider Ortschaften. Viele haben in Metz das lat. meta, Grenze, finden wollen; es erleidet aber keinen Zweifel, daß die richtige Deutung, die aus mlat. medium ist, das auch (medium planum) im Sinne von Feld oder Ebene vorkommt.[1]) Baierisch-deutsches und langobardisch-romanisches Volksthum stieß da einst zusammen, aber mehr als eine Sprachgrenze, eine eigentliche politische Grenze hat es da nie gegeben.

Doch was fesselt rechts drüben ober Deutschmetz unsern Blick? Unter schwer überhangenden Felsenmassen senkt sich in die Felswand eine breite und tiefe Höhle ein, an deren Rand noch verfallene Mauern sichtbar sind. Dort stand einst ein vielleicht schon in vordenklicher Zeit erbautes Felsenhöhlenschloß, eine Corona, weßhalb Deutschmetz auch in nicht eigentlich italienischer Zusammensetzung und Umstellung Mezzocorona, ja mißverständlich und falsch sogar Mezzacorona genannt wird. Für Deutschmetz war das Schloß eben die Corona di Mezzo, für das Schloß aber war das Dorf das Mezzo di Corona. Doch die Herren, die aus verschiedenen Geschlechtern dort oben einst als Gebieter der Gegend walteten, kümmerten sich um Buchstabenkriege nicht, ließen vielmehr in ihrer sicheren Burg ihre harte Stahlfaust manchmal schwer auf ihren Hörigen lasten. Als es aber mit der mittelalterlichen Herrlichkeit vorüber war und die Kugeln der neuzeitlichen Geschütze auch das Höhlenschloß erreichen konnten, zogen die stolzen Herren es vor, behaglicher mit Menschen, statt mit Geiern zusammen zu wohnen.

Mit Geiern zusammen? Ja, in älterer Zeit sah es dort oben noch viel schlimmer aus. Die Volkssage erzählt, daß einst in einer Höhle ober dem Felsenhöhlenschlosse oder wohl in dieser Höhle selbst ein furchtbarer Drache hauste, von dem, wenn er über das Land flog, allverzehrendes Feuer niederfiel, ein Unthier, das vielen Menschen jammervollen Tod brachte. Wehklage und lauter Jammer erscholl in der ganzen Gegend. Da machte sich ein eben aus dem Kriege zurückgekehrter Ritter aus dem Geschlechte der Firmian auf, den Drachen zu erlegen. An dem Eingang in die Drachenhöhle stellte er ein Gefäß voll Milch, welche die Drachen bekanntlich sehr lieben, und einen großen Spiegel auf und legte sich in den Hinterhalt. Bald kam der Drache hervor, schlürfte gierig die Milch und freute sich seines

[1]) Gegen eine vom gewöhnlichen Gebrauche abweichende Schreibung Mezolombardo und Mezotedesco ist einzuwenden, daß so lange für mlat. medium eine andere Herkunft, als die aus lat. medius nicht nachgewiesen werden kann, diese Schreibart falsch ist, da lat. medius nun einmal ital. mezzo als feststehende Schriftform ergeben hat.

Bildes im Spiegel, das er für einen lange entbehrten Genossen hielt. Aber straks durchbohrte ihn mit festem Stoße der Ritter und trug das verendete Unthier, es an seinem Spieße hoch über sich haltend, in das Dorf Deutschmetz nieder, wo er vom Volke in festlichem Aufzuge mit Jubel empfangen wurde. Doch niedertropfendes Drachenblut drang durch die Fugen seiner eisernen Rüstung und hatte zur Folge, daß der Tapfere rettungslos jämmerlich verbrennen mußte. An der Außenseite der älteren, in neuerer Zeit umgebauten Pfarrkirche von Deutschmetz sollen ältere Leute einst sogar ein den Tod des Ritters darstellendes Gemälde gesehen haben. Thatsächlich findet sich ein geflügelter Drache im Wappen der alten Herren von Metz, sowie auf einem noch erhaltenen Gemälde an einer Mauer des alten verfallenen Höhlenschlosses.

Wozu aber die Erzählung dieser Sage?

Ich möchte ihr die tiefere Bedeutung einer charakteristischen Sage beilegen.

Der Leser erinnere sich an Kaiser Ortnits des „Lamparters" im kleinen Heldenbuche erzählten Tod. Sein Feind schickte ihm einen Jäger mit einer Drachenbrut ins Land. Als dieser in schlimmer Absicht zum Bischof nach Trient kam. . . .

„Da schickte man den Jäger in eine Felsenwand
Oberhalb von Trient, wo sich Gebirge fand".[1])

Die Drachenbrut gedieh, die Jungen wurden groß. . . .

„Da wütheten die Würmer voll Gier und Hungersqual,
Alles war verloren in den Bergen und im Thal;
Was ihre Augen sahen, das verschlang ihr Schlund,
Groß Leid ward der Christenheit von den Würmern kund.

Sie schafften in dem Lande so gewaltige Beschwer,
Auf den Straßen gehen und reiten mochte niemand mehr,
Bis vor die Burg zu Garten ein Wurm das Land bezwang,
Gern wichen alle Leute, daß sie das Ungethüm nicht schlang.

Da durften ihre Aecker die Bauern nicht mehr säen
Und durften vor dem Walde die Wiesen nicht mehr mähen,
Wer ihn bestehen wollte, der büßt' es schwer genug,
Der Wurm in die Höhle den Uebermüth'gen trug."

Da macht sich Kaiser Ortnit der Lamparter von Garten auf, das Ungethüm zu bekämpfen. Als er in dessen Nähe gekommen war, überfällt ihn Müdigkeit und Schlaf, aus dem er nicht zu erwecken ist. Da ergriff ihn der Wurm und

„. . . trug ihn seinen Kindern in einen hohlen Berg,
Die saugten ihm vne Blut aus durch das geschmiedete Werk"

so daß der Kühne Leib und Leben elend verlieren mußte. Im kleinen Heldenbuche ist weiter ausführlich zu lesen, wie Wolf Dietrich in langem, bitterem Streite die Ungethüme erlegt und so Ortnits Tod rächt.

Nun sind Drachensagen zwar bei allen Völkern weit verbreitet, aber es läßt sich nicht verkennen, daß die oben erzählte örtliche Volkssage, die auch im Nonsberge bekannt ist, mit der alten langobardischen Sage in engem Zusammenhange stehen muß, da ja darin die Gegend „oberhalb von Trient" ganz bestimmt genannt ist. Die heute nachklingende Sage hat die Heldengestalten Ortnits und Wolf Dietrichs in die eine Gestalt eines mittelalterlichen Ritters verschmolzen und sie mit modernen Zuthaten ausgeschmückt. So scheint mir auch der Name Mezzolombardo, „Langobardenfeld", erst seine rechte Bedeutung zu gewinnen.

Recht charakteristisch aber für das einstmalige Zusammenstoßen langobardischen und bairischen Volksthums in dieser Gegend ist eine andere, verschiedene Gestaltung dieser Sage im Munde des Volkes. Zur Zeit als der böse Drache in dieser Höhle hauste, soll Gotthart, ein bairischer Heiliger, hierher gekommen sein, um das Land von der Drachenplage zu befreien. Drei Tage und Nächte fastete und betete er; dann begab er sich mit einem großen Schwerte, das die Form eines Kreuzes hatte, vor die Höhle. Als der Drache hervorkam, hielt ihm der Heilige das Schwert vor, worauf das Ungethüm erstarrte und mit leichter Mühe getödtet werden konnte. Daher heißt das Höhlenschloß noch heute auch il castello di San Gottardo, wie auch Deutschmetz urkundlich zuweilen Mezo di San Gottardo heißt.[1]) Auch als das Schloß nicht mehr bewohnt wurde, blieb dort eine diesem Heiligen geweihte Kirche, die sich bis zum Anfang unsers Jahrhunderts als vielbesuchte Wallfahrtsstätte erhielt. Heute ist auch sie so verfallen, daß sich selbst ihre einstige Bauart nicht mehr erkennen läßt. Wohl unzweifelhaft waren auch Einsiedler dort; es mußte doch jemand geben, der als Wächter der Kirche dort verblieb und zur Sühnung mancher Frevel dort betete und fastete, wo die alten Ritter einst geflucht und gebechert hatten.

Nun, da der böse Drache auf jeden Fall längst erlegt ist und etwa nur im Gezüchte von Vipern und Ottern, die in diesen Bergen unter dem rauhen Gestrüpp nicht selten sind, ein jüngeres schwächeres Geschlecht hinterlassen hat, können wir ohne Gefahr durch den Rocchettapaß endlich in den Nonsberg selbst eintreten.

Wir sehen sogleich, daß der zuweilen gebrauchte Name „Nonsthal" — „Val di Non" nicht ganz stimmen will; denn kein eigentliches Thal, sondern ein in der Richtung nach Norden aufsteigendes Hochland, wie es die Deutschen gern als Berg bezeichnen, liegt in weiter Ausdehnung vor uns. Es wird in der Mitte herab vom Hauptflusse, dem Noce, und seitlich von zwei ihm zufließenden größeren Bächen, von Nordwesten her von der Trasenga, von Nordosten her von der Novella, in langen, tiefen und schmalen Furchen durchschnitten; dabei fehlt es an sonstigen seitlichen Thalfurchen, an Tobeln nicht. Links von uns zieht sich nach Süden hin das Hochthal des Sporeggio, mit Ortschaften reichlich besäet, über einen Bergrücken hinüber bis zum See von Molvéno, der gegen Judicarien hin schon auf der südlichen Abdachung des Gebirges liegt. Es ist ein Nebengebiet des Nonsberges, obwohl die Einwohner keine eigentlichen Nonsberger sein wollen und auch der Bach des Thales, der Sporeggio, in starker Windung ausweichend, dem Noce erst, wo er nicht mehr anders kann, in der Enge der Rocchetta zufließt.

Schon bei der Festungsanlage in der Enge hinter Mezzolombardo theilen sich die beiden Hauptstraßen des Nonsberges. Die eine nach rechts zieht sich langsam ansteigend nach Fondo hinauf; die andere nach links geht noch fast eine Wegstunde weit geradeaus in der Ebene am rechten Noce-Ufer hin und steigt dann wie ein wohlgemuther Bergwanderer nach Denno und weiterhin über Cúnevo, Flavon und Térres hinauf. Hinter diesem letzten Dorfe senkt sie sich auf einmal jäh in die Schlucht des Trasengabaches nieder, dessen Thal dort einen Bug macht und sich weit südwestlich einwärts zieht bis zum Bergsee von Tóvel, der 1158 Meter hoch am Fuß der östlichen Abdachung des wundervoll schroffen Brenlagebirges liegt. Aus dem tiefen Grund der Schlucht windet sich die Straße allmählich wieder mühsam empor und führt dann durch das Dorf Tuénno fast eben nach Cles, wobei ein alter Ort Méchel mit einem verfallenden Schlosse links oben auf grüner Berghalde beiseite bleibt. Diese Straße, weniger beschwerlich zu begehen als zu befahren, hat heute ihre frühere Bedeutung eingebüßt. Wer nach Cles will, fährt oder wandert jetzt von der Rocchetta weg rechts auf der Straße nach Fondo über Tajo hinauf bis Dermullo, wo ein kleines Kirchlein am Felsen, Santa Giustina, ehemals

[1]) Dies und das Folgende nach K. Simrocks bekannter Ausgabe.

[1]) Vgl. Prof. Desiderius Reich: „Il Basilisco di Mezocorona o Monotedesco" im Progr. des Staatsgymnasiums in Trient 1892.

mit einer Einsiedelei verbunden war. Ein alter Klausner träumte dort einmal, er wandere auf einem schimmernden Goldfaden über den Noce, aber ein Engel halte und leite ihn, da er sonst unfehlbar in die tiefe Felsenschlucht hätte niederstürzen müssen. Seit wenigen Jahren spannt sich dort eine herrliche Brücke, die Wunderbrücke von Santa Giustina genannt, über die Schwindel erregende Tiefe, in der unten der Noce braust, hinüber in die weitere Umgebung von Cles, so daß man den Ort von hier aus bald und bequem erreicht.

Cles ist ein kleiner, wohlgebauter Flecken, dem auch ein Schloß nicht fehlt, das aber nicht stolz darüber, sondern bescheiden darunter am Abstiege zum Noce gelegen und noch wohnlich ist. Um eine Uebersicht über den ganzen Nonsberg zu gewinnen, ersteigt man hinter Cles den nicht hohen Col Faédo (= collis de fageto, „Buchberg") und kann nun, wenn man Lust und Zeit dazu hat, in weiter, ergötzlicher Rundschau bei sechzig Dörfer und ein Dutzend Schlösser zählen. Wer vor einigen hundert Jahren dort oben stand, konnte der Schlösser leicht doppelt so viele zählen.

Nicht nur die ganze Landschaft mit ihrem Volke muthet uns hier so eigenthümlich an, wir stehen hier auch auf einem ganz eigenartig uralt geschichtlichen Boden. Wenn ein mächtiges Gewitter durch diese Berge über das Hochland hinzieht und allmählich langsam in der Ferne verbraust, mag man daran denken, wie manche Stürme der Menschengeschichte voll Schrecken, Mord und Bränden auch über dieses Gebiet hingezogen und verbraust sein mögen, bis wir es heute mit seinen vielen Dörfern und noch erhaltenen Burgen so still und friedlich vor uns liegen sehen.

Zunächst fragen wir doch, was denn der so kurze Name Cles bedeute. Die herkömmliche Deutung aus lat. ecclesia wird kaum mehr jemand anzweifeln. Hier in Cles wird die erste christliche Hauptkirche, wenn auch nicht des ganzen Nonsberges, doch eines weiten Ortsgebietes gestanden sein. In der Gegend — über die Stelle streiten die Gelehrten — floß glaublich im Jahre 397 das Blut dreier christlicher Glaubensboten, der Heiligen Sisinnius, Martyrius und Alexander, Griechen, die von den damals noch größtentheils stockheidnischen Nonsbergern, als diese einen festlichen Umzug um die Felder, ihre Ambarvalien, feierten, grausam gemordet wurden. Dort drüben, jenseit der Nocesschlucht, erblicken wir ja „den Dom des Nonsberges", die diesen Blutzeugen des Christenthums zu Ehren erbaute prachtvolle Kirche des romanisch gelegenen Dorfes San Zeno (oder Sanzéno, Zeno wird gewöhnlich als Abkürzung aus Sisinnius erklärt), wo in einer Urne aus rothem Marmor ihre Asche geborgen ist, und wo jährlich am 29. Mai ein großes Kirchen- und Volksfest gefeiert wird, zu dem die Völker aus dem ganzen Nonsberg zusammenströmen. Am 29. Mai 1897 wird es dort noch feierlicher als je hergegangen sein, da bis dahin seit dem Martertode der genannten Heiligen genau anderthalb Jahrtausende verflossen sind.

Westlich an Cles liegen, etwa die Fläche von zwei Jauch Boden umfassend, die merkwürdigen Felder, die man die schwarzen, i campi neri, nennt. Es ist ein Boden von schwarzer Erde, voll von Kohlen, von allerlei Scherben aus gebrannter Thonerde, von Ziegeltrümmern und von zersplitterten oder zerbrochenen Knochenstücken. Pflug und Haue haben da von jeher alles durcheinander gewühlt, aber die feste Unterlage, eine gebtiche Mergelschichte, nicht berührt. Was ist da seit langer Zeit nicht alles gefunden, aber leider in großer Menge auch verschleppt oder vernichtet worden! Die Knochensplitter, die Brandreste und dort gefundene Grabgewölbe machen es unzweifelhaft, daß diese Felder ein Begräbnißplatz gewesen sind; sehr wahrscheinlich, ja sicher ist dort auch ein Tempel des Saturnus, des Todes- und Saatengottes, gestanden. Die Ortssage erzählt, daß dort einst eine große Schlacht vorgefallen sei und die verbrannten Leichen der Gefallenen die schwarze Erde gebildet hätten; sie meldet weiter auch, daß ein Herr in alter Zeit die Leichen aus dem ganzen Gebiet habe dorthin bringen und „dem Saturnus" verbrennen lassen. Aber der wichtigste aller dort gemachten Funde ist eine eherne Tafel, die dort im Jahre 1869 an das Tageslicht kam und eine Verfügung des Kaisers Claudius vom 15. März 56 enthält, deren zweiter Theil die Nonsberger betrifft. Laut der Inschrift, deren Echtheit nie bezweifelt worden ist, und nach der Erklärung von Mommsen[1]) war das Gebiet der Anauni, Tulliasses und Sinduni nicht, wie die Einwohner angenommen hatten, ein Theil des Gebietes von Trient und stand dazu theilweise in gar keiner rechtlichen Beziehung. Obgleich sie die Erwerbung des römischen Bürgerrechts nicht darthun konnten und ein Rechtsgrund dafür mangelte, wurde ihnen dasselbe nunmehr aus kaiserlicher Gnade und zwar sogar mit rückwirkender Kraft verliehen.

Die Namen sind nicht klar. Daß die Anauni Nonsberger, aber nicht gerade die Nonsberger sind, dürfte keinen Zweifel erleiden. Es mögen darunter zunächst die Bewohner eines unterhalb Cles gelegenen Landstückes, und zwar des heutigen Dorfes Nano, von dem überhaupt der alte Name des Nonsberges ausgegangen sein kann, verstanden worden sein. Der Ort wird in einem Briefe des hl. Vigilius (gest. 405) Anagnia genannt und zutreffend beschrieben; bei Paulus Diaconus (III. 9) heißt er Anagnis. Ob der Name auch zu dem Anonion oder Anaunion des Claudius Ptolomaeus (III. 1.32) stimme, bleibt fraglich, ist aber nicht unwahrscheinlich. Kaum eine Wegstunde ober Nano liegt der ansehnliche Ort Tuénno, der urkundlich im 13. Jahrhundert Tulenum, Tullienum heißt, in dessen Mitte einst ein heute spurlos verschwundenes Schloß eines seit lange erloschenen Herrengeschlechtes stand. Dürfte man -asses für eine Ableitung im Sinn von lat. -anus, -enus ansehen (Tulliatii — Tulliasses?? — auch das Dorf Vervò im Nonsberg hat in einer dort gefundenen Inschrift die gleiche Form: „. . . . . castellanorum Vervassium"), so ließen sich die Tulliasses am ehesten wohl in Tuenno suchen. Die Sinduni endlich müßten dann in oder bei Cles, wo ja die Inschrift gefunden worden und dessen vorchristlicher Name unbekannt ist, gesessen sein. Wie immer, Vermuthungen sind ja gestattet. Man nehme noch eine Karte des Nonsberges zur Hand, und man wird sehen, wie die drei Ortschaften Nano, Tuenno und Cles so hübsch auf einer Hochebene zwischen den tiefen Schluchten des Noce und der Trafenga und dem dahinter aufsteigenden Gebirge wie auf einer natürlich geschützten Hochburg des Nonsberges nahe beisammen liegen.

Sind aber diese bösen, heidnischen Nonsberger doch noch frommgläubige Christen geworden? Wer daran zweifelt, folge mir, allerdings auf rauhen Wegen ab und auf, hinüber zum vorerwähnten Dorf Sanzeno. Dort öffnet sich nach Osten hin wieder eine enge Schlucht, deren Felsen wie Riesenmauern emporstarren. Ein Bach durchbraust sie und läßt für den Weg schmalen Raum. Nach einer halben Wegstunde theilt sie sich in zwei Felsenschluchten, auf deren hohem Eckvorsprung eine Kirche mit Kapellen und zwei Häusern sichtbar werden. Ein wildromantischer Anblick! Wir wandern den Weg und die langen gewundenen Stiegen hinauf zu fünf nacheinander folgenden Kapellen und einer Kirche, die dem hl. Romedius geweiht ist. Eine viel und

[1]) „Hermes, Zeitschrift für classische Philologie." Herausgegeben von Emil Hübner, IV. Band, S. 99 ff.

hitzig bestrittene Nachricht läßt ihn aus einem edeln Geschlechte von Thaur bei Innsbruck entsprossen sein, seinem Besitz und der Welt entsagen und eine Pilgerfahrt nach Rom machen.[1]) Von dort zurückgekehrt, zog er sich als Einsiedler in den Nonsberg zurück und soll in dieser Felseneinsiedelei gelebt haben und gestorben sein. Die Legende erzählt von ihm viel Wunderbares, unter anderem auch die bekannte Geschichte vom Bären, der dem Heiligen als Pferd dienen mußte. Sie macht ihn zum Freunde und Zeitgenossen des hl. Bischofs Vigilius; in dem Augenblick seines Todes sollen die Glocken in Trient von selbst geklungen und so dem hl. Bischof den Tod seines fernen Freundes angezeigt haben. Kirchliche und andere Geschichtschreiber glauben jedoch, der hl. Romedius habe einige Jahrhunderte später gelebt. Wie immer, er ist einmal da, und keine Kritik vermochte bisher seine Legende in das Reich der Mythen zu verweisen. Er ist bis heute der volksthümlichste Heilige des Nonsberges, seine Einsiedelei ist von jeher ein mit nicht wenigen Stiftungen begabtes, wahrhaft nationales Heiligthum der Nonsberger gewesen. Unzählige Tausende von Menschen sind seit langen Jahrhunderten diesen Weg gewandert, um für empfangene oder erhoffte Hülfe in der vielfachen Noth des täglichen Lebens ihre Gelübde zu lösen, und haben an den Abbildungen der von Heiligen gewirkten Wunder ihren frommen Glauben gestärkt. Aus dem 12. Jahrhundert haben wir Nachricht von einer hier bestehenden Bruderschaft, deren zahlreiche Mitglieder mit theils romanischen, theils altdeutschen Namen nicht nur dem Nonsberg, sondern auch dem Etschthal, Trient und Kaltern angehörten. Aber er ist auch, so zu sagen, ein zweifacher Heiliger; denn auch zu Thaur nächst Innsbruck, seinem angeblichen Geburtsort, wurde er von jeher verehrt. Die Meinung, daß das dortige Schloß seine Geburtsstätte gewesen sei, ja daß er sogar dort als Einsiedler gelebt habe und gestorben sei, ist in den sichern Volksglauben übergegangen und der Mannesname Romed, volksthümlich „Medl" dort bis heute von manchem Geschlecht auf das nächstfolgende verpflanzt worden. Eine später errichtete, jetzt selten mehr von einem der Welt entsagenden Insassen bezogene Einsiedelei mit einer dem hl. Romedius geweihten Kapelle unfern den versunkenen Mauerresten des bis zum Ende des 16. Jahrhunderts bewohnten Schlosses von Thaur zieht in freier Lage über dem Dorf den Blick des Reisenden auf sich, der von Innsbruck an diesem geschichtlichen Räthsel vorbei nach Hall fährt.

Nordöstlich von Cles, jenseit des Noce, führt über das Mittelgebirge hoch oder dem rechten Ufer der Novella, die dort eine lange, tiefe Schlucht zwischen steilen Abhängen durchfließt, der Weg durch die Ortschaften Revò, Romallo, Cloz und Brez nach dem im Hintergrund liegenden Markt Fondo (deutsch Pfund, von lat. fundus, Grund), der, auf einer Höhe gelegen, einen malerischen Anblick gewährt, und dessen Glocken, wenn die Luft nicht bewegt ist, ihren vernehmbaren Gruß bis Cles herüber senden. Nordwestlich davon, hinter Vorbergen, liegt Castelfondo mit einem alten Schloß.

Durch Fondo zieht vom Mendelpasse (1354 Meter), wo jetzt desteingerichtete Gasthöfe stehen, herab eine neue Straße weit über das eben erwähnte Mittelgebirge hin, bis sie bei der hohen Nocebrücke hinter Cles in die Nonsberg-Sulzberger Straße einmündet. Sie hat, von Bozen ausgehend, für den jährlichen sommerlichen Fremdenzug bereits große Bedeutung gewonnen und wird noch größere gewinnen, sobald auch von Dimáro in Sulzberg eine schon lange geplante gut fahrbare Alpenstraße südwärts nach Madonna di Campiglio in das Thal Rendéna, in die wundervoll großartige Berg- und Gletscherwelt des Adamello, der Presenella und der Brenta Alta führen wird. Aber auch die Tridentiner wollen die Hände nicht in den Schoß legen, sondern von Trient aus über Mezzolombardo den Nonsberg, den ihnen ja schon die Gnade weiland des römischen Kaisers Claudius zugesprochen hat, und weiterhin den Sulzberg durch eine Trambahn mit ihrer Stadt verbinden und an sie fesseln. Kommt es nun auch noch zu der schon geplanten Trambahn von Rovereto-Riva nach Judicarien und Tione, so werden die Naturschönheiten von Rendéna von verschiedenen Seiten her leicht zugänglich gemacht sein.

Cles gegenüber nach Nordwesten hin steigen über dem linken Noce-Ufer noch nach einander zwei Hochthäler, Val di Rumo und Val di Bréssimo, mit kleinen Dörfern bis in die Alpenzone an. So abgelegen das letztgenannte auch ist, hat sich das mittelalterliche Feudalwesen doch auch dorthin erstreckt; auf einem Berge liegen dort noch die spärlichen Trümmer des Schlosses Altaguardia („hohe Warte"), wo einst nach der Volkssage schlimme Herren gehaust haben sollen. Um 1220 finden wir, daß auch die Domherrn von Trient von dort ganz beträchtliche Zinsabgaben an Vieh, Käse, Wolle und anderen Dingen bezogen. Dem Blicke des Thalwanderers entzogen liegen auf den Höhen von Val di Rumo nordwärts vier deutsche Dörfer, von denen die zwei vordern, Proveis und Laurein, durch eine ziemlich lange Zwischenstrecke von den andern zwei über Fondo gelegenen, St. Felix und Frauenwald (Senale) getrennt sind. Sie haben deutsche Volksschulen; in Proveis besteht auch eine staatliche Fachschule für Spitzenklöppelei mit mehr als sechzig Schülerinnen, sowie eine Fachschule für Korbflechterei, als deren Vorstand dort schon seit langen Jahren der von Laurein gebürtige Pfarrer Franz Mitterer, schon ein Siebziger, der nun auch noch eine solche Schule in Cles leitet, sehr verdienstlich wirkt. Hut ab vor solchen seltenen Ehrenmännern!

Hinter Cles führt die Straße auf einer festen hohen Brücke über den Noce und vereinigt sich dort mit dem vorerwähnten von der Mendel kommenden Straßenzuge. Die Brücke heißt il ponte di Mostizzoll, ein Name, den die Volksetymologie mit Recht oder Unrecht lustig dahin deutet, es sei dort einmal ein grober deutscher Brückenzöllner gewesen, der jeden Wanderer anhielt und ihm zuschrie: „Must du zol", d. i. da mußt du zahlen. Der ungestüme Forderer hat seither längst selbst schon das Brückengeld ins Jenseits zahlen müssen; wir können die Brücke unbehindert überschreiten und gelangen bald ad fines Annunorum, zur oberen Grenze des Nonsberges.

[1]) Daher kommt wohl der Name Romedius, bei im Italienischen öfter vorkommendem Wechsel von r und d für mlat. romerius, Romfahrer. Einige ziehen die Form Remedius vor, wobei ihnen lat. remedium vorschweben mag.

Buddha's Botschaft und Tugendlehre.

Es war eine glückliche Idee des bekannten deutsch-amerikanischen Gelehrten, Hrn. Dr. Paul Carus, den Lebenslauf Buddha's und dessen Lehren nach alten Quellen in knapper, körniger und volksthümlicher Form darzustellen und unter dem Titel „The Gospel of Buddha" (Chicago, The Open Court Publishing Company, 4th rev. ed. 1896) zu veröffentlichen. Diesen Stoff hat der Verfasser, ein scharfsinniger Philosoph und emsiger Forscher auf dem ausgedehnten und äußerst ergiebigen Gebiete der vergleichenden Religionswissenschaft, nach dem Vorbild des vierten Evangelisten behandelt und in einem 275 Seiten umfassenden Band in schlichter, gemeinfaßlicher und sehr anziehender Weise bearbeitet. Es ist also kein Buch über den Buddhismus, das uns hier geboten wird, sondern der

aus heiligen Schriften und Ueberlieferungen geschöpfte, nur von unverkennbar apokryphischem Zuwachs sorgfältig gesichtete und der heutigen abendländischen Lesewelt möglichst verständlich und gefällig gemachte echte Inhalt des Buddhismus selbst.

Nach einer kurzen Einführung beginnt die eigentliche Erzählung mit der von allerlei Wunderzeichen begleiteten Geburt des Prinzen Siddhârtha, der an dem in allem Reichthum Indiens erglänzenden Hof seines Vaters heranwuchs und vom menschlichen Elend und Unglück nichts wußte. Als er aber zufällig die in der Welt herrschenden Leiden, Altersschwäche, Krankheit und den unvermeidlichen Tod kennen lernte, war er von Schauder und Schrecken überwältigt. Hinfort blickte er mit Verachtung auf die Schätze des Palastes und sann mit bekümmertem Herzen über das Problem des Uebels nach. Da traf er eines Tages mit einem in der Einsamkeit lebenden Weisen (Schramana) zusammen, der ihn über die Rätsel des wechselvollen irdischen Lebens unterrichtete und auf den Pfad der Erlösung hinwies, welcher zum Nirwâna führt und aller Trübsal ein Ende macht. Der Prinz erkannte die Unwissenheit und die daraus entspringende Begier und Selbstsucht als die Ursachen des Leidens und faßte den Entschluß, der Welt zu entsagen, das in ihm erwachte Sehnen nach Erleuchtung zu befriedigen und Buddha zu werden. Wie er das Reich der Gerechtigkeit gegründet und befestigt, die erste Predigt zu Benares gehalten, die Gemeinde der Jünger (Sangha) gestiftet und sein Lehramt ausgeübt habe, wird in derselben schlichten, ansprechenden Weise berichtet. Interessant sind die Gleichnisse und Erzählungen, durch welche er seine Gedanken erläutert und den Gedanken seiner Zuhörer anpaßt, wie in den Parabeln vom brennenden Haus und der List des Vaters, um die Kinder aus den Flammen zu retten, vom Blindgeborenen, der an die Existenz der Sonne nicht glauben wollte, vom verlorenen Sohn, vom Sämann, vom Mädchen am Brunnen, von der Hochzeit zu Jambunada und von der bekehrten Buhlerin, woran sich die Beschreibung von Buddha's letzten Tagen, seiner Abschiedspredigt und seinem von ihm selbst vorausverkündeten Tod anschließt. „Bei seinem Hinscheiden erhob sich ein mächtiges Erdbeben, und die Donner des Himmels brachen los, als der Gebenedeite in das Nirwâna einging," heißt es in dem von den Brüdern erstatteten Bericht über seine Sterbestunde. Zum Schlusse gibt der Verfasser eine gedrängte Darlegung der im vorliegenden Evangelium enthaltenen Hauptlehren Buddha's mit einer tabellarischen Zusammenstellung der in dem buddhistischen Canon und dem Neuen Testament vorkommenden gleichlautenden oder sinnverwandten Schriftsteller und ein Glossar, das zur Erklärung der wichtigsten aus dem Sanskrit und Pali stammenden fremdländischen Namen und Ausdrücke dient. Darauf folgt ein gutes Register, das die Brauchbarkeit des Buches ungemein erhöht.

Nach der oben erwähnten Darlegung ist es das höchste Ziel des Buddhismus, die Erlösung der Menschheit vom Uebel durch Erleuchtung oder Erkenntniß der Wahrheit zu bewirken, welche zur Vernichtung der Selbstsucht führt. Ueberall, in der moralischen nicht weniger als in der physischen Welt, herrscht das ewige und unumgängliche Gesetz von Ursache und Wirkung, so daß jede böse Handlung böse Folgen und jede gute Handlung gute Folgen nach sich zieht. Wir ernten, was wir säen entweder in dieser oder in einer anderen Existenz. Buddha's Lehre von der Bildung des Charakters und der Bestimmung des Schicksals jedes Individuums durch sein Thun (Karma) entspricht im wesentlichen Darwins Lehre von der Entstehung der Arten durch natürliche Züchtung und der Vererbung der daraus hervorgehenden individuellen Eigenthümlichkeiten. Die Tendenz eines Keimes, sich einem specifisch bestimmten Typus gemäß zu entfalten, wird vom Professor Huxley als dessen Karma bezeichnet.

Dem im Christenthum so lange und oft so heftig wüthenden Streit zwischen den Dogmen der Religion und den Errungenschaften der Wissenschaft hat Buddha dadurch vorgebeugt, daß er seine Jünger ermahnte zur Erkenntniß der Wahrheit durch sorgfältige Untersuchung zu gelangen und alles anzunehmen, was sich durch gründliche wissenschaftliche Prüfung als wahr erweisen sollte. „Vernünftigkeit", sagte er, „ist der Boden, in dem die Wahrheit wurzelt." Auch verbot er seinen Schülern und Anhängern, Wunder irgend welcher Art zu verrichten. „Ein Bhikschu oder geweihter Jünger," befahl er, „darf sich nicht einer übermenschlichen Macht und Vollkommenheit rühmen, sei es himmlischer Erscheinungen oder Wunder, sonst ist er kein Jünger Schakyamuni's mehr. Ich verbiete euch, o Bhikschus, Beschwörungen und Besprechungen irgend welcher Art. Dieselben sind nutzlos, da das Gesetz des Karma alles bestimmt. Wer den Versuch macht, Wunder zu thun, hat die Lehre des Tathagata (Ehrennamen Buddha's) nicht verstanden." Durch dieses Verbot hat er sein möglichstes gethan, um den Hexenwahn im Keime zu ersticken und die Entstehung und Entwicklung des Zauberglaubens bei den Buddhisten, wie er in der Geschichte der grausamen Hexenprocesse bei den abendländischen Völkern uns entgegentritt, verhindert. Was die Existenz der Seele anbetrifft, so hat Buddha dieselbe behauptet oder geleugnet, je nach dem Sinn, in welchem das Wort gebraucht wird. Von einigen altbramanischen Schulen wurde der Atman als ein metaphysisches Wesen im Menschen, eine Art Seelensubstratum hinter der Seele, aufgefaßt und erklärt. Er kommt jedoch, selbst in der Bhagavad-Gîtâ, in drei verschiedenen Bedeutungen vor, nämlich als Ichwesen (puruscha oder eigenes Selbst), Seele und Geist, und es ist zum richtigen Verständniß des großen Lehrgedichts durchaus unerläßlich, diese zuweilen sehr ins Feine gehenden Unterschiede klar zu erkennen. Was Buddha leugnete, war die Existenz eines Atmans in diesem rein theoretischen Sinne, nicht aber die Existenz der fühlenden, denkenden und strebenden Seele selbst, was der Verneinung der unmittelbarsten und zuverlässigsten Erfahrungsthatsachen gleich gelten und mit seiner beständigen und nachdrücklichen Hinweisung auf die Erfahrung als die Quelle der Erkenntniß in unversöhnlichem Widerspruch stehen würde. Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, sagt Hr. Dr. Carus in Bezug auf diese Frage, „daß die moderne Psychologie, wie sie von den fortgeschrittensten Vertretern abendländischer Wissenschaft jetzt ausgearbeitet wird, Buddha's Lehre von der Seele bestätigt". Auch mit dem Ziel der neuesten ethischen Bestrebungen stimmt der Begriff des viel besprochenen und viel verkannten Nirwâna überein. „Die Tilgung des Selbst ist Erlösung; die Vernichtung des Selbst ist Bedingung aller Erleuchtung; das Auslöschen des Selbst ist Nirwâna. Glücklich ist, wer aufgehört hat, dem Vergnügen zu leben und in der Wahrheit ruhet. Wahrlich, seine Ergebenheit und die Stille seines Gemüthes sind die höchste Seligkeit." „Wo ist Nirwâna?" fragte der brahmanische Häuptling Kûtadanta. „Nirwâna ist da, wo die Vorschriften der Sittlichkeit erfüllt werden", antwortete der Gebenedeite. „Da Nirwâna kein Ort ist," erwiderte Kûtadanta, „und nirgends existirt, so ist es kein wirkliches Ding." „Ist die Weisheit ein Ort? Und gibt es deßhalb keine Weisheit, keine Erleuchtung, keine Gerechtigkeit und keine Erlösung, weil Nirwâna kein Ort ist?" „Du verkündest eine große Lehre, o Herr, aber ich vermag sie nicht zu fassen. Aber sage mir, wenn es keinen Atman gibt, wie kann es eine Unsterblichkeit geben? Die Thätigkeit des Geistes vergeht

und unsre Gedanken sind dahin, wenn wir nicht mehr denken.“ „Unser Denken ist dahin, aber unsre Gedanken bleiben; das Forschen hört auf, aber das Wissen dauert fort,“ antwortete Buddha und erklärte den Unterschied durch ein Gleichniß: „Denke dir, daß ein Mann während der Nacht einen Brief senden will. Er ruft seinen Schreiber und läßt ein Licht anzünden und den Brief schreiben. Sobald dies geschehen ist, löscht er das Licht aus. Aber obschon das Licht ausgelöscht ist, so ist doch das Geschriebene noch da. So auch hört das Forschen auf, während das Wissen bleibt; und auf dieselbe Art hört die Thätigkeit auf, aber die Erfahrung, die Weisheit und alle Früchte unsrer Thaten bleiben.“ „Alles, was wir sind,“ lautet eine andere Stelle, „ist die Wirkung dessen, was wir gedacht; es ist begründet auf unsre Gedanken, es besteht aus unsern Gedanken.“ Auch die Behauptung, der Buddhismus leugne die Existenz Gottes, ist nur insofern richtig, als sie sich auf einen persönlichen Gott, ein überweltliches und übernatürliches, absolutes und doch individuelles Ichwesen bezieht, was jedoch den Glauben an Amitâbha, das unbegrenzte und allgegenwärtige Licht, den Urquell geistiger Erleuchtung, den Urgrund der Erkenntniß, das Urbild der Wahrheit und die ewige und unabänderliche Norm alles sittlichen Lebens und Strebens nicht ausschließt.

Wir haben hier nur kleine, abgekürzte Probestücke aus diesem Evangelium geben können, aber sie werden genügen, um dem geneigten Leser einen Begriff von der einfachen und anmuthigen Form, in welcher die echten Lehren Buddha's, sowie sein Lebenslauf als historische Person zur Darstellung gebracht werden. Das als einzig in seiner Art zu bezeichnende Buch ist bereits nicht nur ins Deutsche und Französische, sondern sogar ins Chinesische und Japanische übersetzt und in den buddhistischen Schulen Ceylons als Lehrbuch eingeführt worden. Die deutsche Uebersetzung von dem Bibliothekar Gauß ist in Chicago und auch bei W. Friedrich in Leipzig erschienen.

Ein zweiter Beitrag des Hrn. Dr. Carus zur Kenntniß der buddhistischen Tugendlehre ist eine, „Karma: A Story of Early Buddhism“ betitelte kurze Erzählung, die von einem Japaner, T. Hasegawa, zu Tokio illustrirt und auf schönem japanischen Papier gedruckt worden ist. Die Geschichte spielt in Indien und schildert eine Reihe von Begebenheiten aus dem Leben eines der Brahmanenkaste angehörigen reichen Juweliers Namens Panda und hat zum Zweck, das unverbrüchliche und alles bestimmende Gesetz des Karma zu erläutern und einzuprägen. Ungefähr ein Dutzend in Farbendruck ausgeführte Illustrationen zeichnen sich durch weiche Töne und zarte Schattirungen aus und verleihen dem Büchlein einen eigenthümlichen Reiz. Zwei Uebersetzungen, eine deutsche von Hrn. Dr. Ludwig Büchner und eine russische vom Grafen Tolstoi, sind schon angekündigt.

E. P. Evans.

Mittheilungen und Nachrichten.

nz. **Richteramt und Advocatur.** Ein Mahnwort von Erwin Kruse. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Die Erklärung des preußischen Justizministers, daß das Ansehen des preußischen Richterstandes im Laufe der letzten Jahrzehnte gelitten habe, hat die betheiligten Kreise um so tiefer berührt, als Minister Schönstedt, der selbst aus dem Richterstande hervorgegangen ist, eine solche Constatirung sicher nur mit schwerem Herzen und nach genauer Erwägung machte und somit an ihrer Richtigkeit kaum ein Zweifel zulässig war. Soweit ich die sich anschließenden literarischen Aeußerungen überblicken konnte, war auch nirgends ein entschiedener Widerspruch, noch weniger ein Versuch der Widerlegung zu finden. Das ist sehr tenarig. Wer die hohe Aufgabe des Richterstandes, seine eminente Bedeutung im Rechtsstaate zu würdigen weiß, wird diese Entwicklung mit betrübtem Auge ansehen. Der nächste Gedanke muß aber sein: „Ist nach zu helfen und wie ist zu helfen?“ Und dazu muß vor allem die Frage beantwortet werden, woher das Unglück kommt, wo der wahre Sitz des Uebels ist. Minister Schönstedt sagte, er habe nicht die richtigen Leute für seine Stellen; die besten Noten gingen zur Verwaltung. Das ist eine auch außerhalb Preußens zu beobachtende Thatsache. Die Verwaltung bietet ihren Beamten viel, was den Richtern nur in bescheidenem Maße zukommt, Titel, Orden, sonstige Ehren, Gelegenheit sich zu zeigen. Man sollte aber doch meinen, daß es noch deutsche Männer genug gäbe, die auf solche Vorzüge mitleidig herabschauten und hoch zu schätzen wüßten, was das Richteramt ihnen gewährt; die freieste Kundgabe eigener Meinung, die ausgedehnte Möglichkeit segensreichen Wirkens, die stolze Unabhängigkeit von jedem äußeren Einfluß. Was wiegt hiegegen das Flittergold des Verwaltungsdienstes? Wer an ihm seine Freude hat, an dem ist für die Justiz ohnehin nicht viel verloren. Es ist auch an sich noch nicht schlimm, wenn die besten Noten dem Richteramte fern bleiben. Die besten Noten bedeuten keineswegs immer die tüchtigsten Kräfte; unsre Prüfungen sind alle darnach angethan, daß in ihnen bestenfalls das Wissen, nicht aber das Können, der gesunde, praktische Sinn bethätigt werden kann. Im Leben aber kommt es zuerst auf das Können an; der Richter, der eine Detailvorschrift übersieht, aber zu einem zweckmäßigen und befriedigenden Ergebniß gelangt, handelt weit besser als jener, der mit viel Aufwand von Gelehrsamkeit eine verkehrte Auffassung spitzfindig zu begründen weiß. Praktiker, nicht Gelehrte braucht der Richterstand; solche Männer zu bekommen und ihnen den rechten Platz und die rechte Gelegenheit zur Bekundung ihrer Kräfte zu geben, danach muß die Justizverwaltung trachten, wenn sie das Ansehen des Richterstandes halten will. Freilich darf sie dann nicht rechnen, daß alle die minutiösen Vorschriften, die in den zahllosen gedruckten und autographirten Entschließungen niedergelegt sind, peinliche Beachtung finden. Das allgemeine Wohl wird keinen Schaden darunter leiden, wenn einmal ein Komma nicht da steht, wo es hingehört, wenn einmal das Wort „nachdem“ einmal gebraucht wird, obwohl eine Vorschrift besteht, es nur temporal zu verwenden, wenn der hergebrachte zopfige Stil durchbrochen wird durch eine neue, individuelle Wendung. Ein freier Zug ist es, der hier noth thut; der Richter darf nicht stets unter dem entwürdigenden Bewußtsein leben, daß eine Mißachtung der Bagatellen ihm schwerreren Schaden bringen kann als eine gründlich verfehlte Entscheidung, weil sein Vorgesetzter, der über ihn sein Gutachten abzugeben hat, gerade auf die Beachtung dieser Bagatellen sieht. Das drückt ihn zum Scheelber herab, subalternisirt ihn, lähmt seine beste Kraft; wer fortwährend an Kleines denken muß, kann keinen Sinn mehr für das Große haben; wer jedes Wort drehen und wenden muß, wird keinen freien Gedanken zum Ausdruck bringen. Eine kleinliche Gesinnung im Richterstande muß perhorrescirt, nicht, wie leider oft geschieht, gefördert werden. Darauf muß die ganze Ausbildung des Richters abzielen. Kruse's warm empfundene Schrift, deren Gedanken in den vorstehenden Ausführungen zum Theile weitergesponnen sind, wendet sich mit Nachdruck gegen die jetzige Methode, die in dem juristischen Vorbereitungsdienst nur die technische Seite betone und sich noch dazu von dem finanziellen Gesichtspunkt beherrschen lasse, daß die unbezahlten Assessoren gerade recht seien, dem Staate Geld zu ersparen. Der Verfasser verlangt, daß dem jungen Juristen Gelegenheit geboten werde, in der freien Advocatur zu zeigen, was er kann; nur wer eine Reihe von Jahren hindurch sich als tüchtiger, charaktervoller, uneigennütziger Verfechter des Rechts seiner Volksgenossen bewährt hat, soll würdig sein, als Richter zu fungiren. Dabei soll sowohl das Richteramt als die Advocatur von allen kleinen und kleinlichen Nebengeschäften, mit denen sie jetzt überlastet sind, freigemacht werden; des Richters Aufgabe soll nur sein, zu entscheiden, des Anwalts Aufgabe, zu plaidiren und zu respondiren; der Rest, insbesondere die sogenannte freiwillige Gerichtsbarkeit, soll den mittelmäßigen Kräften überlassen werden, die darin ihr Genüge finden, denen aber das Aufsteigen in den Richterstand und Anwaltsstand versagt sein soll. Auf solche Art würde nach des Verfassers Ansicht ein Gerichtsadel entstehen, der die hohen Aufgaben der Rechtspflege würdig erfüllen könnte. Das Vorbild dafür sieht er in England, wo allerdings dem Richterstand eine souveräne Stellung eigen ist, wie sie unsern Richtern nicht entfernt zukommt. Die dargelegten Gedanken sind ideal, ihre praktische Verwirklichung aber durchaus denkbar. Ob sie nicht zu weit gehen, ob es sich insbesondere empfiehlt, den künftigen Richter

von der freiwilligen Gerichtsbarkeit auch während seiner Vorbereitungszeit ganz fern zu halten, ist eine andere Frage. Es wird oft für ihn wichtig werden, auch das Kleine zu kennen; er braucht ja darum noch nicht im Kleinen aufzugehen.

Nochmals zur Tiara des Saitaphaenes. Das vorletzte Heft der „Berliner philologischen Wochenschrift" vom 12. Juni, Nr. 24, bringt einige Mittheilungen von Prof. v. Stern, dem Director des Museums zu Odessa, die auf ein weiteres Interesse rechnen dürfen. Prof. v. Stern ist gegenwärtig ohne Zweifel der beste Kenner aller die südrussischen Alterthümer betreffenden Verhältnisse. In Odessa, das „stets ein Centrum der archäologischen Erforschung Südrußlands" war, seit mehreren Jahren thätig, hat er nicht nur das dortige Museum neugeordnet und wesentlich bereichert, sondern auch alle Ausgrabungen und alles, was im Kunsthandel auftauchte auf das genaueste beobachtet und verfolgt. Schon Ende vorigen Jahres hat v. Stern in einer russischen Zeitschrift eine längere Abhandlung über die gegenwärtig in Südrußland blühende Industrie gefälschter Alterthümer erscheinen lassen. In der „Berliner philologischen Wochenschrift" ist jetzt ein Auszug hieraus veröffentlicht, an welchen v. Stern jedoch verschiedene neue und überraschende Mittheilungen anknüpft. Wissenschaftlich betrachte ich die Frage als erledigt, weßhalb der für eine Viertelmillion vom Louvre erworbene „Goldfund von Olbia", die sog. Tiara des Königs Saitapharnes nebst dem Hals- und Ohrschmuck der Königin, für eine der widerwärtigsten und unverschämtesten Fälschungen, die je vorgekommen sind, zu erklären ist. Allein neben dem wissenschaftlichen besteht noch ein praktisches, ein menschliches Interesse. Für den wissenschaftlichen Beweis einer Fälschung ist es gleichgültig, ob man auch die Person des Fälschers nachweisen kann oder nicht; aber menschlich ist dies interessant und für schwache Gemüther, sowie für alle Fernerstehenden gibt es doch erst die rechte Bestätigung des wissenschaftlichen Beweises. Daß man so bald imstande sein würde, auch dem Fälscher jener „Tiara" auf die Spur zu kommen, habe ich zu hoffen nicht gewagt. Es ist dies durchaus das Verdienst der unablässigen Bemühungen des Directors des Odessaer Museums, C. v. Stern.

Es sind die jüdischen Alterthumshändler Gebrüder Hochmann (sie sich auch Hauchmann schreiben) aus Dschakow (30 Werst vom Platze des alten Olbia), die seit Jahren zahlreiche, nachweislich gefälschte Goldarbeiten vertrieben haben. Diese waren anfangs wenigere gut, dann immer besser, ja ganz vorzüglich ausgeführt; sie zeugen von einem ziemlichen Grad classischer Bildung und benutzen allerlei echte Denkmäler und Inschriften aus Südrußland. Die Inschriften sind, da sie echte Steininschriften imitiren, immer im Lapidarstil gehalten (ganz wie die der Tiara, welche genau die Buchstaben einer berühmten Steinurkunde copirt). Mit Vorliebe verwenden die Fälscher, um ihren Arbeiten einen Schein von Echtheit zu verleihen, dabei antike Glaspasten, Steine, Medaillons, Bronzenägel u. dgl. (an der Tiara sind ein paar Bronzenägel, am Halsschmuck im Louvre einige Glaspasten und Steine das Einzige, was ich an dem ganzen „Funo" als antik anerkennen konnte). Solcher Fälschungen weist v. Stern eine ganze Reihe nach. Als Fundort derselben wird regelmäßig Olbia angegeben — der einzige Punkt Südrußlands, dem man wegen der dort mangelnden Aufsicht solche Funde zudichten konnte. Was eben diesen Gebr. Hochmann wagt nun auch der Tiara-„Fund" den Olbia nach dem Louvre verkauft! Ende vergangenen Jahres hat ein bekannter Alterthumssammler, Hr. Suruţschan, aus Kischinew gegen diese Gebr. Hochmann einen Proceß angestrengt, weil sie ihm außer anderen Goldsachen auch eine Nike und einen goldenen Ernte auf einem Kentauren als antik verkauft hatten, die sich als gefälscht erwiesen. Und wirklich sagte der Juwelier De Morier vor Gericht eidlich aus, daß der Eros und die Nike in seiner Werkstatt auf Bestellung des Ciseleurs Rasumovsky gegossen wurden, der dann diesen Gegenständen den letzten Schliff durch Ciselirung selbst gab. In diesem Rasumovsky, einem Juden, der ohne Handelsschein und Schild in einer Vorstadt von Odessa arbeitet, nach dem Zeugniß des Juweliers De Morier einem ganz hervorragend geschickten Künstler, ist nun ohne Zweifel die wichtigste Persönlichkeit aufgewiesen, der sich die Gebr. Hochmann zur Herstellung der von ihnen vertriebenen Fälschungen bedienen. Es wurde in dem Proceß ferner constatirt, daß De Morier häufig Goldplatten für Rasumovsky gewalzt hat — die dieser dann mit getriebenen und ciselirten „antiken" Arbeit versah — sowie ferner, daß worunter eine Goldplatte war, deren Gewicht das gleiche war, wie das der Tiara des Louvre! Das Atelier des Rasumovsky, das C. v. Stern besuchte, ist an allen Wänden mit vorzüglichen Zeichnungen antiker Ornamente u. dgl. bedeckt; die neueste Arbeit man ihm, die v. Stern zu sehen bekam, war ein ausgezeichnet in Gold gearbeitetes kleines menschliches Skelett, das man Hochmann bestellt war und als antik demnächst in den Handel kommen sollte (denn seit dem Funde von Bosporeale, den Rothschild dem Louvre schenkte und an dem so wundeebare Skelette vorkommen, ist ein Skelett ein höchst zeitgemäßer Gegenstand der Fälschung). Rasumovsky hat es C. v. Stern gegenüber vorerst noch in Abrede gestellt, daß er auch die Tiara gemacht habe; aber daß er dergleichen zu machen imstande sei, gab er zu; dagegen privaten Agenten und Alterthumshändlern gegenüber hat er sich einfach dessen gerühmt, daß er die Tiara gefertigt habe. Einem Sammler ward von einem Mitglied der Hochmann'schen Fälscherbande brieflich „die echte Tiara des Saitaphaenes" angeboten mit der Begründung, daß die des Louvre falsch sei — man versuchte also, ob man dasselbe Stück noch ein zweites Mal loswerden könne, womit übereinstimmt, daß diese Fälscher auch sonst dieselbe Erfindung immer mehrmals ausbeuten. Außer der geschickten Hand des Rasumovsky müssen die Hochmann indeß noch eine Person mit einer allerdings sehr mangelhaften classischen Bildung benutzen, welche die Vorlagen zu den Inschriften und Bildern liefert und deren kleine Bibliothek v. Stern aus den verschiedenen Fälschungen vollständig reconstruiren konnte. Vielleicht wird auch der Name dieser Person im weiteren Verlaufe des noch nicht abgeschlossenen Processes gegen die Hochmann bekannt.

Außer dem positiven Resultat haben die Nachforschungen v. Sterns auch ein negatives gehabt, das jenen zur Ergänzung dient: es ist nach v. Sterns intimer Kenntniß der Verhältnisse und der Organisation des Alterthumshandels und der Ausgrabungen ganz unmöglich, daß die Tiara im Laufe der letzten Jahre in Südrußland gefunden worden ist; insbesondere ist es durch die localen Verhältnisse ganz ausgeschlossen, daß der „Fund" bei Olbia in der Gegend, die der alte Saitapharnes einst bewohnte, stattgefunden habe. Ebenso unmöglich ist aber der von den Vertheidigern der Tiara versuchte Ausweg, zu vermuthen, sie sei schon lange gefunden, aber geheim gehalten und eben erst jetzt auf den Markt gebracht worden; das konnte, wie v. Stern bemerkt, nur jemand aussinnen, der den Süden Rußlands mit einer uncultivirten Wüste verwechselt.

Wäre nicht die gewinnsüchtige und betrügerische Absicht der Gebr. Hochmann, so könnte man es eine reizende Idee von ihnen nennen, daß sie die Archäologen Europa's so hübsch auf die Probe gestellt haben. Die Pariser Gelehrten können sich indeß trösten: Andere haben das Examen nicht besser bestanden. Nicht nur ist die Tiara von vielen anderen für echt gehalten worden, sondern es ist auch eine noch schlimmere und schlechtere Fälschung aus derselben Fabrik in Berlin für echt genommen, bewundert und beinahe erworben worden. Es ist dies eine große Krone, die v. Stern eingehend beschreibt, mit einer Weihinschrift von Achilleus Pontarches, die nicht einmal correct, wie die der Tiara, sondern fehlerhaft geschrieben ist; vergleet ist die Krone mit neun Medaillons, welche, wie v. Stern nachweist, die Stile der verschiedensten Jahrhunderte imitiren und gänzlich zusammenhanglose Bilder in geradezu unsinniger Zusammenstellung zeigen, wobei einmal auch ein gefälschter Münzstempel verwendet ist. Den Gebr. Hochmann kam damals, 1895, offenbar noch nicht der Gedanke, daß man eine so flagrante Fälschung einem großen europäischen Museum mit Aussicht auf Erfolg anbieten könnte. Sie verkauften jene Krone an den unerfahrenen Sammler, Hrn. Frischen in Nikolajew, der schon seit einiger Zeit ein Hauptabnehmer ihrer Producte war. Durch einen Neffen des Hrn. Frischen aber kam die Krone auch nach Berlin und wäre erworben worden, wenn nicht zum Glück auch rechtzeitig wenigstens von einer Seite Zweifel erhoben worden wären. Dieser Erfolg eines ihrer Producte mag den Gebr. Hochmann erst den Gedanken gegeben haben, daß nicht nur harmlose Privatleute, sondern auch die ersten Museen Europa's ihre Abnehmer werden könnten. Jetzt ward die Tiara gefertigt und zunächst im folgenden Winter 1896 in Wien angeboten, mit einem Erfolge, der auch nur ermuntern konnte; dann kam man nach Paris, um dort ein Glück zu machen, das gewiß auch die kühnsten Erwartungen der Fälscher hinter sich ließ. Wie lange noch wird Paris in der vermeinten Reliquie des alten Barbarenkönigs Saitaphoenes die moderne Kunst von Gebrüder Hochmann und Consorten anbeten?

München. A. Furtwängler.

* Zum 7. internationalen Geologen-Congreß, der vom 15 bis 24. August d. J. in St. Petersburg tagen wird, haben sich etwa 800 Theilnehmer aus aller Herren Ländern angemeldet. Viele dürften aber bereits vier Wochen früher in

St. Petersburg eintreffen, um den am 17. Juli von da abgehenden Ausflug nach dem Ural mitzumachen, wobei die besten Kenner dieses Gebirges ihren Collegen als Führer dienen. Gleichzeitig findet eine Reise durch Finland statt. Nach Beendigung des St. Petersburger Congresses beginnt dann die große Reise der Geologen in den Kaukasus. Auf drei verschiedenen Wegen (einer über das Donez-Gebiet, einer längs der Wolga und auf dem Kaspi-See, ein dritter über Kiew) werden die Geologen durch Rußland zum gemeinsamen Vereinigungspunkt, am Fuße des Kaukasus, nach Wladikawkas gebracht. Von dort geht es nach Baku und ein Theil geht außerdem zum Ararat, um dessen Gipfel zu besteigen. Aus dem Kaukasus geht die Reise in die Krim, deren geologischer Bau ebenfalls von den besten Kennern der Krim demonstrirt wird. Erst am 23. Sept. findet in Sebastopol der Schluß des Congresses statt. Somit werden die fremden Gäste fast durch ganz Rußland bis an die Grenzen Asiens geführt werden. Den größten Theil dieser Gäste stellt, wie der „K. Ztg." mitgetheilt wird, Deutschland, nämlich 175. Von russischen Geologen werden 154 den Congreß besuchen, Amerikaner 87, Franzosen 75, Engländer 61, Italiener 44, Oesterreich entsendet 20, Belgien 18, die Schweiz 17 u. s. w. Der Congreß steht unter dem Protectorat Kaiser Nikolaus' II. Der Präsident der Akademie der Wissenschaften, Großfürst Konstantin Konstantinowitsch, hat den Ehrenvorsitz des veranstaltenden Ausschusses übernommen.

λ **München**, 19. Juni. Kgl. Akademie der Wissenschaften. Juni-Sitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Classe überreichte Prof. Dr. Krumbacher das 2. Heft des 6. Bandes (Jahrg. 1897) seiner mit Unterstützung der Akademie erscheinenden „Byzantinischen Zeitschrift"; am Schluß dieses Heftes steht ein kurzer Nekrolog des am 13. März zu Triest verstorbenen Dr. Therianos, welcher, wie neulich erwähnt, sein Vermögen der Akademie zur Förderung von Studien der griechischen Sprache, Literatur, Geschichte und Kunst hinterlassen hat. Der besonders die wissenschaftliche Bedeutung des Verstorbenen beleuchtende Nekrolog schließt mit den Worten: „Therianos hat sich durch diese Stiftung ein herrliches Denkmal gesetzt, das alle Zeiten überdauern und unsern Studien (der byzantinischen Philologie) auch in trüben Zeiten eine mächtige Stütze sein wird." Rector Dr. Wecklein trug den dritten Theil seiner „Beiträge zur Kritik des Euripides" vor, welcher, wie früher Theil I und II, in den Sitzungsberichten erscheinen wird. II. In der mathematisch-physikalischen Classe gab der Vorsitzende der Freude der Classe darüber Ausdruck, daß das a.-o. Mitglied Prof. Dr. Königs die Berufung an die Technische Hochschule zu Aachen abgelehnt habe und somit auch unserer Akademie erhalten bleibe. Als Vertreter der Classe und der Akademie bei der in der Pfingstwoche zu Leipzig abgehaltenen Verhandlung von Vertretern der „verbundenen wissenschaftlichen Körperschaften" wurde Prof. Dr. Dyck abgeordnet, welchem in allgemeinen Angelegenheiten des Verbands das gleichzeitig wegen der Conferenz der Thesaurus-Commission in Leipzig anwesende Mitglied der 1. Classe, Prof. Dr. v. Wölfflin, an die Seite treten sollte. Vorträge hielten Prof. Dr. Königs über „Oxydationsproducte der China-Alkaloide" und Prof. Dr. Dyck über „Rechenmaschinen, insbesondere über eine neue von Steiger u. Egli in Zürich construirte"; beide Vorträge sind nicht für die Sitzungsberichte bestimmt. III. In der historischen Classe referirte Prof. Dr. Friedrich über das in der Maisitzung vorgelegte Manuscript von Dr. Brandi, Fortsetzung der Druffel'schen Monumenta Tridentina. Beschlossen wurde, das nunmehr vierte Heft in Druck zu geben und auf dessen Titel den Namen des Herausgebers der drei ersten Hefte, August v. Druffel, mitzunennen. Vorträge hielten Oberbibliothekar Dr. Riezler über „den Carmeliter P. Dominicus a Jesu Maria und den Kriegsrath vor der Schlacht am Weißen Berg" und Dr. Simonsfeld über „historisch-diplomatische Forschungen zur Geschichte des Mittelalters: 1. zur Kritik Odo's von Ravenna, 2. über den großen Ablaß von San Marco". Beide Vorträge sollen in den Sitzungsberichten erscheinen. — In der Pfingstwoche tagte in den Räumen der kgl. Akademie die 38. Plenarversammlung der historischen Commission bei der kgl. Akademie der Wissenschaften und erledigte ihre Geschäfte in drei Sitzungen. Ueber den Verlauf derselben und den Stand der Arbeiten der Commission wird demnächst ein Bericht des Secretariats veröffentlicht und den Zeitungen und Zeitschriften zugesandt werden. Den Vorsitz in der Versammlung führte der im vorigen Jahre an v. Sybels Stelle neu gewählte und ernannte Vorstand, Wirkl. Geh. Rath Alfred Ritter v. Arneth aus Wien. Weiter waren von auswärts die ordentl. Mitglieder Geh. Rath v. Hegel aus Erlangen, die Geheimräthe Dümmler, Watten bach und Prof. Lenz aus Berlin, Frhr. v. Liliencron aus Schleswig, Hofrath v. Sickel aus Rom, Prof. v. Bezold aus Bonn und Prof. Meyer v. Knonau aus Zürich, sowie das a.-o. Mitglied Dr. Wrede aus Göttingen anwesend. Die hiesigen Mitglieder nahmen, mit Ausnahme des durch Krankheit verhinderten Geh. Hofraths v. Reckinger, sämmtlich an den Sitzungen theil.

* **Mainz.** Nach Mittheilungen der Direction des römisch-germanischen Centralmuseums umfassen die Sammlungen des Museums jetzt 14,760 Nummern; sie haben im abgelaufenen Jahre eine Zunahme von 440 Nummern erfahren. Die hervorragendste Erwerbung ist eine Gruppe von 20 silbernen, reich und kunstvoll mit Gold und Niello verzierten Schwertscheidebeschlägen, die zu dem aus dem Nydam-Moor in Schleswig erhobenen Waffenfunde gehören.

* **Gießen.** Der Privatdocent Dr. H. Finger hat einen Ruf als außerordentlicher Professor für organische Chemie an die Technische Hochschule zu Darmstadt erhalten und angenommen.

* **Göttingen.** Der durch seine handelswissenschaftlichen Arbeiten bekannte Secretär des kgl. Commerzcollegiums in Altona, Dr. Richard Ehrenberg, ist, der „Nat.-Ztg." zufolge, zum außerordentlichen Professor der Staatswissenschaften an der Georgia-Augusta-Universität ernannt worden.

* **Erfurt.** Am 13. Juni hielten die Vertreter der an der Herstellung einer archäologischen Fundkarte von Thüringen betheiligten (wissenschaftlichen, historischen und geographischen) Vereine in Erfurt ihre dritte Jahresversammlung ab. Der Vorsitzende Dr. med. Zschiesche aus Erfurt berichtete, daß nach zwei Jahren die zur Herausgabe der Karte erforderlichen Mittel von 4000 M. voraussichtlich vorhanden sein werden. Der Ausschuß, bestehend aus den HH. Dr. A. Götze aus Berlin, Dr. Julius Schmidt aus Halle und Dr. med. Zschiesche aus Erfurt, hat 700 Fragebogen an die Forscher und Sammler Thüringens versandt und bereits die Zusammenstellung und Bearbeitung der Literatur über die in älterer und neuerer Zeit gemachten Funde unter sich vertheilt. Die Funde sollen zunächst geographisch und dann nach den Perioden geordnet aufgezählt und beschrieben werden.

* **Berlin.** Die kgl. Akademie der Wissenschaften veranstaltet ihre öffentliche Leibniz-Sitzung am Donnerstag, 1. Juli, Nachmittags 5 Uhr. Die Festrede wird der ständige Secretär Geh. Rath Wahlen halten. Von den neuen Mitgliedern hält der Nachfolger v. Sybels, Prof. Koser, seine Antrittsrede. Es schließen sich die Gedenkreden an die verstorbenen Mitglieder Emil du Bois-Reymond und Weierstraß an. Die Rede auf du Bois wird voraussichtlich Prof. Hermann Munk übernehmen. — Seinen 70. Geburtstag feierte gestern, den 20. d. M., Prof. D. Bernhard Weiß, Ordinarius für neutestamentliche Theologie, nächst Steinmeyer das älteste Mitglied der Berliner theologischen Facultät.

v. **Bern.** Im Berner „Bund" ist „in Folge Todesfalls die Professur für deutsche Sprache und Literatur zur Wiederbesetzung" ausgeschrieben. Es handelt sich um die Stelle Ludwig Hirzels, des verdienstvollen Biographen Albrecht v. Hallers. Anmeldungen nimmt bis 1. Juli die cantonale Erziehungsdirection in Bern entgegen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Johannes Janssen: Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 2. Bd. Vom Beginn der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausgang der socialen Revolution von 1525. 17. u. 18. Aufl., besorgt von Ludwig Pastor. Freiburg i. Br., Herder 1897. — P. Friedrich Lippert: Die Reformation in Kirche, Sitte und Schule der Oberpfalz (Kurpfalz) 1520 bis 1620. Ein Anti-Janssen aus den königl. Archiven erholt. Rothenburg a. Tbr., J. P. Peter 1897. — Julius Meurer: Kleiner illustrirter Führer durch Wien und Umgebungen. Mit 44 Illustrationen ꝛc. 5. Aufl. Wien ꝛc., A. Hartleben 1897. — Derselbe: Kleiner illustrirter Führer durch Salzburg und das Berchtesgadener Land. 2. Aufl. Ebd. 1897. — B. v. Bildassoff: Katharina II., Kaiserin von Rußland, im Urtheile der Weltliteratur. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen mit Vorwort von Dr. Theodor Schiemann. 2 Bde. Berlin, Johannes Räde 1897. — Göttinger Musenalmanach auf 1772. Hggb. von Karl Redlich. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, hggb. von August Sauer. Nr. 64/65, N. F. Nr. 14/15.) Leipzig, G. J. Göschen 1897.

Digitized by Google

Jahrgang 1897. München, Dienstag, 22. Juni. Nummer 137.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Wenft in München.

Uebersicht.

Socialpolitik und Bühnenrecht. — Südtirolische Landschaften: Der Nonsberg (Val di Non). II. Von Christian Schneller. — Mittheilungen und Nachrichten.

Socialpolitik und Bühnenrecht.

Fld. Trotz der fast allgemein anerkannten Nothwendigkeit, der rechtlichen Stellung des Bühnenpersonals seine Aufmerksamkeit und die Thätigkeit seiner Gesetzgebung zuzuwenden, hat in fast allen Ländern der Staat es bisher unterlassen, sich mit dieser Materie zu beschäftigen, von der allerdings nicht in Abrede gestellt werden kann, daß sie theilweise etwas heikler Art ist. Auch in Deutschland, wo die Durchdringung der privatrechtlichen, wie der öffentlichrechtlichen Gesetzgebung mit ausgereiften socialpolitischen Ideen am meisten Fortschritte gemacht hat, konnte man sich bislang nicht entschließen, im Wege eines lediglich für die Bühnenverhältnisse bestimmten Gesetzes den Inhalt des Bühnenvertrags in den Hauptpunkten gesetzlich zu regeln und damit der mißbräuchlichen Ausnützung der Vertragsfreiheit ein Ende zu machen, welche gerade auf diesem Gebiete zu wahrhaft unerträglichen Mißständen geführt hat. Derselbe Gesetzgeber, welcher dem gewerblichen Arbeitgeber und dem Kaufmann untersagt, in den mit Arbeitern und Handlungsgehülfen zu vereinbarenden Anstellungsverträgen gewisse Bestimmungen aufzunehmen, welche von der heutigen Rechtsüberzeugung nicht gebilligt werden, derselbe Gesetzgeber, welcher dafür besorgt ist, daß die Kündigungsbefugnisse des Handlungsgehülfen dieselben sind wie diejenigen des Principals, läßt es noch zu, daß in den Bühnenverträgen das Personal im Grunde genommen nur Pflichten und keine Rechte besitzt, daß die ungleiche Rechtsstellung der Parteien in kaum zu übertreffender Weise ihren verbrieften Ausdruck findet.

Ob die lebhafte Erörterung, welche diesem Gegenstand im Zusammenhang mit den jüngsten Verhandlungen des Deutschen Bühnenvereins gewidmet wurde, die Veranlassung zu einer Aenderung der bisherigen Haltung des Staates bietet? Wir möchten dies nicht gerade bejahen. Was die Thätigkeit des Staates besonders erschwert, ist einmal die Verschiedenheit unter den einzelnen Bühnen, sodann aber auch der Mangel eines regen Interesses unter dem Bühnenpersonal für den Erlaß eines für dasselbe bestimmten Schutzgesetzes. Es ist nicht leicht, Schutzvorschriften zu erlassen, welche einerseits für die glänzend ausgestattete Hofbühne, andrerseits für den wandernden Thespiskarren gelten und doch der Eigenartigkeit der Verhältnisse beider Rechnung tragen sollen; die schablonisirende Ordnung könnte hiebei das Ergebniß haben, Normen aufzustellen, welche der Verschiedenheit der einzelnen Bühnenunternehmungen keine Rechnung tragen und dieserhalb hier und dort schädlich wirken würden. Selbstverständlich darf aber diese Schwierigkeit den Staat nicht von der Lösung einer Aufgabe abhalten, deren innere Berechtigung nicht zweifelhaft sein kann.

Die socialpolitische Behandlung des Bühnenrechts verlangt in erster Linie die Codification des Bühnenvertrags; dieselbe ist auch nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs nothwendig, weil dessen Vorschriften, soweit sie an und für sich auf die Bühnenverträge anwendbar sind, fast durchgängig des Zwangscharakters entbehren, also durch den Parteiwillen und die Vereinbarung außer Kraft gesetzt werden können. Was hilft aber der Schauspielerin und dem Sänger die gesetzliche Vorschrift, daß die Kündigungsfristen für den Dienstverpflichteten und Dienstberechtigten die gleichen sein müssen, wenn sie keine Anstellung finden, ohne einen Vertrag unterzeichnet zu haben, der unmittelbar das Gegentheil dieser Bestimmung zum Inhalte hat? Ohne das Eingreifen des Staates, welcher die Abänderung der Schutzvorschriften untersagt, wird es in dieser und in anderer Beziehung niemals besser werden, weil das Bühnenpersonal, um eine Anstellung überhaupt zu erhalten, auch die für seine Befugnisse besonders ungünstigen Verträge unterzeichnet.

Ein Gesetz über den Bühnenvertrag würde Front machen müssen gegen gewisse Vertragsbestimmungen, welche die weiblichen Angehörigen des Bühnenpersonals fast geradezu auf den Weg der Unsittlichkeit zwingen, also vor allem die Vorschrift über die Verpflichtung der Angestellten, aus eigenen Mitteln sich die Costüme beschaffen zu müssen, deren Preis oft genug die Monatsgage mehrfach übersteigt, es würde sich mit dem Mißbrauch der Probeengagements zu befassen haben, gegen die übermäßige, die Gesundheit gefährdende Beschäftigungsdauer einschreiten, es würde endlich den Bühnenleiter verpflichten müssen, seine Angestellten gegen unsittliche Zumuthungen, die von Seiten des Personals ausgehen, ausreichend zu schützen u. dgl. m. In der Hauptsache handelt es sich hier nur um die Anwendung der entweder für die gewerblichen Arbeiter oder die Handlungsgehülfen bereits erlassenen Bestimmungen auf das Bühnenpersonal ohne Unterschied und ihre Unterstellung unter den Schutz des öffentlichen Rechts.

Als selbstverständlich ist zu erachten, daß hiebei auch der Abhängigkeit des Bühnenpersonals von den Theateragenturen und dem Unwesen, welches mit den Conventionalstrafen getrieben wird, die erforderliche Aufmerksamkeit geschenkt wird, soweit ein Bedürfniß hiefür auch nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs noch besteht; denn sowohl bezüglich des einen wie des anderu Punktes enthält dasselbe Vorschriften, welche dem Bühnenpersonal nicht am wenigsten zugute kommen können. Die Befugniß der Richter, übermäßig hohe Conventionalstrafen zu ermäßigen und das ihm zustehende Recht, die Höhe der dem Vermittler zukommenden Gebühr zu bestimmen, lassen sich ohne weiteres auf die Bühnenverhältnisse zur Anwendung bringen, und es ist sofort ersichtlich, daß insbesondere durch das letztere Recht den oft genug geradezu wucherischen

Ansprüchen mancher Thealeragenturen an die Bühnenangehörigen in wirksamster Weise begegnet werden kann.

Die socialpolitische Durchdringung der Bühnenverträge würde mit einem Gesetze dieses Inhaltes in der Hauptsache zur Zufriedenheit durchgeführt sein, damit wäre aber die dem Staate gestellte Aufgabe noch nicht gelöst; es würde dann in Betracht zu ziehen sein, ob nicht durch Ausdehnung der Arbeiterversicherung auf das Bühnenpersonal innerhalb gewisser Grenzen ein bedeutsamer Schritt zur Hebung der Lage desselben gethan werden könnte. Sicherlich bedarf die Diva, welche nicht unter fünftausend Mark singt, weder der Kranken-, noch der Unfallsürsorge, ebensowenig der „Star", der für die Darstellung Hamlets einen Tausendmarkschein bezieht; aber wie viele Angehörige des Bühnenpersonals sind in der Lage, ihre Ansprüche so hoch beziffern zu können, wie viele vermögen für die Zeiten der Krankheit und Erwerbsunfähigkeit ausreichend zu sorgen? Es wäre der Mühe werth, eine statistische Untersuchung darüber anzustellen, ihre Ergebnisse würden keinen Zweifel darüber lassen, daß ungeachtet der segensreichen Thätigkeit der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, deren Wirksamkeit wahrlich von uns nicht unterschätzt wird, die Zahl der Bühnenbeflissenen sehr groß ist, denen in den Tagen des Alters und der Erwerbsunfähigkeit, wenn die Schönheit verschwunden ist, die Stimme versagt, die Kraft der Darstellung fehlt, als letzte Hülfe nur die Armenpflege in Aussicht steht.

Man hat hin und wieder den Ausdruck Hackländers „Modernes Sklavenleben" auf die Bühnenangehörigen angewendet; natürlich ist hiebei stets viel Uebertreibung mit untergelaufen, aber das wird auch der von jeder Uebertreibung sich fern haltende Beobachter nicht bestreiten wollen, daß in den in Deutschland und Oesterreich gebräuchlichen Theaterverträgen sich manche Bestimmungen finden, welche mehr für unfreie als freie Personen passen. Es sollte eine Ehrenpflicht des Staates sein, den Angehörigen des Standes, welcher zur Verschönerung des Lebens so unendlich viel beiträgt, eine dem socialpolitischen Bewußtsein unsrer Zeit entsprechende Rechtsstellung zu gewähren.

Südtirolische Landschaften: Der Nonsberg (Val di Non).

Von Christian Schneller (Innsbruck).

II.

Halten wir nun eine nähere Umschau über die allgemeinen Verhältnisse und die Geschichte des Nonsberges, sowie über den Charakter und die Mundart seiner Bewohner.

Das im Kalkgebirge liegende, nur westlich von der Novella an Urgebirge (Porphyr und Glimmerschiefer) stoßende Gebiet des Nonsberges ist in weiter Runde von Bergen umgeben, die sich in ihren höchsten Spitzen bis über 2000 Meter erheben. Besonders bekannt ist der an der Grenze gegen das Etschthal hin gelegene Monte Roén (2053 Meter) wegen der weiten schönen Aussicht, die sich von dort fast über ganz Südtirol, über Thalgelände wie rings zu einer weiten Gletscherwelt hin, eröffnet.

Das Klima, milder in den tieferen Lagen, wird in den höheren rauh und alpenhaft; dort gedeiht, namentlich an sonnigen Abhängen noch die Rebe, jedoch ohne daß es der Nonsberger Wein zu besonderem Rufe gebracht hat. Die Höhenlage der bewohnten Orte weist einen Unterschied von mehr als 1000 Meter auf; sie beträgt beispielsweise am Roce hinter der Rocchetta gegen 300 Meter, bei Cles 450 Meter, bei Fondo 976 Meter und bei Proveis, dem höchstgelegenen Dorfe, 1414 Meter, eine Höhe, welche die des Brennerpasses noch beträchtlich übersteigt. Der Boden ist ungleich fruchtbar, sein Erträgniß hängt mehr oder weniger von der jährlichen Sommerregenmenge ab. Zerstückelter Bodenbesitz bewirkt sehr fleißigen Anbau. Die Wald- und Alpenwirthschaft ist auch nicht bedeutend, obwohl es nördlich von Fondo und in Val di Bréssimo an Wald und schönen weiten Bergwiesen nicht fehlt. Auch die Viehzucht — ungefähr ebenso viele Ziegen als Kühe! — kann nicht bedeutend genannt werden. Vor Jahrhunderten muß dies alles günstiger gewesen sein. Ein Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts nannte den Nonsberg sogar die Kornkammer von Trient, so daß man auch den Namen von lat. annona herleiten wollte. Der Tiroler Landreim von 1558 läßt sich in ziemlich ungehobelter Form über den Nonsberg so vernehmen:

„Auf Nonser-Peeg wol erpawn
Viee und zwainzig Schlösser g'schawn,
Vierdthalbhundert Dörfer fürwar
Und vier und zwainzig Pfarren gar,
Hat Visch und Wildprät, Wein und Korn,
Gschickt und gtert Leut darauf erborn."

Wie wir schon bei Cles gesehen haben, tritt der Nonsberg zuerst im Jahre 56 nach Chr. an das Licht der Geschichte. Es läßt sich nicht ermessen, wie viele Jahrhunderte — oder sollen wir gar sagen: Jahrtausende? — zuvor dieses Gebiet schon von Menschen verschiedener Herkunft bewohnt gewesen sei. Nach den gemachten Funden nehmen die Alterthumsforscher drei oder vier Bevölkerungsschichten über einander an: eine altitalische und etruskische, eine gallische (keltische) und eine aus den älteren Elementen umgewandelte römische, worauf dann die mit germanischen Elementen durchsetzten romanischen, eigentlich ladinischen Nonsberger von heute folgen. Die Herrschaft der Römer hatte wohlthätige Folgen für das ganze Gebiet. Alte Schriftsteller berichten gar Schlimmes über die Räter, in denen die Anauni, seien sie nun die Genauni, das „implacidum genus" des Horaz gewesen oder nicht, sehr wahrscheinlich inbegriffen waren; sie seien arme Schlucker und Räuber gewesen und hätten durch räuberische Einfälle oft die Ruhe Italiens gestört. Auch der Nonsberger Patricier Jacob Anton Maffei, der im Jahre 1805 ein Werk: „Periodi storici e topografia delle Valli di Non e Sole" herausgab, meinte, daß die Nonsberger, die vorher „ein freies oder, um es besser auszudrücken, ein armes, elendes, barbarisches Volk", das theilweise von Straßenraub und Mord lebte, gewesen seien, durch die römische Herrschaft, soweit sie der Vernichtung entrannen und römische Bürger wurden, auch demüthiger und sanfter geworden und bei besseren Straßenanlagen dahin gebracht worden seien, die Wanderer unbehelligt ihre Wege ziehen zu lassen. Dagegen erhebt neuestens ein sehr verdienter jüngerer Alterthumsforscher, Herr Luigi de Campi von Cles, kräftige Einsprache und verficht mit blanker Waffe die Ansicht, daß ein Volk, das, wie die Funde der schwarzen Felder bewiesen, seine Todten in so hoher Achtung hielt, den Namen eines barbarischen nicht verdiene; Barbaren seien dagegen die im frühesten Mittelalter nachrückenden nordischen Völker gewesen, welche die Denkmäler der schwarzen Felder in frevelhafter Weise verletzt und ausgeraubt hätten. Diese germanischen Elemente seien im frühen Mittelalter auf dem Lande ziemlich stark vertreten gewesen, hätten aber, als die niedrige Volksclasse, mit dem Fortschritte der Zeit Gebräuche und Sitten, ja sogar jede Erinnerung an ihre Nationalität verloren.[1]) Je nun, über festgewurzelte, wenn auch noch so irrige Anschauungen läßt sich nicht lange

[1]) „I campi neri presso Cles nell' Anaunia im XIII. Annuario der Società degli Alpinisti Tridentini. Roveredo 1888. S. 133 ff.

streiten; bei den Italienern ist es nun einmal hergebracht und gehört zum guten Tone, die alten Germanen als „Barbaren“ zu bezeichnen. Auch die Einwohner des himmlischen Reiches halten alle übrige Welt für barbarisch. Aber daß Herr v. Campi diese alten Germanen im Nonsberg auch noch als Grabschänder hinstellen will, ist des Guten doch zu viel. Wenn die Gräber in den schwarzen Feldern nicht erhalten blieben, so sind zunächst ganz andere Ursachen dafür zu suchen. Zunächst das Christenthum selbst, mit dessen Einführung diese Stätten jede religiöse Weihe verloren, dann Pflug und Haue, Häuserbau, zerstörende Wirkungen des eindringenden Wassers u. a. m., kurz, der bekannte Zahn der Zeit, der gar vielzackig ist. Wohl mochten auch schon in älterer Zeit Nonsberger selbst, seien sie nun römischer oder germanischer Herkunft gewesen, manches zerstört haben in der süßen Hoffnung, sich dort vielleicht goldene Schätze zu ergraben, ohne dabei auch nur an Grabschändung zu denken. Wenn diese Germanen, wie v. Campi darlegt, ihre Todten selbst in einem Theile der schwarzen Felder begruben, so daß solche Gräber mit ihren Gerippen noch ganz unverletzt gefunden werden, so ist nicht einzusehen, wie daraus, da die älteren Gräber ja Brandgräber waren, der Vorwurf bewußten Grabraubes abgeleitet werden soll. Es mag, wenn solche Gräber gegraben wurden, allerdings an Funden, die für den Alterthumsforscher Werth haben, aber sicher nicht etwa in Gold und Silber bestanden, auch nicht gefehlt haben; aber auch dies kann den Vorwurf barbarischen Grabraubes noch nicht begründen. Sonst wäre am Ende ja jeder Alterthumsforscher, der alte Gräber aufdeckt und, was er findet, Sammlungen einverleibt, ein Grabschänder!

Im ganzen Nonsberg sind Alterthümer von allen möglichen Arten aus römischer und vorrömischer Zeit seit Jahrhunderten an sehr vielen Orten in großer Menge gefunden worden. Man hätte damit leicht ein eigenes großes Museumsgebäude glänzend ausstatten können, wenn diese Dinge von Anfang an gesammelt und nicht zum größten Theil verschleppt worden oder ganz verloren gegangen wären. Neben den Funden in den schwarzen Feldern sind höchst wichtig und reichhaltig die Gräberfunde, die v. Campi 1884—1886 bei Méchel auf einem Valemporga genannten Felde an das Licht gebracht, eingehend beschrieben und durch viele treffliche Abbildungen anschaulich gemacht hat.[1]) „In diesem archäologischen Chaos“ — so bezeichnet v. Campi diese Funde — „welches fast zehn Jahrhunderte nonsberg'scher Civilisation umfaßt, haben wir unzweifelhafte Spuren von voretruskischer Civilisation, etruskische Arbeiten, fast die ganze Entwicklung der gallischen Civilisation, den Glanz der römischen Kunst beobachtet mit der Charakteristik einer Epoche, die wir, nicht immer mit Recht, eine ‚barbarische‘ nennen.“ Dagegen kann sich v. Campi nicht recht erklären, wie es komme, daß in den schwarzen Feldern bei Cles Gallisches als Bindeglied zwischen Etruskisch und Römisch ganz fehlt. — Ein Weg, der vom Noce her über Tassullo zum Schlosse von Cles führt, heißt der Römerweg (via romana). — In Revò, wo ebenfalls manches Alte gefunden worden ist, heißt ein fester Thurm, der aber halb abgebrochen zu Wohnungen eingerichtet worden ist, noch jetzt der Heidenthurm (la torre dei pagani). Der dortige Kirchthurm soll nach seiner älteren Anlage angeblich von Mommsen selbst für vorrömisch erklärt worden sein. — Großartig muß insbesonders das „castellum Vervassium“ im heutigen Dorfe Revò ausgesehen haben. Das Schloß stand auf einem nach einer Seite hin steil abfallenden Hügel und war schon lange verschwunden, bis vor zwanzig Jahren die Grundmauern von Bauern, die dort nach Schätzen gruben, aber wenig fanden, wieder entdeckt wurden. Aus den dort gefundenen Inschriften ist zu entnehmen, daß sich dort Altäre des Jupiter Victor, der Luna, des Mercur, der Venus, des Saturnus und des Mars und drei „Dis Deabusque omnibus“ geweihte Steine fanden; von dort stammen auch Altäre der Concordia und der Victoria und ein Grabstein.[1]) Aus einer verlorenen, entweder unechten oder ganz verlesenen Inschrift hat man herausfinden wollen, daß dieses Schloß ein römisches — Zuchthaus gewesen sei. Wie kam es aber nur, daß dieses kleine abgelegene Bergdorf (896 Meter) einst ein mit Heiligthümern schier so reich wie unsre bekanntesten Wallfahrtsorte ausgestattetes Castell hatte? Hr. Vigil Inama, eifriger Pfleger seiner einheimischen nonsberg'schen Alterthümer, glaubt, daß die Römer ursprünglich eine Besatzung dorthin gelegt hätten, der die Aufgabe zugewiesen worden sei, einen Bergweg zu schützen, der, allerdings steil und rauh, vom Etschthal in den Nonsberg geführt habe, aber sehr wichtig geblieben sei, so lange noch durch den sehr engen Rochettapaß keine Kunststraße geführt habe.[2]) — Im kleinen Dorfe Dámbel über dem linken Ufer der Novella steht die Pfarrkirche auf einem „Doss del Sadorni“ genannten Hügel, ein Name, den man gleichfalls mit Saturnus und einem diesem Gott geweihten Tempel in Verbindung bringen wollte. Auch dort ist viel gefunden und erst 1894 ein spätrömisches Grab mit vielen Münzen und anderen Dingen aufgedeckt worden.[3]) Von dort kam aber auch 1870 ein großer Schlüssel, auf dessen achteckigem Schafte eine Fülle scheinbar Worte bildender etruskischer Schriftzeichen eingegraben war. Das Ding sah recht nett und alt aus, und mehrere Archäologen befaßten sich ernstlich damit; doch kam man endlich zur Ansicht, daß es kein übrig gebliebener rostiger Schlüssel des einstigen Saturnustempels, sondern ein Werk — neuesten Gewerbsfleißes sei.

Erst in das Ende des 14. Jahrhunderts, als die römische Herrschaft gleich einer erlöschenden Sonne schon zur Neige ging, fällt die Bekehrung der Nonsberger zum Christenthum, nachdem sie, von der Welt abgeschlossen, lange und hartnäckig am Heidenthum festgehalten hatten. Die grausame Ermordung der drei obengenannten christlichen Glaubensboten im Jahre 397 war der letzte vulcanische Ausbruch des heidnischen Fanatismus, den der Himmel selbst zu bestrafen schien; denn an jenem Tage lagerte sich, wie der hl. Vigilius in einem Briefe erzählt, eine dunkle, den Tag in Nacht verwandelnde Wolke über den Nonsberg, furchtbare Donner rollten und feurige Blitze zuckten und fuhren über den Boden hin. Nachdem der hl. Bischof Vigilius die Nachricht vom Morde erhalten hatte, begab er sich selbst sogleich in den Nonsberg, und die Bekehrung der Nonsberger erfolgte nun in raschem Zuge: die alten Tempel mit ihren bunten vielgestaltigen Götzenbildern, die für die heutigen Alterthumsforscher kostbare Schätze gewesen wären, wurden niedergerissen, und an ihrer Stelle erstanden christliche Kirchen. Die Mörder der drei hl. Glaubensboten wurden ergriffen und in den Kerker geworfen; sie würden auch die verdiente Todesstrafe erlitten haben, wenn nicht, ebenso großmüthig als klug, der Bischof Vigilius selbst im Verein mit anderen Bischöfen ihnen Gnade erwirkt hätte.

Aus der Ostgothenzeit wird uns keine Störung des Friedens berichtet. Dagegen blieb die Ruhe während der Langobardenzeit nicht immer erhalten. Wie Paulus Diaconus (hist. Langob. III. 9) erzählt, kamen die Franken

---

[1]) „Il sepolcreto di Meclo“ im Archivio Trentino III. 2, IV. 1, 2, VII. 2 und VIII. 2.

[1]) Mommsen C. I. L. V. Nr. 5050—5072.

[2]) Archivio Trentino X. 1. S. 5 ff.

[3]) Beschrieben von Campi im Archivio Trentino XII, 2.

im Jahre 577, man weiß nicht woher und wie, aber im Kriege mit den Langobarden begriffen, auch in den Nonsberg, wo das castrum Anagnis im heutigen Dorfe Nan sich ihnen ergab. Aber Graf Ragilo von Lagare (dem Lagerthal) kam heran und plünderte Anagnis aus. Auf dem Rückzug aber wurde er von Chramnichis, dem Führer der Franken, auf dem Campo Rotaliano — vor oder hinter der Rocchetta, schwerlich im Engpaß selbst — überfallen, mit mehreren seiner Leute getödtet, und die Beute ihm wieder abgenommen. Die Franken sollen dann Trient selbst verheert haben und nach Norden abgezogen sein. Da eilte ihnen der Langobardenherzog von Trient, Evin, nach, ereilte und vernichtete sie bei Salurn und nahm ihnen alle Beute wieder ab. Hin und her — blutige Tage! Ein späterer Einfall der Franken im Jahre 590 mag den Nonsberg vielleicht gar nicht berührt haben, wenn sie, statt, wie bisher meistens angenommen wurde, über den Tonale und den Sulzberg, vielmehr von Graubünden her über Vinstgau nach Südtirol und Italien gekommen sind.[1]) Und so scheinen die Nonsberger noch lange vollen Frieden genossen zu haben, der auch zunächst noch länger erhalten blieb, als im Jahre 1028 ein auch für sie sehr wichtiges und folgenreiches Ereigniß eingetreten war.

In diesem Jahre erhielt nämlich Ulrich II., der sechzigste in der langen Reihe der Bischöfe von Trient, vom Kaiser Konrad II. in seinem Bisthum auch die volle weltliche Macht und wurde deutscher Reichsfürst. Die Geschicke des Nonsberges hingen von dort an bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts mit denen des Fürstenthums Trient und des allmählich anwachsenden Landes Tirol zusammen. An verschiedenen inneren Wirren, an Rummeln und Stößen, wie sie von jeher auch in ganz weltentlegenen Gebieten vorgekommen sind, fehlte es in den folgenden Jahrhunderten auch im Nonsberg nicht. Der Adel gab das Beispiel, das Volk folgte nach. In den Jahren 1337 und 1370 geriethen die adeligen Herren mit einander in scharfe, den Nonsberg verwüstende Fehden und Stöße, bis der Bischof wieder Frieden stiftete. Ein Volksaufstand im Jahre 1407, bei dem die Schlösser St. Hippolyt in Méchel, Tuenno und Altaguardia in Schutt sanken, hervorgerufen durch die drückende Herrschaft der Günstlinge des Bischofs Georg von Liechtenstein, konnte von diesem nur durch große Nachgiebigkeit und Gewährung von Freiheiten wieder beschwichtigt werden. Im Jahre 1477 erfolgte wieder ein Aufstand, die Nonsberger wollten tirolisch werden; aber nachdem das Schloß Córedo geplündert worden war, stellte Erzherzog Sigismund, wahrscheinlich weil der Bischof selbst dazu zu schwach war, die Ruhe wieder her und behielt den Nonsberg auf einige Zeit für sich.[2]) Schlimmer ging es im Jahre 1525 her, als der bekannte Bauernkrieg wie ein fliegender Brand auch den Nonsberg ergriff. Das Volk verübte viele Gräuel, bis der Aufstand noch im gleichen Jahre streng unterdrückt wurde; zu denen, die ihr Wagestück mit dem Kopfe büßten, gehörte auch ein Pfarrer von Revò. Der religiöse Beweggrund dieses Krieges, die Reformation, scheint die Nonsberger ziemlich kalt gelassen zu haben, da sie nicht den katholischen Glauben, vielmehr nur die weltliche Herrschaft des Bischofs und seiner verhaßten Hauptleute, die drückenden Steuern und Abgaben von sich abthun und eine Bauernrepublik bilden wollten. Auch später trugen sie nach der Wiedertäuferei, die den deutschen Bauern in Tirol damals als geistige Wiedergeburt so reizend vorkam, daß sie sich dafür rädern oder viertheilen ließen, gar kein Verlangen. Größere Aufregung gab es nach langer Zeit wieder in den Jahren 1796 und 1797, als die französischen Revolutionskriege auch Tirol und Südtirol trafen und an der Etsch und am Eisak hitzig gekämpft wurde. Moderne Franken in Gestalt französischer Truppen aber sahen die Nonsberger, wie Massei erzählt, damals nur, als der französische General Chevalier mit 108 Mann zu Fuß, zwei Dragonern und einem kleinen Gefolge am 28. März 1797 nach Cles kam, dort den Nonsbergern die französische Freiheit und Gleichheit unter Trommelschlag feierlich verkünden ließ und am folgenden Tage, nachdem er noch auf dem Schlosse Brughiéro ein gutes Mittagmahl eingenommen hatte, wieder nach Mezzolombardo zurückkehrte. Man liest nicht, daß die Nonsberger damals Freiheitsbäume mit rothen Mützen errichtet und wie an andern Orten in Italien um dieselben fröhliche Tänze aufgeführt hätten.

Weitere Ereignisse vollzogen sich rasch nach einander. Im Jahre 1800 starb der letzte weltliche Fürstbischof Graf Peter Vigil von Thun auf seinem gleichnamigen Stammschloß im untern Nonsberg. Geschichtschreiber rühmen ihm nach, daß er ein besserer Zeiten würdiger Mann gewesen sei. Die morsche weltliche Herrschaft der Bischöfe war in sich zusammengebrochen; im Jahre 1803 wurde auch der Nonsberg mit Tirol und Oesterreich völlig vereinigt. Von 1806 bis 1810 folgte die bayerische, von 1810 bis 1814 die italienisch-französische und von 1814 an wieder die österreichische Herrschaft. Heute bildet der Nonsberg mit dem Sulzberg den politischen Bezirk Cles mit Ausnahme mehrerer zu Trient gehöriger Gemeinden im untersten Nonsberg und im Sporeggiothale.

Wie anderswo in Südtirol, erwuchsen seit dem Beginn der bischöflichen Herrschaft auch im Nonsberg, nur hier vielleicht noch zahlreicher als dort, manche freie und unfreie Rittergeschlechter, denen noch lange hin ein zahlreicher kleiner Landadel nachwuchs, dessen schönste Freude klangvolle Titel und bunte Wappen waren. Bischöfe und Landesfürsten scheinen zeitweilig in Adelsverleihungen mit einander gewetteifert zu haben, um im Nonsberg Freunde und Parteigänger zu gewinnen. Eigenthümlich ansprechend erscheint die Geschichte eines der ältesten dieser Adelsgeschlechter, der Grafen von Flavon oder Pflaum, die ein Zweig der Grafen von Lurngau und Pusterthal, später von Görz, gewesen sein sollen. Nach P. Justinian Ladurners Ansicht[1]) waren sie, schon wenigstens seit dem elften Jahrhundert, in Flavon seßhaft und standen ursprünglich in keinem Abhängigkeitsverhältniß zu den Bischöfen von Trient; später aber wurden sie, wahrscheinlich durch Annahme von Lehen, dennoch von den Bischöfen und weiterhin auch noch, nicht zu ihrem Vortheil, von den Grafen von Görz-Tirol abhängig. Sie waren nach des vielbelesenen P. Ladurners Zeugniß ausnahmsweise für jene Zeit sehr wackere Herren: sie sannen nie auf Gewaltthaten und Fehden, rissen nie fremdes Gut zur Erweiterung ihres Besitzes an sich, raubten nie Kirchen oder Klöster aus und kamen darum auch nie in den Kirchenbann, was für Herren von höherem Adel in jener Zeit schon etwas heißen durfte. Dennoch waren ihnen — wahrscheinlich, weil sie nicht so klug wie die Grafen von Görz-Tirol zu wirthschaften verstanden — schwere Prüfungen des Schicksals auferlegt bis in das vierzehnte Jahrhundert, wo sie sich nach Arco zurückzogen und auch dort noch vom Unstern verfolgt entweder ausstarben oder, wie Ladurner meint, „im Volke untergingen". Die Herrschaft Pflaum kam an die Landesfürsten; das Schloß wurde abgebrochen und aus den Steinen das schöne Haus des Gerichtspflegers in Flavon erbaut. Was von den Trümmern auf dem

[1]) Paul. Diac. hist. Langob. III. 31. Vgl. dazu *Bartol. Malfatti:* „I castelli Trentini distrutti dai Franchi" im Archivio storico per Trieste, l'Istria e il Trentino II. 4.

[2]) Vgl. Dr. Joseph Egger, Geschichte Tirols I. S. 599.

[1]) „Die Grafen von Flavon oder Pflaum im Nonsberg" im Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols (1868). V. 2. S. 136 ff.

Burghügel noch übrig blieb, rollte allmählich in den Trasengabach ab und wurde ein Spiel der Wellen. Wie dieses, gab es auf dem Nonsberg noch manches andere Schloß, das heute verschwunden oder verfallen ist. Es gab stolz ragende Burgen, die mit ihren Erkern, Zinnen und Thürmen und ihren weit auslaufenden Gang- und Umfassungsmauern der ganzen Landschaft ein viel malerischeres Aussehen als heute gegeben haben müssen. Die im Laufe der Zeit oft wechselnden Herrengeschlechter sind meist längst erloschen. Wo sind heute, schon seit nahezu einem halben Jahrtausend, die unterinnthalischen Rottenburger, die im obern Nonsberg im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die Herrschaft Castelfondo mit vielen Gütern und Zinsleuten inne hatten? Zu den noch blühenden Geschlechtern zählen die Freiherrn von Cles und die Grafen von Arz, Spaur und Thun. Die beiden letztgenannten, deren Stammburgen zu unterst im Nonsberg lagen, haben in der Geschichte des Landes eine bedeutende Rolle gespielt: Herren aus diesen Familien sind auch als weltliche Herren auf den Bischofsstühlen von Brixen und Trient gesessen. Die Grafen von Thun ließ eine ältere Geschichtssage einer römischen Patricierfamilie entstammen und schon 383 n. Chr. mit dem hl. Vigilius, der selbst auch den Zunamen Romanus führt, und mit anderen adetigen Herren, die alle römische Patricier gewesen sein sollen, nach Trient kommen. Zwei Herren von Thun waren im siebzehnten Jahrhundert Erzbischöfe von Salzburg. Ihre Stammburg ist auch so verschwunden, daß man eben nur vermuthet, sie sei dort gestanden, wo heute eine kleine Kapelle steht, aber unfern davon ist ein neueres Schloß erstanden, das mit Fug „die Krone aller Schlösser des Nonsbergs" heißen darf. Sprößlinge adeliger Familien wurden bekanntlich oft für den geistlichen Stand bestimmt und bekleideten manchmal noch in den Knabenjahren die Würden von Domherren in Brixen oder in Trient. Als sich in Brixen einmal gar junge Domherren im Chore des Domes unanständig benahmen, stimmte ein alter Domherr mit mächtiger Stimme den Psalm an: „Laudate pueri Dominum!"

Aus dem Nonsberg sind von jeher tüchtige Männer hervorgegangen, deren Namen bis heute guten Klang bewahrt haben. Es gab dort geschickte Aerzte, hochgelehrte Theologen, hervorragende Künstler, besonders aber scharfsinnige Rechtsgelehrte von großem Ruf und angesehenen Lebensstellungen, wie Karl Anton Martini von Revò (1726 bis 1800), Karl Anton Pilati von Tassullo (1733—1802), Franz Vigil Barbacovi von Tajo (1738—1825) u. a. m. Joseph Maffei von Cles war Verfasser einer früher sehr beliebten vielgebrauchten Geschichte der italienischen Literatur. Aber ohne weiter auf das Leben und die Schriften dieser und anderer verdienter Männer näher einzugehen, will ich nur Christoph Busetti erwähnen, dessen menschliches Schicksal dem Herzen näher steht. Von Rallo oder Sanzeno gebürtig, lebte er im sechzehnten Jahrhundert und war in Wälschtirol der erste Rimatore in italienischer Sprache, der seinem Vorbilde Petrarca im Dichten, wie im Leben und Lieben ähnlich war. In heißer Liebe zu Dorothea, der Tochter eines Burgvogts von Arz, entbrannt, konnte er deren Hand vom hartköpfigen Vater nicht erlangen. Halb verzweifelt, aber seiner Liebe nicht entsagend, ging er an den Hof des Erzherzogs Karl von Oesterreich, dessen Rath er wurde; Kaiser Maximilian II. verlieh ihm den Adelsrang. Als er darauf so ausgezeichnet wieder in die Heimath zurückkehrte, fand er die Gesinnung des Vaters seiner Dorothea noch unverändert. Es dauerte wieder längere Zeit; da schickte der sauertöpfische Vater seine Tochter auf einmal zu einem Notar und ließ an Busetti den gemessenen Befehl ergehen, sie auf der Stelle zu heirathen, sonst werde er in seinem Hause lebendig verbrannt werden. So konnten die beiden Liebenden nach langer Zeit sich endlich vereinigen; Dorothea scheint aber bald darauf gestorben zu sein. Busetti's Canzoniere ist erst 1836 zu Mailand gedruckt worden.

Die Volkszahl des ganzen Nonsberges ist heute auf ungefähr 50,000 Köpfe anzuschlagen. Da der Boden bei weitem nicht zureicht, dieser Bevölkerung Arbeit und Brod zu gewähren, sind die Nonsberger zur zeitweiligen oder dauernden Auswanderung gezwungen. Man findet sie als genügsame, fleißige Arbeiter in Deutschtirol, Vorarlberg, Deutschland und anderen Ländern, ja selbst in Amerika; bei Häuserbau, Bahn- oder Straßenbau, Tunnelbohrungen, oder sonst größere Unternehmungen stellen sich sicher auch Nonsberger ein. Wo es sich in ganz abgelegenen Thälern in Deutschtirol um das Fällen und schwierige Ausbringen von Holz handelt und man über eine Thalschlucht Seile gespannt sieht, an denen dies oder jenes auf- und abrollt, darf man beim Abendfeuer am Potentakessel fast unfehlbar nach den „noi autri", nach findigen Nonsbergern fragen. Aeußerst sparsam nnd rührig, wie sie sind, bringen oder senden sie manches schöne runde Sümmchen nach Hause. Die wälschtirolischen Nachbarn aber reden ihnen boshaft und neidisch zugleich Schlimmes nach: sie seien voll Geldgier und sehr pfiffig, so daß der Ausdruck „Furbo come un Nónes" in Wälschtirol zum bekannten Stichworte geworden ist. Ei wie, da wollen die Alterthumsforscher im Nonsberg allerlei vorrömisches und römisches Zeug gefunden haben! Eitel Sinnestäuschung, im Anfange der römischen Kaiserzeit war das ganze Gebiet noch völlig menschenleer. Ging ja einmal Christus der Herr mit dem hl. Petrus durch den öden Nonsberg. Es war ein heißer Tag; da sprach Christus: „Ei, wenn wir nur doch jemand hätten, der uns die Mäntel nachträge!" „Ei, Herr, erschaffe einen Menschen!" erwiderte Petrus. Und siehe, der Herr erschuf einen Menschen, den ersten Nonsberger. Als dieser nun dastand und leibte und lebte und verwundert um sich blickte, mahnte ihn Petrus, er solle für seine Erschaffung dankbar sein und die Mäntel tragen. „Se ti me paghies" (se tu mi paghi, wenn du mich zahlst) war die rasche Antwort des Undankbaren. Ein alter Nonsberger soll seinen Sohn einmal an eine Stelle, wo es ein Echo gab, geführt und laut gerufen haben: „Come se fa a far roba" (wie stellt man es an, sich ein Vermögen — roba — zu schaffen)? „Roba" (stiehl) scholl es zurück. Darauf kamen die beiden an einem Friedhof vorbei, über dessen Thor die Aufschrift stand: „Cadavera exspectant diem judicii" (die Todten erwarten den Tag des Gerichtes). „Was bedeutet dies?" fragte der Sohn. Und der Vater antwortete: „Chi ha d'avere aspetti il giorno del giudizio" (wer zu bekommen hat, d. i. der Gläubiger, warte auf den Tag des jüngsten Gerichtes — die Nonsberger sprechen lat. ital. ca — wie chia, daher das Wortspiel). Solcher Schnurren ließen sich noch manche erzählen, aber es mag genügen. Sonst sind die Nonsberger ein zwar gerade nicht gemüthliches, aber heiteres und aufgewecktes Völklein, das an allerlei Belustigungen und Faschingsscherzen seine helle Lebensfreude hat. Es gibt wohl kein Dorf, dem die Nachbarn nicht irgend ein Lalenbürgerstücklein und einen entsprechenden Uebernamen aufmutzen. So gibt es „Brusacristi" (Christusverbrenner), „Scacciasanti" (Heiligenvertreiber), „Mirastelle" (Sternguder) u. s. w. Die Leute von Méchel neckt man in einem Reimspruche, sie möchten einen anderen Kuckuck schicken, denn der, den man habe, sei alt und könne nicht mehr singen. Die Verspotteten erwidern den Spöttern wieder mit einem Reimspruche, wenn der Kuckuck nicht mehr singe, habe er genug gesungen; man habe ihnen den vom vergangenen Jahre noch nicht bezahlt.

Schließlich noch einiges über die Mundart der Nonsberger. Sie ist in ihren Grundzügen ladinisch, weßhalb man sie gewöhnlich als ein Gemisch von Italienisch und

Französisch zu bezeichnen pflegt und das, was daran französisch sein soll, den alten gallo-keltischen Bewohnern des Nonsberges zuschreibt. Sie ist aber, schon in sich durchaus nicht einheitlich, unter dem Einflusse des täglichen Verkehrs, der Kirche, der staatlichen Aemter und der Volksschule, namentlich im unteren Nonsberg, schon länger im Begriffe, sich im Ausgleiche mit der italienischen Mundart des Tridentiner Gebietes umzuwandeln und italienisches Gepräge anzunehmen. Besonders charakteristisch ist für die alte Mundart das Lautgesetz, daß in ca—, ga— die gutturale Aussprache in palatinalen Laut (chia—, cia—, ghia—, gia—) übergeht, der aber im einzelnen wieder so fein verschieden klingt, daß die lautliche Schreibung desselben den Etymologen schwere Mühe verursacht, da, je nachdem, wie man zu sagen pflegt, den Leuten der Schnabel gewachsen ist, der eine so, der andere anders ausspricht. Ebenso herrscht Verschiedenheit in der Aussprache einzelner Vocale (o, u) und Doppellaute. Nonsberg'sche Wörter und Wortformen, aus denen sich andere Lautgesetze entnehmen lassen, sind z. B. aut (altus), auter (alter), chiaud (calidus), chiaura (capra), ochjel—occli (oculus—oculi), véchjel—veccla (vetulus—vetula), noef (novem), glésia (ecclesia), plánser (plangere), clamar (clamare) u. s. w. Auch in der Beugung der Zeitwörter hat die Mundart manche wieder im einzelnen abweichende Eigenthümlichkeiten; dagegen fehlt ihr das sonst ladinische -es des Plurals der Nomina ganz. Seit dem vorigen Jahrhundert haben manche Nonsberger selbst, wie Siel, Cristani, Sicher, Pinamonti, Scaramuzza, Manincor u. a. ihre heimische Mundart auch literarisch in Prosa und Poesie mit Liebe gepflegt[1]). Auch wichtige innere Angelegenheiten des Nonsberges wurden praktisch wirksam in der Mundart selbst behandelt, wie z. B. die viel Streit erregende Frage der Regelung der Straßen und Brücken in einer „Comedia" Pinamonti's, betitelt: „Le strade e i ponti de la Val de Non", in der verschiedene örtliche Mundarten des Nonsberges in Gesprächsform vertreten sind. Derselbe Verfasser versuchte sich mit Glück auch in einer vielgelesenen Jugend- und Volksschrift, betitelt: „El peuver balos" (Der arme, kleine Dummkopf), welche die rührende Geschichte eines armen Knaben behandelt, der durch Fleiß und tugendhaftes Verhalten zu einer gesicherten Lebensstellung gelangt. Sicher beschrieb in seinem „Viaz attorn la Val de Non" in witzigen Versen eine Rundreise durch den Nonsberg. Festgedichte in der Mundart hießen vorzugsweise Nonesáde; sie wurden namentlich Grafen v. Thun oder anderen Herren bei festlichen Gelegenheiten in echtem Nonsbergisch („sclett per Nones") gewidmet und „con la Lussenzia dei Superiori" zuweilen auch gedruckt. Sie sind meistens sehr lang und wortreich. Wie in sapphischem Versmaße klingt eine auch sehr lange reimlose Nonesada, die dem „Sior Cont Chialónegh Pero de Thun", d. i dem Signor Conte Canonico Pietro de Thun, als er 1776 Fürstbischof von Trient wurde, gewidmet war. Eine Strophe derselben lautet klangvoll rollend:

„Squnai trei bote eva voutà la Luna
I chiavalotti bianchi, da che l'era
Vedoa romagnuda ed San Vigilio
La giesia en Trent giò."

(d. i.: Fast dreimal hatte gewendet Luna die weißen Rößlein, seit war Witwe geblieben die Kirche des hl. Vigilius in Trient naten.)

[1]) Vgl. über Mundart und mundartliche Literatur des Nonsberges G. J. Ascoli „Saggi Ladini" im Archivio glottologico italiano I. S. 519 ff. und die erschöpfende Abhandlung des Dr. E. Boehmer: „Nonsbergisches" in Heft X (1878) der Zeitschrift: „Romanische Studien".

Mittheilungen und Nachrichten.

O. Snell: „Grundzüge der Irrenpflege". Für Studierende und Aerzte. Berlin, G. Reimer 1897. — Das kleine, 126 Seiten umfassende Werk Snells ist eine äußerst dankenswerthe Leistung. Fast möchte ich bedauern, daß der Verfasser sein Büchlein „für Studierende und Aerzte" bestimmt hat. Es ist wohl Bescheidenheit seinerseits. Ich meine, jedem gebildeten Manne, den überhaupt medicinisch-therapeutische Dinge interessiren, wird die Lectüre der „Grundzüge" eine wahre Freude sein.

Eine warme Liebe zu seinen Schutzbefohlenen klingt aus jedem Satze Snells heraus, ein Verständniß für die Individualität jedes einzelnen Patienten, welches jedes Schablonisiren auf das entschiedenste verwirft und durch viele Beispiele ausführt, wie verfehlt es ist, nur Krankheiten oder Krankheitssymptome zu behandeln, und nicht vielmehr Kranke.

Daß nicht nur ein ganzer Mann, sondern auch ein ganzer Arzt dazu gehört, den verborgenen Triebkräften nachzuspüren, die diesen oder jenen Patienten zu den oft so unbegreiflichen Thaten zu treiben vermögen, das weiß der ohne weiteres, der selbst versucht hat, einen verwirrten Geist zu entwirren. Möchte doch auch ein weiteres Publicum aus der Lectüre solcher gediegenen Aufsätze, wie es die vorliegenden sind, die Ueberzeugung gewinnen, daß die Anstaltsbehandlung Geistes- oder Gemüthskranker die einzig richtige und Erfolg versprechende ist! Dr. L. H.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 3. Juni. Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Bahlen las: Hermeneutische Bemerkungen zu Aristoteles' Poetik. 2. Hr. E. Schmidt überreichte einen Nachtrag zu seiner am 1. April d. J. vorgelegten Mittheilung: Quellen der „Camischen Einfälle und Züge" Lessings. 3. Hr. Waldeyer legte eine Mittheilung des Assistenten am I. Anatomischen Institut der hiesigen Universität Hrn. Dr. Fr. Kopsch vor über eine Doppelgastrula bei Lacerta agilis. Die Mittheilung enthält die Beschreibung einer jungen Doppelgastrula von Lacerta agilis, an welche der Verfasser eine kurze Darstellung der wichtigsten neueren Theorien über die Entstehung der Mehrfachbildungen anknüpft. Verfasser stimmt der von O. Hertwig vorgetragenen Ansicht insofern bei, als nach der Theorie des genannten Autors zur Entstehung von Mehrfachbildungen stets mehrfache Gastrulaeinstülpungen vorhanden sein müssen, während es in Bezug auf den Ort der Entstehung der Embryonalanlage bei den Saurapsiden anderer Meinung ist und zur Erklärung des bei vielen Mehrfachbildungen zu beobachtenden concentrischen Wachsthums die bei jeder Invaginationsgastrula zu beobachtenden Zellenverschiebungen heranzieht. 4. Hr. v. Bezold übergab ein Exemplar der neuesten Veröffentlichung des k. meteorologischen Instituts: Ergebnisse der Niederschlagsbeobachtungen im Jahre 1894. 5. Hr. Ferd. Jos. Obenrauch, Professor der Mathematik an der Landesoberrealschule in Brünn, übersendet ein Exemplar seines Werks: „Geschichte der darstellenden und projectiven Geometrie mit besonderer Berücksichtigung ihrer Begründung in Frankreich und Deutschland und ihrer wissenschaftlichen Pflege in Oesterreich" (Brünn 1897). 6. Die Akademie hat ihrer zur Veranstaltung einer neuen Herausgabe der Werke Kants eingesetzten Commission zur vollständigen Durchführung dieses im Vorjahr begonnenen und mit einer ersten Rate unterstützten Unternehmens weitere 25,000 Mark überwiesen. Ferner hat dieselbe ihrem Mitglied Hrn. Schulze zur Bearbeitung und Herausgabe eines Werks „Das Thierreich", welches eine übersichtliche Darstellung und Kennzeichnung aller bisher erkannten beschriebenen lebenden oder in historischer Zeit ausgestorbenen Thierformen enthalten soll, 35,000 Mark bewilligt. 7. Die philosophisch-historische Classe hat zur Fortführung ihrer großen Unternehmungen bewilligt: 6000 Mark an HH. Schmalenz und Kaiser zur Herausgabe der Politischen Correspondenz König Friedrichs II.; 3000 Mark an Hrn. Kirchhoff zur Fortführung der Sammlung der griechischen Inschriften; 7200 Mark an Hrn. Diels zu Herausgabe der Commentaria in Aristotelem Graeca. 8. Dieselbe Classe hat zu neuen wissenschaftlichen Arbeiten bewilligt: Hrn. Prof. Dr. H. Finke in Münster i. W. zur Vollendung seiner Ausgabe der Acta concilii Constantiensis 800 Mark; dem Archivar der Stadt Köln, Hrn. Prof. Dr. Joseph Hansen, zu Vorarbeiten für eine Geschichte der Inquisition in Deutschland 1000 Mark; Hrn. Dr. Joseph Paczkowski in Göttingen zur Fortsetzung seiner agrarhistorischen Untersuchungen 1800 Mark; Hrn. Prof. Dr. Schiemann in Berlin zu Vorarbeiten für eine Geschichte Kaiser Nikolaus' I. von Rußland 1000 Mark; Hrn. Dr. Hans Gräven, z. Zt. in Rom, zu einer Gesammtausgabe der antiken

Elfenbeindiptychon 750 Mark; Hrn. Dr. Richard Schmidt in Eisleben zur Herausgabe einer Uebersetzung des Kâmasûtram 500 Mark; Hrn. Prof. Dr. Fausböll in Kopenhagen zur Herausgabe des VII. (Register-)Bandes seines Jâtakabuchs 1000 Mark. 9. Die physikalisch-mathematische Classe hat zu wissenschaftlichen Unternehmungen bewilligt: Hrn. Caglee zur Herausgabe von Monographien afrikanischer Pflanzenfamilien 2000 Mark; dem Privatdocenten für Botanik an der Berliner Universität Hrn. Dr. G. Lindau zu lichenologischen Studien 900 Mark; Hrn. Prof. Dr. Fr. Frech in Breslau zur Vollendung seiner geologischen Untersuchung der Radstädter Tauern 1500 Mark; Hrn. Prof. Dr. K. Härthle in Breslau zur Beschaffung von Instrumenten für Plamentaufnahmen von contrahirten Muskeln 850 Mark; dem Professor der Anatomie an der Universität Greifswald Hrn. Rob. Bonnet zur Bearbeitung eines Werks über das elastische Gewebe der Blutgefäße 800 Mark; dem Privatdocenten für Zoologie an der Universität Königsberg Hrn. Dr. Lühe zur Untersuchung der Fauna der Salzseen in Französisch-Nordafrika 2000 Mark; dem Privatdocenten für Zoologie an der Universität Halle Hrn. Dr. G. Brandes, zur Zeit in Neapel, zu Studien über Nemertinen in Messina 300 Mark; dem Privatdocenten für Zoologie an der Universität Tübingen Hrn. Dr. Rich. Hesse zur Untersuchung über die Augen niederer Seethiere, insbesondere der Malusken, auf der zoologischen Station in Neapel 500 Mark; dem Professor der Mineralogie an der Universität Greifswald Hrn. C. Cohen zu Untersuchungen von Meteoreisen 1500 Mark; Hrn. Dr. Ludw. Wulff in Schweria i. M. zur Fortsetzung seiner Versuche zur Herstellung künstlicher Krystalle 1500 Mark. — Das correspondirende Mitglied der physikalisch-mathematischen Classe Hr. A. L. O. des Cloizeaux in Paris ist verstorben.

* Neues von den Röntgen-Strahlen. Professor Röntgen veröffentlicht in den Berichten der Berliner Akademie der Wissenschaften weitere Beobachtungen über die X-Strahlen. Das Wichtigste seiner neueren Ergebnisse ist, daß die Luft, während sie bestrahlt wird, nach allen Richtungen X-Strahlen aussendet. Stellt man zwischen einen intensive Röntgen-Strahlen aussendenden Entladungsapparat und einen Fluorescenzschirm eine undurchlässige Platte, so daß sie den ganzen Schirm beschattet, so bemerkt man doch das Leuchten des Barium-Platincyanürs selbst dann, wenn die Platte und der Schirm einander vollständig bedecken. Wenn dagegen der Schirm, der die undurchlässige Platte bedeckt, mit einer Glasscheibe bedeckt wird, wird die Fluorescenz schwächer und sie verschwindet ganz, wenn der Schirm statt mit einer Glasplatte mit einer 0.1 Centimeter dicken Bleiplatte bedeckt wird. Röntgen bemerkt durch eine sinnreiche Vorkehrung, daß die Erscheinung von X-Strahlen herrührt, die von der bestrahlten Luft ausgehen. Ferner erfand er eine Vorrichtung, die Intensität der X-Strahlen zu messen, da diese sich auch bei dem gleichen Apparate ändert. Röntgen stellt nunmehr die Vermuthung auf, daß die X-Strahlen und Kathodenstrahlen gleichartige Vorgänge sind. Endlich bestätigt er, was schon G. Brandes beobachtete, daß es möglich ist, die X-Strahlen für das Auge wahrnehmbar zu machen.

γσ Berlin, 13. Juni. In der gestrigen Monatssitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" erklärte der stellvertretende Vorsitzende, Geheimrath Prof. Dr. Frhr. v. Richthofen, alle Gerüchte über ein unglückliges Befinden Nansens, die seit seinem Berliner Aufenthalt aufgetaucht sind, als völlig grundlos. Nansen befindet sich in bester Gesundheit. Die Reisenden Prof. Dr. Schweinfurth, Dr. Seeler und Consul Müller-Beck sind aus Aegypten, Mexico und Japan zurückgekehrt und Prof. Regel aus Jena, der auf seiner Forschungsreise im columbischen Freistaat erkrankt war, will demnächst, wie er mittheilt, von neuem den Kaukasus bereisen und alsdann über seine Untersuchungen des Nähern berichten. Unter den der Gesellschaft zugegangenen literarischen Neuigkeiten sei vieler aertrefflicher Karten aus der Marineabtheilung, das Segelhandbuch für den Stillen Ocean erwähnt, eines jener standard works für die Schiffahrt, wie sie die „Deutsche Seemarte" publicirt; daneben die Festschrift der Wiener Geographischen Gesellschaft aus Anlaß der Vasco de Gama-Feier, die eine Edition eines türkischen geographischen Werks enthält, betitelt: Die topographischen Verhältnisse des indischen Seespiegels des Mohit. Den Vortrag des Abends hielt Oberst v. Tearha, der mehrere Jahre lang Leiter der Schutztruppe in Ostafrika gewesen ist, über seine Besitznahme von Deutsch-Ostafrika von der Meeresküste bis zum Tanganjikasee. Der Vortragende hatte seine von Anfang Februar 1896 bis zum 16. Februar 1897 über 12 Monate währende wissenschaftliche Reise seit langer Zeit beabsichtigt, und da er selbst nur kartographisch dafür vorbereitet war, so ward er durch Dr. Stuhlmann, wie durch Proj. Dr. v. Richthofen und Prof. Credner unterstützt, um geologische und mineralogische Beobachtungen anzustellen und um Pflanzen- und Gesteinssammlungen anzulegen, deren Bearbeitung den Fachleuten überlassen werden muß. Nach Erledigung einer kriegerischen Angelegenheit, die den Vortragenden südwärts an die Küste Deutsch-Ostafrika's bis nach Kiwa und Mitiadaai und bis in die Steppen des Nyassaseegebiets führte, brach Oberst v. Trotha am 2. Februar 1896 von Tanga aus nordwestwärts mit einer Kameeltarawane zum Kilimandscharo hin auf. Seine Aufnahmen dieser Route bis zum impassablen Kilimandscharo differiren in manchen Punkten von denen seiner Vorgänger, doch wird eine nähere Prüfung erst ihre Richtigkeit erweisen müssen. Am 18. März ging die Expedition vom Kilimandscharo erst westwärts zum Meruberg, um dann nordwärts den Natronsee und als erstes Hauptziel der Reise westwärts den Victoria Nyanza zu erreichen. Der Vortragende wählte nicht Baumanns Weg, sondern die alte Fischer'sche Route und überschritt die Salzsteppe, die sich westlich des Kilimandscharo ausdehnt. Eigenthümlich ist, daß Flüsse vom Meruberg bald salzig sind, bald Süßwasser führen, ohne weiter als 100 Schritt von einander entfernt zu sein. Auch Beobachtungen über das Gedeihen der Cocospalme in diesen Gegenden wurden von dem Vortragenden gemacht. Der Meru stellt sich als spitzer Kegel dar und trägt unterhalb seiner Urwaldszone eine Geröllzone. Südlich von Meru, wo die Expedition gastliche Aufnahme fand, verließ man die letzten menschlichen Siedelungen, um nach einigen Tagesmärschen in nordwestlicher Richtung die letzten Ausläufer der Massaisteppe zu erreichen. Der Mondul, ein noch gewaltigerer Bergriese als der Meru, westlich der Gerimassi, und andere Berglegel südlich vom Natronsee bilden hier die Erhebungen auf dem afrikanischen „Graben", der sich nach Westen hin zum Mongarasee wendet. Südwestlich vom Mandul begann für die Expedition infolge des Wassermangels eine Zeit schwerer Entbehrungen, die durch die glühende Hitze noch gesteigert wurden, und erst an der Südspitze des Natronsees stieß man auf die Ansiedlungen der Wangeruka, ohne indessen genügende Lebensmittel zu finden. Die Wangeruka, Wangeregge und Wageruma sind Massai, die nicht mehr allein von Viehzucht leben, sondern ansässig geworden sind, die eigentlichen Massai haben sich infolge der Rinderseuche aus diesen Gegenden völlig zurückgezogen. Am Natronsee ist die Senkung des Geländes vom Manyarasee her nach Norden deutlich erkennbar. Der Gelei, aus vielen Koppen mit vulcanischen Senkungen bestehend, liegt östlich vom Natronsee und auch an seiner Südspitze zeigt der Natronsee noch thätige Vulcane. Der daselbst gelegene Gar zeigt einen scharfen Grat, aber keinen Krater, diesen vertreten zwei Hörner, aus denen das weiße Natron herausfließt; es hat sich den Berg entlang gezogen und bildet, wenn der darüber abgelagerte Staub abgelöst ist, eine glatte Masse, die indessen nach Stuhlmanns Untersuchungen keine Lava enthält. Der Natronsee selbst, in der Trockenzeit völlig wasserleer, stellt sich als Ausbuchtung mit langen Armen dar, in der Regenzeit tritt er indessen bis hart an die Berge heran. Das Natron, das auf Erhebungen im See liegt, bietet den Anblick wie von Eisschollen dar. Früher ward es vielfach durch griechische Händler zur Küste gebracht und dort das Kilogramm zu 1 Rupie verkauft. Heute hat dieser Handel aufgehört. Zwischen dem Natronsee und dem Grabenrand führt der Weg ins englische Gebiet. Der Vortragende ging mehr westlich, auf demselben Weg, wie Fischer und Oskar Neumann gegangen waren. Zwei Fußläufe, der Miniope und der Bagasi, die beide versumpft sind, gehen in den Natronsee, in dessen Nähe auch heiße Quellen bis zu 49.5° Celsius sich finden. Sonpa ist westlich vom Natronsee ein Plateau auf dem Grabenrand, das jedoch als unbewohnbar sich erwies. Nur mit Mühe gelang es von den spärlichen Ansiedlungen in jener Gegend 30 Lasten Hirse für die Expedition zusammenzubringen. Es fehlte der Expedition an vegetabilischer Nahrung, wie sie die Schwarzen verlangen. Nun galt es, den durch Erkaltung und Zusammenschiebung entstandenen Grabenrand zu erklimmen, der nicht höher als 1000 Meter ist. Auf diesem Rande sitzen die vulcanischen Kegel auf. Man gelangte auf das Romaiplateau, dessen Grundformation aus Thonschiefer und Quarzit gebildet wird, doch finden sich die Quarzadern nicht anstehend, sondern das Gestein liegt bisweilen in schönen hellgrünen Krystallen lose zu Tage. Nordwärts vom Romaiplateau finden sich vulcanische Eruptionsgebilde und der Mabotosi, ein Fluß mit starkem Wasserfall, der vom Mahaberg aus der Massaihochebene kommt,

strömt durch dieses Gebiet. Das Plateau stellt sich in der Höhe von 2400 Meter dar als ein gewelltes Gelände mit langen Rücken und trockenen tiefen Wasserläufen in muldenartigen Senkungen. Die Wasserläufe haben meist keinen Abfluß. Ndare Serian, auf diesem Plateau westlich zum Victoria Nyanza hin gelegen, ist unbewohnt. Bis zu einer Entfernung von zehn Tagemärschen vor dem Victoria Nyanza findet sich kaum eine Ansiedlung in dieser wildreichen Gegend, die durch Gnus, Zebras, Giraffen, die unserm Damwild gleichen, sehr viel Gelegenheit zur Jagd bietet; demgemäß herrscht hier an Fleischnahrung kein Mangel, dagegen fehlt Pflanzennahrung völlig, und dieser Umstand rief die Weigerung der Schwarzen hervor, dem Reisenden weiter zu folgen, so daß erst durch energische Mittel ihr Gehorsam erzwungen werden mußte. Am 10. Mai wurden die Anpflanzungen der Wanega und Waninbassi im Osten vom Victoria Nyanza zur großen Freude der Eingeborenen erreicht. Dies sind von den Massai abgefallene Stämme, von denen gegen Bezahlung Lebensmittel geliefert wurden. Allein noch vor der Victoria Nyanza nicht erreicht, man mußte sich längs der Ufer des Dabasch mit Buschmessern durch den Busch hindurcharbeiten, der die Ufer dieses aus dem englischen Gebiet kommenden Flußlaufs dicht umsäumt. Der Dobasch strömt, durch Nebenflüsse gespeist, selbst in den Victoria Nyanza. Oestlich des Dabasch senkt sich der Grabenrand nach Nordwesten und verläuft allmählich zum Quellgebiet der Flüsse hin, die zum Victoria Nyanza strömen und von denen der Mori, der in die Moribucht geht, der bedeutendste ist. Der geologische Aufbau dieses Quellgebiets stellt sich als lange Rücken dar, auf denen Felsruinen sitzen, und in diese Ruinen hinein sind die Dörfer der Eingeborenen gelegt. Die Bewohner zeigten sich sehr zurückhaltend, wenn auch nicht feindlich. Am 16. Mai glaubte man von einer Anhöhe herab den Spiegel des Victoria Nyanza zu erblicken, doch war es Nebel, den man vor sich hatte, nicht der See, und erst am 17. Mai ward der See erreicht. Die Wogaya, in deren Gebiet man kam, sind ein räuberisches, aber tapferes Volk, sie haben den von dem Antisklavereicomité ausgesandten Expeditionen schon vielfach Schwierigkeiten bereitet und zeigten sich auch unserm Reisenden zuerst feindlich, später allerdings freundlicher gesinnt. Von der Moribucht ging Oberst v. Trotha südwärts am Seeufer entlang und nahm dieses auf. Er hatte von Seiten der Eingeborenen einen Angriff mit vergifteten Pfeilen auf seine Karawane auszuhalten. Es ward der Majittaberg am Südostende des Sees und die Station der „weißen Väter" bei Utetewe besucht, ferner ging der Weg durch den Spekegolf, dann um den Emin Paschagolf und nordwärts am Seeufer bis Buloba. Die Gegend um den Emin Paschagolf ist trostlos. Schilf, Sumpfgebiet und verbrannte Steppe wechseln mit einander ab und nur ärmliche Hütten bilden hier die Ansiedlungen. Am 9. August ward Butoba am Nordwestrande des Victoriasees erreicht und die Expedition fand daselbst eine freundliche Aufnahme. Die Speke-Halbinsel ist die reizvollste Gegend um den Victoria Nyanza herum, dessen Höhe von dem Vortragenden mit 1200 Meter gemessen wurde. In Buloba traf Oberst v. Trotha mit dem Compagnieführer Hermann zusammen, der Usiwi und Karagwe aufgenommen hatte. Karagwe ist sehr interessant in geologischer Hinsicht; tiefe Thäler wechseln mit steilen Bergen, beide sind wenig bewohnt; während die Ostseite fast ohne Wasser ist, hat die Westseite Karagwe's Wasser und menschliche Bewohner in Ueberfluß. Die ehemalige Araberniederlassung Kafurru ist nicht mehr vorhanden. Von Buloba ging die Expedition zunächst nach Westen bis Utagata, von dort aus südwärts durch Karagwe und Urundi dem Tanganyikasee zu. Auf diesem Gebiete trafen die Reisenden die Pocken und die indische Bubonenpest an. Man fand wenig Wild außer dem Nashorn. Am 9. September erreichte man auf der Stanley-Route den Punkt, auf dem Götzen und vor ihm Scott-Elliot über den Kagera gegangen waren; der Compagnieführer Hermann ging alsdann nach Buloba zurück, während Oberst v. Trotha Urundi durchzog. Er fand den Vereinigungspunkt von Ruduwi und Kagera, dessen letzteren Lauf er festlegte. In Urundi ward die Lage der Expedition schwierig. Der Vortragende wurde beim Pellen angegriffen und hatte allein der Tapferkeit seiner vier Askari sein Leben zu danken. Von Tausenden der Eingeborenen ward die Expedition tagelang begleitet und keineswegs machte diese Begleitung einen freundlichen Eindruck. Dadurch, daß der Vortragende eine Eule im Fluge erschoß, erwies er seine höhere Kraft in den Augen der Eingeborenen, die nun der Karawane Lebensmittel brachten. Urundi ist reich an gutem Wasser, an Anpflanzungen von Bananen, Hirse und anderen Früchten, doch fehlen ihm Bäume gänzlich. Die Bevölkerung ist zahlreich. Lange Gebirgsrücken wechseln mit breiten Thälern, doch sind auch Sumpfgebiete vorhanden. Vom Mgera-Gebirge fließen nach Nord, nach West und nach Süden Flüsse. Am 6. October ward die Nordspitze des Tanganyikasees von der Expedition erreicht. Hier gleicht die Landschaft völlig unseren Schweizerlandschaften. Ein Paß in der Höhe von 2439 m führt über das Gebirge und in den Thälern findet sich überall Wasser und Vegetation, selbst Wälder gibt es an manchen Stellen. Von der Nordspitze des Tanganyikasees ging die Expedition östlich des Sees bis Ujidji. Das Randgebirge am See erhebt sich hier etwa bis zu 200 m, während das Mittelgebirge bis zu 1000 m, der höchste Theil selbst bis zu 1500, zu 2000 m ansteigt. Die Umgebungen des Tanganyikasees sind noch den Beobachtungen des Vortragenden ungemein reich an Kupfer. Ueberall, auch in Uniamwesi, fand er Kupferadern auf dem Plateau vor. Von Ujidji ging es ostwärts zurück durch Uha, dann durch die Buschsteppe bis nach Tabora, das zwar 15,000 Einwohner, aber gar keinen bedeutenden Handel gegenüber den Plätzen am Tanganyika-See hat. Es war lediglich früher ein Sklavenmarkt der arabischen Sklavenjäger. Durch einen Theil der Wembere-Steppe und durch Ugoga bis Mpapwa ging der Weg ostwärts weiter, ferner durch das an lieblichen Thälern und schönen Bergen so reiche Sagara-Gebirge und am 16. Februar 1897 ward die Küste bei Bagamoyo wieder erreicht. Der Vortragende hatte seine Aufnahmen während des Vortrages aufgelegt, so daß man den Weg der Expedition zu verfolgen aufs beste in Stand gesetzt war.

* **Bonn.** Nach dem amtlichen Personalverzeichniß wird die rheinische Hochschule im laufenden Sommersemester von 1889 eingeschriebenen Studirenden besucht, von denen 80 der evangelischen, 253 der katholischen Theologie, 473 der Rechtswissenschaft, 318 der Heilkunde, 765 philosophischen Wissenschaften sich widmen. Die letzteren zerfallen wieder in 209 Philosophen, Philologen und Historiker, 115 Mathematiker und Naturwissenschafter, 59 Pharmaceuten und Zahnheilkundige, 382 Landwirthe, Geodäten und Cameralisten. Mit Einschluß von 103 Hospitanten (darunter 13 Damen) beläuft sich die Gesammtzahl der Hörer auf 1992. Der Heimath nach entfallen von den eingeschriebenen Studirenden 1219 auf Rheinland, 206 auf Westfalen, 96 auf Hessen-Nassau, 50 auf Hannover, 37 bezw. 31 auf die Provinzen Sachsen und Brandenburg, 17 auf Pommern, 14 auf Schleswig-Holstein, 116 auf nichtpreußische deutsche Staaten, 57 auf das Ausland (11 Russen, je 8 Amerikaner und Engländer, 6 Holländer, je 5 Franzosen und Schweizer, 4 Oesterreicher, 3 Luxemburger, je 2 Ungarn und Belgier, je 1 Däne, Schotte, Irländer). Gegen das vorige Sommersemester (1896) hat sich die Zahl der Studirenden wieder erhöht, und zwar um 26. Die katholisch-theologische und die juristische Facultät sind seitdem um je etwa 20 gewachsen, die evangelisch-theologische und die medicinische Facultät haben ihren alten Stand gewahrt, die philosophische Facultät ist um 20 zurückgegangen (von 785 auf 765). Letzteres erklärt sich aus der Abnahme der Geodäten (um etwa 40), die Zahl der Landwirthe und Culturtechniker hat dagegen zugenommen und eine seit ungefähr 30 Jahren nicht dagewesene Höhe erreicht. Beachtenswerth ist das bedeutende Anwachsen der Hochschule in den letzten 25 Jahren. Im Sommer 1872 belief sich die Zahl der Studirenden noch auf 750, 1887 (also vor zehn Jahren) auf 1323, 1892 auf 1408. Seit dem akademischen Jahre 1881/82 ist keine Schwankung in dem Besuche der Universität mehr vorgekommen, sondern immer nur ein Anwachsen desselben zu verzeichnen gewesen.

* **Dürkheim a. d. H.** Vom 3. bis 7. September findet hier die Generalversammlung der „Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine" statt. Die Geschäftsführung haben die HH. Dr. Mühls-Neustadt und Dr. Bischoff-Dürkheim übernommen.

* **St. Petersburg.** Der 10. Congreß russischer Naturforscher und Aerzte in Kiew ist endgültig bis zum August 1898 vertagt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Juliane Déry: Die selige Insel. Ein Idyll. Berlin, Schuster u. Löffler 1897. — Bruno Wille: Einsiedelkunst aus der Kiefernhaide. Edd. — Hanna Schomacker: Bunte Märchen 2. Aufl. Leipzig, Gustav Fock. — Dr. Karl Kücker: Von nordischen Gestaden. Novellen aus d. Dänischen, Isländischen, Norwegischen u. Schwedischen. Edd. — Albert Fulkenberg: Schiffbruch. Novellen. München u. Leipzig, Aug. Schupp 1897. — Anton Tschechow: Russische Liebelei. Novellen. Aus dem Russischen übers. von L. Fliachs-Folschaneanu. Edd.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 23. Juni. Nummer 138.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Menst in München.

☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Freitag Nachmittag.

Uebersicht.

„Jung Europa“ in den Augen eines reisenden Italieners. Von Joseph Schuhmann. — Zur Soziologie. Von Th. Achelis. — St. Jakob am Anger in München, Oberbayerns ältester Gewölbebau. Von Franz Jakob Schmitt. — Mittheilungen und Nachrichten.

„Jung Europa“ in den Augen eines reisenden Italieners.[1])

Von Joseph Schuhmann (Rom).

G. Ferrero hat nach einer zweijährigen Reise in England, Deutschland, Rußland und Scandinavien seine wichtigsten Beobachtungen und Reflexionen in einem Buche mäßigen Umfangs veröffentlicht. Dasselbe ist in einem lebendigen Italienisch geschrieben und von einer Frische, die auf einen noch recht jungen Autor schließen läßt. Gleichzeitig macht es, und zwar nicht bloß durch das Fehlen allzu persönlicher Erlebnisse den Eindruck, als habe der Verfasser trotzdem schon längere Zeit den Ernst des Lebens kennen gelernt. Vorher waren wir ihm nur in Zeitungsartikeln begegnet. Eingehendere gelehrte Studien liegen der Veröffentlichung offenbar nicht zu Grunde. In der sehr kurzen Vorrede bescheidet sich Ferrero, keine der von ihm berührten socialen und moralischen Fragen lösen zu wollen. In einem guten Theil des Buches wollte es indessen dem Referenten vorkommen, als sehe er die Dinge zu sehr nach vorgefaßten Meinungen an. Im ersten, Bismarckismo e Socialismo überschriebenen Capitel lesen wir verschiedene Dinge, die der Reichstagsmehrheit vom 23. März 1895 mehr einleuchten werden, als den Verehrern und Freunden des deutschen Nationalheros. Ferrero behauptet u. a., Deutschland habe durch seine militärische Machtsteigerung weder an moralischer und intellectueller Lebenskraft, noch an Reichthum gewonnen. Der principielle Widerwille gegen den sogenannten Militarismus hat ihn zu dieser paradoxen Behauptung verführt. Man kann gewiß die Frage aufwerfen, durch welche Gunst der Verhältnisse es einigen Kleinstaaten gelingt, eine Großindustrie zu schaffen und zu bewahren. Aber ein militärisch schwacher Großstaat wäre auf alle Fälle sehr bald außer Stande, seine Industrien zu vertheidigen, die auf dem Weltmarkt nicht bloß einer rein geschäftlichen Concurrenz begegnen.

Bemerkenswerth scheint uns die Art, wie Ferrero die Organisation des Socialismus in Deutschland bespricht. Er bewundert sie namentlich, weil in Italien, wie er durchblicken läßt, etwas derartiges nicht möglich sei. Mit unverhohlener Freude, die dem Gegner etwas naiv vorkommen muß, berichtet er, so und so viele intelligente Arbeiter fänden im bureaukratisch geordneten deutschen Socialismus ihr gutes Auskommen, weit über ihre bisherigen Verhältnisse hinaus. Das Beispiel der katholischen Kirche für die armen Bürgers- und Bauernsöhne wiederhole sich hier. Die Partei stütze sich in dieser Hinsicht keineswegs auf die Selbstverleugnung oder auf den Heroismus, der selten, intermittent und vorübergehend sei. Aber gerade deßwegen, weil der Egoismus ein Grundzug der menschlichen Natur ist, können viele der wohlwollendsten Gönner der Enterbten nicht den Grundsätzen der Socialisten zustimmen, die den Menschen mit allenfallsiger Ausnahme der bösen Unternehmer als ein Wesen hinstellen und behandeln möchten, das ausschließlich idealen Trieben gehorche. Ferrero meint einmal, das theoretisch-praktische Programm des Socialismus sei ein wahres Poem. Ohne ihre dramatischen, an die Leidenschaften sich wendenden Elemente hätte die Theorie von Marx auch in ihrer Verwässerung nicht auf Millionen armer und unwissender Menschen wirken können.

Ob die Partei an der Aeußerung ihres italienischen Gesinnungsgenossen, der „Vorwärts“ sei die wunderbarste machine à scandales der politischen Welt Europa's, Freude haben werde, wissen wir nicht. Dafür freut sie sich vielleicht über die groteske Behauptung, die sich indessen erst im zweiten Capitel des Buches findet, Bismarck habe einen unbewußten, puritanischen Neid gegen Frankreich, wie gegen Paris, „die Metropole des ästhetischen Lasters“. Deßwegen habe er auch die schönste Stadt Europa's von den preußischen Kanonen zerstören lassen.

Das zweite Capitel handelt von der Liebe in der lateinischen und germanischen Civilisation. In Italien, wie in Spanien und Frankreich trete das sinnliche Bedürfniß bei den Jünglingen zwischen dem 14. und 16. Lebensjahr auf und beeinträchtige das Studium des Lateinischen und Griechischen. Die Frühreife der südlichen Völker hindere die Ausbreitung des Turnens und die Pflege des Sports. Ferrero vergleicht nicht nur das Universitätsleben in den verschiedenen Staaten, sondern auch den Verkehr der beiden Geschlechter in der guten Gesellschaft, sowie die Tendenz der Witzblätter in Deutschland und England auf der einen und Frankreich auf der andern Seite. In der germanischen Literatur würdige man vorzugsweise die sittlichen Probleme, die mit der Liebe verknüpft sind, bei Balzac, Zola, Flaubert und de Goncourt finde man fast nur Beschreibungen der sinnlichen Liebe. Ferrero citirt die Bemerkung eines Freundes, wonach in keiner englischen Colonie eine wahre Mischbevölkerung existire; die Engländer verstünden auch in einer wilden Gegend zu warten, bis Frauen ihrer Race nachkommen. Das künstlerische Vermögen der Lateiner, das der Verfasser wohl zu schätzen weiß, habe in der modernen Welt der Großindustrie, wo nach der genialen Erfindung die Planmäßigkeit und die Gewissenhaftigkeit in der Ausführung der Arbeit die großen Erfolge verbürgen, nicht mehr die alte Bedeutung. Die sociale Ueberlegenheit der germanischen Race über die lateinische hänge zu einem großen Theil von der verschiedenen geschlechtlichen Moralität ab. Auch

[1]) L'Europa Giovane. Studi e viaggi nei paesi del Nord di Guglielmo Ferrero. Milano Fratelli Treves editori 1897. 431 S., Lire 4.—

würden die sittlichen Grundsätze in der germanischen Welt mit viel größerer Strenge durchgeführt.

Dieses zweite Capitel, das so, wie es vorliegt, nur von einem geborenen Italiener geschrieben werden konnte, ist ein schätzenswerther Beitrag zur Völkerpsychologie, auf den sicherlich viele Ausländer zur Begründung ihres Urtheils über Italien zurückgreifen werden. Wenn wir uns länger bei ihm aufhielten, würden wir schwerlich dem Vorwurf unsrer italienischen Leser entgehen, wir hätten an der herben Kritik, die Ferrero an seinen Landsleuten, besonders an der italienischen Bureaukratie übt, ein unberechtigtes Gefallen oder bevorzugten tendenziös in unserm Bericht, was er neben manchem Worte der Kritik zu Gunsten der Germanen vordringt.

Das dritte Capitel versetzt uns nach der Weltstadt London, die er als einen Ausdruck der englischen Civilisation analysirt und schildert, und das vierte, nicht sehr jung-europäisch anmuthende nach Moskau. Da uns betreffs der russischen Hauptstadt die persönliche Anschauung abgeht, kann es uns noch weniger einfallen, Ferrero's Darstellung mit der unsres unvergeßlichen Lehrers Bodenstedt zu vergleichen (in Band 1 und Band 12 seiner Gesammelten Schriften, Berlin 1865/68). Auch der Italiener hat in Moskau tiefe Eindrücke empfangen. In seiner Betrachtung der russischen Religiosität denkt er einen Augenblick an den Aberglauben in Neapel, weist aber alsbald den Vergleich zurück, weil der Neapolitaner von Gott nur sehr materielle Dinge, hauptsächlich ein langes Leben, Fernhaltung des Schmerzes und des Todes verlange. Zehn Seiten handeln von der Fähigkeit der Russen, dem Tod mit ruhigem Blick entgegenzusehen und die Schwierigkeiten des Lebens zu ertragen, worauf nach einer rhetorischen Aufzählung vieler menschlichen Uebel der wesentlich religiöse Schluß kommt, was wir Uebel nennen, sei ein Geheimniß, das wir bis jetzt noch nicht durchdrungen haben.

Nach einigen Aeußerungen über die Nützlichkeit einer kleinen Dosis Barbarei im Kampfe um die Existenz geht Ferrero zur Beschreibung Moskau's als einer Industriestadt über. Die Großindustrie habe daselbst, wie in ganz Rußland, aber noch nicht in Polen, die Tendenz, ihre Arbeiter, sowohl die unverheiratheten, als die verheiratheten, in großen Casernen unterzubringen, wo sie gleichförmig ernährt werden. Die Obrigkeit, die Geistlichkeit und schließlich der Arbeitgeber hätten dem Arbeiter auch nicht einen einzigen Winkel der Seele freigelassen, er sei einfach der ältere Bruder der Maschine geworden. Der russische Staat habe sogar gesetzliche Vorschriften zum Wohle dieser Arbeiter erlassen müssen, die bis zu einem gewissen Punkt beobachtet werden. Nie habe es, meint Ferrero, eine absolutere Herrschaft über Menschen gegeben, als die über die Einwohner dieser, Klöster zu vergleichenden Arbeitercasernen. Er schließt seine Betrachtung mit einer philosophischen Bemerkung: Diese Sklaverei hätte nicht auferlegt werden können und würde nicht eine Zeit lang dauern, wenn sie nicht einer alten, tief in die Volksseele eingedrungenen Ueberlieferung entspräche. In der That leben auch viele Arbeiter, die nicht von ihren Brodherren dazu gezwungen seien, in Genossenschaften (Artels) zusammen, die beispielsweise einen Erwachsenen mit durchschnittlich 14 Kopeken im Tage ernähren.

Ferrero hebt das Demokratische dieser Erwerbsgenossenschaften hervor und berichtet von einem communistischen Zuge der Schiffer auf den großen Strömen. Jedes Mitglied sei abwechselnd einen Tag lang Haupt und Cassier der Verbindung. Je einfacher das Gewerbe der Genossen sei, desto mehr communistische Züge weise die Genossenschaft auf. Die russische Gesetzgebung über die Artels sei die liberalste der Welt, weil sie gar nicht existire. In Archangel seien selbst die Frauen, die das Getreide auf die Schiffe laden, in einem Artel vereinigt und bedienten sich in ihrem Verkehr mit den Schiffscapitänen einer aus Russisch und Englisch bestehenden Mischsprache.

Neben derartigen Einzelheiten fehlt es auch in diesem Capitel nicht an solchen Generalisationen, die mehr den Schwärmer als den Psychologen, mehr den rasch schließenden Demagogen als den langsam prüfenden Beobachter kennzeichnen. So sagt Ferrero in vollem Ernst von der reichen Bourgeoisie in Rußland, was ein Satiriker geneigt sein könnte von einzelnen halbgebildeten Reichen zu behaupten: „Sie besteht aus wenigen steinreichen Kaufleuten und Industriellen, fast alle unwissend, hochmüthig, extravagant, zerfressen von der Syphilis und vom Alkoholismus, deren Moral die Moral der Eitelkeit und der Begierde ist; imstande, Beethoven'sche Musik nicht von einem Stück von Waldteufel zu unterscheiden und dabei wie verrückt gewordene wilde Thiere zu brüllen, wenn sie im ersten Theater der Stadt eine schöne Sängerin hören; bereit, einen Kleinhändler, der vor ihre Allgewalt gestellt ist, um hundert Rubel zu betrügen und eine Million für ein Hospital zu schenken; gierig nach Adelstiteln und Ordensauszeichnungen, verachten sie sich gegenseitig und schätzen sich nur im Verhältniß der Millionen, die sie besitzen."

Ein weiteres Capitel, das seltsamerweise in der kurzen Aufzählung auf dem Titelblatt vergessen ist und schon vor ein paar Jahren in einer Zeitschrift gedruckt wurde, trägt den Titel: Il terzo sesso (das dritte Geschlecht). Vielleicht wäre die Verarbeitung dieses Essays über die moderne Frauenfrage in das etwas schmal ausgefallene Capitel über London nützlich gewesen. Ferrero gibt eine recht belehrende Naturgeschichte der alten Jungfern auf englischem Boden. Diejenigen Mädchen, die sich von Jugend auf vornehmen, unvermählt durchs Leben zu schreiten und eine mehr oder minder nützliche Thätigkeit außerhalb der Familie zu entfalten, imponiren ihm nicht wenig, was nach seinen Darlegungen im Capitel über die Liebe nicht überraschen darf. Wenn die Neigung der weiblichen Wesen, sich einem freiwilligen Cölibat hinzugeben, sich noch steigern sollte, werde nur ein Theil der männlichen Bevölkerung zu einer ordentlichen Ehe gelangen können. Da dies nicht von England allein gesagt ist, werden sich die „Fliegenden Blätter" ehestens darauf einrichten müssen, uns in Wort und Bild zu zeigen, wie wir Männer sitzen bleiben. Wenn Ferrero an dem dritten Geschlecht rühmt, es sei eine freiwillige Trösterin und Pflegerin derjenigen, die im harten Kampf um die Existenz zu erliegen drohen, so verträgt sich das nicht mit der Behauptung, in England sei ein Hund besser daran, als ein Arbeiter.

Das Capitel: „Der Antisemitismus als der Kampf zweier Racen und zweier Ideale" beginnt mit einem Rückblick auf die einschlägigen Verhältnisse in Deutschland. Wie die meisten südländischen Schriftsteller, nicht bloß die revolutionär gesinnten, übertreibt Ferrero ein wenig die Bedeutung Heine's und verwundert sich beinahe, daß dessen Popularität derjenigen Schillers und Goethe's, „der zwei echt deutschen Genien", nachstehe. Nicht übel ist die Bemerkung, daß „die großen deutschen Geister semitischer Race" (er beleuchtet namentlich Karl Marx, Heine und — Max Nordau) in Deutschland ihre Bücher drucken und moralisch von der Atmosphäre ihres Landes leben, aber im Ausland wohnen. Erst in der Entfernung von Deutschland schwächten sich die tiefen Charakterdifferenzen ab, die sie von ihren arischen Genossen unterscheiden. Nachdem er in den Unterabtheilungen, „der ethische Geist des Hebräers", „der hebräische Pessimismus", „der hebräische Stolz", „der hebräische Proselytismus" u. s. w. an den Juden Vieles getadelt hat, läßt er dieselben am Schluß Gnade vor seinen Augen finden. Der Hebräer sei heutigentags nicht mehr

Digitized by Google

ein ausländischer Feind, sondern ein origineller Mitarbeiter, „mit kostbaren Eigenschaften für sich und für uns“. Einmal heißt es von Marx lustig genug: „Wäre er kein Jude gewesen, so hätte er vielleicht trotzdem ‚das Capital‘ verfaßt, in schönen, kalten, schwerfälligen Perioden, widerstandsfähig wie Marmorblöcke, ohne es jedoch mit so vielen Zügen herber Ironie anzufüllen; er wäre Universitätsprofessor geworden, anstatt Chef der internationalen socialistischen Agitation, und auf dem ihm auf Staatskosten errichteten Denkmal hätte man vielleicht gelesen: Karl v. Marx.“ In dem Abschnitt: „Die großen Hebräer und ihr Vaterland“ vergleicht Ferrero gewissermaßen die Haupttypen der italienischen Intelligenz Leonardo da Vinci, Niccolo Machiavelli und Galilei mit dem „unitalienischen Geist“ eines Cesare Lombroso, der allerdings sein Lehrer gewesen ist und dem er auch sein Buch widmet.

Obwohl wir uns gleich bei der ersten Lectüre des Buches einige sachliche Irrthümer notirt haben, die Ferrero unbeschadet seiner Weltanschauung hätte verbessern können, verzichten wir darauf, sie hier zu besprechen. Hundert- und tausendmal wird jenen Italienern, die nicht selbst deutsch verstehen und darum ihre Kenntniß Deutschlands und der Deutschen über Paris beziehen, Irrthümlicheres und Tendenziöseres geboten. Solchen deutschen Lesern, die nicht daran gewohnt sind, daß ausländische Schilderer deutschen Lebens dem letzteren naturgemäß ein geringeres Ausmaß von Sympathie entgegenbringen als die Volksgenossen, möchten wir empfehlen, erst die zusammenfassenden Schlußworte und das zweite Capitel des Buches über die Liebe zu lesen, ehe sie sich der Gefahr aussetzen, sich über die Angriffe auf Bismarck im ersten Capitel zu ärgern.

Zur Sociologie.

Daß die Sociologie vielfach sich noch nicht der verdienten Anerkennung zu erfreuen vermag, liegt, von mancherlei zufälligen Gründen abgesehen, mit an dem Umstande, daß in ihr mehr als nöthig und zulässig die bloße Speculation das Wort geführt hat; glänzende Hypothesen haben die streng exacte und empirische Forschung, die doch in dieser naturwissenschaftlichen Disciplin allein entscheiden sollte, überwuchert, und erst neuerdings beginnt eine nüchterne methodische Kritik und Detailarbeit einzusetzen. Auch hier kann nur eine enge Fühlung mit der Völkerkunde, mit dem stets wachsenden ethnographischen Material eine endgültige und dauernde Besserung schaffen, und gerade in diesem Sinne begrüßen wir die umfassenden Untersuchungen des berühmten französischen Sociologen Ch. Letourneau an der ecole d'anthropologie in Paris mit besonderer Freude. Auch in seinem neuesten Buche: l'évolution de l'esclavage dans les diverses races humaines (Paris, Vigot Frères 1897) ist dieser inductive Gesichtspunkt so maßgebend, daß er mit Recht von sich sagen kann: „meine Theorien sind lediglich der einfache und klare Ausdruck der beobachteten Thatsachen“, indem er hinzufügt: „ohne Zweifel ist diese Methode langsam und erfordert weitläufige Untersuchungen; aber ohne dieselbe würde man nicht eine Sociologie gründen können, die würdig wäre, wissenschaftlich genannt zu werden.“ Die Sociologie kann nur unter der Bedingung existiren, daß sie eine Wissenschaft der Beobachtung ist. Ob wir freilich, wie es hier geschieht, noch das Thierreich heranzuziehen nöthig haben (insbesondere die Ameisen und Bienen), erscheint uns zweifelhaft, da die Ausbeute verhältnißmäßig gering ist und bei der Erklärung der sogenannten Thierstaaten unbewußte Täuschung und falsche Parallelisirung mit unterläuft. Um so wichtiger aber ist die allgemeine ethnographische Umschau innerhalb des weitverzweigten genus homo sapiens, von den elenden Patagoniern, Buschmännern und Australnegern an bis zu den höchst cultivirten Völkern. Hierbei ergibt sich zunächst, daß die landläufige Ansicht, daß die Sklaverei nothwendig mit der socialen Entwicklung überhaupt verknüpft sei (was z. B. bekanntlich auch Aristoteles behauptete), falsch ist; vielmehr gibt es primitive Stämme, welchen diese Differenzirung noch völlig unbekannt ist und die alle unbequeme und lästige Arbeit ihren Frauen aufbürden. Der Werth der Sklavenarbeit ist so wenig erkannt, daß die etwaigen Kriegsgefangenen nicht hiefür aufgespart, sondern erschlagen und verspeist werden. Erst eine gewisse, wenn auch noch so relative Verfeinerung des Lebens und der Bedürfnisse schärft den Blick für die Möglichkeit dieses industriellen Betriebes, wie das z. B. bei den Eskimos zu ersehen ist; die im einfachsten Communismus auf Grönland dahinlebenden Stämme kennen die Sklaverei noch nicht, während die volkreicheren und bereits auf höherer Stufe stehenden Kautschadalen sehr wohl mit dieser Institution vertraut waren. Ueberall aber auf Erden — und darin sehen wir wieder das Walten großer socialer Gesetze, welche weit über jeden ethnographischen und culturhistorischen Zusammenhang hinausgreifen — sind es dieselben Quellen, aus denen das Contingent der Sklaven erwächst; in erster Linie (sobald eben das Bedürfniß erwacht war) ist es immer der Krieg gewesen, der hierbei in Betracht kommt, und mit diesem Umstande haben die civilisirten Nationen in den berüchtigten Sklavenjagden Centralafrika's bis auf den heutigen Tag zu rechnen. Dann führte das natürliche Wachsthum der Geburten diesem Stande von selbst den erforderlichen Zuschuß zu — nur äußerst selten war die Sklaverei nicht erblich —, endlich erwuchs mit organischer Nothwendigkeit aus der Schuldknechtschaft letzten Endes bei der Unmöglichkeit der Auslösung die Verpfändung des Schuldners mit Leib und Leben an seinen Gläubiger, wie wir das noch weit bis ins Mittelalter hinein finden. Daneben erscheint noch (besonders in Zeiten socialer Bedrängniß) die freiwillige Entäußerung der Freiheit, wo als äußerstes Vertheidigungsmittel der Schutz eines mächtigen Fürsten oder Adeligen aufgesucht wird. Daß selbst bis in die neuesten Zeiten hinein der Verkauf der Kinder seitens der Eltern vorkommt, sei nur beiläufig bemerkt. Was die Behandlung der Sklaven anlangt, so schwankt dieselbe innerhalb der weitesten Gegensätze; doch läßt sich im allgemeinen der Unterschied festhalten, daß diejenigen, welche zur Feldbestellung verwendet werden, einer viel roheren und brutaleren Behandlung unterliegen, als die Hausssklaven, bei denen schon die tägliche Gewohnheit des Umganges die ursprüngliche Härte etwas mildert. Im übrigen waren natürlich beide rechtlos und allen Willkürlichkeiten tyrannischer Herren preisgegeben. Die antike Cultur war freilich — und insofern ist die oben angeführte Ansicht des Stagiriten erklärlich — auf der Sklaverei basirt, Griechenland und Italien sind aber, was noch unzweifelhafter ist, an diesem Krebsschaden, welcher allmählich den ursprünglich gesunden Organismus vernichtete, zugrunde gegangen. Für Rom insbesondere war die Entvölkerung des platten Landes, die Vernichtung des kleinen Grundbesitzes durch die großen Latifundien und damit die Vermehrung des großstädtischen, arbeitsscheuen und verkommenen Proletariats verhängnißvoll; diese sociale Ungleichheit hatte, wie allbekannt, ihre entsprechende furchtbare ethische Kehrseite. Um das fast unglaubliche numerische Uebergewicht dieser capite censi gegenüber den Besitzenden zu beleuchten, sei nur an die Thatsache erinnert, daß zur Zeit Cäsars auf eine Zahl von 450,000 Bürgern 320,000 Proletarier kamen, die, vom Kriegsdienst ausgeschlossen — sofern sie das römische Bürgerrecht besaßen —, nicht zur Ausübung eines Handwerks, um sich selbst zu ernähren, gezwungen werden konnten.

Aus der Sklaverei entwickelte sich mit organischer Nothwendigkeit die Leibeigenschaft, und zwar infolge der Landbestellung im großen Stil. Ihr Ursprung, sagt Letourneau, ist in erster Linie die Eroberung eines Landes, die Unterwerfung einer großen Bevölkerung durch wenig zahlreiche Eroberer. In der That kann in ähnlichen Lagen die häusliche Sklaverei, selbst der Verkauf der Besiegten nur einen verhältnißmäßig geringen Bruchtheil des unterworfenen Volkes nutzbar machen. Von der anderen Seite, welchen Vortheil würden die Sieger von einem verwüsteten Lande haben? Es ist viel nutzbringender und rathsamer, die Arbeiter auf ihren Feldern zu lassen, die Hirten bei ihren Heerden, und ein- für allemal bestimmte Einkünfte zu beziehen, die Menschen an den Boden zu fesseln und sie zu Hörigen und Leibeigenen zu machen, die regelmäßig eine Abgabe in Erträgen des Bodens zahlten, wenn sie Ackerbauer sind, der Weidewirthschaft, wenn sie Hirten sind, der Industrie, falls sie Handwerker sind u. s. w. Die persönliche Freiheit, welche den Leibeigenen zugestanden wird, ist übrigens recht relativ; man beschränkt ihr Recht des Besitzes, des Erbes, der Heirath ꝛc., aber man verzichtet darauf, sie ohne das Land, dem sie zugetheilt sind, zu veräußern. (S. 493.) Auch hier ist der Willkür und Mißhandlung noch der größte Spielraum gelassen, Kirche und weltliche Gewalt, hohe und niedere Fürsten welteiferten im Mittelalter um die Wette, diese niedere Schichte der Bevölkerung auszusaugen und zu belasten, so daß vielfach große Landschaften völliger Verarmung und Verwüstung anheimfielen. Es läßt sich schwer entscheiden, ob das Loos dieser Unglücklichen, welche außerhalb der Kaste standen, nicht ebenso beklagenswerth war, wie das der Sklaven im Alterthum, wenigstens derer, die in den Häusern der Vornehmen die Erziehung der Jugend leiteten, und an diesem Elend änderten auch die gelegentlichen, freilich mit instinctiver Wuth, aber mit um so weniger Ueberlegung unternommenen Empörungsversuche im Grunde nicht viel. Die gegebenen Versprechungen und provisorisch vielleicht vorgenommenen Erleichterungen wurden regelmäßig später wieder zurückgenommen und aufgehoben. Wie bekannt, hat erst in diesem Jahrhundert Rußland die Leibeigenschaft durch kaiserlichen Ukas abgeschafft.

Die letzte, abgeschwächte und doch in ihren verhängnißvollen Consequenzen furchtbare Form der Sklaverei ist das Lohnsystem, das der modernen Gesellschaft mit ihrer entwickelten Capitalwirthschaft und ihrem Industrialismus geradezu den Stempel aufdrückt. Und doch begegnen wir diesem Typus schon im alten Athen und überhaupt überall da, wo eine größere industrielle Thätigkeit sich entwickelt. Während die Sklaverei in der homerischen Zeit im ganzen und großen durch das idyllische Licht des Patriarchats verklärt ist, finden wir, wie unser Verfasser ausführt, im späteren Athen alle schlimmen Züge unsres modernen Industrialismus wieder: die Liebe zum Gewinn ohne Anstrengung, die Neigung zum Hazardspiel, das man Speculation nennt, Capitalisten, deren größte Sorge es ist, ihr Feld gut auszunutzen, und welche deßhalb die Sklavenarbeit ausbeuten. Es gab selbst in Athen industrielle Gesellschaften für Minenausbeutung und Handelscompagnien. Aus diesem Zustand der Dinge entwickelte sich eine Geldaristokratie, die sich damit brüstete, die mechanischen Künste, die sie bereichert hatten, zu verachten (S. 314). Dem Anscheine nach ist hier der Begriff der persönlichen Freiheit seinem ganzen Umfange nach verwirklicht, aber wenn der arme Arbeiter nicht Hungers sterben wollte, so mußte er zu dem von dem Unternehmer festgesetzten Lohne sich ihm verdingen, der bei dem Ueberschuß von arbeitskräftigem Angebot und dem Mangel genossenschaftlicher Organisation seiner Willkür unterlag und deßhalb meist sehr niedrig fixirt wurde. Dasselbe galt oder gilt noch von dem Verkaufswerth der meisten durch den Handwerker hergestellten Fabricate, die ebenfalls von der Ausbeutung durch den speculativen Großhändler möglichst tief herabgedrückt werden. Die bedenklichsten physischen und sittlichen Folgen zeigen sich, wenn es sich, wie ja leider so häufig, um Frauen und Kinder handelt, und Letourneau enthüllt uns einen Abgrund der Verkommenheit und des Elends durch eine herzzerreißende Schilderung der unglücklichen, zum Theil durch ihre eigenen Eltern verkauften Knaben, welche auf Sicilien in den Schwefelgruben ihr sieches Dasein fristen. Man sollte in der That nicht glauben, daß so etwas noch heutigentags — die Darstellung stützt sich auf authentische Berichte — in einem civilisirten Staate möglich sei. Mit vollem Recht sagt unser Gewährsmann derartigen grauenhaften Auswuchsen gegenüber: daß ein solcher Zustand der Dinge bis ins Unabsehbare dauern dürfte und überhaupt könnte, ist schlechterdings unmöglich. Eine wohlgeordnete Gesellschaft darf nicht ihren Proletarierstand nur zu einer Vereinigung lebendiger Werkzeuge verurtheilen, zu schneller Ausführung bestimmt und völlig ausgeschlossen von all den Freuden, welche eine vorgerückte Civilisation den besser gestellten Müßiggängern bietet. Andernfalls wird man es eines Tages erleben, daß die Werkzeuge sich nicht mehr mit einem so traurigen Schicksal begnügen werden (S. 509). Deßhalb wird es hier geradezu als eine unabweisliche Pflicht des modernen Staates und jeder besseren Regierung hingestellt, dies fluchwürdige System der Menschenknechtung unter gesetzlicher Maske abzuschaffen; wie das möglich sei, darüber erlaubt sich Letourneau nur einige allgemeine Bemerkungen, die er selbst wohl schwerlich in die unmittelbare Praxis übertragen wissen möchte. Dazu ist das Problem zu verwickelt und berührt die Grundfesten unsrer gegenwärtigen socialen Ordnung. Aber wir wollen mit ihm hoffen, daß diese Wandlung sich ruhig, ohne tiefgreifende Erregungen vollziehen möge, auf dem Wege einer organischen Entwicklung, welche nicht zu stark den Egoismus auf der einen und den Jähzorn auf der andern Seite erregen möge — zweier gleichmäßig blinder Leidenschaften. Was dem vorliegenden Buch noch einen besonderen Werth verleiht, ist die klare, durchsichtige Darstellung, welche eine glückliche Mitte hält zwischen pomphafter Rhetorik, die für wissenschaftliche Untersuchungen doppelt unangenehm wirkt, und farbloser Nüchternheit; daß im übrigen aber der ernste wissenschaftliche Charakter voll gewahrt ist, daß hier insbesondere ein reichhaltiges ethnographisches Material zur Verwendung gelangt, bedarf nach unsern Ausführungen wohl nicht besonderer Betonung.

Th. Achelis.

St. Jakob am Anger in München. Oberbayerns ältester Gewölbebau.

Von Architekt Franz Jakob Schmitt in München.

An der Stelle, wo heute St. Jakob in München steht, gehörten ehedem Felder und Fluren der Benedictinerabtei St. Peter in Tegernsee, den von dieser gegründeten Mönchshof umgaben Aecker und Anger, welche sich bis zum jetzigen „Thal“ hinabzogen. Die Mönche trieben Feldbau und lehrten ihn anderen auf eben diesen Angern, hieraus ergab sich alsbald der Name „Anger“ für dies Stadtviertel, das bis zu Kaiser Ludwig des Bayern Stadterweiterung vor den Thoren und der Umwallung der inneren Stadt München lag. Hatte die Abtei Tegernsee auf der Anhöhe nächst der Straße zur Isar dem Apostelfürsten St. Peter eine Kapelle erbaut, aus der sich vom Jahre 1181 ab unter Herzog Otto I. von Wittelsbach die heutige Pfarrkirche entwickelt hat, so errichtete man beim Mönchshof „Anger“ Apostel

Jakobus dem Aelteren ein Oratorium für die Mönche und ihre Angehörigen; klein und bescheiden, wie es der mäßigen Bevölkerung entsprach. Wenn uns auch urkundliche Beweise über die Zeit der erstmaligen Gründung des Gotteshauses zu St. Jakob fehlen, so wird man doch der Wahrheit nahe kommen, hiefür die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts anzunehmen, somit die Regierungszeit des 23. Freisinger Bischofs Albert I. von 1158—1184. Des Patrons Wahl im 12. Jahrhundert weist schon so recht bezeichnend auf die Benedictiner von Tegernsee hin, da gerade in diesem Zeitalter der Apostel Jakobus major höchste Verehrung genoß, wie die im Anschluß an sein Heiligthum in Spanien St. Jakob di Compostella entstandenen Benedictinerklöster zu St. Jakob in Mainz, in Leiden (Lébeny) und St. Ják in Ungarn, bei den Schotten zu Erfurt, Würzburg und Regensburg beweisen.

Das uns erhaltene Gotteshaus zu St. Jakob am Anger in München besteht jetzt aus zwei getrennten Theilen, dem als dreischiffige Basilica errichteten Ostbau romanischen Stiles und dem als dreischiffige Hallenkirche mit monumental eingebauten Emporen errichteten Westbau. Die in der heiligen Linie von West nach Ost angelegte dreischiffige Basilica schloß ursprünglich mit drei gewölbten Conchen (davon existiren jetzt noch zwei) und hat ein zweijochiges Langhaus, dessen Mittelschiff quadratische Felder einschließt, breite spitzbogige Quergurten besitzt, und über derben vierkantigen Diagonalrippen sind die feuersicheren Kreuzgewölbe geschlagen. Heute sind die Seitenschiffe flach gedeckt und durch Mauern vom Mittelschiff geschieden; dies war ehedem anders, und es darf mit vollem Recht eine Reconstruction in der Weise bethätigt werden, daß man das gebundene romanische Wölbesystem zu Grunde legt, wonach die beiden Sargmauern auf freistehenden Pfeilern ruhen und jedem der zwei quadratischen Mittelschiffgewölbe immer zwei quadratische Seitenschiffgewölbe entsprechen. Somit erhält man in beiden Abseiten je vier kleine quadratische Kreuzgewölbe, also eine Anordnung, wie sie die drei romanischen Dome des Mittelrheins zu Speyer, Worms und Mainz besitzen. Die Hauptconcha ist im Grundriß als Halbkreis und im Aufriß als Viertelkugel gestaltet, was mit der gleichen Anlage des Freisinger St. Marien-Domes vom Ende des 12. Jahrhunderts übereinstimmt. Leider steckt der ganze Ostbau so unter dickem Mauerputz und Tünche, daß es zur Zeit unmöglich ist, die zur Verwendung gekommenen Materialien zu untersuchen und anzugeben, ob natürliche Quadersteine oder gebrannte Ziegelsteine bei Gurtbogen und Gewölberippen gewählt worden sind; ein auszeichnender Schlußstein fehlt den beiden Kreuzgewölben des Mittelschiffes, die dank ihrer überaus soliden Herstellung nicht nur Münchens Stadtbrand vom Jahr 1327, sondern auch die vielen nachfolgenden glücklich überdauert haben. Die Formengebung ist eine sehr schlichte, es fehlt alles vegetabilische Ornament, und wenn auch die Wandpfeiler der Gewölbeträger im unteren Theile jetzt fortgeschlagen sind, so sehen wir doch auch am Kämpfer der Mittelschiffgewölbe eben nichts weiter als die einfachsten Profile eines Gesimses von geringer Höhe und Ausladung. Das Mittelschiff besitzt an beiden Außenmauern glatte Lisenen mit zugehörigem Rundbogenfries auf schlichten Consolen und einem deutschen Bande darunter, alles in Backstein hergestellt. Licht geben dem Mittelschiff von der Nord- und Südseite vier Rundbogenfenster, wobei zu bemerken, daß man in späterer Zeit die äußeren Schmiegen dieser vier Fenster vergrößert hat, die nunmehr in den oberen Rundbogenfries unschön einschneiden. Die Mittelconcha hat drei Rundbogenfenster, auch hier wurden nachträglich zum besseren Lichteinfalle die äußeren Schmiegen vergrößert und erscheinen dadurch nun nach oben zugespitzt, was Lotz in seiner 1863 zu Kassel erschienenen Kunsttopographie Deutschlands im zweiten Bande auf Seite 294 veranlaßte, irrthümlich von Spitzbogenfenstern zu berichten. Aus dem im Jahre 1572 vom Bildhauer Jakob Sandtner gefertigten und im kgl. Nationalmuseum aufgestellten Stadtmodell Münchens ist ersichtlich, daß die Concha des südlichen Seitenschiffes schon damals einem rechteckigen Ausbau gewichen war.

In diesem vorstehend beschriebenen gewölbten Gotteshause zu St. Jakob am Anger haben wir die erste vom Anfang an auf eine feuersichere Steindecke in allen drei Schiffen berechnete Basilica der Diöcese Freising und Oberbayerns, die sich von der Zeit ihrer Ausführung im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts bis zum heutigen Tag erhalten hat. Die ganze Disposition, Construction und Formengebung weist auf die zwei ersten Jahrzehnte des genannten Jahrhunderts hin, die bescheidenen Maße von 7.50 Meter für die Mittelschifflichtweite bei einer Mauerstärke von einem Meter und zwei Seitenschiffen von halber Mittelschiffbreite sind in Berücksichtigung der kurzen Längenausdehnung von nur zwei Mittelschiffjochen die Maße eines größeren Oratoriums, welches die St. Petersabtei in Tegernsee unter dem von 1183—1231 regierenden Herzog Ludwig I. von Wittelsbach zur Ausführung bringen ließ. Der bei den Gewölbegurtbogen verwendete stumpfe Spitzbogen und die ungegliederten Gewölberippen beweisen, daß wir den heute existirenden Ostbau von St. Jakob dem Anfang des 13. Jahrhunderts zuzuschreiben haben; er trat wohl an Stelle einer einschiffigen ungewölbten Capelle, welche bereits bei Gründung des Mönchshofes am Anger geschaffen worden war.

Im Jahre 1221 erscheint der neugegründete Orden der Franciscaner in Deutschland, hält in der Bischofsstadt Augsburg sein erstes Capitel ab und sendet von da aus seine Mönche nach Straßburg, Speyer, Mainz, Köln, Würzburg, Regensburg und Salzburg; bereits 1222 erscheint Pater Castinus mit seinen minderen Brüdern in München, wo ihm bei der von Tegernsee errichteten Basilica am Anger mit Genehmigung des 25. Freisinger Bischofs Gerold (1220 bis 1230) Wohnsitz gewährt worden ist. In Anbetracht, daß das Testament des hl. Franciscus vorschrieb: „die Brüder sollen sich wohl hüten, Kirchen und Wohnungen und was man sonst für sie baut, zu übernehmen, wenn nicht alles so gemacht ist, wie es die heilige Armuth erlaubt, welche wir in unsrer Regel gelobt haben, so daß sie als Pilger und Fremdlinge in ihnen wohnen können", sind wir gezwungen anzunehmen, der Ostbau von St. Jakob am Anger habe bereits vollendet bestanden, als die Franciscaner 1222 ihren Einzug hielten. Diese gewölbte dreischiffige Basilica romanischen Stiles steht nicht im Einklang mit den Vorschriften des Bettelordens; hätte dieser das Bauprogramm aufzustellen gehabt, so wäre es in jeder Hinsicht anders ausgefallen. Der vorhandene Bau entspricht sehr wohl dem von Weltgeistlichen abzuhaltenden Gottesdienst einer kleinen Pfarr- oder Filialgemeinde, nimmermehr aber dem Convent eines aufblühenden Ordens, wie dem der Franciscaner im Jahre 1222. Wie dieser sich eine zweckentsprechende Klosterkirche im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts dachte, sehen wir am Rhein in Köln heute noch wohl erhalten in der 1239 begonnenen und 1260 vollendeten Minoritenkirche. Der Franciscanerorden, welcher überall als Vorkämpfer des gothischen Baustiles aufgetreten, auf dessen Generalcapiteln die Guardiane der einzelnen Conventе die künstlerischen Errungenschaften austauschten, hätte sicher auch in München nicht im romanischen, sondern im gothischen Stile die Klosterkirche zu St. Jakob errichtet, sofern ihm im zweiten oder dritten Jahrzehnt des 13. Säculums hiezu wäre Veranlassung geboten worden. Da aber die Franciscaner eine fertige gewölbte dreischiffige Basilica hier bereits vorfanden, so hatten sie eben nur die Aufgabe, sich

Digitized by Google

die nöthigen Klosterbauten bei der Kirche herzustellen, was denn auch geschehen ist, und zwar durchgehends an der Südseite des Gotteshauses. Eine vollkommen entsprechende Gesammtanlage konnte aber hieraus niemals entstehen, weil eben der wichtigste Theil, die Klosterkirche, unpraktisch war. Dies gab wohl für den Convent selbst die naheliegende Veranlassung, sich anderweit in München anzusiedeln; die Errichtung des neuen Schlosses beim „Alten Hof" ließ dann auch bei dem von 1253—1294 regierenden Herzog Ludwig II. den Entschluß reifen, nahe bei den Franciscanern eine Kirche nebst Kloster ausführen zu lassen. So sehen wir im Jahre 1284 die mindern Brüder den Convent auf dem Anger verlassen und das bei der seit 1227 bestehenden Capelle der hl. Agnes erbaute Franciscanerkloster beziehen. In das verlassene Angerkloster zogen um die gleiche Zeit vier Schwestern des Ordens der hl. Clara vom Mutterhause in Söflingen bei Ulm an der Donau ein. Die Clarissinnen, als der zweite Orden des hl. Franciscus, verblieben nunmehr bei St. Jakob bis zu der im Jahre 1803 erfolgten Klosteraufhebung. Die Anzahl der Schwestern vermehrte sich alsbald derart, daß man sowohl die Klostergebäude vermehren, wie auch die alte Basilica romanischen Stiles erweitern mußte. Die Erweiterung erfolgte unter Beibehaltung der heiligen Linie von Ost nach West derart, daß man ein dreischiffiges Langhaus in der Form einer gewölbten Hallenkirche mit in den Seitenschiffen eingebauten gewölbten Emporen zur Ausführung brachte. Da der im Jahre 1327 nahe dem Angerkloster ausgebrochene große Stadtbrand nur dem Chore Schaden brachte und hier offenbar bloß die hölzernen Dächer zerstörte, so können wir hieraus folgern, daß der Westbau nach dieser Zeit zum erstenmale hergestellt worden ist. Dies geschah also unter der Regierung Kaiser Ludwig des Bayern, von dem wir wissen, daß er der Kirche zum heiligen Geist in München die merkwürdige Disposition mit Chorumgang und dem Ganzen die dreischiffige Hallenform gothischen Stiles verleihen ließ. Wir haben somit in Heiliggeist wie in St. Jakob am Anger im Westbau eine Hallenkirche aus Kaiser Ludwigs Regierungszeit zu reconstruiren und besitzen dieselben an beiden Baudenkmalen bis auf den heutigen Tag, denn alle späteren Erneuerungen und Veränderungen sind auf den alten Fundamenten und stets im vollsten Anschlusse an die Baugedanken der ursprünglichen Anlagen erfolgt. Urkunden berichten, daß an einem Nachmittag des Jahres 1404 das Gewölbe des Westbaues von St. Jakob herabgestürzt sei, wobei kein Menschenleben zugrunde gegangen sei. Die heute noch über den zwei Emporen vorhandenen zehn einfachen Netzgewölbe auf hohl profilirten Ziegelsteinrippen entsprechen vollständig in Form und Ausführung der Erneuerungszeit nach dem Jahre 1404, und es darf wohl angenommen werden, daß bei der Katastrophe ein Theil der Emporendecken herabfielen, was die damaligen Werkleute veranlaßte, gleich alle zehn Gewölbe in solider Construction zu erneuern, welche nun unverändert bald fünfhundert Jahre überdauert. Es liegt kein Anlaß vor, die acht Freipfeiler des Innern und die Umfangsmauern des ganzen Westbaues von St. Jakob als nach 1404 gleichfalls neu aufgeführt anzunehmen.

Aus Lipowsky's Urgeschichte Münchens, zweiter Band, Seite 229, erfahren wir, daß der Hochaltar vor der Klosteraufhebung ein doppelter gewesen; es wurde auf dessen beiden Seiten celebrirt, was heutzutage auch beim Hochaltar des Kaiserdoms zu Mariä Himmelfahrt in Speyer geschieht. Diese Mittheilung ist deßhalb so wichtig, weil wir vernehmen, wo der Hochaltar mit der Madonna in trono, welche Kaiser Ludwig der Bayer den Clarissinnen geschenkt, gestanden hat; es war dies am Westende des romanischen und am Ostende des gothischen Baues, also unterm Triumphbogen, welcher heute bis zum Fußboden des Kircheninnern vermauert erscheint. Der Westbau wurde nämlich mit einem steilen Satteldache über den drei gleich hohen Schiffen, wie bei Münchens Heiliggeist-Kirche, bedeckt, hohe Steingiebel schlossen östlich und westlich das Ziegeldach ab, in der Mitte des Ostgiebels wurde ein über den Dachfirst sich erhebendes Steinthürmchen zur Aufnahme der Kirchenglocke hergestellt; dies geschah also oberhalb des Triumphbogens durch beiderseitige Auskragung. Als im Jahre 1810 Professor Karl v. Fischer die St. Jakobskirche umbaute, ließ er die bis dahin durch die Triumphbogenöffnung bestandene Verbindung von Ost- und Westbau durch eine Mauer schließen und das Glockenthürmchen von der oberen Auskragung bis zum Fundamente herab führen. Damit aber wurde gerade der wichtigste Theil des mittelalterlichen Bauprogramms vollständig aufgehoben und beseitigt. Die Klosterfrauen hatten sich den gothischen Westbau mit oberen Emporen über den gewölbten Seitenschiffen herstellen lassen, damit sie ungestört allen Gottesdiensten anwohnen konnten, ob diese im Ostbaue stattfanden oder im Westbaue, dessen Erdgeschoß den Gläubigen aus der Stadt zugänglich war. In den beiden östlichen Seiten-Conchen standen ehedem der Altar des heiligen Apostels Jakobus des Aelteren und der Altar der heiligen Clara. Im Jahre 1607 erfolgte die Aggregation von St. Jakob am Anger an die Laterankirche San Giovanni in Rom, das Patrocinium ist am Tage St. Jakobus' major, und seit 1607 wurde außerdem das Fest Johannes des Täufers als Patrocinium secundarium gefeiert. Hatte der gothische Hallenkirchenbau bis dahin gedauert, so entschloß sich im Jahre 1657 die Aebtissin Maria Eleonore v. Frauenberg zu einer umfassenden Erneuerung und dies konnte eben nur im Sinne der damaligen Zeit, also mit classischen Stilformen sein. Pater Barnabas Kirchhueber, Ord. S. Francisci, Beichtvater im Clarissen-Kloster, gab 1701 den „gnaden- und tugendreichen Anger in München" heraus, der beigegebene Kupferstich mit der Vogelperspective der Kirche und des Frauenklosters läßt erkennen, wie St. Jakob vor nunmehr zweihundert Jahren ausgesehen hat. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts erfolgten noch im Innern des Westbaues Veränderungen, so wurden die Rippen des Mittelschiffgewölbes weggeschlagen, um durchgehende glatte Flächen für Frescomalereien zu erhalten. Mit Recht tadelt Dom-Benefiziat Anton Mayer im zweiten Bande auf Seite 359 seiner 1876 herausgegebenen statistischen Beschreibung des Erzbisthums München-Freising die jetzigen unschicklichen Außen-Façaden des Westbaues, sowie des verunstalteten Giebelthürmchens der St. Jakobskirche, welche im Jahre 1810 unter der oberen Leitung des Akademie-Professors Karl v. Fischer ausgeführt wurden.

War St. Jakobs Ostbau die erste gewölbte dreischiffige Basilica Oberbayerns, so haben wir im Westbau, neben Münchens Heiliggeist-Kirche, die erste gothische Hallenkirche anzusprechen und damit den werthvollen Beleg, daß Bayerns Hauptstadt in der Baukunst auch schon im frühen Mittelalter auf der Höhe der Zeit gestanden hat.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Die Literatur zum Bürgerlichen Gesetzbuch** setzt erfreulicherweise langsamer an, als man bei der hastigen Productionsweise der Gegenwart voraussagte. Es sind wohl mehrere große Commentare im Erscheinen begriffen, keiner davon aber ist noch über die ersten Lieferungen hinaus gediehen. Das läßt hoffen, daß gründliche und sorgsame Arbeit zu Stande kommen wird. Auch die systematischen Darstellungen halten noch zurück. Als Anfang einer solchen ist die erste Lieferung einer Sammlung von Vorträgen, die Rechtsanwalt Dr. Max Hachenburg in Mannheim

vor einem Kreis von Juristen gehalten hat, zur Besprechung eingegangen. Das Werk soll in fünf bis sechs Lieferungen vollständig sein; es führt den Titel „Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich" und erscheint bei J. Bensheimer in Mannheim. Der Verfasser geht frisch und muthig daran, dem trägen Stoff Leben einzuflößen, indem er unter Vernachlässigung des kleinen Beiwerks, das sich doch erst durch stete praktische Bethätigung erlernen und behalten läßt, die leitenden Gedanken schnell herauszuarbeiten sucht. Die bereits abgeschlossene erste Abtheilung, die auf den ethischen und socialen Charakter des Bürgerlichen Gesetzbuchs, insbesondere auf die Bedeutung von Treu und Glauben, den Schutz der wirthschaftlich Schwachen, das Hereinwirken von Sitte und Anstand näher eingegangen wird, liest sich sehr interessant. — Einen „Ueberblick über das neue Bürgerliche Gesetzbuch" auf 27 Seiten bietet Professor Dr. Rudolf Leonhard (Dresden, v. Zahn u. Jaensch 1897). Natürlich sind bei dem knappen Umfang nur einige beachtenswerthe Punkte hervorgehoben. Das Schriftchen ist der Abdruck eines Vortrags, den der Verfasser für die Gehe-Stiftung zu Dresden hielt. Die vielfache Gleichheit des sächsischen Rechts, auf das er besondere Rücksicht zu nehmen hatte, mit dem Bürgerlichen Gesetzbuche gestattete ihm die kurze Fassung. — Vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus bespricht Professor Dr. E. Jäger unter dem Titel „Die neue deutsche Hypothekengesetzgebung" die verschiedenen Formen der Grundstücksverschuldung, die das Bürgerliche Gesetzbuch aufstellt (Stuttgart, Adolf Lesching u. Co. 1897). Bekanntlich läßt dasselbe eine Belastung eines Grundstücks des Inhalts, daß aus dem Werthe des Grundstücks an den Berechtigten eine bestimmte Summe zu zahlen ist, auf zwei vollkommen verschiedene Arten zu: einmal so, daß der Berechtigte immer auch Gläubiger der Forderung sein muß, zu deren Schutz die Belastung erfolgte (Sicherungshypothek), dann aber auch so, daß für die Belastung das Bestehen einer Forderung gleichgültig ist und bei der rechtlichen Beurtheilung ganz außer Betracht bleibt (Grundschuld). Dazwischen stehe die regelmäßige Hypothek oder Verkehrshypothek, für die an und für sich ein Schuldverhältniß vorausgesetzt ist, die sich aber davon auch lostrennen kann. Die Rentenschuld, die wohl als vierte Art genannt wird, ist nur eine besondere gestaltete Grundschuld. Für Süddeutschland ist die Form der Grundschuld neu; sie ist in Mecklenburg entstanden und durch die preußische Grundbuchgesetzgebung auch in einem großen Theile Preußens eingeführt worden. Nicht mit Unrecht hebt Jäger hervor, daß die Trennung der Grundstücksbelastung von dem Schuldverhältniß, die abstracte Gestaltung der dinglichen Haftung, wesentliche Bedenken gegen sich habe; sie weniger geschäftsgewandte Grundbesitzer, wie sie unter dem süddeutschen Bauernstande zahlreich sind, liegt darin eine bedeutende Gefahr. Hat schon die abstracte Wechselobligation gerade in diesen Kreisen viel Unheil gestiftet, so wird die abstracte Grundschuld hiezu noch mehr geeignet sein. Es werden Mittel und Wege gesucht werden müssen, um solche Wirkungen thunlichst zu vermeiden. Für die abstracte Eigenthumsübertragung an Grundstücken (Auflassung) hat die Grundbuchordnung den Landesgesetzen die Möglichkeit gewährt, ein causales Geschäft mit Verbriefungszwang daraus zu machen; für die Grundstücksbelastung ist nichts Aehnliches vorgesehen. Das beste Schutzmittel gegen Uebervortheilung und Wucher auf diesem Gebiet wird eine entsprechende Belehrung über die Tragweite der Grundschuld bilden, zu der die an der Entstehung der Grundschuld mitwirkenden Beamten angewiesen werden können, die aber in erster Linie den Leitern der landwirthschaftlichen Organisationen zusteht. Ein Zwang für die Betheiligten, in irgend einem Falle die Form der Grundschuld zu wählen, ist in ebensowenig vorhanden, als für die Eingehung eines Schuldverhältnisses die Form des Wechsels vorgeschrieben ist; sie können zwischen den verschiedenen Arten nach Belieben ihre Wahl treffen. Da die Hypothek in Süddeutschland bereits eingebürgert ist, findet die Grundschuld hier ohnehin keinen günstigen Boden vor.

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Sitzung vom 13. Mai. Das w. M. Professor Franz Exner überreicht eine in seinem Institut ausgeführte Arbeit des Hrn. L. Kann: „Ueber die innere Reibung des Brom und deren Aenderung mit der Temperatur". Der Reibungscoëfficient des Broms ergab sich bei gewöhnlicher Temperatur etwa zu zwei Drittel von dem des Wassers, seine Abnahme mit der Temperatur — bis zu 50° C — ist aber auffallend gering, so daß bei höheren Temperaturen das Wasser eine geringere innere Reibung besitzt als das Brom. Ferner legt Prof. Exner die VIII. Mittheilung der von ihm in Gemeinschaft mit Hrn. E. Haschek ausgeführten „Untersuchungen über die ultravioletten Funkenspectra der Elemente" vor. Dieselbe enthält eine Ausmessung der Spectren von Te, Hg, Bi, Sb und C. Das Spectrum des Kohlenstoffes mußte durch Vergleichung mehrerer Kohlenarten gewonnen werden, da es bis jetzt nicht möglich ist, Kohlenstoff von genügender Reinheit in fester, leitender Form herzustellen. Das Spectrum des Kohlenstoffes an sich ist sehr linienarm. — Sitzung vom 20. Mai. Das c. M. Hofrath Prof. A. Bauer übersendet eine Arbeit aus dem Laboratorium für allgemeine Chemie an der technischen Hochschule in Wien von Max Bamberger und Fritz Böck: „Ueber Nitroverbindungen des Anthrachinons". Prof. Dr. O. Tumlirz an der Universität in Czernowitz übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Die specifische Wärme des Wasserdampfes bei constantem Druck". Hr. V. Grünberg in Wien übersendet ein versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität, mit der Aufschrift: „Hypothese zur Thermodynamik". Das w. M. Regierungsrath Prof. F. Mertens überreicht folgende zwei Abhandlungen: 1. „Ueber einen asymptotischen Ausdruck"; 2. „Ueber einen algebraischen Satz". Ferner überreicht Regierungsrath Mertens eine Abhandlung von Dr. Konrad Zindler, Docent an der technischen Hochschule in Wien: „Ueber die Differentiation mehrfacher Integrale nach einem Parameter, von dem auch die Grenzen abhängen". Das w. M. Hofrath Director A. Kerner R. v. Marilaun überreicht eine Abhandlung von Dr. Árpád v. Degen in Budapest und Ignaz Dörfler in Wien, betitelt: „Beitrag zur Flora Albaniens und Macedoniens. Ergebnisse einer von J. Dörfler im Jahre 1893 unternommenen Reise". Bemerkenswerth und in pflanzengeographischer Beziehung sehr wichtig ist das vollständige Fehlen der Vertreter der baltischen Flora. Selbst auf den Kuppen und Rücken der höchsten Berge fehlen die Fichtenwälder und Heidekrautbestände. Die Flora der macedonischen Gebirge, welche bisher noch von keinem Botaniker untersucht worden war, nimmt, wie wohl nicht anders zu erwarten stand, eine Mittelstellung zwischen jener der serbischen und bulgarischen und jener der griechischen Hochgebirge ein. — Das w. M. Hofrath Director F. Steindachner überreicht eine Abhandlung, betitelt: „Bericht über die von Dr. Escherich in der Umgebung von Angora gesammelten Fische und Reptilien". Der Verfasser führt 12 Fisch- und 15 Reptilienarten, aus der Umgebung Angora's stammend, an; von ersteren wurden 2 als für die Wissenschaft neu erkannt. Fast die ganze Hälfte der gegenwärtig aus dem Stromgebiete des Sakaria durch des Verfassers und Dr. Escherichs Aufsammlungen bekannten Fischarten kommt auch in den Strömen Europa's nur eine einzige von diesen Arten treten in für das südliche Rußland charakteristischen Abarten auf, während von den übrigen, speciell der asiatischen Fischfauna eigenthümlichen Arten eine Art bisher nur aus persischen Gewässern, eine von Brussa in Anatolien und zwei aus Aleppo bekannt waren. Hierauf begrüßt der Vorsitzende die anwesenden Mitglieder der ärztlichen Expedition nach Bombay, DDr. F. Müller, H. Albrecht, A. Ghon und R. Pöch zu ihrer glücklichen Rückkehr und spricht denselben den Dank aus für die erfolgreiche Thätigkeit bei dieser schwierigen Mission. Dr. Albrecht dankt im Namen der Mitglieder der Expedition für die von der Akademie aufgewendeten reichlichen Mittel, wodurch ihnen die Gelegenheit ermöglicht wurde, ihre Kräfte für eine so wichtige Arbeit einzusetzen, und erstattet einen vorläufigen Reisebericht.

* Ueber die Physiologie der Sprache und die Röntgen-Strahlen hat auf dem Congreß für innere Medicin Dr. Max Scheier-Berlin sehr bemerkenswerthe Ausführungen gemacht, worüber die „D. medic. Wochenschr." jetzt ausführlich berichtet. Es ist Scheier gelungen, mittelst Röntgen-Strahlen die Bewegungen, die das Gaumensegel beim Sprechen macht, auf dem Schirm von Baryumplatincyanür genau zu erkennen. Durchleuchtet man den Kopf seitlich, so sieht man auf dem Bilde den Nasenrachenraum und den Rachen als hellen Schatten hervortreten, der hinten von der dunkelschwarz erscheinenden Halswirbelsäule abgegrenzt wird. Läßt man nun die zu untersuchende Person einen Vocal phoniren, so sieht man, wie das Gaumensegel sich hebt, und zwar ganz verschieden in den Nasenrachenraum sich hineinlegt, je nach dem Vocal, den man aussprechen läßt. Auf den Röntgen-Bildern Dr. Schreiers sieht man, wie sich das Gaumensegel bei der Aussprache des a am wenigsten hebt. Bei e, u, o wird es successiv mehr gehoben. Bei i hebt sich das Gaumensegel am höchsten. Läßt man die Vocale nasalirt aussprechen, so sieht man, daß das Gaumensegel sich nur wenig hebt. Bei dem Aussprechen der Consonanten mit Ausnahme der

Resonanten hebt sich der weiche Gaumen ebenso hoch, wie bei J, zuweilen noch höher. Bei m, n und ng hebt sich der Gaumen nur mäßig. Bezüglich der Stellung des Gaumensegels bei verschieden hohen Tönen sind bis dahin die Ansichten sehr verschieden gewesen. Dr. Scheier hat constatirt, daß die Erhebung des Gaumensegels bei hohen Tönen höher ist als bei tiefen. Ebenso hebt es sich bei laut gesprochenen Vocalen mehr als bei leise gesprochenen. Sehr deutlich kann man auf dem Schirmbilde auch sehen, welche Gestalt die Mundhöhle bei den verschiedenen Buchstaben einnimmt. Man sieht die Gestalt und Lage der Zunge, wie die Zunge bei u am Boden der Mundhöhle liegt, wie bei i die größte Masse des Zungenfleisches in der Mitte zusammengezogen und in Form eines großen Wulstes dem harten Gaumen stark genähert ist, wie bei u die Masse des Zungenfleisches über dem Zungengrunde zusammengezogen und gegenüber dem Palatum molle einen Wulst bildet. Man sieht ferner die Stellung der Lippen, der Kiefer zu einander, die Lage des Zungenbeins, Kehlkopfs und des Kehldeckels. Während man bisher auf dem Schirmbilde den Kehldeckel nicht sehen konnte, ist es jetzt möglich, bei den meisten Individuen den Kehldeckel genau zu erkennen. Mit steigender Tonhöhe steigt der Kehlkopf höher empor und der Kehldeckel richtet sich immer mehr auf, während er bei absteigender Tonleiter sich mehr und mehr senkt. Bei der Falsettstimme richtet der Kehldeckel sich steil auf, der Kehlkopf wird in die Höhe gezogen und dem Zungenbein stark genähert. Die Röntgen-Strahlen können übrigens nicht allein über viele strittige Fragen in der Physiologie der Stimme und Sprache genaue Aufschlüsse geben, sondern auch über das Verhalten des Gaumensegels bei den Schlingbewegungen, beim Athmen, beim Schnarchen, Bauchreden u. s. w. und sind im Stande, in pathologischen Fällen der Stimme und Sprache die betreffenden Störungen präciser festzustellen.

* Die internationale Lepra-Conferenz, welche zum Herbst auch Berlin einberufen ist, wird vom 11.—16. October im Sitzungssaale des Reichsgesundheitsamtes tagen. Alle bekannten Lepra-Autoren sind zur Theilnahme eingeladen worden. Unter anderen werden folgende Themata zur Verhandlung gelangen: Die Stellung der Lepra unter den Infectionskrankheiten (Rob. Koch); Pathologische Anatomie der Lepra (Virchow); Histologie der Lepra (Unna-Hamburg); Inwieweit ist man berechtigt, den Lepra-Bacillus als die Ursache der Krankheit anzusehen? (Neisser-Breslau); Les essais de culture du bacille de la lèpre (Campana-Rom); Rôle étiologique 1. de l'hérédité, 2. de la transmissibilité (Besnier-Paris); Alimentation and leprosy (Hutchinson-London); die Frage der Impfbarkeit (Köbner-Berlin). Außerdem werden noch die Fragen der Weiterverbreitung, die verschiedenen Formen, die Geschichte und Geographie der Lepra erörtert werden. An der Conferenz sind fast alle Culturstaaten betheiligt; u. A. werden auch kommen Kitasato-Tokio, Mauriz-Hawai, v. Düring-Konstantinopel, Ehlers-Kopenhagen und verschiedene Andere. Mit der Conferenz wird eine Ausstellung aller für die Lepraforschung interessanten Objecte verbunden sein. Das Ergebniß der Berathungen soll so formulirt werden, daß auf Grund derselben später weitere Schritte in der Gesetzgebung, in der Verwaltung und auf dem Wege internationaler Vereinbarung angebahnt werden können. Das zur Zeit vorhandene wissenschaftliche Material soll durch die Conferenz so gesichtet und geläutert werden, daß die Regierungen aller in Betracht kommenden Staaten in die Lage gelangen, ihrerseits die geeigneten Maßregeln zu veranstalten.

* **Straßburg i. E.** In der philosophischen Facultät der Kaiser Wilhelms-Universität hat sich Dr. Theodor Ludwig als Privatdocent für das Fach der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit habilitirt.

* **Königsberg i. Pr.** Prof. Dr. Franz Meyer von der Bergakademie zu Clausthal ist zum ordentlichen Professor der Mathematik an der Universität Königsberg ernannt worden und wird mit Beginn des Wintersemesters sein neues Amt antreten.

* **Wien**, 23. Juni. Tel. Der Professor für Eisenbahn- und Tunnelbau an der Technischen Hochschule, Hofrath v. Rziha, ist gestorben.

* **Wien.** Der Privatdocent Dr. Karl Diener wurde zum außerordentlichen Professor für Geologie an der Universität Wien ernannt.

* **Lemberg.** Zum Rector der hiesigen Universität für das nächste Studienjahr wurde der Professor der Geographie Dr. Anton Rehmann gewählt.

* **Zürich.** Hier starb Theophil Droz, Professor der französischen Sprache und Literatur am eidgenössischen Polytechnikum.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Hermann Baumgarten und Ludwig Joly: Staatsminister Jolly. Tübingen, H. Laupp 1897. — Joh. Andr. Nodig: Rechtlos im Rechtsstaate oder irrsinnig erklären ist keine Hexerei. Rechtmäßige Ungerechtigkeiten und Irrthümer, dargestellt von einem Opfer derselben. München u. Leipzig, Aug. Schupp 1897. — Fritz Düvell: Shakespeare-Studien. (Hamlet, Romeo und Julie.) Ebd. — Georg Hirth: Aufgaben der Kunstphysiologie. 2. Aufl. 3. Lfg. München und Leipzig, G. Hirth 1897. — Literarisches Centralblatt für Deutschland. Begründet von Fr. Zarncke, hggb. von Dr. Ed. Zarncke. Jahrg. 1897. Nr. 21. Leipzig, Ed. Avenarius. — Venedig, Mailand, oberitalienische Seen und die Zugangsrouten. 6. Aufl. mit Karten und Plänen, revid. von Th. Stromer. Berlin, Albert Goldschmidt 1897. — August Kraliner: Im blühenden Cinquecento. Dichtung in Bildern aus Raffael Sanzio's Römertagen. Frankfurt a. M., Rütten u. Löning. — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Hggb. von Dr. Heinrich Braun. 10. Bd. 5. Heft. Berlin, Karl Heymann 1897. — Archiv für Strafrecht. Begründet von Dr. Goltdammer, fortgesetzt durch Dr. Mewes, Dalcke und Mugdan. 44. Jahrg. 5. und 6. Heft. Berlin, R. v. Decker 1896. — Kärnthens Sommeraufenthaltsorte nach dem Stande vom Frühjahr 1897. Mit Ansichten. 14. Jahrg. Hggb. vom Kärnthner Verein in Klagenfurt, Burg. Unentgeltl. Ausgabe. — Joseph Kürschner, Staats-, Hof- und Communalhandbuch des Reichs und der Einzelstaaten. 12. Ausg. 1897. Mit Portraits ꝛc. Eisenach, Verl. von Kürschners Staatshandbuch. — Appelt-Behrend: Commentar zum deutschen Zolltarif nach Maßgabe des amtlichen Waarenverzeichnisses, der Bundesrathsbeschlüsse und der von den Landesfinanzbehörden gegebenen Erläuterungen. 4. Aufl. Wittenberg, R. Herrosé 1897. — Finanzarchiv. Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Herausg. von Georg Schanz. 14. Jahrg., 1. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897. — Immermanns ausgewählte Werke in 6 Bänden. Mit Einleitung von Franz Muncker. 5. Bd.: Münchhausen II. Ebd. — Las Rassegna Nazionale. Anno XIX. Vol. XCV. 1897. Firenze e Milano. — Dr. Rud. Wichmann: Die Wassercuren. 2. Aufl. Mit 8 Abb. Berlin, Otto Salle. — Dr. H. Schünemann: Die Pflanzenvergiftungen, ihre Erscheinungen und das vorzunehmende Heilverfahren. 2. Aufl. mit 18 Abb. Ebd. — 90 Ausflüge von München auf einen halben bis drei Tage. Mit Karte. 11. Aufl. München, J. Lindauer 1897. — Dr. Hermann Peter: Die geschichtliche Literatur über die römische Kaiserzeit bis auf Theodosius I. und ihre Quellen. 2 Bde. Leipzig, B. G. Teubner 1897. — Albrecht Dieterich: Pulcinella, pompejanische Wandbilder und römische Satyrspiele. Ebd. 1897. — Jehan Rictus: Les Soliloques du Pauvre. 3. éd. Paris, Mercure de France 1897. — Dr. Ferdinand Detter: Deutsches Wörterbuch. Leipzig, G. J. Göschen 1897. — Dr. Franz Heiderich: Ländertunde von Europa. Mit 14 Textkärtchen ꝛc. Ebd. — Dr. Jos. Klein: Chemie. Anorganischer Theil. 2. Aufl. Ebd. — Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Mit Beiträgen von W. Bode ꝛc. Herausg. von R. Graul u. R. Stettiner. 2. Jahrg., 9. Lfg. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — Dr. Wilh. Donle: Lehrbuch der Experimentalphysik für Realschulen und Realgymnasien, nach ministeriellen Lehrplänen bearbeitet. Ausg. A. Mit 173 Abbild. und 525 Uebungsaufgaben. München u. Leipzig, Dr. E. Wolff 1897.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Bibliotheken

werden bei der geringen Auflage später vergebens versuchen, ein Stück der 2. Auflage der „Deehungen der Erdkruste" zu erhalten, durch welche u. a. die „Eiszeiten" ihre Erklärung finden. Schon hiedurch ist das Buch für die naturwissenschaftliche Forschung höchst wichtig. (9874)

Soweit der Rest reicht, können Exemplare à 8 M. vom Verfasser in München, Langerstraße 2, bezogen werden.

Jahrgang 1897. München, Freitag, 25. Juni. Nummer 139.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Religionsphilosophische Bewegungen innerhalb des französischen Katholicismus. Von Rudolf Eucken. — Die Leidenszeit Prags von 1741 bis 1743. Von Karl Werner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Religionsphilosophische Bewegungen innerhalb des französischen Katholicismus.

Von Rudolf Eucken.

Ein Streben nach wissenschaftlicher Vertiefung der religiösen Probleme und nach einer innerlicheren Aneignung der Religion, wie es neuerdings innerhalb des französischen Katholicismus erscheint, dürfte auch in Deutschland mehr Beachtung verdienen, als es bis jetzt gefunden hat. Jene Bewegung umfaßt zunächst nur kleinere Kreise, aber wie in ihnen augenscheinlich das jugendliche Alter vorherrscht, so sind sie voll jugendfrischer Kraft und freudigen Glaubens; in wohlthuender Weise verbindet sich hier mit religiöser Wärme und Tiefe ein ernstes und eindringendes Streben nach klarer Erkenntniß. So kann auch der, welcher aus anderen Voraussetzungen an die Behandlung des religiösen Problems herantritt, jene Bewegung mit aufrichtiger Sympathie verfolgen.

Es steht aber diese Bewegung durchaus auf dem Boden des kirchlichen Katholicismus; weder in Lehre noch Organisation soll irgend etwas von dem überkommenen Bestande angetastet oder an Neuerungen eingeführt werden; auf der objectiven Seite bleibt alles beim alten. Aber auf der Seite des Subjects soll weit mehr geleistet und das Problem erheblich anders gefaßt werden; es gilt, die Religion mit dem eigenen Wesen des Menschen inniger zu verbinden, im Subject selbst eine Bewegung, einen unwiderstehlichen Trieb zu ihr hin aufzuweisen; wird diese Aufgabe in einem großen Zusammenhang behandelt und wird zugleich eine ehrliche Auseinandersetzung mit den geistigen Bewegungen der Neuzeit unternommen, so scheint sich ein neuer Anblick des ganzen religiösen Problems zu ergeben, und weite Aussichten scheinen sich für die Zukunft zu eröffnen. Zugleich aber weiß man sich in bedeutenden historischen Zusammenhängen. Unverkennbar ist vor allem eine innere Verwandtschaft mit Pascal, aber auch die großen Mystiker des Mittelalters klingen öfter durch, und gern wird Augustin mit seiner Universalität und seiner Innerlichkeit zur Abwehr von Verflachung und Verengung aufgeboten.

Unter den Männern, welche in dieser Weise durch streng wissenschaftliche Arbeit eine seelische Verinnerlichung der Religion erstreben, dürfte die führende Rolle Maurice Blondel, zur Zeit maître de conférences an der Universität Lille, einnehmen; er hat seine Ueberzeugungen ausgesprochen zunächst in der Schrift „L'Action“, welche 1893 bei der Sorbonne als These vertheidigt wurde, dann in einer ausführlichen Abhandlung über die Forderungen der modernen Apologetik.[1])

[1]) Lettre sur les exigences de la pensée contemporaine en matière d'Apologétique et sur la méthode de la Philosophie dans l'étude du problème religieux. Saint-Dizier 1896.

Diese Abhandlung hat viel Beachtung gefunden und dem Verfasser auch heftige Angriffe eingetragen; eine Vertheidigung dagegen hat vor kurzem L. Laberthonnière, Priester des Oratoriums, in den Annales de Philosophie chrétienne unternommen, und zwar in einer so klaren und aufhellenden Weise, daß dadurch auch der positive Kern jener Bewegung zu besonderer Deutlichkeit gelangt. Versuchen wir denn die allgemeinen Tendenzen jener Männer in einigen Umrissen zu skizziren.

Die Energie des eigenen Strebens bekundet sich schon in der Entschiedenheit, mit der die älteren Formen der Apologetik, mit der auch die Neuscholastik abgelehnt wird. Blondel vermißt in dem hochfahrenden und selbstbewußten Ton mancher Apologeten nichts geringeres als die echtchristliche Gesinnung selbst und meint: „Il ne faut pas que les apologistes aient les premiers besoin d'être convertis à l'esprit chrétien“; er kann sich nicht befreunden mit jener geringschätzigen Behandlung der modernen Bestrebungen, welche in den großen Wandlungen der Jahrhunderte nichts anderes sieht als Verirrungen und Krankheiten, er lebt vielmehr der Ueberzeugung, daß jedes Zeitalter in dem Christenthum neue Kräfte zu entdecken vermag und daß der große Aufschwung der modernen Gedanken zur Hervorbringung der philosophischen Form wirken kann, welche den religiösen Forderungen entspricht. Im besondern erwartet er, bei aller Anerkennung der historischen Größe des Thomas von Aquino, von einer einfachen Wiederaufnahme seiner Methode und seiner Gedanken keine Befriedigung der Gegenwart. Für eine Zeit, „wo die metaphysischen und theologischen Begriffe sozusagen einen normalen, ja beinahe einen Zwangscurs hatten, ohne daß es etwas anderes zu fürchten gab als Häresien, d. h. partielle Abweichungen“, genügte jene Statik der Gedanken, jene Uebereinanderlegung der verschiedenen Elemente, welche Thomas in bewunderungswürdiger Weise lieferte; heute dagegen, nach so großen Wandlungen und in so schweren Kämpfen, heißt: „wörtlich denken wie vor fünfhundert Jahren unvermeidlich in einem anderen Geist als damals denken“.

Was nach Blondel die heutige Apologetik von der des Mittelalters wesentlich unterscheidet, ist dieses, daß damals die Vorkämpfer der christlichen Lehre zu solchen sprachen, die schon glaubten, während es jetzt darauf ankommt, diejenigen zu gewinnen, die noch nicht glauben. Für diesen Zweck muß die Apologetik sich weit mehr um das Subject bekümmern, weit mehr in seine Lage eingehen; sie darf das Uebernatürliche nicht schon voraussetzen, sondern sie muß es als abwesend denken, dann aber zeigen, daß es durch das Denken wie das Handeln nothwendig postulirt wird, daß uns „ein innerstes Bedürfniß und gleichsam ein gebieterisches Verlangen darauf vorbereitet“. Es handelt sich ferner bei der Apologetik „nicht um eine theoretische Zustimmung des Geistes zu einem außer uns liegenden Dogma, sondern um die praktische Einführung einer lebendig machenden Wahrheit in unser Herz und unser Thun“. Oder

wie Laberthonnière es ausdrückt: „Die Organismen empfangen von draußen ihre Nahrung, aber sie verarbeiten sie von innen her nach einer leitenden Idee.“ Wirkte nicht auch in uns übernatürlich eine leitende Idee, so könnte die geoffenbarte Wahrheit niemals unsre Wahrheit werden, wir könnten sie niemals in unser Leben einführen, weil sie für uns keinem Bedürfniß entsprechen würde. Beider Männer felsenfeste Ueberzeugung ist dabei, daß die kräftigere Entfaltung des Subjects zu einem um so glänzenderen Triumph der Religion, sowie zu einer glücklichen Einigung von Wissen und Glauben führen werde.

Eine wissenschaftliche Ausführung dieser Bestrebungen hofft Blondel von seiner méthode d'immanence. Sie gilt ihm als das nothwendige Endergebniß der modernen philosophischen Bewegung, welche vom Subject ausgeht und mehr und mehr das Subject zur Entfaltung bringt, mehr und mehr alles Fremde ausscheidet. Denn jene Methode will das Geistesleben rein bei sich selbst erfassen, die Vernunft ganz auf sich selbst richten, unsre Ideen als Stücke eines immanenten Lebensprocesses verstehen. Eben dieses aber kann sie nach Blondel nicht consequent durchführen, ohne über die bloß menschliche Natur hinauszuweisen und zugleich innere Schranken aller reflectirenden Erkenntniß zum Bewußtsein zu bringen. — Die Wissenschaft als Wissenschaft überschreitet nicht das Gebiet der Erscheinungen, sie selbst lehrt uns immer besser begreifen, daß alle Analysen und Erklärungen ihr Object nicht erschöpfen und daß es im Leben etwas wesentliches gibt, das die Wissenschaft und die abstracte Vernunft nicht besitzen. Allem Phänomenalismus der wissenschaftlichen Einsicht bleibt überlegen die Handlung und der lebendige Gedanke, erst sie bieten eine lebendige, eine unanfechtbare Realität. Aber eben dieses eigenste von uns, diese Wesen und Wirklichkeit schaffende Handlung ist nicht von uns allein aufzubringen; „die Handlung, wie sie in uns durch uns gesetzt ist, fordert mehr als uns allein zu thun möglich ist,“ sie verlangt zu ihrer Begründung eine göttliche That, die wir uns nur aneignen. Eine wahre Realität entsteht nur vom Uebernatürlichen her; die Freiheit selbst erscheint von hier aus als ein Werk der Gnade, ohne dadurch ihre Selbständigkeit zu verlieren. „Auszugehen ist von der lebendigen Realität, welche wir sind. Aber da es eine übernatürliche Ordnung gibt, und da jeder Mensch thatsächlich zu einem übernaturlichen Leben aufgerufen wird, so ist es Gott, der durch seine Gnade auf das Herz jedes Menschen wirkt und es mit seiner Liebe durchdringt; so ist die Handlung selbst, welche unser Leben begründet, thatsächlich in übernatürlicher Weise von Gott eingegeben“ (Laberthonnière). Ist aber die menschliche Handlung zugleich unsre That und die That Gottes, so muß sie in sich selbst ein übernatürliches Element enthalten, so muß dies Uebernatürliche die Seele immer zu sich hinziehen, so kann der Mensch nicht ruhen und rasten, bis er diesen innersten Kern seines eigenen Wesens ergriffen, sich selbst damit errungen hat. Es erhellt zugleich sowohl, daß der Besitz einer ewigen, aller Reflexion überlegenen Wahrheit nothwendig ist, um das Verlangen des Menschen zu stillen, als auch, daß diese Wahrheit für ihn einen Gegenstand unablässigen Strebens bildet. „Das Suchen muß den Besitz immer begleiten, ihm folgen, ihn beleben.“ Das Leben tritt unter diesen zwiefachen Anblick, daß das Ewige zugleich als begründende Thatsache in der Tiefe unsres Wesens unmittelbar gegenwärtig ist, und daß es doch von unsrer That, unserm Bewußtsein immer erst erkämpft und voll angeeignet werden muß; so bedarf unser Leben bei allem Ruhen in einer ewigen Wahrheit unablässig neuer Formen.

In diesen Zusammenhängen ist die Bedeutung wie die Schranke der wissenschaftlichen Forschung augenscheinlich. Sie muß in stetem Fortgang den Inhalt des Gedankens und die Postulate der Handlung näher bestimmen, aber sie kann nie das Sein liefern, dessen Begriff sie findirt; sie analysirt die Bedürfnisse des Lebens, aber sie enthält nicht bei sich selbst das Leben; sie verlangt nothwendig etwas Reales, aber sie selbst kann dies Reale nicht realisiren; sie kann wegen solcher Jenseitigkeit ihres Objectes es nun und nimmer zu Ende ergründen. So bleibt „jenseit aller speculativen Demonstration das Reale, das Wesentliche der persönlichen Leistung oder der empfangenen Gnade“. „Die Philosophie rührt nicht an das reale Geheimniß der Handlung und dringt nicht ein in das Geheimniß der Beziehungen der menschlichen Seele mit sich selbst.“ „Nur die wirkliche Vollziehung des Lebens löst, für einen jeden im Geheimen, die Frage der Beziehungen der Seele und Gottes.“ Oder, wie Laberthonnière es ausdrückt: „Es ist die lebendige Homile, das Innerlichste von uns selbst, die Wurzel unsres Seins, worin die Verbindung des Uebernatürlichen und des Natürlichen erfolgt.“

Solche Ueberzeugungen enthalten eine entschiedene Abweisung des Intellectualismus, einer Philosophie, welche alles Geistesleben in ein System von Ideen verwandeln möchte. Aber man verkennt darüber nicht die Bedeutung des Gedankens, man will durchaus nicht in ein dunkles und instinctives Gefühl verfallen. „Der Wille ist nur Wille, d. h. moralische Activität, durch den Gedanken.“ „Wäre der Glaube wirklich nur eine Sache des Instinctes oder des Gefühls, so würde er in keinem höheren Grade eine Tugend sein als wenn er die Schlußfolgerung eines Raisonnements wäre.“ Hier wie da würde die sittliche Verantwortlichkeit aufgehoben. Vielmehr ist der Wille der Kern des Wesens, und in ihm liegt die letzte Entscheidung auch über die Wahrheit. „Die Wahrheit besteht für uns nicht in der Ruhe, sondern in der Festigkeit der Orientirung. Und die Festigkeit in der Orientirung ist der gute Wille.“ „Ohne die fides implicita, ohne den guten Willen könnten weder Offenbarungen noch Wunder noch Schlußfolgerungen irgendwelcher Art im Geist das Licht entzünden und ihn zur fides explicita führen.“ Ja es kann schließlich heißen: „Jede speculative Lösung ist nur eine abstract ausgedrückte praktische Lösung.“

Eine solche Philosophie des Willens und der lebendigen That ergibt eine höhere Schätzung der Individualität und zugleich der seelischen Innerlichkeit; sie will die Religion, ohne ihren objectiven Bestand irgend anzutasten, mehr zur Herzenssache des Menschen machen; sie versetzt die Seele in eine unablässige innere Bewegung und Schwingung, in ein Fliehen und ein Suchen ihrer selbst; sie sieht aber in solcher Bewegung nicht eine Gefährdung, sondern vielmehr eine Belebung und Bekräftigung der Religion. „Ist es nicht Gott, der in uns allen wirkt durch diese Unruhe, durch dieses Nichtgesättigtsein, durch dies Bedürfniß nach Unendlichem, der uns immerfort hindert, Ruhe zu finden, und der uns immer Bewegung verleiht, um in immer weitere Ferne und immer größere Höhe zu gehen!“ Es waltet hier, mit einem Worte, ein männliches und kräftiges Verlangen, neben der objectiven Seite des religiösen Lebens die subjective, neben der Wahrheit des Inhalts die Wahrhaftigkeit der Gesinnung zu größerer Entfaltung zu bringen.

Ueber das innere Vermögen dieser neuen Bewegung kann erst die Weiterbildung und die genauere Ausführung entscheiden, aber jeder, der die heutige Spannung zwischen der Religion und der Cultur als einen schweren Mißstand empfindet, wird einem so ehrlichen, so begeisterten, so tiefinnerlichen Streben den besten Fortgang wünschen. Der französische Katholicismus aber möge sich innerlich weit genug zeigen, eine so verheißungsvolle Bewegung festzu-

Digitized by Google

halten und zu seiner eigenen Belebung zu verwerthen, statt sie durch ein hochmüthiges und wohlfeiles Aufstöbern von „Häresien" von sich zu stoßen.

Die Leidenszeit Prags von 1741—1743.

Von Karl Werner.

Es wird wohl wenige Städte geben, welche eine so interessante Vergangenheit haben, wie die Stadt Prag, deren Gründung in die nebelhafte Sagenwelt zurückreicht und deren Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte ein ganz charakteristisches Gepräge erlangte und festhielt. Sie gewährt deßhalb auch willkommenen Stoff für die Geschichtschreibung und so kam es denn, daß sich bald eine reiche Literatur über hervorragende Ereignisse bildete, welche weit über das Weichbild des Ortes hinausreichten und ins Getriebe der gesammten Welt hineingriffen. Wir brauchen nur an die Regierung Karls IV., an die Gründung der Universität zu erinnern oder die Zeiten des Huß, die eigenthümlichen Tage der Hofhaltung Kaiser Rudolfs II., den Fenstersturz, das Aufflammen von Wallensteins Gestirn u. dgl. m. zu betrachten, um Bearbeitungen ausgezeichneter Gelehrter begreiflich zu finden.

Auch die vorliegende Periode, eine der traurigsten Episoden aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, wurde als Monographie schon von Klutschak behandelt. Da jedoch dem Verfasser damals nur gedruckte, nicht immer zuverläßige Quellen zu Gebote standen, müssen wir es als ein Verdienst Professor Ottokar Webers bezeichnen, daß er dasselbe Thema bearbeitete, aber hiebei sorgfältig alles vorhandene Material benützte, in den Archiven der Klöster und Privaten herumstöberte und insbesondere auch die officiellen Acten eifrig durchstudirte, die sich im k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien, sowie in den Registraturen der Statthalterei und der Gemeinde zu Prag befanden, daß er endlich auch die mitunter sehr werthvoll geschriebenen Chroniken in das Bereich seiner Forschung einbezog. Nur so war es möglich, uns ein vollkommen getreues Bild der Leiden und Bedrängnisse zu geben, denen die unglückliche Stadt damals ausgesetzt war.[1])

Vielleicht hätte das schlimmste Unheil von ihr abgewendet werden können, da sie an dem Feldzeugmeister Grafen Olgivy einen tüchtigen Commandanten besaß — allein, wie die Dinge gegen Ende October 1741 standen, mußte selbst ein Laie die Unhaltbarkeit des Platzes einsehen, da sie viel zu wenig Truppen besaß und auch die Festungswerke in elendem Zustande sich befanden. Zwar hatte Olgivy die nöthigen Maßregeln zur Verproviantirung und zu besserer Armirung des Platzes in Angriff genommen, er hatte Magazine angelegt, für Errichtung von Schanzen, für Palissaden und Faschinen Vorbereitung getroffen, endlich die Garnisonen von den böhmischen Städten, die vor dem anrückenden Feind retirirten, an sich gezogen, auch einen Theil der schlesischen Truppen aufgenommen. Aber all das reichte nicht hin. Unter den angekommenen Soldaten gab es viel marode, und selbst von der zur Vertheidigung ohnehin kaum hinreichenden Mannschaft mußte er noch 4000 Mann zu der vom Großherzog von Toscana, dem Gemahl Maria Theresia's, befehligten Nordarmee abgeben, so daß er im Moment der Gefahr nur auf etwa 3000 Mann zählen konnte, zu denen noch 1200 Mann von der Bürgerwehr und 600 Studenten stießen.

Als nun die Feinde, die aus Bayern, Franzosen und Sachsen bestanden, immer näher rückten und die Gefahr einer Einschließung immer drohender ward, sandte Olgivy Boten über Boten an den Großherzog um baldigen Entsatz, und er erhielt sowohl von Maria Theresia, als auch von Franz, von letzterem aus dem Hauptquartier bei Ungarschütz wiederholt die Aufforderung, sich „standhafft, tapffer und auf die letzte Extremität zu halten", demnach wies er die wiederholten Aufforderungen des Kurfürsten von Bayern zur Uebergabe tapfer und standhaft zurück, obgleich er die Erfolglosigkeit eines längeren Widerstandes recht gut einsah. Leider zögerte der Großherzog ungemein mit seinem Vorrücken, vielleicht in dem Glauben, daß der Feind ohne Artillerie, die wegen Mangel an Bespannung noch weit zurück war, nichts gegen einen festen Platz ausrichten könne; diese Zögerung aber kostete der angestammten Herrscherin den Verlust von Prag. Denn die alliirten Armeen, die sich nun vor dieser Stadt concentrirten, mußten sich zu einer raschen That entschließen, wenn sie nicht die ganze Frucht des Feldzugs aufs Spiel setzen wollten und so beschloß man denn im Kriegsrath, sich Prags durch einen Ueberfall zu bemächtigen. Den Löwenantheil an dem Unternehmen überließ man den Sachsen, während der Kurfürst seine Bayern und Feldmarschall Belleisle seine Franzosen schonen wollten. Der Angriff wurde für die Nacht vom 25. auf den 26. November festgesetzt, da Eile im Verzug war und die Vorhut des Großherzogs schon in Stikvin — 20 Kilometer von Prag — stand, weßhalb auch der Befehlshaber der sächsischen Cavallerie, Graf Moriz von Sachsen, dem Kurfürsten dringend schrieb: „Il ne nous rest d'autre ressource que de faire attaques Prague de vive force".

Die Nacht war mondhell, als die Sachsen gegen das Sandthor vorrückten und ein anderer Theil von der Flußseite angreifen sollte, indeß ein Scheinangriff auf das Reichsthor gemacht wurde, um die Aufmerksamkeit der Besatzung von den eigentlich bedrohten Punkten abzulenken. Allein beim Sandthor erfuhren die Feinde tapferen Widerstand und erlitten viele Verluste, drangen aber doch in die Stadt ein, deren sich freilich Moriz von Sachsen auf einer anderen Seite beim Neuthor durch einen kühnen Handstreich schon etwas früher bemächtigt hatte, weil die Oesterreicher hier eine geringere Aufmerksamkeit entfalteten, indem man von dieser Seite wohl die Ankunft des Entsatzheeres, aber keineswegs Feinde vermuthet hatte. Die Stadt war verloren: niemand dachte mehr am Morgen des 26. November an Widerstand, nachdem auch Olgivy sich mit dem Rest der Garnison unbedingt unterworfen und die Räumung der Citadelle angeordnet hatte. Demnach besetzten die Feinde in verhältnißmäßig großer Ruhe und Ordnung alle Schanzen und befestigten Plätze und endlich auch die Stadt, die durch einen strengen Befehl des Grafen Moriz von Sachsen vor Plünderung geschützt wurde.

Diese milde Behandlung der böhmischen Hauptstadt darf wohl dem Umstande zugeschrieben werden, daß Kurfürst Karl Albrecht durch eine glimpfliche Behandlung sich die Bevölkerung geneigt machen wollte, da er sich nach Verdrängung der Habsburger als deren Herren betrachtete, weßhalb er sich auch am 19. December von seinen neuen Unterthanen huldigen ließ. Schon am 7. December war er unter dem üblichen Gepränge zum Könige von Böhmen ausgerufen worden, wobei man freilich den Enthusiasmus des Volkes so gering fand, daß die Begleiter des in einem stattlichen Zuge durch die Straßen und Plätze ziehenden Herolds das Publicum zum Vivatrufen ermahnen mußten. „Was aber," sagt Weber, „Karl Albrecht an Enthusiasmus beim Volke vermissen mußte, das ersetzte in hochwillkommenem Maße der böhmische Adel. Schon bei Gelegenheit der Proclamation zum Könige hat

[1]) Abgedruckt im XXXIV. Jahrgang der Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

er es an Zeichen des Antheils nicht fehlen lassen; als der Bayer nun für den 19. December zur Huldigung einlud, da folgte der Adel Böhmens in zahlreicher Menge dem Rufe. . . . Es war freilich noch lange nicht die Gesammtheit, viele Repräsentanten, besonders von hervorragenden Geschlechtern, fehlten, so daß noch ein zweiter (8. Januar) und ein dritter Huldigungstag (8. Februar) angesetzt wurden — ohne wesentlichen Erfolg — indeß, es waren doch viel mehr gekommen, als die lange Zugehörigkeit zu den österreichischen Erbländern und zur Familie der Habsburger hätte erwarten lassen sollen." Den wahrscheinlichen Grund dieser auffallenden Erscheinung glaubt Weber in dem Mißtrauen gegen das Regiment einer Frau, sowie in der Meinung suchen zu müssen, daß ein Herrscher von geringerer Hausmacht allfälligen Ansprüchen weniger Widerstand leisten würde und vielleicht auch, daß Karl Albrechts Stern im Aufsteigen sei und man gut thue, sich ihm zu unterwerfen. Mit ganzem Herzen trat übrigens wohl nur der Prager Erzbischof Graf v. Manderscheid auf Seite des neuen Königs und setzte sich hiemit in Opposition gegen seinen eigenen Klerus, der nur widerwillig der Noth gehorchte und treu zu Oesterreich stand.

Karl Albrecht hätte wohl klüger gethan, sogleich nach der Einnahme von Prag sich mit der ganzen, jetzt concentrirten Macht auf seinen Gegner zu werfen, statt mit Festlichkeiten aller Art seine Zeit zu vertrödeln, denn der Großherzog hatte auf die Kunde von Prags Fall sich zurückgezogen und es schien ihm kaum denkbar, daß die österreichische Armee mitten im Winter den Entsatz der Stadt gegen ein zahlreiches feindliches Heer versuchen würde. Der Kurfürst wollte nun bei dieser Lage der Dinge noch gern die Winterquartiere beziehen, allein dies gab der französische Marschall Duc de Belleisle nicht zu, und so wurde denn eine dreifache Action beschlossen, nach welcher ein Theil der verbündeten Armee Eger erobern, der zweite gegen den Großherzog und der dritte gegen den österreichischen rechten Flügel unter Neipperg operiren sollte. Die Kriegführung überließ der Kurfürst den französischen Befehlshabern, an deren Spitze damals von Ludwig XV. der Marschall von Broglie gestellt wurde, da Belleisle den Kurfürsten nach Frankfurt begleiten und dort alles für dessen Wahl zum deutschen Kaiser vorbereiten mußte. Bei der Wahl seines Nachfolgers hatte nicht die Fähigkeit des Mannes, sondern der Umstand den Ausschlag gegeben, daß er, der damals in Straßburg commandirte, am leichtesten und schnellsten nach Böhmen kommen konnte.

Wir wollen aber nicht den Bewegungen der feindlichen Armeen auf böhmischem Boden folgen, wollen auch von der Kaiserkrönung Karl Albrechts nur kurz Notiz nehmen, sondern lieber nach Prag zurückkehren, das von den Franzosen stark befestigt werden sollte, um einem über kurz oder lang sicher zu erwartenden Entsatzversuche widerstehen zu können.

Schon vor der Huldigung war der in Prag vorhandene Torso des böhmischen Landtags zusammengetreten, um die Forderungen des neuen Herrschers entgegen zu nehmen. Die auferlegte Kriegscontribution von sechs Millionen Gulden, sowie die Stellung von 3000 Recruten wurden allerdings nicht in ihrer vollen Höhe erfüllt, dafür wußte sich aber die neue bayerisch-französische Regierung durch directe Contributionen in Prag und auf dem Lande schadlos zu halten. Die Landesbeamten wurden zwar eingesetzt, doch hatten sie nicht viel zu bedeuten, weil die Militärbehörden und namentlich der Generalintendant Sechelles die Administration ganz selbständig leitete und weil natürlich die Franzosen auch den militärischen Oberbefehl nach dem Dictat Ludwigs XV. führten, wenn auch nominell der Graf von Bayern, ein natürlicher Bruder Karl Albrechts, an der Spitze stand.

Da selbst nach Abzug der sächsischen und bayerischen Truppen, die zu ihren Armeecorps stießen, noch immer eine Besatzung von 10,000 Franzosen in der Stadt blieb, so waren die Forderungen, die Sechelles an die Bürger zur Bequartirung und Verpflegung der Soldaten und Unterbringung der Kranken u. s. f. stellte, ungemein groß und man empfand es als Erleichterung, daß der Intendant auf ein Geldrelutum einging, welches aber freilich für den Monat die Summe von 140,000 Gulden betrug. Diese wurde durch Repartition aufgebracht, wobei der Klerus mit 32,000, das Kloster Strachow mit 1000, das erzbischöfliche Seminar mit 300, dessen Rector mit 160, der Präses mit 24 Gulden und jeder Laienbruder oder Diener mit einer Kleinigkeit besteuert wurden. Aber auch die Laien hatten Ursache, sich über die Art der Vertheilung zu beklagen, denn dieselbe geschah nach Anfässigkeiten, deren es 875 gab, ohne daß man Rücksicht darauf nahm, ob das Haus gut oder schlecht vermiethet war. So schonungsvoll auch die französischen Befehlshaber bei der Einbringung der Contribution vorgehen mochten, mußten sie doch in erster Linie auf die volle Verpflegung ihrer Landsleute sehen und daher jede Zögerung oder gar Weigerung der Zahlung durch eine starke Einquartierung bestrafen, die außer der ordentlichen Versorgung noch ein Taggeld bekam.

Obgleich nun im ersten Halbjahr der Occupation der Zustand noch erträglich genannt werden konnte, war die Last doch furchtbar drückend, und der Präses des erzbischöflichen Seminars bejammerte diesen Zustand mit den Worten: „scholae nullae, studia suspensa, professores dispersi, discipuli in continuis vacantiis, collegia foederata, militibus onerata, omnia denique confusa, omnia perturbata." Es sollte aber noch schlimmer kommen. Denn die österreichische Armee, welche trotz der gegen Preußen verlorenen Schlacht bei Czaslau (17. Mai 1742) und eines am 25. Mai verlorenen Gefechts bei Sahay gegen Broglie sich bald sammelte, die Offensive ergriff und nach dem Friedensschlusse mit Friedrich II. freiere Bewegung bekam, hatte auch dem Feldmarschall Broglie hart zugesetzt, so daß er sich von Pisek zum eiligen Rückzuge wendete und in immer größerer Unordnung und mit Zurücklassung großer Vorräthe fast fluchtartig am 13. Juni in Prag ankam. Vorsichtig rückte der Feldherr der Oesterreicher, Karl von Lothringen, dem Feinde, dessen Stärke er nicht genau kannte, nach, und schon am 24. Juni zeigten sich die ersten österreichischen Husaren auf dem weißen Berg. Nun wurde der Plan gefaßt zur Einschließung der Franzosen und zur Wiedereroberung der Stadt, welche man vor sieben Monaten leichten Kaufes den Feinden überlassen hatte, ein Plan, dessen Durchführung noch schwere Opfer kostete. Die Franzosen hatten nämlich die Zeit von Beginn des Jahres 1742 zur Armirung der Festung Wyschehrad und Prags selbst eifrig benützt und als nun Broglie mit seinen Truppen einrückte, betrug die Besatzung über 25,000 Mann, die theils in der Stadt, theils in einem außerhalb derselben gelegenen Lager untergebracht waren. Die zunächst gelegenen Höhen wurden befestigt und mit Geschütz versehen, wobei aber Broglie auf die sogenannte Schwedenschanze keine Rücksicht nahm, von der aus seine Positionen bedroht werden konnten. Es war dies nach militärischen Autoritäten ein großer Fehler, und obgleich Belleisle die ganze Aufstellung stark tadelte und deren Mängel nachwies, blieb doch Broglie eigensinnig auf seinem Plane bestehen, wozu wahrscheinlich auch die Eifersucht und der Haß gegen Belleisle nicht wenig beigetragen haben mochte.

Das sollte sich auch sehr bald rächen. Allerdings waren die Bewegungen der Oesterreicher, über welche der Großherzog selbst wieder den Oberbefehl übernommen hatte, nur langsam, nicht so sehr deßhalb, weil man von den diplomatischen Verhandlungen zwischen Wien und Paris einen

Digitized by Google

Erfolg erwartete, als weil man das nöthige Belagerungsgeschütz erst abwarten mußte und noch weiteren Truppennachschüben entgegen sah. So verfloß der Monat Juli ziemlich ruhig, da es sich nur hie und da um Scharmützel handelte, die meist durch Fouragirungen der Belagerten hervorgerufen wurden. Hiebei wäre fast einmal der Feldmarschall Belleisle selbst von den Croaten gefangen worden, wenn er nicht sein Heil in eiliger Fucht gesucht hätte.

Die Belagerungsarmee hatte inzwischen den Stand von 44,000 Mann erreicht und die Ingenieure waren mit der Ausarbeitung des Angriffsplans fertig geworden, so daß bei Beginn des August mit der Aufstellung der Kanonen begonnen werden konnte. Das führte denn nun auch zu größeren Gefechten, bei denen stets die Oesterreicher im Vortheil blieben und auch die wichtige Schwedenschanze in ihre Gewalt brachten. Da in der Zwischenzeit auch die Aufstellung der Geschütze auf den anderen günstig gelegenen Punkten vollendet war, begann am 15. August 1742 um 5 Uhr Morgens die Kanonade aus 7 Batterien auf die Stadt. Die Folge davon war, daß eilig alle französischen Truppen aus dem Lager zurückgezogen wurden, so daß mit Tagesanbruch des 16. August kein Franzose mehr außerhalb der Stadt sich befand. Belleisle, der von den beiden französischen Feldmarschällen gewiß der tüchtigere war, erkannte, daß die von den Oesterreichern stets erneut unternommenen Arbeiten gestört werden mußten, wenn sie nicht das volle Verderben herbeiführen sollten, und es gelang ihm durch die am 18. August mit 8000 und am 22. mit 12,000 Mann durchgeführten Ausfälle in der That, den Feinden großen Schaden zuzufügen und manche Befestigungen zu zerstören. Dadurch hob sich wieder der Muth seiner Truppen, während die Oesterreicher deprimirt wurden. Hiezu kam noch die Nachricht, daß ein neues französisches Heer unter Anführung des Herzogs von Maillebois zum Entsatze heran rücke, was alles den Großherzog bestimmte, am 21. September die Belagerung aufzuheben und mit dem Groß der Armee dem neuen Feinde entgegen zu ziehen; nur Graf Festetics wurde mit etwa 10,000 Mann als Beobachtungscorps zurückgelassen.

Wären die beiden in Prag commandirenden Marschälle Broglie und Belleisle klug gewesen, so hätten sie jetzt die entsetzlich mitgenommene Stadt verlassen, um sich mit Maillebois zu vereinen; allein das Verbleiben der Franzosen scheint wieder eine That Broglie's gewesen zu sein, der jetzt nach der glorreichen Vertheidigung den Posten nicht aufgeben wollte und auch den französischen Hof zu dieser Ansicht bekehrte. Als aber Maillebois, statt rasch auf das Centrum loszumarschiren, vor der österreichischen Armee hin und her laovirte und endlich sich nach Bayern zurückzog, wurde von Ludwig XV. Broglie angewiesen, an dessen Stelle zu treten, und demnach verließ der Marschall Prag am 27. October unter dem Vorwande einer Recognoscirung.

Belleisle ergriff nun die Zügel des Regiments mit fester Hand, ungehindert von einem eifersüchtigen und stets oppouirenden Collegen. Es war ein furchtbares Chaos, dessen Ordnung er übernahm, denn durch die lange Belagerung, den Hunger und die Kälte, sowie durch die Doppelwirthschaft war eine kolossale Disciplinlosigkeit unter der französischen Besatzung eingerissen und die ursprüngliche Zuruckhaltung derselben in mannichfache Gewaltthätigkeiten ausgeartet. Je mehr die Stadt von den Oesterreichern eingeschlossen worden war, desto ärger hatten sich die Leiden der Belagerten gestaltet. Die französische Verwaltung hatte es noch zu einer Zeit, wo es möglich gewesen wäre, an der nöthigen Verproviantirung fehlen lassen; als nun die Einschließung allmählich immer größere Fortschritte machte, waren zwar nach genauer Aufzeichnung des Vorhandenen noch für einige Zeit Lebensmittel und Holz vorhanden, doch hatte man keine Vorsorge für die nothwendige Fourage für Pferde getroffen und so kam rasch der Moment, wo es an Futter mangelte, da Broglie auch hier den Fehler begangen hatte, die Cavallerie, die ihm gar nichts nützte, beizubehalten, statt sie, wie ihm gerathen worden war, nach Saaz zum Corps des Harcourt zu senden. Bald mußte man die Zahl der Pferde aufs äußerste einschränken, und man trieb die Ueberzahl zur Stadt hinaus, wo sie aber von den Oesterreichern zurückgejagt und nun wieder aufgenommen wurden, um nach und nach zur Nahrung verwendet zu werden. Bei fortschreitender Belagerung nahmen die Uebergriffe der französischen Heeresleitung in die persönliche Freiheit und in das Eigenthum der Bürger immer mehr überhand; bald wurden alle Vorräthe an Lebensmitteln requirirt, und zwar nur zu gunsten des Militärs, so daß an Butter, Reis, Eiern u. dgl. rasch ein großer Mangel entstand. Mit barbarischer Härte wurden Hausdurchsuchungen nach Waffen, Pulver, Zinn und Blei durchgeführt, und fand die Soldateska nicht das Gewünschte, so nahmen sie auch anderes mit. Die Machthaber hatten an andere Dinge zu denken, als solche Ausschreitungen zu bestrafen; die Bäcker wurden beraubt und den Leuten das Brod aus den Händen gerissen, der Wein ausgetrunken und weggenommen — kurz, die anfangs rühmenswerthe Zucht und Ordnung hörte allmählich auf. Nur wenige fanden den Muth, allzu schroff gespannten Forderungen entgegen zu treten.

Zu diesen wenigen gehörte der Prager Bürger Aloysius Tochtermann, seines Zeichens ein ehrsamer Glasermeister, der sich zuerst dem Befehl widersetzte, daß alles Silber an die Münze abgeliefert werden müsse. Durch sein muthiges Auftreten gelang es ihm, eine Milderung dahin zu erwirken, daß nur das geschlagene Silber: Schüsseln, Teller, Tafelaufsätze abgeliefert werden durften und das andere behalten werden konnte. Ebenso energisch sträubte er sich gegen die Anordnung, daß jeder Hausbesitzer seinen Hausschlüssel dem bei ihm in Quartier liegenden Offizier oder Gemeinen zu übergeben und daß jeder Bürger täglich einen Arbeiter zu den Schanzarbeiten zu stellen habe. Er wies nach, daß kein Bürger sein Haus einer fremden Gewalt übergeben könne, da er doch dafür verantwortlich sei; für Arbeiter zu den Schanzen zahle ohnehin die Bürgerschaft täglich 200 Gulden, und es gäbe beim Militär genug Domestiken, die müßig herumliefen; übrigens brauche man keine Vertheidigung, man solle die Stadt übergeben. In der That verzichtete Belleisle auf die Durchführung beider Punkte. Ebenso erhielt er auf seinen Protest die Milderung für Ablieferung von Zinn — dem damals gewöhnlichen Eßgeschirr in wohlhabenden Häusern. Es war überaus traurig geworden in Prag. Das Glockengeläute war verboten, selbst das Predigen mußte auf Befehl eingestellt werden, die Armee und die Bevölkerung mußten sich vom Fleisch umgestandener Pferde, von Hunden, Katzen, Dohlen und einem elend gebackenen schwarzen Brode nähren, auf den Straßen lagen überall Knochen von todten Thieren herum, niemand wollte unter dem heftigen Kugelregen seine Haut riskiren, um die Straßen zu reinigen. Die Cadaver verpesteten die Luft, und der Tod hielt reiche Ernte, so daß täglich zahlreiche Leichen hinausgetragen wurden, einfach in Säcke gepackt und nur ganz oberflächlich mit der obersten Erdschichte bedeckt.

Als die Belagerung aufgehoben war, wurde anfangs die Noth noch größer: es war eben alles aufgezehrt worden und was man an Lebensmitteln in der nächsten Nähe der Stadt erbeutete, diente nur dem Militär, so daß von den Bürgern viele aus Erschöpfung auf der Gasse zusammenstürzten und Hungers starben. „Die Noth," sagt Weber, „erreichte einen solchen Grad, daß am 18. September der muthige Aloysius Tochtermann sich ein Herz faßte und nachdem er

die Bürgerschaft wieder zusammengebracht und eine Deputation hatte wählen lassen, zu Broglie und Sechelles ging, ihnen vorzustellen, daß es doch ihre Pflicht sei, auch für die Bürger zu sorgen." Es geschah das möglichste, aber aus dem entfernteren Bunzlauer und Königgrätzer Kreise konnten die ersten Viehtransporte erst am 26. September einlangen, um aber sogleich nur an Franzosen und Günstlinge vertheilt zu werden, bis endlich am 29. September Proviant auch für die Allgemeinheit eintraf.

Freilich dauerte diese halbwegs und relativ günstige Zeit nicht lange. Denn bereits kehrten die Oesterreicher nach Vertreibung Maillebois' aus Böhmen wieder zurück, um Prag neuerdings zu belagern, die Sadt allenfalls durch Hunger einzunehmen und die französische Armee zu Kriegsgefangenen zu machen. Diese zählte anfang November nach Broglie's Abzug etwa 18,500 Mann, wozu noch etwa 3000 Kranke gerechnet wurden, von denen aber täglich 20 bis 30 starben. Sie war also numerisch stärker als das Heer des österreichischen Feldherrn, des Prinzen Christian v. Lobkowitz, dem nur etwa 17,000 Mann zu Gebote standen und dessen Lage in der ganz ausgesogenen Umgebung Prags eben auch nicht beneidenswerth genannt werden konnte. Denn Belleisle hatte noch in der ersten Hälfte November große Fonragirungen bis fünf Meilen in der Runde vornehmen lassen und alles nach Prag geschafft, wobei aber trotzdem die Vorräthe nur höchstens auf einen Monat reichen mochten. Zu allen Unbilden gesellte sich noch eine außerordentliche Kälte und es fehlte überall an Holz; man hatte Häuser niedergerissen, um nur Feuerungsmaterial zu erlangen und immer ärger stellte sich der Krankenstand und die Zahl der Todesfälle heraus. Aus dieser Lage, die sicheren Untergang voraussehen ließ, konnte die Franzosen nur entweder eine Capitulation oder ein kühner Rettungsversuch befreien. Belleisle wählte das letztere. Nachdem er seine Truppen neu organisirt und selbst mit Pferden versehen hatte, die er zum Theil durch eine neuerliche Contribution Prags zu kaufen imstande war, unternahm er am 16. December den Abmarsch, den er mit einiger Beruhigung wagte, da er wußte, daß sich Lobkowitz der besseren Verpflegung wegen etwas zurückgezogen hatte, so daß sich sein Kreis leicht durchbrechen ließ. Zwar hatte Tochtermann dem Prinzen Loblowitz von dem Vorhaben des französischen Marschalls in einem Briefe Nachricht gegeben und ihn gebeten, den Durchbruch des Feindes zu hindern — doch scheint Lobkowitz das Schreiben entweder nicht erhalten oder es nicht beachtet zu haben. Kurz, Belleisle kam durch, wenn auch gerade nicht in bester Ordnung, aber dennoch wenig vom Feinde belästigt, der zu wenig Cavallerie besaß, um die Franzosen verfolgen zu können.

Zurückgeblieben war nach Belleisle's Abzug nur der Oberstlieutenant Chevert mit etwa 5000 Mann, unter denen sich aber kaum 2000 Gesunde befanden. Diese konnten natürlich an keine Vertheidigung denken: die übergroße Kälte lähmte jede kriegerische Thatigkeit; die Moldau war zugefroren, und Chevert, in der Besorgniß, auf dieser Seite vom Feinde überrumpelt zu werden, zwang die Bürger, beim Aufhacken des Eises zu helfen, wobei sie von den Croaten stark gestört wurden; auch ließ er das Reichsthor zumauern. So hatten denn die Bewohner der unglücklichen Stadt noch bis zum Schluß zu leiden. Die Oesterreicher hätten nun allerdings die unbedingte Uebergabe des kleinen Corps erzwingen können, doch würde dieses vielleicht auch viele Opfer gekostet und auch die Sicherheit der Geiseln, die Belleisle bei seinem Auszuge mitgenommen hatte, gefährdet haben. Deßhalb bewilligte Lobkowitz den Franzosen freien Abzug mit der marschfähigen Mannschaft. Am 26. December wurde die Capitulation unterzeichnet und am 2. Januar 1743 räumten die halb erfrorenen und ausgehungerten Truppen die Stadt, die nun wieder einmal aufathmen konnte und mit Jubel die Oesterreicher in ihre Mauern ziehen sah.

Prof. Weber gibt in einem Anhang die Capitulationsartikel und eine äußerst interessante Zusammenstellung der Lebensmittelpreise während der Belagerung. Auch theilt er in seinem trefflich und anschaulich geschriebenen Werkchen Reime über das Kriegselend mit, von denen wir ein Volkslied zum Schluß hersetzen wollen. Es lautet:

„Hunger, Durst,
Kein Fleisch, keine Wurst,
Kein Mehl, kein Schmalz,
Kein Gewürz, kein Salz,
Kein Ei, kein Fisch,
Geh'n leer zu Tisch.
Kein Bier, kein Wein,
Wasser allein;
Fässer ausgeleert,
Beutel umgekehrt;
Nichts zu gewinnen,
Nichts draußen, nichts drinnen."

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Classe.** Sitzung vom 5. Mai. Der Secretär legt eine Abhandlung des c. M. Dr. Franz R. v. Krones, Hofrath und Professor an der Universität Graz: „Die Markgrafen von Steier, ihre Anfänge, ihr Verwandtschaftskreis und ihre Kärntner Markgrafschaft vor 1122" vor, um deren Aufnahme in das „Archiv" der Verfasser ersucht. Der Quellenstoff für jene Forschungen, aus denen das neueste Buch des Verfassers erwuchs, führte ihn selbstverständlich mit der Frage zusammen, welcher dieser Aufsatz gewidmet erscheint. Indem er die ganze für die Anfänge der Markgrafen von Steier maßgebende Literatur und den gesammten, an sich spärlichen und nicht selten widerspruchsvollen Quellenstoff neuerdings durchzuarbeiten bestissen war, gewann er immer mehr die Ueberzeugung, daß gerade die jüngsten, an sich verdienstvollen Arbeiten in dieser Richtung, von Strnad und Frieß, den Kern der alten Ueberlieferung ohne überzeugende Gründe preisgaben und auf dem Wege einer einseitigen Verwerthung der Quellen die Otakare bis zum Jahre 1056 vom Traungau und von der Burg Steier gewaltsam fernzuhalten bestrebt waren. Andererseits wirkte namentlich auf diese Forscher die allerdings auf den ersten Blick bestechende Annahme, daß der Eintritt jenes Otakars der Urkunden von 1056 bis 1059 in die Verwaltung der karantanischen Mark nicht blos als Folge des Verschwindens der Wels-Lambacher aus derselben, sondern auch ihrer Beerbung durch den Genannten aufzufassen sei und daß fernerhin das Ueberwiegen der Eppensteiner in Karantanien dem Hause von Styraburg-Steier die karantanische Mark alsbald bis zum entscheidenden Wendepunkt, nämlich bis zum Antritt der Eppensteiner Erbschaft, Ende 1122, versperrt gehalten habe. So gelangten sie zu der Voraussetzung, jener Otakar sei um 1060 im Kampfe wider die Eppensteiner gefallen und der Titel „Markgrafen von Steier" habe mit diesem Zeitpunkt ihrer Verdrängung aus der karantanischen Mark an. Diesen Anschauungen gegenüber versucht der Verfasser dieser Abhandlung zunächst die Geschichte des genealogischen Systems der Otakare, von der Vorauer Aufzeichnung an bis auf die Gegenwart, in seinen wesentlichsten Ergebnissen darzulegen, sodann Herkunft und Besitz der Otakare, insbesondere seit 959, zu erforschen und den Nachweis zu erbringen, daß sie seit ihren urkundlichen Anfängen ebenso gut dem Chiem- als dem Sunder- und Traungau zuzuweisen seien und mit dem Gebiet von Steier als wahrscheinliche Erbauer der Styraburg verknüpft gedacht werden dürfen. Weiterhin gelangt der gesammte sichere und muthmaßliche Verwandtschaftskreis der Otakare zur Untersuchung, wo dabei wird namentlich die Begründung der Blutsverwandtschaft mit den Eppensteinern, und zwar vor der späteren Verschwägerung beider Häuser, gebaten und die kärntnische Markgrafschaft Adalbero's, als des älteren Sohnes Otakars (III, V), 1074 ungefähr, an die bezügliche Wirksamkeit seines Vaters geknüpft, während die bisherige Auffassung von dem Verwandtschaftsverhältniß dieses Otakar zu den sogenannten Wels-Lambachern ihre Richtigstellung erfährt und ebenso die von Pritz aufgestellte Urverfippung der Otakare und Aribonen als fraglich beleuchtet erscheint. Das, was schon in diesen Untersuchungen stellenweise behandelt werden mußte, gelangt schließlich in der Reihung der Otakare vor 1122 mit besonderer Rücksicht auf die Combinationsfehler bei Pritz und auf die irrigen Schlußfolgerungen bei Strnad und Frieß zur übersicht-

lichen Geltung, und daran schließt sich die Begründung der Ansicht, daß die Stellung des „steirischen" Hauses in der karantanischen Mark von 1056—1088 und ebenso von 1088—1122 im Zusammenhang gemacht werden müsse, unbeschadet des Gewinnes an Gütermacht nördort infolge der Eppensteiner Erbschaft vom Schlusse des Jahres 1122. Die Abhandlung geht an die historische Commission. Der Secretär legt weiter eine Abhandlung des c. M. Dr. Johann Loserth, Professors an der Universität Graz: „Erzherzog Karl II. und die Frage der Errichtung eines Klosterraths für Innerösterreich" vor, um deren Aufnahme in das „Archiv" der Verfasser ersucht. Die schwierige Lage Erzherzog Karls II. in den kirchlichen Fragen einerseits, die ihn und seine Räthe, die protestantischen sowohl (weil sie in diesen Fragen zum Schweigen verurtheilt waren), als auch die katholischen (weil sie als Laien in rein kirchenrechtlichen Dingen nicht gern Gutachten abgaben), oft in die peinlichste Verlegenheit brachte, andererseits auch die schweren sittlichen Gebrechen des Klerus und dessen wirthschaftliche Nothlage, die eine schärfere Aufsicht erforderten, legten es dem Erzherzog nahe, an die Stelle der seit dem Beginn der Gegenreformation sonctionirenden „katholischen Regimentsräthe" einen eigenen „geistlichen Rath" oder „Klosterrath" einzusetzen. Fast mehr noch drängten die „katholischen Regimentsräthe" auf dessen Errichtung, auch aus dem Grunde, weil sie dann eine starke Entlastung von ihren übermäßig angewachsenen Agenden erwarten durften. Von hohem Interesse ist es nun, zu beobachten, daß Erzherzog Karl in einer Zeit, wo die Gegenreformation in Innerösterreich schon im besten Gang ist, sich noch an die „Generalreformation" Maximilians II. vom 22. December 1567 hält und sie zur Grundlage seiner Neuerungen zu machen wünscht, wogegen der sonst mehr der Richtung Maximilians II. angehörige Hofkammerpräsident Hans Khobenzl aus Prossegg die von Ferdinand I. befolgten Maximen zur Nachahmung empfiehlt. Die Verhandlungen über die Errichtung eines Klosterraths wurden durch zwei Jahre geführt und dann eingestellt, wahrscheinlich infolge des Einspruchs des Salzburger Ordinariats, das sich in seinen Patronatsrechten geschädigt glaubte, wozu auch der Umstand beitragen mochte, daß in der neuen Institution der weltlichen Macht ein zu breiter Raum gewährt wird. Die Arbeit ruht auf den die Errichtung des Klosterraths betreffenden Acten, die von St. Lambrecht in das landständische Archiv in Graz gekommen sind. Die wichtigeren Stücke werden in den Beilagen mitgetheilt, auch die Generalreformation Maximilians II., die in dem Buche Wiedemanns nicht ganz und nicht in originaler Gestalt abgedruckt ist. Auch diese Abhandlung geht an die historische Commission. Der Secretär legt endlich eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des c. M. im Ausland, Geh. Regierungsraths Professor Dr. Hermann Usener in Bonn: „Der Stoff des Epos" vor. Wie sind die Heldengestalten des griechischen Epos aufzufassen? als geschichtliche, nur sagenhaft verklärte Persönlichkeiten? oder als Ahnheroen der betheiligten Geschlechter und ursprüngliche Götter? oder als freie Schöpfungen dichterischer Einbildungskraft? Diese Frage ist zwar oft von Fall zu Fall berührt, aber nicht planmäßiger Erörterung unterzogen worden. Und doch ist sie wichtig genug sowohl für die Methode der Mythenforschung, wie für die Geschichte des Epos und kann mit genügender Sicherheit zur Entscheidung gebracht werden. Die Umwandlung geschichtlicher Erinnerungen in Sage pflegt in der Weise vor sich zu gehen, daß mythische Motive oder Bilder, welche durch den Eindruck des Erlebnisses wachgerufen werden, sich mit demselben verschmelzen und es so in den Bereich des Wunderbaren und Uebermenschlichen erheben. Der Vorgang vollzieht sich rasch und unter dem frischen Eindruck der Thatsache, wie sich zahlenmäßig nachweisen läßt. Es ist also selbstverständlich, daß wie die Ereignisse, so die handelnden Persönlichkeiten und ihre Namen auch in der sagenhaften Umbildung festgehalten werden. Wenn die langwierigen und mühevollen Kämpfe des achäisch-äolischen Wanderzuges um Troia den Anstoß und wichtigsten Inhalt der griechischen Ependichtung abgegeben haben, so ist mit den sonstigen Erfahrungen über geschichtliche Sagenbildung die Thatsache unvereinbar, daß die namhaftesten Heldengestalten des Epos uns als Götter einzelner Stämme theils unmittelbar bezeugt sind, wie Agamemnon, Menelaos, Helena, Achilleus, Diomedes, theils mit großer Wahrscheinlichkeit erwiesen werden können, wie Nestor, Aias, Odysseus u. a. Das Räthsel löst sich durch die bis tief in geschichtliche, ja noch in christliche Zeit hineinragende Vorstellung, daß dem siegreichen Heere die Götter des Volkes und die Heroen des Landes im Kampfe voranziehen und in die Reihen des Feindes Furcht und Flucht tragen. In je höheres Alterthum uns der Anfang der griechischen Ependichtung zurückführt, um so lebendigere Wirksamkeit jener Vorstellung haben wir vorauszusetzen. In den Sagen von den trojischen Kämpfen haben von Anfang an die Ahnen (Heroen) der betheiligten Stämme, nicht die wirklichen Führer eine handelnde Rolle gespielt. Damit ist aber gesagt, daß den Inhalt des griechischen Epos bis auf den Punkt, wo freie dichterische Schöpfung beginnt, alte Göttersage bildet. Denn die Heroen, die an der Spitze der Geschlechter und Stämme stehen, sind entweder selbst Götter oder durch Göttersöhne, die sich unschwer als Incarnirungen ihrer göttlichen Väter erkennen lassen. Die Wurzeln des Epos selbst liegen in dem Ahnencultus, dessen bleibende Stätte der häusliche Herd ist. Bei dem feierlichen Familienmahle wird der Ahnen Minne getrunken und erschallt das Lied zu ihrem Preise. Aus der Gebundenheit des Cultus wird dies Lied befreit und aus lyrischer zu erzählender Dichtungsform gehoben durch ein das Volk in den Tiefen aufrüttelndes und in neue Culturbedingungen versetzendes Ereigniß, wie es für die Griechen die Eroberung und Besiedelung der trojischen und angrenzenden Landschaften war. Das Ereigniß selbst wurde unter dem alten Bilde vom Raub und der Wiedergewinnung des himmlischen Schatzes angeschaut. Die alten Geschlechtersagen kamen in neuen Fluß, wurden ausgetauscht und in Verbindung gesetzt. Auf dem Hintergrund, den die geschäftige Enge rasch gewebt, zeichnet nun der Sänger die Bilder ein, worin seine Erfindungskraft die gegebenen Heroengestalten zu ergreifenden und fesselnden Schilderungen verwerthet. Auch die Nebengestalten entlehnt der Dichter in der Regel dem unergründeten Schatze griechischer Sage, und so verblaßt auch oft die Erinnerung erscheint, haftet doch immer an dem Namen noch ein Schatten des alten Wesens, der sich kundigem Blicke nicht verbergen kann. Um die Abhängigkeit der epischen Dichter vom überlieferten Sagenstoff anschaulich zu machen, mußte näher auf einzelne Scenen der Ilias eingegangen werden, deren novellistische Haltung ebenso sehr wie die durchsichtige Namenprägung nicht verhehlen kann, dem Hörer den Eindruck einer freien Schöpfung des Dichters zu machen. Die Paare Atylos und Kalesius (Z 12 ff.), Aretos und Amphios (A 328 ff., B 828 ff.) lehren, in welcher Weise die Dichter verblaßte Sage verwertheten; die Episode des Thersites (B 211 ff.) kann beweisen, wie trotz der freiesten Willkür dichterischer Erfindung der Sänger dennoch, ohne es zu wissen und zu wollen, die Spuren des ursprünglichen Wesens, die einmal an dem Namen haften, verführt. Das w. M. Hofrath Dr. Friedrich Müller legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Ueber den Ursprung der gruzinischen Schrift" vor: Die Gruzinen (Georgier) besitzen eine doppelte Schrift. Die eine, die sogenannte Priesterschrift (χutsuri), besteht aus Zeichen, welche aus dicken, steilen Strichen zusammengesetzt sind, und zerfällt ihrerseits wieder in die Majuskel- und Minuskel-Schrift. Die andere, die Volksschrift (mχedruli, eigentlich die „Schrift der Krieger"), präsentirt sich in schlanken, aus dünnen, abgerundeten Strichen bestehenden Formen. Das Verhältniß der beiden Schriftarten zu einander läßt sich am besten mit jenem vergleichen, welches bei uns zwischen der Druckschrift und der im täglichen Leben verwendeten Currentschrift obwaltet. Ueber den Ursprung der gruzinischen Schrift gibt es eine zweifache Tradition, nämlich eine der einheimischen und eine der armenischen Schriftsteller. Die einheimische Tradition führt die mχedruli auf Pharnawaz zurück, den ersten König, der das Land nach dem Zerfall der Weltherrschaft Alexanders des Großen unter seine Herrschaft brachte. Dagegen behauptet die armenische Tradition, daß Mesrop, der Schöpfer der armenischen Schrift, auch die Schrift der Gruzinen geschaffen habe. Unter den Gelehrten der Neuzeit hat auch keiner die Frage über den Ursprung der gruzinischen Schrift gründlich untersucht; die Aeußerungen einzelner Gelehrten über diesen Punkt sind bloß Ansichten, die auf völliger Unkenntniß der Sache beruhen. Der Verfasser weist in der vorgelegten Abhandlung zunächst nach, daß die mχedruli aus der χutsuri, und zwar aus der Minuskelform, durch Vereinfachung und Abrundung der einzelnen Zeichen hervorgegangen ist und daß die Schrift der Gruzinen mit jener der Armenier in der That einige Berührungspunkte zeigt, welche die theilweise Richtigkeit der armenischen Tradition erhärten. Wenn aber Mesrop, wie die armenische Tradition behauptet, der Schöpfer der gruzinischen Schrift war, und zwar erst nachdem er die armenische Schrift geschaffen hatte, so begreift es sich nicht, warum er eine eigene Schrift geschaffen und nicht gleich die armenische Schrift bei den Gruzinen eingeführt hat, um so mehr, als der Consonantismus der beiden Sprachen genau identisch ist. Daraus geht hervor, daß die Gruzinen gleich den

Armeniern eine alte Schrift beſeſſen haben müſſen und daß Meſrop geradeſo, wie es bei den Armeniern der Reformator der ſogenannten Daniel'ſchen Schrift war, auch bei den Gruſinern die alte Schrift bloß reformirt haben muß. Der Verfaſſer weiſt nun nach, daß dieſe alte Schrift, welcher die Mujuſtiel der χutauri am nächſten ſteht, eine Abzweigung des aramäiſchen Alphabets iſt und ſich etwa im 3. Jahrhundert v. Chr. conſtituirt hat. Da jene Zeichen, durch welche das ſemitiſche Alphabet erweitert werden mußte, im Gruſiniſchen und Armeniſchen nicht die geringſte Uebereinſtimmung zeigen, ſo folgt daraus, daß die gruſiniſche Schrift zu Meſrops Zeiten bereits vollſtändig entwickelt war. Darnach hat die einheimiſche Tradition in dem Punkte Recht, daß ſie die Einführung der Schrift auf den König Pharnawaz zurückführt; es war aber nicht die mχedruli, ſondern das aramäiſche Alphabet, welches damals eingeführt wurde. Das w. M. Hofrath G. Bühler legt eine in engliſcher Sprache geſchriebene Abhandlung für die Sitzungsberichte vor, betitelt: „Eine Legende von dem Jaina-Stüpa in Mathurā". Die Ausgrabungen, welche Dr. A. Führer in den Jahren 1889—1892 zu Mathurā anſtellte, haben die Trümmer eines Stüpa der Jaina zu Tage gefördert, ſowie eine Inſchrift des zweiten Jahrhunderts n. Chr., in der dem Denkmale ein göttlicher Urſprung zugeſchrieben wird. Während bisher eine Erwähnung dieſes Stüpa in der Jaina-Literatur nicht nachweisbar war, hat ſich jetzt in dem Tirthakalpa des Jinaprabha (vollendet im Jahre 1331 n. Chr.) ein längerer Bericht über die angebliche, wunderbare Entſtehung desſelben und ſeine ſpätere Geſchichte gefunden, deſſen Text und Ueberſetzung mitgetheilt wird.

* **Stuttgart.** Geh. Rath Dr. Eduard Zeller beging am 22. d. M. im engſten Familienkreis mit ſeiner Gattin, der Tochter des Tübinger Theologen Ferd. Chriſt. Baur, die Feier der goldenen Hochzeit. Das Befinden des greiſen Gelehrten iſt, wie der „Schw. Merk." berichtet, ſo günſtig, daß er wieder größere Spaziergänge unternehmen kann.

* **Heidelberg.** Lic. theol. Ad. Deißmann, Pfarrer zu Herborn (Naſſau), verdienſtvoller Bibelforſcher, erhielt an Stelle des im Januar verſtorbenen Kirchenraths Profeſſor D. Karl Holſten einen Ruf als ordentlicher Profeſſor für neuteſtamentliche Exegeſe an die hieſige Univerſität.

* **Bonn.** Prof. Jürgen Bona Meyer, am 22. d. M. hierſelbſt verſtorben, war 1829 zu Hamburg geboren, ſtudirte in Bonn und Berlin Naturwiſſenſchaften und Philoſophie, ward 1862 Privatdocent der Philoſophie und Lehrer derſelben an der Kriegsakademie zu Berlin und gehörte ſeit 1868 als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie der hieſigen Univerſität an. Von ſeinen zahlreichen Schriften ſind hervorzuheben: „De principiis Aristotelis in distributione animalium adhibendis" (Berlin 1854); „Ariſtoteles' Thierkunde" (daſ. 1855); „Die Idee der Seelenwanderung" (Hamb. 1861); „Ueber Fichte's Reden an die deutſche Nation" (daſ. 1862); „Kants Pſychologie, dargeſtellt und erörtert" (Berl. 1869); „Philoſophiſche Zeitfragen. Populäre Aufſätze" (Bonn 1870, 2. Aufl. 1874); „A. Schopenhauer als Menſch und Denker" (Berl. 1872); „Weltluſt und Weltſchmerz" (Bonn 1872); „Zum Bildungskampf unſrer Zeit" (daſ. 1875); „Leitfaden zur Geſchichte der Philoſophie" (daſ. 1882); „Problem der Lebensweisheit" (Berlin 1887). Meyer, der zur kantiſchen Richtung gehörte, hat ſich namentlich um die Würdigung des Ariſtoteles als Naturforſcher, ſowie um pädagogiſche, Schul- und Univerſitäts-Reformen Verdienſte erworben.

* **Bonn.** In der katholiſch-theologiſchen Facultät der Univerſität habilitirte ſich Dr. Rauſchen als Privatdocent für Kirchengeſchichte.

* **Münſter.** Dr. Karl Oldenberg, bisher Privatdocent an der Univerſität Berlin, wurde der „Frkf. Ztg." zufolge als Profeſſor für Nationalökonomie an die hieſige Univerſität berufen.

* **Jena.** Der Geograph Profeſſor Fritz Regel iſt von ſeiner Forſchungsreiſe nach Südamerika, die er im Sommer 1896 angetreten hatte, hierher zurückgekehrt.

* **Berlin.** Dr. Paul Frauſch vom Inſtitut für Infectionskrankheiten iſt zum Profeſſor ernannt worden.

* **Brüſſel.** Der Profeſſor der Philoſophie an der freien Univerſität Brüſſel G. Tiberghien tritt wegen hohen Alters in den Ruheſtand.

* **Kopenhagen.** Am 20. Juni ſtarb hier, 84 Jahre alt, der Naturforſcher Johann Japetus Steenſtrup. Seine vielſeitigen Forſchungen erſtreckten ſich auf Geologie, Mineralogie, Morphologie und Archäologie. Von ſeinen Schriften ſind hervorzuheben „Geognoſtiſch-geologiſche Unterſuchungen der Waldmoore Vidnesdam und Lillemoor im nördlichen Seeland" und ſein Akademieprogramm von 1842 über „Generationswechſel", eine Abhandlung, die zu ſeinen bahnbrechendſten Arbeiten gehört. Eines ſeiner bekannteſten wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe iſt der Nachweis, daß die Augen bei den Flachfiſchen urſprünglich ſymmetriſch angebracht waren, aber bei der ferneren Entwicklung ihren Platz veränderet haben.

Inſertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Guſtav Fiſcher, Verlagsbuchhandlung in **Jena**.

Soeben wurde vollſtändig: (9870)

Die Städtereinigung.

Bearbeitet von

Prof. Dr. R. Blaſius in Braunſchweig; Prof. F. W. Büſing in Friedenau-Berlin; Georg H. Gerſon in Berlin; Bauinſpektor E. Richter in Hamburg; Prof. Dr. J. H. Vogel in Berlin; Regierungs- und Medizinalrat Dr. Wehmer in Berlin; Regierungs- und Medizinalrat Dr. Wernich in Berlin; Dr. med. Th. Weyl in Berlin.

Herausgegeben von

Dr. med. Th. Weyl.

Mit 148 Abbildungen und 3 Tafeln im Text.
Preis: broſchiert 19 Mark, geb. 21 Mark.

Inhalt

I. Abteilung:

1) Einleitung, Geſchichte und Entwickelung der Städtereinigung; Art und Menge der Städtiſchen Abfälle; Notwendigkeit und Nutzen der Städtereinigung, bearbeitet von R. Blaſius in Braunſchweig.
2) Abfuhrſyſteme, bearbeitet von R. Blaſius in Braunſchweig.
3) Kanaliſation, bearbeitet von F. W. Büſing in Friedenau-Berlin.
4) Die Schickſale der Fäkalien aus nicht kanaliſierten Städten (landwirtſchaftliche Verwertung der Fäkalien), bearbeitet von J. H. Vogel in Berlin.
5) Rieſelfelder, bearbeitet von Georg H. Gerſon und Th. Weyl in Berlin.
6) Flußverunreinigung, Klärung der Abwäſſer, Selbſtreinigung der Flüſſe, bearbeitet von Th. Weyl in Berlin.

II. Abteilung:

1) Leichenweſen, bearbeitet von A. Wernich in Berlin.
2) Abdeckereiweſen, bearbeitet von R. Wehmer in Berlin.
3) Straßenhygiene, d. i. Reinigung, Pflaſterung und Beſprengung der Straßen, bearbeitet von E. Richter in Hamburg.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erſchienen! (9753)

Aus dem Leben König Karls von Rumänien.

Aufzeichnungen eines Augenzeugen.

Dritter Band.

Preis geheftet 6 Mark. — In Leinwand gebunden 10 Mark.

Dieſer Band behandelt die Phaſe vom Ausbruch des ruſſiſch-türkiſchen Krieges (1876) bis zum Frieden von San Stefano (1878). Der vierte, Schlußband, wird vorausſichtlich in Bälde nachfolgen.

Zu beziehen durch die meiſten Buchhandlungen.

Für den Inſeratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Samstag, 26. Juni. Nummer 140.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Die Gewinnung der Parfüms. Von Dr. C. Müller. — Das „Lebensmemorial“ eines Frankfurter Handlungsdieners aus dem 17. Jahrhundert. Von Dr. Eugen Elkan. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Gewinnung der Parfüms.

Von Dr. C. Müller.

Wohlriechende Substanzen haben schon in den frühesten Zeiten und bei den ältesten Völkern in hohem Ansehen gestanden, und die Ueberlieferungen grauester Vorzeit bringen bereits Kunde von dem Bestreben der Menschen, Wohlgerüche zu erzeugen. Doch begnügte man sich damals noch mit wenigen sogenannten Gummiharzen verschiedener im Morgenlande heimischer Bäume, unter denen das Bedellium, der Weihrauch und die Myrrhe die bekanntesten waren; Blumendüfte zu sammeln verstand man nicht. Erst Plinius und Seneca berichten, daß man die Blüthen einzelner Pflanzen zur Gewinnung von Parfüms benutzte, indem man dieselben wie heutzutage bei der Bereitung der sogenannten Potpourris mit Gewürzen vermischte und Urnen damit füllte, die, im Zimmer stehend, den zartesten Duft verbreiteten. Durch alle Jahrhundert hindurch sind es denn die Blumen gewesen, die die Mehrzahl der zur Parfümbereitung nöthigen Wohlgerüche geliefert haben, und wenn es auch der modernen Chemie mit ihren großartigen Fortschritten gelungen ist, verschiedene Blüthengerüche auf synthetischem Wege in überraschender Reinheit herzustellen, so sind doch heute noch die lieblichen Kinder Flora's die Quellen der meisten, vor allem der feinsten Parfüms.

Der wirkliche Nutzgarten für die Parfümisten ist das südliche Europa; die französischen Blumenstädte Grasse, Cannes, Nimes und Nizza sind die Hauptsitze der Blumencultur, durch ihre geographische Lage, die üppige Vegetation und ihre verhältnißmäßig geringen Entfernungen von den hauptsächlichsten Consumplätzen haben sie den Handel mit ihren Producten in der Gewalt; auch können sie ihr verschiedenes Klima auf das beste benutzen, um gerade die Pflanzen, die für den Handel am werthvollsten sind, zur Ausbildung zu bringen. An der Seeküste wachsen die wohlriechenden Akazien, ohne vom Froste zu leiden, während näher den Alpen die Veilchen einen viel stärkeren Wohlgeruch annehmen als in der Ebene, wo die Orangenbäume und der Reseda ausgezeichnet gedeihen. In Grasse und Umgegend werden besonders Akazien, Jasmin, Orangenblüthen, Rosen und Tuberosen angepflanzt, in Nizza Veilchen und Reseda, in Nimes Thymian, Rosmarin, Spikelavendel und andere gewürzige Kräuter. Wie bei uns Kartoffel-, Kohl- und Rübenfelder, so sieht man in der Umgebung der genannten Stadt die farbenprächtigen, süße Wohlgerüche versendenden Blumenfelder überall sich in der heißen Sonne ausdehnen. Es ist wie ein Land aus Tausend und einer Nacht! Fast erwartet man, die dunkeläugigen Arbeiterinnen würden einen in der Blumensprache anreden. Man fühlt sich etwas bedrückt von der verschwenderischen Pracht der Natur. So fruchtbar ist der Boden, daß das Sprichwort sagt: „Wenn man ihn mit der Haue kitzelt, bedankt er sich mit einer Blume.“ Selbstverständlich trägt man dafür Sorge, daß möglichst alle Kraft der Pflanze für die Hervorbringung zahlreicher und stark duftender Blüthen verwendet wird, zu welchem Zwecke der Jasmin z. B. in ganz niedrigen, kaum fußhohen Sträuchern gezogen wird, die dann fast blattlos und mit zahllosen weißen Blüthen bedeckt sind, so daß das Land im April wie schneebegraben aussieht. Die Rosen werden in schmalen und niedrigen Bogen gezüchtet, die das Pflücken ungemein erleichtern, für das die Arbeiterinnen während der Saison nur täglich am frühesten Morgen eine Stunde Zeit haben. Die Anpflanzung der Blumen geschieht auf großen Rückenbeeten, die in gewissen Abständen behufs des Angießens der Pflanzen mit schmalen Quergängen versehen sind, sonst aber durchaus nichts Eigenthümliches bieten.

Ueber die Ertragsfähigkeit des Bodens an verschiedenen wohlriechenden Blüthen und anderen Pflanzentheilen sind nur wenige zuverlässige Angaben bekannt geworden. So sollen wie Hirzel in seiner rühmlichst bekannten „Toilettenchemie“ (Verlag von J. J. Weber, Leipzig) berichtet, um jährlich 1000 kg Jasminblüthen zu gewinnen, 30,000 Jasminpflanzen erforderlich sein, zu deren Anbau eine Landfläche von 1500 qm nöthig ist. 1000 kg Rosenblätter sind der jährliche Ertrag von ca. 5000 Rosenbäumchen auf einer Fläche von 1800 qm, während eine ebenso große Menge Orangenblüthen von ungefähr 100 Orangenbäumen im Alter von zehn Jahren gewonnen wird; diese 100 Bäume beanspruchen etwa 4000 qm.

Ueber die Bedeutung der Blumencultur in den französischen Blumenstädten geben die nachstehenden Angaben einen Begriff. In Nizza und dessen Umgebung werden im Durchschnitt jährlich geerntet: 1,800,000 kg Orangenblüthen, 1,200,000 kg Rosen, 200,000 kg Veilchen, 180,000 kg Jasmin, 80,000 kg Tuberosen, 30,000 kg Akazienblüthen und 20,000 kg Reseda. Naturgemäß hängt die Ausbeute an Blüthen von der Witterung ab, so daß die Erträge für die einzelnen Jahre nicht unerhebliche Schwankungen zeigen. Sehr bedeutend ist übrigens auch an der ganzen französischen Riviera die Cultur des bitteren Orangenbaumes, dessen Blüthen zur Herstellung von Orangenblüthenpomade und Neroliöl verwendet werden. Der Localblumenverbrauch an der Riviera zur Destillation ätherischer Oele beträgt etwa jährlich 3 Millionen Mark. In der Hauptsaison verschlingt nach Hundhausens Angaben die dortige Parfümfabrication täglich ungefähr 15—20,000 kg Orangenblüthen, 10—15,000 kg Rosen-, 2000 kg Jasminblüthen u. s. w. Wenigstens 15,000 Personen finden durch die Industrie der Blumencultur zu Parfümeriezwecken in Frankreich lohnende Beschäftigung, und es werden jährlich etwa 800,000 kg Pomaden und Essenzen aus den gesammelten Blüthen gewonnen.

Neben Frankreich dürften noch Süditalien und Sicilien durch die Cultur der Orangen, Citronen und Bergamotten für die Parfümeriefabrication von Bedeutung sein. England beansprucht die Meisterschaft in der Erzeugung von Lavendel- und Pfeffermünzöl. Die feinste Sorte des letzteren kommt aus Mitcham in Surey, wo jährlich etwa 480 Acre mit Pfeffermünze bebaut werden. Man rechnet, daß die Ausbeute von je einem Acre durchschnittlich 450 kg beträgt. Auch Nordamerika producirt Pfeffermünzöl, doch ist dies dem englischen nicht oder doch nur ausnahmsweise gleichwerthig.

Das kostbare Rosenöl war früher eine Specialität des Orients. Später wurde seine Gewinnung auch auf der Balkanhalbinsel heimisch, und Bulgarien hat bei Kasanlik am Südabhange des Balkan ausgedehnte Culturen von Damascener Rosen, deren Blüthen 0,04 Procent Rosenöl enthalten. Es führt jährlich für etwa 1½ bis 2 Millionen Mark Rosenöl aus. Die Rosenpflanzungen in Bulgarien gewähren einen ganz besonderen Anblick. Statt daß einzelne Stöcke hingepflanzt sind, wie in den Weinbergen, oder kleine, einzeln stehende Hecken wie in Grasse, bilden sie große parallele Hecken in einer Ausdehnung von manchmal 100 m, über Mannshöhe, eine von der andern ungefähr 2 m entfernt. Erst im fünften Jahre nach dem Pflanzen liefert der Rosenstock seinen vollen Ertrag, ertragfähig bleibt er bei entsprechender Pflege bis über sein zwanzigstes Jahr hinaus.

Seit mehreren Jahren hat auch Deutschland in der Nähe von Leipzig mit der Rosencultur behufs Gewinnung von Rosenöl den Anfang gemacht. Das Resultat dieser Cultur ist ein überraschend günstiges gewesen, so daß die Firma Schimmel u. Co., die Besitzerin der Rosenplantage, diese von Jahr zu Jahr erweitert. Damit ist der Beweis geliefert, daß das deutsche Klima zur Gewinnung der Blüthengerüche der Rose durchaus geeignet ist. Hoffen wir, daß sich immer weitere Kreise Deutschlands diesem Industriezweige widmen, zum Segen unseres Vaterlands, dem dadurch nicht unbedeutende Geldsummen erhalten würden. Die Fabrication ätherischer Oele von aus dem Auslande bezogenen Pflanzen steht übrigens in Deutschland auf höchster Stufe und wird besonders in Leipzig in so großartigem Maßstabe und auf wissenschaftlicher Basis betrieben, daß diese Stadt zur Zeit der wichtigste Handelsplatz für den Verkauf ätherischer Oele ist. Im ganzen beschäftigten sich 1891 in Deutschland 121 Fabriken mit der Herstellung ätherischer Oele und Parfümerien.

Die Abscheidung der ätherischen Oele, der Träger des Wohlgeruchs, geschieht, entsprechend den sie enthaltenden Pflanzen und Pflanzentheile, nach verschiedenen Methoden. Die einfachste derselben ist die Presse. Sie liefert den Riechstoff oder das ätherische Oel völlig unverändert, wie es in dem Pflanzentheile enthalten ist, kann aber nur dann zur Ausführung kommen, wenn diese verhältnißmäßig reich an Oel sind und dasselbe in nicht zu kleinen Drüsen vorkommt, wie beispielsweise in den frischen Schalen der Citronen, Limonen, Pomeranzen und verwandter Früchte.

Die Methode der Destillation beruht auf der Eigenschaft der ätherischen Oele, sich mit Wasserdampf ziemlich leicht zu verflüchtigen. Vermittelst derselben werden die meisten ätherischen Oele des Handels gewonnen; sie kann selbst dann noch zur Anwendung kommen, wenn das zu verarbeitende Material nur einen sehr geringen Gehalt an ätherischem Oel hat. Bemerkt werden mag, daß alle Pflanzentheile für diese Zwecke zerkleinert werden müssen, um dem durchströmenden Dampf eine möglichst große Oberfläche darzubieten. Leider wird durch die Destillation der Riechstoff mancher Pflanzen, besonders der zarte Duft verschiedener Blüthen, wesentlich verändert. Er erleidet namentlich Einbuße an seiner Feinheit und Lieblichkeit, und es bedarf daher bei Anwendung dieser Methode, wenn wirklich tadellose Producte erhalten werden sollen, allergrößter Sorgfalt.

In völlig unverändertem Zustande erhält man die Riechstoffe, wenn man sie auf ein durch sorgfältigste Reinigung geruchlos hergestelltes Fett oder Oel überträgt und zwar unter Anwendung von Wärme (Infusions- oder Macerationsmethode) oder bei gewöhnlicher Temperatur (Enfleuragemethode). Das Product dieser Verfahren ist die Blüthenpomade oder das Blüthenöl. Gewöhnlich verwendet man hierbei Mischungen von Rinds- und Schweinefett oder feinstes Oliven- oder Mandelöl, das bei ersterer Methode während der ganzen Operation auf einer gleichmäßigen Temperatur von 40—50 Grad C. erhalten werden muß. In dieses erwärmte Fett oder Oel werden nun die frisch gepflückten und sorgfältig ausgesuchten Blüthen, deren Wohlgeruch man gewinnen will, mittelst Körben von Drahtgewebe eingetaucht und etwa 15 Minuten lang mit dem Fett in Berührung gelassen, wobei es den eingetauchten Blüthen ihren Geruch entzieht und dabei selbst wohlriechend wird. Immerhin muß man 10 bis 15 Mal frische Blüthen in das Fett eintauchen, bevor man eine Pomade von genügender Stärke gewinnt. Was wir im gewöhnlichen Leben als „Pomaden" bezeichnen, etwa unsre Haarpomaden, darf natürlich mit diesen Blüthenpomaden nicht verwechselt werden.

Dieser vorbeschriebenen Methode können außer den Veilchen auch noch die Rose, Akazie und die Orangenblüthe unterzogen werden. Vor ihrer Verwendung müssen alle diese Blumen von Stiel und Kelch befreit werden, da diese dem Fett einen herben Beigeschmack geben könnten.

Manche Blüthen, wie z. B. Jasmin, Thymian, Tuberose, Reseda, zum Theil auch Veilchen, besitzen nun einen so außerordentlich subtilen und flüchtigen Geruch, daß schon die zur Ausführung der Maceration nothwendige Erwärmung nachtheilig einwirkt. Man bringt daher, wie schon angedeutet, solche Blüthen ohne Erwärmung in directe oder indirecte Berührung mit dem Fett oder Oel, welches sich dabei infolge seiner Absorptionsfähigkeit für Riechstoffe allmählich mit dem Wohlgeruch sättigt. In der Regel geschieht dies neuerdings in der Weise, daß man Blüthen und reinstes Fett auf Drahthürden in luftdicht schließenden Schränken übereinander schichtet. Durch eine Blasebalgvorrichtung wird die eingeschlossene Luft in Bewegung gesetzt und dabei der Blüthenduft von den Blüthen auf das Fett übertragen. Die erhaltenen Blüthenpomaden und Blüthenöle werden selten für sich angewendet; sie sind das unentbehrliche Material zur Darstellung der feinsten Extracte (Extraits), wobei der Blüthenduft vom Fett oder Oel auf Weingeist übergeführt wird.

Von größter Bedeutung für die Parfümerie ist die schon anfangs erwähnte Thatsache, daß sich verschiedene Blüthengerüche in überraschender Reinheit und Kräftigkeit auf synthetischem Wege herstellen lassen. So kommt z. B. ein künstlicher Riechstoff, des Piperonal, unter dem Namen Heliotropie in den Handel, welches in ausgezeichnetem Grade den Wohlgeruch der Heliotropblüthen besitzt und einem besonders im weißen Pfeffer vorkommenden Alkaloid entstammt. Cumarin, der Stoff, dem der allbekannte Waldmeister, die Tonkabohne, der Steinklee und einzelne unsrer Wiesengräser ihren Wohlgeruch verdanken, wird künstlich durch Behandlung des Salicylaldehyd mit Essigsäureanhydrid und essigsauren Salzen gewonnen, während künstliches Vanilin, der Riechstoff der Vanille, aus dem Coniferin, einem im Cambialsafte der Nadelhölzer enthaltenen Körper, oder aus dem Eugenol, dem wesentlichsten Bestandtheil des Nelkenöls, erhalten wird.

Digitized by Google

Es würde zu weit führen, wenn wir hier auf alle bisher künstlich hergestellten Riechstoffe eingingen, erwähnen wollen wir nur, daß es vor nicht allzu langer Zeit gelungen ist, auch den Wohlgeruch der Veilchen auf synthetischem Wege zu gewinnen. Bekanntlich strömen die getrockneten Wurzeln einer Schwertlilie, der Iris florentina, den Geruch der blühenden Veilchen aus. Den Bemühungen Tiemanns und Krügers gelang es nun, aus dem diesen Wurzeln entstammenden Irisöl das Veilchenaroma in Form einer bei 144 Grad siedenden Flüssigkeit zu erhalten, die zur Erinnerung an ihre Herkunft „Iron“ genannt wurde. Eine Untersuchung des genannten Riechstoffes ergab, daß er zur Gruppe derjenigen organischen Verbindungen zählt, welche in der Chemie mit dem Namen Cetone bezeichnet wird. Des weiteren ergab sich, daß sich das Citral, ein im Citronenöl enthaltener aldehydartiger Körper, in ein dem Iron verwandtes Keton, des Pseudo-Jonon umwandeln läßt, welches durch Behandlung mit verdünnten Säuren in Jonon, ein wasserhelles Oel, übergeht. Beide Stoffe riechen veilchenartig, der Wohlgeruch des Jonons aber ist milder und übertrifft den des Irons an aromatischer Feinheit. 1 Gramm des ersteren kostet zwar 11 Mark, es genügen aber nach Hundhausen 8 Gramm der zehnprocentigen Lösung, in der es in den Handel kommt, um 1 kg starken Veilchenextract zu mischen.

Wenig ergiebig an Wohlgerüchen ist das Thierreich, denn es liefert im wesentlichen nur drei für die Parfümerie verwerthbare Substanzen: Ambra, Moschus und Zibeth. Erstere wird im Meere schwimmend gefunden und entstammt den Eingeweiden des Potwals. Sie ist zeitweise sehr schwierig zu bekommen und schon mit 8000 M. das Kilogramm bezahlt worden. Ihr Geruch ist keineswegs ausgezeichnet; sie ist wachsartig, außen grau, im Innern heller und besitzt vor allem die Eigenschaft, flüchtige Wohlgerüche zu binden und sie so besser und länger zur Geltung zu bringen.

Moschus bildet den Inhalt eines Beutels, welcher sich am Bauche des Moschusthieres findet. Die Heimath dieses Wiederkäuers ist auf jenen hohen Gebirgszügen zu suchen, die Indien im Norden begrenzen und nach Sibirien, Tibet und China hin auslaufen. Besonders geschätzt wird der Moschus von Butan, Tonkin und Tibet. In den Beuteln selbst findet er sich als eine körnige, zum Theil pulverige Masse; der Werth eines Beutels beträgt 10—30 M. Die Verwendung des Moschus in der Parfümerie ist eine sehr vielseitige, jedoch sind nach Hirzel diejenigen Parfümerien in denen der Moschusgeruch vorherrscht, in Deutschland nicht beliebt.

Stark nach Moschus riechende Secrete liefern noch die Moschusratte Canada's und die Alligatoren, außerdem wird seit einigen Jahren ein synthetisch hergestelltes Präparat in den Handel gebracht, welches als Ersatzmittel des Moschus dient und unter dem Namen Moschus Baur bekannt geworden ist. Der Geruch desselben ist zwar äußerst intensiv und moschusartig, doch erreicht er an Feinheit das natürliche Product, von dem er chemisch völlig verschieden ist, nicht.

Hauptsächlich von zwei Viverrenarten, der afrikanischen und der asiatischen Zibethkatze, wird der Zibeth, eine salbenartige, weiche, gelb bis gelbbraun gefärbte Masse von moschusähnlichem, nicht gerade angenehmem Geruch abgeschieden. In Deutschland ist derselbe wenig bekannt, dagegen in England und Frankreich zum Parfümiren von Leder beliebt.

Infolge der sich von Jahr zu Jahr steigernden Verwendung von Parfümerien hat die wirthschaftliche Bedeutung des gegenwärtigen Parfümeriegewerbes erheblich zugenommen, belief sich doch die deutsche Einfuhr an ätherischen Oelen in dem Jahrzehnt von 1885 bis 1894 auf mehr als 45 Mill. Mark, die Ausfuhr in demselben Zeitraum auf etwa 41 Mill. Mark. „Dagegen,“ so sagt Hirzel in seinem schon anfangs erwähnten Werke, „hat sich die Kunst der Parfümerie noch nicht in entsprechendem Verhältniß entwickelt. Es wird immer noch zu viel und ohne Verständniß nach alten Recepten gearbeitet und — besonders in Deutschland — zu viel geringe Waare auf den Markt gebracht. Durch grobe, sehr geringe Parfüms wird das Geruchsgefühl gerade so verdorben wie das musikalische Verständniß Erwachsener durch schlechte Musik. Es sollte daher des intelligenten Parfümeurs eifrigstes Bestreben sein, durch die Anfertigung von wirklich fein riechenden Parfümerien in seinem Kreise dazu beizutragen, daß das große Publicum den Werth des guten Parfüms kennen und schätzen lernt.“

Schließlich sei nochmals darauf hingewiesen, wie sehr bedauerlich es ist, daß in Deutschland alljährlich unzählige wohlriechende, herrlich duftende Blumen verwelken, die ohne große Schwierigkeit zur Gewinnung von Blüthenpomaden benutzt werden könnten. Daß dem so ist, ist durch die Versuche der schon genannten Leipziger Firma völlig bestätigt worden; möchte man daher diesem Industriezweige auch in weiteren Kreisen unsres Vaterlandes die ihm gebührende Aufmerksamkeit schenken und so zur Förderung des nationalen Wohlstandes beitragen.

Das „Lebensmemorial“ eines Frankfurter Handlungsdieners aus dem 17. Jahrhundert.

Von Dr. Eugen Ellau (Frankfurt a. M.).

Unsre Memorienliteratur ist damit um eine ebenso lehrreiche und interessante wie culturgeschichtlich beachtenswerthe Publication bereichert worden. Sie stammt, wie gesagt, von einem Frankfurter Handlungsdiener Namens Johann Philipp Münch, der für sich und seine Familie aufgezeichnet hat, wie es am Ende des 17. Jahrhunderts einem jungen Menschen gegangen, der als Kaufmannsjunge und Handlungsdiener in der Welt herumgezogen ist. Und er hat es in höchst anschaulicher Darstellung mit trefflichem Humor und in einem allerliebsten naiven Stil gethan. Was aber diesem Lebensmemorial seine besondere Bedeutung verleiht und es zu einem kleinen culturgeschichtlichen Denkmal stempelt, liegt darin, daß uns gar selten Leute in bürgerlicher Stellung Memorien hinterlassen haben, aus denen wir ein Bild gewinnen können von dem kleinen Kreise, dem sie angehörten, in dem sie schafften, sich freuten, sich plagten.

Das Verdienst, die Aufzeichnungen des genannten Münch von dem jahrhundertalten Actenstaub befreit, sie entdeckt und veröffentlicht zu haben, gebührt dem Sohn unsrer Stadt, dem durch seine wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiet der socialen Statistik vortheilhaft bekannten Nationalökonomen Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt,[1]) der sie gelegentlich wirthschaftshistorischer Studien in damals noch unrevidirten Acten über Handelssachen in unserm Frankfurter Stadtarchiv fand.

Der Vater unsres Autobiographen, der das Gymnasium besucht und in Straßburg, Heidelberg und Tübingen studirt hatte, war ein angesehener Mann; er kam 1681 in den Rath, 1689 war er jüngerer Bürgermeister. Er war offenbar ein sehr wohlsituirter Mann, der zu den Höchstbesteuerten gehörte und seinen zahlreichen Kindern — 16 an der Zahl — eine gute Erziehung angedeihen ließ.

Unser Johann Philipp berichtet zunächst über seine Geburt: „Anno 1663 den 31 May alß Sonntag Abends

[1]) Wanderjahre des Johann Philipp Münch als Kaufmannsjunge und Handlungsdiener 1680—1694. Von ihm selbst beschrieben anno 1698. (Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst.) Dritte Folge. S. 131 ff. Frankfurt a. M. K. Th. Völckers Verlag. (Auch separat erschienen.)

zwischen fünff und sechs Uhr bin ich Johann Philipps Münch von meinen lieben Eltern auf dieße vergängliche Welt erzeugt und gebohren worden." Seine Freude, daß er die Taufe empfangen, spricht er in folgenden Worten aus: „Gott seye ewig Lob und Danckh gesagt, daß er mich durch dieß heilige Badt zu seinem Kindt auf- und angenomen und die ewige Seeligkeit durch Christum versprochen hat". Ueber seine Jugend- und Schulzeit bekundet uns Münch nichts und beginnt seine Erzählung mit seiner Lehrzeit. Der siebzehnjährige junge Mann wird nach Straßburg geschickt, nach der befreundeten Reichsstadt, die im 16. und 17. Jahrhundert in lebhaften Geschäftsverbindungen mit Frankfurt gestanden hat. Ein Verwandter, Johannes Münch, wohl geeignet den jungen Ankömmling zu überwachen, befindet sich schon daselbst in Condition bei Fran Kniebstn. Münchs Principal hieß Franz Preßler. Sein Handelsgeschäft geht, wie die klugen Münchs merken, „den Krebsgang", er fallirt, kommt in den Thurm und stirbt.

Der schlechte Geschäftsgang diente dem jungen Mann zum Anlaß, sich zurückzuziehen. Zu mißbräuchlicher Verwendung der Lehrlinge gab es in jener Zeit, wo dieselben im Hause des Principals wohnten, ohnehin nicht wenig Gelegenheit: zur Verwendung als „Küchenjunge" oder „Stallknecht"; es leuchtet ein, daß, wo es bergab ging in Geschäft und Haushaltung, die Lage des Lehrlings sich vollends übel gestalten mußte.

Johann Philipp setzte nun seine Lehrzeit in Nürnberg fort und trat in die „Hans Maul seel'sche Handlung" ein. Auch hier lächelte ihm nicht das Glück, denn nachdem er am Anfang 1682 eingetreten war und „gar fest zu sitzen meinte", starb indeß sein Patron und einige Wochen danach auch dessen Ehefrau.

Nach „Absterbung" seines „Patrons" siedelte der Lehrling in das Haus des Complimentärs [1]) der Firma über, „wo er nach allem Contentement logirt und mit Speise und Notursft gantz genüglich gehalten worden" — aber auf nicht gar lange. Aus der Belagerung von Wien zurückkehrende Kämpfer schleppen im folgenden Jahre „die ungarische Krankheit", eine Art Fleckityphus, in das Haus, und der Tod hält unter dessen Insaßen eine reiche Ernte.

1684 tritt Münch in Kassel als „Diener" ein, er wäre sonach, wenn man annimmt, daß er nicht bereits in Frankfurt zu lernen angefangen, nicht länger als vier Jahre Lehrling gewesen; relativ wenig, denn es scheint, daß Verdingen auf fünf, ja sieben Jahre damals nicht selten gewesen sind. Leider hat es Münch unterlassen, uns über Lehrcontract, Lehrgeld und Abschiedszeugniß näheres mitzutheilen. Ein solches Zeugniß sah, die Lücke ergänzend, ungefähr so aus:

„Ich Endsunterschriebener . . . . bekenne und bezeuge hiermit, daß Vorzeiger dieses Briefes N. N. mir nach Handelsgebrauch sieben Jahre lang für einen Kramjungen treulich und fleißig gedient, sowohl in der Fremde als zu Hause, aller Orten und Zeiten meinen Nutzen und Vortheil bestermaßen gesucht und befördert, dahingegen allen Schaden seines äußersten Vermögens nach verhütet und abgewendet, meine Handlung und Handelsschriften und alles, so ihm anvertraut worden, in geheim gehalten, den Gottesdienst fleißig besucht, züchtig, ehrbar, und schamhaft in Worten und Geberden erzeiget, und sich allerdings, wie es einem frommen, getreuen und fleißigen Lehrknaben anstehet und gebühret, verhalten, also daß ich und die Meinigen wie auch jeder männiglich mit ihm wohl zufrieden."

[1]) Unter Complimentär versteht das heutige Handelsrecht den unbeschränkt persönlich haftenden Gesellschafter im Gegensatz zu dem nur capitalistisch betheiligten Commanditisten. Der ältere Begriff war ein bescheidener. Es war der oberste Diener oder Buchhalter einer Handlung. (Nach Schnapper-Arndt S. 136/7.)

Hatten die Türkennoth und ihre Folgen die Lehrzeit Münchs gestört, so bereiten dem heranwachsenden Commis während seiner Dienstjahre die Kämpfe des Reichs mit den Franzosen manches Ungemach. Münch hatte im Jahre 1687 in dem Kölnischen Hause von David van den Enden sel. Anstellung gefunden. Da sein Principal aber, wie er bemerkt, „ein rechtes Contrefait eines Erzschabhalßes (Geizhals) und Hungerleider ware", bei dem er selbst hungert und schlechten Sold bekommt, so war seines Bleibens dort nicht. Noch mehr verdrießt Münch aber der Sold, den er wider Verhoffen bezieht, als man ihn trotz seiner Weigerung und „Excüsen" zwangsweise unter die Soldaten steckt und zum Fähndrich macht.

Bald aber vertauschte er „sein Fändlein" wieder mit dem Merkurstabe. Es bot sich Münch Gelegenheit, mit einem Freunde von Köln nach Amsterdam zu reisen. Er vereinbarte mit demselben, daß er ihn für zwölf Reichsthaler in specie „franco hin und her schaffe, wie auch in Amsterdam Logiment und Kost frey, auch was Notables zu sehen sein mögte, mich auf seine Kosten alles zuweißen". Vergnüglich fügt er hinzu: „So er auch redlich gehalten, dan ich bin versichert, were ich vor mich geweßen, es hette mich wenigst noch einmahl so viel gekostet."

Aber diese Tour ist unserm Münch schlecht bekommen, denn er kam so ausgehungert zurück, „daß" — wie er schreibt — „mich meine aigene Leuth nicht mehr gekannt haben". Nachdem er sich zu Hause „wiederumb ein wenig gemestet" und erholt hatte, trat er bald darauf, 1690, eine zweite „Spatzierreiß" mit einer Compagnie von Frankfurtern nach Holland an. Der Compagnie war es um Vergnügen und Belehrung, dem Commis um eine neue Condition zu thun. Nach acht Tagen des Suchens überdrüssig, beschloß Münch vom Abgang einer Kauffarteiflotte zu profitiren und den Seeweg nach Hamburg zu nehmen. Nicht ohne große Fährlichkeiten kam er an das Ziel der Reise, nachdem er vom 17. August bis 15. September unterwegs gewesen. Die Kauffarteiflotte war offenbar von vornherein auf Gefahren vorbereitet, denn sie ließ sich, wie Münch erzählt, von „Convoyern", also von Kriegsschiffen zur Bedeckung geleiten. Folgendes war der übliche Weg: wollten sich Kauffarteischiffe zu unsicheren Zeiten von Convoyern beschützen lassen, so begaben sie sich an einen bestimmten Sammelplatz (Schiffe z. B., die von der Ostsee nach der Westsee gingen, in den Sund zwischen Helsingborg und Helsingör). Für den Convoy wurde der Admiralität ein bestimmtes Geld erlegt; jedes Schiff, das unter Convoy segelte, erhielt einen sogenannten Admiralitätsbrief, nach dem es sich zu richten hatte. Der Admiral des Convoy wurde Befehlshaber der ganzen Flotte. Nach einer Ordnung der Generalstaaten von 1677 gab der Admiral das Zeichen zum Aufbruch durch einen Schuß und ließ eine gewisse Fahne wehen oder des Nachts zwei Laternen am Hintertheil aufstecken, worauf alle Schiffe mit den gleichen Signalen zu antworten hatten. Bemerkte während der Fahrt ein Schiff den Feind, so hatte es eine rothe Fahne aufzustecken, einen Schuß zu lösen und auf den Feind loszugehen, falls es sich aber zu schwach fand, den Admiral zu Hülfe zu rufen. Auf Befehl des Admirals waren die bestbesegelten der Schiffe sämmtlich verbunden, sich an einer Action zu betheiligen. Die Fahrschnelligkeit richtete sich nach dem wenigst besegelten Schiff, dem Admiralitätsschiff durfte unter gewöhnlichen Umständen keines vorbei segeln. Die Flotte, mit welcher Münch fährt, konnte aber diese Regeln nicht beobachten, da sie durch Sturm getrennt wird; Münchs eigenes Schiff entgeht den Nachstellungen der französischen Caper; nicht so glücklich sind einige Wallfischfänger (Grönlandsfahrer), die gleichzeitig in die Elbe einlaufen wollen.

Digitized by Google

Da aber Münch in Hamburg nicht glücklicher in der Erlangung einer Condition ist, wendet er sich nach Bremen. Hier nimmt er bei einem Kammmacher Namens Beyr Kost und Logis für 1½ Reichsthaler[1]) wöcheutlich. Aber er klagt: „Das Logiment war blutschlecht, kalt, ohne Fenster, das Bett ware noch geringer, neben ein Strohsacky, oben ein wullen Deckh. Mein Schlaff-Camerad aber ware ein gantz grindigter Kammacher-Gesell. Doch — hat mich der liebe Gott vor dießer juckende Krankheit bewahrt."

Von Bremen legt Johann Philipp Münch in Gesellschaft seines Freundes Messerschmidt und dessen jungen Frau auf einem „Bauers-Laiterwagen" eine recht abenteuerliche Reise nach der hannöverischen Stadt Münden bei Kassel zurück. Auf dieser Fahrt hatten Münch und seine Reisegefährten nicht alleiu durch harte Kälte arg zu leiden, sondern geriethen auch durch den Ueberfall von hungernden Wölfen beinahe in Lebensgefahr.

Unser Memoirenschreiber äußert sich über die ganze Situation der Reise ganz ausführlich uud zu seinen anschaulichen Schilderungen wollen wir ihm selbst das Wort geben:

„Auf dießer Reiß" — so beginnt Münch — „haben auch wegen der alzu grosen Kälte und viele Wölffe in Waltungen viel leiden müßen. Ja, die Kälte ware so groß und dauerte so lange, daß ich auch das Wilt in Parteyen todt liegent funden, so Einen recht gebauert hatte. Dan hat uns ein Man von dem Closter Corvey auß einen unrechten Weg im Walt gezeigt, so daß wir bei der Sonne Untergang auf einen Holzweg gerathen. Als wir nun meinten, weil dießer Weg lang dauerte, siehe, da stackhen wir am Ende des Wegs und Nachts 1 Uhr manshoch im Schnee und mitten im Walt, daß uns einseits die grose Kälte und anderseits bey 10 Wölffe groß Drangsall anthaten. Wir spanten endlich 2 Pferdte auß dem Wagen in Meinung einen guten Weg außzuspühren. Allein umbsonst — den ich fiel mit dem Pferdt fast birckentieff in Schnee hienein, daß ich über zwey Stundt zu thun, ehe mich und das Pferdt aus der Gefahr der Wölff errettete. Wie ich nun herauß und wir sahen, daß nicht weiter zu endern ware, musten wir wieder unsern Rück-Weg biß Corvey nehmen, da wir Mittags gespeiset hatten. Und dauerte mich nichts alß unser armes Weible, dan sie war so steiff erfrohren, daß wir einen gantzen Tag zu thun hatten, biß wir sie wiederumb ein wenig erkoberten (sich erholen). Ja dieße harte Nacht-Kälte hatte dießen paar junge Eheleute so zugesetzt, daß sie acht Tage hernachher in Münden eine grose Krankheit mit Lebengefahr außstehen musten." „Mir aber," meldet Münch stolz, „alß der ich bereits ziemlich in der Welt herumgereist ware, thate es Gottlob nicht das Geringste, so sie Beide verwunderten. Ja, ich glaube, wan ich auf dießer Reiß nicht were bey ihnen geweßen, sie weren beide vor Frost und Wolfs-Angst crepirt."

Münchs Principal in Münden hieß Huppeden; welchen Handel er betrieb, verräth uns sein Commis nicht. Dieser orduete die in Verwirruug gerathenen Geschäftsbücher desselben. Die Kunst richtiger Buchführung war in jener Zeit jedenfalls weniger verbreitet als jetzt, und mehr noch als heute dürften sich kleinere Geschäfte damit geholfen haben, daß sie einen gelernten Buchhalter lediglich auf einige Tage in der Woche, nicht zu ständiger Arbeit engagirten.

Vetter Berlin aus Nürnberg hatte Münch brieflich schon früher eine „gar gute Condition in Regensburg bey Hrn. Hauß Christoph Dallnsteiner" offerirt; zu diesem begibt sich Münch, als er mit seiner Arbeit in dem ruhigen Münden zu Ende war. Er reist zunächst am 4. März 1691, weil unser Commis „bey einige Monath zimliches Gelt vereist" — „per pedes apostolorum" über Kassel nach Frankfurt, wo er am 12. März ankommt. Nachdem er sich in seiner Vaterstadt noch einige Wochen bei seinen „lieben Eltern außgeruhet hatte", langte er am 15. Juni in Regensburg an. In seiner neuen Stellung machte Münch häufig Reisen, besonders nach Linz, wo jährlich zwei Märkte, einer von 14 Tagen und einer von drei Wochen, stattfanden.

Von Regensburg nach Linz fahren die Reisenden moderner Handlungshäuser heute 5¼ und, wenn es hoch kommt 8½ Stunden. Der Sohn des Frankfurter Rathsherrn gerieth auf dieser Tour dreimal in Lebensgefahr. Einmal auf der Donau bei Straubing, ein andersmal stromabwärts hinter Passau, endlich hätte er gar fast nächtlicherweile im Gebirge seinen Tod gefunden.

„Das erste mahl" — so berichtet Münch — „da reiste ich mit meinem Herrn, weil er mich vor allen Andern gar wohl leiden mögen, gantz allein nach Lintz. Als wir uns zu Straubingen in Mitternacht auf die Thonau in ein gar geringes Schiffle von drey Bretter gelegt, dan sitzen haben nicht könen, und in Gottes Nahmen von Landt fuhren, auch wegen des eingenomenen Weins gleich einschlieffen, so ginge unter mir ein Ast auß dem Boden-Brett des Schiffs, so daß wir in Kurtzem (doch unvermerckh des Schlaffs) mit der Helfft des Leibs bereits im Waser lagen. Alß mir es nun zu kalt ward, erwachte ich und fand uns in höchster Lebensgefahr, zumahl unser liederlicher Schiffer auch entschlafen war. Da ware guter Rath theuer dan mein Herr und den Schiffer konte ich nicht erweckhen und weil mich nicht einmahl regen dörffte, auch wegen Finsterung der Nacht nicht sehen konte, wo wir waren, alß glaubte ich gäntzlich, diese beiden würden schon im Waser ertrunckhen sein. Ich resolvirte alßo, setzte mich ins Schiff und finge an das Waser mit dem Hut auß zu schöpffen, biß ich entlich das Loch fande und mit einem Geltsack zustopffte. „Wan mich nun Gott nicht erwachen laßen, so wäer wir alle drey," so schließt Münch seine Schilderung, „in Gottes Nahmen ohne Brauchung eines Nachen nachher Ungarn zu machirt."

Hören wir nun, was das „Lebens-Memorial" unsres Handlungsdieners über seine letzte lebensgefährliche Reise von Linz nach Regensburg berichtet.

„Alß es nun nach Mitternacht ware" — so beginnt die recht anschauliche Schilderung — „und fast sehr finster ware, verfehlten unser drey unstarckhe Reiter des rechten Wegs oben auf des Berges Spitze im Walt. Die nun vor mir ritten, kamen in ein Hohlweg und vor sich ein tieff weites Loch. Wolten wir nun unsere Compagnie nicht gantz verlihren, so musten uns wagen hiendurch zu setzen. Die zwey Erstere versuchten dan durch Sprung gantz glückhlich. Alß sie nun durch waren, meinten sie nicht anders, ich würde gleich sie glückhlich durch komen, und ritten in starckhem Galopp fort. Alß ich nun mit meiner Schintmähr ins Loch setzte . . . fiel es hinterrückh. . . . Weil ich nun nicht salviren konte, alß kame ich ins Loch, so etwas Morast im Grundt hatte, auf den Rückhen zu liegen und das Pferdt gleichergestalt auf mich und seine vier Füß aufwerts gegen Himmel schwebent stehent. . . . Muste ich alßo leiden, das gantze Roß schwebent auf meinem Leib tragen in Zeit von circa ¾ Stundt und wan meine zwey vorauß reitende getreue Compagnons mich nicht vermißet und mich im Zurückh-Jagen nicht gesucht hetten, so hette ich in weniger Zeit hernach unter dem Pferdt mein Geist aufgeben müßen, dan der Morast ginge mir bereits wegen des Pferdts vieler Bewegungen an das Maul. Alß sie mich aber in meinem elendten Standt fanden, schnitten sie dem Pferdt die Sattel-Gurt entzwey: damit konte das arme Tiehr auf die Seite fallen und alßo mich vom Todt salviren." „Da kan man sehen", — so schließt die Schilderung — „was getreue

[1]) Ist ein Rechnungsthaler = 1½ Gulden Current. Bei Zahlung in effectiven Thalern wurde ein Agio berechnet.

Reißgefert vermögen, dan weren meine Compagnons nicht umgekehrt, so were es um mich gethan gewesen, dan wir so weit vom rechten Weg verirt gewesen, daß mich in langer Zeit kein Mensch würde funden haben." —

Nach der Schilderung dieser mit so mancherlei Gefahren „und beschwörlichen Reißen" verknüpften Thätigkeit, darf man sich nicht wundern, wenn Münch, derselben müde, schreibt: „ich funde einen Scrupel bey unser Handlung, so mir nicht gestatten wollen, länger zu bleiben". Und nach dreijährigem Dienst verläßt er diese Condition. Gerade im Begriffe am 16. December 1693 die Heimreise anzutreten, wird Münch von zwei Freunden, „so auch ohne Condition", aufgefordert, „eine Plaisir-Reiß" nacher West-Indien zu thun". Münch willigt ein; es wird zuvor ein Vertrag über die Reisespesen vereinbart und von jedem „aigenhändig" unterschrieben. Doch die Reise scheitert. „Allein der liebe Gott" — so berichtet er darüber — „alß unser aller Vatter hat unseren Sinn gantz anders gekehrt. Dan der Erste reißete nacher Sachsen und der Zweyte nachher Heilbronn bey den Ihrigen die weit entlegene Reiß offenbahrten, forchten sie, sie mögten nicht mehr zu Hauß komen, und — geben einem Jeden ein Weib an Halß, bey welcher sie gleichwohlen nacher Westindien seegeln mägten. . . . Ich thate meine Reiß auch zu Hauß umb mich auf diese Reiß zu schickhen. Alß ich aber hier kome, enderte mir Gott gleichfalß meine Gedanckhen — und schickte mir ein ander weite indische Reiß-Gefertin als nemlich Hrn. Andreas Mühls seelig Wittib, eine geborene Christian Hermsdorffin, Nahmens Anna Margaretha". „Meine Liebste," schreibt Münch, „hat mir von ihrem vorigen Mann seelig drey Söhne zubracht." Sie werden mit Namen und Geburtsjahr angeführt. „Ist alßo" — so schließt der ergötzliche Bericht der gescheiterten Reise — „unser Reiß-Compagnie völlig mit Contentement gescheitert und habe mich alßo in Gottes Nahmen mit Vorwißen meiner lieben Eltern . . . mit obgemelter meiner Liebste im Juny 1694 versprochen und verlobet und bin auf 3. July gedachten Jahres alhier in der Baarfüßer-Kirche durch Hrn. M. Starckhen evangetischen Predigern copatirt worden." Aber dieses Glück war Münch nicht lange „gegönet", indem „der liebe Gott mein liebes Weib mir alzu zeillich auß den Armen zu sich in seine himlische Freude entzogen." Mit dieser Mittheilung bricht das höchst interessante „Lebens-Memorial" ab. —

Hr. Dr. Schnapper-Arndt hat nun den Lebensgang von Johann Philipp Münch weiter verfolgt und gefunden, daß, wenn er in höherem Alter sein Tagebuch wieder einmal vorgenommen hätte, er gar viel hätte berichten müssen, wenig wahrscheinlich von glücklichen und ungtücktichen Fahrten in fremden Landen, aber um so mehr von Freude und Traner im engen Kreis, von getäuschter Hoffnung gegen das Lebensende hin.

Ungefähr drei Jahre nach dem Tode seiner Anna Margaretha am 20. Juli 1699 heirathete der 36jährige Münch zum zweitenmale. Dieser Ehebund währt genau so lange wie der des Vaters Johann Matthäus, nämlich vierzig Jahre; einen „sonderbar erfreulichen und seeligen" hat ihn Münch genannt in der einzigen frühen Aufzeichnung, die sich auf ihn zu beziehen scheint. Kaum weniger reich ist der Kindersegen, so reich, daß bei Anmeldung des letzten Kindes der Vater selber irre geworden. Seine zweite Frau, Marie Salome mit Nomen, beschenkte den Gemahl mit acht lebend geborenen Knäblein und ebensoviel Mägdelein.

Lange Jahre hindurch muß Johann Philipp der Kaufmannschaft obgelegen haben; auch die Söhne, soweit festgestellt werden konnte, hat er dem Handelsstande bestimmt. Aber Münch selbst starb nicht als Handelsmann: das Glück scheint ihm nicht gelächelt zu haben, und er ist trotz seiner emsig gesammelten Kenntnisse in seinen materiellen Verhältnissen immer mehr zurückgegangen. Der Nachkömmling zweier Rathsherren starb, über 80 Jahre alt, als kleiner städtischer Beamter am 5. September 1743, „Bürger und Handelsmann, seithero aber in hiesiger Stadtwag gewesener bürgerlicher Gegenschreiber" meldet das Todtenbuch.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 17. Juni. Vorsitzender Secretär: Hr. Diels. 1. Hr. Erman legte die Abhandlung des Hrn. Schrader vor, „Ueber eine altbabylonische Thontafeleinschrift". (Erscheint später.) 2. Hr. Kirchhoff legte eine Mittheilung des Dr. Erich Ziebarth in Göttingen vor: „Neue attische Hymnheleninschriften". Der Verfasser stellt 22 bisher nicht bekannte Urkunden dieser Art, die er in Athen abgeschrieben, zusammen und begleitet sie mit erläuternden Bemerkungen, welche ihm Gelegenheit geben, zugleich von einem Stein von der Insel Amorgos, der sich gegenwärtig in Athen befindet, eine correctere Abschrift mitzutheilen. 3. Hr. Harnack legte eine Abhandlung vor: „Ueber die Ordinationen im Papstbuch." (Erscheint später.) Die in jedem Papstleben sich findenden Angaben über die Ordinationen der Päpste sind bisher nicht untersucht worden. Der Verfasser zeigt auf Grund innerer Beobachtungen und je eines Briefes des Gelasius und Gregors I., daß ein Theil dieser Angaben auf eine officielle Urkunde zurückgeht, die vom Jahre 468 an zuverlässig ist und bis zum Jahre 536 fortläuft; er zeigt weiter, daß die Eintragungen von der Zeit Gregors I. ab ebenfalls wesentlich glaubwürdig sind. An diese Feststellungen schließen sich Nachweise und Erwägungen über die eigenthümlichen Gruppenordinationen des stadtrömischen Klerus. — Sitzung der physikalisch-mathematischen Classe vom 17. Juni. Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Woldeyer las über das Trigonum vesicae. Am sogenannten Blasendreiecke werden mehrere bis jetzt weniger berücksichtigte Einzelheiten beschrieben, betreffend insbesondere die Ureterenmündungen, die Gestalt der inneren Urethralmündung und den Harnleiterwulst. Daran werden Mittheilungen über das Verhalten des Trigonum vesicae bei verschiedenen Thieren (Chimpanse, Hund, Rind, Schaf und Schwein) geknüpft. 2. Hr. Boltzmann, Ehrenmitglied der Akademie, übersendet eine Mittheilung über irreversibele Strahlungsvorgänge. Dieselbe wendet sich gegen die von Hrn. Planck in diesen Berichten über den Gegenstand gemachten Mittheilungen, indem der Verfasser die Allgemeingültigkeit der dort gezogenen Consequenzen bestreitet und die von Hrn. Planck gefundene Irreversibilität vielmehr nur als Folge der gewählten Anfangsbedingungen ansieht. 3. Hr. Klein überreichte die Schrift des von der Akademie bei seiner Untersuchung des Adamellogebirts unterstützten Privatdocenten, z. Zt. an der Universität Heidelberg, Hrn. Dr. W. Salomon, „Ueber Alter, Lagerungsform und Entstehungsart der pradriatischen granitisch-körnigen Massen". Wien 1897.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien.** Philosophisch-historische Classe. Sitzung vom 12. Mai. Der Secretär legt ein Gesuch des Dr. Moriz Hörnes, Custosadjuncten am naturhistorischen Hofmuseum und Privatdocenten an der Universität in Wien, um eine Subvention zur Herausgabe seines Werkes: „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr." vor. Wird einer Commission überwiesen. — Sitzung vom 19. Mai. Der Secretär legt eine Abhandlung des Hrn. Karl Rebhay, Beamten in Wien: „Ueber Todtenbestattung und Todtennamen der Völker Altmexico's" vor, um deren Publication durch die Akademie der Verfasser ersucht. Dieselbe wird einer Commission zur Begutachtung übergeben. Der Secretär legt das von der Akademie subventionirte Werk: „Veteris testamenti Prophetarum interpretatio Istro-Croatica saeculi XVI." ed. V. Jugić, und „Tobiae codicum manuscriptorum in Bibliotheca Palatina Vindobonnensi asservatorum", Vol. IX, vor. Das w. M. Sectionschef W. v. Hartel hält einen Vortrag: „Zum Briefwechsel des Ausonius und Paulinus."

* **Papst-Urkunden.** Die von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen veranstaltete und von Prof. Kehr geleitete kritische Ausgabe der Papst-Urkunden bis Innocenz III. hat bis jetzt folgendes Ergebniß gehabt: Im August und September v. J. hat Prof. Kehr die Archive von Verona und das Staatsarchiv von Venedig durchgesehen, im März

und April d. J. in Gemeinschaft mit Dr. Luigi Schiaparelli die Archive von Pisa, Lucca, Bologna und Ravenna. Dr. Klingerberg und Dr. Schiaparelli arbeiten zur Zeit in Modena; dann wird Dr. Schiaparelli die Archive von Reggio, Parma und Piacenza, Dr. Kehr die von Mantua und der Lombardei durchforschen. Für den Herbst sind Forschungen in der Romagna, in den Marken, in Umbrien und Toscana in Aussicht genommen; im nächsten Jahre hofft man die archivalischen Arbeiten in Ober- und Mittelitalien zum Abschluß zu bringen.

* Neues verflüssigtes Gas. Der Pariser Chemiker Moissan theilte, wie die „K. Z." erfährt, der Pariser Akademie mit, daß es seinen gemeinsamen Versuchen mit dem englischen Physiker Dewar gelungen sei, das Fluorgas zu verflüssigen. Die Temperatur, bei der die Verflüssigung eintritt, ist —185° Celsius. Wenn ein Strom von Fluorgas in einen Apparat geleitet wird, in dem sich flüssiger Sauerstoff im Zustand ruhigen Siedens bei einer Temperatur von —180° befindet, so bleibt das Fluor zunächst in seinem gasigen Zustand. Sobald aber die Temperatur noch weiter erniedrigt wird, indem man den Druck in dem Apparat vermindert, so beginnt das Fluor sich zu verflüssigen und man erhält eine klare, gelbe und außerordentlich bewegliche Flüssigkeit, die sofort wieder zu Gas verdampft, wenn die Temperatur etwas erhöht wird. Das flüssige Fluor hat die große chemische Wirksamkeit, durch die sich das Fluorgas auszeichnet, verloren, es greift Glas, Kieselsäure, Schwefel oder Phosphor nicht mehr an. Dagegen zeigt auch das flüssige Fluor eine große Hinneigung zum Wasserstoff, dessen Verbindung mit Kohlenstoff es trotz seiner niedrigen Temperatur alsbald zersetzt.

H. **Straßburg.** Privatdocent Dr. Schneegans, der einen ehrenvollen Ruf an die Universität Rostock erhalten hat, demselben aber nicht Folge leisten wird, ist zum außerordentlichen Professor mit Lehrauftrag für romanische Philologie ernannt worden. Prof. Schneegans, der bisher gleichzeitig das Lectorat der italienischen Sprache versehen hat, hat bei seiner jetzigen Beförderung die Verpflichtung übernommen, in seinen Vorlesungen und Uebungen auch die praktische Anwendung der modernen romanischen Sprachen zu berücksichtigen.

* **Bonn.** Das für die hiesige Universität neu errichtete Extraordinariat für altorientalische Geschichte und Aegyptologie ist dem Professor Dr. Alfred Wiedemann in Bonn übertragen worden.

γσ. **Berlin,** 20. Juni. In der gestrigen Monatssitzung der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte legte Prof. Dr. Ehrenreich den 1. Theil seiner Anthropologischen Untersuchungen der Wilvoller Centralbrasilien vor. Vom Geheimrath Prof. Dr. Adolf Bastian ist aus Batavia ein stattliches Büchlein: „Lose Blätter aus Indien" eingetroffen. Der jugendfrische Schöpfer der modernen Ethnographie erregt in Batavia wegen seiner nie ermattenden Energie Bewunderung. Dr. Basse berichtet über Bronzefunde in der Mark. Dr. Olshausen über eine aus Rheinhessen stammende römische Scharnierfibel, wie solche als Exportartikel aus Italien weit nach Norden gedrungen sind und bis nach Tomsk in Sibirien sich gefunden haben. Das von Dr. Olshausen vorgelegte Exemplar trägt die Inschrift AVCISSA, was einen keltischen Mädchennamen bedeutet, und gehört in Folge dieser Inschrift zu einem schon länger bekannten und vorerst als etruskischen Ursprungs angesprochenen Exemplar mit derselben Inschrift. Prof. Dr. Krause konnte von Gesichtsurnen aus Hinterpommern berichten, die ihren Beigaben nach in die Uebergangsperiode der Hallstattzeit in die La Tène-Periode gehören und als gothischen Ursprungs angesehen sind. Prof. Dr. v. Luschan legt ein neues, sehr gutes und wohlfeiles Präcisionsplanimeter vor, das kaum Fehler von ½ Proc. bei traniometrischen Messungen zuläßt. Darauf sprach Prof. Dr. G. Schweinfurth über den Ursprung der Aegypter. Vor 9 Jahren wies Virchow, so führte der Redner aus, bei Gelegenheit einer kritischen Untersuchung der Funde einer vermeintlichen Steinzeit in Aegypten darauf hin, es komme für die Wissenschaft darauf an, einen Zusammenhang zwischen der ägyptischen Prähistorie und der Pharaonenzeit herzustellen. Und diesem Leitfaden folgten Flinders Petrie, de Morgan und Amélineau bei ihren Ausgrabungen und Forschungen. Es scheint nunmehr durch die ungemein reichen Funde der letzten drei Jahre der Traum der Aegyptologen in Erfüllung zu gehen und die Funde geben uns Hoffnung, den Räthseln der Civilisation und den Anfängen des Schriftthums allmählich näher zu kommen. Es sind viele neue Thatsachen gefunden, mehr als 3000 Gräber bei Tuth, die Königsgräber bei Negadah und in Om-el-Gaab bei Abydos sind aufgedeckt, dort, wo die Wiege des ersten Königs gestanden und der Todtencult geblüht hat; und diese Funde leiten eine neue Richtung der ägyptologischen Wissenschaft ein. Aus den Beigaben, die sich in den Gräbern offenbar ärmerer Leute fanden, wird der Blick auf Gebräuche und Vorstellungen gelenkt, die einer fremdländischen Cultur angehören, auf die die pharaonische aufgepfropft erscheint. Die Aegyptologen, meist Sprachforscher, ließen diese Reste einer prähistorischen Zeit, die sich am Saume der Wüste erhalten hatten, meist außer Acht. Die Silexwerkzeuge, die, wie man früher annahm, während der ganzen Pharaonenzeit von den Aegyptern gebraucht sein sollten, stehen nach de Morgan nicht im Zusammenhang mit den historischen Epochen, wie überhaupt keine Verbindung zwischen der historischen Zeit von 4000 v. Chr. und der älteren Steinzeit vorhanden ist, die durch die zahlreich neuerdings gefundenen neolithischen Werkzeuge deutlich erwiesen ist. Auch gab es in dieser Steinzeit schon eine ausgebildete Formensprache, sowie eine Figurenschrift afrikanischen Gepräges. Der in vielseitiger Entwicklung, besonders auf minderwerthigen Gefäßen vorkommende Bilderschmuck setzt eine lange vorausgegangene Kunstübung und Kunstgewöhnung voraus. Die Zeiträume der Entwicklung erweitern sich nach rückwärts für den Beobachter. Die Königsgräber aus Stein hören auf, die Schriftproben werden knappe. Nataedinge und Reste von Artefacten fordern die Deutung, wofür Analogien aus der ganzen Welt die Anhaltspunkte geben müssen. Eine Leitung ist hergestellt zwischen der prähistorischen und der Pharaonenzeit des Nillandes. Vor der Fülle unsres prähistorischen Materials, das seit den letzten 30 Jahren zusammengekommen ist, erhebt sich nunmehr die Frage: Woher kamen die Aegypter? Welches war der Entwicklungsgang der Cultur, von der die im Nilthal eingebetteten paläolithischen und neolithischen Reste aus Kuabs geben? Woher stammen diese frühesten Geschlechter? Nach Flinders Petrie weist der Ursprung ägyptischer Kunst außerhalb des Nilthales. Die Kunst ist kein fertiges Ding. Die Thongefäße, die er in den Gräbern der Armen fand, wo die Leichen in Matten gewickelt lagen, und die Form der ebenda gefundenen Amulette, woselbst keine Bronzebeigaben vorhanden sind, diese Reste seiner „new race", die aber die älteste des Nillandes ist, besitzen schon eine ausgeprägte eigene Stilrichtung, und zwar ist dieselbe durchweg verschieden von der von Conze der „vorkadmeischen" Race zugeschriebenen und „alteuropäische" Stilrichtung genannten geometrischen Formensprache, die sich auf die Beschäftigung mit Flechten und Weben zurückführen läßt, weßhalb bei der sogenannten „europäischen" Stilrichtung auch schon das Pflanzenornament auftaucht. Die geometrischen Ornamente der ägyptischen Steinzeit sind indessen verschieden von den „europäischen". Thiere mit gebogenen Extremitäten stellen sie nur, die Aloe, die in Abessynien vorkommt, als Zeichen des „Südens", dazu den menschlichen Körper mit einer Taille und gebogenen Armen, während der menschliche Körper in der „alteuropäischen" Formensprache noch nicht vorhanden ist. Dazu kommen Thierdarstellungen, nicht im Paradeschritt der altägyptischen Kunst, Darstellungen des Krokodils, von oben gesehen, gleichfalls abweichend von der historischen ägyptischen Darstellung. Elephanten, Nilbarken mit Rudern und Schilde. Alle diese Formen gewähren uns einen tiefen Einblick in das Leben ihrer Bildner und die Frage dränch, wer diese Generationen gewesen, drängt sich uns um so entschiedener auf. Waren es dieselben Racen, die wir in historischer Zeit sehen? Waren sie verschieden von ihnen, hatten sie sich mit anderen, die sie verdrängt, vielleicht durchkreuzt oder durchdrungen? Es handelt sich darum, alle die Einzelbilder, welche die reiche Fülle der jüngsten Funde uns gegeben, zu einem Gesammtbilde untereinander zu fügen. Mehrfache Gründe sprechen dafür, daß wir Südarabien, Yemen, das sich als eine ursprüngliche Quelle geistiger wie materieller Cultur, wenn auch wegen seines Bodens nicht auf die Dauer, fähig gezeigt, als Ausgangspunkt ansehen. Yemen mußte seine Ueberschüsse abgeben, es limitirte seine Expansionskraft aus, da es seine Kräfte selbst nicht allseitig nützen konnte, und Eduard Schrader hat es den „Entwicklungsherd des Semitismus" genannt. Sylomore und Persea, wie das Brandopfer des Weihrauchs im früher ägyptischen Göttercult weisen auf Arabien als Ursprung hin. Die durch Herodot überlieferte Tradition, wonach das Delta neues Land sei, zeigt, daß von hier aus eine Besiedlung des Nilthals nicht stattgefunden haben kann, denn ein Meerbusen mit südlich vorliegendem Sumpfgebiet hinderte hier den Zugang. Allein der Getreidebau und die Bronze lassen noch eine zweite Quelle für die Entstehung der Cultur des Nillandes vermuthen, das Euphratthal. Wenn man die gesammten Culturquellen der

Alten Welt in einem Derick darstellt, so bildet Yemen die eine Spitze, während Babylonien, als es noch nicht semitisirt war, als die zweite, endlich Aegypten als die dritte Derickspitze anzusehen ist. Nimmt man nun mit Lea Reinisch, trotz der Differenzirung, eine gemeinschaftliche Basis der Hamiten und Semiten in ihrer asiatischen Heimath an und stellt daneben die als erste Auswanderung semitischer Stämme historisch bezeugte Auswanderung der Aethiopier, so erscheint, wenn man einen durch die Inseln im südlichen Theile des Rothen Meeres ermöglichten Uebergang annimmt, das Vordringen hamitischer Völker, die ja im Laufe der Zeit den Völkerbestand von halb Afrika durch Kreuzung und Mischung mit den Autochthonen umgestaltet haben, fast als sicher. Die Hamiten, älter als die Semiten, haben stets die Richtung von Ost nach West verfolgt, und die alten Völkerstraßen haben sich selten geändert. In Arabien selbst haben Hamiten keine Spuren hinterlassen. Im Nillande sind die Ababdeh, die bis zur Höhe von Kenneh und Kosseir heute noch vorkommen, und etwas südlicher die Bischarin bis gegen Sualim hin die noch in der Steinzeit lebenden Nachkommen jener alten Hamiten. Bischarin haben noch den hamitischen Sprachcharakter bewahrt, während die Sprache der Ababdeh durch die arabischen Beduinen, die Maasch, beeinflußt worden ist, von denen die Ababdeh zurückgedrängt worden sind. Prof. Schweinfurth hatte schon 1864 diese Ababdeh besucht. Die Besiedelung Aegyptens durch die Hamiten muß von Nubien her erfolgt sein, wo die Rinderheerden dieser Hirtenstämme ihre Lebensbedingungen fanden, durch die Wüste von Gbai werden sie wie die Semiten 25 Jahrhunderte hindurch in das zum Theil wie noch heute oberhalb Khartums mit Urwald bedeckte Nilthal gelangt sein. Das Kamel, damals noch nicht Hausthier in Südarabien, ward durch den Wildesel ersetzt, den man das „Boot der Wüste" nennen kann und der das einzige Lastthier der hamitischen Einwanderer gewesen ist. Bevor diese Einwanderer indessen an den Nil kamen, hatten sie am Ostrande Aegyptens eine erhabe hohe Culturstufe durch saure Arbeit erreicht. Aus hartem Grstein hatten sie ihre Waffen und Geräthe zu verfertigen gelernt. Töpferei, wie sie der weiche Nilthon bald entstehen ließ, war ihnen unbekannt. Der heutige Gegensatz zwischen dem Ueberfluß am Nil und der Dürftigkeit in den Gebirgen hat auch in der prähistorischen Zeit Aegyptens geherrscht. Die geographische Lage bildet auch hier die Vorbedingung für die Geschichte. Spätere Eroberer fanden die Kieselartefacte bei dem am Ostrande des Landes wohnenden Hamiten vor, die allmählich mehr und mehr zurückgedrängt wurden, und lange vor den Tagen der Pharaonen wurden diese Nachkommen der ersten Eroberer von ihren Besiegern eben wegen ihrer Fertigkeit in der Bearbeitung des Eisen zu den schweren Arbeiten in den Kupferminen des Sinai verwendet, als die Bewohner des Nilthals schon die Pflugschar kannten. Sprachforschung und Gräberfunde leiten darauf hin, daß von den alten Sumerialladiern am Euphrat — ob sie Turanier oder Indogermanen sind, ist unsicher — Einflüsse nach dem Nilthal stattgefunden haben, und zwar vor der Semitisirung dieser Babylonier am Euphrat. Eine solche nichtsemitische babylonische Ansiedelung am Nil muß sehr weit zurückliegen, da nach Fritz Hommel die Uebereinstimmung sumerischer Gottheiten mit den altägyptischen sich erweisen läßt, obgleich diese altägyptischen Götternamen später semitisirt wurden und die Hälfte des altägyptischen Wortschatzes sumerisch ist. Dazu tritt eben dann die Auffindung des Weizens und der Bronze in den Gräberfunden Oberägyptens neben in den Feuersteinopolen. Das Schweigen der altägyptischen Tradition über die Hamiten, die zurückgedrängt waren, wird aus der oft begegnenden Gewohnheit klar, die historische Erinnerung an einen unterworfenen Stamm aus dem Gedächtniß schwinden zu lassen. Die Darstellung Schweinfurths ist nur in den Theilen als Hypothese anzusehen, wo sie sich auf Sprachforschung stützt, dagegen wird sie gesicherte wissenschaftliche Erkenntniß, wo ihr die Dinge selbst zu Grunde liegen: Spkomoee, Perseа, Weihrauch, Gefäße aus krystallinischem Gestein, Kieselartefakte, Bronze, Getreide u. dgl. Der Vortragende hat versucht, „einen Bau zu zimmern, für den die Reste der Prähistorie die Planken, die Aegyptologen aber die Nägel geliefert haben". Zum Schluß legte Dr. J. W. K. Müller Exemplare einer zugleich in chinesischer und japanischer Sprache auf Formosa erscheinenden Zeitung vor, sowie das neueste Heft der Zeitschrift der „Anthropologischen Gesellschaft" in Tokio, in dem ein Aufsatz über die ältere Sprache und die älteren Schriftzeichen von Formosa bemerkenswerth ist, der den Zusammenhang mit der chinesischen Schrift nachweist. Ferner demonstrirte der Vortragende eine auch typographisch bemerkenswerthe Prachtpublication der japanischen Regierung über das große Nationalheiligthum von Isse.

* **Breslau.** Der bisherige außerordentliche Professor in der philosophischen Facultät der Universität zu Breslau Dr. Fritz Frech wurde zum ordentlichen Professor für Geologie und Paläontologie in derselben Facultät ernannt.

* **Graz.** Zum Rector magnificus der Universität in Graz für das kommende Studienjahr wurde der Professor des Kirchenrechtes Dr. Friedrich Thunner gewählt.

* **Klausenburg.** Wenige Tage nach Vollendung seines 100. Lebensjahres starb hier am 24. d. M. der Nestor der ungarischen Gelehrtenwelt, Samuel Brassai, Ehrenmitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften.

* **Paris.** Die französische Akademie hat dem Geschichtschreiber des Kriegs von 1870/71 und der Pariser Commune, Alfred Duquet, den Prix Berger, 12,000 Fr., zuerkannt. Duquet hat seinem Gegenstande etwa fünfzehn Bände gewidmet, deren erster „Froeschwiller, Châlons, Sedan" war. Der letzte (1896) umfaßt die Zeit vom 9. bis zum 31. December 1870, die zweite Niederlage bei Le Bourget und den Verlust von Vorna; ein weiterer Band „Le Bombardement, Buzenval et la Capitulation" ist von der Bibliothèque Charpentier angekündigt.

* **Rom.** Die Stadtverwaltung hat die Villa Borghese mit ihren Kunstschätzen für den Betrag von 3 Millionen Lire angekauft.

* **Aus Christiania** wird der „Voss. Ztg." gemeldet: In der Nähe von Dronthеim, bei Stenkjäe, sind am 16. d. M. eine Reihe von Alterthumsfunden aus der Wikingerzeit zu Tage gefördert worden. Unter ihnen befinden sich fünf Schildbuckel, ein etwa 20 cm großes Beilblatt, ein Schwert mit Griff und Knopf, 90 cm lang, Bruchstücke von Spießen, ein zweischneidiges Schwert, 48 cm lang u. s. w. Sie lagen einen Meter tief im Boden und stammten vom Begräbniß eines Wikingers, der hier inmitten seines Fahrzeugs beerdigt wurde. Der Querdurchschnitt des Schiffes zeichnete sich durch die geldbraunen Reste des verwitterten Holzes von dem umgebenden Erdreich deutlich ab.

Insertionspreis für die 42 mm breite Zeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Münchener Volkswirtschaftliche Studien.

Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz.

Dreiundzwanzigstes Stück:

Die Währungsfrage

in den

Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Eine wirtschaftsgeschichtliche Studie von

Dr. jur. Max Prager.

Preis geheftet 10 Mark.

In dieser Schrift ist zum erstenmal der Versuch einer zusammenfassenden und eingehenden Darstellung der amerikanischen Währungsentwickelung unternommen. Die Arbeit umfaßt in drei Abtheilungen die Zeit der gesetzlichen Doppelwährung (1792—1873), die Papiergeldära und die Silberbewegung bis in die zweite Hälfte der achtziger Jahre und endlich die jüngste Phase der Währungsgeschichte und des Währungsstreits in Amerika. (9752)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Vervielfältigung (17119)

von Schriftstücken jeder Art sowohl in großer als auch in geringer Zahl (den Abdrücken) geschieht rasch und billig durch das neue Verfahren „Schreibmaschinen-Autographie". So sauber wie Buchdruck! Billiger wie Handschrift-Autographie, weil große Raumersparniß! Kein Schreiben mit schmieriger Tinte! Man sende Concepte an A. Semle in Neuburg a. D.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1897. München, Montag, 28. Juni. Nummer 141.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Menfi in München.

Uebersicht.

Ein Pamphlet aus der römischen Kaiserzeit. — Altes und Neues von Georg Brandes. — Zur italienischen Memoirenliteratur. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Pamphlet aus der römischen Kaiserzeit.

Die römische Literatur weist eine eigenartige Literaturgattung auf, mit welcher der gelehrte Vielwisser und Vielschreiber Terentius Varro seine Landsleute bekannt gemacht hat, die sogenannten Menippischen Satiren, die, benannt nach dem Urheber dieser Dichtungsart Menippos von Gadara (um die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts), in populärem Ton der Welt ernsthafte Lehren predigen unter der Hülle des Scherzes. Das äußere Kennzeichen dieser Dichtungen liegt in der Form, in welche sie eingekleidet sind, einer freien Mischung von Prosa und Poesie. Wir wissen nicht, ob Varro mit diesen Satiren beim großen Publicum Anklang gefunden hat; denn wenn uns auch spätere Grammatiker zahlreiche Bruchstücke aufbewahrt haben, so hat diese Leute bei der Auswahl der Stücke doch lediglich das Interesse für die alterthümliche Sprache des Varro geleitet, nicht das Interesse für den Inhalt. In der Literatur indessen ist Varro's Einfluß insofern unverkennbar, als wir noch mehreren Werken in späterer Zeit begegnen, die diese nämliche Mischung von Prosa und Poesie bieten, und darunter sind zwei, bei denen auch die satirische Tendenz offen zu Tage tritt, nämlich der naturalistische Roman des Petron, eines der gelungensten Werke der Weltliteratur, und dann ein überaus giftiges Pamphlet, das keinem geringeren als dem Philosophen Seneca zugeschrieben wird.

Nero war im Alter von 17 Jahren zur Regierung gelangt, dank seiner ehrgeizigen Mutter Agrippina, welche durch ein leckeres Pilzgericht ihrem Gemahl, dem Kaiser Claudius, den Abschied von der Welt erleichtert hatte. Nero wurde unbeanstandet von den Prätorianern als Kaiser begrüßt und vom Senat bestätigt. Gleich darauf erschien eine Spottschrift auf den Verstorbenen, ein Meisterstück kalten Hohnes und raffinirten Witzes, wie es ein moderner Literarhistoriker nennt, ein Pamphlet, in dem jedes Wort ein giftiger Stich ist. Der arme heimgegangene Claudius wird von dem ebenso geistreichen wie boshaften Verfasser in einer geradezu vernichtenden Weise carikirt, keine seiner zahlreichen Schwächen und Unthaten ist vergessen, seine verdrehten gelehrten Studien, seine lächerlichen Kriegsthaten, seine Mordlust und Spielwuth, alles wird mit sicherer Berechnung, in anscheinend wenig kunstvoller Darstellung, an geeigneter Stelle verwerthet. Und so ist ein Gesammtbild entstanden, das dem Leser den Kaiser lediglich als einen stupiden, unfähigen Menschen, als einen vollkommenen Idioten zeigt. Die guten Seiten der Regierung des Claudius zu berücksichtigen, dafür war natürlich in einer so ingrimmigen Satire kein Platz.

Der Inhalt des kleinen Schriftchens, dessen grotesker Titel „Die Verkürbissung des Claudius“ eine possenhafte Darstellung der Vergötterung (Apotheose) des Kaisers ankündigt, ist in kurzen Zügen folgender.

Claudius liegt auf dem Todtenbett — der Verfasser verschweigt natürlich aus Rücksicht auf Agrippina und Nero die wahre Todesursache — und müht sich ab zu sterben, 63 Jahre lang hat der Aermste weder leben noch sterben können, bis endlich Gott Mercur Mitleid hat und die Parze Klotho beredet, der Qual ein Ende zu machen und den Lebensfaden abzuschneiden, worauf denn Claudius „seine Seele ausbullert“ und sein Scheinleben beendet. Nach dieser Einleitung versetzt uns der Verfasser gleich in den Olymp. Dem Jupiter wird der seltsame Ankömmling gemeldet, man könne aus dem sonderbaren Wesen mit dem wackelnden Kopf und dem humpelnden Gang nicht klug werden, das Kauderwelsch, das er spreche, sei nicht zu verstehen. Schließlich muß Hercules, der weitgereiste und daher sprachenkundige, kommen, um den Fremdling auszuforschen. Er redet ihn mit dem homerischen Verse an: „Wer und woher bist du? wo ist deine Stadt? deine Eltern?“ Und Claudius, hocherfreut, hier oben im Himmel philologisch gebildete Leute zu treffen, antwortet prompt mit einem andern Homervers, was dem Hercules riesig imponirt. Um den Gott für sich zu gewinnen, hält er folgende Rede: „Allertapferster Gott Hercules! Ich habe stets gehofft, daß gerade du bei anderen mir hülfreich zur Seite stehen würdest, und so war ich denn auch darauf vorbereitet, falls man von mir eine Legitimation fordern sollte, mich auf dich zu berufen, da du mich doch ganz genau kennst. Denn wenn du dich recht erinnern willst, ich bin ja der Mann, der vor deinem Tempel in Tibur ganze Tage lang während der Hundstage Recht sprach. Du weißt, was ich da für Plagen ausgestanden habe, wenn ich Tag und Nacht die Advocaten anhörte (übrigens soll Claudius dabei sehr oft eingeschlafen sein). Wärest du unter diese Sorte von Menschen gerathen, du würdest, so stark du dich auch dünkst, doch lieber die Cloaken des Augias haben reinigen mögen; denn ich habe noch viel mehr Mist herausschaffen müssen.“ Hier ist dann eine Lücke in unsrer Ueberlieferung, die sich mit Sicherheit nicht ausfüllen läßt; wir erfahren nicht, wie es dem Claudius gelang, den Gott zu seinen Gunsten zu stimmen. Jedenfalls wird er schließlich von Hercules in die Rathsversammlung der Götter eingeführt, wo sich nun eine erregte Debatte entspinnt, ob Claudius in den Himmel aufgenommen werden soll oder nicht. Es geht dabei so turbulent zu, daß Jupiter wiederholt die Präsidentenglocke schwingen und schließlich gemessenen Tons die Anwesenden an die Würde und Geschäftsordnung des hohen Hauses erinnern muß. Vater Janus, der von vorn sieht und von hinten, spricht sich überhaupt gegen die Aufnahme von Sterblichen in den Olymp aus; ehemals sei es noch ein großes Ding gewesen, ein Gott zu werden, jetzt sei das eine reine Posse geworden, aller Welt werde diese Ehre zu

Digitized by Google

theil. Andere Götter dagegen stimmen für Claudius, schon um dem Hercules, der sich zu gelegentlichen Gegendiensten erbietet, einen Gefallen zu thun. Und so wäre denn vielleicht Claudius ans Ziel gelangt, wenn nicht schließlich der hochselige Augustus das Wort ergriffen und in einer donnernden Philippica die Schandthaten des Claudius gebührend beleuchtet hätte. Sein Antrag, den Eindringling aus dem Olymp auszuweisen, wird mit Stimmenmehrheit angenommen, Mercur packt ihn beim Kragen und schleppt ihn flugs zur Unterwelt. Hier empfängt ihn die Schaar derer, die er hatte hinmorden lassen, mit Jubel, daß Claudius ganz verwundert fragt: „Hier ist ja alles voll von Freunden! Wie seid ihr denn hierher gekommen?“ Vor den Unterweltsrichter Aeacus geführt, wird er als vielfacher Mörder angeklagt. „Einige meinen, Sisyphus sei nun lange genug Lastträger gewesen, Tantalus würde vor Durst noch umkommen, wenn man ihn nicht ablöse; dem Rad des armen Ixion müsse doch endlich mal eine Hemmkette angelegt werden. Aber es wurde abgelehnt, diesen Unterweltsveteranen Urlaub zu geben, damit nicht auch Claudius jemals auf etwas Aehnliches hoffen dürfe.“ Eine außergewöhnliche Strafe müsse für ihn ausgesucht werden: weil er sein ganzes Leben lang ein leidenschaftlicher Würfelspieler war, so soll er fortan Würfel spielen mit einem Würfelbecher, dessen Boden die Würfel vor dem Wurf durchgleiten läßt — also eine Art Danaidenarbeit. Kaum hat Claudius die Strafe angetreten, da kommt sein Vorgänger auf dem Thron, Caligula, und reclamirt ihn als seinen Sklaven: es seien ja Zeugen genug da, die gesehen hätten, wie er den Claudius mit Peitschenhieben und Ohrfeigen tractirt habe, wie der Herr den Sklaven. „Er wird dem Caligula zugesprochen. Dieser schenkt ihn dem Aeacus. Der übergibt ihn seinem Freigelassenen Menander, damit er diesem als Gehülfe in Untersuchungssachen diene.“

Damit bricht die Schrift ab, man muß sagen in einer für unsern Geschmack etwas unbefriedigenden Weise, da wir jeglichen Hinweis auf den burlesken Titel „die Verkürbissung“ vermissen, der irgend einen glänzenden Schlußeffect erwarten läßt. Man hat daher angenommen, die Schrift sei defect überliefert, gerade wie ja in der Mitte auch ein Stück fehlt. In der Schlußpartie müßte dann eine Art Apotheose geschildert gewesen sein, die Metamorphose des Claudius in einen Kürbis, eine Frucht, die in ihrer wässerigen Fadheit recht schön als Gleichniß für den Wasserschädel paßt, den Claudius sein ganzes Leben hindurch zur Schau getragen hat. Sprichwörtlich gebrauchten die Römer Kürbiß für Strohkopf. Immerhin bleibt die Möglichkeit, daß am Schluß nichts fehlt. Dann wäre die „Verkürbissung“ nichts als ein Titelwitz, eine Verspottung der kaiserlichen Apotheose, und die Schlußpointe wäre die, daß der Kaiser, der die Erhebung zum Gott beansprucht, schließlich der Diener eines Freigelassenen, zu einer Art Folterknecht, Henker degradirt wird. Wie Claudius auf Erden das Werkzeug seiner Freigelassenen und Bedienten war, so muß er jetzt in der Unterwelt einer untergeordneten Person dienstbar sein. Wüßten wir, daß diese Sorte Menschen, zu deren Function Claudius verdammt wird, im Volkswitz den Spitznamen „Kürbiß“ führte (man erinnere sich an unser „Polyp“ und ähnliches), so wäre der Titelwitz, der uns ja etwas frostig anmuthet, noch einleuchtender.

Wir haben es also mit einer ebenso witzigen wie giftigen Schmähschrift zu thun, deren Tendenz überaus unedel ist, da ein Verstorbener mit unerschöpflichem Hohn übergossen („der edelmüthige Löwe trampelt auf dem todten Esel herum“) und ein Lebender, der Kaiser Nero, in einer Weise verherrlicht wird, wie sie höfischer nicht gedacht werden kann. Die Verehrer des Philosophen Seneca haben sich denn auch mit Händen und Füßen gesträubt, ihn als Verfasser der Satire anzuerkennen. So hält z. B. Adolf Stahr in seinem bekannten Buch über Agrippina die Satire für das Machwerk eines nicht unwitzigen, aber tief gemeinen und herzlosen Pamphletisten aus Nero's Zeit, der große Name Seneca's habe damit nichts zu schaffen, das sei eine „moralische Unmöglichkeit“. Der Geschichtsforscher thut gut, sich nicht zu sehr auf „moralische Unmöglichkeiten“ zu verlassen; die Zeugnisse aus dem Alterthum lassen sich mit solchen Beweisgründen nicht umstoßen. Auch ein Philosoph kann bisweilen sich seiner Menschlichkeit bewußt werden und lieben oder hassen. Die Schrift redet die Sprache intimsten Hasses, und wir wissen, daß Seneca der Anlaß dazu nicht fehlte. Claudius hatte ihn in die Verbannung geschickt und sich unerbittlich gezeigt, obgleich Seneca nichts unversucht ließ, um die Gnade kaiserlicher Gunst wieder zu erlangen, sich selbst erniedrigte und in elender Kriecherei wegwarf. Diese Erniedrigung mußte ihn grenzenlos erbittern. Der Kaiser starb, und nun wurden dem Verstorbenen ganz außergewöhnliche Ehren erwiesen. Er ward vergöttert, Nero selbst hielt eine pomphafte Leichenrede, die kein anderer verfaßt haben soll als sein Hofmeister Seneca. Und gleichzeitig erschien dieses Pamphlet — ein Unicum, wenn man die Stellung des Verfassers und die Umstände der Veröffentlichung bedenkt. Mochte die Veröffentlichung zunächst auch anonym erfolgt sein, über den Verfasser wußte sicherlich Jedermann Bescheid. Der Hof amüsirte sich darüber und nicht am wenigsten Nero selbst, der, wie sein Biograph erzählt, den Todten ganz offen für einen Narren und Verrückten erklärte und sein Andenken in jeder Weise beschimpfte. Claudius hat Schimpf und Hohn schon zu seinen Lebzeiten über sich ergehen lassen müssen, man hat sich über den Schwachkopf, der sich von Weibern und Bedienten am Gängelband führen ließ, ganz ungescheut lustig gemacht. Auffallend könnte erscheinen, daß in der Flugschrift der Agrippina, die doch zuerst als Mitregentin eine große Rolle spielte, nicht das kleinste Körnlein Weihrauch gestreut, nicht die geringste Höflichkeitsphrase dargebracht wird; nicht einmal ihr Name wird genannt. Das erklärt sich aus Seneca's politischer Stellung, er hat von vornherein gegen Agrippina's Einfluß gearbeitet.

m.

Altes und Neues von Georg Brandes.

S. S. Seit die erste Auflage der unter dem Titel „Moderne Geister“ vereinigten Essays von Georg Brandes erschienen ist, hat der Begriff „modern“ manche neue Deutung erfahren, und man braucht heutzutage nicht zu den verschrieenen Reactionären, zu den sprichwörtlichen Lobrednern vergangener Zeiten zu gehören, um der Ueberzeugung zu sein, daß das Neue durchaus nicht immer das Bessere ist. Ein moderner Geist aber in dem von jedem Beigeschmack freien Sinne des von ihm geprägten Wortes ist Georg Brandes selbst, und zwar in höherem Grade als irgend einer der von ihm theilweise in leichten Skizzen, theilweise in genauen Portraits dargestellten Dichter und Denker. Er gehörte immer und gehört auch heute noch zu den Radicalsten unter den Radicalen, zugleich aber ist er Aristokrat nach Wissen, Bildung und Geschmack und dadurch vor der Abhängigkeit von irgend welcher Parteischablone bewahrt. Brandes ist seit Jahren ein Schriftsteller von europäischem Rufe, dessen Bücher weithin mächtige Wirkung ausüben. Die Vorzüge, auf denen seine hohe Stellung in der zeitgenössischen Literatur beruht, waren schon vorhanden, als er vor einem Vierteljahrhundert die ersten Essays des vorliegenden Bandes schrieb. Damals wie heute war ihm ein unverfeller Blick und großer Zug in der Beurtheilung der

Digitized by Google

Menſchen wie der Werke eigen, vereint mit großem Gedankenreichthum und mit einem glänzenden Stil. Auch die Kunſt, ſich ganz in eine fremde Individualität zu vertiefen und ſie durch die Strahlen des eigenen Weſens beleuchtet abzuſpiegeln, war ſchon in ſeinen Anfängen vorhanden; dieſe hat er allerdings ſeitdem ſtark weiter entwickelt. Unſre Sprache beherrſchte er, ſchon als er zu einem deutſchen Publicum zu reden anfing, in ſolchem Grade, daß er voll berechtigt war, ſie anzuwenden. Aber obgleich er ſeit Jahren wieder in Kopenhagen lebt und ſeit der Rückkehr in die Heimath ſeiner deutſchen Production gleichgültig gegenüberſteht, hat er doch in dieſer Zeit manche Spuren des Ausländerthums, die ſeiner Schreibweiſe früher anhafteten, tilgen können. Es gewährt eigenen Reiz, bei einem Vergleich der jetzt vorliegenden dritten Auflage[1]) mit der 1887 erſchienenen zweiten zu beobachten, wie tief Brandes in die Feinheiten unſrer Sprache eingedrungen iſt, wie er manche Wendung, oft auch nur ein einzelnes Wort durch andere erſetzt, um Unebenheiten zu beſeitigen. Ihrem Inhalte nach ſind die Eſſays bereits nach den früheren Auflagen bekannt und werden ſeit lange zu den hervorragendſten Erzeugniſſen pſychologiſcher Literaturgeſchichte gezählt. Mag auch hie und da der Leſer nicht ganz mit dem Autor übereinſtimmen, ſich manchmal auch zu entſchiedenerem Widerſpruch gereizt fühlen, feſſelnd und anregend iſt das Buch auf jeder Seite.

Wie die beiden früheren Auflagen, ſo wird auch die vorliegende durch den Eſſay über Paul Heyſe eingeleitet. Darin ſoll eine Ranganweiſung nicht liegen, ſondern es entſpricht nur der Höflichkeit, daß Brandes, da er zu einem deutſchen Publicum ſpricht, zuerſt die Landsleute ſeiner Leſer behandelt. Außer Heyſe iſt von Deutſchen noch Max Klinger, der Radirer, Gegenſtand einer Darſtellung; von den übrigen Eſſays beſchäftigen ſich je einer mit einem Engländer und einem Ruſſen, drei mit Franzoſen und vier mit nordiſchen Autoren.

„In den fünfzehn Jahren, die vergangen ſind, ſeit das Buch zum erſtenmal erſchien, hat ſich manches verändert und die Geiſter, die damals noch als modern betrachtet werden mußten, können kaum mehr ſo genannt werden. Ihr Werth hängt jedoch nicht davon ab, ob neuere Geiſter und Richtungen ſeither entſtanden ſind," ſo heißt es in der im November 1896 geſchriebenen Vorrede. Jedenfalls darf Paul Heyſe, der unermüdliche Kämpfer für die Rechte des Individuums, immer zu den modernen Geiſtern gezählt werden, wie auch im Wandel der Zeiten ſein Bild von der Parteien Gunſt und Haß berührt werden mag. Der Brandes'ſche Eſſay trägt die Jahreszahl 1875 und iſt unverändert aus den früheren Auflagen in die neue herübergenommen worden. Nun hat ſich ja die literariſche Phyſiognomie Heyſe's ſeit jener Zeit in ihren Grundzügen kaum verändert, dennoch iſt's ſchade, daß Brandes dieſem Eſſay nicht eine Ergänzung folgen ließ, wie er es bei anderen gethan hat. Weniger wegen deſſen, was der Leſer neues über Heyſe zu leſen bekommen hätte, als weil es vielleicht intereſſant geweſen wäre, zu ſehen, wie Brandes heute über ihn denkt. Dieſer Eſſay, ebenſo diejenigen über Klinger, Flaubert, Anderſen und Tegner ſind wenig oder gar nicht verändert worden, diejenigen über John Stuart Mill und Björnſtjerne Björnſon ſind theilweiſe umgearbeitet, doch iſt der letztere nicht zeitlich weiter geführt, als in der früheren Auflage.

Die Studie über Turgeniew, für unſern Geſchmack die feinſte und rundeſte der Sammlung, hat nach Form und Inhalt gründliche Umgeſtaltung erfahren, was mit der ſeit ihrem erſten Erſcheinen (1883) eingetretenen tieferen Verſenkung des Verfaſſers in ruſſiſches Weſen zuſammenhängt. Neu ſind darin zum Beiſpiel die folgenden Ausführungen: „Turgeniew iſt unter allen Proſaiſten Rußlands der größte Künſtler. Das mag daher kommen, daß er von ihnen allen am meiſten im Ausland gelebt. Denn wurde auch durch ſeinen langen Aufenthalt in Frankreich der Fond von Poeſie, den er aus der Heimath mitgebracht, nicht erhöht, ſo hat er augenſcheinlich doch durch jenen die Kunſt gelernt, ſeine Bilder unter Glas und Rahmen zu ſetzen." Von dem melancholiſchen Grundzug im Weſen Turgeniews redend, behandelt er in der neuen Auflage auch die Melancholie anderer ruſſiſcher Dichter.

„Wenn Gogol melancholiſch iſt, ſo iſt er dies aus Entrüſtung, wenn es Doſtojewski, ſo rührt es daher, daß ſein Herz vor Mitleid ſchmilzt mit den Unwiſſenden und Ueberſehenen, mit den wie Heilige Edlen und Herzensreinen und faſt noch mehr mit den Sündern und Sünderinnen. Tolſtoi's Melancholie hat ihren Grund in ſeinem religiöſen Fanatismus, Turgeniew allein iſt Philoſoph." (Gerade dieſe Stelle iſt übrigens im Gegenſatz zu den meiſten anderen neuen Zuſätzen etwas holperig.) Die Bemerkungen über Turgeniews Hauptgebiet als Schriftſteller ſind gegenüber der früheren Auflage weiter und feiner ausgeführt. (Vgl. S. 189 der zweiten und S. 228 der dritten Auflage.) „Er ſchildert das Unglück, das ſich dem Auge entzieht; er iſt insbeſondere der Dichter derer, die ſich in ihr Schickſal ergeben haben. Er hat das innere Leben des verſchwiegenen Kummers, ſozuſagen das Stillleben des Unglücks gemalt." Der Eſſay über Erneſt Renan iſt durch einen 32 Seiten ſtarken Nachtrag über Renan als Dramatiker vermehrt. In demjenigen über die Goncourts erzählt Brandes in einer vom Juli 1896 datirten Nachſchrift wehmüthigen Tones von ſeinem letzten Beſuche bei dem kurze Zeit nachher geſtorbenen Romancier, Sammler und Chroniſten. Der zuerſt 1883 geſchriebene Eſſay über Henrik Ibſen endlich bringt einen Nachtrag, in dem ſämmtliche ſeitdem erſchienene Dramen Ibſens mit Ausnahme des Borkman, alſo Klein Eyolf inbegriffen, kurze und prägnante Charakteriſtik erfahren, zum Theil in ganz feurigem Tone. Vor 13 Jahren ſei es noch natürlich geweſen, eine Charakteriſtik Henrik Ibſens mit einem Nebeneinanderſtellen von Björnſon und ihm abzuſchließen. „Heutzutage iſt die Parallele nicht mehr möglich; Ibſen hat in der zwiſchenliegenden Zeit ſich ſo kühn und ſtetig entwickelt und einen ſo hohen Flug genommen, daß er alle nordiſchen und fremden Nebenbuhler weit überflügelt hat. Sein Ruhm iſt in buchſtäblichem Sinne Weltruhm geworden...." Zu der Begeiſterung des Verfaſſers bei der Beſprechung der Dramen vermögen wir nun freilich nicht uns aufzuſchwingen, namentlich da nicht, wo er den „Baumeiſter Solneß" beſpricht. „Noch lange, nachdem wir es geleſen, hallt dieſes Stück in unſerm Innern nach. Und haben wir es geleſen, ſo leſen wir es wieder — mit ſteigender Bewunderung. Makellos in ſeiner Kunſt, tief und reich in ſeiner ſinnbildlichen Sprache, das ſind die Worte, die ſich einem zu allererſt auf die Lippen drängen, und ergriffen, ohne gerührt oder in weiche Stimmung verſetzt zu ſein, verſinkt man in Grübeln über den empfangenen Eindruck."

„Baumeiſter Solneß wirkt zugleich feſſelnd und befreiend. Nie hat es eine vollendetere dramatiſche Technik gegeben, noch nie iſt ein Dialog wie dieſer geſchrieben worden." Und von der weiblichen Hauptfigur redend, fährt er fort: „Das Licht geht von Hilde aus, und dieſe Frauengeſtalt überſtrahlt in ihrer Eigenthümlichkeit, ihrer Friſche und ihrem Glanze ſämmtliche Frauengeſtalten der zeitgenöſſiſchen Literatur." (!)

„Seit dem „Puppenheim" und den „Geſpenſtern" hatte Ibſen nichts ſo mächtig Wirkendes geſchaffen wie ſie, über-

[1]) Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt Rütten u. Löning 1897. (An Stelle des Porträts von Brandes in der zweiten Auflage iſt dem ſtattlichen Bande ein Gruppenbild mit den Bildern der in dem Buche behandelten Perſonen und dem des Verfaſſers beigegeben.)

haupt kein Werk von so hohem Range, das zugleich so natürlich und so übernatürlich."

Für unsre Auffassung ist diese „tief symbolische Dichtung", wie Brandes sie nennt, gar zu tief symbolisch. Die „Wildente" bezeichnet er als „ein Meisterwerk, wohl das am meisten pessimistische Stück, das Ibsen geschrieben hat, und worin doch selbst eine so niedrig stehende Gestalt, wie die frühere Freundin des Großhändlers Werle und jetzige Frau des faulenzenden affectirten Photographen Hjalmar Ekdal, Frau Gina, mit Wahlwollen, fast mit Liebe gezeichnet ist, während alles Licht sich um den Kopf des rührend liebenswürdigen Kindes, der Hedwig, sammelt." — Von der Rebekka in „Rosmersholm" heißt es, daß sie die Hauptfigur des Dramas und eine der wundervollsten und größten Gestalten Henrik Ibsens ist. „Nie zuvor hatte er die erhabene Ruhe, die sichere Humanität entwickelt, mit welcher dies weibliche Wesen dargestellt, erklärt und indirect beurtheilt ist." Nicht ganz so uneingeschränktes Lob erfahren „Die Frau vom Meere", „Hedda Gabler" und „Klein Eyolf", doch weiß Brandes auch hievon manches Gute zu sagen.

In der Vorrede klagt Brandes über die Bitterkeit, die sich für ihn in die Freude mischt, seit Erscheinen der ersten Auflage seine damals geäußerte Hoffnung erfüllt gesehen und in den deutsch lesenden Ländern ein Publicum gefunden zu haben. Der Umstand, daß die dänische Regierung sich fortwährend weigert der Berner Convention beizutreten, hatte für ihn die Folge, daß die meisten Bücher, die mit seinem Namen versehen in deutscher Sprache existiren, nur in grober Verunstaltung durch gewissenlos besorgte Privatausgaben vorliegen, die seine eigenen Ausgaben vom Markte vertrieben haben. „Es ist für den Schriftsteller gewiß nicht angenehm, des äußeren Lohnes für seine Arbeit beraubt zu werden; viel schlimmer ist es jedoch, diese Arbeit selbst von Pfuscherarbeiten, die seinen Namen tragen, verdrängt zu sehen." Bei diesen Bemerkungen hat Brandes den Verlagsbuchhändler H. Barsdorf im Auge. Im vergangenen Jahre hatte er sich gegen diesen Verleger, der sich der Verbreitung der Brandes'schen Schriften in Deutschland in so seltsamer Weise annimmt, in den schärfsten Worten geäußert, der Brief, in dem dies geschah, wurde damals vom Berner „Bund" veröffentlicht und ging auch in einen Theil der deutschen Presse über. Demnach haben zahlreiche deutsche Blätter die Reclamenotiz, in der Barsdorf vor kurzem das Erscheinen einer „Jubiläumsausgabe" der Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts ankündigte, kritiklos nachgedruckt. Soweit der Barsdorf'sche Verlag sich darauf beschränkte, Schriften von Georg Brandes, die in Dänemark erschienen waren, in eigenen Uebersetzungen herauszugeben, ohne sich darüber mit dem Verfasser verständigt zu haben, hat er sich einer direct strafbaren Handlungsweise nicht schuldig gemacht, da der Mangel einer literarischen Convention mit Dänemark ihm die Möglichkeit bot, sich herrenloses Gut anzueignen, so wenig schön aber „fair" sein Verfahren auch hier war. Anders aber lag die Sache mit den Büchern, die in rechtmäßigen deutschen Ausgaben vorlagen. Die Firma H. Barsdorf Verlag kündigte im vergangenen Sommer zwei Bände Essays von Georg Brandes unter dem Titel „Moderne Bahnbrecher" (übrigens ein nicht unebener Titel) und „Menschen und Werke aus neuerer europäischer Literatur" an, die die Literarische Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M. als Plagiat der in ihrem Verlag erschienenen „Moderne Geister", 2. Auflage, und „Menschen und Werke", 2. Auflage, kennzeichnete. Die Abwehr, mit der sich die Frankfurter Verlagsfirma in den Schutz der Oeffentlichkeit flüchtete, und ein Schreiben des Rechtsbeistandes dieser Firma veranlaßte den Verleger Barsdorf zu persönlichen Verhandlungen mit der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, deren Ergebniß war, daß er die beiden Werke aus dem Buchhandel zurückzuziehen und die in seinem Besitz befindlichen Exemplare zu vernichten sich verpflichtete. Wir sehen unter diesen Umständen von einer Besprechung der beiden Bücher ab, die übrigens auch einzelne in den rechtmäßigen Ausgaben nicht enthaltene Aufsätze bringen. Ebenso begnügen wir uns mit der bloßen Erwähnung der Titel der uns aus dem gleichen Verlage zugegangenen zwei Bände der Hauptströmungen, „Die Emigrantenliteratur", fünfte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage, und „Das junge Deutschland", letzteres übersetzt von A. v. d. Linden, da auch diese Veröffentlichungen des Barsdorf'schen Verlags Plagiate sind. Die Besitzer der 1883 bis 1891 bei Veit & Co. in Leipzig erschienenen rechtmäßigen Ausgaben der Hauptströmungen konnten bisher nur den 1., 2., 5. und 6. Band erhalten. Wegen der erdrückenden Concurrenz durch die mehrfach charakterisirten billigen Ausgaben hatte sich die Firma Veit & Co. nicht entschließen können, die Kosten für die vollständige Ausführung des Werkes aufzuwenden. Wir erfahren nun, daß neuerdings eine Verständigung zwischen den Herren Veit & Co. und Herrn Dr. Georg Brandes zustande gekommen ist, auf Grund deren die fehlenden zwei Bände der Hauptströmungen im Laufe dieses Jahres im Veit'schen Verlage erscheinen sollen. Es wäre vielleicht eine fesselnde Aufgabe psychologischer Natur, den Ideengang des Verlegers Barsdorf zu ergründen, der offenbar von hoher Verehrung für den Schriftsteller Brandes durchdrungen ist und so absonderliche Wege wählt, dieser Verehrung Ausdruck zu geben. Vielleicht ist da ein Stück geistiger Abnormität vorhanden!

Zur italienischen Memoirenliteratur.

M. L. Vor ungefähr neun Jahren habe ich in diesen Blättern (Beilage vom 13. September 1888) die Memoiren des italienischen Advocaten Domenico Giuriati angezeigt, und jetzt liegt mir eine neue Folge derselben vor unter dem Titel „Memoiren aus der Emigration",[1]) die aber bei weitem nicht so interessant ist wie die erste. Man merkt es eben, daß der Autor in jenes Alter gelangt ist, das man mitunter das schwatzhafte nennt. Er erzählt freilich recht anschaulich und nicht ohne Humor, aber was er erzählt, hat manchmal mehr für ihn allein als für den Leser Wichtigkeit, und Interessantes ist manchmal zu weit ausgesponnen. Da ich aber ungefähr ein halb Dutzend Schriften, die er zwischen der ersten und zweiten Folge der Memoiren veröffentlicht hat, nicht besprochen habe, so darf ich wohl hier seinem neuesten Werke einige Zeilen widmen.

Den Titel „Memoiren aus der Emigration" hat das Buch von den ersten vier Capiteln, welche die Erlebnisse des Autors, der 1849 nach der Einnahme Venedigs durch die Oesterreicher nach Piemont auswanderte, schildern. Am interessantesten ist aber gerade das Capitel, welches seinen Aufenthalt in dem heimathlichen Venedig schildert, wohin er mit Erlaubniß der österreichischen Regierung Ende 1849 zurückgekehrt war, um die Prüfung an der Universität Padua abzulegen. Am Weihnachtsabend wurde er verhaftet, unter dem Verdacht, eine Correspondenz mit Mazzini vermittelt zu haben, aber nach einigen Monaten freigelassen, weil das compromittirende Schriftstück von der Polizei nicht gefunden wurde. Der Leser, der die Behandlung italienischer „Hochverräther" aus den Schilderungen Pellico's und Confalonieri's kennt, wird sich angenehm enttäuscht fühlen, wenn er die Schilderung Giuriati's von seinem Gefängniß in

[1]) Memorie d'emigrazione di Domenico Giuriati. Fratelli Treves, Milano 1897.

Digitized by Google

Venedig liest. Er theilte mit noch drei Gefangenen einen hohen, luftigen Saal, mit großen Fenstern auf die Riva degli Schiavoni, und sie erhielten Bücher und Schreibmaterialien. Die Fenster waren zwar vergittert, hinderten aber die Gefangenen nicht, eine ziemlich regelmäßige geheime Correspondenz mit der Außenwelt zu unterhalten. Das fünfte Capitel erzählt von einer platonischen Jugendliebe des Dichters im Leuker Bade, das achte, auf Mazzini's Freundin Judith Sidoli bezügliche, bringt noch immer keine genügende Aufklärung über die Herzensgeschichte des großen Agitators; das neunte enthält interessante Anekdoten von dem berühmten Schauspieler Gustav Modena, der zwar nicht päpstlicher als der Papst, aber republicanischer als Mazzini war.

Am spannendsten ist das elfte, vorletzte Capitel, welches aber unsre Neugierde unbefriedigt läßt. Wir erfahren daraus, daß die Italiener sehr unpassend die kleinen — sagen wir Incorrectheiten im Verkehr der Banken mit Parlamentariern Panaminos nennen, denn sie selbst hatten die Sache schon lange bevor der französische Panamaschwindel begann. Schon im Jahre 1863 behauptete der Professor Sinibaldi, Deputirter des damals noch in Turin tagenden Parlaments, er habe von der Gesellschaft Bastogi 3 Millionen Lire erhalten und sie an ungefähr 30 Deputirte vertheilt, um das Gesetz über die Südbahnen im Parlamente durchzubringen.

Die Behauptung erregte natürlich — man war damals in dieser Beziehung noch nicht so abgehärtet wie jetzt — ungeheures Aufsehen; es wurde darüber im Parlament verhandelt, der Minister sprach mit der in solchen Fällen üblichen moralischen Entrüstung und man erwartete, daß über die Schuldigen ein furchtbares Strafgericht ergehen werde. Es wurde ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß eingesetzt, um „Licht in die Sache zu bringen". Aber merkwürdigerweise wurde sie immer dunkler, Sinibaldi wollte anfangs nicht mit der Sprache heraus, dann widerrief er seine früheren Angaben, und die Commission scheint nach der Vorschrift glissez, n'appuyez pas vorgegangen zu sein, so daß sie sich begnügte, einen Tadel über Bastogi auszusprechen und die Erlassung eines Incompatibilitätsgesetzes vorzuschlagen.

Giuriati, der der Advocat Sinibaldi's war, von ihm selbst die Geschichte von den 3 Millionen gehört hatte und dann in nicht ganz einwandsfreier Weise beim Generalstaatsanwalt für ihn intervenirte, schließt seine Erzählung mit den Worten: „Die Südbahn zeugte die Tabaksgesellschaft, die Tabaksgesellschaft zeugte die Banca romana" und, setzen wir hinzu, das Geschlecht scheint noch nicht ausgestorben zu sein.

Mittheilungen und Nachrichten.

-e- „Seiner lieben Frau Marie" widmet der 82jährige FML. Baron Moritz v. Ebner-Eschenbach zwei Wiener Geschichten: „Hypnosin perennis" und „Ein Wunder des heiligen Sebastian", die kürzlich im Cotta'schen Verlage erschienen. Die Novellen legen erstaunliches Zeugniß ab für die geistige Regsamkeit und jugendliche Frische des ausgezeichneten Soldaten und bedeutenden technischen Erfinders, der in seiner wohlverdienten Muße mit künstlerischen, musikalischen und wissenschaftlichen Liebhabereien sich beschäftigt. Die Wärme und Liebenswürdigkeit seines Naturells offenbart sich — wie in seinen bisher nur handschriftlich zugänglichen Erinnerungen eines Veteranen — auch in diesen Wiener Geschichten, den ersten, die der alte Herr niederschrieb. Im „Wunder des heiligen Sebastian" erzählt Ebner von den Schicksalen eines armen Jungen aus dem Volke, der durch den Tod seiner Mutter und eine unerwiderte Liebe bestimmt wird, Priester, Missionar und endlich Prediger zu werden. „Wenn Pater Sebastian die Kanzel betrat, konnte man in dem überfüllten Raume das Fallen eines Blattes vernehmen. Schlicht und einfach war seine Rede, gemeinverständlich, die Herzen bewegend. Er mahnte seine Zuhörer, die heerliche Geisteslehre: „Alle Menschen sind Brüder" als Lebensregel zu wählen, eine Lehre, die sie in im Gebete des Herrn mit den zwei Anfangsworten bekennen. Als er mit Hindus und Buddhisten, mit Parsen und Gebern, mit Mohammedanern und Juden verkehrte, hatte er diese nur trennenden Schranken hinwegräumende Lehre stets beachtet. Sie mochten irren, aber sie waren seine Brüder." Aehnliche Gesinnungen reinen Gemüthsadels offenbaret die Herzensgeschichte eines hohen Aristokraten, der sich in eine vermeintliche Kleinbürgersfrau, ihr musikalisches Genie, ihre außerordentlichen Gaben dermaßen verliebt, daß er sie heirathen will. Dabei kommt zu Tage, daß sie die Tochter eines uradeligen, durch Gründerstückeln compromittirten Vaters ist, dessen Vergangenheit sie anfangs bindert, dem redlichen Freier zu willfahren. Im Verlauf der Erzählung gibt Moriz v. Ebner in ergreifenden Worten seiner Verehrung für die Künstlerschaft der Meisterin Ausdruck, der sein Buch, wie zuvor sein Leben, zugehörig bleibt: „Vor kurzem," so sagt die Heldin von „Hypnosis", „wurden meinem Bruder die Werke einer österreichischen Schriftstellerin empfohlen, einer Aristokratin. Und die hat mich ganz bezaubert. „Nach dem Ende" ist der Titel einer Erzählung (von Marie v. Ebner-Eschenbach. A. d. C.) Die Personen sind so lebenswahr geschildert, daß sie wie gute Bekannte vor einem stehen. Diese Höhle, junge Comtesse, an die er meint, sein Herz verloren zu haben, wie wohlbekannt ist sie mir! Und tief ergreifend ist's, als er spät, aber nicht zu spät zu fühlen beginnt, wie seine Gattin aus einem neuen Sein auf ihn wirkt, den Zurückgebliebenen mit unsichtbaren Fäden an sich kettet, bis er überströmt von Thränen an ihrem Lager niedersinkt und fürderhin nur für seine alten Eltern und das als Pfand zurückgebliebene Kind zu leben beschließt. Wohee weiß diese Frau, daß eine solche Einwirkung möglich ist?" „Ich bin so glücklich, sie persönlich zu kennen," lautet die Antwort. „Sie ist eine Hochbegnadete, die alles weiß, was nur sehr wenige wissen, weil man's nicht lernen kann, weil man's nur als freie Himmelsgabe besitzen und würdigen kann." So nimmt Moriz v. Ebner in der Weise der tüchtigsten Maler das Bildniß der eigenen Frau in sein echte Wiener Localfarbe tragendes Gemälde auf. Das mocht uns die liebenswürdige Gabe des trefflichen Mannes noch williammer.

Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge. Auf die unermüdlichen und von allen Schulmännern theilnahmsvoll verfolgten Bestrebungen der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" sollte immer wieder von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit des Publicums hingelenkt werden. Die Seele dieser Gesellschaft ist bekanntlich Prof. Dr. K. Kehrbach in Berlin, der bekannte Kant-Herausgeber; seine Thätigkeit zielt schon seit einer längeren Reihe von Jahren darauf ab, das ungeheure Material, welches für die Geschichte des deutschen Schulwesens da und dort verstreut liegt und noch der einheitlichen Verarbeitung harrt, der Wissenschaft wirklich dienstbar zu machen. In der Verfolgung dieses gewiß berechtigten Gedankens hat der Genannte die Gründung einer solche Arbeit leitenden und centralisirenden Gesellschaft zuwege gebracht, deren Vereinszeitschrift bereits eine Fülle einschlägiger, wichtiger Untersuchungen gebracht hat. Insbesondere hat sich innerhalb der Gesammtorganisation die Bildung besonderer regionaler Gruppen als vortheilhaft erwiesen; dieselben suchen die Verhältnisse des eigenen Landes näher zu studiren und erstatten von den Ergebnissen ihre Forschung Bericht in eigenen Heften des Vereinsorgans, wie denn hier namentlich auf das sogenannte Oesterreicherheft und Bayernheft hingewiesen werden darf. Daneben läuft das gewaltige, in die Hände der Berliner Verlagsfirma A. Hofmann gelegte Unternehmen der „Monumenta Germaniae Paedagogica" her, von welchem bereits eine stattliche Reihe von Bänden der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte; uns denselben sei hier nur der Erziehungsgeschichte des Hauses Wittelsbach Erwähnung gethan, deren ersten Theil Prof. Dr. Fr. Schmidt (München) mit langjähriger Bemühung fertiggestellt hat, während wir dem zweiten wohl in nicht zu ferner Zukunft entgegensehen dürfen.

Zu diesen beiden Unternehmungen des Vereins tritt nunmehr noch eine dritte hinzu. In regelmäßig sich folgenden Lieferungen soll ein bibliographisches Verzeichniß zustande gebracht werden, welches alle Schriften, Zeitschriftenaufsätze und behördlichen Verordnungen, die zur Erziehung und zum Unterricht in Deutschland Beziehung haben, zu umfassen und dieselben zugleich dem Inhalt nach kurz zu skizziren bestimmt ist; nicht minder soll auch über neue Lehrmittel das Erforderliche beigebracht werden. Prof. G. Lommatzsch in Berlin, Dr. theol. et phil., hat die Schriftleitung dieses neuen

periodischen Lieferungsweckes übernommen, während die Geschäftsstelle der Gesellschaft, d. h. Prof. Kehrbach, auch hier ihre Mitwirkung leiht. Sonderabdrücke und Ausschnitte, deren Einreihung in diesen fortlaufenden Katalog gewünscht wird, sendet man am besten an die Geschäftsstelle (Berlin SW, Lindenstr. 43) ein und zugleich thut man gut daran, eine kurze Selbstanzeige beizugeben, welche dann ohne weiteres zum wörtlichen Abdruck gelangen kann. Der Abonnementspreis ist mit 5 M. für das Vierteljahr gewiß nicht zu hoch angesetzt. Der einstweilen vorliegenden Probe ist zu entnehmen, daß die Redaction ihre Aufgabe im großen Stile auffaßt, denn es sind in der That alle Disciplinen, welche irgend im Schulunterricht eine Rolle spielen, berücksichtigt worden. Insonderheit wird derjenige, der die organisatorischen Fragen zu seinem Studium macht, einer so wichtigen Beihülfe nicht entrathen können, denn er findet nunmehr all dasjenige bequem beisammen, was er sonst aus den Amts- und Verordnungsblättern der einzelnen Länder deutscher Zunge mühsam sich erst zusammenzusuchen genöthigt wäre. In diesem Sinne kann diese Zusammenstellung von Verfügungen didaktischen Charakters als ein Gegenstück betrachtet werden zu jener trefflichen Uebersicht über die Schulpläne und Schuleinrichtungen nahezu aller Culturländer der Erde, mit welcher uns unlängst Dr. Baumeister, als mit einem Bestandtheil der von ihm edirten trefflichen Encyklopädie der Pädagogik, beschenkt hat. Aber auch der Forscher als solcher muß es dankbar begrüßen, auf Veröffentlichungen aufmerksam gemacht zu werden, welche für ihn von Wichtigkeit sind und von welchen er ohne das Vorhandensein eines solchen Repertoriums nur ganz zufällig Kenntniß erhalten könnte. Wir wünschen, daß die Gesellschaft auch mit diesem neuen Plane, sowie es ihr mit ihren älteren Unternehmungen gelang, durchdringen und denselben im vollen Umfang verwirklicht sehen möchte.

S. Günther.

-r. **Kartographische Uebersicht.** Vom topographischen Bureau im kgl. bayer. Generalstab liegt uns diesesmal vor: Truppenübungsplatz Hammelburg, photolithographische Vergrößerung aus dem topographischen Atlas, 1:25,000; die Horizontalcurven rothbraun, militärische Zeichen blau; die deutlich hervortretende Zeichnung der Niveaucurven gibt ein so klares Bild der Configuration, daß uns die Bergschraffur wirklich überflüssig erscheint! — Brunns neuester Plan von München, 1:12,500, mit Straßenverzeichniß. Verlag der kartographischen Anstalt von Oscar Brunn, München. Ein empfehlenswerther Plan, nur ist der Farbendruck zu grell. — Beachtenswerth ist Langs Specialkarte der Reichslande Elsaß-Lothringen, nach amtlichen Quellen bearbeitet von Joh. Ludw. Algermissen. 6. Aufl. Nach den Generalstabskarten neu bearbeitet 1896. 1:200,000. Verlag von Georg Lang in Leipzig. Mit Eintheilung und Flächeninhalt und mit Gerichtseintheilung; zwei große Kartenblätter. Hieher gehört dann die verkleinerte Ausgabe, 1:400,000, 8. Aufl. der obengenannten Karte, sowie die Karte von Lothringen, welche im Auftrag des kaiserl. Bezirkspräsidiums nach amtlichen Quellen von Heinrich Rathenberger bearbeitet wurde. 1:200,000. 7. Aufl. Kartographische Verlagsanstalt von Gg. Lang, Leipzig 1895. — Von der geologischen Karte des Deutschen Reiches, 1:500,000, bearbeitet von Dr. Richard Lepsius, sind die Lieferungen X und XI, folgende Blätter enthaltend, erschienen: Nr. 15 Frankfurt a. O., Nr. 16 Posen, Nr. 1 Schleswig mit der Helgoländer und der Kieler Bucht und dem nordöstlichen Theil des Kaiser Wilhelm-Canals, und Nr. 2 Stralsund. — Geologische Karte von Ungarn, 1:1,000,000, herausgegeben von der ung. geologischen Gesellschaft unter Mitwirkung der kgl. ung. geologischen Anstalt und der HH. A. Semsey, v. Semse, Friedr. Kilian, Budapest. Auch mit magyarischem und französischem Titel. Im Vergleich mit der vorher genannten Karte ein etwas derb gezeichnetes und zu grell buntes Kartenbild. — *Topografisk Kart over Norge*, Blad 14 B und Blad 15 C. 1:100,000. Die beiden Kristianin und Naunested betitelten Blätter zeigen die dort auftretenden, eigenthümlich gestalteten Langgräben in guter Curven- und Schummermanier. — Als bedeutendes Werk ist hier hervorzuheben: Die schweizerische Landesvermessung, 1832 bis 1864 (Geschichte der Dufourkarte). Herausgegeben vom eidgen. topographischen Bureau. Mit einem Bildniß G. H. Dufours und mit Figuren und Karten. Bern 1896. — Dann sind erschienen: Mittheilungen des kais. und kgl. Militär-Geographischen Instituts. XV. Bd. 1895. Mit 11 Beilagen. Wien 1896. — Ferner: Leitfaden für den Unterricht in der Feldkunde auf den kgl. Kriegsschulen. Auf Veranlassung der Generalinspection des Militärerziehungs- und Bildungswesens bearbeitet. 9. Aufl. Mit Abbildungen in Holzschnitt und Steindruck. Berlin, Kraft Siegfried Mittler u. Sohn 1897. — Mit dem neuen Großen Handatlas von Spamer in 150 Kartenseiten nebst alphabetischem Namenverzeichniß ist uns eine Freude nicht bereitet worden: Die 150 Folioseiten Text enthaltende geographische, ethnographische und statistische Beschreibung aller Theile der Erde von Prof. Dr. Alfred Hettner, mit ihren zahlreichen Abbildungen, mag vorzüglich sein — die Karten aber hätten mit mehr Aufopferung und Liebe geschaffen sein müssen. — Mit großer Genugthuung haben wir das Erscheinen des folgenden Prachtwerkes begrüßt: Das alte Rom, Entwicklung seines Grundrisses und seiner Bauten. Auf 12 Karten und 14 Tafeln dargestellt und mit einem Plan der heutigen Stadt, sowie einer stadtgeschichtlichen Einleitung herausgegeben von Arthur Schneider. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1896. „Drei Ziele verfolgt der vorliegende Atlas: wissenschaftlicher Arbeit soll er ein bequemes Werkzeug bieten, dem Lehrzweck auf Hochschule und Gymnasium ein neues Lehrmittel schaffen, dem gebildeten Italienfahrer möchte er eine Vorbereitung auf Rom, ein Wegweiser in Rom und eine Rückerinnerung an die ewige Stadt werden."

ll. Accademia dei Lincei zu Rom. In der Sitzung vom 19. Juni berichtete Comparetti über einige marmorne Hermen, die in der Nähe von Rieti gefunden worden sind. Eine davon trägt eine griechische Inschrift, in der Comparetti einen Vers des Euripides erkannte. Gamurrini zeigte den Abklatsch einer alterthümlichen lateinischen Inschrift aus Chiusi vor, in der der Name Vergilius vorkommt. Er sah darin eine Bestätigung der Ueberlieferung, daß Mantua, das Vaterland Vergils und seines Geschlechts, in engem Zusammenhang mit Etrurien gestanden hat. Barnabei berichtete über die dem Unterrichtsministerium im vergangenen Monat zur Kenntniß gekommenen neuen Funde von Alterthümern. Patroni, Inspector am Museo Nazionale von Neapel, hat in Apulien im Gebiete der alten Peucetier sehr alterthümliche Felsgräber entdeckt, die den sikelischen Anlagen dieser Art in Sicilien, die namentlich Orsi bei Syracus untersucht hat, vollkommen entsprechen sollen. Das Hauptinteresse in der Sitzung nahm aber der große Goldfund von Vetulonia in Anspruch, der von Falchi am 1. v. M. entdeckt worden ist. Obwohl die Sachen später im Museo Nazionale von Florenz ausgestellt werden sollen, wo sich auch alle früheren Ergebnisse der Ausgrabungen der Nekropole von Vetulonia befinden, hatte sie der Unterrichtsminister zunächst nach Rom bringen lassen, wo sie der Director des Florentiner Museums, Milani, in der Sitzung der Lincei vorlegte und erläuterte. Obwohl es sämmtlich Gegenstände des Körperschmuckes sind, fand sich nach Falchi's Angaben keine Spur eines Skeletts, eine Thatsache, die sich nach Milani's und Helbigs Ausführungen aus der Beschaffenheit der umgebenden Erde erklärt, die die Knochenmasse mit Ausnahme der Zähne völlig auflöst, so daß es falsch wäre, aus dem Fehlen der Knochen auf Verbrennung des Leichnams zu schließen. Die Goldsachen gehören derselben Zeit an wie die Funde aus dem sogenannten Regulini-Galassi-Grab in Caere, also etwa dem Ende des 7. oder Anfang des 6. Jahrhunderts vor Christus. Sie zeichnen sich durch eine ungemein feine Granulirtechnik aus. Die Decorationselemente, namentlich die phantastischen Thiere, wie Sphingen u. dgl., sind orientalischen Ursprungs und den Italikern in jener Zeit durch die Phönikier, zum Theil vielleicht auch schon durch die jonischen Kauffahrer, vermittelt worden. In den Formen der Fibeln jedoch, die den Haupttheil des neuen Fundes ausmachen, zeigt sich die alte italische Ueberlieferung. Der Fund enthält folgende Gegenstände: eine große Halskette; eine Anzahl unter einander verbundener Ringe; zwei große Spiralen zum Haarschmuck; zwei Ohrringe mit Mäanderornament auf aufgesetzten feinen Kügelchen; drei Fibeln mit langem Fuß, mit massiv gegossenen und aufgesetzten Flügelthieren; eine Fibel mit aufgesetztem Sphinxkopf; eine weitere mit Mäanderornament und mit Thiergestalten um den Fuß in Granulirtechnik; mehrere einfachere Fibeln.

Andrée's Polar-Expedition. Zum zweitenmale macht sich der schwedische Polarfahrer an die Verwirklichung seines kühnen Planes, die höchsten arktischen Breiten im schwankenden Tragkorbe seines Ballons zu erreichen. Am 21. Mai fand die Abreise von Gothenburg, der alten schwedischen Rhedersstadt, an Bord des königlichen Kanonenbootes „Svensksund" statt; nur in Tromsö wurde kurzer Aufenthalt genommen, um die letzten Maßnahmen zur Ver-

vollständigung der technischen Ausrüstung zu treffen und überdies einen aus 30 Köpfen bestehenden Flug Brieftauben an Bord zu nehmen. Die Brieftaubenpost, welche nach Andrée's Absicht von den höchsten Breitengraden aus, zu welchen die Expedition vorzudringen vermag, die Communication mit dem Festlande vermitteln soll, ist durch besondere Auswahl der Flugthiere speciell für den Dienst unter niedrigen Temperaturen eingerichtet. Die Thiere besitzen ohne Ausnahme eine außergewöhnliche Abhärtung; elf Exemplare von den dreißig sind sogar gewöhnt worden, während der rauhen nördlichen Winterszeit im Freien auszuharren. Die Ueberfahrt von Tromsö nach Spitzbergen hat sich, inzwischen eingelaufenen Nachrichten zufolge, ohne Zwischenfall vollzogen. Heimkehrende Walfänger brachten schon Mitte Mai die Kunde, daß vom 75. Grad n. Br. kein Eis, weder in Treibblöcken, noch in größerem Geschiebe, sichtbar geworden sei. Dieser Umstand läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß man einem außergewöhnlich milden Polarsommer entgegenzusehen hat, zu dessen wesentlichsten Bedingungen auch der vielerwähnte Südwind gehört, der sich im Vorjahre trotz allen Zuwartens nicht einstellen wollte. In anderen Jahren pflegen dichte Treibeismassen nach Ende Juni in der Höhe von Magerö aufzutreten. Betreffs der Ueberfahrt selbst berichtete Andrée telegraphisch über Tromsö an eine Stockholmer Zeitung, daß die Reise zwischen Tromsö und Spitzbergen genau 100 Stunden betrug. Am 30. Mai lief der „Svensksund" in glatter Fahrt im Dänischen Gatt ein. Unweit Hetling mußte man wegen Treibeisgeschiebes 26 Stunden den Dampf aussetzen. Die „Virgo", welche einen Theil der Expeditionsausrüstung nach der Adventbai überführen sollte, suchte gewaltsam vorzudringen, wurde aber von den übereinandergepackten Eismassen dermaßen belästigt, daß sogar eine Propellerschraube verloren ging. Als man vor Anker gegangen war und die vorjährige Arbeitsstation in Augenschein nahm, zeigte sich, daß das Ballonhaus im großen Ganzen die Winterstürme glücklich überstanden hatte. Der untere Theil war durch den Druck der Eis- und Schneemassen am schärfsten mitgenommen, einige Ballenlager waren aus dem Gefüge gerathen, verschiedene Strebepfeiler theils geknickt, theils beschädigt. Dahingegen war der im Vorjahr hier hinterlassene Gasbereitungsapparat völlig unversehrt erhalten. Die Reparaturarbeiten wurden unverzüglich in Angriff genommen und noch kaum acht Tagen beendet. Andrée drückt seine Befriedigung hierüber in einem vom 14. Juni datirten, am 23. in Gothenburg eingetroffenen Telegramm an den Erbauer des Ballonhauses, Ingenieur Svedbarg, aus. In diesem Telegramm heißt es zugleich, daß der Gesundheitszustand aller Theilnehmer der Expedition nichts zu wünschen übrig lasse; die Stimmung sei vortrefflich, was nicht zum wenigsten dem bewundernswerthen Banwerk Svedbergs zugeschrieben werden dürfe, das durch seine Leistungsfähigkeit der Expedition den Vortheil eines beträchtlichen Zeitgewinnes verschafft habe. Die Löschung vom „Svensksund" ging rasch und glücklich von statten. Als die „Virgo", welche etwas später eintraf, ausgraben werden sollte, trat ungünstige Witterung ein, die den Fortgang der Arbeiten vorübergehend beeinträchtigte. Am 13. Juni waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß der Ballon ausgefaltet und in das Füllhaus überführt werden konnte. Auch die Untersuchung des Ballons ergab ein erfreuliches Resultat, da — was sonst häufig beim Versandt vorkommt — weder Bruch- noch Druckstellen in der Hülle vorgefunden wurden. Die Füllarbeiten werden rund neun, höchstens zehn Tage in Anspruch nehmen, so daß, wie Andrée mittheilt, spätestens am 24. Juni alles zum Aufstieg klar wäre. Im Vorjahre war die Füllung erst am 27. Juli beendet, also nahezu fünf Wochen später. Klimatologische Annahmen haben erwiesen, daß die eigentlichen Sonnwendtage unter den hohen Breiten, die kurze Spanne Zeit vom 20. Juni bis zum 20. Juli, durchschnittlich südliche, also für die Ballonschiffahrt günstige Windrichtung zeigt. Davon, ob dieser Fall auch heuer wieder eintrifft, hängt in erster Linie der Erfolg oder Mißerfolg der Expedition ab. Die bisherigen Witterungsverhältnisse liegen noch keinen bestimmten Schluß zu. Die Temperatur hielt sich dauernd über Mittel, das Eisgeschirre war nur im Virgohafen von Belang, die Windrichtung während der ersten Tage war nördlich, dann wechselnd. Erwähnt muß noch werden, daß ein genau aus Süden kommender Wind für die Ballonfahrt nicht unbedingt erforderlich ist; die Richtung desselben könnte immerhin ziemlich beträchtlich nach Osten oder Westen abweichen, da, wie umfangreiche Versuche dargethan haben sollen, durch das System der Schlepptaue der Expedition die Möglichkeit einer Correction der Fahrtrichtung bis zu 33° gegeben ist. Auch ist Vorsorge getroffen, den Ballon ohne erheblichen Gasverlust zum Sinken zu bringen.

Stockholm, 24. Juni. Dr. -t.

* **München.** Die von den Facultäten der hiesigen Universität gestellten **Preisaufgaben** für 1897/98 lauten: 1. Theologische Facultät: „Das heilige Bußsacrament nach der Lehre des Thomas von Aquino". 2. Juristische Facultät: „Die Beweislast nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch". 3. Staatswirthschaftliche Facultät: „Ziel und Aufgaben der privaten Waldwirthschaft in der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung des bäuerlichen Grundbesitzes". 4. Die medicinische Facultät wiederholt die Preisaufgabe für 1896/97 und gibt folgendes neue Thema: „Welchen Einfluß hat die Einschränkung der Flüssigkeitszufuhr auf den Organismus, speciell auf den Kreislauf und den Stoffwechsel, insbesondere auf die Fettzersetzung"? 5. Die philosophische Facultät (erste Section) wiederholt die im Vorjahre gestellte Aufgabe und gibt als neue Preisaufgabe: „Die französische Sonett-Dichtung im 16. und 17. Jahrhundert nach Inhalt, Versmaß und Reimstellung, mit Rücksicht auf ihre Vorbilder und Nachahmer". 6. Die philosophische Facultät (zweite Section) wiederholt die letztjährige Preisaufgabe und stellt folgendes neue Thema: „Die morphologische Deutung der Blüthen und Reservestoffbehälter unserer einheimischen Dicotyleen ist noch vielfach strittig. Die Facultät wünscht deßhalb eine auf vergleichende entwicklungsgeschichtliche und anatomische Untersuchungen gestützte kritische Darstellung der Organbildung dieser Pflanzen."

* **Straßburg.** An der Kaiser Wilhelm-Universität hat sich Herr Dr. Emil Tiemerding als Privatdocent für Mathematik habilitirt.

* **Göttingen.** Das physikalische Institut der Georgia Augusta wird jetzt durch einen Erweiterungsbau vergrößert, der am Leinecanal sich entlang zieht. Das neue Gebäude soll, wie die „Magd. Ztg." mittheilt, der angewandten Physik dienen, d. h. es werden dort Dynamomaschinen, Kältemaschinen u. dergl. aufgestellt und zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht werden. Die Dynamomaschinen werden gleichzeitig die für die elektrische Beleuchtung des Instituts und des gegenüberliegenden Universitätsbibliothek erforderliche Elektricität liefern. Die Kosten des Baues werden aus einer der Universität gemachten Stiftung bestritten. Gleichzeitig wird ein Umbau der den Anforderungen nicht mehr entsprechenden Anatomie und der Anbau eines Hörsaals auf das chemische Laboratorium vorbereitet.

* **Berlin.** Die zur Erforschung der Pest unter Führung der HH. Geheimer Medicinalrath Dr. Koch und Geheimer Medicinalrath Prof. Dr. Gaffky von Reichswegen nach Indien entsandte Commission hat daselbst ihre Arbeiten beendet und beabsichtigte, am 25. Juni die Heimreise anzutreten. Vor der Rückkehr nach Deutschland wird die Commission mit Rücksicht auf den Ausbruch der Pest in Djeddah, der Hafenstadt für Mekka, noch in Aegypten Aufenthalt nehmen.

* **Berlin.** Wie die „Nat.-Ztg." erfährt, gilt es in Universitätskreisen nunmehr als sicher, daß Professor Engelmann in Utrecht der an ihn ergangenen Berufung als Ordinarius der Physiologie an die Berliner Universität zum Herbst Folge leisten wird.

* **Wien.** Dem „Fremdenblatt" zufolge ist zum Nachfolger des jüngst verstorbenen Professors der Thierphysiologie und Thierzucht an der hiesigen Hochschule für Bodencultur Dr. Martin Wilckens der ordentliche öffentliche Professor der Thierzuchtlehre an der Jagellonischen Universität in Krakau, Dr. Leopold Adametz, in Aussicht genommen. Professor Adametz ist einer der hervorragendsten Schüler Wilckens', an dessen zootomisch-physiologischem Institute in Wien er bis noch vor drei Jahren als Docent und Assistent in verdienstvollster Weise thätig war. — Mit der Abhaltung der Vorlesungen an der durch den kürzlich erfolgten Tod des Professors Dr. Jakob Breitenlohner erledigten Lehrkanzel für Meteorologie, Klimatologie und Bodenkunde an derselben Hochschule wurde bis auf weiteres der ordentliche öffentliche Professor Dr. Oskar Simony betraut.

* **Czernowitz.** Zum Rector der Franz Joseph-Universität wurde für das Studienjahr 1897/98 der Professor der classischen Philologie Dr. Isidor Hilberg gewählt.

* **Bern.** Professor Dr. Eugen Huber in Bern hat einen Ruf als ordentlicher Professor für deutsches Privatrecht an die Universität Straßburg erhalten, denselben jedoch, wie die „N. Z. Z." aus sicherer Quelle vernimmt, bereits abgelehnt.

Digitized by Google

* **Paris.** Hier starb der Chemiker Paul Schützenberger, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er war 1827 in Straßburg geboren, wo er Medicin studirte, war zuerst Professor an der höheren Schule zu Mülhausen i. E., dann zweiter Director des Laboratoriums der wissenschaftlichen Facultät zu Paris, Chef der chemischen Arbeiten und seit 1876 Professor am Collège de France. Seine Werke über allgemeine Chemie und Anwendung der Chemie auf Thierphysiologie und Diagnose waren sehr geschätzt, ebenso diejenigen über Farbstoffe und Gährungserscheinungen, die bis in die jüngsten Zeiten neue Ausgaben erlebten und auch ins Deutsche übertragen wurden.

* **Dorpat.** Nach dem „Regierungsanzeiger" ist der bisherige außerordentliche Professor der Gynäkologie Dr. med. Leonhard Keßler nach 25jähriger Dienstzeit aus seinem Amt entlassen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind neuerdings folgende Schriften eingegangen:

Adolf Bichler: Allerlei Geschichten aus Tirol. 2 Bde. Leipzig, Gg. Heinr. Meyer 1897. — Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. 1897. Nr. 2. März und April. Nürnberg 1897. — Dr. Ludwig Goldschmidt: Die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Versuch einer Kritik. Hamburg und Leipzig, Leop. Voß. 1897. — Dr. Franz Thalmayr: Goethe und das classische Alterthum. Leipzig, Gustav Fock 1897. — Dr. Otto Gotthilf: Gesundheitspflege in den verschiedenen Jahreszeiten. Frankfurt a. M., Wilh. Rommel 1897. — Henry D. Thoreau: Walden. Deutsch von Emma Emmerich. München, Johann Palm. — Rudolf Greinz: Bauernbibel. Berlin, Schuster u. Löffler 1897. — Ph. Hurtl-Mitius: Sumpfvogelblättchen. Ein kleines Roman. Ebd. 1897. — Kuno Fischer: Geschichte der neuern Philosophie. Jubiläumsausgabe. 4. und 5. Lfg. (IX. Bd. Schopenhauer. 2. Aufl.) Heidelberg, Karl Winter 1897. — Dr. E. Bade: Die künstliche Fischzucht. Mit 2 Tafeln ꝛc. Magdeburg, Creutz 1897. — Dr. Carl Flemming: Naturgeschichte der deutschen Sumpf- und Strandvögel. Mit 44 Abbild. und 15 Tafeln. Ebd. — Paul Sabatier: Leben des heiligen Franz von Assisi. Deutsch von Margaerthe Lisco. Neue, vermehrte Ausg. Berlin, Georg Reimer 1897. — Die kirchenrechtlichen Entscheidungen des Reichsgerichts und der bayerischen obersten Gerichtshöfe aus dem Gebiet des gemeinen Kirchenrechts und des bayerischen Staatskirchenrechts. Herausgegeben von Dr. Georg Schmidt. VI. (Doppel-) Lfg. (Schluß des II. Bandes.) München, J. Schweitzer 1897. — *Histoire générale* du IV. siècle à nos jours. Ouvrage publié sous la direction d'Ernest *Lavisse* et Alfred *Rambaud*. Tome IX: Napoléon 1800—1815. Paris, Armand Colin et Cie. — Marcel Prevost: Fleurette. Autorisirte Uebersetzung von Emil Zinnsdy. München ꝛc., Albert Langen 1897. — Derselbe: Der verschlossene Garten. Roman. Autoris. Uebersetzung von Hedwig Landsberger. Ebd. — Anton Tschechoff: Ein Zweikampf. Erzählung. Aus dem Russischen übersetzt von Korfiz Holm. Ebd. — Frank Wedekind: Die Fürstin Russalka. Ebd. — Jakob Wassermann: Die Juden von Zirndorf. Roman. Ebd. — Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte. 19. Jahrg. 1896. Hggb. von der Direction der Seewarte. Hamburg 1896. — Brockhaus' Conversations-Lexikon. 14. Aufl. 17. Bd. Supplement. Mit 59 Tafeln, 22 Karten und Plänen und 144 Textabbildungen. Leipzig ꝛc., F. A. Brockhaus 1897. — *Annuaires Hachette:* 1897, Paris. Petit dictionnaire guide. Paris, Hachette et Cie. — *Forain:* Doax pays. 189 dessins. Paris, E. Plon, Nourrit et Cie. — Otto Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld: Das festliche Jahr in Sitten, Gebräuchen ꝛc. der germanischen Völker. 2. Aufl. Mit über 100 Illustrationen. Lfg. 2 u. 3. Leipzig, H. Bardorff. — Dr. Hans Mudlmayr: Oberstdorf und Umgebung. Führer im Allgäu. 4. Aufl. Mit Plan ꝛc. Würzburg und Leipzig, Leo Woerl. — S. Kohn: Judith Löbeach. Roman. Straßburg i. E., Jos. Singer 1897. — Dr. Emil Wiszki: Zeitströmungen in der Geographie. Leipzig, Duncker u. Humblot 1897. — Rudolf Eheestadt: Magisterium und Fraternitas. Verwaltungsgeschichtliche Darstellung der Entstehung des Zunftwesens. Dr. Ernst v. Halle: Baumwollproduction und Pflanzungswirthschaft in den nordamerikanischen Südstaaten. 1. Th.: Die Sklavenzeit. Mit Karte u. Tafel. (Staats- u. socialwissenschaftl. Forschungen, hggb. v. G. Schmoller. 14. Bd. 1. u. 2. Heft.) Ebd. 1897.

Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben beginnt eine neue Subscription auf das jetzt vollständig vorliegende

Staatslexikon.

Herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland durch Dr. Adolf Bruder, nach dessen Tode fortgesetzt von Julius Bachem, Rechtsanwalt in Köln. 46 Hefte à M. 1.50 oder fünf Bände bezw. zehn Halbbände (XXVIII S. u. 7312 Sp.) M. 69; fünf Bände geb. in Original-Halbfranzband M. 81.

Der I. Band gelangt in zehn Lieferungen à M. 1.50 zur Ausgabe. Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung. Die Fortsetzung wird sich, wo nicht anders gewünscht wird, in Halbbänden anschließen. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. (10173)

Antiquariats-Katalog Nr. 4. Geschichte, (Bavarica) – Militärwissenschaft, soeben erschienen. Bestellg. erb. **H. Hugendubel, München,** Salvatorstrasse 18.

Singer und Seifriz:
Grosse theoretisch-praktische
Violinschule.
Erster Band. (8606)
Erste Hälfte 3. Auflage. 7 Mark.
Zweite Hälfte. 2. Auflage. 7 Mark.
Zweiter Band.
Erste Hälfte . . . . . 8 Mark.
Zweite Hälfte. . . . . 8 Mark.
J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Aus späten Tagen.

Gedichte von

Josephine Freiin von Knorr.

Mit Vorwort von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

„Schwung der Jugend, Zauber der Empfindung, der die Herzen rührt", rühmt Marie von Ebner-Eschenbach diesen Gedichten der Siebzigjährigen nach. Ein solches Buch darf wohl einer freundlichen Aufnahme sicher sein. (9754)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Die

Italienische Umgangssprache

in systematischer Anordnung und mit Aussprachehilfen

dargestellt von

Dr. Oskar Hecker,

Lektor der italienischen Sprache an der Universität Berlin.

Preis geb. 4 Mark.

In die lebendige Mannigfaltigkeit und eigenartige Schönheit der italienischen Umgangssprache einzuführen, mit ihr innig vertraut zu machen, ist der Zweck des vorliegenden Werkes, das aus einem jahrelangen Aufenthalt des Verfassers in Toskana, wo bekanntlich das reinste Italienisch gesprochen wird, hervorgegangen ist. (10162)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Krül in München.

Jahrgang 1897. München, Mittwoch, 30. Juni. Nummer 142.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Zur Lebensgeschichte Cuviers. — Dresdner Ausstellungsbriefe. V. (Schluß.) Malerei. — Mittheilungen und Nachrichten. — Inhaltsverzeichniß zum II. Quartal.

Zur Lebensgeschichte Cuviers.

Vor kurzem jährte sich der Todestag Cuviers — der 13. Mai 1832 — zum 65mal. Nicht diese Thatsache bietet die Veranlassung, über den großen Naturforscher zu schreiben, sondern das Erscheinen seiner Biographie von einem nicht minder bedeutenden naturkundigen Gelehrten, von Karl Ernst v. Baer.[1]) In diesen Blättern wurde die Bedeutung des russischen Akademikers bereits nach verschiedenen Richtungen hin beleuchtet, so handelt ein Artikel der Beilage vom 1. März 1892 unter dem Titel „Der Vater der Embryologie" von seinen zoologischen Entdeckungen. Erst kürzlich, in der Beilage Nr. 114 l. J., wurde über R. Stölzle's Schrift „K. E. v. Baer" referirt, aus der hervorgeht, daß er ein nicht minder hervorragender Anthropologe, Geograph und Philosoph gewesen.

Man kann sich demnach keinen kundigeren Interpreten für die Bedeutung des Anatomen, des Begründers der Osteologie und des Paläontologen George Cuvier denken als Baer, dessen Kenntnisse weit über die Grenzen der Thierkunde hinausreichten.

Wie sehr Baer auch die Gabe der historischen Kritik sein eigen nennt, lehrt uns schon die Schilderung der Geburtszeit Cuviers — des Jahres 1769.

Nachdem Baer die politischen Zustände allseitig beleuchtet, sagt er: Den größten Einfluß auf die Zukunft, und zwar auf die wissenschaftliche, wie auf die sociale Entwicklung, hatte das genannte Jahr durch vier Knaben, die man im Laufe des Jahres in die Wiege legte.

Die eine dieser Wiegen stand in dem Städtchen Ajaccio auf Corsica, und der Knabe, den man hineinlegte, wurde Napoleon getauft von der Familie Bonaparte. Er sollte den Thron erben, den Ludwig XV. so entwürdigt hatte. Die zweite Wiege stand in dem kleinen Städtchen Mompelgard, einer deutschen Enclave in der französischen Franche-Comté. Der Knabe, den man hineinlegte, war George Cuvier. Die dritte Wiege war auf dem Schlosse Tegel bei Berlin; der Knabe, den sie aufnahm, war Alexander v. Humboldt. Napoleon war am 15. August geboren, Cuvier am 24. desselben Monats, und Humboldt am 14. September. So war es also weniger als der Verlauf eines Monats, der diese Geburtstage zusammenhielt. Aber früher noch war in England am 1. Mai, nach der Walpurgisnacht, ein vierter Knabe geboren, der bestimmt war, Napoleons Weltherrschaft zuerst zu brechen, Arthur Wellington. Humboldt hat früh sich Ruhm erworben, indem er, mit reichen Geistesgaben ausgerüstet und mit vielfachen Kenntnissen versehen, sein bedeutendes Vermögen verwendete, um die lang verschlossenen, mittäglichen Gegenden Amerika's wissenschaftlich zu untersuchen. Wir lassen ihn bei Seite, weil er auf den Mann, dessen Lebensweg wir verfolgen wollen, nur durch seine wissenschaftlichen Arbeiten wirkte. Noch weniger Beziehungen hatte Wellington zu Cuvier.

Die beiden andern aber, Napoleon und Cuvier, obgleich entgegengesetzten Bestrebungen folgend, kamen mannichfach in Berührung. Beide stammten aus ärmlichen Verhältnissen, beide lebten und wirkten in Frankreich und doch waren beide eigentlich Fremde. Corsica war allerdings im Jahre 1768 von den Genuesen an Frankreich abgetreten, aber mehrere Jahre noch kämpften die Corsicaner gegen die Franzosen. Die gefürstete Grafschaft Mömpelgard gehörte dem Herzog von Württemberg und wurde erst 1793 in Frankreich einverleibt.

Die Familie, welcher Cuvier entstammt, war ursprünglich in der Schweiz ansässig. Die Angehörigen derselben waren Protestanten und mußten zur Wahrung ihres Glaubensbekenntnisses unter Ludwig XIV. nach Mömpelgard auswandern. Cuviers Vater hatte sich in einem Schweizer Regiment, das in französischen Diensten stand, als gemeiner Soldat engagirt, wurde aber zum Offizier befördert und mit dem Kreuze des hl. Ludwig decorirt. Er glaubte von der Pension leben zu können, nahm mit dem 50. Lebensjahre seinen Abschied und verheirathete sich in Mömpelgard. Er hatte zwei Söhne, von denen George Cuvier der ältere war, und Friedrich Cuvier, der auch Zoologe wurde, der jüngere. George Cuvier zeigte schon als Knabe die ausgezeichnetsten Anlagen, er hatte ein Gedächtniß, das die Franzosen nur „une mémoire immense" oder „prodigieuse" zu nennen wissen; man behauptet häufig, er habe nie etwas vergessen. Ebenso unbegrenzt war sein Durst nach Wissen und seine geistige Arbeitskraft. Hiezu kam noch ein ausgezeichnetes Talent für das Zeichnen, so daß er mit wenigen Zügen und Umrissen ein richtiges Bild zu entwerfen wußte.

In der Schule machte Cuvier so rasche Fortschritte, daß er bereits im Alter von 14 Jahren als Primus das Gymnasium verlassen mußte, weil es daselbst für ihn nichts mehr zu lernen gab.

Ursprünglich war er für den geistlichen Stand bestimmt. Der Herzog Karl Eugen von Württemberg ließ den genialen Knaben an der Karlsschule erziehen. Er trat daselbst zehn Jahre nach Schiller ein. Im Gegensatz zu dem Dichter, dessen schäumender Geist sich „in tyrannos" wandte, fühlte sich Cuvier hier sehr glücklich.

Baer theilt das Leben Cuviers in drei Abschnitte ein: den ersten nimmt seine Bildungsgeschichte, seine Versetzung nach Paris und das große Ansehen ein, das er bald in der Hauptstadt gewonnt. Der zweite Abschnitt zeigt eine ungemein rasche Verbreitung seines Ruhmes durch ganz Europa und die übrige gebildete Welt infolge der sehr bedeutenden wissenschaftlichen Werke, wobei das Ansehen und die Wirksamkeit in Frankreich auch immer zunimmt.

[1]) Karl Ernst v. Baer: Lebensgeschichte Cuviers. Herausgegeben von Ludwig Stieda. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1897. 125 S.

Im dritten Abschnitt seines Lebens wächst der Ruhm und die Verehrung im Auslande immer fort; aber im eigenen Vaterlande ist er mancherlei kleinlichen Angriffen der Mißgunst ausgesetzt.

Nach Paris kam Cuvier im Jahre 1794 (nachdem er Erzieher im Hause des Grafen Héricy in der Normandie gewesen war), also zu einer Zeit, in welcher bereits die Schreckensherrschaft beendet und das Directorium eingesetzt war, mit welchem einige Ruhe eintrat, so daß man sich wieder wissenschaftlichen Arbeiten widmen konnte. Auch darin war also Cuvier von dem Schicksal auf wunderbare Weise begünstigt, daß er die ganze Revolutionszeit hindurch von dem Schauplatz der Bewegungen entfernt gehalten wurde, an einem Ort, der seinen wissenschaftlichen Bestrebungen außerordentlich günstig war, wo nur kleine und vorübergehende Ausbrüche des Parteikampfes stattgefunden hatten. Dieser Umstand war um so glücklicher für ihn, da er selbst für die Bewegung, despotische Verhältnisse aufzuheben, sich lebhaft interessirte.

Er zog mit dem gleichfalls als Zoologen bekannten Geoffroy zusammen. Durch zahlreiche Vorträge, die Cuvier in Paris hielt, lenkte er die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt auf sich und wurde auch bald zum Lehrer der Naturgeschichte an der neugegründeten École centrale und zum Stellvetreter des Professors der vergleichenden Anatomie am Jardin des plantes ernannt. 1802 erwählte man ihn zum ständigen Secretär des „Institut", welches an Stelle der früheren Akademie getreten war.

Von größter Bedeutung für die Naturforschung sind die Werke, welche Baer in dem zweiten Abschnitt der Biographie Cuviers behandelt.

Schon in dem 1798 erschienenen „Tableau élémentaire de l'histoire naturelle des animaux" trat er als Reformator der von Linné aufgestellten, aber durchaus nicht einheitlichen Classe der „Würmer" auf. Galt diese Arbeit der Systematik, so waren die im Jahre 1800 erschienenen beiden Bände seiner Vorlesungen der vergleichenden Anatomie gewidmet. Dieses Werk begründete Cuviers Ruf unter den Naturforschern aller Länder.

Die Funde vorweltlicher Reste von Vierfüßlern und Vögeln in den Gipsbrüchen des Montmartre hatten schon frühzeitig seine Aufmerksamkeit erregt. Seine langjährigen und eingehenden Studien darüber sind in den „Recherches sur les ossements fossiles des quadrupèdes" niedergelegt. Ein Werk, das heute noch die Grundlage der Paläontologie der Wirbelthiere im allgemeinen und der Osteologie der Säugethiere im besonderen bildet.

Als Hauptaufgabe seines Lebens betrachtete er: die Mannichfaltigkeiten in der Organisation der Thiere zu bestimmen und, auf die Anatomie gestützt, eine naturgemäße Gruppirung der Thiere aufzustellen. Dies geschah nach vielfachen im einzelnen erschienenen Vorarbeiten in einem allgemeinen, fünfbändigen Hauptwerke über Zoologie, das er „das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation" (le règne animal distribué d'après son organisation) nannte.

Bei seinen Studien fand er, daß die Classe der Fische die verhältnißmäßig noch am wenigsten durchforschte Abtheilung des Thierreiches sei. Cuvier verband sich darum mit Valenciennes zur Herausgabe einer Ichthyologie. Vor ihnen kannte man mit Sicherheit etwas mehr als 3000 Arten. Sie erweiterten diese Kenntniß auf mehr als 7000 Species.

In allen seinen Werken führte er die Anschauung durch, daß die Organismen nach gewissen Typen gebildet sind, und durch den genauen Nachweis derselben förderte er die Thierkunde mehr als die sogenannten Naturphilosophen im allgemeinen und seine Zeitgenossen Geoffroy und Oken im besonderen.

Obwohl letzterer Cuviers Anschauungen vielfach bekämpfte, würdigte er dessen Verdienste nach seinem Tode (1832) in einer Weise, die ein wahres Bild der Bedeutung Cuviers gibt und die darum hier Platz finden mag: „Wir haben alle unendlich viel an ihm verloren, nicht allein, weil er der große, umfassende, wohlgeordnete Gelehrte und Gründer der vergleichenden Anatomie als eines Corpus gewesen; sondern auch weil durch seine Liberalität die Pariser Sammlung im eigentlichsten Sinne des Wortes die Sammlung der ganzen Welt gewesen und wir alle darin arbeiten konnten, wie in der eigenen, was nun alles plötzlich anders werden wird. Cuvier hat mit rastloser Thätigkeit gearbeitet, alles gelesen, was in der ganzen Welt in allen Sprachen erschienen ist, mit Scharfsinn die Thatsachen zusammengestellt und getrennt, und so ist es ihm gelungen, die erste vollständige vergleichende anatomische Sammlung herzustellen und ein vollständiges Werk darüber herauszugeben; die versteinerten (fossilen) Knochen aus der ganzen Welt zusammenzubringen und in einem Prachtwerk eine größtentheils untergegangene Schöpfung darzustellen; endlich die Thiere auf eine natürlichere Weise zu ordnen, als es anderen gelungen war. Man sagt freilich, dergleichen sei nur in Paris möglich, als wo sich die erste und vollständigste Sammlung der Welt findet: allein diese Sammlung, die zoologische wie die zootomische, ist ja größtentheils Cuviers Werk; auf seinen Vorschlag hat die französische Regierung Reisende zu Dutzenden in alle Welttheile, ja ganze Schiffsrüstungen um die Welt geschickt. Er hat alle Thiere und Organe dieser Sammlung durchstudirt, wie niemand anders, und dennoch ist ihm Zeit übrig geblieben, seine Entdeckungen mit denen seiner Vorgänger in allen Sprachen zu vergleichen, um ihnen gerecht zu werden. Namentlich hat er die Ideen und Arbeiten der Deutschen gekannt und in seinen Werken benutzt, was ihm eben den umfassenden Charakter und das große Ansehen besonders bei Franzosen und Engländern gegeben, welchen alles neu ist, was ihnen nicht ihre Frau Mama vorspricht. Aus diesen so mannichfaltigen Kenntnissen, sowohl der Dinge als der Sprachen, verbunden mit einem großen Geschäftstalent entsprang die an Cuvier mit Recht so bewunderte Allseitigkeit, wodurch er über seine Genossen so vorragte, daß er, so lang die Welt steht, auch als hellleuchtendes Gestirn am naturhistorischen Himmel wandeln und die Augen der Nachkommen auf sich ziehen wird, um bei seinem Scheine den Reichthum der Natur zu bewundern, zu untersuchen, zu scheiden, zu ordnen, zu begreifen und zu benutzen."

Dr. L. K.

Dresdner Ausstellungsbriefe: V. (Schluß.) Malerei.

ei. Die Pause seit dem letzten Briefe ist etwas lang gewesen; um so kürzer wird dieser Schlußbericht ausfallen. Ist es schon eine schwierige Aufgabe, über Bilder zu schreiben, von deren Haupteigenschaften: dem geistigen Inhalt und der Farbenerscheinung, man durch das bloße Wort doch keine ausreichende Vorstellung erwecken kann, so gesellt sich bei einer Massenausstellung noch der Uebelstand hinzu, daß man eine Auswahl treffen muß. Nach welchem Grundsatz soll aber dabei verfahren werden, wenn anerkanntermaßen das Minderwerthige so gut wie ausgeschlossen ist, die Ausstellung also an und für sich schon eine gewählte ist? Ist doch diesmal selbst darin ein neuer Weg eingeschlagen worden, daß man fast gar keine Bilder von bloßem Studiencharakter, die auf eine solche Ausstellung auch nicht hingehören, zugelassen hat.

Einfach wäre die Sache, wollte man sich mit der Besprechung derjenigen Bilder begnügen, die die Aufmerksam-

Digitized by Google

keit des Publicums in erster Linie auf sich ziehen; also derjenigen, die einen interessanten, greifbaren Inhalt bieten und sich meist auch durch einen gewissen Umfang auszeichnen. Dabei würden sich von selbst die bekannten Kategorien ergeben, in welche die Kunst eingeschachtelt zu werden pflegt. Wir wollen aber nur eine flüchtige Umschau halten, um zu sehen, wie sich die Zeitströmung in einer solchen Ausstellung spiegelt. Man überzeugt sich dann mit Verwunderung davon, daß das heroische Historienbild vollständig fehlt; nicht etwa, weil es überwunden wäre — es wird schon wiederkommen, da es gar nicht entbehrt werden kann und stets das höchste Ziel des künstlerischen Strebens bleiben muß —, sondern weil die Zeit dafür in keiner Hinsicht vorbereitet ist. Die Darstellungen aus dem Neuen Testament stehen uns schon menschlich näher; Beweis dafür Devriendts Anbetung der Hirten, Prells heilige Familie, Gebhardts Christus unter den Schriftgelehrten, Uhde's Predigt am See und Volz' Grablegung. Was sonst noch an Historienbildern vorhanden ist, schlägt entweder, wie Pauwels' mittelalterliche Hospitalscene und Trache's und Boddiens Kriegsbilder, in das Genrefach oder faßt den Gegenstand in einer mehr oder weniger allegorischen Weise auf. Das Genre selbst ist namentlich durch die Altmeister Knaus und Menzel vertreten, zu denen sich Leibl gesellt; auch Echtlers frühes Bild, der Ruin einer Familie, sehr sorgfältig in Pariser Art nach lebenden Modellen gemalt, gehört dieser Zeit an; in erschreckender Weise wird dagegen die Gattung durch Blaas' Marionettentheater im Kloster, ein in der Charakteristik aufdringlich sentimentales, in der Ausführung geleckies Werk, das freilich das Entzücken der meisten Beschauer bildet, vorgeführt. Bilder erzählenden Inhalts haben auch Richard Scholz in Dresden (der Gemeinderath) und Fleischer in Weimar (Noth) ausgestellt. Die Führer der modernen Bewegung in Deutschland, wie Kuehl, Liebermann, Kalckreuth, lassen sich nur schwer dem Begriff des Genres unterordnen. Selbst aus dem Ausland sind nicht viel Vertreter des reinen Genres zu nennen: etwa Gari Melchers, Viniegra, Struys.

Dafür stürzt sich jetzt alles auf die Allegorie als auf eine Gattung, in der jedes Gelüst befriedigt werden kann. Von dem Dänen Brendekilde (spr. Brennekille) haben wir einen Kain, von seinem Landsmann Zahrtmann eine mystische Hochzeit, von Benlliure einen Charon, von Waltenberger ein riesiges „Ende der Welt". Besonders eifrig sind auf diesem Gebiete die Münchner thätig, Stuck mit seinem „Bösen Gewissen", Keller mit seinem „Glück", Niemerschmid, der sogar die Landschaft dieser Darstellungsart dienstbar macht, mit seinem Paradies. Aber die rechte Freudigkeit und Ueberzeugungskraft fehlt diesen Werken, denen man nachfühlt, daß sie um des Gedankens willen gemalt worden sind. Da haben es die Engländer besser, die solche Gegenstände einfach wählen, um schöne Frauenleiber in magischer Beleuchtung vorzuführen. Die Mythologie ist durch Glöckners Baechantenzug und durch Hirschls Aphrodite, das Märchen durch Gussows Dorfparzen und Vogelers Weihnachtsidyll vertreten. Selbst das Portrait hat sich in Ungers beiden Musenbildnissen zur Allegorie verwandelt. Leider schweben alle diese Bilder mehr oder weniger in der Luft, denn wie sie aus keinem inneren Bedürfniß des Künstlers erwachsen sind, so beabsichtigen sie auch nur ein literarisches, kein Herzensbedürfniß des Publicums zu befriedigen. Etwas anderes ist es um Prells große historische Compositionen aus dem Hildesheimer Rathhause, die hier in verkleinerten Aquarellnachbildungen vorhanden sind: sie verfolgen den Zweck, den Beschauer in eine bestimmte, durch die Oertlichkeit nahe gelegte Stimmung zu versetzen. Ganz unabhängig von jeder Nebenabsicht stehen endlich Böcklins Werke da: seine von Seeräubern überfallene Burg gibt eine Welt für sich wieder, die nur der Phantasie des Künstlers angehört und doch den Eindruck greifbarer Wirklichkeit macht.

Im Portraitfach hat Pohle den Vogel abgeschossen; auch Kießling spricht durch den anmuthigen Gehalt an, den er in seine Bildnisse zu legen versteht; in viel versprechender Weise führt sich Siebert mit seinem Herrenbildniß ein. Außerdem sind Lenbach, Fritz August Kaulbach (der Prinz-Regent von Bayern), Defregger vertreten; unter den Ausländern namentlich Watson, während Boldini durch die Aeußerlichkeit seiner Charakteristik unangenehm berührt. Ein neuer persönlicher Ton, der in einem der Bildnisse angeschlagen worden wäre, ist nicht zu verzeichnen gewesen. — Auf dem Gebiete der Landschaft behaupten sich so feine Werke, wie die hier vorgeführten der beiden Achenbachs, vortrefflich; eigenartig und überzeugend wirken die Schilderungen Meuniers aus dem belgischen Kohlenbezirk; neue Seiten wissen einerseits die Worpsweder Künstler, andrerseits der Dresdner Baum der Natur abzugewinnen.

Fügt man zu diesen Bildern, die vermöge ihres inneren Gehalts als die „Schlager" zu bezeichnen sind, die große Masse derjenigen Werke, die nur gemalt worden sind, um ein Stück Natur möglichst getreu wiederzugeben, so hat man ein ungefähres Gesammtbild der Ausstellung beisammen. Berücksichtigt man dabei, daß Studien und Skizzen, wie gesagt, so gut wie ganz fehlen; daß andrerseits die Zahl der Bilder sehr groß ist, die von einer vollkommenen Beherrschung der Technik zeugen, also „galeriefähig" sind, aber als nicht besonders in die Augen fallend von der obigen Aufzählung ausgeschlossen worden sind: so wird man sich leicht davon überzeugen, daß der Durchschnittsgehalt der Ausstellung thatsächlich sehr hoch ist. Von Bildern der letzteren Art wollen wir nur noch anführen: in der österreichischen Abtheilung die feinen kleinen Pettenkofers, die Landschaften des dort hospitirenden, aber in Paris lebenden Eugen Jettel, in der Graphischen Abtheilung die bewundernswerthen Aquarelle des durchaus frisch gebliebenen Altmeisters Rudolf Alt, bei den Karlsruhern die Ueberschwemmung Schönlebers, bei den Franzosen die Werke Dagnan-Bouverets, Bastien-Lepage's und Lomonts, endlich die ganzen Abtheilungen der Engländer und Schotten, der Amerikaner, der Belgier (unter denen besonders auf Carpentier hingewiesen sei) und der Holländer. Solche tüchtige Kunst wirkt wohlthuend auf den Beschauer und fördert die anderen Künstler in ihrem Bestreben, der Natur mit allen Mitteln beizukommen. Es schadet auch nichts, wenn gelegentlich ein nichts sagendes Bild nur zu dem Zwecke gemalt wird, einer bestimmten technischen Aufgabe Herr zu werden, wie das bei Luytens Ziegelarbeiterinnen, bei Rings (Dänemark) Schwestern, bei Olde's Mann mit dem Stier und bei Landesbergers Badescene der Fall ist. Zu gewissen Zeiten, wie z. B. während der letztvergangenen Jahrzehnte, ist es sogar nothwendig gewesen, daß solche Bilder gemalt wurden, damit die Bedingungen für eine gedeihliche Weiterentwicklung geschaffen würden. Nun aber die Künstler allmählich wieder so weit gekommen sind, daß sie malen können, was sie wollen, gilt es einen Inhalt gestalten, der einem irgendwo, sei es bei den Künstlern, sei es bei dem Publicum, aber thatsächlich bestehenden Bedürfniß entspricht. Wir wollen daher bei der Auswahl derjenigen Werke, auf die wir zum Schluß noch besonders die Aufmerksamkeit zu lenken wünschten, von der Technik ganz absehen; Bilder, in denen sie unzureichend ist, überhaupt von der Betrachtung ausschließen, mag auch sonst eine oder die andere gute Seite ihnen anhaften, wie z. B. an Ryffelberghe's Violinspielerin die Zeichnung trotz des manierirten, punktirenden Farbenauftrags vortrefflich ist,

oder an Hodlers „Gefrornen Seelen“ die Charakteristik; in den Fällen aber, wo die Technik noch nicht auf der vollen Höhe der Meisterschaft steht, zugunsten der sonstigen Vorzüge über einen solchen Mangel hinwegsehen. Das Publicum wie die Künstlerschaft sind viel zu sehr geneigt, Kunstwerke bloß nach ihrer Technik zu beurtheilen.

Vollendete Meisterschaft bildet das für jede Kunst zu erstrebende Ziel; in der Technik allein aber liegt die Meisterschaft noch nicht begründet: die Technik stellt nur die handwerkliche, erlernbare Seite der Kunst dar, die freilich als etwas äußerliches dem Verständniß am leichtesten zugänglich ist; was aber einem Kunstwerk Werth und Dauer verleiht, das ist sein innerer Gehalt, der stets neu sein muß, weil er aus der Persönlichkeit des Künstlers fließt, eben deßhalb aber auch anfangs leicht verkannt wird. Dies ist der Sinn des vielfach mißdeuteten Ausspruchs l'art pour l'art, der in Frankreich seit dem Aufkommen der Schule von Fontainebleau (in den vierziger Jahren) das Feldgeschrei gebildet hat: die Künstler wollten — um der Kunst willen — das darstellen, wozu der Geist sie trieb, ohne Rücksicht darauf, ob sie etwa gegen bestimmte, lieb gewordene Vorurtheile anstießen. Erst späterhin wurde der Satz dahin gedeutet, daß jede Hervorbringung, die für den Künstler von Interesse sei, also jeder Einfall, jede Studie, auch gleich als ein Kunstwerk angesehen werden könne, ja müsse. Diese „Kunst für den Künstler“ kann häufig nur eine vorübergehende Bedeutung haben; der echte Kunstgehalt aber sichert den Werken, denen er innewohnt, eine Dauer, die über die der zeitlich bedingten Technik weit hinausragt. Ein Bild wie Knaus' „Hoheit auf Reisen“, das jetzt auf uns wegen seiner unnatürlichen Färbung, seiner übertriebenen Modellirung, seiner aufdringlichen Charakteristik unangenehm wirkt, verfehlt doch kraft seines Schöpfergehalts, der dramatischen Lebendigkeit seiner Handlung nicht, uns noch immer zu fesseln. Wie von Menzel, Böcklin und Leibl, gilt solches auch von Uhde, der nicht nachläßt, in jedes seiner Bilder ein Stück seiner Seele hineinzulegen. Die Zuhörer auf seiner Predigt Christi am See stehen nicht Modell, sondern sind ganz erfüllt von dem, was hier vorgeht. Dasselbe gilt von Thoma's Frühlingsbilde wie von Kalckreuths beiden Greisinnen, die jedenfalls, trotz alles Realismus, mehr dem Jenseits als dem Diesseits angehören. Auch Mackensens Bauernfamilie um die kleine Todte, mit den stimmungsvollen winterlichen Seitenbildern, ist von einem durchaus idealen Zuge durchweht. Wiegt hier die Trauer vor, so vermögen Haueisens, des jungen, hoffnungsvollen Karlsruhers, in fröhlichem Sturmschritt vom Felde heimkehrende Bauern ein wohlthuendes Gegengewicht dagegen zu bieten.

Bei den Ausländern ist in hohem Grade ein solcher Gemüthsmaler der Holländer Israels, der leider auf der Ausstellung durch ein wenig glückliches Bild vertreten ist. Auf die Landschaftsmalerei übertragen, findet sich dieses Element in dem großen, nur zu leicht übersehenen Bilde des Engländers Legros „Das arme Thal“, wie in Meuniers Schilderungen aus dem Kohlengebiete Belgiens. In Frankreich ist der Hauptvertreter dieser Richtung Carrière, dessen schummrige, so gut wie farblose Bilder, die meist der Darstellung der Mutterliebe gewidmet sind, absichtlich alle Erinnerung an die Wirklichkeit vermeiden, um nur die Aufmerksamkeit voll auf die Hauptsache, das Innenleben, zu richten. So sehr bei ihm auch alle Bestandtheile der Zeichnung wie des Tones, mehr fühlbar freilich als sichtbar, durchgebildet sind, scheint er doch gerade wegen dieses seines Idealismus besonders schwer beim Publicum Eingang zu finden. Sein Landsmann David-Rillet zeigt in seinem großen Bilde „Geständniß“, das einen ergreifenden Gegenstand in überzeugender Weise zum Ausdruck bringt, welche Gefahren einer bewußt realistischen Durchführung, hier in der voll beleuchteten Gestalt des Mannes, entgegenstehen. In des jungen Belgiers Laermans' Bildern wiederum ist der beabsichtigten Wirkung zuliebe etwas zu viel von der Wirklichkeit geopfert.

In allen diesen Fällen handelt es sich um ganz einfache Gegenstände und einer dem Maler vertrauten Umgebung. In das Gebiet des Phantastischen haben sich von diesen der Wirklichkeit abgewandten Künstlern eigentlich nur Ludwig v. Hofmann (Notturno) und Segantini (der übrigens mit seiner Kuh besser vertreten ist als mit den Kindesmörderinnen und dem Quell des Lebens) gewagt. Das figürliche Monumentalbild fehlt ja auf der Ausstellung ganz; nur eine Landschaft dieser Art ist vorhanden, des Worpswebers Vinnen „Ruhe“, ein Werk, das vollkommenste Naturbeobachtung mit wahrer Größe verbindet. Auch Zwintschers (Meißen) Landschaften stellen die Erreichung eines solchen Zieles in Aussicht.

Gewöhnlich wird es den Künstlern übel vermerkt, wenn sie sich herausnehmen, die Natur anders darstellen zu wollen, als jedermann sie sieht oder vielmehr infolge der Gewohnheit zu sehen meint. Durch ein solches Bestreben wird der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die sogenannte Wirklichkeit nicht das Darstellenswerthe sei, sondern daß es nur auf die besondere Art ihrer Erscheinung ankomme. Man liebt es aber nicht, wenn in solcher Weise an den Grundlagen der Erkenntniß gerüttelt wird, und bezeichnet dieses Verfahren als impressionistisch oder naturalistisch. Diese Abneigung gegen das Neue ist es, die Künstlern wie Liebermann und Monet (von dem hier übrigens eine vorzügliche kleine Ansicht des Ortes Argenteuil vorhanden ist) so viel Schwierigkeiten bereitet hat, die Klingers Bestreben, die menschliche Gestalt von dem leuchtenden Himmel abzuheben (hier auf seiner „Quelle“, einer herrlichen Actfigur), zurückweist und sowohl des Belgiers Baertsoen Landschaften wie die ehrlichen Studien der jungen Hamburger und der jungen Dresdner (Stremel, Baum, Mediz und Frau) verurtheilt.

Ganz rathlos aber stehen die meisten jenen Bildern gegenüber, die nicht etwas bestimmtes wiedergeben wollen, weder einen Eindruck noch ein Stück Natur, sondern weiter nichts als gut gemalt sein wollen, also den Gegenstand, seine Erscheinung, die Art seiner Darstellung ganz unberücksichtigt lassen. Das sind aber vielleicht gerade die Meisterwerke unter den hier dargebotenen; nur daß deren Eigenart, wie bei den anständigen Menschen und den guten Frauen, gerade in der Unscheinbarkeit liegt. Wir nennen deren drei, nämlich Trübners Kartoffelfeld, Degas' Schauspielerin vor dem Spiegel, Strangs Männer am Fluß, und überlassen es einer späteren Zeit, ob sie uns Recht gibt oder nicht. Wäre das Figürliche besser durchgebildet, so würden wir vielleicht auch Lührigs Steinklopfer dazu rechnen.

Die Graphische Abtheilung, so Interessantes sie auch bietet, kann hier nicht berücksichtigt werden, da das zu weit führen würde. Auch ist sie nicht vollständig genug, um sie von allgemeinen Gesichtspunkten aus betrachten zu können.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ **Alte Schule** nennt Marie v. Ebner-Eschenbach bescheiden ihre jüngsten Erzählungen (1.—3. Tausend. Berlin, Paetel 1897). Besser und bezeichnender würden sie den Ehrennamen Gute Schule tragen. Die umfangreichste Geschichte „Verschollen. Eine Künstlergeschichte“ ist zugleich in jedem Betracht die größte der Sammlung: ein artistisches Glaubensbekenntniß, das in leibhaftigen Persönlichkeiten sich offenbart, mächtig in der Gabe der Gestaltung, mächtig in der Gesinnung, unvergeßlich für jeden, der in diesen Blättern echten Pfingstgeist rauschen hört. Ein Meisterstück der Stimmung ist „Schattenleben“, ein Gedicht in richtiger

Künstlerprosa. Eine Kindergeschichte, wie sie nur die Ebner zuwege bringt, ist „Der Fink". Das Culturbild „Ein Verbot" zeugt für die männliche Geschichtsauffassung der Ebner und „Eine Vision" ist das Muster einer „Novelle" im Sinn der Heyse'schen Definition.

* Die Besprechung der nachstehend verzeichneten Kalender kommt leider sehr post festum, wird jedoch trotzdem manchen Interessenten finden.

1. **Kalender für Gesundheits-Techniker** 1897. München und Leipzig, Oldenbourg. — Derselbe dürfte mit Recht den Titel eines Taschenbuches führen, da er mit compendiösester Form und mit der sorgfältigen Ausstattung, die von dem Verlag zu erwarten war, in der That alles Einschlägige enthält. In erster Linie finden wir 53 Tabellen über mathematische, physikalische und hygienische Themata, von denen wir folgende besonders hervorzuheben nicht umhin können: Tab. 1 enthält Berechnung der Potenzen (Quadrat und Cubus), Wurzeln, Logarithmen, reciproken Werthe, Kreisumfänge und Kreisinhalte von 1—1000. Tab. 13 Beenn-stoffverbrauch und Kohlensäureverbrauch verschiedener Beleuchtungsmedien. Tab. 14—16 über Zuluft- und Abluftgeschwindigkeit bei verschiedenen Außentemperaturen in verticalen Zuluft- und Abzugscanälen. Tab. 28 Ausdehnung und Gewicht eines Liter Wassers bei 0—200° C. u. s. Die Abhandlungen über Lüftung, Heizung (Berücksichtigung der verschiedensten Systeme) und Bodeneinrichtungen lassen an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig. Alles in allem: ein Buch, das nicht nur für den Techniker, sondern auch für den Medicinee von höchstem Interesse ist, auch das nicht nur den ephemeren Werth eines „Kalenders", sondern den bleibenden einer trefflichen erschöpfenden und praktischen Zusammenstellung alles Wissenswerthen auf dem behandelten Gebiete besitzt.

2. **Böhmers Reichsmedicinalkalender** für 1897, hggb. von Dr. Eulenburg und Dr. Schwalbe. Leipzig, Thieme. — Dieser längst in Aerztekreisen eingebürgerte Kalender beingt in der bekannten Eintheilung vor allem den Kalender für tägliche Notizen in der bewährten Trennung in 4 Quartalhefte, wodurch ein unnöthiger Umfang des Buches vermieden wird. Ferner finden wir die sorgfältig ergänzte, von Liebreich bearbeitete Zusammenstellung der Medicamente mit Angabe der Anwendung, Dosirung und Dispensationsform. Dann folgen Zusammenstellungen und Notizen, die auf Fragen, wie sie dem Arzt täglich in der Praxis aufstoßen, Antwort geben, u. a. ein sorgfältig bearbeitetes alphabetisches Verzeichniß (nebst Angabe der Wirkung) aller wichtigen Bade- und Curorte, sowie der Heil-, Pflege- und Blindenanstalten. Den Schluß bilden 2 Aufsätze über erste Hülfeleistung und über Scheintod und Wiederbelebung, über die wir unser Urtheil in die Worte „kurz und gut" zusammenfassen können. Das „Beiheft" bringt in kurzen und klar geschriebenen Aufsätzen Mittheilungen über verschiedene, dem Arzt besonders wichtige Capitel der Diagnose, Therapie und Sachverständigenthätigkeit.

3. **Medicinalkalender** für das Jahr 1897, hggb. von Med. R. Dr. **Wehmer**. Berlin, Hirschwald. — Der gleiche Zweck, den diesem Kalender mit dem eben besprochenen gemeinsam ist, bedingt auch, daß der Inhalt sich im großen und ganzen deckt. Somit können wir uns damit begnügen, zu bemerken, daß sowohl die Zusammenstellung der Arzneimittel, als auch der übrige Text, nach den entnommenen zahlreichen Stichproben zu urtheilen, allen Forderungen der Praxis aufs beste entspricht. Die zweite Abtheilung dieses Kalenders enthält „Verfügungen und Personalien des Civil- und Militärmedicinalwesens in Preußen und in sämmtlichen weiteren deutschen Staaten". Zu empfehlen wäre dem Verlag, in der Anordnung des Calendariums in 4 Quartalhefte dem Beispiel des Böhmer'schen Kalenders zu folgen und so den Umfang des doch als Taschenbuch gedachten Werkes zu verringern.

Dr. J. Schnb.

-yx.- **Gedruckte Katalogzettel.** Am 26. Juni hielt der Verein der österreichisch-ungarischen Buchhändler unter dem Präsidium seines verdienstvollen Vorstandes Hrn. Jul. Schellbach in Wien seine diesjährige Hauptversammlung ab. Den 6. Punkt der Tagesordnung bildete der Antrag des Institut international de Bibliographie in Brüssel auf Einführung gedruckter Katalogzettel. (Vgl. Beilage Nr. 87.) Der Vorsitzende leitete die Discussion über dieses Ansuchen damit ein, daß er darauf hinwies, wie groß die Vortheile einer solchen Neuerung für die Gelehrtenwelt und die Bibliothekare wären, citirte zum Beweise ein sehr interessantes Feuilleton, das Hr. Dr. R. Beer von der Wiener Hofbibliothek in der „Wiener Zeitung" vom 22. Juni über diesen Gegenstand veröffentlicht hatte, und brachte zwei Zuschriften zur Verlesung, in welchen sich sowohl der österreichische Verein für Bibliothekswesen, als auch Hr. Hofrath Prof. Dr. E. Mach namens der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien für die Einführung dieser Neuerung erklärten. Nach einer warmen und sehr eingehenden sachlichen Befürwortung des Antrages seitens des Hofbuchhändlers und Vorstandsmitgliedes des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, Hrn. Wilhelm Müller, Chefs der Firma R. Lechner in Wien, gelangte folgende von Hrn. A. Einkle eingebrachte, mit Beifall begrüßte Resolution einstimmig zur Annahme: „Die Hauptversammlung des Vereins der österreichisch-ungarischen Buchhändler vom 26. Juni 1897 spricht den Wunsch aus, die österreichisch-ungarischen Verleger mögen durch Beigabe einer dreifachen Titelcopie mit den Dewey'schen (Decimal-) Indices zu ihren Verlagswerken die Bestrebungen des Institut international de Bibliographie fördern."

St. **Vom Dom zu Orvieto.** Im ehrwürdigen Dom zu Orvieto bemerkt man seit kurzem eine Veränderung, welche jeden Besucher erfreuen muß. Nachdem das Innere schon vor Jahren aufs sachverständigste restaurirt war, hat man jetzt die Kolossalstatuen der zwölf Apostel von Moses, Scalza, Giovanni da Bologna u. a. entfernt, Werke des beginnenden Barockstiles, welche in die ernste gothische Umgebung absolut nicht paßten. Auch die Verkündigung Maria's von Mocchi, dessen manierirte Statuen drängend den Eingang zum Altarraum bewachten, hat man beseitigt und alle diese Kunstschätze von zweifelhaftem Werthe in den restaurirten Palast der Päpste untergebracht, der, am Dompletz gelegen, in gothischem Stil erbaut, den Charaktee des einsamen grasbewachsenen Platzes mit bestimmt. — Eben wurde die mächtige Halle vollendet, welche durch zwei Stockwerke hindurch geht und Raum bietet auch für alle Kunstschätze der Opera del Duomo, wo die Zeichnungen für die Façade, Signorelli's Selbstbildniß und alle die herrlichen Geräthe und Paramente bewahrt werden, an denen der Domschatz von Orvieto so reich ist. — Simone Martina's Madonna allerdings, welche der Besitzer bis heute in der Oper ausgestellt hat, steht schon seit lange zum Verkauf und es ist zu fürchten, daß der erste reiche Kunstfreund diesen Schatz der alten Stadt entführt. — In kurzer Zeit wird die Ausstellung vollendet sein und schon jetzt genießt man mit Freuden den Anblick des Dom-Innern in seiner einfachen Pracht. Auch hier wieder erkennen wir ein erfreuliches Zeichen, daß die Sorge für die Kunstdenkmäler und das Gefühl für den Werth so hervorragenden Besitzes in Italien mehr und mehr erwacht.

* Eine Commission der kgl. **Geologischen Landesanstalt zu Berlin**, bestehend aus den kgl. Landesgeologen Geheimer Bergrath Professor Dr. Berendt, Professor Dr. Wahnschaffe, dem kgl. Bezirksgeologen Dr. Schröder und den Geologen Dr. Kühn und Dr. Maas, bereist gegenwärtig die Provinz Posen zum Studium der aus der Eiszeit stammenden alten Thalbildungen, um dadurch eine Grundlage für die seit dem Jahre 1895 begonnene geologisch-agronomische Kartenaufnahme zu gewinnen.

* **Heidelberg.** In der juristischen Facultät der Universität habilitirt sich Dr. jur. Friedrich **Affolter** für Römisches Recht.

* **Berlin.** Als Privatdocent für Nationalökonomie habilitirt sich Dr. Eduard v. **Halle** mit einer Antrittsrede über deutsche Auswanderung und Auswanderungspolitik.

n. **Greifswald.** Zur Wiederbesetzung des nationalökonomischen Lehrstuhls, der durch den Fortgang des Prof. Fuchs nach Freiburg i. B. erledigt ist, hat die hiesige philosophische Facultät folgende Vorschläge gemacht: Prof. Dr. **Stieda** in Rostock, Privatdocent Dr. **Grünberg** in Wien.

* **Prag.** Zum Rector der deutschen Universität in Prag wurde der Professor des österreichischen Staatsrechts, Dr. Joseph **Ulbrich**, gewählt.

* **Paris.** Am 27. ds. Mts. wurde im Salpetrièrehof ein Denkmal des Neuropathologen Duchenne de Boulogne enthüllt.

* Aus **Christiania** wird der „Voss. Ztg." gemeldet: Der „Windward", das Schiff der Jackson'schen Polarexpedition, hat nach dem Anlaufen von Hammerfest die Reise zum Franz Josephland fortgesetzt, das es jetzt bereits zum drittenmale aufsucht. In Hammerfest nahm es eine Menge Ausrüstungsgegenstände an Bord, die auf Franz Josephland für die Andree'sche Expedition niedergelegt werden und zu deren Sicherung dienen sollen, falls sie gezwungen wird, den Rückzug über Franz Josephland anzutreten. Hauptzweck der Reise des „Windward" ist, der Jackson'schen Expedition neuen Proviant zu bringen oder sie zurückzuführen. Da sich die Expedition jetzt fast drei Jahre lang auf

Digitized by Google

Franz Josephland befindet — sie fuhr im Juli 1894 von England ab und traf im Herbst desselben Jahres in der Nähe des Cap Flora, wo das Hauptquartier aufgeschlagen wurde, ein — ist anzunehmen, daß sie in diesem Jahr an die Rückkehr denkt, namentlich, da die vierte Ueberwinterung in Polargebieten als bedenklich angesehen zu werden pflegt. Wenn sich dem „Windward" keine ungewöhnlichen Eisverhältnisse entgegenstellen, ist seine Rückkehr im Spätsommer oder Herbst zu erwarten.

---

* Neue Kataloge: B. G. Teubner, Leipzig: Mittheilungen aus dem Verlag. 30. Jahrg. 1897. Nr. 2. — J. St. Cvar, Frankfurt a. M.: Antiqu.-Kat. Nr. 90. Staatswissenschaften und Nationalökonomie. — F. A. Brockhaus, Leipzig: Das 100jähr. Jubiläum eines Buches. (Conversationslexikon, 14. Aufl.) — Monthly Bulletin of books added to the Public Library of the city of Boston. Vol. II. Nr. 6. June 1897. Boston, publ. by the trustees. — Ernst Carlebach, Heidelberg: Antiqu.-Verzeichniß. Nr. 222: Geschichte und Geographie. — Th. Kampffmeyer, Berlin. Nr. 372: Literaturgeschichte, Germanistik, Volkskunde ꝛc. — Joseph Baer u. Co., Frankfurt a. M. Nr. 389: Deutsche Geschichte im Mittelalter, Rechtsgeschichte, Paläographie ꝛc.

Inhaltsverzeichniß zum II. Quartal 1897 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagennummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten", von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Aufsätze, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Sociales.

Die Rechtspflege in den deutschen Schutzgebieten 74, 75.
Die Aussichten der französischen Bevölkerungsbewegung 83.
*Landauer Statistik 109.
Kirchenpolitische Briefe XXII—XXIV 73, 97, 122.
Zur bayerischen Generalsynode 1897: Seelsorgesprengel und Stolgebührenablösung 130.
Christenthum und Socialismus 105.
Die Einführung des bürgerl. Gesetzbuchs und das juristische Prüfungswesen in Bayern 129.
Das Pandektencolleg 86.
Zur gesetzlichen Regelung des dolus eventualis 81.
Socialpolitik und Bühnenrecht 137.
*Der Proceß Dufresne 115.
*Geschlechtsvormundschaft und hausherrliche Gewalt vom Standpunkt der Rechtsvergleichung 131.
Untersuchungen über die Grundlagen der Marschwirthschaft 116.
Vom Jenaer Bier und Lichtenhainer 124.
*Werth der Organisation des deutschen Buchhandels 134.
Die Arbeitsvermittlung in Bayern 91.
Die Lage der Bergarbeiter im Rahelohlenrevier 108—110, 112, 113.
Deutsche und englische Arbeiterberufsvereine 85.
*Die englische Arbeiterbewegung im Vergleich zur deutschen 96.
Beste und billigste Armenpflege 79.
„Jung Europa" in den Augen eines reisenden Italieners 138.
Die Kulis auf den Pflanzungen der Ostküste von Sumatra 93—95.

2. Geschichte, Biographie, Memoiren, Briefe.

Vergleichende Rechts- und Sittengeschichte 118.
*Schweinfurth über den Ursprung der Aegypter 100, 140.
Altrömische Colonialpolitik in Afrika 126.
Inschrift aus Capua in Aegypten und Juvenal 102.
*Nestorianisches Inschriftendenkmal in China 87.
*Der Name d. Messias in e. chines. Bücherkatalog von 785—804 89.
Der Landkreis Metz, ein Territorium aus römischer Zeit 118.
*Neue Regesten der Erzbischöfe von Mainz 75.
Die Geschichte der Preise in ihrer Beziehung zur Wirthschaftsgeschichte 99, 100.
Deutsche Landeskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation 119, 120.
Eine Augsburger Chronik 92.
Aus der Geschichte des Creditverkehrs 134.
Mihirunnissa, die Sonne der Frauen 128.
Die Leidenszeit Prags von 1741 bis 1743 139.
Kaiser Pauls I. Ende 77.
Napoleon und seine Familie 121.
Der Marschall Davout und sein Journal 98.
Der König von Rom 114.
Nikolaus I. von Rußland 130, 131.
*Walther v. d. Vogelweide und Bischof Wolfger 96.
Cyriacus von Ancona in Kreta 87.
Das Lebensmemorial eines Frankfurter Handlungsdieners aus dem 17. Jahrhundert 140.
Eine Heldin wider Willen 89.
Zur Lebensgeschichte Cuviers 142.
Karoline v. Wolzogen 133.
Gérard de Nerval 98.
Aus Gottfried Kellers Leben 81, 82.
Zur italienischen Memoirenliteratur 141.
Don José Rizal, ein Märtyrer tagalischer Freiheit 115.
*Joseph Bayer 129.
*Bruno Bucher 130.
*Karl August Credner 112.
Dionysios Thrianos 106.
*J. G. v. Bunge † 89.
*Oskar v. Dickson † 128.
*Johann Georg Fischer † 100.
*K. R. Fresenius † 131.
*Karl Menzel † 105.
*J. B. Meyer † 139.
*Hans Müller † 89.
*Julius v. Sachs † 121.
*Correspondenz Martin Gerberts, Fürstabtes von St. Blasien 76.
Jugendbriefe König Ludwigs 112.

3. Literatur überhaupt, Poesie insbesondere.

*Neuer Papyrusfund in Aegypten 124.
*Phototypien griechischer und lateinischer Handschriften 114.
Das 104. Blatt aus dem Register des Thorschreibers von Jerusalem 132.
Ein Pamphlet aus der römischen Kaiserzeit 111.
White über den Streit der Wissenschaft mit der Theologie 74.
Ueber den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften in Ungarn 78.
Graf Gobineau 80.
Eine Bibliographie der socialökonomischen Literatur 86.
*Italienische Bibliothekstatistik 122.
*Zur Geschichte der spanischen Presse 119.
Nansens Nielsewerk 95.
Altes und Neues von Georg Brandes 141.
Ueber ästhetische Kritik bei Dichtungen 114, 115.
*Emanuel Geibel über Shakespeare, Schiller und Goethe 76.
Eine Schillerrenaissance 107.
*Uhlands handschriftlicher Nachlaß 116, 117.
Die verheirathete Frau im Roman 75, 76.
Dichternachlässe (Graf Schack und Roquette) 134.
Hieronymus Lorms Lyrik 127.
Heinrich Seidel 111.
Wilhelm Jensens Lyrik 117.
Zwei neue Werke von Robert Waldmüller 93.
Die moderne Wiener Schule und das Drama 79.
Ein Proletarierdrama 120.
Ein holländischer Roman 113.
*Brunetière über Zola 99.
Effi's Ehe 122.
Etwas vom Yankeesatiriker J. R. Lowell 94.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

Die Verwaltung der Alterthümer in Aegypten 113.
Brunns griechische Kunstgeschichte 110.
*Benndorfs Ausgrabungen in Ephesus 117, 118.
*Nochmals zur Tiara des Saitaphernes 136.
*Zur Erklärung und Ergänzung der Venus von Milo 125.
*Archäologisches 107; aus Rom 86.
Römische Licht- und Schattenbilder 133.
*Erwerbungen der Glyptothek Ny-Carlsberg 102.
*Heidnische Funde am Schleswiger Dom 108.
Kunststudien in Tirol 77, 78.
St. Jakob am Anger in München, Oberbayerns ältester Gewölbebau 135.
*Vom Dom zu Orvieto 142.
Altes und Neues aus der Sixtinischen Capelle 125, 126.
Venedig im 18. Jahrhundert 103, 104, 106, 107.
Badische Kirchenbauten im 19. Jahrhundert 104.
Dresdner Ausstellungsbriefe I—V 88, 108, 116, 119, 142.
Johannes Brahms 102.
Volkschorvereine und die evangelischen Kirchengesangvereine 91.
Die ersten Aufführungen der Jugenddramen Schillers in Wien 123.

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

Wetterprognosen 82.
*Zusammensetzung der atmosphärischen Luft 79.

Digitized by Google

*Eine Luftprobe aus 15,000 Meter Höhe 98.
*Farbe des Gardasees 73.
*Schwimmende Wellenbrecher 96.
*Künstlicher Regen 115.
*Röntgenstrahlen 124, 125, 128, 137, 138.
*Elektrocapillarlicht 111.
*Lord Kelvin über das Wesen der Berührungselektricität 124.
Die Elektrochemie 117.
*Neue Versuche mit flüssiger Luft 78.
*Fluorgas verflüssigt 140.
*Zur Theorie der Gährung 80.
Die Gewinnung der Parfüms 140.
Ueber den Unterschied zwischen todter und lebender Substanz 127, 128.
*Geschwindigkeit des Vogelfluges 114.
Von der Fortpflanzung der Gewächse 106.
Naturheilkunde und Wissenschaft 132.
*Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse Februar—April 1897 81, 109, 129.
*Gesundheitsverhältnisse der Stadt Stuttgart 108.
Der jetzige Stand der Tuberkulosefrage 88.
*Kochs neues Tuberkulin 80, 96.
Zur Lepragefahr 89.
*Kochs Rinderpestimpfung in Afrika 116.
Technische Briefe XXIII 131.
Eine neue, epochemachende Kraftmaschine 109.
Technische Neuerungen in der deutschen Kriegsmarine 87.
Ein Besuch der kinematischen Reuleaux-Sammlung 135.
*Alter Kölner Stadtplan 83.
*Die rumänischen Karpathen und die Dobrogea 85.
*Die griechischen Inseln des ägäischen Meers 83.
*Oberhummers und Zimmerers Reise durch Syrien und Kleinasien 99.
Aus dem Nilquellengebiet 101.
*v. Trotha's Reisen in Deutsch-Ostafrika 127.
*Olufsens Pamirexpedition 106.
*Erste Ersteigung des Tubungato 89.
*Besteigung des Aconcagua 79.
*Der Hüongolf in Kaiser Wilhelmsland 83.
*Anthropologische Expedition vonseiten Amerika's 78, 94.
*Feldtjof Nansens Reisebericht 77.
*Andree's Polarluftfahrt 114, 122, 141.
*Sonstige Polarexpeditionen (Sverdrup, Jackson, Pearz) 78, 190, 132, 142.
Südtirolische Landschaften: Der Ronsberg 136, 137.
Artes und die Alpscamps 86.
Das Triopium und die Villa des Herodes Atticus 135.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

Vergleichende Sprachforschung und Philologie 129.
*Der Sprachatlas des Deutschen Reichs 92.
Das Elsässer Wörterbuch 111.
*Das lettische Sprachgebiet in Deutschland 89.
*Die Erforschung der südslovischen Dialekte 123.
Ueber die Volksnamen Wälsche (Italiener), Walach, Wlach (Rumäne) und Lach (Pole) 124, 125.
Der „Völkergedanke" 76.
Ackerbaugeräthe und Ethnographie 103.
*Ein ethnographisches Räthsel 74.
Die ältesten Bewohner des Trentino 83, 84.
Zur Paläoethnologie Südtirols 110.
*Anthropologische Forschungen in Mexico 129.
Mecklenburgische Volkskunde 89.
*Ausgrabungen: ägyptische 87, 95, 120; griechische 127; römische 78, 81, 107, 119, 127.
*Technische Verfahren in Troja 94.
Die pompejanischen Graffiti 98.
*Paläolithische Stadt in Ostafrika 130.
*Die Höhlen von St. Canzian 112.
*Norwegischer Silberschatz 92.
*Pommerscher Silberfund 113.
*Die Fresken von Sigiri auf Ceylon 88.
Hochzeitsbräuche auf Kreta 98.
Zur germanischen Mythologie 100, 101.
Buddha's Botschaft und Tugendlehre 136.
Religionsphilosophische Bewegungen innerhalb des französischen Katholicismus 139.
Individualistische und socialistische Ethik 84.
F. Jodls Lehrbuch der Psychologie 121.
Zur Sociologie 138.
Fortbildungsschulen in Frankreich 95.
*Pädagogische Bibliographie und Encyklopädie für Deutschland 141.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

Monumenta Germaniae historica 85, 91.
*Akademie der Wissenschaften in München 104, 110, 136.
*Historische Commission bei derselben 136.
*Geographische Gesellschaft in München 85, 99.
*Münchner Volkshochschulverein 87.
*Germanisches Museum in Nürnberg 110.
*Schwäbischer Schillerverein 88, 92, 93, 113.
Die Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg 91, 99; *88.
Von der Straßburger Jubelfeier: Schmollers Ansprache 102.
*Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde in Metz 106.
*Römisch-germanisches Centralmuseum in Mainz 136.
Das physikalische Institut in Bonn 90.
*Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde 79.
*Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen 103, 140.
*Historische Commission der Provinz Sachsen 113.
*Historische Commission für die thüringischen Staaten 109.
*Goethegesellschaft, Shakespearegesellschaft, Goethe-Schillerarchiv ꝛc., Versammlung in Weimar 74, 81, 93, 125.
*Deutsche Schillerstiftung 92.
*Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig 88, 92.
*Hochschulvorträge für jedermann in Leipzig 90.
*Akademie der Wissenschaften in Berlin 75, 89, 90, 97, 110, 121, 133, 136, 137, 140.
*Berliner Universität 118.
*Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 77, 88, 106, 137.
*Gesellschaft für Anthropologie ꝛc. in Berlin 94, 119, 140.
*Internationale Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre in Berlin 96, 131.
*Preußischer Orden pour le mérite für Wissenschaften und Künste 122.
*Orientcomité für deutsche Ausgrabungen 128.
*Deutsches archäologisches Institut in Rom 96.
*Preußisches historisches Institut in Rom 119.
*Zoologische Station zu Neapel 79.
*Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 89, 137.
*Hansischer Geschichtsverein, Versammlung in Soest 116.
*XII. deutscher Geographentag in Jena 90.
*69. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig 92.
*Deutsche zoologische Gesellschaft, Versammlung in Kiel 109.
*Verein deutscher Chemiker, Versammlung in Hamburg 116.
*Verein deutscher Ingenieure, Versammlung in Kassel 127.
*XV. Congreß für innere Medicin in Berlin 110, 117, 130—132, 135.
*Versammlung deutscher Psychiater und Neurologen in Leipzig 97.
*Comeniusgesellschaft 97.
*Deutscher Occultistencongreß in Dresden 108.
*Akademie der Wissenschaften in Wien 101, 105, 111, 114, 117—119, 121, 123, 125, 128, 138—140.
*Wiener Universität 122, 124.
*Archäologisches Institut in Wien 78.
*Orientalische Akademie in Wien 81.
*Geographische Gesellschaft in Wien 86.
*Studentenbibliotheken in Oesterreich 105.
*Ungarische Akademie der Wissenschaften in Budapest 108.
*Royal Society in London 130.
*Académie française 76, 131, 140; A. des sciences 130.
Der neue Regierungsentwurf zur Universitätsreform in Italien 116.
*Accademia dei Lincei zu Rom 141.
*Alfred Nobels Testament 135.
*Serbische Akademie in Belgrad 86.
*John Crerar-Bibliothek in Chicago 111.
*Internationale criminalistische Vereinigung 89, 113, 132, 133.
*Internationaler Strafrechtscongreß in Lissabon 97.
*Internationales statistisches Institut, Sitzg. in Petersburg 95.
*Internationaler Geologencongreß in Petersburg 98, 126.
*XII. internat. medicinischer Congreß in Moskau 93.
*Anatomische Gesellschaft, Sitzg. in Gent 88, 93.
*Internationale Lepraconferenz in Berlin 138.
*Albanesischer sprachwissenschaftlicher Congreß in Lungro 90.
*II. internat. Bibliothekconferenz in London 116.
*Internat. bibliographische Conferenz in Brüssel 119.
*Gedruckte Katalogzettel 87, 142.
*Franenstudium 76, 77, 80, 110, 127, 128.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

Aho, J., Elli's Ehe 122.
*Amelung, W., Führer durch die Antiken von Florenz 132.
*Arndt, R., Biologische Studien 94.
Aubagen, O., Zur Kenntniß der Marschwirthschaft 116.
Bacchiold, J., Gottfried Kellers Leben 81, 82.
*Baedeker, K., Spanien und Portugal 122.
Baer, K. E. v., Lebensgeschichte Cuviers 142.
*Bahr, H., Theater 88.
*Baetels, A., Die deutsche Dichtung der Gegenwart 83.
*Baumgarten, F., Friedrich August Nüßlin 105.
*Baye, Bn. d., L'œuvre de Wosnessenoff; Causeries; Kiev 109.
*Beltchner, C., Im Kampf des Lebens 77.
Blondel, M., Lettre sur les exigences de la pensée contemporaine 139.
Blumentritt, F., Dr. José Rizal 115.
*Böhlau, H., Das Recht der Mutter 115.
Boissier, G., L'Afrique Romaine 126.

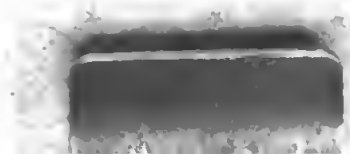
Digitized by Google

Brandes, G., Moderne Geister; Menschen und Werke ꝛc. 141.
Braungart, Realer Ackerbau im Alpenlande 103.
*Brugloch er, Gesetzsammlung für Aerzte in Bayern 106.
Brunn, H., Griechische Kunstgeschichte 110.
*Bülow, F. J., Drei Jahre im Lande Hendrik Witbois 82.
*Bulthaupt, H., Ganymed 128.
*Burckhard, Entwurf eines österreichischen Theatergesetzes 98.
Burggraf, J., Schillers Frauengestalten 107.
Carus, P., The Gospel of Buddha; Karma 136.
Chroniken der schwäbischen Städte: Augsburg V 92.
Croce, B., Stadii storici sulla rivoluzione napoletana 89.
*Crowe, J. S., Lebenserinnerungen 104.
*Daudet, Mme. A., Notes sur Londres 95.
D'Avenel, G., Histoire économique de la propriété 99, 100.
Daaout, Rapport du maréchal Davout 99.
*Domanig, K., Der Tiroler Freiheitskampf 129.
*Dorgerloh, A., Verzeichniß von Arbeiten Adolf Menzels 124.
*Ebner-Eschenbach, Marie v., Alte Schule 142.
*Ebner-Eschenbach, M. v., Hypnosis perennis; Wunder d. h. Sebastian 141.
Ehrenberg, R., Das Zeitalter der Fugger 134.
*Ehrensberger, H., Libri liturgici biblioth. Vaticanae mscpt. 84.
*Erichson, A., 1 Straßburger Jahrhundertfest; Duell in Straßburg 105.
*Farinelli, A., Grillparzer und Raimund 82.
*Férotin, M., Recueil des chartes u. Histoire de l'abbaye de Silos 97.
Ferrero, G., L'Europa giovane 138.
*Ferriani, L., Minderjährige Verbrecher 80.
*Foh, E., Im Cap au lac Nyassa 82.
*Gaedertz, K. Th., Emanuel Geibel 76.
*Geffroy, G., L'ansermé 99.
*Gildemeister, O., Essays 107.
Giuriati, D., Memorie d'emigrazione 141.
Gobineau, Gf., Renaissance; Asiatische Novellen 80.
Gaither, W., Handbuch der germanischen Mythologie 100, 101.
*Grätz, Die Elektricität und ihre Anwendungen 118.
*Hachenburg, M., Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich 138.
*Halbe, M., Frau Meset 81.
*Hauck, A., Realencyklopädie für protestant. Theologie u. Kirche 114, 133.
*Heiß, P., Frankfurter und Mainzer Drucker- und Verlegerzeichen 119.
*Hevesi, L., Blaue Fernen 77.
*Hoppe, F., Bilder z. Mythologie u. Geschichte der Griechen u. Römer 120.
*Jäger, E., Die neue deutsche Hypothekengesetzgebung 138.
Jensen, W., Vom Morgen bis zum Abend 117.
Jodl, F., Lehrbuch der Psychologie 121.
*Kahl, W., Lehrsystem des Kirchenrechts 78.
*Kartographische Uebersicht 141.
*Kehrbach, Mittheilgn. d. Ges. f. deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte 121.
*Kempin, E., Rechtsbrevier für deutsche Ehefrauen 87.
*Kerner a. Marilaun, A., Pflanzenleben 112.
*Kinsky, A., Vier Jahre in der Fremdenlegion 101.
*Kinsky, Gf. K., Vademecum für diplomatische Arbeit 82.
*Kirchliche Blätter aus der evangel. Landeskirche in Siebenbürgen 118.
*Kruse, E., Richteramt und Advocatur 136.
*Kunsthandbuch für Deutschland 130.
Langmann, Ph., Bartel Taeafer 120.
*Lassar-Cohn, die Chemie im täglichen Leben 135.
*Lauenstein, Der Assistenzarzt 108.
*Leonhard, R., Ueberblick über das neue Bürgerliche Gesetzbuch 138.
Letourneau, Ch., L'évolution de l'esclavage 138.
*Lindau, P., Türkische Geschichten 129.
Löffler, Die Schuldformen des Strafrechts 81.
*Lönholm, L., The new Japanese Civil code 87.
Lorm, H., Nachsommer 127.
Maartens, M., Joost Avelinghs Schuld 113.
*Maizier, Tagebuch aus dem französischen Kriege 101.
Martin, E. a Lienhart, F., Wörterbuch der elsäss. Mundarten 111.
Massan, F., Napoleon et sa famille 121.
*Medem, R., Entwurf e. Gesetzes betr. Reform des Irrenwesens 92.
*Medicinische Kalender 112.
Mödiss, M., Beiträge zur Lehre v. d. Fortpflanzung d. Gewächse 105.
Nansen, F., In Nacht und Eis 98.
*Oudana, G., Die Kardung 92.
Palästinafunde Nr. 1 132.
*Penck, Geographische Abhandlungen 89.
*Petzet, E., Johann Peter Uz 117.
*Pongracz, A. Gfn., Severin 91.
R., A., Kaiser Pauls I. Ende 77.
*Rechtsprechung des badischen Verwaltungsgerichtshofs 90.
*Rollett, H., Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden b. W. 100.
Roquette, O., Von Tag zu Tage 134.
Schack, Gf. A. F. v., Nachgelassene Dichtungen 134.
*Schäfer, K., Brauns Prospect der Reichsstadt Nürnberg 93.
*Schmidt, R., Die Onkaptati 132.
Schnapper-Arndt, G., Wanderjahre des Joh. Phil. Münch 140.
*Schuchi, G., Renaissance in der Schweiz 116.
*Schorn, P., Das Recht der Communalverbände in Preußen 90.
*Schorbach, K., Ecken Auffahrt 116.
*Schrenck-Notzing, v., Suggestion ꝛc. im Berchtoldproceß 106.
*Schultze, E., Das letzte Aufflackern der Alchemie in Deutschland 125.
*Schwarz, H., Grundzüge der Ethik 102.
*Snell, O., Grundzüge der Irrenpflege 137.
*Sperl, A., Die Söhne des Herrn Budiwoi 119.
Stammhammer, J., Bibliographie der Socialpolitik 86.
*Stölzle, R., Karl Ernst v. Baer und seine Weltanschauung 114.
*Tisza, St. v., Ungarische Agrarpolitik 110.
*Ubisch, E. v., Erinnerungen eines preußischen Offiziers 101.
Untersteiner, E., Scritti di storia antica tridentina 83, 84.
Unterschauungen über die Lage des Handwerks in Deutschland 124.
*Vandérem, F., Les deux rives 80.
*Verzeichniß der Medaillen u. Münzen des Gesammthauses Wittelsbach 86.
*Vogel, E., Bibliothek der weltlichen Vocalmusik Italiens 79.
*Vollmöller, G., Sturm- u. Drangperiode u. moderner Realismus 98.
*Wackernell, J. E., Altdeutsche Passionsspiele in Tirol 111.
*Wagner, F. a., Thierkunde 119.
Waldmüller, R., Liebesstürme; Das Amulet 93.
*Wasielewski, W. J. v., Aus siebzig Jahren 127.
Weber, O., Die Leidenszeit Prags 1741—43 139.
*Weber, W., Beethovens Missa solamnis 80.
*Weil, H., Studien über das antike Drama 113.
Welschinger, H., Le roi de Rome 114.
White, A. D., The warfare of science with theology 74.
*Wilamowitz-Moellendaeff, U. v., Aischylos' Oreste 96.
*Wittenbauer, F., Jung Ummy 120.
Wossidlo, R., Mecklenburgische Volksüberlieferungen 83.
*Zorn, Ph., Das Staatsrecht des Deutschen Reichs 74.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

Achelis, Th. 138.
Bartels, A. 117.
Berdrow, W. 87, 117.
Bettelheim, A. *129.
Bey, L. P. 98.
Böttger, H. 85, 124.
Brandl, A. *111.
Braun, E. *124.
Brenner, O. *92.
Buchner, M. 76.
Busse, C. 111.
Caetani-Lovatelli, Gfn. E. 135.
Cuetins, F. 112.
Dessau, B. 82.
Eisler, R. 121.
Elkan, E. 140.
Eucken, R. 139.
Evans, E. P. 74, 136.
Fleischner, L. 95.
Franz, E. 116.
Fuchs, R. 96.
Fürst, R. 75, 76.
Furtwangler, A. *136.
Gaither, W. 89.
Gomperz, Th. *113.
Goege, S. *120.
Graeven, H. 87.
Grupp, G. 99, 100.
Günther, S. 89, *141.
Hager, G. 77, 78.
Hahn, C. *74.
Haupt, R. *108.
Holzhausen, P. 99, 121.
Hora, P. 129.
Horner, E. 123.
Ilwof, F. *129.
Junker, C. 86.
Karell, L. 105.
Katscher, L. *100.
Kaufmann, D. 132.
Kellen, T. 108—110, 112, 113.
Kleinschmidt, A. 130, 131.
Klemm, R. 128.
Knauß *105.
Kratzer, H. 113, *117.
Kreusner 88.
Kriele, M. 116.
Krumbacher, K. 106.
Landau, M. 83.
Lavet, P. 111.
Lepsius, J. u. d. 100, 101.
Loh, W. 131.
Lüttgert 85.
Marlow, V. 126.
Mayr, M. v. 83, *109.
Meyer, H. 92.
Michaelis, A. 91, 92.
Milkowicz, W. 124, 125.
Mosbert *100.
Müller, C. 140.
Müller, E. 133.
Nanz, A. 83, 84.
Necker, M. 107, 120, *91.
Pekelharing, C. A. 127, 128.
Polakowsky, H. 80.
Ratzel, F. 115.
Ratzinger, G. *95.
Röttelen, H. 114, 115.
Salpius, F. v. 94.
Sauer, B. 110.
Schiller, A. 105, 130.
Schlosser, J. v. 103, 104, 106, 107.
Schmitt, F. J. 104, 138.
Schmoller, G. 102.
Schueller, Th. 136, 137.
Schoen, P. *74.
Scholz, B. *80.
Schult, S. 81, 82.
Schuh, J. 132, *92, 103, 112, 119, 142.
Schuhmann, J. 133.
Schultheiß, F. G. 119, 120.
Schuster, H. 102.
Seiling, M. 103.
Sittenberger, H. 79.
Socin, A. 111.
Spectator 73, 97, 122.
Steindorff, G. 113.
Steinmann, E. 125, 126.
Stengel, K. Frhr. v. 74, 75.
Stock, C. 84.
Stolz, F. 110.
Teyner *89.
Thelo, M. K. F. 127, 134, *93.
Trübner, K. J. *131.
Wendland, P. 135.
Werner, R. 93, 139, *121.
Wittmer, M. 80.
Wolfram, M. 118.

☞ **Die Titelblätter für das I. und II. Quartal 1897 liegen der heutigen Nummer bei.**



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 0112 109806999

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109806999

Digitized by Google